Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

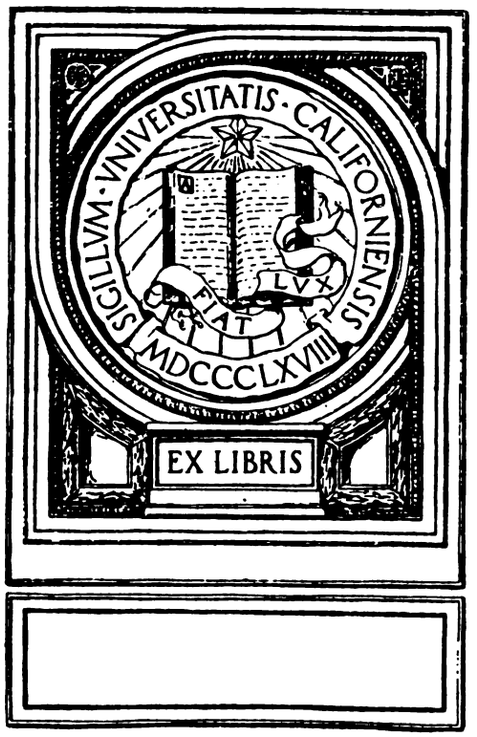
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1837.

Erster Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

AP30
J3
1837

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Januar 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
*v. Henning.
*Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bonn.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*C. G. Zumpt.
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

I.

Kurzgefaſstes exegetisches Handbuch zum neuen Testament. Von Dr. W. M. L. De Wette. Ersten Bandes erster Theil. Kurze Erklärung des Evangeliums Matthäi. Leipzig, 1836. Weidmannsche Buchhandlung. VIII. u. 247 S. gr. 8.

Als zweite Lieferung des kurzgefaſsten exegetischen Handbuchs zum N. T., von welchem als erste Probe vor einiger Zeit ein Commentar zum Römerbrief erschienen ist, erhalten wir hier die kurze Erklärung des Evangeliums Matthäi, in welcher, wie sich erwarten lieſs, der Hr. Verf. eine neue Probe seiner kritischen und exegetischen Meisterschaft, seiner Besonnenheit und Milde, aber ebensosehr, was in unsern Zeiten besonders viel sagen will, seiner Offenheit und Freimüthigkeit, gegeben hat. Was insbesondere die Bestimmung des Werkes zum Handbuch betrifft: so verstehen es bekanntlich Wenige so, wie Hr. Dr. De Wette, in den möglichst kleinen Raum die reichste Masse nicht nur des geschichtlichen Stoffes, sondern ebensosehr der lichtgebenden eigenen Winke, zusammenzudrängen, d. h. der Aufgabe eines Handbuchs Genüge zu thun. Sind es diese vereinigten Vorzüge, welche dem anzuzeigenden Werke an sich und im Allgemeinen einen hohen Werth geben: so hat es einen solchen in besonderer Beziehung auf die Verhältnisse der Zeit, darin, daſs es, recht ein Wort zu seiner Zeit, in die Mitte der obschwebenden kritischen Verhandlungen über den Ursprung des ersten Evangeliums, sein Verhältniſs zu den übrigen Evangelien, und die historische Grundlage des Lebens Jesu überhaupt, eingreift, und in seiner eben so muthigen als gemäſsigten Haltung beiden, der Partei der Bewegung wie der der Stabilität, höchst beachtenswerthe Winke ertheilt. Indem sich die gegenwärtige Recension vorzugsweise mit dieser letzteren Seite des Werkes, als der für die Gegenwart wichtigsten, beschäftigt, werden dabei die übrigen Seiten und Eigenschaften desselben da und dort von selbst zur Erscheinung kommen.

In der kurzen Einleitung (S. 1—6) bezeichnet der Hr. Verf., nachdem er von der Ueberschrift, dem Zweck und Charakter, und den einzelnen Theilen des Evangeliums gehandelt, in Bezug auf den Ursprung desselben die Nachricht der kirchlichen Ueberlieferung als eine solche, welche mehr Zweifel und Streit veranlasse, als Sicherheit gewähre. Denn die Behauptung der Kirchenschriftsteller von Papias an, daſs Matthäus für die Hebräer in hebräischer Sprache geschrieben habe, lasse uns in gänzlicher Ungewiſsheit über das Verhältniſs des vorhandenen, nach Matthäus benannten, griechischen Werkes, von dessen Entstehung die kirchliche Ueberlieferung schweige, zur angeblichen hebräischen Urschrift, welche Niemand gesehen habe. Wolle man diese ungenügenden äuſsern Zeugnisse durch innere Gründe zur Entscheidung bringen: so gebe das Werk selbst nur verneinende Anzeigen, aus welchen daher neuere Kritiker den Schluſs gezogen haben, das griechische Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt könne nicht das Werk des Apostels sein; eine Beweisführung, welcher selbst Vertheidiger der Aechtheit des Evangeliums so weit nachzugeben sich gedrungen gefühlt haben, daſs sie unsern griechischen Matthäus wenigstens für eine freie Bearbeitung des hebräischen, und Manches darin für unapostolisch, erklärten. Doch sei gegen die Aechtheit und Integrität des ersten Evangeliums noch keineswegs ein Beweis geführt, der auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfte; wovon der Grund theils in der verschiedenen Beurtheilung der Wunder und anderer Uebernatürlichkeiten in der evangelischen Geschichte, theils in der verschiedenen Ansicht von der Aechtheit und Glaubwürdigkeit der übrigen Evangelien, liege.

734005

Digitized by Google

Was nun den ersteren Punkt betrifft, so erklärt der Hr. Verf. in der Vorrede (S. V—VII), daſs die übernatürliche Ansicht der Wunder, wenn sie mit der geschichtlichen Wirklichkeit in Einklang gesetzt werden solle, grosse Schwierigkeiten mit sich führe; daſs der Glaube an die buchstäbliche Geschichtlichkeit der biblischen Wunder für Denkende um so weniger möglich sei, als wir über die meisten mehrere abweichende Relationen haben, welche nur durch die unredlichen Künste einer willkürlichen Harmonistik in Einstimmung gebracht werden können; auch müsse das Dringen auf den Glauben an buchstäbliche Geschichtlichkeit der Wunder nothwendig von unheilbringendem Einfluſs auf die Entwicklung der Frömmigkeit sein. Aber jene Schwierigkeiten in den Wundererzählungen ausführlich zu entwickeln, und entweder zu lösen, oder um ihrer willen die ganzen Erzählungen als ungeschichtlich darzustellen, gehöre weder in einen kurzen Commentar, vielmehr zur Apologetik; noch liege es in des Verfs. theologischer Richtung, welcher, mit Verwerfung der Willkür und Unkritik der sogenannten Orthodoxen, doch zugleich den ächt-historischen Glauben an Christum sich bewahrt habe. Daher begnüge er sich damit, auf das, worin Alle sich vereinigen können, die ideal-symbolische Bedeutung der Wunder, hinzuweisen; ohne damit behaupten zu wollen, daſs die Wundererzählungen bloſs aus Ideen zusammengewebt seien.

In Bezug auf den andern Punkt, das Verhältniſs des ersten Evangeliums zu den übrigen, trifft der Hr. Verf. mit dem Urtheile, welches früher in diesen Blättern über die Stellung der neusten Kritiker zu dieser Frage gefällt wurde, zusammen, indem er ihre Vorliebe für Lukas und selbst für Markus rügt, und seinerseits umgekehrt das erste Evangelium als das ältere und ursprünglichere, das dritte als die spätere, und im Ganzen weniger zuverläſsige Darstellung, das zweite als in Abhängigkeit von den beiden andern entstanden, bezeichnet; von dem vierten die apostolische Abkunft zwar noch voraussetzt, aber doch gerathen findet, die aus der vorausgesetzten Aechtheit der übrigen Evangelien hergenommenen Gründe gegen den Matthäus einstweilen noch auf die Seite zu stellen.

Unabhängig von den streitigen Ansichten über diese zwei Punkte sind nach dem Hrn. Vf. folgende Gründe gegen den apostolischen Ursprung des ersten Evangeliums: 1) Es enthält wunderbare Nachrichten, die selbst auf dem Standpunkte des Wunderglaubens als nicht in die evangelische Geschichte einzureihend aufgegeben, oder doch bezweifelt werden müssen; wie die Auferstehung etlicher Todten bei Jesu Tode, die zweite Speisung, die Versuchung Christi, die Verfluchung des Feigenbaums, das Wunder vom Stater im Munde des Fisches. 2) Unser Evangelium enthält Nachrichten, welche aus inneren Gründen, oder wegen ihres Widerspruchs mit anderweitigen Nachrichten übertrieben, oder falsch sind. So ist das Verhältniſs des Täufers zu Jesu durch 3, 16 f. anders bestimmt, als es nach 11, 3. 11. A. G. 18, 25. 19, 3. gewesen sein kann; die Nachricht von der Aufstellung und Bestechung der Grabeswächter aber anerkannt irrig. 3) Auch die wiederholte Forderung eines Zeichens 16, 1 ff., vgl. 12, 38., beruht wahrscheinlich auf einem Versehen, das schwerlich ein Apostel begehen konnte. 4) Es scheint, daſs die Anwendung von alttest. Weissagungen auf die Darstellung der Geschichte Einfluſs gehabt hat: sicher 21, 7., vielleicht auch 27, 3—10. 39 ff. 5) Manche Reden Jesu sind nicht im wahren geschichtlichen Zusammenhange aufgeführt, was sicherlich mit 10, 19 ff. 18, 8 f., vielleicht auch mit 17, 10 f. der Fall ist; andere sind sogar nicht treu überliefert, wie 10, 23. 12, 39 f. 13, 11 ff. 20, 16. 26, 13. 28, 19 f. 6) Es findet eine Unklarheit in Ansehung der von Jesu sich beigelegten messianischen Würde statt, indem er sich schon in der Bergpredigt förmlich für den Messias erklärt, hingegen späterhin 16, 16. das Bekenntniſs Petri einer göttlichen Eingebung zuschreibt, und das Verbot giebt, Niemanden zu sagen, daſs er der Messias sei (S. 3 u. 4).

Doch da der Hr. Verf. auch diesen Gründen theils keine widerspruchslose Anerkennung verspricht, theils sie selbst noch nicht zwingend und hinreichend findet, das ganze Evangelium auch seinem Kerne nach für unapostolisch zu erklären: so empfängt nach ihm der Ausleger vom Isagogiker anstatt eines sichern Ergebnisses nur die Aufgabe, bei richtiger Auffassung des Sinnes darauf aufmerksam zu sein, ob die Darstellung des ersten Evangeliums sich zur Geschichte selbst als treu und ursprünglich verhalte.

In der Erklärung des Einzelnen erkennt der Hr. Verf. an der Genealogie, welche Matthäus seinem Evangelium voranstellt, die Willkür in der Herstellung der drei Vierzehende, so wie den unlösbaren Widerspruch mit der Genealogie bei Lukas, an, und bemerkt, wie

Digitized by Google

hiedurch selbst das einfache Factum, daſs Jesus Nachkomme Davids gewesen, unsicher werde; daſs aber die Genealogie Jesum auch als wirklichen Sohn Josephs voraussetze, und daher von einem andern Verfasser als das übrige Evangelium herrühren müsse, findet er nicht. — Ueber die folgende Geburtsgeschichte bemerkt der Hr. Vf., während es für den Ausleger klar und entschieden sei, daſs Matthäus wie Lukas von einem übernatürlichen Ursprung Jesu reden, müsse der Kritiker folgende Bemerkungen machen: 1) Die Berichte des Matthäus und Lukas ergänzen sich nicht etwa, sondern schlieſsen sich aus, nämlich in dem Umstande, daſs bei Matthäus die Engelserscheinung *nach* der Empfängniſs, bei Lukas *vor* derselben stattgefunden haben soll, diese aber die Bedenklichkeiten Josephs und deren Hebung durch die Engelsbotschaft unnöthig gemacht haben müſste. 2) Die berichtete Sache betrifft das Geheimniſs der Zeugung, liegt nicht im gewöhnlichen Kreise historischer Kunde, und ist gerade von dem Evangelisten, welcher der Maria am nächsten stand, Johannes, nicht bezeugt; auch scheint die Mutter selbst nicht davon überzeugt gewesen zu sein, da sie an des Sohnes höheren Bestrebungen irre wurde (12, 46. Marc. 3, 21. 31 ff.). 3) Sie stimmt nicht zu der Meinung der Zeitgenossen Jesu, welche Joseph für dessen Vater hielten (13, 55. Luc. 4, 22. Joh. 1, 46. 6, 42.), und selbst der Apostel, welche theils nichts gegen jene Meinung einwenden (Joh. 6, 42.), theils Jesum geradezu dem Fleische nach von den Vätern abstammen lassen (Röm. 1, 3. 9, 5.); woran sich die Ansicht eines Theils der Ebioniten von Jesu natürlicher Geburt schlieſst. 4) Die Vorstellung, Jesus sei vom heil. Geiste gezeugt, verhält sich zu der reinen christlichen Glaubenswahrheit, daſs er dem Geiste der Heiligkeit, d. h. seinem sittlich religiösen Charakter nach (Röm. 1, 4.), Gottes Sohn ist, so, daſs eine Idee als eine in der Natur, aber übernatürlich, geschehene Thatsache vorgestellt wird, und hängt mit der Ansicht zusammen, daſs der eheliche Beischlaf sündlich sei. 5) Aehnlich sind die Sagen von der mit wunderbaren Umständen begleiteten Geburt Isaak's und Simson's, mehr aber noch die von Romulus, Plato's, Buddha's u. A. göttlicher Erzeugung, welchen die in die Natur herabgezogene Idee, daſs in erhabener Menschlichkeit Göttliches zur Erscheinung kommt, zum Grunde liegt. 6) Diese unsre klar bewuſste Ansicht schadet nicht der gläubig frommen Behandlung dieses Berichtes, in welchem zwar eine Idee in sinnlich naturgemäſser Form, aber darum für den nicht klar denkenden Christen nur desto anschaulicher und wahrer dargestellt, und daher keineswegs aus dem Kreise christlicher Vorstellungen zu verweisen, jedoch soviel als möglich geistig aufzufassen ist (S. 18. 19.).

Die Erzählung von den Magiern und ihrem Sterne leitet Hr. Dr. De Wette durch die Bemerkung ein, wie das Alterthum vermöge seines astrologischen Glaubens die Geburt groſser Männer, z. B. des Mithridates, des Alexander Severus, des Abraham, durch erschienene Sterne verherrlicht sein lieſs: so habe man auch bei der Geburt des Messias die Erscheinung eines Sterns erwartet, wozu die Stelle 4 Mos. 24, 17. beigetragen haben möge. Sodann habe man nach mehreren prophetischen Stellen nicht nur die Erwartung gehegt, daſs das messianische Heil zu den fremden Völkern kommen, sondern auch nach Jes. 60, 3. Ps. 72, 10., daſs diese im zukünftigen goldenen Zeitalter nach Jerusalem wallfahrten und Geschenke bringen würden. Von beiden Erwartungen zeige die Erzählung von den Magiern die Erfüllung. Für den zweiten Theil der Erzählung Matth. 2., von dem herodischen Mordbefehle und der Flucht nach Aegypten, bestimmt der Hr. Vf. den dogmatischen Gesichtspunkt so: die Gefahren, welche das neugeborene Kind bedrohen, seien ein Vorbild der Verfolgungen und Leiden, welche dem Messias und seiner Kirche bevorstanden, und haben hinwiederum in den Gefahren, welche das Leben des neugeborenen Mose umgaben, ein Vorbild, so wie die Flucht nach Aegypten mit der Flucht Mose's nach Arabien vergleichbar würde. Dieselbe tragische Idee wiederhole sich überdieſs in den Gefahren, unter welchen Romulus, Cyrus, Semiramis, Krischna, in's Leben treten. So sei die ganze Erzählung des zweiten Cap. mehr mit dogmatisch-religiösem, als mit historischem Blicke zu betrachten; denn als Geschichte biete sie groſse Schwierigkeiten dar, nicht nur, weil sie theils so viel Wunderbares, das sogar den Gesetzen der Optik zuwiderlaufe (V. 9.) und Unheil stifte (V. 16.), übrigens nutzlos verschwendet sei, theils so viel Unwahrscheinliches enthalte (V. 7. 8. 16.), sondern auch, weil keine Vereinigung mit dem von Lukas (2, 22 ff.) Erzählten möglich sei.

Ueber die Anwendung A. T.licher Weissagungen

Digitized by Google

in diesen Abschnitten wird (S. 16 f.) bemerkt, daſs zwar der Begriff von πληροῦσθαι, wie der der Weissagung, schwankend und vielseitig, und nicht nach unsrer Logik zu messen sei; daſs es sich nicht immer bestimmen lasse, ob in einem gegebenen Falle eine wörtliche Weissagung, oder nur eine Parallele, geltend gemacht werden solle: so viel jedoch sei gewiſs, daſs der Jude bei Aufsuchung von Anknüpfungen im A. T. auf den historischen Sinn und Zusammenhang keine Rücksicht genommen, daſs dieser für ihn gewissermaſsen gar nicht existirt habe. So, während Jes. 7, 14. von der nahe bevorstehenden Geburt eines Knaben, welche der Prophet als ein Zeichen für seine Zeitgenossen angab, die Rede sei: haben die Juden frühe schon, wie die Uebersetzung der LXX (עַלְמָה durch παρθένος statt durch νεᾶνις) vermuthen lasse, die Stelle auf den Messias gedeutet; während Hos. 11, 1. unläugbar vom Volk Israël die Rede sei, habe der wahrscheinlichsten Erklärung zufolge der Evangelist nach allegorischer Exegese die Stelle trotz dem Zusammenhang auf den Messias bezogen (S. 17. 24.).

Die Erzählung vom Auftritte des Täufers Johannes betreffend, ist Hr. Dr. De Wette zu der Annahme geneigt, daſs Matthäus demselben eine zu bestimmte Ankündigung theils der Nähe des Messiasreichs, theils Jesu als des Messias, in den Mund gelegt habe. In der Weigerung des Täufers, Jesum zu taufen (3, 14.), findet er einen Widerspruch gegen das κἀγὼ οὐκ ἤδειν αὐτὸν (Joh. 1, 31. 33.); daſs Jesus sich der Taufe unterwarf, zeugt nach ihm zwar gegen die absolute Sündlosigkeit Jesu, aber nicht gegen eine solche, welche mit Anerkennung der Möglichkeit der Sünde in ihm nur deren Wirklichkeit ausschlieſst; die Unterwerfung unter einen solchen Reinigungsgebrauch ziemte ihm bloſs darum, weil er hätte sündigen können, nicht weil er gesündigt hatte. Die Taufe Jesu erscheint nach dem Hrn. Verf. in den Evangelien als die Inauguration des Messias, wahrscheinlich nach der Vorstellung der jüdischen Christologie, daſs Elias denselben einweihen und bekannt machen werde. Die damit verbundene Mittheilung des Geistes an ihn lag in der messianischen Erwartung (Jes. 11, 2.); sie würde, nämlich als Wahrnehmung des Täufers, ebenfalls als historisches Factum anzusehen sein, wenn dessen Anerkennung Jesu als des Messias nicht bedeutenden Zweifeln unterläge; so aber bleibe für den Christen die Thatsache, daſs Jesus den Geist *hatte*, sicherer als die Art, wie er ihn *empfing*.

Von der Versuchungsgeschichte findet der Hr. Vf. die buchstäblich historische Auffassung, nach welcher der Teufel in leibhafter Erscheinung auftritt, selbst auf dem Standpunkte des willigsten Glaubens an Uebernatürliches mit unauflöslichen Schwierigkeiten verknüpft; die Verlegung des Vorgangs in das Innere Jesu, als Gedankenspiel, Vision, Traum, mit dem Inhalt und Ton der Erzählung unverträglich; die Annahme einer collectiven, sinnbildlichen Darstellung, oder einer Parabel, theils gleichfalls in Rücksicht auf die Form der Erzählung schwierig, theils in Hinsicht der Nützlichkeit für die Jünger zweifelhaft. Da nun, schlieſst der Hr. Verf. S. 42, die Stellung dieser Erzählung in der Lebensgeschichte Jesu in jedem Falle als ungeschichtlich und der Inhalt als sinnbildlich angesehen werden müsse: so sei die Annahme eines Mythus, d. h. einer frei aus religiösen Zeitideen entstandenen Sage, die natürlichste. Die Bedeutung des Mythus wird hierauf folgendermaſsen angegeben: Der Satan ist der Feind des Messias und seines Reiches, und dieser, ohnehin dem sittlichen Kampfe unterworfen (Hebr. 4, 15.), muſste, wie während seines ganzen Wirkens (Matth. 13, 39.) und am Ende seines Lebens (Joh. 14, 30.), so auch gleich bei seinem Auftritte mit ihm kämpfen. Wie der Ankläger der Menschen Hiob geprüft hatte: so prüfte er auch den Messias, und zwar Anfangs durch die Lust der Welt, zuletzt durch die Schrecken derselben. Das Einzelne hat verschiedene Anknüpfungspunkte. Die Weihe der Taufe führte auf die Idee einer Prüfung. Die Wüste war die Wohnung der bösen Geister; in der Wüste war das Volk Israël 40 Jahre geprüft worden; daselbst hatte Moses 40 Tage und 40 Nächte gefastet. Die erste Versuchung lehnt sich an 2 Mos. 16.; die zweite ihrem Inhalte nach an die Sünde Israëls in der Wüste, Gott zu versuchen, der Form nach an Ps. 91, 11 f.; die dritte ging aus dem Hauptgegensatze der christlichen Christologie mit der jüdischen hervor. Der Dienst der Engel am Schlusse hat sein Vorbild in der Geschichte Elia's (S. 42 f.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Kurzgefaſstes exegetisches Handbuch zum neuen Testament. Von Dr. W. M. L. De Wette.

(Fortsetzung.)

Die folgende Erzählung von der Berufung der ersten Jünger (4, 18 ff.) steht nach unserem Hrn. Verf. mit Joh. 1, 37 ff. in Widerspruch, wo, wenn auch nicht die Berufung des Petrus und Andreas zu Aposteln, doch wenigstens die Anknüpfung eines bleibenden Verhältnisses derselben mit Jesu berichtet wird, während sie nach Matthäus offenbar unvorbereitet auf Jesu Ruf sich aufmachen und ihm folgen. Wenn auch, wird weiter bemerkt, unsre Erzählung nicht gerade eine mythische Nachbildung der Berufung des Elisa durch den Elia sei, und sie darin überbiete, daſs die Apostel sich nicht erst, wie jener, von Vater und Mutter verabschieden (vgl. 8, 21 f.): so trage sie doch sicher den Charakter der Sage, welcher ebenso auch die Erzählung des Lukas (5, 1 ff.) vom Fischzuge des Petrus angehöre, die überdieſs die Berufungsgeschichte bei Matthäus ausschlieſse.

Von der Bergrede findet Hr. Dr. De Wette bei Matthäus eine vollständigere und geordnetere Relation als bei Lukas. Zwar folge die Rede nur bis 6, 18. einem festen Plane, von hier an werde der Zusammenhang lose, und es reihen sich gröſsere und kleinere Sinnsprüche aneinander; woraus, da manche Theile der Bergrede des Matthäus bei Lukas in anderem Zusammenhang erscheinen, geschlossen werden könnte, Matthäus stelle auch hier, wie sonst, zusammen, was Jesus bei verschiedenen Anlässen gesprochen habe. Da jedoch Manches, was in der Bergrede des Matthäus wohl zusammenhänge, bei Lukas in minder schicklichem Zusammenhang erscheine; manches bei Matthäus Vereinzelte auch bei Lukas nicht besser eingefügt sei, und nur in verhältnisſmäſsig wenigen Stellen dem Lukas wirklich der Vorzug einer bestimmteren Veranlassung zukomme: so könne nur so viel zugegeben werden, daſs Matthäus die Rede Jesu hie und da erweitert habe; was indessen keineswegs etwa von Hinzufügung des ganzen zweifen, minder zusammenhängenden Theils verstanden werden dürfe, weil das Vorkommen mancher Stücke aus demselben auch in der Bergrede des Lukas die Ursprünglichkeit gerade dieses Theils verbürge. Dazu komme, daſs Jesus Manches mehr als Einmal vorgetragen haben könne. — Die Stellung anlangend, welche Jesus in der Bergrede 5, 17 ff. sich zum mosaischen Gesetze giebt, bemerkt Hr. Dr. De Wette, die Frage, ob Jesus beabsichtigt habe, das Ritualgesetz aufzuheben, verschwinde einem unter den Händen, wenn man, wie man müsse, sowohl καταλῦσαι als πληρῶσαι vom Geiste, nicht bloſs vom Buchstaben, verstehe. Auch dem geringsten Gebote, wie z. B. den Reinigkeitsgesetzen, müsse, da das Gesetz ein organisches Ganze sei, in der Art sein Recht geschehen, daſs die Idee, zu deren Darstellung es gehöre, bewahrt und vollkommener verwirklicht werde. — Von der Stelle 7, 21 ff., wo Jesus sich als Weltrichter darstellt, urtheilt der Hr. Verf., daſs sie zu frühe angeführt zu sein scheine, da Jesus über seine Messiaswürde sich Anfangs noch nicht entschieden ausgesprochen habe.

Bei den folgenden Wundergeschichten erklärt sich der Hr. Verf., der in der Vorrede genommenen Stellung gemäſs, gegen die Versuche natürlicher Erklärung: aber ohne sich ebenso in eine Beurtheilung der supranaturalistischen Ansicht einzulassen; ferner erkennt er den Vorzug der Relation des Matthäus vor der des Lukas an: setzt aber den Johannes als normgebend voraus. — Zu der Geschichte vom Gichtbrüchigen wird bemerkt: bei den Worten ἀφέωνταί σοι αἱ ἁμαρτίαι σου (9, 2.) sei die Annahme einer bloſsen Anbequemung Jesu an den jüdischen Vergeltungsglauben nichts weniger als sicher, da Jesus diesem Glauben

Digitized by Google

Joh. 9, 3. nur für einen bestimmten Fall widersprochen habe. — Von dem 8, 20. zuerst vorkommenden Ausdruck: *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου*, glaubt der Hr. Verf. die auf Dan. 7, 13. sich stützende Erklärung vom Messias, aus Rücksicht auf Stellen wie Matth. 9, 6. 16, 13, mit der andern, nach welcher jener Ausdruck nur so viel wie: dieser Mensch, bedeutet, dahin combiniren zu müssen, daſs sich Jesus damit nur indirect als Messias bezeichne, und so der Ausdruck für diejenigen, welche nicht an die Danielische Stelle dachten, nichts weiter geheiſsen habe, als: dieser Mensch, d. h. ich; in Bezug auf jene Stelle aber: ich, dieser unscheinbare Mensch, der doch dazu bestimmt ist, das zu sein, was der Prophet geweissagt hat.

Ueber die Instructionsrede c. 10. bemerkt Hr. Dr. De W., auch hier so wenig wie bei der Bergrede, dürfe man geradezu dem Lukas den Preiſs der Ursprünglichkeit zuerkennen; denn die Rede an die Zwölfe sei bei ihm gegen die an die Siebenzig gar zu dürftig und unbedeutend ausgefallen, wozu noch die geringe Verbürgtheit der Aussendung der Siebenzig komme. — Das im Eingang dieser Rede ausgesprochene Verbot, sich an Heiden zu wenden (V. 5.), erscheint dem Hrn. Verf. in Vergleichung mit 28, 19. nur als einstweilig; wie sich ja Jesus selbst zwar 15, 21 ff., nicht aber 8, 5 ff., an dieses Verbot halte. Indessen wird zu 28, 19. bemerkt, der Befehl, Heiden zu taufen, wolle sich mit der anfänglichen Bedenklichkeit der Apostel, dieses zu thun (A. G. 10.) nicht vertragen (S. 246). Jedenfalls aber, wird S. 100 geltend gemacht, könne Jesus nicht hinter den Weissagungen des A. T. zurückgeblieben sein, nach welchen auch die Heiden in die Theokratie aufgenommen werden sollten. — Den Ausspruch in derselben Rede: *οὐ μὴ τελέσητε τὰς πόλεις τοῦ Ἰσραὴλ, ἕως ἂν ἔλθῃ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* (V. 23.), nimmt Hr. Dr. De W. von einem siegreichen Hervortreten Jesu als Messias; da es sich jedoch nicht beweisen lasse, daſs Jesus damals ein solches Hervortreten gehofft habe: so sei an seine Wiederkehr, wie C. 24., zu denken, und eine Prolepsis anzunehmen. Nun aber sei zwischen dem Ausspruch 10, 23. und den Reden C. 24. der bemerkenswerthe Unterschied, daſs jenem zufolge die Apostel noch nicht in allen israëlitischen Städten, nach diesen dagegen bereits bei allen Völkern herumgekommen sein sollen, wenn der Messias erscheine. Daraus könne die Vermuthung entstehen, daſs es vielleicht zwei verschiedene Quellen für die Reden Jesu von seiner Zukunft gegeben habe, aus deren einer Matthäus hier, aus der andern dort, schöpfte.

Die Frage des Täufers, 11, 2., drückt nach dem Hrn. Verf. entschieden einen Zweifel an Jesu messianischer Sendung aus, und sei es auch nur an seiner rechten messianischen Thätigkeit, an dem von ihm eingeschlagenen Wege, seinen Plan zu vollführen; wozu noch komme, daſs, wie aus der Fortdauer seiner Schule zu schlieſsen, der Täufer auch durch die auf seine Frage erhaltene Antwort nicht überzeugt worden zu sein scheine. Nun aber solle derselbe nach den Evangelien eine göttliche Offenbarung über Jesum erhalten, und ihn sogar als den leidenden Messias erkannt haben (Joh. 1, 29.), mit welcher letzteren Ueberzeugung sich nicht einmal die Ungeduld über Jesu stilles, langsames Wirken vertrüge. Beides lasse sich nicht vereinigen, und so müssen wir die früheren Berichte der Evangelien (also auch den des Johannes) als zu viel sagend ansehen.

Die Erklärung, welche 12, 40. Matthäus von dem *σημεῖον Ἰωνᾶ* gibt, paſst nach Hrn. Dr. De W. nicht; denn 1) stimme V. 41. nicht dazu, wo nur von der Predigt des Jonas, und von nichts weiter, die Rede sei; 2) lesen wir nicht, daſs den Nineviten das Abenteuer des Propheten auf dem Meere bekannt geworden; 3) sei dasselbe gar kein prophetisches Zeichen, sondern eine Strafe und Wiederbegnadigung des widerspenstigen Propheten gewesen. Was aber Jesum betreffe, so werde er 4) über Jonas gestellt, nicht in Ansehung des Zeichens, sondern in Ansehung seiner Person oder Predigt; 5) sei seine Auferstehung nicht ein Zeichen für die Ungläubigen, die davon nichts vernahmen, sondern für die Gläubigen gewesen; 6) lasse sich überhaupt zweifeln, ob Jesus seine Auferstehung so bestimmt vorhergesagt habe; wogegen Joh. 2, 21. sich ein Beispiel finde, daſs die Jünger später eine Rede auf Jesu Auferstehung deuteten, die sich wahrscheinlich nicht darauf bezog.

Die Zusammenreihung so vieler Parabeln C. 13. ist nach Hrn. Dr. De Wette allerdings unhistorisch, aber die Meinung des Evangelisten ist wirklich, daſs Jesus sie alle zugleich vorgetragen habe. Daſs die

Digitized by Google

zweite und dritte dieser Parabeln bei Lukas 13, 18 ff., ohne allen Zusammenhang stehen, ist ihm gleichfalls nicht entgangen.

Bei Gelegenheit der Speisungsgeschichte (14, 13 ff.) giebt der Hr. Verf. zu, daſs die Darstellung des Johannes (6, 5.), nach welcher Jesus gleich bei'm Herannahen des Volks, wo er eher an Heilung und Belehrung zu denken veranlaſst war, die Speisung zur Sprache bringe, unwahrscheinlich sei; nachdem hierauf die natürliche Deutung des Vorgangs, sofern sie ohne Zuhülfenahme der Tradition auskommen will, zurückgewiesen ist, wird bemerkt, man könnte in dem von dieser Deutung vorausgesetzten Factum, daſs Jesus durch Darbietung seines kleinen Vorraths eine allgemeine gastfreie Mittheilung unter der Volksmenge veranlaſst habe, den Keim finden, aus welchem in der Sage die Wundererzählung sich entwickelt hätte, wenn es nämlich erlaubt wäre, anzunehmen, daſs die Evangelien, selbst das des Johannes, so weit von der Geschichte abstehen; in diesem Falle aber sei es fast noch natürlicher, eine ideale Grundlage der Erzählung anzunehmen, und sie als Mythus zu betrachten. Diese Grundlage wäre einmal die symbolische Vorstellung des Lebensbrotes (Joh. 6, 32 ff.), oder des Brotes der christlichen Gemeinschaft (1 Cor. 10, 16.); sodann die Speisungskraft der Propheten (1 Kön. 17, 10 ff. 2 Kön. 4, 42 ff.), und endlich die Speisewunder der Manna- und Wachtelspende. Als Geschichte, im Sinne des Referenten, genommen, widerstrebe das Wunder selbst derjenigen Ansicht von Jesu Person, welche höhere Kräfte in ihm voraussetze, weil hier eine schöpferische Wirkung auf todte Stoffe, ja auf Kunstproducte (Brot) angenommen werden müſste. Auf jeden Fall müsse die Erzählung, mit Aufgebung der steifen geschichtlichen Ansicht, welche nicht durchgeführt werden könne, ohne auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoſsen, im symbolischen Sinne gefaſst werden. — Auch bei der folgenden Erzählung vom Wandeln Jesu auf dem See (14, 22 ff.) findet Hr. Dr. De W. die Annahme des Factums schwierig, und daher die mythische Ansicht möglich; nur reiche zur Deduction des Mythus die Analogie der Stillung des Sturms und dessen, was die Propheten gethan (2 Kön. 2, 14. 6, 6.), nicht hin, wenn nicht irgend ein Factum Veranlassung gegeben.

Die bestimmten Voraussagen des Todes und der Auferstehung Jesu (16, 21 ff. 17, 22 f. 20, 17 f.) findet der Hr. Verf. in Vergleichung mit der allgemeinen Hoffnungslosigkeit der Jünger nach Jesu Tode um so mehr zweifelhaft, als bei Johannes so bestimmte Vorausverkündigungen fehlen (S. 143).

In Bezug auf die Verklärungsgeschichte (17, 1 ff.) werden drei Erklärungen möglich gefunden: 1) die buchstäblich glaubige, welche, kindlich-anschaulich, unbewuſst-symbolisch gefaſst, in den Vorhof des christlichen Glaubens gehöre, dogmatisch-metaphysisch gewendet hingegen in das Doketische hinüberstreife; 2) die natürlich erklärende, welche unexegetisch sei, und die ganze Erzählung in bedeutungslose Täuschung auflöse; 3) die mythische, welche hinreichende A. und N. T.liche Analogieen für sich habe, aber mit einer kritischen Ansicht von den Evangelien zusammenhänge, nach welcher sie sehr weit von der Geschichte abstehen. — Die bei den beiden ersten Evangelisten an die Verklärungsgeschichte sich anschlieſsende Frage der Jünger: *τί οὖν οἱ γραμματεῖς λέγουσιν, ὅτι Ἠλίαν δεῖ ἐλθεῖν πρῶτον*; (V. 10.) erscheint nach dem Hrn. Verf. am natürlichsten, wenn sie von dem Vermissen der Erscheinung des Elias ausgeht, und einen Zweifel gegen Jesu Messianität enthält, wozu auch dessen Antwort sehr gut passe, indem sie das vermiſste Erfordernis in der Erscheinung des Täufers nachweise. Dann aber gehöre die ganze Unterredung nicht hieher, wo so eben vorher der wirkliche Elias erschienen war, sondern se von Matthäus und dessen Nachtreter Markus durch falsche Combination hiehergestellt.

Bei der Geschichte des Einzugs in Jerusalem (21, 1 ff.) verrathen nach Hrn. Dr. De W. sämmtliche drei Synoptiker ihre Unkenntniſs von Jesu vorherigem Aufenthalt in Bethanien (Joh.). Die Weissagung des Sacharja spricht nach demselben in zwei Ausdrücken vermöge des Parallelismus nur von Einem Esel, und von diesem nur als Bild der Friedfertigkeit des einziehenden Fürsten; Matthäus dagegen verkenne den wahren Sinn der Weissagung, indem er theils ihre Erfüllung in dem wirklichen Reiten auf dem Esel suche, theils irrig zwei Esel in derselben finde und aus zu weit getriebenem Glauben zwei dergleichen Thiere herbeibringen lasse. — Ein Strafwunder, wie die Verfluchung des Feigenbaums, (21, 17 ff.), findet der Hr. Verf. unzweckmäſsig und Jesu unwürdig, und nimmt daher an, daſs sich die Erzählung in der Sage aus der Parabel Luc. 13, 6 ff. gebildet habe. — Bei den Re-

Digitized by Google

den von der Parusie C. 24. u. 25. findet Hr. Dr. De W. die Erklärungen, welche Alles nur von der Zerstörung Jerusalems verstehen wollen, kaum noch der Anführung werth; die Unterscheidung einer doppelten Zukunft Christi, einer unsichtbaren zur Zerstörung Jerusalems, und einer sichtbaren zum Weltgerichte, willkürlich; in der Annahme eines perspectivischen Schauens der Zukunft aber nur ein Eingeständniſs des Irrthums. Indem der Hr. Verf. diesem durch die Bemerkung entgeht, daſs wahrscheinlich weder Matthäus noch Lukas Jesu Rede in wörtlicher Treue, ja vielleicht nicht einmal in der ursprünglichen apostolischen Auffassung, überliefert haben: hält er daran fest, daſs in diesen Reden durchaus von der Zukunft des Messias zu seinem Reiche die Rede sei, und daſs diese nach Matthäus sogleich nach der Zerstörung von Jerusalem folge.

Zu Anfang der Leidensgeschichte, in der Erzählung vom bethanischen Mahle (26, 13.), wie auch schon an einer Stelle der vorigen Reden (24, 14.), sieht Hr. Dr. De W. in dem Ausdrucke: τὸ εὐαγγέλιον τοῦτο, eine vom Evangelisten aus Vergessenheit seiner Rolle gemachte Hinweisung auf das von ihm geschriebene Evangelium; wodurch der Hr. Verf. an der letzteren Stelle gegen die ganze Rede, in welcher jener Verstoſs vorkommt, miſstrauisch wird. — Die Summe von 30 Silberlingen (26, 15.) findet zwar auch Hr. Dr. De W. zu gering, um den Verrath des Judas aus Geldgeiz erklärlich zu finden; aber die Ueberlieferung, welcher der Evangelist folgt, hat nach ihm die Summe wahrscheinlich nach Zach. 11, 12. bestimmt.

Die späte Bestellung eines Locals zum Passahmahle, nach der evangelischen Darstellung erst am Tage vor dem Feste (26, 17.), erscheint dem Hrn. Verf. mit Rücksicht auf den Zudrang der Fremden auffallend; auch findet er in dem Gedanken: ὁ καιρός μου ἐγγύς ἐστι (26, 18.), an sich keinen Grund zur Feier des Passahmahles, sondern nur vom Standpunkte der Synoptiker aus, nach deren Ansicht Jesus von der Passahmahlzeit zum Leiden gehen muſste. Die Relation des Matthäus von dieser Bestellung erkennt übrigens Hr. Dr. De W. als die einfachere im Vergleiche mit der des Lukas und Markus, bei welchen, nach einer wahrscheinlich späteren Ueberlieferung, Jesus durch ein höheres, wunderbares Wissen die Bestellung macht. — In Bezug auf das Abendmahl (26, 20 ff.) wird bemerkt, daſs weder Matthäus noch die andern Synoptiker etwas von der vorherigen Entfernung des Judas sagen, dessen Gegenwart vielmehr, am Deutlichsten bei Lukas, wahrscheinlich übrigens auch bei Matthäus, vorausgesetzt werde.

Bei der Gefangennehmung Jesu (26, 47 ff.) erinnert der Hr. Verf., daſs der Bericht des Johannes, wornach Jesus der Schaar aus dem Garten entgegengeht, und sich freiwillig zu erkennen giebt, ohne durch den Kuſs bezeichnet zu werden, schwerlich eine Vereinigung mit dem des Matthäus erlaube, nach welchem Judas zu Jesu tritt, und ihn durch den Kuſs den Feinden kenntlich macht. Eben so wenig wird der Bericht des Matthäus über das Ende des Verräthers (27, 3 ff.) mit dem der Apostelgeschichte vereinbar gefunden. Auch in Rücksicht der Geisselung Jesu, der Kreuztragung, des Benehmens der Mitgekreuzigten, der Essigtränkungen, werden bleibende Differenzen zugestanden. Daſs der Verspottungen und der Naturerscheinungen, während Jesus am Kreuze hieng, Johannes nicht gedenkt, macht jene Vorgänge dem Hrn. Verf. zwar nicht geradezu unwahr, doch schwächt es ihre Glaubwürdigkeit; wozu noch kommt, daſs ihm zufolge auf die Verspottungen die offenbare Berücksichtigung von Ps. 22. ein etwas verdächtiges Licht wirft.

In der Erzählung von dem ersten Bekanntwerden der Auferstehung fällt Hrn. Dr. De Wette die Wiederholung dessen, was bereits der Engel gesagt hatte, durch Jesum selbst (28, 9 f.) als ein Ueberfluſs auf. Durch das harmonistische Einschieben der Berichte ineinander entsteht nach ihm ein unwahrscheinliches Voraus- Zurück- und Wiederhinlaufen der Maria, ein gegenseitiges Verfehlen, ein Nacheilen Jesu, u. dergl.: statt dessen die Annahme viel leichter sei, daſs die evangelische Ueberlieferung das, was nach Johannes der Maria Magdalena begegnete, auf die übrigen Weiber ausgedehnt habe. Was die Erscheinungen des Auferstandenen betrifft, so weiſs nach S. 246. Matthäus offenbar nur von Einer Erscheinung Jesu vor seinen Jüngern, und zwar in Galiläa, womit er den auch sonst sich herausstellenden galiläischen Charakter seines Evangeliums bestätige.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Kurzgefaſstes exegetisches Handbuch zum neuen Testament. Von Dr. W. M. L. De Wette.

(Schluſs.)

Hinwiederum wissen die andern Evangelien nichts von einer Erscheinung Jesu in Galiläa, auſser der Joh. 21. erzählten. Am bestimmtesten widerspreche dem Mathäus Lukas, welcher nicht nur den Befehl Jesu an seine Jünger, in Jerusalem zu bleiben bis zur Ausgieſsung des Geistes, sondern auch ihr wirkliches Bleiben und die in Bethanien erfolgte Himmelfahrt Jesu berichte. Durch sein Schweigen über die Art, wie Jesus von seinen Jüngern schied, beurkundet sich dem Hrn. Verf. zufolge Matthäus im Vergleich mit Lukas und Markus als den älteren Evangelisten; sofern man sich nämlich in der ersten Zeit mit der einfachen Vorstellung, Jesus sei zum Vater gegangen, begnügte, und erst später das auf der Sache ruhende Geheimniſs enthüllen wollte, was aber nur auf symbolisch anschauliche Weise geschehen konnte.

Sofern Ref. mit diesen kritischen Ansichten des Hrn. Dr. De Wette theils übereinstimmt, theils dieselben im höchsten Grade beachtenswerth findet, hat er sich aller einzelnen Zusätze und Bemerkungen enthalten: hier seien ihm nur noch einige allgemeine Fragen in Bezug auf den eigenthümlichen Standpunkt des Werkes erlaubt. 1) Zugegeben, daſs ein Commentar sich von der Untersuchung und Entscheidung über die historische Glaubwürdigkeit der Wundererzählungen dispensiren dürfe: darf eine ganze theologische Richtung dieſs thun? Muſs nicht vielmehr jeder Theolog über jene Frage mit sich im Reinen sein, oder in's Reine zu kommen suchen? Und läſst sich mit der Entscheidung, daſs eine N. T.liche Erzählung mit Aufgebung der steifen geschichtlichen Ansicht in symbolischem Sinne gefaſst werden müsse, wenn damit die geschichtliche Geltung derselben doch noch nicht aufgehoben oder der mythische Standpunkt betreten werden soll, auch nur eine klare Vorstellung verbinden? 2) Wenn bei Einer evangelischen Erzählung ihre sagenhafte Entstehung aus einem Dictum, ohne factische Grundlage, zugegeben wird (S. 176), was soll in andern Fällen die Clausel noch heiſsen: es wäre ein Mythus anzunehmen, wenn die Voraussetzung erlaubt wäre, daſs die Evangelien so weit von der Geschichte abstehen? 3) Hat sich nicht Hr. Dr. De W. hin und wieder apologetische Milderungen des Sinnes einzelner Aussprüche Jesu zu Schulden kommen lassen? z. B. S. 188 in Bezug auf die Argumentation Jesu aus dem A. T., S. 213 in Betreff der ewigen Verdammniſs, S. 171 und 222 rücksichtlich der Idee der Loskaufung und des Sühnopfers, ferner S. 53. 56. 61. 116 f. 124. 128. 153. u. sonst?

Mögen bald die übrigen Theile des Werkes nachfolgen, namentlich der Commentar zum Johannes, von welchem sich Ref. am meisten Belehrung verspricht, und mögen indessen die Worte beherzigt werden, mit welchen der Hr. Verf. seine Vorrede schlieſst, und welche Ref. sich nicht enthalten kann, zum Schlusse noch hieherzusetzen. „Die Aengstlichkeit derer, welche gern Alles, was der kindliche Glaube früherer Jahrhunderte ohne Kritik angenommen hat, festhalten möchten, zeugt von der Unfähigkeit, den Gang der Weltbildung zu begreifen, und selbst von Mangel an Einsicht in das wahre Wesen des christlichen Glaubens, welcher nicht in kindlicher Phantasie, sondern in der sittlichen Natur des Menschen seine Wurzel hat. Der christliche Glaube ist nicht allein und zunächst Bibelglaube, sondern vor allen Dingen Glaube an die Offenbarung in Christo, welche auf Thatsachen beruht, die auch ohne die Zeugnisse der Schrift gewiſs sind. Diese ist der Kanon oder die Regel, nach der wir unsre Glaubenslehre und gläubige Ueberzeugung zu messen und zu berichtigen haben. Aber der rohe Em-

Digitized by Google

pirismus und die steife Verständigkeit, mit der man sie bisher sowohl in historischer, als dogmatischer Hinsicht behandelt, und zu einer Art von Gesetzbuch, dessen Inhalt buchstäblich anzunehmen sei, erniedrigt hat, mufs aufhören, und die Zeit wird, was uns hierin noth thut, früher oder später herbeiführen. Die Rückkehr vieler jüngeren Theologen zur alten Orthodoxie unter dem begünstigenden Schutze der weltlichen Macht ist nichts als die Wirkung einer Reaction, und dient nur dazu, vor Uebereilung zu bewahren; der Weg der Weltbildung liegt höher, und ist zwar nur Wenigen klar, wird aber doch gefunden werden, und trotz allen Vorkehrungen sich Bahn machen. Das Christenthum als Sache des Lebens kann nicht untergehen; die Geschichte und der Lehrbegriff desselben aber, — eine von Gott geschriebene Hieroglyphe — wird immer neue, und immer freiere Deutungen erfahren, und zwar hoffentlich nicht blofs vom Verstande, der sie so oft entweiht hat, sondern von einem achtungsvollen, schöpferisch begeisterten heiligen Sinne."

Straufs.

II.

Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde, von Dr. Joh. Nep. Rust, Leibarzte Sr. K. H. des Kronprinzen von Preufsen, Geh. Ob. Med. Rathe, Präsidenten des Curatoriums für die Krankenhaus- und Thierarzneischul-Angelegenheiten, General-Staabsarzte der Armee, ordentlichem Professor u. s. w. Zweiter Band mit 1. lithograph. Tafel. Berlin, 1836. bei Chr. Fr. Enslin. VIII u. 566 S. gr. 8.

In No. 18. und 19. Bd. II. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift wurde bei Beurtheilung des ersten Bandes des vorliegenden Meisterwerkes der Wunsch ausgesprochen, dafs dessen zweiter Band, welcher das Ganze vollenden sollte und dem man mit Sehnsucht entgegensahe, bald nachfolgen möge, und diesem Wunsche hat der hochverehrte Verf., ungeachtet seiner vielfachen, dem ärztlichen Berufe und dem Staatsdienste gewidmeten Thätigkeit, möglich schnell zu willfahren gesucht.

Von diesem Bande gilt nun dasselbe, was schon beim vorigen gesagt worden ist, dafs es nämlich ganz unnöthig sein würde, da noch auf Einzelnheiten einzugehen, wo Kritik und Erfahrung schon längst zusagend entschieden haben; und defshalb soll auch jetzt nur in allgemeiner Beziehung über den Inhalt des Werkes Mittheilung gemacht werden.

Ob zwar der Verf. diesen zweiten Band blofs seinen Schülern widmet, so werden ihn doch auch die älteren Praktiker, gewifs nicht ohne Nutzen für die Bereicherung ihres Wissens, gern entgegennehmen; und selbst diejenigen unter den letzteren, welche bisher manchen Heilansichten und Heilmaximen des Verfs. aus Ueberzeugung öffentlich entgegen treten zu müssen glaubten, und gegen die daher derselbe an mehreren Stellen des vorliegenden Bandes unumwunden sich ausspricht, werden gleichfalls das Werk nicht ohne ein besonderes Interesse lesen und zu dem Verf. sich hingezogen fühlen, in sofern sie entweder dessen Dafürhalten jetzt mehr wie früher theilen, oder wenigstens sich überzeugen, dafs er nach Gründen der Wissenschaft und Erfahrung urtheilte, und eben so bei Andersdenkenden solche Gründe zu würdigen und jedes ächt wissenschaftliche Streben, auch nach einer seinen Ansichten entgegengesetzten Richtung hin, zu achten weifs.

Der gröfste Theil des zweiten Bandes fafst in sich die Fortsetzung und den Schlufs des im ersten Bande begonnenen Aufsatzes über des Verfs. *Verfahren am Krankenbette im Wiener allgemeinen Krankenhause und aufser demselben.* Diese absichtlich gewählte, eigenthümliche Form der Darstellung ist schon erörtert worden und bedarf daher keiner weiteren Erläuterung. Nachdem im ersten Bande die Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der vegetativen Thätigkeiten bereits vorgetragen worden sind, vollendet dieser zweite Band das Gebiet der Dynamik und schildert sowohl die Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der Nerventhätigkeit (Lähmung der Sehnerven, der Augenlieder und der Harnblase, und Krampf der beiden letzteren), wie auch die Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der Contractiv- und Expansiv-Kräfte (Contracturen der Augenlieder und der Gelenke und Relaxationen der venösen und arteriellen Gefäfswandungen). Dann folgt die zweite Hauptabtheilung, welche die primär-mechanischen Abweichungen von der normalen Organisation zum Gegenstande hat und sich

Digitized by Google

n zwei Unterabtheilungen sondert, von welchen die ine die Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der Lage (Vorfälle, Darmbrüche, Verstauchungen und gewaltsame und freiwillige Verrenkungen), und die andere die Krankheiten mit vorwaltender Anomalie des Zusammenhanges organischer Gebilde (Quetschungen, Wunden und Knochenbrüche) vorträgt. In allen diesen einzelnen Abschnitten, welchen ein Reichthum von wichtigen Krankheitsfällen eingewebt ist, erläutert und rechtfertigt der Verf. seine Heilansichten und sein darauf gegründetes diätetisches, pharmaceutisches und operatives Heilverfahren, und schildert in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung, eben so freimüthig als schonend, wo er und wo Andere sich irrten, damit die jüngeren Heilkünstler um so mehr vor Fehlern gesichert werden möchten. Obgleich bei der dem Verf. zu Theil gewordenen reichhaltigen Quelle von Erfahrungen, und der ihm eigenthümlichen, lebendigen Auffassungs- und Darstellungsgabe, jede einzelne Schilderung von Interesse ist, so mufs doch besonders aufmerksam gemacht werden auf die drei Capitel über *Darmbrüche*, *freiwillige Verrenkungen* und *Wunden*, wo gerade wissenschaftliche Differenzen mit andern geachteten Veteranen der Kunst den Verf. veranlafsten, über diese Gegenstände — namentlich: Art und Eintheilung, Ort und Erkennung der Brucheinklemmungen; Indicationen und Contraindicationen, Zeitbestimmung und Technik der Bruchoperation; Ursachen und Wesen, Erkennung und Behandlung der freiwilligen Verrenkungen; Wunden und Wundverbände; Anzeigen und Gegenanzeigen zur Trepanation u. s. w. — sich umfassender und tiefer gedacht als jemals auszusprechen, und woselbst er, in gedrängtem, wahrhaft classischem Stile, mit einer Klarheit, Wärme und Ueberzeugung redet, die ihn erfüllte und auch auf den Leser übergeht. Die Kritik vermag für jetzt in diese Differenzen um so weniger entscheidend einzuschreiten, als der Verf. gröfsten Theils nach eigenen Beobachtungen urtheilte und sein Dafürhalten defshalb auch nur auf dem Wege der Erfahrung widerlegt oder bestätigt werden kann.

Jenen Krankheitsgruppen fügt der Verf. noch einen *Anhang* hinzu über seine Behandlung der augenkranken Säuglinge und Ammen im Wiener Findelhause, und bei dieser Gelegenheit erklärt sich derselbe, unter Anführung überzeugender Gründe, gegen die Findelhäuser und macht entsprechende Vorschläge, selbige zu entübrigen.

Wie beim ersten Bande, so schliefsen sich auch diesem zweiten noch besondere, praktisch wichtige *Abhandlungen* an. Die erste Abhandlung, über die durch den Bifs eines Hundes veranlafste Wasserscheue und deren Behandlung, welche der Verf. schon im Jahre 1815 niedergeschrieben und im ersten Bande seines Magazins mitgetheilt hat, erscheint hier gänzlich umgearbeitet und mit zeitgemäfsen Zusätzen und Bemerkungen vermehrt, so wie auch mit einer lithographirten Abbildung versehen von einem durch Bürde treu nach dem Leben gezeichneten, an der stillen Wuth im zweiten Stadio kranken Hunde. Dieser Aufsatz ist in seiner gegenwärtigen Bearbeitung, der Form und dem Inhalte nach, das Vollendeteste, was bisher über diesen Gegenstand geliefert worden ist. Die zweite Abhandlung, welche in No. 43. des Jahrgangs 1833 der Berliner medicinischen Vereinszeitung mitgetheilt worden ist und, vermöge der Neuheit und Eigenthümlichkeit ihres Gegenstandes, die Aerzte besonders interessirt und zu weiteren Forschungen angeregt hat, betrifft einige sogenannte örtliche Krankheitsformen, die keine örtliche Krankheiten sind. Die dritte, nicht minder originelle Abhandlung, über die Wirksamkeit der an besondern Arzneistoffen armen, und der künstlichen Mineralwässer, ist gleichfalls in No. 45., und die vierte Abhandlung, über die Schutzkraft der Vaccine, in No. 25. jenes Jahrgangs der genannten Zeitung erschienen, und letztere noch mit einer Nachschrift in Betreff der neuesten Verhandlungen über diesen Gegenstand versehen.

Eine *Inhaltsanzeige* geht auch diesem Bande voraus und ein vollständiges *Sachregister* über beide Theile schliefst das ganze Werk.

Durch die Herausgabe dieser gediegenen Schrift, in welche die Resultate eines 36jährigen sorgsamen und tiefen Forschens, gleichsam als ein ärztliches Glaubensbekenntnifs und als ein Vermächtnifs für Zeitgenossen und Nachkommen, concentrirt niedergelegt worden sind, hat sich der Verf. von neuem den gerechten Anspruch erworben auf die Anerkennung seiner grofsen Verdienste um die Förderung der Heilkunde und die innige Vereinigung aller ihrer einzelnen Zweige zu einem schönen Ganzen, so wie auch auf den Dank aller der Heilkünstler, welchen das, aus reinem, unbefange-

Digitized by Google

nen Naturbeobachten hervorgegangene, bestimmte Wissen mehr gilt, als die hypothetischen Trugbilder einer blofsen, eitlen Schulweisheit. Wenn nun aber auch beim Beginnen der Herausgabe dieses Werkes der Verf. schon die sechste Decade seiner Lebensjahre zurückgelegt hatte, so möge doch dessen schriftstellerische Thätigkeit hiermit nicht für immer abgeschlossen, sondern ihm vergönnt sein, noch oft die Feder zu ergreifen und das zu veröffentlichen, was ihm Heilvolles für Wissenschaft, Staatswohlfahrt und Menschenleben auch ferner zu erstreben bestimmt sein wird.

C. Kluge.

III.

Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. — Von C. G. Reichard, herzogl. gothaischem Hofrathe. — Mit 3 lithographirten Tafeln. — Güns, 1836. Verlag von Carl Reichard.

Diese Sammlung enthält eine Reihe von 16 Aufsätzen, welche seit dem Jahre 1803 durch verschiedene Zeitschriften einzeln ins Publicum gekommen sind, namentlich durch die Allgemeinen geographischen Ephemeriden, die Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung, durch Berghaus Hertha und Annalen der Erdkunde, so wie durch Kruse's deutsche Alterthümer. —

Wir geben hier die Titel der einzelnen Abhandlungen: 1) Ueber den Atlas des ganzen Erdkreises in der Central-Projection. Mit einem Kupfer. 2) Oestliche und westliche Halbkugel der Erde. Nebst einer (verbesserten) Tabelle. 3) Ueber „Chiefly geographical Illustrations of the History of the Expedition of Cyrus from Sardisto Babylonia; and the Retract of the Ten Tausand Greeks etc. etc. By James Rennel. London, 1816." 4) Rezension von „Mémoire annexé à la Carte de la Turquie d'Europe etc. etc. par le Général Vaudoncourt. 1818." 5) Topographische Berichtigungen des alten Galliens aus den Feldzügen Hannibals und Cäsars. 6) Ueber den Limes Transdanubianus und Transrhenanus der Römer und das von ihm begrenzte Stück Land. 7) Ueber die Campi Raudii des Vellejus. 8) Versuch zu Auflösung der von Marsigli noch unerörtert gelassenen alten römischen Strafsen und einiger andern topographischen Gegenstände des alten Daciens. 9) Ueber den Pasitigris der Alten und dessen Zuströmungen aus Susiana Nebst einer Erläuterungscharte. 10) Des Darius Hystaspis Feldzug im Lande der Scythen aus Herodots IV. B. 1—142 Cap. mit geographischen Erläuterungen des alten Sarmatiens aus den übrigen Schriftstellern. 11) Einige Worte über die Schrift des Hrn. Dr. Wilhelm: die Feldzüge des Drusus im nördlichen Deutschland. 1826. 12) Myos Hormos und die ganze ägyptisch-äthiopische Küste des klassischen Zeitalters. Mit einer Charte des arabischen Meerbusens 13) Einige Bemerkungen über des Hrn. Professors Voigt Geschichte Preufsens. 14) Westliche und südöstliche Küste Arabiens im klassischen Zeitalter. 15) Niger — Nil — Gir. 16) Kriegsschauplatz des Tacfarinas aus Tacitus's Annalen II. 52. III. 20. 21. IV. 23—26. —

Der Verfasser, dessen Name schon seit lange allen Freunden der Erdkunde rühmlichst bekannt ist, bietet dem gelehrten Publico im vorliegenden Bande eine willkommene Gabe, und es ist dankenswerth, dafs er den vielfältigen, an ihn ergangenen Aufforderungen Folge gegeben, und die obige Sammlung seiner, ihm am wichtigsten scheinenden Aufsätze, welche die Früchte seiner Bemühungen um die Vervollkommnung namentlich der alten Geographie in sich fassen, — veranstaltet hat: denn es war bisher allerdings als unbequem zu bedauern, dafs sie in vielen, zum Theil unzugänglichen Zeitschriften zerstreut waren. — Da der Herr Verfasser in seinen Forschungen, wie er sagt, durch die während der Zeit herbeigeführten neuen Entdeckungen und Berichtigungen anderer wackerer Gelehrten zu immer richtigeren Einsichten gelangt ist, und seine Meinungen nach selbigen geändert und verbessert oder zu verbessern gesucht hat: so sind die Aufsätze von ihm chronologisch geordnet worden, als wodurch seine *spätere* Meinung, als die verbesserte, von der *früheren* irrigen desto leichter zu unterscheiden sein würde. Eben so löblich ist, dafs der Hr. Verfasser in einigen Aufsätzen Dasjenige, was bei dem jetzigen Standpunkte der Erdkunde als überflüfsig erscheint, weggelassen, — in anderen manche neue, bisher noch ununtersuchte oder auch verfehlte Gegenstände ausführlicher behandelt hat. —

Es liegt aufser dem Bereiche dieser kurzen Anzeige auf den Stoff der einzelnen Abhandlungen einzugehen, wiewohl sie, wenn auch zum Theil bereits seit längerer Zeit erschienen, theilweise nicht die allgemeine Beachtung gefunden haben, die solche Arbeiten, als die Früchte ernster Anstrengung und tiefer, anhaltender Forschung, unstreitig verdienen: — denn sie gehören ohne Zweifel nicht zu denjenigen, welche am Baume der Erkenntnifs auf den unteren, handgerechten Zweigen wachsen, und mühelos zu pflücken sind. —

A. v. Roon.

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

IV.

Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens für denkende Christen und zum Gebrauch in den oberen Klassen an den Gymnasien. Von Dr. Philipp Marheineke. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, 1836. *XXX u.* 290 *S.* 8.

Der hochverehrte Verf. dieses Lehrbuchs hat in der Vorrede sich so ausführlich über die Forderungen eines solchen Unternehmens und über die Art und Weise, wie er für unsere Zeit dieselben lösen zu müssen glaubte, verbreitet, dafs man in Versuchung geräth, am liebsten seine eigenen treffenden Worte zu wiederholen. Indessen wollen wir Einiges zu dieser Selbstrecension hinzufügen, um das Verhältnifs des Buches zur Wissenschaft und zur Gegenwart noch deutlicher zu machen, als dort schon geschehen, wenn wir damit natürlich auch dem Verf. nichts Neues sagen, sondern vorzugsweise das Interesse des Publicums für diese Erscheinung in Anspruch nehmen wollen.

Zuvörderst ist es merkwürdig, dafs die theologische Productivität auf dem dogmatischen Gebiet jetzt allgemein mehr mit der Form als mit dem Inhalt sich zu thun macht und die Resultate der wissenschaftlichen Doctrin in den Kreis des Lebens, in die lebendige Kirchlichkeit einzuführen bestrebt ist. Die Dogmatik des Rationalismus hat in Wegscheider's, die des Supernaturalismus in Hahn's und Steudel's, die des biblisch-symbolischen Standpunktes in Bretschneider's, die des eklektischen Selbstgefühls in Schleiermacher's und Hase's Dogmatiken, die der mystischen Scholastik in v. Baaders Bearbeitung des Dobmayer, die des Indifferentismus, der mit bequemer Urbanität zwischen dem Supernaturalismus und Rationalismus die Wahl läfst, in Tzschirner's nachgelassener Glaubenslehre, endlich die der Hegel'schen Speculation in Marheineke's Grundlehren culminirt. Wie immer, auch in früheren Perioden, folgt nun die praktische Assimilation in einer Masse popularisirender Lehrbücher für alle Grade der Intelligenz und für alle Schattirungen der genannten Tendenzen. Das Auffallende bei diesen Bestrebungen ist, dafs fast nirgends der *Standpunkt der Confession*, wie dies im sechszehnten und siebzehnten, ja noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, der Fall war, die Hauptsache ausmacht, sondern dafs an die Stelle der *kirchlichen Dogmatik*, fast überall ein *wissenschaftliches Princip* getreten ist, von welchem die *Modification* des kirchlichen Glaubens ausgeht, damit aber auch eine grofse Verwirrung des Glaubens selbst hervorbringt. Der Verstand, die Gelehrsamkeit, der exegetische Scharfsinn, die Psychologie, die Moralität u. s. w. suchen sich das Dogma zu accommodiren, es in ihre Tendenz aufzulösen.

Aus solcher Verwirrung resultirt der Drang zur Wissenschaft um so stärker und eben die Lehrbücher, welche schon Erarbeitetes nur zum Zweck leichterer, fafslicherer Aneignung darzustellen, welche den Gehalt der schulmäfsigen Doctrin nur zu wiederholen scheinen, werden unvermerkt selbst *productiv* und bahnen neue Wege für die strengere Entwicklung. In diesem Sinn glauben wir ist Marheineke's Lehrbuch zu nehmen. Man kann sagen, es sei eine Popularisation seiner Grundlehren, aber zugleich wird man bemerken, wie er bald hier bald da an Freiheit der Entwicklung, an Tiefe der Fassung gewonnen hat, was er selbst bei einer neuen Ausgabe seiner Dogmatik am meisten inne werden würde.

Wir setzen daher den grofsen Werth dieses Lehrbuchs zunächst darin, dafs es dem Bedürfnifs einer *denkenden* Auffassung des Christenthums durch lichtvolle Anordnung, durch Gründlichkeit der Bestimmungen und durch Schärfe des Ausdrucks so entschieden entgegenkommt und uns hierin vor ähnlichen Versuchen durchaus im Vortheil scheint. Zweitens aber

Digitized by Google

darin, dafs der Verf. sich streng an das Grunddogma des Christenthums von der *Trinität* gehalten hat. Bei der *Verwischung* der confessionellen und bei der *Vermischung* der scientifischen Unterschiede scheint uns nur die stete Berücksichtigung dieses Dogma's als Grundbegriff der innersten Natur Gottes einen festen Halt zu gewähren, um aus allen Irren und Wirren unserer Zeit in der Kirche wie im Leben und in der Wissenschaft die wahrhafte Substanz des christlichen Glaubens zu retten und uns durch ihn von Neuem zu erleuchten und zu gebären. Ich weifs, wie sehr 1823, als die erste Ausgabe des Marheineke'schen Lehrbuchs erschien, über die drei Abschnitte desselben von Gott dem Vater, Sohn und Geist als über obsolete Orthodoxie, die nicht in der Neutestamentischen Exegese, nur in menschlichen Symbolen eine Begründung finde, gespottet wurde. Unterdessen haben sich die Zeiten sehr geändert und manche jener Spötter haben sich sogar bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Das gründlichere Studium der Kirchen- und Dogmen-, überhaupt der Religions-Geschichte von der einen Seite, die Nothwendigkeit, das Christenthum speculativ zu fassen, von der andern, haben die unendliche Tiefe jenes Dogma's immer heller an's Licht gestellt und Marheineke's Anordnung hat die glänzendste Rechtfertigung erlebt. Hegel's *Religionsphilosophie* hat insbesondere die Erkenntnifs vermittelt, wie die Mangelhaftigkeit der nichtchristlichen Religionen darin liegt, dafs sie nur ein Moment der Trinität, nicht die Totalität derselben entwickeln. Dafs die christliche Kirche in ihrer Entwicklung ganz an dies Dogma gebunden ist, wird auch immer klarer werden. Die *griechische* Kirche kam zwar zum Begriff der Homousie des Sohnes mit dem Vater, aber nicht zur völligen Verwirklichung des Trinitätsglaubens. Die Furcht des Herrn schimmert überall bei ihr durch; das orientalische Moment der Substantialität ist noch nicht völlig überwunden und wie das Dogma der Eucharistie in ihr auf dem anfänglichen Standpunkt der Agape verblieben ist, so hat sie dogmatisch den Begriff des Geistes als von Vater *und* Sohn ausgehend von sich ausgeschlossen. Die *römisch-katholische* Kirche hat dagegen das Moment der Sohnschaft fixirt. Die germanischen Völker kamen diesem Triebe durch ihr instinctartiges Festhalten der für sich freien Individualität entgegen. Die Gröfse, wie die Einseitigkeit der Kirche liegt darin. Man pilgerte nach dem Grabe des Sohnes; der erst nur stellvertretende Papst usurpirte endlich die Gewalt Christi selbst; die Nonnen verlobten sich dem himmlischen Bräutigam; die Ekstase eines Franz von Assisi metamorphosirte seinen Leib in den des leidenden Erlösers, der ihm seine Wundenmahle eindrückte u. s. w. Wo sich dagegen das Bewufstsein des Geistes regte, wie in dem Gemeindeleben der Waldenser, Katharer u. s. f., wurde es consequent unterdrückt. Die *protestantische* Kirche hob den Pelagianismus der Werkheiligkeit auf d. h. sie vernichtete die einseitige Fixirung der Subjectivität und brachte das Wesen des *Geistes zum Selbstbewufstsein*. Die Form, in welcher dies geschah, war die Appellation an den *Glauben*, der allein vor Gott rechtfertigen könne und die Erkenntnifs des Glaubens aus der heiligen Schrift mittelst des göttlichen Geistes selbst, der in ihr der Menschheit ein Zeugnifs seiner Manifestation gegeben hat. Der Unterschied von Laien und Klerikern stürzte damit von selbst und die *Gemeinde* war ihrem wahren Begriff nach für immer begründet. Allein nothwendig mufsten sich nun das Moment der Substantialität und der Subjectivität in ihrer Losgerissenheit von einander beständig reproduciren. Das erstere geschah und geschieht in dem *Deismus*, welche Form er auch als Socinianismus, Unitarismus u. dgl. m. annehme. Das zweite geschah und geschieht in allen den Gestaltungen des Protestantismus, welche über dem Sohn den Vater und Geist vernachläfsigen und bald in gnostischem Dualismus, bald in Sentimentalität, wie die früheren *Herrnhuter* mit ihrem Jesulein und seinem Seitenhölchen, befangen sind. Allein eben weil der Protestantismus in der Idee des Geistes seine Basis hat, so mufs auch dieselbe in ihm als einseitige Concentration auftreten und die verschiedensten Formen annehmen. Im siebzehnten Jahrhundert waren dies die Böhmisten und Weigelianer; im achtzehnten Jahrh. die *Quäker*, die consequent auch nur ein inneres Abendmahl kennen, die innere Gleichheit der Menschen im brüderlichen Du, in Negirung der ständischen Differenz äufsern, den Hut aufbehalten, keinen Kriegsdienst thun u. s. w.; auch den Swedenborgianismus hat man als ein Ringen anzusehen, die *Einheit* des göttlichen Geistes in dem Vater und Sohn zu begreifen. In unserem Jahrhundert endlich ist dies Bestreben in derjenigen Richtung vorhanden, welche

Digitized by Google

im Allgemeinen *Pantheismus* genannt zu werden pflegt, allein so viele Abstufungen enthält, dafs man wohl die Nothwendigkeit einsehen wird, *neue Benennungen* dafür zu erfinden und nicht mit seichter Abstraction das Heterogenste unter jenem Ausdruck zu verstehen. Dafs z. B. aus der Hegel'schen Philosophie pantheistische Momente hervorgetreten sind (wie aus jeder speculativen Philosophie zu geschehen pflegt), ist unleugbar; aber den eigentlichen Kern derselben als pantheistisch im ordinairen Sinne des Worts zu behandeln, ist das gröfste Unrecht und ein directer Beweis der Unkenntnifs derselben. Mit *einzelnen* Stellen aus den Schriften Hegel's oder seiner Schüler ist hierüber so wenig etwas bewiesen, als mit einzelnen Stellen aus dem Neuen Testament gegen die Wahrheit des Dogma's von der Trinität. Es ist doch im Grunde eine hinterlistige Strategik, welche die Hegel'sche Philosophie brevi manu als antichristlichen Pantheismus verurtheilt, da Daub, Marheineke und Göschel als diejenigen, welche die christlichen Dogmen am tiefsten mit der Hegel'schen Speculation in Contact gesetzt haben, nichts Angelegentlicheres kennen, als die Wahrheit der kirchlichen Dogmatik, ohne der Vernunft etwas zu vergeben, durch den Begriff zu erweisen.

Das vorliegende Lehrbuch wird durch seine vortreffliche Exposition jenes Dogma's hoffentlich Vielen zur Aufklärung über und zur seligen Beruhigung im christlichen Glauben gereichen. Besonders dünkt uns auch die Art und Weise gelungen zu sein, wie der Verf. das *ethische* Element mit dem *dogmatischen* verbunden hat. Nitzsch hat einen ähnlichen Parallelismus, aber mit einer fast ängstlichen Berechnung in seinem System christlicher Lehre gegeben. Marheineke hat keineswegs ein solches Nebeneinanderstehen des Dogmatischen und Ethischen bezweckt, sondern den *inneren Fortgang* des Glaubens zum Leben, den Nexus der Erkenntnifs und der Liebe, angedeutet: z. B. wenn er den Begriff Gottes als des Vaters abhandelt, so deducirt er aus der Kindschaft aller Menschen die *Verwerflichkeit des Despotismus* einerseits, der *Sclaverei* andererseits und giebt zugleich die Hauptstadien der geschichtlichen Entwicklung solcher Verhältnisse an, wodurch dem Leser ein reicher Stoff zum Nachdenken, dem Lehrer zur weiteren Ausführung geboten wird. Auch die historische *Einleitung*, welche die Geschichte der Kirche, den Begriff der Bibel und der kirchlichen Symbolik behandelt, ist im höchsten Grade zweckmäfsig, den Einzelnen über seine Stellung in der Kirche zu orientiren, denn es ist das Unglück unser Aller, namentlich aber unserer heranwachsenden Jugend, in die Mitte so harter Extreme geworfen zu sein, ohne sich über deren geschichtliche Entfaltung und ihr Verhältnifs zu dem, was das Ewige, das Absolute im Christenthum ist, gehörige Rechenschaft geben zu können, wodurch denn die Begriffsmengerei immer gröfser wird. Man erinnere sich, wie Goethe nach Eckermann's Mittheilungen sich einst gedrungen fühlte, den Seinigen den Begriff der *Gnade* aus der Geschichte der Reformation auseinander zu setzen. Wie Goethe's Angehörigen geht es aber Vielen der sogenannten und auch wirklich Gebildeten unter uns und man kann, wenn von der Controverse z. B. der Lutherischen und Reformirten die Rede ist, in Gesellschaft oft die abenteuerlichsten Ansichten darüber vernehmen. Nur der *Gedanke* als das von aller Auctorität freie, allgemeine Selbstbewufstsein kann hier *Ueberzeugung* und durch sie *Ruhe* des Gemüths schaffen.

Wollten wir das Buch einer Specialkritik unterwerfen, so würden wir wohl auf manches Verfehlte, Unvollendete, Widersprechende aufmerksam machen können. Der Verf. hat sich die äufserste, dankbar anzuerkennende Mühe gegeben, die Ansprüche des Denkens mit dem Buchstaben der Schrift und den kanonischen Bestimmungen unserer Kirche in Uebereinstimmung zu bringen. Im Einzelnen diese nicht überall erreicht zu haben ist bei der Schwierigkeit der Aufgabe kein Wunder. Z. B. erwähnt er bei der Lehre von der Schöpfung der *Engel* und sagt, wir müfsten wohl an ihre Existenz glauben, da Christus von ihnen als von realen Wesen spräche, worauf die betreffenden dicta probantia angeführt werden. Hätte nun Marheineke nichts weiter gesagt, so wäre dies für ein *Lehrbuch* ausreichend gewesen. Allein er schreibt ja für *denkende* Christen. Es folgt also ein Paragraph, der uns über unseren Rapport mit den Engeln aufklären soll. Da heifst es denn, wir träfen in uns heilige Gedanken, fromme Entschlüsse, ohne uns sagen zu können, *wie* wir dazu kämen und da sprächen wir denn mit Recht, *unser* guter Engel habe sie uns eingegeben; das *Gewissen* (wie es auch weiter unten in der Lehre vom Geist heifst) sei unser Engel. Auch von Schutzengeln der Kinder ist die Rede, offenbar wegen

Digitized by Google

einer bekannten Bibelstelle. Ich für mein Theil als Christ und Philosoph sehe nicht ein, warum wir für so gute Gedanken *Gott* nicht die Ehre geben und sie als ein Geschenk *seiner Gnade* annehmen wollen; ein Engel, auch ein guter, ist ein gar zu unbestimmtes Subject, wogegen der Gedanke an den *allgegenwärtigen* und *allmächtigen* Gott, der also zu seiner Wirksamkeit nicht erst auf einen Andern zu recurriren braucht, was eine unnütze Weitläufigkeit, die gröfste Festigkeit in mir hat und die tiefste Erschütterung u. s. w. in mir hervorbringen kann. Unsere *symbolischen* Bücher haben sich ebenfalls gegen den Engelglauben erklärt und so sehe ich gar keine Nothwendigkeit, eine solche *rationalistische Allegorie* dafür aufzuwenden. §. 226. hätte darnach die Lehre vom *Teufel* — der als gefallener Engel in unbegreiflicher Ubiquität uns die schlechten Gedanken einflüstert — ganz anders ausfallen müssen. Allein hier war Marheineke's Begriff vom *Bösen* zu tief, zu speculativ durchgebildet, als dafs er sich der Bezeichnung „poetische Ausschmückung, sinnliche Verkörperung, willkürliche Vorstellung" hätte enthalten können. Ich verkenne nicht die liebenswürdige Vorsicht Marheineke's, aus einem Lehrbuch der Religion alles *Skeptische* zu entfernen und den Zweifel am Glauben der individuellen Entwicklung zu überlassen. Allein ich glaube eben in der Manier, wie er über solche das Centrum des Geistes berührende Punkte mehr scheu *hinweggleitet*, als sie wirklich *auseinandersetzt*, eine grofse Veranlassung zur Skepsis zu finden. Soll einmal dem Gedanken sein Recht widerfahren, so mufs man es schon *wagen*, die *Vorstellung* als Vorstellung zu behandeln. Dann wird das Wahre in der *Sache* schon nachdrücklich genug wirken, eine Zwitterform aber kann die bei uns ohnehin schon rege Reflexion nur noch mehr verunruhigen. Da aber der Impuls des *Selbstdenkens* heutigen Tags selbst bis in die Frauenwelt eingedrungen ist, so darf man nicht fürchten, dem christlichen Glauben Abbruch zu thun, wenn man die Vorstellung der Engel in den Begriff des abstract Guten, die des Teufels in den des abstract Bösen (was also nichts anderes ist als nur dies) auflöst.

Ueberhaupt ist Marheineke, wie uns scheint, noch in einem gewissen Dualismus befangen, in welchem die Gröfse und Bedeutung des Mannes liegt. Mit der tiefsten Inbrunst hält er alle Vorstellungen des christlichen Himmels und der Hölle, alles historisch Gegebene, in sich fest. Die erste Ausgabe seiner Dogmatik ist gerade hierin ein erstaunenswürdiges Werk, dessen priesterliche Weihe jeden nur irgend Empfänglichen tief ergreifen mufs. Aber er hat auch Hegel's metaphysische Logik in sich aufgenommen und sich seitdem der colossalen Arbeit unterzogen, sie für die Theologie fruchtbar zu machen. Flache Menschen, die keine Ahnung von einem solchen Studium haben, wie es alle Kräfte der Seele bewegt, brachen den Stab über Marheineke, als die zweite Ausgabe seiner Grundlehren des christlichen Glaubens erschien. Und doch gab er hierdurch den Beweis, eine *progressive* Natur zu sein. Nicht Schwäche, sondern Stärke verkündete sich hierin. Vermochte denn Daub, dem doch wohl Niemand die intensivste Gewalt der Speculation abzusprechen wagt, nachdem er Hegel's Logik sich zu eigen gemacht, seinen Judas Ischarioth, worin er für den Supernaturalismus die Vorstellung des Urbösen als eines individuell persönlichen zu rechtfertigen unternahm, fortzusetzen? Liefs er nicht das schon vollendete Manuscript ungedruckt? Genug, Marheineke steht nach unserer Meinung eben dadurch unter den Koryphäen unserer theologischen Literatur als einer der vornehmsten da, dafs er, wie Daub, rastlos die Kirche mit der Wissenschaft zu vermitteln strebt. Dafs in diesem Streben sich bald mehr die kirchliche Seite mit dem Ton salbungsvoller Offenbarung, bald die wissenschaftliche mit der Dialektik des Begriffs hervordrängt, liegt in der Natur der Sache. So wäre wohl zu wünschen, dafs es Marheineke gelänge, bei einer nochmaligen Revision dieses Lehrbuchs eine gewisse Herbheit der Sprache, eine gewisse dictatorische Strenge, eine in solche Lehrbücher nicht hingehörige Feierlichkeit, die allerdings aus seiner grandiosen Priesterlichkeit entspringt, zu vertilgen und der Diction ein noch zutraulicheres Colorit zu geben. Es ist merkwürdig, dafs Marheineke gerade da, wo er Wärme aushauchen will, diesen Effect am wenigsten erreicht. Die Absicht der Erregung des Gefühls zerstört die Lebhaftigkeit, die, materiell genommen, in den einzelnen Worten liegt. Viel ergreifender schreibt er, wo er gar keinen paränetischen Aufwand macht und nur sachlich zu Werk geht z. B. in dem schönen Abschnitt vom Verdienst Christi. Nicht wenig würde es vielleicht zu einer Verbesserung des Styls, zu popularer Breite beitragen, wenn Ausdrücke, wie Substanz, abstract, concret und ähnliche ganz vermieden blieben.

Je würdiger die Gesinnung des Verfs., je ernster und erfolgreicher sein Streben ist, um so weniger haben wir diese Ausstellungen zurückhalten wollen. Möge diese einfache und gründliche Darstellung der christlichen Religion dazu dienen, ebensowohl vor Verkümmerung in Buchstäblerei zu bewahren, als wenn das Denken ein Verrath am Christenthum wäre und seiner Segnungen verlustig gehen machte, als den Trieb des Gedankens durch ächte Besonnenheit und vernünftige Zucht vor Ausschweifung in zügellose Flachheit, wohl gar in Naturalismus, zu behüten, damit je länger je mehr unserm Leben die wahre, gottinnige *Freiheit* gewonnen werde, welche begreift, dafs das Joch Christi ein sanftes ist und dafs nur die *Wahrheit* frei machen kann.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

V.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius Societat. Reg. Gotting. Sodalis Academ. Reg. Bavar. Respondens per epistolas. Pars Prior, Disquisitiones de Vita et Poesi Tibulli. Carmina. Accedunt lectiones editionis Pinellianae nunc primum collatae. — Pars Posterior, Commentarium continens. Gottingae, MDCCCXXXV. Typis et impensis librariae Dieterichianae.

Um das Verdienst, welches sich der Hr. Hofrath Dissen durch die vorliegende Bearbeitung des Tibull erworben hat, seiner Gröfse und Bedeutung nach zu bezeichnen, bedarf es keiner langen Lobsprüche, sondern nur der kurzen Erwähnung, dafs es im Wesentlichen dasselbe ist, welches er sich früher um den Pindar erworben hat. — Lange genug hat die Interpretation alter Schriftsteller sich an einzelne Worte und Phrasen gehängt; auch auf dieser Stufe waren grofse Verdienste zu erwerben, und vor allen haben dies die Holländer gethan mit ihren reichen Schätzen grammatischer und antiquarischer Gelehrsamkeit oder mit scrupulöser Wortkritik. Aber erst seitdem durch J. F. Christ und besonders durch Winckelmann die bildende antike Kunst Gegenstand eindringender Betrachtung und Forschung wurde, begann man auch die Schriftwerke des Alterthums von höherem Standpunkt als Kunstwerke zu betrachten und sich ihren plastischen Charakter durch freieren Ueberblick zum Bewufstsein zu bringen. Heyne ging hier voran und seine Schüler und Nachahmer folgten ihm mit mehr oder weniger Geist, ohne jedoch die neugestellte Aufgabe ganz zu lösen. Nicht selten mit einseitiger Vernachläfsigung einer genauen Kritik und der alle Einzelnheiten durchdringenden grammatischen und lexikalischen Forschung war auch die sogenannte ästhetische Erklärung häufig wieder befangen in der Erläuterung einzelner Schönheiten des Ausdrucks, der Bilder, Metaphern u. s. w. und blieb in dieser Richtung nicht weniger beschränkt, als es die Holländer in der ihrigen waren. Neben nichtssagenden Anpreisungen und Exclamationen wurde indefs besonders für die poetische Sprache und Darstellung der Griechen und Römer ein brauchbarer Vorrath gelehrten Stoffs in mannichfachen Zusammenstellungen gesammelt, und zuweilen wurden, fast absichtslos, selbst einzelne tiefere Blicke gethan in den inneren Zusammenhang eines Ganzen, in das Gemüth der Schriftsteller und die durch dasselbe ausgeprägte eigenthümliche Kunstform. — Alle diese mehr oder weniger einseitigen Richtungen sind zu einem gewissen Abschlufs gekommen; man ist darüber einig, dafs eine musterhafte Interpretation im weiteren Sinne sie alle in sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigen müsse, dafs sie im Einzelnen die gröfste diplomatische Genauigkeit zur Feststellung des Textes auf historischer Basis, dafs sie grammatische, lexikalische, antiquarische und ästhetische Erklärung mit eben so grofser Gelehrsamkeit als Scharfblick und Geschmack anwenden und alles dies benutzen müsse, um die Individualität eines jeden Schriftstellers in seiner gesammten Vorstellungsweise und Kunstübung klar und vollständig zu erkennen und ein Bild davon in festen, scharf hervortretenden charakteristischen Zügen zu entwerfen. Hier trifft die Aufgabe der Interpretation mit der der höheren Kritik insofern zusammen, als sich auf dieser Stufe die Frage nach der Echtheit eines Werkes von selber löst. Hiermit hat der Philologe Alles gethan, was ihm als solchem zuzumuthen ist; den Werth eines Kunstwerks hat er nur vergleichungsweise, gleichsam historisch, zu bestimmen; soll darüber nach *allgemeinen* Principien geurtheilt werden, so ist das nicht mehr seine

Digitized by Google

Sache. Aber auch das, was mit Recht von ihm verlangt werden kann, ist so umfassend, und bedingt so verschiedenartige Studien, Neigungen und Talente, dafs nur höchst selten Einer Alles in ziemlich gleichmäfsiger Vollkommenheit umfassen kann. Die schätzbaren Versuche, welche in dieser Absicht neuerdings gemacht worden sind, zeigen hinlänglich, wie nöthig die Theilung der Arbeit immer bleiben wird; ist diese aber in ihren wesentlichsten Theilen von Verschiedenen vollendet, so findet sich dann wohl leichter ein Talent, das, ohne gerade eigene Genialität aufzuwenden, im Stande ist, die divergirenden Bestrebungen mit einem gewissen Ordnungssinn und umfassendem Ueberblick des Ganzen zu befriedigenden Resultaten zu vereinigen, eine Arbeit, die von ganz andrer Art sein müfste, als die Ausgaben von Thysius u. A. *cum notis variorum*, mit Adspergirung einiger eigenen; doch findet diese unglaublich beschränkte Methode auch jetzt noch ihre Nachahmer.

Welche Stelle nimmt nun hiernach die vorliegende Ausgabe des Tibull ein? — Durchlaufen wir die Reihe der früheren Bearbeiter, so stofsen wir auf eine grofse Anzahl berühmter Namen, welche es zu verbürgen scheinen, dafs das Wesentliche schon geleistet sei; Manutius, Muret, Scaliger, Dousa, Broukhusius, Vulpius, Heyne, Wunderlich, J. H. Vofs, Huschke, Lachmann, Bach haben jeder in seiner Weise besonderen Fleifs auf Tibull gewendet, und wenn dennoch dem neuesten Bearbeiter eine wesentliche Lücke auszufüllen übrig blieb, so kann der Grund davon nur darin liegen, dafs jene dieselbe entweder gar nicht erkannten, oder dafs ihnen die Fähigkeit oder die Neigung abging zu einer eben so schweren als neuen und nöthigen Arbeit. Das tiefe Eindringen in Geist und Gemüth des Tibull, in die Eigenthümlichkeit seiner Poesie und die bewufsten oder unbewufsten Gesetze seiner Kunst war noch von Niemand in umfassender Weise versucht; dies ist es, was der Hr. Hofrath Dissen unternommen und wir können wohl sagen vollendet hat. Es ist nur ein Theil der ganzen Arbeit in dem oben angegebnen Umfange; aber dieser Theil ist gleichsam der Gipfel aller früheren Leistungen, welche diesen Fortschritt zwar vorbereitet haben, aber doch nicht von der Art waren, dafs jener Gipfel hätte erreicht werden können, ohne oft wieder hinabzusteigen zu den Grundlagen des Baus, und, was dort mit dem Plan des Ganzen in Widerspruch, veraltet oder sonst untüchtig war, durch Neues zu ersetzen.

Die Einrichtung der Ausgabe ist diese: Im *Ersten Theil* folgen nach der Vorrede die beiden alten *Vitae*, dann die eigne Darstellung des Verfs. von Tibulls Leben pag. XII—XXXVI, welche mit einer tabellarischen Uebersicht schliefst und auch die Erörterungen über die Reihenfolge der einzelnen Gedichte enthält. Die hierauf folgende Abhandlung *De Poesi Tibulli* besteht aus 3 Hauptabtheilungen: I) *de argumento poëseos Tibullianae*, pag. XXXVII—LXII. II) *de forma et compositione elegiarum Tibulli* bis pag. CXVIII. III) *de elocutione Tibulli* bis pag. CXCII. In allen diesen Abschnitten ist zugleich über den Lygdamus besonders gesprochen. Hierauf folgt pag. 1—98 der Text, dem eine Auswahl der wichtigsten Varianten untergesetzt ist, entlehnt aus der Lachmannschen Ausgabe; neu hinzugekommen sind nur die *Excerpta Frisingensia*, welche der durch ihr Alter erregten Erwartung nicht entsprechen; sie sind mitgetheilt von Lachmann. Angehängt ist bis pag. 128 eine genaue Collation der Editio Pinelliana, der vierten *editio princeps*, welche bisher noch nicht verglichen war; durch diese Collation hat sich Bardili, von dem sie herrührt, ein neues Verdienst um Tibull erworben. Derselbe will auch die Lücke, welche sich in der Collation der kleineren *editio princeps* vom J. 1472, befindet, nunmehr ausfüllen, da sich in London ein vollständiges Exemplar gefunden hat und verglichen ist; dieser Nachtrag, zu lib. IV, 7—13, 11 gehörig, soll auf einem besonderen Blatte noch nachgeliefert werden. — Der *Zweite Theil* enthält auf 476 S. den Commentar nebst *index*. Hier sind, wie der Verf. selbst in den Gött. gel. Anz. 1835. St. 138. pag. 1868 referirt, „ausführliche *Introductiones* aufgestellt, welche theils die äufsern Umstände der Elegie betrachten, theils den Plan und die poetische Composition erörtern: damit steht alsdann die *Explicatio* in lebendiger Beziehung, welche durch die Entwickelung des Einzelnen das Ganze zur Anschauung bringen soll, gleich wie die *Introductio* im Grofsen die Massen zur Einheit verknüpft. Sie mufste deswegen eine gleichmäfsige Entwickelung verfolgen, die poetische Seite mehr hervorheben, sich vor unverhältnifsmäfsiger Ausdehnung einzelner Dinge hüten, und überall im Einzelnen das Ganze möglichst im Auge behalten."

Digitized by Google

Gehen wir nun näher auf diese einzelnen Theile des Werkes ein, so zeigt zunächst die *Vita Tibulli* das Bestreben des Verfs., eine möglichst grofse Vollständigkeit zu erreichen und da, wo uns sichere Haltpunkte fehlen, die Lücken durch Vermuthung auszufüllen. So grofse Anerkennung dies Bestreben auch verdient, so glauben wir doch, dafs es wenigstens zum Theil gescheitert ist an der grofsen Mangelhaftigkeit der überlieferten historischen Data; es ist einmal nicht möglich, aus Nichts Etwas zu machen. Ueber die Lebensdauer des Tibull wissen wir aus dem Epigramm des Domitius Marsus nur dies, dafs er bald nach Virgil, also etwa a. U. 735 oder 736 gestorben sei, und zwar als *juvenis*; aber wie alt er war, läfst sich aus dieser vielumfassenden Benennung nicht abnehmen. Die gewöhnlichen Annahmen des Geburtsjahres schwanken zwischen a. U. 690, 695 und 700; der Verf. hat die mittlere gewählt; jedoch scheint sie in keiner Rücksicht vor der ersten den Vorzug zu verdienen; ja man könnte sogar füglich über diese noch hinausgehen; denn je schmerzlicher ein Todesfall ist, desto mehr ist man geneigt ihn als zu frühzeitig anzusehen; defshalb möchte Tibull für die Benennung eines *juvenis* eher zu alt als zu jung gewesen sein, und es ist nichts wichtiges dagegen einzuwenden, wenn man sich ihn bei seinem Tode als einen Mann von etwa 50 Jahren und drüber denken will; danach wäre er um a. 685 geboren, etwa in demselben Jahre mit seinem Freunde Messalla *), und wäre einige Jahre älter als Horaz, der ihn als einen *candidus judex* seiner Satiren rühmt.

Die nächste Zeitbestimmung ist die, wonach die Elegie I, 10 als die älteste von allen in das Jahr 712 gesetzt wird. Gewifs ist es richtig, was der Hr. Verf. mit Passow annimmt, dafs dieselbe geschrieben sei, als Tibull zuerst die Heimath verliefs und zu Felde zog. Dafs dies aber eben im 17ten Lebensjahre geschehen sei, von wo die Dienstpflicht anging, ist nach unserm Dafürhalten nicht wahrscheinlich; schon Passow hatte angenommen, dafs die Abreise ein paar Jahre verschoben und das Gedicht etwa erst a. 715 geschrieben sei; der Hr. Verf. vermifst den Grund für diese Annahme und mifsbilligt sie daher. Passow's Gründe sind uns unbekannt; aber der Inhalt des Gedichtes läfst es nicht als glaublich erscheinen, dafs es von einem 17jährigen Jünglinge verfafst sei; man sehe nur, wie er v. 16. auf seine Kindheit zurückblickt: *sed patrii servate Lares: aluistis et idem, cursarem vestros cum tener ante pedes.* Eben so wenig kann man jenem Alter eine solche Reflexion über den Tod zumuthen, wie v. 34.; und vollends nicht v. 39 ff. die Ansicht: *quam potius laudandus hic est, quem prole parata occupat in parva pigra senecta casa.* Dann die Schilderung eines Lebens, wie es sich schwerlich ein Jüngling in solchen Jahren ausmalt und wünscht: *Ipse suas sectatur oves, at filius agnos, et calidam fesso comparat uxor aquam. Sic ego sim, liceatque caput candescere canis, temporis et prisci facta referre senem.* Die folgende Zeit füllt der Hr. Verf. durch einen 10jährigen Kriegsdienst aus, der allerdings nach Polybius Zeugnifs Norm war; aber es scheint hierbei das Mifsverständnifs obzuwalten, als hätten die römischen Ritter jene 10 Jahre hintereinander abdienen müssen, was nicht der Fall war; sondern nach dem jedesmaligen Bedürfnifs des Krieges konnten diese Jahre auf die ganze Zeit des kriegspflichtigen Alters, also bis zum 50sten Lebensjahre hin vertheilt werden. Da nun Tibull später noch 2 Mal zu Felde gezogen ist, so läfst sich bei seiner Abneigung gegen den Kriegsdienst wohl annehmen, dafs er die gesetzliche Dienstzeit vorher noch nicht erfüllt hatte. Dies behauptet er auch keinesweges in der Stelle, welche der Hr. Verf. hierbei anführt, I, 25, auf welche wir nachher noch einmal zurückkommen werden. Demnach scheint es uns rathsamer einzugestehen, dafs weder über das Geburtsjahr des Tibull noch über das Jahr seines I, 10 erwähnten Feldzuges, noch endlich über die ganze Zeit bis a. 723 irgend etwas mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann. So bleiben nur sehr wenige zuverläfsige Data übrig, die sich durch Messalla's Thaten bestimmen. Die übrigen ungefähren Zeitbestimmungen für die Reihenfolge der Gedichte lassen sich nur aus dem Gange der Liebesverhältnisse Tibulls abnehmen, nicht ohne manche Zweifel, auf welche wir hier nicht näher eingehen können.

Dafs das dritte Buch nicht von Tibull herrühre, steht durch des Hrn. Verfs. vielseitige Beleuchtung desselben nunmehr so fest, dafs schwerlich die Echt-

*) Hr. D. schreibt immer Messala; auf die richtigere Schreibung hat Bernhardy röm. L. G. pag. 221 aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

heit desselben je wieder wird im Ernste behauptet werden können. Wir halten dies für ein sehr wesentliches Verdienst; indefs sind damit noch nicht alle hierhergehörigen Fragen gelöst. Sehr vorsichtig hatte Lachmann nur so viel gesagt, als er mit gutem Grunde konnte: das 2te, 3te und 4te Buch seien nach Tibull's Tode von einem Anderen herausgegeben, der den Verf. des 3ten Lygdamus und den Freund des Tibull Cerinthus benannt habe; das 3te Buch sei zwar unecht, aber es verrathe eine so genaue Nachahmung tibullischer Weise, dafs man darauf schwören möchte, es sei in Tibull's Hause entstanden. — Hierauf baut der Hr. Vf. weiter fort: Lygdamus sei ein jüngrer Freund und Nachahmer des Tibull gewesen, geboren a. U. 711, nach III, 5, 17.; dessen Gedichte seien nach Tibull's Tode in dem Hause desselben gefunden, und Tibull habe vielleicht selbst die Absicht gehabt, sie verbessert herauszugeben. Der wirkliche Herausgeber nun habe zwar aus der Angabe des Geburtsjahrs und aus andern Umständen gesehen, dafs Tibull der Vf. nicht sei; aber doch sei auch wieder die tibullische Farbe der Elegien nicht zu verkennen gewesen, und er habe glauben können, wie es neuerdings Einige wirklich gethan haben, Tibull habe diese Gedichte unter einem anderen Namen geschrieben und ihnen nicht die letzte Feile gegeben. Defshalb sei der Name Lygdamus ersonnen als Uebersetzung von Albius, wie auch Passow und Andre annahmen, und es sei damit sehr gut dieser zweifelhafte zweite Tibull bezeichnet. Freilich denken wir uns den Herausgeber in dieser Klemme, so hat er sich geschickt genug herausgezogen und seinen eignen Zweifel auch jedem Anderen frei gelassen. Will Jemand lieber annehmen, dafs der Name von dem Dichter selbst herrühre, so hat der Hr. Verf. nichts dagegen einzuwenden, unter der Voraussetzung, dafs dann der Name in demselben Sinne von dem Herausgeber beibehalten sei. — Wir gestehen, dafs es uns unmöglich fällt, dieser so weit ausgeführten Vermuthung beizustimmen; sie macht zu viele Voraussetzungen nöthig, und dennoch wird dadurch nicht erklärt, warum das Buch gerade an diese Stelle und in Verbindung mit dem Panegyrikus auf Messalla IV, 1. gekommen ist, den der Hr. Verf. mit Recht für unecht, aber doch zu Tibull's Zeit geschrieben erklärt; nur scheint er uns den Werth desselben etwas zu hoch anzuschlagen. Die hierauf folgenden kleinen Gedichte der Sulpicia und ihres Geliebten schreibt der Hr. Vf. dagegen wieder dem Tibull zu, der ein Muster weiblicher Liebe darin habe darstellen wollen. Wir haben uns hiervon nicht überzeugen können; zu solchem Zweck, um andrer Gründe nicht zu gedenken, hätte Tibull gewifs einen würdigeren Gegenstand und bedeutungsvollere Situationen gefunden, als diese wenigstens zum Theil sehr leeren und gleichgültigen Briefstoffe, die einer sehr verliebten, dabei gebildeten, Verse machenden Römerinn ganz angemessen sind, der übrigens ein feines poetisches Talent und Innigkeit nicht abgesprochen werden soll. Je länger ich diese unter Tibull's Namen aufbehaltene Gedichtsammlung betrachte, desto gebieterischer drängt sich mir eine andere Vermuthung auf, die ich am liebsten von dem Hrn. Verf. selbst beurtheilt sehen möchte. Ich glaube nämlich, dafs diese Sammlung weder von Tibull selbst noch von seinem Hause ausgegangen ist, sondern sie scheint mir gleichsam ein Familienbuch zu sein, das im Hause des Messalla entstanden ist, in einem um ihn sich sammelnden Kreise gebildeter Freunde von Geschmack und warmem Interesse für Poesie, unter denen Tibull ohne Zweifel die bedeutendste Stelle einnahm, und als Muster galt und einwirkte, ohne dafs wir diesem Kreise gerade den förmlichen Charakter einer poetischen Gesellschaft oder Schule beilegen möchten. Dafs Messalla die zum Theil an ihn selbst gerichteten Gedichte seines genauen Freundes Tibull sorgfältig bewahrte und die fehlenden wohl aufsuchte, versteht sich von selbst; diese bildeten den Kern der Sammlung und gaben ihr natürlich später den Namen, zumahl da sie voran standen. Eben so erklärt es sich von selbst, wie die unechten Gedichte hinzukamen; wie namentlich der schlechte Panegyricus auf Messalla Aufnahme fand, und die Liebesbriefe an und von Sulpicia; denn dafs diese zu ihm in sehr genauer Beziehung stand, geht deutlich hervor aus IV, 8, 5, und dadurch wird man fast zu der Vermuthung geleitet, dafs ihr Geliebter, Cerinthus, an den auch Tibull selbst zwei Elegien gerichtet hat, II, 2 u. 3. kein andrer sei als Messalla's ältrer Sohn, über den der Herr Verfasser in der Einleitung zu II, 5. gehandelt hat; vgl. IV, 3, 23.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius.

(Fortsetzung.)

Sollten sich nun unter diese Gedichte auch vielleicht echte von Tibull verirrt haben, was nur von den beiden letzten IV, 13 u. 14 gesagt werden könnte, so würde dies nicht auffallen. Die Gedichte des Lygdamus endlich würden sich dann auf eine Liebesgeschichte beziehen, die irgendwie die Familie des Messalla betraf. Eine bestimmte Beziehung dieser Art läfst sich freilich darin nicht entdecken, da uns alle historische Basis abgeht, wenn nicht etwa III, 5 und IV, 8 dasselbe Landgut des Messalla bezeichnet ist. Da aber der Dichter sich ohne Zweifel nach dem Tibull gebildet hatte, so ist es wahrscheinlich, dafs er gleichfalls zu dem erwähnten Kreise gehörte, und man könnte den Namen Lygdamus eben so gut für eine Uebersetzung von Lucius nehmen, dem Vornamen des jüngeren Sohnes des Messalla. Doch eine solche Vermuthung ermangelt zu sehr einer sicheren Grundlage, als dafs ich sie als eine ernste Meinung aufstellen und daran ähnliche knüpfen dürfte, welche die den Elegien des Lygdamus zu Grunde liegende Geschichte veranlassen könnte. Darum beschränke ich mich auf die einfache Vermuthung, die tibullische Gedichtsammlung sei im Hause des Messalla entstanden, wodurch sich ihre Zusammensetzung und manche andre Umstände genügend erklären; dadurch wird übrigens die Möglichkeit gar nicht ausgeschlossen, dafs das 1ste Buch auch schon von Tibull selbst herausgegeben sei.

Nach diesen Bemerkungen, welche sich an den Abschnitt über das Leben des Tibull knüpften, wollen wir dem Hrn. Verf. zu dem wichtigeren de poësi Tibulli folgen. Hier handelt er in der ersten Abtheilung, *de argumento*, zunächst von der Lebensansicht des Tibull, wobei man nur eine Zusammenstellung dessen vermissen könnte, was sich etwa auf das Religiöse, Politische u. s. w. bezieht; indefs hätte dies mehr in den vorigen Abschnitt gehört; hier beschäftigt sich der Verf. mit Tibull's Eigenthümlichkeit nur insofern sie den Stoff der Elegien bedingt.

Dem öffentlichen Leben fremd scheint Tibull fast allein für stille Ruhe in idyllischem Landleben und in der Liebe eine lebhafte Neigung gehabt zu haben; dies sind die beiden innig verbundenen Ingredienzien des idealen Glücks, wonach er sich sehnt, dessen Störungen er betrauert. Das Land liebt er nicht etwa aus einem tiefen Sinn für Naturschönheiten, der überhaupt bei den Alten nicht zu finden ist; sondern es ist das *Leben* auf dem Lande, seine Einfachheit, seine leidenschaftlosen Geschäfte, seine unschuldigen Freuden und fröhlichen Feste, seine Frömmigkeit ist es, was er liebt, und was er oft aus ganzer Seele mit den reizendsten Farben, in mannichfachen Gegensätzen mit dem Leben in der Stadt und im Felde schildert. Die Liebe bildet darin einen nothwendigen Bestandtheil; er bestrebte sich vergeblich, so viel man sieht, sie in der Wirklichkeit damit zu vereinigen. *Delia*, seine erste und beste Geliebte, die eigentlich *Plania* geheifsen haben soll, war ein Mädchen von niederer Herkunft, und, so lange ihre Schönheit keine Verführer anlockte, treu und von reinen, unschuldigen Sitten, fern von Verschwendung, Habsucht und Hochmuth. Liberaler Erziehung wird sie wohl ermangelt haben, wie Passow annahm, dem der Hr. Verf. nicht beistimmt. Denn wenn Tibull I, 5, 31, wo er das ersehnte Glück, mit ihr auf dem Lande zu leben, mit vieler Liebe ausmalt, auch dies anführt, dafs Delia dann seinen theuren Messalla empfangen und bewirthen solle, und wenn die an sie gerichteten Elegien hochpoetische Gedanken enthalten, so liegt doch weder in dem einen noch in dem andern die nothwendige

Digitized by Google

Voraussetzung einer höheren Bildung. Gewifs erschienen dem verliebten Dichter die sonstigen geistigen und körperlichen Vorzüge seiner Delia vollkommen genügend, um sie sich als eine auch dem Messalla angenehme Wirthin zu denken, der doch, obwohl ein vornehmer und gebildeter Mann, ohne Zweifel für Schönheit und freundliche Anmuth so viel Sinn hatte, dafs er darüber nach anderer Bildung zu fragen vergafs; und die Gedichte Tibull's zeigen keine Spur davon, dafs sie an eine *docta puella* (wie IV, 6, 2.), gerichtet wären; die darin enthaltenen hohen Gedanken sind von der Art, dafs Delia davon auch ohne eigentliche Bildung einige Einsicht haben konnte (*quorum tamen intellectum aliquem necesse est habuerit.* pag. XLII.); ja diese Gedichte selbst und Tibull's Umgang werden sie von selbst gehoben und ihr die Art von Bildung gegeben haben, welche der Liebe des Dichters angemessen war. Die Situationen, in denen er sie schildert, stimmen ganz damit überein I, 3, 85 folg. 5, 21 folg. Hierbei bemerken wir nur noch, dafs wir uns auch äufserlich die Lage der Delia nicht so denken, wie der Hr. Verf., der pag. XVIII ihre Familie als *honesta et non egena* bezeichnet, *quae ancillas aliquot haberet*, und so auch pag. XLIII. sie ohne Weiteres als *inter ancillas* mit weiblichen Arbeiten beschäftigt denkt. Diese *ancillae* können nun schon an sich nicht als Beweis einer bemittelten Familie gelten; wie aber, wenn wir sie der Delia und ihrer guten Mutter obenein noch ganz abdisputiren? Der Hr. Verf. nämlich hat sie nur durch seine Interpretation von I, 3, v. 87. gewonnen, wo Tibull beschreibt, wie er die Delia bei seiner plötzlichen Rückkehr zu finden wünsche; sie soll gar nicht darauf gefafst, verwirrt, in reizender Uordnung ihm entgegen fliegen. Offenbar kommt es dem Dichter blofs darauf an, *ihren* Zustand zu beschreiben; *sie* soll über der Arbeit und den Erzählungen der Alten entschlummern; darum ist schon der Zusammenhang nicht dafür, bei den Worten *ac circa gravibus pensis affixa puella paulatim somno fessa remittat opus*, den Singular *aff. puella* für den Plural zu nehmen, und gewifs hätte Niemand daran gedacht, wenn *juxta* statt *circa* gesagt wäre. Indefs scheint sich dieser Uebelstand leicht genug heben zu lassen, wenn man *circa* nicht so streng auf *affixa puella* bezieht, sondern mehr auf die *gravia pensa*, welche um die fleifsige Alte herumliegen; so wird ja *circa* oft adjectivisch gebraucht; s. Liv. V, 30, 5. VIIII, 2, 7. u. das. Drakenb.

Wie dem Tibull das stille, einfache Landleben zusagt, so ist auch seine Liebe still und einfach; Ruhe von Sorgen und glücklicher Genufs mit dem sicheren Bewufstsein gegenseitiger Treue sind die Ansprüche, welche er daran macht. Ein solches Gemüth (wenn gleich leicht zu entzünden, vgl. I, 3, 57.) verlangt doch eben so sehr ein dauerndes Verhältnifs (selbst ohne eigene Kraft zur Beständigkeit), nicht den flüchtigen Wechsel, den die Oberflächlichkeit leicht erträgt, die Gemeinheit sucht. Wie es nun bei diesen Eigenschaften dem Tibull in der Liebe erging, kann hier nicht ausgeführt werden; übrigens ist es schwer, den unglücklichen Verlauf der beiden Liebesverhältnisse in historischer Ordnung zu entwickeln und danach die Reihenfolge der Elegien zu bestimmen; der Hr. Verf. hat die Aufgabe sehr umsichtig gelöst, obgleich immer noch Zweifel übrig bleiben. Nur die Bemerkung fügen wir hinzu, dafs er sich wohl hat täuschen lassen durch seine Liebe für Tibull und den Wunsch, ihn auch nach unseren Begriffen von Sittlichkeit als möglichst rein darzustellen, wenn er pag. LVII. annimmt, wahr sei zwar eine heifse Liebe zu dem Knaben *Marathus* an sich, aber dennoch seien in den auf ihn bezüglichen Gedichten durch Kunst die Farben etwas stärker aufgetragen, als die wirkliche Empfindung des Dichters erfordert habe; ich antworte hierauf mit des Hrn. Verfs. eigenen Worten pag. LVIII. *talis est — proprius ille fervor Tibulli, quo nihil verius, nihil minus fictum fuit unquam.* Uebrigens ist das erste von den hierher gehörigen Gedichten I, 4 ohne Zweifel humoristisch aufzufassen, wodurch auch die sonderbare Erwähnung des Titius erklärlich wird; mit dem elegisch klagenden Schlufs aber und dem *gravis dolor*, den der Hr. Verf. hier findet, wird es demnach nicht viel auf sich haben; ja mir scheint dies Gedicht das stärkste und evidenteste Beispiel unter allen, wo Tibull sich einer fröhlicheren Stimmung überlassen hat; denn Trübsinn und Ernst herrscht allerdings bei ihm vor, nur möchte der Hr. Verf. wohl etwas zu sehr geneigt sein, denselben überall zu finden.

Der nächste Abschnitt *de forma et compositione elegiarum Tibulli* enthält eigentlich den Kern der vorausgeschickten Untersuchungen; in ihm zeigt sich die langjährige, innige Vertrautheit des Hrn. Verfs. mit

Digitized by Google

seinem Dichter auf das glänzendste, und darum wage ich es hier am wenigsten, auch nur in Einzelnheiten eine Meinungsverschiedenheit zu äufsern; denn im Allgemeinen wird jetzt wohl kein besonnener Leser der alten Dichter mehr daran zweifeln, dafs nicht blofs das, was man gewöhnlich unter poetischem Talent versteht, sondern zugleich auch eine bewufste, wohlüberlegte Kunstübung ihre Vortrefflichkeit begründet. Das grofsartigste Beispiel hiervon ist Pindar, an dem Böckh und der Hr. Verf. dieselbe Bemerkung sehr klar nachgewiesen haben; bei Tibull war dies um so nöthiger, da hier von je her die Meinung ziemlich allgemein verbreitet gewesen ist, dafs es seinen Gedichten an Kunstbildung, an harmonischer Rundung und Einheit fehle; ja man hat so starke Fehler dieser Art zu finden geglaubt, dafs sich vor allen Scaliger, zwar mit vielem Scharfsinn, aber mit einer unerhörten Kühnheit Versetzungen, Zerstückelungen, Aenderungen in den tibullischen Gedichten erlaubte, die weit eher für ein geistreiches Spiel als für eine besonnene Bearbeitung gelten können, und ein ähnliches Verfahren ist, wenn auch nicht in demselben Uebermafs, noch bis in neuern Zeiten angewendet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehents zur Kenntnifs Germaniens zwischen Rhein und Weser, mit besonderer Rücksicht auf: das Land und Volk der Brukterer. Von Leopold von Ledebur. Berlin, 1837. 8. (*VIII.* 176).

Wer dem Menschen Begriffe lehrt, schafft ihm die Welt, denn ohne jene würde es für den Menschen nirgends gesonderte Vorstellungen und ohne diese keine Dinge und noch weniger ein allgemeines Sein geben. Diese Betrachtung hat Ref. allezeit sehr dankbar gestimmt gegen jeden, der ihn in eine Welt neuer Begriffe und Vorstellungen eingeführt. Der General von Clausewitz hat in seinem hinterlassenen Werke: *vom Kriege*, über welches Ref. natürlich nach der militärischen Seite durchaus kein Urtheil zusteht, was ihm aber (bei der grofsen Aehnlichkeit alles Lebens mit dem Kriege) für die Betrachtung der sittlichen Welt seit den wenigen Jahren, in welchen unsere Literatur das Buch besitzt, die fruchtbarsten und weitgreifendsten Anregungen gegeben hat, zuerst (so viel Ref. bewufst) den Begriff der sittlichen *Friction* recht deutlich und nahe gebracht; ein Begriff dessen Entwickelung jede Ethik und Politik als eine ihrer Hauptaufgaben zu betrachten hätte. Wir setzen voraus, dafs unsere Leser mit einer so wichtigen Erscheinung, wie jenes Buch für unsere deutsche Litteratur ist, vollkommen vertraut sind, und dafs ihnen also der Begriff der sittlichen Friction ein geläufiger ist. Unter dieser Voraussetzung lassen wir uns keine Dunkelheit zu Schulden kommen, wenn wir auch von einer litterarischen Friction sprechen und gerade *nur* unter diesem Gesichtspunkte obiges Werk betrachten, denn was den Inhalt desselben im Ganzen und Grofsen, so weit er dem Hrn. Verf. angehört, anbetrifft, so können die Resultate jenes Buches, auf welches sich diese Reihe von Abhandlungen bezieht, (nämlich der Schrift desselben Verfs. über das Land und Volk der Brukterer) als vollkommen gesichert angesehen werden. Ref. hat nie Veranlassung gehabt specielle Forschungen über westphälische Gau- und Landesverhältnisse anzustellen; er hat aber auch nie Ursache gehabt zu bereuen, wo er durch allgemeinere historische Studien auf die von dem Herrn Verf. behandelten Lokale geführt wurde, dafs er diesem sodann gefolgt ist; und hat erst neuerdings hinsichtlich eines öfter von ihm historisch betretenen Terrains in den Resultaten der vortrefflichen Untersuchung über die friesischen Seelande dankbar einen festen Boden anzuerkennen gehabt, wo bisher so viel Schwankendes war. Was etwa im ganz Einzelnsten an solchen Untersuchungen noch zu berichtigen sein möchte, können wir von dem Standpunkte aus, den die Berl. Jahrbücher in der Wissenschaft zu behaupten bisher bemüht gewesen sind, unbesorgt der provincielsten Debatte überlassen, ohne dafs es unsere Anerkennung stören dürfte. Die so oft bestrittenen Punkte aber, ob nämlich Aliso Liesborn sei; ob nicht die Wohnsitze der Marsen westlicher gegen den Rhein hin zu suchen seien; ob die silva Caesia in die Gegend von Coesfeld und die Wüste der Helvetier in den Odenwald zu verlegen sei, scheinen ganz der Ansicht des Hrn. v. Ledebur gemäfs entschieden werden zu müssen. Von dem Gesichtspunkte der literarischen Friction dagegen ist vorliegende Publikation eine der merkwürdigsten; denn selten wird ein deutscher Autor Geduld, Rücksicht und Unbefangenheit genug beweisen, um Alles was in einem Laufe von zehn Jahren ihm und seinem Thun im Kleinen und Grofsen zu Leid und Freude geschieht, so sorgsam zu beachten, zu sammeln und selbst das Widerwärtigste so geduldig zu widerlegen, wie der Verf. gethan hat. Er hat es freilich leichter thun können als viele andere; denn die Friction, der sein Werk seit zehn Jahren ausgesetzt war, hat die Umrisse desselben gar nicht, die Oberflächen nur in ganz unwesentlichen Punkten verändert, ohngeachtet es von gar manchen Seiten aus dem eifrigsten Gegendruck ausgesetzt war.

Wenn man in ähnlicher Weise, wie hier geschehen ist, deutsche litterarische Werke verfolgt, wird einem recht klar, wie wenig es den meisten Menschen um die Sache zu thun ist; wie wenige Gott die Ehre geben. Gesetzt den Fall, jenes Buch über Land und Volk der Brukterer hätte bei der haarscharfen Prüfung, der fast jeder mathematische Punkt seines Umrisses unterworfen worden ist, bei weitem — wir wollen sagen zehnmal — mehr schwache Punkte geboten — wäre es darum nicht schon durch den Versuch der Zusammenfassung, der klaren Uebersicht ein dankenswerthes, ein fruchtbringendes,

Digitized by Google

die Grundlage künftig Vollkommneren, gewesen? und trotz dem, was würde das Schicksal des Buches gewesen sein? — Dafs der Pöbel in unserer Litteratur durch eine bald geläufig gewordene Tadelsformel damit fertig gewesen wäre, es über die Achsel angesehen, und vielleicht mit seinem schmutz-saurem Gesicht dem Verf. die Freude und Lust daran verdorben hätte, das Vollkommnere wirklich zu liefern, was dadurch vorbereitet gewesen wäre; dafs jeder, der eben Lesen genug gelernt hätte, um sich jene Mifsbilligungsformel anzueignen, ein Recht zu haben geglaubt haben würde, Herrn von Ledebur wissenschaftlich den Kopf zu waschen, oder ihn mit irgend einem Beiwort als Schriftsteller abzufertigen. Und doch alle unsere gröfsten Menschenwerke haben sie eine andere Entstehung gehabt, als eine solche aus unvollkommenen Anfängen hervorgegangene? Wie viel verfehlte Ansätze haben der Entdeckung Amerikas und der Reformation vorausgehen müssen? Und wie Amerika entdeckt war, waren sofort alle Küsten desselben richtig auf den Karten verzeichnet? oder entdeckt man nicht noch heute daran? — und die Reformation, war sie plötzlich durch Luthers Auftreten fertig, oder hat er nicht hundertfach selbst einlenken und frühere falsche Schritte später zurückthun müssen, ohne einmal damit alle Folgen jener früheren falschen Schritte ungeschehen machen zu können? Und ist es nicht so mit fast allen unseren umfassenderen Leistungen in der historischen Wissenschaft gewesen? — Die Sache aber ist, dafs die meisten Menschen, wenn sie ein gewisses Alter, wenn sie eine gewisse Stellung erreicht haben, entweder nicht mehr hinzu lernen oder doch nicht mehr Ansichten zurücknehmen wollen, und dafs sie dann geschworne Feinde aller solcher Schriften sind, deren Anerkennung ihnen ein Eingeständnifs des Zulernens und ein Zurücknehmen des früher Angenommenen zur Pflicht machen würde. — Als wenn man für manche Menschen die Wissenschaft wie eine fertig gebackene Geburtstagsbretzel, die sie an ihrem 25sten Geburtstage verzehrten und dann aufs Leben daran genug hätten, aus dem Ofen ziehen könnte?

Die Menschen haben Augen und sehen nicht. Was sie an jeder Erscheinung der sittlichen Welt beobachten könnten, ist ihnen sobald ihre Winzigkeit in's Spiel kömmt, verloren; und so würde es also, wenn es theils beschränktem Patriotismus (der doch einige Anerkennung verdient) theils noch bereiteren Formen der Eigenliebe gelungen wäre, wirklich mehrere schwache Seiten an v. Ledeburs Forschungen zu entdecken, diesem kaum möglich gewesen sein, dem wissenschaftlichen Mifsfallen dieser Persönchen der Gegenwart zu entgehen, wenn ihm auch die Achtung künftiger Forscher geblieben wäre. Man sehe nur die Reihe der hier theilweise mitgetheilten und besprochenen Recensionen durch, und man wird über die wunderliche Zuversicht in verschiedenartigen Ansätzen der Feindseligkeit erstaunen. Glücklicher Weise war Hr. von Ledebur in der Lage, zusehen zu können, wie ihm bald die schülerhaften Entgegnungen des Doctor Leverkus, bald die weit widerwärtigeren lehrerhaften des Direktor Sökeland; bald eine freundliche Bekümmernifs so *fragmentarischer* und sich selbst widersprechender Art um seine Forschungen, dafs sie fast wegen der dadurch verhunzten Resultate, noch ärgerlicher sein konnte als eine feindliche — eine Bekümmernifs mit einem Worte wie die des Doktor Knapp; bald die sorgloseste, zuversichtlichste Recensentenwidrigkeit wie die von Harlefs, bald noch wunderbarere Gestalten in den Weg treten, und durch die Friction, die sie zu erzeugen suchten, seinen Gang hemmen oder von der rechten Bahn ablenken wollten; — er war in der Lage ruhig zusehen, ruhig weitergehen und zuletzt allen seinen Freunden und Feinden in vorliegendem Buche noch ruhig über seinen Gang Rechenschaft ablegen zu können

Soll das aber in unserer Litteratur — oder (da mich die anderen Zweige derselben wenig kümmern) soll das wenigstens in unserer historischen Litteratur so bleiben? — Ein grofser Theil der Widrigkeiten, die Werke von umfassenden Resultaten zu bestehen haben, rühren daher dafs die Männer, welche sich mit den speciellsten Forschungen beschäftigen, für diese eine geringere litterarische Anerkennung finden, und dafs sich ihrer deshalb leicht eine gewisse Säuerlichkeit der Stimmung bemächtigt; soll man sie diesen krankhaften Empfindungen ein Jahrzehnt nach dem anderen überlassen, und nicht endlich auf Mittel denken, auch solchen Bestrebungen, die keinesweges von der Anerkennung durch die allgemeine Lesewelt ihre Belohnung finden können, würdige Anerkennung zu sichern, und Männer einem freudigen litterarischen Bewufstsein zu gewinnen, deren saure Friction jetzt so oft nur anderen den Weg verdirbt. Ein grofser Theil anderer Widrigkeiten besteht darin, dafs Leute in der Lage, in welcher sich unsere allgemeinen Litteraturzeitungen alle befinden, möglichst alles zur Sprache zu bringen, ein grofses Wort mitreden, oft anonym mitreden, die überhaupt gar nicht reden dürften; soll dieser Schneckenschleim und Krötengeifer in alle Zeiten ungestraft die Wege deutscher Schriftsteller besudeln? Solcher Fragen liefsen sich noch ein ganzes Dutzend stellen.

Auf alle aber ist dieselbe Antwort — dafs es gegen diese Uebel und Seuchen in unserer historischen Litteratur keine Abhülfe giebt, als wenn ein Paar anerkannte, allgemein geachtete Gelehrte sich der Sache annehmen, mit gröfster Ruhe und Gewissenhaftigkeit und von allen Ehrenwerthen durch Mitarbeit und Theilnahme unterstützt dem Gange der Litteratur und besonders auch der kritischen Litteratur nachgehen und namentlich gegen Gewissenlosigkeiten und Unbekümmernifs der Redaktionen beurtheilender Zeitschriften, gegen gelehrte Gevatterschaften und faulen Wucher einmal in Curs gekommener Namen eine unbarmherzige Strafgeifsel schwingen. Zu Erfüllung wenigstens eines Theiles dieser sich bei Betrachtung unserer kritischen Litteratur aufdrängenden Wünsche ist denn, Gottlob! auch eine nahe Aussicht vorhanden.

Heinrich Leo.

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius.

(Fortsetzung.)

Während nämlich die Elegie an sich schon eine gewisse epische Breite liebt und sich gern in einer bunten Mannichfaltigkeit ergiefst, mufste diese Eigenschaft bei Tibull um so stärker hervortreten, da er selbst in der Regel von dem, was ihn bewegte, nicht oberflächlich, sondern ganz und durchaus ergriffen fast unwillkührlich einen grofsen Wechsel der Empfindungen ausdrückt, ohne jedoch dadurch das Gesetz der Kunst, die Einheit, aus dem Auge zu verlieren. Es ist nicht zu verwundern, dafs man dies oft nicht erkannte, wenn man immer nur das Einzelne für sich auffafste, wie der Dichter, nach des Hrn. Verfs. Worten pag. LXIV. „bald klagt, bald zürnt und verwünscht, ein ander Mal bittet, dann wieder durch Androhung himmlischer Strafen zu schrecken sucht, und bald die Hausthür anredet, vor der er vergeblich harrt, bald das Mädchen, bald sich selbst oder die Vorübergehenden u. s. w." Immer liegt eine Hauptempfindung oder ein Hauptgedanke zum Grunde als das Thema, das die Einheit ausmacht, und das gewöhnlich einfach, zuweilen zusammengesetzt ist, indem zwei Gegensätze durchgeführt werden. Alle Theile sind auf das Thema berechnet; jedoch kann das Ganze noch einen aufserhalb liegenden Zweck haben, also z. B. I, 1. sich bei Messalla zu entschuldigen; II, 2 und 7 Geburtstage zu verherrlichen, oder ein Mädchen zu rühren, oder auch nur das eigne bewegte Gemüth zu erleichtern. — Indem nun der Hr. Verf. den Gang und die gewöhnliche Compositionsform der tibullischen Elegie erörtert, spricht er zunächst vom Eingang, dann vom Schlufs, und am ausführlichsten von dem Haupttheil, der Mitte.

Der Eingang, bei Tibull meistens ausführlicher als bei anderen Dichtern, enthält gewöhnlich den lebhaften Ausdruck der Hauptidee, die den Dichter bewegt, und führt so den Leser sogleich in die Stimmung und Lage desselben ein. Die Lebhaftigkeit zeigt sich hier besonders oft in der *figura mutatae sententiae*, wie wenn er z. B. I, 9, 4 folg. den untreuen Knaben zuerst mit göttlicher Strafe bedroht, dann aber sogleich wieder von Mitleiden ergriffen die Götter um Schonung anruft, und gleich darauf zum Zorn zurückkehrt. Dieser Wechsel wird selten in der Mitte, dagegen häufig auch beim Schlufs angewendet.

Der *mittlere Theil*, von dem nachher genauer gehandelt wird, enthält die mannichfaltige Entwickelung und vielseitige Ausführung des Themas, die endlich im *Ausgang* zu einer gewissen Beruhigung geführt wird, sei es in Hoffnung auf das ersehnte Glück, oder in einer tröstlichen Betrachtung, in stiller Ergebung, in Spott oder Ankündigung göttlicher Strafe, oder in Bitten und Gebeten u. s. w. Hier ist besonders interessant die Vergleichung des Properz, der, wie er in der Liebe nicht Ruhe von Sorgen suchte und fand, sondern ein ewiges rastloses Auf- und Abwogen ohne Befriedigung, so auch den Schlufs seiner Elegien oft mit einer Dissonanz, einer Klage machte, jedoch ohne dabei eine vollkommene Hoffnungslosigkeit an den Tag zu legen. Besonderer Art und zuweilen nicht richtig aufgefafst, aber doch immer zweckmäfsig sind die Ausgänge der Ständchen oder παρακλαυσίθυρα: Anrufung göttlicher Strafe, Spott über das Mädchen und den begünstigten Nebenbuhler, mit dem Schwur, nie wiederzukehren, Erinnerung der etwa spottenden Vorübergehenden an das allgemeine Schicksal, das den unglücklichen Liebhaber tröstet.

Eine genauere Erörterung erforderte der Haupttheil der Elegien, *die Mitte*, worin Tibull besonders seine reiche Fülle entfaltet. Dieser Theil besteht nämlich gewöhnlich aus einer nach verschiedenen Gesetzen

Digitized by Google

bewerkstelligten Anreihung mehrerer gesonderter, gröfserer oder kleinerer Gemälde, von denen jedes einzelne in sich wieder das Ganze enthalten mufs. Sie sind verbunden theils durch *Nebenordnung* (Coordination), theils durch *Gegensatz*, und zwar entweder in einzelnen oder mehreren Distichen bis zu einer längeren Kette fortlaufender entgegengesetzter Distichen, oder in der Entgegensetzung gröfserer Theile, ohne Concinnität in einzelnen Distichen, aber doch mit einer gewissen Gleichmäfsigkeit der Ausdehnung; die Zahl dieser Theile geht nicht über drei hinaus. Das dritte Gesetz der Anreihung ist die *Gradation*, in 2 oder 3 Reihen, die besonders ausführlich in Beispielen nachgewiesen werden. Viertens wird *durch Zwischenschiebung ein Kreis* gebildet, indem das Ende auf den Anfang zurückgeht, mit Einschiebung andrer Theile, die auch für sich dem Ganzen angemessen sind. Das fünfte Gesetz endlich besteht darin, dafs die einzelnen Theile nicht blofs in sich ihren Zweck haben, sondern so an einander gekettet sind, dafs der eine zur *Vorbereitung*, *Motivirung* des anderen dient, der eine vom anderen abhängig ist. — Hierauf bemerkt der Hr. Verf. im Allgemeinen, dafs zwar Tibull bei weitem nicht alle Compositionsformen erschöpft habe, dafs mythologische Gemälde selten, historische noch seltner, eigentliche Erzählungen gar nicht bei ihm zu finden sind, dafs aber in denen, auf welche er sich beschränkt hat, als gemeinschaftlicher Charakter und als die wahre Grundlage tibullischer Kunst die klare Sonderung der einzelnen Theile hervortrete, und dafs mit Ausnahme eines Beispiels II, 3, v. 11—28. in einem Gedichte, das die letzte Feile nicht bekommen zu haben scheine, die reiche Mannichfaltigkeit doch die poetische Einheit nie stört. Zuletzt wird noch erwähnt, wie nach der gröfseren oder geringeren Ausdehnung der Elegien die eine oder andere Compositionsform häufiger ist, und dann noch das einzeln dastehende Beispiel der *Parenthese* II, 5 angeführt.

Es ist nur noch übrig, die dem Tibull eigene gleichsam *architectonische Structur* der ganzen Elegie, insofern sie aus den erwähnten Theilen besteht, zu betrachten, wie die poetische Einheit des Ganzen sich logisch und poetisch disponirt und sich in Eingang, Mitte und Schlufs zweckmäfsig und dem jedesmaligen Stoff angemessen gliedert; dies wird an reichlichen Beispielen nachgewiesen. Der Unterschied der Komposition ist in dieser Beziehung der, dafs entweder jeder der drei Haupttheile nach Mafsgabe des Inhalts eine eigenthümliche Gestalt und Behandlung hat, oder dafs eine Wiederholung statt findet, indem dieselbe Hauptform in allen drei Theilen wiederkehrt, oder nur im Eingang und Schlufs, oder aufserdem noch mehrere Male in der Mitte.

Hiermit ist die Schilderung der gewöhnlichen Compositionsweise Tibull's abgeschlossen; es knüpft sich daran nur noch die Angabe einiger abweichenden Formen, die sich, wie zu erwarten war, besonders auf die Gedichte des vierten Buchs beziehen, endlich die Darlegung der Verschiedenheit des Lygdamus. —

Der letzte Abschnitt *de elocutione Tibulli, über den Kunststil des Tibull* ist um so wichtiger und dankenswerther, je weniger Vorarbeiten dafür vorhanden waren; leider gilt dies nicht nur von Tibull, sondern von fast allen griechischen und lateinischen Schriftstellern, die eine solche Behandlung verdienen.

Die Breite der Elegie überhaupt, die Lebhaftigkeit und energische Kraft Tibull's insbesondere zeigt sich wie im Ganzen, so auch in den einzelnen Gestaltungen des Ausdrucks und Stils. Zunächst ist es interessant, das Verhältnifs der wechselnden Gedankenformen, der Sätze und Perioden, zu ihrer metrischen Form, dem Distichon, zu betrachten, ein Verhältnifs, dem in kleinerem Mafsstabe das der Wort- und Versfüfse entspricht. So wie diese in lebendiger Wechselwirkung bald übereinstimmend, bald in dem mannichfaltigsten Widerspruch, auch im einförmigsten Metrum doch immer andre und neue Harmonien bilden und gleichwohl, trotz aller der unzähligen möglichen Combinationen, gewissen Gesetzen unterworfen sind, die sich freilich meistens nur negativ bestimmen lassen durch Angabe des Unmöglichen oder Unschönen, gerade so verhält es sich auch mit den wechselnden Formen der Sätze innerhalb der einzelnen Verse und Distichen. Diese Vergleichung, die meines Erachtens sehr fruchtbar werden könnte, ist noch wenig beachtet, und auch der Hr. Verf. erwähnt sie nicht, wie er denn überhaupt auf eine Darstellung der metrischen Kunst Tibull's, wofür Lachmann schon treffliche Bemerkungen gegeben hatte, sich nicht eingelassen hat. Indefs empfangen wir mit Dank, was vorliegt.

In der Form des Ausdrucks hat sich die elegische Breite besonders zwei Weisen angeeignet, *die Thei-*

Digitized by Google

lung eines Gedankens in Glieder und *die Amplification* desselben mittelst Wiederholung; jene ist bei Tibull, diese bei Properz in häufigerem, jedoch nicht in ausschliefslichem Gebrauch. Die Theilung des Gedankens, wo sie am einfachsten ist, bildet Dichotomien, zwei coordinirte Glieder, die mit der Theilung der Distichen zusammenfallen. Die Amplificatiou durch Wiederholung hat dieselbe Uebereinstimmung mit dem Distichon, und wird auf vielfache Weise gebildet, durch positiven und negativen, eigentlichen und tropischen, unbestimmteren und bestimmteren Ausdruck, bald enthält der Hexameter, bald der Pentameter die Hauptsache; im ersteren Falle ist dieser nur eine weitere Ausführung, im zweiten jener eine Vorbereitung.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Elegie überhaupt geht der Hr. Verf. im Besonderen auf Tibull ein. — Einen nachdrucksvollen Umfang hat besonders diejenige Periode, welche ein ganzes Distichon umfafst, und zwar ist sie am kräftigsten, wo die grammatische Construction nicht schon im Hexameter vollständig gegeben ist; weit schwächer ist sie, wo nur Adjectiva und Partizipien im Pentameter folgen, und dies ist bei Tibull so selten, dafs der Hr. Verf. nur 5 Beispiele davon beibringen konnte; bei Properz ist diese Weise sehr häufig, und zwar hat dann der Zusatz, den der Pentameter giebt, gewöhnlich einen besonderen Nachdruck, was bei Tibull nicht der Fall ist. Ein ganzes Distichon verwendet Tibull zu einem solchen Zwecke nie, weil dadurch die Verbindung zu schlaff wird und das zweite Distichon nicht einen seinem Umfange angemessenen, selbständigen Nachdruck behaupten kann.

Die oben erwähnte, der Elegie eigenthümliche Uebereinstimmung der Periode mit dem Distichon würde bei fortwährender Wiederholung eben so unerträglich werden als in einem Verse die Uebereinstimmung der Vers- und Wortfüfse. Aber in der Art des Wechsels unterscheidet sich Tibull namentlich von Ovid sehr scharf; während sich dieser (nach der Weise des silbernen Zeitalters, vgl. Bernhardy Röm. Litt. Gesch. I. §. 25. und pag. 221) in kleinen spitzigen Gegensätzen, pikanter Verbindung unzähliger einzelner Momente gefällt, wodurch eine Theilung in kleine, gewöhnlich kraftlose Sätze hervorgebracht wird, bildet Tibull, wie auch meistens Properz, gröfsere Glieder, und bricht somit die Kraft der Disticha nicht durch zu häufige Gedankeneinschnitte. Besonders wendet er daher oft die Dichotomie an, oder er bildet 3 Theile, und indem er mit grofser Concinnität einen Vers dem anderen, ein Glied dem anderen entgegenstellt, erreicht er einen ihm allein eigenthümlichen energischen Ausdruck. Die dreitheilige Gliederung ist seltener; bei der Dichotomie wird oft noch bald das erste, bald das zweite Glied in zwei Theile zerfällt, in vielfacher Weise und Stellung und in den verschiedensten Arten der Perioden, aber immer ohne matt und erkünstelt zu sein, ohne die Gegensätze, wie Ovid so oft thut, mit Gewalt herbei zu ziehen. Hierauf zeigt der Hr. Verf., wie die Verstärkung und Schärfung der Gegensätze durch einzelne Wörter, durch Epitheta u. s. w. erreicht wird, und wie auf die geschickteste Weise auch ganze Disticha einander entgegengesetzt werden. Hierbei sind immer erläuternde Beispiele sehr zweckmäfsig angeführt; zuletzt wird alles Gesagte noch an der ersten Elegie durchgegangen.

Die Amplification mittelst Wiederholung ist bei Tibull meistens sehr einfach, indem sich das zweite Glied vom ersten in der Regel nur sehr wenig unterscheidet. Nur ein Beispiel findet sich II, 5, 59. wo der Pentameter durch ein ganzes Distichon amplifizirt wird. Die tropische Umschreibung ist gar nicht zu finden, die mythische nur ein Mal II, 5, 7. Häufiger ist die Amplification eines speziellen Satzes durch einen allgemeinen, oder umgekehrt, zuweilen durch Nebensätze. Im Ganzen ist diese Form sparsam angewendet, da Tibull mehr die gesonderten, entgegengesetzten Glieder liebt, wodurch er sich besonders sehr scharf von Properz unterscheidet. —

Hierauf folgen Bemerkungen über das vierte und dritte Buch, und dann geht der Hr. Vf. zum Einzelnen über, um darin theils die Kraft der Rede, theils die Einfachheit gesondert nachzuweisen, obgleich sich beides nicht immer streng sondern läfst. Diese beiden Gesichtspunkte haben allerdings ausgereicht, um unter ihnen das Wesentliche zusammenzustellen; indefs würde hierbei jedenfalls ein anderes System zu entwerfen sein, um die Einzelnheiten theils in gröfserer Vollständigkeit zu umfassen, theils den inneren Zusammenhang natürlicher, die Beziehung des Untergeordneten auf allgemeinere Gesichtspunkte strenger, die Reihenfolge zu einer nothwendigen zu machen.

Als Mittel, die Kraft der Rede zu bewirken, führt

Digitized by Google

der Hr. Verf. zuerst die *schemata pethetica* an; vom *Ausruf* will er hierbei nicht sprechen, obgleich sich darüber doch wohl manche fruchtbare Bemerkung hätte machen lassen; die *Frage* ist selten, häufiger die *Apostrophe*, docht nicht, wie bei andern Dichtern, in schrankenlosem Gebrauch. Hierauf folgen die *schemata der Wiederholung*, die *Anaphora*, die kein Dichter häufiger anwendet als Tibull; die Wiederholung des Nomen in einem Gegensatz statt des Pronomen; die Wiederaufnahme (*Epanalepsis*) eines ganzen Gedankens; seltner ist die *Anastrophe* oder *Epanastrophe*, wodurch der Schlufs eines Satzes am Anfange des folgenden wiederholt wird. Diese Figuren sind bei anderen Dichtern weit häufiger; eben so einige andere, von denen sich bei Tibull kaum geringe Spuren zeigen. Hierauf werden noch der *Synathroismos*, die Auslassung der Partikel *si*, und der Uebergang von *oratio obliqua* zu *oratio directa* erwähnt. Dann folgt die *Variatio*, welche pag. CLXII—CLXIX durch mancherlei Einzelnheiten hindurch verfolgt wird, ungefähr so, wie es in Bezug auf Tacitus *Roth* gethan hat zu *Agric. Exc.* XXXIII. Den Schlufs dieses Abschnitts bildet eine Erörterung über den Gebrauch der *Epitheta*, die gewifs viel dazu beitragen wird dem Mifsbrauch zu steuern, der von jeher mit den *Epithetis ornantibus*, *perpetuis* u. s. w. getrieben worden ist; sie als blofse Flickwörter und Lückenbüfser in metrischer Noth anzusehen kann höchstens bei den armseligsten Poeten erlaubt sein; sonst müssen sie immer mit verständiger Wahl, dem Zusammenhange gemäfs gebraucht sein; dies ist es besonders, worauf der Hr. Verf. nachdrücklich dringt.

Der letzte Abschnitt handelt von der Einfachheit des tibullschen Ausdrucks, die sich theils in dem Gebrauch oder dem Verschmähen rhetorischer Figuren, theils in den grammatischen Constructionen zeigt. In erstrer Beziehung kommen folgende Punkte zur Sprache: Umschreibung, Anhäufung synonymer Ausdrücke, Verbindung zweier Worte, wovon das eine die Kraft des anderen verstärkt (z. B. *patet aperta*), und die Verbindung der Substantiva mit Adjectiven von verwandtem Sinn; sodann tropische Ausdrücke, Vergleichungen, Personificationen. —

Die grammatischen Bemerkungen erstrecken sich besonders auf einzelne sonderbare und ungewöhnliche Ausdrucksweisen, z. B. in Absicht auf den Gebrauch der *tempora* und *modi*, von denen aber ebenfalls nachgewiesen wird, dafs sie, wo nicht die Lesarten fehlerhaft sind, ihren guten Grund haben, und dafs an ein Haschen nach dem Auffallenden oder an grobe Vernachlässigung nicht zu denken ist. Darüber aber mufs man sich wundern, dafs der Hr. Verf. gerade an diese grammatischen Einzelnheiten als Schlufs des Ganzen die übrigens sehr zweckmäfsige Erörterung der Uebergänge des Tibull, die so oft getadelt oder ganz vermifst sind, geknüpft hat. Wir würden diesen Abschnitt eher da erwartet haben, wo von der Gliederung der Gedanken mittels Theilung und Amplification gehandelt ist.

Der gegebene Ueberblick dessen, was der Hr. Verf. in den voraufgeschickten Abhandlungen besprochen hat, wird hinreichen, um den Reichthum und die Wichtigkeit des Inhalts zu erkennen zu geben; es mufs von selbst einleuchten, dafs erst auf solchen Grundlagen eine wahre Interpretation gedeihen kann. Doch ehe wir zu dieser im engern Sinne fortschreiten, müssen wir noch einige Worte über die kritische Gestaltung des Textes vorausschicken.

Dafs die Lachmannsche Recension zum Grunde zu legen war, versteht sich von selbst, wenn man es weifs, wie deren Urheber hier und überall die Kritik mit eben so glänzendem Scharfsinn als mit der gewissenhaftesten diplomatischen Genauigkeit handhabt. Indefs kann sich ein besonnener Kritiker oft nicht die Aufgabe stellen, den Text so zu liefern, wie er aus der Hand des Schriftstellers hervorgegangen ist; die Beschaffenheit, das Alter der vorhandenen Handschriften, die mehr oder weniger günstigen Schicksale des Buches selbst und der davon im Mittelalter gemachte Gebrauch setzen ihm Schranken, die er nicht ungestraft überspringen darf; er mufs sich oft begnügen, den Text einer bestimmten Zeit, irgend einer älteren Recension wiederherzustellen, sollten darin auch die deutlichsten Spuren vorliegen, dafs hin und wieder das Ursprüngliche sicherlich nicht erhalten sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius.

(Schlufs.)

Diese weise Beschränkung der Kritik, die immer allgemeiner zur Anerkennung gebracht zu haben nicht das geringste Verdienst Lachmann's ist, kann sich nun freilich der Interpret nicht gefallen lassen; er sucht den alten Schriftsteller selbst bis in die tiefsten Falten seiner Individualität zu erkennen, und er kann daher immer nur einen Text voraussetzen, den er für den echten, ursprünglichen hält, und wo dieser verdorben ist, mufs er das Wahre herzustellen versuchen, so dafs es nicht nur kein Vorwurf sondern eine Nothwendigkeit ist, wenn er sich Abweichungen von einem auf die oben angegebene Weise gründlich constituirten Texte erlaubt. So hat denn auch bei Tibull, dessen Text bekanntlich auf einer sehr unzuverlässigen Basis beruht, der Hr. Verf. nicht überall die Lachmannsche Recension beibehalten können. Wenn gleich nun in den Aenderungen, die er theils angenommen theils vorgeschlagen hat, eine grofse Umsicht nicht zu verkennen ist, und wenn die mitgetheilten Conjecturen, obschon zuweilen etwas kühn und defshalb sehr bedenklich, doch immer das Lob verdienen, dafs sie aus geistreicher Auffassung des Gedankengangs und aus inniger Vertrautheit mit der Eigenthümlichkeit des Dichters hervorgegangen sind, so glauben wir doch, dafs sich die Lachmannschen Lesarten an mehreren Stellen rechtfertigen lassen, zumahl wenn man geneigt ist, die von dem Hrn. Verf. für die tibullische Composition aufgestellten Normen nicht überall mit gleicher Strenge anzuwenden. Indefs verbietet uns theils der Raum, auf diese Einzelnheiten weiter einzugehen, als es sich nachher gelegentlich von selbst darbietet, theils aber würde, selbst wenn wir noch öfter als es wirklich der Fall ist, von dem Hrn. Verf. abwichen, dadurch doch das wesentliche und eigenthümliche Verdienst dieser Ausgabe keinesweges modifizirt oder geschmälert werden. Dasselbe gilt von der Erklärung und Auffassung mancher einzelnen Stellen. Es bleibt daher nur noch der Commentar zu besprechen übrig. Der Plan und die Einrichtung desselben ist schon oben mit des Hrn. Verfs. eigenen Worten angegeben, und ich kann nur hinzusetzen, dafs er überall der gewählten Methode treu geblieben ist und auch hier die Aufgabe vollständig gelöst hat, welche er sich stellte. Um jedoch eine deutlichere Vorstellung von der Art zu geben, in welcher dies geschehen ist, wähle ich sogleich die erste Elegie, um sie mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Sie enthält die ablehnende Antwort des Dichters auf die Aufforderung des Messalla, ihm zu einem Kriege zu folgen; es wird in der Einleitung nachgewiesen, dafs hier kein andrer Krieg verstanden werden könne, als der gegen den Antonius a. U. 723, wie auch schon Vofs und Passow gezeigt hatten. Indem nun Tibull, des kriegerischen Lebens müde, sich auf das Land zurückziehen will, zugleich aus Liebe zur Delia, schildert er den Gegensatz des Lebens auf dem Lande und im Felde; dieser Gegensatz ist der Hauptgedanke des Gedichts; er eröffnet es und kehrt am Schlusse wieder und wird auch in der Mitte nach der Ansicht des Hrn. Verfs. mehrere Mahle wiederholt. Was nun über die Disposition des Ganzen und über die einzelnen Momente der Schilderungen gesagt wird, ist sehr klar und angemessen; nur würde dabei wohl eine gröfsere Kürze eben so leicht möglich als zweckmäfsig gewesen sein; ja ich glaube, es würde dadurch die Darstellung bedeutend an Uebersichtlichkeit gewonnen und defshalb ein lebendigeres Bild von der Entwickelung des poetischen Stoffs gegeben haben; diese Bemerkung erstreckt sich ziemlich in gleichem Mafse nicht nur auf

Digitized by Google

diese erste Introductio, sondern auf sämmtliche, weniger auf den Commentar, am wenigsten auf die Abhandlungen im ersten Theil. Gewiſs hat der Hr. Verf. das dankenswerthe Bestreben gehabt, den Gang und die Kunst der Darstellung bis zur gröſsten Evidenz vorzulegen, um so mehr, da diese Leistung eine im Wesentlichen durchaus neue ist, und diesem wohlgemeinten Bestreben wollen wir gern den kleinen Mangel zu gut halten, der obenein dem bequemeren Leser ganz gelegen sein wird. Uebrigens wird die Inhaltsangabe vor jedem einzelnen Theile der Gedichte noch einmahl wiederholt, und auſserdem muſs von dem Fortschritt des Ganzen oft auch noch bei der Erklärung des Einzelnen die Rede sein; wenn daher Wiederholungen der Natur der Sache nach unvermeidlich waren, so muſs eine präcisere Kürze in den Einleitungen um so mehr als angemessen erscheinen, da viele dahin gehörigen Punkte auch schon im ersten Theile erwähnt sind, und rücksichtlich der ersten Elegie war dies ausführlich pag. CXXXIV. folg. geschehen, nicht zu gedenken einzelner Bemerkungen pag. LXXIX. LXXXII. CVIII u. s. w. Zu bedauern ist hierbei, daſs die Verweisungen auf den ersten Theil überhaupt selten oder unbestimmt sind, wahrscheinlich weil derselbe später gedruckt ist als der zweite.

Doch um von diesen kleinen Ausstellungen wieder auf die erste Elegie zu kommen, so bemerken wir zuvörderst, daſs die Situation, in welcher sich der Hr. Verf. den Dichter denkt, zufolge der oben über die *Vita* gemachten Bemerkungen nicht für wahrscheinlich gelten kann; es liegt nämlich dabei die Annahme des zehnjährigen Kriegsdienstes zum Grunde verbunden mit der des Geburtsjahres und des Alters von 17 Jahren beim Beginn dieses Dienstes; denn nur durch diese Annahmen wird die hier gemachte Voraussetzung möglich, daſs der Dichter erst kurz vorher, a. U. 722 aus dem Felde zurückgekehrt sei, eine Voraussetzung, die mir auch aus anderen Gründen unhaltbar scheint, während sie ihre einzige Stütze findet in vs. 5, die ich sogleich hinwegräumen werde. Man darf nämlich meines Erachtens nicht sagen, der Dichter wünsche zum Landleben überzugehen, was er auch wahrscheinlich eine *Rückkehr* nennen würde, sondern es geht aus der Schilderung, die er davon macht, deutlich hervor, daſs er sich schon in dem ruhigen Genuſs desselben befindet, und zwar schon seit längerer Zeit; am klarsten ist dies ausgedrückt vs. 35. in dem *quotannis soleo*, was man doch nicht ohne Zwang auf einen Wunsch und Vorsatz deuten kann. Damit steht auch vs. 26 keinesweges in Widerspruch; es wird damit nur eine Erinnerung an die *früher* ertragenen Beschwerden des Kriegslebens, nicht die eben erfolgte Rückkehr bezeichnet. Wie ganz anders würde ein Mann sprechen, der nach 10 jähriger Trennung so eben erst in die Heimath zurückkehrt! Ihm würden gerade umgekehrt die Freuden des Landlebens eine alte, theure Erinnrung sein, die beinah hätte erlöschen müssen; dagegen würde er die Beschwerden des Soldatenlebens in frischem Andenken haben. — Aber vs. 5. scheint allerdings deutlich zu sagen, daſs der Dichter erst zum Landleben übergehen wolle: *Me mea paupertas vitae traducat inerti!* Daſs in diesen Worten der Dativ für *ad vitam inertem* gesagt sein könne, leidet keinen Zweifel; dessenungeachtet bleibt der Ausdruck anstöſsig, wie denn schon Andere über den Sinn der *paupertas* zweifelhaft gewesen sind. Der Hr. Verf. hat zuerst die sehr richtige und treffende Bemerkung gemacht, daſs *mea paupertas* gesagt sei im Gegensatz zu der Armuth derjenigen, welche sich durch sie zum Kriegsdienst führen lassen in Hoffnung auf reiche Beute; aber wohlerwogen wird hierdurch nur das *mea* erklärt; dabei würde immer noch die *paupertas* als das *Motiv* stehen bleiben, weſshalb der Dichter zum Landleben übergehen will, und das wäre ein Widerspruch gegen den Inhalt des ganzen Gedichts. Dies scheint der Hr. Vf. übersehen zu haben, und es war gerade in dieser Beziehung nicht so ohne Grund, wenn Wunderlich *paupertas* für *studium paupertatis* nehmen wollte; er wollte wirklich ein *Motiv* darin ausgedrückt sehen, nur nicht das wahre. Hiernach, glaube ich, ergiebt sich evident, daſs die von dem Hrn. Verf. nicht erwähnte Lesart einiger Handschriften *vita* statt *vitae* allein richtig sei; dies hatte schon Fruterius conjicirt, nur nahm er freilich *traducere* ganz unrichtig. Die Worte haben keinen anderen Sinn als diesen: *ich will arm bleiben in einem thatenlosen Leben; meine Armuth möge mich durch ein thatenloses Leben geleiten.* Dann fallen alle Schwierigkeiten und Widersprüche hinweg und es wird möglich sich den Dichter in ruhigem Genuſs des Landlebens zu denken, wo er arm ist und bleiben will. Hierbei ist nur über *traducere*

Digitized by Google

zu bemerken, dafs dies Verbum zwar gewöhnlich von einer lebenden Person gesagt zum Object das Leben selbst, die Zeit oder einen Zeitabschnitt hat; indefs kann die transitive Bedeutung füglich auch anders gewendet werden, genau eben so, wie es bei dem griechischen *διάγω* Statt findet; auch dies hat in der grofsen Mehrzahl von Stellen Objecte wie *βίον, αἰῶνα* u. a. aber doch finden sich auch Beispiele wie diese: *τὸν δῆμον ἐν θέαις καὶ διανομαῖς καὶ πανηγύρεσι καὶ δημοθοινίαις διῆγον.* Lucian. Phalar. I. §. 3. *Ὁ βασιλεὺς — ἐν τοῖς τελευταίοις τοῦ πολέμου διῆγεν ὑμᾶς ἐπ' ἀνίσων, τὴν αὐτῷ συμφέρουσαν εὔνοιαν νέμων ἀεὶ τοῖς ἥττοσιν.* Aristid. Leuctr. I. p. 423, 14. und von derselben Sache Leuctr. II. p. 437, 9. *διῆγεν ἡμᾶς ἐπ' ἀνίσων ἐπὶ τοῦ μεγάλου πολέμου.* Noch passendere Stellen und aus besseren Autoren habe ich zu Xen. Rep. Lac. I, 3 beigebracht, von welchen hier besonders diejenigen zu vergleichen sind, in denen nicht eine Person Subject ist, wie Demosth.: *ὁ πόλεμος ἐν ἀφθονωτέροις — διήγαγεν ὑμᾶς.* Sophocles: *ὁ χρόνος διῆγέ μ' αἰὲν ὡς θανουμένην.*

So auf das Einzelne geführt will ich noch einige Bemerkungen dieser Art hinzufügen. Vs. 2. hat der Hr. Vf. *jugera multa* geschrieben, während die überwiegende Autorität der Handschriften für *magna* ist. Wenn einmal hier, wie wahrscheinlich, nicht eine unabsichtliche Verwechslung, sondern eine Correctur statt gefunden hat, so kann man nicht zweifeln, dafs das nüchterne *multa* das Product eines Correctors ist. Was der Hr. Vf. gegen den Gebrauch dieses Wortes bemerkt, hat keine überzeugende Kraft. In *magna* findet ein ähnlicher Wechsel der Vorstellung statt, wie er bei späteren Schriftstellern in dem Gebrauch von *tanti* für *tot* sogar ganz gewöhnlich geworden ist; *die Vielheit* der Bestandtheile nämlich bewirkt *die Gröfse* des Ganzen; ich glaube nicht, dafs es anstöfsig sein kann, wenn bei Dichtern beides vermischt wird und daher finde ich die schon von Andern angeführten Beispiele *magna millia, magnae legiones* hier zur Vergleichung und Rechtfertigung ganz passend; dafs aber bei der Lesart *jugera magna* der Acker des Dichters kleiner als ein *jugerum* gedacht werden müsse, ist ein Gegengrund, auf den gewifs der Hr. Verf. selbst nicht viel giebt. Wenn ich hier die handschriftliche Lesart gegen den Hrn. Vf. in Schutz nehme, so bin ich dagegen ganz mit ihm einverstanden, dafs vs. 14. *deo* gelesen werden müsse, obgleich in allen Handschriften *deum* steht.

Schwerer ist es über vs. 25. zu entscheiden. Nachdem nämlich der Dichter im Eingang vs. 1—6. den Hauptgedanken der ganzen Elegie angegeben und dann in dem ersten Theil der Mitte vs. 7—24. das Landleben zu schildern begonnen hat, indem er vom Pflanzen der Weinstöcke und Bäume und von der Verehrung der Götter spricht, kehrt nach des Hrn. Vfs. Annahme vs. 25—28. der Hauptgedanke wieder; diese Annahme mufs so lange für willkürlich gelten, als man bei vs. 25. über Erklärung und Lesart zweifelhaft ist. Der Hr. Vf. hilft allerdings durch eine Conjectur, die er zwar nicht in den Text aufgenommen, aber doch sonst beim Citiren unbedenklich angewendet hat, wie pag. XVI. auch ist sie in der That so gefällig, dafs man sich fast zu dem Wunsche versucht fühlt, sie möchte im Tibull stehen; er liest nämlich: *jam modico possum contentus vivere in arvo*, statt der handschriftlichen Lesart: *jam modo non possum contentus vivere parvo.* Indefs ist doch die Aenderung so gewaltsam, dafs man wohl auf anderen Rath bedacht sein mufs. Ob man nicht vielleicht *modo non* für *non modo* nehmen könne, mögen Andere entscheiden; geht es nicht an (und ich wüfste es in der That nicht anders zu entschuldigen als durch eine starke poetische Licenz, d. h. gar nicht), so thue ich den einfachen Vorschlag: *non modo jam* zu lesen, der an sich sehr leicht ist, und der durch die Variante *jam modo jam* einigermafsen bestätigt wird. Auf diese Weise hat der Satz, in Beziehung gesetzt auf das folgende *sed*, gar keinen Anstofs; aber er wird dann nicht mehr als eine Wiederholung des Hauptgedankens anzusehen sein, sondern er führt nur die Schilderung des glücklichen Landlebens fort, mit Hinweisung auf dessen Gegensatz. Möge man nun diesen Vorschlag billigen oder den des Hrn. Vfs., immer wird man in vs. 26. nach *nec* als Verbum nicht: *ich kann* ergänzen müssen, sondern im Gegentheil: *ich mufs, ich brauche*, wie man in ähnlichen Satzverbindungen oft aus dem Vorhergegangenen das Entgegengesetzte entnehmen mufs, z. B. *omnis* aus *nemo*. Genau genommen freilich liegt das Auffallende hier nur darin, dafs das *nec* gleichsam zu spalten und nach verschiedenen Seiten hin zu beziehen ist, was öfter vorkommt, nämlich so: *et possum — non deditus esse.* — Den Uebergang zum Folgenden würde ich etwas anders fassen, als der Hr. Vf. da die Wiederholung des Hauptgedankens nicht hinlänglich motivirt zu sein scheint,

Digitized by Google

wenn dadurch blofs die Verbindung mit dem folgenden Theil, der Schilderung des Ackerns, der Sorge für die Heerden und der religiösen Verehrung der Pales bewerkstelligt werden soll. Vielmehr deutet das *tamen* auf einen deutlichen Gegensatz, der darin liegt, dafs vorher die Freiheit von Mühseligkeiten, das *dolce fur usiente* gepriesen war; nun aber auch die ländliche *Arbeit* von ihrer lieblichen Seite dargestellt wird. Demnach würde es auch passender sein, das Religiöse nicht mit zu diesem Theile der Disposition zu ziehen, sondern es mit der folgenden Anrufung aller Götter zu verbinden, die sich daran ganz natürlich anschliefst. Der Hr. Vf. bezeichnet diesen Abschnitt vs. 37—50. wiederum einfach als eine Wiederholung des Hauptgedankens, was hier wohl einer näheren Bestimmung bedurft hätte, da ja hier zugleich auch die Beschreibung des Landlebens wesentlich weiter fortgeführt wird, und zwar wird hier die stille, gemüthliche Heimlichkeit desselben erwähnt, die auf die natürlichste Weise den Uebergang zur Liebe macht, welche den dritten und letzten Theil ausmacht, worauf nur noch von vs. 75. an der Schlufs folgt. —

Vs. 51 hat der Hr. Verf. geschrieben: *O quantum est auri potius pereatque smaragdi*, während in den meisten und besten Handschriften steht: *auri pereat potiusque smaragdi*; das letztere glaube ich ist vorzuziehen; dafs dabei gegen die Wortstellung nichts einzuwenden sei, giebt der Hr. Verf. selbst zu, jedoch verwirft er sie wegen des *möglichen Mifsverständnisses*, dafs man etwa *potius* nur auf den zweiten Theil beziehe. Möglich ist dies Mifsverständnifs zwar, aber nicht für den aufmerksamen Leser, für den der so absolut hingestellte Wunsch *O quantum est auri pereat* in diesem Zusammenhange keinen Sinn hat; auch ist das *potius* nicht so weit entfernt, dafs der Uebelstand wirklich erheblich wäre; der Grund aber, wefshalb *potius* gerade vor die *smaragdi* gestellt ist, scheint der zu sein, dafs diese für kostbarer gelten als das Gold. Noch entscheidender möchte hiebei Folgendes sein: Der Hr. Verf. hat selbst bemerkt, dafs bei solchen Wortstellungen, wie die von ihm angewendete, das Verbum eigentlich zwei Mahl gedacht werden müsse, also hier *pereat pereatque*; da nun aber *smaragdi* offenbar der Plural ist, und nicht ein von *quantum* abhängiger Genitiv, so hätte es ja nothwendig heifsen müssen *pereantque smaragdi*. Nimmt man dagegen die andere Stellung, so ergänzt sich nach *potiusque* aus dem vorangegangenen *pereat* das *pereant* ohne allen Anstofs.

Doch diese wenigen Bemerkungen mögen genügen; denn es wäre ohnehin unmöglich, den Hrn. Verf. durch das ganze Buch hindurch auf dieselbe Weise zu begleiten; und wenn ich auch im Stande wäre, zu einer ziemlichen Anzahl von Einzelnheiten Nachträge oder Berichtigungen mitzutheilen, so würde ich doch immer wieder darauf hinweisen müssen, dafs dergleichen kaum in Anschlag kommen kann gegen das grofse Verdienst des mit fester, wohlbegründeter Methode durchgeführten Commentars, einer Methode, welche über die Auffassung der Gedichte im Ganzen wie sehr vieler einzelner Stellen ein ganz neues Licht verbreitet hat, welche an sich unangefochten stehen bleiben wird und mufs, sollte sie auch zuweilen nicht ganz richtig angewendet sein, welche endlich allein den Namen einer wissenschaftlichen verdient.

Sollen wir schliefslich noch aufser dem oben schon gelegentlich Bemerkten unsre Meinung über die Darstellung des Hrn. Verfs. abgeben, so möchten wir den Wunsch äufsern, es wäre lieber die deutsche Sprache angewendet für einen oft so spröden und unantiken Stoff; an dem Latein zu kleinmeistern ist uns unmöglich, wo uns hohe Achtung vor einem sonst so vortrefflichen, so bedeutenden Werke erfüllt, über dessen glückliches Gelingen wir uns um so mehr freuen müssen, wenn wir uns des traurigen Umstandes erinnern, dafs es unter mannichfachen körperlichen Leiden mit ausdauernder Liebe gepflegt und vollendet ist. Der Hr. Verf. sagt in der Zuschrift an Fr. Jacobs und F. G. Welcker, dafs er die freundliche Theilnahme so ausgezeichneter Männer, deren er sich gewifs in reichem Mafse zu erfreuen hat, in seinem durch Krankheiten so oft getrübten Leben als einen besonderen Trost, als ein göttliches Geschenk ansehe; möge er denn auch von der Geringsten Einem unter den Genossen derselben Studien den nicht weniger aufrichtigen Ausdruck inniger Verehrung und Theilnahme nicht ungern empfangen; auch die vorstehenden Bemerkungen wünscht Rec. nur als einen Belag davon betrachtet zu sehen, und er ist gewifs, nicht blofs sich selbst, sondern einem zahlreichen und achtungswerthen Publikum aus der Seele zu sprechen, wenn er den herzlichen Wunsch ausdrückt, es möge dem Hrn. Verf. nie an Rüstigkeit des Leibes und der Seele fehlen, um mit Freudigkeit unsre Wissenschaft in so würdiger Weise weiter zu fördern und namentlich recht bald die in gegenwärtigem Buche erregte Hoffnung auf eine ähnliche Bearbeitung des Properz und auf eine ausführliche Behandlung der Redefiguren in Erfüllung gehen zu lassen.

F. Haase.

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

VII.

Kurze Erklärung des Briefes (Pauli) an die Römer; von Dr. W. M. L. de Wette. Leipzig, 1835. IV. u. 159 S.

Mit dem vorliegenden Buche übergibt dem theologischen Publikum Hr. D. de Wette das erste Stück eines exegetischen Handbuchs zum N. T. Wie wichtig dieses Unternehmen des alten Meisters besonders für die historischen Bücher zu werden verspreche, und dafs man von seinem bewährten Scharfsinne, seiner reichen Gelehrsamkeit Gediegenes und Vortreffliches erwarten dürfe, darüber bedarf es an sich keiner vielen Worte, deren wir auch schon in Beziehung auf die gegenwärtige kleinere Gabe überhoben sind. Sie ist ein Muster fruchtbarer und gehaltvoller Kürze für Viele, welche, ohne die Schätze des Hrn. Verfs. zu besitzen, Alles, was sie irgendwie aufzutreiben vermögen, in gröfster Breite auslegen zu müssen glauben, wobei, wie de Wette versichert, namentlich in die Angaben der verschiedenen Meinungen älterer und neuerer Ausleger unglaubliche Unrichtigkeiten eingeflossen sind. Auch in den Wunsch des Hrn. Verfs. stimmt Ref. von Herzen ein, „dafs diese Arbeit dazu beitragen möge, die neutest. Exegese vor 2 Abwegen zu bewahren, auf welche sie sich in der neusten Zeit zu verirren drohet, nämlich vor der philologischen Kleinmeisterei der Einen und vor dem neuaufgeputzten Dogmatismus der Andern." Dafs übrigens über einzelne Stellen sowohl in der unmittelbaren Erklärung, als von Seiten der allgemeinen theologischen Principien aus verschiedene Ansichten sich gegen die des Hrn. Verfs. werden halten lassen, versteht sich von selbst, und so erlaubt sich Ref. in der Kürze folgende Bemerkungen.

Cap. 1, 4. ist ὁρισθέντος nicht blos „modalisch d. h. in Beziehung auf die menschliche Erkenntnifs," sondern ursprünglich in Beziehung auf die Person Jesu an und für sich zu nehmen, wie das vorangehende γενομένου, in dem Sinne, wie die neuere Philosophie die Ausdrücke: *bestimmt*, *gesetzt*, *verwirklicht sein*, gebraucht, welche Erklärung die Einwendung des Verfs. nicht trifft, dafs der Apostel sonst Jesum, als Sohn Gottes, nicht als einen erst gewordenen, sondern als einen vorweltlich seienden sich denke. Die modalische Bedeutung, die übrigens zu intensiv genommen wird, wenn ὁρισθ. = *gläubig anerkannt* sein soll, schliefst sich daran erst an, und beide sind in dem κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης, dessen Erklärung im Unterschiede von andern bei dem Verf. nicht ganz deutlich ist, insofern enthalten, als dieses, wie κατὰ σάρκα, nicht blos auf die persönliche Bestimmtheit Jesu geht, sondern auf das an und für sich Allgemeine, unter welches Jesus in seinem concreten Wesen subsumirt wird, so dafs der volle Sinn dieser ist: Jesus war, was seine Erscheinung als Mensch oder sein Verhältnifs zu der allgemeinen Form menschlichen Daseins betrifft, Sohn Davids; was sein Verhältnifs zu dem Principe heiliger Geistigkeit oder was die Erscheinung dieses Princips in ihm (für ihn und Andere) betrifft, so wurde er als Sohn Gottes verwirklicht u. s. w. — 1, 5. ist πίστεως nicht blos die neue Lebensrichtung, was zu subjectiv gewendet wäre; ὑπακοὴ sowohl, als ἀποστολὴ verlangen die rein objective Bedeutung: Evangelium des Glaubens. — 1, 17. wird δικαιοσύνη θεοῦ mit den Meisten nur = Rechtfertigung, welche Gott ertheilt, oder = tadelloser, sittlicher Zustand des Menschen, sofern er für gerecht erklärt ist, θεοῦ als Gen. subj. (richtiger: Gen. caus.) genommen, was an sich hart und ohne nöthigende Parallele ist, während der Gegensatz zu ὀργὴ θεοῦ v. s. und die gewöhnliche Bedeutung von ἀποκαλύπτειν das Moment des objectiven göttlichen Thuns zur Beachtung empfehlen. Die Erklärer, welche dieses erkennen, fehlen in der Regel

Digitized by Google

nur darin, dafs sie δικαιοσύνη unmittelbar in der Bedeutung von: Güte oder Gnade nehmen möchten, was allerdings nicht paulinisch ist; es ist vielmehr auf den allgemeinen Begriff zurückzugehen, wornach die Gerechtigkeit Gottes die das Widersprechende ausgleichende Macht ist, als solche aber offenbart sie sich im N. T. nicht wie im A. durch abstracte Aufhebung oder Vernichtung des Widersprechenden, sondern durch die Versöhnung und Einigung desselben. Hat δικαιοῦν, δικαίωσις etc. diesen Sinn, so ist er auch für δικαιοσύνη, als göttliche Eigenschaft, postulirt; der Ap. sagt aber nicht: δικαίωσις ἀποκ., weil er eben das an und für sich Seiende als das sich Offenbarende erkennt und hervorheben will. — 1, 24. ist das durch παρέδωκεν αὐτοὺς ὁ θεὸς angedeutete Unfreiwerden der Menschen nur so erklärt: „weil sie von einer gewissen Gewalt der Gemeinschaft und Ueberlieferung, also vom Schicksale, abhängig wurden;" diefs ist aber etwas erst Abgeleitetes und das Begriffsmäfsige ist, dafs jeder Einzelne, sobald er vom religiösen Bewufstsein sich bestimmen zu lassen aufhört, eben damit den blinden und unfreien Naturmächten anheimfällt, die in sich kein Maafs und keine Regel haben. — 2, 7. soll δόξα καὶ τιμὴ καὶ ἀφθαρσία nur „die sittliche Bestimmung oder die sittlichen Güter, ζωὴ αἰώνιος den ganzen, diese Bestimmung und diese Güter einschliefsenden Zustand, jedoch als Sache der Vergeltung und Zurechnung" bezeichnen, allein auch in den ersten Ausdrücken ist das Moment der zukünftigen Vergeltung enthalten, und beide vielmehr synonym. — Die berühmte Stelle 3, 24—26 ist philologisch genau und richtig erklärt, im Dogmatischen aber erscheint in Etwas der rationalistische Purismus, welcher dem Blute Christi als solchem keine versöhnende Kraft, sondern diese allein der sittlichen That seines Todes beilegen will. Getrennt für sich genommen, haben die Momente des Todes Jesu allerdings keine Wahrheit, aber das moralische so wenig, als das physicalische; dieselbe liegt vielmehr in der Einheit beider, und es war für den Menschensohn wesentlich, blutig zu sterben. Gleich darauf wird gegen die anselmische Lehre bemerkt, man müsse sich an den Begriff der ἔνδειξις halten, Gott wollte *für die Menschen* seine Gerechtigkeit zeigen, nicht aber in sich selbst die Eigenschaften der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in's Gleichgewicht bringen; aber so blos modalistisch läfst sich das Folgende: εἰς τὸ εἶναι αὐτὸν δίκαιον καὶ δικαιοῦντα τὸν ἐκ πίστεως Ἰησ. nicht erklären, das vielmehr gerade jenes wirkliche Ineinandersein der göttlichen Gnade und Gerechtigkeit ausspricht. Warum soll der Ap. nicht seine Theorie behalten, wenn auch der Exeget eine andere hat? — Die Erklärung von 4, 1—5 lautet, wenn wir sie aus des Hrn. Verfassers Sätzen zusammenstellen, ungefähr so: wenn es im Alten Testament mit der Rechtfertigung anders gewesen wäre, so hätte Abraham nichts nach der menschlichen Art, Lohn zu verdienen, (κατὰ σάρκα) erlangt: denn wenn er auch bei seinem Thun gerecht erfunden wurde, so hätte er zwar Ruhm, aber nur bei Menschen, nicht bei Gott; er hat aber allerdings bei Gott aus Gnaden Gerechtigkeit erlangt; da nun aber Gnade nicht den mit Werken Umgehenden, sondern nur den Glaubenden ertheilt wird, so mufs auch Abraham nur seines Glaubens wegen gerechtfertigt worden sein. Wie geschraubt und verwickelt diese Erklärung ist, sieht Jedermann, sie widerspricht aber auch erstlich der Bedeutung von οὖν, das eine Folgerung, nicht einen (noch dazu indirekten) Beweis enthält, besonders in der Verbindung von τί οὖν ἐροῦμεν; nach des Verfs. Erklärung müfste γὰρ stehen; sodann κατὰ σάρκα stände ganz müfsig, ja im Widerspruch mit V. 4 und 5: denn menschlicher Weise hat Abraham wirklich nichts erlangt, und endlich läfst der Apostel den Schlufs, dafs Abr. um seines Glaubens willen gerechtfertigt worden sei, nicht erst ziehen, sondern dafs es sich so verhielt, ist v. 3 ausdrücklich gesagt. οὖν geht direct auf νόμον ἵστωμεν und zieht man die bessere Lesart vor: εὑρηκ. Ἀβρ. τὸν πάτ. ἡμ. κατὰ σάρκα; so ist der Sinn: wenn wir also mit unserer Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben dem A. T. nicht zu widersprechen behaupten, so kommt es darauf an, diefs an dem Repräsentanten der A. T.lichen Religion, unserm natürlichen Stammvater, nachzuweisen: welche Rechtfertigung hat also Abraham erlangt? Keine andere, als die von uns behauptete: denn u. s. w. v. 4 und 5 sind, wie Tholuck und And. richtig haben, eine Epexegese durch Ausführung des Begriffs von λογίζεσθαι. — Cap. 5, 5 ist ἡ ἀγάπη τοῦ θεοῦ nicht „das Bewufstsein" der Liebe Gottes zu uns: denn dieses als selbst etwas Subjectives kann keine Bürgschaft geben für die Erfüllung der gleich-

Digitized by Google

falls subjectiven Hoffnung; sondern eben die objective Liebe Gottes selber, welche durch den Geist (διὰ bezeichnet die Art oder auch den Inhalt der Mittheilung) sich in uns manifestirt, was freilich nur auf dem Wege des Bewufstseins geschieht. — 5, 7 macht der Hr. Verf. alle gegebenen Erklärungen von τοῦ ἀγαθοῦ wankend, gibt aber auffallender Weise keine eigene bessere; an deren Gelingen er also wohl verzweifelt? — 5, 9 möchte Ref. ὀργὴ nicht blos = Strafe am jüngsten Gericht, sondern = Strafe, Uebel überhaupt, = θλίψις v. 3 coll. 2, 8 und 9 nehmen, damit in den ganzen Abschnitt v. 1—11 Zusammenhang komme und der Apostel von dem Vorwurf ungenauer Beweisführung v. 9 befreit werde. v. 5 gründet derselbe die Hoffnung auf Befreiung vom Elende auf die Liebe Gottes; hat diese in dem Versöhnungstode Jesu den gröfsten Beweis von sich gegeben, indem sie die Schuld der Menschen tilgte v. 6—8, so wird sie (arg. a maj. ad minus) um so gewisser sich auch durch unsere Rettung aus dem noch übrigen gegenwärtigen und zukünftigen, Uebel bewähren. v. 10 führt sodann diese Hoffnung, deren Grund bis dahin im Begriffe der Versöhnung durch den Tod Jesu gefunden wurde, am Schlusse noch weiter mit Beziehung auf den jetzt in der Herrlichkeit lebenden Erlöser aus, und v. 11 kehrt der Ap. zu v. 2 zurück, indem er in umgekehrter Ordnung das wieder aufnimmt, was er v. 3 durch οὐ μόνον δέ verlassen hatte, nehmlich die zukünftige positive δόξα der Christen. v. 10 soll κατηλλάγημεν nicht = „versöhnt," sonden = „ausgesöhnt" sein, indem die Menschen kraft des Todes Jesu wieder Zutrauen und Liebe zu Gott fafsten. Diefs ist aber, um es kurz zu sagen, gegen das Praesens in ἐχθροὶ ὄντες, das als solches an v. 6 und 8 seinen Rückhalt hat; hier pafst durchaus nur die kirchliche Erklärung. — Zu 5, 12 sq. ist die wichtige Erklärung von Finckh (Tübinger Zeitschrift für Theologie 1830 *Ites Heft*) vergessen, welche Ref. sogar für die einzig richtige zu halten geneigt ist. Dieser nimmt ἐφ' ᾧ durchaus sprachgemäfs = „zu dem, dafs" = „wiewohl, obgleich", in welcher Bedeutung, aber nicht in der von: „weil" es auch allein zu den Parallelstellen 2 Cor. 5, 4; Phil. 3, 12; 4, 10 pafst. Zieht man die letztere vor, so ist schwer, der Behauptung Köllner's zu entgehen, der Ap. sei sich vielleicht nicht recht klar gewesen, indem er die Ursache des θάνατος unter den Menschen das eine Mal der Sünde Adams, das andere Mal der Sünde jedes Einzelnen zuschrieb: denn „an die ursprüngliche, ideale Gleichheit der Menschen, in welcher sowohl die erste Sünde, als alle folgenden ihre Wurzel haben", hat derselbe sicherlich nicht gedacht; so müfste er ja auch eine ursprüngliche Gleichheit der Menschen mit Christo angenommen haben, während vielmehr die Parallele, die er anstellt, nur so richtig ist, wenn er wie die reine Vermittlung der Gnade durch Christum für Alle ohne ihr eigenes Zuthun, so auch dieselbe Vermittlung des θάνατος für Alle durch Adam ohne ihre eigene Schuld statuirte. Es ist unnöthig herbeigezogen, wenn nach unserm Verf. der Ap. die Erklärung v. 13 und 14 wegen 4, 15 gegeben haben soll, wiewohl der Sache nach beide Säze sich erläutern, wogegen nach der angeführten Deutung Alles harmonisch sich an einander reiht, worüber das Nähere s. l. c. Was noch insbesondere den paulinischen Begriff des τύπος betrifft, so ist aus 1 Cor. 10, 6 ersichtlich, dafs der Ap. nicht sowohl das Nachbild in Gemäfsheit des Vorbildes construirte und sich verdeutlichte, als vielmehr umgekehrt, was das Obige durchaus bestätigt. τὸ κρῖμα v. 16 ist wohl die Verurtheilung Adams zum Tode oder der einzelne Fall, der das allgemeine Schicksal (κατάκριμα) zur Folge hatte, und ἁμαρτ. κατεςάθησ. v. 19 kann schon um des Gegensatzes willen nur sein = als Sünder behandelt werden. Endlich ist in v. 20 ἵνα wohl τελικῶς, πλεονάσῃ aber sicherlich mit Tholuck nur von der Sündenerkenntnifs zu verstehen, coll. 7, 7—14, wo Paulus zwar ein factisches Reizen zu Sünde durch das Gesetz, aber nicht dieses, sondern die Erkenntnifs und Vermeidung der Sünde als Zweck des Gesetzes nennt, besonders v. 13, dessen Schlufs ganz parallel mit unserer Stelle ist. — Cap. 6, 2 sq. setzt in der Regel die Ausleger in einige Verlegenheit, indem der Apostel hier die tiefste Idee der Sittlichkeit, aber noch nicht in der reinen, adäquaten Form ausspricht. Zu flach wird seine Ansicht genommen, wenn, was er vom Sterben und Auferstehen mit Christo sagt, nur die Bedeutung einer äufserlichen Vergleichung haben soll. Hr. Dr. de Wette erkennt gründlicher, dafs der Ap. jene Motive gebraucht, indem er die nämliche sittliche Kraft, die sich in Jesu Tod und Auferstehung

Digitized by Google

offenbarte, für seine Gläubigen in Anspruch nehme; er kommt aber eben dadurch, dafs er die Sache nur moralisch fassen will, mit der eigenthümlichen Ausdrucksweise des Ap. doch noch in einiges Gedränge, indem namentlich die Aussprüche über das neue, der Auferstehung Christi ähnliche Leben der Christen sich nicht auf das moralische Gebiet beschränken lassen, wefswegen hie und da „ein Ueberschweben in die volle, auch das leibliche Leben umfassende Idee" zugegeben wird. Allein in des Ap. Worten sind nirgends Physisches und Moralisches auseinandergehalten, auch nicht gegenwärtiges und zukünftiges Leben, so dafs er zum sittlichen Verhalten in jenem ermunterte, um mit Christo dieses theilhaftig zu werden, sondern seine Idee ist die des einen, identischen göttlichen Lebens, das aus der Negation der unmittelbaren Natürlichkeit resultirt, wie es der Trieb dieser Negation ist. So erkennt er im Tode Christi unstreitig eine innere Nothwendigkeit des sich in ihm darstellenden göttlichen Lebensprocesses v. 10, aber nicht das äusserliche, unmittelbare Factum des Sterbens ist ihm daran die Hauptsache, sondern die Idee in ihrer Allgemeinheit, daher er einerseits dieselbe zwar mit dem nämlichen Worte: θάνατος, ἀποθανεῖν u. s. f. für Alle vorstellig macht, aber dieses selber sogar für blofse Vorstellung erklärt (οὕτω καὶ ὑμεῖς λογίζεσθε ἑαυτοὺς νεκρούς u. s. w.), wenn er auch die adäquate Bezeichnung dafür nicht weiter angiebt. Was er von der Auferstehung sagt, darin ist dieselbe Metamorphose des Factums durch den Gedanken zu erkennen; fällt sie bei Christo der geschichtlichen Erscheinung nach hinter sein irdisches Leben, so wird sie für den Gläubigen ein Diesseitiges v. 4 d. h. sie erfolgt nach der immanenten Gesetzmäfsigkeit des Geistes, nur dafs sie, während die Negation der sündhaften Natürlichkeit vorherrschend als ein Thun beschrieben wird, mehr als ein göttlicher Lohn, ein von Gott unmittelbar gewirktes Resultat erscheint, wodurch aber eben beide Momente, das göttliche und das menschliche, als in dem ganzen Prozesse identische zum Bewufstsein kommen. Man darf defswegen die Futura v. 5 und 8 nicht geradezu auf das jenseitige Leben beziehen, sondern dem Glaubenden erscheint überhaupt der geistige Besitz, zu dem er hindringt, als ein fremder und darum zukünftiger; wie denn nirgends in des Ap. Worten der leibliche Tod als ein für die Sache selber bedeutender Incidenzpunct hervortritt: denn ὁ ἀποθανὼν v. 7 sc. σὺν Χριστῷ enthält keine Tautologie mit dem weitern Satze, sondern als Subject den Grund zu dem, was das Prädicat als Folge ausspricht, während für die Behauptung des Verf., dafs nach dem Ap. das physische Sterben an sich und unmittelbar eine Befreiung von der Sünde sei, keine beweisende Parallele sich findet. — 7, 9 kann ἐγὼ ἔζων allerdings zu νεκρά und v. 10 ἀπέθανον zu ἀνέζησεν in formalem Gegensatze stehen; aber was soll das heifsen? offenbar sind nur ἔζων und ἀπέθανον entgegengesetzt und δὲ fortleitend. — 7, 23 ist νόμος τῆς ἁμαρτ., wie der Beisatz ganz deutlich zeigt, identisch mit dem vorangegangenen νόμος ἕτερος, nach einer im gemeinen Leben häufig vorkommenden Nachlässigkeit des Ausdrucks. — 8, 26 hat ὑπερεντυγχ. ἡμ. στεναγμοῖς ἀλαλήτοις nicht den Sinn: „der Geist lehrt uns recht beten, nämlich mit einem Gebete, das wegen seiner Innigkeit und Tiefe nicht in's klare Bewufstsein tritt und nicht mit klaren Worten ausgesprochen wird;" die στεναγμοὶ ἀλ. sind vielmehr ein Zeichen der ἀσθένεια und in dem Mangel des klaren Bewufstseins kann nach dem Ap. wohl nicht das rechte Leben bestehen cf. 1 Cor. 14, 2 sq., vielmehr eben diesen Mangel vertritt der heil. Geist, d. h. der zwar gefühlte, aber nicht klar gedachte *Inhalt* des Gebets; der Dativ bezeichnet den Zustand, in dem der Betende sich befindet, wie v. 24 τῇ ἐλπίδι den, in dem die Geretteten sind. — Bei der Erklärung von Cap. 9—11 zeugt es von des Verfs. Unbefangenheit, dafs er die Prädestinationslehre darin erkennt und sich nicht, wie so viele, mit Künsteleien der Exegese zu helfen sucht. Er bemerkt unter Anderm: „dafs der Ap. eben so gut, als wir Alle, an die beiden, einander aufzuheben scheinenden Ansichten von der göttlichen Machtvollkommenheit und der menschlichen Freiheit gebunden und somit genöthigt sei, das eine und andere Mal einseitig zu sein", was allerdings vom Standpunkte der Fries'schen Philosophie aus, zu der der Herr Verfasser sich bekennt, gesprochen ist, aber auch seine Wahrheit hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Kurze Erklärung des Briefes (Pauli) an die Römer, von Dr. W. M. L. de Wette.

(Schluſs.)

Ein Bewuſstsein der harten Widersprüche, welche hier entstehen, sehen wir nämlich allerdings bei dem Ap. hie und da aufsteigen, und so auch von dieser Seite die Rudimente des vollständigen Organismus der christlichen Lehre in der ersten Gestalt ihrer Entwicklung, welche eben die paulinische ist; es sollte aber Niemanden mehr wundern, daſs der wissenschaftliche Begriff der Einheit von Gegensätzen, welchen wir jetzt verlangen, bei dem Ap. noch nicht anzutreffen ist, da der Boden der Inspiration, auf dem er steht, nicht der des freien, wissenschaftlich sich vermittelnden Denkens ist, und derjenige, dessen Bestimmung es war, den reichsten Inhalt eines neuen Weltbewuſstseins zu Tage zu fördern, unmöglich auch schon die Form zur Vollendung bringen konnte. Paulus zeigt sich daher, wenn er jene schwierigen Fragen berührt, an den Gebrauch der alten Waffen gebunden, womit bisher das orientalisch-jüdische Denken die unendliche Reflexion des Subjects in sich selber, sowohl die theoretische als die praktische, unter die Macht der Alles wirkenden göttlichen Substanz niederhielt und niederschlug. Vielleicht wäre es daher auch besser, C. 9, 30—33 trotz des Scheins der Worte nicht blos den Gedanken einer freiwilligen Renitenz der Juden gegen das Evang. zu finden, da ja doch im Zusammenhange des ganzen Abschnittes Cap. 9—11 der Unglaube der Juden als ein von der göttlichen Weisheit zur Erreichung auſserordentlicher Zwecke vorherbestimmter beschrieben wird. — 10, 14 sq. ist der Zusammenhang nicht richtig angegeben; denn warum Paulus hier „seine apostolische Verkündigung rechtfertigen" sollte, davon sieht man in seiner Gedankenfolge gar keinen Grund, wie denn auch der Hr. Verf. keinen solchen anzugeben weiſs. Indessen auch bei den übrigen Exegeten, so weit Ref. sie vergleichen kann, findet sich nichts Befriedigendes, indem sie alle der Meinung sind, Paulus komme schon v. 14 wieder auf die Juden zu sprechen und sage, die Juden nun können Christum nicht anrufen, weil sie an ihn nicht glauben: aber dann müſsten ja die folgenden Sätze, welche ganz die gleiche Form haben, erklärt werden: sie können nicht glauben, weil sie nicht gehört u. s. w. was keinen Sinn giebt. v. 14 und 15 sind vielmehr ein ganz allgemeiner Satz, und zwar eine in dem bisherigen Zusammenhange genau fortlaufende Entwicklung der nothwendigen Voraussetzungen des ἐπικαλεῖν *in negativer Form* und der Zusammenhang dieser: jetzt in Christo können Alle, die ihn anrufen, seelig werden; dieses Anrufen nun setzt voraus den Glauben, der Glaube das Hören, dieses die Predigt u. s. w. Aber ungeachtet der Möglichkeit des Heils für Alle haben nicht Alle das Evangelium angenommen, wie schon Jesaias sagt, aus dessen Worten sich gleichfalls ergiebt, daſs der Glaube aus der Predigt u. s. w. kommt. Allein könnte man nun vielleicht nach dem Obigen sagen, sie haben nicht gehört u. s. w. — 11, 1 weist P. die Folgerung nicht ab aus „Patriotismus", sondern widerlegt sie faktisch durch sein Beispiel, indem er, ein vollkommener Jude, doch Christ geworden sei; die genealogischen Data können für die Gesinnung nichts beweisen. — 15, 9 ist δοξάσαι wohl der Optativ cf. v. 13. — 15, 18 möchte doch mit Rückert und And. der Hauptgedanke darin zu suchen sein, daſs Christus Alles durch den Ap. gethan; zu einer bloſsen negativen Ausführung der καύχησις sind die Ausdrücke zu ausführlich und bestimmt. — 15, 22 zieht Ref. die Erklärung von διὸ vor: weil in Rom schon ein fremder Grund gelegt war, was sich besser zum Vorhergehenden und Folgenden schickt, wo P. den Römern kein solches Kommen verheiſst, wie sonst

Digitized by Google

den von ihm gestifteten Gemeinden, sondern v. 24 u. 28 nur ein Durchreisen, wie er auch v. 15 sq. sich nur ganz im Allgemeinen auf sein Heidenapostolat den Römern gegenüber beruft. — 15, 24 ist die Lachmann'sche Textbestimmung nicht so sonderbar, als sie dem Hrn. Verf. aussieht: denn aus v. 22 läfst sich zu νυνὶ δὲ v. 23 gar wohl ἐλεύσομαι suppliren, das wohl der Ap. aus Eilfertigkeit wegliefs und erst als Glosse in den Text kam. — 16, 19 ist ὑπακοὴ nicht = „Gehorsam" und Grund, warum der Ap. mit seiner Ermahnung Gehör zu finden hofft, sondern = πίστις, und der Grund liegt in εἰς πάντας ἀφ., sie sollen sich ihren weitverbreiteten Christenruhm nicht durch Gestattung des Einflusses von Irrlehrern rauben lassen.

Aus den mitgetheilten Proben ist ersichtlich, dafs der Hr. Verf. sich nicht ganz zu enthalten vermochte, seine eigenen Ansichten dem Apostel zu leihen, was neben der sonstigen Präcision, Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Erklärungen auffällt, aber freilich bei allen Interpreten sich findet, welche in dem unmittelbaren Worte der Schrift schon die volle, absolute Wahrheit zu haben, oder mit der Auctorität desselben ihre subjectiven Vorstellungen stützen zu müssen glaubten. Möge des Hrn. Verfs. freier und geübter Geist das Unrecht, das damit nach 2 Seiten, der des Buchstabens und der der wissenschaftlichen Ueberzeugung, begangen wird, namentlich bei seinen weiteren Arbeiten an den Episteln des N. T. immer mehr vermeiden, zu welchen, so wie zur Vollendung des Ganzen, nach seinem Wunsche Gott ihm Kraft und Gesundheit verleihen wolle.

Binder.

VIII.

Ueber Begriff und Eintheilung der practischen Theologie. Von Alex. Schweizer, auss. Prof. in Zürich. Leipzig, 1836. 8

Wiefern die liturgischen Gebete bindend sein sollen; in der Züricherischen Synode vorgetragener Kommissional-Antrag. Von Alex. Schweizer. Zürich, 1836. 8.

Wir stellen diese beiden Schriften zusammen, nicht nur als demselben Verfasser, sondern auch einer in beiden gemeinschaftlich verhandelten Sache angehörend. Die erstere Schrift behandelt das Allgemeine der practischen Theologie, die andere einen bestimmten Gegenstand derselben. Es ist nothwendig, dafs man, bevor man den Aufbau einer Wissenschaft unternimmt, sich zuvor über den Begriff, sowohl wie er Zweck ist, als auch die Eintheilung enthält, verständige. Es ist zwar die Natur solches Bemühens, dafs man daneben noch immer auf die wirkliche Vollbringung der Wissenschaft warten mufs und sehen, wie der Begriff und die Eintheilung, die in abstracto theils immer noch nicht ganz verständlich sind, theils noch mit andern Standpuncten sich auseinandersetzen müssen, sich bewähren und rechtfertigen werde. Aber ohne bestimmtes Bewufstsein dessen, was die Wissenschaft zu leisten hat, läfst sich auch nicht wohl an ihre wirkliche Ausführung geben und es wendet daher mit Recht die Untersuchung sich vor allem den Prinzipien zu.

Der Hr. Verf., der sich bereits um die Herausgabe der Schleiermacherischen Ethik verdient gemacht und eben damit gezeigt hat, dafs es ihm wirklich Ernst ist mit der Bekanntmachung des wissenschaftlichen Nachlasses, womit es von anderen Seiten desto langsamer zu gehen scheint, verspricht durch die That dieser vorbereitenden Untersuchung über Begriff und Eintheilung der practischen Theologie, ein ausgezeichnetes Werkzeug dieser Wissenschaft zu werden. Er ist noch nicht so in sich abgeschlossen, dafs er sich in irgend einer einseitigen Ansicht zu fest gesetzt hätte, um gründlichen Einwendungen noch Gehör zu geben, sondern er betrachtet seinen Gegenstand vielseitig und mit gesunder Kritik, er ist nicht ohne Erfahrung auf diesem Gebiet und vereiniget damit die Lust am begreifenden Denken, welches beides gleich sehr zum Vortheil und Gedeihen dieser Wissenschaft erforderlich ist.

Nach einer kurzen Uebersicht des in neuern Zeiten für diese Wissenschaft Geleisteten bleibt der Hr. Verf. bei den von Nitzsch aufgestellten Ansichten stehen. Was er gegen dessen Eintheilung der practischen Theologie beibringt, ist gründlich und treffend. Was er ferner über das Auseinanderfallen des Empirischen und Apriorischen bemerkt, ist sehr richtig und schätzbar. S. 14 ff. Er ist zu der Erkenntnifs gekommen, dafs nur die Speculation das Nothwendige erkennt. Er fällt aber noch eben so sehr darauf zurück, dafs die Theologie nichts als Kritik sei. S. 16.

Digitized by Google

Es ist ein weitgreifender Irrthum der Encyklopädie von Schleiermacher, dafs darum, weil die Theologie als christliche eine positive ist, sie nichts als practische sei. Verbunden ist damit unmittelbar, dafs auf die Theologie als Wissenschaft der ewigen Wahrheit fast gar kein Werth gelegt, ja nicht einmal gefragt wird, woher denn dieser positive Charakter an die christliche Theologie kommt und was überhaupt denn alles, was positiv ist, ursprünglich und an sich oder vorher gewesen sein mufs, ehe es dieses wurde, worauf zurückzugehen eben die nächste Angelegenheit des theologischen Wissens ist, statt so, wie Schleiermacher, nur bei der oberflächlichen Kategorie der Nutzbarkeit der Theologie stehen zu bleiben. — Die Art und Weise, wie der Hr. Verf. den Begriff der practischen Theologie hervorbringt, ist scharfsinnig und dialectisch genug; es fragt sich aber, ob hier die blos quantitative Bestimmung ausreicht. Als Princip des Hervorgangs einer practischen Theologie ist angesehen worden der Gegensatz von Glauben und Wissen; die Theologie besondert sich in ein Gebiet, wo das Wissen über die auch da seienden Glaubensinteressen dominirt und überwiegend das Bestimmende und Lebendige wäre, und in ein Gebiet, wo die Glaubensinteressen sich unmittelbar geltend machen und über das vorhandene Wissen dominiren, es also wecken und für practische Zwecke benutzen. Jenes wäre der sogenannte theoretische Theil, zerfallend in den historischen und construirenden; dieses der practische Theil der Theologie. Der ganze Unterschied der theoretischen und practischen Theologie liegt hier in der Kategorie des Dominirens, einerseits des Wissens über den Glauben, andrerseits des Glaubens über das Wissen. Wenn dieser Ausdruck auch nur der der Quantität sein soll, so sagt er doch über das, was die Theologie dort und hier wirklich und innerlich im Unterschied von einander ist, nichts aus. Ich glaube aber überhaupt nicht, dafs der Gegensatz von Glauben und Wissen geeignet ist, eine solche zwiefache Eintheilung der Theologie zu begründen und insonderheit den Hervorgang des Begriffes einer practischen Theologie zu vermitteln. Ich wüfste nicht, dafs gerade in der practischen Theologie die Glaubensinteressen mehr, in der theoretischen Theologie weniger hervorträten oder dafs das Interesse des Wissens nicht an und für sich dasselbige wäre an jenen beiden Seiten. Ich hoffe, mich demnächst im dritten Heft der Zeitschrift für speculative Theologie über diesen wichtigen Gegenstand näher erklären zu können. — Der Hr. Verf. bemerkt unter andern, wie er damit noch mit Nitzsch übereinstimme, dafs die practische Theologie es keineswegs nur mit einer Construction aus dem innern Leben des geistlichen Standes, sondern der Kirche selbst zu thun habe. S. 11. Er tadelt die Definition des Gegenstandes der practischen Theologie, welche Erhaltung und Fortbildung der Kirche herleitet aus der Thätigkeit eines geistlichen Standes. S. 20. Doch macht er es sich selbst bald zur Hauptsache seines Unternehmens, den geistlichen Stand zu deduciren. Dafs diefs aus dem Begriff der Kirche geschehen soll, reicht nicht hin, die Aufgabe so hoch zu stellen, dafs die practische Theologie mit der Aufstellung eines geistlichen Standes zu beginnen hätte. Diefs um so weniger, da statt des Amtes, das im reinen Begriff der Kirche steht, hier der Stand vorkommt, der nur von Seiten des Staats gekommen ist und kommen kann. Durch eine strengere Unterscheidung des Amtes und Standes müssen sich in der practischen Theologie viele Mifsverständnisse heben, die nur an solcher Nichtunterscheidung hängen. Die practische Theologie, sagt der Hr. Verf., deducirt den Gegensatz von Klerus und Laien. Wenn, nach dem Vorgang von Schleiermacher, dieser Gegensatz auf den Stand bezogen und gleichwohl so deducirt wird, dafs dabei der Staat ignorirt wird, so kommt er ganz auf die römisch-katholische Vorstellung hinaus. Weil denn dieser Gegensatz solcher hierarchischer Art und Abkunft ist, aber aufserdem doch nicht ein absoluter ist, sondern, wie er sich setzt, immer zugleich sich wieder aufhebt, mithin in allem Betracht ein nichtiger Gegensatz ist, so ist es viel besser, ihn bei Seite liegen zu lassen und aus dem Begriff der Kirche den nothwendigen Unterschied ihrer Glieder und so das geistliche Amt zu deduciren, mit welchem auch geschichtlich der geistliche Stand keineswegs gleichzeitig entstanden ist. Es haben Viele in der ersten Christenheit das geistliche Amt geführt, ohne deswegen auch einem geistlichem Stande anzugehören, wie es noch jetzt der Fall ist in allen den Gemeinschaften, die kein inneres Verhältnifs zum Staat haben. Unsere symbolischen Bücher haben ganz Recht, wenn sie ganz einfach sagen: der Unterschied unter den Gläubigen und ihren Lehrern ist allein der des Am-

Digitized by Google

tes. Was der Hr. Verf. zu diesem Zweck entwickelt, ist unstreitig scharfsinnig und an sich wohlgegründet, nur, dafs auch hier Kategorien vorkommen, welche dem Begriff nicht angemessen sind. Dafs vorher Jeder Kleriker und Laie zugleich war, soll ein Naturverhältnifs, die nachmalige Ausbildung des Gegensatzes der ethisirte Zustand sein; beide sollen sich zu einander verhalten, wie der unorganisirte Vorzustand zum Staat sich verhält. Der Hr. Verf. schliefst sich hier an die Terminologie von Nitzsch an, welcher jenes den clerus naturalis, dieses den clerus positivus genannt hat. Es sind diefs, meines Erachtens, nicht angemessene Bezeichnungen der Nothwendigkeit des Ueberganges der Gleichheit aller Glieder der Kirche in die Ungleichheit. Der Uebergang und dessen Nothwendigkeit ist solchen Inhalts, dafs er mit der Natürlichkeit und Naturnothwendigkeit nichts zu schaffen hat. Die ganze Bewegung geht ursprünglich in der Welt des Geistes vor und nicht der Natur. Diese Nothwendigkeit ist zugleich die Freiheit selbst, für welche der Gedanke und Ausdruck der Natürlichkeit zu gering ist; ja sie beruht sogar nicht blos auf geistiger, sondern zugleich auf göttlicher Bewegung und Thätigkeit, denn sie enthält Acte der Frömmigkeit. Die Unterscheidung eines clerus naturalis und positivus ist hergenommen von der Gewohnheit, womit man sonst wohl auch ein sogenanntes Naturrecht vom positiven Recht unterschied. Das Naturrecht ist aber in Wahrheit nichts anders, als das geistig und vernünftig Nothwendige des positiven Rechts. Der sogenannte Naturzustand der christlichen Kirche im Unterschiede von einem ethisirten enthält in Wahrheit die göttlich geistigen Keime ihrer späteren Institutionen und Ausbildungen, und die Grundelemente des Begriffs eines geistlichen Amtes in der Kirche. Sofern die späteren positiven Gestaltungen weit weniger Werk der ursprünglichen Begeisterung sind, weit mehr auf menschlichen Reflexionen beruhen und aus weiteren Beziehungen auf das erweiterte Bedürfnifs der Zeiten und Umstände, auf den Staat u. s. s. hervorgehen, kann man sie weit eher die natürlich wirkenden Factoren nennen, im Unterschiede von den ursprünglich geistigen und göttlichen. Ebenso verhält es sich mit der gebrauchten Analogie eines Naturzustandes, der dem Staat vorherging. Philosophische Rechtslehrer sind von einer solchen Vorstellung, die nichts als eine Vorstellung ist und einen Zustand fingirt, der nie gewesen ist, längst zurückgekommen. Man kann daher auch die Analogie nicht brauchen zum Begriff der Entstehung des geistlichen Amts in der Kirche. Auch das Verhältnifs der Glieder der Kirche, worin, so zu sagen, jeder noch Kleriker und Laie zugleich war und sich noch kein geistlicher Stand gebildet hatte, war ein durchaus vernünftiges und sittliches. Diefs erkennen wir an, indem wir darin eine Nothwendigkeit entdecken, dafs es so war. Was aber so ein wesentliches Moment des Begriffes ist, schliefst nicht die ebenso nothwendige weitere Entwicklung aus, welche war, dafs das Leben der Kirche im Staat auch Standesverhältnisse u. dergl. mit sich brachte. — Die von Schleiermacher aufgestellte Eintheilung der practischen Theologie hat der Hr. Verf. neu zu beweisen und auf einem andern, viel geeigneteren Wege zu gewinnen gesucht, was um so nothwendiger war, da sie für den Begriff der practischen Theologie unzureichend und von Schleiermacher selbst schon als nicht in der Natur der Sache liegend bezeichnet war. Es ist indessen sehr zu bezweifeln, ob hier durch eine wenn gleich geistreiche und gründlich durchgeführte neue Deduction zu helfen und nicht vielmehr die ganze Eintheilung als an und für sich ungeeignet zu beseitigen war. Auch darin ist der Hr. Verf. schon von Schleiermacher aus weiter fortgeschritten, dafs, nachdem Hr. Schweizer die constituirende Thätigkeit der Kirche als das Erste und Nothwendige nachgewiesen, was dem Kirchenregiment angehört, es bei ihm nicht mehr, wie bei Schleiermacher, als gleichgültig erscheinen konnte, welcher Theil zuerst abzuhandeln sei, ob der vom Kirchendienst oder der vom Kirchenregiment, was freilich noch eine sehr unvollkommene Sprache der Wissenschaft ist. Eben so richtig hat der Hr. Verf. an dieser Seite alles das angebracht, was in der Eintheilung der praktischen Theologie von Nitzsch noch sehr wenig suo loco gestellet war. Auch der Hervorgang des Kirchendienstes aus dem Kirchenregiment ist von dem Hrn. Vf. in sehr gelungener Weise vermittelt worden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Ueber Begriff und Eintheilung der practischen Theologie. Von Alex. Schweizer.

Wiefern die liturgischen Gebete bindend sein sollen, ein der Züricherischen Synode vorgetragener Kommissional-Antrag. Von Alex. Schweizer.

(Schlufs.)

Es hätte freilich die Freiheit und Gebundenheit im Kirchendienst weit sicherer aus dem Begriff der Gemeinde oder Gemeinschaft, der jedoch auch berührt wird, besonders S. 39 und 46, abgeleitet werden können, statt den Gegensatz nur so in der quantitativ-dialectischen Schwebe zu lassen. Denn obwohl hierbei, wie in der nachfolgenden Durchführung des Gegensatzes in der Theorie des Cultus höchst schätzbare Gedanken vorkommen, welche für das Kirchenregiment im wirklichen Leben Folgen zu haben verdienen, und wie die demnächst anzuzeigende Schrift beweiset, in dem Vaterlande des Hrn. Verfs. auch bereits gehabt haben und obwohl das *Verhältnifs* des Liturgischen und Homiletischen zu einander in dieser Weise ganz richtig gestellet, und beides wohl unterschieden ist, so reicht es doch nicht aus, den *Begriff* der Liturgie und Homilie oder der Wissenschaft beider zu erschöpfen oder diese auch zu begründen. Es vertheilt sich wohl das Freie und Nothwendige nach verschiedenen Seiten hin, aber abgesehen, dafs *beide* Seiten des Gegensatzes selbst doch auch immer noch in einander übergehen, ist z. B. das Homiletische noch sehr unbestimmt, ja fast gefährlich als wesentlich von der christlichen Eigenthümlichkeit des Geistlichen ausgehend bestimmt. Immer aber wird das vom Hrn. Verf. hier Geleistete mit Dank als ein geistreicher Versuch, sich über die empirische Praxis zu erheben, anzusehen sein, wenn auch der Gegensatz des Freien und Gebundenen nicht ausreichen sollte, um an den Bestimmungen der Pastoraltheologie und der auch von dem Verf. Halieutik genannten Theorie der Katechetik und des Missionswesens den Charakter der Nothwendigkeit, den sie haben, aufzuzeigen, sondern nur dazu dienen wird, die genannten Wissenschaften als vorgefundene unterzubringen. Auch über das Verhältnifs des Erbaulichen und Didactischen verbreitet sich der Hr. Verf. noch mit geistreichen Bemerkungen und mit voller Ueberzeugung stimmen wir dem bei, was er zuletzt über seinen Versuch einer Eintheilung der praktischen Theologie sagt: „soviel bleibt wahr, dafs kein Individuum der praktischen Theologie ihre Eintheilung *ersinnen* oder mit Hülfe der abstrakten Logik *machen* kann, sondern die kirchliche Thätigkeit selbst ist es, die je mehr sie sich zum Begreifen ihrer selbst erhebt, desto sicherer auch die Einheit und dem Unterschied der in ihr lebenden Elemente erkennt."

In der andern Schrift veröffentlicht der Hr. Verf. ein Gutachten, welches die Kultuskommission der Züricher Synode zum Beschlufs erhoben hat. „Dieser Beschlufs, sagt der Hr. Verf., ist in mancher Beziehung nicht unwichtig; denn nicht wenige, die z. B. in Sachen der Preufsischen Agende ein blos mifsbilligendes Urtheil abgegeben haben, werden sich überzeugen, dafs es nicht nothwendig einem drückenden Zwang mufs zugeschrieben werden, wenn eine Kirche bindende Gebete einführt." Zunächst untersucht nun der Hr. Verf., in wiefern das kirchliche Interesse ein Freigeben der Kirchengebete fordere oder autorisirte Formeln mit bindender Kraft. Er findet, dafs, obgleich der Grundsatz immer bestanden gegen ein mechanisches Einerlei, man doch eines gemeinsamen Typus nicht habe entbehren wollen. Er zeigt diefs durch Hinweisungen auf Luther, Zwingli, Kalvin und die Observanz der Schweitzerischen Kirche. Er giebt dann ferner auch die guten Gründe davon an, nämlich

Digitized by Google

dafs eine solche bindende Liturgie zur Eutaxie im Kultus dienen und das Unsichere, Zufällige, Willkührliche und Wechselnde einem Geordneten und Geregelten weichen mufste. Wenn dieses noch zunächst nur äufserliche Rücksicht ist, so geht der Hr. Verf. nun weiter fort zum Reinerhalten des liturgischen Begriffs. Darunter versteht er den schon in der obigen Schrift entwickelten Unterschied des Liturgischen vom Homiletischen, die Erhebung der liturgischen Idee, wie er es nennt, ins Bewufstsein, „dafs nämlich im Allgemeinen alles sogenannte Homiletische mehr Sache der Freiheit des einzelnen Geistlichen sei und sein solle, das Liturgische aber mehr von der Gemeinschaft, als solcher, ausgehe, also den Charakter der sittlichen Gebundenheit an sich trage." S. 19. Nicht ohne Witz und Scharfsinn bestreitet der Hr. Verf. den gewöhnlichen Einwurf gegen eine feststehende Liturgie: „weil ja doch keiner für den anderen beten könne" S. 22 und beweiset, dafs die Frage, ob das Kirchengebet nicht besser freigegeben würde, genau erwogen nichts anderes heifse, als ob man nicht besser thäte, Liturgisches und Homiletisches zu verkehren. Er verweiset bei dieser Gelegenheit auf die vortreffliche Schrift von Kapp: Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden. Erl. 1831., der wir bei dieser Gelegenheit unser Lob zu zollen und eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung zu wünschen nicht unterlassen wollen, um so mehr, da sichs bis jetzt nicht hat fügen wollen, dafs eine geeignete Beurtheilung dieser Schrift in diesen Jahrbüchern erschienen wäre. Ein anderes wichtiges Moment zur Empfehlung einer feststehenden Liturgie hebt der Hr. Verf. hervor in der Bedeutung, welche dieselbe hat zur Sicherung und Bewahrung des Gemeingeistes aller durch gleiche Kirchenverfassung verbundenen Gemeinden. In der zuerst angegebenen Beziehung handelte es sich nur darum, zu verhüten, dafs vom Geistlichen Alles nach individueller Freiheit oder Willkühr gemacht wurde. Es könnte aber vielleicht beliebt werden, für jede einzelne Gemeinde eigene, bestimmte Gebete anzuordnen. So würde sich ein mifstönender Unterschied zwischen den verschiedenen Gemeinden erheben und der allgemeine Verband, der eben durch die gemeinsame Liturgie am meisten gefördert wird, sich auflösen. Der Hr. Verf. sagt sehr schön: „zu wissen, so betet unser ganzes Volk mit uns, gehört wesentlich zur Erhabenheit des Liturgischen und ersetzt uns reichlich die jedesmalige gröfsere Kraft, welche dem homiletischen Gebet will zugeschrieben werden." S. 28. Nicht weniger: „Es darf nicht übersehen werden, dafs eine Agende immer eine gewisse symbolische Bedeutung hat; Ideen, welche sie ausspricht, gewinnen Geltung im Volke; leider nicht nur die wahren, sondern auch die Irrthümer." S. 32. „Das Anheimstellen der Liturgie, von welcher die Kirchengebete ein wesentlicher Theil sind, an die Einzelgemeinde wäre also eine beginnende Verzweifelung am Aufrechthalten des engern kirchlichen Verbandes und Organismus." S. 33. Zuletzt untersucht der Hr. Verf. noch, in wiefern dabei doch aus kirchlichem Interesse einige Abwechselung angeordnet werden könnte. Nicht ohne Gewicht ist, was er hier gegen den Gebrauch mehrerer Formulare für einen und denselbigen gottesdienstlichen Akt sagt. Seine Proposition dagegen ist, die Mannigfaltigkeit dadurch zu bewirken, dafs für die Advents- Oster- und Pfingstzeit verschiedene Formulare eingeführt würden. Es läfst sich nicht leugnen, dafs der Gedanke viel für sich hat, um so mehr, da er sich an die Grundlage des Kirchenjahrs anschliefst. —

D. Marheineke.

IX.

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Auch unter dem Titel: ***Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde, von Dr. J. L. Casper, königl. preufs. Geh. Medizinal-Rathe u. s. w. Zweiter Band. Berlin,*** 1835.

Ehe Ref. die Rezension des vorliegenden Werkes antritt, erlaube man ihm einige Worte über die jetzige Lage des Problems der Mortalität. Sie scheint, a priori zu urtheilen, eine so günstige, wie wenig andere. Seit Halley, also seit anderthalb Jahrhunderten, hat man an der Methode der Berechnung der Sterblichkeitsgesetze nichts Wesentliches zu ändern für nöthig gefunden, Déparcieux hatte sie nur vervollständigt, nicht verändert; sie mufste sich also bewährt haben und Zutrauen verdienen. In dieser Meinung fing Ref. die

Digitized by Google

Berechnung der Sterbelisten für Ostpreufsen an, und nun war freilich der Zauber verschwunden. Es fand sich die wahrscheinliche Lebensdauer eines Kindes in Ostpreufsen 7 Jahre, in England wird sie zu 23 Jahren angegeben! Mifstrauen in die Zahlen und Listen zu setzen, dazu war kein Grund vorhanden; sie sind zuverläfsig so genau und brauchbar als andere. Also ist die Methode, die der Rechnung zu Grunde lag, falsch; denn annehmen zu müssen, dafs zwischen Ostpreufsen und England diese Differenz von sieben Jahren auf drei und zwanzig wirklich stattfinde, — das glaube, wer da will. Bei einigem Nachdenken fiel es auch nicht schwer, den Grund zu finden, wefshalb die Halley'sche unrichtig ist. Sie setzt eine stationnäre Bevölkerung voraus; sie ist ganz darauf basirt, sie verliert alle Bedeutung, wenn das anders ist. Denn man mufs nicht den Einwand geltend machen, der manchem Schriftsteller so gewöhnlich ist, wenn er über diesen Gegenstand ohne eine genauere Kenntnifs desselben schreibt: man erhielte doch approximative Werthe. Approximative allerdings; allein in den exacten Wissenschaften ist es üblich, den Grad der Approximation näher zu bestimmen, und es ist gut, dafs dem so ist, weil man sonst leicht in den Fall kommen könnte, Zahlen zu finden, die von den wirklichen nicht unendlich, aber sehr verschieden sind, so verschieden, als es dergleichen Zahlen nur zu sein vermögen. Die Berechnung hatte mir ein hinreichendes Beispiel dazu geliefert. Es liegt in der Halley'schen Methode, deren man sich bis jetzt gröfstentheils bedient hat, und unter welcher ich überhaupt diejenige verstehe, die ihr Material aus den Sterbelisten nimmt, dafs sie die ungunstigsten Verhältnisse finden läfst, wo die Volkszahl im Zunehmen begriffen ist. Sie entstellt also die Wirklichkeit; sie entstellt um so mehr, wenn die Zunahme rapide ist, wie es in Europa in diesem und im vorigen Jahrhundert gröfstentheils der Fall gewesen ist; die directe Volkszählung ist übrigens ganz in demselben Fall. Referent theilte diese Bemerkungen in der medizinischen Zeitung, herausgegeben vom Verein für Heilkunde in Preufsen, Mai 1835, mit, weil anzunehmen war, dafs wenn man sie übersieht, wichtige und zwar perniciöse Folgerungen aus falschen Zahlen gezogen werden möchten; und er hat auch nachgehends gefunden, dafs sie in der hieher gehörigen Literatur nicht ausgeblieben sind. Die Untersuchungen des vorigen Jahrhunderts und in diesem haben somit zu keinen brauchbaren Resultaten über die Gesetze geführt, welche die Sterblichkeit des Geschlechts regieren, und wenn auch hier und da zwei Tabellen in ihren Zahlen übereinstimmen, so fehlt gewifs eben so wenig die dritte, welche abweicht, als das Criterium, zwischen ihnen zu entscheiden. Nichts desto weniger ist eine Gesetzmäfsigkeit in den numerischen Verhältnissen des Lebens und des Todes vorhanden, eine Gesetzmäfsigkeit, die von der Fluctuation der Volksmenge ganz unabhängig ist. Um sie jedoch zu ermitteln reicht weder die Halley'sche Art der Berechnung noch die spezielle Volkszählung aus, und wenn man diese für die Menschheit so wichtige Aufgabe lösen will, dann bedarf es einer anderen Methode, die Ref. zu besitzen glaubt, und hier mittheilen würde, wenn es mit dem nöthigen Detail geschehen könnte. Ohne dieses müssen wir beinahe fürchten, dafs uns sogar die Erlaubnifs, nur Zweifel über die bisherige Theorie zu hegen, streitig gemacht werde, und zwar einer Stelle in der Vorrede des Werkes wegen. Hr. Casper citirt daselbst das Urtheil des Hrn. von Littrow über den Werth der Mortalitätstafeln, welches dahin lautet „dafs alles übrige Verfahren — nächst der als Basis zu benutzenden Classifizirung einer gröfstmöglichen Menge von Verstorbenen — nicht mehr dem Zufalle, oder den aus unsern Beobachtungen entspringenden Irrthümern unterworfen, sondern reines Resultat der Rechnung und daher *mathematisch richtig* sei, so dafs, wer die Richtigkeit desselben noch weiter in Anstand nehmen wollte, nur seine *eigene Unkenntnifs* des Gegenstandes dadurch beweisen würde." Inzwischen werden wir uns die Erlaubnifs schon nehmen müssen, die Richtigkeit dieser mathematischen Rechnungen in Zweifel zu ziehen, auf die Gefahr hin, unsere Unkenntnifs des Gegenstandes dadurch zu beweisen.

Ein nicht uninteressantes Beispiel, wie die Zeiten und mit ihnen die Ansichten sich ändern, liefert das vorliegende Werk, wenn man es mit dem von Süfsmilch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herausgegebenen und so bekannt gewordenen Werke über die göttliche Ordnung u. s. w. vergleicht. Sie beabsichtigen beide, Lehrbücher über die Materie zu sein, sie haben beide dieselben Methoden der Berechnung,

Digitized by Google

sie führen beide ein ziemlich beträchtliches Material, und wie verschieden ist ihre Tendenz! Dem Süfsmilch schwebt als Ideal eine rasch wachsende Bevölkerung vor; die ganze Staatsökonomie hätte nach ihm auf dieses Ideal hinzuarbeiten. Die Tendenz des Casper'schen Werkes ist dem gerade entgegen; sie geht darauf aus zu beweisen, dafs je gröfser die Fruchtbarkeit einer Nation um so gröfser auch die Sterblichkeit: „*die Ehen sind der Regulator des Todes*", das ist die bündig ausgesprochene Tendenz des Hrn. Casper, und seine eigenen Worte, mit denen er das Werk beschliefst. Malthus hatte bereits versucht, auf das Unglück einer Volksvermehrung aufmerksam zu machen; das Unglück besteht jedoch nach ihm, in einem Mifsverhältnifs zwischen den Consumenten und der Production. Nach unserm Verf. aber soll das Unglück in einem Naturgesetz liegen; es soll unwandelbar der Fall sein, dafs mit der Fruchtbarkeit die Lebensdauer der Individuen im umgekehrten Verhältnifs stehe, und dieses merkwürdige Naturgesetz soll das Resultat statistischer Rechnung sein. Also unterscheidet sich Hr. Casper von Süfsmilch in der Tendenz; er theilt sie mit Malthus, allein auch von ihm ist er weit verschieden. Denn nach dem letzteren „können der Heerden nicht mehr sein als der Weiden," es sind staatswirthschaftliche Rücksichten, welche Fruchtbarkeit und Lebensdauer in einer Nation abgleichen. Der Satz unsers Verfs. ist dagegen ganz eigenthümlich, er betrifft das menschliche Geschlecht, *abgesehen* von allen äufserlichen Verhältnissen; er gehört defshalb in die Physiologie des Menschen, und wäre berechtigt, dort ein neues und sehr bedeutendes Capitel zu eröffnen, falls sich finden sollte, dafs es damit seine Richtigkeit habe. Durchdrungen davon ruft Hr. Casper dem Malthus und seinen Anhängern zu, dafs jede Uebervölkerung ihr Gegengift, eine vergröfserte Sterblichkeit *gleich* mit sich führe, und dafs die Natur, unbekümmert um die Theorieen der Staatswirthschafter in ihrem Haushalt die Bilanz selbst ziehe (pag. 208). Und gegen diejenigen, die, wie Süfsmilch, das Heil des Menschengeschlechts in einer zunehmenden Bevölkerung finden, behauptet er, dafs keine Lehre verderblicher für die allgemeine Wohlfahrt sei, als diejenige, welche das „Seid fruchtbar und mehret Euch" ohne genauere und tiefere Ergründung sich zum Panier erwählt hat (207).

Inzwischen giebt es doch wohl eine, die noch verderblicher werden kann, ja ohne Vergleich verderblicher, und das ist diejenige des Verfassers. Denn der Gesetzgeber, der das allgemeine Staatsganze und so mittelbar jeden einzelnen Theil desselben berücksichtigt, wird nicht wirksamer für die möglichste Verlängerung der Lebensdauer der Unterthanen sorgen, als wenn er die Ehen nicht unverhältnifsmäfsig befördert, oder, genauer gesagt, wenn er das Uebermaafs der Geburten möglichst zu beschränken sucht. Das, denke ich, ist die unmittelbare Folgerung aus dem Resultat des Hrn. Casper, auch sind es nichts als seine eigenen Worte, die ich angeführt, und die man pag. 170 lieset. Wenn der Verf. im weiteren Verlauf seines Werkes die Meinung hegt, es sei nicht seines Amtes zu untersuchen, wie viel unbebauetes Land noch auf der bekannten und unbekannten Erde zahlreichen Nachgeschlechtern Nahrung und Unterhalt gewähren könne, und ob Weinhold's abentheuerlicher Vorschlag, als Radikalkur einer gefürchteten Uebervölkerung in nähere Erwägung zu ziehen sei, so ist das eine Zurückhaltung, die nicht an ihrem Orte ist. Mögen auch noch so viele neue Nahrungsquellen aus bekanntem und unbekanntem Lande hervorsprudeln, was geht das den Satz unsers Verfs. an, der mit „Massenerfahrungen, mehr als sechszig Millionen Menschen aus verschiedenen grofsen Ländern Europa's umfassend," beweiset, dafs die Sterblichkeit in einer Bevölkerung mit der allgemeinen Fruchtbarkeit in geradem Verhältnisse überall stehet? Wer solche Massen in die Schlacht führet, der sollte dreister fechten.

Inzwischen wollen wir in dem Detail des Werkes näher die Forschungen betrachten, durch welche für das menschliche Geschlecht so wichtige Resultate gefunden und bewiesen worden sind. Der Verf. eröffnet es mit einer kurzen Geschichte der Aufgabe, und hebt das Mangelhafte und die Lücken der bisherigen Lösungen hervor. Wir stimmen ihm hierin bei; allein wenn er den Grund dafür zum Theil in der ungeheuren (sic) Mühe findet, welche die sorgsame Verarbeitung des Materials erfordert, so müssen wir uns erlauben, dem zu widersprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Auch unter dem Titel: ***Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde, vom Dr. J. L. Casper.***

(Fortsetzung.)

Schon bei Süfsmilch kommen solche Behauptungen unter der Form von Klagen vor, wo sie dann nothwendig abschreckend wirken müssen. Sie rühren daher, weil Süfsmilch, wie Lambert sagt, so viel gerechnet habe, als es das Maafs seiner Kenntnisse zuliefs, während es zweckmäfsig ist, dafs dieses Maafs weiter gehe als der Inhalt der Rechnung, dann giebt es sich mit den Klagen von selbst. In diesem Gebiete namentlich sind sie gar nicht motivirt, und wenn das Material nur beisammen ist, weder schwierig noch zeitraubend; man vergleiche sie nur mit anderen Sphären, wo wirkliche Rechnungen vorkommen. Freilich dürfen sie nicht unnöthig erschwert werden, wie es der Vf. bei seiner Anweisung zur Construction der Sterblichkeitstafel in etwas gethan hat. Sie ist gröfstentheils aus Süfsmilch's Werke entlehnt, und nicht frei von dem Unpractischen derselben. Wenn von den Gröfsen $a, b, c, d \ldots$ die Summen

$$\begin{aligned} &a+b+c+d+\ldots \\ &\qquad\quad b+c+d+\ldots \\ &\qquad\qquad\quad c+d+\ldots \\ &\qquad\qquad\qquad d+\ldots \end{aligned}$$

verlangt werden, so sollte man nicht erst sie alle addiren und dann successive $c, b, a \ldots$ abziehen; es ist leichter von der letzten anzufangen, und ihr successive die übrigen hinzuzufügen. Bei den vielen und grofsen Zahlen der Sterblichkeitstafel ist der Unterschied der beiden Verfahren sehr erheblich, das hat Lambert bereits gegen Süfsmilch angemerkt, und der Commentator des letzteren, Baumann, hat in seinen Zusätzen zur 4ten Ausgabe der göttlichen Ordnung diese Bemerkung berücksichtigt, und das einfachere Verfahren weitläuftig auseinander gesetzt. Da Hr. Casper sowohl Lambert als Baumann citirt, so mufs es auffallen, dafs er sich ihr Verfahren nicht zu Nutze gemacht, vielmehr in der Berechnung der beiden Columnen *C* und *D* seiner Mortalitätstafel dagegen fehlt. Wir rathen übrigens jedem, der die Einrichtung solcher Tafeln verstehen will, nur eine derselben, die Lambert'sche etwa in dessen Beiträgen zum Gebrauch der Mathematik Theil III. pag. 494, zu betrachten, wo man dann nicht leicht die richtige Construction verfehlen wird.

Der Verf. geht hierauf an die Bestimmung der mittleren und wahrscheinlichen Lebensdauer, auf welche Begriffe bekanntlich die ganze Untersuchung der Mortalität sich gründet. Er sagt, dafs über dieselbe bei manchen Schriftstellern die gröfseste Verwirrung herrsche und das scheint allerdings der Fall zu sein. Dafs aber auch bei den „Sachkundigsten" verschiedene Ansichten obwalten, möchten wir Hrn. C. nicht gern glauben, da ein Sachkundiger eben ein solcher ist, der unter anderem auch in dergleichen Begriffe die klare und richtige Einsicht hat; wenn das nicht ist, so möchte man ihm seine Kenntnifs der Sache sehr mit Recht streitig machen. Hätte unser Verf. statt die älteren und neuesten Ansichten darüber *vergleichend* zusammenzustellen, sie *kritisch* beleuchtet, dann würde sich sogleich ergeben haben, dafs es weder ältere noch neueste, sondern blofs eine Ansicht giebt, die richtige, diejenige, die Halley und Déparcieux mit den Begriffen verbanden, als sie dieselben einführten. Und wenn neuere Schriftsteller verschiedener Ansicht darüber sind, Francis Corbaux und Finlaison sogar mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer verwechseln, so würde das keine blofse historische Anführung, sondern eine Zurechtweisung verlangt haben, zum Besten der-

Digitized by Google

jenigen, welche aus solchen Verwechselungen und Abweichungen den Schlufs ziehen könnten, die zu Grunde liegenden Begriffe seien nicht bestimmt, sondern der Willkür überlassen.

Man versteht unter mittlerer Lebensdauer die Menge der Jahre, die eine bestimmte Zahl von Personen gleichen Alters noch zu durchleben hat, dividirt durch die Anzahl der Personen. Man versteht unter wahrscheinlicher Lebensdauer die Zahl der Jahre, nach welchen die Hälfte der Personen abgestorben ist. Wo liegt hier das Unbestimmte oder Willkührliche? Aufserdem sind beide Gröfsen ihrer Natur und Definition nach völlig von einander verschieden, und es hat also keinen Sinn, und ist für den Anfänger nur störend, wenn bei den Schriftstellern nach der Ursache ihrer Verschiedenheit gefragt wird. Es existirt hier nur die andere Frage, woher es rühre, dafs in den späteren Lebensjahren doch eine ziemliche Gleichheit beider stattfindet? Allein die Beantwortung dieser Frage ist nicht schwer. Denkt man sich die Zahl der in verschiedenem Alter Lebenden nach der gewöhnlichen Art durch eine Curve dargestellt, dann wird das mittlere und wahrscheinliche Leben einander gleich sein, sobald diese Curve eine gerade Linie ist, zufolge des bekannten Satzes, dafs in einem Dreieck der Inhalt dividirt durch die Grundfläche — das mittlere Leben — gleich ist der halben Höhe — der wahrscheinlichen Lebensdauer. Nun sterben die Menschen in den späteren Lebensjahren so langsam ab, dafs man diesen Theil der Curve ohne sonderlichen Fehler für eine gerade Linie ansehen kann, also fällt dann die eine Lebensdauer mit der andern zusammen. In den ersten Jahren ist das bestimmt nicht der Fall, die Curve fällt vielmehr nach Art der logarithmischen anfangs sehr rasch herab, und daher kann auch in diesem Stadium keine Gleichheit beider stattfinden. So und nicht anders verhält sich die Sache, und es hilft also zu nichts, jetzt noch Süfsmilch's Meinung anzuführen (pag. 15), der die Déparcieux'sche Berechnung des *mittleren* Lebens verwirft, weil sie ihm zu mühsam ist, dagegen bei der Halley'schen Berechnung des *wahrscheinlichen* Lebens beharrt, und sein Publikum damit tröstet, dafs beide fast ein und dasselbe Resultat geben. Wenn das dem Süfsmilch so hingeht, dafs er die Mortalitätsgesetze von der Mühe abhängen läfst, die er an ihre Berechnung setzen will, dann hat auch der Verf. Recht zu sagen, Price, Finlaison und A. hätten *einfachere* Methoden angegeben, das mittlere oder wahrscheinliche Leben zu berechnen, ohne in eine genaue Untersuchung einzugehen, ob diese Methoden auch richtig seien. Es kömmt hier so wenig als anderswo darauf an, ob Methoden leicht oder mühsam in der Ausführung sind, sondern darauf ob sie richtig sind; das erstere ist sehr wünschenswerth, allein die Hauptsache bleibt immer, ob die Methoden zu Resultaten führen, die eine sichere und bestimmte Bedeutung haben, und welche weitere Folgerungen zu ziehen erlauben. Die wahrscheinliche Lebensdauer sowohl als die mittlere, wie sie Halley und Déparcieux definirt haben, sind dieser Art; obgleich die letztere nur den Inhalt der Curve giebt, die erstere nur eine Abscisse, deren Ordinate die Hälfte derjenigen ist, welche der Abscisse Null entspricht; obgleich man daher aufser diesen beiden Ausdrücken wahrscheinlich noch andere erfinden wird, um näher in das Detail der Curve eingehen zu können, so stehen sie doch in einem bestimmten Verhältnifs zur Lebenslänge, und wenn man, von den Definitionen dieser Ausdrücke ausgehend, ihren Werth in Zahlen finden könnte, was bis jetzt freilich noch nicht möglich ist, dann würden sie sehr sichere Schlüsse auf die quantitativen Lebensverhältnisse erlauben. Wenn nun aber Price, Malthus u. s. w. einen andern Begriff mit dem mittleren Leben verbinden, und wenn, wie das der Fall ist, dieser Begriff in *gar keinem* Verhältnifs zur Lebensdauer der Individuen steht, dann ist ihre Rechnung unbrauchbar, so einfach sie auch sein mag.

Das, glauben wir, ist der Weg, den die Kritik in diesem Gebiete nehmen sollte, und von dem zu wünschen wäre, dafs ihn Herr Casper eingeschlagen hätte. Freilich würde diese Art der Kritik seine eigene Definition des mittleren Lebens, die er unter der Ueberschrift „Thesis des Verfassers" im 7ten Paragraph des Werkes aufstellt, völlig erschüttert haben. Der genannte Paragraph ist der wichtigste des Werkes; die Catastrophe der Untersuchungen liegt in ihm, er enthält die ganze Verwickelung, das schon besprochene Naturgesetz ist nichts als unmittelbare Folgerung aus demselben. Und doch giebt er nur eine Definition! Man wird sich wundern, wie ein Naturgesetz aus einer Definition folgen könne; allein hier ist dieser Paragraph, wörtlich; man urtheile selbst.

Digitized by Google

„Dagegen wird, bei einer nur einigermafsen stationairen Bevölkerung, wie ich gefunden habe, das Verhältnifs der *Geburten zur Bevölkerung fast genau die mittlere Lebensdauer* (bei der Geburt) *ausdrücken*. Dieser Satz ist von ungemeiner Wichtigkeit für die Bevölkerungslehre, und wir werden unten darauf ausführlich zurückkommen. Bestätigt er sich, so müssen das Geburtsverhältnifs und die mittlere Lebensdauer im gleichem Verhältnifs steigen und fallen, d. h. wo ersteres steigt, wo mehr und mehr Kinder auf eine gegebene Bevölkerung geboren werden, da wird die mittlere Lebensdauer eben so gleichmäfsig kürzer werden. Wenn also in der Einwohnerzahl eines Ortes vor 50 Jahren erst auf 33 Menschen eine Geburt kam, folglich nach unserm Satze damals die mittlere Lebensdauer 33 Jahre betrug, so würde sie, wenn in derselben Stadt jetzt schon auf 28 Menschen eine Geburt käme, heute auch nur 28 Jahre betragen. Hieraus geht auf den ersten Blick hervor, was wir unten durch Thatsachen aus mehreren europäischen Ländern beweisen werden, dafs, *wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch das Collectivum seine Lebensdauer* (*durch Vermehrung oder Verminderung der Zeugungen*) *gewissermafsen in seiner Hand hat*, dafs also das Motto der sogenannten Populationisten „seid fruchtbar, und mehret Euch" für die Glückseligkeit der Bevölkerung gar sehr seine Beschränkung erleidet. Einleuchtend ist die innere Wahrscheinlichkeit unsers Satzes; denn da die Zahl der Menschen die Mittel zu ihrer Existenz nicht überschreiten kann, so müssen nothwendig um so weniger Geburten vorkommen, je länger die Generationen leben, d. h. je gröfser die mittlere Lebensdauer jedes Einzelnen ist." —

Es trifft sich zufällig, dafs die Ansichten der neueren politischen Oekonomen mit den Resultaten der neueren Statistiker in Betreff des Unglücks einer zunehmenden Bevölkerung übereinstimmen. Eine solche Coincidenz würde ihren Untersuchungen eine nahmhafte Begründung gewähren, sollte sie auch nur der Art sein, dafs die Staats-Oekonomen sich dabei auf die Statistiker, und die Statistiker auf die Staats-Oekonomen berufen, wie es schon in dem angeführten §. geschieht. Unsere Absicht ist blofs, das statistische Feld rein zu erhalten, und wir fragen daher Herrn Casper, auf welche Weise er gefunden habe, dafs das Verhältnifs der Bevölkerung zu den Geburten das mittlere Leben sei? Wir sinnen vergebens, auf welche Weise das nur gesucht werden konnte. Man hat z. B. durch vielfältige, langjährige Beobachtungen gefunden, dafs die mittlere Temperatur eines Ortes den 24sten April um 9½ Uhr Vormittags stattfinde; d. h. man hat diese Mittelwärme zuerst auf die gewöhnliche, richtige Weise ermittelt, und durch den Vergleich derselben mit den verschiedenen Temperaturen an einzelnen Tagen gefunden, dafs sie mit der des 24sten Aprils zusammenfalle. Die richtige Bestimmung des Mittelwerths ging also dieser secundären voran; man mufs natürlich eine Gröfse kennen, um von einer anderen behaupten zu dürfen, sie sei ihr gleich. Die Frage, die das vorliegende Werk zu beantworten hat, ist also noch bestimmter diese: auf welchem Wege hat man das mittlere Leben irgend eines Volkes, irgend eines Ortes, zu irgend einer Zeit, ermittelt, um dann sagen zu können, dieser oder jener Quotient sei aequivalent mit dieser Zahl? In dem ganzen Werke finden sich nur sehr ausgedehnte und liberale Folgerungen aus diesem Satze, aber kein Beweis; die Worte „Bestätigt er sich" liefsen einen Beweis erwarten, allein die aufmerksamste Lectüre des Buches erkennt keinen Versuch dazu.

Wenn die Bevölkerung eines Landes stationär ist, dann sieht man sogleich, dafs das mittlere Leben nichts sei, als die Zahl der Einwohner dividirt durch die Zahl der jährlich Gebornen; das ist schon lange bekannt. Wenn sie aber nicht stationär ist, — und das ist bis jetzt für kein Volk und zu keiner Zeit bewiesen — dann ist auch dieser Quotient das mittlere Leben nicht; er bedeutet gar nichts, höchstens wenn man will die Probabilität, dafs irgend ein Mensch, dessen Alter man nicht kennt, ein Neugeborener, ein Kind unter einem Jahre sei, eine Probabilität, die wohl Niemand zu wissen verlangt. Eben so wenig als dieser Quotient, eben so wenig hat der ähnliche — die Zahl der Lebenden dividirt durch die Zahl der jährlich Verstorbenen eine Bedeutung. Man kann wohl zugeben, dafs in einer „einigermafsen" stationären Bevölkerung *jeder* dieser Quotienten „fast genau" die mittlere Lebensdauer ausdrücke; allein wo hat das „einigermafsen", wo das „fast genau" seine Gränzen? Referent denkt, sie seien sehr eng gesteckt, und wenn sie respectirt werden, so wird man sich in-

Digitized by Google

nerhalb derselben ohne bedeutende Abweichung aus der eigentlichen Richtung bewegen. Wie aber, wenn über diese Gränzen nichts weiter festgesetzt worden, und wenn im Verlauf der Untersuchungen jede Begränzung sogar ignorirt wird? Würde man z. B. eine Bevölkerung einigermafsen stationär nennen, wo auf 31 Todte 40 Geborene kommen? Das wird Niemand einfallen zu bejahen. Oder wenn gar auf 35 Geburten nur 26 sterben, oder auf 56 nur 33, oder endlich auf 46 nur 27? Nun wohl, das erstere Verhältnifs gilt für Preufsen, das zweite für Frankreich, das dritte für England, das letzte für das Königreich der Niederlande, und das sind eben die Länder, an denen unser Verf. das Naturgesetz beweiset! Und wenn in der Wirklichkeit die Lebensdauer vielmehr mit der Fruchtbarkeit der Ehen in geradem Verhältnifs stünde, was würde das helfen, wenn man das mittlere Leben gleichsetzt der Zahl der Lebenden dividirt durch die Zahl der Geborenen? So ist von dem „einigermafsen stationär" und „fast genau" wohl auf pag. 18 die Rede, aber auf pag. 189, wo des Verfassers Thesis, wir wissen nicht ob angewandt, oder bewiesen werden soll, schon gar nicht mehr. Auf pag. 189? — schon auf pag. 19 läfst der Verf. keine Einschränkung mehr gelten; denn er sagt da schon, dafs wenn vor 50 Jahren auf 33 Menschen eine Geburt kam, dann sei nach seinem Satze damals die mittlere Lebensdauer 33 Jahre gewesen, und wenn heute auf 28 schon eine kömmt, dann sei sie heute auch nur 28 Jahre, u. s. f. die Reihe der Zahlen hindurch. (Dafs der Verf. hier einen Zwischenraum von 50 Jahren annimmt ist ganz gleichgültig und hat nicht das Mindeste zu bedeuten). Auf solche Weise liefse sich dann freilich beweisen, dafs der Mensch als Collectivum die Lebenslänge in seiner Gewalt habe, und der Gesetzgeber mag nur die Ehen und die Geburten hemmen, dann wieder — nun wir wissen weiter nichts, als dafs er dann den Quotienten des Verfs. gröfser machen würde.

Es wäre zu wünschen, dafs Hr. C. im Verlauf des Werkes seinen Ansichten mindestens consequent geblieben wäre, das würde die Beurtheilung sehr erleichtert haben. Bevor er seine eigene Art, das mittlere Leben zu berechnen, auseinandersetzt, erwähnt er eines anderen Verfahrens, das er dem Price und Malthus zuschreibt, und welches darin besteht, die Zahl der Einwohner nicht nur durch die Zahl der Geburten, sondern auch durch die Sterbefälle zu dividiren; das arithmetische Mittel aus beiden soll dann die mittlere Lebensdauer vorstellen. Er hält diefs Verfahren jedoch nicht für genau; er glaubt, dafs es überall zu grofse Werthe ergebe, und da bei dieser Gelegenheit Preufsen als Beispiel angeführt wird, so heifst das also, das genannte Verfahren liefere für Preufsen eine zu grofse mittlere Lebensdauer. Nun aber lesen wir pag. 199 ganz dasselbe Verfahren, auf eben dasselbe Land, auf Preufsen angewandt, wiederum zum Beweise, „dafs die Todeslampe an Hymens Fackel angezündet werde." Wie soll man das verstehen? Wir sehen eine Methode für falsch erklärt — denn ihre Resultate für zu grofs erklären, heifst eben, da man das Plus nicht angeben kann, sie für falsch erklären — und mit eben dieser Methode ein Naturgesetz beweisen. Warum hat übrigens der Verf. auf Preufsen nicht seine eigene Methode angewandt; sie soll ja die richtigere sein. Er sagt freilich, er würde sich „zu beiläufigen vergleichenden Hinblicken," welches offenbar heifsen soll zu ungefähren Rechnungen, bei welchen es auf die letzte Schärfe nicht ankömmt, des Verfahrens von Price und Malthus öfters bedienen, und diese Angabe würde genügen, wenn nur nicht die angeblich richtigere Methode zugleich die leichtere wäre. Denn nach der Methode der beiden Engländer hat man die Gröfse $\frac{a+b}{2}$ zu berechnen, nach der Methode des Verfs. nur die Gröfse a, und $\frac{a+b}{2}$ ist jedenfalls doch zusammengesetzter als a. Dieser Mangel an Consequenz nöthigt uns ein Wort über die Methode von Price und Malthus zu sagen. Es ist ein Irrthum, wenn Hr. C. der Meinung ist, sie gebe *überall* zu grofse Resultate. Sie giebt überall, d. h. im Allgemeinen, weder zu grofse noch zu kleine Resultate. Es verhält sich vielmehr damit so; bei einer stationären Bevölkerung fällt sie mit der des Déparcieux zusammen, und ist folglich überflüfsig, und bei einer nicht stationären hat sie eben so wenig Sinn, als die übrigen Methoden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde, von Dr. J. L. Casper.*

(Fortsetzung.)

Sie giebt bei einer wachsenden Volkszahl zu *kleine* Werthe, und bei einer abnehmenden zu *grofse*, und da der erstere Fall derjenige ist, der in Europa überall herrscht, mindestens in denjenigen Ländern, welche das Werk betrachtet, so giebt sie bei ihnen allen zu *kleine* Resultate. Wir werden bei Gelegenheit des Städtchens Eibenstock, dessen die vorliegende Schrift erwähnt, weiter unten einige empirische Beweise für diese und andere Behauptungen mittheilen, wir werden zeigen, dafs die Bewohner dieser Stadt so lange leben können, als andere, während der Calcul sie zu einer Grotta del Cane macht. Das sind die Früchte, wenn man statt falscher Methode und falscher Resultate, das Wort approximativ braucht.

Betrachten wir noch den Schlufs des angeführten §. etwas näher. Nachdem der Verf. die Wahrheit seines Satzes bewiesen zu haben glaubt, hebt er auch dessen innere Wahrscheinlichkeit hervor. Der Gegenstand scheint uns wichtig genug, um Schritt für Schritt unserm Autor zu folgen, und wir werden daher, nachdem wir die Unwahrheit des Satzes nachgewiesen, auch noch dessen Unwahrscheinlichkeit zeigen. Denn man denke sich eine Bevölkerung, worin viele Ehen geschlossen und viele Kinder geboren werden, so ist das nach Hrn. C.'s Satze ein Volk, wo die Lebensdauer der Individuen sehr gering ist. Welcher Individuen nun? Die Eheleute kann damit der Verf. nicht meinen, denn er beweiset ja selbst §. 50. u. f. dafs die Ehe vortheilhaft auf die Lebensdauer einwirke, und wenn auch der Beweis nichts weniger als richtig und genügend ist, so ist er es doch dem Verf., und auf mehr kommt es hier nicht an. Setzen wir die Anzahl der Eheleute unter 100 Personen jeden Alters = 36, so leben diese 36 nicht unbeträchtlich länger, eben weil sie sich verheirathet haben; daher müssen die übrigen 64 eine viel kürzere Zeit leben, damit die verminderte Lebensdauer, die im Ganzen herauskommen soll, stattfinde. Man könnte, um die Behauptung des Verfs. aufrecht zu erhalten, zuerst annehmen, dafs die neugeborenen Kinder rascher sterben, und seinen Satz so aussprechen: Je mehr Kinder in der Ehe erzeugt werden, desto ungesunder sind sie, desto schneller rafft sie der Tod fort. Allein das wäre im Grunde schon nicht mehr der Satz des Verfs., sondern ein ganz anderer, und zwar defshalb, weil es dieser mit der mittleren Lebensdauer überhaupt zu thun hat, nicht blofs mit der Sterblichkeit der Kinder. Das mittlere Leben hängt allerdings von der Sterblichkeit in den ersten Jahren ab, aber doch nicht ausschliefslich davon; eben so gut wirkt die Sterblichkeit in allen übrigen Altern des menschlichen Lebens darauf ein. Auch ist das noch nicht alles; denn nach dem Verf. wird die Lebensdauer nicht minder verkürzt, wenn mehr Ehen geschlossen werden, selbst wenn auf jede Ehe so viel Kinder bleiben als früher. Soll man hier annehmen, dafs die Kinder von M eine kürzere Zeit leben, weil N sich verheirathet hat? Da das Niemand einräumen wird, so müssen wir die letzte Art angeben, wie man sich den Satz denken könnte, und die gröfsere Sterblichkeit, die er behauptet, auf Rechnung der Unverheiratheten setzen. Das hiefse jedoch M stirbt früher, weil N sich verheirathet hat! Somit giebt uns der Vf. einen Lehrsatz, dessen Möglichkeit wir nicht einzusehen vermögen, von dem Standpunkt mindestens, auf welchen er ihn stellt, zuversichtlich nicht. Die staatswirthschaftlichen Gründe, aus denen Hr. C. die Wahrscheinlich-

Digitized by Google

keit desselben beweiset, sind für den vorliegenden Fall ganz unbedeutend; denn wir wiederholen es, sein Satz bezieht sich auf die Natur des Menschen, nicht auf die Natur seiner Verhältnisse zur Aufsenwelt. Und zwar vermögen wir diefs mit den eigenen Worten des Verfs. zu beweisen, die dahin lauten, dafs die Bilanz „unbekümmert um die Theorieen der Staatswirthschaften" von der Natur selbst gezogen werde.

Im Verlauf des Werkes übergehen wir die Paragraphen, welche von der Wichtigkeit der Untersuchung über Mortalität handeln; wir denken, dafs dieselbe keinem Zweifel unterliegt; auch würden wir genöthigt sein, in die staatsöconomischen Spekulationen des D'Jvernois, Quetelet u. s. w. einzugehen, denen der Verf. gröfstentheils folgt, und deren Discussion wir hier lieber vermieden haben wollen. Dagegen mögen uns einige Bemerkungen zu der Sterblichkeitstafel für Berlin, welche Hr. C. nach den Sterbelisten von 1818 bis 1829 construirt hat, gestattet sein. Sie ist, mit Berücksichtigung der Geschlechter, aus den Todesjahren von 69362 Verstorbenen berechnet, und die Resultate der Rechnung erhalten eine graphische Darstellung, der wir eine sorgfältigere Ausführung gewünscht hätten. Der Verf. zieht aus derselben mehrere Folgerungen, unter anderen, dafs von 100 Neugeborenen nur 55 das siebente Jahr erreichen, wo der Unterricht beginnt, und dafs vom männlichen Geschlecht nur 50 Individuen ins zwanzigste Lebensjahr, welches das der Militärpflichtigkeit ist, gelangen. Seine Tafel bestätigt die gröfsere Lebensdauer des weiblichen Geschlechts; er bemerkt, dafs ungeachtet des Ueberschusses von Knaben bei der Geburt, dieses Plus im ersten Lebensjahre gleich wieder dahinschwinde (p. 45). Dieses letztere ist jedoch nicht der Fall, und zwar nach den eigenen Zahlen des Vfs. nicht; denn aus der Tabelle p. 43 folgt, dafs erst im 40sten Jahre eine numerische Gleichheit beider Geschlechter eintrete. Die Hauptsache jedoch, die wir zu bemerken haben, ist, dafs die Sterblichkeitstafel für Berlin leider so wenig brauchbar ist, als andere Mortalitätstafeln. Wir wollen diefs mit den Zahlen des Verfs. selbst beweisen. Wir lesen pag. 27, dafs die Bevölkerung Berlins zufolge amtlicher Listen im Jahre 1826 sich belief auf 221784 Seelen

und im Jahre 1832 - - - 249086.

Somit hat die Bevölkerung in sechs Jahren um 27302 Seelen zugenommen, oder in einem Jahre um 4550. Nehmen wir zuerst an, dafs dieser jährliche Zuwachs ein Ueberschufs der Geborenen über die Gestorbenen sei. Setzt man nun voraus, dafs in runder Zahl der 30ste Mensch sterbe, so starben 1826 zu Berlin 7393 und es wurden also 11943 geboren, d. h. auf 100 Gestorbene kommen 162 Geborene. Und das wäre ein zunehmendes Verhältnifs, welches zu den stärksten gehört, das in Europa vorkömmt. Hätte dasselbe in Berlin wirklich stattgehabt, dann würde Hr. C. das wahrscheinliche Leben noch nicht 6 Jahre gefunden haben, zu solch überaus falschen Werthen führt die Halley'sche Methode in Fällen, wo das Verhältnifs der Geburten zu den Todesfällen 1, 62 beträgt. Der Vf. fand jedoch durch dieselbe Methode 20¾ Jahre, und hieraus folgt, dafs vor dem Jahre 1826 ein anderes Verhältnifs stattgefunden, und dann — was das Wichtigste ist, dafs der Zuwachs der Bevölkerung Berlins nur zum Theil von dem Ueberschufs der Geburten herrühre, und gröfstentheils durch Fremde bewirkt werde, die nach Berlin, wie nach jedem grofsen Orte kommen, und wie wir weiter unten, bei Gelegenheit des Vergleichs der fürstlichen und gräflichen Familien mit den städtischen Armen, zeigen werden, die Lebensverhältnisse solcher Städte scheinbar günstiger ausfallen machen. Die in Rede stehende Tabelle kann unter solchen Umständen keinerlei Art von Sicherheit haben. Es ist ganz vergebens, dafs der Verf. die Resultate seiner Rechnung mit dem Ergebnifs der Volkszählung vergleicht, und auf ihre Uebereinstimmung hinweiset; er führet an:

	Es leben nach der Rechnung	und es lebten nach der Volkszählung
bis 14 Jahr	279	278
- 60 -	635	661
über 60 -	86	61
	1000	1000

Denn diese Uebereinstimmung ist illusorisch, weil, wie wir am angeführten Ort (in der medizin. Zeitung) bereits bemerkt haben, die directe Volkszählung ganz ähnliche fehlerhafte Resultate giebt als die Halley'sche Berechnung, oder bestimmter ausgedrückt, weil die Volkszählung kein Tableau der Lebens- und Sterbeverhältnisse liefert. Man kann es nicht oft genug wiederholen, dafs Jeder, der in diesem Fache arbeitet, von der Wahrheit durchdrungen sein mufs, keine einzige Beobachtung, wie wir sie erhalten, sei ein wirk-

Digitized by Google

liches Factum. Wenn von 3000 Menschen 100 sterben, dann stirbt nicht von je 30 einer; nur in einer stationären Bevölkerung würde das stattfinden, und eine solche hat vielleicht nie stattgefunden; sie ist in unsern Zeiten in Europa ein rein idealer Fall. Wenn die Volkszählung auf 37 zehnjährige Individuen 25 vierzigjährige finden läfst, so erreichen nicht von 37 zehnjährigen 25 das vierzigste Lebensalter; das kann heute so und morgen anders sein, *ohne dafs sich die Mortalitätsgesetze auch nur im Geringsten geändert hätten.* Es hiefs demnach gegen die Prinzipien der Sache verstofsen, als Sadler in einer Parlamentsrede im Aug. 1831 mit den schwärzesten Farben den Zustand Irlands mahlte, wo von 1000 Neugeborenen nur 371 das 40ste Lebensjahr erreichen sollten, und hinzusetzte, Kinder zu morden wäre menschlicher als sie in eine Welt zu schleudern, deren Leiden keinen andern Commentar bedürften als diesen Bruch 371:1000. Die Volkszählung hatte dem Redner diesen Bruch geliefert; allein er ist kein Factum; kein Mensch kann daraus schliefsen, ob in Irland günstige oder ungünstige Lebensverhältnisse obwalten. Auch beschränkte sich die Antwort des damaligen Staatssecretärs für Irland, Stanley, einfach auf die Thatsache, dafs die Bevölkerung von Irland zunehme.

Wie das männliche Geschlecht im Allgemeinen kürzer lebt als das weibliche, so werden auch verhältnifsmäfsig mehr Knaben todtgeboren. Der Verf. handelt davon im §. 22.; man sieht jedoch nicht ein, worin seine Behandlung des Gegenstandes sich von der anderer Forscher unterscheide, wenn er sich äufsert: er wolle diese Erscheinung von einem Standpunkt beleuchten, von dem sie noch nicht beleuchtet worden ist. Er giebt zu, dafs sie längst bekannt sei, und hierin kann folglich das Neue nicht liegen. Wenn jedoch Hr. C. glaubt, dafs er zuerst die geringere Lebenswahrscheinlichkeit der Knaben schon vor der Geburt in Verbindung gebracht hätte mit ihrer gröfseren Sterblichkeit nachher, dann thut er dem Commentator des Süfsmilch Unrecht, der in seinen oft sehr brauchbaren Anmerkungen zur göttlichen Ordnung u. s. w. pag. 354 ausdrücklich sagt „dafs die Ordnung, nach welcher mehr Knaben als Mädchen in der Kindheit sterben, sich auch bis auf die todtgeborenen Kinder erstrecke, zeigen folgende Beobachtungen."

Von §. 25 bis 37 enthält das Werk unter dem Titel „vergleichende Blicke auf Länder und Städte", Discussionen und Tabellen über die Sterblichkeit in Preufsen, Frankreich, England, Belgien, Rufsland, die Schweiz, ferner in Paris, London, Wien, Neapel, Hamburg und Genf. Hr. C. glaubt durch sie, in Verbindung mit späteren detaillirten Angaben über die einzelnen Regierungsbezirke Preufsens, bewiesen zu haben, „dafs der Mensch selbst, nicht sein Mutterboden, nicht das Clima, in dem er lebt, nur Er (als Collectivum genommen) der Herr seines Lebens ist, und dafs eine Lebensverlängerungskunst in diesem Sinne allerdings möglich, ja eine der höchsten Aufgaben der Staatsverwaltung sei" (pag. 73). Es wäre wohl sehr wichtig zu wissen, ob climatische Verhältnisse einen Einflufs auf die Sterblichkeit Eingeborener ausüben, und ob die verschiedenen Zonen der Erde defsfalsige, natürliche Unterschiede zeigen; allein es hat gute Weile, ehe diese Frage beantwortet sein wird. Vorläufig mufs man sie dahin gestellt sein lassen, durch die vorliegende Schrift ist sie nicht gefördert worden. Nach dem Verf. ist eine Mortalitätstafel für Preufsen, Frankreich, Rufsland nicht möglich, und die Todtenlisten für England ungenau; dagegen hält er Quetelet's Angaben über Belgien für solche, die an Genauigkeit noch von keinen anderen erreicht worden sind. Das mag sein, allein wefshalb berechnet Hr. C. eine Sterblichkeitstafel für England, und nicht vielmehr für Belgien, wozu die im Werke mitgetheilten Zahlen vollständig ausreichen? Warum zieht er England vor, wenn, nach seinen eigenen Worten, selbst die Schriftsteller der Nation gegen ihre, auf höchst ungenügende Weise angelegten Sterbelisten laute Stimmen erheben? Der Vf. geht in genaue Details ein, um dieses Ungenügende recht anschaulich zu machen, und unterbricht sich plötzlich, um hinzuzufügen, dafs nichtsdestoweniger seine Mortalitätstafel für England und Wales, die einen so bedeutenden Zeitraum und eine so sehr grofse Anzahl von Verstorbenen umfafst, ihren grofsen practischen Nutzen haben werde, wie jeder Sachkenner zugeben wird pag. 84. Wir glauben nicht, dafs ungenaue Zahlen defshalb brauchbar seien, weil sie grofs sind, und theilen vollkommen die Meinung Baumann's (Zusätze zur göttl. Ordre), wenn er vor den grofsen Zahlen warnt; er hat in mehr als einer Art darin Recht. — Bei Gelegenheit von Frankreich bemerkt der Verf., dafs dort das wahrscheinliche Leben 20, 2 Jahre nach

Digitized by Google

Duvillard betrage. Allein um einen richtigeren Gesichtspunkt zu gewinnen, fügt er hinzu, wollen wir für die mittlere Lebensdauer das arithmetische Mittel aus dem Geburt- und Sterblichkeitsverhältnifs nehmen, wo dann diese Gröfse jetzt 35, 8 Jahre beträgt. 35, 8 Jahre hält Hr. C. jedoch für zu grofs, und doch soll das mittlere Leben in Frankreich das in Preufsen (29, 6) *jedenfalls* nicht unbedeutend übertreffen! Wenn 35, 8 zu grofs ist, und man weifs nicht, um wie viel, dann möchte die richtige Zahl vielleicht noch kleiner sein als 29, 6. Inzwischen ist es möglich, dafs der Verf. sich hier mit d'Jvernois rechtfertige, dessen Meinung es ist, dafs das richtige mittlere Leben stets zwischen dem Geburts- und Sterblichkeitsverhältnifs liege, aus der Gränze beider Zahlen nicht heraustrete, und sich nur bald dieser bald jener mehr nähere. In Sachen der Rechnung giebt es jedoch keine blofse Meinungen, und die des d'Jvernois ist, wie sich leicht zeigen läfst, falsch.

Wir übergehen den Vergleich, den das vorliegende Werk zwischen der Lebensdauer in einzelnen Städten mit der in Berlin anstellt, und folgen dem Verf. lieber in der interessanten Untersuchung, ob die Lebensdauer gegen ehemals zugenommen habe (von §. 38 bis 44.). Er findet sich dazu durch die Angabe von Odier und Serre-Mallet veranlafst, dafs die verbesserten medizinisch-polizeilichen Einrichtungen, die Fortschritte der Kuhpockenimpfung, die Vorzüge einer gesteigerten Civilisation u. s. w. die Lebensprobabilität in Genf so sehr erhöhet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.

Conspectus introductionis in theologiam homileticam. Viro — Joanni Frid. Abegg — congratulatur Theoph. Guil. Dittenberger. Heidelb. 1836. 4.

Die vorstehende Abhandlung verdient sowohl des ehrwürdigen Mannes wegen, dessen Verdiensten sie ein Denkmal zu sein bestimmt ist, indem sie den Glückwunsch zu dessen funfzigjähriger gesegneter Amtsführung enthält, als auch ihres bestimmten Inhalts wegen eine ehrenvolle Erwähnung. Wenn eine Wissenschaft, wie die Homiletik, durch Gewohnheit und Ueberlieferung als selbständig constituirt, den Zusammenhang mit dem Allgemeinen, welches der Begriff der practischen Theologie überhaupt ist, aufgegeben hat, so ist es ebenso nothwendig, als verdienstlich, sie einmal wieder auf die ersten, einfachen Elemente ihres Begriffs zurückzuführen und ihr hiedurch auch wieder ihren theologischen Charakter zu vindiciren, den sie besonders, wie der Hr. Verf. sehr richtig bemerkt, dadurch verloren hatte, dafs sie nur eine Rhetorik in geistlicher Art sein sollte: denn hiemit wurde ihr Heil vorzüglich doch in der allgemeinen Redekunst gesucht. Den theologischen Ausgangspunkt für seine Untersuchung fasset dagegen der Hr. Verf. in der etymologischen Erläuterung des Wortes ὁμιλία. Man kann allerdings, vielleicht noch zweckmäfsiger, den Anfangspunkt in der Entwickelung des Begriffs selbst nehmen, dessen Wiederschein nur die Sprache und derselben Gebrauch, der Sprachgebrauch, ist; die Untersuchung führet aber durch die Etymologie zu demselben Ziel, wenn das, was als Resultat erscheint, wie hier, schon das Prinzip selber und der im Etymon erkannte Begriff selber ist. Der Hr. Verf. zeigt nun aufs gründlichste, wie das, was auch aufserkirchlich ὁμιλία, allgemeiner Verkehr, Umgang, Conversation und Gespräch hiefs, sich in der christlichen Kirche bestimmter fafste und sich auf die ausgebildete Rede bezog, welche ihrem Begriff nach nichts anderes, als das Gespräch der Gemeinde ist mit sich selbst in der Verständigung mit sich durch den Redenden. Indem dieser so als das Bewufstsein der Gemeinde erscheint, welche sich aus dem Worte Gottes erbauen will, zeigt sich, dafs er keinen andern, als diesen ihm gegebenen Inhalt, keinen von seinem Eigensinn und Eigenwillen aus an sie zu bringen hat und überhaupt sein Zweck von dem ihrigen nicht könne verschieden sein, sondern er ihr nur zu sagen hat, was sie fühlt und denkt. Hiemit ist eine Einheit des Redenden mit der Versammlung gesetzt, welche vollkommen geeignet ist, Prinzip einer Homiletik zu sein, wie der Hr. Verf. im Folgenden nachweiset. Er handelt sodann von dem Zweck und der Nothwendigkeit der Homiletik, wie auch von der Geschichte und Literatur, endlich von der Form und Eintheilung derselben. Die letztere ist einfach, und dem Begriff conform. Die Homiletik hat, nach ihm, zu handeln vom Inhalt, von der Form und vom Vortrag der Predigt. Der Inhalt bestimmt sich theils durch den Text, theils durch die heiligen Zeiten, theils durch die Ereignisse in der Gemeinde. Die Form ist theils dem Gang des Textes folgend die analytische oder die Homilie, theils der freien Bewegung eines Thema folgend die synthetische; da beides aber noch Einseitigkeiten sind und weder durch den Text allein, noch durch das Thema allein die wahre Form der Predigt entsteht, sondern durch die Einheit beider, so macht eben diefs erst die vollendete Form derselben aus. Der Vortrag endlich hat zu seinem Anfang die Vorbereitung als Ausarbeitung der Predigt. Es folgt die Diction als Mittheilung durch lebendige Stimme, und es ist zu handeln zuletzt von den die Rede begleitenden Gesten. Je mehr eine solche, hier vom Verf. gegebene, wiewohl genügende und dem Gegenstande entsprechende Uebersicht und Eintheilung immer noch abstract bleibt, um so mehr dürfen wir mit Vergnügen der künftigen Ausführung derselben in einem eigenen Werk über Homiletik entgegensehen, womit sich der Hr. Verf. beschäftigt und wozu es ihm bei seinen ausgezeichneten Eigenschaften und Kenntnissen nur nicht an Zeit und Eifer fehlen möge.

D. Marheineke.

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde, von Dr. J. L. Casper.*

(Fortsetzung.)

Wer ehrt nicht das Bestreben des Forschers, den Werth der Civilisation, der Arzneikunst auch nach der Seite der Lebensdauer auszudehnen? Die meisten werden ohne Zweifel mit einer Vorliebe bei den bestätigenden Resultaten verweilen, die entgegenstehenden so viel als möglich zu entkräften suchen, und werden von Niemand defswegen getadelt werden. Aber eben so wenig mufs auch denjenigen Tadel treffen, der, taub gegen alle Einflüsterungen, sich an die reine, ungetrübte Erfahrung hält, selbst wenn seine Prüfung zu dem unerfreulichen Satz führen sollte, dafs bis jetzt kein Einflufs der Civilisation, der Heilkunst u. s. w. thatsächlich bewiesen ist. Demselben Forscher wird man auch einräumen müssen, die Annahme einer unveränderten Wahrscheinlichkeit des Lebens im Laufe der Jahrhunderte aufrecht zu erhalten, so lange ihm die Veränderung nicht bewiesen ist, schon defshalb, quia optimus est in dicendo patronus incredulus. Selbst das Beispiel, welches Hr. C. bei dieser Untersuchung von der allgemeinen Gravitation entnimmt, mufs den Naturforscher bestimmen, gewichtige Beweise für die Veränderlichkeit der Lebens- und Sterbeverhältnisse zu erwarten, ehe er das Vorhandensein derselben zugestehet. Allgemeine Ansichten kann man in dieser Beziehung haben, welche man will; allein der wissenschaftliche Beweis mufs hier gerade besonders streng geführt werden, weil es leicht sein kann, dafs dem Leben und Sterben *Naturgesetze* zu Grunde liegen, deren Charakter es wahrlich nicht ist, so sehr der Veränderlichkeit zu unterliegen. Nach dem Verf. kömmt die Sache anders zu stehen. Er sagt: die Gesetze, nach welchen die Geschlechter aussterben, hängen nicht allein von äufseren Einflüssen, sondern von den tausend Verwicklungen des Zusammenlebens u. s. w. ab. Er fügt hinzu: hier sei eben, wie im geistigen Leben so häufig, der Conflict gegeben zwischen der Vernunft des Menschen und den Naturgesetzen, welche sich jener bis auf gewisse Gränzen unterthänig zeigen, und so stelle sich auch hier wieder der nicht genug zu wiederholende Satz heraus, „dafs das Menschenleben gewissermafsen Herr seines Lebens und Sterbens sei." Er setzt also voraus, es seien Naturgesetze, welches zu beweisen erst künftigen grofsen Anstrengungen gelingen wird, und folgert eben daraus, dafs sie bei dem Menschen gewissermafsen unterthänig seien! Dieser Charakter eines Naturgesetzes ist neu; wir können ihn nicht billigen und verbergen es nicht, trotz dem, dafs unsere Ansicht über die Unveränderlichkeit der Lebensdauer, oder genauer über die durchaus nicht bewiesene Veränderlichkeit, im §. 44. Gefahr läuft, zu denjenigen gezählt zu werden, die ganz hart an den „muhamedanischen Fatalismus" streifen.

Was nun die eigentlichen, numerischen Beweise betrifft, so lohnt es nicht der Mühe, bei den Angaben des Mathieu, Chateauneuf und Finlaison zu verweilen. Was soll man in der That dazu sagen, wenn der französische Statistiker für ganz Europa Resultate aufstellt, wie sie vor 50 Jahren gegolten haben sollen, und sie mit den jetzigen vergleicht; oder wenn Finlaison die Säkularänderung der Sterblichkeitsgesetze aus Lebensversicherungsanstalten folgert?

Eben so wenig genügt die sonst interessante Zusammenstellung der Sterblichkeit an mehreren Orten, die der Verf. selbst für das laufende und verflossene Jahrhundert versucht hat §. 40. Es ist mathematisch betrachtet, nicht zu rechtfertigen, wenn aus 5 oder 6

Digitized by Google

Zahlen innerhalb der Gränzen 33 und 43, oder 28 und 38, liegend, der arithmetische Mittelwerth genommen wird, aus Zahlen denen das verschiedenste Gewicht der Zuverlässigkeit zukömmt, und wenn bei den Resultaten, die aus diesem Mittelwerth gezogen werden, alles von Differenzen abhängt, die sogar noch unbeträchtlicher sind, als die Abweichungen der einzelnen Beobachtungen von einander. Es starben z. B. im vorigen Jahrhundert bis zum 2ten Lebensjahre 38 Individuen als Mittelzahl, und in diesem Jahrhundert nur 33. Sieht man inzwischen die einzelnen Beobachtungen an, so ist ihre Differenz zweimal so grofs, als diese von 33 auf 38; daher finden sich in Prag in den ersten 28 Jahren dieses Jahrhunderts aus derselben Lebensperiode so viel Todte als im vorigen Jahrhundert, und umgekehrt zu London in den Jahren 1740—49 so wenig als in diesem. Bei dergleichen abweichenden Zahlen hat das arithmetische Mittel keine Bedeutung mehr. — Von Wichtigkeit scheint uns jedoch die Tafel des Ulpian aus den Pandecten. Wenn auch gerade nicht in der Absicht, sie mit den heutigen Verhältnissen zu vergleichen, (so weit sind wir damit noch nicht), so wäre es doch interessant und wichtig zu erfahren, wie Ulpian zu diesen Zahlen gelangt ist. Er, oder vielmehr Aemilius Macer in seinem Namen, bestimmt zum Behuf der Verwandlung eines jährlich zu zahlenden Legats in ein Capital, dafs bei einem Neugebornen der jährliche Betrag mit 30 zu multipliziren sei, von da ab bis zum 20sten Lebensjahre ebenfalls mit 30, und für die folgenden Lebensjahre giebt er einzelne, verschiedene Factoren, die recht gut mit den aus unseren gewöhnlichen Tafeln abzuleitenden übereinstimmen. Herr C. glaubt und gewifs mit vollem Rechte, dafs die tabulae censuales der Rechnung Ulpian's zu Grunde liegen. Aber welcher Rechnung? Man ist der Meinung, dafs man diese Rechnungen Halley verdankt, und dafs der Begriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit den alten Mathematikern nicht bekannt gewesen sei. Diese Frage führt eine zweite herbei: hat Ulpian mit seinen Zahlen wirklich die *wahrscheinliche* Lebensdauer ausdrücken wollen? Man ist genöthigt, dem römischen Juristen eine volle Einsicht in das Wesen der Sache zuzugestehen, wenn wir auch nicht die Quelle wissen, woher er sie entnommen hat; ist aber das, dann möchte er auch leicht die weitere Einsicht gehabt haben, dafs für seine Aufgabe die *wahrscheinliche* Lebensdauer ganz unbrauchbar ist. Neuere Schriftsteller überschätzen die Bedeutung dieser Zahl sehr, indem sie sich von dem schlecht gewählten Beiwort „wahrscheinlich" täuschen lassen; sie wenden dieselbe zur Lösung vieler Aufgaben, während schon aus Lamberts Angaben über den Gebrauch dieser Gröfse klar hervorgehet, dafs sie kaum einer brauchbaren praktischen Anwendung fähig ist. Es ist also mehr als zweifelhaft, ob die Zahlen des Ulpian die wahrscheinliche Lebensdauer bedeuten sollen. Herr C. giebt davon nur die vom 20sten Jahre ab, und vergleicht sie mit denen für Berlin nach seiner Tabelle, wo dann der letztere Ort günstigere Verhältnisse zeigt; die Regel des Juristen für die Lebensalter unter 20 Jahren vermissen wir dagegen. Aufserdem giebt das vorliegende Werk die Zahlen für das 40ste bis 50ste Lebensjahr nicht dem Texte gemäfs. Denn in diesem heifst es: ab annis quadraginta usque ad annos quinquaginta tot annorum computatio fit, quot aetati ejus ad annum sexagesimum deerunt, remisso uno anno. In der vorliegenden Tabelle ist der letzte Theil dieses Satzes nicht berücksichtigt, und daher sind alle Zahlen, die für die Lebensdauer vom 40sten bis 50sten Jahre gegeben werden, um eins zu vermindern. Zu bemerken ist übrigens über die Ulpian'sche Tabelle noch, dafs in der Wirklichkeit weder das wahrscheinliche noch das mittlere Leben den Gesetzen folgen kann, die Ulpian aufgestellt hat; es ist z. B. nicht möglich, dafs die eine oder andere dieser Lebensdauer im 45sten Lebensjahre 14 Jahre und im 46sten 13 betrage; vielmehr mufs die letztere Zahl nothwendig, wenn auch nur um einen kleinen Bruch, gröfser sein als 13. Inzwischen konnte es Ulpian auf die lezte Schärfe, die doch in solchen Zahlen einmal nicht zu erreichen ist, nicht ankommen, und er begnügte sich mit genäherten Werthen, wie wir sie ohne Zweifel bei solcher Gelegenheit ebenfalls anwenden würden.

Im §. 41. betrachtet Herr C. die Veränderung der Sterblichkeit in London von 1730 bis 1829. Er zeigt den Gewinn an „Menschencapital", der durch eine Verbesserung der Lebensdauer gerade in der Hauptstadt eines Landes erreicht worden, von der die Fortschritte der Civilisation gröfstentheils ausgegangen. Allein hat der Verf. nicht acht §.§. früher bewiesen, dafs bei der fluctuirenden Menschenmasse Lon-

Digitized by Google

dens die Mortalitätstafeln nur „höchst wenig" beweisen? Was wird man vollends dazu meinen, in einem wissenschaftlichen Werke, wie diesem, die Zahlen des Odier und Serre-Mallet über Genf zu finden, nach welchen im 16ten Jahrhundert das wahrscheinliche Leben daselbst 5 Jahre betrug, welches heute — 45 Jahre sein soll? Und dazu keine andere Bemerkung, als dafs es ein Triumph für die Genfer sei! Referent hat sich über diese Zahlen bereits am angef. Orte ausgesprochen, und hält eine Wiederholung hier für überflüssig, denn er kann nicht glauben, dafs man auf solche Zahlen auch nur das geringste Gewicht legen kann und wird. Nicht einmal d'Ivernois, dem sie, seiner sonstigen Ansichten halber, ganz gelegen kämen, thut das; vielmehr wirft er dem Say vor, dafs er auf diese Zahlen Rücksicht genommen habe, da gerade er die Geschichte Genfs kennen müsse, aus der d'Ivernois das Mifsverhältnifs zwischen der wahrscheinlichen Lebensdauer in den verschiedenen Jahrhunderten ableitet. Herr C. citirt Stellen aus dieser Abhandlung; warum hat er den Titel derselben „Principales *erreurs* qui prévalent sur le sujet des populations u. s. w. übersehen?

Die Untersuchung über die Lebensdauer verschiedener Stände (Theologen, Aerzte, höhere Beamte, Militairs, Lehrer, Künstler, Kaufleute, Advokaten, subalterne Beamte und Landwirthe) welche §. 45. bis 49. angestellt wird, hat die Zeitschrift des Verfs. bereits mitgetheilt, von wo aus sie, ihres Interesse wegen, in viele, selbst auswärtige Zeitschriften übergegangen ist. Ohne dem Verdienste des Herrn Verfs., welches besonders darin besteht diese Untersuchung zuerst begonnen und auf zweckmäfsige Weise klassifizirt zu haben, zu nahe zu treten, erlaubte sich Ref. einige Bemerkungen dazu am angeführten Orte. Wir glauben noch immer, dafs dergleichen Untersuchungen ihre volle Bedeutung erst erlangen können, nachdem man in der Kenntnifs der allgemeinen Mortalitätsverhältnisse weiter vorgeschritten sein wird; dann erst wird man im Stande sein zu beurtheilen, aus wie vielen Beobachtungen möglicherweise ein richtiges oder annähernd richtiges Resultat zu gewinnen ist. Herr C. bemerkt zu Anfang des Werkes (p. 7), dafs die Northampton Tabellen nur 4689 Verstorbene umfassen, und hält mit vollem Recht diese Anzahl für zu gering. Unter 4689 Verstorbenen aber sind wenigstens 2000 Menschen, die 23 Jahr und darüber alt wurden, während dem Verf. bei der Untersuchung über den Einflufs des Standes auf das Leben nur 657 Theologen, nur 624 Aerzte, 139 Künstler, 100 Advokaten u. s. w. zu Gebote stehen. Die Zahl der in den einzelnen Lebensjahren Verstorbenen nimmt defshalb so unregelmäfsig bald ab bald zu (es sterben z. B. im 51sten Jahre 2 Theologen, im 52sten 8, im 53sten 5, im 54sten 16, im 57sten 8 u. s. w.) dafs wir nicht glauben, es sei möglich, aus so wenigen Beobachtungen etwas allgemein Gültiges zu folgern. Bei dieser Untersuchung theilt der Verf. folgende Tafel mit

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Es wurden alt	70 Jahre und darüber	75	80	85	90
Theologen	42	27	14	5	1

und so für die übrigen Stände. In einer Anmerkung findet sich die Angabe, dafs bei dieser Tabelle

$(a-b)+(b-c)+(c-d)+(d-e)+e=a$ sei.

Es kann dem Verf. unmöglich entgangen sein, dafs nicht blofs die angegebenen Zahlen 42, 27 u. s. w. diese Eigenschaft besitzen, sondern jede andere fünf Zahlen, die man beliebig niederschreibt, eben so gut. Man sieht daher nicht ein, was diese Anmerkung sagen, und was überhaupt aus einer identischen Gleichung der Buchstabenrechnung hier gerade folgen soll.

Auch die Untersuchung über die Lebensdauer im ehelichen Stande §. 50. bis 52. hat das Publikum schon aus der Zeitschrift des Verfs. kennen gelernt. Sie scheint uns zu merkwürdig, um sie hier nicht einer genauen Kritik zu unterwerfen. Herr C. bemerkt, dafs die drei thatsächlichen Belege, auf welche sie basirt ist, mit einer Einstimmigkeit, die ihn selbst überraschte, die nicht unbedeutend gröfsere Lebensdauer im ehelichen Stande überzeugend beweisen, und so verschiedene Zeiten und Orte (Genf, Amsterdam und ein Pariser Kirchspiel) umfassen, dafs an ihre allgemeine Gültigkeit nicht zu zweifeln ist. Wir finden nun angegeben, dafs im Kirchspiel St. Sulpice unter 100 verst. Junggeses., 31,3 v. 20—30. Lebensj. waren
u. - 100 - Verheirath. 2,8 von demselben Alter, also
11 mal weniger.

Hier wird ein grofser Theil der Leser sagen: das ist unmöglich, die Junggesellen athmen ja doch nicht in einer anderen Atmosphäre, mit mehr Kohlensäure etwa. Allein das wäre voreilig, denn dasselbe, nur noch

Digitized by Google

stärker, findet in Amsterdam statt; hier sterben nach dem Verf. auf 43 Junggesellen gar nur 3,6 eben so alte, verheirathete Männer. Diese Zahlen sind allerdings nicht möglich, sondern nothwendig, und die Sache ist diese, die Rechnung giebt dasjenige, um das man sie gefragt hat. Sie giebt hier das Resultat, dafs nicht alle Männer schon im 20sten Jahre ihres Lebens geheirathet haben, und nicht das Geringste mehr. Gesetzt in St. Sulpice heiratheten die Männer erst im 30sten Jahre, dann würden dort immer 31 Junggesellen, zwischen 20 und 30 Jahr alt, gestorben sein, Ehemänner aber nun gar keine. Mädchen heirathen im Allgemeinen früher als Männer; hier wird dieselbe Art der Untersuchung also wohl auch bedeutende Unterschiede finden lassen, allein doch nicht so bedeutende, und in der That sterben in St. Sulpice auf 7,7 Frauen 20 bis 30 Jahre alt, 28 Mädchen, welches noch nicht viermal so viel ist. Das Merkwürdigste ist, dafs Herr C. das selbst sagt „dieses Mifsverhältnifs aber ist nur scheinbar, da selbst in der hier betrachteten Zeit, vor einem Jahrhundert, wo das Heirathen in jungen Jahren wohl noch leichter war, als jetzt, nur wenige Männer schon in den zwanziger Jahren eine Frau nahmen, diese wenigen aber als wohlhabender vorausgesetzt werden müssen, da der Erwerb in keinem Stande bei so jungen Männern schon für den Unterhalt einer Familie auszureichen pflegt." Nun, was folgt also aus der ganzen Untersuchung? Hat der Verf. vergessen, dafs er von Verheiratheten sowohl als Unverheiratheten 100 angenommen, und dafs wenn die Zahl 2,8 für die ersteren falsch ist, auch alle übrigen es nicht minder werden müssen? Kömmt das Ganze nicht in der That darauf zurück, dafs 97,2 Verstorbene von den Verheiratheten verglichen worden sind mit 68,7 von den Junggesellen, und soll man sich dann wundern, wenn in späteren Lebensjahren mehr Verheirathete sterben, und daher auch scheinbar eine gröfsere Zahl derselben dieses höhere Alter erreicht? Aus solchen Untersuchungen folgert der Verf., dafs die Ehe vortheilhaft auf die Lebensdauer einwirke, beim Manne aber noch viel entschiedener vortheilhaft! Diese Rechnungen sollen das Resultat liefern, dafs so wesentliche Verbesserungen in der Geburtshülfe und Heilkunst eingetreten sind, um die Zahl der im Wochenbette Sterbenden mehr als reichlich aufzuwiegen, und dafs, wenn der Gesetzgeber nur das Wohl der Individuen berücksichtigte, er eine entschiedene Veranlassung hätte, die Ehen überall nach Kräften zu befördern! Herr C. entnimmt bei dieser Gelegenheit seinen hauptsächlichsten Beweis aus Déparcieux, und Déparcieux hätte gerade derjenige sein müssen, der ihn von dieser Art der Untersuchung zurückhielt. Denn der Verf. bemerkt §. 51. dafs die Sterbelisten dieses Gelehrten noch nicht für den vorliegenden Zweck benutzt seien, wozu sie sich doch sehr eignen; er fährt fort, dieser Gelehrte sage, nur *beiläufig*, *es scheine*, dafs man im ehelichen Leben länger lebt als im Cölibat. Diese Zurückhaltung des Déparcieux hat, wie man sieht, ihren guten Grund, und wir gestehen, wir würden den Erfinder der mittleren Lebensdauer nicht wieder erkannt haben, wenn er sich dabei anders ausgedrückt hätte.

Schon in den vorher angeführten Worten deutet der Verf. den Einflufs der Wohlhabenheit auf die Lebensdauer an; er widmet in den folgenden §. §. diesem Gegenstand eine eigene Untersuchung. Als wir in dem Inhaltsverzeichnifs lasen, es sollten hier die fürstlichen und gräflichen Familien mit den Berliner Stadtarmen verglichen werden, da dachten wir, bei einem solchen Vergleich müfsten nothwendig die falschen Methoden, deren wir uns bedienen, zu Tage kommen, indem sie die allergröfsesten Unterschiede künstlich hervorrufen würden. Man hat in Europa bereits ein wahrscheinliches Leben von 47 Jahren in Genf, und eines von 7 Jahren in Ostpreufsen zu Ende des vorigen Jahrhunderts; ungefähr dergleichen Unterschiede wird jeder hier erwarten, dem die gröfsere Fruchtbarkeit in den niederen Volksklassen bekannt ist. Nach Herrn C. findet sich auch ein beträchtlicher von 20 Jahren, indem das wahrscheinliche Leben der Armen 33, das der Fürsten und Grafen 53 Jahre ist; allein diese Differenz war mir nicht bedeutend genug.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Auch unter dem Titel: *Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde, vom Dr. J. L. Casper.*

(Schlufs.)

Es müfsten vortheilhafte Umstände auf die Lebensdauer der Armen — versteht sich, alles scheinbar — eingewirkt haben, und es entsteht die paradox klingende und sehr wichtige Frage, welcher Art die Umstände sind, die den Stadtarmen doch noch eine ansehnliche Lebenswahrscheinlichkeit verschafft haben? Es giebt zwei Bedingungen, unter welchen die Rechnungen aus Sterbelisten und aus der directen Volkszählung falsch sind, und beide treten bei den Allmosenempfängern reichlich ein. Die erstere ist, wenn die Bevölkerung in sich selbst im Zunehmen, die zweite, wenn die Bevölkerung veränderlich ist, d. h. wenn von Aussen her zu der gegebenen Volksmasse Individuen hinzutreten, oder sich daraus entfernen, wie das erstere in grofsen Städten z. B. so stark der Fall ist. Schon die ersten Erfinder der Sterblichkeitsrechnungen, Graunt, Petty und Halley (dessen berühmter Aufsatz über die Mortalität von Breslau nicht in den transactions of the roy. soc. for 1691, wie Herr C. aus Baumann citirt, sondern in denen for 1693 steht) machten auf diese Einwanderungen aufmerksam, durch welche die Lebensdauer der Städte gröfstentheils vermehrt wird. Die beiden genannten Bedingungen wirken entgegengesetzt, die eine deprimirt das wahrscheinliche und mittlere Leben, die andere erhöht es, beides nur für unsere Rechnungen, aber ohne dafs man im Stande sei, das Scheinbare hier vom Wirklichen zu trennen. Auf eine Compensation der beiden entgegengesetzten Elemente kann man sich begreiflich nicht verlassen; die Compensation wäre ein Fall unter hundert, wo sie nicht stattfindet. Kommen in eine Stadt von Aufsen 10 Individuen 50 oder 60 Jahre alt, so gehören sie ursprünglich etwa 40 oder 50 Neugeborenen an, die nach und nach bis auf diese 10 abgestorben sind. Die Verstorbenen entgehen den städtischen Listen, während jene 10 einen vortheilhaften Ausschlag bei der Berechnung der Probabilität für die Stadt geben; es ist als wenn 40 oder 50 Kinder daselbst weniger geboren wären. In Städten wird das Einwandern so betagter Leute vielleicht selten sein, desto häufiger aber und natürlicher wird es in der Klasse der Armen vorkommen. Leute, die in rüstigeren Jahren der Allmosen entbehren konnten, werden im höheren Alter und in *Krankheiten* dieselben in Anspruch nehmen; ja ihre Jahre geben ihnen schon dazu eine gewisse Berechtigung. Hier werden also gerade die 50 oder 60 jährigen Leute sein, die, um bei unserm Vergleich stehen zu bleiben, vom Lande in die Stadt kommen. Diese Leute haben begreiflicherweise auch kein Interesse, am Thore ihr Alter niedriger anzusetzen, als es wirklich ist. Zu diesen Betrachtungen kömmt noch eine andere, die auf dasselbe Resultat hinführt. Wenn die Armuth im Zunehmen ist, so ist billigerweise vorauszusetzen, dafs die Zahl der Ehen in der Klasse der Armen geringer ausfallen wird als ohnedifs, also auch die Zahl der Kinder; dagegen werden dann immer mehr Erwachsene in den Kreis der Armenpraxis kommen, und wenn sie sterben, auf die Listen der Armenärzte. Das sind die Verhältnisse, denen es zuzuschreiben ist, dafs bei dem angestellten Vergleich des Verfs. die städtischen Armen nicht so viel nachstehen, als man sonst zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Würde

Digitized by Google

Herr C. im Stande gewesen sein, von den Armen ebenfalls nur bestimmte Familien aus den Todtenlisten zur Berechnung zu ziehen, um dadurch dem Hinzutreten älterer Leute vorzubeugen: dann würde er, wie zu vermuthen steht, ihr wahrscheinliches Leben 7 oder 10 Jahre gefunden haben, während das der fürstlich-gräflichen Familien 53 Jahre beträgt. Allein aus diesen beiden Zahlen dürfte man nicht schliefsen, dafs die wahrscheinliche Lebensdauer der einen gröfser sei, als die der anderen (siehe im Folgenden bei Eibenstock). Wenn man nur ungefähr das wahrscheinliche Leben des menschlichen Geschlechts kennen möchte, dann würde aus den Zahlen, welche der Verf. mittheilt, ein ganz anderes Resultat folgen, nämlich dafs unter den von ihm gewählten Familien zufällig welche waren, die im Abnehmen begriffen sind. Denn in diesem Falle geben unsere Methoden umgekehrt eine zu lange Lebensdauer. Allein es ist nicht meine Absicht, diesen Theil der Statistik mit Vermuthungen und Voraussetzungen zu vermehren, welcher deren schon zu viele hat.

Das betraf den Vergleich der beiden, mit Bezug auf Wohlhabenheit, extremen Klassen, durch welchen bewiesen werden soll, welch vortheilhaften Einflufs Lebensgenufs, Ehre u. s. w. auf die Verlängerung des Lebens ausüben. pag. 185. Wir haben jedoch noch etwas Wichtiges über diese Untersuchung zu sagen. Da Herr C. die Lebensdauer der Berliner Stadtarmen betrachtet hat, so wäre es natürlich gewesen, dieselbe mit seiner Tafel für Berlin überhaupt zu vergleichen; dann erst wäre der Beweis vollständig gewesen. Wir müssen das schon nachholen, und geben aus den Zahlen des Werkes folgende Tabelle, die das merkwürdige Resultat liefert, dafs die Berliner Stadtarmen *beträchtlich länger* leben, als die Bewohner Berlins, besonders männlichen Geschlechts!

Es leben zu Berlin

zu	Einwohner männlichen Geschlechts	städtische Arme
0 Jahren	1000	1000
5	567	655
10	535	598
15	525	584
20	508	566
25	459	553
30	422	527
35	386	486
40	350	446
45	311	396
50	266	338
55	223	283
60	178	226
65	136	172
70	93	117
75	58	65
80	29	21
85	10	9
90	1	4
95	0	2

Selbst die Einwohner weiblichen Geschlechts stehen beträchtlich den städtischen Armen nach, und erst vom 65 bis 70sten Jahre leben mehr Frauen. So findet sich denn auch das wahrscheinliche Leben der Stadtarmen 12 Jahre gröfser als das aller übrigen Einwohner, und, was eben so beträchtlich ist, ihre mittlere Lebensdauer über 4 Jahre gröfser! Diese Resultate bedürfen übrigens keines andern Commentars als der im Vorigen enthalten ist, und wir sind keinesweges geneigt daraus zu schliefsen, dafs die Natur dem Kinde auf das Strohlager 12 Jahre mehr als Geschenk hingelegt habe.

Von §. 58. bis zum Ende des Werkes wird der wichtigste Theil desselben, der Einflufs der Zeugungen auf die Sterblichkeit und Lebensdauer einer Bevölkerung behandelt. Wir haben diesen Gegenstand bereits oben besprochen; wir haben gezeigt, dafs wenn dem Verhältnifs der Geburten und Todesfälle zur Bevölkerung eine Bedeutung zugeschrieben wird, die dasselbe nun einmal nicht hat, dann sei es a priori klar, dafs wo viele Ehen eingegangen, viele Kinder erzeugt werden, auch die Lebensdauer kurz sein wird. Diese Antwort ist nichts als das Echo der Frage. Für die vorliegende Untersuchung sind die Tabellen *A* und *B* pag. 193 und 197 überflüssig, es kömmt nur auf die Tabelle *C* an, wo das Geburts- und Sterbeverhältnifs für die einzelnen Regierungsbezirke Preufsens einander gegenüber gestellt werden, und wo sich dann, mit einigen Ausnahmen, die von der Ungenauigkeit der Listen und von anderen fremdartigen Ursachen herrühren, findet, dafs je mehr geboren werden, auch desto mehr sterben.

Digitized by Google

Das steht freilich zu erwarten, und bedarf keiner Erläuterung; allein unsere Pflicht erheischt es, uns der kleinen Fabrikstadt Eibenstock im sächsischen Erzgebirge anzunehmen, deren pag. 208 erwähnt wird. Es heifst daselbst: unter 1421 Verstorbenen waren 784, also mehr als die Hälfte, noch nicht sieben Jahre alt. On croit rêver, ruft d'Ivernois bei einer ähnlichen Gelegenheit aus, en lisant de tels nombres. Kann man sich hiernach, frägt Herr C., nicht besser als nach allen übrigen Schilderungen ein Bild von dem Elende einer solchen Bevölkerung machen? Und wer, der gewohnt ist, die Hütten der Armen zu besuchen, wie Hr. B. Aerzte, Prediger, Polizeibeamte, wer sähe nicht im Geiste, wenn er solche Thatsachen hört, die mit kranken und widerlich anzusehenden Kindern angefüllten Wohnungen, in denen die immer wieder schwangere Mutter die immer wieder sterbenden Kinder pflegt — die lieben Pocken nicht mehr vermissend."

Wir müssen dem Verfasser gestehen, dafs wir das nicht sehen, nichts sehen als krankhafte Prinzipien; allein es erfordert die Menschlichkeit und das Interesse der Wissenschaft, und wird daher in beider Beziehung gerade von unserm Autor gebilligt werden, dafss wir das näher erweisen. Denn es handelt sich hier nicht um Eibenstock allein; die ganze Provinz Ostpreufsen befindet sich in demselben Falle, und wenn man Untersuchungen anstellen wird, gewifs noch viel gröfsere Districte, z. B. die vereinigten Staaten Nordamerika's! Der Leser, der nicht ganz mit dem Gegenstand vertraut ist, möchte manche Behauptung, die in dieser Anzeige aufgestellt worden, für übertrieben halten, und dann kann das Folgende zugleich eine Rechtfertigung für den Referenten abgeben.

Wir legen die Lambert'sche Mortalitätstafel für England zu Grunde; sie giebt ganz günstige Verhältnisse, günstigere sogar noch, als die Tabelle des Vfs. für Berlin. Wir setzen also voraus, jene Tafel gelte auch für Eibenstock, unverändert, so dafs dort das wahrscheinliche Leben eines neugebornen Kindes 22, 6 Jahre betrage, und wollen nun zeigen, dafs die Rechnung es nur 6 Jahre, oder noch darunter finden lassen wird. Bedienen wir uns der Euler'schen zweckmäfsigen Bezeichnung, nach welcher, wenn die Zahl der Geborenen N beträgt, für die Zahl, welche davon das Ende des ersten Jahres erreicht [1] N, für diejenige, welche das Ende des zweiten Jahres erreicht [2] N u. s. w. geschrieben wird. Es mag der jährliche Zuwachs der Geburten $\frac{1}{m} N$ betragen, so dafs statt N nunmehr $N + \frac{1}{m} N$ Kinder geboren werden, die wahrscheinliche Lebensdauer möge in Folge dieses Zuwachses statt 22, 6 Jahre x Jahre betragen; dann hat x folgende Gleichung zu erfüllen, die sich ohne sonderliche Schwierigkeit ableitet

$$\frac{m+1}{m}\left\{1 - [x]\right\} = \frac{m+1}{m}\left\{[x+1] + [22,6]\right\} + \tfrac{1}{2}$$

Für jeden gegebnen Werth von m findet man daraus x auf die Weise, dafs zuerst $[x+1] = [x]$ gesetzt, und der gefundene Werth durch Interpolation corrigirt wird. Setzt man $\frac{1}{m} = \frac{1}{2}$ so ergiebt sich x nahe genug = 6 Jahre. Die Anzahl der Geburten braucht also nur um die Hälfte zuzunehmen, dann findet man das wahrscheinliche Leben statt 22, 6 Jahre, nur 6 Jahre, gerade so wie es in Eibenstock der Fall ist. Man kann nicht einwenden, die Annahme von $\frac{1}{m} = \frac{1}{2}$ sei exorbitant; das ist sie keinesweges. Für Eibenstock gewifs nicht; denn der Verf. sagt selbst, dafs dort das seltene Verhältnifs von einer Geburt auf 19 Einwohner stattfinde, und dafs auf jede Ehe im Durchschnitt 6 Kinder kommen. Und dann ist diese Annahme auch im Allgemeinen, und abgesehn von einer rasch sich vergröfserndem Fabrikstadt, nicht zu grofs. Um das zu zeigen, wollen wir das Verhältnifs der Geburten zu den Todten, wie es unserer Voraussetzung gemäfs in Eibenstock gelten müsse, berechnen. Diefs Verhältnifs ist natürlich nicht constant; wenn es jedoch für jedes der 22 Jahre bekannt wäre, so würde man sicherlich das arithmetische aus allen für das richtige halten, und wegen des grofsen Zeitraums von 22 Jahren ein besonderes Gewicht auf das Resultat legen. Ziehen wir also das arithmetische Mittel, welches nach einer Formel geschieht, die wir nicht weiter hersetzen, die sich aber leicht ergiebt, wenn man nur bei der schönen Bezeichnung Euler's bleibt. Man findet dann den gesuchten Quotienten = 1, 23 oder auf 30 Geburten kommen etwas über 24 Todte. Das ist kein grofses Verhältnifs, vielmehr ein sehr gewöhnliches; in der ganzen preufs. Monarchie findet sogar ein gröfseres statt, hier sterben auf 30 Neugeborene nur 22, und

Digitized by Google

was sagt diefs erst gegen viele Provinzen der Monarchie, gegen viele Grafschaften Englands u. s. w. Daraus folgt, dafs es schwerer zu erklären ist, warum nicht in der ganzen preufs. Monarchie ein wahrscheinliches Leben von nur 6 oder 7 Jahren gefunden werde, als diese Zahl für Eibenstock zu deduciren. Man kennt zwar das wahrscheinliche Leben in Preufsen nicht, und für die Provinz Ostpreufsen, wo in dem Zeitraum von 1777 — 1806, den ich berechnet habe, fast genau dasselbe Verhältnifs zwischen den Geburten und Verstorbenen herrscht als in Eibenstock, hat sich auch nur eine wahrscheinliche Lebensdauer von 7 Jahren ergeben. Allein sollte selbst diese Zahl für die ganze Monarchie gröfser werden, so würde es sich erklären lassen, wefshalb; hier jedoch interessirt das nicht weiter, wo wir nur die Absicht haben, die so auffallend kurze Lebensdauer in Eibenstock mittelst natürlicher Annahmen zu einer blofs *scheinbar* kurzen zu machen.

Wir wollen noch unter denselben Umständen die *mittlere* Lebensdauer für jene Stadt berechnen, und zwar, wie Hr. C. für die Regierungsbezirke, als Mittel aus 5 Jahren. Ist p das mittlere Leben nach der Lambert'schen Tafel (29, 5 Jahre) so ist das mittlere Geburtsverhältnifs

$$\frac{mp+m+1+\frac{1}{5}(4[1]+3[2]+2[3]+[4])}{m+1}$$

Das mittlere Sterbeverhältnifs ist ein ähnlicher Bruch mit demselben Zähler, und mit dem Nenner

$$m+1-\tfrac{1}{5}\big([1]+[2]+[3]+[4]+[5]\big)\,.$$

Und so, wenn man $m=2$, $p=29,5$ setzt, findet sich

Verhältnifs der Bevölker. zu den Geburten 21, 1 Jahre
- - - - - Verstorb. 27, 1 -

Nach dem Satze des Hrn. C. würde demzufolge, die mittlere Lebensdauer 21 Jahre, nach Price und Malthus würde sie 24 Jahre betragen, während sie in der Wirklichkeit 29, 5 Jahre ist. Man sieht das wahre mittlere Leben liegt *aufserhalb* der beiden Verhältnisse, nicht wie d'Jvernois meint, *innerhalb* derselben. Wir haben unseren Rechnungen, um sie gegen jeden Einwand sicher zu stellen, einen sehr mäfsigen Ueberschufs der Geburten über die jährlich Sterbenden zu Grunde gelegt; hätten wir einen Ueberschufs, wie in einigen Provinzen der Niederlande oder gar in Nordamerika, gewählt, dann würden die berechneten Werthe einen noch gröfseren Fehler enthalten haben. Uebrigens wird er nie so bedeutend, als derjenige, den man bei der Berechnung der wahrscheinlichen Lebensdauer begehen kann, der wie so eben gezeigt worden, bis 16 Jahre beträgt. Es ist ein entschiedener Vorzug der wahrscheinlichen Lebensdauer, bei einer veränderlichen Bevölkerung ein feineres Reagens für die fehlerhaften Resultate unserer Methoden zu sein.

Wir glauben nunmehr zu der Behauptung berechtigt zu sein, dafs wo grofse Unterschiede in der Dauer des Lebens berechnet wurden, nichts dadurch so sehr bewiesen worden ist, als dafs die Prinzipien der Rechnung unrichtig waren, das scheint uns müsse für jetzt der oberste Grundsatz jeder kritischen Behandlungsweise sein. Wir haben versucht nachzuweisen, wie völlig unbekannt uns noch die Gesetze des Lebens und Sterbens seien, und zwar haben wir das alles Ernstes und mit allem Fleifse, der dem Gegenstand gebührt, an einem Werke versucht, welches einen wissenschaftlichen Charakter hat, und auf der Höhe der jetzigen Behandlungsweise steht. Uns droht von den Nachbarn auf der andern Seite des Rheins eine Art Statistik, die eben so geistreich als spielend ist; unter solchen Umständen mag es doppelt gut sein, sich zu erinnern, dafs die Sache noch an den ersten Elementen laborirt. —

Ludwig Moser.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

XI.

Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold, Prof. am königl. baier. Gymnasium zu Straubing., *Stuttgart u. Augsburg*, 1836. *Verlag d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung.* S. *XXX. u.* 352. 8.

Das Haupt-Thema dieses Buches ist in den Worten enthalten (S. 60): „*Der trojanische Krieg und die Niederlassung griechischer Colonisten in Aeolis, auf Lesbos und Tenedos ist ein und dasselbe Ereigniſs.*" Daran werden jedoch mancherlei andere Untersuchungen angereiht, die nicht immer mit der Hauptsache in Verbindung zu stehen scheinen; z. B. die Untersuchung über die Einheit der Jlias. Diese secundären Erörterungen nehmen überdies mehr als zwei Drittheile des Buches ein, so daſs man geneigt wäre, wenn nicht der Titel des Buches und die Bezeichnung „Beilagen" davon abhielte, sie für die Hauptsache anzusehen. Auch hat es dem Hrn. Verf. beliebt, die einzelnen Untersuchungen zuweilen in verschiedene und zwar auseinander liegende Abschnitte zu vertheilen. So handelt er sein Haupt-Thema im ersten, dritten und fünften Capitel ab, während er im zweiten die erste Eroberung Troja's durch Herakles erläutert, und in ebendemselben und im vierten Capitel, sowie in der dritten Beilage von den Pelasgern und ihrem Heros Herakles redet. — Diese Bemerkungen über die Einrichtung des Buchs vorauszuschicken, hielt Rec. für zweckmäſsig, damit, wenn etwa im Verfolg unserer Berichterstattung die Uebersicht über das Ganze schwierig erscheint, dies Niemanden befremde.

In dem *ersten Capitel* bespricht der Verf. zuvörderst die bisherigen Ansichten über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Kriegs, und *findet sie sämmtlich unrichtig.* Darauf sucht er darzuthun, daſs der trojanische Krieg *nach Pindars und Homers Angaben* in die Jahre 1124—1104 falle, d. h. in eine Zeit, wo durch die aus Thesprotien in Thessalien einfallenden Thessaler jene vielfachen Völkerbewegungen in Griechenland hervorgebracht worden waren. Diese Angaben wollen wir prüfen. Die erste von Hrn. U. citirte Stelle steht bei Pindar Ol. VIII. 45, wo Apollon dem Aeakus weissagt, Jlios werde erobert werden οὐκ ἄτερ παίδων σέθεν, ἀλλ' ἅμα πρώτοις ἄρξεται καὶ τετράτοις. Die Ausleger sind darüber einverstanden, daſs wie πρώτοις auf den Telamon, so τετράτοις auf den Neoptolemus geht, indem zwei verschiedene Arten des Zählens, die sich sonst einzeln finden, an unsrer Stelle verbunden sind. Nach der zweiten Art ist nämlich Aeakus mitzuzählen. Ueberdieſs bemerkt Böckh, mit dieser Verbindung habe Pindar die doppelsinnige Sprache der Orakel nachgebildet. Alles vollkommen richtig; und wer etwa noch zweifeln könnte, ob Pindar hier an den Neoptolemus gedacht habe, dem beweist es Pindar selbst (Nem. VII, 35): Πριάμου πόλιν Νεοπτόλεμος ἐπεὶ πράθεν. Hören wir nun, was der Verf. über diese Stelle sagt: „Pindaros meldet uns, daſs es vom Schicksal beschlossen war, daſs Troja von dem ersten und vierten Abkömmling des Aeakus (dem Pergamus S. 63) erobert werden sollte. Setzen wir ein Menschenalter auf dreiſsig Jahre an, so wird durch die Angabe die zweite Eroberung Jlions, oder der eigentliche trojanische Krieg um volle sechzig Jahre weiter hinabgerückt, und fällt mithin in jene Zeit (1124—1104), wo jene durch die aus Epirus vordringenden Pelasger (Thessaler) veranlaſste Völkerwanderung eine gänzliche Veränderung der Verhältnisse der griechischen Staaten herbeiführte." Hr. U. hat also Pindars Stelle, *aus der er ein Hauptargument seiner Hypothese entlehnt*, unrichtig aufgefaſst. —

Digitized by Google

Wir wenden uns nun zu den aus der Jlias entlehnten Argumenten. Durch die Thessaler wurden bekanntlich die Aeoler aus Thessalien vertrieben. Der Verf. behauptet, schon Homer bezeuge diese Vertreibung. „Die Einwohner von *Ormenion*, sagt er, welches vor jener Völkerbewegung Aeoler besafsen, sind *Thessaler* (Jl. II. 734)." Es genügt die Stelle herzusetzen:

οἳ δ' ἔχον Ὀρμένιον, οἵ τε κρήνην Ὑπέρειαν,
οἵ τ' ἔχον Ἀστέριον, Τιτάνοιό τε λευκὰ κάρηνα·
τῶν ἦρχ' Εὐρύπυλος, Εὐαίμονος ἀγλαὸς υἱός.

„Deshalb führt sie Eurypylus an, der Sohn des Euämon, der den thessalischen Pelasgern angehört (Paus. VIII. 3, 3. VIII. 44, 1. Steph. Byz. v. Αἱμονία)." *In diesen drei Stellen findet sich Nichts hierüber.* Dagegen bezeugt Strabo (IX. p. 639 ed. Sieb.), dafs Euämon und Eurypylus *Aeoler* sind. — „Dafs die Aeoler schon vertrieben sind, lernen wir aus einer andern Stelle des Homeros noch besser kennen (Jl. X. 266). Der Sänger erzählt nämlich, dafs der *äolische König jener Stadt* (Ormenion) durch den *Thessaler* Autolykos zu Eleon seiner Habe beraubt wurde, wodurch er bestimmt genug auf den Verlust seines Reichs hinweist." Aber Jedermann weifs ja, dafs Autolykus ein *Phocenser* ist, und wie kann man zugeben, dafs aus der Plünderung der böotischen Stadt Eleon durch einen Phocenser geschlossen werde, dafs die Aeoler durch die Thessaler aus Thessalien vertrieben worden sind? — „Noch deutlicher bezeichnet Homer die Vertreibung der Aeoler aus Magnesia durch die Sage von der *Vertreibung* des Phönix durch seinen Vater Amyntor. Die Ursache, welche der Sänger anführt (Jl. IX. 449), gehört der Dichtung an, nicht aber die Begebenheit selbst. Er erzählt nämlich, dafs ihn sein Vater wegen seines Kebsweibes Klytie *vertrieben* habe." Zuvörderst bemerken wir, dafs der Verf. aus der *freiwilligen Flucht* des Phönix, *von der ihn Freunde und Verwandte abzuhalten sich eifrig bemühen*, eine *Vertreibung* gemacht hat. Dies that er wahrscheinlich deshalb, weil sonst die citirte Stelle nicht zu brauchen war. Aber noch eine zweite Veränderung erlaubte sich der Verfasser. Er machte aus der fingirten Vertreibung durch den *Aeolerfürsten* Amyntor (Strab. IX. p. 639 ed. Sieb. Eustath. Jl. IX. 448) eine Vertreibung durch die *Thessaler*. — „Die Aenianen wohnten nach der Einwanderung der Thessaler an den Ufern des *Spercheios* und auf den Höhen des *Oeta*. Dahin wurden sie durch die Thessaler verdrängt, und *hier treffen wir sie bei Homeros* (Jl. II. 749) *auch an*." Homer selbst möge den Vf. widerlegen:

Γουνεὺς δ' ἐκ Κύφου ἦγε δίω καὶ εἴκοσι νῆας·
τῷ δ' Ἐνιῆνες ἕποντο, μενεπτόλεμοί τε Περραιβοί·
οἳ περὶ Δωδώνην δυσχείμερον οἰκί' ἔθεντο,
οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο.

„Homer überzeugt uns auch an andern Stellen (Jl. V. 76. VI. 36. VII. 167. XI. 575), dafs die Aeoler Thessalien nicht mehr besafsen." *An keiner dieser fünf Stellen findet man hievon eine Andeutung.* Von derselben Art sind alle Argumente in diesem Capitel.

Im *zweiten Capitel* (S. 42—52) trägt der Verf. die Meinung vor, dafs die erste Einnahme Troja's durch Herakles sich auf die Niederlassung *pelasgischer* Colonisten in Troas beziehe. Seine Hauptargumente sind folgende: „Dafs sich aufserhalb der Mauern Jlions Pelasger angebaut hatten, deutet der Sänger der Jlias dadurch an, dafs er einen *Pelasger*, den *Antenor in Verbindung mit Aeneas die Dardaner* anführen läfst (Jl. II. 822)." Wer nachschlägt, findet, dafs der Verf. den Antenor als Pelasger wenigstens aus dieser Stelle nicht nachweisen kann. Unbedeutender sind aufserdem die Verwechselungen des Antenor mit seinen Söhnen; und der Dardaner mit den Dardaniern. — „Zeleia war der Hauptort der Pelasger. Hier war Pandaros, Lykaons Sohn, geboren. Lykaon aber gehört den Pelasgern an. Der älteste Lykaon, den die Sage kennt, ist ein Enkel des Pelasgos. Der Vater des Oenotros, der ebenfalls Lykaon heifst, war derselben Abkunft." Wenn dies für eine bündige Schlufsfolgerung gelten kann, so sind auch die Troer Pelasger und Jlios ist Hauptort der Pelasger. *Denn ein Sohn des Priamus heifst Lykaon* (Jl. III. 333. XX. 81. 87. XXI. 34—135 u. f.). Hr. U. erklärt jedoch die Troer für Thrazier, und hatte also Ursache des vierten Lykaon nicht zu gedenken. — „Pandaros selbst hat als *griechischer* Heros die *Pallas als Schutzgöttin* auf seiner Seite (Jl. V. 95)." Pandarus Unterthanen sind bekanntlich *Troer* (Jl. II. 826. V. 200). Nach des Verfs. Behauptung kämpft also ein griechischer Heros, und an seiner Seite *die Schutzgöttin der Griechen* an der Spitze der Troer gegen die Griechen;

Digitized by Google

und dies meint er, bezeuge Homer. Der Dichter läfst aber den Pandarus also sprechen:

εἰ τεόν με
ἥρων ἄναξ, Διὸς υἱός, ἀπορνύμενον Λυκίηθεν.

Man fragt, wie kommt Hr. Uschold dazu aus dieser Stelle, statt des Apollo, die Athene herauszuinterpretiren, oder was soll der Leser von einem so evidenten Mifsverständnifs und den daraus gezogenen Folgerungen halten?

Im *dritten Capitel* (S. 53—72) kehrt der Verf. zu seinem Hauptthema zurück, und trägt noch umständlicher die Meinung vor, dafs der trojanische Krieg, und die Niederlassung der Aeoler in Asien ein und dasselbe Ereignifs sei. Daher leugnet er, dafs alle, oder auch nur die meisten Griechen an dem Kriege Theil genommen haben: nur die *Myrmidonen* und Aeoler hätten ihn geführt, d. h. in Asien sich niedergelassen, und wenn sich auch einige kleinere Schaaren an sie angeschlossen haben könnten, *so hätten doch die Achäer des Peloponnes durchaus keinen Theil daran genommen.* Es bedarf nun kaum der Erinnerung von unserer Seite, dafs diese Behauptungen in allen Punkten mit den bekanntesten Resultaten der bisherigen Geschichtsforschung im Gegensatz sich befinden. Und wir müssen hinzusetzen, dafs des Verfs. Argumentationen (wovon wir oben bereits Proben mitgetheilt haben) nicht geeignet sind, die bisherige geschichtliche Ueberzeugung wankend zu machen. Denn anstatt uns historische oder rationelle Beweise zu geben, gibt er uns falsche Citate und willkührliche Auslegungen von Stellen, oder er leugnet was durch geschichtliche Zeugnisse fest begründet ist, oder er behauptet was durch kein Zeugnifs als wahr nachgewiesen werden kann. Selbst was er aus Strabo's Bemerkung (IX. §. 8): der Hafen von Aulis fasse nur 50 Schiffe, folgert, hält nicht Stich. Denn die Griechen der ältesten Zeit liefsen bekanntlich die Schiffe nicht auf dem Wasser liegen, sondern zogen sie bei der Landung ans Ufer, so dafs auch ein kleiner Hafen für eine grofse Flotte zum Sammelplatz tauglich war. Und doch ist das Argument, welches er aus dieser Stelle entnimmt, noch das beste. Man erlaube uns aber noch einige andere vorzuführen. Die *Penthiliden* das herrschende Geschlecht auf Lesbos *) leitete von Penthilus, dem Sohne des Orestes seinen Ursprung ab *). Hr. U. leugnet diese Abstammung ohne Weiteres (um nämlich die südlichen Achäer von Asien auszuschliefsen), behauptet dagegen, dafs die Penthiliden von einem Sohne des Periklymenus aus Pylos abstammen, und citirt Paus. II. 18, 8 (7). Diese Stelle aber enthält eben die Widerlegung dieser Behauptung. Denn Pausanias sagt, dafs *Melanthus, der Urenkel des Penthilus*, des Sohnes des Periklymenus in Folge der dorischen Unruhen nach *Athen* gewandert sei. Von einer Wanderung des damals längst verstorbenen Urgrofsvaters oder eines seiner Nachkommen nach Asien, sagt aber Pausanias kein Wort. S. 71 heifst uns Hr. U. in derselben Sache Thuc. VII. 57 nachsehen. *Auch dies Citat ist ein falsches.* Ferner. Auf der Insel Tenedos herrschte, wie bekannt, ein peloponnesisch-achäisches Fürstengeschlecht: die *Pisandriden*, da Pisander aus Sparta mit dem Orestes nach Asien gezogen sein sollte: Vgl. Pind. Nem. XI. 34 und die Ausleger. Wie beseitigt Hr. U. dies Zeugnifs für die Theilnahme der südlichen Achäer am Zuge nach Asien? Er wirft dem Pindar Irrthum vor, wenn er Sparta die Heimath des Pisander nenne, dieser sei vielmehr der Myrmidon, dessen Homer (Jl. XVI. 193) gedenkt. *Und so werden die Pisandriden zu Myrmidonen.* Um aber zu beweisen, dafs die *Myrmidonen* den Haupttheil der äolischen Colonie gebildet haben (die bisherige Geschichtsforschung weifs nichts von ihrer Theilnahme), giebt uns der Verf. erstens eine weitläuftige Auslegung der Stelle Jl. XVI. 169 flg., welche Stelle nichts weiter enthält als eine Aufzählung der Myrmidonen, die Achilleus den bedrängten Achäern zu Hülfe sendet. Ferner wird schon im ersten Capitel (S. 28) als Beweis die Sage geltend gemacht, dafs Thetis den Achilleus auf Skyrus verborgen gehalten habe. Aber schwerlich möchte Jemand einsehen, was aus ihr für des Verfs. Behauptung gefolgert werden könne. Ueberdies ist diese Sage nicht einmal alt, sondern eine Erfindung der Kykliker. Vgl. Schol. D. Jl. XIX. 326. Bei Homer geht Achilleus unmittelbar von Phthia aus in den Krieg, entsendet von Peleus und Thetis: Jl. IX. 437 flg. XI. 765 flg. XVIII. 438 flg. Endlich sagt der Verf. S. 54 „Die Myrmidonen zogen sich nach dem Einfall der Thessaler in Thessalien

*) Der Verf. schreibt stets *Pentheliden*. Warum?

*) Vgl Plehn. Lesb. p. 37 flg.

Digitized by Google

theils nach Epeiros, theils nach Skyros, und von ihr nach Lesbos und Troja (Hom. Odyss. XIX. 326)." *An der citirten Stelle steht von Myrmidonen, von Skyrus, von Lesbos, von Troja kein Wort.*

Im *vierten Capitel* (S. 73—81) tritt der Verf. der Behauptung einiger und später Schriftsteller bei, Troja sei durch den Antenor verrathen worden, und sucht nochmals zu beweisen, dafs die Antenoriden *Pelasger* seien. In Ermangelung historischer Beweise, hilft sich der Verf. mit Namensvergleichungen und allerhand Folgerungen, so gut es eben gehen will. Wir bemerkten schon oben einmal, dafs Hr. U. sich in seinem eigenen Räsonnement fing, und die Troer, die er für Thrazier hält, wider seinen Willen zu Pelasgern machte. Dasselbe Schicksal ereilt ihn auch hier. Aus dem Umstande nämlich, dafs der Schwiegervater des Antenor *Kisseus* heifst, folgert er die pelasgische Abkunft des Antenor. Denn „denselben Namen trägt auch ein Gefährte des pelasgischen Herakles (Virg. Aen. X. 317), den dieser in Italien zurückgelassen haben soll." Nun wird er auch zugeben müssen, dafs die Troer Pelasger sind, denn auch Priamus soll ein Schwiegersohn desselben Kisseus sein: Eurip. Hec. 3. Apollod. III. 12, 5.

Wir wenden uns zum *fünften Capitel*: S. 82—102. Der Verf. führt noch neue Gründe für seine Hypothese an. Jetzt erfahren wir, warum Homer die südlichen Achäer am Kriege Theil nehmen läfst, warum er den Agamemnon, *der eigentlich der Karische Zeus ist*, zum Oberanführer macht, warum er vorgiebt, die Ursache des trojanischen Krieges sei der Raub der Helena u. s. w. Hierbei vergifst aber der Verf. uns zu sagen, wie es zugeht, dafs nicht blofs Homer, sondern alle griechischen und römischen Autoren, die vom trojanischen Kriege sprechen, dasselbe thun, und auch nicht einer sich unter ihnen findet, den Hrn. U. als einen Gewährsmann seiner Ansicht brauchen könnte. Doch Hr. U. läfst sich dadurch in seinem Glauben nicht irre machen, sondern führt uns die *Helena als spartanisch-troische Mondgöttin*, den *Paris* aber als *troischen Gott des Himmels* vor. Wenn nun in gemeiner Sage Paris die Helena entführt, so wird damit auf symbolische Weise das Verschwinden des Mondes am Himmel angedeutet. Homer machte diese symbolische Entführung zu einer wirklichen und zur Ursache des troj. Krieges. Aus diesem πρῶτον ψεῦδος entstanden alle seine andern Irrthümer, die Rec. aus Liebe zum Homer hier nicht aufdecken will. Der Verf. aber legt uns die Frage vor (S. 98): „Wer sollte nicht einsehen, dafs es sich nun *leicht erklärt*, warum diese zwei Wesen (Agamemnon und Menelaos), *die den Karern und Lelegern angehören*, auf diese Weise *um einige Jahrhunderte* herabgerückt, und als Anführer der südlichen Achäer dargestellt wurden, *denen sie durchaus fremd waren?*"

Das *sechste Capitel*. S. 103—115 ist überschrieben: *Ueber die Einheit der Ilias.* Der Verf. bekennt sich als einen Gegner der Wolfischen Hypothese. *Nach ihm ist die Ilias von einem Myrmidonen, die Odyssee von einem Aeoler gedichtet.* Aufserdem wird über die Episoden der Ilias, und über das Alter des epischen Gesanges Allerlei geäufsert.

Wir gelangen zu den *Beilagen*: S. 116—352. Der Verf. behandelt in ihnen Gegenstände der griechischen Götter- und Heroensage in derselben Manier und mit demselben Erfolge, die wir in den *Capiteln* wahrgenommen haben. Wir können daher über diese Beilagen ganz kurz sein, und uns meist auf eine Inhaltsanzeige beschränken.

Erste Beilage: Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. Helena ist, *wie Hr. U. meint*, Mondgöttin, und zugleich Artemis, Eileithyia, eine Zauberin, Retterin der Schiffe, Nemesis, Hekate, Iphigenia, Adrastea, Rhamnusia, Vorsteherin des Schattenreichs, und — weil die Gegensätze sich gern berühren — auch Aphrodite-Urania. Ihre Mutter Leda ist eins mit der Leto, der Urnacht, Kastor und Polydeukes deuten ebenfalls auf die Mondgöttin. „Der Name Kastor ist *offenbar* (!) aus ἀστήρ entstanden." Polydeukes sollte Polyleukes heifsen, und bezieht sich auf den hellen Glanz des Abendsterns. Eigentlich bedeuten die beiden Brüder Abend- und Morgenstern. Soviel lernten wir auch schon von andern Symbolikern.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold.

(Schlufs.)

Was wir jedoch unserm Verfasser ausschliefslich verdanken, ist die Wahrnehmung, dafs der Abend- und Morgenstern zwei verschiedene Sterne sind. Denn Hr. U. belehrt uns S. 132 „*Wie Helena als Retterin der Schiffer am Himmel zwischen Morgen- und Abendstern erscheint*, so wurde sie auch in Tempeln in der Mitte zwischen ihren Brüdern sich (sic!) befindlich dargestellt." Vgl. auch S. 125. Was nun die Wanderungen der Helena anlangt, so zeigt der Verf. zuvörderst, dafs diese Mondgöttin nicht den Achäern angehört, sondern den Lelegern, und weil diese mit den Thraziern verwandt sind, auch den Thraziern. Hieraus ergiebt sich nun, dafs der Helena Wanderungen die Niederlassungen der Leleger und Thrazier symbolisch andeuten. Daher wird behauptet (S. 158), „*dafs die östlichen Aethiopen Homers ein Zweig des nämlichen Volkes waren, dem die Leleger angehörten. Denn diese gegen Morgen wohnenden Aethiopen hingen vermuthlich mit den Kolchern, die ebenfalls Thraker waren, zusammen.*" Auch nach Phönizien und Aegypten werden Leleger oder ihnen verwandte Völkerschaften vom Verf. geführt.

Die *zweite Beilage* hat die Ueberschrift: *Ueber die Atriden und die südlichen Achäer.* Den Ahnherrn der Atriden *Pelops*, welcher nach den ältesten und besten Zeugnissen ein *Achäer* ist (vgl. Vofs, Antisymb. II. S. 432 flg.), nach andern aber ein Lyder, oder Phryger, oder Paphlagonier, den macht Hr. U. zum *Karer*. Daher sind nicht blofs seine Nachkommen ebenfalls Karer, sondern *Agamemnon* ist sogar der *karische Zeus*. Seine Tochter Iphigenia ist eine Mondgöttin: Iphianassa, Elektra und Klytämnestra sind Praedicate der Mondgöttin. Orestes ist ein erdichtetes Wesen, erfunden um die Klytämnestra und den Aegisthus zu züchtigen. Vgl. S. 184. Seine Wanderungen bedeuten die Wanderungen der thrazischen und karischen Völkerschaften.

Die *dritte Beilage* ist überschrieben: *Ueber die Abstammung der Pelasger, und die Bedeutung ihres Heros Herakles.* Die Pelasger sind ein Zweig der griechischen Nation, welcher am frühsten vom Nomadenleben zum Ackerbau überging. Ihre Heimath ist Thessalien. Von hier verbreiteten sie sich nach vielen Ländern, auch nach Africa, nach Italien und selbst nach *Spanien* (S. 233). Ihre Wanderzüge werden durch die Thaten und Wanderungen ihres Heros Herakles symbolisch dargestellt, denn Herakles (S. 218) „ist der Träger ihrer Tugenden und Verdienste." Sein Nahme (S. 220) „bezeichnet einen durch die *Erde* (*Hera*) *mit Ruhm gekrönten Mann.* Denn Ἥρα ist Terra. Des Herakles Stiefmutter ist die Erde, *die den Ackerbauer hafst, und ihm nur im Schweifse seines Angesichts die nöthige Nahrung gewährt.*" Wie so? Eben noch sagte ja Hr. U., dafs die Erde den symbolischen Ackerbauer Herakles mit Ruhm gekrönt habe. Noch elegischer klingen die folgenden Worte: „In der That mufs der Landmann bis zum *letzten Athemzuge* mit ihr ringen, *seitdem die schönen Augenblicke des goldenen Zeitalters verschwunden sind.*"

Die *vierte Beilage* liefert *Einige Bemerkungen über die Irrfahrten des Odysseus.* Odysseus ist ein Heros der Aeoler, seine Irrfahrten bedeuten die Wanderungen derselben. Daher werden die Aeoler nicht blofs aufs Vorgebirge Malcia versetzt, sondern auch lange vor dem trojanischen Kriege nach Libyen (wo Hr. U. die *Lästrygonen* wohnen läfst: S. 246), nach

Digitized by Google

Sicilien und auf die benachbarten Inseln. *Als Beweis giebt er* (S. 248) *zwei falsche Citate:* Thuc. VI. 2. Paus. V. 25. Ferner, nach Italien, und auch nach Spanien. Man erwartet nun, dafs der Verf. eine Colonie der Aeoler auch in die Unterwelt führen werde, denn selbst dahin kam Odysseus. Aber der Verf., sonst voll Zuversicht, wird bedenklich, und erklärt, die Hinabfahrt in das Schattenreich für eine Erfindung der Dichter. Doch würde eine aeolische Colonie in der Unterwelt kaum fabelhafter sein, als die der Leleger in Aethiopien und die aeolischen und pelasgischen Colonieen in Spanien und an andern Orten.

Die *fünfte Beilage* giebt eine *Uebersicht der Geschichte der Teukrer.* Die Teukrer sind ein thrazischer Volksstamm, und wenn Herodot erzählt, dafs ein Theil von ihnen vor dem tr. Kr. aus Asien nach Europa gezogen sei, so lehrt uns Hr. U. das so zu verstehen, dafs sie vielmehr umgekehrt aus Europa nach Asien gezogen sind. Vielleicht wird künftig Hr. U. auch beweisen, dafs die Spanier nicht aus Europa nach Amerika, sondern aus Amerika nach Europa geschifft sind. Darauf mustert der Verf. die Genealogie der troischen Könige, die meist symbolisch gedeutet werden. Dardanus z. B. ist ein Prädicat des Hermes, des trojanischen Himmelskönigs (Hermes nämlich und Paris sind dasselbe Wesen). Erichthonius ist Symbol der aufsprossenden Saat, u. s. w. Nur Priamus hat nichts Symbolisches an sich. Er ist ein „Geschöpf der Dichtung." Vgl. S. 293. Ebenso alle seine Kinder. Vgl. S. 294.

Sechste Beilage: S. 301—352. „*Ueber die Bedeutung des Aeneas und seiner Wanderungen.*" Da „Priamus und seine ganze Schaar von Söhnen der Dichtung angehören," so sind *von Anfang an* die Aeneaden die Beherrscher der Trojaner gewesen. Sie haben aber ihren Namen nicht vom Aeneas, „denn Aeneas lebte sowenig als Kadmos (S. 305)," sondern von der Aphrodite Aeneias. Als Beweis wird Il. XX. 307 flg. angeführt; wo jedoch deutlich gesagt wird, dafs die Aeneaden *erst nach dem trojanischen Kriege* zur Herrschaft über die Trojaner gelangen. Gegen die Behauptung aber (S. 304), dafs nach Ilions Untergang „des Priamus Söhne und Enkel *spurlos verschwinden,*" die ebenfalls als ein Argument für die Herrschaft der Aeneaden *von Anfang an,* hingestellt wird, mögen die Scholl. z. Il. XXIV. 735. Conon. Narr. 46. Serv. Aen. IX. 264 und besonders Strabo XIII. §. 52. Zeugnifs ablegen. Alle diese Schriftsteller sagen aus, dafs *Skamandrius des Priamus Enkel* nach Ilions Untergang über die Trojaner geherrscht habe. Letzterer nennt Skepsis als neue Residenz, wo auch des Skamandrius Nachkommen *lange Zeit* mit des Askanius Nachkommen die königliche Gewalt besessen. Ja noch in ganz später Zeit, als eine oligarchische und darauf eine demokratische Verfassung eingeführt worden war, lebten noch Nachkommen des Priamus, wurden Könige genannt, und hatten gewisse Vorrechte. Auffallend ist es nun aber, dafs Hr. U. die obige Behauptung S. 304 aussprechen konnte, zumal er selbst S. 306 und 309 den Conon und den Servius citirt. — Was die Wanderungen des Aeneas anlangt, so verwirft Hr. U. zuvörderst seiner Sitte gemäfs alle bisherigen Auslegungen derselben: auch die von C. O. Müller, über welche er also urtheilt (S. 311): „Sie beruht nicht blofs *einzig auf Hypothesen,* auf welche nie eine Geschichte gebaut werden kann, sondern *enthält auch sonst viele Unwahrscheinlichkeiten.*" Wer erinnert sich hier nicht des juvenalischen Verses: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Des Verfs. Ansicht aber ist folgende. Aeneas ist ein nach dem Nahmen der Aphrodite-Aeneias gebildeter Heros der *Thrazier,* und seine Wanderungen deuten mythisch die Wanderungen und Colonien der Thrazier an. In gleichem Maafse also, wie oben alle Länder mit Lelegern, Pelasgern und Aeolern besetzt wurden, bringt jetzt Hr. U. in alle die Gegenden Thrazier, welche Aeneas berührt haben soll. *Thrazier sind also die Bewohner von Delos, Kreta, Kythera, der lakonischen Küste, von Arkadien, Leukas, Zakynthus, der Strophadischen Inseln, von Epirus, Unteritalien, des westlichen Siciliens, der Nordküste Afrikas und auch von Etrurien,* entweder sämmtlich, oder doch zum Theil. Dergleichen Behauptungen tragen ihre Widerlegung in sich selbst. Wir aber können nicht umhin, diese Schrift des Hrn. Uschold für unreif und übereilt zu halten, und müssen wünschen, dafs er sich mit mehr Ruhe und Besonnenheit dem schwierigen Geschäft, die Ueberlieferungen des Alterthums zu prüfen, unterziehe.

Lange.

Digitized by Google

XII.

Rückblicke auf Personen und Zustände. Von Eduard Gans. Berlin, 1836. *Veit u. Comp. X. u.* 351 S.

Die deutsche Literatur hat sich fast in allen Regionen der Anschauung ansäfsig gemacht, aber man mufs immer, neben der Fülle an Talenten, zugleich die Bizarrerie derselben bewundern, die sich in Bewegung setzen für das Allerfremdartigste und Entfernteste und das Nächstliegende niemals mit der Darstellung berühren, die in den Manieren aller Völker und Zeiten sich ergehn und die heimathlichen und nachbarlichen Thatsachen, welche die Literatur mit dem Gesellschaftszustand verknüpfen könnten, nicht aufzunehmen vermögen. Unsere Zeit schmachtet nach Thatsachen in allen Gebieten des Lebens und erreicht etwas Reales vorläufig wenigstens in den materiellen und industriellen Interessen. Am fernsten aber von einer gestalteten Wirklichkeit steht noch die Literatur bei uns ab, die zum Theil in einen unglücklichen Bruch des Ideals mit dem Wirklichen gerathen, andertheils in den heimischen Lebensstoffen wenig bildsame Realitäten für die Behandlung findet. Die deutsche Literatur bedarf noch eines geschichtlichen Prozesses, um ihren idealen Charakter in einen thatsächlichen umzusetzen. Ein deutsches Buch, auf Personen und Zuständen beruhend, die nur aus der lebendigen Mitte der Weltbeziehungen sich dargeboten, wird an sich selbst eine ebenso seltene Erscheinung sein, als man von vorn herein behaupten kann, dafs die Stoffe einer solchen neuen und originellen Darstellung kaum zur Hälfte national sein werden. Hr. Gans hat in seinen „*Rückblicken auf Personen und Zustände*" ein solches Buch geliefert, das ihm gewissermafsen unter den Händen dazu geworden, und an dem die von uns angestellte Betrachtung charakteristisch zutrifft.

Was von den Bildern und Skizzen, die Hr. Gans frisch aus der Lebenserinnerung niedergeschrieben, deutschem Boden grundthümlich angehört, ist auf dieser Seite ebenso bezeichnend, als auf der andern der Antheil, den das Ausland und besonders das französische Leben in der Reihe dieser Darstellungen schon den Stoffen nach behauptet. Das *deutsche* Leben hat sehr charakteristisch die Sympathieen für „Goethe an seinem Geburtstag" und eine Geschichte der „Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" beigesteuert. Die politischen Diners in Frankreich und England, auf denen sich die Parteimeinungen bedeutsam um die Suppenschüssel gruppiren, werden bei den Deutschen naturgemäfs durch ihre sogenannten Zweckessen ersetzt, wo, in aller gevatterschaftlichen Glorie eines literarischen Pickenicks, die berühmten deutschen „nicht mehr als sechs Schüsseln" einen Zusammenhalt der schönen Geister abgeben. Hr. Gans, der sich selbst einen vieljährigen Goetheesser nennt, hat wohl daran gethan, gerade von diesen deutschen Goethe-Meetings, die in diesem Jahrhundert das eigentliche Centralsystem aller literarischen Esser waren, das Denkwürdige der Nachwelt aufzuzeichnen, und zwar aus unmittelbarer Nähe des grofsen Dichters selbst, zu dem an diesem Tage, eigens dazu ausreisend, ein deutscher König ins Zimmer trat und die Dichterbrust mit dem Grofskreuz des Civilverdienstordens schmückte. Nur beiläufig erwähnt Hr. Gans des Goethe-Hegelfestes, das in Berlin von einem combinirten Freundeskreise des Dichters und des Philosophen, in der Nacht vom 27. auf den 28. August 1826, gefeiert wurde, und von dem wir in der Gallerie dieser Skizzen ebenfalls eine bleibende Abbildung von seiner Hand gewünscht hätten, da es, die modernen geistigen Zustände scharf zusammendrängend, einen nicht unbedeutsamen Punct in seinen Denkwürdigkeiten ausgemacht haben würde. Dagegen berührt Hr. Gans von einer andern Seite das berliner geistige Leben ebenso anschaulich als durchdringend, indem er die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik erzählt, worin sich die Höhe der norddeutschen Intelligenz eine feste Stellung zur Gesammtliteratur zu geben beabsichtigte. Diese Verhältnisse haben mit den Personen, in denen sie sich darstellen, einen plastischen Ausdruck erhalten, der in der Behandlung eines Gegenstandes der deutschen Gelehrtengeschichte merkwürdig ist, und hier in der Auseinanderlegung deutscher Gelehrtenverbindungen schon durch den Ton Dasjenige leistet, was Hr. Gans überhaupt an sich selbst durchzubilden gestrebt hat, und wovon sein hier vorliegendes Buch eine schöne Blüthe aufweist, nämlich die weltfreie und weltthümliche Gestaltung des wissenschaftlichen Geistes, worin vielleicht dessen ächte und wahrhafte Popularität beruht. In der genannten Skizze findet man den norddeutschen Gelehrtenbestrebungen auch die süddeutschen, nament-

Digitized by Google

lich aber die baierischen Universitätszustände, mit einer naiven Freimüthigkeit entgegengestellt, und so hat der Verf. mit rascher Schwingung die ganze Peripherie des wissenschaftlichen Deutschlands, was seinen Verkehr und äufsern Zusammenhang oder Unzusammenhang anbelangt, umzeichnet. Als ein rother Faden durch diese deutschen Gelehrtenbeziehungen windet sich noch charakteristisch die Gestalt eines Buchhändlers, des Hrn. von Cotta, der ohne Zweifel ein grofser Mann seines Faches war, und mit aller ihm gebührenden Auszeichnung vorübergeführt wird. Das ist aber auch Alles, was von deutschen Lebenselementen Hrn. Gans zum Stoff dienen konnte.

Den eigentlichen Culminationspunct seiner Manier erreicht Hr. Gans in der Verarbeitung der fremden Nationalitäten, mit denen ihn vielfache Anschauungen und Erlebnisse verknüpfen. Den gröfsten Raum seiner Darstellungen nehmen die pariser Zustände seit den letzten zehn Jahren ein, dann die belgischen Nachwirkungen und Nachahmereien derselben in dem gedrängten Tableau von Brüssel, ferner die englische Reformbill, auf welche die französischen Julitage ihren Einflufs geübt hatten, und im Hintergrunde stehend die Mischzustände der Schweiz und des Elsasses, an denen sich combinirte Spielarten deutscher und französischer Bildung zeigen. Dies ist der räumliche und zeitliche Kreis von Beobachtungen, der den gröfsten Einflufs auf die Anschauung wie auf die Darstellung des Verfs. ausübt und seine deutsche Natur auf eine eigenthümliche Weise flüssig macht. Das persönliche Erlebnifs bildet den Ausgangspunct aller dieser Schilderungen, und theilt ihnen den Charakter von Denkwürdigkeiten mit, der in gesellschaftlicher Unbefangenheit der Mittheilung leichtfüfsig durchgeführt wird. Das eigentliche Temperament der Behandlung ist nicht ganz heimisch, sondern es hat sich eben auch im Stil der Vortheile bemächtigt, welche die Eindrücke eines öffentlich bewegten Nationallebens ihm erzeugten, aber ungeachtet dieser aus der Fremde zugeführten Elemente sind es dennoch die Memoiren eines deutschen Mannes, eines deutschen Gelehrten, der seine merkwürdigen Bildungsstufen darin abdrückt. Man kann sagen, dafs es zuvörderst die deutsche Wissenschaft war, die Hr. Gans in seinem angesponnenen Verkehr mit dem höheren gesellschaftlichen Leben des Auslandes repräsentirte. Sie eröffnete ihm zuerst die Salons der grofsen Welt, und indem er mit ihr eintrat, wufste er ihr selbst unvermerkt eine neue und nüancirte Stellung zu diesem höhern Weltverkehr zu geben. Hr. Gans wurde in Paris und London, und wo er sonst reiste, als berühmter Jurist vorgestellt und aufgesucht, er explizirt die Hegel'sche Philosophie, erklärt die Bedeutung seines Kampfes gegen die historische Schule, aber er würde dort mit dieser deutschen Wissenschaft und Metaphysik isolirt geblieben sein, hätte er sie nicht in seiner Person mit den Talenten des Lebens und der Gesellschaft vermittelt. In der Vereinigung dieser Seiten nimmt sein Buch eine sehr eigenthümliche Stellung in der deutschen Literatur ein. Diese Fashionablemachung des deutschen Gelehrtencharakters möchte Vielen von der Zunft ein Unding erscheinen, die sich nicht darauf einlassen werden, mit welcher heitern Gewandtheit sie hier gelungen ist, ohne dadurch der Würde der Wissenschaftlichkeit etwas zu vergeben. Die deutschen Gelehrten, wenn sie auf Reisen gehn, lassen entweder den Gelehrten in ihren Studirstuben zurück, und bemühen sich als zerstreute Weltleute zu erscheinen, indem sie verdriefslich oder verlegen werden, wenn man an einer Table-d'hôte von ihrer Wissenschaft mit ihnen zu reden anfängt, oder sie nehmen den Gelehrten mit auf die Reise, wohleingepackt mit allen seinen Habseligkeiten, wie er ist, ohne das strenge Gewissen ihrer Pedanterie durch einen Fehler gegen die Form zu verletzen. Hr. Gans hat es wagen können, als deutscher Gelehrter zu reisen und seine Wissenschaft zu bekennen, ohne in Conflicte mit ihr oder der Gesellschaft zu gerathen. Wird dies in Deutschland nachtheilige Folgen für ihn haben? Ich hoffe, man wird künftig seinen Citaten nicht minder trauen als man es bis dahin gethan, wo er noch keine Bücher für ein Salonspublicum geschrieben hatte. Bei uns bedarf freilich noch Manches einer Entschuldigung, was die gröfste Anerkennung verdiente. Dafs ein deutscher Gelehrter, der im strengen Beruf einer Fachwissenschaft arbeitet, sich zugleich mit den Dingen der Welt, der Politik und Societät so befafst, dafs er seine Erinnerungen aus dieser Späre bedeutend genug finden kann, um sie in der Darstellung festzuhalten, ist ohne Zweifel wie ein Triumph für die deutsche Wissenschaft selbst anzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Rückblicke auf Personen und Zustände. Von Eduard Gans.

(Fortsetzung.)

Hr. Gans hat auch, bei aller Hinneigung zur französischen Behandlung, in seiner innern Anschauung den deutsch-wissenschaftlichen Standpunct behalten. Dieser zeigt sich in dem zusammenfassenden und übersichtlichen Bewufstsein, mit dem er sich zu den angerührten Fragen der Tagesgeschichte stellt, die er an ihren äufsersten Endpuncten zu ergreifen und zugleich aus ihren innersten Gründen zu erklären sucht, ohne an den Spitzen der Parteimeinung hängen zu bleiben. Unter diesem deutschen wissenschaftlich ordnenden Gesichtspunct hat seine Freimüthigkeit nicht gelitten, sondern eher dazu angesetzt, sich damit auf eine breitere und festere Grundlage zu schieben, wie in manchen Aeufserungen erfreulich zu Tage liegt. Zugleich weifs Hr. Gans mit mehr deutscher Behutsamkeit die persönlichen Angelegenheiten und Geheimnisse anzustreifen, als z. B. der Verf. der Briefe eines Verstorbenen, in dessen Salondarstellungen die Verletzung der Delikatesse einen humoristischen und oft weltsatirischen Charakter erstrebt. Bei Hrn. Gans ist es zuweilen ein unvermuthet hervorbrechender, witziger Beleuchtungseffect, oder der naive Schlagschatten eines Wortes, wodurch Persönlichkeiten leise herausgehoben oder abgefertigt werden. Zu stärkeren Aufwallungen bringen ihn hier selbst seine Antipathieen nicht, sondern die gesellschaftliche Haltung wird auch in den Widersprüchen beobachtet. Dabei ist die Reinheit und Eleganz der Sprache bemerkenswerth, die nur selten zu fremden Wörtern ihre Zuflucht nimmt, während die Salonsprache des Fürsten Pückler mit französischen Phrasen überhäuft ist. Bei Diesem ist überhaupt die geniale Subjectivität ihren Gegenständen überlegen und mafst sich alle willkürlichen Rechte über dieselben an; bei Hrn. Gans sucht sich die höchstgebildete Individualität in Harmonie mit ihrem Gegenstande zu setzen und denselben in einer absichtsvollen und feinbegränzten Darstellung zu bewältigen.

Die Einrahmung seiner Gemälde durch Localitäten und städtischen Lebenshintergrund unterläfst der Verf. meistentheils, indem er sie entweder als bekannte Decoration voraussetzt, oder seine Zwecke sogleich auf das ihm Hauptsächliche und Eigenthümliche sich richten. Seine Beobachtung geht über den Ort hinweg unmittelbar zu dem Geschehenen, das an ihm haftet, und sucht die Personen und Coterieen auf, welche die Träger der Zustände sind. Die drei Artikel, welche *Paris im Jahre* 1825, *im Jahre* 1830 *und im Jahre* 1835 schildern, bilden den eigentlichen Grundstock der Beobachtungen des Verfassers. Die erste Skizze berührt in prägnanter Zusammenfassung die bedeutendsten Spitzen der Restauration, namentlich die ahnungsvollen Bewegungen der Villèle'schen Staatsverwaltung. Eine grofse Anregung des französischen Lebens fand um diesen Zeitpunct nach allen Seiten statt, und die schwankende politische Zukunft warf die Gemüther einen Augenblick auf die Gegenwart zurück, wo Literatur und Wissenschaft mit besonderem Eifer ergriffen wurden. Es schien fast, als wolle sich in dieser Periode der Charakter des Franzosen wissenschaftlich verallgemeinern und den Anfang zu einer nationellen Gränzaufhebung machen, um einen allgemeinen geistigen Völkerverkehr hervorzurufen. Die deutsche Literatur wurde von der französischen Jugend begierig aufgenommen, das Interesse an der Philosophie erwachte, und auch die Literatur ihrer eigenen Vergangenheit wurde von den Franzosen mit neuer Thätigkeit hervorgezogen. Aber alle diese geschäftige Unruhe, dies vielfältige Umhergreifen der Restaurations-

Digitized by Google

periode waren nur Beschwichtigungen für einen völlig sophistischen Zustand, der wie ein Zaubergarn das ganze Leben umstrickte. Die Zeit des Ministeriums Villèle kann man als die Geburtswehen aller Richtungen betrachten, welche nachmals den Schauplatz bewegten und mit dem Jahre 1830 auftraten. Hr. Gans sagt sehr treffend: „Das Ministerium Villèle hatte eine Aufgabe unternommen, die, wenn sie auch staatsrechtlich und politisch als unmöglich wird befunden werden müssen, doch sicherlich ein gewisses dramatisches Interesse hatte, und namentlich in Beziehung auf den Haupturheber des Gedankens eines geschickten und wesentlich gewandten Organs nicht entbehrte. Es war, wenn uns das Mandat würde, die Aufgabe zu formuliren, die Auflösung und Zerreibung der Verfassung durch die Verfassung selbst." Diese Sophistik war es aber eben, welche alle Verhältnisse spannte und in einen dialektischen Kampf hineinstürzte, der die Kräfte des Widerstandes allmählig abmatten sollte, aber dagegen nur alle Theile zu einem äufsersten Reizpunct hinaufführte. Aus den Bewegungen des geistigen Lebens dieser Epoche gingen eben sowohl die Doctrinairs hervor, welche sich nachher der Julirevolution bemächtigten; als auch die Richtungen der abmattenden Politik, die später die thatsächlichen Aeufserungen Frankreichs zügelten, in der Schule dieser Zeit gepflanzt wurden. Das literarische Paris dieser Zeit hat Hr. Gans vortrefflich geschildert, und läfst es in den Persönlichkeiten von Victor Cousin, Benjamin Constant, Abel Remusat, Raoul Rochette, Cuviers, des Malers Gerard, Royer Collards, der in Paris lebenden Deutschen Oelsner und Eckstein, und einiger anderer, vorübergehen. Mit besonderem Antheil gedenkt der Verf. seines Freundes Jourdan, der unter allen theoretischen Juristen Frankreichs am meisten mit deutscher Wissenschaft genährt war, und dem das Studium der deutschen Sprache ein so heftiges chronisches Kopfweh zugezogen hatte, dafs er daran seinen frühzeitigen Tod fand. Die politischen Verhältnisse werden besonders durch zwei Ereignisse bezeichnet, die damals als helle Brennpuncte und Feuerzeichen aus dem Rauch, der Alles umwölkte, herausschlugen. Dies war der berühmte Tendenzprozefs gegen den Constitutionnel, und die Leichenfeier des Generals Foy.

In seiner zweiten Skizze behandelt Hr. Gans die Zustände des Jahres 1830. Er hatte schon im Mai desselben Jahres in Berlin einem jungen Franzosen, Hrn. St. Marc-Girardin, nicht nur die Juliordonnanzen, sondern auch die Herrschaft des Herzogs von Orleans, vorausgesagt, und begiebt sich jetzt, nach Erfüllung seiner Prophetie, auf die Wahlstatt der Begebenheiten. Nachdem er die allgemeine Physiognomie von Paris entworfen und die Veränderungen rasch angedeutet hat, geht er zu den Gestalten und Gesellschaftskreisen über, in welchen sich die neuen Erscheinungen der Dinge charakteristisch abdrücken. Der Herzog von Broglie und der Graf von St. Aulaire werden in ihren häuslichen und gesellschaftlichen Umgebungen am ausführlichsten gezeigt. In diesen geselligen Zusammenhängen offenbaren sich für den Deutschen neue Lebensmächte, die auf die Hervorbildung der Meinungen einen Einflufs ausüben, den die bedachteste Gründlichkeit in einsamer Studirstubenmufse auch nicht der Tiefe nach ersetzt. Denn Auge in Auge mit den handelnden Personen erzeugen sich hier Combinationen, die in abstracter Betrachtung unerreichbar sind und unmittelbar aus dem Gespräch in das Fleisch und Blut der Geschichte überdringen, aus Ideen sogleich in Thatsachen umschlagen. Diese höchste Ausbildung der Geselligkeit zu einer realen Bedeutsamkeit, zu einer spielenden Verarbeitung der öffentlichen Lebenssubstanzen, zeigte sich in den Salons von Paris besonders zu der Zeit, wo die Politik, welche der Julirevolution folgte, ihren eigentlichen Kampfplatz in den Coterieen aufschlug. Hr. Gans weifs mit ebenso vieler Ruhe als scharfen, kurzen und schlagenden Wendungen diese Zirkel und Persönlichkeiten zu schildern. Mit einigen wenigen Strichen wird Guizot, der damalige Minister des Innern, erschöpfend charakterisirt. Noch interessanter ist ein Salonabend bei Lafayette, von dem Hr. Gans sagt: „man hätte in der höflichen Ritterlichkeit des Greises schwerlich den gefürchteten Feind der Throne, und den Widersacher der heiligen Allianz erkannt, sondern vielmehr den Marquis der guten alten Zeit, der noch im Alter Liebeshändeln nicht entsagt, und mit Anstand und Grazie die Menuett tanzt. Selbst dann, wenn er sich in die anstofsenden Zimmer begab, und sofort von Menschen umgeben ward, wenn ihm deutsche Studenten mit be-

Digitized by Google

deutenden Uebertreibungen die Revolutionen von Braunschweig, Cassel und Dresden erzählten, und seinen übergrofsen Eifer für solche Nachrichten erwarteten, war er ruhig und kalt, schien nicht gleich Alles zu glauben was gesagt wurde, und bewahrte Anstand und Würde." Der Verf. wird in diesen Gemächern Zuschauer einer Begebenheit, die als solche damals von allen Journalen besprochen und bestaunt wurde; dies war ein Besuch Talleyrands in dem Salon von Lafayette, eine Anerkennung für den letzteren als die eigentliche Macht der Julirevolution, welcher der gröfste Diplomat der Weltgeschichte, der alle Epochen zu würdigen wufste, seine Verehrung bezeugen wollte. Ein Gegenüber beider Männer, die den strengsten Geschichtsgegensatz ausdrücken, gehört zu den merkwürdigsten Schauspielen, die aus den Zeitcontrasten hervorgehen können. Sie bezeichnen beide zwei durchaus welthistorische Elemente, ohne deren Hebelkraft die Geschichte stillstehen müfste; der Eine die consequente Einseitigkeit eines unbeugsamen Charakters, der dazu gehört, um Thatsachen und Begebenheiten zu gestalten, der Andere jene grofsartige Inconsequenz, welche das eigentlich Verbindende und Combinirende der geschichtlichen Thatsachen ist, indem sie jederzeit die Veränderung rechtfertigt, weil sie aus dieser mit welthistorischem Takt das Factum herauserkennt. Unter den öffentlichen Ereignissen dieser Zeit war es aber besonders der bevorstehende Prozefs der angeklagten Minister, welcher alle Parteien bewegte und auf dem die Volksleidenschaften sich herumtummelten. Daran knüpften sich in der Deputirtenkammer die Verhandlungen über die Abschaffung der Todesstrafe, die Hr. Gans mit Recht eine Komödie nennt, auf die man als Rettungsmittel verfallen war, um das auf die Hinrichtung der Minister bestehende Volk zu bearbeiten. „Mir war — sagt der Verf. — eine solche gelegenheitliche und für einen bestimmten Zweck berechnete Entscheidung einer grofsen gesellschaftlichen Frage zuwider, und wenn ich auch glaubte, dafs die Civilisation der Zeit es nicht blofs möglich, sondern wirklich mache, bei politischen Verbrechen, bei Münzfälschungen und bei ähnlichen Uebertretungen eine gelindere Sühne eintreten zu lassen, so konnte ich mich nicht davon überzeugen, dafs dem Mord irgend anders als durch die Todesstrafe begegnet werden dürfe." Die gesellschaftlichen Fragen, welche um diese Zeit auch auf dem Wege der Theorie den Boden Frankreichs unterhöhlten, obwohl mit der Absicht eines neuen Aufbau's, würdigt Hr. Gans mit grofser Unbefangenheit in seinen ausführlicheren Bemerkungen über den St. Simonimus, an dem er besonders die nationalökonomischen Grundsätze beleuchtet. Sehr treffend hebt er hervor, dafs das ganze philosophisch-historische Gerüste der St. Simonisten eigentlich nur eine wissenschaftliche Nebensache gewesen, dagegen aber die praktische Feinheit nicht unbemerkt bleiben könne, mit der sie ihre eigene Zeit beurtheilten und dem Liberalismus eine productive Grundlage und positive Richtung mitzutheilen versucht hätten. Zu diesen positiven Versuchen rechnet der Verf. besonders den Gedanken einer Weltverbindung vermittelst der Eisenbahnen. „Nur in der Angabe des Standpunktes — bemerkt Hr. Gans — den der Liberalismus, um inhaltsmäfsig und organisch zu werden, annehmen müsse, haben die St. Simonisten, wie ich glaube, geirrt. Sie haben allen Zufall und alles Besitzthum, welches durch Zufall kommt, ausschliefsen wollen, und nicht gesehen, dafs derselbe dennoch wiederum zu der Thüre hereinschlüpft, die man ihm verschliefsen wollte. Denn, wenn Fähigkeit auch der letzte Träger der Glücksgüter sein soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit? Würden Gunst und Abneigung, Leidenschaft und menschliche Regungen, die doch nicht verbannt werden können, in der Beurtheilung der Fähigkeit nicht irren? giebt es einen objectiven Regulator, und ist nicht die Concurrenz selbst das sicherste Mittel, die Fähigkeit herauszustellen? Das Eigenthum, welches die Einzelnen nur im Namen des Staates je nach ihrer Fähigkeit geniefsen sollen, das Erbrecht, welches durch diese Bestimmung wegfällt, wird auch dem Individuum die Basis seiner Individualität und Besonderheit nehmen." — Und an einer andern Stelle sehr trefflich: „Das Alterthum arbeitete mit seinen Sklaven; wir mit unsern eigenen Personen. Dafür gehört aber auch die Person sich selber an, und ihr Glück oder Unglück, Erfolg oder Mifsgeschick nehmen, hiefse ihr heute die einzige Poesie entziehen, deren sie fähig ist. Denn die negativen Seiten des Lebens gehören auch dazu; wie das Gute das Böse voraussetzt, so mufs ein volles Un-

Digitized by Google

glück möglich sein, damit das Glück eine concrete und angemessene Gestalt empfange.

Vergleicht man mit diesen allseitig angeregten Zuständen der Gesellschaft die Schilderung, welche Hr. Gans in seiner dritten Skizze von *Paris im Jahre* 1835 entwirft, so erstaunt man über die Nivellirung und Abplattung aller Verhältnisse, die uns daraus entgegentritt. Eine Suspension der Geschichte selbst scheint stattgefunden zu haben, und vergeblich sieht man sich nach den Resultaten um. Zwar hat die Gesellschaft eine scheinbare Ruhe und Ausgleichung gewonnen, aber es war der Frieden der Gleichgültigkeit, der sich ihrer bemächtigt hatte. Das Interesse der Vergnügungen war an die Stelle der Politik getreten, um das aus seinem eigentlichen Mittelpunkt gewichene Dasein in einem rauschenden Strom zu übertäuben. Oeffentliche Ereignisse, die sich darboten, wie z. B. der Prozefs des Fieschi, wurden im Publikum fast mehr aus dem Gesichtspunkt theatralischer Belustigung angesehen, und die Theaterhäuser füllten sich am meisten und liebsten vor Schauderstücken, deren Helden eine Wahlverwandtschaft mit Fieschi aufzeigten, wie Robert Macaire, von welchem Stück Hr. Gans sehr ergötzliche Nutzanwendungen macht, indem er beim Herausgehen aus dem Theater sich sorgfältig beide Taschen zuhält, in der Ueberzeugung, ein solches Stück müsse nothwendig praktischen Erfolg haben, und mehr wie Einer dadurch zu Verbrechen und Diebstahl aufgefordert werden. Einige andere mehr heitere Schilderungen, namentlich weiblicher Bekanntschaften, wie der Prinzessin von Belgiojoso und der bekannten Dichterin, Madame Delphine de Girardin, geborne Gay, gelingen dem Verf., um den Hintergrund dieses Abschnittes zu beleben. Bei aller Anmuth des gesellschaftlichen Lebens, bei allen Genüssen der Kunst und des Umgangs, die sich auf dem überfüllten Bazar von Paris darbieten, erscheint ihm jedoch jetzt zum ersten Mal die Form des dortigen Daseins weniger anziehend und unentbehrlich, vielmehr das Ganze der Verhältnisse im Erblassen begriffen. Mit solchem Gefühl beschliefst der Verf. diese Trilogie dreier Epochen, die einen merkwürdigen Prozefs des modernen Geschichtslebens durchlaufen: Die Restaurationsperiode, welche die Fäden der Revolution angelegentlich zu einem festen Knäul ineinanderschlingt, um ihn mit einem Schlag durchhauen zu lassen, dann das Revolutionsjahr, das sich mit gewaltig ausholender Hand an diese Lösung des gordischen Knotens begiebt, und endlich die Periode der Suspension, die an eine noch ungewisse Zukunft appellirt. —

In einer andern Skizze kehrt Hr. Gans noch einmal zu einer positiven Bedeutsamkeit des französischen Lebens zurück, indem er sich im *Salon der Madame Recamier* auf das bevorzugte Gebiet dieses Nationalcharakters begiebt und ihn auf der Höhe seiner gesellschaftlichen Ausbildung mit einer ebenbürtigen Feinheit des Pinsels schildert. In Madame Recamier selbst zeichnet der Verf. einen Mustertypus ächt geselliger Kunst: „durch eine feine, nur nicht Alles beherrschen wollende Bemerkung weifs sie sehr oft den wechselnden Reden den richtigen Gesichtspunkt vorzuschreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Salz und Leben in abgedroschene Gegenstände, und die Kunst, mit leiser, fast unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum andern übergehen zu machen, sichert vor Denen, die sich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die sanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geist durch die Weichheit gesellschaftlicher Formen verdrängt. Beide Weisen anzuziehen, sind sich gewachsen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren sie einen Genufs, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und selbst hier nicht oft in anderer Gesellschaft zu finden ist."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Rückblicke auf Personen und Zustände. Von Eduard Gans.

(Schlufs.)

Diese Skizze ist ebenso meisterhaft gelungen in der Vorüberführung der Gestalten, die sich auf diesem spiegelglatten Estrich des Umgangs bewegen, und unter denen besonders Chateaubriand anschaulich abgebildet ist, von dem Hr. Gans sehr treffend sagt, er habe das Glück, gleichsam zu den grofsen Gestorbenen gerechnet werden zu können; als auch die Folgerungen sinnreich und bemerkenswerth sind, die der Verf. für den Charakter der französischen Geselligkeit überhaupt daraus zieht. Wir stimmen mit Hrn. Gans überein, dafs das eigentlich *menschliche* und *humane* Wesen des geselligen Umgangs nur in Frankreich vollendet herausgebildet ist, und dort mit einer Freiheit und Leichtigkeit, mit einer Virtuosität des Wohlwollens, könnte man sagen, geübt wird, von der bei andern Völkern noch die analogen Begriffe fehlen. Die Blüthe der Geselligkeit ist darin zu suchen, dafs die menschlichen Persönlichkeiten in freier und ungezwungener Geltung sich gegenüberstehen, und die Härten von sich ausgeschmolzen haben, welche die aufserhalb der Geselligkeit liegende bürgerliche Stellung als schweres Blei den Personen beigiebt. Die heitre Macht der Persönlichkeit, welche in Frankreich das einzig Bindende des Umgangs ist, flieht aber die Bande des deutschen Gesellschaftslebens, in dem das Menschliche nur unter Vorbehalten und anderweitig entnommenen Bedingungen sich äufsert. „In Deutschland — sagt der Verf. — wird noch immer Etwas aufser dem Zusammensein gefordert, damit man zusammenkomme. Man will essen und trinken, lange bei Tische sitzen, man braucht Spielkarten und Musik, wenn man es aushalten soll. Wirth und Gäste rücken sich wie Potentaten entgegen, beobachten sich und man macht wechselweise aneinander Ansprüche. In England giebt es eigentlich gar keine Geselligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor als irgendwo, aber aufser denselben ist nichts als der baare, enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus mufs besonders, wie eine Festung, erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf dasselbe verlassen. — In Italien giebt es nicht nur keine Geselligkeit, sondern auch keine Gesellschaft. Die Familien sind aufserhalb, im Kaffeehause oder auf der Strafse. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, so wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corso mitmachen dürfet. Das geistreichste, lebendigste und genialste Volk mufs, so will es leider das Gesetz der Geschichte, seine Thüren den Fremden verschliefsen, die Gastfreundschaft verlangen. — Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, gleich, leicht sich findend, wendend und wiederfindend, ohne Ansprüche und Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne." —

Wir gehen mit dem Verf. zu einigen Mischbildungen neuerer Zustände über, die er besonders auf einem Besuch der *Schweiz* beobachtet und schildert. In diesem Lande fühlt Hr. Gans zuerst die Veranlassung, sich der Naturanschauung und den Empfindungen, denen man vor dieser Malerei von Berg und Thal und Himmel nicht entgeht, zu überlassen. Aber er unternimmt die Beschreibung der Naturscenerie ebenso wenig wie die der städtischen Localitäten, obwohl ihm nicht gänzlich der Sinn dafür gebricht. Seine Naturgefühle überschleichen ihn vor den grofs-

Digitized by Google

artigen Landschaftsbildern des berner Oberlandes, aber er verweilt nicht dabei, um seine Anschauungen auszudrücken. Das descriptive Talent der Natur gegenüber wird in unserer Zeit immer seltener, und weicht der ethnographischen Skizzenzeichnung und volksthümlichen Auffassung, die statt dessen in die Mode gekommen und seitdem mehrfache Talente gefunden hat. Auch Hr. Gans wendet sich sogleich dem Volksleben zu, besonders aber den politischen Zuständen der Schweiz, zu deren klarer Durchschauung eine mehr als gewöhnliche Optik erforderlich ist. Eine bedeutsame Frage fafst der Verf. hier ins Auge, die Errichtung einer allgemeinen Schweizeruniversität, die damals Gegenstand eifriger Verhandlungen wurde, aber an der kleinlichen Rivalität der einzelnen Cantone, deren keiner dem andern den Sitz eines solchen Instituts gegönnt haben würde, scheiterte. Hr. Gans hebt hervor, wie davon ein Vereinigungspunkt deutscher und französischer Wissenschaft hätte erwartet werden können, wie man ihn nirgend anders würde gefunden haben. Dafs eine solche Durchdringung des französischen politischen Naturells mit dem deutschen literarischen Leben der Zeit nicht fern liegt, sondern vielmehr eines ihrer Symptome ausmachen würde, ist ersichtlich in allen Bewegungen der heutigen Cultur, aber für die Verwirklichung eines solchen Gedankens hat es bisjetzt eben an dem Punkt gefehlt, wo man ihn fixiren sollte. „Hier in der Schweiz — bemerkt Hr. Gans — durfte eben eine Hoffnung der Art entstehen, weil nicht von der Präponderanz eines Elements, sondern von der Coordinirung beider die Rede war, weil die französische Sprache nicht als siegende und die deutsche nicht als besiegte erschien, weil sie beide, als im Gemeinbesitze befindlich, ihren Werth und ihre Vorzüge gegeneinander austauschen konnten." Doch widerstehen die Elemente der Schweiz dieser Ausführung ebenso stark, wie die des *Elsasses*, über dessen *Deutschheit* der Verf. einen interessanten Aufsatz geliefert, und den man noch mehr für den richtigen Coincidenzpunkt einer solchen Idee ansehen könnte. Aber Hr. Gans hat es selbst sehr anschaulich gemacht, wie im Elsafs die deutschen und französischen Elemente sich hartnäckig ausweichen. Nach seiner Darstellung mufs man schliefsen, dafs der Elsasser sich hierin einen glückseligen Eklektizismus zu eigen gemacht, mit dem er von beiden Lebensrichtungen, auf denen er ruht, das Wesentliche in seinen Charakter und innern Haushalt aufgenommen. So ist er in seinen politischen Sympathieen ebenso entschieden und unveränderlich ein Franzose, als er in seinen geistigen und gemüthlichen Bedürfnissen und in der Art, wie er sie befriedigt, Deutschland angehört. Scheint dies ein organisches Auseinanderfallen beider Elemente, so deutet es doch auch zugleich auf eine Einigung derselben hin. „Es liegt hier — bemerkt der Verf. — wie in der Schweiz, eine Möglichkeit der Verschmelzung, und des Ueberganges zweier grofser Nationen in einander, die von dem Standpunkte europäischer Civilisation aus zu begünstigen ist. Wenn die Elsasser auch weniger geeignet sein möchten, uns mit den Produkten des französischen Geistes bekannt zu machen, die wir aus erster Quelle empfangen können, so dürfen sie doch als Repräsentanten deutscher Art bei unsern überrheinischen Nachbaren betrachtet werden, die diese Bestandtheile ebenso wenig, wie die spanischen ihres Südens und die britannischen ihres Nordens, vermissen möchten." —

Die Lebenstendenzen *Englands* treten in dem Buche des Hrn. Gans, in dem sich die wesentlichsten modernen Bildungsstufen begegnen, weniger als ein nothwendiger Einschlag heraus. Aufser einem in etwas humoristischer Färbung abgeschilderten Diner mit *Jeremias Bentham* treffen wir auf eine *Sitzung des Oberhauses* vom 7. zum 8. Oktober 1831, worin es sich um die Reformbill handelt. Hr. Gans hatte in dieser Sitzung, der er zwölf Stunden in der Nacht stehend, in der unbequemsten Stellung, und ohne sich fortbegeben zu können, beiwohnte, alle Gelegenheit, um das colossale Naturell der politischen Redner Englands kennen zu lernen. Hr. Gans wurde von der blofsen Anstrengung des Zuhörens krank, und stellte im Bette Betrachtungen über die englische Beredsamkeit, im Gegensatz zu der deutschen und französischen, an. Er mufste sich gestehen, dafs die Deutschen weder körperlich noch geistig etwas Aehnliches zu leisten vermöchten, wie diese englischen Redner, die sich mit der gröfsten Leichtigkeit schon in der fünften Nacht solchen gewaltigen Discussionen hingegeben hatten. Mit Recht führt er an, dafs der Grund hievon in der Ermangelung einer historischen und politischen Erziehung liege, in welcher der Engländer schon von Jugend

Digitized by Google

an aufwachse. „In Deutschland — bemerkt Hr. Gans — können in der Regel nur Offiziere und Professoren leidlich sprechen; die Ersten, weil sie Geistesgegenwart, die Letzten, weil sie Uebung besitzen." Obwohl wir gegen das Detail dieser Anführung Mehreres einzuwenden und anders zu nüanciren hätten, so liegt es uns doch näher, mit einem Dank gegen Hrn. Gans selbst zu schliefsen, der in einem deutschen Buche eine Freiheit der Darstellung und Gesinnung herauszubilden gestrebt hat, wie man sie im Leben bei unsern Nachbarvölkern als heimische Muster findet. Wenn sich Manche dem Anerkennen seiner Leistung verschliefsen, so thun sie es, weil sie selbst derjenigen Eigenschaften noch ermangeln, durch welche sich sein Buch schon in einem bemerkenswerthen Grade auszeichnet. Th. Mundt.

XIII.

Beobachtung einer auffallenden bisher unerkannten Structur des Seelenorgans bei Menschen und Thieren, von C. G. Ehrenberg. Mit sechs Kupfertafeln, den Bau des Gehirns und der Nerven bei Menschen und 30 *Gattungen von Thieren darstellend. Ein in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im October* 1833 *gehaltener Vortrag, revidirt im Febr. d. J. Berlin,* 1836. *Fol.*

Die Untersuchungen über die Structur des Gehirns und des übrigen Nevensystems sind so eigner Art, dafs sie ebensosehr den Naturforscher von sich abschrecken, als sie ihn wieder an sich ziehen. Wenn man sich erst eine möglichst vollständige psychologische Anschauung der unendlichen Mannigfaltigkeit des Seelenorganismus, die man nothdürftig an Begriffe von Kräften und Vermögen zu knüpfen pflegt, verschafft hat, und nun seinen Blick zum materiellen Organ der Seele selbst wendet, so verläfst uns hier alle Beziehung zwichen Zweck und Mittel, zwischen den Mitteln und den Erfolgen. Hat sich nun der Forscher mit aller Gewalt seiner geistigen Kraft in die Untersuchung dieses Gegenstandes geworfen, hat er die scheinbare Einfachheit und die dennoch so unentwirrbare Complication der untersuchten organischen Gebilde in Erfahrung gebracht, hat er ferner die oft unabwehrbaren Vorspiegelungen fremder und eigener Phantasie niedergekämpft und von dem stillen Raume seiner Beobachtung glücklich abgehalten, so wandeln ihn nicht selten Momente an, wo er wie vor einem Mysterium schaudernd stehn bleibt und seinen Schritt nicht weiter zu bewegen wagt, und auf immer müfsig die Hände sinken lassen möchte im Gefühl, dafs er hier einen der Gränzpunkte der irdischen Lebensform überhaupt erreicht hat, über die das Individuum nur vergeblich ankämpfen kann. Doch bald erwacht wieder der alte unendliche Trieb des Menschen, der ihn in die Tiefen der Natur zieht und unwiderstehlich wirft er sich von Neuem in die so oft versuchten Mühen.

Diese und dergleichen Gefühle und Betrachtungen hat Ref. wieder in Fülle erlebt und angestellt, als er durch obige Abhandlung Ehrenbergs veranlafst im Winter dieses Jahres, nun zum drittenmale in seinem Leben, an eine erneuerte Untersuchung des Seelenorgans sich begab, und indem gegenwärtig der Gegenstand sich ihm wieder in entferntere Perspective gestellt hat, fühlt er recht lebhaft das Ungeheuere der Aufgabe und erfährt die Schwankungen der Anziehung und Abstofsung seines Forschungstriebes. Wenn es nun bei den jüngsten Untersuchungen Ehrenbergs sowohl als Anderer gelang, neue, bisher ungeahndete Gebilde im Gehirne zu entdecken, so ist dadurch das Mysterium des Seelenorgans durchaus nicht aufgeklärt, eher nur verwickelter geworden. Doch gehört es wesentlich zur Lösung eines schweren Räthsels, dafs man erst alle Momente seines Inhaltes, wenn sie noch so zahlreich wären, vollständig erkannt hat, damit der waltende Gedanke desselben, wie von selbst mit Blitzesschnelle vor dem freudig erstaunten Geiste aufgehe.

Die gegenwärtigen seit einigen Jahren schon bekannten mit allgemeinem Interesse aufgenommenen Untersuchungen Ehrenbergs über die Struktur des Gehirnes, gehen zwar nicht von einer ganz neuen Entdeckung aus, indem er selbst in seiner historischen Einleitung Leeuwenhoek und Fontana die frühere Entdeckung der eigentlichen Hirnfasern zugesteht, ihm gebührt jedoch das Verdienst, den theils seit langem zur Seite gelegten, theils durch das systematische und historisch-gelehrte Gewirre der Compendien verdunkelten Gegenstand mit dem Lichte der neueren Forschung beleuchtet, von neuem entdeckt und in seiner organischen Totalität aufgefafst zu haben, wodurch er hoffentlich für immer vor einem Rückfall in die Vergessenheit gesichert ist, indem die heutzutage so zahlrei-

Digitized by Google

chen und nach allen Seiten hin spähenden Organe der Wissenschaft der Natur nicht unterlassen werden, ihn festzuhalten und so weit zu führen, als die Kräfte der gegenwärtigen Generation immer nur erlauben.

Um eine kurze Uebersicht des durch diese Untersuchungen für die Fortschritte der Hirn- und Nervenlehre von Ehrenberg Geleisteten zu gewinnen, müssen wir einen Unterschied setzen zwischen den Thatsachen und zwischen den Meinungen. Unter den erstern sind wieder solche, welche ganz ins Reine gebracht sind, und solche, welche noch weiter geführt werden müssen, um zu dem Werthe fester Resultate erhoben zu werden.

Zu den feststehenden Thatsachen könnte man nun folgende rechnen: 1) Die graue Substanz besteht bis auf eine gewisse Tiefe zunächst der äufsern Oberfläche des Gehirns gröfstentheils aus gröfseren grauen rundlichen Körnern, welche wieder aus kleinern sehr feinen Körnchen zusammengesetzt sind; das Uebrige ist eine feinkörnige homogene graue Substanz, in welcher die gröfsern Körner nesterweise eingelagert sind; diese ganze Substanz ist von einem reichen Gefäfsnetze durchdrungen. In der Nähe der Medullarsubstanz (in der Region der sogenannten gelben Substanz) treten immer deutlichere Fasern in der Rindensubstanz hervor und in gleichem Mafse werden die Gefäfse seltener.

2) Die weifse Marksubstanz besteht aus perlenschnurförmigen sehr langen mit einander nicht anastomosirenden von der Peripherie gegen die Hirnschenkel und Commissuren, theils parallel, theils etwas convergirend verlaufenden Fasern (Röhren, Gliederröhren?)

3) In der Nähe der Hirnbasis, wo die Nerven ihren Ursprung nehmen, so wie auch in der Nähe der Umkleidung der Hirnhöhlen, findet man zwischen den perlenschnurförmigen Faserbündeln einzelne viel dickere Fasern (oder vielleicht Röhren, da man an ihrem Umfange zwei Linien unterscheidet, die eine bestimmte Gefäfswandung anzeigen möchten). Auch diese Fasern erscheinen in mehr oder weniger gleichen Distanzen angeschwollen (oder varicös, wenn es Röhren sein sollten). Es hat das Ansehen, als wenn sie eine eigene helle, durchsichtige, zähe Lymphe enthielten, jedoch fliefst beim Zerreissen nichts heraus und die Wände scheinen sich über der zerrissenen Mündung zu schliefsen.

4) Die Gliederröhren (?) constituiren hauptsächlich die weifse Substanz des Rückenmarks, der graue Kern desselben ist der Rindensubstanz des Gehirns ähnlich. (Jedoch nicht ohne bedeutende Eigenthümlichkeiten).

5) An den Ursprüngen der Hirn- und Rückenmarksnerven gehen die Gliederröhren unmittelbar in die Cylinderröhren der Nervenbündel über.

6) Die Elementarfäden der aus dem Hirn und dem Rückenmark hervorgetretenen Nerven bestehen aus gleichförmig cylindrischen, aus einer ziemlich festen Zellgewebsubstanz gebildeten Röhren, in welchen ein weniger durchsichtiges, als das der Gliederröhren des Hirns und Rückenmarks, zähes herausdrückbares Mark enthalten ist. Sie verlaufen von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ende in den Organen, ohne Anastomose mit den benachbarten Fasern.

7) Von dieser Conformation machen einige der Sinnesnerven, welche im Gehirn ihren Ursprung nehmen, namentlich die Riech- Seh- und Hörnerven eine Ausnahme, indem sie bis zu ihrem Eintritt in das Sinnesorgan aus nackten, denen des Hirns ähnlichen, Fasern bestehen.

Eine noch genauere Untersuchung erfordern folgende Gegenstände: 1) Ob es einen durchgehenden anatomischen Unterschied giebt zwischen den Empfindungsnerven und den übrigen Nervenarten. Wenn sich auch ein solcher bei den obenerwähnten findet, so zeigt er sich doch nicht beim fünften Paar (dem Gefühlsnerven des Kopfes) noch beim Glossopharyngeus (dem eigentlichen Geschmacksnerven) noch bei den Empfindungsnerven des Rückenmarks.

2) Der von Ehrenberg aufgestellte Unterschied zwischen der Lymphe der Gliederröhren des Hirns und dem Marke der eigentlichen Nervenröhren, scheint unserm Dafürhalten nach nicht in der Wahrheit der Sache selbst gegründet zu sein. Wenn man die Elementarfasern der Nerven sehr behutsam prefst, so tritt das Mark so durchsichtig hervor wie man es nur irgend an dem Marke der Hirnfasern wahrnehmen kann. Wenn man es durch die zellgewebigen Hüllen betrachtet, so scheint es allerdings getrübt und in seinem Innern discontinuirlich, was jedoch nicht so sehr seiner Substanz als vielmehr den Ungleichheiten der Hülle zuzuschreiben ist. Wenn es herausgeprefst noch so dursichtig erscheint, so kann man es bei stärkerem Drucke und bei einem geringen Uebereinanderschieben der Glasplatten sogleich in einen emulsionartigen trüben Brei verwandeln, was jedoch ebensosehr von den Hirnfasern gilt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1837.

Beobachtung einer auffallenden bisher unerkannten Structur des Seelenorgans bei Menschen und Thieren, von C. G. Ehrenberg.

(Schluſs.)

3) Was die Gliederröhren betrifft, so unterscheidet man deutlich an denselben eine umgebende peripherische und eine innere centrale Substanz. Die erstere giebt ihnen das Ansehen von Röhren mit besonderen Ständen, welche die centrale limpide Substanz in sich einschlieſsen. Bei Allem dem scheint es uns doch noch immer problematisch, die äuſsere Substanz dieser sogenannten Gliederröhren für eine besondere gefäſsartige Organisation zu halten. Sie scheint vielmehr ebenso wie die innere (Lymphe) eine bloſse zähe Flüssigkeit zu sein. Dafür spricht folgende Bemerkung. Im Rückenmarke, wo E's. Gliederröhren besonders groſs und deutlich sind, kann man deutlich sehen, daſs wenn sie zerrissen sind, an dem abgerissenen Ende die umgebende zähe Substanz sogleich in sich selbst zusammenflieſst und die angenommene Mündung verschlieſst. Zwischen zerquetschtem Hirn- und Rückenmark sieht man häufig groſse Kugeln und allerlei unregelmäſsige Gestalten, deren Umfang durchaus mit jener peripherischen Substanz begränzt erscheint. Endlich kann man durch Behandlung des Gehirns und Rückenmarks mit Alkohol und Schwefeläther eine fettartige Materie beim Verdunsten des Menstruums gewinnen, welche in kleinen Kugeln und Cylinderchen erscheint und ähnliche peripherische und centrale Substanz unterscheiden läſst, weshalb ich diesen Stoff, bloſs zu meinem eigenen Gebrauche, Diplorin genannt habe.

4) Was die Varicositäten der Hirn- und Rückenmarksfasern betrifft, so könnte man auch noch ihre durchgängig constante Bildung bezweifeln. Mein Hauptgrund ist der, daſs man sie durch vermehrte Pressung und plötzliches Nachlassen künstlich erzeugen kann Auſserdem findet man zwischen den varicösen Faser auch jedesmal andere, welche in ganzen Strecken keine Erweiterung zeigen; ja mitunter hat es Noth varicöse Fasern zu finden, da fast alle cylindrisch sind: auf jeden Fall sind sie nicht so allgemein als es den Anschein hat. Bei Betrachtung dieser Umstände ist es kein Wunder, daſs man über die Normalität der Varicositäten in Zweifel geräth, da es wohl anzunehmen ist, daſs bei einem noch so behutsamen Herausschneiden der Hirnsubstanz und ihrer Vorbereitung zu microscopischer Untersuchung so viele Zerrungen in derselben Statt finden mögen, als es nöthig erscheinen möchte, die künstliche Erzeugung jener Varicositäten zu erklären. Bei dem Allem ist man dennoch nach wiederholten Untersuchungen geneigter, ihre Realität anzunehmen, namentlich darum, weil sie aus verschiedenen Stellen des Hirns und Rückenmarks und bei verschiedenen Thieren durchaus eigenthümliche und constante Bildungen zeigen und weil sonst bei zufälliger Entstehung derselben sich unendliche Abweichungen zeigen müſsten. Doch auch dieses könnte in den jedesmaligen speciellen Bedingungen seinen Grund haben.

5) Ehrenberg hat schon bemerkt, daſs mitunter diese Varicositäten seitwärts ziemlich weit von der Stammfaser auslaufen, was man dann leicht für Verzweigungen oder anastomotische Verlängerungen halten könnte. Dieses kömmt jedoch offenbar nur zufällig vor, und müſste gewiſs ohne Vergleich öfter wahrgenommen werden, wenn Verzweigung und Anastomose der Hirnfaser in der Regel wäre. Wenn es gelingt sehr lange Strecken der Fasern unverletzt unter das Microscop zu bringen, so miſst man mit Verwunderung ihre Längen, ohne je eine Anastomose oder Verzweigung zu finden. In den Gehirnen der Wiederkäuer breitet sich die Hirnklappe

Digitized by Google

in eine bedeutende vollkommen durchsichtige Membran aus, in welcher die Fasern häufig nur eine einzige Schichte bilden. Man sieht sie dann meist ohne alle Varicositäten und durchaus unverzweigt und ohne Anastomosen.

Es giebt ein Gebilde im Gehirn, wo Verzweigungen und Anastomosen sich finden, und welches man vielleicht mit wahren Hirnfasern verwechselt hat, wenn man dergleichen wahrzunehmen glaubte: es sind die gangliösen Körner der schwarzen und innern grauen Substanz, welche vielfach in Fortsätze auslaufen, die sich verzweigen und unter einander anastomosiren.

6) Die Annahme von der Nichtverzweigung der einzelnen Hirnfasern, die man doch nicht füglich abwehren kann, bringt uns in einen eigenen innern Widerspruch, wenn wir es versuchen, uns eine Totalanschauung der Gehirnstructur zu bilden. Einerseits werden die Hirnfasern gegen die Hirnbasis, die Hirnschenkel und das verlängerte Mark stärker, obgleich sie hier in einem kleinern Umfange vereinigt sind. Ihre Zahl mufs also ungleich geringer sein als die Zahl der von der Rindensubstanz kommenden Hirnfasern. Der gröfste Theil dieser Fasern müfste nun immanent sein und sich mittelst der Commissuren in sich selbst endigen, was uns auch sehr wahrscheinlich erscheint. Demungeachtet würde noch eine solche Ueberzahl von Nervenfasern übrig bleiben, die das Verhältnifs in den Hirnstämmen bei weitem überträfe. Die gröfsern Fasern aus kleinern coalesciren lassen, ist nicht wohl thunlich, weil so was bei solcher Zahl schon müfste bemerkt worden sein. Vielleicht verstrickt sich ein Theil in den grofsen Hirnganglien mit den Ganglienkörnern. Die weiteren Untersuchungen über diese Verhältnisse, über die Gröfse der Hirnmassen im Verhältnifs zu den Commissuren, Hirnstämmen, Hirnnerven und Hirnganglien, über die Ursprünge der gröfsern Hirnfasern und die Anfänge der Hirnnerven, über die Vertheilung der gangliösen Körner und Anderes müssen noch mit der Zeit sehr wichtige Resultate für die organische und dynamische Nervenlehre gewähren. Auf jeden Fall dürfte bei solchen Untersuchungen nicht die von Reil mit so grofsem Erfolg in Anwendung gebrachte Verhärtungsmethode und die damit zusammenhängende Untersuchungsweise vernachläfsigt werden. Die microtomische und jene Methode und vielleicht noch die Einspritzung der feinsten Gefäfse müssen einander wechselsweise zur Ergänzung dienen.

7) Ehrenberg läugnet (p. 38) ein besonderes wahrnehmbares Zellgewebe oder Cäment, durch welches die einzelnen Hirnfasern mit einander vereinigt wären. Auch wir konnten nie dergleichen bemerken. Dennoch ist ein bedeutender Zusammenhang in allen Hirntheilen und eine ziemliche Adhäsion der einzelnen Hirnfasern unter einander.

Sollte nicht die peripherische sehr zähe Substanz der Hirnfasern hier die Stelle des Zellgewebes vertreten? Vielleicht würde sie sich, gehörig von der innern geschieden, als Gallerte bewähren. Sollte hier nicht eine Mischung von Ammoniak und Gerbestoff oder andern die Gallerte mächtig coagulirenden Stoffen einen Aufschlufs geben?

8) Bei dem sympathischen Nerven ist es uns durchaus nicht gelungen, sowohl in seinen Ganglien als in den Zwischenparthien, Ehrenbergs gegliederte Hirnröhren zu finden, was auch schon daraus zu vermuthen war, dafs alle Theile dieses Nerven und seiner Ganglien sehr fest und von einem dichten Zellgewebe durchdrungen sind. Dagegen hätten aber die allen Nervenganglien eigenthümlichen Körner verdient näher beschrieben und abgebildet zu werden, da nun einmal von der Struktur des Seelenorgans, wozu denn auch nebst dem Hirn das ganze übrige Nervensystem gerechnet wird, die Rede war. Es ist uns gar nicht glaublich, dafs Ehrenberg diese Ganglienkörner bei seinen Untersuchungen nicht allenthalben bemerkt haben sollte. Er erwähnt ihrer nur beim Meerschweinchen, bei den Vögeln und bildet ihnen analoge kolbige Bildungen vom Blutegel ab. Bei dem Meerschweinchen, wo er sie im ganglion coeliacum gefunden, nennt er sie drüsenartige Kugeln. Ueberall aber sieht man, dafs er ihnen nicht die Wichtigkeit beilegt und nicht die Aufmerksamkeit schenkt, die sie vermöge ihrer Frequenz im ganzen Seelenorgan und ihrer so eigenthümlichen bedeutungsvollen Bildung, wohl verdient hätten. Ich halte diese gangliösen mit bräunlichem Pigment überzogenen, im Innern ein centrales, von einem durchsichtigen Hofe umgebenes Körnchen bergenden Kugeln, welche in grofser Anzahl in allen Nervenganglien und den sie verbindenden Nerven, so wie auch in der schwarzen Substanz des Gehirns, in

Digitized by Google

den Sehhügeln und gestreiften Körpern etc. eingestreut sind, für ein besonderes organisches System innerhalb des Nervensystems von gleicher Wichtigkeit, wie die perlenschnurförmigen und die Cylinderfasern, indem sie den wesentlichen Charakter der Ganglienmassen zu constituiren scheinen, die man längst als besonderes System zu betrachten, nicht Anstand genommen hat. Doch darüber an einem andern Orte ein Mehreres.

9) Wenn ein, obgleich sehr schwankendes Verhältnifs, zwischen der Gröfse der Blutkügelchen und den gekörnten Markkügelchen an der Peripherie des Hirn- und Nervensystems vorhanden ist, so folgt daraus wohl nur das theilweis geltende Gesetz, dafs häufig bei niedern Organismen, und in verschiedenen Momenten der individuellen Metamorphose die Elementartheilchen als Blutkügelchen, Drüsenkörner, organische Fasern u. s. w. absolut gleich oder selbst gröfser sind als bei höheren Organismen und in Momenten höherer Entwicklung und völliger Reife. Woraus jedoch, wenn andere entscheidende Bedingungen nicht zu der Annahme zwingen, durchaus nicht hervorgeht, dafs eins aus dem andern, wie hier die Nervenkügelchen aus den Blutkügelchen, durch blofse Metamorphose sich hervorbilden müfste.

10) Ehrenberg hat bei seinen Untersuchungen, besonders bei den Abbildungen, die eine wesentliche Ergänzung des schriftlich Mitgetheilten ausmachen sollten, überall Rücksicht auf den Bau der Retina genommen. Ueber den Werth diser Abbildungen erlaubt sich Ref. kein vorzeitiges Urtheil; es wird sich selber herauswerfen, wenn einmal dieser Gegenstand, auch nach Treviranus und Langenbeck mit der Gründlichkeit und Eleganz, die er wohl verdient, untersucht und dargestellt sein wird.

Wir kommen nun zu Ehrenbergs Meinung über die organische Bedeutung der Hirn- und Nervensubstanz. Wir werden sie nach ihren Hauptmomenten anführen und unsere Bemerkungen beifügen.

1) Die innern Kerne der Blutkügelchen bestehen aus einer Zahl noch viel kleinerer Körnchen. Diese sind das Material, woraus zunächst die graue, dann die weifse Substanz des Gehirns, dann das Mark der Nerven bereitet wird. — Die Zusammengesetztheit der Centralkerne der Blutkügelchen ist eine Thatsache; zwar schwer zu beobachten beim Blute des Menschen und der Säugethiere, aber desto deutlicher bei Vögeln und Amphibien. Auch eine äufsere Aehnlichkeit zwischen diesen und den kleinsten Körnchen der grauen Substanz ist nicht zu läugnen. Aber ihre Identität müfste, da man den Uebergang des einen Stoffes in den andern nicht mit den Sinnen verfolgen kann, noch auf eine andere Weise, z. B. durch ihr chemisches Verhalten bewiesen werden.

2) Die letzten Enden der Arterien bilden nicht blofs ein in die Venen übergehendes in sich geschlossenes Gefäfsnetz, sondern ein Theil geht in freie mit Mündungen versehene Enden aus, welche Mündungen durch lebendige Action geschlossen sind oder sich öffnen und so die Bestandtheile des Blutes secerniren. Hiedurch könnten namentlich in den Gefäfsenden der grauen Hirnsubstanz die Hüllen der Blutkügelchen abgestreift und die freigewordenen Kerne durchgelassen werden, die dann zur Bildung der Lymphe der Gliederröhren der grauen und der weifsen Substanz verwendet würden. Es scheint, dafs hier die Anfänge der Gliederröhren gleichfalls als mit offenen Mündungen versehen vorgestellt werden, welche dann die aus den Gefäfshöhlen herausgetretenen und etwa im Parenchym der grauen Hirnsubstanz angehäuften Blutkerne und die noch kleineren Körnchen, aus denen sie zusammengesetzt sind, aufnehmen, wo sie dann im weitern Fortgange in die Lymphe der Gliederröhren umgewandelt werden.

3) Es entsteht nun die Frage, ob diese Lymphe in den Gliederröhren sich fortbewegt oder stagnirt und ob somit der Hirn- und Nervensubstanz der Charakter der Flüssigkeit oder der Solidität zukomme. Directe Beobachtungen an lebenden unverletzten Froschnerven zeigen zwar keine rasche bemerkbare Saftbewegung; dennoch wird an einer spätern Stelle fragweise der Satz aufgestellt: „ob nicht anscheinend die Nerventhätigkeit Absonderung eines Stoffes aus dem Blute und „zwar aus dessen Kernen sei, welcher erst als zäher „Saft in Gliederröhren und allmählig als Nervenmark „in den Cylinderröhren langsam und unsichtbar fort„rückend angehäuft wird, an deren Enden er wieder „als Auswurfsstoff in die allgemeine Resorption über„geht?"

4) Somit ist für den Verf. „die ideale Figur einer

Digitized by Google

„einzelnen Nervenröhre, soweit directe Untersuchung „zu kommen erlaubte, spindelförmig, mit grofser Zart„heit und Gliederung anfangend, hinter der Mitte ge„schwollen cylindrisch und markführend, dann abneh„mend, immer einfach und sich zwischen, *vielleicht „in Gefäfsen* verlierend." Es würde also, wenn man's so verstehen darf, ein Theil der Nervenröhren unmittelbar in die venösen Gefäfsanfänge übergehen, so wie ein Theil des arteriellen Systems unmittelbar in die Anfänge der Gliederröhren überginge, und so das Blut- und Nervensystem zu einem einzigen Kreislauf geschlossen sein, wo einerseits der organische Saft in schneller Bewegung fortgetrieben würde, andererseits in retardirtem Laufe fortrückte bis zur völligen Rückkehr in sich selbst. Dabei scheint auch die Annahme mit gelten zu sollen, dafs an den Grenzen der beiden Systeme, wenigstens an einzelnen Stellen, eine theilweise Ablagerung und Wiederabsorption des flüssigen Inhalts Statt finde. In gleichem Sinne wird vom Gehirn gesagt, dafs es einem Capillargefäfs-Systeme für die eigentlichen Nerven vergleichbar sei. Ferner dafs es nach seiner Function zwar ein Centralorgan, nach seiner Structur aber ein peripherisches Organ, und mit dem Herzen oder Magen als Centralorganen gar nicht vergleichbar sei.

Diese hier dargestellte Hypothese hat in der neuesten Zeit mehrere Nachfolger gefunden und man hat sogar versucht, pathologische Theorien darauf zu bauen. Es ist jedoch kaum zu erwarten, bei allem Werth, welcher den Thatsachen zukömmt, auf denen sie basirt ist, dafs dieselbe durch fortgesetzte Untersuchungen sollte bestätigt werden. Vor allem wäre zu wünschen, dafs ein tüchtiger Physiker uns über die Grenzen des Flüssigen und Festen, die im organischen Reiche vielfach in einander übergehen, belehren möchte. Es scheint, dafs es einen Punkt giebt, wo die weichen organischen Substanzen bald die Rolle des Flüssigen bald die des Festen übernehmen können, jenachdem sie in gröfseren oder in kleineren Massen vorhanden, von stärkeren oder schwächeren mechanischen Kräften getrieben werden, so dafs beide Begriffe in einer gewissen Breite der Cohäsionsverhältnisse etwas Relatives haben können. Für jetzt halten wohl die meisten Anatomen, aus einem gewissen Sinnesgefühl, das sich auf wissenschaftliche Gründe nicht wohl reduziren läfst, die Hirn- und Nervensubstanz für festweiche Gebilde und die sie constituirenden Grundgebilde für Fasern und nicht für Röhren mit flüssigem Inhalt. Es giebt noch eine Art Fluidität, man könnte sie die organische nennen, die man keiner lebendigen Materie auch der festesten wird absprechen können: es ist die durch Stoffwechsel bedingte innere Veränderlichkeit und Beweglichkeit derselben. Nicht diese, die keinem Widerspruche unterliegen würde, sondern nur die hydrostatische hat Ehrenberg im Sinne gehabt, als er seine Hypothese aufstellte, wie sich aus vielfachen Daten seiner Schrift beweisen liefse. Wir sind überzeugt, dafs er auf seine Meinungen nicht zu viel Werth legen wird in dem Gefühle des hohen Verdienstes, welches er sich durch Auffindung für die Wissenschaft unverlierbarer Thatsachen erworben hat.

Purkinje.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Februar 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

XIV.

Monarchie, Landstände und Bundes-Verfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und auf den gegenwärtigen Standpuncten der Staaten- und Bundes-Gesetzgebung beleuchtet von Heinr. Gottl. Reichard, Doct. d. Rechte u. fürstl. reuss. Regier.- und Consistorialrathe zu Gera. Erster Theil. Leipzig, 1836. *Friedr. Fleischer. XXIV,* 598 S. 8.

Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes. Von P. A. Pfizer. Stuttg., 1835. *Verl. v. S. G. Liesching. XII,* 394 S. 8.

Man kann die öffentlichen Rechts-Zustände in Deutschland auf eine mehrfache Weise betrachten; aus dem Gesichtspunkt des sogenannten allgemeinen oder besonderen Interesse, sodann aus den Höhen der Weltgeschichte, der Rechts-Kunst, und endlich mit dem Seherauge des Staatsmannes. Der niedrigste Standpunkt ist der erste, sofern er sich mit keinem der anderen vereinigt; er ist unproductiv auf ungeschichtlichem Wege und ohne das Genie des Staatskünstlers; haltlos ohne die Stütze des Rechts. Von der Weltgeschichte erfragen wir die Bestimmung der Staaten; von dem Staaten-Recht: wie weit sich diese Bestimmung in den inneren Verhältnissen der Staaten schon mit Nothwendigkeit verwirklicht hat, und daraus durch die Kunst des Rechtsgelehrten noch entwickelt werden darf; der beobachtende und fernhin treffende Blick des Staatsmanns weissagt uns aus der Geschichte und aus der Saat im Schoofse der Gegenwart die Zukünftigkeit der Völker; er sucht darnach das Schiff seines Staates wenigstens so zu leiten, dafs diesem, auch wenn ihm der Untergang bevorstände, kein leeres Blatt, sondern eine rühmliche Stelle im Buche der ewigen Geschichte verbleibt. Denn das einzige Ziel des Staatsmannes ist die Ehre des Volkes, welche die Geschichte bewahrt, und die nur durch grofsartige That und Gesinnung errungen wird.

Den einen oder andern Gesichtspunkt, vorzüglich einen der drei letzteren, durften wir nun auch in den beiden obigen Schriften voraussetzen. Das Publikum kennt ihre Verfasser schon aus früheren Leistungen; Reichard aus seinen historisch-politischen Ansichten und Untersuchungen über die praktische Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland (Leipzig 1830.), und P. A. Pfizer — wer hätte nicht wenigstens seinem Saitenspiel gelauscht?

Reichard nun, mit dem Eingeständnifs von mancherlei Unvollkommenheiten und Conflicten, woran die öffentlichen Zustände D's. leiden sollen, hielt es besonders als Staatsbeamter für Beruf und Pflicht, im Geiste der Rechtmäfsigkeit (Legitimität), welche über den Parteien und deren Extremen stehe, das Wort zu nehmen, und im wahren Interesse der Regierungen mit versöhnender Gegenrede einzuschreiten; sein Werk soll die Grundlage und Bedeutung der Fürstengewalt, das System und die Hauptmaximen der Staatsverwaltung, den ständischen Corporationsorganismus, das Verhältnifs der Kirchengesellschaften im Staate, das Rechtsgebiet der Gemeinden und die gesetzliche Freiheit der Staatsbürger überhaupt mit gedrängten Kritiken darstellen; es soll anschaulich machen, wie das Verfassungsrecht, das Behördensystem und das Ständewesen in der Vorzeit ihren Ursprung genommen, wie dieselben im Laufe der Jahrhunderte sich ausgebildet haben, und wie weit ihre Gestalt in der Bewegung der neuesten Zeit verwandelt worden ist. Er hat die Ueberzeugung gewonnen, dafs D. vor anderen Reichen und Völkern die Hauptmomente (Elemente?) für den Zustand wohlthätiger rechtlicher Ordnung und geregel-

Digitized by Google

ter Freiheit schon längst in sich getragen hat, und dafs diese Besitzthümer unter die wesentlichen Hülfsmittel zu rechnen sind, durch welche die deutsche Civilisation ihre jetzige Höhe hat erreichen können; dafs die erleichterte Bekanntschaft mit dem Geiste des Ueberlieferten und der dargebotene Gesammtüberblick dessen, was zur zeitgemäfsen Ausbildung der staatsrechtlichen Verhältnisse neuerlich ins Werk gerichtet worden ist, zu Vergleichungen führe, die ein für den Besitzstand der Gegenwart sehr günstiges Urtheil begründen können. Denn offenbar werde dadurch in Klarheit gebracht, wieviel durch die Maafsregeln der Regierungen gebessert, wie der Weg zum stetigen Fortschreiten angebahnt sei, welche Anwartschaften auf die Steigerung der Volkswohlfahrt sich eröffnet haben, und wie sehr diejenigen irren, welche die wohlthuenden Errungenschaften der einheimischen Kultur den Zuständen fremder Nationen nachsetzen. So handelt denn auch die erste Abtheilung des jetzt erschienenen Bandes von der Vergangenheit, worin von den ältesten Grundlagen der deutschen Verfassung und von der natürlichen Entwickelung der vormaligen Reichs- und Territorial-Verfassung Bericht gegeben wird. Mit der zweiten Abtheilung des gegenwärtigen Bandes beginnt die Darstellung der Gegenwart, in welcher die deutsche Bundesverfassung zunächst ins Auge zu fassen um deswillen räthlich schien, weil diese Schöpfung mit den Formen und Erinnerungen des deutschen Reiches und mit den Rückwirkungen der rheinischen Conföderation im engsten Zusammenhange steht, und weil auf diese Weise die Verbindung des historischen Stoffes erhalten wurde. Im zweiten zur Zeit noch nicht erschienenen Theile will der Verf. den Versuch machen, den Geist der Monarchie und ihres gesammten Verwaltungssystemes, das Verhältnifs der Kirchengesellschaften, und die Rechtsame der Landstände, der Gemeinden und der Staatsbürger in der positiven Ausbildung darzustellen, welche durch den Inhalt der bestehenden ältern wie neuesten Gesetzgebung sich kund giebt. Aus der Zusammenstellung und Charakteristik der verschiedenen Formen und Systeme soll sich dann bestätigen, dafs jedes in seiner Eigenthümlichkeit und in seinen Beziehungen zu der besonderen Volkskultur Mittel besitzt, die Entwickelung des Staatslebens nach verschiedenen Richtungen zu fördern, und dafs auch bei grofser Mannigfaltigkeit der Verfassungsformen in den deutschen Volksstämmen die Einheit der Gesittung immer vorherrscht, und mit lebendiger Mahnung die Einzelnen zum steten Festhalten an der Einheit des Nationalverbandes auffordert.

Wir würden dem Verf. Unrecht thun, wenn wir schon jetzt über das nur halb vollendet uns vorliegende Werk ein für das Ganze geltendes Präjudiz aufstellen wollten, da vielleicht dem zweiten Bande die gröfseste Kraft und höchste Schärfe zugewendet sein könnte; das bisher Gegebene möchte jedoch nach keiner Seite hin wahre Befriedigung gewähren. Denn was erhalten wir vom Verfasser? Zuerst auf 336 Seiten einen Abrifs der vormaligen deutschen Reichs- und Territorialverfassung, hiernächst bis S. 396 die rheinbündnerischen Zustände, und endlich bis 596 eine Darstellung der nunmehrigen Bundesverfassung. Wir wollen nicht in Anschlag bringen, dafs daraus für den einigermafsen in der deutschen Staats- und Volksgeschichte Bewanderten, oder für den Publicisten, kein neuer erheblicher Aufschlufs hervorgeht; der populäre Zweck des Verfs. konnte ein so ausführliches Eingehn in schon Bekanntes nöthig machen oder doch rechtfertigen; jedoch sehen wir nicht ein, wozu es nöthig war, viele ganz verloschene, und fast aufser aller Verbindung und Vergleichung mit den jetzigen Verhältnissen stehende Einrichtungen des Reichsstaates zu berühren (z. B. die alten Land- und Hofgerichte, die reichsritterschaftliche Verfassung u. dgl.), anstatt eine Gesammt-Auffassung des deutschen Volkes und der in ihm ruhenden oder arbeitenden Elemente und Kräfte zu geben; man vermisset den rechten Gebrauch der geschichtlichen Vorzustände für den Zweck des Verfassers. Alles ist periodisch gegen einander abgeschlossen; die Vergleichung der einzelnen Perioden und der ihnen angehörigen Erscheinungen ist, so scheint es, mehr dem Leser selbst überlassen. Aber nicht alle sind dazu geneigt oder fähig, eine solche Vergleichung überhaupt oder in der rechten Weise anzustellen, und die zerstreuten Glieder aus den verschiedenen Zeiten zusammenzusuchen; manches Resultat wird dabei verloren. So z. B. ist, was der Verf. über die älteren landständischen Verfassungen mittheilt, gewifs verdienstlich; aber es steht isolirt; bedeutender würde es sein, wenn es unmittelbar mit den Principien der neueren ständischen Einrichtungen in Verbindung gebracht wäre. Und da sich der Verf. ein-

Digitized by Google

mal vorgenommen hatte, im zweiten Bande die heutige deutsche Staatengliederung in ihren einzelnen Theilen zu erörtern, wo dann auch die Ständeverfassung ihren besonderen Platz findet, so wäre dort wohl erst die bessere Stelle für die Vorgeschichte dieser Stände gewesen; dort hätte sie nicht todt gelegen, sondern wäre als bestimmende oder mitwirkende Kraft hervorgetreten. Jetzt nun werden freilich manche, die es wohl mit dem Vaterlande meinen und beim Verf. Belehrung suchen, zu der allgemeinen Ueberzeugung gelangen oder sich darin bestärken lassen, dafs es in Deutschland gegen sonst besser geworden sei; aber bekanntlich sind die wenigsten damit zufrieden, wenn man ihnen zeigt, dafs es jetzt besser geworden; man will immer das Beste, oder alles so gut als möglich haben; Beruhigung kann nur schaffen, wer da zeigt, dafs es jetzt nothwendig so sein mufs, wie es wirklich ist.

Selbst in der Darstellung des heutigen Bundes-Rechtes verfährt der Verf. beinahe nur referirend; oft sehr compendiarisch. Wir wüfsten keinen einzigen zweifelhaften oder bedenklichen Punkt der Bundesverfassung zu einer gröfsern Klarheit gebracht, z. B. die Stellung der theilweis europäischen Bundesglieder; unbeleuchtet ist die Ausdehnung der richterlichen Gewalt des Bundes, in wiefern sie alle Streitigkeiten ohne Ausnahme auf den Austrägalweg zu verweisen Befugnifs und Pflicht habe, und welches die etwanigen Ausnahmen sind. Selbstständig finden wir den Verf. beinahe nur in der Vertheidigung der Bundes-Competenz bei den neuen Beschlüssen seit 1832, der ständischen Opposition in einigen deutschen Staaten gegenüber; jedoch empfiehlt er noch eine ausdrückliche Bestimmung über die Competenz der Bundesversammlung, durch Zusammenstellung und Revision der bisherigen Beschlüsse; sodann eine förmliche Bundestags-Ordnung, besonders über die Fälle, wo Instructions-Einholung erforderlich sei, und wo nicht; ferner die Aufstellung eines beständigen Bundesgerichts mit vorheriger Zulassung einer Austrägal-Instanz; Verfügungen zu Gunsten einer geregelten Freiheit der Presse und einiges Andere mehr oder minder Erhebliche.

Gern wünschten wir den wohlgemeinten Erörterungen des Verfs. einen versöhnenden Erfolg; aber patriotisches Interesse und Special-Geschichte können über die öffentlichen Zustände allerdings nicht jene Entschiedenheit und Evidenz gewähren, welche die heutige Zeit verlangt und welche nur aus einer völligen Bestimmtheit der Begriffe vom Staat und Staatenverhältnissen, so wie aus der Erkenntnifs der Stellung einzelner Staaten hervorgeht. Jedoch wir wollen erwarten, was uns der Verf. ferner liefern wird. Sein Hauptstudium scheint der Bau der inneren und besonders landständischen Verfassung der deutschen Einzelstaaten zu sein; vielleicht erhalten wir von ihm neue Aufschlüsse über das, was die deutschen Stände sein sollen.

Ganz anders nun verhält es sich mit P. A. Pfizer, dessen hier angezeigte Schrift zwar auch schon von Reichard gekannt wurde, mit deren Hauptansicht sich jedoch derselbe theils durch die Ausführung seiner Schrift, theils ausdrücklich laut der Vorrede in Widerspruch erklärt. Wie ein kühner Akiurg durchsucht Pfizer die öffentlichen Zustände Deutschlands in ihrer stufenweisen Entstehung, zeigt darin Gebrechen auf Gebrechen, und bietet dann mit sicherem Bewufstsein Heilung dar. Und es besteht diese nicht etwa in innerer Besänftigung durch Versöhnung und Vermittlung der Widersprüche, es ist das scharf einschneidende Messer, womit er die ihm krank scheinenden Stellen prüft und heilen will. Auch einem solchen Arzt überläfst man sich, wenn es ihm gelingt unser Vertrauen zu erwerben; dies jedoch wird in letzter Instanz nur durch allgemeine und schlechthin gültige Gründe erzeugt. Und nur auf dieser Fährte folgen wir dem Verfasser.

Freiheit und Einheit sind ihm die Sterne, nach denen die Deutschen sich hinringen sollten. Freilich es haben beide nie zusammen ihnen geleuchtet, und auch der Eine von Beiden ist fast niemals vollständig aufgegangen, „mit Ausnahme der *mythischen* Vorzeit, wo die Deutschen *ohne Zweifel eine einzige freie Familie* bildeten, und woher die Gleichheit ihrer Sprache, Denkart, Rechts-Anschauung und Gebräuche stammt." (S. 36). Denn „die Unfreiheit, die bei den ältesten Volksgemeinden wo nicht unbekannt, doch selten (?) war, scheint hauptsächlich erst bei zunehmender Bevölkerung durch spätere Einwohner, welche die früheren Bewohner unterjochten, entstanden zu sein" (S. 3). Jedoch dem sei wie ihm wolle, „der selbstsüchtige Sonderungstrieb der Deutschen wirkte dahin, dafs die beiden Elemente ihres Lebens in beständiger

Digitized by Google

Fehde lagen und zu einer ächten und heilbringenden Versöhnung nie gelangen konnten" und dafs, als die Erfüllung gekommen war, nämlich nach glücklich durchkämpften Befreiungskriegen, dennoch weder Einheit noch Freiheit wahrhaft gegeben ward, obgleich beides vereint der schaffende Gedanke einer neuen Zeit geworden war, worin Vernunft und National-Instinkt, Aussage der Geschichte und Naturgesetz des Lebens, Bewufstes und Unbewufstes zusammentrafen" (S. 40. 67).

Als wesentliche Mängel in der neuen Schöpfung des deutschen Bundes bezeichnet die vorliegende Schrift erstens: eine zu stiefmütterliche Rücksicht auf die bürgerliche Freiheit der Einzelnen oder auf die Volksfreiheit, als deren Bestandtheile vorzüglich jede Entfernung von Hörigkeit unter dem Schutz eines unabhängigen Richteramts, Volksbewaffnung und Einigungsrecht, endlich landständische Selbstgesetzgebung und Selbstbesteuerung bezeichnet werden; zweitens die Theilnahme *zweier* unter sich angeblich incompatibeler Grofsmächte am Bunde, die sich mit einander bekriegen dürfen, während nur eine derselben wahrhaft für den Bestand des Bundes nöthig gewesen wäre; drittens das allen Einzeln-Staaten verbliebene Recht eigner diplomatischer Verbindungen mit dem Auslande; viertens die zu grofse Rücksicht auf Stimmen-Einhelligkeit; fünftens den Mangel eines eignen, wechselnden Bundes-Executors oder Bundes-Hauptmanns; endlich die unterbliebene Heranziehung einer gemeinschaftlichen Nationalvertretung beim Bunde selbst (S. 67—105). Auf den folgenden Blättern wird sodann die Anklage erhoben, dafs die weitere Fortbildung des Bundesverhältnisses keine Fortschritte, sondern sogar einzelne Rückschritte in Betreff der Volksfreiheiten gemacht habe; selbst die Einrichtung des Bundesheerwesens entgeht nicht der scharfen Kritik des Verfassers (S. 259 f.).

Erschüttert mufs Deutschlands Genius vor dem Spiegel seiner politischen Gebrechen zurückschrecken, welchen Pfizer ihm vorhält, und wer nicht im Stande ist, durch eigene Prüfung den Dingen eine andere Gestalt abzugewinnen, kann nur verlangend seinen Blick nach Trost und Rettung zu dem Verf. hinrichten. Aber welchen Hinblick eröffnet uns Derselbe? Er weiset uns hin auf das System der neuen streng repräsentativen oder constitutionell monarchischen Staatsverfassungen, die sich von der Republik allein noch durch Erblichkeit und Unverantwortlichkeit des Inhabers der vollziehenden Gewalt unterscheiden, und auf dem Grundsatz der Volkssouveränität beruhen sollen; nach welchem also auch nie das in der Wiener Schlufsacte ausgesprochene monarchische Princip hätte angenommen werden dürfen, und welchem ein, jeden Mitspruch der Völker ablehnender, Fürstenbund geradezu in Deutschland entgegenstehe. Verhehlt wird jedoch nicht, dafs dieses System allerdings nur ein Uebergangssystem sei; dafs die reine Republik der endliche Zielpunkt sei, und nur bei der noch bedenklichen Reife der Völker jenes mit allen seinen Täuschungen und Widersprüchen (S. 338) vorläufig erhalten werden müsse. Demnach kommt der Verf. zurück auf den schon oben erwähnten Gedanken einer Nationalrepräsentation des gesammten deutschen Volkes, auf die sichtbare Bestimmung desselben, demnächst einen ächten auf vollkommene Rechtsgleichheit gegründeten Bundesstaat zu bilden; aber er sagt sich selbst, von den Regierenden werde dazu die Hand nicht geboten werden; den einzigen Keil und Hebel findet er in der Fortdauer der constitutionellen Opposition im Geiste des Liberalismus, wie sie sich in den kleineren Staaten Deutschlands gebildet habe, und deren Aufgabe nicht sei, durch zerstörende Einwirkung das einmal Nothwendige zu fördern, als vielmehr zu wirken durch die Macht des Beispiels und der Ueberzeugung. Ihr gilt demnach vorzüglich das letzte Wort des Verfs., eine Cohortation zum festen Aneinanderschliefsen.

Insofern die angezeigte Schrift eine Parteischrift ist, wie vorzüglich der Epilog kundgiebt, haben wir nichts darauf zu erwidern; nur das Zeugnifs, was sich der Verf. selbst giebt, ist zu bestätigen, dafs er eben nicht auf eine versteckte Weise, sondern redlich und frei seine Meinung gesagt habe. Eben so wenig gedenken wir mit ihm über die höchsten leitenden Begriffe seiner Erörterungen zu streiten, von denen nur der der National-Einheit allgemein verständlich erscheint, während der Begriff der Freiheit einer vielfachen Auffassung, Abstufung und Begrenzung empfänglich ist, der wahre Begriff aber von der Partei des reinen oder absoluten Liberalismus durch eignen Machtspruch zurückgewiesen oder doch über seine Grenzen ausgedehnt wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Monarchie, Landstände und Bundes-Verfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und auf den gegenwärtigen Standpuncten der Staaten- u Bundes-Gesetzgebung beleuchtet von Heinr. Gottl. Reichard.

Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes. Von P. A. Pfizer.

(Schlufs.)

In derselben Lage findet man sich zu ihr, wegen ihrer Hypothese einer absoluten Volkssouveränität, worüber sie es vorzieht, anstatt sich mit der Philosophie in einen Streit einzulassen, die Antwort als schon gegeben, wie einen Orakelspruch aus Frankreich als dem Tempel der Freiheit, herüberzuholen (S. 343). Ziehen wir nun ab, was Partei-Interesse unvereinbarlich macht, und auch die Schrift eines geistreichen Mannes auf einen tiefern vergänglichen Standpunkt herabsetzt, so bleiben für uns nach dem Geiste dieser Blätter nur folgende Punkte zur Besprechung übrig.

Wer die Weltgeschichte kennt, weifs, dafs die Schicksale der Staaten, oder die Gestaltung derselben nie vom Willen der Diplomatie, als der letzten Trägerin der höheren Politik abhängig gewesen ist; die gröfsten Meister darin haben eingestanden, dafs nicht sie, sondern die Combinationen der Dinge selbst die neuen Schöpfungen gemacht haben. So mufs es auch ganz vergeblich und kleinlich erscheinen, einem Weltereignifs hinterher sagen zu wollen, so hätte es sich gestalten müssen. Wer kann den Mächten, die sich im Voraus über Deutschlands künftiges Schicksal vernehmen liefsen, eine willkührliche Verletzung ihres Wortes vorwerfen; wer weifs nicht, woran die hochsinnigsten Absichten einiger dieser Mächte in Betreff Deutschlands scheiterten, nämlich gerade an Kleinern, was aber seinen Rückhalt wieder bei dem für Deutschland stets dämonischen Frankreich fand, und dadurch zu europäischen Complicationen beitrug? Pfizer selbst verläugnet nicht die Schwierigkeit der Verhältnisse und Aufgaben (S. 106). Aber er hätte sich eingestehen sollen, so ist es geschehen und Niemand kann sagen, dafs es hätte anders geschehen *können*. Es war das πεπρωμένον von Deutschland. Alles was damals geschahe oder nicht geschahe, liegt so gänzlich aufser den Grenzen der menschlichen Willkühr und Beurtheilung, dafs jede Anklage darüber schweigen mufs.

Nicht so unabweisbar würde sie vor der Weltgeschichte sein, wenn sich darthun liefse, dafs die Mitglieder des Bundes nachmals mit freier Willkühr von dem Buchstaben und Geiste des Bundesgrundgesetzes sich entfernt hätten. Wir haben keinen Beruf zur Vertheidigung des Bundes gegen eine solche Beschuldigung, aufser dem, welchen uns die Wahrheit und die Wissenschaft auferlegt, aber gewifs ist sie in der Weise, worin sie bei dem Verf. erscheint, eine unwahre, wie sie noch kein Publicist erhoben, dafs nämlich insbesondere der Bund erst hinterher zu einem reinen Fürstenbund mit Ausschlufs der Völker gestempelt worden sei, während weder die Schlufsacte noch ein anderes Bundes-Gesetz den deutschen Völkern irgend ein Recht entzogen hat, was ihnen bereits die Bundesacte gesichert hatte; sodann dafs das monarchische Princip hier zuerst ausgesprochen worden, während es doch factisch und rechtlich von keinem Monarchen schon aufgegeben war. Die unannehmbarste Anklage ist, dafs der deutsche Bund, nachdem er geschlossen worden, in seiner fernern Entwickelung zu einem Bundesstaat hätte gemacht werden müssen, denn wahrlich nicht von den deutschen Fürsten allein hing es ab, eine solche Verwandlung vorzunehmen und die noch an ihren Wunden blutenden deutschen Völker

Digitized by Google

möchten wohl keine Lust getragen haben, dem Panier gegen jeden auswärtigen Widerspruch zu folgen.

Doch es kann nicht mehr darauf ankommen, was etwa hätte geschehen sollen, sondern was künftig noch geschehen mufs. Und hierbei wird wiederum nicht etwa die mythische (Familien-) Einheit und (Bären-) Freiheit unserer ersten Vorfahren, der Söhne Thuiskons, entscheiden; nicht blos ein unbestimmter Glaube oder Trieb im Volke, sondern die klar erkennbare Weltstellung Deutschlands einerseits, und das allgemeine, so wie besondere nationale Freiheitsbedürfnifs andererseits.

Was nun zuerst die Weltstellung Deutschlands anbetrifft, so ist diese in der Lage und Umgebung unsres Landes, so wie in seinen bisherigen Schicksalen deutlich gezeichnet. Deutschland ist das Herz Europa's, mit diesem durch unzählige Fäden zusammenhängend, durch jeden Pulsschlag und Gedanken darin mitberührt und angeregt, empfänglicher für Gegebenes als selbstschaffend; mit einem Volk, wo ebenfalls Herz und Gemüth die Oberherrschaft behauptet, darum also auch ein Mittelpunkt, worin sich die Hauptvölker Europa's mit einander versöhnend begegnen können, und somit vorzugsweise geeignet, den europäischen Frieden, das Gleichgewicht unter den andern Mächten zu erhalten. Dieser Stellung war es denn auch beizumessen, dafs es selbst in einer langen Periode bei einer höchst verwirrten Verfassung dennoch nicht zur Beute kräftigerer Völkerentwickelung wurde, sondern erhalten blieb, und so mit Recht von einem ältern englischen Schriftsteller eine confusio divinitus conservata genannt wurde. Leider blieb dabei die Ehre der Nation und des Reiches nicht immer unangetastet und während Einzelne den verwirrten Zustand für sich benutzten, litt das Ganze. Nichts von dem Allen entging den Stiftern des deutschen Bundes, welchem die Aufgabe wurde, fortan Deutschlands Bestimmung ehrenvoll zu erfüllen. Es bedurfte vor Allem der Einheit; man hat sie zu schaffen gesucht, so weit es bei der noch immer vorhandenen Vielheit gleich Berechtigter und ohne Verletzung wohlerworbener Rechte, die der Deutsche vorzüglich achtet, möglich war. Dabei konnte also auch weder ein eigentlicher Bundes-Staat geschaffen werden, noch auch durfte es ein beliebig auflöslicher Staatenbund und ein blos nach dem Aeufsern gerichteter völkerrechtlicher Verein sein. Rein in den einen oder andern jener beiden Begriffe liefs sich die neue Gestaltung nicht zwingen; auch ist ein blofser Staatenbund, der verwandten Völkerstämmen ein Nationalband gewähren, eine kräftige bleibende Einheit darstellen soll, gradezu unmöglich. Wir leugnen nicht jede Unvollkommenheit, aber wir behaupten, dafs kein die Einheit störendes Element im Bunde sich befindet, und dafs selbst die Theilnahme zweier europäischer Grofsmächte kein Hindernifs darbietet, da vielmehr Beide, wie zwei Pole, sich gegenseitig bedingen, aufwiegen und bewachen, was Pfizer's eigne Bemerkungen nicht verläugnen; denn während die eine von Deutschland mehr abgezogen, die andere mehr dazu angezogen ist, so wird doch erstere vermöge ihres politischen Interesse die zweite nie zu einem vorherrschenden Einflufs gelangen lassen. Dadurch ist von selbst auch der Bestand der übrigen deutschen Staaten gesichert. In der That ist also die deutsche Bundeseinheit eine Dreiheit, deren einzelne Bestandtheile sich gegenseitig unentbehrlich sind, um die Bestimmung Deutschlands zu erfüllen. Soll dies nun aber wirklich und mit Würde geschehen, so mufs die an sich gegebne Einheit allerdings auch noch eine wahre innere, Fürsten und Völker gleich umfassende werden. Die Abschliefsung der Einzelstaaten gegen die Angehörigen der übrigen mufs durch freie Einungen der Regierungen allmälig verschwinden und darf dem freien Kreislauf der Thätigkeiten in Europa nicht entgegenstehn. Freilich aber müfsten auch die Völker selbst, die wieder eine deutsche Nation mit einer Gesammtkraft bilden können und sollen, sich der wiedergewonnenen Einheit, in der gegenwärtig empfangenen Gestalt, im Geiste und mit der That annehmen, sie müfsten sie als Ehrensache der Nation behandeln und dadurch nicht nur auswärtigen Völkern Achtung, sondern auch den eigenen Regierungen wieder neues Vertrauen einflöfsen, und den Bund in seiner Gesammtheit zu energischen Fortschritten und Maafsregeln für die Ehre und das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes anregen. Fürwahr es wäre mehr im Geiste der Einheit gehandelt, und brächte gewisseren Ruhm, für die Bundesheer- und Wehrverfassung, für die wirkliche Instandhaltung der Contingente, überhaupt für ein kräftiges und intelligentes Militairwesen freiwillige Opfer zu bringen, als die Budgets-Pfennigknauserei am Militairbedarf oder das Abhandeln einiger Seelen vom Bundes-Contingent, oder stehenden

Digitized by Google

Heere, dessen wir noch immer nicht in Deutschland entbehren können, wenn Friede und Ehre erhalten werden soll, dem sich auch eine nationale Bildung geben läfst, und zum Theil schon gegeben ist; es wäre würdiger, freiwillige Beiträge zum Zweck wirklicher Ausübung des activen Gesandtschaftsrechtes bei bedeutenden Welthändeln zu votiren, und auch dadurch den deutschen Bund im Auslande würdig erscheinen zu lassen, als in schadenfroher Zurückhaltung neues feindliches Unheil zu erwarten oder gar zu wünschen, und Klage auf Klage zu häufen, obgleich das, worüber man sich beklagt, nur aufserordentliche Maafsregeln sind, die, wenn die Sonne des Vertrauens wieder aufgeht, leicht hinwegthauen und neuen Saaten Platz und Saft vergönnen werden. Ohne Opfer giebt es keine Volks-Ehre, und gerade diejenigen, die eine Republik für die höchste Entwickelung halten, sollten bedenken, dafs hier die gröfsten, blutigen und unblutigen Opfer verlangt werden.

Richten wir nun ferner unser Augenmerk auf das Bedürfnifs eines bestimmten, der freien Entwickelung jedes Einzelnen entsprechenden Rechtszustandes, so sollte man glauben, dafs das, was noth thut, nicht sowohl eine fremdartige oder wenigstens mit unheimischem Hauch geschwängerte Verfassung, als vielmehr die Fortpflanzung und Pflege eines von unsern Vorfahren überlieferten Princips sein würde, was auch in den Bundesgesetzen wieder befestigt worden ist; ferner, dafs nicht ein und derselbe Typus allen einmal vorhandenen Staaten und Zuständen auf gleiche Weise zusage, vielmehr die Ermittlung desselben jedem unabhängigen Stamme oder Lande selbst zu überlassen sei. Indefs hierüber kann, wie gesagt, keine Verständigung mit den Oppositions-Führern im hoch constitutionellen System Statt finden. Unbegreiflich bleibt nur, wie sie die unbedingte allseitige Annahme eines Systems fordern können, dessen Täuschung und Widersprüche sie selbst eingestehn. Pfizer belehrt uns darüber S. 338 mit den Worten: „Auch diese Täuschungen und Widersprüche könne das Volk bei freiwilligem Entgegenkommen der Fürsten lieb gewinnen. Man denke wenig an die Gebrechen oder schwachen Punkte einer Staatsverfassung, bei der man sich zufrieden und glücklich fühle; und dem Blicke der Menge könne sogar die Häfslichkeit zur Schönheit und die Verkehrtheit zur Heiligkeit werden." Wohlan, derselbe Satz mufs ohne Zweifel auch bei einem weniger entwickelten constitutionellen System gelten, wo der Zauber gröfserer politischer Bedeutung, und der ungetrübte Genufs der Individualfreiheit, ein kräftiges und wohlwollendes Regierungssystem, vielleicht auch die Aussicht auf eine noch gröfsere Zukunft, die Entbehrung äufserer Bürgschaften und eines Verfassungssystems vergessen läfst, welches die eignen Anhänger nichts weniger als vollendet erklären, und welches in seiner ganzen Consequenz eine für die individuelle Freiheit unerträgliche unbiegsame Despotie der Majorität, anstatt eines zugänglichen Monarchismus herbeibringen kann. Da nun das Nebeneinanderstehn zweier Grofsmächte im Bunde von verschiedenen Interessen, eine Gefährdung der orthodox constitutionellen Staaten durch die eine oder andere der beiden erstern nicht wohl befürchten läfst, so sollte man glauben, dafs, der Verschiedenheit der Verfassungen ungeachtet, eine wahre und ehrenhafte National-Einheit und Verbrüderung Statt finden könne, und sie würde es, wenn nicht Eifersucht, Neid und Selbstüberhebung den Saamen der Zwietracht mit geschäftiger Hand ausstreuten.

Wohl bewegt manches Deutschen Brust der Gedanke und die Hoffnung deutscher Einheit. Selbst in der Sage Gebiet lebte sie fort; es sendet der alte Barbarossa, unserer Vorfahren glorreiches Haupt, aus seinem Gebirgsgrabe von Zeit zu Zeit Knaben und Jünglinge aus, ob die Zeit seiner Wiederkunft schon erschienen sei. Wehe, dafs er sie oft schon blutend wieder empfangen hat, weil sie allein und lange zuvor, ehe noch der Schicksalszauber von dem greisen Gebieter gelöst ist, unreif in phaetonischem Fluge die Einheit in reiner Aeufserlichkeit und die Freiheit in der Maafslosigkeit suchten.

Heffter.

XV.

De auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, quaestiones criticae. Scr. G. E. F. Lieberkühnius-Pohlmannianus, Dr. phil. Cand. Wismar. Lps. 1837. (*Eine von d. Universität zu Jena gekr. Preisschrift*). 177 *S.* 8.

Fleifsige Zusammenstellung und richtige Combinationen gewähren in vorliegender Monographie ein Resultat, dessen Evi-

Digitized by Google

denz einen alten Streit beendigt; worauf mit Andeutung des eingeschlagenen Weges aufmerksam zu machen, der Mühe werth ist. Schon die Untersuchung über den Cornelius Nepos, den wir als Freund des Cicero und Atticus kennen, ist nicht ohne Interesse und namentlich die Bestimmung seines Vaterlandes nicht ohne Wahrscheinlichkeit: nach Hrn. L. nämlich, das Land der Insubrer, indem in Plin. Ep. IV, 28 die besten Handschriften Titus Catius, nicht Cassius, seinen Landsmann nennen. Ungern vermifsten wir hier jedoch Weicherts gründliche Untersuchungen aus diesem Zeitpunkte; so wie p. 15 A. 1. aus den chronicis die Fragmente über Saturn bei Tertullian, Lactantius und Minucius Felix fehlen. Doch übergehen wir diesen ersten, so wie den zweiten Theil der Abhandlung, in welchem die bisherigen verschiedenen Meinungen über den Verfasser unserer *vitae* geprüft werden, was sich kürzer und mit Vermeidung mancher Wiederholung mit dem dritten Theil hätte vereinigen lassen: wir übergehen dies, um etwas ausführlicher den Beweis, dafs kein andrer, als der Freund des Cicero und Atticus, der Verf. der erhaltenen vitae und diese selbst keine spätere Epitome, sondern ein einzelnes Buch aus dem ganzen Werke de viris illustribus seien, mitzutheilen.

Zwar findet sich in allen 34 bisher verglichenen Handschriften *Probus* aus der Zeit des Theodosius, als der Verf. der vitae genannt und nur erst Haenel hat 3 Handschriften, die den Autor Cornelius Nepos nennen, in Spanien gefunden: jedoch sind die beiden vitae des Cato und Atticus nach allen Handschriften von Nepos selbst und finden sich nur mit den andern vitis zusammen: auch läfst uns ein in mehreren Handschriften befindliches Dedicationsepigramm des Probus, wahrscheinlich eines gelehrten Abschreibers, vermuthen, wie dieser selbst zu der Ehre, für den Verf. gehalten zu werden, gekommen ist. Diese unsichere Vermuthung aber gewinnt durch innere sowohl aus dem Inhalt, als der Sprache entlehnte Beweise, völlige Evidenz. — Hieher gehört, dafs der Verf. der vitae sich in vielen Stellen durchaus als einen Freund der Republik und Feind jeder Gewaltherrschaft (z. B. Timoth. I.) zeigt, was Herr L. noch besser, als an der eigentlichen Beweisstelle, da nachweist, wo er den Plan und Zweck der einzelnen vitae darlegt (S. 88 ff.): an mehreren Stellen (z. B. Thrasyb. II, 4. Milt. VI, 2. Ages. IV, 2. Eum. III und VIII) deutet der Verf. auf seine Zeit, als die der sinkenden Republik hin: er setzt ferner die griechischen und römischen Sitten in der Vorrede und in den vitis selbst einander gegenüber, wie man es wohl zur Zeit Cicero's, aber nicht zu der des Theodosius thun konnte (vergl. namentlich Cimon. 1. Atheniensibus licet eodem patre natas uxores ducere). Nichts dergleichen aber läfst sich für die Meinung derer auffinden, die den Verfasser in die Zeit des Theodosius hinabrücken. Ferner stimmt die Schreibart in den vitis in ihrer Eigenthümlichkeit und selbst in den Fehlern mit der im Cato und Atticus ganz überein, wie an mehreren schlagenden Beispielen gezeigt wird: eben so findet sich in den beiden letzteren dieselbe Art der Erzählung, dieselben historischen Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten, die dem Verf. der übrigen vitae vorgeworfen werden und *eben diese* sprachlichen und historischen Fehler werden schon von Plinius und den ältern Grammatikern nicht selten an eben jenem Cornelius Nepos gerügt: so dafs, was die Alten selbst von ihm erzählen, genau auf den Verf. unserer vitae pafst. Interessant ist namentlich die Bemerkung, dafs die dem Nepos vorgeworfenen Fehler und Eigenthümlichkeiten sich zum Theil auch im Livius und Plinius dem jüngern finden, also Provinzialismen sein mögen, da diese beiden aus derselben Gegend herstammen. Ja, eine fehlerhafte Eigenthümlichkeit des Verfs. der vitae, die Wiederholung derselben Worte in einer Periode, scheint dem Cornelius so eigen zu sein, dafs sie sich selbst in einem von Lactanz erhaltenen Fragmente desselben findet. Aus der Untersuchung über die Quellen, aus welchen der Verf. der vitae seine oft abweichenden Berichte schöpfte, geht ferner hervor, dafs sich keine Benutzung eines Schriftstellers späterer Zeit, wie Plutarch, Diodor, Dio Cassius, nachweisen läfst; wohl aber der meisten bis auf des Cornelius Zeit berühmten Historiker, Thucydides, Xenophon, Ephorus, Theopompus, u. a., und zwar auf eine Weise, dafs wir ganze Sätze und Gedanken fast wörtlich aus ihnen übersetzt finden: was zugleich ein Hauptbeweis gegen die Annahme einer von späterer Hand verfertigten Epitome aus des ächten Cornelius vitis ist, da in einer solchen die Spuren wörtlicher Uebertragung sich nothwendig verwischen müfsten.

Wenn nun aufserdem feststeht, dafs Cornelius Nepos, der Freund des Atticus, vitas illustrium virorum geschrieben hat: wenn das Leben des Atticus von eben diesem Cornelius den übrigen vitis in Fehlern und Vorzügen so ganz gleich ist: wenn diesen vitis eine praefatio ad Atticum voransteht; wenn endlich der Verfasser in den vitis selbst (Hannib. a. E. Dion. 3.) auf mehrere Bücher de illustr. vir. hinweist: so ist nach alle dem wohl um so weniger ein Zweifel, dafs diese vitae ein einzelnes Buch des ganzen Werkes sind und aus dieser Zeit stammen, als allen diesen Beweisen kein einziger gleich schlagender für eine spätere Zeit, als die erklärliche Autorität der Handschrift entgegen steht.

Der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Untersuchung macht dieselbe zu einer auch in mancher andern Beziehung interessanten; daher sie alle Aufmerksamkeit verdient: und leicht werden wir wegen dieser Eigenschaften uns mit dem gar nicht fehlerfreien Latein und solchen Flüchtigkeiten der Correktur, wie z. B. dafs die ersten Zeilen von S. 114, 115, 116, untereinander ihren Platz vertauscht haben, versöhnt fühlen.

Johannes v. Gruber, in Stralsund.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

XVI.

Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Th. Mundt. Berlin, 1837. *Verlag von Veit und Comp.* 8.

Ursprünglich war jede Sprache eine naturpoetische, ja, sie lebte lange Zeit unter allen Völkern nur traditionell, als Nachhall fort. Ihre Bundeslade war das Ohr. Bild und Laut waren ihre einzigen Elemente. Onomatopöisch vibrirte die menschliche Sprache die Naturklänge nach; was aber jene vor der natürlichen zu eigen hat, ist einmal die Combination und nächstdem die menschlichen Zustände selbst. Allein, sowohl die Gedankenvermittlung als diese Zustände, die das Unterscheidungsmerkmal von der Natursprache abgeben, sind, unseres Erachtens, nicht die Poesie in der menschlichen Sprache, sondern ihr zweiter Bestandtheil, das prosaische Element. Jeweniger daher die innere und äufsere Lebenskultur der Völker noch entwickelt ist, desto naturempfänglicher ist Aug' und Ohr. Die Phantasie ist gewissermafsen die einzige Seelenkraft. Sie denkt und spricht in fast noch unvermittelten hieroglyphischen Bildern und Tönen, wie die Natur. So wie aber der menschliche Geist, statt den Naturlauten nachzusprechen, ein Ordner und Bestimmer seiner seelischen und socialen Zustände wird, entfernt er sich immer mehr von der Poesie, die in ihrer Reinheit blofs in der Natur anzutreffen ist, und das menschliche Gedicht wird sofort ein eigenthümliches Mischgewebe, in dessen prosaischen Aufzug jene ursprünglichen goldnen Bilderfäden, wie alte Erinnerungen, mit eingeflochten sind.

Ossian und Homer können als Grundtypen jener Unterschiede gelten. Ersterer ist noch so verloren in dem eigentlichen Naturleben, dafs er wie ein grofses Element desselben sich zu versinnlichen scheint. Sein Geist ist selbst gleichsam ein leuchtender Nebel und durch seine, wenn man so sagen kann, chaotische Phantasie, ziehen die körperlosen Geister der Haiden und Gewässer wie dunstartige Kometen hin. Er ist der örtlich-climatische Nachhall der Natur. Ganz anders aber verhält es sich mit Homer. Die inneren und äufseren an den Stufengängen der Geschichte, des Lebens und der Cultur entwickelten Verhältnisse reinmenschlicher Zustände, die dem Menschengeschlecht, nicht sowohl als Naturproduct, wie als eigenthümlichem Schicksalsgebild, zugemessenen, künstlichverschlungenen und grundgeweblichen Geschicke, mit einem Worte, die der Naturpoesie gegenüberstehenden prosaischen Principe, zeigen sich in ihm so ineinandergemischt und verwoben, dafs er in seiner melodieflüssigen Lebensweisheit, wie dies auch von Alten und Neuern anerkannt worden, als der gröfste Lehrer und Spiegel des Reinmenschlichen betrachtet werden mufs, aus welcher Verschmelzung denn jener unbeschreibliche, Geist und Gemüth umnetzende Reiz, der süfse Ineinanderklang von Natur und Geschichte, und ein bezaubernder syrenenhafter Wohllaut des Genusses sich erzeugt. Es ist daher nicht sowohl das Poetische in diesem grofsen Dichter, als die Vermählung beider, ja vielleicht als ein leises Uebergewicht und Vorschlagen des prosaischen Bestandtheiles, was auf unsern Geist eine so unendliche Gewalt ausübt. Aus der Trennung und der Ausscheidung beider Belebnisse entspringen vielmehr jedesmal die Gattungen und das Einseitige der Dichtungsarten. Und somit wären wir denn dem Verf. in unseren Ansichten begegnet, mit der Modification, dafs er in seinen ersten neun Nummern, die Einführungsweise als übersichtliche und speculative Vorbetrachtungen vorausgeschickt worden, den Grundgedanken festhält, das Besondere und Hervorstechende der heutigen Prosa sei die Wechseldurchdringung der Prosa und Poesie, wir dagegen, diese Erscheinung auf die

Digitized by Google

Poesie selbst zurückführend, den nämlichen Charakter als allgemein geschichtliches Resultat des Hineinlebens der menschlichen Zustände in die Natur aufzufassen bemüht gewesen.

Diesen seinen Hauptgedanken hat der Verf. durch viele glänzend und geistvoll gedachte Vorentwicklungen ins rechte Licht zu setzen gesucht. Die Bemerkung W. v. Humboldt's, die an sich keine Einwendung zuläfst: „dafs der Bau der Sprache im Menschengeschlechte darum und in sofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist," war dem Verf. Veranlassung die Sprache als die Auseinanderlegung der menschlichen Persönlichkeit zu bezeichnen (S. 8). Als Definition mag dies hingehen, wenngleich nach unseren Begriffen die Sprache allein den Complex der menschlichen Persönlichkeit noch nicht erschöpft; aber dafs sich Herder deshalb bei der Aufsuchung des sprachlichen Ursprungs mit einer solchen Annahme viele Umwege hätte ersparen können, scheint uns unbegründet. Denn bei dieser Untersuchung mufste eben ein dem Menschen eingebornes Unterscheidungsprincip, oder ein von aufsenher ihm gewordenes Vorrecht entdeckt werden, wenn sie nicht von vornherein in einer petitio principii hätte hangen bleiben wollen. Das Gewicht aber, das der Verf. der Individualität beilegt, ist nichtsdestoweniger entschieden. Seine Gedanken hierüber sind schön und trefflich ausgedrückt. Wie weit diese Individualität das Band des Vaterländischen verstärken helfe (S. 11 und 12), kann nicht tiefer empfunden werden. „Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach „dem deutschen Wort geboren, und durch alle, von „den Umständen irgendwie gegebene Nöthigungen in „ein fremdes Kleid, bricht wie Schweizerthränen beim „Alphornsruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor."

Die zweite Nummer befafst sich mit dem Verhältnifs von Sprache und Gedanken. Dafs Darstellung auch productiv auf Talent zurückwirke, tritt darin heraus. „Die Entwickelung der Sprachen," bemerkt der Verf. (S. 18), „ist vielmehr die, dafs sie den grammatischen Zustand abstreifen und sich zu vergeistigen trachten." Dies scheint uns nur sofern wahr, als die Grammatik, das Skelett der Sprache, auch ihrer höchsten Vollendung zu Grunde liegt, nur gelind und abgerundet, wie Gliedgelenke, durch ihren harmonischen Körperbau hindurchblickt, und so die ebenmäfsige Vollkommenheit erhöht. Von dem allmähligen Entfärben der Bildlichkeit in der Sprache (S. 20 u. 21), dem vergeblichen Versuch die Sprache darauf zurückzuführen, von der Stellung der Academieen zur Sprachbildung, der Schwierigkeit eines erfolgreichen regulativen Eingriffes (32 u. 33), und den des Behufs mifslungenen Versuchen, kommen in dieser Rubrik sinnreiche und unverbesserlich schön eingekleidete Ansichten vor, die sich mit dem gehaltvollen Gedanken: „Ideal aller Sprache und Darstellung ist blofs der *Gedanke*" abschliefsen.

Das eigentliche Verhalten der Prosa und insbesondere der heutigen zur Poesie kommt hierauf zur Sprache. Es ist, wie wir schon bemerkt, der Kern dieser Vorbetrachtungen. Viel Treffliches wird über den Prosarhythmus ausgesprochen. „Das metrische Wesen der Prosa ist etwas Geistiges, das den innern Gesetzen der Darstellung folgt, und auf den eigenthümlichen Grundcharakter der Sprachen sich mit Freiheit gründet" (S. 42). Die Aufhebung der Schranken zwischen Poesie und Prosa giebt der Verf. als Verfall der heutigen deutschen Metrik an. Eine Thatsache, wogegen sich nichts einwenden läfst. Nur dünkt uns, steht diese Formlösung mit ihrem geistigen Inhalt im umgekehrten Verhältnifs, und läfst sie sich an Goethe anknüpfen, der zuerst den Zwang und das Tödtende der Technik an den Geist preisgab, und die Poesie mit dem Reinmenschlichen durchdrang. So hat sich denn auch hieraus eine Genialität der Prosa entwickelt, die ihrerseits ohne Zwang, ohne Ostentation und Prunk, poetische Licenzen sich herausnimmt, und scheinbar nachlässig einem anmuthigen Abandon sich überlassend, alle Etiquette von sich weist, und ihr adeliges Blut eben in dieser ungezwungenen Aisance kund giebt. Der heutige Prosastil lebt mit der Poesie, woraus denn die allerliebsten Kinderchen hervorgehen, die vieles von der Mutter und mehr noch vom Vater in ihren kecken, pikanten, geistvollen Physiognomieen haben. Das beste Gedicht, unseres Erachtens, ist dasjenige, das sich wie Prosa liest und dennoch einen tief poetischen Eindruck zurückläfst. So wie die Prosa die gelungenste, die alle volksthümlichen Elemente in sich flüssig macht und verschmilzt, und gleichwohl edel, wohlklingend und einschmeichlerisch bleibt. Dergestalt hat Eines vor dem Anderen nichts voraus. Poesie läfst sich heutzutage eben so leicht in Prosa auf-

Digitized by Google

lösen, als umgekehrt die Prosa sich in poetische Motive vergliedern läfst. Der Gang eines gratiösen Geschöpfes hat ohne die mindeste Affectation etwas Beflügeltes, das an den Tanz anklingt, sowie hinwieder der Tanz bei demselben reizenden Wesen mehr ein Schweben und musikalisches Gehen scheint, als ein taktgeregeltes Gelenkmanoeuver ist. Wir müssen demnach dem Verf. in allem darauf Bezüglichen völlig beistimmen. Mit vieler Sachkenntnifs und Durchdachtheit hat er sowohl hier als in Folgendem diesen Gedanken ins Licht gestellt und hierüber nichts zu wünschen übrig gelassen. Was nebenbei über Cicero (54. 55) geäufsert wird, ist vollkommen richtig, in soweit der Mifsbrauch gemeint ist, den die Schulpedanterie mit der rhetorischen Kunstvollendung dieses literarisch ersten Genies seiner Zeit getrieben. Ueber den daraus erwachsenen Unfug schwingt der Verf. mit Recht die Geisel. Es ist aber unbillig, dafs Cicero's Stil alle Schuld zugeschoben wird, als hätte dieser von seiner Nation und deren gröfsten Schriftstellern als unübertroffenes Redemuster bewunderte Schriftsteller für abgeschmackte Chrien und deutschbarbarische Schulübungen geschrieben. Den Periodenbau, den die lateinische Sprache im selben Geiste gewissermafsen, wie die römische grofsartige Architectur überhaupt, gestattet, oder, was wir vielleicht nicht mehr zu beurtheilen vermögen, sogar gebietet, läfst in derselben Art und Weise die deutsche Sprache freilich nicht zu. Cicero kann aber in seinem grofsen Verdienst ungekränkt verbleiben, wenn auch die deutschen Schulmänner solche geschmack- und geistlose Thoren gewesen. Bewundernswürdig ist Hrn. Mundts Schilderung des Tacitus. Sie ist so schön und drückt in wenigen Worten so Tiefes und Bezeichnendes aus, dafs wir sie hersetzen wollen: „Im Tacitus erzeugt und beherrscht das Gemüth die Periode, und die kurzen schlagfertigen Reihen derselben sind abgebrochene Laute einer grofsen Weltanschauung, die sich auf die bestehende Wirklichkeit nicht vollständig anzuwenden, sondern nur zuckend anzudeuten wagt. Es ist das stilldüstere Flackern eines verzehrenden Feuers, verhaltener Zorn und prophetische Wehmuth, was in dem Bau dieser Sätze sprüht und dunkelt, und auch grammatisch in eigenthümlichen Worten und Wendungen ausschlägt. Diese grollende Kürze, diese raschen Schlagschatten des Gedankens und der Ironie, diese vulkanischen Erzitterungen der Rede, gleichen den Symbolen einer Kassandra, die am Rande des Unterganges der alten Welt sinnend stillsteht" (S. 57 ff.). Wie ist dies Alles schön und bedeutend, der Verf. scheint mit dem Griffel des Tacitus selbst diese Worte geschrieben zu haben. Die Züge des tiefsinnigen Geschichtdenkers stehen da grofs und bis zum Erschrecken kühn. Sein Einflufs auf deutsche Diction ist nach des Verfs. Meinung erspriefslicher gewesen, als der des Cicero.

Ein eingelegtes Bildchen, den babylonischen Thurmbau des deutschen Conversationsstyls darstellend, ist die fünfte Nummer. Unser Schriftsteller ist darin nicht genug anzuerkennen, dafs sein Hauptaugenmerk immer auf das innere Lebensgetriebe der Gesellschaft gerichtet ist. Er punktualisirt in Allem, was er schreibt, seine ganzen Kräfte auf diesen Gegenstand. Was er leistet, darf daher nicht als ein blofs Subjectives aufgefafst werden. Die Quellen, die er aus seinem Geist und Herzen schlägt, leitet eine künstlerische Anschauung stets in die Mittelgründe des Lebens. In vorliegender Partie werden freilich nur einige Lichteffecte auf oberflächliche und dennoch tiefwurzelnde Lächerlichkeiten der Umgangssprache hingeworfen. Hat auch die deutsche Sprache lebensöffentlich ihre Staatsperrücke abgelegt, entstellen sie immer noch häuslich, in brieflichem Verkehr, sub rosa gleichsam einige Wirrzotteln eines pedantischen Weichselzopfs.

Langsame und schnelle Tonarten des Gedankens, und die danach sich abmessende und modifizirende Satzbildung; Verhältnifs des deutschen und französischen Periodenbaus, die innere Technik, in der „Einheit der intellectuellen Anschauung" wurzelnd, als einem von Henry Home und Hugo Blair schon vindicirten Haupterfordernisse der Satzgestaltung, die Unzulässigkeit, dafs die Periode, wie gewisse Blattinsecten, mit einer ganzen Generationsbrut von Zwischensätzen trächtig gehen, und noch Manches daraus Abzuleitende findet einleuchtende Belehrung von S. 117—129.

Eben so wort- und gedankensicher ist das in der achten Nummer Abgehandelte. Jede einzelne Ansicht wird anschaulich und sachkundig festgestellt. Ueber grammatische Gesetzformen ist nicht leicht schreiben. Es gehört viel Sinn und Tact dazu, das Dürre und Abstracte des Gegenstandes ohne Abbruch der schematischen Strenge mit Geschmack und Geist zu besprechen. Alles Blumige mufs daraus verwiesen wer-

Digitized by Google

den, und gleichwohl sind die Dornen selbst nach den Morphologen nur unausgebildete Rosen.

In der neunten und letzten Nummer dieses ersten Abschnittes, verknüpft der Verf. seine vorangestellten propyläischen Ansichten in dem Schlufsresultate des Verhältnisses „von Prosa und Poesie in der heutigen modernen Literatur". Seite 140 heifst es: „das, was wir heut zu sagen haben, ist eben ein Andres, ein aus vielfarbigeren Richtungen, Gegensätzen und Meinungszerwürfnissen Zusammengesetztes, das nur in complicirteren Lauten, mit gröfserem Aufwand von Mitteln, mit künstlicheren Schattirungen, sich ausführen läfst" u. s. w. Dafs die heutige Prosa auch ihre Auswüchse habe, verkennt der Verf. keineswegs. Es wird ferner angeführt, wie Bürgern Klopstocks poetische Behandlung der Sprachformen noch zu kühn geschienen und wie seinerseits Klopstock mit mönchischer Ascetik den Prosastil in klausnerische Strenge nahm, dessen Prosa, so bemerkenswerth und eigenthümlich sie in vielen Stücken ist, sich zu seinem dichterischen Ausdruck verhält, wie etwa die Hambutte, mit ihrem zähen, haarigen, feinstachligen Fleisch zu ihrer Blüthe, der Rose, sich verhalten mag. Das Kapitel wird mit den gedankenvollen Worten besiegelt: „der Stil läfst sich eben so wenig reguliren, wie die Weltgeschichte; er ist der schreibende Griffel des Klio, der immer neue Striche macht bei neuen Thaten und Bewegungen der Menschen."

Der zweite Abschnitt umfafst die Darstellung der Geschichte der deutschen Prosa. Von den ersten embryonischen Grundfäden ausgehend, sucht der Vf. die sprachliche Fortbildung durch die vorzüglichsten Epochen anzudeuten. Bibel und Kanzlei, die Cotyledonen unserer Prosa, sind, wie unläugbar ist, als die uranfänglichen Foetuskeime derselben bezeichnet; die Einflüsse der griechischen und lateinischen Idiome als anregende und befruchtende Influenzen angeführt. Einige etymologische Hülsen der damaligen Sprachformen werden vorgezeigt. Des Kero, Otfried, Willeram geschieht Erwähnung. Die erste Bildungsstufe im carolingisch-fränkischen Zeitalter ist somit gegeben. Von diesem Zeitraum, nachdem des Sachsenspiegels, Rudolphs von Habsburg wohlthätiger Einwirkungen, des Schwabenspiegels erwähnt worden, geht der Verf. mit rascher Wendung auf die Zeit der Minnesänger über. Wir hätten demnach, zufolge der abgehandelten Nummer, drei hervorspringende Epochenpunkte der deutschen Prosa ins Auge zu fassen: Das carolingisch-fränkische Zeitalter, die Zeit des schwäbischen Minnegesangs, und endlich den für diesen Abschlufs charakteristischen Verfall der Poesie und Prosa in den Zeiten der Meistersinger. Fragen wir uns aber, ob uns aus dieser sonst durch treffende Geistesblicke gehaltvollen Schilderung ein klar anschauliches Bild sowohl der geschichtlichen Einflüsse und Mitbestimmungen, als auch des jeweiligen innern Organismus des Prosagefüges selbst gewonnen worden; so müssen wir, unseres Ermessens, dieses verneinen. Was in dieser Nummer an thatsächlichen zeitphysiognomischen Zügen aufgenommen ist, findet sich theilweise in den vom Verfasser angeführten Vorarbeiten. Und wenn diese auch an geistvollen Einblicken weniger schmuckreich sind, so sind sie dagegen an factisch-documentalen Miterwägungen reichhaltiger, und mithin dem nächsten Zwecke eines geschichtlich-parallelen Wechselbedings von Zeit- und Sprachveränderung entsprechender. Ohne grade sein Buch mit schematischem Plunder zu beschweren, hätte der Verf. von dem Spracheigenthümlichen der carolingischen Schreibart ein schärferes Profil zeichnen können. Wobei es nicht sowohl um einige Auszüge mehr oder weniger, als um viele dem Geist und Scharfsinn des Verfs. eigenthümliche Deductionen und originelle Verknüpfungen zu thun wäre. Die meisten hier mitgetheilten Momente der äufsern wie innern Prosageschichte möchten nur als eingestreute Farbenkörner anzusehen sein.

Ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts nennt den Mysticismus die Zärtlichkeit und die Galanterie des Glaubens, eine feine geistvolle Bezeichnung. Herr Mundt nennt Tauler eben so schön und treffend den Minnesänger der Prosa. Diese zweite Nummer ist Taulern fast ausschliefslich gewidmet. Er hat es in jedem Sinne verdient.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Th. Mundt.

(Schlufs.)

Eben so sehr in Absicht seiner Polemik, nicht nur gegen die Scholastik, wie der Verfasser bemerkt, sondern auch gegen die Klerisei; als auch defswegen, weil Tauler den Mysticismus der vorabgewichenen Jahrhunderte, wie derselbe als Opposition gegen hierarchische Unbedingtheit in den Albigensern, Waldensern, und in einzelnen Erscheinungen in Aldobrandini, Christina aus den Niederlanden, und anderen, hervortrat, als wirksamstes Ferment in die Massen streute, bedurfte er hier einer ausführlicheren Bezeichnung. Denn es ist eine merkwürdige Thatsache in der Geschichte, dafs, wie vermöge der Interferenz des Lichtes Finsternifs entsteht, so aus dem dunkeln Punkt der Mystik, der auch gewissermafsen von der Häufung und Vermischung des innern Lichtes erzeugt wird, immer wieder die Freiheit des Gedankens hervorbricht. Was in unserem Buche über Tauler gesagt ist, kann nicht genügender und trefflicher sein. Die angeschlossene Predigt giebt ein überzeugendes Sprachbild.

Die Chroniken des XV. Jahrhunderts, wie der Verf. meint, der Ausdruck des städtischen Sprachlebens, kommen hierauf an die Reihe. Müssen gleich die in der Muttersprache abgefafsten Chroniken auf eine weit frühere Epoche zurückgeführt werden, sind denn doch die vom Verf. genannten für die Sprache die bei weitem wichtigsten. Albrecht von Eybe oder Ybe und seine Leistungen werden sodann mit vieler Anerkennung herausgehoben; der Geist der Prosa hatte seit Tauler einen merkwürdigen Umschwung genommen. Die unterirdischen Feuerstoffe der Mystik hatten angefangen sich in leissarkastischen Schwankungen und ironischen Erzitterungen zu regen, bis sie endlich aus drei grofsen Schlünden hervorschlugen, in Eybe, Luther und Fischart. Der entschiedene Einflufs des Boccaz auf Ybe wie auf alle gleichzeitige Schriftsteller wäre hier nachdrücklicher hervorzuheben gewesen. Boccaz ist der eigentliche literärische Johann Baptist der Reformation. Auszüge aus Albrecht von Ybe finden sich hier zweckmäfsig eingeschaltet. Die Schreibart des Joh. Geyler von Kaysersberg ist S. 199 mit grofser Wahrheit geschildert. Der Schlufs des Kapitels weist auf die Vorahnungen der Reformation hin.

Der Höhe- und Wendepunkt der deutschen Geschichte und nicht minder des deutschen Sprachlebens ist erstiegen. Nach seiner Weise prägnant und schlagend bemerkt der Verf. (S. 208): „die dämonische Gewalt der Sprache erhob sich in Luthers Diktion zugleich mit ihrer naiven Anmuth und dem Morgenhauch kindlicher, andächtiger, gottergebener Töne." Die Bedeutung der Lutherischen Bibelübersetzung hat der Verf. mit vielem Geist und tieffassender Sachkenntnifs beleuchtet. In Luther hat die polemische und produktivgestaltsame Prosa unstreitig ihre Vollblüthe erreicht. Sein Styl gleicht jener Pflanze, von der gesagt wird, dafs ihre hundertjährige Blume nicht aufbreche sondern explodire. Dieser Partie seines Buches hat der Verf. die gröfstmögliche Vollendung gegeben. Die synthetische Abschliefsung geht hier aus zergliedernden Betrachtungen hervor. Alles ist gediegen, erschöpfend und saillant. Diese ausgezeichnete Nummer stellt zugleich den Beweis, wie der Verf. unbeschadet des Gedrungenen und der überhin geworfenen Schlaglichter, zugleich vollständig und umfassend zu sein versteht.

Daran schliefst sich im Verfolg das Fortvibriren der im zunächst Vorausgegangenen angedeuteten Verschmelzung des Ober- und Niederdeutschen in das fortan sich behauptende Neuhochdeutsche. Johannes Agricola, Sebastian Franke, dessen Befruchtung der

Digitized by Google

Sprache mit speculativen Fermenten, Goswin Wasserleiters Bestrebungen, logische und abstracte Impfreiser in dem Sprachgrund abzustecken, Dürer's Verdienste um die kunsttheoretische Sprachbereicherung, werden vorgeführt und richtig und einsichtsvoll bezeichnet. Fischarts Diction ist meisterhaft so charakterisirt: „Seine Diction gleicht einer Redoute, auf der er seine Gedanken in zahllosen Wörterkostümen, in den verwegensten und frechsten Masken des Ausdrucks, in allen nur erdenklichen Bizarrerieen der Sprache zum Tanze führt. Mit tobendem Geschrei schlingen und wirren sich diese Gruppen durcheinander, sie erschöpfen sich in kühnen Wendungen und Ausgeburten der wilden Phantasie, alle Instrumente werden aufgeboten zu einem unerhörten Lärmen, gesichterschneidende Frazzen und Larven steigen gespensterhaft aus der Erde, Hexenflämmchen und Irrlichter leuchten höhnend auf." Eine solche Fülle von Farbenschmelz hier auch ausgeschüttet scheint, möchte man dennoch keinen Zug vermissen. Wir möchten diese lupanarische Diktion Fischart's mit dem Infusionsgewimmel vergleichen, das sich in einem unterm Mikroskop beleuchteten Essigtropfen regt: schreckhaft-wunderlich, mährchenhaft-monströs, phantastisch-ekelhaft, scheufslich-ridicül. Ein Durcheinander von dickbäuchigen, feinschwänzigen, haarschnautzigen, langbeinigen Wort- und Gedankeninfusorien. Rabelais, Fischart, Sterne, sind hierin die gröfsten Meister. Montaigne und Hamann — auf Letzterem wimmeln noch speculative Schimmelmilben — schliefsen sich an diese an als ähnliche *spermatische* Denker. Fischart hat auch deutsche Uebersetzungen aus Plutarch und Erasmus gegeben. Und als Dichter ist er eben so merkwürdig und originell wie als Prosaist. Sein „glückliches Schiff" hat Shakspearische Schönheiten. In seiner „Flöhhetze" sprudelt aller Witz von Sterne und Samuel Butler.

Die sechste Nummer rollt das XVII. Jahrhundert auf. Auch dies ist ein auffallender Zug in der Geschichte, dafs gewisse Kriege die Kultur begünstigen, andere sie zurückdrängen. Die Triumviratskriege, die griechischen Hegemonialkämpfe, die italienischen blutigen Kleinhändel und Strafsenscharmützel, die Reformationsschlachten, Ludwigs XIV. Invasionen, hielten mit der vielseitigsten Kunst- und Literaturbildung gleichen Schritt: während andere wieder, unter diesen der dreifsigjährige Krieg, auf den Schlachtfeldern zugleich die Barbarei ausgesät haben. Herr Mundt schildert diese Epoche mit kundiger Erwägung der hauptsächlichsten Sprachhemmungen und Rückschritte. Auf Opitz, das Haupt der schlesischen Schule, an den der nun beginnende theoretisch-literärische Stil zu knüpfen wäre, auf Leibnitz, der gewaltig auf Ausländerei eifernd doch selbst und äufserst wenig in der Muttersprache schrieb, wird hingedeutet. Es scheint, dafs die Geschichte wie die Natur ein ausgleichendes Prinzip befolgt; wird durch Umstände eine allgemeine Nationalbildung zurückgehalten, nimmt sie sich gleichsam in Einer Persönlichkeit zusammen und entschädigt sich an Einem grofsen Geiste. Ein solches Beispiel ist Leibnitz. Auf die damalige Französirung des Nationalidioms fallen einige erläuternde Lichtschläge. Der Verf. belehrt uns auf interessante Weise, wie ausländische Idiome sich usurpatorisch der gesellschaftlichen Klassen bemächtiget und in sie getheilt haben. Er zeigt wie Leibnitz, diese Incarnation des Jahrhunderts, die Spaltungen wieder in sich aufnahm, und concentrirte. Jacob Böhme dreht nochmals Sprache und Zeitgeist zu einer spiralischen Seemuschel, und hört sich ein mystisches Sausen heraus. Wiewohl Thomasius bereits ins achtzehnte Jahrhundert hinübergreift, und das Wirken der Wolfschen Schule ganz hineinfällt, glaubte der Verf. dennoch, des Zusammenhanges wegen, diese Erscheinungen hier mit einflechten zu müssen. Auf die Sprachgesellschaften wird reflectirt, wie uns scheint, mit nicht hinlänglicher Würdigung. Wir halten dafür, dafs der Purismus ein Segen sei im Vergleich mit dem babylonischen Mischmasch, der dazumal an der Tagesordnung war, und dem vorzubeugen eben jene Gesellschaften eifrigst bemüht gewesen, ein negatives Verdienst, das gleichwol nicht gar zu gering anzuschlagen ist. Demnächst wendet der Verf. unser Augenmerk auf Schottel's und Stieler's nicht genug zu preisende Leistungen. Den Servilismus der dazumaligen Ausdrucksweise lesen wir köstlich so conterfeit: „Die weitschweifigen Kratzfüfse der Unterwürfigkeit scharrten in den unendlich langgedehnten Perioden auf und nieder, und eine unabsehbare Pedanterie von Wendungen erschöpfte sich in dem pflichtschuldigen Eifer ausführlichster Auseinandersetzung." (S. 297). Der Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Diction sind ebenso gelungene Pinselstriche

Digitized by Google

zu Theil geworden. Hoffmannswaldau gleicht einer Rohrdommel, die, um zu singen, sich vorläufig aufbläht. Es ist seltsam genug, dafs aus dem glatten Ei, welches Opitz gelegt hatte, diese zwei Boa's hervorgekrochen sind. Im Grunde aber schwollen sie von dem süfslichen Gifte des italiänischen Marinismus, der damals Mode geworden war, zu solcher monströsen Blähung auf. Treffende Bemerkungen über den Roman vom Simplicissimus, über Adam Olearius, Abraham a Sancta Clara, den Kanzelbuffo des Jahrhunderts, Moscherosch, und dessen die Zeitsitten spiegelnde Nachbildung der Sueños des Quevedo, endlich über Joh. Balthasar, unseres Dafürhaltens, nächst Liskov, der gröfste deutsche Satyriker, geben diesem reichhaltigen Kapitel den Schlufs.

Mit folgenden Worten leitet Herr Mundt die merkwürdigen Erscheinungen der nächsten Epoche ein: „das *achtzehnte Jahrhundert* begann mit einer rationalistischen Periode für den deutschen Stil". In wenigen abgerissenen aber doch markirenden Zügen finden sich die historischen Momente angedeutet, und eine der trefflichsten Schilderungen, nicht nur in diesem Buche, sondern die überhaupt in einer Literärgeschichte gegeben worden, wird in der Charakteristik Gottscheds, dargeboten. Des Verfs. Mafshaltung und kritischer Takt ist höchlich zu rühmen, dafs er nämlich seine Persiflage im Zügel hält, und sich gegen Gottscheds Verdienste bei allen sarkastischen Streiflichtern, gerecht erweist. Er sagt (S. 315): „Man kann ihm eine gewisse Gröfse der Persönlichkeit nicht abläugnen, wenn man bedenkt, welche Ausdauer, Charakterfestigkeit, Consequenz und Gelehrsamkeit er an die Aufgabe setzte, das ganze poetische Herz und Gemüth der Deutschen zu einer fehlerfreien Rechenmaschine abzurichten. Seiner Pedanterie, mufs man sagen, fehlte es nicht an Begeisterung und Heroismus, um unerschrocken unter tausend Anfechtungen des beleidigten Nationalgefühls, das vorgenommene Werk durchzuführen." — Nachdem des verdienstvollen und siegreichen Gegenkampfes der Schweizer erwähnt, und auch von diesen bedeutenden Männern eine scharfe Silhouette umzeichnet worden, sodann Hallern, Hagedorn und insonderheit Liskov, Genugthuung geschehen, welcher Letztere bis auf den Einen Zug, dafs er von der Leiche seines abgethanen Gegners sich „mit unangenehmem Lächeln wegwende", was mit seiner durchaus reingehaltenen und meisterhaften Ironie nicht im Einklange steht, treffend und nach dem Leben charakterisirt ist, läfst der Verf. Klopstocks Gestalt, polemisch geharnischt wie er ist, emporsteigen. Von ihm wird bemerkt: „Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert" (doch wohl nur in der ersten Hälfte desselben), „und wirkte nicht so sehr durch das Innere seiner Poesie, als durch die Formen derselben, mit durchgreifender Schöpfermacht." Mit Recht appüyirt der Verf. insonders darauf, dafs Klopstock vorzugsweise durch die *Sprache* seine Zeit beherrschte, „während Andern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität, und das Urtheil ihres Jahrhunderts neu zu gestalten." (S. 326). Seine poetische Diction wird vortrefflich analysirt, und deren innerer Bau gleichsam unter das Mikroskop gebracht. Diesen Betrachtungen wird, sonderbar, aber charakteristisch genug, die Stellung Friedrichs des Grofsen zur Sprache angeschlossen. Klopstock war nächstdem, dafs er bis zur Erscheinung Wielands, Schillers und Goethes der gröfste Dichter der Nation war, zugleich der tiefste Kritiker und Sprachforscher seiner Zeit. Das Eigenthümliche von Klopstocks Prosa giebt der Verf. mit sehr richtigen Bezeichnungen an. In dem Urtheil über Lessing culminirt die ganze Darstellungskraft des Herrn Mundt. Was über Lessing je geäufsert worden, findet sich hier nicht nur unter neuer Beleuchtung zusammengefafst; auf ein Paar Seiten sind mit wirklich bewundernswürdigem Geiste die leisesten und tiefsten Züge seiner Schreibart entworfen. Die Seele des Lessingischen Stils wird darin in ihren Einzelmomenten zugezählt. Die tiefberechnete dialectische Oeconomie, und insbesondere jener den logisch-begeisterten, sichtbar und gleichsam amphionisch wachsenden Gliederbau, in kurzen Blitzen belebende und magisch beleuchtende Witz, ist mit unnachahmlicher Feinheit und Lebenswahrheit getroffen. Diese Schilderung ist selbst ein Meisterstück des Stils. Winkelmanns und Goethes Schreibart sind gleichfalls sprechend gelungen. Herder hätte eine wärmere und tiefere Anerkennung auch als Prosaist verdient.

Der III. Abschnitt, der „die literarischen Gattungen der Prosa" abhandelt, wird mit einigen allgemeinen Betrachtungen über Mährchen, Roman und Novelle eröffnet, worin sich manches Gutgedachte findet.

Digitized by Google

Das Verhältnifs zwischen Roman und Novelle dürfte vielleicht dem ähnlich sein, welches zwischen niederländischem Genregemälde und der historischen Mahlerei obwaltet. Was der Verf. zur Charakteristik Jean Pauls und Tiecks beibringt, scheint uns ungenügend. Wie denn von hier ab, mit Ausnahme einiger wohlgetroffenen Abrisse, die Darstellung weniger Schärfe und Fülle hat.

Mit dem Urtheil über Wieland, und der Anähnlichung Thümmels und des Fürsten Pückler-Muskau, so feine Bemerkungen in derselben vorkommen mögen, sind wir nicht einverstanden. Wielands Verdienste um die deutsche Prosa, bei allen Schlingpflanzen, die die üppige Vegetation seines Prosastils überwucherte, sind unermefslich. Die Stromschwelle seiner Diction hat sich über das ganze Sprachgebiet ergossen, und ein befruchtendes Flufsnetz um dasselbe ausgebreitet. Seine prosaischen Schriften und insbesondere seine Uebersetzungen sind unerschöpfliche Fundgruben von reichhaltigsten und anbildsamsten Sprachelementen. Ueber Goethes Stil ist hier noch manches richtig Empfundene angefügt. Von Justus Möser und Helfrich Peter Sturz, deren Stil mit kunstvoller Feder umschrieben ist, geht der Vf. sehr passend zu Varnhagen von Ense über.

Die deutsche Kanzelberedsamkeit fertigt der Vf. gar zu leicht ab. Männer wie Jerusalem, Spalding, Zollikofer, haben um die deutsche Sprache unläugbares Verdienst. Sie hätten wohl mit dem in vielen Punkten unübertroffenen Reinhard eine Erwähnung verdient.

In der dritten und letzten Nummer eilt der Verf. dem Ende zu, nennt noch ein Dutzend Namen, und läfst einige Aeufserungen, wie Prosa in Philosophie, Geschichte, Politik sich hineingestaltet habe, an diesen Disciplinen zurück, und langt endlich bei Börne an. Das treffliche Buch wäre eines vollständigeren Schlusses werth gewesen. —

Der von uns hin und wieder gewagte Tadel, der doch nur im Grunde die Vollständigkeit und das Material betrifft, verschwindet ganz und gar gegen das Herrliche und Vielversprechende, das sonst das Buch enthält, und wir dürfen uns des schönen Wortes des Simonides beim Xenophon bedienen, dafs vom Ausgezeichneten das Halbe willkommener sei, als vom Unbedeutenden das Ganze. Klein.

XVII.

Das System der Circulation, in seiner Entwicklung durch die Thierreiche und im Menschen und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen, dargestellt von Carl Heinrich Schultz, Dr. d. Med. u. Chir. u. ord. öffentl. Prof. a. d. K. Fr. Wilhelms Universität zu Berlin u. s. w. Mit 7 (zum Theil) illuminirten Tafeln. Stuttgart u. Tübingen, 1836. *in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XVI. u.* 368 S. 8.

Schon Plato nannte das Herz „das Band der Adern und die Quelle des durch alle Glieder sich heftig umtreibenden Blutes" und der Verf. zeigt in den spätern Abtheilungen dieser Schrift, dafs namentlich zu den Zeiten des Galen die Hauptrichtungen der Blutbewegungen in unserm Körper hinreichend und mehr als man oft geglaubt hat, gekannt waren; — nichtsdestoweniger, was ist das alles gegen den in neuern Zeiten durch das Mikroskop aufgeschlossenen Blick in die feinsten Verzweigungen der Gefäfse selbst und in die Bewegung der dort in tausendfachen Verschlingungen kreisenden Ströme! — Denken wir an das, was in unsern Tagen durch regen Eifer so vieler Forscher in diesen und andern Zweigen der Physiologie geleistet worden ist, so erscheinen die Erkenntnisse der Alten uns gar dürftig und beschränkt und bei alle dem müssen wir erstaunen, wenn wir nun sehen, wie einfach klar und sicher sie in Wissenschaft und Kunst mit der Natur zu gebahren pflegten und welche Resultate sie zuletzt daraus gezogen haben! — Es ist nicht überflüssig hieran zuweilen zu erinnern, nicht etwa, um dadurch den Gang unsrer Forschungen aufzuhalten, sondern nur, um ihn immer wieder auch auf Beachtung des Ganzen und den wahrhaft menschlichen mittlern Standpunkt zurückzulenken, damit es uns nicht gehe wie Einem der die Aufgabe hat, ein schönes Bild zu betrachten und nun, indem er nur mit der Loupe die einzelnen Farbenpünktchen zu untersuchen bemüht ist, von dem Wesen und der grofsen Bedeutung des Bildes selbst gänzlich ohne Kenntnifs bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Das System der Circulation, in seiner Entwicklung durch die Thierreiche und im Menschen und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen, dargestellt von Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

Was das vorliegende Werk betrifft, so dürfen wir es von Vorwürfen der letztern Art wohl gröfstentheils frei nennen, der Standpunkt einer Gesammtübersicht des wunderbaren Phänomens einer kreisend bewegten Ernährungs-Flüssigkeit in den Pflanzen und Thieren, wenn wir uns denselben auch noch in mancher Beziehung, und namentlich was die Verknüpfung des Phänomens mit allgemeinem Leben betrifft, umfafslicher denken könnten, ist doch wohl bewahrt, und besonders was die Hervorbildung eines centralen aus einem peripherischen Gefäfssystem angeht, auf eine neue und lichtvolle Weise durchgeführt. Zugleich legt der Vf. eine grofse Menge eigner sorgfältiger Beobachtungen vor und erläutert dieselben durch schöne und, wie wir gröfstentheils bezeugen können, sehr naturgetreue Abbildungen.

Wir folgen dem Verf. durch die Hauptabtheilungen des Werks! — Er bemüht sich zuerst „*die Bedeutung und Gliederung des Cirkulationssystems*" darzulegen und wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er sagt: „Die Ursache der Lebenskraft des Circulationssystems liegt nicht in einem äufserlichen Mechanismus, sondern in der lebendigen gegenseitigen Einwirkung derjenigen Theile auf einander, welche ursprünglich aus dem einfachen Keim des Systems sich auseinander zum Zwecke des Ganzen entwickelt haben. Es ist nur die lebendige Vereinigung aller dieser innern Glieder zu dem Zwecke des ganzen Systems, worin das Geheimnifs der Lebensthätigkeit desselben zu suchen ist, und nicht die mechanische Wirkung eines Theiles für sich, welcher den Urquell der Thätigkeit aller enthalten sollte, wie es Harvey vom Herzen annahm." — Nur würden wir noch zugefügt haben, dafs freilich auch wieder das System *allein* genommen, keine Lebenserscheinung erklärt, sondern dafs dasselbe Verhältnifs, welches zwischen den Gliedern des Systems hier richtig nachgewiesen ist, auch zwischen den verschiedenen Systemen, und zuhöchst wieder zwischen den verschiedenen Organismen beachtet werden mufs, um ihre Lebenserscheinungen zu begreifen, so dafs, wir mögen von einer noch so individuellen Erscheinung ausgehen, wir doch immer, sobald wir sie weiter verfolgen, unbedingt gegen die Betrachtung des Ganzen uns gezogen finden. Er gliedert hierauf das Cirkulationssystem in drei Momente: 1) das Blut, 2) das Gefäfssystem und 3) die Circulation oder Blutbewegung als Wirkung der lebendigen Verhältnisse des Bluts und des Gefäfssystems untereinander (und, fügen wir hinzu, *dieser zum Ganzen.*)

So zerfällt denn die Schrift selbst in drei Theile, deren *erster* die *Betrachtung des Blutes* zum Gegenstande hat, und bis S. 162 reicht. — Wir gedenken hier namentlich zweier Punkte der Lehre vom Blute, von denen einer uns sehr treffend und neu vom Verf. dargestellt scheint, während wir die Darstellung des andern der Natur durchaus nicht angemessen finden können. — Der erste betrifft die Einführung des Begriffs vom *Plasma* in die Blutlehre, als mit welchem Namen der Verf. die gleichförmige an sich farblose Flüssigkeit, in welcher innerhalb der lebenden durchströmten Gefäfse die Blutkörner schwimmen, bezeichnet wissen will. — Weil nämlich das aus der Ader fliefsende und somit auch also gleich absterbende Blut in Blutwasser, Faserhaut und Blutkuchen zerfällt, so hat man gewöhnlich diese Bestandtheile auch schon im lebenden Blute gesucht und vom Schwimmen der Blutkörperchen in Serum oder Blutwasser gesprochen, da

Digitized by Google

doch diejenige Flüssigkeit, worin die Blutkörperchen schwimmen, allerdings etwas ganz anderes ist, als blofses Blutwasser. Auch waren überhaupt die für diese Flüssigkeit gebrauchten Namen Lymphe, Serum, liquor sanguinis u. dergl. so unbestimmt, dafs es wirklich eines neuen Namens bedurfte, um *das Indifferente* der die Blutkörperchen tragenden Flüssigkeit zu bezeichnen, einer rein eiweifsstoffigen Flüssigkeit, aus welcher allerdings wesentlich die Ernährung geschieht und welche gerinnend plastische Ausschwitzungen, so wie im absterbenden Blute aufserhalb der Ader, Faserhaut und Faserstoff des Blutkuchens bildet. Es scheint defshalb auch H. Nasse in seiner neuern Schrift (das Blut in mehrfacher Beziehung, Bonn, 1836. S. 38) Schultz falsch verstanden zu haben, wenn er meint, dafs unter Plasma blos „flüssige Faserhaut" verstanden werden solle. Nur im *lebend umgetriebenen* Blute ist Plasma anzunehmen und ein solches Blut besteht *nur aus Plasma und Blutkörnerchen* — ja es scheint Thiere zu geben, in welchen das Blut blos Plasma ist, ohne alle Körner (so konnte Rec. z. E. in manchen Insektenlarven, obwohl man das Herz in lebhafter Thätigkeit klar übersah, nie schwimmende Blutkörperchen wahrnehmen. So bei Mückenlarven). Kurz wir halten die Einführung jenes Begriffs für keinen Gewinn für die Physiologie, da es dem Blute nur zu oft begegnete, dafs man die Produkte, welche es beim Absterben bildete und in welche es sich zersetzt, auch für integrirend vorhandene Dinge *im Leben* annahm.

Was dagegen den andern von uns hier zu berührenden Punkt betrifft, so ist damit die Lehre von den Blutkörperchen, oder, nach Schultz, „Blutbläschen" gemeint, hinsichtlich welcher wir zwar nach unsrer Ueberzeugung dem Verf. ebenfalls beistimmen, dafs es eine gänzlich irrige Vorstellung sei zu glauben, die Blutkörperchen trieben sich gleich Bausteinen im Blute umher, um nachher hie und da angelegt und eingefügt zu werden, wodurch dann *die Ernährung* des Körpers bewirkt werde (wie könnte es dann Blut geben *ohne* Blutkörperchen), allein wir können uns so wenig als andre Physiologen von der vom Verf. schon häufig vorgelegten und verfochtenen Meinung überzeugen (S. 11): „dafs die Blutbläschen wirkliche mit elastischer Flüssigkeit erfüllte Bläschen seien, welche nur als Respirationsorgane des Blutes betrachtet werden könnten." — Dafs das Blut Luft enthalte, beweist doch gewifs nicht, dafs diese Luft in den Bläschen sein müsse, da wir an hundertlei andern Flüssigkeiten sehen, dafs sie viel Luft enthalten können und doch nichts den Blutkörperchen ähnliches defshalb in ihnen gefunden wird. — Eben so wenig beweist das Aufschwellen der Blutkörperchen im Wasser und das Beweglichwerden und Umherrollen der Kerne in denselben, ihren Luftgehalt; im Gegentheil scheint uns gerade hierin ein Beweis dafür zu liegen, dafs die Blutkörperchen oder auch, wenn man lieber will, Blutbläschen (nur nicht Luftbläschen) eine Substanz enthalten, welche der in den Oviducten der Frösche enthaltenen, auch anderwärts vorkommenden und schon früher von Braude untersuchten Substanz verwandt sei, welche durch ihre Anziehung gegen Wasser und ihr Aufschwellen mittels desselben sich auszeichnet. — Ferner aber weifs Jeder, der häufig mikroskopische Untersuchungen gemacht hat, wie auffallend eine noch so kleine Luftblase unter einigermafsen starker Vergröfserung durch ihren dunkeln scharfen Rand sich auszeichnet, und endlich hat es denn auch dem Verf. nie gelingen wollen oder können, den direkten Beweis für seine Ansicht zu führen, indem er aus einem zerquetschten oder aufgesprungenen Blutkörperchen irgend einmal ein Luftbläschen ausgetrieben hätte! — Wir leben defshalb allerdings der Hoffnung, dafs ein so scharfsinniger und sorgfältiger Beobachter als der Verf. es bald selbst aufgeben werde, eine so unhaltbare Hypothese weiter durch Gründe zu vertheidigen, und machen nur noch auf manche hier mitgetheilte interessante Beobachtungen über Entwicklung von Blutkörperchen in Embryonen aufmerksam, worüber übrigens freilich auch noch weit mehr zu sagen wäre, als hier der einer solchen Anzeige bestimmte Raum zu sagen erlaubt. Der *zweite Abschnitt* der Lehre vom Blute ist dem Plasma des Blutes bestimmt und obwohl derselbe viel interessantes enthält, so können wir doch wieder nicht billigen, wenn der Verf. ihn mit den Worten eröffnet: „Der Bildungsprozefs des Bluts geht allein vom Plasma aus, und *in diesem ist alle Lebensregung* zu suchen." Eine solche Einseitigkeit steht mit der oben angeführten schönen Stelle über das Zusammenwirken aller Theile des Circulationssystems nur zu sehr im Widerspruch, und scheint uns das andre Extrem von der Ansicht, welche die Blutkörperchen als Thierchen (Haematobium Rchbch.) allein für

Digitized by Google

die wesentlich lebendigen Bluttheile erklärt. — Merkwürdig und gut angestellt sind die Versuche über die allmählige Färbung des Plasma im Blute eines Pferdes, dem man Indig-Auflösung eingegossen hatte (S. 75); — sie sind recht geeignet die Wichtigkeit dieser Flüssigkeit für die Ausscheidungen und somit auch für Ernährung (denn diese ist nichts anders als im Körper bleibende Ausscheidung aus dem Blute) anschaulich zu machen. Was dagegen über innere Gestaltung und organische Bewegung durch Selbsterregung im Plasma gesagt ist, liefse auch noch viele Discussionen zu, welche wir indefs unterdrücken müssen, wenn wir nicht ein Buch über ein Buch schreiben wollen. Was das Erstarren des Plasma bestrifft, so scheint es uns sehr richtig bemerkt, dafs dasselbe stets als eine letzte Lebensregung des Blutes zu betrachten sei, und es finden sich bei dieser Gelegenheit über Wärmebildung bei der Erstarrung — über Bildung der Entzündungshaut — Halitus des Blutes und Blutmenge noch manche belehrende Angaben vor. — Es folgen nun *im dritten Abschnitt* die Mittheilungen über chemische Bestandtheile des Bluts, wo sich denn gleich im Eingange eine wohlgewählte Zusammenstellung über Verhältnifs der festen Theile im Blute bemerklich macht. Bemerkenswerth ist namentlich die Ab- und Zunahme dieses Verhältnisses je nach dem schlechtern oder bessern Stande der Ernährung. So fand der Verf. bei einem magern schlechtgenährten Pferde nur 18, 6 Procent, bei einem auch magern aber gutgenährten Pferde 22, 9 Procent feste Bestandtheile des Blutes. — Was den Blutfarbestoff betrifft, welcher unter der Hülle der Blutkörperchen sich bildet, so sprechen auch die hier gegebenen Zusammenstellungen mehr für die durch seine kohlenstoffigen Bestandtheile, als durch seinen Eisengehalt bedingte Farben-Entstehung. — Von den übrigen Untersuchungen dieses Abschnittes sind vorzüglich die über die Eigenthümlichkeit des Pfortaderblutes interessant, meistens auf eigenen Untersuchungen beruhend und für den Arzt wichtig. — Merkwürdig ist insbesondere, dafs das Pfortaderblut das am meisten fettreiche, und dafs das Fett desselben von eigenthümlicher schwarzbraun schmieriger Beschaffenheit ist, welches an manche kritische Ausleerungen bei Unterleibskrankheiten erinnert.

Der *zweite Theil* der Schrift handelt nun vom *Gefäfssystem* und hier (wie schon im Eingange bemerkt wurde), scheint uns besonders die Darstellung der Hervorbildung des centralen Gefäfssystems aus dem überall ursprünglichen und in Pflanzen und niedern Thieren noch allein vorkommenden peripherischen Gefäfssysteme sehr gelungen; nur Folgendes über das was nun der Verf. auch in höheren und ausgebildeten Körpern peripherisches Gefäfssystem nennt, möchten wir hierbei zu bedenken geben: — Es scheint uns nämlich, der Hr. Verf. hätte, wenn er seine Ansicht consequent durchführen wollte, nothwendig unterscheiden sollen zwischen einem primär-peripherischen und einem secundär-peripherischen Gefäfssystem. Das erste würde das sein, was aus dem Dotter wirklich noch *vor* dem Herzen sich bildet. — Von *diesem* ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs es wirklich als ein Netzwerk, und unabhängig von einem centralen Systeme entsteht. — Das zweite hingegen, das, welches im ausgebildeten höhern Thierkörper alles Parenchym durchdringt, entsteht diefs wohl wirklich unabhängig vom centralen System und wahrhaft im Gegensatze zu demselben? oder bildet es sich nicht vielmehr nur allmählig aus dem centralen Systeme hervor? — Geht man der Genesis des Gefäfssystems nach, so scheint es durchaus unläugbar, dafs die letztere Modalität Statt habe. — Wie sich nämlich theils im vorliegenden Buche aus Tab. IV., theils aus den Tafeln über Entwicklungsgeschichte der Fische, welche Rec. in seinen Erläuterungstafeln 3. Heft bekannt gemacht hat, ergiebt, wächst das einmal aus dem peripherischen Gefäfssystem des Dotters entstandene centrale Gefäfssystem des Körpers durchaus in lauter Bögen oder Schlingen fort, von welchen ein Schenkel arteriös, der andre venös ist; diese Schlingen sind erst sehr einfach (im zarten Fischembryo sieht man unter der Schwanzwirbelsäule nur die Aorta, welche einfach zur untern Hohlader sich umbiegt), wachsen aber immer weiter und weiter, immer mannigfaltiger werdend, fort, bis die tausendfach verästelten und verflochtenen Schlingen allerdings wieder eine Art von Netzwerk vorstellen, welches man nun auch gewissermafsen als ein alle Organe des Körpers verbindendes besonderes Geflecht ansehen darf, wodurch ein gewisser Gegensatz zu dem centralen System sich fortwährend bethätigt, welches aber doch in seiner ganzen Entstehung von dem ursprünglich peripherischen sich durchaus unterscheidet. — Was der Hr. Verf. später-

Digitized by Google

hin über den Unterschied der plastischen (d. i. nach ihm keine Blutkörperchen führenden) Gefäfse im peripherischen System, so wie über die Erweiterung und Verengerung des Netzwerks der peripherischen Gefäfse im Leben sagt, billigen wir vollkommen, doch würden wir den Namen der *plastischen* Gefäfse vermieden haben, weil er leicht zu Mifsverständnissen Anlafs geben könnte.

So manches Interessante, was späterhin über Turgor und Entzündung mitgetheilt wird, müssen wir im Buche selbst nachzulesen bitten, da weitere Betrachtungen darüber uns hier zu weit führen würden. — Sehr wichtig in physiologischer Beziehung ist das Kapitel S. 187 über Bildung der (primitiven) peripherischen Gefäfse im Embryo. — Auch der Verf. stimmt hier dafür (was uns sehr richtig scheint und auch von Valentin in seiner trefflichen Entwicklungsgeschichte des Menschen ausgesprochen wird), dafs eine scharfe Trennung zwischen Schleimblatt und Gefäfsblatt der Keimstelle des Dotters nicht anzunehmen sei, und allerdings nur hierdurch läfst sich das hier vom Verf. klar dargestellte Phänomen erklären, nämlich dafs Dotterkügelchen in das sich bildende Gefäfssystem mit eingehen, in ihm mit fortströmen und sich endlich in Blutkörperchen umwandeln. — Man mufs hierzu sich nothwendig die Gefäfswände selbst als noch ganz im Werden und folglich stellenweise bald seiend bald nicht seiend denken, wodurch sie denn eben den eintretenden Dotterkügelchen Raum geben, und da ähnliches jedenfalls immer in den alleräufsersten Strömungen des (secundären) peripherischen Gefäfssystems auch später zu denken ist, so erhalten wir dadurch namentlich den Begriff, wie Einsaugung und Ernährung vorzustellen sei. — Einen schönen und höchst deutlichen Beweis dieses Ueberganges von Dotterkügelchen in das primär-peripherische und aus diesem auch in das centrale Gefäfssystem sah Rec. einst bei 3 bis 3½ Linien langen Tritonenlarven. Als er unter dem Mikroskope das noch ganz aus dichtem körnigen Gefüge bestehende Schwanzblatt untersuchte, zeigte sich noch keine Blutströmung darin. Um sich zu überzeugen, dafs dergleichen wirklich noch nicht vorhanden sei und nicht vielleicht nur hinter der noch etwas undurchsichtigen Körnerschicht sich verberge, schnitt er Theil für Theil unter dem Mikroskope das Schwanzblatt ab. Erst dicht an Einfügung des Schwanzes an den Leib, traf der Schnitt auf die Umbeugung der beginnenden Aorta zur Hohlader und sogleich strömte nun das Blut in zelligen Kügelchen aus, und als gleichzeitig nun ein Druck den noch nicht ganz zum Darm umgebildeten Dotter öffnete, drangen von da aus Massen von Dotterkügelchen auf den Objectenträger, welche von den im Blute schwimmenden noch fast gar nicht unterschieden waren, und denen völlig glichen, welche der Verf. Taf. II. fig. 4—6. darstellt.

Der Verf. wendet sich nun zum centralen Gefäfssystem und dessen Entstehung. Wir wünschten, derselbe hätte hier durch *schematische Figuren* darzustellen versucht, wie er sich nach den hier beschriebenen Untersuchungen die erste Herzbildung vorstellen zu müssen glaubt, da wir nur zu gut selbst wissen, wie schwer es ist, Andern ja sogar sich selbst über dergleichen verwickelte Gegenstände vollkommen klar zu werden. Auch gestehen wir gerade bei diesem Kapitel mehreres in den Abbildungen sowohl als im Text gefunden zu haben, was mit der Natur uns keineswegs übereinstimmend zu sein scheint. So ist bei den Fischembryonen Taf. III. fig. 3. über dem Dotter eine Blase *m* abgebildet, welche als „grofse Schwimmblase" bezeichnet wird und von welcher Rec. gezeigt hat, dafs sie nichts weiter als ein Oehltropfen sei, welcher schon im unentwickelten Dotter bei mehreren Cyprinus-Arten vorkömmt, welcher späterhin allmählig in der Leber verschwindet und an dessen Stelle noch später die Gallenblase sichtbar wird, dahingegen die Schwimmblase an einem ganz andern Orte, nämlich hinter dem Darmkanal und vor der Wirbelsäule erscheint. So fehlt dagegen in den jüngern Embryonen fig. 1. u. 2. so wie Taf. IV. die Angabe dieses Oehltropfens ganz. So ist S. 196 von einer Stelle am Vogelembryo die Rede, welche „das Rudiment der Lungen zu sein scheine, die sich durch die Stufe der Kiemenbildung daraus entwickeln;" da es doch sattsam erwiesen ist, dafs die Lunge auch hier als eine Ausstülpung des Darmrohrs anfange. — Uebrigens ist die anfänglich ein blofses Plasma bewegende Röhrenform des Herzens, an welcher sich allmählig, gleichzeitig mit der beginnenden Aenderung des Blutes, Einschnürungen und späterhin Windungen bilden, gewifs vom Verfasser naturgemäfs dargestellt. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Das System der Circulation, in seiner Entwicklung durch die Thierreihe und im Menschen und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen, dargestellt von Carl Heinrich Schultz.

(Schlufs.)

Es folgen nun weiterhin interessante Betrachtungen über Entwicklung des Gefäfssystems in der Thierreihe, Verhältnisse des Herzens zu den Gefäfsen, Organisation des centralen Gefäfssystems und Reproduction der Gefäfse, welche wir hier gröfstentheils sämmtlich unberührt lassen müssen und nur bemerken wollen, dafs bei der Lehre von Wiedererzeugung gröfserer Gefäfse aus dem peripherischen Gefäfsnetze des ausgebildeten Thieres die Darstellung noch an Klarheit gewonnen haben müfste, wenn die Entstehung *dieses* peripherischen Gefäfssystems und wodurch es sich von dem *primitiven* unterscheide, zuvor deutlich auseinandergesetzt worden wäre. — Denn was am Schlusse des zweiten Theiles über Bewegung des Herzens und der Gefäfse und die Wirkung des Nerveneinflusses auf dieselbe gesagt ist, können wir nicht anders als vollkommen Beifall schenken.

Der *dritte Theil* endlich hat zur Aufgabe „die Circulation des Bluts in den Gefäfsen" darzustellen und beginnt, wie oben schon erwähnt wurde, mit einer historischen Einleitung über die ältern Ansichten von der Blutbewegung. Sollen wir nun unsre Ueberzeugung kurz aussprechen, worin hauptsächlich das Verdienstliche der Darstellungen dieses zweiten Theiles besteht, so würden wir nicht anstehen hier insbesondere das hervorzuheben, dafs der Verf. mehr, und nach einer lebendigern Ansicht als bisher, die Wichtigkeit und gewissermafsen Selbstständigkeit der Blutbewegung in dem peripherischen Gefäfsnetze des entwickelten Thierkörpers zur Anschauung bringt. Es leidet keinen Zweifel, dafs namentlich für den Arzt das Studium der Phänomene, welche auf dem Eigenleben des peripherischen Gefäfsnetzes beruhen, von gröfster Wichtigkeit ist — wir machen hier nur auf folgende Bemerkung (S. 271) aufmerksam: — „Nicht in allen Organen ist die Selbstständigkeit der peripherischen Bewegung in gleichem Grade vorhanden. In Organen von dünnhäutiger Ausbreitung, wo die Stromnetze sparsam und weit, der Blutreichthum gering ist, hört die Bewegung früher auf. So dauert in der Schwimmhaut eines abgeschnittenen Froschfufses die Bewegung kaum einige Minuten; dagegen ist sie in den parenchymatösen Organen, wie in der Haut und den Drüsen, viel länger dauernd. Man kann in dem durchscheinenden Rand einer ausgeschnittenen Froschleber oft eine halbe Stunde lang die Bewegung des Bluts fortdauern sehen. Hieraus allein erklärt sich auch die Möglichkeit, dafs besonders Hautstücke, Kämme der Hähne, ja beim Menschen ganze Finger nach dem Abschneiden noch wieder anheilen können." — Dafs sich die Verhältnisse der Blutbewegung im peripherischen System zu der im centralen und namentlich im Herzen selbst unter verschiedenen Umständen mannigfaltig abändern, ist wohl aufser Zweifel, doch möchte Rec. bei Erwägung des etwaigen erregenden Einflusses, den peripherische Gefäfsthätigkeit auf das Herz haben könnte, nicht zu viel Gewicht auf die Beobachtung von Czermack legen, welcher an einem aus dem Winterschlafe erwachenden Proteus das Blut im Schwanzblatt früher wieder habe kreisen sehen, als das Herz sich bewegt habe; wer nämlich lebende Proteus beobachtet hat, weifs zwar wohl, dafs man einen stärkern Herzschlag deutlich durch die Haut hindurch gewahr wird, aber, dafs jede feinere Oscillation des Herzens sollte durch die Haut gesehen werden können, mufs er billig bezweifeln. — Das allgemeine Bild der centralen Blutbewegung scheint uns der Hr.

Digitized by Google

Verf. in folgenden Worten sehr richtig aufgefafst zu haben, wefshalb wir sie (da doch von so Vielen, denen die alte Vorstellung vom Gegensatze eines grofsen und kleinen Kreislaufs überall vorschwebt, dieser Begriff noch nicht auf naturgemäfse Weise aufgefafst wird) hier noch mittheilen: er sagt, es sei „die centrale Blutbewegung die entgegengesetzte Strömung des arteriellen Bluts von den Lungen durch den Baum des arteriellen Gefäfssystems zum peripherischen Systeme des Körpers, und umgekehrt des venösen Bluts aus der Peripherie des Körpers durch den Baum des venösen Systems zum peripherischen Systeme der Lungen. Jeder dieser entgegengesetzten baumförmigen Ströme bildet in seinem Verlaufe ein zusammenhängendes Ganze, und dafs in der Mitte die Gefäfsstämme beider sich zu Herzen entwickeln, ist keine Unterbrechung zwischen den Wurzeln und Zweigen, sondern ein blofses Hülfsmittel der Strömung, welche *auch ohne dasselbe* bei vielen Thieren in dem einen oder andern Baum, oder in beiden zugleich Statt findet." — „Auf denjenigen Stufen der Entwicklung, sowohl in der Thierreihe als im Embryo, wo das peripherische System der Lungen noch keinen vollendeten Gegensatz gegen das peripherische System des Körpers bildet, finden sich zwischen beiden centralen Systemen Anastomosen, wodurch eine theilweise Verbindung beider bewirkt wird, so dafs ein Theil des venösen Bluts dadurch wieder in das arterielle System übergeführt wird, ohne zu den Lungen zu gehen." — Und so sehen wir also aus der richtiger erkannten Dignität peripherischer Blutbewegung selbst auch eine richtigere Vorstellung von der Bedeutung und Richtung centraler Blutbewegung folgen, und da es niemals gleichgültig ist, ob man ein gewisses sinnlich deutlich angeschautes Phänomen nur nach einer naturgemäfsen oder nicht naturgemäfsen Vorstellung auch im Geiste begreife, so läfst sich auch hier erwarten, dafs die gewonnene naturgemäfsere Vorstellung noch zu manchen Aufklärungen führen müsse, von welchen dann die Kapitel über Bewegung im Venensystem und arteriellen System, über Blutcirculation im Fötus und in den Amphibien noch manchen Beweis enthalten. Die letzten Kapitel enthalten Betrachtungen über Transfusion und Infusion. —

Doch wir glauben mit obigem unsrer Pflicht Genüge geleistet zu haben, unsern Lesern eine Uebersicht von der Reichhaltigkeit dieser Arbeit, von der Richtung in den Ansichten des Verfs., und von dem was wir darüber denken zu geben. — Hinzufügen wollen wir nur noch, dafs auch die äufsere Ausstattung gut ist, dafs wir selten durch Druckfehler gestört wurden und dafs die artistische Ausführung der Tafeln gelobt zu werden verdient.

Carus.

XVIII.

Bibliotheca Commentariorum in Scriptores tam Graecos quam Latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi cura Ernesti Julii Richteri. Pars I. Conjuratio Catilinaria. Monachii impens. E. Fleischmann. MDCCCXXXVI. VIII. u. 504 S. in 8. Auch unter dem Titel: ***In C. Sallustii Crispi Opera praeter fragmenta omnia Commentarios virorum eruditorum cum variis lectionibus librorum tam manu scriptorum quam editorum praesertim codicis Erlangensis collegit, vitam auctoris et notitiam literariam praemisit, suasque notas et indices adjecit Ernestus Julius Richter. Pars I. Comment. in C. Sallustii conj. Catil.***

Nicht mit Unrecht wird die Vielschreiberei als eine Krankheit der Deutschen bezeichnet; das System aus zehn oder zwanzig Büchern ein neues zusammenzutragen, ist besonders im Gebiete der Philologie noch immer nicht aufser Cours gesetzt; Schulausgaben, Schulgrammatiken, Handbücher, Lehrbücher erscheinen fortwährend in reichlicher Fülle, wenn auch die Bedürfnisse gebildeter Schulmänner jetzt offenbar weiter gehen, und des alten Schlendrians endlich satt geworden sind. Deutlich geht diefs daraus hervor, dafs die Liebhaberei für die *Editiones cum notis variorum* bedeutend abgenommen hat, dafs Unternehmungen dieser Art wenig Unterstützung mehr finden, und diese solchen Bearbeitungen der alten Autoren zugewendet wird, welche bei bündiger Uebersicht des kritischen Materials über die Composition eines Schriftwerkes klare und sachgemäfse Aufschlüsse ertheilen, in der Erklärung auf das Nothwendige sich beschränken, und üppiges Ausschweifen und nutzlosen Citatenprunk bescheidentlich von sich weisen. Um so mehr befremdet die Ankündigung einer Sammlung der Commentare zu den rö-

Digitized by Google

mischen und griechischen Autoren, von der jetzt der erste Band vorliegt, der die Commentare zum Catilina des Sallustius enthält. Von den zwei Wegen, die bei einer derartigen Sammlung eingeschlagen werden können, bietet in jetziger Zeit keiner die Hoffnung eines ersprieſslichen Erfolges. Werden die besten Commentare ganz, mit Einschaltung des Guten, was sich in den Arbeiten zweiten und dritten Ranges findet, geliefert, so werden nicht nur fremde Interessen beeinträchtigt, und mit dem oft mühsam errungenen Gut noch lebender Schriftsteller nach Willkühr geschaltet, sondern es muſs auch das Unternehmen bei dem übermäſsigen Reichthum an Material wenigstens bei den gelesensten Autoren unausbleiblich an seiner eigenen Gröſse erliegen. Wird hingegen aus der Masse der vorhandenen Commentare nur das Hauptsächlichste ausgewählt, und in einen engen Band zusammengedrängt, was in vielen verschiedenen Werken sich zerstreut findet, so hebt sich von vornherein die bei dem oben angekündigten Unternehmen gegebene Verheiſsung auf, daſs durch eine solche Einigung der Commentare die einzelnen überflüſsig gemacht werden. Auf diese Art entsteht nur eine neue Gattung eines Commentars: statt einen zu erhalten, der aus Einem Guſs hervorgegangen feste Absichten und Zwecke verfolgt, der nach Einem bestimmten Gesichtspunkte in der Erklärung eines Schriftstellers verfährt, der das Gepräge einer abgeschlossenen Schule in sich trägt — wird uns eine wahre Olla potrida von Anmerkungen aufgetischt, ein Gebräu, zusammengesetzt aus den buntscheckigsten Theilen, die eben so sehr in Sprache und Form als in Geist und Gehalt aller Verschmelzung und Einheit widerstreben. Wie kann bei einem solchen Verfahren ein guter Commentar überflüssig gemacht werden? wer möchte für ein solches Gemenge von Noten sich mit einem Auszug aus den Arbeiten eines Bentley, Böckh, Lobeck, Heindorf begnügen? Wir erwähnen hiebei noch gar nicht die Unterdrückung so vieler Bemerkungen, die einen Schriftsteller nicht unmittelbar berühren; denn ist auch diese Manier an sich zu verwerfen, so herrscht sie doch fast in allen gröſseren Commentaren vor, und schon aus diesem Grunde könnte der Philologe die vorzüglichsten Arbeiten der Art in solcher Verstümmelung nicht mehr gebrauchen. Bei einem solchen Verhältniſs der Sache bliebe nur noch ein Ausweg übrig, daſs man die verschiedenen Commentare zu einem Schriftsteller in ein selbstständiges Ganzes verarbeitete, und hiebei nach einem bestimmten Gesichtspunkte verführe. Indeſs sodann haben wir keine Sammlung von Commentaren mehr; es müſste nothwendig ein eigenthümlicher entstehen, der zwar auf den älteren fuſste, aber zugleich auch einen neuen Kern in sich trüge — und auch ein solcher Commentar, wäre er noch so geschickt zusammengetragen, würde doch nicht die vorhandenen entbehrlich machen.

Diese Erwägungen machte Recensent, als ihm die Ankündigung dieses neuen weitläuftigen Unternehmens zu Gesichte kam, und er war um so begieriger, die Art der Ausführung kennen zu lernen, als der Anfang mit den Commentaren zum Sallust sollte gemacht werden. Es stellten sich ihm nämlich bei diesem Schriftsteller die Schwierigkeiten doppelt groſs dar, weil wohl bei keinem anderen der alten Autoren die Commentare im Verhältniſs zur Gröſse der vorhandenen Schriften in so reichlicher Fülle flieſsen. Leider muſs jedoch Recens. bekennen, daſs die Ausführung selbst hinter den mäſsigen Erwartungen, die er sich gemacht hatte, weit zurückblieb. Um dieses ungünstige Urtheil durch Belege zu begründen, wollen wir in aller Kürze den Inhalt des ersten vorliegenden Bandes darlegen und mit unseren Bemerkungen begleiten.

Pag. 1—39. *De Sallustii Crispi vita et scriptis*, von Gerlach, mit einigen Noten des Herausgebers und Zusätzen aus den Bemerkungen anderer Interpreten.

Pag. 40—92. *Recensus librorum manu scriptorum*, aus den drei Bänden der Gerlachischen Ausgabe, mit Zusätzen aus der Kritzischen, und einer *neun Seiten kleinen Druckes* füllenden Beschreibung des von dem Herausgeber verglichenen Codex Erlangensis.

Pag. 93—115. Verzeichniſs der Ausgaben, die Hr. R. benutzt hat, mit einer Beschreibung der älteren, die sich jedoch gröſstentheils auf eine trockene Inhalts-Angabe beschränkt. Unter anderen Merkwürdigkeiten wird uns von des Ascensius Ausg. vom Jahre 1509 berichtet: *Vix est quod moneamus, adjunxisse exemplari nostro bibliopegum: P. Terentii aphri Comedie etc.* Es folgt noch der vollständige Titel weit und breit aufgeführt. Eben so glücklich war der Herausgeber auch bei der Ascensischen Ausg. a. 1511.

Digitized by Google

Ueberhaupt geben viele Stellen des Commentars Ursache, einen oft ganz lächerlichen Pedantismus des Hrn. R. zu rügen; so wird z. B. dem trefflichen Kritz mehr denn einmal vorgeworfen, dafs er von einem Herausgeber des Sallustius spreche, der Faber heifse, während sein Name doch Fabri laute. Man sieht, Hr. R. ist kein Schüler des seligen Reisig.

Pag. 116—130. De fide atque auctoritate Sallustii in conjuratione Catilinae enarranda. 131—142. Quomodo in belli Jugurthini hist. scribenda versatus sit Sall. 142—174. De proprietate sermonis Sallustiani. Alle drei Aufsätze wörtlich aus Gerlach, ohne Zusätze des Herausgebers. Endlich nachdem ein Drittheil des Buches mit Auszügen aus Gerlach gefüllt worden, beginnt S. 177 der Commentar selbst, der aus zwei getrennten Theilen besteht: A) *Lectiones*. B) *Adnotationes*. Diese Eintheilung ward defshalb getroffen, weil Hr. R. in seiner Sammlung einen doppelten Zweck vor Augen hatte, einerseits das Bedürfnifs der Lehrer, anderseits das der Schüler. Der kritische Apparat nimmt ungefähr die Hälfte des ganzen Commentares ein, so dafs das Buch einen Schwall von Varianten zum Catilina von mehr als 150 Seiten enthält. Rec. mufs das Verfahren des Herausgebers bei dieser Zusammenstellung des kritischen Apparats durchaus mifsbilligen. War derselbe für den Lehrer bestimmt, so war die Angabe jener Varianten hinreichend, die für die sachliche und grammatische Interpretation von Belang sind, alle übrigen, aus denen kein Resultat zu entnehmen war, mufsten übergangen werden. So aber theilt Hr. R. selbst die schlechtesten Lesarten mit, mit einer Weitschweifigkeit und Engherzigkeit, die oft ins Abgeschmackte und Peinliche geht. Von welchem Interesse ist es z. B. für die Wissenschaft, zu erfahren, dafs die Erlanger Handschrift Schreibfehler wie *michi*, *nichil*, *imbelcilla*, *accpta*, *peccuniae*, *rei familiariuris*, *tollerare etc.* auf jeder Seite bietet? oder was soll man sagen, wenn Hr. R. zu der unbestrittenen Lesart „*memorata est*" cap. 6, 2. die Lesung des Cod. Erlang. folgendermafsen mittheilt: „Cod. Erlang. „exh. *m emoratu est est*, sc. lacuna per lit. „eras. facta inter *m* et *em*, et bis scripta vocula *est*, „pr. ad verb. praegress. adduct. *m emoratuë*, alt. suo „loco pos. *m emoratuë est*." Und ähnliche Mittheilungen aus einer Handschrift, die nicht einmal zu den vorzüglichsten gehört, liest man das ganze Buch hindurch. Aber auch dem Gelehrten, für welchen eine vollständige Variantensammlung für gewisse Zwecke von Wichtigkeit sein mag, hat Hr. R. durch seine Arbeit keinen Dienst erwiesen. Abgesehen davon, dafs selbst wichtige Lesarten mit einem nichtssagenden *alii libri legunt* und ähnlichen Phrasen abgefertigt werden, so hat Hr. Richter unerachtet seiner Versicherung in dem Recensus librr. manu scriptt. von der sämmtlichen Variantensammlung im dritten Bande der Gerlachischen Ausgabe seinem Apparat auch nicht eine Lesart einverleibt, und doch enthält diese vollständig die Vergleichung der Pariser Handschriften *b. c. x. z.*, der St. Galluer, des vorzüglichen Cod. Einsidel. etc. Hätte Hr. R. die kleinere Gerlachische Ausgabe von 1832, deren Nichtbeachtung bei einem Unternehmen der Art unverzeihlich ist, benutzt, so würde er vielleicht über die Wichtigkeit der von ihm unbeachtet gelassenen Handschriften eines Besseren belehrt worden sein.

In den erklärenden Anmerkungen bezweckte der Herausgeber, wie er in der Vorrede selbst berichtet, nicht eine absolute Vollständigkeit, sondern beschränkte sich auf eine Auswahl des Vorzüglichsten aus den verschiedenen Commentaren. Wie Hr. R. hierin verfahren ist, und wie leicht er seine Aufgabe genommen hat, will Recens. nur an den zwei ersten Paragraphen des 3ten Capitels nachweisen, und versichert hiebei, dafs das Verfahren des Herausgebers den ganzen Band hindurch sich gleich geblieben ist. Ueber das Wort *absurdus* lesen wir bei Kritz: *absurdum, quod proprie sonos auribus ingratos significat, vel ut G. J. Vossius in Etymol. explicat, surdis auribus audiendum auditique plane indignum etc.* Daraus macht Hr. R. folgende Note unter der Bezeichnung: *No. dd.*: „*cet. absurdum sec. G. J. Voss. proprie id, quod sonum auribus ingratum significat., etc.*" Diefs Beispiel mag als ein Muster der Verlässigkeit des Herausgebers dienen; übrigens ist die ganze Note über absurdus überflüssig, da die Lexica hierüber hinlänglich Auskunft ertheilen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Bibliotheca Commentariorum in Scriptores tam Graecos quam Latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi cura Ernesti Julii Richteri. Auch unter dem Titel: *In C. Sallustii Crispi Opera praeter fragmenta omnia Commentarios virorum eruditorum cum variis lectionibus librorum tam manu scriptorum quam editorum praesertim codicis Erlangensis collegit, vitam auctoris et notitiam literariam praemisit, suasque notas et indices adjecit Ernestus Julius Richter.*

(Schluſs.)

Die Lesart *tametsi sequitur* für *sequatur*, von der schon Kortte bemerkt: *ea omnino est castior lectio*, wird von Hrn. R. in dem Commentar völlig ignorirt und der falsche Conjunctiv beibehalten, wiewohl sich darüber Kritz und Fabri weitläuftig auslassen, und über die Richtigkeit des Indikativs jetzt wohl kein Zweifel mehr obwaltet, für den sich auch Gerlach in seiner neuen Ausgabe entschieden hat. Ganz entbehrlich war hingegen folgende Note von Kortte, die nebst einer ähnlichen Gehalts die einzige aus dem groſsen Commentar desselben zu diesem Capitel ist: *gloria sequatur*; i. e. *comitetur*, *sese accommodet*, *h. e. scriptor acquirat, adipiscatur gloriam.* Aus Kortte sind gröſstentheils nur solche Nötleins excerpirt; seine wichtigen Sammlungen für Grammatik und Phraseologie, die seine Ausgabe noch heut zu Tage nicht entbehrlich machen, sucht man in dem Commentar des Hrn. R. vergeblich. — Die folgende Note über *auctorem rerum* aus Kritz, sollte schon deſshalb weggeblieben sein, weil sie Hr. Kritz selbst in der Zeitschr. f. Alterth. Wissensch. 1834. S. 787 zurücknahm, und sich für *actorem* entschied. Hr. R. scheint von der Wichtigkeit dieser Lesart keine Ahnung gehabt zu haben, da er in den Lectiones variae bloſs bemerkt: *exh. tamen et Codd. qq. et edd. qq., e. c. Crispin. a.* 1764 *actorem.* Wir verweisen ihn daher auf Gerlachs Vorrede zur Ausg. v. 1832. p. XIII. u. Cic. de orat. III. 15. 57. — Zu den Worten: *primum quod facta dictis sunt exaequanda* nimmt der Herausgeber die lange Note von Kritz auf, während die einfache Erklärung von Kortte entschieden die richtige ist; ihr schlieſsen sich auch Fabri und Herzog an, welcher zu dieser Stelle manchen guten Wink giebt. Die Sache entscheidet sich leicht, ist aus der Leichenrede bei Thukydides, welche dem Sallust nicht bloſs bei dem folgenden Satze, sondern auch bei diesem ersteren vorgeschwebt ist; II, 35. Χαλεπὸν γὰρ τὸ μετρίως εἰπεῖν — II, 42. ἰσόῤῥοπος ὁ λόγος τῶν ἔργων. Ueberhaupt findet sich die Phrase ἐξισῶσαι τὸν λόγον τοῖς ἔργοις in vielen Variationen bei griechischen Rednern und Historikern; vgl. Lys. orat. fun. §. 1. Isocr. Archid. §. 100. Interpp. ad Diod. p. 253, 33. etc. Noch bemerkte Recens., daſs *dictis* nicht Dativ, sondern Ablativ ist, wie aus Plin. Epist. VIII, 4, 3. sich deutlich ergiebt. — Auch die folgende Note aus Herzog ist ohne die geringste Prüfung ihrer Richtigkeit aufgenommen. Es heiſst nämlich: „*primum — dehinc. Dehinc*, von hier „weg, wird von Ort und Zeit gebraucht, in Verbindung „mit *primum* seltener." Nun aber beweist Selling (*Emendatt. Sallust Onoldi* 1835. pag. 9.), daſs *dehinc* in Aufzählungen unlateinisch sei, und nimmt daher nach dreien seiner Handschriften *deinde* auf, was so häufig in den Handschriften in *dehinc* verdorben wurde; vgl. Kritz zum Jug. c. 5, 6. 85, 1. Hr. R. wäre vielleicht vorsichtiger gewesen, wenn er sich die Mühe genommen hätte, die Varianten der Pariser Handschriften zu geben, von denen der vortreffliche *Cod. x. dein* hat. Rec. muſs bei dieser Gelegenheit Hrn. R. einen ernstlichen Vorwurf machen, daſs, obwohl er S. 115 versichert, mehrere Sallust betreffende Programme be-

Digitized by Google

nutzt zu haben, und diese namentlich aufführt, sich doch hievon keine Spur in seinem Commentar vorfindet. Und gerade dadurch hätte er seiner Notensammlung einen besondern Vorzug verleihen können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, die in Programmen und kritischen Zeitschriften zerstreuten Bemerkungen über Sallust sorgfältig zu sammeln und an gehöriger Stelle sie seinem Commentar einzuverleiben. So aber besteht derselbe ungefähr zu vier Fünftheilen aus abgekürzten, nach Einfällen des Augenblickes ausgezogenen Noten aus Kritz, Fabri und Herzog; das letzte Fünftheil ist aus spärlich ausgezogenen Bemerkungen von Gerlach, Kortte, Teller u. s. w. zusammengefügt. Diese Mifsachtung von Allem, was aufser dem Kreise des ganz Gewöhnlichen liegt — Hr. R. hätte in dieser Hinsicht für Sallust bei Selling in die Schule gehen sollen, — zeigt sich recht deutlich in den vielbesprochenen Schlufsworten dieses Capitels „*nihilo minus honoris cupido eadem quae ceteros fama atque invidia vexabat*", über die Hr. R. nur die Note aus der Kritzischen Ausgabe von 1828 beizubringen weifs, während seitdem diese Stelle Selling in den *Lectt. Sallust. August. Vindel.* 1831. *pag.* 5 *sqq.*, Gerlach in seiner Ausg. 1832. praef. p. XII. und Kritz in der Zeitschr. f. Alterth. Wissensch. 1834. p. 788 einer neuen Prüfung unterworfen und ausführlich besprochen haben.

Wir wollen die Leser nicht mit einer weiteren Nachweisung von Irrthümern und Nachlässigkeiten, wozu die Latinität des Hrn. R. einen reichlichen Stoff böte, ermüden, da wir hinlänglich glauben gezeigt zu haben, dafs eine so angestellte Sammelei, weder dem beabsichtigten Zwecke noch dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entspreche. Karl Halm.

XIX.

***Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schulen," — von Dr. Max Schmidt, Rector der latein. Hauptschule, Condirector der Frankischen Stiftungen zu Halle. Halle,* 1836. *Waisenhaus.* 104 S. *in* 8.**

Der Medizinalrath Hr. Dr. Lorinser in Oppeln, ist bekanntlich in der medizinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preufsen mit der Behauptung aufgetreten, dafs die gegenwärtige Verfassung unsrer Gymnasien nachtheilig auf die Gesundheit des Körpers, nachtheilig auf die Ausbildung des Geistes einwirke. Es war vorauszusehen, dafs eine so öffentlich ausgesprochene Anklage, wie die Aufmerksamkeit der Erziehungs-Behörden rege machen, so auch die Veranlassung zu lebhafter Rede und Gegenrede vor einem gröfsern Publikum werden würde. Unter den bisher in Folge dieser Aufregung erschienenen Schriften nimmt aber die hier anzuzeigende und zu beurtheilende des Hrn. Dr. Schmidt durch die gründliche und vielseitige Beleuchtung, welche sie ihrem wichtigen Gegenstande widerfahren läfst, einen so ehrenvollen Platz ein, dafs sie einer ausführlichern Besprechung in diesen Blättern vorzugsweise würdig ist.

Es sind aber folgende 3 Fragen, welche in derselben untersucht werden:

1) In wie weit sind die Behauptungen des Hrn. Lorinser, dafs die gegenwärtige Gymnasialverfassung auf Körper und Geist nachtheilig einwirke, gegründet?

2) Durch welche Verhältnisse ist diese Verfassung bedingt? und, wie endlich lassen sich

3) die vorhandenen Uebelstände beseitigen?

Giebt der Verf. in Bezug auf *den ersten Punkt* darin, dafs die gegenwärtige Gymnasialverfassung auf die Gesundheit des Körpers nachtheilig einwirke, Hrn. L. nicht ganz Unrecht, so ist doch eine Verschiedenheit der Stellung beider zu dieser Behauptung nicht zu übersehen. Wenn L. nämlich mehr zur Erklärung des von ihm beobachteten Gesundheitsphänomens auf das gegenwärtige Unterrichtssystem eingehend, demselben die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, die Vielheit der Unterrichtsstunden, die Vielheit der häuslichen Aufgaben zum Vorwurfe macht, ohne jedoch bei mangelnder Sachkenntnifs diesen Vorwurf mit diplomatischer Genauigkeit begründen zu können, so sucht Schm. seinerseits durch die geeignetsten Daten den Beweis zu führen, dafs den Gymnasien wirklich ein fehlerhaftes Unterrichtssystem zu Grunde liege, und so die Wahrscheinlichkeit für sich zu gewinnen, dafs ein solches wohl auch der Gesundheit bedrohlich werden könne und vielleicht bereits geworden sei. Und so erscheint die Schmidt'sche Schrift in dieser Hinsicht als eine Ergänzung und Berichtigung der Lorinser'schen.

Digitized by Google

Zu dem Ende findet sich in der erstern nachgewiesen: Lorinser irre zwar in der Behauptung, dafs der Unterrichtsgegenstände und der Lehrstunden sonst überall weniger gewesen seien (denn diefs gelte allein von den sächsischen und süddeutschen Gymnasien), behalte aber mit seiner Anklage doch insofern Recht, als durch die *Art und Weise*, wie gegenwärtig die Sprachen und Wissenschaften gelehrt werden, und wie man die Jugend dabei in Anspruch nimmt, das Auffassen des Lehrobjects gar sehr erschwert sei. Für solche Erschwerung aber zeugen, urtheilt Schm., der weit gröfsere Umfang, die erhöhte Gründlichkeit und das tiefere Eingehen in die Sache, mit der auch sonst vorgetragene Lehrgegenstände gegenwärtig auf Schulen behandelt werden; dafür der gleiche Anspruch auf die Auffassungsthätigkeit des Lernenden, mit dem nach neuern Bestimmungen die einzelnen Disciplinen auftreten, und den geeignete und durch besondere Studien in einzelnen Fächern befähigte Lehrer bestens zu vertheidigen wissen, die, wo öffentliche Lectionen nicht ausreichen, den Privatfleifs des Schülers für sich in Anspruch nehmen und dabei in ihren Forderungen durch ein Klassensystem, das die Versetzung in eine höhere Klasse von einer gleichfortgeschrittenen Entwicklung in *allen* Fächern abhängig macht, und zuletzt noch durch ein Abiturientenexamen, welches dieselbe gleichmäfsige Ausbildung mindestens sehr begünstigt, kräftigst unterstützt werden. Der Verf. sucht ferner zu beweisen, dafs vor 30 Jahren überall das Bestreben der preufs. Gymnasien noch darauf beschränkt gewesen sei, für die Erkenntnifs des griechischen und römischen Alterthums eine tüchtige Grundlage zu geben, dafs man aber seit 1812, wo durch das Abiturientenedikt die philologischen Studien ihre bisherige Superiorität verloren, angefangen habe, auf eine gleichmäfsige Aufnahme der realen Wissenschaften neben den philologischen zu dringen, und so die Thätigkeit des Schülers theils ganz anders als sonst, *in* den öffentlichen Lehrstunden, theils, was noch bedeutender sei, *aufserhalb* der Lehrstunden für den Privatfleifs in Anspruch zu nehmen. Hiezu komme noch als ein neues Erschwernifs, dafs die Anstrengung für viele Schüler um so gröfser werde, weil jeder sich auch mit den Lehrgegenständen angestrengt beschäftigen müsse, welche seiner natürlichen Anlage vielleicht am wenigsten analog seien. Als ein Ausgleichungsmittel dieser Uebelstände wollten dagegen zwar Viele die verbesserte Methode des Unterrichts betrachtet wissen, aber bei so vielfacher Steigerung lasse sich diefs immer nur als ein sehr unzureichendes ansehen.

Und in dieser ganzen Auseinandersetzung ist allerdings dem Verf. Recht zu geben. Denn haben auch einzelne Schulmänner das behauptete Erschwernifs in Abrede stellen wollen und sich dabei auf ihre Erfahrung berufen, so geht die entgegengesetzte Annahme doch zu natürlich aus der Sache selbst hervor, als dafs nicht jeder Unbefangene geneigt sein sollte, den gegentheiligen Erfahrungen Anderer und namentlich denen des Hrn. Schm., die sich in seiner Schrift mitgetheilt finden, mehr Glauben zu schenken. Freilich ist bei Berechnung solcher Anstrengungen, wie der Verf. gleichfalls bemerkt, stets zu fragen, nicht, wie viele Arbeiten der eine oder andere Schüler sich zumuthet, sondern wie viel deren ein jeder, um der an ihn gestellten Aufgabe zu genügen, sich zumuthen *mufs*. Denn dafs der Forderung auch wirklich Genüge geleistet werde, darauf eben hat der Erzieher zu dringen, der seinem Zöglinge eine strenge Gewissenhaftigkeit für das ganze Leben einflöfsen soll.

Demungeachtet giebt der Verf. zu, dafs aus der zugegebenen Richtigkeit seiner Aufstellungen immer noch nicht die von Lorinser behauptete nachtheilige Einwirkung des bisherigen Unterrichtssystems auf die Gesundheit der Gymnasiasten sofort zu folgern sei. Der Erfahrungsbeweis dafür wird überhaupt als schwer zu führen anerkannt, und diefs um so mehr, da ein früher Tod und eine verminderte Lebensenergie nicht immer in der nächsten Zeit als unmittelbare Folge der Anstrengung eintreten müsse. Gleichwohl lasse dieselbe, wo sie wirklich schon in der Schulzeit hervortrete, sich, wie von Einigen geschehen, nur bei den wenigsten Gymnasien auf die Fehler häuslicher Erziehung, den Genufs verzärtelnder Nahrungsmittel, erhitzender Getränke, Unmaafs in Vergnügungen und auf eine die Phantasie erhitzende Lectüre schieben. Wolle der Verf. daher für die zunehmende Kurzsichtigkeit, die häufiger gewordenen Brust- und Unterleibsleiden und die trüben Stimmungen, wie er sie selbst an den Zöglingen mehrerer Gymnasien beobachtet, einen weiter reichenden Erklärungsgrund ausmitteln, so sehe er sich genöthigt, diesen für die meisten Fälle in einem durch das gegenwärtige Unterrichtssystem her-

Digitized by Google

beigeführten Uebermaafs von Anstrengung zu suchen, und um so mehr genöthigt, da jene eben genannten Uebel besonders in dem letzten Semester bei herannahender Abiturientenprüfung einzutreten pflegten und sich zum Theil wohl auch wieder auf der Universität verlören. Zwar will der Verf. keineswegs in Abrede stellen, dafs auch sonst wohl auf vielen Schulen bei Tag und bei Nacht gearbeitet worden sei, und trotz dem durch so frühen und angestrengten Fleifs ausgezeichnete Männer ein sehr hohes Alter erreicht hätten. Aber hierbei sei wiederum der bedeutende Unterschied nicht aufser Acht zu lassen, den die jetzt verlangte Gleichmäfsigkeit und Art der Anstrengung erzeuge. Die gegenwärtige Gymnasialverfassung gestatte um des durchgängig geforderten gleichmäfsigen Fortschritts willen auch in den Zeiten stärkerer physischer Entwicklung kein Nachlassen in angestrengter Beschäftigung, und dann sei es auch keineswegs gleichgültig, mit welchen Gegenständen, zusagenden oder der Neigung widerstrebenden, man sich beschäftige, und ob diefs endlich mit Freiheit des Geistes und aus eigner in der Regel von einem sichern Takte über das Maafs der vorhandenen Kraft geleiteter Entschliefsung, oder ob mit Angst und Furcht und unter fortgesetzter Spannung über den Ausfall des Examens geschehe. Und so hält sich der Verf. durch alle diese Gründe für hinlänglich berechtigt, nach Abziehung aller Uebertreibungen in der Lorinser'schen Schrift, dennoch eine nachtheilige Einwirkung der gegenwärtigen Unterrichtsverfassung auf die körperliche Gesundheit bei vielen Gymnasiasten als wahrscheinlich anzuerkennen.

Noch zustimmender fällt die Antwort des Verfs. aus, wenn er sich nun weiter *die* Frage vorlegt, ob nicht unsre Gymnasien bei allen ausgezeichneten Leistungen, welche ihnen nachgerühmt werden, gleichfalls auf die geistige Ausbildung bei vielen Schülern nachtheilig einwirken. Die Gründe dafür findet er in der Ueberhäufung dieser Schüler mit einem Material, das zu grofs sei, um nicht der Klarheit und formellen Entwicklung des Geistes hinderlich zu werden; in der Unterdrückung der Ausbildung individueller Anlagen und Neigungen durch die Forderung gleichmäfsigen Fortschreitens in allen Schuldisciplinen bedingt; und endlich auch noch darin, dafs unsre Jugend der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit entfremdet werde, indem sie die für das ganze wissenschaftliche Leben schädlich nachwirkende Gewohnheit annehme, überall mehr in die *Breite* als in die *Tiefe* gehen zu wollen. Und um dieser Uebelstände willen hält der Verf. im Gegensatze zu den Behauptungen Anderer die gegenwärtige Unterrichtsverfassung unsrer Gymnasien der Mittelmäfsigkeit sogar mehr noch, als dem guten Kopfe, obschon auch diesem, für nachtheilig, und für die Vorbildung zum Staatsdienste eben so wenig, als für die Entwicklung des Genies günstig. Diese Uebelstände selbst aber veranlasse das durch das Prüfungsreglement gebotene Studium und dann die schliefsliche Abiturientenprüfung selbst, und zwar am meisten bei den Schülern der ersten Klasse und zu einer Zeit, wo grade in Folge gestatteter gröfserer Freiheit die Liebe zu ächter Wissenschaftlichkeit zunehmen und für immer befestigt werden sollte. Der Schüler, heifst es S. 32 und 33 „geht, um die Prüfung glücklich zu bestehen, alle Regeln der Sprachen, alle Kunde des Altertbums, die Masse der Jahreszahlen in der Geschichte, die Menge der Bestimmungen der Längen, Breiten und des ganzen Inhalts der Geographie, die Masse der Formeln in der Mathematik und Physik, die Nomenclatur in der Naturbeschreibung, die Definitionen in der Philosophie und den gesammten Inhalt der Religionskenntnisse durch und prägt diefs alles seinem Gedächtnisse ein, nicht mit der Freude und Behaglichkeit, welche dem Lernenden gewünscht wird, sondern unter Sorgen, oft mit Widerwillen, alles zum Behufe des Examens, aber oft auch in Folge jenes Widerwillens mit dem Entschlusse, weiterhin davon zu abstrahiren und es bald zu vergessen." — Die Folge davon mache sich denn auch sogleich auf der Universität bemerklich, wo das Studium der Meisten nicht über die sogenannten Brotstudien hinausgehe. Existire darüber hinaus ja noch ein Verlangen, so suche es seine Befriedigung in der Lectüre von Journalen, Kritiken und encyklopädischen Schriften. Man interessire sich, ohne doch irgendwo tief einzugehen, für jede neue Entdeckung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schulen," — von Dr. Max Schmidt.

(Fortsetzung.)

Diese Erscheinung bei den Studirenden müsse aber wenigstens zu einem Theile aus der fehlerhaften Verfassung unsrer Gymnasien und der Art der Abiturientenprüfungen abgeleitet werden, wenn man auch annehmen dürfe, dafs der andere Theil der eben so zweckwidrigen Einrichtung der spätern Prüfungen zur Last falle. Die schädlichen Folgen der auf den Schulen eingeführten Studienweise indefs noch über die Universität und das wissenschaftliche Leben hinaus, wie vor ihm, offenbar mit übereiltem Urtheile, geschehen ist, selbst im praktischen Leben aufzusuchen, trägt der Verf. gerechtes Bedenken und giebt so einen neuen Beweis von der Vorsicht und unparteiischen Redlichkeit, mit der er bei der Erörterung seines wichtigen Gegenstandes zu Werke zu gehen gewünscht hat.

Ref. hat bisher den Verf. ohne Unterbrechung auf seinem Wege begleitet und versucht, durch eine gedrängte Zusammenstellung seines Gedankengangs den Beweisgründen mittelst ihrer Totalität das Gewicht zum Theil wiederzugeben, welches er durch die hier gebotene Weglassung ihrer lesenswerthen Details ihnen entziehen mufste. Aber legt Ref. sich die Frage vor, obwohl die Gegner der Schmidt'schen Ansicht sich nun für entwaffnet und aus dem Felde geschlagen bekennen werden, so sieht er sich durch folgende nur kurz anzudeutende Betrachtungen daran zu zweifeln veranlafst. Was zuerst die ungünstigere Beschaffenheit des gegenwärtigen Gesundheitszustandes der Gymnasien in Vergleich zu frühern Zuständen anlangt, so wird man den dahin bezüglichen Schlüssen, welche man auf das erschwerte Unterrichtssystem baut, wenig Gewicht beilegen, indem man die Veränderung überhaupt nicht als so bedeutend oder auch nicht als so nachtheilig einwirkend zugeben wird. Man wird neue Vortheile, die dem frühern Unterrichtssysteme fehlten, den mit dem gegenwärtigen verknüpften Nachtheilen gegenüber geltend zu machen wissen, und es wird schwer halten, die richtige Balance zu ziehen. Ein unwiderlegliches Erfahrungsresultat wird sich noch weniger auffinden lassen. Denn dafür wäre erforderlich, vorher die Stellung des gegenwärtigen Gesundheits- und Mortalitätsverhältnisses der einzelnen Gymnasien nicht allein durch eine Vergleichung des Jetzt mit dem Sonst ihres dahin bezüglichen Zustandes mit sich und untereinander, sondern hauptsächlich auch durch eine Vergleichung mit dem, wie es jetzt und sonst in der nämlichen Hinsicht mit andern Berufsweisen gestanden, zu ermitteln, was schwerlich Jemand leisten wird. Und würde selbst dies Unwahrscheinliche geleistet, so möchte sich dann immer noch leicht eine gegenwärtig ungünstigere Stellung in dem Gesundheitszustande der Gymnasien, von diesen selbst als Vorwurf abwenden und als eine unabweisliche Folge der gesteigertern und tiefern Geistigkeit der neuesten Zeit überhaupt darstellen lassen. Sollen die Vertreter der Cultur, wird man sagen, die ihnen gebührende Superiorität über die gegenwärtig mit mannigfacher Kenntnifs ausgerüsteten Träger der Civilisation auch in Zukunft behaupten, so reicht ein gewöhnliches Maafs früherer Anstrengung nicht mehr aus.

Und was den 2ten Punkt der Benachtheiligung der Entwicklung zu geistiger Tiefe anlangt, so wird man einwenden, dafs bei Schülern überall nur von einer sehr verhältnifsmäfsigen Tiefe die Rede sein könne, da es auf Schulen sich ja durchgängig nur um Legung eines obschon allerdings sichern Grundes handle, auf dem sich weiter, und zwar nicht gerade für dieselben

Digitized by Google

sondern auch für andere Gegenstände des Wissens fortbauen lasse. Nun kann man freilich dieser Einwendung entgegenstellen: wo die Schüler zu gar keiner namhaften Herrschaft über den ihnen zugeführten Stoff gelangen, wo die Masse der Kenntnisse verworren und formlos in den Köpfen durcheinander liegt, wo diese Kenntnisse höchstens in der einmal eingelernten Form aus dem Gedächtnifs hervortreten, da könne selbst von dieser verhältnifsmäfsigen Tiefe nicht weiter die Rede sein. Aber dann wird dieser Vorwurf gerade der Punkt sein, um den sich die streitenden Parteien sammeln werden. Die Einen werden finden wollen, was die Andern vermissen, man wird den Behauptungen Gegenbehauptungen, den Erfahrungen Gegenerfahrungen gegenüberstellen und selbst gehässige Anschuldigungen der Parteien dürften bald nicht fehlen, man wird ferner sagen, man häufe die Uebel des neuen Unterrichtssystems und verschweige die des frühern, man lege jenem zur Last, was man richtiger einem veränderten Zeitgeiste aufbürden sollte, und so wird, wer hier mit Glück den Schiedsrichter spielen will, zuletzt doch genöthigt sein, für die Schlichtung des Streits einen andern Ausweg zu suchen. Und wo anders wäre dieser zu finden, als in der Ausmittlung des dem Gymnasium selbst inwohnenden Princips? Selbst mit der Verfechtung des Rechts der individuellen Neigung, deren Bedrückung Schm. oben beklagt, dürfte man nach des Ref. Dafürhalten einem hartnäckigen Gegner gegenüber Mühe haben. Denn wer ein Gymnasium besucht, wird ein solcher sagen, spricht damit schon die Anbequemung an das Princip des Gymnasiums aus. Er wird unserm Verf. also den Beweis zumuthen, dafs dem Princip des Gymnasiums schon Genüge geschehe, wenn der Schüler mit Vernachlässigung der übrigen Unterrichtszweige irgend einem *einzeln* eine bevorzugende Aufmerksamkeit zuwendete. Und selbst, wenn dieser sich führen liefse, würde der Gegner noch immer entgegenhalten, es könne ja jene Vernachlässigung in einer theilweisen Trägheit und Lafsheit ihren Grund haben, sie sei nicht nothwendig immer die Folge widerstreitender Anlage, indem die Erfahrung lehre, dafs Gegenstände früherer individueller Abneigung später zu Gegenständen individueller Zuneigung geworden wären. Der Verf. dagegen wird seinerseits unbedenklich wenigstens soviel fordern können, dafs der individuellen Neigung, wenn es nicht auf ihre gänzliche Ausrottung abgesehen sei, doch eine Zeit gelassen werden müsse, über die sie frei disponiren darf, um sich äufsern und entwickeln zu können. Dafs dies letztere gegenwärtig der Fall sei, wird der Verf. leugnen. Und mit Recht. Untersuche man nur die seit mehreren Jahren ausgestellten Prüfungszeugnisse. — Es dürften sich wider alles Erwarten sehr wenige Individuen finden, denen eine vorherrschende Neigung und ein merkliches Resultat derselben nachgerühmt wäre. Dies wird aber doch Niemand aus einer *allgemeinen* Faulheit der Schüler abzuleiten wagen. Kaum dürfte sich daher für eine so befremdliche Erscheinung ein anderer Erklärungsgrund finden, als der bereits angegebene.

Wenden wir uns nach diesen flüchtigen Bemerkungen zu den weitern Erörterungen des Verfs. zurück, so gelangen wir zu dem *zweiten* von ihm festgestellten Punkt: *über die Verhältnisse, unter denen sich die gegenwärtige Gymnasialverfassung gebildet hat.* Und wenn er diese als fehlerhaft zu bezeichnen sich gedrungen sieht, so erräth man leicht aus den bisherigen Mittheilungen, dafs er ihnen zufolge den Schaden in dem Uebergewichte, welches man der Kenntnifs des Materials über die formale Bildung eingeräumt hat, erkennen mufs. Er ist aber weit entfernt, diesen Mifsgriff den Lehrern oder gar den Erziehungsbehörden zur Last zu legen, sondern indem er besonders der Umsicht, Besonnenheit und Weisheit der letztern die wohl verdiente Gerechtigkeit widerfahren läfst, entdeckt er denselben vielmehr in Umständen, deren Gewalt und Einwirkung sich zunächst keine menschliche Macht ganz entziehen konnte. Als solche bezeichnet er die Ausdehnung, welche in neuerer Zeit die Wissenschaft gewonnen hat, und die Ausbreitung, welche man derselben durch Encyklopädien und Zeitschriften zu verschaffen wufste. Denn mit dem so sich häufenden Material wollte man auch den Schüler nicht unbekannt wissen. Dazu wirkte ferner die Zeitansicht, nach der man den Unterricht des Gymnasiums zwar noch wie sonst als vorbereitend für die Universität ansah, aber diese Vorbereitung mehr in einer Anhäufung materieller sich auf die bei den Universitäten gelehrten einzelnen Wissenschaften beziehender Kenntnisse, als in der formellen Entwicklung und Befähigung der geistigen Kraft zu setzen anfieng. Das Ihrige trugen tüchtige, geistreiche und thätige Männer bei,

Digitized by Google

welche als Lehrer an den Gymnasien angestellt, durch ihre besondern Studien befähigt waren, diesen verschiedenartigen Bestrebungen zu genügen. Erklärt sich der Verf. so die ganze Erscheinung zum Theil aus der innern Gestaltung der Wissenschaften selbst, so macht er weiter noch den Einfluſs geltend, welchen die so gestaltete Wissenschaft auf ein auſserhalb stehendes Publikum ausübte. Sonst schon gewohnt, die über das Elementare hinausreichende Bildung bei den Gymnasien zu suchen, zeigte es sich mit der frühern Einrichtung derselben zufrieden, so lange dieselbe für seine Bedürfnisse ausreichte. Als dieselben sich aber bei dem gewaltigen Umschwung industrieller Kräfte nach allen Seiten hin von Tage zu Tage mehr steigerten und das mit seiner Thätigkeit an das Reale gewiesene Publikum der mannigfachsten auf das unmittelbare Leben sich beziehenden Kenntnisse nicht länger entbehren konnte, so drang man auch von dieser Seite und durch das Organ der gewichtigsten Stimmen auf das Lebhafteste auf eine Umgestaltung der Gymnasien, wodurch den neu entstandenen und nicht abzuweisenden Bedürfnissen eine vollkommne Genüge geschähe. Und indem man sich genöthigt sah, zum Theil wenigstens diesen Stimmen nachzugeben, wurde das Gymnasium so aus seiner frühern natürlichen Stellung immer mehr in eine künstliche gedrängt. Es muſste nun neben den Forderungen der Studirenden auch noch die erfüllen, welche eine nicht studirende, aber vielfacher Kenntniſs bedürftige Jugend machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XX.

The Chronicles of Rabbi Joseph ben Joshua ben Meir the Sphardi. Translated from the hebrew by C. H. F. Bialloblotzky. Vol. I. London: published for the oriental translation fund of Great Britain and Ireland; by Rich. Bentley, new Burlington street MDCCCXXXV. Preface XX. P. 440 gr. 8.

Es ist immer für die Geschichte als ein Gewinn zu betrachten, wenn die Anzahl der Quellen vermehrt, wenn die Berichte, selbst von Freund und Feind, mit einander verglichen werden können. Wieviel verdankt man nicht in der Geschichte der Kreuzzüge der Vergleichung christlicher Nachrichten mit den mohammedanischen. So parteiisch auch oft auf beiden Seiten die Schriftsteller sein mögen, so gewinnt doch die Kritik nicht selten aus der Zusammenstellung der widersprechenden Angaben den wahren Hergang der Sache. Daher dürfte es nicht nur interessant, sondern auch von Wichtigkeit sein, über die Geschichte des Mittelalters und der zunächst folgenden Zeit die Berichte jüdischer Schriftsteller zu vernehmen. Wenn wir auch nicht von ihnen erwarten können, daſs sie unbefangen und vorurtheilsfrei schrieben, so sind sie doch im Stande manche Aufklärungen über die finanziellen Verhältnisse der Staaten, über die Verbindungen der Länder unter einander, und ganz vorzüglich über die Geschichte der Judenverfolgungen zu geben; denn ihre ausgebreiteten Handelsverbindungen, der häufige Wechsel ihres Aufenthaltsorts, die in den Familien aufbewahrten Traditionen der Schicksale ihres Volkes, verschafften den jüdischen Chronikschreibern des Mittelalters manche Nachricht, manche Kenntniſs von Zuständen und Begebenheiten, welche dem christlichen Chronikschreiber entging. In dieser Hinsicht ist auch die Chronik des Rabbi Joseph für die mittlere Zeit nicht ohne Werth, und für die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhundert von Bedeutung, für die Geschichte der Judenverfolgungen aber dürfte sie eine der wichtigsten Quellen sein.

Das Leben des Rabbi Joseph findet sich an verschiedenen Stellen der Chronik eingeflochten. Dieser gelehrte Jude war den 20. December 1493 in Avignon geboren. Seine Voraltern waren Rabbiner in Spanien, und durch mehrfache Verfolgungen von Stadt zu Stadt vertrieben. Noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts wohnten sie in Cuenca (so lesen wir קאינקה, der englische Uebersetzer hat Coinca Vol. I. p 266). Aus Neucastilien kamen sie in das Königreich Leon, wo sie lange in Avitium (אויטי), dem heutigen Benavente am Ela, wohnten, bis sie durch die beiden katholischen Könige Ferdinand und Isabella ganz aus Spanien vertrieben wurden. Es scheint daher durch ein Versehen des Uebersetzer's oder durch eine falsche Lesart des hebräischen Textes die in der Vorrede p. XIX befindliche Angabe gemacht worden zu sein, wo es heiſst, daſs Joseph's Vater aus Spanien von Goiti (סגואיטי anstatt מאויטי) gekommen. Ebenso unrichtig wird p. 327 angegeben, daſs er von Oviedo vertrieben, denn es ist daselbst offenbar Avitium wie p. 266 gemeint. Der aus Spanien vertriebene Rabbi Josua lieſs sich eine Zeit lang in Avignon nieder, wo ihm sein Sohn Joseph, der Verfasser der Chronik, geboren ward. Nachdem Joseph's Familie und Verwandte sich einige Zeit in Genua und Oberitalien aufgehalten, begaben sich letztere in die Türkei. Im Jahre 1520 starb Josua und Joseph trat nun als Aeltester an die Spitze der Familie. Das unstete Leben derselben veranlaſste ihn eine allgemeine Welt-Chronik zu schreiben, worin die Geschichte der Judenverfolgungen im Mittelalter wie ein rother Faden sich durch das ganze Werk zieht Der erste Theil der Chronik, der aus jüdischen, christlichen, mohammedanischen Berichten zusammengesetzt ist, giebt meist nur kurze Berichte über die gesammte Geschichte des Mittelalters sowohl des Abend- als auch des Morgenlandes. Ungleich wichtiger und interessanter muſs der zweite Theil sein, welcher vom J. 1520 bis 1553 die Vorfälle beschreibt, wel-

Digitized by Google

che der Rabbi Joseph selbst erlebt hat. Bis jetzt aber ist nur der erste Theil in der englischen Uebersetzung erschienen.

In hebräischer Sprache ward die Chronik des Rabbi Joseph zuerst in Venedig im Jahre 1554 gedruckt, hierauf ohne Angabe des Jahres in Amsterdam. Beide Ausgaben sind selten. Der frühere Druck ist wegen seiner gröfseren Correctheit und Gefälligkeit dem spätern vorzuziehen: er ist aber viel seltener als die Amsterdamer Ausgabe. Auch die vorliegende englische Uebersetzung wird, im Falle nicht eine neue Ausgabe veranstaltet wird, bald zu den seltenen Büchern gerechnet werden müssen, da nur zweihundertfunfzig Exemplare davon gedruckt worden sind.

Von den deutschen Historikern hat in neuerer Zeit besonders Wilken in der Geschichte der Kreuzzüge auf den Werth der Chronik aufmerksam gemacht. Er benutzte eine deutsche Uebersetzung derselben, welche bis zum J. 1509 ging, also nicht einmal den ganzen ersten Theil umfafste. Diese Uebersetzung, welche von Joh. Jac. Rabe aus Anspach herrührt, ist nicht gedruckt. Das Manuscript befand sich in der Bibliothek des badischen Ministers Freiherrn von Gemmingen, der es Wilken mittheilte. Man hat nicht in Erfahrung bringen können, wohin dieses Manuscript nach dem Tode des Freiherrn von Gemmingen gekommen ist.

In Rücksicht der Eigennamen kommen im hebräischen Text selbst viele Fehler vor: aber der englische Uebersetzer hat sie mit einer nicht geringen Anzahl vermehrt. Auch hat er anfangs den Amsterdamer Text, der weniger gut ist, zu Grunde gelegt. Da die meisten Namen zu dem englischen Text unten in den Noten nach dem Original in hebräischer Schrift gedruckt sind, so lassen sich viele Irrthümer leicht berichtigen. Die Länder sind bald nach den gewöhnlichen, bald nach den rabbinischen Benennungen genannt: Sphard bezeichnet Spanien oder die pyrenäische Halbinsel, Tzarphath Frankreich, Aschkenatz Deutschland, Yavan Griechenland.

Der Styl der Chronik ist ganz der alttestamentarischen Sprache nachgebildet. Ueberall spricht der Verf. einen festen Glauben aus an die Prüfungen Jehovah's, welche dem Volke Gottes zuletzt nur zur Verherrlichung dienen könnten.

Der historische Werth des ersten Theils der Chronik ist für die frühern Jahrhunderte vor den Zeiten der Kreuzzüge äufserst gering: die kurzen Angaben sind überall mit Irrthümern und Unrichtigkeiten durchflochten. Für die Zeiten der Kreuzzüge aber wird die Erzählung schon ausführlicher und man erfährt besonders in Bezug auf die Geschichte der Juden viele Begebenheiten, die man sonst in keiner Chronik aufgezeichnet findet. Dafs die Verfolgungen der Juden in Spanien und Nordafrika vorzüglich genau und ausführlich aufgezählt werden, läfst sich daraus erklären, dafs hier Rabbi Joseph Familienüberlieferungen benutzte.

Für die Geschichte der christlichen Staaten Europas liefert die Chronik auch selbst in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters nicht viel Brauchbares: wichtiger ist sie für die türkische Geschichte und die Berührungen der christlichen Völker Europas mit den Osmanen. Durch seinen langen Aufenthalt in der Türkei war Rabbi Joseph in Stand gesetzt manche interessante Notiz zu sammeln. Merkwürdig ist, dafs Rabbi Joseph und Sansovino (historia del origine e Imperio de Turchi Venez. 1573) in ihrer Erzählung von türkischen Geschichten oft wörtlich übereinstimmen: wenn nicht beide eine gemeinschaftliche Quelle vor sich gehabt, so hat Sansovino ohne Zweifel seine Nachrichten aus der schon im Jahr 1554 zu Venedig in Druck herausgekommenen Chronik von Rabbi Joseph entnommen. Besonders auffallend ist die Uebereinstimmung beider in der Beschreibung der Schlacht bei Nicopolis. Obwohl Sansovino zeigt, dafs ihm Froissart's ausführliche Nachricht über diese Schlacht und das Schicksal der von den Türken gefangenen französischen und burgundischen Ritter und Grofsen nicht unbekannt war, so schliefst er sich doch mehr an Rabbi Joseph's Bericht

In der Chronologie ist Rabbi Joseph oft ungenau und fehlerhaft. Gewöhnlich zählt er nach Jahren der Erschaffung der Welt: manchmal auch nach der christlichen Zeitrechnung. Wenn man ihm glaubt, so gab es schon 1428 gedruckte Bücher in Venedig, p. 264: Joseph the priest saith: It scemeth, that there existed printed in those days; for I have seen a book at Venice in the year 1428.

Sehr auffallend ist, dafs Rabbi Joseph über Ferdinand und Isabella, mit denen er doch gleichzeitig lebte, so unrichtige Nachrichten (p. 325) enthält: dafs ihre Tochter, die portugiesische Königin Isabella in den Wochen starb und sie ihren Sohn (Don Juan) frühzeitig durch den Tod verloren, sieht er als eine Strafe des Himmels an, weil sie die Juden verfolgt hatten. And the Lord — gave unto these kings the recompense of the works of their hands. Die Angabe: her (vielleicht besser their) eldest son died in Prague ist offenbar eine Unrichtigkeit, auch selbst wenn man unter Prague die spanische Stadt Braga in Gallicien verstehen wollte. Denn der Sohn der portugiesischen Königin Isabella, Michael genannt, starb den 20. Juli 1500 in Granada, zwei Jahre alt; der einzige Sohn Ferdinands und Isabellens aber, der Infant Don Juan, war schon den 4. Oktober 1497 in Salamanca gestorben.

Ganz eigenthümlich hat Rabbi Joseph p 450 flg. die religiösen Zustände in Italien und Deutschland im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aufgefafst; nicht uninteressant ist, was daselbst von den ersten Zeiten der Reformation gesagt wird.

Da der zweite Band für die Geschichte Kaisers Karl V. von besonderer Wichtigkeit ist, so dürfte wohl eine Uebersetzung der Chronik des Rabbi Joseph in die deutsche Sprache kein überflüssiges Unternehmen zu nennen sein.

Aschbach.

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schulen," — von Dr. Max Schmidt.

(Fortsetzung.)

Sollen die Gymnasien nun für die Zukunft von so harter Bedrängnifs erlöst werden, so ist vor allen Dingen nach des Verfs. Ansicht nöthig, die vorgesetzten Behörden von dem Conflikt, in den sie ohne ihr Verschulden gerathen, für immer zu befreien, und man hat sich daher zu entschliefsen, von den Gymnasien getrennte besondere Realschulen in hinlänglicher Anzahl und den laut gewordenen Zeitbedürfnissen gemäfs zu errichten und so eine Theilung der von *einer* Kraft nicht zu bewältigenden Arbeit vorzunehmen. Denn auch für eine Vereinigung beider Anstalten mit theils gemischten, theils abgesonderten Klassen, wodurch man anderwärts zu helfen versucht hat, mag der einsichtsvolle Verf. nicht stimmen.

Alle Parteien werden hoffentlich darin dem Verf. Recht geben, dafs das Zeitbedürfnifs besondere von den Gymnasien zu trennende Realschulen erheischt. Schwerer möchte aber *der* Streit zu entscheiden sein, wie viel von den sogenannten Realien in den Gymnasialunterricht selbst aufgenommen werden soll. Dürfen die, welche an die Spitze des Volks zu treten bestimmt sind, unbekannt bleiben mit dem, was die Interessen des Volks ausmacht? Soviel aber bleibt dennoch gewifs, dafs die dazu Berufenen zugleich der idealen Bildung am wenigsten dürfen entbehren wollen und dafs eine Masse von Kenntnissen, welche den Geist nicht zur freien Formthätigkeit gelangen liefse, den Realschulen eben so wenig, als den Gymnasien frommen würde. Aller Unterricht mufs und soll zu geistiger Freiheit führen. Und wenn der Verf. daher durch die bisherige Verfassung der Gymnasien diese geistige Freiheit beeinträchtigt glaubt, so hatte er in seiner Stellung das Recht, ja die Pflicht als Verfechter derselben hervorzutreten.

Lernen wir die Mittel kennen, durch die er sie zu vertheidigen anräth, indem endlich 3tens von ihm gefragt wird: *durch welche Mittel sind die bisherigen Uebelstände zu beseitigen?*

Es bespricht dafür der Verf. zuerst die mehr äufsern Mittel, welche bereits von Andern in Vorschlag gebracht worden sind, die Einführung von gymnastischen Uebungen und die Umänderung in der Form der zeitherigen Abiturientenprüfungen. Die gymnastischen Uebungen billigt er, hält aber die Sache damit noch nicht für abgethan, indem sie blofs physisch und nicht *geistig* helfen können, besonders, wenn sie dazu führen sollten, dem Schüler die Zeit für jede freie Disposition noch mehr zu beschränken. Eben so erklärt er sich für eine veränderte Form in den Abiturientenprüfungen, wünscht aber doch dieselben aus 2 Gründen beibehalten. Er betrachtet sie bei verschiedenen Ansichten der Lehrer über den Abiturus als einen Haltpunkt, und erblickt zugleich in ihnen ein Mittel, dem ungestümen Bitten und Drängen der Aeltern zu begegnen und den Lehreraussspruch über Reife oder resp. Unreife durch sichere Dokumente zu beglaubigen. Diesen Gründen lassen sich nach des Ref. Dafürhalten leicht mehrere hinzusetzen. Eine Abiturientenprüfung, wenn sie selbst eines sichern Haltpunkts nicht entbehren soll, setzt ein Prüfungsreglement voraus. Und dafs ein solches existire, ist von grofser Wichtigkeit. Denn Lehrern und Schülern wird dadurch ein Ziel ihres Strebens vorgezeichnet; diese wissen, wornach sie ringen, jene, wohin sie diese zu führen haben. Somit vertritt es bei beiden zugleich die Stelle gleich-

Digitized by Google

sam eines äufsern Gewissens. Die Forderung des Lehrers kann dem Schüler nicht als launenhaftes Belieben und herrische Willkühr erscheinen, es ist ihm selbst ein gesetzlicher Maafsstab gegeben, woran er sich zu messen hat, und das in Beziehung auf diesen gefällte Urtheil über ihn erscheint nun nicht in der Form einer subjectiven Meinung, sondern gewinnt eine objective Gültigkeit; es ist nicht blofs im Namen des Prüfungskollegiums, sondern zugleich im Namen des Staats gesprochen. Und so fühlt der Schüler sich frühzeitig an diesen geknüpft und empfängt so eine eigene Ehre und Würde. Aber darum ist es auch nothwendig, dafs der Staat sich über die Prüfungen die Controlle vorbehalte, und auch hier kann es den Lehrern ihrerseits nur wiederum lieb sein, wenn sie vernehmen, ob sie in seinem Sinne gehandelt. Wenn der Verf. nun aber diese Controlle dadurch beschränkt zu sehen wünscht, dafs man sich in Zukunft begnüge, die Befähigung zum Studiren lieber an schriftlichen und an wenigen Productionen, etwa einer längern lateinischen und deutschen Arbeit erkennen zu wollen, und dafs man davon abstehe, zugleich eine Nachweisung des Lehrmaterials der ganzen Schule, woran diese Befähigung erreicht worden ist, zu verlangen, so hält er sich zu diesem Wunsche dadurch für berechtigt, dafs gerade die durch letztern Umstand veranlafste Art der Prüfung jene gefährliche Steigerung der an die Schüler von den Lehrern gemachten Ansprüche herbeigeführt und den unmäfsigen Ehrgeiz der erstern selbst herausgefordert habe. Aber kann man dagegen fragen, verdient nicht der bekannte Ausspruch: tantum scimus, quantum memoria tenemus, besonders für die Jugend um ihres vorzüglichern Namen- und Sach-Gedächtnisses willen, das doch auch zu üben ist und mit dem gerade die besten Köpfe in frühern Jahren am reichlichsten ausgestattet zu sein pflegen, gleichfalls eine Beachtung? Sollte sich nicht auch hiefür ein richtiges Maafs finden lassen, wodurch ein schädliches Uebermaafs abgewehrt würde? Hat man, anstatt eine gute Sache um ihres vorhandenen oder möglichen Mifsbrauchs willen ganz abzuschaffen, nicht viel eher die bestehende etwa mangelhafte Einrichtung zu verbessern und Lehrern sowohl als Controllbehörden den rechten Takt für eine gedeihliche Ausführung der oft genug ausgesprochenen wahren Willensmeinung der obern Behörden zu wünschen? Ist die Ansicht endlich so geradezu abzuweisen, dafs es dem Schüler vortheilhaft sei, ihn die zurückgelegte Laufbahn am Ende derselben noch einmal überblicken zu lassen, und würde man nicht in ein entgegengesetztes Extrem verfallen, wenn man den Stoff gegen die Form gehalten als ganz gleichgültig betrachtete? Nur zu bald würden die Schüler diefs inne werden und sich ausschliefslich um die Form bemühen und auch die Lehrer ihrerseits würden bald auf sie das alleinige Gewicht legen. Weil aber, um ein mündliches Examen, wofür positive Kenntnifs und eine Prüfung derselben im Gedächtnisse gefordert wird, mit Glück zu bestehen, für die Meisten ungeachtet aller frühern Repetitionen immer eine Art Vorbereitung nöthig sein wird, so möchte Ref. vorschlagen, das letzte Semester der Schulzeit den Schüler von einem Theile der Lectionen nach gemeinsamem Beschlufs des Lehrerkollegiums geradezu zu dispensiren. Diese Maafsregel würde aufserdem dafs sie dem Schüler die für eine besonnene Vorbereitung nöthige Zeit gewährte, auch zugleich noch den Vortheil bringen, dafs sich unsre Jugend an eine anhaltendere und freiere Selbstbeschäftigung vor ihrem Abgange zur Universität gewöhnte. Es versteht sich von selbst, dafs dies immer unter strenger und fortwährender Aufsicht der Lehrer geschehen müfste.

Soviel über die *äufsern* Mittel einer Gymnasialreform. Für die richtige Einsicht in die *innern* erklärt es der Verf. mit Recht für nothwendig, *dafs das Gymnasium seinen eigentlichen Zweck erkenne und verfolge.* Dafür stellt er in Widerspruch gegen entgegengesetzte Behauptungen zuerst ein Regulativ in folgenden 3 Sätzen auf:

a) die gesammte Kultur als eine Masse von Kenntnissen kann der Gegenstand unsers Strebens nicht sein;

b) die Vergleichung des Lehrstoffs der Universität kann kein Maafsstab für den Lehrstoff des Gymnasiums sein;

c) nicht der Stoff an sich hat einen Werth, sondern nur, wenn mit ihm zugleich die günstige Kraft entwickelt ist, um entweder von dem Stoffe selbst Gebrauch zu machen, oder vermittelst der geistigen Befähigung, welche man an ihm erlangt, den nicht vorausgesehenen, sondern durch die Zeit uns zuge-

Digitized by Google

führten Stoff selbstständig zu beurtheilen und zu behandeln.

Um den Verf. in den beiden letzten Sätzen nicht falsch zu verstehen, hat man damit zugleich das darauf Folgende zu verbinden: „Nach Abweisung einiger falschen Principien, welche man bisher angewendet hat, werden wir nun *den Lehrstoff* der Gymnasien finden. Da sie die Jünglinge für die Universität vorbereiten sollen, so müssen ihre Bestrebungen von den Zwecken der Universität abhängig sein." Als der Zweck der Universität bestimmt nun der Verf. sogleich die Ausbildung zum höhern Staatsdienste, wie er in den Berufsweisen der Lehrer an Gymnasien und der Geistlichen zunächst, nicht minder aber in den Berufsweisen derer enthalten ist, welche über die Verwaltung des Staats und die Rechtsverhältnisse des Volks zu entscheiden haben, oder für die Erhaltung der Gesundheit sorgen sollen. Wirkten die Universitäten zugleich für die Fortschritte in der Wissenschaft, unabhängig von unmittelbaren praktischen Tendenzen, so urtheilt der Verf., dafs der Staat sich auch dagegen nicht gleichgültig verhalten könne, weil die Fortschritte in der Wissenschaft immer auf die Ausbildung jener höheren Beamten und somit auf das ganze Volk zurückwirkten. Eine solche Vorbildung aber, wie sie jene Beamten bedürften, beruhe auf einer *historischen* und auf einer *philosophischen* Grundlage. Durch letztere werde man sich der Zielpunkte bewufst, in denen alle Wissenschaft und alle menschliche Thätigkeit aufgehen, in welchen sie sich concentriren soll. Erstere dagegen belehre uns über den Entwicklungsgang der Wissenschaft und des Lebens und knüpfe die Gegenwart an die Vergangenheit. Der historische Anfang der Wissenschaften aber liege für uns gröfstentheils im griechischen und römischen Alterthume, für die Theologie auch im Hebräischen; von da hätten sie ihren Weg zu den neuern Völkern und auch zu uns genommen. Zur Weiterführung der Wissenschaften sei die Kenntnifs wie des gegenwärtigen, so aller frühern Standpunkte erforderlich, um sowohl frühere Irrthümer zu vermeiden, als liegen gebliebene und vernachlässigte Schätze wieder aufzunehmen und weiter zu tragen. Je mehr nun ein Volk und eine Zeit an Bildungsstoff in sich verarbeitet habe, desto länger müsse man da verweilen. Da nun aber blofs durch das Vehikel der Sprache zu gründlicher historischer Kenntnifs zu gelangen sei, so sei Behufs der wissenschaftlichen Vorbildung die Kenntnifs der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache, und um sich den leichtern Zugang zu den Wissenschaften der Völker neuerer Zeit zu bahnen, Kenntnifs zunächst der französischen Sprache nöthig. Doch die Erlernung jener Sprachen reiche nicht hin: die Hauptsache sei das Nachdenken und das Verarbeiten dessen, was in denselben gegeben ist, das Studium ihrer Litteratur. Nur habe man, da nicht jedes Alter für jeden Stoff sich eigne, eine für den jugendlichen Geist zweckmäfsige Wahl zu treffen. Alle Wissenschaft sei ferner abhängig vom Staatsleben oder es finde eine wechselseitige Durchdringung beider statt, darum sei auch Kenntnifs der Geschichte, jedoch nur so weit zu bewirken, als sich das Gedächtnifs und die Phantasie der Jugend gern mit ihr beschäftige, ohne in den pragmatischen Zusammenhang oder den historischen Weltgang der Begebenheiten eindringen zu wollen, wofür sich mehr die Universität eigne. Der Geschichte habe wiederum die Geographie zu dienen.

Die andere Wurzel, aus der die Wissenschaft fortwährend Nahrung ziehen solle, sei die Philosophie, zu der die Mathematik, indem sie zu einem consequenten Denken an einem abstrakten Stoff anleite, eine zweckmäfsige, obschon nicht geradezu nothwendige Vorbereitung biete, darum er die Mathematik (S. 80—86) von den Gymnasien keineswegs verbannt, aber doch auf ein Maafs beschränkt und in einer Weise getrieben wissen will, womit dem Zwecke der *studirenden* Jugend wahrhaft gedient sei; in der Ausdehnung, in welcher sie jetzt um der nicht studirenden Jugend willen aufgenommen sei, stifte sie mehr Schaden als Nutzen, indem sie wesentlichen Disciplinen Eintrag thäte. Das Studium der Philosophie selbst gehöre für die Universität, denn ob sie gleich als unerläfsliche Vorbildung für die Berufswissenschaften zu betrachten sei, so habe doch darin in dem protestantischen Deutschland zwischen Gymnasien und Universitäten eine Theilung statt gefunden; den einen Theil der wissenschaftlichen Vorbildung, den Unterricht in den Sprachen, hätten die Gymnasien, den andern Theil derselben, den Unterricht in der Philoso-

Digitized by Google

phie, hätten die Universitäten übernommen. Selbst gegen die Aufnahme einer sogenannten propädeutischen Philosophie und gegen die der Allgemeinen Grammatik in den Unterricht der Gymnasien erklärt sich der Verf., denn propädeutisch für die Philosophie solle der gesammte Unterricht des Gymnasiums, und propädeutisch für die Allgemeine Grammatik aller hier gegebene Sprachunterricht sein; die Elemente für die Allgemeine Gr. verbreiteten sich noch überdiefs zahlreicher durch den ganzen Sprachunterricht, und es sei jene Wissenschaft noch zu keinem Abschlufs gekommen, wefshalb sie auch selten auf den Universitäten gelesen werde.

Ist so für den Verf. zuerst der Lehrstoff des Gymnasiums, den er für den nothwendigsten erklärt, gefunden: nämlich Unterricht in der griechischen, lateinischen, resp. hebräischen, deutschen und französischen Sprache und deren Litteratur, soweit die letztere ihrem Inhalte nach der Auffassungskraft der Gymnasiasten angemessen ist, desgleichen Unterricht in der Geschichte und Geographie, beide in ihr oben bestimmten Grenzen eingeschlossen, und in der Mathematik gleichfalls in engern Grenzen; so leitet er aus seinem für das Gymnasium oben aufgestellten Grundsatze: dafs an dem Stoffe vorzugsweise die geistige Kraft zu entwickeln sei, nun weiter die Forderung ab: dem Schüler nicht blofs das Verständnifs der Sprachen zu eröffnen, sondern den jugendlichen Geist an den Sprachen und ihrer Litteratur selbst zu üben, wo möglich alle intellektuellen, moralischen und ästhetischen Kräfte zu entwickeln und so die Befähigung für eignes Denken und Schaffen zu gewähren. Diefs sei aber vermittelst jenes Lehrstoffs sehr wohl zu bewirken. Denn je mehr intellektuelle, moralische und ästhetische Bildung ein Volk habe, desto mehr durchdringe diese Bildung auch seine Sprache, seine Litteratur, seine Geschichte und sein ganzes Leben; die Uebung aber in der Reproduction der einem Volke eigenthümlichen Begriffe bedinge nothwendig die Entwicklung derselben Begriffe und der daraus folgenden Handlungen und die Befähigung zu eigenen Produktionen. Je gründlicher nun ein solcher Unterricht einerseits und je vollständiger andrerseits er gegeben werde, so dafs keine der angegebenen Litteraturen, am wenigsten die griechische, als die ursprünglichste und genialste, eine Vernachlässigung erfahre, desto sicherer werde das Gymnasium seine letzte Aufgabe erreichen, welche darin bestehe: dem Schüler zu einer harmonischen Entwicklung seiner Anlagen und Kräfte und zugleich zu der Freiheit des Geistes zu verhelfen, die vor Allem zur Aufnahme, Erhaltung und Erweiterung der Wissenschaft nothwendig ist.

Aufser dem bis jetzt angegebenen Lehrstoff, den, wie bemerkt, der Verf. nur für den nothwendigsten erklärt, will er auch noch einen anderweitigen Lehrstoff für das Gymnasium zulassen. Als leitende Idee dabei dient ihm folgende Betrachtung. „Wenn der Mensch auch nicht in einem unbestimmten Trachten nach *gemeinsamer* Ausbildung menschlicher Kräfte, nach Aufnahme *alles* Wissens verloren gehen soll, so bleiben doch gewisse allgemeine Interessen, welche ihn in Anspruch nehmen, welche für ihn um so bedeutender sind, als er trotz seiner Besonderheit doch im Allgemeinen und auf das Allgemeine wirken mufs, und ohne Kenntnifs des Allgemeinen und ihn Umgebenden oft gar nicht, oder doch mit weniger Erfolg wirken kann." Als solche allgemeine Interessen nun bezeichnet der Verf. die der Religion und der Kunst, der Natur und des Vaterlandes. Doch fordert er zugleich, dafs diese Interessen in ein gewisses Verhältnifs zu dem für das Gymnasium nothwendigsten Lehrstoff treten sollen, damit nicht, wie bisher, ein Stoff vor dem andern sich vordränge, oder wohl gar den andern ganz zu verdrängen suche. Wie daher auf allen deutschen Schulen Unterricht in der christl. Religion ertheilt werde, so sei er gleichfalls auf den Gymnasien und ihnen angemessen zu ertheilen, und zwar aus einem doppelten Grunde: erstlich im Interesse der wissenschaftlichen Vorbereitung, da die christl. Religion seit ihrem Auftreten auf die ganze Gestaltung des Geistes und Lebens den gröfsten Einflufs ausgeübt habe; zweitens im Interesse der sittlichen Erziehung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schulen," — von Dr. Max Schmidt.

(Fortsetzung.)

Um ein Verhältnifs des Schülers zur Kunst einzuleiten, will der Verf., da nicht die Uebung aller Künste bei den Gymnasien gegeben werden könne, sondern nur der Zugang zu ihnen hier zu eröffnen sei, in Folge der Eintheilung in bildende und tönende, die Elementarkünste: das Zeichnen und den Gesang zulassen. Nur fügt er dabei den Wunsch hinzu, dafs dieser Unterricht zeitig beginne, weil sich hie und da ein Talent zeigen könnte, welches zeitig entwickelt vielleicht einen andern Weg als das Studium zu seinem nächsten Lebenszweck machen würde. Denen aber, welche gar kein Talent zeigten, oder welche sich erst bei fortgeschrittenen Jahren zum Studiren entschlössen, könne wohl füglich der Unterricht in beiden Gegenständen erlassen werden, wie überhaupt die fernere Theilnahme daran in den freien Willen der obern Schüler gestellt werden solle.

Um ferner einen Zugang zu der Natur zu bahnen, sei es von Seiten des Gymnasiums nöthig dafür zu sorgen, dafs seinem Zöglinge die ihn umgebende Natur nicht als eine todte und ununterschiedene Masse erscheine, und daher seien ihm, insofern der menschliche Geist Ordnung in derselben erkannt und Gesetze in ihr beobachtet hat, die darüber aufgestellten Resultate der Forschung mitzutheilen; doch nicht blofs die Resultate der eigentlichen Naturbeschreibung und der Physik, welche Disciplinen gegenwärtig auf den Preufs. Gymnasien gelehrt werden, sondern auch der Chemie und Astronomie, wie denn auch die physische Natur des Menschen bei diesem Unterrichte eine Berücksichtigung finden müsse. Um aber den Schüler mit den Resultaten der Naturbeschreibung bekannt zu machen, hält der Verf. einen zweijährigen Kursus in 2 Stunden wöchentlich, den er nach Quinta und Sexta verlegt wissen will, für ausreichend und verlangt nur noch für diesen Unterricht ein gutes Lehrbuch und einen tüchtig in seinem Fache und methodisch gebildeten Lehrer nebst Sammlungen von Naturprodukten, oder wo diese fehlen, von Kupferwerken. Um ferner die Ergebnisse und zwar nur diese in der Physik, der Chemie und Astronomie mitzutheilen, fordert er eine Stunde wöchentlich in Prima, wo die Schüler nach gesetzlicher Bestimmung 2 Jahre sitzen; nun sei auch dafür ein tüchtiger und für die Behandlung mit sicherm Takte begabter Lehrer erforderlich, der, was bei allem Unterrichte festzuhalten sei, den Geist der Jugend zu wecken und zu beleben verstehe.

Endlich sei es noch das Vaterland, welches Berücksichtigung verlange; es müsse daher die nächste Heimath, so wie das deutsche Vaterland auf die Gestaltung des Lehrstoffs in der deutschen Sprache, mehr noch in der Geschichte, Naturbeschreibung und Geographie mannichfaltigen Einflufs ausüben. Aus den bisherigen Anführungen, in denen wir die wichtigsten Gedanken des Verfs. möglichst zusammen zu drängen und übersichtlich zu machen versucht haben, werden sich die Leser nun selbst den Kreis von Lehrgegenständen zusammen stellen können, welche der Verf. den Gymnasien zugetheilt wissen will, und so glaubt Ref. keine Wiederholung derselben, wie sie sich S. 88—90 findet, nöthig zu haben, wie er auch alles übergeht, was derselbe Verf. v. S. 91—104 Dankenswerthes und Interessantes über die Realschule mitgetheilt hat, da es dem Gymnasium, um das es hier vorzugsweise sich handelt, ferner liegt.

Lieber wünscht daher Ref. die weitere Aufmerksamkeit des Lesers noch für einige näher liegende

Digitized by Google

Erörterungen und für einige Bemerkungen zu dem von Schmidt entwickelten Gymnasialsysteme in Anspruch nehmen zu dürfen. Zunächst mag der Leser in den Stand gesetzt werden, sogleich mit einem Blicke zu übersehen, worin die von Sch. in Vorschlag gebrachte Reform des durch das Reglement v. 25. Juni 1834 bedingten Preufs. Gymnasialunterrichts besteht. Diese Reform ist aber gebaut theils auf einen gänzlichen Wegfall einiger Unterrichtsgegenstände, theils auf eine gewisse Beschränkung derselben. Ganz wegfallen würden künftig aus dem Unterrichte: die philosophische Propädeutik, in Vorträgen über Logik und Psychologie bestehend, wie sie zeither in Prima wohl meist nur in 1 St. wöchentlich gelehrt wurden; ferner die Rücksichtsnahme auf die Allgemeine Grammatik, worin nach §. 31, 1. des Regl. bei Gelegenheit eines Examens im Deutschen bis jetzt geprüft werden mufs, obschon diese Disciplin keine besondere Lehrstunde in Anspruch nimmt, indem das Nöthige darüber in andern Lehrstunden bei schicklichen Gelegenheiten bemerkt werden soll.

Eine Beschränkung dagegen des zeitherigen Unterrichts würde nach dem Wunsche des Hrn. S. statt finden müssen: 1) bei dem deutschen Unterrichte. Denn S. 44 heifst es in Bezug auf diesen Gegenstand: „Die deutsche Litteratur wurde auf Schulen in derselben Ausdehnung, wie auf Universitäten vorgetragen, und alle Systeme der deutschen Satzlehre von Herling, Krüger, Hoffmeister, Becker u. s. w. sind den Gymnasiasten mitgetheilt worden," und aufserdem ist noch S. 88 über denselben Gegenstand bemerkt: „Beim deutschen Unterrichte ist zu beachten, dafs er den Stoff als bekannt voraussetzt; dafs derselbe in Schulen, wo fremde, namentlich alte Sprachen, gelehrt werden, anders sein mufs, als in den Schulen, wo diefs nicht der Fall ist; dafs die Hauptsache in diesem Unterrichte Uebung im Gebrauche deutscher Sprache und Vorbereitung zur Benutzung deutscher Litteratur ist."

2) *Eine Beschränkung* ferner: für den geographischen Unterricht, wenn es S. 89 heifst: „Die Geographie mufs der Geschichte dienen; zugleich kommt das vaterländische Interesse in Betracht. Die reine Geographie in weiterer Ausdehnung gehört auf die Universität." Bemerken will jedoch Ref. hierbei, dafs der Verf. anderwärts dennoch einen weitern Umfang für diesen Unterricht zu fordern scheint, wenn es S. 79 heifst: „Der Unterricht in den Naturwissenschaften bedarf als Hülfswissenschaft der Geographie, namentlich für die Naturbeschreibung;" doch davon weiter unten.

Eine Beschränkung endlich 3) wird gefordert: für den mathematischen Unterricht, und zwar würde diefs die wesentlichste sein, wofür sie der Verf. S. 84 in Folgendem selbst anerkennt: „Die Grenzen des mathematischen Unterrichts sind bei den Ansprüchen, welchen die übrigen Gymnasialdisciplinen machen, so weit gesteckt, dafs die Schüler in ihrem Wissen keine rechte Festigkeit erlangen; daher denn auch vor dem Abiturientenexamen nichts die Schüler so sehr in Anspruch nimmt, als die Vorbereitung für die Mathematik." Die gewünschte Art der Beschränkung aber ist hinlänglich angedeutet durch den Zweck, den er S. 90 diesem Unterrichte untergelegt wissen will: „die Jugend für die Abstraktionen der Zahl und des Raumes zu gewinnen, sie dadurch zum philosophischen Denken zu gewöhnen, zugleich auch den Zugang für weitere Studien dieser Abstraktionen zu eröffnen."

Die Erweiterung des Unterrichts, welche der Verf. dagegen nach den obigen Mittheilungen für die Naturkenntnisse fordert, ist so unbedeutend, dafs sie gegen die angerathene vielfache Beschränkung kaum in Anschlag zu bringen ist. Wie grofs aber die durch letztere bewirkte Erleichterung auch immer sein mag, so würde sie doch noch um vieles vergröfsert werden, wenn in Folge des vom Verf. S. 58—61 über das Abiturientenexamen ausgesprochnen Tadels die Abiturientenprüfungen eine durchaus veränderte Form erhielten, indem für dieselben das Materiale wiederum, wie es sonst üblich war, hinter das Formale zurückgestellt würde. Aber gerade hier dürfte der Verf. am wenigsten allgemeine Zustimmung zu erwarten haben. Gerade sehr viele Beamte im höhern Staatsdienste, für deren Zwecke der Verf. den Unterricht und die Bildung bei den Gymnasien berechnen zu müssen glaubt, dürften gegen eine solche Bevorzugung der sprachlichen Studien ihre Stimmen am meisten erheben.

Nun noch einige Bemerkungen endlich über die Art und Weise, wie der Verf. den Lehrstoff für das Gymnasium ermitteln zu müssen geglaubt hat. So sehr damit im Ganzen der Verf. auf den Punkt, auf den es hier ankommt, hingedeutet hat, so scheint sie

Digitized by Google

dem Ref. doch noch hauptsächlich an zwei Gebrechen zu leiden. Sie trägt *erstlich* zu sehr den Schein an sich, als werde die Form zusehr zum Nachtheile des doch mit der Form selbst gegebenen Stoffs begünstigt, und so wird der Leser leicht zu dem Mifsverständnifs verleitet werden können, als sei unter der Form hauptsächlich die abstraktere grammatisch-kritische und nicht zugleich die concretere der ganzen künstlerischen durch den Inhalt zugleich bedingten Darstellungsweise gemeint. *Zweitens* mufs Ref. es auch als einen Mangel betrachten, dafs der Verf. den gesammten Lehrstoff des Gymnasiums nicht aus *einem* Princip herzuleiten gewufst hat, sondern mehrere Disciplinen mehr nur nach äufsern Rücksichten aufnimmt. Diefs hat aber den Nachtheil, dafs diese Disciplinen nicht ganz in der ihnen gebührenden Dignität auftreten. Ref. entschliefst sich daher um so lieber, seine Betrachtungsweise dieses Gegenstandes hier mitzutheilen, nicht, weil er glaubt, damit die Verhandlung zu ihrem völligen Abschlufs zu bringen, sondern weil er das Seinige beizutragen wünscht, damit der von Lorinser angeregte Streit dem beliebigen Hin- und Herreden, wobei zuletzt doch jeder seine Meinung festhalten wird, baldigst entzogen und möglichst auf die Höhen wissenschaftlicher Erörterung verpflanzt werde. Denn wer beweisen kann, dafs das gegenwärtige Unterrichtssystem der Gymnasien wirklich ein seinem eignen Princip nach fehlerhaftes sei, hat damit auch schon den Beweis geführt, dafs es einer Verbesserung bedürfe, selbst wenn unsre Schüler dabei Methusalems *Alter* erreichen könnten.

Der Verf. betrachtet, wie wir oben sahen, als Zweck des Gymnasiums die Vorbereitung auf die Universität, und als Zweck dieser die Ausbildung für den höhern Staatsdienst und bemerkt S. 68, dafs für die Beamten in demselben der Staat eine wissenschaftliche Vorbildung verlange, weil ohne dieselbe jede Entwicklung und Fortbildung des Volks dem Zufalle überlassen wäre. Warum aber, kann man fragen, erklärt der Verf. nicht gradezu diese Bildung zur Wissenschaftlichkeit für den Zweck der Universitäten? Wird doch für den höhern Staatsdienst aufser dieser Wissenschaftlichkeit auch noch eine genaue und möglichst auf eigenen unmittelbaren Anschauungen gegründete Bekanntschaft mit der gegenwärtigen Gestaltung des Lebens in seinen bedeutendern Verhältnissen gefordert, eine unentbehrliche Kenntnifs, die aber nicht die Universität, sondern allein die Berührung mit dem Leben selbst geben kann. Diese Kenntnifs in Verbindung mit der wahren Wissenschaftlichkeit verleiht die wahre Welt- und Lebensweisheit, die höchste Blüthe des Menschengeistes, in der Kunst bestehend, die Idee und Wirklichkeit in ihrem Unterschiede sowohl, als in ihrer Beziehung zu erfassen und die rechten Wege für ihre beiderseitige Vermittlung aufzufinden. Diese Einsicht ist aber hauptsächlich unsrer zum Theil verblendeten Jugend zu wünschen. Denn eben weil sie die Wissenschaft und zwar welche? — für die einzige Potenz des erfahrnen Mannes hält, daher der Dünkel bei ihr und die thörichte Weltverbesserungslust.

Die Universität also hat es, insofern sie einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, mit der Wissenschaft zu thun. Der Verf. bemerkte sehr richtig, wie oben angegeben ist, dafs man sich durch die Philosophie der Zielpunkte bewufst werde, in denen alle Wissenschaft und alle menschliche Thätigkeit aufgehen, in welchen sie sich concentriren soll. Der Mensch fordert seiner ganzen Natur nach einen solchen Concentrationspunkt. Die Religion ist ein solcher und die Philosophie ist ein solcher. Hätte der Verf. sich nun die Frage vorgelegt, wodurch sie zu einem solchen würden, so würde er gefunden haben, dafs dies dadurch geschehe, dafs sie den für das Denken gegebenen Inhalt, in so weit er zum Bewufstsein gekommen ist, in einen *Hauptinhalt* concentriren. Dies geschieht, wie angedeutet, eben so gut in der Religion als in der Philosophie. Aber letztere nur ist Wissenschaft, weil sie diesen Inhalt nicht blofs vor dem Bewufstsein hat, sondern auch durch die Form des Denkens, welche in einer Wechselbeziehung der Synthesis und Analysis besteht, zu bewältigen weifs und so jedem einzelnen Gedanken die ihm im Systeme gebührende nothwendige Stellung und Beziehung anweist. Dieser allgemeine Inhalt selbst aber, den sie zu verarbeiten hat, ist, um es kurz zu sagen, was hier für unsern Zweck ausreicht, — Geist und Natur. Zugleich ist aber zu bemerken, dafs der von der Wissenschaft zu verarbeitende Gedanke weder seinem Umfange noch seiner Form nach als ein von Anfange an fertiger zu betrachten ist, sondern es bedarf vielmehr einer Reihe von Entwicklungen, ehe der Gedanke mit dem Objecte zum

Digitized by Google

vollsten und freiesten Einklange gelangen kann, was erst die Wahrheit der Wissenschaft ausmacht. Die Entwicklung aber des Gedankens und seine Bewegung zu seinem Ziele, der Wahrheit hin bildet die Geschichte der Wissenschaft, die selbst wieder ein mehr wissenschaftliches oder mehr unwissenschaftliches Gepräge haben kann. Dieser allgemeine Inhalt, welchen Philosophie und Religion haben, ist jedoch nicht bloſs für das Denken, wie es bei der erstern insbesondre leicht den Schein gewinnen könnte, sondern eben so sehr für das Handeln da. Denn woher anders sollte auch dem handelnden Geiste seine höchste Kraft kommen, als aus dem denkenden? Dies mögen insbesondere diejenigen in Ueberlegung ziehen, welche, wie es in dem gegenwärtigen Streite bereits geschehen ist, im Interesse der Sittlichkeit meinen die Wissenschaft herabsetzen zu müssen.

Warum aber Ref. obige Bemerkungen über Inhalt und Form der Wissenschaft vorausgeschickt hat, wird sogleich aus Folgendem näher erhellen. Denn der Gedanke, wie er in seiner Allgemeinheit theils im freiesten Bewuſstsein über sich in seiner gegenwärtigen Gestalt, theils als historisch entwickelter auf der Universität als vorbereitend für die besondern Wissenschaften auftritt, giebt nach des Ref. Dafürhalten zugleich den Inhalt für den Gymnasialunterricht her. So nur und darum kann das Gymnasium als wirklich vorbereitend für die Universität angesehen werden und wird der ganze Gymnasialunterricht zunächst propädeutisch für die Philosophie, wie diese es für die einzelnen Wissenschaften durch Form und Inhalt zugleich ist. Nur übersehe man bei dieser Aeuſserung über den Gymnasialunterricht ja nicht, daſs eben nur der *Inhalt* und nicht die *Form* gemeint ist. Denn dieser ist eben für die Universität vorzugsweise die streng wissenschaftliche, die Ref. bereits durch einige Hauptbestimmungen näher zu charakterisiren versucht hat, aber für das Gymnasium das, was Ref. um des Unterschieds willen kurz als *Kunstform* bezeichnen will. Ref. wünscht damit alle Form bezeichnen zu dürfen, der die strenge durch die Wechselbeziehung der Synthesis und Analysis bedingte Nothwendigkeit fehlt und wo der Mittheilende den Gedanken mehr nach frei gewählten, entweder von Auſsen hervorgerufenen oder aus einzelner innerer Anregung hervorgegangenen Zwecken und in einem diesen mehr angemessenen Zusammenhange auftreten läſst, keineswegs um ihn in seiner nothwendigen Beziehung, die er im Systeme der Gedanken überhaupt einnimmt, kenntlich zu machen, sondern um die Wichtigkeit und Bedeutung desselben zu offenbaren, die er für ein unwissenschaftliches Erkennen oder für das Leben überhaupt hat. Es ist also kurz die Form gemeint, die dem Entwicklungsgange des menschlichen Geistes gemäſs dem im Wort zu verlautenden Gedanken bereits diente, als für denselben die wissenschaftliche Form überhaupt noch gar nicht gefunden war. Sie ist daher eben so gut bei Gegenständen, welche die Wissenschaft sich vindicirt, als bei solchen, welche ihr mehr fern liegen, eben so gut in Abhandlungen und Reden und andern Darstellungen, als in der eigentlichen Poesie anzuerkennen. Soweit und wie sich nun also der allgemeine Gedanke oder die Art und Weise wie ein Volk das Leben auffaſst und was den Kern jeder Nationallitteratur ausmacht, ohne die letzte philosophische Reflexion darüber in der letztgenannten Kunstform und zwar im concretern Wort ausspricht, ist er geeignet, den bildenden Stoff für den Gymnasialunterricht herzugeben, doch vorzugsweise wiederum nur in den Gestalten, welche als die wesentlichsten und bleibendsten für den menschlichen Geist in alle Zukunft hinaus erkannt werden müssen, weil es ja bei dem Gymnasium nicht auf alles, wie es bei der Wissenschaft mehr der Fall ist, sondern hauptsächlich auf *das* abgesehen sein muſs, was auf den Schüler eine entwickelnde und bleibende Kraft ausübt. Dieser allgemeine Gedanke aber tritt nun, in so weit er Geist ist, hauptsächlich in 3 Grundweisen, und zwar nach dem oben Bemerkten für das Erkennen eben sowohl, als für das Leben hervor: in der mehr *rein orientalischen*, in der mehr *rein occidentalischen*, in der *modernen*. Die vor uns als die mehr rein orientalische bezeichnete Grundweise hat zu ihrem Ausgangspunkte die Substanz, in der die Accidenz versenkt ist, und vollendet sich in der absoluten Persönlichkeit Gottes, in der die endliche Persönlichkeit keine Berechtigung hat, wie es im Alttestamentlichen der Fall ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schulen," — von Dr. Max Schmidt.

(Schlufs.)

Die rein occidentalische dagegen geht im Gegensatze von der Befreiung der Accidenz aus und vollendet sich in der Befreiung der endlichen Persönlichkeit. Aber in beiden Geistern beginnt schon das Hinausgehen über ihre Sphäre: in dem A. T., um es kurz zu sagen, in der Sehnsucht nach einem Messias, der die unendliche Persönlichkeit Gottes näher mit dem menschlichen Geiste verknüpfe: und bei den Griechen zeigt sich seit Sokrates und Platon dasselbe umgekehrte Bestreben, für die endliche Persönlichkeit einen Anknüpfungspunkt an die absolute Persönlichkeit Gottes zu finden, wie es von Jedermann z. B. in dem Timäus erkannt werden kann. Aber dieser sehnsüchtige Wunsch des Alterthums fand erst seine Erfüllung mit dem Hervortreten des Messias selbst, in welchem die Wechselbeziehung der endlichen und unendlichen Persönlichkeit zu einer offenbaren wurde und in dem die dem Untergange geweihten Geister des Orients und Occidents vor ihrem Abtreten von dem Throne der Weltherrschaft der Idee nach ihre Versöhnung feierten. Die weitere Wirklichkeit dieser Versöhnung, wie sie sich nach und nach in allen Formen des Geistes und Lebens in den an sie gläubig gewordenen Völkern zum Theil bereits geltend zu machen gesucht hat und noch sucht, zum Theil aber die noch vorchristlicher Bildungsstufe angehörigen und in niedern Weisen fortvegetirenden Völker sich gegenüber hat, bildet den weitern Inhalt des sich offenbarenden Geistes. Diesen grofsartigen Inhalt des Geistes nun, in wie weit er in der Kunstform und im Wort vor uns liegt und sich wieder darlegen läfst, oder aus dem anderweitigen Leben der Völker erkennbar ist, soll die Gymnasialjugend, so weit dies ihren Kräften angemessen ist, in sich aufnehmen und so zum tiefern philosophischen Verständnifs des Geistes, wie es die Universität zu geben hat, vorbereitet werden.

Daraus würde aber zunächst folgen, dafs der Religionsunterricht nicht aus irgend einem äufserlichen Grunde, sondern unmittelbar aus dem Princip des Gymnasiums selbst heraus in ein Unterrichtssystem für dasselbe aufgenommen sein will. Die Religion ist überhaupt als das tiefste und höchste Bewufstsein des Geistes über sich, in soweit es in der Kunstform hervortreten kann, anzusehen; aus ihr können daher nur alle andern Weisen des schöpferischen Geistes im Erkennen, Schaffen und Leben geahnet und gedeutet werden. Darum handelt es sich auch bei dem Religionsunterrichte auf Gymnasien nicht um ein Anknüpfen desselben an irgend ein Lehrbuch, sondern wir bekennen, dafs wir denselben vielmehr so lange nur als sehr unvollkommen eingerichtet ansehen können, als man nicht bemüht sein wird, den Geist der Schüler unmittelbar und tief in den Geist der heiligen Bücher einzutauchen. Dazu bedarf es aber keineswegs des Grundtextes, sondern es genügt vollkommen für diesen Zweck Luthers in ihren Fehlern kurzweg nach den vorhandenen Hülfsmitteln zu verbessernde Uebersetzung, da es sich hier nicht darum handeln kann, die Schüler anzuweisen, dafs sie in Form dieser Religionsbücher irgend wie produziren lernen, wie es bei den Klassikern geschieht. Ein nicht abzuweisendes Erfordernifs aber bleibt für die Lehrer, welche diesen Unterricht zu ertheilen haben, der Geist. Dieser mufs ein rein kindlicher sein für den Unterricht in den untern Klassen, und ein religiös-philosophisch gebildeter für den Unterricht in den obern; aufserdem darf beiden für Auswahl und Behandlung der Takt nicht feh-

Digitized by Google

len, um nicht den Zweck des Unterrichts zu vereiteln. Dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, dafs man dem Schüler zugleich eine wohl begründete und deutliche Kenntnifs der Hauptgrundlehren sowohl unsrer, als der übrigen Confessionen und zugleich eine angemessene Bekanntschaft mit den Hauptepochen der christlichen Kirche noch aufserdem zu verschaffen suche.

Ganz anders als mit dem so eben berührten Unterrichtszweige, verhält es sich mit dem griechischen und römischen Alterthume, dessen Kunstform überhaupt als die entwickeltere und gebildetere gelten mufs. Hier soll der dem Occidente eigenthümliche Geist nicht nur seinem Inhalte nach, sondern auch in der für denselben geschlossenen Kunstform und in dem dafür ausgeprägten unmittelbaren Wort auf den Schüler einwirken, um, so weit dies in den Anlagen und Kräften der Jugend überhaupt liegt, sie jenen Inhalt und jene Form nicht blofs erkennen zu lassen, sondern sie ihnen auch für eigene Produktionen anzueignen. Daher es denn des Sprachunterrichts als Mittels für den Zweck bedarf, welcher Unterricht um so zweckmäfsiger und bildender sein wird, je mehr der Geist in dem Organe, das er sich für seine eigenste Offenbarung geschaffen hat, sein Gesetz nach und nach mehr ahnen und deutlicher erkennen lernt, ohne jedoch der Gymnasialjugend eine philosophisch-historische Sprachkenntnifs, wie sie nur weitern Studien angehören kann, zumuthen zu wollen. Und so stimmen wir, wie in diesem Punkte, so auch in Bezug auf die philosophische Propädeutik den Erörterungen des Hrn. Verfs. vollkommen bei. Und eben so wenig weicht die von ihm über den Unterricht in der deutschen Sprache und deren Litteratur ausgesprochene Meinung von der des Ref. ab.

Anders stellt sich das Verhältnifs in Bezug auf die Geschichte. Hr. Schmidt läfst sich in seiner Schrift S. 71 über diesen Gegenstand also vernehmen: „Die Erlernung der verlangten Sprachen und die Lectüre ihrer Schriften setzt an sich Kenntnifs der Geschichte der Völker voraus; auch ist die Jugend für die Aufnahme der Geschichte sowohl von Seiten des Gedächtnisses befähigt, wie von Seiten der Phantasie geneigt; dieselbe ist für sie in jeder Weise erwecklich, und somit fällt ein Theil des Geschichtsunterrichts dem Gymnasium zu. Nur gehört zur Erfassung des pragmatischen Zusammenhangs und des welthistorischen Ganges mehr Erfahrung, reifere Einsicht; darum ein vollständiger Kursus der Universalhistorie sonst den Universitäten überlassen blieb und überlassen bleiben sollte." Ref. ist damit vollkommen einverstanden, dafs der historische Pragmatismus eben so wenig, als die Besonderung in die einzelnen Staatengeschichten für das Gymnasium gehört, aber wohl hat die Universalgeschichte, wenn auch nicht in einem durchaus *vollständigen* Kursus, den Inhalt des Gymnasialunterrichts zu bilden. Und soll dabei die streng wissenschaftliche und den historischen Weltgang in ihren tiefern Gründen erfassende Form, welche der Universität angehört, auch keineswegs bei dem Gymnasium eine Anwendung finden, so soll doch der geschichtliche Unterricht, so weit dies ohne tiefere und abstraktere Reflexionen geschehen kann, den allgemeinen bereits früher näher bestimmten Geist zum Bewufstsein des Schülers zu bringen suchen. Denn darin eben besteht das Erweckliche der Geschichte, dafs man in derselben nicht ein Zufälliges, sondern einen waltenden, die Menschheit ihrem Ziele entgegenführenden Geist erblicken lernt. So nur wird der Geschichtsunterricht dienen, die in der Litteratur der einzelnen Völker hervortretenden Geister dem Schüler verständlicher zu machen, nur so wird er sich zu der Ansicht gewöhnen, dafs die Geschichte nicht von Menschen gemacht werde, — eine Ansicht, die ihm um so mehr zu benehmen ist, weil sie in unsern Tagen nur allzu gäng und gebe ist, — sondern dafs der göttliche Geist das in ihr Bestimmende sei. Einen kindlich reinen Geist, wie er uns z. B. aus dem Herodot und dem A. T. entgegen weht, für den Vortrag in den untern Klassen, wie einen religiös-philosophisch gebildeten für den Vortrag in den obern, setzt darum dieser Unterrichtszweig eben so gut voraus, als die Religion, und dies um so mehr, da sich beide Gegenstände des Unterrichts gewissermafsen zu ergänzen und zu erläutern haben. Das Leben der Völker ist nur derselbe äufserliche Geist, der uns als innerlicher in ihrer Religion entgegen kommt. So und nur so vorgetragen, wird die Geschichte zu einem wahrhaften Erziehungsmittel werden und zugleich am besten den Schüler vor den Verkehrtheiten der heutigen Jugend verwahren können.

Eben so wenig, wie hier, kann Ref. ganz zu den Ansichten des Hrn. Schmidt über Einrichtung und Anordnung des geographischen Unterrichts bei den Gymnasien stimmen. Ein Anderes, als Hr. Schm. daraus

Digitized by Google

abgeleitet hat, folgt für Ref. schon aus der vom Verf. selbst vorgetragenen Ansicht, dafs die Geographie der Geschichte dienen solle und für die Naturwissenschaft als Hülfswissenschaft vorauszusetzen sei. Eben weil der geschichtliche Mensch zum Theil ein geographisch bedingter ist und die tellurisch und astronomisch bestimmte Grundlage der einzelnen Erdgegenden selbst durch die gröfste Betriebsamkeit der Menschen nur modifizirt, nicht gänzlich umgewandelt werden kann, ist die Verbindung der physischen und mathematischen Geographie mit der politischen von der gröfsten Wichtigkeit, selbst für den Schüler, wenn er anders frühzeitig neben den innern auch auf die äufsern Entwicklungsbedingungen des allgemeinen Menschengeistes aufmerksam gemacht werden soll, um nicht zu der verkehrten in manchen Lehrbüchern der Geschichte vorspukenden Meinung verleitet zu werden, als könne das Ideal menschlicher Zustände, wie etwa Athene aus Zeus Haupte, aus den Köpfen und Herzen der Menschen mit Einem Schlage hervorspringen.

Somit wäre der Inhalt des Gymnasialunterrichts, insofern er der Geist ist, oder sich zugleich wenigstens auf den Geist bezieht, indem die Geographie hier gewissermafsen eine Mitte und Uebergang bildet, umschrieben und abgeleitet. Aber der Geist bildet in seiner Reflexion über sich und in seiner Entäufserung nicht den alleinigen für den Menschen erkennbaren Inhalt. Auch das Andere des Geistes, die Natur, darf dem für das Allgemeine zu bildenden nicht fremd bleiben, und so darf auch der Unterricht in diesem Gegenstande nicht als ein dem Princip des Gymnasiums äufserlich, sondern ihm innerlichst zugehöriger betrachtet werden, obgleich anzuerkennen ist, dafs die Kenntnifs des Geistes unendlich höher stehe, als die der Natur. In eine Besonderung der einzelnen Naturwissenschaften ist hier eben so wenig, als anderwärts einzugehen, sondern das Allgemeine bildet die Grenze des Gymnasialunterrichts, wie auch vom Verf. anerkannt ist, dessen Ansicht über Umfang und Behandlung des Gegenstandes Ref. sehr gern theilt. Dasselbe gilt in Bezug auf die Mathematik.

Den Unterricht im Zeichnen und Gesang dagegen, über den zuletzt noch ein Wort zu sagen ist, betrachtet Ref. nicht als ein aus dem Gymnasialprincip selbst Abzuleitendes, sondern als etwas, welches wie das Schönschreiben und Rechnen mehr der Unmittelbarkeit des Lebens angehört, welches gewisse Fertigkeiten voraussetzt, die bei weiter fortgeschrittner Bildung der Völker zu einer Art von Allgemeingut werden, und darum auch von dem Gymnasium nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Wieck.

XXI.

1. *Lexicon linguae Copticae studio Amedei Peyron. Taurini*, 1835, *ex regio Typographeo. XXVII et* 470 *pp.* 4.
2. *Lexicon Aegyptiaco-Latinum ex veteribus linguae Aegyptiacae monumentis et ex operibus La Crozii, Woidii et aliorum summo studio congestum cum indice vocum Latinarum ab Henrico Tattam. Oxonii*, 1835, *e Typographeo Academico. VII et* 958 *pp.* 8.
3. *Grammaire Égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée par Champollion le Jeune; publiée sur le manuscrit autographe par l'ordre de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. Prem. partie. Paris*, 1836. *Typographie de Firmin Didot frères. XXIV et* 245 *pp. fol.*
4. *Des principales expressions qui servent à la notation des Dates sur les monumens de l'ancienne Égypte d'après l'inscription de Rosette. Lettres à M. l'abbé Costanzo Gazzera par François Salvolini. Lettre I. Paris*, 1832. 8. *Lettre II.*, 1833. 8. 66 *p.*
5. *Campagne de Rhamsès-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs Alliés. Manuscrit hiératique Égyptien appartenant à M. Sallier à Aix en Provence. Notice sur ce manuscrit par François Salvolini. Paris*, 1835. 124 *pp.* 8.
6. *Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes anciens égyptiens, ouvrage dédié à sa Majesté le Roi de Sardaigne, par Fran-*

Digitized by Google

çois Salvolini. Volume premier, texte hiéroglyphique et démotique de la pierre de Rosette, avec un Volume de planches. Prem. Partie. XXXII et 256 pp. Paris, 1836. *Imprimerie de Dondey-Dupré.* 4.

7. *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini. Parte Seconda, Monumenti Civili, Tomo II. Pisa,* 1834. 471 *pp.* 8.

Wenn Rosellini's grofses Werk über die Denkmäler Aegyptens und Nubiens noch vor einem Jahre als die wichtigste Bereicherung für die ägyptische Alterthumskunde erschien, so tritt es nach der Bekanntmachung der vorliegenden Schriften mehr und mehr in den Hintergrund, ohne dafs ihm sein eigenthümlicher Werth in Bezug auf die reiche Fülle der initgetheilten Thatsachen auf irgend eine Weise geschmälert werden könnte. Aber den Ruhm, nach Champollion's Tode der erste Hierogrammatist zu sein, hat der italiänische Gelehrte dem trefflichsten Schüler des zu früh verstorbenen Champollion, seinem in Paris lebenden Landsmanne *Salvolini*, abtreten müssen, und die Schriften dieses letzteren, welchem zuerst das Verdienst einer wahrhaft wissenschaftlichen Begründung der altägyptischen Sprach- und Schriftkunde und einer völligen Entzifferung der demotischen Schrift zuerkannt werden mufs, verdienen in um so höherem Grade eine öffentliche Würdigung, als wir jetzt nach dem Erscheinen der *Grammaire Égyptienne* im Stande sind, die Ergebnisse seiner Forschungen mit den Schlufsresultaten seines verewigten Meisters zu vergleichen, und die Fortschritte deutlicher anzugeben, welche die Hieroglyphenkunde durch seinen Scharfsinn gewonnen hat. Er hat zuerst die Unstatthaftigkeit vieler Erklärungen Rosellini's, auf die wir schon in der kurzen Anzeige des ersten Bandes der *Monumenti civili* hindeuteten, mit Bestimmtheit nachgewiesen, und die mannigfachen Verstöfse desselben, welche durch Mangel an Folgerichtigkeit in den Argumentationen herbeigeführt worden, hervorgehoben. Bevor wir aber zu einer Analyse der *Grammaire Égytienne*, dieses dauernden Denkmales menschlichen Scharfsinnes, und der angeführten Schriften von Salvolini und Rosellini übergehen, wollen wir einen Blick auf die neuerdings erschienenen Wörterbücher der koptischen Sprache von *Tattam* und *Peyron* werfen, durch welche den Hierogrammatisten ein längst ersehntes unentbehrliches Hülfsmittel bei ihrem Studium gewährt worden ist.

Rec. setzt als unzweifelhaft voraus, was noch immer mit sonderbarer Hartnäckigkeit von einigen geleugnet wird, dafs die koptische Sprache die altägyptische ist, die selbst durch den mächtigen Einflufs der auf sie übertragenen griechischen Schrift, der Veränderungen, welche durch die Einführung der christlichen Religion und den dadurch bedingten gänzlichen Untergang der alten gottesdienstlichen Terminologie und die vielfache äufsere Einwirkung der in den ersten Jahrhunderten n. Chr. im Nilthale sich kreuzenden und wunderbar verschlingenden orientalischen und abendländischen Völkerstämme herbeigeführt wurden, keine so bedeutende Umwälzung erlitten hat, dafs man nicht in ihrer entarteten Tochter, wie man die koptische Sprache genannt hat, die Grundzüge ihres grammatischen Baues und die Hauptmasse ihrer Wortbestandtheile wiederfände. Der Abstand zwischen beiden Idiomen ist, wie sich durch die Entzifferung der Hieroglyphen klar herausgestellt hat, keinesweges so bedeutend, als der zwischen dem Althochdeutschen und der jetzigen Schriftsprache unseres Vaterlandes, oder zwischen dem neueren Französisch und dessen älteren romanischen Schwestern, namentlich der provenzalischen, deren Verhältnifs man bisweilen zum Vergleichungspunkt gebraucht hat. Nachdem diese Uebereinstimmung deutlich erkannt worden, fühlte man auch um so lebhafter das Bedürfnifs, den grammatischen Bau und die Lexikographie der koptischen Sprache genauer zu erforschen und die früheren Werke von *Kircher*, *Blumberg*, *Tuki*, *Lacroze*, *Scholz*, *Woide*, *Valperga-Caluso* durch gründlichere und zuverlässigere zu ersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1. *Lexicon linguae Copticae studio Amedei Peyron.*
2. *Lexicon Aegyptiaco-Latinum ex veteribus linguae Aegyptiacae monumentis et ex operibus La Crozii, Woidii et aliorum summo studio congestum cum indice vocum Latinorum ab Henrico Tattam.*
3. *Grammaire Égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée par Champollion le Jeune.*
4. *Des principales expressions qui servent à la notation des Dates sur les monumens de l'ancienne Égypte d'après l'inscription de Rosette. Lettres à M. l'abbé Costanzo Gazzera par François Salvolini.*
5. *Campagne de Rhamsès-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs Alliés. Manuscrit hiératique Égyptien appartenant à M. Sallier à Aix en Provence. Notice sur ce manuscrit par François Salvolini.*
6. *Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes anciens égyptiens, ouvrage dédié à sa Majesté le Roi de Sardaigne, par François Salvolini.*
7. *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.*

(Fortsetzung).

Die im Jahre 1830 zu London erschienene Grammatik von *Tattam* *) führte zwar einen Schritt weiter, als ihre Vorgängerinnen, ohne jedoch den sprachwissenschaftlichen Forderungen unserer Zeit zu genügen, und mit lebhaftem Erwarten sieht man daher dem grammatischen Werke entgegen, welches in diesem Augenblicke mein Freund, der Dr. *Lepsius* in Rom, bearbeitet. In Bezug auf die Lexikographie hatte man seit geraumer Zeit den versprochenen Arbeiten von *Étienne Quatremère*, *Champollion* und *Peyron* entgegengesehen und fast die Hoffnung aufgegeben, dafs auch nur Eine derselben jemals erscheinen würde. *Champollion* befürchtete, wie Peyron in der Vorrede p. VIII sagt, dafs die vielen Zweifler an der Richtigkeit seiner Entzifferungsmethode in einer Uebereinstimmung des koptischen Lexikons mit den Ergebnissen seiner Forschungen in Bezug auf die Sprache des alten Aegyptens leicht einen literarischen Betrug befürchten möchten *), und dafs, wenn auch die Wahrheit über kurz oder lang sich Bahn brechen müfste, doch vielleicht durch diesen Argwohn das erfreuliche Gedeihen des Studiums der Hieroglyphik wenn nicht gänzlich gefährdet, doch augenblicklich gehemmt werden dürfte. Während seines Aufenthaltes in Turin in den Jahren 1827 und 1828, dem wir die *Lettres au duc de Blacas* verdanken, veranlafste er daher Peyron, seine längst begonnene Arbeit wieder vorzunehmen und zum Schlufs zu führen, und so erschien denn nach zehnjähriger fast ununterbrochener Arbeit das vorliegende *Lexicon linguae copticae.* Da es bei Entzifferung der Hieroglyphen vorzugsweise auf die Kenntnifs der

*) *A compendious Grammar of the Egyptian Language as contained in the Coptic and Sahidic Dialects; with observations on the bashmuric: together with Alphabets and Numerals in the Hieroglyphic and Enchorial characters; and a few explanatory observations: by the Rev. Henry Tattam.*

*) *Si enim, aiebat, lexicon meo studio concinnatum prodeat, quod cum rationibus hieroglyphicis apprime consentiat, non deerunt obtrectatores, qui Coptica verba eorumque notiones dicent me non expressisse cum fide, sed e re hieroglyphica callide detorsisse.*

Digitized by Google

Wurzelworte der ägyptischen Sprache und deren Stammkonsonanten (mit Uebergehung der nicht zum Stamm gehörigen in den hieroglyphischen Texten fehlenden und auch in dem sahidischen Dialekte häufig weggelassenen Vokale) ankommt, so ergab sich hieraus die Nothwendigkeit einer neuen Anordnung, welche der in den Wörterbüchern der semitischen Sprachen befolgten Methode analog und um so fruchtbarer ist, als sie etymologische Forschungen und die Auffindung der Verwandschaften zwischen dem ägyptischen Idiom und seinen Sprachschwestern im höchsten Grade erleichtert und begünstigt. Die bisher einzeln in den Wörterbüchern aufgeführten Formen ⲛⲟϩⲙ, ⲛⲟⲩϩⲙ, ⲛⲁϩⲙ, ⲛⲉϩⲙ, welche *dienen* bezeichnen, finden sich daher sämmtlich unter ⲛϩⲙ vereinigt; ebenso ⲉⲣ, ⲉⲓⲣⲉ, ⲉⲓⲣⲓ, ⲓⲣⲓ, *facere*, unter ⲣ̄; ⲙⲟϯ, ⲙⲟⲥⲧⲉ, ⲙⲉⲥⲧⲱ, ⲙⲉⲥⲧⲉ, *odisse*, unter ⲙⲥⲧ; ⲛⲉϫ, ⲛⲏϫ, ⲛⲟϫ, ⲛⲟⲩϫ, ⲛⲟⲩϫⲉ, *iacere*, unter ⲛϫ. Den Anfang der unter jedem einzelnen Buchstaben aufgeführten Worte machen die aus dem Hauptbuchstaben und Vokalen bestehenden, denen dann erst diejenigen folgen, in welchen Konsonanten Wurzelbestandtheile ausmachen. So stehen an der Spitze der mit ⲁ̄ anfangenden Worte ⲁⲉⲓⲱ, ⲁⲓⲁⲓ, ⲁⲟⲩⲱ, ⲁⲩⲱ u. s. w. und erst dann folgen ⲁϧⲏ, ⲁϧⲧ u. a. m.: unter ϧ̄ erst ϧⲁⲓ, ϧⲏ, ϧⲟ, ϧⲱ und dann erst ϧⲏϧ, ϧⲁϧⲉ, ϧⲉϧⲉ u. s. f. Die von Peyron bei der Bearbeitung dieses Lexikons benutzten Hülfsmittel bestanden aufser den wenigen bisher gedruckten koptischen Texten, den Schriften von *Tuki*, *Mingarelli*, *Georgi*, *Rossi*, *Münter*, *Woide* und *Zoëga*, aus den koptischen Papyrusrollen des Turiner Museum, von denen eine (Pap. II.) das Evangelium des Nicodemus im sahidischen Dialekt, eine zweite die Weisheit Salomonis und das Buch Sirach gleichfalls sahidisch enthält. Ueber diese Papyrusrollen hatte Peyron schon früher in dem *Saggio di studj sopra papiri, codici cofti ed una stele trilingue del Reale Museo Egiziano* in den *Memorie di Torino*, Tom. XXIX, p. 4 ff. (deutsch von C. A. F. Bonn 1824, 8.), der auch in diesen Jahrbüchern angezeigt worden ist, Bericht erstattet.

Mit der Arbeit von Peyron, deren lesenswerthe Vorrede noch besonders anempfohlen werden mufs, kann das unter nr. 2. aufgeführte Werk von *Tattam* auch nicht im Entferntesten einen Vergleich aushalten. Zwar standen auch ihm bedeutende Hülfsmittel zu Gebote, namentlich die aus Aegypten von *Marcel* mitgebrachten, neuerdings in den Besitz des *Sir John Lee* übergegangenen Handschriften, die Manuscripte der Bodlejanischen Bibliothek, das von *Thomas Edward* früher zusammengestellte, handschriftlich *) zu Oxford befindliche *Dictionarium linguae Aegyptiacae*, mehrere schon früher von Woide (in seinem *Appendix ad Editionem Novi Testamenti Graeci e codice Alexandrino descripti* und in dem Anhang zu dem Lexicon des Lacroze) benutzte Codices der Pariser Bibliothek, u. m. a.; zwar ist hier auf hieroglyphische und demotische Schrift vielfältige Rücksicht genommen, obwohl bei Benutzung dieser meist aus den Schriften von *Young* (namentlich den *Rudiments of an Egyptian Dictionary*) entlehnten Angaben mit grofser Vorsicht verfahren werden mufs; aber die Anlage des Ganzen, in welches das gesammte Lexicon von Lacroze aufgenommen und nur durch neues Material vermehrt worden, ist so fehlerhaft, dafs das Werk nichts als eine *rudis indigestaque moles* genannt werden kann, die erst einer abermaligen Bearbeitung bedürfte, um wahrhaften Nutzen zu gewähren. Es darf jedoch nicht geleugnet werden, dafs es viele bei Peyron fehlende Worte enthält **), so dafs es wenigstens von dieser Seite nicht ganz ohne Nutzen ist. Eine weitere und tiefer eingehende Vergleichung beider Werke gestattet der Raum dieser Blätter nicht: auch dürfte dieselbe so sehr zum

*) Auch auf der Berliner Bibliothek befindet sich ein *Lexicon Coptico-Arabicum in Novum Testamentum* von *Theod. Petraeus* (*Cod. Oriental* 4. nr. CLXX). Die auf derselben befindliche treffliche Handschrift des koptisch-arabischen Psalters (*Cod. Orient.* 4. nr. CLVII), welche Lacroze mit Anmerkungen und verschiedenen Lesearten aus mehreren Codicc. versehen und Rec. zu einer neuen Ausgabe des koptischen Psalters benutzt hat, beginnt mit *Ps* XXII, 7. Der Anfang ist von einer viel späteren und nachlässigen Hand hinzugefügt worden. Merkwürdig ist, dafs auch die Pariser Handschrift des Psalters, deren sich Tattam bedient hat, genau auf dieselbe Weise verstümmelt ist. Cfr. Lex. s. v. ϣⲙⲣⲛ, p. 632 sq Auch sie beginnt mit *Ps.* XXII, 7. und ist auf dieselbe nachlässige Weise ergänzt worden. In welchem Zusammenhange stehen diese beiden Handschriften?

**) Um ein Beispiel anzuführen, fehlen bei *Peyron* die beiden Worte ⲕⲏⲛⲁⲣⲏ und ⲕⲗⲏ, welche beide den *Lotus* bedeuten, während das bei Peyron aufgeführte ϫⲁⲡⲟⲣ wiederum bei *Tattam* fehlt. In den hieroglyphischen Texten lautet der Name ⲥϣⲛⲓⲛ (*Salvolini*, *Analyse*, I, p. 159 not.) oder ϣⲛ, entsprechend dem arabischen بشنين, *Basschnin*.

Digitized by Google

Vortheile der Arbeit von Peyron ausfallen, dafs es scheinen möchte, als ob wir das redliche Bestreben des um Verbreitung der koptischen Sprache hochverdienten Tattam, welcher in diesem Augenblick eine Ausgabe der zwölf kleinen Propheten (koptisch) mit einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung besorgt, nicht gehörig zu würdigen die Absicht hegten.

Die zweite Ausgabe des *Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens* welche im Jahre 1828 erschien, hatte durch die vielen von den früheren Erklärungen abweichenden Angaben bei mehreren Gelehrten, namentlich bei *Klaproth*, den Verdacht erregt, als ob Champollion häufig mit blofser Willkür verfahren und den Lautwerth der phonetischen Zeichen dem jedesmaligen Bedürfnisse angepafst habe. Dieser Verdacht wurde durch die dem *Panthéon Égyptien* beigegebenen Erläuterungen und das Erscheinen der *Lettres écrites d'Égypte et de Nubie* vielfach genährt. Aber erstere waren in einer Epoche begonnen, als Champollion in das Innere der ägyptischen Mythologie minder eingeweiht war, als in späteren Zeiten und wurden daher auch von dem Verf. nicht über die XV. Lieferung hinausgeführt: letztere verdankten ihr Entstehen der Eingebung und Begeisterung des Augenblicks, waren mithin für eine öffentliche Mittheilung nichts weniger als geeignet, und würden mit Champollion's Bewilligung nie erschienen sein, wenn nicht der Spekulationsgeist der Pariser Buchhändler ihnen sogar noch durch einen besonderen Abdruck eine nichts weniger als wünschenswerthe Lebensdauer und allgemeinere Verbreitung verliehen hätte. Nach seiner Rückkehr aus Aegypten wurde für ihn ein besonderer Lehrstuhl am *Collége royal* geschaffen und Champollion eröffnete seinen Kursus der ägyptisch-koptischen Grammatik und Hieroglyphik am 10. Mai 1831 mit einer Rede, welche der unter 3. aufgeführten *Grammaire égyptienne*, seinem unsterblichen Meisterwerke, als Einleitung vorgesetzt ist und sich über die Geschichte der früheren Versuche, zur Entzifferung der Hieroglyphen zu gelangen, verbreitet und den historischen Gewinn berührt, welcher aus einer vollständigen Erklärung der alt-ägyptischen Denkmäler zu erwarten steht. Die nachgelassene Handschrift, deren Herausgabe dem älteren Bruder des Verfs., dem bekannten *J. J. Champollion-Figeac*, übertragen wurde, umfafst einen Band von 600 Seiten: die vorliegende erste Abtheilung die bei weitem kleinere Hälfte des Ganzen, nehmlich nur 209 Seiten des Manuscripts. Wegen der unzähligen erforderlichen Figuren wurde der Text gesetzt und mit lithographischer Tinte auf den Stein gedruckt, alsdann die Figuren in die freigelassenen Zwischenräume hineingezeichnet, und nun erst der Abdruck des Ganzen vom Steine bewerkstelligt. Wir geben nach diesen Vorbemerkungen eine Analyse des Inhalts der vorliegenden Abtheilung.

Nachdem der Verf. sich über die Form der Charaktere weitläufiger verbreitet und sie nach Mafsgabe der dargestellten Gegenstände in eine gewisse Anzahl von Klassen getheilt, die Anwendung der Farben auf den Denkmälern berührt und das Charakteristische der dabei beobachteten Farbensymbolik *) hervorgehoben, geht er zu den verschiedenen Abkürzungsmethoden über, den Linearhieroglyphen und der hieratischen Schrift. Die hieratischen Zeichen theilt er in vier Klassen, von denen die erste diejenigen umfafst, welche den Contour der hieroglyphischen Linear-charaktere fast unverändert beibehalten, die zweite diejenigen, wo nur bei genauerer Untersuchung die Hauptlinien des Umrisses hervortreten; die dritte solche, die nur einzelne Theile oder Stücke der Hieroglyphen enthalten; die vierte die rein willkürlichen Zeichen. Wenn auch durch den ganzen Verlauf des Werkes auf die Vergleichung der hieratischen Charaktere mit den hieroglyphischen eine durchgängige Rücksicht genommen worden ist, so fehlt es doch noch an einem übersichtlichen Vergleichungstableau, wie es versprochener Maafsen dem zweiten Bande des unter Nr. 6. angezeigten Werkes von Salvolini vorangestellt werden soll. Der Verf. geht alsdann zu der Anordnung der hieroglyphischen Charaktere in vertikalen Columnen und in horizontalen Linien, die beide nach doppelter Richtung vorkommen, über. Die Seite, nach welcher hin die Zeichen zu lesen sind, wird aus der Richtung der Thierköpfe und der übrigen nicht in beiden Theilen

*) Ein Punkt, den schon früher *Caylus, Recueil d'antiquités*, vol. V, p. 20, *Drumann, Histor. antiquar. Untersuchungen über Aegypten*, S. 108 ff. berührt hatten Die Anwendung der rothen Farbe auf Götterbildern will *Clarke* bei *Walpole, Travels in various countries of the East*, London 1820, 4., p. 360 von der bei barbarischen Völkern allgemeinen Sitte herleiten, die Götterbilder mit dem Blute der erschlagenen Feinde zu bestreichen.

Digitized by Google

übereinstimmenden Zeichen erkannt, obgleich auch hier einige seltene Ausnahmen vorkommen. So finden sich in dem *Cabinet du Roi* und in dem Museum des Louvre zu Paris Papyrusrollen, deren Columnen in der Ordnung von der Linken zur Rechten gelesen werden müssen, während die Thierköpfe nach der Rechten hin gerichtet sind. Die hieratischen Zeichen sind fast immer in horizontalen Linien von der Linken zur Rechten geschrieben; und Ausnahmen von dieser Regel eben so selten, als eine Vermischung der hieroglyphischen Charaktere mit hieratischen in einer und derselben Rolle. Die Vermischung hieratischer Schriftzeichen mit demotischen ist schon früher von *Kosegarten* und *Reuvens* nachgewiesen worden. (*Koseg. de prisca Aegyptiorum literatura Comment.*, p. 20. *Reuvens*, *Lettres à M. Letronne*, I, p. 4. 36 sq.)

Das zweite Kapitel (p. 22—49) beschäftigt sich mit der Klassifizirung der Zeichen nach ihrer verschiedenen Bedeutung und ihrer Eintheilung in *figurative* oder *mimetische*, *symbolische* und *phonetische* Zeichen, wobei das *akrophonische* Princip der letzteren, die Homophonie der Zeichen und die Vergleichung mit der hieratischen Tachygraphik erörtert werden. Wesentliche Ergänzungen zu diesem Abschnitt verdankt man Salvolini. Während Champollion nach dem Vorgange des Clemens Alexandrinus nur vier Methoden der Symbolisirung anerkannte, Synecdoche, Metonymie, Metapher und Aenigmatik, dabei aber zugestand (*Précis*, A, p. 338. B, p. 462 f.), dafs eine Methode zur Erkennung des Werthes der symbolischen Charaktere noch aufgefunden werden müsse, hat Salvolini (*Analyse grammaticale*, I, p. 225 folgde.) diese Methode entdeckt und folgendermafsen ausgesprochen:

„*Comme toute image hiéroglyphique a son terme correspondant dans la langue parlée, il en est un certain nombre qui ont été prises comme signes des sons auxquels elles répondaient, abstraction faite de leur signification primitive. Les caractères hiéroglyphiques appartenant à cette singulière méthode d'expression, de même que tous les autres signes tropiques qu'emploie l'écriture égyptienne, ont été employés, soit isolément, soit à la suite des mots.*"

Auch das akrophonische Prinzip ist von ihm erweitert und deutlicher ausgesprochen worden. Während es bei Champollion lautet (*Précis*, p. 363):

„*Une voix ou une articulation peut avoir pour signe graphique l'image d'un objet physique quelconque dont le nom dans la langue parlée commence par la voix ou articulation qu'il s'agit d'exprimer*"—

spricht er es folgendermafsen aus:

„*Tout hiéroglyphe phonétique est l'image d'un objet physique qui rappelle, soit directement, soit indirectement, un mot de la langue égyptienne qui commençait par la voix ou articulation que le signe lui-même est destiné à exprimer.*"

Ferner hat das Hieroglyphenalphabet durch ihm wesentliche Bereicherungen (nahe an hundert Zeichen) erhalten (s. a. a. O., p. 1—70), und es ist der Ursprung des mehrfachen Lautwerthes einzelner Zeichen (*signes vagues*) von ihm auf genügende Weise durch den gleichzeitigen Gebrauch verschiedener Worte von gleicher Bedeutung erklärt worden. So hat ein Zeichen, welches gemeiniglich der koptischen Präposition, die *in* bedeutet, entspricht, bald den Werth ⲉ, bald ⲙ, bald ⲣ, weil diese Präposition ⲙ̀, ⲣⲉⲙ, ⲣⲙ, ⲙ lautete: ein anderes, welches gewöhnlich zur Bezeichnung des Begriffes *führen* diente, hatte die Werthe ⲉ und ⲛ, je nachdem an das Zeitwort ⲉⲓ oder an ⲛⲁ gedacht wurde, u. s. w. Es ist also nicht nöthig mit Champollion zu der Hypothese unsere Zuflucht zu nehmen, dafs ehemals neben der Hieroglyphik eine besondere kryptographische Methode in Aegypten in Gebrauch gewesen sei.

Das dritte Kapitel (p. 50—69) beschäftigt sich mit der Darstellung der Appellativnamen und das vierte (p. 70—108) mit ihren Determinativen, deren Theorie ausschliefslich Champollion zu verdanken und von Salvolini (p. 147 ff.) wesentlich erweitert worden ist. Phonetische Charaktere, wenn sie im figurativen Sinne genommen werden sollen, bekommen zum Unterschiede das Zeichen ⌓ [|, und wenn sie symbolischen Werth erhalten den Zusatz []. Bei den phonetischen Gruppen verbreitet sich der Verf. weitläufig über die gebräuchlichen Abkürzungen, von denen er ein reichhaltiges Verzeichnifs giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1. *Lexicon linguae Copticae studio Amedei Peyron.*
2. *Lexicon Aegyptiaco-Latinum ex veteribus linguae Aegyptiacae monumentis et ex operibus La Crozii, Woidii et aliorum summo studio congestum cum indice vocum Latinarum ab Henrico Tattam.*
3. *Grammaire Égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée par Champollion le Jeune.*
4. *Des principales expressions qui servent à la notation des Dates sur les monumens de l'ancienne Égypte d'après l'inscription de Rosette. Lettres à M. l'abbé Costanzo Gazzera par François Salvolini.*
5. *Campagne de Rhamsès-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs Alliés. Manuscrit hiératique Égyptien appartenant à M. Sallier à Aix en Provence. Notice sur ce manuscrit par François Salvolini.*
6. *Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes anciens égyptiens, ouvrage dédié à sa Majesté le Roi de Sardaigne, par François Salvolini.*
7. *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.*

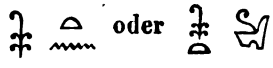
(Fortsetzung.)

Eben so erläutert er durch eine Reihe von Beispielen die Darstellung der zusammengesetzten Worte durch Verbindung eines figurativen Zeichens mit einem symbolischen, einer phonetischen Gruppe mit einem figurativen Zeichen oder einem symbolischen, oder endlich durch rein phonetische Charaktere. Da bei der schon oben berührten Auslassung der nicht zum Stamm gehörenden Mittelvokale in den hieroglyphischen Texten eine Verwechslung verschiedener Worte fast unvermeidbar war, z. B.:

	ϩⲙϩ	*Werk*,	ϩⲏϩⲓ	*Trauer*,
	ϩⲁϩ	*Hebel*,	ϩⲉϩⲓ	*Wagen*
	ϩⲓϩ	*Ibis*,	ϩⲟϩⲉ	*niedrig sein* —
oder:	ϣⲏⲙ	*Bruchstück*,	ϣⲟⲙ	*Schwiegervater*,
	ϣⲱⲙ	*Sommer*,	ϣⲟⲙ	*dünn, zierlich sein*,
	ϣⲱⲙ	*Tribut*,	ϣⲱⲙ	(f. ϭⲱⲙ) *Garten*,
	ϣⲱⲙⲉ	*Reihe*,	ϣⲱⲙⲉ	*Abhang*,
	ϣⲱⲙⲟ	*Fremdling*, *Gast* u. s. w.		

so mufste auf eine Methode gedacht werden, einer solchen Verwechslung vorzubeugen. So wurden nehmlich z. B. ϩⲓϩ und ϩⲉϩⲓ durch dieselbe Gruppe

dargestellt. Das erste Mittel, welches man ergriff, bestand darin, dafs man gewisse Charaktere in einem und demselben Worte und allen seinen Ableitungen ausschliefslich anwendete, z. B. für c in ⲥⲱⲟⲩⲛ̄ oder ⲥⲟⲩⲛ̄



und allen seinen Ableitungen. Da aber dieses Mittel nicht ausreichte, so half man sich durch Hinzufügung der determinativen Zeichen, indem man theils das figurative Zeichen des Gegenstandes, oder, wenn dies nicht ausführbar war, ein entsprechendes symbolisches hinzufügte. Dies sind die *signes déterminatifs d'espèce*, von denen man bei Champollion, p. 71—82 Beispiele findet. Ihre Anzahl war ihrem Begriffe nach eben so unbeschränkt, als die Anzahl der darstellbaren Gegenstände. Oft aber war es schwierig oder kaum mög-

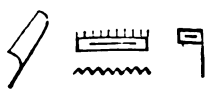
Digitized by Google

lich ähnliche Gegenstände (z. B. die verschiedenen Vierfüfser, Vögel, u. s. w.) durch Zeichnung genau zu unterscheiden, und da dies zu dem oben gedachten Behufe nicht erforderlich war, so behalf man sich mit generischen Determinativzeichen, welche p. 82—105 aufgeführt und mit Beispielen belegt werden. Hieher gehören ferner die zur gleichmäfsigen Ausfüllung der Linien und zur Trennung der Gruppen bestimmten Zeichen (*signes explétifs* und *disjonctifs*), deren Theorie von Salvolini, *Analyse*, I, p. 155 folgd. ebenso wie die der Determinativzeichen im Allgemeinen weiter erörtert und genauer bestimmt worden ist. Das Zeichen

oder am Schlufs der auf ein ⲛ ausgehenden Worte deutete wahrscheinlich blofs auf die Nasalaussprache dieses Konsonanten hin.

Von den Appellativnamen geht der Verf. im fünften Kapitel (p. 109—161) zu den Eigennamen und deren Determinativen über. Die phonetischen Eigennamen der Götter schliefsen theils mit einem figurativen oder symbolischen Genusdeterminativum, theils mit einem Speciesdeterminativum, indem der Schreiber dem ersteren den eigenthümlichen Hauptschmuck oder die Insignien der Gottheit hinzufügte. Diese letzteren Determinativzeichen stehen dann auch ohne Hinzufügung der phonetischen Gruppen allein als figurative oder symbolische Zeichen, zu welchen letzteren auch die Zeichen der heiligen Thiere als Begriffsrepräsentanten der entsprechenden Gottheiten gehören. Bisweilen findet eine Verbindung von symbolischen und figurativen, figurativen und phonetischen, oder zwei figurativen Charakteren zur Bezeichnung zusammengesetzter Gottheitsnamen Statt. In den hieratischen und linear-hieroglyphischen Texten finden sich fast ausschliefslich die phonetischen Gruppen: die figurativen Zeichen, deren Ausführung grofse Sorgfalt erforderte, kommen meist nur auf den grofsen Denkmälern vor. Als Beispiel stehe hier der Name des Ammon nach den verschiedenen Bezeichnungsmethoden:

1) , phonetisch mit figurativem Determinativzeichen.

2)  , phonetisch mit tropischem Determinativzeichen.

3) , phonetisch mit symbolisch-figurat. Determinativzeichen.

4) Letzteres allein.

5) Der Widder mit dem Discus und zwei langen Federn als symbolisches Zeichen.

Dieselben Bestimmungen gelten von den Namen der Götter und Göttinnen, nur dafs bei letzteren die Determinativzeichen etwas veränderte Gestalt haben, nehmlich:

Nachdem noch Champollion die Namen der heiligen Thiere aufgeführt hat (p. 126), geht er zu den Eigennamen der ägyptischen Privatpersonen über, die er nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit klassifizirt und aufführt (p. 127—137), dann zu den Eigennamen der fremden Personen (p. 137—139), dann zu den Namen- und Titel-schilden der Beherrscher Aegyptens (p. 140—149); endlich zu den Eigennamen der Länder und Städte (p. 149—161). Letzterer Abschnitt ist von besonderem Interesse für Geschichte und Geographie, indem einerseits die weite Ausdehnung des ägyptischen Völkerverkehrs im Pharaonenzeitalter daraus erhellt, andererseits merkwürdige Namen von Völkerschaften aus dem Innern von Afrika entgegentreten, welches den alten Aegyptern bekannter gewesen zu sein scheint, als es heutigen Tages ist.

Das sechste Kapitel handelt von den Zeichen der Mehrheit (p. 162—171), die bei figurativen und symbolischen Charakteren durch Vervielfachung desselben (als Dual zweifach, als Plural dreifach) ausgedrückt wurde: eine Bezeichnungsmethode, die sich auch auf die phonetischen Gruppen erstreckte, indem entweder das erste Zeichen derselben oder in einigen seltenen Fällen auch die ganze Gruppe dreimal wiederholt wurde. Gewöhnlicher noch war es, den symbolischen, figurativen und phonetischen Zeichen den Charakter III oder ⁞ beizufügen. Aufserdem gab es eine Anzahl von Worten, die wie im neueren koptischen eine besondere Pluralendung (ⲩⲉ, ⲉⲩ, ⲛⲟⲩ, ⲟⲩ, ⲟⲩⲉ, ⲟⲩⲓ) annehmen.

Das siebente Kapitel (p. 172—192) handelt von den Artikeln, den determinativen, demonstrativen und possessiven: ein Abschnitt, welcher bedeutende Berei-

Digitized by Google

cherungen und Berichtigungen durch die Forschungen von Salvolini *Analyse* I, p. 139 ff. erhalten hat, dem es auch gelang über die Pronomina personalia, sowohl die isolirten als die Affixen (a. a. O., p. 115, 122) wichtige Resultate zu gewinnen. Das achte Kapitel (p. 193—206) giebt die ersten Elemente der Wortfügung und das neunte Kapitel, mit welchem die vorliegende Abtheilung schliefst (p. 207—245) handelt von den auf die verschiedenen Zählungsmethoden bezüglichen Worten und Zeichen und den Datumbezeichnungen, ein Abschnitt, den Salvolini in der unter 4. angezeigten Schrift ausführlich abgehandelt hat.

Ein so kurzer Auszug, als der hier von uns gegebene auf den beschränkten Raum dieser Blätter berechnete, vermag nichts als einen Begriff von der Gesammtgrundlage des Systems und den weiteren Ausführungen zu geben, welche ihm bei der letzten Abrundung und Umgestaltung durch seinen Urheber und neuerdings durch Salvolini zu Theil geworden sind. Auch wäre eine umständlichere Erörterung ohne durchgängige Beifügung der besprochenen Gruppen nicht ausführbar und mufs daher dem besonderen Studium des Einzelnen überlassen bleiben. Was Salvolini im Wesentlichen geleistet, haben wir der Kürze halber an die obige Darstellung zu knüpfen gesucht und es bleibt uns über sein gröfseres unter Nr. 6. angeführtes Werk nur weniges nachzuholen und namentlich über den Inhalt und die äufsere Einrichtung Bericht abzustatten übrig.

Das Werk, von welchem ein Prospektus schon im Jahr 1832 mit der unter 4. aufgeführten kleinen Schrift ausgegeben worden war, wird drei Bände umfassen, von denen der erste eine grammatische Erklärung und Zergliederung des hieroglyphischen und demotischen Theils der Inschrift von Rosette enthalten und aus vier Abtheilungen bestehen soll, die ein Ganzes von mehr als 1200 Druckseiten und ungefähr 200 Figurentafeln in Steindruck bilden werden. Die beiden folgenden Bände sollen die Erklärung mehrerer Abschnitte des grofsen Funeralrituales und verschiedener auf den Denkmälern erhaltenen Inschriften umfassen, so dafs das ganze Werk eine Art ägyptischer Bibliothek bilden und ein unentbehrliches Hülfsmittel für jeden sein wird, der sich mit der ägyptischen Alterthumskunde im Allgemeinen und dem Studium der Hieroglyphik im Besondern beschäftigen wird.

Als Champollion im Jahre 1828 Europa verliefs, um sich nach Aegypten zu begeben, fand er zu Aix in der Provence unter mehreren anderen ägyptischen Papyrusrollen, die im Besitz eines Herren *Sallier* waren, eine in hieratischer Schrift geschriebene, von der er nach flüchtigem Anblick behauptete, dafs sie eine Geschichte des Sesostris (Rhamses Meïamun) enthielte. So bitter auch die Bemerkungen waren, welche Klaproth über diese *angebliche* Entdeckung machte, so ward sie doch durch die von Salvolini angestellte Untersuchung, welcher die unter 5. verzeichnete Schrift ihren Ursprung verdankt, vollkommen bestätigt. Diese kleine, aber überaus reichhaltige Schrift enthält eine Menge von Andeutungen, welche Salvolini in seinem späteren gröfseren Werke ausführlicher entwickelt hat, und ist für den ägyptischen Alterthumsforscher von der gröfsten Wichtigkeit. Rec. hebt nur einen der darin behandelten Gegenstände hervor, um sich genauer mit ihm zu beschäftigen. Bei Gelegenheit des Namens *Hyksos* bezieht sich Salvolini auf die bekannten Worte des Manetho bei *Josephus contra Apion.*, p. 445: *τὸ γὰρ ΥΚ καθ' ἱερὰν γλῶσσαν βασιλέα σημαίνει· τὸ δὲ ΣΩΣ ποιμήν ἐςι καὶ ποιμένες κατὰ τὴν κοινὴν διάλεκτον* — und spricht (p. 91 folgd.) seine Ansicht über die von Manetho erwähnte *ἱερὰ γλῶσσα* aus. Er meint, dafs die Benennungen der Gegenstände, welche als symbolische Repräsentanten der Begriffe gebraucht werden, in einzelnen Fällen auf diese Begriffe selbst übertragen worden seien und die durch diese Art von Metapher sanctionirten Bedeutungen einzelner Worte jenen heiligen Dialekt ausgemacht hätten. So war die Rinderkeule (ϣⲱⲛϣ) die symbolische Hieroglyphe für den Begriff *Kraft*, der Geier (ⲛ̀ⲣⲉϭⲟⲩ, ⲡⲟⲩⲣⲉ) das Emblem des *Sieges*; der Hirtenstab (ϩⲛⲕ) des *Königthums*; die Hacke (ⲟⲛⲣ, ⲧⲱⲣⲉ) der *Gottheit*; so wurde die Fuchsgans (ⲥⲓ) zur symbolischen Bezeichnung des Begriffes *Sohn* gebraucht: und so sei es denn gekommen, dafs mit dem Worte ϣⲱⲛϣ die Kraft, mit ⲛ̀ⲣⲉϭⲟⲩ der Sieg, mit ϩⲛⲕ der König, mit ⲟⲛⲣ die Gottheit, mit ⲥⲓ der Sohn u. s. w. bezeichnet worden wären. In der That wird der Name *Hyksos* mit folgenden Charakteren

Determin. ⲥ ϣ ⲕ ϩ

geschrieben, wo der Hirtenstab das erste Zeichen des

Digitized by Google

Wortes ϱнк ausmacht: aber einmal ist dies nicht die einzige Bezeichnungsweise (Salvolini selbst giebt Pl. I, Fig. 19 eine andere an), und dann kann man auch hierin nur jenes Bestreben erkennen, die phonetischen Charaktere so auszuwählen, dafs mit ihnen zugleich ein symbolischer, dem darzustellenden Begriffe angemessener Sinn verbunden werden konnte. (S. *Champollion*, *Précis*, B. p. 370 folgd.). Die allgemeine Verbreitung des Wortes *Hykschôs* für die Könige des Volkes der *Scheta* (Scythen) läfst aber die Vorstellung nicht zu, dafs es sich hier um eine symbolische Benennung gehandelt habe, die von den Priestern ausgegangen wäre; im Gegentheil dürfte man eher berechtigt sein, in der hieroglyphischen Darstellungsweise ein etymologisirendes Streben der Hierogrammaten zu erkennen, welche den Namen auf ein ägyptisches Stammwort zurückzuführen beabsichtigt hätten. Möglich, dafs Manetho etwas Aehnliches an dieser Stelle im Sinne hatte: jedenfalls aber war alsdann der Ausdruck ἱερὰ γλῶσσα höchst unpassend. Bestand wirklich ein heiliger Dialekt in Aegypten, wie man aus mehreren Stellen und Gründen zu schliefsen berechtigt ist, so glaube ich, dafs etwas ganz anderes dahinter gesucht werden müsse, als das was Salvolini darin zu erkennen geglaubt hat.

Will man mit Warburton (*Essai sur les hiéroglyphes*, *trad. par Léon de Malespeines*, Paris 1744, 12., Tom. I, p. 88, 89), de Brosses (*Mécanisme du langage*, I, p. 358 ff.), Jaucourt (*Encyclopédie*, art. *Hiéroglyphes*), Blair (*Cours de Rhétorique*, I, p. 206, 207), Palin und Lanjuinais (*Magazin encyclopédique*, 1805, *Novembre*, p. 30), Abel Remusat (*Journal des Savans*, 1821, *Avril*, p. 209, 210), Champollion (*Précis*, A, p. 279, 358 ff. B, p. 320 ff.), Seyffarth (*Rudim. hierogl. Aegypt.*, p. 4, not. 9), Matter (*Histoire du Gnosticisme*, II, p. 5) u. a. m. annehmen, dafs die ägyptischen Hieroglyphen keine Geheimschrift, sondern allen Aegyptern zugänglich gewesen seien, so kann man in den Worten des Manetho nicht füglich an etwas anderes, als eine erhabenere Redeweise, eine ausgesuchtere, nur zu heiligen Zwecken bestimmte Sprache denken. Namentlich hat Champollion den Umstand hervorgehoben, dafs selbst die Mumiensärge der niedrigsten Volksklassen und die Wände der zur Aufbewahrung von Leichen aus den unteren Kasten des Volkes (nicht blofs der Priesterkaste) bestimmten Hypogeen mit Hieroglyphen bedekt seien, auch die Masse von Stelen, Amuleten u. s. w., welche hieroglyphische Inschriften tragen und, wie man aus ihrem häufigen Vorkommen zu schliefsen berechtigt ist, auch Eigenthum aller Volksklassen ohne Unterschied des Standes gewesen sein müssen, auf eine allgemeine Bekanntschaft mit der Bedeutung der Bilderschrift schliefsen lasse. Aber dieses Argument ist nur scheinbar; denn, wie die Leichname, auch selbst der ärmsten Leute, wenn gleich auf minder kostspielige Weise, einbalsamirt wurden, ohne dafs man deshalb zu schliefsen berechtigt ist, dafs die Kenntnifs dieser Kunst allgemein verbreitet und nicht blofs der Priesterkaste der Taricheuten und Choachyten *) bekannt gewesen sei, so gehörte auch die Verzierung und Ausschmückung der Särge mit hieroglyphischen Charakteren, die Anfertigung der Leichenrituale u. s. w. gewifs zu den Amtsgeschäften und Verrichtungen des Priesterstandes. Den Angehörigen der Verstorbenen genügte es, die Pflichten erfüllt zu haben, welche die Religion zur Aufbewahrung und Erhaltung der körperlichen Hülle vorschrieb, ohne dafs ihnen, wie es scheint, ein genaues Verständnifs dessen gewährt wurde, was hierzu erforderlich war. Hierzu kommen direkte Beweise. Denn nach den ausdrücklichen Zeugnissen der klassischen Schriftsteller, die sicherlich mehr über die Hieroglyphen berichtet haben würden, wenn das Verständnifs derselben ein Gemeingut des gesammten Volkes gewesen wäre, erstreckte sich die Kunde der Hieroglyphik nur auf die Priester (*Diodor. Sicul.* III, 3. *Origen.*, *Epist. ad Roman.*, *Opp.* Tom. IV, p. 495. *Apul. Metamorph.* XI, p. 386), und nicht einmal auf alle, sondern nur vorzugsweise auf diejenigen höheren Klassen derselben, welche bei den alten Schriftstellern προφῆται und ἱερογραμματεῖς genannt werden, die sich durch beständiges Studium Vertrautheit mit dem Gegenstande erworben hatten, obgleich auch sie zu Hülfsmitteln, wie hieroglyphische Lexika, deren Clemens Alexandrinus (*Strom.* VI, 4, p. 757 Potter) gedenkt, ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt waren.

*) So ist nehmlich statt des verderbten Χόλχυται zu lesen. S. *The Enchorial Language of Egypt. From the third numbre of the Dublin university Review*, Dublin 1833, 8. p. 10.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1. *Lexicon linguae Copticae studio Amedei Peyron.*
2. *Lexicon Aegyptiaco-Latinum ex veteribus linguae Aegyptiacae monumentis et ex operibus La Crozii, Woidii et aliorum summo studio congestum cum indice vocum Latinarum ab Henrico Tattam.*
3. *Grammaire Égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée par Champollion le Jeune.*
4. *Des principales expressions qui servent à la notation des Dates sur les monumens de l'ancienne Égypte d'après l'inscription de Rosette. Lettres à M. l'abbé Costanzo Gazzera par François Salvolini.*
5. *Campagne de Rhamsès-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs Alliés. Manuscrit hiératique Égyptien appartenant à M. Sallier à Aix en Provence. Notice sur ce manuscrit par François Salvolini.*
6. *Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes anciens égyptiens, ouvrage dédié à sa Majesté le Roi de Sardaigne, par François Salvolini.*
7. *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.*

(Schlufs.)

Herodot, welcher in so nahem Verhältnifs zu den Priestern stand, dafs sie ihm viele Dinge mittheilten, welche dem Volke unbekannt blieben, schweigt über das Wesen der Bilderschrift, die er nur hier und dort erwähnt, gänzlich: und es scheint daher, als ob er sie in die Kategorie derjenigen Gegenstände gerechnet habe, von denen er (II, 3) sagt: *τὰ μέν νυν θεῖα τῶν ἀπηγημάτων, οἷα ἤκουον, οὐκ εἰμὶ πρόθυμος ἐξηγέεσθαι, ἔξω ἢ τὰ οὐνόματα αὐτέων μοῦνον, νομίζων πάντα; ἀνθρώπους ἴσον περὶ αὐτέων ἐπίστασθαι· τὰ δ' ἄν ἐπιμνησθῶ αὐτέων ὑπὸ τοῦ λόγου ἐξαναγκαζόμενος ἐπιμνησθήσομαι.* Hiernach ist man nun zu der Annahme berechtigt, dafs die Hieroglyphik ihrem innern Wesen nach nur der Priesterkaste bekannt, und jener *heilige Dialekt* allerdings ein derselben eigenthümlicher gewesen sei, der auch auf die Bilderschrift einen gröfseren oder geringeren Einflufs ausgeübt haben müsse.

Wenn Rec. hier die Behauptung aufstellen wollte, dafs dieser heilige Dialekt der Priesterkaste nichts anderes als Sanskrit gewesen, so würde man ihm jenen Mangel an Kritik vorzuwerfen berechtigt sein, welcher an der Mehrzahl derjenigen, welche sich mit den ägyptischen Alterthümern beschäftigt haben, mehr oder minder mit Recht getadelt worden ist. Bedenkt man indessen die nahe Verbindung, welche zwischen Aegypten und Indien in einer sehr frühen vorgeschichtlichen Epoche bestanden haben mufs, so kann man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, dafs in diesem Priesterdialekte die Elemente des ursprünglichen Sprachidiomes aufbewahrt worden und eine Anzahl der altägyptischen Volkssprache fremdartiger Bestandtheile vorhanden gewesen seien. Wenn die alten Aegypter selbst vorgaben, Kolonien nach Indien abgeschickt zu haben, so läfst sich daraus nicht schliefsen, dafs sie das verwandschaftliche Band, welches zwischen beiden Ländern bestanden haben mufs, deutlich erkannten: ein gewisser Nationalstolz, welcher in ihnen den Anspruch hervorrief, die älteste Nation der Erde zu sein, veranlafste sie zu der Behauptung, dafs von ihnen aus Kolonien zu allen übrigen Völkern der Erde gesendet worden seien, über welche Ister, ein Schüler des Kallimachus, ein besonderes Werk ver-

Digitized by Google

fafste: ein Vorgeben, welches Simon (*Bibl. crit.* II, p. 348), Kannegiefser (*Grundrifs der Alterthumswissenschaften*, Halle 1815, 8., S. 147), C. Ritter (*Vorhalle der Europäischen Völkergeschichte*, S. 36) u. a. genügend gewürdigt haben. Durch die von ihnen vorgebrachten Argumente zerfällt die Ansicht von Mosheim (*ad Cudworth. System. intellect.*, p. 377), Huet (*Histoire du Commerce*, p. 37, 304, 340), Lacroze (*Indischer Christenstaat*, S. 567), v. Schmidt (*Opuscula, quibus res Aegyptiacae explanantur*, Carolsruhae 1765, 8., p. 95 *de sacerdot. et sacrific. Aegypt.*, p. 9), Brucker (*Histor. crit. philos.* I, p. 244; vergl. jedoch den *Thesaur. epistol. Lacroz.*, Tom. I, p. 70), Bayer (*Histor. Bactr.*, p. 134), Warburton, Jablonski u. a., welche die Aegypter unter Osiris oder Sesostris eine Kolonie nach Indien schicken lassen. Die entgegengesetzte Ansicht, dafs von Indien aus, wahrscheinlich über Aethiopien, woher nach Diodor (III, 3) die Aegypter in das Nilthal herabgezogen sind, eine Kolonie Aegypten bevölkert habe, ist in den neuesten Zeiten aufser Zweifel gesetzt worden, wie denn Jones in den Aethiopiern von Meroë, den ältesten Aegyptern und den Hindus nur Ein Volk erkennt *). Burkhardt (*Travels in Nubia*, p. 107) erinnerten die Darstellungen auf den Tempelruinen Nubiens lebhaft an die Skulpturen zu Surate. Die indischen Seapoys, welche im englischen Dienst die Franzosen aus Aegypten treiben halfen, beteten in den Tempelruinen der Thebaïs die ägyptischen Götterbilder, wie ihre eigenen an, und sanken vor ihnen nieder, als sei da ihre Heimath. (*H. Light, Travels*, p. XIII. *Asiatic Researches*, vol. VIII, p. 42. *Minutoli, Reise* S. 248 folgd. *Bibliothèque Britannique*, Vol. XXXVIII, *Littérature*, p. 208—221). Jones zeigte den Indern ein Isisbild, welches sie sogleich mit freudigem Erstaunen als Naturgöttin anerkannten (*Works*, III, p. 160), und ähnliche Bemerkungen sind nicht blofs in neuerer Zeit vielfältig wiederholt **), sondern auch im Alterthume schon gemacht worden. (S. *Philostrat.*, *vit. Apollon. Tyan.* III, 3.) Besonders aber hat in neuester Zeit v. Bohlen die Uebereinstimmung der alten Aegypter und Inder in Bezug auf ihren Nationalcharakter, auf physische Bildung, historische Sage, Thierdienst, Kastenabtheilung, Kunstdenkmäler, Religion und Kultus im Allgemeinen u. s. w. mit überzeugenden Klarheit nachgewiesen, so dafs die Richtigkeit der Ansicht, welche Langlès (*Fables et Contes Indiens*, Paris 1790, *Préf.* — *Norden, Voyage, Notes et Éclaircissemens*, Vol. III, p. 299—349), Mignot (*Mémoires de l'Académie des Inscr. et belles-lettres*, vol. XXXI, p. 81), Meiners (*de veterum Aegyptiorum origine in Commentat. Soc. Götting.*, Vol. X, p. 57), Hartmann (*Aufklärungen über Asien*, I, S. 300. II, S. 133. 398), Herder (*Werke*, Th. V, S. 113), Forster (*Reise*, Th. I, S. 74), Heeren (*Ideen*, Bd. II, S. 551 folgd. *Historische Werke*, Th. VII, S. 66), Bredow, Wachler u. a. *) über den indischen Ursprung der Aegypter, wenigstens der Priesterkaste, aufgestellt und vertheidigt haben, jetzt fast aufser allen Zweifel gesetzt ist.

Durch diese Hypothese wird zu gleicher Zeit auch erklärt, wie die Aegypter zur Hieroglyphenschrift gekommen sind, die, wie schon d'Origny (*L'Égypte ancienne*, Vol. II, p. 281) und Zoëga (*de obelisc.*, p. 438) nachwiesen, nur bei den Bewohnern des Nillandes sich vorfindet. Gleichwie man bei einigen rohen Völkern im nördlichen und südlichen Amerika, besonders wenn sie sich schon einiger Civilisation erfreuten, wie die Mexikaner; bei den Phöniziern, Scythen (*Strahlemberg, Description historique de l'empire Russien*, Vol. II, p. 201 ff.), Griechen, selbst bei den Indern, bei welchen sich doch keine Spur von Hieroglyphen im engeren Sinne des Wortes nachweisen läfst, bildliche Darstellungen, zuweilen symbolischer und tropischer Natur, finden, um die Gedanken, nicht aber, wie die ägyptischen Hieroglyphen, die Sprache auszudrücken, so mag auch jene Kolonie, welche Religion und Kultus, Sitten und Gebräuche Indiens an die Ufer des Nils versetzte, hier eine ähnliche Bezeichnungsweise vorgefunden haben, welche ursprünglich von einer möglichst getreuen Darstellung des gedachten Gegenstandes ausging. Dafs aus dieser bei vorschrei-

*) *Asiatic Researches*, Vol. III, p. 5. Vergl. auch *Works* III, p. 366: *I am persuaded, that by means of the Purânas we shall in time discover all the learning of the Egyptians, without decyphering their hieroglyphics.*

**) Vergl. z. B. *Savary, Lettres sur l'Égypte*, vol. II, p. 92.

*) Vergl. *Monthly Magazine*, 1797, Sept., p. 187. *Minutoli, Nachträge*, S. 170 folgd. Gänzlich geleugnet wird der Zusammenhang zwischen Indien und Aegypten von *Jomard, Voyage de Cailliaud à l'oasis de Thebes, Avant-propos*, p. IX.

Digitized by Google

tender Bildung des Volkes sich frühzeitig eine selbstständige Buchstabenschrift entwickelte, erhellt zum Theil aus der Erwähnung von Bibliotheken, welche die alten Aegypter besessen haben sollen, und geht auch aus den Denkmälern selbst hervor (s. *Rosellini*, *Monum. civ.*, Vol. II, p. 174 ff.). Die Priesterkaste aber gestaltete jene Bilderschrift zu einer, ihrem inneren Wesen nach gänzlich unabhängigen Schrift um, vervollkommnete sie so, dafs sie zur Bezeichnung aller vorkommenden Gegenstände und Begriffe dienen konnte, benutzte sie neben der gebräuchlichen Buchstabenschrift bei Allem, was in nähere Beziehung zum religiösen Kultus gesetzt werden konnte, wohin auch die geschichtlichen Aufzeichnungen gerechnet werden müssen, da der König theils abhängig war vom Priesterstande, theils aus ihm gewählt, theils durch die Anakleterien in ihn aufgenommen. Kein Wunder, wenn hier für einzelne, dem roheren Volke fremdartige Begriffe heimische Benennungen beibehalten wurden, und nicht vergebens wird man mit v. Bohlen die Etymologien mancher auf Religion und Gottesdienst bezüglichen Namen und Wörter im Sanskrit aufzusuchen haben. Dies war nach der Ansicht des Rec. die ἱερὰ γλῶσσα, deren Manetho gedenkt, die sich nur durch einige fremdartige, leicht zu sondernde Bestandtheile von der volksthümlichen Landessprache unterscheiden mochte, ohne gerade zu ihr in demselben Verhältnisse zu stehen, wie jene eingewanderte Priesterkaste zu der ursprünglichen Bevölkerung des Landes. Ueberdies konnte es nicht fehlen, dafs sie wenigstens theilweise mit der Zeit in die Volkssprache überging und mit ihr verschmolz, eine Bemerkung, auf welche uns eine *vox hybrida*, wie *Hykschôs*, nothwendiger Weise führen mufs.

Rec. empfiehlt die kleine Schrift, welche diese Bemerkungen veranlafste, dringend den ägyptischen Alterthumsforschern und schliefst seine Anzeige der vorliegenden Werke mit einer kurzen Inhaltsangabe des unter Nr. 7 angezeigten zweiten Bandes der *Monenti civili* von Rosellini. Der Verf. handelt darin nach der schon früher von ihm befolgten Methode von den Künsten und Gewerben und dem häuslichen Leben der alten Aegypter. In dem ersteren Abschnitt beschäftigt er sich nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Künste und Gewerbe im Allgemeinen und deren Vorstellung in den Katakomben, mit der Spinnerei, Weberei, Färberei, der Bildhauerkunst, Malerei u. s. w. Von besonderem Interesse sind die Bemerkungen über die verschiedenen Kunstepochen bei den alten Aegyptern (p. 101—126); die Nachweisung, dafs ihnen die enkaustische Malerei schon bekannt gewesen (p. 205 f.); die Darstellung der von den Aegyptern zur Fortschaffung grofser Massen angewendeten mechanischen Hülfsmittel (p. 243—249); die Erläuterung eines Gemäldes, welches die mit der Ziegelfabrikation beschäftigten Israëliten darstellt u. s. w. Der zweite Abschnitt, der ebenfalls reich ist an interessanten Einzelnheiten, führt uns in das innere Hauswesen der alten Aegypter und die Beschäftigungen des täglichen Lebens ein. Hatten sie wohl, als sie die Wände der Katakomben mit Gemälden bedecken liefsen, die Ahnung und den Wunsch, dafs diese Darstellungen auf die späte Nachwelt kommen möchten?

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

XXII.

System der Physiatrik oder der hippokratischen Medicin. Von Ferdinand Jahn. Erster Band. Physiologie der Krankheit und des Heilungsprocesses oder allgemeine Pathologie und Jatreusiologie. Eisenach, 1835. *Baerecke*. 582 S. 8.

Die meisten der in den letzten Decennien in Deutschland erschienenen Darstellungen und Bearbeitungen der allgemeinen Pathologie, lassen sich ohne grofse Schwierigkeit in zwei Abtheilungen bringen. Die Einen enthalten blos eine Sammlung in den specielleren pathologischen Disciplinen üblicher Termen, untermischt mit einzelnen vagen allgemeinen Sätzen und einer Menge von Dingen, die Jedermann sich selbst sagen kann und sagen mufs. Die Verfasser der Andern verdammen diese Weise der Darstellung, die ihnen trivial erscheint; geblendet durch zum Theil mifsverstandene Ansichten und Aussprüche einzelner ausgezeichneter Naturforscher und Aerzte, versäumen sie selber aber ebenfalls alles tiefere Eingehen in das Wesen der Organismen und ihres Verhaltens zu dem, was man, im Gegensatze zu ihnen, ihre Aufsenwelt nennt, gehen über die aus dem letztern sich ergebende Nothwendigkeit ihrer Beeinträchtigung hinweg, machen sich das Wesen *der*

Digitized by Google

Krankheit nicht klar, erblicken in *den Krankheitsformen* eigene Organismen und die Verschiedenheit *der Krankheitsfälle* wird ihnen durch die mehr oder minder gute Beschaffenheit des Bodens, in dem das Wachsthum jener Krankheitsorganismen Statt hat, erklärlich. Die Krankheiten (oder vielmehr die Krankheitsformen) als eigene Organismen betrachtend, deren Keimen und Wachsthum die Existenz des pflanzlichen, thierischen oder menschlichen Organismus, in dem sie aufkommen, gefährdet, wollen sie jene nach einem natürlichen Systeme ordnen, in der nämlichen Weise, wie man in den beschreibenden Disciplinen der Naturwissenschaften mit Gestein, Pflanze und Thier verfahren ist. Es haben sich zum Theil ausgezeichnete Aerzte für diese Methode erklärt. Stark's jener ganzen Anschauungsweise der Krankheit huldigende Schrift hat Aufsehn erregt. Schoenlein denkt wenigstens an Aufstellung eines natürlichen Systemes der Krankheiten. Jahn hat Ideen zu einer Naturgeschichte der Krankheiten geliefert und ist bereits vielfach als Vertheidiger aller jener Lehren aufgetreten, wie er denn auch in vorliegender Schrift kaum etwas anderes giebt, als eine neue Darstellung derselben. Heben wir zuerst einige Hauptpunkte derselben hervor!

„Das Aufhören des Lebens kann nur durch eine Zwischenstufe zwischen der früheren Stufe des Lebens und dem Tode, durch einen Zwischenzustand zwischen Beiden möglich werden und dieser heifst Krankheit. — Krankheit ist gegeben, wenn die egoistische Richtung des Lebens über ihre Schranken hinaus, über die universale vorwiegt, wenn das Leben sich übermäfsig von der Aufsenwelt loszureifsen und selbstisch zu setzen strebt oder wenn die universale Richtung des Lebens ungemessen über die egoistische vorschlägt, wenn das Leben unmäfsig der Aufsenwelt sich hingibt und in sie überfliefst. Die Krankheit setzt Leben voraus und erlischt mit demselben; sie spielt innerhalb des Lebens. Sie ist selbst Leben, aber verändertes Leben. Sie erscheint als lebendiger Hergang, als Lebensprocefs. In diesem Betrachte und weil sie nicht aufserhalb der Natur sein kann, ist die Krankheit auch als ein Naturprocefs, als ein Glied im Universum, als eine Fraction des Alllebens anzusehen. In der Krankheit ist ein Doppelleben im individuellen Organismus vorhanden; das Leben ist, wenn Kranksein vorliegt, in einzelnen seiner Richtungen und Verrichtungen krank, in andern gesund; es findet beim Erkranken eine Trennung, Entzweiung und Spaltung, ein Zerfallen des Lebens in sich selbst Statt. Da die Krankheit nur den Uebergang zum Tode bildet und dieser ihr Ziel und ihre Endtendenz ist, so erscheint sie schon deshalb, ihrem ganzen Sein und Wesen nach, als ein dem, seiner Natur nach, in Selbsterhaltung beruhenden individuellen Leben feindlich entgegengesetzter, auf Kosten desselben emporkommender und gedeihender Procefs. Krankheit besteht in einer zum Schaden und auf Unkosten der übrigen Lebensrichtungen bestehenden, mit Beschränkung, Unterdrückung und Verkümmerung derselben nothwendig einhergehenden stärkern Entwickelung einer einzelnen Lebensrichtung. — Die vom Leben abgefallene Action, welche die Krankheit ausmacht, hat einen Köper, bestehend in einer, nach neuem, fremdartigem Schema, dem der Krankheit, umgebildeten Partie der organischen Substanz, in Körpertheilen, die den übrigen, den gesunden entfremdet sind; der Krankheitsprocefs hat einen Krankheitskörper. — Die Krankheit besteht aus Leib und Leben und stellt ein, wenn auch unvollkommen, in sich geschlossenes, von andern Dingen der Natur, auch von dem sie tragenden Organismus mehr oder weniger geschiedenes, diesem letztern sogar feindlich entgegengesetztes, auf seine Unkosten bestehendes Sein dar. Sie ist ein in dem Leben aufgekommener, an demselben schmarotzender, selbstständiger, niederer Lebensprocefs und Organismus, ist eine Afterorganisation. — Sie ist nichts Normwidriges, ist kein abnormer Lebensprocefs. — Krankheit ist derjenige, im Leben selbst spielende und in übermäfsigem Hervortreten einer einzelnen Grundrichtung desselben, entweder der egoistischen oder der kosmischen, beruhende, die übrigen Lebensthätigkeiten störende, einen selbstständigen anderen Lebensprocefs und Organismus, eine Afterorganisation darstellende Hergang, durch welchen, wenn er zu seinem Ziele gelangt, Behufs ihrer steten Verjüngung, die Natur die Individuen zur Vernichtung führt." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

System der Physiatrik oder hippokratischen Medicin. Von Ferdinand Jahn.

(Fortsetzung.)

Alle diese Sätze des Verfs. betrachten die Krankheit als etwas von dem Organismus, in dem sie auftritt, abgesondertes, etwas „mehr oder minder geschiedenes", während eine ruhige, unbefangene Anschauung uns doch die Krankheit nur als eine Summe von eigenthümlichen Vorgängen im Organismus erkennen läfst, welcher nicht gegen die Krankheit, nicht gegen ein in ihn eingedrungenes fremdes Wesen ankämpft, sondern welcher, sobald er auf irgend eine Weise beeinträchtigt ist, das ihm nothwendige einträchtige Wirken seiner Theile zum Ganzen wiederherzustellen bemüht sich zeigt und bis zu gelungener Herstellung dieser Eintracht krank heifst. Krankheit ist eben nichts anders, als der Inbegriff von Vorgängen und Erscheinungen, welche in dem lebenden, individuellen Organismus durch denselben beeinträchtigende Momente hervorgerufen werden. Bei dieser Auffassung des Wesens der Krankheit wird zuvörderst eine Potenz vorausgesetzt, welche auf den Organismus einwirkend, ihn beeinträchtigt, d. h. die ihm vermöge seiner Art, seines Geschlechtes, seines Alters, seiner Individualität zukommende einträchtige Wirkung seiner Theile, seiner Organe zum Ganzen auf irgend eine Weise stört oder aufhebt. Der individuelle Organismus ist hier durch Affection, durch Beschränkung seiner ihm normalen Existenz, durch gestörtes zweckmäfsiges Sein und Wirken eines seiner Theile, durch Bewirkung einer der Idee, dem Zwecke des Ganzen nicht entsprechenden Form, Mischung, Thätigkeit eines oder mehrer seiner Theile, die gleichzeitig Statt hat oder allmälig sich ausbildet, leidend. — Dann aber wird zugleich der Organismus als ein lebender d. i. ein thätiger, dieser Beeinträchtigung gegenüber gedacht; es wird das Walten der bildenden, erhaltenden, restituirenden Lebenskraft in dem Organismus vorausgesetzt. Eines ihrer Organe, ihrer Instrumente, das zu jedem der übrigen in mehr oder minder genauem Bezuge steht, das seine bestimmte Form und Mischung vermöge seines Seins in diesem individuellen Organismus erhalten hat, dessen Thätigkeit mittelbar oder unmittelbar auf alle übrigen Theile desselben Organismus sich bezieht: ist in seinem diesem Ganzen entprechenden, zweckmäfsigen Sein gestört worden. Die das Ganze beherrschende Lebenskraft spürt nun die Beschädigung eines ihrer Theile, sie percipirt die Beeinträchtigung des Organismus, sie bemerkt das veränderte oder aufgehobene Wirken eines oder mehrer Theile auf die übrigen Organe. Sie, die zweckmäfsig wirkende, die das Ganze erhaltende, strebt nun die Eintracht wiederherzustellen. — Das Kranksein eines Organismus dauert so lange, als die Lebenskraft vorzüglich für Rettung des gekränkten Theiles oder für Ausgleichung der durch seine Beschädigung für die andern Theile entstandenen Beeinträchtigung thätig ist. Nach erfolgter Rettung, nach zu Stande gekommener Ausgleichung tritt wieder Gesundheit ein.

Wir begreifen also unter Krankheit zugleich die Affection irgend eines Körpertheiles, den Anklang, den die ursprünglich einen Theil treffende schadhafte Einwirkung überall im ganzen Organismus findet und dessen seine Erhaltung bezweckende Gegenwirkung. Weder die Einwirkung allein, noch blos die Gegenwirkung sind uns Krankheit, sondern der Inbegriff beider constituirt dieselbe. Hr. Jahn dagegen reifst willkührlich das zweite Krankheitsmoment aus dem Krankheitsbegriffe heraus. Wo hört denn Einwirkung auf, wo beginnt Gegenwirkung? Sind nicht die Sympathieen, in denen die Organe zu einander stehen, Verbreiter der Einwirkung, des Leidens und Vermittler der Reaction zugleich? Nach dem oben Angedeuteten können wir nur *eine* Krankheit d. i. ein Kranksein anerkennen. Hr. Jahn dagegen redet von Krankheiten, von mannigfachen verschiedenen Organismen. Er betrachtet die blos ideell von den Pa-

Digitized by Google

thologen geschaffenen, von ihnen angenommenen Krankheitsformen als wirklich existirend. Wir haben ja aber in der Wirklichkeit immer nur Krankheitsfälle vor uns. Der Begriff der Krankheitsform dient uns ja blos als Nothbehelf zur leichtern Uebersicht des den mannichfachen einzelnen Krankheitsfällen Gemeinsamen. Der practische Patholog und Therapeut hat es überdies fast nie mit Krankheitsformen, sondern immer nur mit Krankheitszuständen zu thun. Nur durch Abstraction von den durch die Individualität bedingten Erscheinungen im Krankheitsverlaufe, nur durch Auffassung des in der Mehrzahl der Fälle bei ähnlicher oder gleicher Affection gleichnamiger Gebilde beobachteten Gemeinsamen, durch mehr oder minder willkührliches gesondertes Betrachten gewisser häufig gleichzeitig oder nach und nach auftretenden Symptomengruppen erhalten wir den Begriff der Krankheitsform. Der Schaden, welcher der allgemeinen Pathologie sowohl, als dem klinischen Unterrichte, insbesondere in Deutschland, durch das Verkennen dieses Verhältnisses der Krankheitsform erwachsen ist, ist gar nicht zu berechnen. — Wie rein vag und willkührlich nun die Annahme ist, dafs die sogenannten Krankheiten d. i. die Krankheitsformen eigne Organismen constituiren, wird Jedem bald einleuchten und eine rein aus der Luft gegriffene, jeder Stütze ermangelnde, den Gesetzen der Organisation widersprechende Annahme kann unmöglich auf weitere wissenschaftliche Widerlegung Anspruch machen. Eine Vergleichung der Infusorienbildung mit dem Erkranken führt durchaus zu keinem, die von Jahn verfochtene Hypothese begründenden, Resultate. Dafs auf Pflanzen vorkommende Parasiten diese erkranken machen, ist wahr, keinesweges aber, dafs solcher Parasit die Krankheit ist. Ebenso wenig sind bei Thieren angetroffene Eingeweidewürmer Krankheiten.

Es liegt Ref. nur noch eine fernere Angabe des Inhaltes vorliegender Schrift ob. Nachdem der Verf. in der angegebenen Weise über das Wesen der Krankheit sich ausgesprochen, handelt er von den Störungen des Lebens durch die Krankheit. „Diese erregt in dem Lebensprocefs Störungen, welche indefs nicht zu den Lebensäufserungen der Krankheit selbst gehören und nicht Krankheitssymptome genannt zu werden verdienen." „Man hat bisher versäumt, das, was am kranken Organismus eigentliches Krankheitssymptom ist, von dem zu unterscheiden, was unter die Erscheinungen der durch die Krankheit gestörten Functionen gehört und ist auf diese Weise sowohl mit den eigentlichen Lebensäufserungen der Krankheiten, als auch mit dem Einflusse dieser letztern auf das Leben fast ganz unbekannt geblieben." Es ist, dem Verf. zufolge, also noch nicht einmal der Anfang zur Herstellung einer wohl begründeten Krankheitslehre gemacht worden. „Die durch die Krankheit hervorgebrachten Störungen des Lebensprocesses zerfallen 1) in örtliche, 2) in allgemein-sympathische und 3) in speciell-sympathische." Das Leben entfaltet ferner der Krankheit gegenüber Reactionen. — Im dritten Capitel kommt nun der Verfasser auf die Verschiedenheit der Krankheitsform und giebt eine Eintheilung der Krankheiten in einem sogenannten „physiologischen Systeme."

(Der Beschlufs folgt.)

XXIII.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Berlin,* 1836. *Bei Reimer.

Die Stellung und Anschauung, die Tieck in seinen Darstellungen dem bürgerlichen Leben giebt, ist von jeher eine fluctuirende gewesen. Man hat diesem Dichter oft aristokratische Sympathieen zum Vorwurf gereichen lassen, ohne vielleicht einen andern Grund dazu zu haben, als den geistreich ästhetischen Firnifs, mit dem Tieck immer die Gesellschaftszustände der Wirklichkeit überpinselt, ohne ihre reale Seite naturkräftig und mit materieller Wahrheit zu erfassen. Eher könnte man sagen, dafs dieser Altmeister der romantischen Schule in seinen Dichtungen und Novellen das bürgerliche Leben gar nicht kennt und hat. Die Phantasie und das lyrische Gemüth bildeten die ersten Grundtöne seines poetischen Charakters, der sich in seiner ersten Periode in eine Schwelgerei und Genufssucht der Gefühle auflöste, und in der späteren im Raisonnement und der reflectirten Lebensweisheit einen festeren Boden gewann. Was aber seine Schöpfungen vor einem gänzlichen Verschweben in der blauen Luft bewahrte, waren mehr die literarischen, als die realen Erfahrungen, die ihm zu Gebote stehen, seine kritische Wahlverwandtschaft mit Shakespeare, an dem er seinen Sinn für das Factische belebte, seine genaue Kenntnifs des Cervantes, die seiner Ironie den Stachel und die Feinsinnigkeit verlieh, und manche andere grofse Vorbilder, die ihn zu Gestaltungen anfeuerten, welche wenigstens im Phantastischen eine bedeutende Gröfse erlangten, wie z. B. die Zeichnungen Marlows und Greens in seinem „Dichterleben." Die gesellschaftlichen Realitäten aber hat er selten so berührt, dafs man den Dichter dabei in einem bestimmten Verhältnifs zu den bürgerlichen Constellationen, die ihn mit der Wirklichkeit zusammenhangen lassen, antrifft. In seinen frühesten Romanen, namentlich im „William Lovell" giebt es eine gewisse Lust, sich in das Thun und Treiben der niedrigsten und untersten Lebensverhältnisse zu mischen, aber sie entspringt mehr

Digitized by Google

aus einem genialen Cynismus, der in seiner Jugendkeckheit auch noch aus der Verworfenheit poetische Funken herauszuschlagen wagt, als dafs es demokratische Neigungen wären, die ihn Bilder dieser Lebensstufe zu zeichnen trieben. Das einzig Populäre an Tieck ist sein Cynismus, der ihn zugleich in einer Verbindung mit dem bürgerlichen Leben erhält, aber mehr seiner früheren Periode angehört als der gegenwärtigen, in der er sich vorherrschend als einen Dichter der auserlesenen Gesellschaft erwiesen hat. Er zeichnet aber in diesen gesellschaftlichen Novellen weniger die Gestaltungen des Lebens, das sich in diesem Kreise ergiebt, als die Unterhaltung, die darin geführt wird; dies ist die Unterhaltung der bonne société, mit ästhetischen Pointen, und man mufs *gebildet* sein, um daran Antheil nehmen zu können.

Mit der Realität des Grund und Bodens, auf dem sich diese Novellendichtungen bewegen, ist es auch nicht immer am sichersten bestellt. Tiecks Novellen gehen selbst noch in der späteren Zeit immer gern in das Gebiet des *Märchens* über und erinnern an den traumreichen Dichter des Phantasus. Sowie das Leben in wunderbar erregten oder krankhaften Augenblicken zu einem *Traum* wird, so zerfliefst in Tieckischer Poesie oft die Wirklichkeit in das Märchen. An eine sehr wenig bekannt gewordene Novelle von ihm, *der funfzehnte November*, wollen wir hier erinnern, da sich in derselben die Elemente des Märchenhaften und Wirklichen auf eine so piquante Art begegnen und mischen, dafs sie zu den merkwürdigsten und barockesten Compositionen gehört, die je ersonnen worden. Die Hauptfigur des ganzen Gemäldes, Fritzwilhelm, der durch sein unbegreifliches Krankheitsphänomen das Interesse der Novelle ausmacht und durch seine Geschichte entwickelt und abschliefst, ist eine vollkommen märchenhafte Erscheinung und Erfindung. Die farben- und blüthenreiche Darstellung gleicht einem phantastischen Frühmorgen, durch dessen magische Dämmerung fremdartige Lichter und Schatten spielen. Das Ueberreizte und Ueberwachte der piquanten Gestalten entspricht ebenfalls dem Charakter einer Frühgegend, die noch gleichsam mit den drückenden Nebeln der Morgenträume in einem Ringen begriffen zu sein scheint.

Indem wir diese eigenthümliche Manier einer Lebensauffassung, die sich nur bei Tieck findet, mit Absicht hervorheben, zeigt sich dagegen die Grundverschiedenheit des Tons und der Anlage in der uns vorliegenden Dichtung: *der junge Tischlermeister* um so merkwürdiger. Diese Novelle gehört zu den frühesten Entwürfen des Dichters und hat ihn seit dem Jahre 1795, wo der erste Gedanke dazu entstand, auf den verschiedensten Lebensstufen begleitet. Die erste Partie wurde im Jahre 1811 niedergeschrieben und 1819 dem Druck übergeben, erst jetzt aber mit dem zweiten Theil, den der Verfasser in neuester Zeit vollendet hat, ins Publikum gebracht. Diese Dichtung geht von einer Anschauung der Ständeverhältnisse und des bürgerlichen Lebens aus, und hat die Intention, das Poetische und Edle des Handwerkerstandes, selbst auf einer Stufe, wo er in die Aristokratie der Gesellschaftskreise lebenbürtig hineinragt, darstellig zu machen. In dem jungen Tischlermeister zeigt sich ein sinniges, gebildetes, mit feinem Gefühl und klarem Verstande begabtes Individuum, das in der beschränkten Sphäre des Handwerkes keine Niederdrückung, sondern ein wohlthätig begränztes Terrain für die ruhige Entfaltung aller schönen menschlichen Eigenschaften empfindet. Dieser gebildete Tischlermeister, der seine guten Schulstudien gemacht hat und den Homer im Original lesen kann, kämpft in begeisterten Reden für die Wiederherstellung der Zünfte; er hebt das Patriarchalische der Innungen hervor und den Einflufs desselben auf das Leben, das durch diese alte poetische Gestaltung des Handwerkerstandes pittoresk gegliedert werde, während das jetzige immer mehr um sich greifende Fabrikwesen, das tausend Armen von einem Reichen abhängig mache, eine nüchterne Monotonie des Daseins verbreite. Die Poesie des Handwerkerberufes, namentlich des Tischlers, hat aber der reflectirende Meister Leonhard folgendermafsen gefafst: „Noch in meiner Kindheit — sagt er — in früheren Zeiten aber weit mehr, stand der Tischler zwischen dem Künstler und Handwerker, und dies bestimmte mich hauptsächlich, mich diesem Berufe zu widmen. Schon frühe dachte ich darüber nach, wie edel im Menschen der Trieb sei, alles, was sein Bedürfnifs fordert, neben dem Nothwendigen noch mit einer gewissen Zugabe von Schönheit zu umhängen, so dafs der Reichere und Gebildetere keinen Hausrath haben mochte, der nicht durch hinzugefügten Zierrath in etwas Höheres verwandelt war. Dieser Schönheits- und Kunsttrieb ist es, den wir allenthalben mit Rührung und Liebe wahrnehmen, der die Welt zu jenem angenehmen Räthsel macht, welches so viele nicht zu begreifen scheinen. Denn wenn die höhere Kunst frei wie im reinsten Aether schweben darf, sich selber genug, und nur durch Schönheit und Entzückung in die edelsten und geheimsten Kräfte des Menschen eingreift, und dadurch mittelbar in das, was die Welt lenken und erheben soll, so giebt es gleichsam von dieser eine verstofsene, gering geachtete Schwester, die sich unmittelbar der Noth, der Trauer des Lebens annimmt, und uns mit stiller Heiterkeit über Alles trösten will, was uns betrübt oder beschwert. Diese immer mehr verschwindende Lust ist es, die unsern Vorfahren so unentbehrlich war, die sich in ihren ländlichen Festen oft als Kinderei und Thorheit äufserte, über welche unsere neuere Vernunft lächelt, und sie auch gänzlich abzustellen sucht; dieser Trieb ist es, der in vielen Gegenden den Pflug mit Bildwerk ausschnitzt, in Franken das Stirnjoch der Rinder mit bunten Farben bemahlt, der den Schäfer antreibt, seinen hölzernen Becher und Stock mit Laubwerk zu verzieren, der zu gewissen Zeiten des Jahres die Stuben mit Tannenreisern oder Mayen schmückt; dieser unschuldige liebenswürdige Trieb ist es, der mir immer so recht rein menschlich im Gegensatz des Philosophen, des Herrschers, des Reichen oder jener affectirten Kunstmenschen erschien, die ihren nachgemachten Enthusiasmus nur von Hörensagen haben, und diesen Bildungstrieb nie anerkennen und verstehen wollen, der sich doch als Erdboden, Wasser und Luft der eigentlichen Kunst unterlegen mufs, damit ihr Keimen und Wachsthum möglich sei." —

Die specielleren Beziehungen auf das zünftige, gewerkthätige

Digitized by Google

und bürgerliche Leben finden sich hauptsächlich nur im ersten Theil der Novelle. Im zweiten treten vorherrschend die gesellschaftlichen und aristokratischen Verhältnisse ein, in welche der junge Tischlermeister, jedoch mit Verheimlichung seines bürgerlichen Standes, versetzt wird. Er befindet sich hier wie in Armidens Zaubergarten, preisgegeben den Lockungen und Verführungen jener hohern Lebensgestalten, die einmal, besonders in der weiblichen Natur, einen gewissen bevorzugten Reiz der Atmosphäre, unter der sie existiren, abborgen. Der Tischler, hinter dem man den Handwerker nicht ahnt, ist in Gefahr, den Kampf mit diesen feineren gesellschaftlichen Lebensbildern, die ihn mit einem magischen Netz umschlingen, zu seinem Nachtheil auszukämpfen, als ein Brief seiner liebenswürdigen einfachen Gattin, die daheim zurückgeblieben, ihn mit ihrem traulichen bürgerlichen Geplauder wider an die ihm eigenthümliche Sphäre gemahnt. Der junge Tischlermeister kehrt zurück in seine Werkstatt und an die Hobelbank, und findet hier das Gleichgewicht seiner Existenz wieder, aus der er durch Verhältnisse gehoben war, die er zwar geistig zu beherrschen verstanden hätte, in der ihm aber die Harmonie der ihm gemäfsen Thätigkeit zu seinem Glück gebrechen mufste. Diese simple Hinundherbewegung der Situation ist die einzige dialektische Entwickelung in den Ideen und Begebenheiten dieser Dichtung, die sonst, nach der Gewohnheit Tiecks, fast aus lauter Gesprächen und reflectirenden Reden zusammengesetzt ist. Wenn es aber an einer Stelle der Novelle heifst: dafs wir einer Zeit nahe ständen, wo viele Handwerker so klug, fein und gebildet sein würden, wie dieser junge Tischlermeister Leonhard, so müssen wir für Deutschland diese praktische Nutzanwendung der Tieckschen Dichtung bis jetzt noch läugnen. Die Vertheilung der Intelligenz ist bei uns noch keineswegs zu dieser Gleichmäfsigkeit gelangt, um die Lebenskreise auf diese harmonische Weise in einander übergehen zu machen, wie es Tieck in diesem jungen Tischlermeister, den man für ein Ideal oder wenigstens für eine Ausnahmefigur des gegenwärtigen bürgerlichen Lebens ansehen mufs, als factisch geschildert hat. Die Annäherung der Stände, die sich in der Bildung vollbringt, wird hier auf eine angenehme Art vorausgesetzt, aber diese allgemeine Bildung ist noch weit davon ab, unser Volksleben so zu durchdringen, dafs die materiellen und geistigen Elemente sich nicht mehr schroff und spröde gegenüberstehen. Bisjetzt haben die deutschen Stände noch wenig Gemeinsames, woran sie sich zu einem sie geistig verbindenden Antheil begegnen könnten, und es ist fürerst nicht abzusehen, dafs auf der Seite, die ihren Verrichtungen nach zunächst nur dem Materiellen dient, Gestalten hervorgehen können, die zugleich allen andern Seiten des Lebens in Freiheit der Bewegung und Tiefe des Inhalts ebenbürtig angehören. Als Ziel der modernen culturgeschichtlichen Entwickelung aber mag es richtig und wichtig sein, die Wege dazu liegen aufser dem Bereich der Poesie, oder gestalten sich in ihr als individuelle Ausnahmen.

Der übrige Inhalt der Novelle betrifft das Theater, in einer Weise, wie man es an Tieck schon gewohnt ist. Die Aufführung des Götz von Berlichingen, die auf einem ländlichen Schlosse durch eine vornehme Gesellschaft bewerkstelligt wird, bildet das Relief zu vielen gesprächlichen Unterhaltungen und Reflexionen, zu denen Bühnenwesen, dramatische Kunst und die beste Art der theatralischen Verwirklichung einen so unerschöpflichen Stoff hergeben können. Die Aufführung des Goetheschen Stückes selbst aber scheitert hier an jener colossalen Phrase, welche von dem Schauspieler, welcher in dieser Gesellschaft den Götz darstellte, eigenmächtig aus der ersten Ausgabe des Gedichts herübergenommen wurde, mit einer solchen Kraftwirkung, dafs ein Theil der vornehmen Zuschauer davor in Ohnmacht fiel und der Vorhang heruntergelassen werden mufste. Aufserdem machen sich Tiecks dramaturgische Lieblingsideen hier wieder geltend, nämlich das Aeufsere der Bühne nach der Einfachheit und dem Musterzuschnitt der Shakespeare'schen Zeit wiederherzustellen. In diesen Theaterinteressen, besonders in der weitläufigen Ausführung des ersten Bandes, ist jedoch für uns Vieles, was völlig veraltet ist und an die frühere Zeit seiner Entstehung erinnert. Es trägt nicht wenig zu der Langenweile bei, die sonst schon in einem ziemlich reichlichen Mafse aus allen Poren dieser Dichtung sich ausathmet.

Bemerkenswerth ist noch die Vorrede, in welcher sich Tieck über sein Verhältnifs zur neuesten Kritik, das in der letzten Zeit vielfältig unterminirt worden, ausläfst, indem er sagt, die jüngere ungestüme Welt schelte ihn jetzt oft, dafs er nicht mit der Zeit fortgehe, wobei er sich des Lächelns nicht erwehren könne, denn wenn er einmal Blicke in die Producte dieser seiner neuesten und frischesten Zeitgenossen werfe, so finde er, dafs viele dieser neuen grofsen Entdeckungen und Wahrheiten schon längst in seinen Schriften, zum Theil in den frühesten stehen. Dann wendet er dasselbe Sprichwort auf sich an, was auch *Goethe* einmal von sich gebraucht habe, nämlich: man solle oft erfahren und über das erstaunen, als über wichtige Entdeckung, was man schon längst an den Schuhsohlen abgelaufen hat. Wir gönnen Tieck alle Genugthuung, die aus einer so oberflächlichen Abfertigung für ihn resultiren kann; wenn er sich aber hier mit Goethe zusammenstellen will, so bringen wir ihm ein Wort desselben, aus den Gesprächen mit Eckermann, (I. 143.) in Erinnerung: „Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine aufserordentlichen Verdienste Niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und *mir* gleichstellen will, ist man im Irrthume. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit *Shakspeare* vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Sinnentstellender Druckfehler.

In der Recension über Schultz System der Circulation (Nr. 25. Febr. S. 195 Zeile 25) lese man anstatt „keinen Gewinn" — einen Gewinn.

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

System der Physiatrik oder der hippokratischen Medicin. Von Ferdinand Jahn.

(Schlufs.)

Die Krankheiten zerfallen zunächst in zwei grofse Abtheilungen oder Reiche, in Krankheiten des vegetativen und des sensitiven Lebens. Jede derselben hat zwei Unterabtheilungen, je nachdem entweder die egoistische oder die universale Richtung des Lebens in dem einen oder dem andern Grundsysteme der Organisation krankhaft ergriffen ist. Das in ungemessenem Hervortreten der egoistischen Richtung des vegetativen Lebens gegebene Kranksein, besteht entweder in Erkranken der Lymphbildung, oder in Erkranken des Actes der Arterialität, als erhöhete Arteriosität oder in Erkranken des Actes der eigentlichen Nutrition als excessive Bildung der organischen Masse, als wuchernde Bildung der festen Theile der secrementitiellen Flüssigkeiten des Organismus. Das in übermäfsigem Vorherrschen der universalen Richtung des vegetativen Lebens begründete Kranksein äufsert sich einmal als Erkranken des organischen Auflösungsprocesses, des Actes der Liquescenz, dann als Erkranken des Actes der Venenblutbildung und endlich als Erkranken des Ausscheidungsprocesses in der Form excessiver Excretion. — Das in übermäfsigem Hervortreten der egoistischen Richtung der Sensibilität sich gründende Kranksein zeigt sich als ungezügelte Thätigkeit der Bewegungsnerven (Krampf), als excessive Thätigkeit der Empfindungsnerven (Algie), als krankhafte Steigerung der von Helmont als „übernatürliches Licht", von Jacob Böhme als „das im Centrum aufgehende Morgenroth", von Kerner als „das innere Leben" bezeichneten Processe der Sensibilität, welche an den Gangliennerven haften und als Gemeingefühl und instinctmäfsiges Fühlen der Aufsenwelt sich darstellen. (Mesmerismus oder Somnambulismus); ferner als excessives Hervortreten der thierischen Triebe, als excessives, einseitiges und selbstisches Hervortreten der Vernunftthätigkeit und endlich der Willensthätigkeit. — Als Grundformen des in Ausschweifen der universalen Richtung des Nervenlebens begründeten Krankseins erkennt der Verf. folgende Krankheitsgestalten an: 1) Erlöschen der Thätigkeit der Bewegungsnerven, 2) der Empfindungsnerven und der Sinnesempfindung, 3) des Gemeingefühles und des instinctmäfsigen Fühlens der Aufsenwelt, 4) der thierischen Triebe, 5) der Vernunftthätigkeit, 6) der Willensthätigkeit.

Nach diesen mit vielfältigen Belegen versehenen Expositionen folgt der zweite Abschnitt, von den Organisationsverhältnissen der Krankheit handelnd. Da ist denn zuerst von den Krankheitssymptomen die Rede. Jede Krankheit ist nur, so weit sie sich äufsert, nur und allein in ihren Symptomen. Diese zerfallen einmal in solche, welche nur der einzelnen Krankheit, dem Krankheitsindividuum, als solchem angehören und in solche, welche Krankheiten theils mit anderen Krankheiten, theils, als Lebensformen mit andern Lebensformen, die nicht Krankheiten sind, gemein haben. Die ersten heifsen Symptomata individualia, die letzteren S. communia. Dann werden dynamische von materiellen Krankheitssymptomen unterschieden, ferner beständige von wandelbaren. Diese letztern treten entweder nur einmal oder mehrmals während des Lebens der Geschöpfe, denen sie angehören, auf. Die Symptome sind endlich wahrnehmbar oder den Sinnen unzugänglich; so weit sie wahrnehmbar sind, heifsen sie Zeichen der Krankheit. — Es folgen im zweiten Capitel die Gesetze der Gestaltung des Krankheitsorganismus. Hier werden denn nun die vielfach schon widerlegten zoomorphistischen Lehren recht eigentlich breit getreten. „Jeder krankhafte Zustand ist ein gleichsam unter dem Mikroskope betrachteter normaler, überhaupt nur die Steigerung eines ihm entsprechenden normalen." „Der Mensch verbindet in sich die einzelnen in der

Digitized by Google

übrigen Natur gebrochenen und zersplitterten Seiten des Lebens zu einem harmonischen Ganzen und eben die in ihm Statt findende Vereinigung und gegenseitige Durchdringung des sonst in der Natur Vereinzelten und Zerstreuten ist das ihn wesentlich charakterisirende Merkmal, wogegen in den übrigen Organismen der Erde diese oder jene Lebensrichtung sich einseitig und vorherrschend ausgebildet findet und eben durch ihre vorherrschende Entfaltung jeder Wesengattung den eigenthümlichen Charakter aufdrückt." „Da nun in der Krankheit einzelne Lebensrichtungen sich ungemessen hervordrängen, so folgt nothwendig, dafs das menschliche Leben im krankhaften Zustande wieder dem Leben, wie es auf niederer Stufe der Organisation sich darstellt, mehr ähnlich erscheinen, dafs es, erkrankend, sich dem Leben der Thiere, ja wohl auch dem Leben der noch weiter von ihm abstehenden pflanzlichen und mineralischen Naturkörper annähern mufs." „Einzelne Gattungen der unter den Menschen stehenden Organismen können beim Erkranken ebenso wohl den tiefer unter ihnen stehenden Organismen, als auch, wenn aufser dem Menschen noch Organismen in der Reihe der Lebendigen über ihnen stehen, diesen in einzelnen Verhältnissen ähnlich erscheinen." „Da das Weib hinsichtlich seiner psychischen und somatischen Ausbildung unter dem Manne steht, also auch als unvollendeter Mann betrachtet werden kann (! sic), so vermag es krankhaft in einzelnen Verhältnissen dem Manne ähnlich zu werden." „In Krankheiten vermag das höhere Leben des Mannes dem niederen des Weibes ähnlich zu werden." — Ref. fürchtet seine Leser durch weitere Aufzählung dieser von Hrn. Jahn gegebenen Gesetze zu ermüden und verweiset sie deshalb theils auf dessen Buch, theils auf die Schrift eines ihm geistesverwandten Pathologen: R. Hoffmann, dessen vergleichende Idealpathologie in dem nämlichen Sinne viel Ergötzliches darbietet. Zu bedauern bleibt es immer, dafs Hr. Jahn bei seinen ausgezeichneten Kenntnissen und seinen nicht gewöhnlichen Talenten auf so sonderbare Abwege hat gerathen können.

Das dritte Capitel handelt vom Typus der Krankheit, das vierte von ihren Stadien. Im fünften Capitel sucht der Verf. zu erweisen, dafs jeder Krankheit, wie jedem Leben, Spontaneität und Individualisirung einerseits und Abhängigkeit von der Aufsenwelt andererseits zukomme. Im 6ten Capitel ist von der Weiterverbreitung der Krankheit im Organismus die Rede. „Einerseits legt die innere Einrichtung des Organismus der Weiterverbreitung der Krankheiten Hindernisse in den Weg, andererseits aber vermag die Krankheit wegen der Einheit der einzelnen organischen Grundprocesse in allen ihren Sphären und Seiten diese Hindernisse leicht zu beseitigen und zu überspringen. Daraus erklärt sich 1) wie eine Krankheit rein örtlich bleiben kann und 2) warum dies gewöhnlich nicht der Fall ist, sondern meistens die Krankheit sich so darbietet, dafs sie durch den übrigen Organismus die ursprünglich frei gebliebenen Sphären des sie begründenden organischen Processes dergestalt in ihr Spiel hineinzieht, dafs sie in diesen Sphären, in ganz leisem Aufrisse, als Vita minima, in jener Gestalt und auf jener Bildungsstufe, wo sie nach der Sprache der Schule als Diathesis oder Disposition zur Krankheit oder als Morbus fiens, nascens, nondum formatus, als affectio media bezeichnet wird, sich wiederholt." Hier ist denn auch von erblichen und angeborenen Krankheiten die Rede. — Das 7te Capitel handelt von Dauer und Ende der Krankheit. „Sie kann bald eines natürlichen, bald eines gewaltsamen, widernatürlichen Todes sterben".

Der dritte Abschnitt ist der Lehre von der Entstehung der Krankheiten gewidmet. Sie entstehen entweder aus Keimen, aus Saamen, oder durch äufsere schaffende Einflüsse, durch Urzeugung. Diese angebliche Entstehungsweise wird in den beiden ersten Capiteln erläutert. Das dritte enthält nähere Bestimmungen über die Krankheitsanlage, das vierte über die äufsern Bedingungen der Erkrankung. Es giebt so viele Hauptabtheilungen der Schädlichkeiten, als es Hauptabtheilungen der Krankheiten giebt. Das 5te Capitel beschäftigt sich mit der Saamenerzeugung der Krankheiten.

Der vierte Abschnitt des Werkes hat die Lehre von den Reactionen wider die Krankheit zum Gegenstande. Im Allgemeinen ist der Verf. hier seinen in der Schrift über die Naturheilkraft ausgesprochenen Ansichten treu geblieben. Es zerfällt dieser Abschnitt in 8 Capitel, von denen das erste allgemeine Bestimmungen enthält, das zweite die Erscheinungen der Reactionen betrachtet, das dritte die Beziehung der Reactionen zu der Krankheit selbst erläutert, das vierte mit den Zeitverhältnissen der Reactionen sich beschäftigt, das fünfte ihre Abnormitäten zum Gegenstande hat, das sechste die Heilung der Krankheit durch die

Digitized by Google

Reactionen schildert, das siebente die Auflösung des Organismus durch die Krankheit, den Tod, und das achte die Heilung der einzelnen Grundformen der Krankheit behandelt. Stannius.

XXIV.

1) *Historia ordinum generalium Belgii sub Carolo V. a Franc. Guil. Arm. Beelaerts van Blokland conscr. (pp. VIII.* 128*) Lugd. Batav.* 1836. 8.

2) *Ordinum generalium totius Belgii historia ab obitu Requesentii usque ad expugnatam Antverpiam* 1576—1584. *a Fred. Guil. Adr. van Knobelsdorff conscr.* (*pp. IV.* 114) *Lugd. Batav.* 1835. 8.

3) *De potestate Guilielmi I., Hollandiae sub Philippo II. gubernatoris, cum ordinaria tum extraordinaria scrips. Alexander Gordon.* (*pp.* 176) *Lugd. Batav.* 1835. 8.

4) *Historia muneris consiliarii pensionarii Hollandiae a Jac. Georg. Hieron. van Tets conscr.* (*pp.* 178) *Lugd. Batav.* 1836. 8.

5) *Historia satisfactionis Rheno-Trajectinae a Did. Jac. Scherer conscr.* (*pp. XII.* 62) *Amstelod.* 1836. 8.

6) *Historia instituti cancellarii et consiliariorum in Transisalaniam a Carolo V. et Philippo II. introducti a Joa. van Doorninck conscr.* (*pp. IV.* 47) *Daventriae*, 1836. 8.

7) *Historia ordinum Frisiae a Carolo V. usque ad ejuratum Philippum II.* 1515—1581. *a Sybr. Guil. Henr. Adr. van Beyma thoe Kingma (p. VI.* 113*) Lugd. Batav.* 1835. 8.

Wie es oft und natürlich gekommen ist, dafs Männer, die in der Beobachtung der Strafen, welche ihre Sünden über sie gebracht, erweckt, gläubig und zu Gott geführt worden waren, während so lange sie in einem Bewufstsein unsträflichen Daseins gelebt, ihnen unbewufst ihre Eitelkeit und Werkheiligkeit den Glauben und dessen Bedürfnifs fern hielten — wie es oft und natürlich gekommen ist, sagen wir, dafs solche Männer die Nützlichkeit der Sünde und die Schädlichkeit der guten Werke zu einem Gegenstand der Erörterung gemacht haben, sollte man doch auch in der Historie die paradoxe Aufsenseite nicht scheuen, und einmal von der Schädlichkeit politischer Tüchtigkeit handeln. Einsichtige würden den Satz nicht so paradox finden; denn wie in jenem theologischen Kreise nie von einer absoluten Nützlichkeit der Sünde, sondern nur von einer solchen unter sehr bestimmten Voraussetzungen, und auch hier nur vergleichsweise mit der noch gröfseren Sünde der den Glauben hindernden Werkheiligkeit, die Rede sein kann, so würde auch hier der Historicus sofort sich sagen, dafs das bezeichnete Thema nur unter sehr bestimmten Voraussetzungen von einem vernünftigen Menschen vertheidigt werden könne. Wenn es nun aber einmal vertheidigt werden sollte, würden die Niederlande auf allen Seiten als Beispiel und Beleg angeführt werden können.

Zweimal haben die Niederlande grofsartig, hat das von ihnen Ausgehende bestimmend in die Geschicke Europa's eingegriffen; aber nur das zweitemal hat eine länger dauernde politische Tüchtigkeit begründet. Das erstemal nämlich war, als aus dem alten meruwischen Sygambrerlande, aus den Gegenden zwischen der Maas- und Rheinmünde, und aus den alten salischen Ansiedlergauen, dem Batugau nämlich, dem Hvitingau und dem Salgau (in der Betuwe und in den Gegenden der Vecht und holländischen Yfsel) — also mit einem Wort aus Südholland, aus dem Niederstift und aus dem betuwischen Gelderland die salischen Franken sich nach dem Tefsendergau hin verbreiteten; die Hasbanie, den Brachant, den Ostrobant gründeten und endlich Gallien eroberten. Dafs es Niederländer, dafs es namentlich Südholländer, Leute aus dem Stift und aus Gelderland waren, die das grofse fränkische Reich gründeten, das hat auf die Niederlande selbst keinen erhebenden Einflufs gehabt. In den alten salischen Gauen blieb man bei freier Verfassung, mufste sich aber (entweder weil man durch das Fortziehen fast aller junger Mannschaft zu schwach geworden war, sich gegen die Friesen selbstständig zu behaupten, oder weil man an den Friesen einen Rückhalt fand gegen die meruwingische Königsmacht) den Friesen anschliefsen, so dafs die Bewohner des Teisterbantes später als ein Theil der Friesen genannt werden, und durch Eroberung erst in den Zeiten der Karolinger dem Frankenreiche unterworfen wurden. Von dieser Zeit an haben dann die

Digitized by Google

Niederländer immer auch ihre tapfere, tüchtige Weise, aber nur neben den anderen Stämmen, welche dem fränkischen und dann dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation angehörten, bewährt. Sie treten nur in der Weise der Bewohner einer Provinz bedeutend hervor, bis sie im 16ten Jahrhundert, nachdem ihr Verhältnifs zu ihrem Fürsten durch die persönlichen Interessen einzelner Menschen und einzelner Parteien getrübt worden, und dann in Folge dieser Verwickelung ihr von dem Fürsten beschworenes Recht mit Füfsen getreten worden war, sich erhoben, und nun, da in Deutschland weder für ihre religiösen Interessen noch für ihr verletztes Recht Schutz zu finden war, sich auch vom Reiche trennten und ein selbstständiges Gemeinwesen bildeten.

Die Gründung und Führung dieses Gemeinwesens ist die zweite Gelegenheit, bei welcher die Niederländer mächtig in die Geschicke Europa's eingegriffen haben; aber die Tüchtigkeit, die sie hiebei bewiesen, ist zugleich die Veranlassung für uns geworden zu Aufstellung des oben bezeichneten paradoxen Satzes. Es hat nämlich das Gefühl der Tüchtigkeit, welche die Niederländer im Kriege und im Staate bewiesen haben, das Gefühl des Reichthums, den sie erworben, und der darauf gegründeten Selbstständigkeit und Wichtigkeit, sie zu einem *kleinen* Volke gemacht, und hat ihnen herrliche Reichthümer nicht nur der Erinnerung aus ihrer Geschichte, sondern auch einen grofsen Theil organischer Lebenskräfte zu weiterem Wachsthum geraubt.

Während die deutsche Schweitz sich zwar zum Schutz ihrer alten Rechte auch vom Reiche getrennt, aber das Bewufstsein des Volkszusammenhanges in Sitte und Sprache, in der Litteratur und in dem ganzen Leben treu bewahrt hat, hat die Niederländer das Glück übermüthig und stolz gemacht; der Stolz sie aber um Reichthümer des Geistes und Bewufstseins gebracht. Die holländische Sprache ist wahrlich wenig mehr von unserer hochdeutschen verschieden als das holsteinische Niederdeutsch des Neocorus, als das lübische des Detmar, als der Reinecke und als Vossens plattdeutsche Gedichte, und in manchen Gegenden Ostfrieslands und des überrheinischen Landes wird wohl noch mehr vom Hochdeutschen abweichendes Niederdeutsch gesprochen als in Holland; demohnerachtet freuen wir uns in Düringen des Neocorus, des Detmar, des Kantzow, des Reinecke als des unsrigen und in Montjoye, in Aurich und Mecklenburgisch-Friedland freut man sich der ganzen deutschen Litteratur als der eignen, während zwischen Holland und Deutschland eine Scheidewand der Litteratur getreten ist, die nicht etwa eine blos willkührliche, eingebildete mehr ist, sondern darauf basirt, dafs die Niederländer in den Zeiten ihres Glückes die Ansätze und Keime der Verschiedenheit, die jede Landschaft eines grofsen Reiches in sich trägt, so eigenthümlich grofs gezogen haben, dafs nun wirklich ein Deutscher, wenn er nach Nymegen, ein Niederländer, wenn er nach Xanten kömmt, das Gefühl hat trotz aller Aehnlichkeit der Sprache *bei einem anderen Volke* zu sein, und dies Gefühl der Fremdartigkeit durchdringt in hohem Grade die beiden Litteraturen, das ganze Geistesleben bei beiden Völkern.

Welche Reichthümer hat aber dadurch Holland verloren! — Für's Erste hat es, indem es den Sinn für deutsche Geschichte einbüfste, auch den Sinn eingebüfst für die Perioden seiner *eignen* Geschichte, wo diese mit der deutschen untrennbar auch politisch verbunden war. Fast ist es als wäre zwischen dem Kriege des Civilis und dem Kampfe Wilhelms von Oranien gegen Philipp eine Lücke von nur 5 Jahren, wenn man die älteren holländischen Vaterlandsgeschichten ansieht, die des deutschen Reiches und der Hollands-Grafen nur beiläufig erwähnen, wie eines in einer Ecke der Rüstkammer bewahrten alten Plunders. Mit diesem Verlust ist aber auch verlorengegangen der Sinn für die ältere niederländische Sprache und Litteratur, für das Naiv-Volksmäfsige, für die Kunst des Mittelalters, und es wird einem ganz wunderbar zu Muthe, wenn man die Niederlande, wo nur hie und da eine alte Kirche, oft nur ein alter Thurm zwischen den neuen Ziegelgebäuden noch an das Mittelalter erinnert, mit den so nahen Rheinlanden und mit Belgien vergleicht, wo Monument an Monument an die alte Herrlichkeit erinnernd sich anreiht. Wenn man sieht wie in Belgien und Deutschland die mittel-niederländische Sprache und Litteratur Gegenstand lebhaften Interesses und Studiums ist, während man in Holland immer noch in der Bewunderung der formalen Herrlichkeit der alten Classiker so fest sitzt, dafs man die auf ungemischt germanischem Boden erwachsenen Blüthen und Früchte nicht zu schätzen weifs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1) *Historia ordinum generalium Belgii sub Carolo V. a Franc. Guil. Arm. Beelaerts van Blokland conscr.*

2) *Ordinum generalium totius Belgii historia ab obitu Requesentii usque ad expugnatam Antverpiam* 1576—1584. *a Fred. Guil. Adr. van Knobelsdorff conscr.*

3) *De potestate Guilielmi I., Hollandiae sub Philippo II. gubernatoris, cum ordinaria tum extraordinaria scrips. Alexander Gordon.*

4) *Historia muneris consiliarii pensionarii Hollandiae a Jac. Georg. Hieron. van Tets conscr.*

5) *Historia satisfactionis Rheno-Trajectinae a Did. Jac. Scherer conscr.*

6) *Historia instituti cancellarii et consiliariorum in Transisalanam a Carolo V. et Philippo II. introducti a Joa. van Doorninck conscr.*

7) *Historia ordinum Frisiae a Carolo V. usque ad ejuratum Philippum II.* 1515—1581. *a Sybr. Guil. Henr. Adr. van Beyma thoe Kingma.*

(Fortsetzung.)

Allerdings haben die Niederländer im 16ten, 17ten, 18ten Jahrhundert Herrliches gebaut, gemahlt, gedichtet, geredet, sonst dargestellt; — aber hätte man sich in dieser Herrlichkeit so zu vereiteln gebraucht, dafs man von der alten Sprache, von den Brüdern des alten Hauses so ganz die Hand abzuziehen gehabt hätte? *Die Strafe ist nicht ausgeblieben.* Bei einem so kleinen Volksstamm, als wozu sich die Niederländer machten, seit sie sich gegen das übrige Deutschland abschlossen; bei einer so wenig mannigfaltigen Natur und gesellschaftlichen Ordnung der Dinge wie in den Niederlanden, wo nicht einmal Gebirgsbauern den Ebenenbauern begegnen, und wo der Charakter der Niederung alle Lebensbeziehungen bestimmt, können unmöglich alle literarischen Anforderungen sofort von Hause aus bestritten werden. Davon war die eine Folge, dafs man sich theils ganz fremden classischen Mustern, den Griechen, den Römern, dann den Franzosen hingeben mufste; und in dieser Hingebung hat die schöne niederdeutsche Sprache fast alle naive Lebendigkeit der übrigen germanischen Mundarten eingebüfst und sich die Prosa in einer gewissen classisch-rhetorischen Manier, die Dichtung in Alexandrinern festgebissen, was nun wieder weitere üble Consequenzen gehabt hat; theils aber war die Folge, dafs man um nun der Nationaleitelkeit genug zu thun, und neben den benachbarten grofsen Völkerstämmen nicht zurückzubleiben an Zahl und Bedeutung literarisch hervorragender Männer, eine ganze Anzahl mittelmäfsiger Talente für bedeutend hat ausgeben und sich selbst von der Richtigkeit dieses Ausgebens hat überreden müssen. Auch das hat in der dadurch geförderten Selbstgenugsamkeit, und in dem *Absterben frischer, rücksichtsloser Kritik* übel weiter gewirkt. *Wo die Mittelmäfsigkeit zur Anerkennung kömmt, wird bald die Eigenthümlichkeit gehafst,* denn sie stört jener die Sicherheit ihrer Anerkennung. Aus einem so motivirten Widerwillen aber gegen ungebundene eigenthümliche Geistesregung ist grofsentheils die Apprehension zu erklären, welche bei vielen Niederländern in Beziehung auf die deutsche Litteratur statt findet. Die Schweitz hat keine eigne Litteratur und *ist reich in diesem Mangel*; denn nun hat sie die deutsche in der deutschen, die französische in der französischen, die italienische in der italienischen Schweitz, und die gröfseren Nachbarvölker rechnen es sich zur Ehre die bedeutenden Schweitzer unter den ihrigen aufzählen zu dürfen. Die Holländer haben eine eigne Litteratur, aber eine — wenn auch in Vergleich mit dem kleinen Volke, wel-

Digitized by Google

ches sie producirt hat, in Erstaunen setzende — doch in Vergleich mit England, Frankreich, Deutschland beschränkte, und in ihrer Beschränktheit nothwendig einer Mannigfaltigkeit der Motive ermangelnde, also *mehr oder weniger stagnirende. Die Holländer sind in ihrem Reichthum arm*, wie die Schweitzer in ihrem Mangel reich; und wollen jene in der Welt des Geistes Schritt halten, so müssen sie schon die Blicke zurückwerfen auf die deutsche Wurzel, aus der ihr Volk, ihr Staat, ihre Sprache und ihr Recht entsprossen sind; aus der sie auch später noch durch zahllose nach den Niederlanden einwandernde Individuen fortwährend Lebenssäfte, und in dem Mafse an sich gezogen, dafs man näher oder entfernter mit deutschen verwandt die meisten holländischen Städter-Familien antrifft. Allerdings können die Niederländer auch uns Deutschen vorwerfen, dafs wir uns viel zu wenig um ihre Litteratur, um ihre Geistesthätigkeit kümmern; allein dergleichen Unbekümmernifs liegt im Allgemeinen weder in dem Charakter unserer Nation, noch fand sie in Beziehung auf die Niederlande statt in früherer Zeit, bis diese im Laufe des 17ten und 18ten Jahrhunderts fast alle Sympathie verläugneten, und nachher auch wirklich in das bezeichnete stagnirende Wesen hereingeriethen. Sie sollen nur in den in neuester Zeit auf religiösen, staatsrechtlichen, historischen Gebieten angebahnten *frischen* Richtungen (die aber in den Niederlanden selbst Anfeindungen genug erfahren) bleiben, und sie werden die Theilnahme Deutschlands von Jahr zu Jahr wachsen sehen. Tollens freilich wird uns keine Bewunderung abnöthigen.

So wie oben schon erwähnt wurde, dafs das ganze Volksbewufstsein in den Niederlanden beschneidend, das Mittelalter wegwerfend auf die Geschichte gewirkt; so hat auch der stagnirende Charakter der Litteratur die historischen Interessen in Beziehung auf den Rest, den man als vaterländische Geschichte behielt, beschränkend gewirkt und um so enger beschränkend, als sich politische Parteiungen derselben bemächtigten. Kluit ist fast der Einzige, der in seinen Werken (und im Grunde auch nur in seiner Geschichte der Grafschaft Holland) sich in ganz objectiver Wissenschaftlichkeit gehalten hat; und überdies sind diese Werke mehr der Forschung als der Darstellung gewidmet; und in seiner Historie der Hollandsche Staatsregering erleidet die objective Fassung doch manchen Eintrag.

Herr Prof. Thorbecke in Leyden, der obwohl Niederländer doch seiner litterarischen Thätigkeit nach auch uns angehört, und welcher einer von den wenigen Niederländern gewesen ist, die in Deutschland selbst den Stand unserer geistigen Bildung und Richtung kennen lernten und sich derselben mit Liebe anschlossen, hat unserer Ansicht nach den einfachsten und richtigsten Weg, für die Behandlung der niederländischen Geschichte selbst *neue Interessen und Ansichten zu wecken, junge Talente zu ziehen*, eingeschlagen; indem es seine Anregung besonders gewesen ist, durch welche eine Reihe academischer Abhandlungen hervorgerufen worden sind, welche in der Form von Promotionsdissertationen (ihrer Bedeutung nach aber zum Theil weit über den gewöhnlichen Umfang und Werth solcher Dissertationen hinausgehend) geschrieben und zu Leyden öffentlich vertheidigt worden sind. Auf diese Weise werden wenigstens Einige zu neuen gründlichen Untersuchungen auch während ihres späteren Lebens sich angetrieben fühlen, und die übrigen, die dergleichen Studien wieder selbst fallen lassen, doch wenigstens die Theilnahme dafür und das Verständnifs derselben verbreiten helfen. Solche Studien müssen dann (wenn sie sich auch jetzt noch vornämlich in den Schranken des 16ten und 17ten Jahrhunderts halten) von selbst auch in die ältere Zeit, in das Mittelalter zurückleiten, und das Interesse daran den Holländern *wissenschaftlich* wiedererobern, die schwerlich wie wir Deutschen vom Standpuncte des patriotischen und poetischen Enthusiasmus aus zu dem Mittelalter wieder vordringen dürften, ohngeachtet sie alle Ursache haben ihre Blicke auf einen gröfseren Kreis von Interessen zu werfen, als bis jetzt geschehen ist, da sie im letztverflossenen Jahrhundert theils durch Aenderung von Weltverhältnissen, theils durch eigne Schuld, theils auch durch schmähliche Behandlung von Seiten ihrer Nachbarn von Jahrzehnt zu Jahrzehnt politisch unbedeutender geworden sind, und neue Lebens- und Geistesmotive zu gewinnen suchen müssen, wenn sie nicht ihre Kräfte blos in der Vertheidigung des schon Erworbenen erschöpfen und sich dennoch auf der Vertheidigungslinie jährlich weiter zurückdrängen lassen wollen. Ein Vermögen (sowohl ein litterarisches wie ein pecuniäres oder politisches), zu welchem nicht neu hinzu erworben wird, wird kleiner; — das Stehenbleiben gelingt nur auf kurze Zeit;

Digitized by Google

fast auch da nur scheinbar und bietet in seinen Folgen immer das Bild einer *gesunkenen Gröfse;* eines Mannes, der an der früheren, an der verschwundenen Herrlichkeit zehrt. In solcher Lage aber (in welcher die Niederlande wirklich sind) ist ein nationaler Uebermuth, der, wie einer der neuesten holländischen Dichter ihn äufsert, von reinem, durch fremdes nicht *beschmaztem* Niederländerblut spricht, überall nicht zu brauchen; theils weil das Fundament, worauf ein solcher Uebermuth ruht, unwahr, theils weil eine solche, *mit Verachtung* sich gegen verwandtes Anderes abschliefsende Gesinnung überhaupt nicht segenbringend ist; selbst wenn das Blut, was diese Gesinnung begleitet, so rein wäre, wie das der Braminen. Doch wir wenden uns nun zu einem Theile der oben bezeichneten Dissertationen selbst (zu denen nämlich, die Themata behandeln, welche für die frühere niederländische Geschichte von Wichtigkeit sind) und gehen sie der oben angegebenen Reihe nach durch:

Nr. I. Diese Abhandlung ist nur ein beschränkterer Theil einer umfangreicheren: de instituto Caroli V, Belgicas provincias in unum reipublicae corpus componendi, ita ut in priore parte exponerentur consilii suscepti causae, in altera ejus perficiendi rationes. Das Thema hatte Hr. Prof. Thorbecke angerathen, Mangel an Zeit hinderte dessen vollständige Ausführung, die für die Zukunft verheifsen wird. Möge der in seinen Ansichten klare, in seiner Darstellung einfach tüchtige Verf. die Hoffnung, die er erweckt, erfüllen; möge er aber auch nicht übersehen, dafs in jenem Streben Karls V. und in den Schritten, die dieser zu dessen Verfolgung gethan hat, die Hauptursachen der ersten entschiedenen Entfremdung der Niederlande, des alten niederlotringischen Herzogthums, von den deutschen Bruderstämmen zu suchen sind.

Die Einleitung giebt in zweckmäfsiger Uebersicht die Umstände an, unter denen sich das Gebiet der Herzoge von Burgund in den Niederlanden bildete; ferner die Stellung dieser Herzoge zu Frankreich und zu Deutschland, und wie die allgemeinen Tendenzen des 15ten Jahrhunderts in die besonderen Bestrebungen der Herzoge eingriffen. Es wird hernach gezeigt, wie die Habsburger, nach Beerbung Karls des Kühnen, auch in den Utrechtischen Stiftslanden und in Friesland in Drenthe und Groeningen die fürstliche Gewalt an sich brachten wie nach langen Kämpfen bis zum Jahre 1543 Karl V. auch den unbestrittenen Besitz von Geldern erwarb.

Aus den so in den Händen der Habsburger zusammengekommenen niederlotringisch - friesischen Landschaften suchte Karl V. ein in sich einiges grofses Fürstenthum zu bilden. „Omnes inde ut eodem regimine, iisdem legibus, ac paribus tum erga principem, tum erga se invicem, tum erga exteros uterentur rationibus, efficere tentabat; ut sic conjunctae semper uni eidemque Domino obtemperarent seseque non haberent varias Civitates sed unius Universitatis socios." Alle Versuche der Könige von Frankreich dies neu sich bildende niederländische Fürstenthum wieder aufzulösen, scheiterten und bis 1544 erlangte Karl auch die gänzliche Freigebung der ihm gebliebenen ehemals zu Frankreich gehörigen niederländischen Herrschaften von allem Lehens- und Gerichtsnexus mit Frankreich. Ebenso suchte Karl sein niederländisches Fürstenthum freier zu stellen vom deutschen Reiche, indem er es zwar als burgundischen Kreis desselben, und so dafs dieser nun auch Flandern und Atrecht umfafste, constituirte; aber bestimmte, dafs diese Provinzen: ab omnibus Imperii legibus, constitutionibus ac jurisdictione immunes et exemtae erklärt, und pro provinciis, principatibus ac supremitibus liberis et non subditis anerkannt wurden. Sie sollten nur unter des Reiches Schutz stehen, und zu den gemeinen Reichslasten soviel wie zwei Kurfürsten, zu den Türkenkriegen soviel wie drei Kurfürsten beitragen.

Die Kämpfe der burgundischen, dann der habsburgischen Fürsten gegen Frankreich gaben inzwischen die erste Veranlassung zu Berufung allgemeiner Versammlungen der Staaten aus den niederländischen Herrschaften dieser Fürsten. So berief Philipp der Gute soviel bekannt ist zum erztenmale am 25sten April 1465 die Generalstaaten nach Brüssel, um von ihnen Geld zu dem Kriege der Ligue pour le bien publique und die feierliche Anerkennung Karls des Kühnen als seines Nachfolgers zu erhalten. In ähnlicher Weise hielt Karl der Kühne im July 1471 eine Versammlung der Generalstaaten in Abbeville, um die Mittel zu besserem Schutz gegen Frankreich zu erlangen u. s. w. Das Ansehen der Generalstaaten wuchs nach Karls des Kühnen Tode, als Maria, um sich zu behaupten, ihnen Zugeständnisse machen mufste: inter alia iis concessum fuit, ut libere et propria auctoritate conve-

Digitized by Google

nire liceret, quo de gravissimis rebus deliberarent. Doch scheint nie eine solche unberufene Versammlung statt gefunden zu haben, da die Fürsten selbst oft genug ein Interesse hatten, sie zu berufen. Besonders unter Karl V. fanden die Einberufungen der Generalstaaten häufig und regelmäfsig statt, so dafs in demselben Mafse, in welchem es Karl gelang, seine Niederlande nach aufsen abgeschlossener zu stellen, er auch in diesem Institut ein Mittel entwickelte zu gröfserer innerer Einheit; und der gröfseren Bedeutung, welche Karl den Generalstaaten zu geben wufste, mag es zuzuschreiben sein, dafs Dedel (in einer früher über diesen Gegenstand erschienenen Dissertation) ihn überhaupt als den Gründer des Instituts und die Versammlung vom Februar 1531 als die erste bezeichnet; was irrig ist.

Zu den Generalstaaten kamen die Staaten (oder deren Deputirten) von 13 Provincen (Brabant; Flandern; Atrecht; Hennegau; Holland; Zeeland; Namen; Utrecht; Ryfsel; die Stadt von Doornik; das Land von Doornik; Valenciennes und Mecheln). Gewöhnlich nicht dazu berufen wurden also die Staaten von Limburg, Luxemburg, Valkenburg, Geldern, Overyfsel, Friesland, Drenthe und Groeningen, die nur bei besonders wichtigen Veranlassungen zur Theilnahme eingeladen und sonst theils als unbedeutendere, theils als neuerlich erst erworbene Territorien von diesen allgemeinen Verhandlungen ausgeschlossen wurden. Antwerpen, und wohl unter gewifsen Voraussetzungen auch Limburg und Valkenburg nahmen durch Brabant, dem sie verbunden waren, Theil. Die Sitte der Provincialstaaten, sich in den Generalstaaten nicht sämmtlich persönlich einzufinden, sondern durch Deputationen vertreten zu lassen, findet sich schon in der Versammlung der Generalstaaten zu Gent im J. 1488. Die Deputationen waren natürlich aus eben soviel Ständen zusammengesetzt, aus wie vielen die jedesmaligen Provincialstaaten bestanden.

Die Berufung der Generalstaaten hatte statt durch die Fürsten oder durch ihre Generalstatthalter mittelst Briefen an die Provincialstatthalter oder an andere höhere Behörden der Provinzen. Weder die Zeit der Berufung noch der Ort unterlagen einer anderen Bestimmung als welche das Bedürfnifs und der Wille des Regierenden gab; doch konnten die Staaten von Brabant ohne ihren guten Willen nicht aufserhalb ihrer Provinz versammelt werden, weshalb wir die meisten Generalstaatenversammlungen in Brüfsel finden, was ohnehin Sitz der Regierung war.

Waren die Eingeladenen versammelt (zu spätkommende zahlten Strafe), so begann die Tagfahrt (dachvaert generael) durch eine Rede, die zuweilen der Fürst oder dessen Statthalter, in der Regel der Präsident des Geheimenrathes hielt, und in welcher zuerst die generale propositie vorgetragen wurde. Dann wurde an jede Provinz die particuliere propositie (das heifst das Verlangen ihrer bestimmten theilweisen Bewilligung) besonders gerichtet und schriftlich übergeben, um den Mandanten darüber referiren zu lassen (rapport te doen). Hierauf reisten alle heim, referirten und berathschlagten in den einzelnen Provincialstaatencollegien; fafsten hier einen Beschlufs (acte van conclusie) und kamen dann zu bestimmtem Tage wieder in den Generalstaaten zusammen. Hier verweigerten sie dann entweder das in der propositie Verlangte, oder gaben ihre Einstimmung (acte van consent); da diese Einstimmung oft von Bedingungen abhängig gemacht ward, erhielten die Staaten dann eine acte van acceptatie, in welcher erklärt war, in wie weit die Regierung auf diese Bedingungen eingegangen sei. — Dies war nun allerdings die weitläuftigste Form der Unterhandlung; sollte sie abgekürzt werden, so wurde der Inhalt der propositie schon in das Einladungsschreiben aufgenommen, und die Staatendeputirten kamen sofort mit ausreichenden Vollmachten zusammen.

In den Provincialstaaten stimmte in der Regel jedes Mitglied ein nur vorbehaltlich, wenn's *alle* zufrieden wären; und ebenso war ein Beschlufs der Generalstaaten abhängig von der Einstimmung *aller* Provincen; kam nun viel auf die Bewilligung an, so mufsten die Deputirten der widersprechenden Landschaften wohl *öfter* nach Hause reisen, um ihr Heil mit neuen Unterhandlungen zu versuchen. Von der Nothwendigkeit der *Tyrannei der Mehrzahl*, die unsere neuere constitutionelle Weisheit so sehr charakterisirt, war man damals weder in den Niederlanden noch überhaupt in den älteren deutschen Ständen überzeugt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1) *Historia ordinum generalium Belgii sub Carolo V. a Franc. Guil. Arm. Beelaerts van Blokland conscr.*

2) *Ordinum generalium totius Belgii historia ab obitu Requesentii usque ad expugnatam Antverpiam* 1576—1584. *a Fred. Guil. Adr. van Knobelsdorff conscr.*

3) *De potestate Guilielmi I., Hollandiae sub Philippo II. gubernatoris, cum ordinaria tum extraordinaria scrips. Alexander Gordon.*

4) *Historia muneris consiliarii pensionarii Hollandiae a Jac. Georg. Hieron. van Tets conscr.*

5) *Historia satisfactionis Rheno-Trajectinae a Did. Jac. Scherer conscr.*

6) *Historia instituti cancellarii et consiliariorum in Transisalaniam a Carolo V. et Philippo II. introducti a Joa. van Doorninck conscr.*

7) *Historia ordinum Frisiae a Carolo V. usque ad ejuratum Philippum II.* 1515—1581. *a Sybr. Guil. Henr. Adr. van Beyma thoe Kingma.*

(Fortsetzung).

Dagegen aber kam es auch sehr selten vor, dafs *Ein* Glied oder *Wenige* sich wirklich auf die Dauer dem widersetzt hätten, was die grofse Mehrzahl für zweckmäfsig erkannte. In den Provincialstaaten bildete sich daher die Herrschaft der Mehrzahl hie und da in Karls V. Zeit Gewohnheitsweise; in den Generalstaaten *nie*; da galt es also für die Regierung, Geduld haben; und wo möglich den eignen Vortheil der Weigernden mit dem Zugeständnifs des Verweigerten zu verknüpfen. Oft liefs die Regierung dann durch besondere Commissarien bei den Provincialstaaten unterhandeln, und diese traten aus den verschiedenen Landschaften in vermittelnde Communication.

Die gewöhnlich in den Generalstaaten-Propositien zur Verhandlung kommenden Gegenstände waren: 1) *allgemeine Landessteuern.* Nothwendigkeit und Bestimmung derselben wurden von der Regierung dargelegt; die Quoten der einzelnen Landschaften nach deren Kräften bestimmt; und zwar wie es scheint zu verschiedenen Zeiten nach verschiedenen Verhältnissen, doch so dafs sich gewisse Gewohnheiten bildeten. Die Bewilligung hatte gemeiniglich auf mehrere Jahre statt. Zuweilen wurde die Steuer auch vorzugsweise von Einer Provinz oder von einigen gefordert, wenn diese besonders bei dem betheiligt waren, was mit dem Gelde erreicht werden sollte. Die Staaten hatten auch almälig eine Theilnahme hinsichtlich der Aufbringung der Steuer erlangt; denn die Provincen waren hinsichtlich der letzteren nicht gleich organisirt. Erst Karl V. suchte auch der Art der Aufbringung nach *gleiche* Steuern in allen Niederlanden; doch drang er nicht durch, da besonders die Fläminger diesem Nivelliren widerstanden. Auch die Holländer antworteten 1552: dat't selve niet doenlyk was, overmits de natuyre van den Lande divers is. — Auch die Rechnungen über die aufgebrachten und verwendeten Steuern sahen zuweilen die Generalstaaten durch. 2) *Administrative Angelegenheiten* (burgerlyke regiering). Die Einmischung in diese gewährte den Ständen das Steuerbedürfnifs der Fürsten; doch wünschten zuweilen die Fürsten selbst auch guten Rath, und namentlich suchte Karl auf diesem Wege seine Ineinsbildung der Niederlande zu erreichen; er legte seine algemeene plakaten vorher oft den Staaten vor; so z. B. 't groot plakaat concernerende de politie dezer Landen vom 7ten Oct. 1531 und 't eeuwig edict vom 4ten Oct. 1540. 3) *Einungen der Niederlanden* unter ihrem Fürsten zu bestimmten Zwecken z. B.

Digitized by Google

zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen auswärtige Feinde u. dergl. Alle solche besondere, oft nur unter einzelnen Provincen geschlossenen Einungen hatten ebenfalls den Zweck, Karls Plane der Ineinsbildung aller Niederlande zu fördern. Flandern und Friesland zeigten sich hierin am widerstrebendsten. 4) Auch bei *Eingehung von Krieg und Frieden* wurden die Generalstaaten gefragt. Nicht als hätten sie ein Recht gehabt hierüber zu bestimmen; aber sie bestimmten über die Mittel dazu, und deshalb hatte der Fürst selbst ein Interesse ihren guten Willen zu suchen. 5) *Bei streitigen Fragen in Beziehung auf das Erbrecht der Fürsten* entschieden die Stände über das Recht; und wenn der rechtmäfsige Fürst *minorenn, gefangen* oder *sonst in Bedrängnifs war*, nahmen sie sich der Regierung an.

Alle diese Sätze sind hinlänglich durch historische Quellen belegt, unter welche letzteren aber die Protokolle der Generalstaaten nicht gehören, denn diese sind bis 1576 überhaupt nicht vorhanden gewesen oder verloren. — Im Anhange sind aus Handschriften mitgetheilt die generale propositie vom 15ten Febr. 1553; die vom 1ten März 1554; die vom 10ten Aug. 1554; endlich die vom 1ten Nov. 1549. Sämmtlich in französischer Sprache.

Nr. II. Diese Abhandlung giebt uns nun die Geschichte der Generalstaaten von dem Zeitpunkt an, wo deren Verhandlungen noch vorhanden sind.

Als im Laufe des Jahres 1576 nach Requesens Tode die Schwäche und Hülflosigkeit des regierenden Rathes die Provincen darauf verweisen mufste, sich gegen die aufgeregte Soldatesca selbst zu helfen, regte sich bei diesen der Wunsch möglichst einträchtiglich zu handeln, und Oranien förderte in diesem Sinne. Da fanden sich im Sept. Deputirte der Staaten von Flandern, Atrecht und Hennegau in Brüssel ein, wo die Staaten von Brabant versammelt waren. Dieses aus den genannten Provincen gebildete Collegium nahm nun die ganze Landesregierung in denselben in seine Hände, und im Oktober schlofs sich ihnen auch Namen durch Deputirte an, so wie Ryfsel (nebst Douai und Orchies) und Utrecht. Im November (am 8ten) wurde in der s. g. Genter Pacification ein Vertrag mit Holland und Zeeland, die (weil sie die reformirte Kirche aufgenommen) eine von der der übrigen Provincen verschiedene Stellung zum Könige hatten, geschlossen, der zwar auch diese Provincen den Generalstaaten beitreten liefs, aber unter der Beschränkung, dafs alle Beschlüsse der Generalstaaten hier Geltung nur erhielten, wenn sie der Prinz von Oranien und die höheren Behörden der Provincen bestätigten. Bis zum December, schlofs sich Gelderland an, und im April des nächsten Jahres Friesland, im May Overyfsel und Groeningen. Diese so versammelten Staaten und Deputationen verhandelten ganz in der Weise der früher vom Fürsten einberufenen Generalstaaten.

Diese Versammlung verlangte (sofort bei den ersten Schritten, die sie that, ihre Handlungsweise bei dem spanischen Hofe zu rechtfertigen) die Entfernung der fremden Truppen aus dem Lande; wobei sie sich auf alte Privilegien berief. Noch im May 1488 war den brabantischen Landschaften von ihrem Fürsten zugestanden worden: de hertogh van Brabant met de landen van Overmaeze (d. i. Limburg, Valkenburg, Herzogenrad und Dalem) mach gheen vreemt kryghsvolc int Lant brengen ofte houden, *dan met consent der staten*. Aehnlicher Privilegien erfreuten sich fast alle Provincen.

Inzwischen liefsen es die Generalstaaten nicht bei schriftlicher Berufung auf ihre Rechte bewenden, sondern schlofsen am 9ten Jan. 1577 einen Bund (unie), quo se invicem sub poena infamiae obligarunt ad coepta uno eodemque consilio perficienda. Die einzelnen Deputationen sagten Namens ihrer Mandanten zu, sie wollten die römisch-katholische Kirche und die unterdessen zu Stande gekommene Genter Pacification aufrecht halten; übrigens aber (vorbehaltlich des dem Könige von Spanien schuldigen Gehorsams) die fremden Truppen aus dem Lande treiben, und allen Verkehr mit denen abbrechen, die dieser Vereinigung in den Niederlanden nicht beiträten.

Die Unterhandlungen, welche die so vereinigten Generalstaaten mit Don Juan, den der König unterdefs als Generalgouverneur sandte, pflogen, führten am 12ten Febr. 1577 zum ewigen Edict, dessen Inhalt wir als bekannt voraussetzen. Es wurde am 7ten April durch ein königliches Dekret bestätigt, und die fremden Truppen räumten das Land mit Ausnahme der Deutschen. Don Juan wurde von den Generalstaaten in Brüssel als Generalgouverneur empfangen am 1ten May; zeigte sich aber bald geneigter, Gewaltherrschaft zu gründen, als mit dem guten Willen

Digitized by Google

der Generalstaaten und der Genter Pacification gemäfs zu regieren. Die Generalstaaten verlangten wiederholt (am 24sten Aug. und am 8ten Sept.) einen anderen Statthalter und wollten zuletzt Don Juan auf die Residenz innerhalb des luxemburgischen Gebietes beschränken; ja! liefsen sich auch nicht durch seine Drohungen einschüchtern, sondern erklärten ihn für einen meineidigen Feind des Vaterlandes. Am 25sten Jan. 1578 sagte er den Generalstaaten den Krieg an, und des Königs Antworten, die Herr de Selles am 30sten Januar überbrachte, liefsen keinen gütlichen Ausweg übrig. Philipp erklärte nicht lange hernach die Generalstaaten für aufgelöst und verbot, ihnen Steuern zu zahlen oder zu gehorchen.

Nachdem die Dinge auf diesen Punkt gekommen waren, griff der Kaiser noch ein, und im May 1579 trat in Cöln ein Congrefs zusammen, wo Deputirte der Staaten und Gesandte des Königes unter kaiserlicher Vermittelung unterhandelten. Diese Unterhandlungen finden wir in vorliegender Arbeit nach ihren Hauptpunkten klar dargestellt. Die Unterhandlungen scheiterten, weil die Generalstaaten durchaus erreichen wollten, dafs die Regierung an ihren guten Willen für die Zukunft gebunden sein solle. Ein Ziel, was, so anmafsend der Vorsatz desselben erscheint, doch nach der von D. Juan geübten Wortbrüchigkeit das einzige blieb, auf welches man steuern mufste, wenn man sich nicht ganz unterwerfen wollte. Während aber diese Cölner Unterhandlungen so resultatlos fortgingen, schlossen die wallonischen Provincen separatim ihren Frieden mit dem Könige, und trennten sich von der Sache der Generalstaaten, die unterdefs nicht einmal einen Waffenstillstand erlangen konnten. Dies hatte die Folge, dafs die Generalstaaten wirklich in ihrer Versammlung zu Amsterdam (im März 1581) an entschiedenen Abfall von Philipp dachten. Die Lossagung wurde am 26sten Juli in einer Versammlung der Staaten im Haag feierlich erklärt, weil Philipp die Freiheiten und Rechte der Lande mit Füfsen getreten habe und in keiner Weise von den Staaten zu gütlicher Ausgleichung zu bewegen gewesen sei. Dadurch schlossen sich die Generalstaaten den schon früher feindlicher gegen die Regierung stehenden Provinzen Holland und Zeeland entschieden an, und des Königs Name und Titel machte in den Niederlanden dem Präsidenten und dem Landrath ('t Hooft ende Landraedt) Platz, den die Staaten zur Regierung bestellten. So blieb es, bis der Herzog von Alençon am 19ten Febr. 1582 nach Antwerpen kam, dem sich jedoch Holland und Zeeland nicht in der Weise wie die anderen Provinzen anschlossen.

Während der Zeit, hinsichtlich welcher wir eben die Beziehungen der Generalstaaten zu der königlichen Regierung überblickten, war auch das Verhältnifs dieser Niederlande zum Reiche noch ein leidlich lebendiges. Die Generalstaaten stellten dem Kaiser vor, wie das Schicksal des burgundischen Kreises dem Reiche überhaupt und aus vielen Gründen nicht gleichgültig sein könne. Leider starb Maximilian II. und Rudolf II. folgte in dieser Zeit, doch hatten nachher die Cölner Vermittelungsversuche statt. Der westphälische Kreis war durch die Spanier verletzt worden, indem die empörte Soldatesca lüttichscher Territorien nicht geschont hatte; an diesen Kreis also wendeten sich die Generalstaaten um Theilnahme; die Fürsten dieses Kreises aber liefsen alles auf dem Kaiser beruhen, der durch des Erzherzog Mathias Flucht aus Wien (3te Oct. 1577) und durch dessen Verhältnifs zu den Generalstaaten bewogen wurde, sich den Spaniern überall geneigter auszusprechen. St. Aldegonde war noch einmal im Auftrage der Generalstaaten auf einem Reichstage, und erinnerte den Kaiser an seinen Eid, kein Reichsland durch Fremde in Besitz nehmen und dem Reiche entziehen zu lassen; aber kein deutscher Fürst, als die Nassauer Grafen, war bei den Verhältnissen der Niederlande interessirt; die Verhandlungen in Cöln waren also das Aeufserste, wozu es die Schmählichkeit der damaligen Zeit Deutschlands für die Niederlande brachte. Demohnerachtet versicherte im Sommer 1582 noch einmal eine feierliche Gesandtschaft der Generalstaaten dem Reichstage in Augsburg, wenn man nur die Spanier in Deutschland nicht werben lassen wolle, wollten sie nicht nur dem Reiche die schuldige Treue bewahren, sondern sich ihm noch inniger als bisher anschliefsen. Die Gesandtschaft erlangte auch diesmal nichts tröstliches.

Die Unterhandlungen der Generalstaaten mit der Königin von England, mit dem französischen Hofe, mit dem Bischof von Lüttich u. s. w. übergehen wir.

Was die Einrichtung der unter der Leitung der Generalstaaten statt habenden inneren Administration anbetrifft, so blieb diese Anfangs in den wesentlichen

Digitized by Google

Formen die frühere. Das Conseil d'Estat liefsen die Staaten an der Spitze; von ihm liefsen sie auch alle ihre Beschlüsse bestätigen. So dauerten die Verhältnisse bis zu dem offenen Zerwürfnifs mit D. Juan, dem sich ein Theil des Staatsrathes anschlofs. Dann stellten die Staaten am 8ten Dec. 1577 den Erzherzog Mathias vertragsmäfsig an die Spitze der Landesadministration; der Erzherzog nahm die gestellten Bedingungen am 17ten Dec. an, und leistete am 20sten Jan. 1578 den geforderten Eid, nachdem er einem Beschlusse der G. St. zu Folge auch Oranien als seinen Beistand bei der Landesregierung angenommen. Die obrigkeitlichen Edicte ergingen seitdem durch: Matthias Gouverneur en Capiteyn Generael der Nederlanden, met advyse van onsen Neve ende Lieutenant Generael Prince van Orangien. Um aber Oranien ein Gegengewicht zu geben (und nicht blos, wie der Verf. angibt, um die Kriegsmacht zu erhöhen), setzte eine Partei in den südlichen Provinzen durch, dafs der Herzog von Alençon ernannt wurde (am 13ten Aug., 1578) zum: Beschermer van de liberteyt van de Nederlanden teghen de tyrannie van de Spanjaerden. Dieser Ernennung zu Folge sollte der Herzog den Staaten mit 10,000 z. F. und 2,000 z. R. zu Hülfe kommen und wenn nach 3 Monaten die Spanier noch nicht vertrieben seien mit noch 3500 z. F., Alles theils Niederländern theils Franzosen unter gemeinschaftlichem Befehl der Staaten und des Herzogs. In die politie und das gouvernement sollte sich der Herzog nicht mischen, auch keinen particularen Vertrag mit einer einzelnen Provinz oder einer Stadt eingehen. Dafür sollte er, wenn die Staaten nach beendigtem Kriege sich nach einem neuen Herren umsähen, vor allen anderen gewählt werden; bis dahin zu Sicherstellung wegen seiner Geldausgaben drei feste Städte übergeben erhalten, und alle östlich der Maas gelegenen Orte, die er mit Gewalt der Waffen erobern würde, ganz — die sich in diesen Gegenden durch Capitulation ergeben würden, halb, als erbliches Besitzthum. Auch wollten die Staaten dem Herzoge in seinen Kriegen beistehen, nur nicht gegen das deutsche Reich, noch gegen die Königin von England. — Der ganze Vertrag führte zu nichts, und Alençon sagte ihn am 8ten Nov. 1578 auf. Die Staaten aber blieben mit ihm in Verbindung und schlossen später mit ihm den zweiten Vertrag, in dessen Folge er, wie wir erwähnt haben, nach Antwerpen kam, als Fürst des Landes (nur blieben in Holland, Zeeland und Utrecht Oranien die Rechte, die ihm hier schon zugestanden waren).

Hinsichtlich der Verwaltung der einzelnen Provinzen ernannten die Generalstaaten, wo es nöthig war, die Statthalter. So den Grafen von Rennenberg zum Statthalter von Friesland, Gröningen und Drenthe, selbst ehe noch die Staaten dieser Provinzen sich den Generalstaaten entschieden angeschlossen hatten. Doch behielten sich die Provinzen seitdem ein Bestätigungsrecht des Statthalters vor. Am 11ten Juni 1580 ernannten Mathias und die Generalstaaten Oranien zum Statthalter von Friesland, und am 10ten Nov. 1584 die Generalstaaten allein an dessen Stelle in Friesland den Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau. Mathias und die Generalstaaten ernannten ebenso den Grafen Johann von Nassau auf den Vorschlag der Provinzialstaaten zum Statthalter von Geldern; ferner die Generalstaaten im Sommer 1584 den Grafen von Nieuwenaer zum Statthalter von Overyssel. In den späteren Verträgen mit Alençon und mit Oranien wird jedoch den einzelnen Provinzen das Recht der Annahme und selbst der Ernennung ihres Statthalters unter Bestätigung der Generalstaaten reservirt. — Was in der vorliegenden Abhandlung noch von der Stellung der Generalstaaten zu der Verwaltung des allgemeinen Heer- Geld- und Kirchenwesens gesagt ist, übergehen wir hier, weil es uns in zu specielle Erörterungen hereinführen würde.

Diese Abhandlung empfiehlt sich dadurch, dafs sie Verhältnisse, die in jeder Geschichte der Niederlande berührt, aber in der Regel auch nur berührt werden, zum Gegenstand einer klaren Erörterung macht, und Ref. gesteht durch die ihm hier vorliegende Geschichte der Generalstaaten in seinen Ansichten von dem Verhältnifs der Generalstaaten zu den Provinzialstaaten, und also auch in Beziehung auf die Frage, welche später Lebensfrage wurde, ob die Souveränetätsrechte in den Niederlanden mit mehr Recht den Generalstaaten oder den Provinzialstaaten angehörten, wesentlich umgestimmt worden zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1) *Historia ordinum generalium Belgii sub Carolo V. a Franc. Guil. Arm. Beelaerts van Blokland conscr.*

2) *Ordinum generalium totius Belgii historia ab obitu Requesentii usque ad expugnatam Antverpiam* 1576—1584. *a Fred. Guil. Adr. van Knobelsdorff conscr.*

3) *De potestate Guilielmi I., Hollandiae sub Philippo II. gubernatoris, cum ordinaria tum extraordinaria scrips. Alexander Gordon.*

4) *Historia muneris consiliarii pensionarii Hollandiae a Jac. Georg. Hieron. van Tets conscr.*

5) *Historia satisfactionis Rheno-Trajectinae a Did. Jac. Scherer conscr.*

6) *Historia instituti cancellarii et consiliariorum in Transisalaniam a Carolo V. et Philippo II. introducti a Joa. van Doorninck conscr.*

7) *Historia ordinum Frisiae a Carolo V. usque ad ejuratum Philippum II.* 1515—1581. *a Sybr. Guil. Henr. Adr. van Beyma thoe Kingma.*

(Fortsetzung.)

Nr. III. Zuvörderst werden, und mit Recht, die durch Kluit zu Anerkennung gebrachten Meinungen, dafs die Landeshoheit der alten Hollandsgrafen eine reine Staatsgewalt gewesen, und dafs der Statthalter Wilhelm diese reine Staatsgewalt in ihrem ganzen Umfange durch sein statthalterisches Amt zugetheilt bekommen habe, abgewiesen. Der Inhalt der ganzen Abhandlung wird unter die beiden Gesichtspuncte geordnet: 1) zu erforschen, welche Art von Gewalt *wirklich* mit Wilhelms Stellung verbunden war, so lange er dieselbe als eine der Generalstatthalterin untergeordnete einnahm; und 2) zu zeigen von welcher Art die aufserordentliche statthalterische Gewalt war, welche Wilhelm übte, nachdem sich seine Provinzen von dem Generalgouvernement losgerissen, und gegen Alba empört hatten.

Als Quellen für die Behandlung des ersten Punctes dienten besonders drei Instructionen für Wilhelm vom 8ten und 9ten Aug. 1559, die auch im Anhange aus dem Stads Groot-Memoriaal der Stadt Amsterdam (nach Wagenaar) und aus dem ersten Memoriaalboek van den Hove van Holland abgedruckt mitgetheilt werden. Als Hauptquellen für den zweiten Punct sind die Resolutien van de Staten 's Lands van Holland genannt. Die Instructionen des Hofes von Holland vom J. 1510, 1531 und 1562; des Lehnshofes vom J. 1469 und 1519, der Generalstatthalter von 1518 und 1520, des Staatsrathes von 1531, der früheren Statthalter in Holland und Friesland, ferner die Werke von Guicciardini und Bor dienten in zweiter Reihe als Belege.

Die Provincialstatthalter waren dem Generalstatthalter untergeordnet, hatten von ihm Befehle anzunehmen und an ihn in allen wichtigeren Vorkommenheiten zu berichten. Dem Generalstatthalter zur Seite standen gewisse Collegien. Solcher Collegien hatten die Herzoge von Burgund in früherer Zeit nur eines gehabt, den sogenannten Staatsrath; später wurden die Geschäfte dieses Collegii an drei Collegien vertheilt, nämlich 1) *Raad van State*; dieser hatte alle Kriegs- und Friedenssachen, überhaupt auswärtige Angelegenheiten; sodann die oberste Macht und Controle über alle Theile der Verwaltung. 2) *Geheime Raad*; dieser hatte Justiz- und Polizeisachen (burgerlyk bestuur); Privilegien- Dispens- und Gnadensachen; besonders fielen ihm alle Rechtssachen zur Entscheidung anheim, für die kein besonderes Forum vorhanden war. 3) *Raad van Financien*; dieser hatte die Domanial- und Regaliensachen, so wie die ganze Verwaltung der Geldangelegenheiten. — Unter dem durch diese Räthe unter-

Digitized by Google

stützten Generalstatthalter standen die Provinzialstatthalter, die natürlich zu Nichts ein Recht hatten, wozu der Fürst oder dessen Generalstatthalter nicht selbst ein Recht hatte, und welche zur Residenz in ihren Provinzen verpflichtet waren. Die Herzoge von Burgund hatten überhaupt den Grundsatz, weniger einzelnen Dienern als Collegien zu vertrauen; dem zu Folge war auch jeder Provinzialstatthalter hinsichtlich seiner Thätigkeit an Räthe und an andere Diener des Fürsten gewiesen, und durfte namentlich Amtshandlungen nicht durch andere als durch die dazu bestellten fürstlichen Diener verrichten lassen. In Lehenssachen war er an die mannen van leenen gewiesen u. s. w.

Besonders war dem Statthalter anempfohlen dahin zu sehen, dafs die Hoheitsrechte des Fürsten (namentlich bei Besetzung der städtischen Magistrate) nicht geschmälert würden; dafs alle fürstlichen Diener ihre Amtsobliegenheiten erfüllten; er konnte die letzteren vor sich bescheiden und ermahnen, durfte sie aber nicht selbst strafen. Auch durfte er sich nicht selbst einen Stellvertreter (Lieutenant Stadhouder) setzen.

Dem Provincialstatthalter waren aus dem Amtskreise des Staats- und Geheimen-Rathes alle Sachen überwiesen, die rasch oder an Ort und Stelle erledigt werden mufsten; wogegen hinsichtlich der übrigen Dinge dieser Art der Statthalter nur ein Aufsichtsrecht über die Ausführung übte. Der Statthalter hatte die bürgerliche und kirchliche Polizei in der Provinz, überhaupt den Schirm des Eigenthums und des Rechts, oder wie man es wohl früher ausdrückte, die höheren Vogteigerechtsame über Städte, Orte, Kirchen, Klöster und das ganze Land, wie sie dem Landesherrn zustand. In Nothfällen konnte er den Adel, und wer sonst dem Aufgebot des Landesherrn zu folgen verpflichtet war, selbst zu Schirmung des Landes aufbieten; auch konnte er, wenn es nothwendig war, die Staaten der Landschaft berufen; hingegen die Anstellung fürstlicher Diener und Amtleute hing nur in sehr beschränkter Weise von ihm ab; bald hatte er nur mehrere zur Wahl des Fürsten vorzuschlagen, bald nur ad interim Stellen zu besetzen, oder höchstens ganz unbedeutende allein; auch diese Rechte bildeten sich erst unter Karl V. Sogar das Ausstellen von Geleitsbriefen war dem Geheimen-Rathe vorbehalten.

Der Provincialstatthalter von Holland war aufserdem Präsident des Hofes (Obergerichts) von Holland und konnte dessen Sessionen in dieser Eigenschaft beiwohnen, so oft er wollte. In seiner Abwesenheit präsidirte der erste Rath, der dann wohl auch zuweilen den Titel eines Präsidenten führt, und seit 1495 das grofse, seit 1510 auch das kleine Siegel des Hofes von Holland, die sonst in den Händen des Statthalters waren, hat. Der Statthalter hatte seit 1510 nur das Siegel des Lehenshofes. Der Statthalter in Gemeinschaft mit dem Collegio des Hofes von Holland hatte die Sorge und Controle für alle bürgerliche und Criminal-Justizanstalten in der Provinz; doch durfte der Statthalter nirgends hindernd oder ändernd in den ordnungsmäfsigen Rechtsgang eingreifen. Alle bedeutenderen Privilegien- und alle Gnadensachen, sobald es sich um Lebens- und Vermögensconfiscations-Strafen handelte, waren dem Statthalter entzogen, und dem Geheimenrathe oder dem Fürsten vorbehalten. Dagegen war er Präsident des 1469 errichteten Lehenshofes, konnte aber diese Thätigkeit einem Stellvertreter (gecommitteerde) übertragen.

Hinsichtlich der Finanzverwaltung stand dem Statthalter von Holland nur eine allgemeine Oberaufsicht und Sorge, dafs die fürstlichen Domänen und Renten nicht verringert oder verwahrlost würden, zu. Der Landrentmeester, die Rentkammer im Haag u. s. w. hatten die specielleren Verwaltungsbesorgungen und standen in dieser Beziehung unter dem Raad van Financien. Ueber Forsten und Jagden war ein besonderer Opperhoutvester gesetzt. Dafs Wilhelm von Oranien seit 1560 zugleich Opperhoutvester und Statthalter war, war blofser Zufall. In die Steuerverwaltung griff der Statthalter nur ein, wo er speciellen Auftrag dazu erhielt. Dagegen stand ihm die Controle der Verwaltung des Communalgüterwesens und der städtischen Einkünfte zu. Das Münzwesen war ihm entzogen, und stand unter dem Muntmeester generael.

Ebenso war dem Statthalter alles entzogen, was die Marine anging. Dies war überall dem Admiral (Stadhouder generael en oppersten Officier in de Zee en in de kanten van dienre) und dessen Stellvertretern übergeben. Die Staaten von Holland behaupteten jedoch, in ihrer Provinz gehöre die Sorge für die Marine dem Statthalter in Verein mit den Staaten und suchten sich diesem allgemein-niederländischen Beamteten, dem Admiral, zu entziehen. Bei diesem Streben waren sie am Ende glücklich; sie behielten we-

Digitized by Google

nigstens eine Theilnahme und das Recht der Ausstellung von Caperbriefen; und die einzelnen Städte behaupteten die Jurisdiction in ihren Marinesachen und die Ernennung der Schiffsführer. Nur die Flotte, soweit sie des Fürsten Eigenthum war, stand unter dem Admiral, dessen Befugnisse in Beziehung auf das übrige Seewesen in ihren Grenzen vielfach einen Gegenstand der Unterhandlung abgaben.

Das Kriegswesen zu Lande war schon mehr in den Händen des Provinzialstatthalters, doch war es in den Hauptsachen auch dem Staatsrath und dem Finanzrath vorbehalten, obgleich der Statthalter z. B. in Holland auch stets während des 16ten Jahrhunderts Amt und Titel hatte eines Capiteyns van Holland. Als solcher hatte er für die Erhaltung der Vesten und ihrer Besatzungen zu sorgen; durfte aber die Besatzungen nicht zu anderem Dienste verwenden, als wozu sie bestimmt waren. Auch konnte er nicht neue Befestigungen anlegen, und mufste hinsichtlich der Waffen- und Munitions-Versorgung berichten an „die van de Financien." Auch konnte der Gouverneur nicht selbst Truppen werben, sondern mufste in dieser Hinsicht Befehle erwarten; andere hatte er an unbefugten Truppenaufstellungen und an dem Aufbau fester Werke zu hindern, und konnte zu diesem Ende, so wie überhaupt, wenn die Noth einen solchen Schritt rechtfertigte, alle angesessenen Leute der Provinz aufbieten, sowohl den Adel, als die welgeborenen, als die gemeene buren oder huislieden. In der Regel aber war für jede Ortschaft eine gewisse Anzahl bewaffneter Männer festgesetzt, die er zu solchen Aufgeboten stellen mufste; und auch wohl verschiedentlich bestimmt, dafs aus gewissen Orten nur mit Lieferungen, aus anderen nur mit Ruderern u. s. w. gedient wurde. Das letzte Aufgebot dieser Art im Namen des Fürsten ist vom 12ten Sept. 1569 zu Bewachung des Strandes gegen die Watergeuzen.

Aus allem diesen geht klar hervor, dafs der Provinzialstatthalter, auch entfernt nicht, weder eine reine Staatsgewalt exercirte (die damals der Fürst selbst nicht hatte), noch auch den Fürsten im ganzen Umfang der Gewalt, die diesem zustand, repräsentirte. Er war ein blofser Beamteter mit sehr beschränkten Vollmachten, und nachdem sich die Staaten von Philipp II. losgesagt hatten, war nicht der Statthalter, sondern die General-Staaten waren Inhaber der fürstlichen Rechte geworden, so dafs, welche gröfsere Gewalt auch Oranien seit 1572 als Statthalter übte, er sie immer nur im Auftrage der Staaten üben konnte, und zwar so, dafs die Staaten selbst diesen Auftrag nur als eine durch die Noth erzwungene That, und als einen wesentlich von der Bestellung durch den Fürsten verschiedenen Act ansehen mufsten. „Hactenus vero inter Ordines et Comitem, imperii exercitium alii mandantes, multum differebat, quod Comes non potuisset conferre potestatem, cui ipse esset subjectus; Ordines autem, quoniam non juris sui sed Comitis exercitium mandabant, mandatario eandem tribuere poterant in se auctoritatem, quam Comes, hac in parte, fuisset habiturus."

Wilhelm von Oranien war vom 8ten August 1559 an Statthalter von Holland und Zeeland, bis er diese Stelle niederlegte und aufser Landes ging. Da trat am 7ten May 1567 an seine Stelle der Graf de Bossu. Nachdem aber Holland gegen Alba aufgestanden war, erkannten die Staaten der Provinz am 19ten July 1572 Wilhelm abermals als Statthalter von Holland, Zeeland und Utrecht an, weil er früher diese Stellung vom Fürsten in gesetzlich geordneter Weise erhalten, dieselbe aber nicht in gesetzlich geordneter Weise verloren hat. Trotz dem, dafs Prinz Wilhelm auf diese Weise nur wieder in seine frühere Amtsgewalt einzutreten schien, war diese doch eine wesentlich veränderte, denn er verdankte sie nicht nur jetzt der Anerkennung der Staaten, sondern mufste auch die Beschränkungen, die sie sonst zu Gunsten des Generalstatthalters und der höheren Collegien gehabt, überschreiten, und konnte sie nur überschreiten in Folge der Anerkennung und des Auftrages der Staaten, die auch später mehrfach ausdrücklich aussprachen, dafs sie ihm eine Gewalt ertheilt: „boven d'autoriteyt ende macht die hem te voren competeerde." — Guilielmus Arausiacus ipse anno adhuc 1579 distinguit inter potestatem ad se ex instructionibus et commissione a. 1559 pertinentem et eam, quae a. 1576 ipsi erat collata.

Diese *neue* statthalterische Gewalt, die sich in Oraniens Händen nach 1572 und besonders seit 1576 entwickelte, unterschied sich aber, abgesehen von den Ergänzungen durch höhere Gewalt, noch nach zweien Seiten von der früheren. Der Hof von Holland, der sich durch die Flucht fast aller seiner Glieder eine Zeitlang aufgelöst, erhielt nur die Justiz, nicht die

Digitized by Google

Polizeisachen (die er früher gehabt) bei seiner Wiedereinrichtung zurück; und die kirchliche Polizei, welche der Statthalter früher zu Gunsten der römischen Kirche hatte üben müssen, wurde ganz aufgegeben. Hier verlor, dort gewann der Gouverneur an Gewalt.

Die höhere Gewalt, welche zu der statthalterischen hinzukam, bestand darin: 1) dafs ihn die Provinz in Abwesenheit des Fürsten als Beschermer en Hooft anerkannte; 2) dafs die Provinz weder ohne ihn sich mit dem Fürsten friedlich vertragen, noch überhaupt ohne seinen Rath etwas wichtiges vornehmen wollte. Man sieht, diese höhere Gewalt ist Resultat eines gegenseitigen Vertrages, und zwar ist sie ihrem Inhalte nach keine andere als die, welche zeither der Generalstatthalter theils über theils neben dem Provinzialstatthalter, theils selbst theils durch die höheren, allgemein-niederländischen Collegien übte. Prinz Wilhelm hatte nun die auswärtigen Angelegenheiten der Lande, deren Statthalter er war, ganz in der Art in Händen, wie diese früher der Generalgouverneur mit dem Staatsrathe gehabt; ebenso war es hinsichtlich der Kriegsgewalt zu Lande. Zur See übte er nicht alle Macht, die zuletzt der Admiral gehabt; denn die Provinzial-Staaten und die einzelnen Städte behielten sich in Beziehung auf ihn die Rechte vor, über die sie früher mit dem Admiral gestritten, und er hatte einen Raad van Admiraliteyt neben sich. — Ferner hatte Prinz Wilhelm die höchste Leitung der Justiz und Polizei gerade wie sie zeither der Generalstatthalter mit dem Geheimen-Rathe geübt hatte; nur hatte er auch hiebei durch die Staaten ein Rathscollegium beigeordnet erhalten, den: Raad neffens Syne Excellentie. Privilegien-, Gnaden- und Dispens-Sachen verwaltete Prinz Wilhelm nun ganz wie früher der Generalstatthalter. Ebenso stand er nun mit dem Raad van Financien an der Spitze der ganzen Domänen- und Finanzverwaltung seiner Provinzen. In Summa er übte seine frühere Gewalt als Provinzialstatthalter, wie sie ihm der König ertheilt, unter den oben angegebenen Aenderungen; und übte aufserdem *in Folge eines Vertrages* mit den Provinzialstaaten die Gewalt des Generalgouverneurs; allein die Provinzialstaaten indem sie sich das Recht zuschrieben, die Gewalt des Generalgouverneurs übertragen zu können, mufsten auch für sich das Bewufstsein gewinnen, diese Gewalt bei der Uebertragung limitiren, sich einen Theil davon vorbehalten, oder ihn wieder an sich ziehen zu können, und da man hiebei nicht sofort von klaren Grundsätzen ausging, entstanden zuerst Collisionen und Verwirrungen, so dafs Prinz Wilhelm am 20sten Oct. 1574 den Staaten den Vertrag aufsagte. Da, weil sie seiner nicht entbehren zu können glaubten, wollten die Staaten dem Prinzen, wenn er bleibe, eine weit ausgedehntere Staatsgewalt übertragen und unterhandelten lange mit ihm ohne dafs es zu festem Resultat gekommen wäre; gaben ihm aber auch während der Unterhandlungen nicht Veranlassung zu neuen Klagen.

So im Ganzen standen diese Angelegenheiten, bis die eine Zeitlang vorhanden gewesenen Friedensaussichten sich mehr und mehr zerschlugen, und man nun darauf denken mufste, dem Prinzen eine dauernde und bestimmte Stellung einzuräumen. Dieser war mit der für ihn entworfenen Instruction bis auf unbedeutende Punkte zufrieden. Hierauf schlossen am 4ten Juni 1575 Holland und Zeeland ein Schutzbündnifs, dem sich jedoch Zierickzee widersetzte, und um nun nicht die Festsetzung des Verhältnisses des Statthalters durch diese eine Stadt noch weiter hinaus schieben zu lassen, schlossen die Staaten von Holland am 22sten July mit Prinz Wilhelm ab.

Durch diesen Vertrag ward der Prinz Hooft ende hooghste Overigheydt von Holland, und es ward ihm übertragen: „alle volkomen authoriteyt, daer toe eenighsints noodigh zynde." — Er erhielt vollkommene Macht zu entscheiden über Krieg und Frieden mit Vorbehalt der Genehmigung durch die Staaten und über die Kriegführung; Kriegsbeamtete und Officiere zu ernennen; Besatzungen zu legen; die von den Staaten zum Kriege gewährten Gelder demgemäfs zu verwenden, und zu deren Aufbringung Beamtete zu ernennen; jedoch so, dafs diese Beamteten den Staaten Rechenschaft legen müfsten. Uebrigens blieb das Besteurungsrecht ganz den Staaten, und nur ein Anlehen von 20,000 fl. konnte der Prinz in dringendem Fall und so, dafs es auch ohne besondere Bewilligung von den Staaten garantirt war, machen. Der Hof von Holland behielt seine Stellung; die Justizbeamteten ernannte aber Wilhelm jedesmal aus drei von den Staaten vorgeschlagenen Candidaten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1837.

1) *Historia ordinum generalium Belgii sub Carolo V. a Franc. Guil. Arm. Beelaerts van Blokland conscr.*

2) *Ordinum generalium totius Belgii historia ab obitu Requesentii usque ad expugnatam Antverpiam* 1576—1584. *a Fred. Guil. Adr. van Knobelsdorff conscr.*

3) *De potestate Guilielmi I., Hollandiae sub Philippo II. gubernatoris, cum ordinaria tum extraordinaria scrips. Alexander Gordon.*

4) *Historia muneris consiliarii pensionarii Hollandiae a Jac. Georg. Hieron. van Tets conscr.*

5) *Historia satisfactionis Rheno-Trajectinae a Did. Jac. Scherer conscr.*

6) *Historia instituti cancellarii et consiliariorum in Transisalaniam a Carolo V. et Philippo II. introducti a Joa. van Doorninck conscr.*

7) *Historia ordinum Frisiae a Carolo V. usque ad ejuratum Philippum II.* 1515—1581. *a Sybr. Guil. Henr. Adr. van Beyma thoe Kingma.*

(Schlufs.)

In Privilegiensachen war er an den Beirath der Staaten gebunden; Sicherheits- und Geleitsbriefe ertheilte er allein. In Beziehung auf die Besetzung städtischer Aemter übte er die Rechte, die früher dem Fürsten zustanden. Die reformirte Religion sollte er schützen durch dazu ernannte Generale Comissarissen in het stuk der Religie. Seine Räthe konnte er sich frei wählen; doch Niederländer und des mehreren Theils Holländer und Zeeuwen sollten es sein. — An die Stelle der früher dem Prinzen zur Seite stehenden drei Rathscollegien trat nun ein einziges, der: gemeene Landraedt, der zugleich alle Functionen der Staaten übte, sobald diese nicht versammelt waren, so weit sie ohne die Versammlung geübt werden konnten. Dieser Landrath leistete am 26sten Aug. 1575 seinen Eid. Oranien hatte indefs selbst bald Uasache die Aenderung dieser Einrichtung zu wünschen; schon im October trat an die Stelle des landräthlichen Collegii ein Ausschufs aus den Staaten von Holland, der sich in drei Theile schied ohngefähr nach den Geschäftskreisen der früher vorhanden gewesenen drei Räthe, nämlich: Gedeputeerden op't stuck van de Policie, ter Financien und van de Admiraliteit. Es scheint, diese Eintheilung unterlag einigem Wechsel. — Die Erneuerung des Bündnisses zwischen Holland und Zeeland im April 1576 änderte im Wesentlichen *) nichts an des Statthalters Stellung, sondern stellte sie nur für Zeeland in ähnlicher Weise fest, wie sie das Jahr zuvor für Holland bestimmt gewesen war. Weder der Genter Friede, noch die Verträge mit dem Erzherzog Matthias und dem Herzog von Alençon, noch die Utrechter Union änderten etwas an dieser Stellung des Statthalters.

Nr. IV. Diese Abhandlung über Amt und Thätigkeit des Pensionarius der Staaten von Holland ist unter den hier angezeigten durchaus ihrem Inhalte nach die wichtigste und bedeutendste. Die holländischen Historiker, welche während der Dauer der Republik schrieben, setzten als von einer bekannten Sache die Kenntnifs von der Stellung und Amtsgewalt des Rechtspensionarius grofsentheils voraus, und erzählten die Begebenheiten ohne auf Erörterungen über den

*) Nur ein wenig beschränkter wurde der Statthalter; die Verwendung der Kriegsgelder wurde unter Aufsicht der Staatendeputation gestellt; das Recht eine Anleihe im Nothfall zu machen, ebenfalls dieser Deputation überwiesen u. s. w.

Digitized by Google

Thätigkeitsbereich dieses wichtigsten aller Beamteten der Republik auf eine einem Ausländer genügende Weise einzugehen. Ausländische Historiker konnten es nicht unternehmen, die so bleibende Lücke in der Darstellung niederländischer Verhältnisse auszufüllen. Unter diesen Umständen ist es ein im höchsten Grade verdienstvolles Unternehmen, dafs ein junger talentvoller Mann mit frischen Kräften und aus einer Familie stammend, deren Umgebung ihn mit wichtigen vaterländischen Verhältnissen frühzeitig vertraut machen mufste, es unternommen hat, aus den Resolutien van Holland und anderen Quellen eine klare und ausreichende Beschreibung des Amtskreises des Rathspensionars von Holland und eine Geschichte dieses Amtes zu geben. *Es wird durch diese Arbeit eine eigentliche Lücke in der historischen Litteratur ausgefüllt*, und dürfte diese Schrift in keiner historischen Bibliothek fehlen. Der Statthalter und der Rathspensionar von Holland sind gewissermafsen die beiden Augen in dem Gesicht der Geschichte der vereinigten Niederlande; bisher war das eine Auge halb verbunden; Herr van Tets hat es aufgebunden.

Einen Auszug aus dieser Arbeit, wie aus den drei zuerst erwähnten, zu geben, vermögen wir nicht; weil er, um einigen Nutzen zu gewähren, ausführlicher sein müfste, als uns der hier zugestandene Raum gestattet; und wir geben auch absichtlich einen solchen ausführlicheren Auszug nicht, damit unsere Landsleute nicht in ihm ein halbes Auskunftsmittel finden, und es verschieben oder ganz umgehen, selbst und unmittelbar Notiz zu nehmen von der schönen und wichtigen Abhandlung.

Wir fügen diesen für die allgemeine Geschichte der Niederlande wichtigen vier Abhandlungen noch die Anzeige von drei anderen bei, die sich auf Verhältnisse beziehen, die nur provinzielle Bedeutung hatten, weshalb wir uns auch in der Inhaltsangabe kürzer fassen.

Nr. V. Das Bisthum Utrecht ist eines derjenigen geistlichen Fürstenthümer des deutschen Reiches, in welchen die Stiftsgeistlichkeit dem Fürsten gegenüber nicht nur grofse, diesen beschränkende Rechte, sondern neben dem fürstbischöflichen Gebiete gewissermafsen ein eignes stiftisches Gebiet, so zu sagen eine Theilung des Territoriums, erlangten. „Praelati et capitulares quinque coenobiorum (diese zusammen bildeten die geistliche Bank der Staaten von Utrecht) habebant ipsi liberam administrationem bonorum suorum, quae *praebenda* vocabantur et diversa erant ab episcopi bonis, vulgo *mensalia* dictis. Atque licet penes Episcopum summa rerum publicarum et ecclesiasticarum gubernatio esset usque ad a. 1528, tamen capitulares constituebant, ut ita loquar, collegium regiminis episcopo adjunctum. Nam non modo erant consiliarii episcopi, verum etiam huic non licebat sine capitularium consensu neque bona sibi acquirere, oppignerare aut alienare, neque bella gerere, aut alias res gravioris momenti tractare." — „Praeterea habebant hi capitulares liberum jus cooptationis, fruebantur amplâ autonomiâ, magnam partem territorii possidebant, et vacante sede episcopali, etiam omnium rerum gubernationem, atque tandem sibi eligebant episcopum."

Die schriftsäfsige Ritterschaft bildete die Adelsbank; der Magistrat der Stadt Utrecht (zuweilen auch Abgeordnete der kleineren Städte des Niederstifts wie z. Amersfoorts, Rheenens und Wyks te Duurstede) bildete die Bank der Communen. In Folge der Streitigkeiten über den zehnten Pfennig mit Alba erging am 14ten Juli 1570 gegen diese Staaten von Utrecht das Urtheil: „ut quinque ecclesiae, quae in conventu ordinum provincialium hucusque primum locum obtinuissent, et suffragii ferendi praerogativam habuissent, isto jure principatus privarentur: ut Nobiles, qui in hoc usque tempus secundum locum habuissent in congregatione ordinum, et sedendi in conventu et suffragii ferendi jus amitterent: denique ut corpori civitatis Trajectinae praeter jus suffragii, quod ipsi commune erat cum oppidis Amisfurto, Rhenis et Vico-Duro, etiam insuper adimerentur sua privilegia, libertates et exemtiones, bona et tributa tam ipsi urbi quam Gildis competentia, atque ut ista omnia ad fiscum regium redirent." Die Berufung der Staaten gegen diese Sentenz ward vom Könige durch eine Antwort vom 24sten Febr. 1572 abgewiesen, und die Stadt Utrecht durch Einlagerung einer zügellosen Soldatesca geplackt. Durch eine Reihe mit diesen Vorgängen verbundener Calamitäten wurde das utrechtische Niederstift in einen höchst unglückseligen Zustand herabgebracht. Inzwischen kehrte Oranien nach den Niederlanden zurück, trat wieder als Statthalter in Holland und Zeeland auf, und 1575 und

Digitized by Google

1576 schlossen sich Holland und Zeeland unter seiner Führung eng zusammen.

Am 3ten August 1576 luden hierauf die Staaten von Holland durch geheime Schreiben auch die Staaten von Utrecht ein, sich ihrem Bündnifs anzuschliefsen. Sie erhielten auf wiederholte Einladungen dieser Art keine Antwort; endlich drohten sie, die Utrechter als Anhänger der Spanier zu behandeln, und erhielten nun Beistand von ihnen gegen die spanische Besatzung von Vredenburg. Nicht lange nachher ordneten die Staaten von Utrecht, die den Generalstaaten zugethan waren, in der Genter Pacification ihr allgemeines Verhältnifs auch zu Holland und Zeeland. Bis zum 9ten Febr. 1577 mufste sich nun die Besatzung von Vredenburg ergeben und abziehen. Wenige Tage nachher verbündeten sich noch ins Besondere die Staaten von Utrecht, die Genter Pacification aus allen Kräften aufrecht zu halten. Oranien aber suchte nun allmälig wieder, in seiner ehemaligen Statthalterschaft Utrecht festen Fufs zu fassen, was auch ganz der Genter Pacification convenirte, jedoch unter der Bedingung, dafs er den Staaten und Städten, die ihn als Statthalter wieder anerkennen sollten, *Satisfactionen* d. h. *Versicherungsbriefe* geben müsse, in welcher Weise er die Statthalterschaft über sie verwalten wolle. Der Prinz schickte dem zu Folge im März 1577 an die Staaten von Utrecht den Paul Buys, und liefs ihnen eine Satisfaction anbieten, die Gegenstand weitläuftiger Verhandlungen wurde, da eine katholische Partei Oranien entgegen war, und da auch der Staatsrath in Brüssel unter Autorität der Generalstaaten sich einmischte. Ueber diese resultatlosen Unterhandlungen wurden endlich die Utrechter ungeduldig; überdies brachte die treulose Occupation Namen's durch Don Juan d'Austria die protestantische Partei mehr auf und verstärkte sie so, dafs sie trotz der katholischen Geistlichkeit ihr Haupt kühner erhob, zumal ein persönlicher Besuch des Prinzen in Utrecht von bester Wirkung war; und so erreichte endlich die Provinz zum Theil durch Drohungen von den Generalstaaten die Erlaubnifs Vredenburg zu schleifen, und des Prinzen Satisfaction anzunehmen. Bis zum November 1577 wurde nun die Satisfactionsangelegenheit in Ordnung gebracht, und die Staaten von Utrecht kehrten unter die Statthalterschaft Oraniens zurück.

Nr. VI. Behandelt einen für das Provinzialstaatsrecht der Niederlande wichtigen, für uns in Deutschland weniger interessanten Gegenstand. Es gehört die Einrichtung dieses Gerichtshofes in Overyssel (des Canzlers und der Räthe von Overyssel) zu jenen Mafsregeln Carls V., durch welche er die Verhältnisse seiner niederländischen Provinzen und seine eigne Gewalt in ihnen zu uniformiren suchte; denn sie enthielt eine Erweiterung der fürstlichen Gerichtsgewalt, und eine Beeinträchtigung der Rechte der Provincialstaaten, welche deshalb auch sofort dagegen waren. Für die Gerichtsverfassung deutscher, und zwar niederdeutscher Provinzen im 15ten und 16ten Jahrhundert ist hier Manches zu lernen.

Nr. VII. Behandelt einen höchst interessanten, der deutschen Rechtsgeschichte nach vielen Seiten hin wichtigen Gegenstand in klarer, tüchtiger Weise, obwohl nicht vollständig. Wir begnügen uns hier einstweilen auf diese Arbeit aufmerksam gemacht zu haben, und hoffen bald einmal eine andere Veranlassung zu finden, sie mit verwandten Gegenständen zusammen weitläuftiger zu besprechen.

Im Allgemeinen aber mufs Referent hinzufügen, dafs die deutschen Universitäten durch eine Reihe so tüchtiger Abhandlungen, welche eine einzige Universität im Zeitraum von zwei Jahren über Themata, die alle nur einem kleinen Kreise der Wissenschaft angehören, geliefert hat, sammt und sonders beschämt werden; denn wie wenige sind unter ihnen, die in gleichem Zeitraum sieben nur einigermafsen vergleichbare Abhandlungen ihrer Zöglinge aus dem ganzen Bereich der Wissenschaften aufzeigen können.

Heinrich Leo.

XXV.

Wilhelm Neumann's Schriften. In zwei Theilen. Leipzig, 1835. *Bei Brockhaus.* 486 *und* 468 *S.* 8.

Was über die einfache Persönlichkeit Wilhelm Neumann's zu sagen wäre, findet sich in dem kurzen Lebensumrifs, der seinen Schriften vorangestellt ist, in treuen Zügen verzeichnet; es genüge hier ein Hinweis auf das mehr als zehnjährige literarische Verhalten des verewigten Mannes zu den Stoffen, Ideen und Personen seiner Zeit. Ohne in deren Kreise auf gewaltsame Art, sei es fördernd oder störend, einzugreifen, hatte er

Digitized by Google

sich im Verhältnifs zu ihnen allmählig einen Standpunkt gesichert, auf welchem sich seine klare und ruhige Beschaulichkeit entfaltete. Diese Treue einer vorurtheilsfreien Beschaulichkeit war die Tugend seiner Kritik, und in dieser Tugend lag sein ganzes kritisches Talent. War es ihm versagt geblieben, in diese oder jene Ideenkreise seiner Zeit, denen er doch anzugehören nicht umhin konnte, mit productiver Kraft einzugreifen, so hatte seine literarische Thätigkeit auch zugleich den eigenthümlichen Vorzug, aller Einseitigkeit, wie sie schnell wirkenden Kräften anhaftet, durchaus fern zu bleiben. Neumann's kritisches Talent, das auch in diesen Blättern sich zu entfalten vielfach Gelegenheit fand, war das Product humaner Bildung. Seine Kritik konnte weder schaffen noch vernichten, wohl aber die Bezüge von positiver Geltung an den verschiedensten Erscheinungen der neuesten Literatur auffinden und verknüpfen. Statt zu negiren und zu vernichten, mochte er nur abweisen, statt die Summe eines zusammenhängenden Glaubensbekenntnisses hinzustellen, war seine Erörterung oft nur ein Wegweiser, der den Leser orientirte. In einer Spätzeit, die eine Menge scheinbar sich widersprechender Wahrheiten neben einander hervorgerufen, sind kritische Talente dieser Art von aufserordentlich wohlthätiger Wirkung, man möchte Naturen, wie Wilhelm Neumann war, vervielfacht wünschen. Oft nur in der Stille wirkend, aller Ansprüche auf geräuschvolles Sichgeltendmachen überhoben, sind sie recht eigentlich die Träger einer Humanität, die sich das Verschiedenartigste zu eigen zu machen und zu vermitteln weifs. In der Literatur der englischen Journalistik giebt es viele solche ruhige anonyme Betrachter, deren kritische Berichterstattung aller scharf zugespitzten Subjectivität fern bleibt und deren Urtheil sich nur als eine Stimme aus dem Publikum hinstellt. So war Neumann als Kritiker, mochte er sich nennen oder anonym schreiben, ein gewissenhafter Vertreter der Bildung des Publikums. In seiner Auffassung des Gegenstandes war eben so viel ungeschminkte Treue, als gefällige, graziöse Feinheit im Wiedergeben dessen, was er als Anwalt des Publikums bei der Lektüre dieses oder jenes Werkes gedacht und gefühlt. Niemals rückten seine Gedanken ganz und gar aus dem Connex der Zeitideen, auf die er immer als auf ein Ganzes hinarbeitete, dem man von allen Seiten her nachhelfen müsse. So sind seine Aufsätze über Göthe, Jean Paul, Jacobi, Tieck, über Rahels Briefe, über die Gedichte König Ludwigs, über den Fürsten Pückler, über Börne, Chamisso, Grabbe und viele andere kleinere literarische Erscheinungen, als eine Sammlung von Handzeichnungen anzusehen, in denen sich die Lineamente der neusten deutschen Culturgeschichte getreulich neben einander copirt finden. In Bezug auf ausländische Literatur sind es besonders Paul Louis Courier, Thomas Carlyle in seiner Darstellung von Schiller's Leben, Barbier's Jambes, Sarah Austin in ihren Characteristics of Goethe und Allan's Life of Walter Scott, die Neumann's Blicke auf sich zogen, wie es eben ein gelegenheitliches Journalbedürfnifs im Verein mit der Wichtigkeit jener einzelnen Erscheinungen anregte. Wieviel kritische Federn in der deutschen Journalistik auch in Bewegung sein mögen, es giebt wenig Referenten, die wie Neumann so ästhetisch edel, gewissenhaft treu und bedachtsam, den eigentlichen Beruf hätten, zwischen Literatur und Publikum als Vermittler und Schiedsmänner hinzutreten.

Im zweiten Bande der von Freundeshand gesammelten Schriften Neumann's finden wir auch dessen lyrische Gedichte. Es sind zumeist gelegenheitliche Ergüsse und wir sehen hier den liebenswürdigen Charakter des Mannes in seiner Hinneigung zu Goethe, Fichte, Varnhagen und Chamisso, — ein Zusammenhang, der auch sonst noch seine literarische Stellung bezeichnen hilft. Von keineswegs untergeordneter Art sind die wenigen Uebertragungen poetischer Kleinigkeiten des Auslandes. Wir finden einige Sonette Petrarca's, Guarini's, Boccaccio's, auch dessen Ballade der Neifile aus dem Decameron, ein Paar Epigramme aus der griechischen Anthologie und einige Lieder von Béranger in musterhafter deutscher Nachbildung. Talente wie Neumann haben durchaus die weibliche Hingebung des Geistes, die zur Reproduction fremder Musengaben erforderlich ist. Hier wäre bei Neumanns Sprachenkenntnifs eine Erweiterung seiner Thätigkeit sehr wünschenswerth gewesen. Nächstdem enthält der zweite Band ein Romanfragment: „die Versuche und Hindernisse, eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit", das als ein geistreicher Scherz hingenommen werden kann, zu welchem sich einige literarische Freunde vereinigten, um gemeinschaftlich aber wechselweise von Kapitel zu Kapitel einen Romanfaden auszuspinnen. Die Intrigue jedes einzelnen Kapitelverfassers ging darauf hin, den nachfolgenden Mitarbeiter möglichst zu verstricken, woraus denn die Aufgabe erwuchs, trotz diesen absichtlich vom Vorgänger angelegten Verschlingungen des Stoffes den Romanfaden doch stetig fortzuführen. Wir finden in dem Bruchstück einige interessante Portraits von Zeitgenossen, und mancher von den Verfassern fand sich selbst von seinen Mitgenossen darin abgezeichnet.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

März 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

XXVI.

1) *Vorläufig zu Beherzigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen u. s. w. u. s. w. von Dr. J. Chr. F. Steudel. Tübingen,* 1835. *bei Fues.* 88 S.

2) *Bemerkungen über das „Leben Jesu kritisch bearbeitet von Dr. Fr. Strauſs" von Ch. B. Klaiber. Stuttgart,* 1836. 110 S.

3) *Ueber die Widersprüche, in welche sich die mythische Auffassung der Evangelien verwickelt. Stuttgart,* 1836. 91 S.

4) *Das Leben Jesu kritisch bearbeitet von Dr. Strauſs, geprüft von W. Hoffmann. 2 Lieferungen. Stuttgart,* 1836. 288 S.

5) *Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu mit Beziehung auf „das Leben Jesu von Strauſs" von J. P. Lange. Duisburg,* 1836. 131 S.

6) *Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von Dr. Strauſs nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet von Prof. Dr. Harleſs. Erlangen,* 1836. 126 S.

7) *Bemerkungen über den Standpunkt der Schrift „das Leben Jesu kritisch bearb. von Strauſs," von Dr. Sack, Prof. der Theologie. Bonn,* 1836. 47 S.

8) *Ueber das Leben Jesu von Strauſs auf Veranlassung einer in der allgemeinen Zeitung (10. Januar* 1836*) enthaltenen Anzeige dieser Schrift aus einem Sendschreiben an Hrn. Dr. Malfatti in Wien, von Franz Baader. München,* 1836. 16 S.

9) *Philalethes. Zwei Gespräche in Beziehung auf das Leben Jesu von Strauſs. Leipzig,* 1836. 52 S.

10) *Der Jschariothismus unserer Tage von C. A. Eschenmayer. Eine Zugabe zu dem jüngst erschienenen Werke: das Leben Jesu von Strauſs. Tübingen,* 1835. 104 S.

Alle Streitigkeiten, die die Kirche von Anfang an über einzelne bestimmte Dogmen gehabt hat, führte sie immer mit dem Bewuſstsein, daſs es sich zugleich um das Wesen des Christenthums überhaupt handle. Obgleich aber bei dieser universellen Betrachtungsweise des bestimmten Gegensatzes der Streit als ein Kampf über Leben und Tod geführt wurde, so lieſs doch immer die Kirche der ihr gegenüberstehenden Antithese die Gerechtigkeit widerfahren, daſs sie die in derselben enthaltene Wahrheit anerkannte; und daſs die Kirche sich um das Bewuſstsein dieser im Gegensatz nur nicht recht erkannten Wahrheit bereicherte, das verschaffte ihr den Sieg über jede Antithese.

Den gegenwärtig zum Extrem gediehenen Streit über den historischen Charakter der christlichen Offenbarung zeichnet es nun vor allen früheren Streitigkeiten aus, daſs er nicht gegen ein bestimmtes Dogma geführt wird und nur an sich das Wesen des Christenthums überhaupt betrifft, sondern in der That mit der Frage über die Persönlichkeit Christi die Gesammtauffassung der Idee des Christenthums in den Kreis der Untersuchung gezogen hat. Dadurch scheint die Art und Weise des Kampfs von derjenigen, welche die Kirche bisher gegen die einzelnen Gegensätze befolgte, völlig verschieden werden zu müssen. Denn tritt eine Ansicht auf, welche dem Christenthum den

Digitized by Google

historischen Charakter seiner Idee abspricht und ihm sein Fortbestehen nur unter total umgeänderter Form zugestehen kann, so scheint weder Friede, noch irgend eine innere Berührung statt zu finden, an welche das kirchliche Bewuſstsein anknüpfen und demnach mit dem Gegensatze ein ähnliches Verfahren wie die alte Kirche befolgen könnte. Allein, wer auf diesen Schein ein nur feindliches und bloſs ausschlieſsendes Verhältniſs zu der mythischen Auffassung der Evangelien begründen wollte, würde seiner Polemik den festen Grund und wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete ihren Erfolg entziehen. Denn die mythische Auffassung der evangelischen Geschichte will nach ihrer ausdrücklichen Aussage die Idee des Christenthums aufrecht erhalten und nur von der zufälligen Form, in der sie historisch erschienen ist, befreit wissen. So bietet sich ein weites gemeinsames Terrain für den Streit dar und der Sieg wird nothwendig der Seite des Gegensatzes zufallen müssen, welche der andern jenen gemeinsamen Boden der Idee abgewinnt. Entweder die mythische Ansicht hat das Unvereinbare der Idee und der einzelnen empirischen Erscheinung nachzuweisen und dann hat sie Recht, das Zufällige der reinen Anerkennung der Idee preiszugeben. Oder die Vertheidiger des kirchlichen Systems haben den Beweis zu führen, daſs es keineswegs mehr die wahre Idee des Christenthums sei, wenn man ihr die historische Erscheinung raube, daſs vielmehr beides nothwendig Eins sei. Führen sie wirklich diesen Beweis, so ist auch der Beweis gegeben, daſs die mythische Ansicht nur den Schein der christlichen Idee besitze und so in sich selbst d. h. in's Leere zusammenfalle.

Was ist nun in dieser Beziehung von Seiten der gläubigen Theologie geschehen? Diese Frage wird jetzt an ihrer Stelle sein, da der erste Akt des Kampfes gegen die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu als abgeschlossen betrachtet werden kann. Und da vorzugsweise über die allgemeinen Prinzipien von bedeutenden Vertretern der gläubigen Theologie Rechenschaft abgelegt ist, so wird sich von hier aus zugleich ein groſser Theil von der bevorstehenden Entwicklung des Streits übersehen lassen. Zur Beantwortung jener Frage wird Ref. die anzuzeigenden Schriften zuvor nach dem allgemeinen Verhältniſs, das sie sich zu Strauſs's „Leben Jesu" gegeben haben, charakterisiren und sodann an den einzelnen Hauptpunkten, auf die es bei der Untersuchung ankam, ihre Stellung und den Erfolg derselben näher beurtheilen.

Zuerst erschien Hr. Dr. *Steudel* (s. Nr. 1.) auf dem Kampfplatze. Schon der Titel seiner Schrift und nicht weniger ihre ganze innere Haltung und Färbung geben die Stimmung zu erkennen, in der Hr. Steudel sie niederschrieb. Der Verf. sah die auſserordentliche Aufregung vor sich, welche das Werk von Strauſs hervorgerufen hatte. Der Schlag war eben gefallen und die theologische Katastrophe, deren nothwendiges Eintreten von wenigen bestimmt vorausgesehen war, erschien mit solcher Entschiedenheit, daſs sie auch zugleich das allgemeine Publikum in Spannung und Unruhe versetzte. Diese Erfahrung muſste aber für den supranaturalistischen Standpunkt des Verfs. doppelt schmerzhaft sein. Denn einmal war ja der Besitz des theuersten Gutes für so viele Gemüther gefährdet und dann muſste sich bei dieser dringenden Gefahr der Supranaturalismus gestehen, daſs er unvermögend gewesen sei, sie zurückzuhalten. Nun, da die Kritik mit ihrer Uebermacht hereingebrochen ist, betrachtet sich der Verf. mit dem leidenden Bewuſstsein eines Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird" und sucht er den Schaden, der einmal angestiftet ist, durch einige vorläufige Bemerkungen zu beschränken und besorgte Gemüther zu beruhigen.

Sogleich bei dieser ersten Schrift, die gegen Strauſs erschien, drängt sich eine Bemerkung auf über das Verhältniſs, das sie sich zu dem Gegner gegeben hat, die sich zwar bei fast allen folgenden Schriften aber in andrer Weise wiederholen wird. Hr. Steudel gibt nämlich „zu Beherzigendes", wendet sich also an das Gefühl seiner Leser, wie auch „die Anregung zum Niederschreiben seines beruhigenden Wortes vom Herzen ausging." Allerdings gibt es Angelegenheiten und da sind es gewiſs zuvörderst die „Angelegenheiten des Christenthums" p. 4, die die Theilnahme des Herzens in Anspruch nehmen, wenn eine entscheidende Krisis über sie verhängt wird. Aber so schön und herrlich diese Theilnahme des Herzens ist, so gewinnt die Sache doch eine ganz andre Gestalt, wenn das Gefühl eines Individuum oder eines Collektivum von Individuen in sich allein den Schmerz über eine Krisis verlegt, welche die *gesammte* Gegenwart mit einem innern Bruche bedroht und somit auch die gesammte Mitwelt mit dem Gefühl des Leidens afficirt. Leidet

Digitized by Google

aber die ganze Gegenwart (und so verhält es sich wirklich, da sie einem so groſsen Widerspruch in sich hat Raum geben müssen), so verlangt es die gründliche Geschichtsbetrachtung, daſs man einen solchen Bruch als die nothwendige Folge der vorangehenden Entwicklung des Gesammtbewuſstseins und das Gefühl des Leidens als die gerechte Strafe anerkennt, die in einer Schuld jener Entwicklung begründet ist. Da aber darf Niemand, und wäre dieser Niemand auch ein noch so groſses Collektivum, sich von der Gegenwart absondern und meinen, er und seine Sache sei nur von auſsen angegriffen, er sei unschuldig an demjenigen, was über seine Sache ergangen sei. Sondern nur wenn man sich in die Gesammtschuld einschlieſst, den Zwiespalt und den Gegensatz der Gegenwart als einen innerlichen betrachtet und das Leiden der Zeit als sein eignes erfahren hat, nur dann wird man den Gemüthern „Beruhigung" geben können; denn man kann ihnen dann sagen, wo das Uebel eigentlich sitzt.

Von diesem Standpunkte aus hat Hr. Steudel die Streitfrage nicht betrachtet. Statt dessen befolgt er die Weise der Apologetik, welche sich für den rein unschuldigen Theil und den Widerspruch des Gegners als etwas ihr und der Sache schlechthin Fremdes ansieht. So fest nun aber Hr. Steudel diese Stellung behaupten möge, so kann er doch nicht den nachtheiligen Folgen entgehen, welche sich nothwendig aus ihr ergeben müssen. Was nämlich seine persönliche Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seines Standpunkts betrifft, so kann er doch einem gewissen Schuldbewuſstsein nicht entgehen und was die Sache selbst betrifft, so kann er auch von dieser nicht den Widerspruch schlechthin entfernen und ohne daſs er es wollte, muſs er sie in einem innern Widerspruch stehen lassen. Beides läſst sich aus seiner Schrift in Kurzem nachweisen.

Was das Erste betrifft, so rechtfertigt Hr. Steudel (p. 5—29) seinen supranaturalistischen Standpunkt und behauptet er die Identität desselben mit dem „Urglauben der Christenheit." Diese Identität muſs aber der Verf. selbst wieder beschränken, wenn er zugiebt, daſs Supranaturalismus und Rationalismus einen gemeinsamen Standpunkt nicht nur einnehmen, sondern auch einnehmen müssen p. 25. Nun wird Hr. Steudel ferner zugeben, daſs in der mythischen Auffassung der evangelischen Geschichte rationalistische Verstandesbestimmungen enthalten sind und nur in einer höhern Form ausgesprochen werden. Und nun, da der Supranaturalismus dieselbe rationalistische Weltanschauung in sich trägt, von der die neuere Kritik ausgegangen ist, nun will er die Kritik als etwas ihm ganz Fremdes ansehen, und keine Schuld an ihr haben? Besteht nicht seine Schuld eben darin, daſs er jene rationalistischen Elemente nicht im Princip überwunden hat, ehe sie von der Kritik weiter verarbeitet wurden?

Aus diesem Verhältniſs des Supranaturalismus zur Kritik bildet sich die merkwürdige Erscheinung, daſs er gegen die Kritik mit rationalistischen Waffen kämpft, welche von jener in ganz andrer Art geschärft sind und mit gröſserem Erfolg gegen ihn geführt werden. So ist der erste Grund, den Hr. Steudel für die historische Grundlage der evangelischen Geschichte anführt p. 32—35, ex effectu aus der geistigen Macht genommen, mit der das Christenthum in die Welt trat. Aehnlich erklärt auch der Rationalismus z. B. die Auferstehung Christi aus der Absicht der Vorsehung, die hiedurch das Werk ihres Schützlings habe beglaubigen wollen. Das Mangelhafte dieser Argumentationen besteht aber darin, daſs sie den Einfluſs des Christenthums von einer Macht ableiten, die auſserhalb desselben sich hielt. Gründlicher und tiefer ist es deshalb, wenn die Kritik die siegreiche Kraft mit der das Christenthum auftrat aus der geschichtlichen Vorbereitung, die in der vorangehenden Entwicklung des religiösen Bewuſstseins lag, und aus seiner innern Idee ableitet.

Hr. Steudel hat aber auch den Versuch gemacht, auf dieses „innre Leben" der christlichen Idee zurückzugehen p. 55 und er schlieſst von hier aus auf den historischen Christus mit den bestimmten Zügen, die uns die Evangelien von ihm berichten. Dieser Schluſs scheint dem Verf. so sicher, daſs er ihn für zuverlässig hält, wenn auch keins der vier Evangelien abgefaſst wäre und wenn wir uns auch einen historischen Christus „aus unsren eigenen Gedanken schaffen müſsten" p. 50. Gewiſs diese Zuversicht des Glaubens ist aller Achtung und Anerkennung werth, aber zur Widerlegung der Kritik vermag sie nichts. Denn wenn die Kritik nun um die Bürgschaft dafür fragt, ob nicht der historische Christus nur die Objectivirung der eignen Gedanken des Frommen sei, so hat der Suprana-

Digitized by Google

turalismus dieser Frage wieder *nur* die subjective Ueberzeugung entgegenzusetzen. Was aber das schlimmste ist, er erkennt nicht einmal, daſs er in seinen *eigenen Gedanken* die Wurzel aller Anfechtungen, Widersprüche und Einwürfe und damit den Feind selber trägt, den er bloſs für einen äuſseren hält; und er sucht den Feind nicht da, wo er am gefährlichsten ist, in sich selber.

An dieser tiefern Erkenntniſs seiner selbst fehlte es dem Supranaturalismus immer, zumal wenn er einem Princip entgegentritt, welches von bedeutenden Kräften der Gegenwart getragen, seine dürre Lebensansicht zu erschüttern drohte. Dieser Mangel zeigt sich auch in der Schrift, die aus dem Nachlasse des verstorbenen Dr. *Klaiber* (s. Nr. 2.) herausgegeben ist. Der erste Abschnitt derselben p. 11—62 behandelt die Frage, auf welche Gründe die mythische Ansicht sich stütze. Hier finden sich manche treffende Bemerkungen gegen das Verfahren, welches Strauſs befolgt hat, besonders daſs er es durchaus versäumt habe, ein Gesammtbild von der Persönlichkeit Christi aufzustellen, daſs Strauſs diejenigen Momente, die zur Auflösung der Widersprüche in der evangelischen Geschichte wesentlich waren, nicht zu ihrem Rechte habe kommen lassen. Aber worauf es hier besonders ankommt, ist die Art und Weise, wie Hr. Dr. Klaiber seinen dogmatischen Standpunkt gegen die pantheistische Weltanschauung der mythischen Ansicht vertheidigt. Es ist bekannt, daſs der Supranaturalismus in neuern Zeiten gewöhnlich behauptet, „das Wirken Gottes in Wunder und Offenbarung obwohl ein unmittelbares und über die Schranken der Naturkraft erhaben, sei darum doch nicht gegen die Natur." So auch der Verf. p. 35. Aber soll nun der Widerspruch des Wunders gegen die immanente Gesetzmäſsigkeit der natürlichen Entwicklung in bestimmter Form gelöst werden, so geschieht es mit der Behauptung, „daſs der göttliche Geist der Urgrund von Allem sei, in Allem wirke, die Welt durchdringe und die Welt für sein Wirken stets offen erhalte." Hiemit ist aber zu viel und zu wenig d. h. in beiden Fällen nichts entscheidendes gesagt. Zu viel: denn ist Gott Urgrund von Allem und durchdringt er die Welt mit seiner Kraft, so sind das ja jene unbestimmten Ausdrücke, die von der pantheistischen Anschauung vollkommen zugegeben werden können; und zu wenig ist mit ihnen gesagt, da sie nichts über Unterschied des göttlichen Geistes und der endlichen Welt bestimmen.

Mit nicht viel mehr Erfolg ist das „Sendschreiben an Herrn D. Fr. Strauſs von *J. G. Vaihinger*" (s. Nr. 3.) aufgetreten.

Im gewöhnlichen Leben sieht man häufig die Formel „es wäre ja schlimm, wenn es sich so verhielte" eine Art von Zauber ausüben. Es genügt sie auszusprechen, um sogleich von der Unwirklichkeit oder Unmöglichkeit dessen was schlimm wäre, wenn es wirklich wäre, zu überzeugen. Gleich kräftig wirkt im gewöhnlichen Leben die Argumentation, mit der man eine Annahme durch die Drohung zurückweist, wenn sie wirklich angenommen würde, dann würden wir ja diese oder jene andre herrliche Ueberzeugung aufgeben müssen. Es sind diese Formeln zwar mehr als Redensarten, sie beruhen auf dem Glauben an die Wirklichkeit und Nothwendigkeit des Guten und Wahren. Von entschiedenen Geistern wird man sie aber doch nicht aussprechen hören. Denn diese wissen, daſs der Menge vieles schlimm scheint, was doch nothwendig ist und durch seine innre Schönheit und Wahrheit den angedrohten Verlust anderer Güter hinreichend ersetzt.

Herr Vaihinger streitet gegen die mythische Auffassung der evangelischen Geschichte von jenem Standpunkte des gewöhnlichen Lebens aus. Er argumentirt p. 9: wenn wir den Begriff des Mythus auf die gesammte evangelische Geschichtsdarstellung ausdehnen, dann kommen wir um alle historische Beglaubigung des Lebens Jesu und das sei doch ein schwerer Verlust.

Doch will der Gegner der mythischen Ansicht diesen Weg der gewöhnlichen Argumentation verlassen und sich darein ergeben, die evangelischen Berichte als Mythen hinzunehmen. Nur verlangt er dazu, daſs ihm zuvor einige Zweifel gegen die mythische Ansicht des N. T. gelöst würden. Diese Zweifel gründen sich auf historisch-psychologische Schwierigkeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Schriften über Strauſs Leben Jesu.

(Fortsetzung.)

Die Bildung der christlichen Gemeinde, die Annahme des Christenthums von Seiten der Heiden, die mächtige Verbreitung und der gesammte Einfluſs des Christenthums auf die Welt, alles das lasse sich schwer begreifen, wenn das Christenthum mit seiner Idee nicht zugleich die geschichtliche Offenbarung derselben dargeboten habe. Allein was psychologisch schwer zu begreifen ist, ist deshalb nicht unmöglich. Statt sich in diesem Kreis psychologischen Pragmatismus zu halten, hätte Herr Vaihinger das begründen sollen, was er p. 82 sagt: „Wie die Geschichte nur verstanden werden kann durch die Idee, so hat die Idee ihren Halt und Bedeutung nur in der Geschichte." Er hätte dann mehr gewonnen.

Auch noch von supranaturalistischem Standpunkt ist die Schrift des Herrn *Hoffmann* (s. Nr. 4.) hervorgegangen. Sogleich im ersten Abschnitt einer sehr ausführlichen Einleitung sucht aber der Verf. diesen seinen Standpunkt näher zu bestimmen und gegen die Behauptung von Strauſs, er habe sich antiquirt, zu rechtfertigen. Nur von der Form, welche dem Rationalismus entgegenstand, giebt er zu, daſs er mit seinem Gegensatz untergegangen sei. Aber dieser Untergang sei nur eine Läuterung gewesen, aus der er kräftiger wieder aufgestanden sei. Seiner „neuen Anschauung der Person und Geschichte Jesu sei es wesentlich, der geschichtlichen Vermittlung, Vorbereitung und damit auch theilweisen Erklärbarkeit der Erscheinung Jesu Platz zu geben." Es ist zuzugeben, daſs diese neue von so bedeutenden Männern repräsentirte Form der supranaturalistischen Weltanschauung ein Fortschritt des Bewuſstsein's ist im Vergleich mit der Anschauungsweise eines Storr, Flatt, Süskind, Bengel u. s. w. Aber doch beruht diese Fortbildung nach ihrer wissenschaftlichen Seite nur auf der Aneignung einzelner Momente der neuern Spekulation, die nun mit den übrigen Theilen des Systems nicht innerlich vermittelt sind und den Untergang desselben herbeiführen müssen.

Herr Hoffmann beweist durch seine Schrift, daſs er sich ganz besonders mit der spekulativen Wissenschaft befreundet hat. Aber dennoch muſs Ref. bekennen, daſs der Herr Verf. gerade an den entscheidendsten Punkten ein Beispiel davon gibt, wie wenig sich der supranaturalistische Standpunkt von den spekulativen Elementen, die er sich aneignet, wirklich durchdringen läſst. Der zweite Punkt nämlich, den er in der Einleitung behandelt, ist die „Genesis des mythischen Standpunktes" p. 31—60. In dieser Beziehung soll der Beweis geliefert werden, daſs die mythische Ansicht weder durch eine frühere Entwicklung der Wissenschaft eingeleitet worden, noch daſs ihr überhaupt eine innere Nothwendigkeit zuzuschreiben sei. Es beruht hier alles auf der Vorstellung, die man von dem Begriff der Vermittlung hat. „Daſs die Idee der Menschwerdung Gottes und der Erlösung zu ihrer Realisirung nicht unvermittelt gekommen ist" das giebt Herr Hoffmann zu p. 34: „denn davon zeugen das Gesetz und die Propheten, davon zeugt die ganze vorchristliche Welt an allen Enden." Allein das ist es nicht worauf es hier ankommt, das ist nur die formelle geschichtliche Vermittlung. Diejenige Vermittlung aber, nach der die neuere Bildung strebt, ist die materielle, welche den Inhalt angeht. Hier ist die Frage, ob der Proceſs der Offenbarung allein in die Sphäre des Göttlichen falle, oder eben so sehr ein Proceſs innerhalb des Selbstbewuſstseins sei. Die heilige Schrift bewegt sich unbefangen auf dem ersteren Standpunkte, wo die Offenbarung rein und allein als die göttliche That erscheint. Nun mag der Supranaturalismus die neuere Bildung als etwas noch so Ueberflüssiges oder Sündhaftes betrachten,

Digitized by Google

genug sie ist da, ist das Resultat einer groſsen welthistorischen Entwicklung; das Selbstbewuſstsein hat seine Macht und Freiheit kennen gelernt, es kann nichts mehr als reines Objekt auſser ihm anerkennen. Und daſs diese Bewegung des Selbstbewuſstseins nichts Vereinzeltes ist, das beweist ja der Supranaturalismus selbst, wenn er auch den Trieb der Vermittlung in sich fühlt. Aber es ist dann sein Schade und seine Schuld, wenn er die gegenwärtige Angelegenheit nicht gehörig würdigt. Er weiſs sich in die Aufgabe der Zeit nicht zu finden und verliert an geschichtlicher Bedeutung und überdieſs ist derjenige, der die Gefahr nicht kennt, ihr am meisten ausgesetzt. Der Supranaturalismus hat das oft genug erleben müssen, da seine Anhänger der Sache der Offenbarung durch versuchte Vermittlungen mehr geschadet als aufgeholfen haben.

Die historische Vorbereitung der Kritik und der mythischen Ansicht glaubt Herr Hoffmann dadurch als eine nichtige und grundlose darzustellen, daſs Strauſs die Genesis seines Standpunkts den groſsen Zeitraum zwischen Origenes und den naturalistischen Bewegungen des siebenzehnten Jahrhunderts überspringen läſst. Herr Hoffmann schlieſst daraus, daſs die Reihe der Vermittlungsstufen, die die Kritik zu einem nothwendigen Resultat machen konnten, nicht vorhanden sei. Allein dieser Vorwurf baut lediglich auf einen Fehler, den Strauſs selbst in der Begründung seines Standpunkts begangen hat. Strauſs nämlich hat Unrecht gethan, daſs er die kirchliche Entwicklung und kritische Auflösung des Dogma vom Gottmenschen und die Genesis von der kritischen Betrachtung der evangelischen Geschichte nicht in ihrer Einheit dargestellt hat. Er hat dadurch dieser Genesis ihren innern und geschichtlichen Grund entzogen. Er hätte nachweisen können, daſs auch die kirchliche Entwicklung des Dogma auf demselben Bedürfniſs, das Selbstbewuſstsein mit dem Inhalt der Offenbarung zu vermitteln, wie die neuere Kritik beruhte. Hätte er das gethan, so brauchte er sich nicht auf einzelne Spuren der mythischen Ansicht bei Origenes zu berufen und dann 13 Jahrhunderte zu überspringen. Er hätte vielmehr einen groſsen Zusammenhang in der Genesis seines Standpunktes erhalten und auch den Sprung, der im siebenzehnten Jahrhundert geschah, vollkommen erklären können. Denn zusammenhängend ist die Geschichte der kirchlich-dogmatischen und der kritischen Auffassung der Persönlichkeit Christi insofern, als in beiden Formen des Bewuſstseins der Inhalt des Glaubens mit der Subjektivität vermittelt wurde: und der Sprung von jener Betrachtungsweise zu dieser war kein Sprung, insofern die Widersprüche, die in den Verstandessätzen des kirchlichen Dogma's lagen, dem Selbstbewuſstsein aufgingen und es zur Kritik hintrieben. Herr Hoffmann hätte sich nicht an jenen Fehler von Strauſs halten, er hätte seinen Gegner nicht an seiner schwachen Seite angreifen, sondern wo er schwach war, ihm zu der Stärke, die er erreichen kann, verhelfen und ihm Raum zum Kampfe zugeben sollen. Erst der Sieg, den man über den Gegner, wenn er in seiner höchsten Kraft dasteht, gewinnt, ist erfolgreich. Man kann wirklich zugeben, daſs die mythische Auffassung der evangelischen Geschichte das Resultat der gesammten bisherigen Entwicklung des christlichen Bewuſstseins ist und doch kann man dabei den Beweis führen, daſs der Vertreter der mythischen Ansicht die Geschichte nicht verstehe, wenn er als das letzte Ziel derselben seine Ansicht betrachte. Aber um diesen Beweis zu führen muſs man das Wahre in der mythischen Ansicht anerkennen, nämlich den Trieb, das Selbstbewuſstsein mit dem Positiven als Eins zu setzen und von hier aus ist dann zu beweisen, daſs diese Einheit sich vollbringen lasse, ohne daſs die geschichtliche Erscheinungsform der Idee aufgelöst werde. Auch das ist aber ein gewöhnlicher Fehler des Supranaturalismus, daſs er den Gegner nicht in seinem wahren Princip und in der höchsten Ausbildung desselben angreift und deshalb von jedem Fortschritt des Gegner's zu einer höhern Gestalt überrascht und seines bisher gewonnenen Erfolgs beraubt wird.

Von manchen der bisher bemerkten Mängel hält sich die Schrift des Herrn *Lange* (s. N. 5.) frei. Nur ist es Schade, daſs der Verf. nicht ganz ohne allen Tribut davon kommt, den er seinem supranaturalistischen System hat zollen müssen. Er hat nämlich den Begriff, auf den es doch in dieser Sache so sehr ankommt, den der Vermittlung p. 3 – 6 eben so wie Herr Hoffmann miſsverstanden und denkt nach seiner unschuldigen Voraussetzung, daſs die Kritik unter Vermittlung nur die formell geschichtliche verstehe. Die Kritik verlangt aber unter Vermittlung nicht bloſs

Digitized by Google

die Nachweisung, daſs das Eintreten der Offenbarung historisch vermittelt gewesen sei, sondern daſs der Akt der Offenbarung zugleich als ein Produkt, das vom allgemeinen Begriff und von der jedesmaligen Entwicklungsstufe des Selbstbewuſstseins gesetzt sei, verstanden werde.

Aber dafür durchbricht der Verf. die Schranken seines supranaturalistischen Standpunkts, wenn er p. 29—41 das Verhältniſs der evangelischen Geschichte zum Begriff des Mythus bestimmt. Diese herrliche Auseinandersetzung ist ächt spekulativer Natur und befolgt zugleich die einzig richtige Methode der wissenschaftlichen Polemik, die den Gegner des Wahren, das er besitzt, völlig ausbeutet und dieſs Moment der Wahrheit nun zu dem Lichte führt, in dem es erst zu seiner eigentlichen Bedeutung kommt. Nämlich sämmtliche hier vorliegende Schriften kommen darin überein, daſs sie die Mythologie als heidnisch und die evangelische Geschichte nur auseinanderhalten und nur durch die Trennung von beiden ihre Sache zu gewinnen glauben. Herr Lange dagegen zeigt, wie die evangelische Geschichte weder gemeine Geschichte ist noch Mythologie, sondern wie sie als Geschichte zugleich vollendete Mythik sei und die höheren Momente aller Mythologie in sich verklärt habe. In der heidnischen Mythe seien die Elemente des Geschichtlichen, des Wunderhaften, des Symbolischen und des Poetischen eben so trüb ineinander verschlungen, wie jedes in sich selbst entstellt und getrübt. In der christlichen Urgeschichte seien sie jedes für sich geläutert und sie alle zu vollkommner gegenseitiger Durchdringung gelangt. Diese Auseinandersetzung gehört zu dem schönsten und treffendsten, was in dem gegenwärtigen Streit gesagt ist und erinnert fast an die spekulative Entwicklung bei Conradi (Selbstbewuſstsein und Offenbarung p. 330 flgd.), daſs „die Momente des Glaubens, welche in den vorchristlichen Religionsformen noch auseinanderliegen, sich im christlichen Glauben vereinigt finden." Möge der ehrenwerthe Herr Verf. den geistvollen Fonds seiner Anschauung durch fortgesetzte Theilnahme an der Spekulation, die ihm gewiſs nicht fremd geblieben ist, vollends ausbilden. Ref. kann nicht umhin, noch zu bemerken, daſs der Verf. in Bezug auf die Kindheitsgeschichte Jesu manchen Einwurf der Kritik in seiner frischen und gesunden Weise besiegt, besonders ist hier seine schöne Anschauung von der Empfängniſs Jesu zu erwähnen, daſs der Begriff der reinen Empfänglichkeit, oder, wie er sagt, „die innige Sehnsucht des weiblichen Israels nach dem Messiaskinde endlich Gestalt gewonnen habe in der reinsten jungfräulichen Erscheinung israelitischer Weiblichkeit."

In der Schrift des Herrn Lange erscheint eine Verklärung des Supranaturalismus, welche ihm zu spekulativen Lichtblicken verhilft, dagegen in der Schrift des Herrn *Harleſs* (s. Nr. 6.) begegnen wir dem ganzen spröden trocknen, hartherzigen und steifen Wesen, welches dem gewöhnlichen Supranaturalismus eigen ist. Der Ton des Verfs. ist meistentheils der Ton eines solchen, der die Sünde in ihrer Blöſse aufdecken und dem Abscheu der Welt präsentiren will. Allerdings kann ein solcher Kampf gegen die Sünde einen edlen und groſsartigen Charakter haben. Christus hat auch im zürnenden Unwillen gesprochen und die getünchten Gräber der Pharisäer aufgedeckt, damit das Volk vor dem inneren Moder zurückschaudere. Aber ein solcher Zorn war immer nur ein Augenblick, welcher noch ganz andre Momente in seiner Umgebung hatte, in denen Christus uns auch als Nachfolger haben will. Er zog sich von dem Zusammenhange mit der Sünde nicht zurück und hob sie erst auf, indem er in sie einging. Der reine Grimm und Spott fand nicht einmal auf dem Boden des A. T.lichen Lebens statt; obgleich die Gottesmänner desselben den Kampf gegen das Böse in ihrem Eifer als einen äuſseren Gegensatz betrachteten, so haben sie doch den Sündern ihres Volkes und den Heiden, die Gott vergessen haben, auch evangelischen Trost zugesprochen. Will sich daher gegenwärtig Jemand zu einem solchen grimmigen Unwillen aufsteifen, so wird sich das christliche Gefühl davon zurückgestoſsen abwenden, und das Blatt wird sich wenden, wenn derjenige als der gröſste Sünder dasteht, der sich von der allgemeinen Sündhaftigkeit ausschlieſst.

Die Hälfte seiner Schrift p. 29—81 hat Herr Harleſs damit angefüllt, daſs er die Resultate der Kritik aus dem Werke von Strauſs zusammenstellte. Er wollte sie nur referiren, weil „die besondre Beschaffenheit der Strauſs'schen Schrift jeden Gedanken an die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Gemeinschaft schon im Keime unterdrückte." p. 29. Ja wohl! So hat es der Supranaturalismus immer ge-

Digitized by Google

macht, trotz der Strafe, die er beständig und auch jetzt wieder an der Schrift von Strauſs hat erleben müssen. Das ist eben sein Fehler, daſs er die Einwürfe gegen die Sache der Offenbarung immer nur in ihrer Einzelheit in Betracht zieht, nicht nach ihrem allgemeinen Princip. Als einzelne betrachtet erscheinen jene Einwürfe durchaus platt, trivial, geistlos, so daſs man kaum begreift, wie sie jemand aussprechen könne. Durch ihr Princip aber erhalten sie eine furchtbare Kraft und, was die Hauptsache ist, sie erhalten in ihrem Princip gefaſst erst Bedeutung für uns, wir fühlen dann erst ihre Gewalt, weil wir dasselbe Princip in uns ahnen, welches nur zu erwachen braucht, um dieselben Einwürfe in uns selber zu erzeugen. Hier wird die Gemeinschaft mit der Sünde heilige Christenpflicht. Herr Harleſs brauchte sich nicht einmal der Sünde zu erinnern, die sich der Supranaturalismus in seinen Erklärungen gegen die heilige Geschichte aufgeladen hat. Sondern er durfte sich nur des Worts erinnern: „wir sind alle Lügner." Er hätte ganz anders in der Beurtheilung der Kritik verfahren müssen. Mit seiner stolzeinherfahrenden Sicherheit hat er für die Sache nichts ausgerichtet.

Herr Dr. *Sack* (s. Nr. 7.) hat nicht Unrecht gehabt, wenn er im Vorworte zu seiner Schrift bemerkt: „es könne nicht zuverlässig erwartet werden, daſs jede der Straufsischen entgegenstehende Bearbeitung des Einzelnen den Standpunkt des Strauſs'schen Werkes hinreichend klar und ausführlich behandeln werde." Herr Sack hat leider richtig vorausgesehen. Wirklich hat ja keine einzige der obengenannten Arbeiten auch nur geahndet, was es bedeuten will, wenn die Kritik ihren Standpunkt als den der Vermittlung bezeichnet. Hr. Sack will nun seinen Kampfgenossen hilfreich die Hand bieten und ihnen eine Aufklärung über den Standpunkt jenes Werkes geben. Ref. kann aber nicht umhin einige Bedenken darüber auszusprechen, ob der verehrte Apologet auch wirklich diesen Standpunkt so angegeben und gewürdigt habe, daſs seine Mitarbeiter in dieser Angelegenheit nun frischweg sich nur mit den Untersuchungen des Einzelnen zu beschäftigen brauchten.

Zuerst nämlich (§. 1. p. 2—16) will Hr. Sack beweisen, daſs der Standpunkt der Strauſs'schen Kritik kein theologischer sei. Dieser so schroff ausschlieſsende Vorwurf läuft darauf hinaus, daſs Strauſs den über Rationalismus und Supranaturalismus erhabenen Standpunkt des „Vitalismus" nicht kenne, seine Ansicht bewege sich nicht im Erfahrungsleben der Kirche. Diese Behauptung möchte aber doch nichts mehr sein, als eine bloſse historische Notiz, und ein Referat über den Standpunkt der Kritik, das in der Sache nichts fördert und auſserdem nicht einmal anerkennt, daſs der spekulative Pantheismus auch Vitalismus sei, indem er auf einem unmittelbaren Erleben des Göttlichen beruht.

Auch „kein historischer Standpunkt" sei der mythischen Ansicht zuzuschreiben (§. 2. p. 16—33), weil sie den mythischen Charakter der A. T.lichen Geschichte voraussetze. Allein hier beschränkt Hr. Sack seinen Vorwurf selber dahin, daſs der Standpunkt der mythischen Ansicht kein „streng- und rein historischer sei."

Aber streng ausschlieſsend behauptet Hr. Sack, daſs der Standpunkt des Strauſs'schen Werks kein „philosophischer" sei, weil er nicht das Verhältniſs vom Begriff des Mythus zur Religion entwickelt habe. Aber das will ja Strauſs eben durch sein Werk und durch das Resultat desselben nachweisen. Und wenn auch dieſs Resultat von einem höhern Standpunkt aus widerlegt wird, so hört das Werk von Strauſs nicht auf ein philosophisches zu sein. Die Behauptung des Gegentheils wäre ebenso, als wenn wir durch die folgende Entwicklung der Philosophie belehrt behaupten wollten, Spinoza sei kein Philosoph gewesen. Hr. Sack hätte daher nur sagen sollen, die Straufsische Kritik sei noch nicht die vollendet philosophische.

Auf dem eigentlich philosophischen Standpunkt, behauptet nun Hr. Sack, müsse nothwendig die Einsicht zu Stande kommen, daſs der Monotheismus wegen seiner verständigen Unterscheidung des Unendlichen und Endlichen den Mythus als Ausdruck seiner selbst schlechthin nicht dulde. Allein die absolute Ausschlieſsung des Mythus ist damit dem Monotheismus nicht vindicirt. Die Möglichkeit bleibt noch auch bei der glücklichsten Führung jenes Beweises, daſs der Monotheismus als der jüdische aus dem heidnischen Mythenkreise Elemente in sich aufnehme, nur daſs er sie seinem Princip conform macht. Und ebenso blieb die Möglichkeit, daſs das Christenthum die Mythen die es im A. T. vorfand auch aufnahm und nur seinem höhern Princip gemäſs umbildete.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Schriften über Strauſs Leben Jesu.

(Schluſs.)

Mit den Einwürfen, die sich hier wie überhaupt in dieser Anzeige Ref. erlaubt hat, will er nur darauf hinzeigen, daſs man es mit einem Gegner, wie die neuere Kritik ist, nicht zu leicht nehmen, vorzüglich aber darauf, daſs man den Gegner nicht schlechthin von einem gemeinsamen Gebiete ausschlieſsen dürfe. Auch Hr. Sack hätte mehr gewonnen, wenn er nicht sonderbar genug der Kritik schlechthin jene genannten Standpunkte hätte absprechen und sie gleichsam in die Luft hätte stellen wollen. Der lebhafte Kampf gegen sie müſste doch allein schon beweisen, daſs man ihr eine stärkere und tiefere Wurzel, nämlich in den Gemüthern und in der Entwicklung der Gegenwart zutraute. —

Ref. hat noch einige einzelne Punkte zu berühren, die besonders zur Charakteristik vorliegender Schriften noch beitragen.

1. Fast allen diesen Schriften ist es gemeinsam, sich mit groſser Zuversicht gegen die mythische Ansicht auf ein Argument zu stützen, welches selbst erst bedingte Wahrheit erhalten könnte, wenn der historische Charakter der evangelischen Geschichte erwiesen ist. Es kann die Art und Weise dieser Argumentation als Beispiel dienen für die vielen andren Fälle, die in dieser Angelegenheit vorkommen. Das zu Beweisende stellt man als einen allgemeinen von allen zugegebenen Satz auf und mit einer tautologischen Wendung schlieſst man nun, daſs das zu Beweisende *also* richtig sei. Das Argument, welches Ref. hier beispielsweise anführen will, besteht darin, daſs man behauptet, das Christenthum falle in die „*geschichtlichste Zeit*", wie Steudel p. 33 sagt, und hier könne man doch gewiſs nicht annehmen, daſs das Christenthum „eines geschichtlichen Haltes" entbehre. Ebenso sagt Klaiber p. 41: „daſs bei dem Auftritte des Christenthums für das jüdische Volk die kindlich unbefangne Sagenzeit gewiſs vorüber gewesen sei." Hr. Vaihinger sagt p. 11: „die Mythenzeit hatte damals (beim Auftreten Christi und der Apostel) bei alle den Völkern, den orientalischen sowohl wie den occidentalischen, welche unter der Herrschaft der Römer standen, ihre Endschaft erreicht." Auch Hr. Hoffmann läſst sich auf diesen Beweis ein und meint, wenigstens die Väter, welche doch zum Theil mit der auflösenden, neuplatonischen Richtung, so sehr vertraut waren, hätten, wenn die evangelische Geschichte Mythus sei, dieſs fühlen müssen. Denn sie hätten in einer Zeit gelebt, welche es geradezu als Charakter an sich trage, das Mythische, was vom Heidenthum überliefert war, aufzulösen. Hr. Lange endlich nennt die Zeit, in welcher die Evangelien entstanden, kurzweg p. 11 eine geschichtliche Zeit und Hr. Sack beruft sich p. 45 darauf, daſs der Mythus ein frisches, für Poesie empfängliches Volksleben erfordere. Beides aber sei sowohl unter den Griechen und Römern, als unter den Juden längst untergegangen gewesen, als das Christenthum erschien.

Ref. kann diesen Beweis nur für unhaltbar erklären und glaubt die Sache gerade umkehren zu müssen: nicht *weil* die Anschauung der Welt zur Zeit, da das Christenthum auftrat, eine historische gewesen sei, sind die Evangelien nicht anders als historisch zu erklären, sondern *obgleich* die damalige Anschauung der Welt eine sinnverrückte war, sind die Evangelien dennoch historisch. Will man die Umwendung der Sache nicht gelten lassen, so möge man zuvor folgende Züge des damaligen Zeitalters beseitigen. Erstens: berichtet nicht Josephus die Geschichte seiner Gegenwart z. B. den Untergang Jerusalems mit mythischen Zuthaten? Sodann: Beweist nicht Philo's Erklärungsweise des A. T. und die Verbreitung der allegorischen Schrifterklärung, daſs in einem weiten Kreise

Digitized by Google

des jüdischen Lebens aller *Sinn für Geschichte* und ihren Ernst untergegangen war, und daſs die Wirklichkeit für den taumelnden Geist ihre Festigkeit verloren hatte? Ferner: hat nicht auch der Römer, wie Suetonius beweist, die Substanz seines Lebens, den Staat und damals die göttliche Persönlichkeit desselben, den Kaiser, mit Zeichen und Wundern umgeben? Haben nicht auch die Neuplatoniker das Leben ihrer Lehrer, wie des Plotin zum Wunderbaren erhoben? Mochte endlich auch die neuplatonische Auffassung der heidnischen Mythe und besonders der Synkretismus die Auflösung desselben sein, so bewies sich doch selbst in dem gährenden Zustande dieser Auflösung eine ungeheure mythische Thätigkeit. Wie viele Conjekturen der Neuplatoniker über den innern Zusammenhang der verschiedenen Culte und religiösen Anschauungen gestalteten sich bei ihnen unmittelbar zu äuſseren Fakten, zu Wanderungen der Gottheiten oder zu besonderen Mittelspersonen? Und selbst innerhalb der einzelnen Mythenkreise wurde manche Erklärung von der Bedeutung derselben zu Fakten, zu einzelnen Begebenheiten, die sich unter den Gottheiten jener einzelnen Mythensysteme zugetragen haben.

Also auf den verständigen und selbstbewuſsten Charakter der damaligen Zeit kann man sich für die Unmöglichkeit der Mythenbildung nicht berufen. Sondern im Gegentheil, trotz der Zerrüttung aller verständigen Verhältnisse, muſs man beweisen, ist die evangelische Geschichte historisch und zwar historisch, um den Geist, der den Boden der Wirklichkeit verlassen und sich entweder in ein dumpfes Brüten in sich selber zurückgezogen oder in die abentheuerliche Anschauung der Göttergeschichte und in deren Resultat das Pantheon geflüchtet hatte, in die Wirklichkeit zurückzuführen, die durch den Mensch gewordenen Gott ihre wahre Bedeutung wieder gewonnen hatte.

2. Bemerkenswerth ist auch das Verhältniſs, welches diese Schriften der Kritik und namentlich der Kritik, wie sie Strauſs geübt hat, zum Hegelschen System der Philosophie zuschreiben. Während einige von ihnen sich nicht bestimmt darüber aussprechen, welche Vorstellung sie sich über jenes Verhältniſs gebildet haben, hat es Hr. Klaiber p. 70—88 für nothwendig gehalten, einen Umriſs des Hegelschen Systems zu geben und zu zeigen, wie Strauſs dasselbe besser, als andere Schüler Hegels verstanden und bewiesen habe, daſs vom Standpunkte dieses Systems eine Vernichtung der evangelischen Geschichte nothwendig sei. Die Vorstellung, die sich Hr. Klaiber vom Hegelschen System gebildet hat, ist ungefähr die, wie sie in den hämischen Denuntiationen Hegels im Literaturblatt von Menzel unzähligemal dem Publikum aufgetischt wird, und fällt somit auſserhalb der wissenschaftlichen Controverse. Aber ein Strategem, welches in diesen Tagen öfter zur Bequemlichkeit des Publikums angewendet wird, verdient doch näher beleuchtet zu werden. Um nämlich mit Strauſs und Hegel zu gleicher Zeit und mit Einem Schlage fertig zu werden, behauptet man, nur Strauſs habe das eigentliche Mysterium der Hegelschen Philosophie gefaſst und da seine Auffassung des Christenthums schlechterdings zu perhorresciren sei, so müsse dasselbe auch bei der Hegelschen Religionsphilosophie stattfinden. Mit diesem Schluſs hat man es sich aber doch etwas zu leicht gemacht. Handelt es sich um das Verständniſs des Christenthums, so heiſst es, Strauſs habe seine wahre Bedeutung nicht verstanden; handelt es sich dagegen um eine Erscheinung innerhalb des Christenthums (und das ist doch die Hegelsche Religionsphilosophie gewiſs, wenn man das Christenthum nicht in den Supranaturalismus einhegen will) so hat Strauſs alles, die ganze Gegenwart, und was in ihr ist, verstanden und richtig aufgefaſst.

In der Behauptung, daſs sich das destructive Wesen der Hegelschen Philosophie in Strauſs aufgedeckt habe, bekommen die Theologen einen Bundesgenossen an *Franz Baader* (s. Nr. 8). Dieser sagt ihnen auch, worin das Erbübel der Hegelschen „Ideologie" bestehe, nämlich in der Vorstellung, daſs Gott als das Allgemeine in der Schöpfung sich erschöpft habe, zum bloſsen Gespenst verschwunden sei und nun von uns wieder gemacht werde. Doch das wuſste ja schon jedermann, der es wissen wollte; es noch einmal zu sagen, dazu bedurfte es nicht eines Baaders. Wenn aber Baader dagegen sagt, man müsse eine reale Gegenwart Christi in der Welt annehmen, so sollten doch endlich einmal alle diejenigen, die diese Annahme im Hegelschen System vermissen, einsehen, daſs das noch nicht ein System widerlegen und durch ein höheres stürzen heiſsen kann, wenn man ihm einen Satz aphoristisch entgegenstellt. Ein solcher Satz müſste doch wenigstens als Resultat eines ausgebildeten Systems auftreten.

Digitized by Google

Auch speciell über das Verhältniſs von der Strauſs'schen Kritik zur Hegelschen Spekulation handelt eine kleine Broschüre, die hier zu erwähnen ist (s. Nr. 9). Das erste Gespräch können wir übergehen, da es nur zur allgemeinen Orientirung über den Standpunkt von Strauſs dienen soll. Dagegen im zweiten wird die Frage besprochen, ob die Spekulation nothwendig zu den Resultaten führe, die die spekulative Grundlage von Strauſs's Leben Jesu bilden. Der Verf. läſst aber die Personen, die er sprechen läſst, zu keiner Entscheidung kommen. Er meint blos p. 49 „es scheine allerdings manches gar bedenklich (d. h. pantheistisch) im System, aber er wolle nicht entscheiden, ob es wirklich so ist. Dagegen müsse er einräumen, daſs Göschel, auf den das Gespräch oft zurückkommt, und mit dessen Worten der Verf. seinen Repräsentanten unter den Redenden oft sprechen läſst, von Hegel aus über Hegel hinausgegangen sei und daſs besonders seine letzten Schriften die Lehren der Schrift immer treuer und vollständiger wiedergeben."

Von dieser Ansicht des Philalethes nimmt Referent Anlaſs zu einigen Bemerkungen über das Verhältniſs der mythischen Ansicht zu Hegels Spekulation. Diejenigen, welche den „vollen Inhalt der Schrift" im System der Philosophie suchen, verlangen gewöhnlich in dieser auch die Form der Schriftsprache, oder sie wollen wenigstens, daſs der Philosoph bei jeder Entwicklung hinzusetze, das meine ich so und so, wie es in der Schrift geschrieben steht, oder der Philosoph soll irgendwo, wenn auch nicht mitten in der Entwicklung, seine christliche Ueberzeugung betheuern, oder wie Baader verlangt von einem christlichen Satze ausgehen. Ohne Rücksicht auf solche Postulate hat Hegel das Objekt des Bewuſstseins zu einer so vollendeten Einheit mit dem Selbstbewuſstsein geführt, daſs allerdings für manchen die Gefahr nahe lag, in diesem System einen dem spinozistischen gerade entgegengesetzten Pantheismus zu erblicken und denselben entweder zu bekämpfen oder begeistert aufzunehmen. Während bei Spinoza das Selbstbewuſstsein in der Substanz untergeht, schien bei Hegel ein Sieg des Selbstbewuſstsein's über die Substanz errungen zu sein, in welchem diese nur als innere Bewegung des Selbstbewuſstsein's erkannt sei. Und nur von dieser Auffassung des Hegelschen Systems aus konnte die mythische Ansicht des Christenthums zu der Vollendung sich erheben, wie sie in Strauſs erscheint und wie sie von *keiner* der gegenwärtigen theologischen Richtungen ausgehen konnte. Göschel's Stellung hat nun ihr bisheriges Verdienst eben im Gegensatze gegen jenen Pantheismus der Subjektivität gehabt, in sofern er in ausdrücklicher Weise die Einheit der Spekulation mit der biblischen Vorstellung dem allgemeineren Bewuſstsein darlegte. Seine verdienstvolle Thätigkeit bewegt sich daher innerhalb des Hegelschen Systems.

3. Endlich ist noch das Urtheil zu erwähnen, welches mehrere der obigen Schriften über die Subjektivität des Kritiker Strauſs und über den Einfluſs dieser seiner subjektiven Verfassung auf sein kritisches Unternehmen gefällt haben. Herr Steudel sagt p. 83: „Das Christenthum ist Leben und Christus ist derjenige, der wie gehört, so auch gelebt sein will." Wer daher in der Vertrautheit mit Christo als dem Lebensprincip an die Prüfung der Evangelien gehe, werde ganz andre Resultate finden als Strauſs. Dasselbe spricht auch Herr Klaiber aus p. 65—70. Herr Sack endlich benannte das, was Strauſs fehle, die auf christliche Lebens-Erfahrung gegründete Theologie mit dem Namen Vitalismus. Von der Behauptung, daſs Strauſs durch spekulative Voraussetzungen verhindert werde, sein Gemüth der christlichen Lebenserfahrung offen zu erhalten, war nur ein Schritt zu der Behauptung, daſs die kritische Negation des historischen Christenthums allein vom Willen und zwar vom bösen Willen ausgehe und diesen Schritt hat Herr *Eschenmayer* (s. Nr. 10.) wirklich gethan. Er rechnet Strauſs unter diejenigen, die *bemüht* sind, die Würde der Offenbarung zu profaniren. Wer, wie Herr Eschenmayer vor einem solchen Vorwurf nicht zurückschrickt, der hat, wie Ref. nach der Bemerkung über obige Werke nicht anders sagen kann, den Gegensatz gegen die Kritik zu der ausschlieſslichsten Form erhoben und damit also am wenigsten ausgerichtet und Ref. könnte ruhig zum Schluſs diese Anzeige übergehen, wenn nicht Herr Eschenmayer einen Zug vollendete, der der Mehrzahl jener Werke eigen ist und wegen seines allgemeinen Vorkommens noch eine Zurückweisung verdiente. Diese mag hiemit kürzlich gegeben sein!

Nur in den Kämpfen, die den Eintritt einer Offenbarung begleiten, kann der Widerstand gegen die

Digitized by Google

Wahrheit als Hartnäckigkeit und Bösartigkeit des Willens betrachtet werden. Die Mittler der Offenbarung treten mit der Gewifsheit auf, dafs der Inhalt ihrer Verkündigung dem Grunde des allgemeinen Bewufstseins inwohne und nur in der Befangenheit des Willens nicht anerkannt werde. Das Recht zu dieser Betrachtungsweise liegt in der unmittelbaren Gewifsheit von der Wahrheit, mit der die Offenbarung sich ankündigt. Ist aber dieselbe positiv als Objekt abgeschlossen und zum Gegenstand des Bewufstseins geworden, so müssen wir andre Menschen uns nun einmal mit der Art der Vermittlung genügen, die sich auf das Bewufstsein richtet. Denn eben zwischen diesem und seinem Objekt findet nun ein Kampf statt, der die Einheit von beiden herbeiführen soll. Die Widersprüche zwischen beiden sind es, die durchzuarbeiten sind. Der Wille kann hier nicht mehr allein in Betracht kommen, er wirkt zwar beim Widerstande gegen die Wahrheit auch *mit*, aber nur als ein unfreiwilliger *Sklave des Bewufstseins*, welches ihn durch seine Macht sich unterworfen hält. Auf diese Macht müssen sich die Vertheidiger der Offenbarung richten, sie zu überwinden streben, und der Wille wird dann von selbst frei werden und sich der Wahrheit zuwenden.

B. Bauer, Lic.

XXVII.

Joh. Chr. Aycke, Fragmente zur Naturgeschichte des Bernsteins. Danzig, 1835. *In Commission der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. VIII und* 107 *Seiten.* 8.

Viele interessante Notizen über den Bernstein sind in vorliegendem Werkchen enthalten. Der Verf., welcher seit 14 Jahren die Pacht des Bernstein-Sammelns am Danziger Seestrande besitzt, hatte dadurch sowohl, als durch die zahlreichen Gräbereien in derselben Gegend, Gelegenheit, eine grofse Menge von Bernstein zu sehen, und alles zu bemerken und zu sammlen, was auf dessen Natur Bezug haben konnte. Es war nicht seine Absicht eine Monographie dieser Substanz zu liefern, sondern nur Bruchstücke aus eigener Erfahrung dazu mitzutheilen — Mittheilungen die in mancher Beziehung sehr die Beachtung verdienen — Zuerst wird S. 1—44 die Gewinnung und die Lagerstätte des Bernsteins betrachtet. Dies führt zu dem Unterschied von See- und gegrabenem Bernstein; ersterer wird meist in kleinen zerschlagenen Brocken, den sogenannten Abgängen, aus der See gewonnen, letzterer dagegen findet sich in grofseren knollenförmigen Stücken in der Erde, aber in geringerer Menge als der Seebernstein, jedoch ist sein Werth, der besseren Qualität wegen, gröfser. S. 44—58 redet der Verf. von den organischen Begleitern des Bernsteins, bis S. 63 aber von den in demselben eingeschlossenen organischen Gegenständen. Er weist auf den Unterschied hin, welcher in letzterer Hinsicht zwischen See- und Erdbernstein statt findet, denn es ist vorzüglich jener, welcher, aufser Luftblasen und Wasser, Ueberreste von Vegetabilien, wie Holzsplitter, Moose, Saamen u. s. w., auch Animalien, jedoch wohl nur Landinsekten, deren Eier, Larven und Puppen in seinem Innern umschliefst, während in letzterem dagegen meist nur Wurzeln sich finden, aufserdem aber auch Erden, Steine und Erze. Der Verf. macht ferner auf den Umstand aufmerksam, dafs viele der, als im Bernstein vorkommend, beschriebenen Insekten, nicht diesem sondern dem Copal angehörten. Er sagt S. 61: „vorzüglich hat A. F. Schweigger meisterhafte Be„schreibungen und Zeichnungen einiger in Bernstein befind„licher Insekten geliefert, die auf südlichere Formen hinden„ten: allein die Originalien, die in der königlichen Mineralien„Sammlung in Berlin aufbewahrt werden, haben mich über„zeugt, dafs diese Insekten nicht in Bernstein, sondern in „Copal eingeschlossen sind." Es würde erwünscht gewesen sein, wenn eine genaue Beschreibung dieses Harzes gegeben worden wäre; jedenfalls ist jedoch der erwähnte Umstand der allgemeinen Beachtung und weiterer Untersuchung werth. Noch wird der betrügerischen Künsteleien gedacht, welche man sich hie und da erlaubt, um verschiedene Thiere, wie Insekten, Frösche, Fische, in Bernstein zu bringen, und die oft so geschickt ausgeführt sind, dafs sie leicht täuschen, und selbst Künstler nur nach sorgfältiger Untersuchung Aechtes von Unächtem zu unterscheiden vermögen. Die Einschlüsse von Wasserinsekten, Fischen und Amphibien hält der Verf. für ganz zweifelhaft. — Die Arten des Bernsteins werden S. 64—88 angeführt und beschrieben. Sie sind: 1) durchsichtiger, 2) durchscheinender (Bastard, 3) undurchsichtiger (Knochen) und 4) verwitterter Bernstein. Die besonderen Gestalten, in welchen derselbe vorkommt, findet man S. 88—95 angegeben Anhangsweise theilt der Verf. noch Bemerkungen über die Sortirung und die Verarbeitung des Bernsteins, so wie über den Handel mit demselben, sowohl dem rohen als dem verarbeiteten, mit.

R. Blum.

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

XXVIII.

Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf. Von Dr. Joh. Georg v. Viebahn, Kön. Preufs. Regierungsrath. Zwei Theile. Düsseldorf, 1836. *bei J. H. C. Schreiner.* 4.

In der Allgemeinen Preufsischen Staatszeitung vom 7ten März 1835. nr. 66., findet sich ein kurzer aber gehaltreicher Aufsatz, der bei dem Erscheinen eines neuen Ortschaftsverzeichnisses der Regierung zu Trier darauf aufmerksam macht, wie wichtig die im Jahre 1816 getroffene Anordnung, nach welcher alle Regierungscollegien aufgefordert worden, dergleichen Verzeichnisse anfertigen zu lassen, für die Statistik des Preufsischen Staates geworden ist.

Die Ortschaftsverzeichnisse waren zunächst nur bestimmt, von jeder einzelnen Ortschaft anzuzeigen, zu welchem landräthlichen Kreise und etwaniger Unterabtheilung desselben sie gehöre, ob sie Stadt, Flecken, Dorf oder einzelnes Etablissement sei, wie viel Einwohner sie habe, meist mit Bezeichnung welcher Confession sie angehören, ob sie eigne Kirchen habe, oder wohin sie eingepfarrt sei, welches die nächste Poststation oder die Entfernung von der Kreisstadt sei. — Wenn schon aus diesen Angaben sich viele interessante Zustammenstellungen machen lassen, so enthalten diese Ortschaftsverzeichnisse durchgängig aufserdem noch viele andere sehr brauchbare Nachrichten. Die Einleitungen geben meist, mehr oder minder ausführlich, Gewässer, Gebirge, Beschaffenheit des Bodens, wichtigste Natur- und Kunsterzeugnisse, Handelsstrafsen und andre wichtige wirthschaftliche Verhältnisse an. Es darf zur Ehre und zur Anerkennung des wissenschaftlichen Sinnes des Preufsischen Beamtenstandes wohl hervorgehoben werden, dafs jene zunächst aus einem unmittelbar praktischen Bedürfnifs hervorgegangene Anordnung neben der Befriedigung dieses, auch dazu gedient und dazu vielfach benutzt worden ist, die statistisch-wissenschaftliche Kenntnifs des Vaterlandes zu befördern und zu verbreiten. —

Auch das oben angeführte, schon in der Allgemeinen Preufsischen Staatszeitung vom 31sten März d. J. nr. 91. rühmlichst erwähnte, von dem Hrn. Regierungsrath von Viebahn bearbeitete statistische Werk über den Regierungsbezirk Düsseldorf, verdankt zunächst jenem praktischen Bedürfnisse der neuen Herausgabe eines Ortschaftsverzeichnisses des bezeichneten Bezirks seine Entstehung; der 2te Theil des oben bezeichneten Werks enthält die statistische Ortschafts- und Entfernungstabelle und das alphabetische Ortsnamenverzeichnifs des jetzigen Regierungsbezirks Düsseldorf. Es zeigt in ähnlicher Art, als die früheren Ortschaftsverzeichnisse, wiewohl übersichtlicher und vollständiger in jedem Kreise die einzelnen Ortschaften, ihre Bezeichnung, als Stadt, Dorfschaft, Weiler u. s. w., wobei die Eigenthümlichkeit dieser dichtbewohnten Gegend veranlafst, dafs oft wenige Gebäude mit besonderem Namen erscheinen, als „Fabrikgebäude", „Wollwascherei", „Lohgerberei", „Handwerkerwohnung", Knochenmühle", „Ackergut" u. dgl. — Es sind die Gebäude, die Einwohnerzahl getrennt nach den Confessionen u. s. w., die Pfarrsprengel, die Entfernungen vom Sitze der Bürgermeisterei, des Friedensrichters und Landraths, des Landgerichts und der Regierung in Meilen und Minuten (je 100 Minuten auf eine Meile) angegeben. Zur Vergleichung sind die Beziehungen der einzelnen Ortschaften zu den Abtheilungen des Landes bis 1806 und 1813 bemerkt. — Die jetzige Anzahl der Gebäude und der Einwohner ist durchgängig nach den Aufnahmen des Jahrs 1832 angegeben, mit Ausschlufs der Kreise Geldern und Gladbach, woselbst solche nach 1834 eingerückt sind. Der Verf. sagt in Bezug auf diese Verschiedenheit in den Vorbemerkungen zum 2ten Theil. „In die Spal-

Digitized by Google

ten 4—12. sind die Anzahl der Gebäude und Einwohner nach der Aufnahme des Jahres 1832. aufgeführt und stimmen deshalb die Gesammtsummen mit der im Amtsblatt von 1833 (S. 173) bekannt gemachten Einwohnerzahl überein. Blos in den Kreisen Geldern und Gladbach, wo die Tabellen erst später beendigt werden konnten, haben die Einwohnerzahlen von 1834. eingerückt werden müssen." — Es scheinen uns jedoch diese Bemerkungen die Nothwendigkeit dieser Verschiedenheit nicht hinreichend zu motiviren; denn wenn auch für allgemeine Betrachtungen im ersten Theile des Werks nach neuen Zählungen die Einwohnerzahl bemerkt ist, so bleibt es doch für die Vergleichung der Bevölkerungen einzelner Ortschaften in verschiedenen Kreisen unangenehm, nicht eine gleiche Grundlage zu haben; — und wäre vielleicht am zweckmäfsigsten gewesen, das Ortschaftsverzeichnifs ganz nach der Ende 1834 amtlich Statt gehabten Zählung aufstellen zu lassen.

Der erste Theil des oben bezeichneten Werks ist eine aus allgemeinerem Standpuncte gearbeitete Statistik mit topographischen Uebersichten.

Von einem kleinen Theile des Regierungsbezirks Düsseldorf, dem Kreise Solingen, besitzen wir bereits, wie Hr. v. Viebahn richtig bemerkt, ein Musterwerk: Statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbezirk Düsseldorf von Georg Frh. v. Hauer, Kön. Preufs. Landrathe. — Die Aufgabe unsers Verfassers war viel schwieriger. Der Kreis Solingen hat 5,326 Q. Meilen mit jetzt 55244 Menschen. Der Charakter dieses kleinen Landstrichs ist in einem grofsen Theile desselben in der Hauptsache gleichartig, die geschichtlichen Verhältnisse sind in den Hauptmomenten für den kleinen Distrikt wesentlich nicht verschieden. — Hier war es erreichbar bei glücklicher Auffassung, das Ganze aus den Einzelheiten so zusammenzustellen, dafs dem inneren Auge ein klares Bild zur Anschauung kam. — Der Regierungsbezirk Düsseldorf enthält 97,89 Q. M. d. h. beinahe 20 Mal so viel, als der Kreis Solingen; er hat 735561 Civil-Einwohner d. h. mehr als 13 Mal so viel als jener Kreis. Die Naturbeschaffenheit ist wesentlich verschieden, ganz anders sind die Verhältnisse an den weiten Niederungen des Rheins in den Ebenen, in der Nähe der Niederlande, und wo Berggewässer, wie Dhün und Wupper ein Hügelland durchkreuzen. Die verschiedensten geschichtlichen Entwickelungen folgten einander in den, verschiedenen Herrschern, kleinen und grofsen, weltlichen und geistlichen Herrn angehörig gewesenen einzelnen Theilen des Regierungsbezirks Düsseldorf. — Bei so vielfachen Beziehungen und Eigenthümlichkeiten der Theile war es gewifs höchst schwierig, von diesem ein concentrirtes Bild zu zeichnen, wie wir einen solchen Eindruck aus dem v. Viebahnschen Werke auch nicht vollständig erhalten haben. Vielleicht wäre bei noch gröfserer Durcharbeitung des Stoffs noch eine übersichtlichere Darstellung zu erreichen gewesen; — unter allen Umständen war es aber bei dieser Lage der Dinge um so mehr wünschenswerth und nothwendig, von den verschiedensten Seiten und Ansichten aus, mit Genauigkeit, Umsicht und Vollständigkeit Materialien zu sammeln, und nach mehrfachen Gesichtspuncten zu ordnen, und solche Früchte mühsamen Studiums sind von Herrn von Viebahn in dem 1sten Theile seines Werks in reichem Maafse geliefert.

Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird schon durch eine Uebersicht der einzelnen Abschnitte und Kapitel des Werkes erhellen. Der Verf. theilt den ersten Theil der Statistik und Topographie nach einer ihm wohl eigenen systematischen Scheidung in 3 Hauptabschnitte:

I. Elementar-Statistik.
II. Volkswirthschaft.
III. Politisch intellektuelle Statistik.

Die Elementarstatistik enthält, *a*) *die Naturbeschaffenheit* d. h. *Terrainlehre*, wie es der Verf. nennt, Lage, Gröfse, Grenzen, Geologisches u. s. w.; — die *Hydrographie*, die Stromgebiete, Flüsse und Kanäle, *Productivität* nach Klima, Vegetation, Thierwelt; — *die Höhenlagen und Entfernungen der Hauptorte.* *b*) die *Gebietsorganisation*, wie solche seit den frühesten Jahrhunderten, bis jetzt, in ältester Zeit, dem Mittelalter und später gewesen. *c*) *die Bevölkerung:* Anzahl und Bewegung, Confessionen, Wohnort, Lebensalter und Geschlechter, Ehen und Geburten, Krankheiten und Todesfälle u. dgl. m. —

II. Volkswirthschaft. Diese theilt der Verf. in *Stoffarbeiten* und *Grundbesitz*, und behandelt in mehreren Unterabtheilungen die landwirthschaftlichen Verhältnisse, denen er Bergwerke und Hütten zweckmäfsig anreihet. Nach Stoffarbeiten und Grundbesitz

Digitized by Google

folgen *Gewerbe* und *Handel;* — diesem *Verbindungsanstalten* und *Gesammtvermögen.*

III. Politisch intellectuelle Statistik. Hier ist geschieden: Verfassung und Rechtspflege; öffentliche Verwaltung; Kultus, und bei letzterem aufser den Religionsverhältnissen öffentlicher Unterricht, Wissenschaft und Kunst mit behandelt.

Will man nun auch einwenden, dafs es vielleicht besser gewesen wäre, ganz einfach, wie sonst gewöhnlich, nach Land und Leuten zu trennen; *oder* dafs es mehr Uebersicht gewährt haben würde, wenn die geschichtlichen Verhältnisse der einzelnen Theile des Regierungsbezirks, wie sie zusammengehört haben, vorangestellt, und daran die jetzigen statistischen Darstellungen angeknüpft wären; — so bleibt nichts destoweniger unbedingt wahr, dafs die interessantesten Nachrichten in den einmal gewählten Kapiteln mitgetheilt sind; — es ist sehr dankenswerth, dafs geschichtliche Momente überall beigegeben worden; so wie, dafs bei einem jeden Abschnitt die vollständigere Litteratur über den behandelten Gegenstand in den Anmerkungen abgedruckt ist. —

Steinkohlen und Kanäle haben England zu dem gemacht, was es ist, sagte Franklin. — Wenn man durch England reist, so findet man in den grofsen Gasthöfen in Liverpool, Birmingham, Oxford *geognostische* Karten des Landes, und handgreiflich ist es, wie da, wo Steinkohlenlager unter der Erde sich verbreiten, oasenartig, wie in Birmingham, Newkastle upon Tyne, Sheffield die grofsen Fabrikationen sich entwickelt haben. — — Andererseits sind Aegypten und Griechenland mit reichem Naturfonds gesegnet; — in beiden Ländern lebte einst eine dichte Bevölkerung, die wesentlichen Einflufs hatte auf Weltverhältnisse und die Entwicklung des Menschengeschlechts. Viele Jahrhunderte hindurch war nachher hier eine sehr schwache Bevölkerung, unbedeutend für die Welt. — Irland, gleich bedacht von der Natur als England, ist doch, wenn auch dicht bevölkert, doch weit zurück gegen England in Wohlstand. Ein grofser Theil der Bevölkerung ist arm. Wie viel an der Individualität der Nation liegen mag, unbedenklich ist es auch deshalb zurück, weil England Jahrhunderte hindurch das Nachbarland nur als Provinz betrachtete, das ihm zahlen und Einnahme schaffen sollte. — Die natürliche Beschaffenheit eines Landes, und die geschichtlichen Verhältnisse desselben, insbesondere die innere Geschichte, die Milde oder Härte des Regiments, das Erwachen der Bildung, und die Verbreitung *der* Begriffe und Ansichten, welche die Menschen von innen aus zu ihren Handlungen bestimmen, wesentlich also auch die Entwicklung der Religionsverhältnisse, — — das sind wohl überall Hauptrücksichten, die zu verfolgen sind, wenn der Zustand der Dinge in einem Lande, wie er vorliegt, erklärt werden soll. Höchst wichtig sind solche Betrachtungen für den Regierungsbezirk Düsseldorf, und es ist sehr zweckmäfsig, dafs der Verf. grofse Sorgfalt auf die Beschreibung der Naturbeschaffenheit und auf die geschichtlichen Verhältnisse verwandt hat.

Der Regierungsbezirk Düsseldorf liegt nicht, wie der Verf. sagt, wie ein Keil, sondern als ein Dreieck oder unregelmäfsiges Viereck an dem nordwestlichen Ende des Preufs. Staats. Er umfafst 97,89 geogr. Quad. Meilen, und enthielt am Anfang 1836 (cf. S. 116) 735561 Civil Einwohner, und incl. Militair 744361 d. h. pro Q. M. 7604 im Ganzen und 7514 Civileinwohner; — eine dichtere Population, als irgend ein anderer Regierungsbezirk im Preufsischen Staate hat. — Von den 13 landräthlichen Kreisen, die durchschnittlich 7,53 Q. M. haben würden, aber nach dem ganz richtigen Zusammenlassen der Striche, die nach Oertlichkeit, Geschichte, Lebensart und Lebenssitte zusammen gehören, resp. 4. 5. 7. 9. 11. 19 Q. M. umfassen, haben Civil-Einwohner

Rees, Cleve, Geldern	(3)	zwischen	4000—5000;
Duisburg und Neuss	(2)	—	6000—7000.
Grevenbroich u. Kempen	(2)	—	7000—8000.
Düsseldorf	(1)	—	8000—9000.
Lennep, Solingen u. Crefeld	(4)	—	10000—11000.
Gladbach	(1)	—	11000—12000.
Elberfeld	(1)	—	17000—18000.

Die dichteste Bevölkerung sitzt in dem südöstlichen Theile des Regierungsbezirks, denen der südwestlich liegende Kreis Gladbach hinzutritt; — die mittlere Bevölkerung ist hauptsächlich in der Mitte des Kreises; die dünnste entschieden in den 3 nördlichen gröfsesten Kreisen Cleve, Geldern, Rees, die zusammen 37,57 Q. M. umfassen; also über ein Drittheil des Regierungsbezirks einnehmen. Es ist die Naturbeschaffenheit, es sind die geschichtlichen Verhältnisse, welche diese Verschiedenheit der Popula-

Digitized by Google

tionen, und der mit ihr zusammenhangenden Zustände wesentlich bedingen. —

Der Rhein durchschneidet den Regierungsbezirk Düsseldorf in seiner weitesten Ausdehnung von Süden nach Norden; und der Verf. giebt mit Recht die Länge, Breite, Tiefe, das Gefälle dieses Hauptflusses der Provinz, der den Karakter der Gegend namentlich des sämmtlichen Uferlandes wesentlich bedingt, mit Genauigkeit an. Bei dem Eintritt in den Regierungsbezirk hat der Rhein 2,6 Zoll, bei dem Austritt bei Emmerich 1,9 Zoll Gefälle auf 100 Ruthen, und fliefst also an der niederländischen Gränze langsam dahin. Im Süden, ganz an der Spitze des Bezirks, ergiefst sich die Wupper von Osten her in den Rhein, die nirgend schiffbar wegen starken Gefälles, eine Menge Mühlen treibt, und ein Berg- und Hügelland durchschneidet, das unwillkührlich auch in äufserer Gestaltung an das fast überall hüglige England erinnert. Nördlicher geht die Ruhr, und hier liegt Steinkohle. Hier, um Wupper und Ruhr, ist der Sitz der Fabrikation, die dichteste Population; — hier war, von der Natur gegeben, die glücklichste Bildung der Erdoberfläche für industrielle, menschliche Thätigkeit. Ein ganz anderes Bild bieten die nördlichen Kreise Rees, Cleve, Geldern. Hier fliefst der Rhein langsam in weit geöffneter Ebene; hier gab die Natur mehr holländische Gegend; — es zeigen sich dem Auge wohl Dünen und Sandberge, wie ein solches Terrain der weiland sogenannte Reichswald bei Cleve ist; der Anblick des Ganzen aber ist meist fruchtbare Wiese und Feld. — Hier ist eine mehr auf den Ackerbau, namentlich auf Viehzucht verwiesene Bevölkerung bei weitem nicht so dichtwohnend, als in dem Berg- und Fabriklande bei Solingen. Der Kreis Duisburg ist ostwärts des Rheins das verbindende Mittelglied zwischen der bergigen Wupper und Ruhrgegend und der Rheinniederung, und hat so auch eine für diesen Regierungsbezirk mittlere Bevölkerung. Ein Theil des Kreises Duisburg ist Rheinthal, eben das ist grofsen Theils der südlich daran stofsende Kreis Düsseldorf, und der westwärts Rheins gegenüber liegende Kreis Neufs. So haben denn auch diese Kreise ähnliche Bevölkerung, und in Bezug auf Düsseldorf ist nur eine höhere Population durch die Hauptstadt und die durch sie veranlafsten Verhältnisse motivirt. — Anders stellen sich etwas die Betrachtungen westlich Rheins. Der Kreis Kempen bietet ein theils wellenförmiges, theils ebenes Terrain dar, gleich dem benachbarten Brabant mit guten Weiden und fruchtbarem Getreidefeld. Kempen hat 7346 Menschen pro Quadratmeile; die südlicher liegenden Kreise Krefeld, Gladbach, Grevenbroich haben noch mehr Einwohner. Denn hier ist theils gleichfalls der Agricultur günstiger Boden; — Grevenbroich, von der Erft durchschnitten, ist das alte Jülicher Kornland; — theils hat sich hier blühende Fabrikation entwickelt; — im Kreise Gladbach sich anschliefsend an den Bau des Flachses, da bei kleinen Wirthschaften dem Landmann Zeit blieb, das Material zu weben, zu spinnen, ähnlich wie im Bielefeldischen; — in Crefeld, weil früh der Religion wegen Verfolgte, fleifsige Gewerbtreibende sich hier niederliefsen. Auch ist anzuführen, dafs zur französischen Zeit viele Etablissements von der rechten Rheinseite auf die linke verlegt wurden; mehrere Fabriken *gröfseren* Umfangs sind hier erst seit dieser Zeit entstanden, aufserdem aber ist zu sagen, dafs viele Theile der Gladbacher Gegend im 15ten und 16ten Jahrhundert mit Berg unter *einer* Herrschaft waren, und so sehr früh in Bezug auf Fabrikation Wechselwirkung und Verkehr eintrat zwischen den Gewerbtreibenden im Wupperthal und den Bewohnern des linken Rheinufers.

Geschichtlich ist sonst im Regierungsbezirk Düsseldorf fast nirgend von einer etwa in jüngster Zeit dort ganz frisch und neu entstandenen künstlich hervorgerufenen Fabrikation, oder ganz neu begründeten Agriculturverhältnissen die Rede. Schon die Römer kannten diese Gegenden; schon durch den römischen Pflug ward menschlicher Fleifs als zinstragendes Capital hier mit der Erdrinde vereinigt; — Dormagen, Zons, Neufs, Geldub, Asberg, Xanten waren römische Orte. — Die demnächst von Franken, Friesen und Sachsen eingenommenen Gegenden des Regierungsbezirks Düsseldorf vereinigte Karl der Grofse, die Provinz ward ein vorbehaltenes Erb- und Krongut der fränkischen Dynastie, die Anlagen aus den Römerzeiten erhoben sich als fränkische Pfalzen und Villen, und um die kaiserlichen Plätze und zahlreichen Königshöfe blühte Agricultur in Feld und Wiese, hob sich die Forstwirthschaft, gedieh das Gewerb unter kaiserlichem Schutz. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf. Von Dr. Joh. Georg v. Viebahn.

(Schlufs.)

Nach den Karolingern vereinigte das Herzogthum Berg, dessen Herren schon im 11ten Jahrhundert als Grafen von Berg vorkommen, die jetzigen Kreise Lennep, Elberfeld, Solingen, Düsseldorf. Es war das Wupperthal, in dem unter damals mächtigen Fürsten die Industrie sich früh entwickeln konnte. Die Waffenfabrik soll schon 1147 vom Grafen Adolph von Berg aus den Kreuzzügen nach Solingen gebracht sein; der Ort wird als solcher 1374 genannt, Lennep schon 1277, Düsseldorf 1288; und die Kirchspiele Elberfeld und Barmen erhalten zur Garnbleicherei, zu der das klare und harte Wasser der Wupper reizte, schon 1532 ein Privilegium. Fortdauernd blieb dieser Fabrikdistrikt zusammen. Er ward 1423 mit Jülich, das von 912 an eigene Fürsten gehabt hatte; von 1511 an mit Cleve, Mark vereinigt. Die Grafen von Cleve hatten schon seit der Zeit der Karolinger die Rheinniederung bis in Holland hinein besessen. Dieser an Holland erinnernde Strich Landes war lange unter derselben Herrschaft; seit 1417 erwarben die Fürsten des Landes die Grafschaft Mark; und es ist höchst wichtig, dafs wie dieser Fabrikdistrikt, so von 1511–1609 dieser Landstrich mit Jülich und Berg vereinigt war. — Cleve fiel bekanntlich 1609 an Brandenburg; 1671 auch Mörs, das früher eigene Grafen hatte, und im Anfang des 17ten Jahrhunderts Moritz von Nassau Oranien besafs. Wie die Persönlichkeit eines so grofsen Mannes wohlthätig auf seine Umgebung wirken mufste, so hob sich in diesem Ländchen, Krefeld besonders dadurch, dafs es den der Religion wegen verfolgten Mennoniten, Dissentirenden anderer Art, die durch Gewerbfleifs sich auszeichneten, geöffnet ward. — Das Herzogthum Geldern, auf der Westseite des Rheins, von dem 9¼ Q. M. jetzt zum Regierungsbezirk Düsseldorf gehören, war im Mittelalter an Burgund verpfändet, hing vielfach mit Brabant zusammen, fiel dann an Oestreich, nachher an Spanien, bis Obergeldern 1713 in Bezug auf die Erbrechte an Orange an König Friedrich I. von Preufsen fiel. Aufserdem hatte Kurköln Besitzungen in dem jetzigen Regierungsbezirk Düsseldorf; unbedeutender waren einzelne kleine Herrschaften und Besitzungen, wie die Stifte Essen, Werden, Elten; die Herrschaften Wickerath, Mylendork, Dyk, Hörstchen, Elsen.

Wenn man zusammenstellt, wie nach den verschiedenen Herrschern und Landeshoheiten der jetzige Regierungsbezirk Düsseldorf im vorigen Jahrhundert getheilt war, so besafsen länger als ein Jahrhundert hindurch

Preufsen.				
Kleve	—	29,506		
Geldern	—	9,292		
Mörs	—	3,970		
			42,768	Q. M.
die Jülich-Bergschen Lande (Churpfälzisch)				
Berg	—	25,263		
Jülich	—	7,923		
			33,186	—
Kurcöln	—	—	—	16,142 —
Kleine Gebiete		—	—	5,794 —
				97,890 —

Wenn gleich in diesen früh cultivirten Landstrichen die Einwohnerzahl immer die gröfseste Bedeutung hatte, so ist doch andererseits eben so wahr, dafs wenn man lediglich nach dem Flächeninhalt rechnet, der gröfseste Theil des Landes, fast die Hälfte des Bezirks lange Preufsisch war. Der ganze nördliche Theil, die an Holland erinnernde Niederung des

Digitized by Google

Rheins, die von der Natur ähnlich gebildet ist, gehörte Churbrandenburg und Preufsen; — und wie diese westlichen Spitzen des jungen Staates für die innere Entwickelung desselben seit mehr als zwei Jahrhunderten von höchster Wichtigkeit waren, so genossen jene Distrikte selbst, als einem mächtigen Reich angehörig, ruhigen Friedens, konnten sich im ruhigen Fleifs zu immer besserem Wohlsein still fortbilden; — und es ist daher notorisch, wie grofs der Patriotismus und die herzliche Anhänglichkeit an Preufsen in Kleve und daran liegenden Landestheilen fortdauernd gewesen. — — Nach Preufsen war der gröfseste Theil des Regierungsbezirks die Jülich-Bergischen Lande $\frac{1}{3}$ etwa des Regierungsbezirks unter churpfälzischer Herrschaft, die Hauptsitze der Fabrikation in bergigem Gebiete fortdauernd zusammenhangend. Nur $\frac{1}{6}$ des Gebiets war Kurkölnisch; ganz unerheblich für die Auffassung des Ganzen $\frac{1}{20}$ gehörte kleinen Gebieten. Diese Andeutungen erklären die Verschiedenheit der Populationen, die landwirthschaftliche und industrielle Topographie, die der Verf. in den §§. 61. und 84. zeichnet.

Am Ende des vorigen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts nahm Frankreich die Landstriche des jetzigen Regierungsbezirks Düsseldorf in Besitz; — die westrheinischen Distrikte wurden mit Frankreich vereinigt; die ostrheinischen erhielt Joachim Murat, als Grofsherzogthum Berg. Das Land ward nach französischen Principien organisirt.

Der Verf. sagt von der, der französischen Invasion vorhergehenden Zeit (S. 62): „Zölle, Abschofs, schlechte Wege, gespannte, nicht selten feindliche Verhältnisse der einzelnen Länder und Ländchen hielten oft Nachbargemeinden, ja Nachbarhäuser in gröfserer Entfremdung als jetzt meilenlange Entfernung vermag. — Selbst der Rhein war durch Zölle, Licente und Zwangsstapel gesperrt. — Es darf also nicht verwundern, fährt er fort, dafs nach der, wenn auch gewaltsamen Sprengung dieser Hemmnisse eine rasche Entwicklung der Verhältnisse eintritt, und sich namentlich, verzehrender Kriege ungeachtet, durch eine starke Zunahme der Bevölkerung in dem folgenden Zeitraume — dem der französisch-bergischen Besitznahme — kund giebt. — Ebenso sagt der Verf. S. 116 bei dem Abschnitt von der Bevölkerung: Sie schritt am schnellsten in den Jahren 1804—1814 voran, wo die Industrie des westrheinischen Bezirks einen ungewöhnlichen, durch die französischen Zolllinien am Rhein und durch die Kontinentalsperre gesteigerten Aufschwung nahm, und die Bevölkerung der Kreise Gladbach und Krefeld, unter starken Einwanderungen, fast um die Hälfte stieg. Indessen gewann auch die ganze Gegend, durch die Vereinigung der bis dahin so vielfach gespaltenen Gebiete, und besonders die ländliche Bevölkerung durch die Aufhebung der Zehnten u. s. w.; der Zuwachs der Ruralkreise Kleve und Geldern betrug fast ein Drittheil der Einwohner." S. 221 ist von dieser Zeit bemerkt: „Der grofsen militairischen und steuerartigen Leistungen ungeachtet, wurden an den meisten Orten die Gemeindeinstitute erhalten und befördert, die Ortspolizei wohl gehandhabt, und, so verhafst auch die Fremdherrschaft als solche sein mochte, doch den materiellen Ansprüchen des Publikums zu dessen Zufriedenheit genügt." Nur theilweise und unter Beschränkungen können wir diesen im Allgemeinen allerdings richtigen Darstellungen beipflichten. Es ist zuzugeben, dafs die Vereinigung kleinerer Distrikte mit gröfseren Ländermassen Vortheile herbeiführte, wenn gleich dem Areal nach die gröfseren Bestandtheile des Regierungsbezirks Düsseldorf, wie wir gezeigt haben, unter Preufsen und Berg schon länger vereinigt waren. Es ist auch gewifs, dafs die Aufhebung der Zölle, Licente u. s. w. den Verkehr, die Aufhebung der Zehnten u. s. w. im landwirthschaftlichen Gewerbe, die Agriculturverhältnisse und den Zustand des kleinen Landwirths hob, zumal die zerstörenden Kriege den ganzen District insofern nicht unmittelbar berührten, als solcher nie längere Zeit hindurch Schauplatz des Krieges war. — Was aber die Fabrikation betrifft, so war der stellenweis sich zeigende Aufschwung keinesweges durch dauernde Verhältnisse begründet; dafs gröfsere Etablissements von ostwärts Rheins nach Crefeld und Gladbach verlegt wurden oder daselbst entstanden, war etwas einzeln da Stehendes. Die bergischen Fabriken gewannen in der Zeit von 1790 bis 1806 und später von der in Frankreich und andern Ländern zurückgekommenen Industrie. Eine Zeit, wie die hier in Rede stehende war, ist dauernd gewerblichen Interessen gewifs nicht förderlich. — Was die Gemeininstitute be-

Digitized by Google

trifft, so gehören zu solchen auch Kirche und Schule. Diese waren höchstens im Bergischen beachtet; das Clevische und die ganze linke Rheinseite war in dieser Beziehung sehr vernachläfsigt. Wenn bei den Populationsverhältnissen folgende Zahlen erscheinen: (S. 116)

	Ein- und Auswander.		Summa des Zuwachses.	
$17\frac{64}{77}$	—	+ 538	—	3387
$17\frac{78}{91}$	—	+ 349	—	3613
$17\frac{92}{1503}$	—	— 1432	—	3155
$18\frac{04}{15}$	—	+ 2769	—	8452
$18\frac{10}{25}$	—	+ 972	—	7587
$18\frac{26}{35}$	—	+ 1383	—	8269

so stehen bei $18\frac{04}{15}$ allerdings die gröfsesten Summen. Aber das Decennium *vorher*, das doch auch fast ganz einer ähnlichen Zeit angehört, hat ein Minus bei Einwanderung und Auswanderung, und die allerniedrigste Vermehrung in der letzten Colonne. — Nicht sowohl die guten Einrichtungen des damaligen Gouvernements, als die ganz natürliche Erscheinung, dafs, wenn ein namhafter Rückschlag in Populationsverhältnissen Statt gefunden hat, solcher in der nächsten Folgezeit sich ersetzt, dürfte vorzugsweise mit zur Erklärung obiger Zahlen anzuführen sein.

Wenn wir in diesen und ähnlichen Aeufserungen und Ansichten mit dem Verf. nicht ganz übereinstimmen, so sind wir dagegen vollkommen mit ihm einig, wenn er S. 31 bemerkt, dafs die in Folge der französischen Invasion statt gefundene systematische Gebietsorganisation, nach Vereinigung dieser Länder mit dem Preufsischen Staate zu der jetzigen volksthümlichen Organisation sich ausbildete; und S. 244 in Bezug auf die Preufsische Finanzverwaltung, dafs durch diese, so wie die Vervollkommnung aller öffentlichen Anstalten der Industrie und dem Wohlstande unendlich überwiegende Vortheile gewährt sind. —

Im Allgemeinen scheint der Verf., dessen Name schon unter König Friedrich Wilhelm I. in der Reihe der vaterländischen Minister aufgeführt ist, den Grundsatz befolgt zu haben, in Betreff der wohlthätigen Folgen der Preufsischen Regierung seit 20 Jahren wesentlich Facta reden zu lassen. — Um aus den mitgetheilten Zahlen zu zeigen, wie ungemein dieser Landstrich seit 1815 bis jetzt sich gehoben hat, mögen einige Andeutungen hinreichen:

Die Bevölkerung des jetzigen Regierungsbezirks Düsseldorf war 1816	—	—	577000
1836	—	—	744361
		also mehr	167361
Sie betrug 1816 pro Q. M.	—		5894
1836 — —	—		7604
also in 20 Jahren pro Q. M. mehr			1710

ein gröfserer *Zuwachs*, als im Regierungsbezirk Cöslin überhaupt auf die Quadratmeile kommen. —

Nach der S. 115 befindlichen Tabelle ist der Procentsatz von Jahr zu Jahr 1 Proc. durchschnittlich, merkwürdig genug steigt er in den 3 letzten Jahren 1833, 1834, 1835; zuletzt sogar auf 2,05 Proc.; — während sonst bei schon dichter Bevölkerung der Procentsatz sich meist sogar verringert. Wenn man die einzelnen Kreise vergleicht, so ergeben sich folgende Verhältnisse: (cf. S. 116).

pro Quadr. M.	1816	1836	Plus
Geldern	3797	4361	564
Grevenbroich	6557	7359	802
Cleve	4078	4887	809
Rees	3974	4900	926
Neufs	5188	6146	958
Kempen	6312	7346	1034
Gladbach	9291	11027	1736
Duisburg	5060	6870	1810
Düsseldorf	6998	8906	1908
Solingen	8116	10373	2257
Lennep	7843	10411	2568
Krefeld	7732	10687	2955
Elberfeld	12950	17962	5012

Es sind die Fabrikgegenden, insbesondere, wo in denselben grofse Städte liegen, die hauptsächlich in der Bevölkerung steigen. Dies zeigt sich recht klar aus Vergleichung einzelner Städte:

	1816	1832		
Barmen (blos Stadtbezirk)	8026	11411	+	3385
Bürgermeisterei Barmen	18040	24548	+	6508
Stadt Elberfeld	16401	23836	+	7435
Düsseldorf	15167	20912	+	5745
Crefeld	9839	15015	+	5176

Die Gemeindeschulden, herrührend zum Theil aus früheren Jahren, wesentlich aber den stürmischen Zeiten am Ende des vorigen und Anfang des laufenden Jahrhunderts, betrugen noch 1822 die Summe von

Digitized by Google

4355622 Thlr.; Ende 1834 dagegen nur noch 1438291 Thlr.; so dafs in diesen 12 Jahren abgetragen sind 2917331 Thlr. —

An solchen Zahlen zeigt sich am besten, dafs der Wohlstand im Fortschreiten ist, wie denn von Hrn. v. Viebahn vielfaches Detail angeführt ist über das andauernd steigende Leben in Fabriken und Handel, wie auch in der Landwirthschaft. —

Zur Schule gingen (S. 268) 104895 Kinder d. h. bei einer Bevölkerung von 744361 sehr nahe der 7te Mensch; welches beweist, dafs die Elementarbildung im Ganzen vollständig gewährt wird. Auch sind seit 20 Jahren 39 Schulen neu errichtet, und 429 neue Schulhäuser erbaut; in Elberfeld, Düsseldorf, Duisburg, Cleve, Essen und Wesel sind vollständige gute Gymnasien; in Elberfeld, Barmen, Crefeld vollständige höhere Bürgerschulen; — und wie von der Preufsischen Regierung Bonn am Rhein als Sitz der Wissenschaft errichtet worden, so hat sie nicht ohne erhebliche Kosten in Düsseldorf der Kunst, die früh dort gepflegt ward, in französischer Zeit unter Eroberungskriegen und bei militairischen Aushebungen aber ganz daniederlag, eine neue Stätte bereitet.

Dieterici.

XXIX.

Anacreontis carminum reliquias edidit Theodorus Bergk. Lipsiae, 1834. *sumtu Reichenbachiorum fratrum. (XIV u.* 298 *S.)* 8.

Wir erhalten in dieser Schrift eine recht verdienstliche Bearbeitung der Bruchstücke eines der beliebtesten, ja vielleicht des lieblichsten der griechischen Lyriker, über dessen Werth und Bedeutung für jene Dichtungsart wir durch diese organische Zusammenstellung nun weit richtiger als bisher zu urtheilen im Stande sind. — Nicht zwar als wenn die Fragmente dieses Dichters bisher ganz unbeachtet geblieben wären: schon bei Henr. Stephanus in der Duodez-Ausgabe der IX Lyriker v. J. 1586 sind neben den 55 zur Anakreontischen Sammlung gehörigen Liedern 30 mehr oder minder grofse, meistentheils als sicher von Anakreon bezeichnete Stücke und 7 epigrammatische Reste aufgenommen. Seine Lesarten sind von Hrn. B. leider nicht mit vermerkt, wahrscheinlich hatte er davon kein Exemplar zur Hand; auch die Sammlung des Ursinus ist nur hin und wieder berücksichtigt, obwohl wir dessen Varianten, wie denen des Stephanus, wo keine Emendation vermerkt ist, den Werth von Handschriften beilegen dürfen. Nach Stephanus, Baxter und Barnes kam de Pauw's vollständigere Sammlung, 62 Lieder und 109 Fragm., zu denen auch die, früher weggelassenen, einzelnen Wörter gezogen waren. An die metrische Bearbeitung der Fragmente hat er sich nicht gewagt: daran that er bei dem damaligen Stande jener Wissenschaft wohl; doch die Sacherklärung und die Besserung offenbar corrupter Stellen hat er nicht verschmäht. Pauw's Präjudiz über die Unsicherheit, respective Unechtheit so vieler Anakreontica aber, was sich, ohne im Einzelnen vollständig begründet zu sein, bis durch viel spätere Bearbeitungen hin theilweise erhalten hat, hatte allerdings die kleineren Reste der Teischen Muse dem Interesse der Gelehrten mehr als billig entrückt, so dafs sie bei den neueren Ausgaben des Dichters fast überall oder doch grofsentheils fehlen. Hr. B. nun, diesem Uebelstande abzuhelfen, sammelte sie neu und sorgfältig: von S. 72—272 stehen 145 Fragm. Er befürchtet (praefat. p. V sq.) noch manches übersehen zu haben, da ihm zu Leipzig so manche der seltneren Quellen unzugänglich gewesen: da dürfte also Ref. noch weniger hoffen Nachträge liefern zu können, und glaubte daher sich diese Controle um so eher erlassen zu müssen, als auch kein Verzeichnifs der Stellen, aus denen die Fragmente entnommen sind — eine Zugabe, die man bei derartigen Arbeiten billig erwarten darf — ihm diefs erleichtert haben würde. Den Beschlufs machen (S. 273—282) 19 Epigramme aus der Anthologie, die unsers Dichters Namen tragen, theils mit Unrecht, theils mit mehr oder minderem Scheine des Rechts; endlich ein ausführlicher Index verborum. — Der Verlagshandlung gebührt das Lob einer gefälligen äufsern Ausstattung des Buchs und eines correkten Drucks.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Anacreontis carminum reliquias edidit Theodorus Bergk.

(Schlufs.)

Ein grofser Theil der Bedeutung von Hrn. B.'s Arbeit ist in der Einleitung (S. 3—71) niedergelegt, die fast alles, was dahin gehört — wir vermissen nur die Geschichte der Anakreontischen Kritik — ausführlich behandelt; auch sind die Materien gehörig getrennt, nur wäre der Gebrauch bequemer, wenn irgend ein Inhaltsverzeichnifs, oder Ueberschriften zu den einzelnen Abschnitten, die Uebersicht erleichterten. Wir lassen eine kurze Uebersicht des Inhalts der Einleitung folgen. S. 3 ff. von dem Inhalt der Poesien des Anakreon, dafs alle seine Lieder gleichsam Venus oder Bacchus geweiht gewesen. Von anderen erotischen Dichtern wird nicht ohne Weitschweifigkeit gehandelt. Von der Lust oder Gewohnheit so mancher, auch der achtungswerthesten Philologen, vorzüglich aber älterer Zeiten und Schulen, ein jedes auch beiläufige Citat, gleichviel, ob es der Zweck der Anführung verlangt oder nicht, zugleich kritisch berichtigen zu wollen, ist auch der Hr. Verf. nicht ganz frei. Unwillkührlich fällt dabei Ref. jedesmal der edle Ritter aus der Mancha ein, wie er rechts und links auf seinen Zügen Ungerades gerade zu machen bemüht ist. Wenn ihm gleich selber wohl bekannt ist, dafs zu schweigen, was man weifs, oft eben so schwer ist, als zu sagen, was man nicht weifs, so wäre es doch sehr zu wünschen, dafs sich unsre philologischen Abhandlungen möglichst auf das jedesmal Nothwendige beschränkten. Hr. B. berichtigt hier überall so manches, restituirt die Verse, und gibt den vollständigsten Trutz-Apparat gegen mögliche Angriffe bei, wo es vielleicht genügt hätte, den Inhalt kurz anzugeben mit blofser Bezeichnung der Stelle. Die Sachen betreffend, wird man dem Hrn. Verf. nicht zugeben, dafs des Stesichoros erotische Lieder in eine Reihe mit denen der glühenden äolischen Dichter zu setzen seien, da alle Reste jener Lieder gleich den ausdrücklichen Zeugnissen darüber (wie Dio Chrysost. Orat. II. p. 24, von Hrn. B. selbst p. 8 erwähnt) des Ref. in seiner Bearbeitung des Stesich. p. 102 ff. dargelegte Ansicht unterstützen. — S. 9—14 von den verschiedenen Gattungen der Gedd. des Anakr. Zuerst Lieder zu Ehren der Götter (Fr. I. u. II.). Die Notiz des Schol. Pind. ad Isthm. II, 1, die dagegen sagt, Anakr. habe auf die Frage, warum er keine Hymnen auf die Götter schreibe, sondern auf die Knaben, geantwortet, weil diese seine Götter seien, sucht Hr. B. damit zu erklären, dafs jene Hymnen sich von der grofsen Leichtfertigkeit seiner ganzen Poesie nicht hätten frei halten können. Vorgedachte 2 Frgmm. enthalten nun freilich Anrufungen, eins an Artemis, das 2te an Dionysos: aber das 2te zeigt zugleich auch die Beziehung, in welcher dgl. Apostrophen zum Erotischen seiner Muse stehen: *Κλευβούλῳ δ' ἀγαθὸς γενοῦ | σύμβουλος· τὸν ἐμὸν δ' ἔρωτ', | ὦ Δεύνυσε, δέχεσθαι.* Dafs er, nach Platon, des Kritias Haus, nach Strabon, den Polykrates vielfach gepriesen hat, dürfte so wenig für besondere Hymnen als Enkomien zeugen: diefs konnte überall gelegentlich geschehen. — Das satyrische Element hingegen tragen allerdings manche Stücke; aus einem Kampfliede war wol N. 91.; endlich Tischlieder, *σκόλια*. Gefallen hat uns aber des Hrn. Verfs. Schlufsbemerkung, dafs das erotische Element sich so durch alle Theile seiner Lieder ziehe, wie der rothe Faden durch die sämmtlichen Taue der Königl. Britannischen Staatsschiffe. — S. 14—18 von des Dichters Aufenthalt beim Polykrates und dem Wenigen, was sich sonst von seinem Leben sagen oder vermuthen läfst. — S. 17 wird eine Vertheidigung des Dichters versucht gegen den freilich nur auf den Inhalt seiner Gedd. begründeten Vorwurf der Ausschweifung in Liebe und Wein. Aber die Hauptstütze dieser Vertheidi-

Digitized by Google

gung, Athen. X. p. 429, B. möchte nicht das ihr zugestandene Gewicht haben. In dem bisherigen Texte steht nicht, wie Hr. B. sagt, dafs sich An. des Weins enthalten habe, obwohl er in seinen Liedern thue, als wenn er trunken sei, sondern nur, dafs er seine Lieder in nüchternem Zustande gemacht: ὅτι νήφων ἐν τῷ γράφειν — προσποιεῖται μεθύειν —; gegen Hrn. B.'s Conjectur am Anfang der Stelle aber, ἄποτος δὲ ὁ Ἀνακρέων, statt des von ihm als ineptum verworfenen ἄτοπος, müfsten wir ernstlich protestiren, auch wenn dabei nachgewiesen wäre, dafs ἄποτος hiefse *ein Feind berauschender Getränke*, z. B. des Weins; bis diefs nachgewiesen wird, behaupten wir, das Wort heifst *ohne Trinken, nicht trinkend.* Aber die Vulgate ἄτοπος, bisher von keinem weiter, auch nicht von Dindorf angezweifelt, heifst hier *sonderbar, auffallend:* was ganz zu der den Dichter betreffenden Stelle an sich pafst: *Sonderbar ist Anakreon der seine ganze Poesie als Ergufs der Trunkenheit erscheinen läfst* (ὁ ἐξαρτήσας μέθης). *Da er sich nämlich in seinen Gedichten der Weichlichkeit und Ausschweifung ergeben, ist er in schlechten Ruf gekommen, da die Leute nicht wufsten, dafs er, während er beim Schreiben nüchtern war und in vernünftigem Zustande* (ἀγαθὸς ὤν), *den Schein der Trunkenheit annahm, ohne dafs er es nöthig hatte.* Und auch der Zusammenhang der Rede des Deipnosophisten, wenn man auf diesen näher achtet, wird nicht dadurch verletzt. Nur soweit wird man in der Vertheidigung gehen dürfen, dafs man den Dichter von dem übermäfsigen, durch keine σωφροσύνη gezügelten Dienste jener 2 Hauptrichtungen der Sinnlichkeit, Liebe und Wein, freispricht, wie diefs auch Maximus Tyrius (a. a. O. bei Hrn. B.) thut: jene rein subjectiven lyrischen Poesien aber können unmöglich aus einem Gemüthe geflossen sein, das in diesen Beziehungen ein reiner Tugendspiegel war; es ist diefs um so weniger denkbar und nothwendig anzunehmen, als die sittlichen Begriffe und Gesetze bei den Griechen jener Zeit ja weit entfernt waren von der späteren Strenge, sowohl der heidnischen als der christlichen Ethik. — S. 18 ff. die Kunsturtheile der Alten und des Hrn. Herausgebers über des Dichters Stil und poetischen Werth überhaupt, so wie über die Anakr. Versmafse im Allgemeinen. — S. 25 ff. die Grundzüge der Geschichte der Kritik des Dichters bei den alten Grammatikern. — S. 28 ff. von der getroffenen Anordnung der Fragmente. Sie waren in 5 Bücher getheilt; nach welchem Eintheilungsgrund, ist unbekannt. Hr. B. schliefst hier: Sappho's Gedichte waren nach den Metris eingetheilt, die des Alkaios nach dem Inhalte: wahrscheinlich weil dort der Inhalt gleichartiger, hier mannigfaltiger war. Bei Anakreon war nun wahrscheinlich mehr Gleichförmigkeit darin, darum ordnete man seine Lieder wahrscheinlich nach der metrischen Form, nicht nach dem Inhalte. Wo nun bei einem Fragm. die Zahl des Buchs, zu dem es gehört, mit benannt war, da legte man dessen Metrum bei der Anordnung zu Grunde, und verband mit demselben jedesmal die gleichartigsten Versmafse. Gegen dieses Verfahren ist im Allgemeinen nichts einzuwenden, wenn gleich dabei, bald durch Ungewifsheit in der Bestimmung, welche Metra einander gleichartig seien, bald durch die Ungewifsheit, welchem Metrum kleinere Bruchstücke angehören mögen, bei manchem Fragm. mehr oder minder nachdrücklich der Platz, den es erhielt, dürfte angezweifelt werden können. Doch würden wir es für unangemessen halten, über dergleichen im Einzelnen mit dem Hrn. Herausgeber hier rechten zu wollen; um so mehr, da die bei dieser Gelegenheit gegebene Rechenschaft von den metris Anacreonticis eine durchaus fleifsige Arbeit ist, mit Hinzuziehung der vielen in den alten römischen und griechischen Grammatikern und Metrikern enthaltenen Notizen über dieselben, und mit Berücksichtigung des Gebrauchs dieser Metra auch bei andern griechischen und römischen Dichtern derselben Gattung. — S. 55 ff. von den bei An. vorkommenden metrischen Systemen: seine meisten Lieder κατὰ στίχον gedichtet. S. 57—63 eine Vertheilung der Fragmm. des An. unter die 3 Melodien, deren sich der Dichter, nach Zeugnifs des Posidonius bei Athen. XIV. p. 635, C, einzig bedient hat, die Phrygische, Dorische und Lydische: nur als Hypothese geboten, wie sie freilich bei dem Mangel ausdrücklicher Angaben hierüber auch immer bleiben wird. — Endlich S. 63—70 von den in den Fragmm. erhaltenen Dialekt-Eigenheiten, Krasen, Synekphonesen, Hiaten, wie sie der Dichter zugelassen oder vermieden hat, von Kürze und Länge der Vocale u. dgl. In dem Dialektischen hätte das hier als Resultat Gebotene sich auf handschriftlich Begründetes, als einzig sichere Grundlage, beschränken sollen, durch Emendation Hineingebrachtes mufste überall

Digitized by Google

kenntlich gesondert bleiben. Wir haben aber das Gegentheil bei dem Worte *Δεύνυσος* (für *Διόνυσος*) gefunden, zu welcher Schreibart Fr. II. vs. 11. citirt wird, wo die Mss. statt *ὦ Δεύνυσε* haben *ὧδ' οὐ νῦν σε*, eins *ὧδ' εὖ νῦν σε*, neben Fr. XIV., wo *Δεύνυσον* sicher steht, während doch auch 4mal an andern Stellen *Διόνυσος* gefunden wird. Manchmal ist freilich auch die Schreibung von Hrn. B. als Emendation bezeichnet, und man sieht schon hier, was eine nähere Durchsicht der Fragment-Bearbeitung bestätigt, dafs derselbe darin mit grofser, oft zu grofser Kühnheit verfahren ist. Je kleiner aber die Stücke sind, desto schwieriger und bedenklicher wird das Emendiren darin: nach unserm Gefühl darf sich in solchen Fällen der Kritiker lieber rathlos bekennen, als unvorsichtig erscheinen. Zu dieser Bemerkung sind wir durch viele Fragmm., die Anlafs zu Aenderungen boten, veranlafst; zu unserm Beleg wählen wir, durch den Raum beschränkt, nur *ein* Beispiel, zur Vermeidung des Scheins absichtlicher Auswahl gleich das 1ste Fragm., an Artemis, aus Hephaest. p. 125 und dem Schol. zu der Stelle. Es heifst dort: *Γούνομαί σ', ἐλαφηβόλε | ξανθὴ παῖ Διός, αγρίων | δέσποιν' Ἄρτεμι θηρῶν· | ἴκου νῦν, ἐπὶ Ληθαίου | δίνησι θρεοκαρδίων | ἀνδρῶν ἐγκαθόρα πόλιν | χαίρουσ'· οὐ γὰρ ἀνημέρους | ποιμαίνεις πολιήτας.* Hr. B. schreibt Vs. 4—5.: *ἢ κου νῦν ἐπὶ Ληθαίου | δίνῃς εἶ, θεοκαρδίων* etc. Die Worte des Hephaestion nennt er abrupta, rudia, der Dichter würde gesagt haben *θρεοκαρδίων δ'*. Aber selbst diese Aenderung wäre weit gelinder gewesen, wenn nothwendig war zu ändern. Doch es war nicht nothwendig: denn kann nicht nach *ἴκοῦ* (so, als Imperativ, ist wol zu schreiben) und *ἐγκαθόρα* noch ein anderer Imperativ gefolgt sein, der die Periode mit der gebührenden Conjunction schlofs? Der Einwurf, dafs man nicht sagen könne *ἴκοῦ ἐπὶ Ληθαίου δίνῃσι* wird beseitigt durch ein Komma nach *νῦν* und die Verbindung *ἐγκαθόρα ἀνδρῶν θρεοκαρδίων πόλιν ἐπὶ Ληθαίου δίνῃσιν*. Es heifst *θρεοκαρδίων* könne schwerlich passend erklärt werden, darum wird ein Wort eingestellt, *θεοκαρδίων*, für dessen Existenz die einzige Analogie *θεόφρων*, Beiwort des Kadmos, beigebracht, und das wie dieses *θεῖος* erklärt wird. Wir bleiben bei der natürlichsten Erklärung von *θρεοκάρδιος*, zitternden Herzens, und zerspleifsen uns nicht mit Sinnen, was die Ursache ihres Zitterns möge gewesen sein: Hülfe oder Trost bedarf jedenfalls wer die Götter anfleht, wie Vs. 1. geschieht. Man könnte, wenn es nöthig wäre, noch aufserdem hervorheben, dafs das Beiwort *göttlich* zu *ἀνδρῶν* überflüssig sein würde, da gleich darauf folgt: „denn *nicht rohe* (oder *gottlose*) Bürger behascht Du." Ein zweites neues Wort, *ἐγκαθόρα* ist Vs. 6. statt *ἐγκαθόρα* gesetzt, von dem es kurz heifst: ut aptum sit huic loco nullo pacto efficies. Wir begreifen das nicht. Für adspicere ist das Wort von Platon und wiederholt von Plutarch gebraucht, dort ohne Casus, hier auch mit dem Accusativ (s. Steph. Thes. Gr. ed. nov. Paris. s. v.). Alle diese Aenderungen nun sind sofort statt der bisher allgemein herrschenden und unbezweifelten Lesarten von Hrn. B. in den Text gesetzt und auch in den index verborum aufgenommen: die Vulgata mufs sich der Leser erst aus den Noten zusammensuchen. Es sollten umgekehrt die Aenderungen in die Noten verwiesen sein: denn wem ist, anderer Gründe zu geschweigen, zuzumuthen, bei gelegentlichem Gebrauche des Buchs über ein Fragm. von einer oder einigen Zeilen, blofs um die Vulgata zu erfahren, erst seitenlange Commentare durchzugehen? Der index verborum dürfte dann jedenfalls nur das ganz Sichere umfassen: welche Zuverlässigkeit behält ein solcher für den Gebrauch, wenn er die durch Conjectur in den Text gebrachten Wörter mit aufgenommen hat, wie *ἐγκαθόρα* und *θεοκαρδίων*?

O. F. Kleine, in Duisburg.

XXX.

Histoire des Français par J. C. L. Simonde de Sismondi. Tome I — XXI. A Paris, 1821 — 1836. *chez Treuttel et Würtz.*

Der berühmte Verfasser der Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter begann obgenanntes Werk in derselben Zeit, wo die neueren historischen Schulen Frankreichs zur Mündigkeit reiften und zugleich hochgestellte Ansprüche an eine Nationalgeschichte der Franzosen erhoben wurden. Woran die Geschichte Frankreichs bisher gekrankt hatte, stellte Thierry in seinen vortrefflichen lettres sur l'histoire de France anschaulich dar; früher schon hatte J. v. Müller über Wesen und Gehalt derselben den Stab gebrochen: Hrn. v. Sismondi's Werk wurde mit Achtung bei Franzosen und Deutschen aufgenommen, Luden unternahm eine Uebersetzung desselben ins Deut-

Digitized by Google

sche; es hat seinen Absatz, wird als aus den Quellen geschöpft viel benutzt, ein neuer (Nach-) Druck desselben erscheint so eben in Belgien. Also in der haute société der historischen Literatur wie durch historisches Recht befindlich und eines Ehrenplatzes theilhaft geworden, scheint es aufser dem Bereiche einer den Erscheinungen in der Literatur auf dem Fufse nachschreitenden Kritik zu liegen; auch soll hier nicht etwa verfahren werden, wie mit Solchen, die auf ihren Ehrenplätzen sich zu breit machen und denen ein junges Geschlecht zu Haupten wächst und Ausstellungen macht, als sei mit ihrer Zeit auch ihr Recht vorüber: giebt es aber ein juste milieu in der Zeit der Anwendung von Kritiken, dafs sie nicht zu früh und nicht zu spät kommen, so mag dieses hier gelten, wo der Verf. mit dem 21sten Bande bis zum J. 1598 gelangt ist, und sich ungefähr voraussehen läfst, dafs er eine mindestens gleich grofse Zahl neuer Bände für die folgende Geschichte, so Gott ihm Leben, Lust und Kraft läfst, gebrauchen werde. Oft schon hat Referent sich selbst über das von ihm viel gebrauchte Buch und dessen Stellung zur historischen Literatur überhaupt und zur französischen insbesondere Rechenschaft zu geben versucht und gewöhnlich dabei gefragt, welches Urtheil das heutige historische Frankreich über dasselbe fällen und wie es dem französischen Sinne insgemein zusagen möge? Vormals konnte man die französischen Historiker eintheilen in 1) gelehrte Quellenforscher, die sich um elegante Darstellung nicht mühten, voraus die Benediktiner von der Congregation des h. Maurus, ein Geschlecht von unvergänglichem Ruhme; 2) Erzähler, die ihre Darstellung gern mit Zumischungen aus den Quellen schmackhaft zu machen pflegten, aber die Eleganz des modernen Styls sich zum Ziel setzten und das reine Quellwasser nicht selten auf königliches Goldwasser destillirten, so vor Allen die königlichen Historiographen; 3) die räsonnirenden Pragmatiker, die „neuen Philosophen," Voltaire an der Spitze. Diese Trias findet sich in Sismondi zusammen — Quellenforschung, stylistische Eleganz, pragmatisches Räsonnement; wiederum besteht jene Trias nicht mehr in der vormaligen Abgesondertheit ihrer Bestandtheile; die Quellenforscher sind gute Stylisten, die letzteren gründliche Forscher geworden und statt der „neuen Philosophie" haben die französischen Historiker zum Theil echt philosophischen Geist. So wäre denn Sismondi wohl der rechte Mann für die Franzosen und sein Werk national? Wir können uns hier des Zweifels nicht erwehren. Seine gesammte Auffassungsart ermangelt des französischen Nationalgefühls und der Nationaleitelkeit, die bei Darstellung und Lesung einer französischen Geschichte einander begegnen müssen, wenn sie recht ansprechen soll; sein Styl aber enthält mehr den verflachten kosmopolitischen Charakter der französischen Sprache, als das Schrot und Korn, das diese seit der Revolution zu verarbeiten sich gewöhnt hat: ob demnach der Franzose unserer Zeit das Buch als echt national ansehn mag? ob nicht nach demselben Mafsstabe beurtheilen, wie Friedrichs II. französische Schriften? Eine Schule hat Hr. v. Sismondi in Frankreich so wenig, als er einer der dort bestehenden angehört; auf verwandter Bahn aber schreitet einher Capefigue, mit mehr Nationalität in Auffassung und Darstellung, mit geringerem Ernst der Gründlichkeit, aus den Quellen oben abschöpfend, um Räsonnement nicht verlegen. Doch lassen wir dies und nehmen einen andern Gesichtspunkt, nehmlich auf die in jeder Geschichte eines einzelen Volkes und Staates zu lösenden Aufgabe, dafs des Volkes Anfänge, Wachsthum, inneres Leben und gesammte äufsere Darstellung desselben als etwas für sich Abgeschlossenes und zunächst aus heimathlichen Elementen zu Entwickelndes in ganzer Fülle und Vollständigkeit, wiederum der Verkehr desselben mit anderen in seiner gesammten Verzweigung dargelegt werde. Mangelhaftigkeit des Materials bei jenem, Vermifs der richtigen Gränzbewahrung bei diesem sind Hauptgebrechen historischer Leistungen dieser Art; wiederum ist dort leicht gesagt, was man begehre, aber es ist nicht immer zur genüge zu beschaffen, und hier wird des Fremdartigen leicht zu viel, aber es ist schwer, gegen dasselbe die gebührende Sprödigkeit zu behaupten. Dies angewandt auf Hrn. v. Sismondi's Werk, so besagt der Titel, histoire des Français (nicht de la France), dafs mehr Volks- als Staatsgeschichte zu erwarten sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Histoire des Français par J. C. L. Simonde de Sismondi.

(Fortsetzung.)

Finden wir darin nun die historische Entwickelung des gesammten Volkslebens nach allen seinen im Staate hervortretenden Richtungen und Beziehungen, nach physischem, geistigem und sittlichem Gehalte, von der einfachsten Vernunft-Thätigkeit in der Bewältigung der äufsern Natur bis zu ihren erhabensten idealen Schöpfungen in Speculation und Kunst? Oder ist dasselbe sogar dergestalt hervorgehoben, dafs die Geschichte der Staatshändel daneben als ein minder wichtiger Bestandtheil behandelt worden ist? Das Letztere keineswegs; das Erstere mit bedeutendem Vermissen, besonders in der Geschichte des gewerblichen Lebens. Der Verf. kommt von Zeit zu Zeit und gelegentlich auf dergleichen Dinge, so B. 13, 581 f. auf den Zustand der Literatur im vierzehnten Jahrhundert, zu sprechen, aber vorherrschend ist die Geschichte der inneren und äufseren Staatshändel. Freilich fällt es den Annalisten und Memoirenschreibern Frankreichs zur Last, dafs sie ungemeine Lücken offen gelassen haben, und selbst die preiswürdigsten Forschungen nach Urkunden, so wie das Studium der Gesetze und Verordnungen, insbesondere des droit coûtumier, woraus so viel zur Geschichte des Volkslebens entnommen werden kann, vermögen nicht auf der historischen Steppe des feudalen Frankreich ein reiches und vielgegliedertes Bild volksthümlichen Lebens zu entfalten. Hier also ist in der Dürftigkeit der Quellen ein stummes Zeugnifs zur Rechtfertigung des Verfs. enthalten, wobei wir es dahin gestellt sein lassen, ob die Ueberzeugung, dafs für die ältere Geschichte (bis 1200) wenig Befruchtung aus den Quellen zu gewinnen sei, den Verf. bestimmt habe, die Aufgabe einer eigentlichen Volksgeschichte ungelöst zu lassen, oder ob es seiner Art und Kunst überhaupt zusagt, auf das Volksleben nur zuweilen einen Seitenblick zu werfen, und als Hauptsache die Staatshändel aufzufassen. Jedoch will uns bedünken, als sei dies Letztere bei dem Verf. entschieden überwiegend; denn allerdings macht er sie auch späterhin, wo die Quellen reichlicher fliefsen, geltend. Hauptsächlich offenbart sich des Verfs. Vorliebe für die Geschichte der Staatshändel in der möglichst ausgedehnten Erweiterung seines Gebietes über die Gränze Frankreichs hinaus. In der Geschichte des Verkehrs der Franzosen mit dem Auslande ist ein Hauptstück, wie sie dasselbe bedingen; indessen gehört weniger dieses, als die Nachweisung, wie die Franzosen durch solchen Verkehr bedingt wurden, der französischen Geschichte an. Bei dem Einen wie bei dem Andern ist es unerläfslich, Geschichte und Zustände der Völker und Staaten, mit denen die Franzosen zu thun hatten, so weit anschaulich zu machen, dafs ihr besonderes Verhältnifs zu den Franzosen recht begriffen werde; der eigenthümliche Platz des Einzelnen wird nur aus dem Blicke auf die Umgebungen erkannt; bei Völkern heifst es so gut wie bei Einzelnen: dis-moi qui tu hantes et je te dis qui tu es. Aber wohlbedacht, dafs der Rahmen den Blick nicht vom Bilde selbst abziehe, oder Nüchternheit des letztern durch die Folie des erstern gut gemacht werden solle, oder dafs nicht gar mancherlei Bilder, statt des Hauptbildes gegeben werden. Das Nebeneinander ohne innern Zusammenhang und gegenseitige Beziehung ist hier vom Uebel. Von diesem Uebel aber ist Hrn. v. Sismondi's Geschichte der Franzosen behaftet; Amplification der Geschichte des Einzelvolks zur Geschichte der Nachbarvölker, Abschweifung zu Gegenständen, die zum Theil selbst mittelbar nicht auf Frankreich einwirkten, aber hier ihrem ganzen Verlaufe nach berichtet werden (z. B. aus der Geschichte Eduards I. B. 8, 229 f. 387 f., Richards II. B. 11, 336 f. 12, 90—118, Schottlands 8, 455, Sici-

Digitized by Google

liens 8, 304, Palästina's 8, 414 f. wobei auch eines seltsamen Mifsgriffes in der Geschichte der Stedinger gedacht werden mag, dafs nemlich B. 7, 149 l'armée croisée marcha contre *Stettin* und die sectaires theils erschlagen, theils in der *Oder* ersäuft wurden; setzt doch aber Capefigue in der hist. constit. de Fr. 1, 61 die Stedinger nach Böhmen!), bis zur Ermüdung wiederholte Uebersichten der mit den französischen gleichzeitigen Zustände aufser Frankreich (hauptsächlich in B. 8 u. 9, z. B. 8, 1. 283 f. 9, 58 f. 267 f. und die zu dgl. passende Erklärung des Verfs. 13, 2: nous sentions la nécessité de rassembler autour de chaque nom connu tous les souvenirs, qu'il devoit reveiller) etc. nehmen — jedoch nur bis zur Geschichte des funfzehnten Jahrhunderts — viel Raum weg, und zerstreuen den Leser, der das hier nicht begehrt und in der Verfolgung der historischen Succession durch unnöthige Beiwerke aufgehalten wird. Auf einer Wanderung, wo der Wegweiser von der rechten Bahn einmal über das andere ablenkt, und der Raum bis zum Ziele sich ungebührlich dehnt, können auch angenehme Excursionen störend werden. In den letzten vier Jahrhunderten gilt allerdings von den Franzosen: Er mengt sich in Alles und universalhistorische Auffassung ist bei der neuern französischen Geschichte wie von selbst gegeben; in der Geschichte vor Philipp August aber gilt es durchaus mehr innere Füllung als äufsere Dehnung, und dem Mangel jener durch diese und etwa hinzugefügte Nutzanwendungen abhelfen zu wollen ist verfehlt. Ein Anderes ist es, wenn die Herbeiziehung des Fremden dazu dient, den Charakter der Zeit auch für Frankreich näher zu bestimmen, es gleichsam von aufsen zu erleuchten, wo es des innern Lichts ermangelt oder wenn zu blofs chronologischem Zwecke in Hénault abrégé und ähnlichen Büchern neben den französischen Königen die princes contemporains und gelegentlich eine wichtige nicht zur Geschichte Frankreichs gehörige Begebenheit angeführt wird, als nützliche Hülfe zur Erinnerung an das Gleichzeitige, durch welche der Zeitpunkt des Französischen seine Handweiser bekommt. In so ausführlichen Werken aber, wie das Sismondische, kann es nicht fehlen, dafs ein solches Bestreben, mit der Geschichte der Franzosen zugleich sich auf die der Nachbarvölker, auch wo nicht grade Berührung zwischen diesen und jenen stattfindet, einzulassen, zur Brücke für den Annalismus wird; in der That ist dieser auch eigenthümliches Merkmal der Behandlungsart des Hrn. v. Sismondi, die sein Werk von nicht wenigen vorzüglichen Leistungen unserer Zeit, z. B. von Lingards Geschichte Englands, auffallend unterscheidet. Der Verf. nimmt es genau mit der annalistischen Succession; B. 11, 217 heifst es bei einer gar bedeutenden Abweichung davon: nous avons anticipé sur l'ordre des temps pour faire mieux comprendre les progrès et l'ensemble du grand mouvement qui s'opéroit alors dans les esprits. Hätte derselbe der Zeitfolge ihr Recht werden zu lassen minder Sorge getragen und dagegen die Geschichten verschiedener Ereignisse und Handlungen jede bis zu einem in ihrem innern Verlaufe enthaltenen Abschnitte erzählt, das Buch würde sicher gewonnen haben. Das häufige Abspringen von einer Sache zur andern, von französischen Angelegenheiten zu denen des Auslandes giebt dem Ganzen den Charakter der Unbündigkeit und dieser wird am wenigsten durch die allgemeinen Uebersichten und Einleitungen zu einzelnen Capiteln abgeholfen; der Leser wird fortwährend auf der Wanderung durch vielerlei zugleich zu Beachtendes gehalten und findet keine Erholung darin, dafs er von Zeit zu Zeit auf eine Höhe gestellt wird, um die bunte Mannigfaltigkeit, immitten deren er sich befindet, in einem weitern Gesichtskreise anzuschauen, die zahllosen Wiederanknüpfungen des losgelassenen Fadens werden zu einer mühsamen Geistesbeschäftigung, und das unwillkührlich rege werdende Bestreben, aus dem annalistisch zusammengewürfelten Mosaik das innerlich mit einander zur gemeinsamen Entwickelung Verwandte herauszulesen und zu ordnen, wird zur leisen Anklage, warum nicht durch umsichtige Anordnung der Stoffe dem Leser jene Auffassung erleichtert worden sei. Es gehört zur Meisterschaft in der Behandlung historischer Stoffe, immerfort die Beziehungen jeglicher einzelnen Erscheinungen zu dem Centralpunkte gegenwärtig zu halten; bei jenem Verfahren aber, das nur den Anforderungen der Zeitform zu genügen strebt, ist wohl eben so viel Bequemlichkeit der Anordnung als Mühseligkeit des Zusammenbringens in Anschlag zu bringen. Die bei solchen annalistischen Sprüngen gefahrdrohende Klippe, bei oftmaliger Erwähnung desselben Gegenstandes früher Gesagtes zu wiederholen, hat hie und da Schaden angerichtet, oder aber der Verf. nimmt es damit überhaupt nicht eben genau. Letzteres ä fst

Digitized by Google

sich vermuthen, wenn es z. B. von Froissart B. 11, 125 heifst: Il raconte en effet avec les plus minutieux détails tous les petits faits militaires, il met en scène tous les chevaliers, il les fait agir et parler devans nous etc. mais Froissart n'estimant que le courage et les largesses ne donne aucune attention à la politique; und B. 11, 202: Froissart, qui écrivoit sa chronique pour l'amusement des chevaliers et des dames, qui recueilloit toutes les anecdotes sur les personnages du grand monde et qui attachoit tant de prix à les mettre en scène, qu'il rapporte toujours ou qu'il invente le dialogue des acteurs etc.; u. B. 11, 437: Froissart l'historien des chevaliers, qui ne se propose d'autre but que d'amuser et de flatter les seigneurs et les nobles dames etc. So heifst es von Karl VI. B. 11, 553: Tous ceux qui approchoient le roi — s'efforçoient de lui persuader, que la gloire des rois tenoit à leur magnificence; und schon 557: on lui parloit toujours de la magnificence royale, de la liberalité, première vertu des rois aux yeux des courtisans. So kommt B. 11 ff. mehr als einmal vor, dafs Clisson den Beinamen le boucher gehabt, dafs Jsabeau die gute Küche geliebt habe, Karl VII. eine Zeitlang le roi de Bourges genannt worden sei; noch öfter wird der Name écorcheurs erklärt.

Diese Gebrechen der Composition, hervorgehend aus Weitläuftigkeit der Begränzung des Stoffes und aus der Bedingung desselben durch die unbündige Form annalistischer Succession, werden allerdings minder hervorscheinen, wenn das Werk vorzügsweise nach der Gediegenheit und Gehaltigkeit des aus den Quellen geschöpften Materials als dem Hauptgewichte seiner Geltung geschätzt wird. Es bedarf nicht der Bemerkung, dafs die Werkstücke zu dem grofsen Pandocheion fast allesammt den historischen Denkmalen erster Hand, Gesetzen, Urkunden und Quellenschriftstellern entnommen worden sind; Hrn. von Sismondi ist an Fleifs in Forschung und Belesenheit in dem von ihm verarbeiteten historischen Gebiete schwerlich einer seiner Zeitgenossen vorzuziehen; sich von Arbeitern zweiter Hand abhängig zu machen ist nicht seine Sache. Also ist es schwer, hier Vermisse bekannt und zugänglich gewesener aber von ihm unbenutzt gelassener Quellen nachzuweisen; jedoch nicht Alles ist ihm zugänglich gewesen; gar Manches, in Archiven und Bibliotheken vorhandne, sieht noch der Erweckung entgegen; durch den rastlosen und rühmlichen Eifer der Franzosen für ihre mittelalterliche Geschichte wird erst neuerdings Manches ans Licht gezogen und so bleibt dem Nachfolger Sismondi's aus den archives curieuses, aus Geschichten einzelner Städte u. s. w. noch eine Nachlese übrig. Ist nun, dies aufser dem Bereiche des guten Willens des Verfs. und der Zurechnung Gelegene abgerechnet, eine der vollkommensten Anerkennung werthe Umfänglichkeit der Quellenbenutzung dem Werke eigen, so lassen sich auch der Ausstellungen über Unvollständigkeit, Mangel an Kritik und an Genauigkeit in der Aufstellung und Zurichtung des historischen Stoffes nicht eben viele und bedeutende machen, wenn man bei der Frage nach Vollständigkeit davon absieht, dafs der Verf. eine Geschichte des gesammten Volkslebens zu geben nicht scheint beabsichtigt zu haben, also nur die Geschichte der Staatshändel, der Verfassung, des Hofes u. s. w. ins Auge fafst, bei der Prüfung der Kritik und Genauigkeit aber es mit den Zuthaten zur Belebung des Styls nicht zu genau nimmt. Die Art, wie die Beweisstellen citirt worden sind, ist nicht grade die dem forschenden Leser zusagende, indem meistens nur Titel, Buch und Capitel u. s. w. der zeugenden Schrift, und auch wohl über längere Abschnitte mehrere Citate zugleich ohne nähere Hinweisung auf die einzelne Stelle von jener angeführt sind. Hier nun wird Treu und Glauben vorausgesetzt; Hr. v. Sismondi's Zuverlässigkeit hat einen guten Ruf, der gewöhnliche Geschichtleser wird es ihm sogar Dank wissen, dafs er ihn nicht mit Excerpten in barbarischem Latein und altem Französisch in den Noten behelligt hat; wenige Beschauer eines Kunstgebäudes begehren, die Werkstücke, aus denen es erbaut ist, in ihrer Rohheit vor Augen zu haben. Auch gehört es zu den frommen Wünschen, mit einer so ausführlichen und stylistisch wohlgegliederten historischen Bearbeitung zugleich die Aussagen der Zeugen in ihrer ursprünglichen Form haben zu wollen. Dem Quellenforscher also, der durch sein ganzes Werk auf gute Gewähr hinweist und nichts ohne solche aufstellen zu wollen zu erkennen giebt, kommt allerdings das quilibet praesumitur bonus zu Gunsten und einzelne Ungenauigkeiten sind nicht erheblich genug, seine Autorität zu verkümmern. Mehr als vereinzelt vorkommende Merkzeichen von Oberflächlichkeit in Benutzung der Gewährsmänner stört die Art, wie der Verf., im

Digitized by Google

Gegensatze gegen die Dürftigkeit der Anführungen in den Noten, Stellen aus jenen, theils in blofser Uebersetzung des lateinischen Originals, theils in altfranzösischem Styl, häufig in den Text verwebt hat. Dies führt uns zugleich auf eine Beachtung begehrende Seite der Darstellung in diesem Werke. Es ist nicht blofs diesem eigenthümlich, Stellen aus den Quellenschriftstellern dem Text selbst einzufügen, vielmehr von Franzosen, Engländern und Deutschen u. s. w. unzählige Male geübt worden, ja bei den Geschichtschreibern früherer Zeit ist es stehender Brauch. Die Frage bekommt erst bei den Geschichtschreibern, die ihrer Darstellung schöne stylistische Form zu geben bemüht sind, Bedeutung. Ist nun der Schönheit der Form, die mit der sprachlichen Bildung der Zeitgenossen übereinstimmen soll, die Treuherzigkeit, Einfachheit, Naivetät und Anmuth, der unnachahmliche Reiz ausgezeichneter Quellenschriftsteller zu opfern? Mufs, wenn etwas aus ihnen in den Text übertragen wird, dies modernisirt werden? Wir meinen ja! und verweisen die Mittheilungen der eigenen Worte von Quellenschriftstellern in die Noten. Freilich ist es den Franzosen gar zu süfs, Joinville, Froissart, Brantôme u. s. w. in dem Texte selbst zu haben, wiederum dem Geschichtschreiber, der Lust hat sich etwas zu dehnen, gar bequem, die Berichte, die nur zur Beweisführung dienen sollten, in den Text einzuführen und eine Art Zeugenverhör anzustellen: doch wird die Bündigkeit der historischen Mittheilung und das Ebenmafs der Darstellung zugleich dadurch gefährdet. Dies fällt Hrn. v. Sismondi's Werke nicht sowohl in den zahlreichen Anführungen aus Froissart, der nun einmal eine unwiderstehliche Lust, ihm nachzusprechen, aufregt, als in den spätern Bänden, wo die Memoiren reichhaltig werden, z. B. der Geschichte der Religionskriege, ins Auge.

Wenden wir uns nun zu dem, was der Verf. nicht aus den Quellen geschöpft hat, sondern was den Ausdruck seines Geistes und historischen Charakters enthält. Hr. v. Sismondi gehört zu denen, die der Erzählung gern von ihrem Geiste zumischen und zwar so, dafs sie denselben nicht sowohl der Erzählung selbst einhauchen und diese dadurch beleben, als vielmehr als Räsonnement hinzugeben. So thaten die Pragmatiker der ältern Zeit, so liebt Hr. v. S. zu thun. Als Beispiele mögen dienen 8, 268 eine Betrachtung über parvenus, 9, 1 f. über Nutzen der Geschichte, 9, 427 von Schwüren der Fürsten, 9, 291 von der Volksstimmung bei Thronwechseln, 12, 1 f. vom Eigensinn der Fürsten u. a. Des Vfs. gesammte Darstellung mahnt mehr an die palma als an den pugnus, mehr an den weit entfalteten breitblättrigen Blumenkelch als an die nur eben zu würzigem Dufte sich öffnende Knospe: also ist insbesondere was zum Pragmatismus gehört bei ihm nicht in blofsen Andeutungen enthalten, sondern mit Wortreichthum ausgeführt; darum hat es auch mehr die Eigenschaft zu unterhalten als anzuregen, es ist fein, glatt, klar, aber selten körnig, es ist ein behaglicher breiter Flufs der Gedanken, mit dem sichs bequem fortschwimmen läfst. Dabei ist es ganz in der Ordnung, dafs gewisse Lieblingsgedanken des Verfs. mehrmals wiederkehren. Dies wird zum Theil durch die Vielfältigkeit des Wiederanknüpfens in Folge der annalistischen Zerstückelung bedingt; es bedarf dabei zahlreicher geistiger Handhaben. Andrerseits aber liebt es der Verf., seinen historischen und politischen Charakter, so oft schickliche Gelegenheit da ist, auszusprechen und daraus ergiebt sich, dafs manches Lieblingsthema mehr als einmal ertönt. Ist der Geist edel, licht und frisch, so ist die Begegnung mit ihm willkommen, mag er aus der Erzählung aufsteigen, oder dieser sich zumischen und vorleuchten, und mehrmaliges Erscheinen derselben geistigen Gestaltung kann selbst angenehm beschäftigen, wie in Tonstücken, wo der denkende Mensch nicht ungern durch wiederholte Melodie berührt wird. Insbesondere wenn der sich wiederholende Gedanke nur die Natur der äufseren Erscheinungen abspiegelt, so wenn Bd. 11, S. 241 und 299 von dem reveil simultané der Völker um die Zeit Karls VI. (1380), Bd. 11, S. 3. 53 von dem grand bouleversement um eben die Zeit, ferner Bd. 13, S. 103 von der Aufgeregtheit in der Zeit der Jungfrau von Orleans und des Hussitenkrieges geredet wird. Dem politischen Charakter des Vfs. gemäfs sind die Regungen der Völker zur Gewinnung von Recht und Freiheit am häufigsten Gegenstand solches anschauenden Verweilens.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Histoire des Français par J. C. L. Simonde de Sismondi.

(Schlufs.)

Hr. v. Sismondi ist nicht befangen durch den Geist französischer Nationalität, nicht durch den ritterlichen Prunk des Feudalwesens, nicht durch den Nimbus der Majestät, nicht durch den Glaubenskanon einer Kirche, nicht durch das System einer Schule; dieser kosmopolitischen Unbefangenheit entspricht die Freimüthigkeit seines Urtheils, ja sie ist wohl selbst mit etwas herben Zuthaten gewürzt. Der Vf. stammt aus einem freistädtischen Geschlechte, hat die Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter geschrieben, lebt in einem Freistaate; wir tragen kein Bedenken ihn seiner Gesinnung nach als Republikaner zu bezeichnen. Dennoch soll nicht grade daher die Strenge seines Urtheils über fürstliche Persönlichkeiten, die früherhin in ehrenwerthem Andenken gehalten und mit lobenden Beinamen bezeichnet wurden, abgeleitet werden: dabei ist nicht selten nur die Kurzsichtigkeit der mönchischen Chronisten oder die Einseitigkeit der Nationalität oder Feudalität im Spiele gewesen und es bedarf nur der Unbefangenheit, um die fata Morgana, welche den mittelalterlichen Thron Frankreichs mit eitelem Schimmer umgaukelt, zu zerstreuen. Aber doch ist diese Unbefangenheit so selten bei französischen Geschichtschreibern gewesen. (Vrgl. Bd. 1, introd. S. VIII). Das Urtheil, welches der Verf. über die ersten Capetinger, über die Valois, Johann den Guten, Karl den Weisen, über die burgundischen Herzoge aus dem Hause Valois fällt, kann selten anders als gerecht heifsen. Dem Urtheile des Verfs. aber überall beizustimmen, ist schwerlich einer der nachdenkenden Leser seines Werkes geneigt; von Franzosen de l'ancien regime wird aber reichlich Widerspruch erhoben werden. Ueberhaupt nun ist historische Charakterschilderung, wo eine Persönlichkeit uns wie ein Bild entgegentritt, der Kunst des Verfs. nicht eigen; zu jener gehört Synthesis, diese aber gefällt sich in der Analysis; auch ist es leichter gelegentlich treffende Bemerkungen über eine historische Persönlichkeit auszusprechen, als eine richtige und vollständige Charakterzeichnung zu entwerfen. Probestücke für die Meisterschaft in der letztern hat die ältere französische Geschichte nicht wenige; Ludwig IX., Philipp August, Philipp der Schöne, Ludwig XI., Franz I., Katharina von Medici, Karl IX., Heinrich IV., und der Berichtigung früherer Charakteristiken bedarf es nicht selten, so namentlich bei Heinrich IV. Bei allen diesen giebt der Verf. treffende Pinselstriche; das Gesammtbild aber zu componiren bleibt meistens dem Leser überlassen; auch dies zum Theil Folge der annalistischen Zerstückelung des historischen Stoffes, welche der Verf. der Composition von innerlich zusammenhangenden und zur Einheit bedingten Massen vorgezogen hat. Störend ist dabei, wenn der Verf. nach seiner oben bezeichneten Weise mit Wiederholungen freigebig ist; dafs in den homerischen Gedichten jeder Heros bei jeder Vorführung sein stehendes Epitheton hat, läfst man sich gerne gefallen; dem Historiker aber, der ohne Noth dasselbe mehr als einmal sagt, kann leicht imputirt werden, dafs er dem Gedächtnifs seiner Leser zu wenig und seinem eigenen zu viel zutraue. Eine scharfe Revision würde ohnfehlbar die Bemerkungen über manche Persönlichkeiten vereinfacht haben.

Referent mufs der Erörterung der einzelnen Bestandtheile des bändereichen Werkes sich enthalten; soll er übrigens angeben, welche Hauptstücke ihm am meisten zugesagt haben, so kann er nicht verhehlen, dafs es grade die sind, wo der Verf. am wenigsten

Digitized by Google

sich bemüht hat, durch Zugabe von räsonnirenden Einleitungen und Excursen den Stoff zu heben. Dies liegt in der Natur des Stoffes und der Vorräthe und Grundlagen für die Geschichtschreibung Frankreichs bis zur Revolution. Die letzteren sind vierfach: die mönchischen, die ritterlichen, die königlichen, die neuphilosophischen. Nur die Zeit der mönchischen und der ritterlichen Berichterstattung liegt bis jetzt in dem Werke des Verfs. vor. Die erste, bis Philipp August, wird unter jeglicher Hand nüchtern bleiben, um so mehr, je mehr die Geschichte der Wälschen als die eigentlich nationale hervorgehoben und die der Franken bei Seite geschoben wird; denn so wird auch die grofsartigste Persönlichkeit eines Jahrtausends, Karl der Grofse, der Fremde zugewiesen, und zwar mit Recht, denn die Franzosen haben nicht auf Charlemagne stolz zu sein. Die Geschichte der Albigenserkriege ist die Epoche für den Eintritt historischer Füllung und sie ist das erste reiche Hauptstück dieses Werkes; die Geschichte des zweiten Zeitraums, durch Memoirenschreiber mit ansehnlichen Vorräthen von Denkmalen ausgestattet, reich an Begebenheiten, an Umtrieben, gewaltsamen Erschütterungen, an verruchten Gräueln, mufs der feudalen Einseitigkeit entrückt werden; das ist dem Verf. gelungen und darum der gehaltreiche Stoff in seinen rechten Witterungs-Horizont gekommen. Wenn nun aber dessenungeachtet mehr Staats- und Hofgeschichte, als das Volksleben die Füllung dieser Jahrhunderte ausmacht, so ist mehr die Natur der Dinge, die Verschrumpftheit des Volkslebens unter Hof und Aristokratie, und seine Auffassung von den gleichzeitigen Berichterstattern, als die historische Kunst des Geschichtschreibers unserer Zeit anzuklagen.

W. Wachsmuth.

XXXI.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten. Sechster Band. Mit XV Karten und Zeichnungen. Berlin, 1833. *(bei G. Reimer). Siebenter Band mit XII Tafeln.* 1834. *Achter Band mit X Tafeln.* 1835. *gr.* 8.

Die fünf ersten Bände dieses „Archivs" sind schon in den Jahrb. f. w. Kritik in den Nummern 37 v. 1831, 80 v. 1832 und 116 v. 1833 besprochen worden. Seitdem sind drei neue gehaltvolle Bände der Sammlung erschienen, aus deren Inhalt die wichtigeren Abhandlungen wenigstens hier ebenfalls und um so mehr beurtheilend angezeigt zu werden verdienen, als dieses Archiv trefflich fortgefahren hat, seinen bereits früher erworbenen Werth zu behaupten.

Band 6. *Ueber den Steinkohlenbergbau in England, gesammelt auf einer Reise in den Jahren* 1826 *und* 1827. *Von von Oeynhausen und von Dechen.* (Beschlufs). Wir haben den Anfang dieses recht praktisch-technischen und statistischen Aufsatzes schon bei Gelegenheit seines ersten Abschnittes als ungemein lehrreich bezeichnet. Interessant sind die hier mitgetheilten Vergleichungen mit dem belgischen und deutschen Steinkohlenbergbau. Wir machen auf die zweckmäfsige Gliederung und so auf die Vollständigkeit der Arbeit aufmerksam, welche um so erfreulicher erscheint, als leider die meisten Lehrbücher der Bergbaukunst nur sehr dürftig von dem wichtigen, so eigenthümlich gearteten Steinkohlenbergbau handeln und sich gewöhnlich fast ausschliefslich über den metallischen Bergbau verbreiten. Es sind übrigens die Arten des Abbaues und der Gezähe durch anschauliche, der Abhandlung beigegebene, Tafeln verdeutlicht. — Die statistischen Uebersichten und Vergleichungen, welche der dritte Abschnitt in Mitrücksicht auf den preufsischen Staat gibt, sind dem Staatsmanne eben so werthvoll, als dem Bergmanne. In England und Schottland werden jährlich 92 Millionen preufs. Tonnen Kohlen gefördert, und nach wohlbegründeten und im Detail von den Verfassern ausgeführten Schätzungen ist eine Waldfläche von 78 Millionen Morgen oder 3500 □ Meilen erforderlich, um nachhaltig das Holzquantum zu liefern, welches der Produktion sämmtlicher grofsbritannischen Kohlengruben im Effekte gleichkommt.

Vier urweltliche Hirsche des Darmstädter Museum. Von Herrn Dr. Kaup. Unter den fossilen Hirschen ist überhaupt noch wenig aufgeräumt; was davon bekannt, ist schwer zu übersehen. Eine monographische Arbeit über die fossilen Hirsche that Noth. Es müfste aber dazu ein Naturforscher alle Museen bereisen, so wie Agassiz es bei den Fischen macht.

Digitized by Google

Die Hirsche, welche hier beschrieben werden, sind aus der reichen Fundgrube fossiler höherer Thiere zu Eppelsheim. In der Genauigkeit der Arbeiten, welche sich auch hier bewährt, kennen wir Hrn. Kaup schon genugsam. Zwei Hirsche (Cervus anocerus K. und C. dicranocerus K.) werden beschrieben, welche im Geweihe mit C. Muntjac, der auf Ceylon und Java lebt, Verwandtschaft zeigen; dann ein dritter (C. trigonocerus K.), welcher sich mit C. rufus und nemorivagus aus Südamerika vergleichen liefse. Cervus curtocerus nennt Herr K. eine vierte Art, welche im Geweih dem C. elaphus und canadensis am nächsten kömmt.

Die Gebirgsverhältnisse in der Grafschaft Massa-Carrara. Schreiben des Hrn. Fr. Hoffmann an Hrn. L. von Buch. In diesem ausführlichen ganz ungemein ansprechenden, mit einem lehrreichen Profil begleiteten Briefe, wird auf eine überzeugende Weise der Carrarische Marmor von seiner vermeintlichen alten Abstammung so zurückgeführt, dafs man gegenwärtig diesen sogenannten Urkalk als geschmolzene Kreide betrachten mufs, so wie die unter ihm vorkommenden Thon- und Glimmerschiefer, Talkschiefer und Gneis als plutonisch umgearbeitete Gesteine der Oolithreihe und des Keupers, indem man Felsarten hier in Lagerungsverhältnissen und in Verbindungen angetroffen hat, welche an der Gleichzeitigkeit oder dem unmittelbaren Zusammenhange mit versteinerungsführenden Kalksteinen des jüngeren Flötzgebirges keinen Zweifel gestatten. Der Verf. hält dafür, dafs jene verändernde Einwirkung von dem Emporbrechen einer Granitmasse begleitet war, welche im Gebiete dieses Gebirges nicht fern unter der Sohle seiner tief eingerissenen Thalgründe zurückblieb.

Geognostische Verhältnisse der Gegend von Porto, nebst einer Beschreibung des bei S. Pedro da Cova gelegenen Steinkohlenlagers, welches die Uebergangsbildung von der Urbildung trennt. Von Herrn von Eschwege. Wenn, wie die Beschreibung und die beigefügte profilarische Darstellung zeigen, bei der Stadt Porto im nördlichen Portugal, sich die Gebirgsmassen-Folge aus dem Liegenden ins Hangende, in völlig gleichförmiger Lagerung also darstellt: Gneis, Granit, Granitgneis, Glimmerschiefer, (Ur-) Thonschiefer, ein Steinkohlenlager 4—11 Fufs mächtig; (es soll sich in einer Teufe von 107 Lachtern auskeilen), glimmerreiches Quarz-Conglomerat, Grauwacke, (Uebergangs-) Thonschiefer mit seinen verschiedenen Abänderungen, als Dachschiefer, Zeichenschiefer und in untergeordneten Lagern, als Grauwackenschiefer, Kieselschiefer und Quarzfels: so ist diese Erscheinung allerdings interessant und insbesondere auch das nur einmalige Auftreten eines Kohlenflötzes auffallend. Der Bau auf dem Steinkohlenflötz ist von 1803—1825 sehr lohnend gewesen.

Ueber einige geologische Erscheinungen in der Gegend von Mittweida. Von Hrn. C. Naumann. Wenn der Granit in die Reihe der eruptiven Formationen geordnet werden mufs, so mufs es auch wohl der damit vorkommende Weifsstein. Aber immer lohnt es der Mühe, auch letzteres so viel thunlich unmittelbar nachzuweisen. Das hat Hr. Naumann vorliegend recht überzeugend gethan, nämlich durch Nachweisung des merkwürdigen Umstandes, dafs das Glimmerschiefergebirge, welches die Formation umgiebt, um dieselbe in der Form eines, die höchsten Weifssteinspitzen überragenden Walles herumläuft, dafs bastionartig vorspringende Zacken des Weifssteingebirges in das Schiefergebirge hineindringen, dafs Fetzen des Glimmerschiefers insularisch mitten im Weifsstein eingesenkt sind und dabei die merkwürdigsten Veränderungen in ihrer Gesteinsbeschaffenheit zeigen. Das alles wird hier im anschaulichsten Detail von Bildern erläutert ausgeführt.

Ueber die Lagerung der niederrheinischen Braunkohlen. Von Hrn. A. von Strombeck. Die Frage wird ventilirt, ob diese Braunkohlen nicht älter als Kreide sein möchten, indem wirklich bei Aachen Braunkohlen unter der Kreide vorkommen. Die Abhandlung, welcher auch ein paar Durchschnitte beigefügt sind, ist werthvoll für die nähere Kenntnifs der Umgegend von Aachen.

Ueber die geognostischen Verhältnisse und Betriebs-Resultate der Silberbergwerke von Veta grande in der Provinz Zacatecas in Mexico. Von Hrn. J. Burkart. Ein Brief an den Recensenten. Veta grande ist der wichtigste, wenigstens der ergiebigste Bergbau auf Silbererze, den wir jetzt kennen. Sein technischer Chef war der Verf. während der reichsten Ausbeute-Periode. Das Bergwerk hat von

Digitized by Google

1826 bis inclus. 1834 für 13,209,078 Piaster Werth an Silber ausgebracht.

Ueber Seilbohren, nach Art der Chinesen. Von dem Hrn. Bergrath Sello in Saarbrücken. Dem Verf. verdanken wir die erste, zugleich ökonomisch vortheilhafte Ausführung in Deutschland der chinesischen Methode zur Niederstofsung tiefer Bohrlöcher mittelst eines blofsen Seiles statt des sonst üblichen eisernen Gestänges. Technisch und ökonomisch genau, von Bildern erläutert. Seitdem ist die Sache noch weiter verfolgt und umständlich in einem eigenen Werke dargestellt worden: „Die Bohr-Methode der Chinesen oder das Seilbohren von C. W. Fromann (Koblenz, 1835)."

Versuche über die Tragkraft gegofsener eiserner Schienen. Von Hrn. v. Dechen. Die Resultate und Folgerungen von zahlreich über diesen Gegenstand auf der Berliner Eisengiefserei gemachten Experimenten, welche für die Construktion von Eisenbahnen sehr belangvoll sind.

Band 7. Ueber die Anfertigung der Hartwalzen von Gufseisen. Von Hrn. Berghauptmann Martins. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleifses in Preufsen hatte schon im J. 1822 einen Preis auf ein zuverlässiges, unfehlbares Verfahren angeboten, harte gegossene Walzen aus inländischem Material zu fertigen, die denselben Grad von Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit haben, wie gute Walzen aus gehärtetem Stahle. Das K. Ober-Berg-Amt für die Brandenburgischen Preufs. Provinzen sandte im J. 1832 ein Probepaar Walzen, auf der Eisengiefserei zu Berlin gefertigt, ein, und erklärte bei günstigem Erfolge sich bereit, dem Verein das Verfahren zur Anfertigung solcher Walzen mitzutheilen, ohne auf Ertheilung des Preises Anspruch zu machen. Der Verein that den Ausspruch: „dafs die Walzen den Forderungen, welche der Verein gestellt hatte, ganz entsprechen und daher die Preisaufgabe als gelöst betrachtet werden kann." Die werthvolle, ins einzelne technische Detail eingehende Beschreibung des Verfahrens der Darstellung dieser Walzen, auch von Bildern erläutert, ist es nun, welche uns hier vorliegt.

Ueber eine Lagerung oolithischen Kalks in der Nähe von Fritzow bei Cammin in Pommern. Von Hrn. Klöden. Paläologisch von Bedeutung.

Ueber das Vorkommen des Goldes in der Eder und in ihrer Umgegend von Dr. J. Nöggerath. Der Recensent hat sich bemüht, das technisch-Geschichtliche über diesen Gegenstand zu sammeln und die ursprüngliche Lagerstätte dieses Goldes zu ermitteln. Besonders ist es ihm, nach seinen Beobachtungen bei dem alten Goldbergbau am Eisenberge im Waldeckischen und an andern Punkten, wahrscheinlich geworden, dafs das Gold in der Grauwacke selbst eingesprengt in der Nähe von Kieselschiefer-Lagern ursprünglich vorkomme.

Ueber den frühern Goldbergbau im Waldeckischen von Hrn. F. Dreves. Meist Geschichtliches, manches davon dient dem vorigen Aufsatz zur Bestätigung, anderes ergänzt ihn.

Geognostische Bemerkungen auf einer Reise von Warschau durch einen Theil Lithauens und Wolhyniens nach Podolien. Von Hrn. A. Schneider. Ueber die Gebirgsbildungen des karpathischen Gebirges in der Gegend von Skole und den daselbst umgehenden Eisensteins-Bergbau, von Demselben. Beide Abhandlungen sind mit Kenntnissen und Umsicht geschrieben und bieten einen guten Beitrag zur geognostischen Länderkunde dar. Zwei niedliche geognostisch-illuminirte Kärtchen zur Begleitung dieser Aufsätze sind eine willkommene Zugabe. Der erste Aufsatz ist auch petrefaktologisch von Bedeutung, und in dem andern spricht der Verf. sich, auf gute Beweise gestützt, dahin aus, dafs das gallizische Steinsalzgebirge mit dem Eisenstein-Lager und Salzquellen führenden Karpathen-Sandstein-Gebilde als zu einer Bildungs-Epoche gehörig zu betrachten, mithin zur Grünsand-Formation zu rechnen sei.

Geognostische Darstellung der Insel Island. Von Hrn. C. Krug v. Nidda. Der Verfasser benutzte seinen Aufenthalt während der Sommer-Monate des Jahres 1833 auf Island, um die Insel so weit zu bereisen, als zur wesentlichen Kenntnifs ihrer geognostischen Beschaffenheit erforderlich war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten.

(Schlufs.)

Die hier mitgetheilten Resultate sind ausführlich, S. 421 bis 525 füllend, mit Karte und Durchschnitten begleitet, aus dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft gegriffen, übersichtlicher und klarer als irgend etwas, was wir bisher über Island besafsen, die grofsen Verhältnisse bestimmt und doch grofsartig aufgreifend, die kleinen in den ausgezeichnetesten Erscheinungen detaillirt verfolgend, wie u. a. die Mandelstein-Einschlüsse, von meist sehr vernünftigen, anschaulich nicht übertriebenen, genetischen, auf guter physikalischer und chemischer Basis gegründeten Folgerungen begleitet, wohin namentlich des Vfs. Ansichten über die geschichtete Trappe auf Island gehören —: kurz so, dafs wir es sehr bedauern müssen, auf die schöne Arbeit nur aufmerksam machen zu können. Eine recht lebendige natürliche Schreibart giebt der Abhandlung ebenfalls noch Relief.

Aus dem reichen Inhalt des 8ten Bandes erwähnen wir folgende Abhandlungen: *Ueber die Ableitung der brandigen Wetter auf der Kohlengrube Königsgrube nebst allgemeinen Bemerkungen über die Grubenbrände in Oberschlesien. Von Hrn. von Pannewitz.* Es ergiebt sich aus dieser praktischen Abhandlung, dafs man zur Vermeidung von Grubenbränden alles mögliche anwenden mufs, um den Zudrang der bösen Wetter, die sich im alten Bau, auch ohne Grubenbrand sammeln, regelmäfsig abzuleiten, und am besten, wenn es gelingt, sie nicht erst in die neuen Baue zu lassen, sondern den Wetterzug so zu legen, dafs die Wetter aus den neuen Bauen durch den alten Mann an den Tag geleitet werden.

Geognostische Bemerkungen über einige Theile des Münsterlandes, mit besonderer Rücksicht auf das Steinsalzlager, welches die westphälischen Soolen erzeugt. Von Hrn. Dr. Becks. Wenn der Vf. es auch in der That sehr wahrscheinlich macht, dafs das Steinsalzlager, welches die westphälischen Soolquellen nährt, in dem Kreide- oder Quadersandsteingebilde zu suchen sei, so ist diefs doch nur eine problematische Annahme: aber die Mittel, welche er zur Unterstützung seines Zweckes benutzt hat, nämlich die genaue Ermittelung und Feststellung der Oberflächen-Verhältnisse, der geognostischen Constitution, der Beziehungen der süfsen und gesalzenen Quellen hierzu in dem in solchen Rücksichten bisher noch zu wenig gekannt gewesenen Theile Westphalens sind an sich schon sehr werthvolle Beiträge zur Wissenschaft, wofür wir ihm Dank wissen müssen, und welche zugleich einen Beweis von der gründlichen Forschungsgabe und dem combinatorischen Talente des Verfs. abgeben. Die ausführliche Abhandlung gewährt vielfaches Interesse.

Ueber das Vorkommen fossiler Knochen in dem aufgeschwemmten Boden des Münsterlandes. Von Hrn. Dr. Becks. Das Diluvium dieses Landes ist reich an fossilen Knochen. Die Sammlung der Akademie zu Münster bewahrt schöne Ueberreste davon, welche der Verf. hier beschreibt. Sie sind von Elephanten, Nashörnern, Rindern, Hirschen und Pferden. Ein gegen Elephas primigenius abweichendes Becken aus dieser Gattung scheint wichtig zu sein, wenn es auch nicht ausgemacht ist, dafs es gerade dem Elephas priscus Goldf. angehört habe, wofür der Verf. es ausgiebt. Einiges von diesen Knochen ist abgebildet, doch in einer Manier, welche dafür nicht besonders geeignet sein dürfte. — Immer hat die Arbeit osteologischen Werth.

Die Anfertigung von Treibseilen aus geflochtenem Eisendraht. Vom Hrn. O. B. R. Albert. Dergleichen sind auf dem Harze in Anwendung gesetzt

Digitized by Google

worden. Wie der Verf. sie hat ausführen lassen, wie sie zu conserviren und anzuwenden sind, wird hier genau beschrieben. Nach den Erfahrungen über die Benutzung eines solchen Treibseils während 34 Wochen, scheinen sie günstige ökonomische Resultate zu liefern. Wie sich diese gegen Hanfseile herausstellen, läfst sich aber noch nicht genau übersehen. Darüber wünschen wir nach längern Erfahrungen noch nähere Mittheilungen zu erhalten.

Erfahrungen über den Betrieb des Hohofens zu Saynerhütte bei Coblenz. Vom Hrn. Schüffer. So wie der Betrieb der Oefen mit erhitzter Luft sich, als im Allgemeinen vortheilhaft befunden, immer mehr ausgebreitet hat, so sind die dazu benutzten Vorrichtungen, von denen hier diejenige zu Saynerhütte beschrieben wird, auch immer mannigfaltiger geworden. Diese Vorrichtung hat nach Durchschnittsresultaten eine Ersparung gegen das Verblasen bei kalter Luft ergeben: bei den Holzkohlen von 16¾ Procent, bei dem Eisenstein von 5⅓ Procent und bei dem Kalkstein von 34 Procent, bei der Produktion aber eine Zunahme von 64 Procent; die im vorigen Bande des „Archivs" beschriebene Vorrichtung zu Malapane ergab eine Ersparung von reichlich ¼ Holzkohlen und mehr als ⅓ an Flufskalk, aber die Umstände des Betriebes waren nicht geeignet, um über die Zu- oder Abnahme der Produktion entscheiden zu können. Dem erzielten Eisen gibt Hr. Schaeffer das beste Zeugnifs, sowohl in Bezug auf den Giefsereibetrieb, als zum Verfrischen.

Die Verhandl. der Londoner geolog. Gesellschaft von 1833—34 hat der vorliegende Band noch nicht gebracht; wir haben sie ungerne vermifst, da diejenigen von 1834—35 schon vorliegen könnten.

Möge es dem „Archiv" auch fernerhin nicht an gleichhaltigen Beiträgen fehlen! Die vielfachen Beziehungen des Herausgebers mit der deutschen gelehrten berg- und hüttenmännischen Welt und dessen sachkundige, durch die beste Kritik erleuchtete Führung des Unternehmens verbürgen die Verwirklichung dieses Wunsches. Es ist erfreulich, dafs die meisten Bilder in den vorliegenden Bänden zweckerfüllend gut ausgeführt sind; viele, die meisten Karten, sind illuminirt.

Nöggerath.

XXXII.

1) *Handbuch der germanischen Alterthumskunde von Dr. Gustav Klemm, Königl. sächs. Bibliothekar u. s. w. Mit 23 Tafeln in Steindruck. Dresden,* 1836. *Walthersche Hofbuchhandlung. XXVI u.* 448 S.

2) *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer, von Dr. Mathias Kalina von Jäthenstein, beeidetem Landes-Advocaten u. s. w. Mit* 35 *Steindrucktafeln. Aus den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag,* 1836. *XIV u.* 252 S.

Wohl zu keiner Zeit ist das Streben nach Erhaltung der vaterländischen Vorzeit gröfser gewesen, als jetzt, und doch ruht noch immer ein geheimnifsvolles Dunkel über jenen Zeiten, wo die Schriftwerke aufhören und nur Bildwerke zu dem Forscher reden. Schon seit Jahrhunderten bemühte man sich, dem heimischen Boden heimische Alterthümer abzugewinnen, und versuchte auch deren Deutung; aber man gelangte zu keinem Resultate und gefiel sich, namentlich im vorigen Jahrhundert, in einer „curieusen" Kleinigkeitskrämerei. Es fehlte an grofsen Sammlungen, mithin an Ueberblick und Vergleichung, es fehlte der historische Boden für diese Alterthümer. Der Weg, den man auf Griechenlands und Italiens Boden wandelte, liefs sich nicht gut verfolgen. Die Ueberreste des classischen Alterthums reden theils durch ihre innere Vollendung für sich, und ihre alleinige Betrachtung bereichert, theils haben sie sichere geschichtliche Unterlagen. Anders ist es bei den Alterthümern der Mitte und des Nordens Europas. Hier hat das einzelne Stück an und für sich wenig Interesse, hier mag es nicht eine einzelne Begebenheit erhellen: hier sollen die Massen, — ja alle gefundenen Alterthümer zusammen zur Erzeugung Einer historischen Wahrheit dienen, auf deren Unterlage demnächst erst die Forschung über das Einzelne beginnen kann.

Welchem Volke gehören die auf dem heimischen Boden gefundenen Alterthümer an? Welches war seine Verbreitung, seine Dauer, sein Bildungsstand, sein Verkehr? Diese Fragen wollen wir gelöst wissen für Zeiten, über welche die schriftlichen Denkmale schweigen

Digitized by Google

oder doch nur dunkele Andeutungen geben. Vielleicht lassen sich dereinst diese Fragen beantworten; aber *nur aus den Gräbern der Vorzeit.* Hegen auch Forscher noch immer die Hoffnung, die Geschichte der frühesten Vorzeit Deutschlands aus den dunkeln Ueberlieferungen der Geschichtschreiber enträthseln zu können, so giebt doch hinreichendes Zeugnifs für die Schwäche dieser Bemühungen die umfangreiche Litteratur, durch welche wir dennoch nicht zur Erkenntnifs gekommen sind. Vorzüglich gilt dies für den östlichen Theil Deutschlands, wo das Völkergewirre immer grofs gewesen ist, wenn sich dabei auch nicht leugnen läfst, dafs die Alterthumskunde des westlichen Deutschlands nicht wenig durch römischen Einflufs verwirrt wird.

Mögen wir auch in der Kunde germanischer Gräber am Vorabend eines hellen Morgens uns befinden, so schwächte doch bis jetzt noch das Halbdunkel der Dämmerung unsere Blicke in die Ferne. Von der einen Seite stehen hier die *nordischen Forscher* mit ihren reichen Sammlungen. Ihnen wird es leichter, als den Gelehrten Deutschlands; sie haben bei ihren Gräbern nur eine Vorzeit von ihrer Sagenzeit zu scheiden, aus welcher noch Ueberlieferungen, Runeninschriften, Münzen, ja selbst noch historische Hindeutungen zu ihnen reden. Sie *können* nicht anders, als ihre Grabalterthümer für *germanische* erklären; und man mufs ihren allgemeinen Forschungen wohl Glauben schenken, so schwer die Ueberwindung auch zuweilen fallen mag. Von der andern Seite stehen dort die *slavischen Forscher*, namentlich in *Böhmen.* Ihnen wird es schon schwerer, da die Bevölkerung ihrer Länder in der vorhistorischen Zeit zu den *bestrittenen* gehört. Das immer mehr erwachende Selbstgefühl der slavischen Völker möchte gerne alle, in ihren Ländern gefundenen Alterthümer für Alterthümer ihres Volkes ausgeben. Das Streben der meisten slavischen Forscher, so des neuesten, Schaffarik, geht dahin, aus *Schriftwerken* zu beweisen, dafs in den Ländern Deutschlands, welche früher slavische Bevölkerung hatten und heute noch haben, wie in Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, Sachsen, Meklenburg und Pommern, die Slaven die ursprüngliche Bevölkerung gebildet haben und dem Kerne nach noch bilden. Hat es nun auch viel für sich, dafs der Stamm der Slaven *in irgend einer Gegend* des östlichen Europas ursprünglich und neben den germanischen Stämmen uralt sei; so läfst sich doch eben so viel dafür sagen, dafs erst in jüngern Zeiten die Slaven sich über die östlichen Länder Deutschlands verbreiteten, aus denen sie jedoch bald wieder verdrängt wurden. Doch diese Streitigkeiten werden nicht eher zu Resultaten führen, als bis durch die Gräberkunde im eigentlichen Sinne des Wortes Boden gewonnen ist. In Deutschland ist der Zustand der germanischen Alterthumskunde ein unbestimmter; im westlichen Deutschland werden Alterthümer oft für römisch, oft für germanisch, — im östlichen Deutschland oft für germanisch, oft für slavisch angesehen, je nach den Studien, Neigungen und Lieblingsgedanken der Forscher, denen sie zur Erläuterung in die Hände kamen. Das Römische läfst sich schon eher erkennen und ausscheiden; schwieriger ist es mit dem Slavischen, da wir noch keine unbefangene slavische Alterthumskunde, und überhaupt kein umfassendes Werk über slavische, auf heutigem deutschen Boden gefundene Alterthümer haben.

Es handelt sich nun darum, ob wir durch die deutschen Alterthümer überhaupt zum Ziele gelangen, d. h. jedesmal die Frage lösen können, *ob in Deutschland aufgefundene Alterthümer germanischen oder slavischen Ursprungs seien* oder nicht. Können wir es, so geht daraus, bei allgemeiner Verbreitung derselben Art von Alterthümern in einer gewissen Gegend, von selbst die Beantwortung der Fragen nach Verbreitung, Bildungsstand und Verkehr der verschiedenen Völker hervor. Vereinzelte Bestrebungen für Einzelnheiten namentlich über einzelne Stücke des Alterthums können hier aber wenig helfen.

Die Sammlungen beweisen es, dafs Geräthe, welche in Europa seit dem Bestehen unserer Geschichte nicht mehr gemacht und gebraucht werden, eben so gut „wilden" Völkern der Südsee-Inseln und Amerikas aus dem 18 Jahrhundert, als Urvölkern des skandinavischen Nordens, — dafs andere wieder eben so gut Römern, als Germanen, oder Slaven angehören können. Es bleibt daher nur eine Aussicht zur Befriedigung historischer Interessen: die Zusammenstellung der Form und des Baues der verschiedenen Gräber mit den in ihnen gefundenen Alterthümern und die Vergleichung vollständiger und verbürgter, mit Abbildungen begleiteter Aufgrabungsberichte aus den verschiedenen Ländertheilen. Bei aufmerksamer For-

Digitized by Google

schung bestätigt es sich nämlich in tausendfältigen Beispielen, dafs es verschiedene, durch *Form* und *Bau* völlig ausgezeichnete *Arten von Gräbern* giebt. Gleich ist in den Gräbern derselben Art: Form, Bau und Bestattungsweise, Mineral, Bearbeitungsweise und Bestimmung der in denselben gefundenen Alterthümer*) und hier ein Irrthum kaum möglich. Die Hauptarten im östlichen Deutschland, neben welchen freilich mehrere untergeordnete Arten vorkommen, sind folgende.

1) Die sogenannten *Hünengräber*: grofse Steinbauten mit grofsen Steinpfeilern in den Seitenwänden und mit grofsen Decksteinen belegt; einige bestehen nur aus einem Steinbau aus grofsen, platten Steinen in den Seitenwänden mit Einem Deckstein oder mehrern, ohne Erdhügel (Steinkisten oder Steinhäuser), andere bilden sehr lange, nicht hohe Erdhügel, mit grofsen Steinpfeilern im Rande umstellt und an einem Ende mit grofsen, breiten Decksteinen, gewöhnlich vier an der Zahl, belegt (Hünengräber). Sie kommen in ganz Norddeutschland, in den Niederlanden bis nach Nordfrankreich hinein, in dem ganzen skandinavischen Norden und in Britannien vor. In ihnen werden jene berühmten *steinernen* Geräthe, vorzüglich aus Feuerstein, namentlich die geschliffenen Keile und die geschlagenen Messer aller Art, bei und in grobgearbeiteten Urnen gefunden; jedoch kommen auch Menschengerippe vor. Diese Gräber schreibt man einer unbekannten Vorzeit zu.

2) *Kegelgräber*, in Gestalt abgerundeter Erhöhungen, am reinsten in abgerundeter Kegelform bis zu 25 Fufs Achsenhöhe, ohne sichtbare Steinsetzungen im Aeufsern, höchstens zuweilen am äufsersten Rande mit kleinen Steinen zum Schutze des Grabringes umstellt, im Aeufsern nur mit einer Erde oder Moosdecke bekleidet. Sie bestehen entweder aus Erde (Erdkegel) oder im Innern aus einer Anhäufung von kleinen Feldsteinen (Steinkegel); der Inhalt des Grabes steht entweder auf dem Urboden in der Mitte des Grabes unter Steinen verpackt oder auch an einem Ende zwischen platten Steinen; in gröfsern Gräbern finden sich oft mehrere Steingewölbe (Begräbnisse) neben einander, welche durch Erdanhäufungen zu einem grofsen Kegel verbunden sind. In manchen kommen Brandstätten und Urnen mit verbrannten Menschengebeinen vor; in andern, namentlich in den gröfsern Gräbern, auch Menschengerippe welche in ausgehölten Eisenstämmen liegen. Die Urnen sind entweder grofs, in einfachen, edlen Formen, jedoch roh ausgearbeitet, stark mit Kiessand im Bruche vermischt und gelbbräunlich gebrannt, oder klein, in zierlichern Formen, von feiner Masse, schwarzer Farbe, mit häufigen Glimmerfünkchen vermengt. Die Geräthe sind vorherrschend aus Bronze, nicht selten aus Gold; Silber ist nie beobachtet, Eisen höchst selten; Bernstein kommt häufig vor. Ganz eigenthümlich ist diesen Gräbern jene Stofs- und Wurfwaffe aus Bronze, welche als *framea*, *Streitmeifsel*, *Celt*, *Paalstaf*, u. s. w. bekannt genug ist; ferner sind ihnen eigenthümlich die unzähligen Arten von platten und cylindrischen *Spiralgewinden* in Geräthen und Verzierungen, die *kurzen zweischneidigen Schwerter*, die *kurzen Dolche*, die schönen *Messer* und *Ringe*, alles aus Bronze mit dem schönsten *edlen Roste* bedeckt, die Ringe auch aus Gold. Eine frappante Aehnlichkeit mit römischen Alterthümern liegt vor Augen. Diese Gräber sind, wie die Hünengräber, über alle Länder verbreitet, in welchen germanische Völker gesessen haben oder noch sitzen; die nordischen Forscher schreiben sie wohl mit Recht den Gerinomen zu.

3) Weite Gesammterhebungen ohne bestimmte Form, in denen, oft und namentlich am Rande der Begräbnifsplätze zwischen Steinen verpackt, in grofser Anzahl, oft zu Hunderten, Urnen stehen. Diese sind mit mehr Kunst, als die Urnen in den Kegelgräbern gearbeitet, aber ihre Form ist nicht so edel; sie laufen häufig nach dem Boden hin sehr spitz zu, sind bei ziemlicher Gröfse nicht hoch, dagegen weit geöffnet, mit kleinem Henkel und Knöpfen versehen, zuweilen mit eingedrückten, *scharfeckigen*, in Reihen gestellten Puncten verziert, welche mit radförmigen, gezahnten Instrumenten eingedrückt sind, dunkel gebrannt und mitunter dunkelschwarz mit Asphalt überzogen, ohne hervorscheinende Glimmerblättchen.

*) Ausführlicher sind diese Ansichten in meiner so eben erschienen kleinen Schrift ausgesprochen; „*Andeutungen über „die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklen„burgs*," von G. C. Friedr. Lisch, Rostock und Schwerin, 1837; mit Beweisen belegt werden sie in dem von H. R. Schröter angelegten und von mir fortgesetzten und erläuterten Werke: Friderico-Francisceum auftreten, welches nächsten bei Breitkopff und Härtel in Leipzig erscheinen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

1) *Handbuch der germanischen Alterthumskunde von Dr. Gustav Klemm.*

2) *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer, von Dr. Mathias Kalina von Jäthenstein.*

(Fortsetzung.)

Das vorherrschende Metall in ihnen ist *Eisen*, aus dem die langen, zusammengedrückten Schwerter, die breiten Lanzen, die Messer, die Schilde bestehen; zum Putz erscheint häufig Silber; Gold ist nicht beobachtet; Bronze ist selten, bunte *Glasflüsse* zu Korallen und Knöpfen sind häufig; die Urnen sind wohl erhalten, der *edle* Rost fehlt in der Regel; vermifst werden alle eigenthümliche Formen der Geräthe aus den Kegelgräbern, namentlich die Formen der framea, der Schwerter und Spiralwindungen. Alles zeigt sich bekannt, während der Inhalt der Kegelgräber in allen Erscheinungen von denen der Jetztwelt abweicht. Man kann nicht umhin, diese Grabstätten für das zu halten, wofür das Volk sie ausgiebt, für Kirchhöfe der *Wenden*, namentlich wenn Zeichen vorkommen, welche mit Bestimmtheit auf eine Zeit hindeuten, in welcher slavische Völkerschaften in Norddeutschland wohnten. Diese Grabstätten sind in den deutschen Ländern beobachtet, in welchen früher slavische Völkerschaften wohnten.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs es nicht noch andere Formen und Merkmale geben sollte; die angedeuteten sind aber in Norddeutschland durchaus *vorherrschend* und man reicht zur Grundlage mit diesen Erfahrungen einstweilen aus. Man wird noch viele Beobachtungen und Entdeckungen machen, wenn man sich erst gewöhnt hat, planmäfsig und wissenschaftlich Aufgrabungen vorzunehmen. Als Muster der Behandlungsweise stehen die Aufgrabungsberichte vom Freiherrn von Hammerstein-Ecquord in Spiels hannöv. Archiv da; auch Dorow verfolgte den richtigen Weg; Büsching liefert mehr Beschreibung von Alterthümern, als Berichte über Aufgrabungen. Aufgrabungsberichte, in denen auch das Kleinste beachtet wird, können wir nicht genug erhalten.

Auf das *östliche Norddeutschland* kommt es bei der Untersuchung der Alterthümer der Vorzeit vorzüglich an. Hier ist die Uebereinstimmung mit dem rein germanischen Norden Skandinaviens zu suchen; hier safsen geschichtlich slavische Völkerschaften; von hier aus wird sich die ethnographische Untersuchung gegen Osten hin mit den glänzendsten Erfolgen fortsetzen lassen. Die *Steingräber* und die *Kegelgräber* finden sich hier in grofser Zahl, durchaus übereinstimmend in Bau und Inhalt mit denselben Gräberarten von Skandinavien und Westdeutschland, wohin nie die Slaven drangen; dazu kommt die Erscheinung der *Wendenkirchhöfe*, welche diesen Gegenden des Nordens und Westens in allen Vorkommenheiten durchaus fehlt.

Mit diesen Vorbereitungen scheinen wir einen Standpunct zur Beurtheilung der vorliegenden beiden Werke gewonnen zu haben.

1) *Klemm's Handbuch der germanischen Alterthumskunde.* — Wir können dem Hrn. Vf. nur dankbar sein, dafs er die Mühe übernahm, das viele Vorhandene und Zerstreuete zu sammeln, zu ordnen und mit Aufführung der *Litteratur* in ein Fachwerk zu bringen; dabei aber im voraus nicht verhehlen, dafs es an tief eingehenden Quellenforschungen über einzelne Gegenstände in diesem Werke fehlt. Anzuerkennen ist es, dafs der Verf. möglichst vorurtheilsfrei und ruhig zu Werke geht und das rechte Maafs überall zu halten weifs. Das Leben der Germanen in den verschiedenen Landstrichen findet seine Aufhellung aber erst in den *Grabalterthümern*. Diese bilden denn auch nicht allein den Kern des Buches, sondern sind auch mit den übrigen Betrachtungen viel-

Digitized by Google

fach verflochten. Daher möge hier vorzüglich die Betrachtung der Art und Weise, wie der Herr Verfasser die Grabalterthümer behandelt, Raum finden. Dafs er sein Buch ein Handbuch der *germanischen* Alterthumskunde betitelt, ist ihm schon von Andern zum Vorwurf gemacht, indem er nur das alte Volk *Deutschlands* in seinem Leben und Wirken zur Untersuchung zieht. In einer Untersuchung über die germanischen Völkerschaften hätte aber auch von den skandinavischen Völkern, von den Gothen, Angelsachsen, Batavern und andern Völkerschaften in ihren frühern und spätern Sitzen gehandelt werden müssen.

Der Hauptfehler, den der Hr. Verf. dabei unserer Meinung nach begeht, ist der, dafs er „die in Ost-„deutschland gefundenen Alterthümer," zu denen er auch „namentlich" die *Urnen* rechnet, den *Germanen* zuschreibt; man vgl. Einleitung S. XVI. Wie die slavischen Forscher alle Alterthümer in ihren Ländern für slavische ausgeben, so vindicirt der Hr. Verf. alle Alterthümer seiner Heimath für die Völker des Stammes, dem er angehört. Es läfst sich, nach den Citaten und beigebrachten Beispielen, nicht verkennen, dafs der Hr. Verf. vorzüglich die in seiner Nähe gefundenen Alterthümer berücksichtigt; für keine Gegend ist aber mehr Behutsamkeit nöthig, als grade für das östliche Mitteldeutschland, wo nicht allein gewifs sehr viele slavische, sondern bei den zahlreichen Völkerzügen am Ende auch noch andere Alterthümer, aufser germanischen und slavischen, gefunden werden. Die Gründe, welche er für seine Annahme anführt, sind lediglich innere: nämlich dafs sich in *Gallizien* (!) eben so zahlreiche Denkmale finden *müfsten*, wenn die Slaven Antheil an den gefundenen Alterthümern hätten, und dafs die Slaven, nicht lange genug und nicht in dem nöthigen Frieden in Deutschland gelebt hätten, um eine Masse von Alterthümern zu hinterlassen. Diese Gründe gelten nichts; von den Alterthümern der heutigen russischen und österreichischen Slavenländer wissen wir so wenig, dafs die Untersuchungen über dieselben erst eröffnet werden müssen, die zweite Annahme findet ihre Begründung allein in der Meinung des Hrn. Verfs., und ist häufig genug mit Erfolg bestritten. Referent ist der Ueberzeugung, dafs eine grofse Masse der in den Marken Brandenburg, in den Lausitzen, in Schlesien und in einem Theile Thüringens gefundenen Alterthümer, insbesondere der Urnen slavischen Ursprungs sei. Namentlich besitzt die grofse Sammlung in *Berlin* nach allen Zeichen sehr viel Slavisches; indem ihre Stücke gar sehr von denen in den skandinavischen, rheinischen und niederländischen Sammlungen abweichen und die Sammlung arm an solchen Gegenständen ist, welche vorzüglich die Gräber rein germanischer Länder charakterisiren.

Ein zweiter Fehler, den Klemm uns zu begehen scheint, ist, dafs er *unter den deutschen Alterthümern selbst* keine Unterschiede macht. Wie in den östlichen Ländern Deutschlands die germanischen Alterthümer von den *slavischen*, so waren sie für die westlichen Länder von den *römischen* zu scheiden. Und schien ihm diese letztere Scheidung nicht bedeutungsvoll genug, so lag eine andere Scheidung sehr nahe, nämlich die der *oberdeutschen* Alterthümer *von den niederdeutschen*, und eine sorgfältige Beobachtung *der mitteldeutschen*. Die Alterthümer *Oberdeutschlands*, z. B. in Würtenberg, sind nämlich im hohen Grade eigenthümlich, wenn auch nur in dem einen Umstande, dafs sie häufig vorherrschend aus *Eisen* bestehen, eine Erscheinung, welche dem germanischen Norden völlig fremd ist. Grade hierin liegt aber ein wesentliches Moment zur Erkenntnifs deutscher Alterthümer, indem im östlichen Norddeutschland Eisen in slavischen, im südwestlichen Deutschland aber in germanischen Alterthümern vorzukommen scheint; mit dem Metall ist dann auch Bearbeitungsweise und Form desselben verschieden. Wenigstens zu einer grofsen Aufmerksamkeit und einer gewissenhaften Scheidung fordern diese Erscheinungen auf, wenn man sich auch noch kein Urtheil anmafsen will.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird sich das Einzelne leichter beurtheilen lassen. Nach einigen allgemeinern Abschnitten kommt der Hr. Verf. im 6. Abschnitte auf die „*Steine und Metalle*" *Deutschlands*. Bei Untersuchungen dieser Art kommt es nicht darauf an, *dafs* irgend ein Metall in Deutschland gefunden ist, sondern allein darauf, *in welcher Art von Gräbern* man es fand; bei jedem einzeln gefundenen Stücke ist Irrthum möglich. Für Germanen-Gräber kann man nach den bisherigen Forschungen mit Sicherheit nur diejenigen halten, welche eine reine Kegelform und Befreiung von lastenden Steinen zeigen.

Digitized by Google

In diesen Gräbern wird im nördlichen Deutschland und in Skandinavien bekanntlich häufig Geräth aus reinem *Golde* gefunden, namentlich in Ringen aller Art; in Skandinavien kommen auch goldene Brakteaten vor und die kopenhagener Sammlung bewahrt bekanntlich die goldenen Urnen von Monkoe. Aufserdem erscheint immer nur *Bronze*, ein Gemisch aus ungefähr 85 bis 90 p. C. Kupfer und 15 bis 10 p. C. Zinn. Reines Kupfer und reines Zinn ist bisher mit Sicherheit noch nicht bemerkt. Silber möchte dagegen im nordöstlichen Deutschland schwerlich aus Kegelgräbern ans Tageslicht gefördert sein, wenn es auch in Skandinavien „aus der jüngern Zeit des Heidenthums" vorkommt. Dagegen wird es nicht selten in den Ostseeländern in den sogenannten Wendenkirchhöfen gefunden, namentlich in Nadeln und Brustheften. In Pommern sind, anscheinend aus den Zeiten der wendischen Bevölkerung, arabische Schmucksachen aus Silber gefunden, wovon der jetzt zu Berlin aufbewahrte Fund ein glänzendes Zeugnifs giebt. Eben so unsicher ist die Behauptung, dafs das *Eisen* in Deutschland bekannt war und benutzt ward. In Süddeutschland kommt es freilich häufig vor (man vgl. die, bei Klemm S. 20, Not. 8, angeführten Schriften in ihrer Ausführung), und auch in Norddeutschland sehr häufig und vorherrschend in den Wendenkirchhöfen, worüber keine Sammlung mehr Beweise giebt, als die Berliner; aber es möchte schwer zu beweisen sein, dafs in Norddeutschland, wenigstens im östlichen, ein Stück Eisen aus einem *Kegelgrabe* geholt wäre, wenn es sich auch nicht leugnen läfst, dafs einige wenige Stücke in den Sammlungen gezeigt werden, welche, stark verwittert, durch ihre sonstige Beschaffenheit auf die Geräthe der Kegelgräber hindeuten. Dazu kommt, dafs es noch sehr zur Frage steht, ob die alten Bewohner des nördlichen Deutschlands mit dem *Schmieden* der Metalle bekannt waren. Alle ihre Geräthe aus *Bronze* sind *gegossen* und nicht selten — von Pommern bis Hessen — sind *Gufsstätten* entdeckt, an welchen neben grofsen Massen fertiger Geräthe auch Erzkuchen gefunden wurden. Ob in den steinbedeckten Hünengräbern Eisen vorkomme, wird von nordischen und niederländischen Forschern bezweifelt; in Meklenburg sind jedoch häufige und ziemlich zuverlässige Berichte darüber eingegangen. Aus diesen Thatsachen geht hervor, dafs es höchst mifslich ist, über Verbreitung und Bearbeitung der Metalle in Deutschland ohne Unterscheidung im Allgemeinen zu reden.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXIII.

Erinnerungen aus dem Riesengebirge. Naturgeschichte der Europäischen Lebermoose mit besonderer Beziehung auf Schlesien und die Oertlichkeiten des Riesengebirgs von Dr. Christian Gottfried Nees von Esenbeck u. s. w. Berlin bei Aug. Rücker. I. 1833. *II.* 1836.

Wenn Ref. es über sich gewinnen könnte einem gewissen Provinzial-Patriotismus Raum zu geben: so würde er zunächst seine Freude darüber aussprechen, dafs mit dieser Bearbeitung der Hepaticae der erste Schritt zu einer gründlichen Darstellung der schlesischen Kryptogamenflora gethan sei. Würde man ihm auch diese Freude zu Gut halten wollen: so bedenkt er doch, dafs es eine Herabsetzung des Werthes und der Bedeutung dieses Buches sein würde, wollte man diese untergeordnete Rücksicht zunächst geltend machen, da es einen weit höheren Gesichtspunkt seiner Würdigung fordert. Trägt dasselbe einerseits den bescheidenen Titel von *Erinnerungen*, so wüfsten wir auf der anderen Seite kein erschöpfenderes Lob von demselben zu sagen, als wenn wir bezeugen, dafs es dasjenige auf das vollständigste und im wahren Sinne des Wortes gewährt, was der andere Titel zusagt, eine *Naturgeschichte* der Europäischen Lebermoose. Wenn der Verf. diese und die noch zu erwartenden Schriften ähnlichen Inhalts gleichsam als Reise-Erinnerungen darbietet: so wird der Ausdruck der Dankbarkeit, mit welcher wir diese Gabe aufnehmen, von dem Gefühle wahrer Hochachtung begleitet sein müssen, wo eine herbstliche Mufse so gediegene Früchte getragen hat, und wir mögen für uns die Mahnung darin erblicken, die Schätze, die noch vielfältig auch in einer so wohl bekannten und vieldurchwanderten Gegend nicht sowohl verborgen als offen da liegen, aber gesehen und gefunden sein wollen, auch unsrerseits hervorziehen zu helfen. Aber was hülfe es, wenn man auch mit den besten Augen und unermüdlichen Gliedern suchte und sammelte; das Beste findet nur der, welcher die Schätze kennt, und wenn man auch noch so viel gefunden und gehäuft hat, so kann nicht ein Jeder Ordnung machen. — Der Verf. hat es für überflüssig gehalten die Beziehung anzugeben, in welcher seine Schrift zu den übrigen Bearbeitungen dieser Familie steht, deren in unseren Tagen mehrere erschienen sind; es war ihm hinreichend dieselbe als eine Naturgeschichte der Lebermoose zu bezeichnen, und es verdient eine nähere Erwägung, auf welche Weise er eine solche wirklich gegeben hat. Ehe derselbe das Riesengebirge in dieser Hinsicht durchforschte, konnte er für einen der ersten Kenner dieser Familie gelten, dem auch die in den entfernteren Erdregionen gesammelten Formen derselben geläufig waren. Wir erfahren aber von ihm selbst, wie er alle vorkommenden Arten und Formen von Neuem sammelte und beob-

Digitized by Google

achtete und selbst die Untersuchung der in verschiedenen Herbarien versammelten und aufgehäuften Exemplare nicht verschmähte Das Beste, was diese neue Betrachtung im Leben und am Orte gewährte, war die Beobachtung der Entwicklung, das Studium der in der Familie ausgesprochenen Metamorphose und der Werth des Buches die daraus erwachsene und darauf begründete systematische Darstellung. Indem die Formen in ihrer lebendigen Entwickelung, den verschiedenen Altersstufen und in den durch die von aufsen gegebenen Bedingungen bewirkten Modifikationen beobachtet wurden, ergab sich das Gesetz, wonach die Arten begrenzt und charakterisirt werden müssen; mit der Erkenntnifs der Metamorphose, hier mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit bis auf alle einzelnen Theile verfolgt und durchgeführt, offenbarte sich auch die Zusammenstellung der Arten in gewisse natürliche Gruppen und die für das System erforderliche generische Sonderung. Wenn Andere auf einem kürzeren Wege zum Theil dieselben genera gefunden und aufgestellt hatten: so mag man hier die Begründung und Berechtigung dafür suchen. Wenn es sich auch von selbst versteht, dafs alle Klassification von der Auffassung und Erkenntnifs der Arten in ihrem Leben ausgehen und gleichsam aufsteigen mufs: so macht sich doch die Liebhaberei mit den individuellen Formen ein leeres Spiel zu treiben, so wie andrerseits die Lust Gruppen und Reihen auf bodenlosen Kombinationen zu erbauen eben noch breit genug, dafs man nicht auf die Musterhaftigkeit einer solchen Arbeit, wie die vorliegende, deren anspruchslose Form nur entfernt die zahllosen Untersuchungen und die überall bis in die kleinsten Räume der Organisation hinabsteigende Musterung ahnen läfst, recht nachdrücklich hinweisen sollte. Wenn aber ein scharfes Auge allein weder hinreicht diese Wesen an ihren Standorten so zu entdecken und zu verfolgen, wie es der Verf. gethan, noch auch alles das an ihnen zu sehen und zu bemerken, was von ihm wahrgenommen worden ist, wenn die Entdeckung der Metamorphose und des Gesetzes, nach welchem sich die Arten in Gruppen reihen lassen, eine durch lange Studien gereifte Kraft erheischt: so war der Verf. vor Anderen berufen, hier Ordnung zu machen, und derselbe möge es sich gefallen lassen den schuldigen Dank der Freunde der Wissenschaft und warum nicht auch der Freunde des Riesengebirges entgegenzunehmen. Eine besondere Erwähnung verdient die ausgezeichnete Geschicklichkeit, womit uns der Verf. in sein Feld einzuführen, für dasselbe zu gewinnen, seine Schwierigkeiten auseinander zu setzen, den Weg, auf welchem dieselben überwunden werden müssen, vorzuzeichnen und auch seine geheimsten Stellen zu enthüllen gewufst hat. Er beginnt mit uns in der Einleitung die Lebermoose zu sammeln, weiset uns die Stellen an und lehrt sie finden, aufnehmen, aufbewahren und ordnen; die einzelnen Theile und Organe derselben werden nach einander beschrieben und wir lernen die verschiedenen Gestalten, in welchen sie auftreten, in ihrem Zusammenhange kennen, aber auch die Bedeutung eines jeden Organs im Verhältnisse zu den anderen und den Vergleich mit den entsprechenden in den nächstverwandten und höheren Familien. So gering der Umfang dieser Einleitung ist: eben so bedeutsam ist der Inhalt derselben, indem darin die Hauptresultate der zahlreichsten und genauesten Untersuchungen niedergelegt sind. Kenner dieser Familie werden die Fülle neuer Beobachtungen zu würdigen wissen und mit uns die geistreiche Verknüpfung derselben, die durch neue und scharfsinnige Ansichten gebotene Belehrung und vor allen die musterhafte Entwickelung der Metamorphose anerkennen. Den bündigsten Beweis, dafs diese Darstellung auf einem sicheren Grunde ruht, giebt der beschreibende Theil des Buches. Die Beschreibung der Arten ist in solcher Ausführlichkeit und mit solcher Genauigkeit abgefafst, dafs bei einiger Sorgfalt in der Bestimmung keine Zweifel mehr obwalten können. Besonders wichtig ist auch die Auseinandersetzung der verschiedenen Formenbildung unter dem Einflufs der verschiedenen Momente, des Fadens, Lichtes, der Atmosphäre u. a., so dafs die Reihe der bisweilen sehr zahlreichen Varietäten — man vergleiche z. B. Jungermannia barbata —, welchen eine sorgfältige Betrachtung gewidmet wird, in einem inneren Zusammenhange erscheinen, und, indem sie sich zum Theil bei den verschiedenen Arten wiederholen, über das Gesetz der Variation und die Art, wie es in diesen Gewächsen sich kundgiebt, den vollständigsten Aufschlufs gewähren. Man mag aus solchen Arbeiten, wie die vorliegende, gewahr werden, von welcher Bedeutung es ist, die Art bis in ihre kleinsten Modifikationen hinab zu verfolgen, und welche Ergebnisse diese Betrachtung liefert, wenn man die Abänderungen nicht aus vorausgesetzten Momenten ableitet, sondern auf deren wirkliche, d. h. durch Beobachtung gefundene und in vielfältig wiederkehrender Analogie bestätigte Ursachen zurückführt. Bei der Sorgfalt, mit welcher der Verf. in einer so günstigen und ergiebigen Gegend sammelte und den reichen ihm sonst noch gebotenen Quellen konnte es nicht fehlen, dafs derselbe eine namhafte Anzahl neuer Arten entdeckte und aufstellte; andrerseits mufsten manche Arten der Autoren eingezogen und am gehörigen Orte als Varietäten geltend gemacht werden. Wenn man weifs, wie schwierig es bisher war nach den Beschreibungen der Autoren eine sichere Kenntnifs der Lebermoose zu erlangen — obwohl dieselbe durch die trefflichen Bilder Hooker's um ein bedeutendes gefördert war — und welche unbeschreibliche Verwirrung in der Synonymik dieser Familie herrschte: so wird man noch mit besonderem Danke das Verdienst anerkennen, was sich der Verf. um die Aufklärung ued Feststellung derselben erworben hat. So wäre nun auch für diese zwar kleine aber an Aufschlüssen über das Pflanzenleben reiche Familie, deren Bearbeitung mit dem dritten nächstdem zu erwartenden Bändchen geschlossen sein wird, auf das beste gesorgt, und wir können nur noch den Wunsch hinzufügen, dafs uns die Freude werden möge bald wieder über einen neuen Theil dieser *Erinnerungen* Bericht zu erstatten.

Fr. Wimmer.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

1) *Handbuch der germanischen Alterthumskunde von Dr. Gustav Klemm.*

2) *Böhmens heidnische Opferplätze; Gräber und Alterthümer, von Dr. Mathias Kalina von Jäthenstein.*

(Schlufs.)

Im 33 bis 37. Abschnitte handelt der Hr. Vf. von den *Grabdenkmalen und ihrer Eintheilung.* Hier finden wir einen Mangel an so scharfer Begrenzung, wie sie jetzt schon möglich ist. Dafs die Umstellung mit Feldsteinen allgemeine Sitte gewesen sei (S. 98), können wir nicht einräumen, da wohl eben so viele Kegelgräber, wenigstens im nordöstlichen Deutschland, des steinernen Grabringes entbehren, als denselben besitzen. Der Hr. Verf. führt als erste Gattung die *Hünenbetten* auf und redet dabei nur von Steingebäuden; es finden sich aber wohl viel mehrere mit grofsen Steinpfeilern umstellte *Erdhügel* (bis zu 200 Fufs Länge), deren eines Ende nur mit grofsen Decksteinen bedeckt ist, als sogenannte Steinhäuser, welche keine Erdhügel haben; der Inhalt beider Gattungen ist freilich gleich. Die *Grabhügel* (Kegelgräber) scheidet er in solche, welche Spuren von Verbrennung der Leichen tragen (*Brandhügel*), und in solche, in welchen die Leichname unverbrannt beigesetzt sind (Grabhügel). Diese Kriterien sind aber nicht sicher; Form und Inhalt beider, mit Ausnahme der Behandlung der Leichname, sind *gleich.* Ja es giebt im nordöstlichen Deutschland Grabhügel, in welchen der vorzüglichste Todte unverbrannt beigesetzt ist, und die Leichname anderer Glieder seiner Familie, wie die vielen Fragmente von Kindergebeinen bewiesen, verbrannt in Urnen neben ihm beigesetzt wurden. Dafs in Grabhügeln *eiserne* Geräthschaften vorkommen, wodurch der Hr. Verf. diese von den Brandhügeln unterscheiden will, findet Anwendung wohl nur auf Gräber des südwestlichen Deutschlands. Die „*gemeinschaftlichen Begräbnifsplätze*" unterscheiden sich untereinander bedeutend. Die Kegelgräber sind oft in grofsen Gruppen, selbst zu Hunderten, zusammengedrängt; immer aber sind die einzelnen Grabstätten in Hügeln unterschieden, wenn auch die Bestattung mehrerer Todten in einem und demselben Hügel vorkommt; sie enthalten wie die einzelstehenden vorherrschend Bronze. Ganz anders ist es mit den gemeinschaftlichen Begräbnifsstätten, in denen in weiten, niedrigen, formlosen Erhebungen die Urnen in grofser Anzahl neben einander stehen; der Inhalt dieser Urnen — modernes Eisengeräth — läfst sich in nichts mit dem Inhalt der Kegelgräber vergleichen.

Ein Verdienst hat sich der Hr. Verf. aber dadurch erworben, dafs er die Waffe, welche in England Celt, in Skandinavien Paalstaf, in Deutschland Streitmeifsel, auch Abhäutemesser, Hobel, u. s. w. genannt wird, in die Reihe derjenigen Geräthe stellt, welche die germanischen Grabhügel vorzüglich charakterisiren. Durch die Erkenntnifs dieser Waffen erhalten die Ueberlieferungen des Tacitus in seiner Germania und die Grabhügel wechselsweise erst ihre gehörige Aufklärung, und die Grabhügel gewissermafsen eine chronologische Bestimmung. Wir sind über die Bestimmung dieses Werkzeugs mit dem Hrn. Vf. einerlei Meinung, fürchten jedoch für die nächste Folgezeit häufigen Widerspruch ungeachtet der klarsten Beweise, welche auch der Hr. Verf. benutzt hat. Uebrigens ward die *framea* schon in Rhode Holst. Ant. Rem., von Zimmermann, von v. Hammerstein, u. A. als solche erkannt. Die Ableitung des Wortes von *ramen* läfst sich wegen Uebergehung des anlautenden f — auf keine Weise rechtfertigen; die alte Ableitung von *pfrieme* pafst in mehrfacher Hinsicht, schon wegen der Form der Waffe, nicht; uns scheint die Ableitung von dem weit verzweigten deutschen Worte *fram*

Digitized by Google

(porro, *ulterius*), also framea = telum *missile* die einfachste zu sein.

Zu bedauern ist, dafs der Hr. Verf. auf die *Verzierungen* der verschiedenen Geräthe keine Rücksicht genommen hat, wenigstens keine unterscheidende. Die Verzierungen, namentlich an den Urnen, sind so wichtig, dafs sie dereinst, wenn sie erst richtig erkannt sind, in vielen Fällen den Ausschlag werden geben können.

Der Hr. Verf. hält nach seiner Ansicht vieles für germanisch, was nicht als germanisch *bewiesen* werden kann. Dazu kommt noch seine Meinung, als hätten die *Slaven* ihre Todten vorherrschend *nicht verbrannt*, eine Meinung, welche durch kein Grabalterthum unterstützt wird. Nach allen Zeichen finden sich im nordöstlichen Deutschland mehr begrabene Leichen aus der germanischen und vorgermanischen Zeit, als aus der wendischen; ja es möchte schwer fallen, nachzuweisen, dafs überhaupt eine Wendenleiche begraben sei. Unserer Ansicht nach hätte der Hr. Verf. wohl gethan, statt einer *germanischen* Alterthumskunde eine *vorchristliche* Alterthumskunde *Deutschlands* zu liefern, theils weil eine Scheidung der germanischen (und vielleicht auch celtischen) Alterthümer von slavischen, deren es doch sicher viel, auch aufserhalb der Gräber, in Deutschland giebt, ohne Vergleichung noch nicht möglich ist, theils weil viele Alterthümer erst durch die Vergleichung mit andern, im deutschen Boden gefundenen ihre Bedeutung erhalten. Daher stöfst man bei dem Hrn. Verf. nicht selten auf Dinge, welche Zweifel erregen. So sollen nach S. 50 *Scheeren* zu den germanischen Alterthümern gehören; der Hr. Verf. führt nur Funde von *eisernen* Scheeren auf und dazu ohne Angabe der Gräberart, in welchen sie gefunden sind. Eine eiserne Schaafscheere, bei Gnewckow am Ruppiner See gefunden, ist von v. Minutoli Denkm. mittelalt. Baukunst, etc. I, S. 7, mit grofser Wahrscheinlichkeit in das Ende des 10ten Jahr., also in eine slavische Zeit versetzt. Und die *eisernen Schafscheeren* sind nie in Kegelgräbern, d. h. solchen, deren Inhalt, auch nach dem Hrn. Vf., für die germanische Zeit zeugt, gefunden worden, sondern nur in den Wendenkirchhöfen. Dazu sind diese Schafscheeren völlig modern und durchaus erhalten, während die seltenen Spuren von Eisen in den Kegelgräbern des nördlichen Deutschlands gewöhnlich nur durch Rostlagen erkennbar sind.

Bei der Besonnenheit des Hrn. Verfs. haben wir falsche Annahmen im *Einzelnen* wenig gefunden. Zu diesen rechnen wir S. 155 die Annahme von steinernen Geräthen aus *Serpentin*. Die Steinwaffen sind in der Regel aus den Steinarten gefertigt, welche häufig in dem Lande vorkommen, wo die Alterthümer gefunden werden, wie in Hessen aus Basalt, in Norwegen aus Gneus, in Norddeutschland aus Feuerstein, u. s. w. Aus der leicht zerbrechlichen und weichen Steinart des Serpentins ist uns jedoch *kein* Geräth aus Stein vorgekommen. Zwar haben wir viele Geräthe, namentlich Streithämmer, aus grünlichem und grünlichbunt gesprenkeltem äufserlich dem Serpentin ähnlichen Gestein gesehen, aber alle diese waren aus dem unverwüstlichen Gestein einer grünlichen *Hornblende* oder aus *Grünstein* gefertigt. Der Serpentin spukt übrigens aus Verwechselung in vielen antiquarischen Werken.

Dafs sämmtliche in den Gräbern gefundene *Schmucksachen* nicht von den Germanen gefertigt, sondern von den Römern eingeführt (S. 150) sein sollen, ist kaum glaublich, da sie sich in allen ehemals germanischen Ländern in sehr grofser Anzahl finden. Es wäre wenigstens sehr auffallend, wenn die Germanen aufser ihren Waffen gar nichts selbst gearbeitet und die Römer in *allen* deutschen Ländern einen so ausgebreiteten Verkehr gehabt haben sollten, dafs den Germanen von eigener Kunstfertigkeit, aufser Waffen und Urnen, *nichts* ins Grab gefolgt wäre. Ueberdies sind die germanischen Schmucksachen wohl den römischen *ähnlich*, aber schwerlich denselben *gleich*. Die Verfertigung der Waffen durch die Germanen selbst räumt der Hr. Verf. nach den häufig aufgefundenen Gufsstätten ein. Konnten die Germanen aber die schönen Waffen selbst anfertigen, warum nicht auch ihren Schmuck, um so mehr, da die *Verzierungen* auf vielen Waffenstücken denen auf andern Gegenständen unter den Grabalterthümern gleich sind und unter den Waffen viele gefunden werden, welche den Schmucksachen in keinerlei Hinsicht nachstehen.

Doch wir brechen ab, um das Buch allen Freunden der Alterthumswissenschaft zur Prüfung und als Hülfsmittel zu empfehlen. Auf jeden Fall bildet es eine Grundlage zur weitern systematischen Forschung.

2) *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer von Kalina von Jäthenstein.* Im Gegensatze zu Klemms Ansichten hält der Hr. Vf. alle

Digitized by Google

Grabalterthümer, nicht allein Böhmens, sondern auch des östlichen Deutschlands, so weit hier slavische Völker gesessen haben, für slavisch und sucht diese Ansicht in einem eignen Abschnitte (S. 211—249) darzulegen. Er nimmt zum Hauptgrunde die geschriebene Geschichte; diese ist aber für die Originalität der Slaven in Deutschland noch viel zu dunkel und mangelhaft; höchstens redet sie über die alten Völkernamen und Völkersitze, aber keinesweges über die Form, Inhalt und Ursprung der Gräber. Die Geschichte kann also für die Gräber wenig Zeugnifs ablegen, vielmehr soll durch das Studium der Gräber die Geschichte unterstützt werden. Neue Beweise bringt der Hr. Verf. nicht bei. Bei Bearbeitung der bisher bekannten, mannigfacher Interpretation fähigen Zeugnisse nimmt er Zuflucht zum „historischen Glauben." Wir müssen denselben ehren, aber die Urkunden für die Grabalterthümer sind unserer Ueberzeugung nach die Gräber, nicht dunkle Nachrichten über Völker, denen sie angehören *können*. Eine Hauptstütze für die einzelnen Beispiele von Aufgrabungen scheint der Hr. Verf. darin zu finden, dafs der Ort, bei welchem eine Aufgrabung geschah, in der urkundlich erkennbaren Zeit immer von Slaven bewohnt war; derselbe Grund ist auch in den Berichten des sächsischen Vereins häufig ausgesprochen. Er kann aber höchstens nur beweisen, dafs diese Gegenden auch in den nächsten Zeiten vor der urkundlichen Periode slavische Bevölkerung hatten.

Das Werk besteht aus einer Reihe von Beschreibungen vorgenommener Aufgrabungen in Böhmen, womit der Hr. Verf. sich viele Jahre hindurch eifrig beschäftigt hat. In Folge seiner Grundansichten beweiset er bei den meisten Aufgrabungen die Bewohnung der Ortschaften, bei denen die Aufgrabungen vorgenommen wurden, durch Slaven in der urkundlich erkennbaren Zeit. Hiedurch ist ein grofser Theil des Buches mit den Geschichten und Beschreibungen der Städte und Dörfer angefüllt, die, für die böhmische Specialgeschichte wichtig, doch für die Urgeschichte und allgemeine Geschichte Ostdeutschlands und für die Grabalterthumskunde kein besonderes Interesse haben. An andern Stellen z. B. S. 60—74, 122, finden sich ausführliche Beschreibungen von *Kacheltrümmern* aus dem 16. Jahrhundert (S. 68); zu welchen von den beigegebenen 35 *Steindrucktafeln* die Tafeln IX—XX. gehören.

Unter den Aufgrabungen vorgermanischer Grabstätten, findet man in dem Buche keine von Bedeutung; auch ist auf eine grundlegliche Unterscheidung der Grabhügel nach Form und Bau keine Rücksicht genommen. Dagegen wurden die meisten Funde in unbestimmten flachen Erhebungen gemacht, welche am häufigsten nur *Urnenscherben* lieferten. Fast alle Steindrucktafeln, aufser den oben erwähnten, sind mit Abbildungen *verzierter Urnenfragmente* angefüllt. Und diese Ausstattung halten wir für den wesentlichsten Vortheil des Buches, sobald wir dahin gelangt sein werden, die Verzierungen der Grabalterthümer als wesentliche Unterscheidungszeichen der Gräberarten zu erkennen. Jäthenstein's Abbildungen werden dann, wenn die zerbrechlichen Urnenscherben einst verloren gegangen, grofsen Nutzen gewähren. Dagegen ist es wahrhaft zu bedauern, dafs von sonst gefundenen *Alterthümern* auf den zahlreichen Steindrucktafeln *fast gar keine abgebildet* sind. Dies ist an vielen Stellen sehr fühlbar, selbst bei solchen Aufgrabungen, welche nur eine geringe Zahl von Alterthümern lieferten, wie bei Protzen und Medenoff (S. 162 u. 163); wir hätten die Kachelabbildungen gern dafür hingegeben. — Nach den Beschreibungen kommen in Böhmen allerlei Alterthümer vor; in vielen Grabstätten ward vorherrschend *Eisengeräth* gefunden, z. B. bei Nettowitz (S. 33), zu welchem wieder die Abbildungen vermifst werden. Und doch wären diese für Böhmen namentlich von der gröfsten Wichtigkeit, da es noch zweifelhaft ist, ob hier wie in Würtenberg, zur germanischen Zeit das Eisen bearbeitet ward, oder ob diese hier gefundenen Alterthümer den Slaven angehören.

Auf S. 173 flgd. handelt der Hr. Verf. in einem eigenen Abschnitte von der *framea* oder dem bronzenen *Streitmeifsel*. Er vindicirt diese Waffe ebenfalls den Slaven, da sie doch bisher mit Sicherheit, mit Ausnahme der einzeln gefundenen, nichts beweisenden Stücke, nur in den *Kegelgräbern* ehemals und noch jetzt germanischer Länder angetroffen ist. Uebrigens hält der Hr. Verf. dieses Instrument, welches in vielen Gräbern mit Schaft offenbar als Waffe lag, für *Hobel* oder *Stemmeisen*, und kann sich am wenigsten damit befreunden, dafs es eine „Kriegswaffe" war. Der Anblick jeder Sammlung lehrt aber, dafs dieses Instrument eine weit gefährlichere Waffe gewesen sein mufs, als die Speere und Pfeile, und selbst die meisten

Digitized by Google

Schwerter der Kegelgräber. Bei dieser Gelegenheit verfällt der Hr. Verf., wie häufig, in die Eigenheit eines Rhode und Arnkiel im vorigen Jahrhundert, den Stand und die Beschäftigung des Begrabenen aus den Geräthen eines Grabes zu diviniren. Nach dieser Ansicht mufste das Tischlerhandwerk zur Zeit der Kegelgräber unglaublich verbreitet gewesen sein, da die frameae oder „Hobel" wohl eben so häufig vorkommen, als die übrigen Alterthümer, und gewifs häufiger als Scheeren, Pfriemen, Messer, u. dgl. Ueberdies gehören Gräber, in welchen sich frameae finden, gewöhnlich zu den ausgezeichneteren. — Was wir über die frameae gesagt haben, gilt auch über die bronzenen *Sicheln*, denen der Hr. Verf. ebenfalls einen eigenen Abschnitt (S. 179 flgd.) widmet; auch diese Geräthe gehören der Zeit der Kegelgräber an. Sie wurden ebenfalls in Böhmen gefunden. — Aus diesen Werkzeugen und aus den vorgermanischen Steinwaffen möchte sich, selbst ohne genaue Gräberbeschreibung, schliefsen lassen, dafs allerdings *vor den Slaven germanische Völkerschaften in Böhmen gewohnt haben.*"

Lisch.

XXXIV.

1) *Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweiter Band. Erlangen*, 1836. *bei Heyder.* 504 S. *gr.* 8.

2) *Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Fr. Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig*, 1836. *bei Weidmann.* 256 S. 8.

3) *Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Von Fr. Rückert. Berlin*, 1837. *bei Bethge.* 160 S. 12.

Die Sammlung von Rückerts Gedichten hat bei dem deutschen Publicum eine Theilnahme gefunden, die unsere Erwartung weit übertroffen hat. Kaum sind seit dem Erscheinen ihres ersten Theiles zwei Jahre verflossen, und schon besitzen wir diesen Theil in einer dritten, beträchtlich vermehrten Ausgabe, und auch von dem zweiten, erst jüngst ans Licht getretenen Bande wird bereits eine zweite Auflage angekündigt. Indessen hat der Dichter mit gewohnter Rüstigkeit fortgefahren, Zeitschriften und Almanache mit neuen Blüthen seiner Kunst zu schmücken, und auch aus diesen hat es ihm nicht an Ermunterung gefehlt, sie in zwei neue, zwar kleinere aber nicht minder liebliche Sträufse zusammengewunden, den Freunden seiner Muse zu überreichen. Mit Freuden nimmt demzufolge Ref. die Besorgnifs zurück, die er früher in diesen Blättern aussprach, als sei für den trefflichen Dichter die Zeit einer ausgebreitetern Anerkennung noch nicht gekommen. Er findet dieselbe durch den Erfolg um so schlagender widerlegt, je mehr es, so weit nämlich aus äufserlichen Anzeigen gleicher Art ein Urtheil verstattet ist, den Anschein hat, als beginne jener ausgearteten Richtung der Lyrik, in der wir damals den hauptsächlichsten Rival der Rückert'schen erblicken mufsten, die Gunst des Publicums in gleichem Maafse sich zu entziehen, wie sie der Rückert'schen sich zuwendet. So hat denn der gesunde und tüchtige Sinn des deutschen Volkes noch einmal die Nebel zerstreut, die, aus vergiftetem Sumpfe aufsteigend, ihn zu umdüstern drohten, und das reine Sonnenlicht wahrer Dichtkunst leuchtet in seinem ächtesten Glanze über die vaterländischen Gauen.

Wir glauben dem Zwecke dieser Blätter, die für eigentliche Detailkritik poetischer Erzeugnisse keinen Raum haben, am besten zu entsprechen, wenn wir statt einer solchen auch diesmal lieber eine Betrachtung allgemeineren Inhalts aufnehmen, zu der wir uns durch den Reichthum der vorliegenden Sammlungen aufgefordert finden. — Nichts fällt beim Anblick dieses Reichthums mehr auf, als die aufserordentliche Mannigfaltigkeit der Formen, die zum bei weitem gröfsern Theil nicht vom Dichter neu erfunden, sondern längst schon vorhanden und aus der Dichtkunst aller Völker und Zeiten entlehnt, die geistige Fülle seiner Gedanken, Bilder und Empfindungen aufnehmen. Zwar finden wir eine ähnliche Mannigfaltigkeit auch schon bei andern modernen Dichtern. Vor allem wird hier Jeder an Goethe denken, bei welchem die Mannigfaltigkeit in so fern noch gröfser ist, als sie sich hier auch über die verschiedenen Arten und Formbildungen der epischen und dramatischen, der Roman- und Novellenpoesie erstreckt, während Rückert bei aller Vielseitigkeit seiner Dichtweisen sich ausschliefslich doch innerhalb des lyrischen Gebietes hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

1) *Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.*
2) *Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Fr. Rückert.*
3) *Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Von Fr. Rückert.*

(Fortsetzung.)

Aber diese Vielseitigkeit selbst trägt bei Rückert einen andern Charakter, als bei Goethe und den übrigen Dichtern, die man hier etwa noch nennen könnte. Wenn wir nämlich Diese für einen Inhalt, der sich unabhängig von der Form in ihrem Geiste erzeugt hat und zu gestalten ringt, allenthalben im Einzelnen eine ihm angemessene Form aufsuchen, wenn wir sie bald nach dieser, bald nach einer andern, in der Dichtkunst früherer Zeiten schon ausgeprägten Form greifen und sie zum Behufe des Ausdrucks dieses bestimmten, in ihrem Geiste, wenn nicht fertigen, doch vorhandenen und zum Keim eines individuellen Kunstwerks befruchteten Inhalts sich aneignen sehen: so finden wir dort solche Aneignung meist mit gröfsern oder geringeren Modificationen jener Form oder Abweichungen von der ursprünglichen Strenge ihres Gesetzes, jederzeit mit einer eigenthümlichen, individuellen Ausprägung, die fast als eine neue Schöpfung der Form als solcher betrachtet werden kann, verbunden. Am auffallendsten ist dies, was namentlich Goethe betrifft, allerdings bei den Formen für umfangreichere, epische und dramatische Dichterwerke. Aber auch im Lyrischen ist die Art und Weise der Nachbildung überall eine solche, die sich in jedem einzelnen Fall ausdrücklich nur als an jenen Stoffen, die der Dichter behandelt hat, haftend kund giebt, und die Formen keineswegs als ein freies Eigenthum des Dichters erscheinen läfst, als ein solches, welches den ihm angemessenen Stoff von selbst schon mitbringt oder jenen allgemeinen Stoff, welchen der Dichter zu bieten hat, durch seine eigene schaffende und umbildende Kraft sich zu assimiliren weifs. Wohl aber ist letzteres bei Rückert der Fall, und zwar in einem Grade, durch den, wie wenigstens Rec. zu urtheilen nicht umhin kann, ein specifischer Unterschied der Kunst dieses Dichters von allen bisher dagewesenen begründet wird.

Man wird uns nicht dahin mifsverstehen, als behaupteten wir hiemit ein blos äufserliches Verhältnifs des Inhaltes und Geistes der Rückert'schen Lyrik zu ihren Formen, und wollten solche äufserliche Beherrschung der Formen wohl gar als einen Vorzug geltend machen. Wäre dies unsere Meinung, so würde man, uns gegenüber, mit Recht auf die in der Idee der Poesie, der Kunst überhaupt begründete oder durch sie geforderte Einheit von Inhalt und Form, von Innerem und Aeufserem dringen. Man würde zur Bekräftigung dieser Forderung uns auf die Geschichte der Kunst verweisen, welche zeigt, wie allenthalben die Erfindung oder Feststellung der typisch gewordenen Kunstformen, Hand in Hand mit dem künstlerischen Schaffen als solchem geht, und meist mit diesem in Eins zusammenfällt. Es ist auch uns weder unbekannt, noch unbeachtet geblieben, — um hier nur von der Poesie, und zwar von der lyrischen zu sprechen, — wie in der blühenden Zeit hellenischer Poesie fast jeder bedeutendere Dichter sich die Rhythmen, in denen er dichten wollte, selbst erfand, ja wie die gröfsten Werke antiker Lyrik, z. B. die Pindarischen Oden und die tragischen Chorgesänge, zu einem solchen Grade individueller Ausprägung gesteigert sind, dafs jedes einzelne derselben seine metrische Form für sich allein hat und mit keinem andern Gedichte, weder desselben noch eines andern Dichters, theilt. Eine ähnliche, wenn auch nicht gleich grofse und gleich durchgehende Productivität lyrischer Formbildungen bemerken wir in mehreren Blüthenperioden der mittleren und neueren Poesie, der morgenländischen sowohl, wie auch der

Digitized by Google

abendländischen. Wo aber, und auch dies geschieht nicht selten, — sei es im Alterthum oder in neuerer Zeit, Dichter auftreten, die, ohne neue zu erfinden, nur in vorhandenen Sangesweisen fortdichten: da pflegen Solche meist sich auf eine einzelne oder auf einen engen Kreis solcher Weisen zu beschränken, zum Beweis, wie der Inhalt ihrer Poesie, wenn er auch die Form nicht unmittelbar aus sich selbst erzeugte, doch mit der Form aufs innigste verwachsen und in Eins gebildet ist. Eine ähnliche Ineinsbildung von Form und Inhalt, nur eine solche, die mit noch gröfserer Productivität in Bezug auf die Form verbunden ist, tritt bei einer solchen Wiederbelebung älterer Formen ein, für die wir vorhin als Beispiel Goethe anführten und wohl noch einen oder den andern unter den Dichtern neuester Zeit hätten anführen können. Dies alles erkennen wir ohne Bedenken an, und beeilen uns, um den Unterschied des Charakters der Rückert'schen Poesie diesem allem gegenüber, um so deutlicher hervorzuheben, sogar an unserm Theile ausdrücklich aufmerksam darauf zu machen. Dennoch aber sind wir weit entfernt, zuzugeben, dafs bei Rückert solche Ineinsbestimmung, solche Vorausbestimmung des Inhalts für die Form und der Form für den Inhalt fehle. Allerdings bleibt, um diese Vorausbestimmung zu retten, nichts übrig, als die Annahme, dafs auf entsprechende Weise, wie wir so eben bemerkten, dafs der Geist und Charaktergehalt gewisser Dichter für gewisse Formen, so der Rückert'sche für alle oder die meisten der lyrischen Formen zugleich durch Naturanlage und Begabung vorausbestimmt sei. — Wenn nun wir uns zu dieser Annahme alles Ernstes bekennen, so thun wir dies nicht in der Absicht, um dadurch Rückert über jene Dichter zu erheben, denen wir nicht eine gleiche Vorausbestimmung zuschreiben. Seine Begabung ist eine andere, aber darum nicht schlechthin eine höhere; vielmehr ist zu erwarten, dafs, was nach einer Seite hin sich als ein Vorzug vor andern geltend macht, dies nach anderer sich wiederum ins Gleiche setzen wird durch Mängel, die mit solchem Vorzuge, vielleicht unzertrennlich, verbunden sind.

Allerdings nämlich glauben wir diese ungemeine Versatilität des Rückert'schen Talentes mit dem Umstande in Verbindung setzen zu müssen, dafs dasselbe an Intensität der Wirkung im einzelnen Werke hinter andern lyrischen Talenten, mit denen es übrigens in gleichem Range steht, zurückbleibt. Es ist uns kein einzelnes Gedicht von Rückert, — nämlich was man gewöhnlich in lyrischer Poesie Ein Gedicht nennt, so dafs die Einheit auf den geringsten Umfang beschränkt bleibt, — bekannt, von welchem wir, wenn es uns für sich allein und abgesondert von dem gröfsern Zusammenhange dargeboten wird, in welchen Rückert mit Recht jede seiner dichterischen Gaben einzureihen liebt, eine gleich tiefe oder gleich mächtige Wirkung empfänden, wie von vielen einzelnen der Goethe'schen, und auch von einigen der schönsten unter Uhlands, ja selbst, was die blofse *Intensität*, abgesehen von der *Qualität* der Wirkung betrifft, unter Heine's Gedichten. Rückerts Gedichte haben sämmtlich das Eigenthümliche, was bei andern Dichtern in ungleich geringerem Grade sich so verhält, ja wovon z. B. bei Heine das gerade Gegentheil eintritt, dafs sich ihre Wirkung steigert, wenn sie im Zusammenhange mit andern gelesen werden, ja dafs sie sich meist selbst als Bruchstücke eines umfassenderen Ganzen geben, durch welches und in welchem sie erst ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Dergleichen lyrische Gesammtkunstwerke finden wir allerdings auch bei früheren Dichtern, — wer denkt nicht an Petrarcha, an Shakespeare's Sonnette oder an Goethe's römische Elegien? — aber kaum möchte wohl die Literatur aller Zeiten einen Dichter aufzuweisen haben, welcher dergleichen in solcher Fülle und in solcher Mannigfaltigkeit gegeben hat, wie Rückert. Eben dieses Talent nun des Bildens lyrischer Gesammtkunstwerke, welches Er zu einer Virtuosität gebracht hat, wie vor ihm Keiner, scheint uns mit dem Berufe unseres Dichters zur Vielseitigkeit der lyrischen Formbildung in engster Beziehung zu stehen. Irren wir nämlich nicht, so findet zwischen dieser Vielseitigkeit in der Aneignung vorhandener und gegebener Formen und der Productivität in Bezug auf neue Formbildungen ein ähnlich umgekehrtes Verhältnifs statt, wie zwischen der Composition gröfserer lyrischer Gesammtkunstwerke und der poetischen Intensität im Einzelnen und Kleinen. Die Erzeugung neuer Formen von wirklicher Bedeutung oder die Umbildung vorhandener zu wirklich neuer Gestalt oder neuem Charakter möchte wohl überall nur da erfolgen, wo die Intensität dichterischer Schöpferkraft im Einzelnen auf einen höchsten Grad gesteigert ist. Es ist hier solche Production, so zu sagen, das Ueberschäumen des Bechers

Digitized by Google

dieser Intensität; der enge Raum trägt die Fülle des Geistes nicht mehr, die sich in ihm zusammendrängen will, und die zur inwohnenden Unendlichkeit gesteigerte Einzelheit schlägt in die Allgemeinheit eines Gesetzes, einer typischen Formbildung um. Wenn manche, vielleicht die meisten dieser Formen sich unbewufst, man weifs nicht wie, gebildet haben, wenn sie namenlosen Dichtern oder, wenn man lieber will, dem Genius der Poesie selbst, der im Volke lebt, ihren Ursprung verdanken: so kann man dies, und fürwahr nicht blos scherzhafter Weise, so erklären, dafs in dem Processe ihrer Erzeugung das einzelne Werk verschwand, indem der Geist sich allzusehr in die haarscharfe Spitze, in die Punctualität des einzelnen lyrischen Moments zusammendrängte, und nur noch der, durch jenes Umschlagen entstandene, Allgemeinbegriff übrig blieb. Die freie Bewegung in einer Mehrzahl schon gebildeter Formen dagegen und die überlegene Beherrschung jeder einzelnen dieser Formen setzt umgekehrt die Fähigkeit sowohl, als auch die Gewohnheit voraus, zunächst zwar die Fülle der subjectiven Empfindung und Stimmung einem allgemeinen Gedanken unterzuordnen, und einen Theil ihres Gehaltes den objectiven Forderungen dieses Gedankens zu opfern, sodann aber auch im Schaffen, im Bilden des Einzelnen über das Einzelne hinauszublicken, mit Bewufstsein, mit künstlerischer Absichtlichkeit das Einzelne einem Zwecke anzupassen, der, zwar nicht im schlechten Sinn ihm äufserlich, aber doch von seiner Einzelheit noch unterschieden ist. Wenn die erstere dieser Eigenschaften das im Verhältnifs geringere Maafs lyrischer Intensität zu erklären dient, welche Dichter dieses Charakters ihren einzelnen Gedichten zu geben vermögen, so bringt die letztere, wie man sieht, unmittelbar schon das Vermögen eines weiteren Ueberblicks, einer tieferen Absichtlichkeit mit sich, ein Vermögen, dem Einzelnen das, was es als Einzelnes entbehren mufs, in dem höhern Ganzen wiederzugeben, worein es als Glied eintritt.

Hiemit glauben wir den Standpunct angedeutet zu haben, von welchem aus eine individuellere Bezeichnung der Eigenthümlichkeit des Rückert'schen Genius möglich ist. Rückert besitzt in einem Grade, wie wir solchen zur Zeit an keinem andern Dichter kennen, das Talent, die besondere, ihm gegebene oder von ihm fertig vorgefundene Kunstform als ein Organ zu gebrauchen, um die unter einander verwandten oder auf einen gemeinschaftlichen Gegenstand sich beziehenden Gedanken und Empfindungen aus dem Schachte des dichterischen Gemüthes hervorzuziehen, die einander unmittelbar noch ungleichartigen zu assimiliren, und alle in eine ideale Gruppe oder Gesammtheit, die, wenigstens im weitern Sinne, als Ein lyrisches Kunstwerk gelten kann, zusammenzuschliefsen. Das Talent unsers Dichters ist nicht, wie andere Talente, in eine bestimmte Kunstform der Lyrik oder in einen gewissen, engeren Kreis solcher Formen specifisch hineingebildet, sondern das Specifische dieses Talentes besteht eben darin, die Formen als solche in ihrer Vielheit, ja wenn man will, in ihrer Unendlichkeit, sich zum Objecte zu machen und den einzelnen Stoff nicht sowohl durch die einzelne Form, als vielmehr durch das Bewufstsein dessen, was diese Form im Gegensatze anderer Formen ist, also durch den Begriff und das Bewufstsein der Form überhaupt, zu bezwingen und organisch zu gestalten. Eben darum kann bei ihm die ganze Intensität des künstlerischen Gemüths, der dichterischen Substanz, nicht in dem einzelnen Gedicht zur Anschauung kommen, an welchem die Form als etwas Unbewufstes und Nothwendiges erscheint, sondern nur in einer Mehrheit von Gedichten, wo die Form eben durch ihre Wiederholung so zu sagen sich von sich selbst befreit, und zum Bewufstsein ihrer selbst, und ihres Gegensatzes zum Inhalte kommt.

Durch die gelehrte, wissenschaftliche Beschäftigung unsers Dichters mit der Literatur des Orients, und auch wohl dadurch, dafs sein Name dem gröfseren Theile des Publicums zuerst durch seine „östlichen Rosen" bekannt worden ist, ist hin und wieder die Meinung entstanden, als finde zwischen seinem Geiste und den Formen morgenländischer Poesie eine besondere Wahlverwandtschaft statt. Wir müssen dieser Ansicht widersprechen, nicht als ob wir jene Studien und die so häufige Rückkehr des Dichters zu den morgenländischen Weisen, ja zu ausdrücklichen Nachbildungen morgenländischer Dichtergebilde als etwas für das eigentliche Wesen seines Dichtercharakters Gleichgültiges oder Zufälliges ansähen, sondern nur insofern in irgend einem Sinne eine Ausschliefslichkeit der Richtung seines Talentes nach jener Seite hin behauptet würde. Das Schönste, was Rückert gegeben hat, ge-

Digitized by Google

hört keineswegs durchgehends dieser Richtung an, ja es will uns scheinen, als ob er die eigentlichen Höhepuncte seiner Kunst nicht in diesen, sondern in andern Gebieten erstiegen habe. Auch unter dem gegenwärtig zunächst uns Vorliegenden enthält die kleine Sammlung des „Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenlande" zwar Schönes und Dankenswerthes, aber an Bedeutung hinter vielem Andern, — namentlich auch hinter dem Lehrgedichte, welches sich zwar die Weisheit des Brahmanen nennt, aber der Form sowohl, als dem Gedankeninhalte nach nicht den morgenländischen, sondern den abendländischen Kreisen angehört — einigermafsen, Zurückbleibendes. Die Gaselen aber, welche, zum Theil dem Dschelaladdin nachgebildet, den zweiten Band der gröfsern Sammlung beschliefsen, stehen zwar dem Schönsten, was sowohl dieser Band, wie auch der frühere enthält, würdig zur Seite, ohne aber dafs durch sie das Uebrige, sei es im Einzelnen oder im Ganzen, irgend zurückgedrängt oder in Schatten gestellt würde. Uns scheint die Bedeutung jener morgenländischen Studien, der allgemeineren, wissenschaftlichen sowohl, wie auch der ausübenden, künstlerischen, vielmehr darin zu bestehen, dafs durch sie der Dichter jenen freieren Ueberblick über das gesammte Kunstgebiet gewann, der ihn alle einzelne Formen, in welche das Abendland die Dichtkunst hineingebildet hat, erst recht als bedingte, als keineswegs noch die Unendlichkeit des Geistes der Dichtkunst als solcher erschöpfende erkennen liefs. Die Formen morgenländischer Poesie selbst sind keineswegs die höchsten; sie sind nicht einmal solche, die sich den vollkommneren des Abendlandes irgend an die Seite stellen lassen. Sie sind, so weit wenigstens Ref. sie, freilich nur aus der Ueberlieferung und Nachbildung abendländischer Dichter, kennt, durchgehends von der Art, dafs sie nicht im Einzelnen und Kleinen die höchste Intensität des dichterischen Genius zu fassen, sondern nur, theils durch Abwechselung, theils durch Wiederholung, mehreres Einzelne unter sich zu verknüpfen und in der Weise, wie wir es vorhin von Rückert bemerkten, zu einem Ganzen zu steigern vermögen. Wohl mochte es daher geschehen, dafs ausdrücklich an dem Studium dieser Formen unser Dichter sich jene Fähigkeit, jenen Beruf seines eigenen Talentes zu deutlicherem Bewufstsein brachte, dafs der Strahl jener Sonne des Aufgangs, vor deren Glanze alle endliche Formen zu leichten, luftigen Skizzen zusammenschwinden, ihn auch die feststehenden poetischen Formen der abendländischen Welt eben so betrachten und mit der Ueberlegenheit, die aus der Einsicht in ihre Bedingtheit hervorgeht, behandeln lehrte. Aber zugleich damit mufste ihm, eben durch den Gegensatz der morgenländischen zu den abendländischen Formen, die höhere Würde und Bedeutung der letzteren klar werden; es mufste, wenn sein Talent ihn nichtsdestoweniger zu einer analogen Behandlung der letztern, wie zu welcher die ersteren schon durch ihre Natur vorausbestimmt sind, hinführte, zugleich mit der Verwandtschaft auch die specifische Verschiedenheit seines Berufes mit der Bestreitung und dem Charakter morgenländischer Poesie ihm, wo nicht zum Bewufstsein, doch zum lebendigem Gefühle kommen. So glauben wir, wenn wir die fortschreitende Bildung und Dichterlaufbahn Rückerts genauer ins Auge fassen, nicht undeutlich wahrzunehmen, wie gleichmäfsig mit der Kenntnifs und Beherrschung morgenländischer Poesie auch die Einsicht in die Natur und Bedeutung der abendländischen Formen zunimmt, und die Behandlung dieser Formen, die in der frühern Periode des Dichters nicht von einigem Uebermuth freizusprechen ist, eine ernstere, keuschere und gediegnere wird.

Der gröfsere Umfang des gegenwärtig in einer Reihe von Sammlungen Vorliegenden ladet uns ein, einen Blick auf die Gesammtheit des vor uns ausgebreiteten Reichthums zu werfen, und über das Verhältnifs seiner hauptsächlichsten Parthien zu einander eine und die andere, wenn auch nur flüchtige, Bemerkung zu machen. Wir glauben in der bisherigen Laufbahn des Dichters drei Höhepuncte zu entdecken, solche, um die sich zugleich, als um drei verschiedene Mittelpuncte, die Fülle seiner übrigen, theils näher an jene Höhen heranreichenden, theils weiter unter ihnen zurückbleibenden Dichtungen umher gruppirt. Den ersten dieser Mittel- und Höhepuncte bezeichnen uns die „geharnischten Sonnette," den zweiten der „Liebesfrühling," den dritten die „Weisheit des Brahmanen." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

1) *Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.*
2) *Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Fr. Rückert.*
3) *Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Von Fr. Rückert.*

(Fortsetzung).

In den geharnischten Sonnetten nahm Rückerts Genius seinen ersten Aufschwung von der Anschau, von dem Erlebnifs jener gewaltigen vaterländischen Begebenheit, die in Ihm auch seitdem einen Nachklang zurückgelassen hat, welcher ihn, in einem Sinne, wie kaum einen andern unserer grofsen Dichter, als einen vaterländischen, als einen deutschen Dichter erscheinen läfst. Er hat in ihnen jener Begebenheit ein Denkmahl gestiftet, von dem nicht zu bezweifeln steht, dafs es alle andern poetischen Erzeugnisse, welche sie hervorrief, wenn auch unter diesen einige der Gesinnung sowohl, als auch dem Talente nach, sehr ehrenwerthe sind, wie z. B. die Gedichte Schenkendorfs, überdauern wird. Rückert hat den Befreiungskrieg des Jahres 1813 nicht persönlich mitgekämpft; aber er hat ihn geistig auf eine Weise durchgelebt und durchgefochten, die jede andere Art der Theilnahme ersetzt, ja die, wo es sich von einem Dichterwerke handelt, allein in Frage kommt. Es würde schwer fallen, in der Poesie aller Zeiten etwas kriegerisch Gewaltigeres aufzufinden, als jene Sonnette, als neben ihnen einige der „deutschen Gedichte," der kriegerischen Spott- und Siegeslieder, die in gegenwärtiger Sammlung (Bd. 2. S. 21 ff.) den Sonnetten als Anhang beigegeben sind; es werden dieselben unserer Nation für alle Zukunft das sein, was den Hellenen die Perser des Aeschylus. — Die Begeisterung jener herrlichen Jahre, sie, die von Unverständigen jetzt, unter dem Vorwande, weil „nicht alle Blüthenträume reiften" (wo wären solche Träume je gereift?) verläugnet oder verlästert wird, war von allen poetischen Elementen deutscher Kunst und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts fürwahr nicht minder geschwängert, wie etwa die Begeisterung der französischen Revolution von den Elementen der französischen Literatur und Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist demzufolge als bedeutsam anzusehen, wenn diese Begeisterung ihrerseits die erste geistige Nahrung eines so im ächtesten und schönsten Sinne den Charakter deutscher Nationalität tragenden Dichters ward. Aber es ist nicht minder bedeutsam für den gediegneren Sinn und die tiefere Begabung dieses Dichters, wenn derselbe, trotz seiner Jugend, nicht, wie in ähnlicher Lage Andere, in diesem durch den Zeitmoment geweckten Enthusiasmus, schwärmerischer und empfindsamer Weise den idealen Inhalt, den ihm der Genius als anvertrautes Pfund ins Leben mitgegeben hatte, vorwegnahm, und dadurch sich für das übrige Leben der Kraft, an seinem Theile jenes geistige Pfund selbstschöpferisch zu verwirklichen, beraubte; woraus bei jenen Andern eben jene Ermattung, jenes kleinmüthige Unbehagen entstand, welches wir bald nach der grofsen Zeit an so Vielen bemerken mufsten. Rückerts kriegerische Gesänge stehen vielmehr eben darum so hoch, weil sie, bei aller idealen Begeisterung, in welcher sie wurzeln, doch ganz nur das geben, was dem Augenblicke angehört: die knirschende Wuth des Unterdrückten, den erhabenen Zorn des sich Ermannenden, den wilden Schlachtentaumel, den bittern Hohn und Feindeshafs des Kämpfenden, den trunkenen, doch nur aus dem Becher der Gegenwart, nicht aus dem der Zukunft zechenden Jubel des Siegenden. Was ausdrücklich an das ideale Element, das in jenem Kampfe und in der Seele des Dichters, der ihn besang, allerdings auch dabei war, erinnert hätte: das Alles bleibt in diesen Gedichten geflissentlich entfernt, um in dem weiteren Verlaufe des von einem so bedeutenden Moment be-

Digitized by Google

gonnenen Dichterlebens sich um so reiner und reicher entfalten zu können.

Was übrigens die Form dieser Gedichte betrifft: so sind dieselben, wie wir jetzt sehen, zunächst aus einer längeren Reihe von Sonnetten hervorgegangen, in die der Dichter bereits einige Zeit vor dem Ereignisse, welches seiner Muse den Harnisch anzog, die Ergebnisse seines jugendlichen Sinnens und die wechselnden Stimmungen eines noch nicht herangereiften Lebensalters niederzulegen begonnen hatte. Der Verf. hat diese Sonnettenreihe nebst einigen spätern Zugaben in derselben Form seiner gegenwärtigen Sammlung, unter der Aufschrift: „Aprilreiseblätter" (Bd. 2, S. 149 ff.) einverleibt; eben so auch die beiden Sonnettenkränze: „Agnes Todtenfeier" S. 53 ff. und „Amaryllis" S. 95 ff. die auf ähnliche Weise wie die „geharnischten Sonnette," aus jener Gesammtreihe hervorgegangen scheinen. Die Beziehung auf diese längere Reihe von Gedichten in gleicher Kunstform kann allerdings nicht umhin, in den kriegerischen Gedichten, wo die Form so sehr überrascht und auf den ersten Anblick befremdet und doch von dem Dichter so wunderbar glücklich behandelt wird, ihre Wahl uns allerdings nach einer Seite hin als zufällig erscheinen zu lassen. Doch ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs das *Sonnett* bei seiner kunstreich verschränkten, minder dem unmittelbaren Zuge der Empfindung, als einer besonnenen Reflexion Raum gebenden Gestalt, unter allen Weisen der neuern abendländischen Poesie vorzugsweise die zu einem Gebrauche der Art, wie den Rückert mehr oder weniger von allen macht, typisch ausgeprägte ist. Es lag daher in der Natur der Sache, dafs unser Dichter zu einer Zeit, wo umfassendere Studien ihn noch nicht mit anderen, ferner liegenden und fremderen Weisen vertraut gemacht hatten, zunächst nach dieser griff; die Hineinbildung seines ersten Werkes von tieferem Gehalt in diese Form erscheint sonach, wenn man sie auch nicht als mit Nothwendigkeit aus dem besonderen Inhalt dieses Werkes sich ergebend ansehen kann, doch als erklärbar, und im Ganzen und Grofsen durch den Bildungsgang des Dichters genugsam motivirt. Eben so sehr aber lag freilich auch in der Natur der Sache, dafs jene Hineinbildung nur theilweise gelang; dafs ein Theil der „geharnischten Sonnette" hinter der Höhe der übrigen zurückblieb, und von dem Dichter selbst neben diese gestellt zu werden, nicht ganz würdig befunden wurde, und dafs andere geist- und gehaltvollere Gedichte gleichen Inhalts, mit den Sonnetten aus der Seele des Dichters wild und ungestüm hervorstürmend, jene Form durchbrachen und sich in andern, freieren Weisen Luft machten.

So also hatte der Dichter die ersten Klänge seiner Laute, jene die aus einem ernsten und schwermüthigen Streben und Ringen mit sich selbst, welches nur hin und wieder in halb unmuthig bleibendem Spiel durch Liebesscherz und Liebesklage unterbrochen ward, auf Berührung von Aufsen mächtig und unaufhaltsam hervorbrachen, er hatte diese Klänge einem grofsen und inhaltschweren vaterländischen Interesse gewidmet. Nach ausgekämpftem Kampfe, nach vollbrachter Befreiung des Vaterlandes trat für seinen Genius, diesen König im Reiche des Gedankens, der Moment ein, da man von ihm, wie ein anderer unserer Dichter in gleicher Situation von einem wirklichen Könige sagen konnte: jetzt ist es Zeit, und steht ihm fürstlich an, sich mit der Liebe Myrthen zu bekrönen. Die dichterische Periode nämlich, die von nun an für ihn beginnt, das eigentliche Jugendalter seiner Poesie, hat zu ihrem wesentlichen Inhalt, zu ihrem beseelenden Princip durchaus die *Liebe*, welche Rückert in so zarten, reichen und mannigfaltigen Weisen, wie nur je ein anderer Dichter, besungen hat, an Tiefe und Innigkeit nur hinter Wenigen zurückbleibend, an Keuschheit und unbefleckter Sitte fast Alle übertreffend. Schritt für Schritt sehen wir ihn hier vom Scherz zum Ernst, von dem leichten, luftigen Spiel der Phantasie zum Ausdruck des wahren, selbsterlebten Gefühls fortschreiten; den Gipfel aber des dichterischen Ernstes, der dichterischen Wahrheit erreicht er, wie bereits oben angedeutet, in den Gedichten, die unter dem Namen „Liebesfrühling" im ersten Bande der Sammlung zusammengestellt sind. Parallel aber mit diesem Fortschritt geht, was nicht aufser Acht zu lassen, da es für die Bedeutung der Form in Rückerts Poesie charakteristisch ist, ein Uebergang von strenger gebundenen zu freieren, von äufserlich entlehnten zu selbst geschlossenen, oder wenigstens neu vom Dichter umgeschmolzenen Formen. In den Beginn nämlich dieser Periode fallen die ersten umfassenderen orientalischen Studien unsers Dichters, die erste Einführung der *Gasele* durch ihn in die abendländische Poesie, und die Aneignung auch anderer morgenländischer

Digitized by Google

Weisen. Aber diese Weisen durfte der Dichter, da sie sich mehr für einen sinnigen oder phantastischen, als für einen gemüthlichen Inhalt eignen, nur für das leichtere Spiel seiner erotischen Muse zu benutzen wagen. Ein geistreiches Spiel dieser Art, untermischt allerdings mit manchen ernsteren contemplativen Elementen, enthalten vor allen die „östlichen Rosen." Eben dahin aber gehören auch andere Gedichte in Gaselenform, von denen der Verf. einen Theil jetzt, in den neuen Auflagen des ersten Bandes seiner Sammlung dem „Liebesfrühling" einverleibt hat; diesen aber hätten wir, so wenig wir an ihnen den hohen Werth verkennen, doch einen andern Platz gewünscht. — Von den morgenländischen ging der Dichter zu abendländischen Sangesweisen über, um in ihnen denselben Inhalt, gleichfalls zunächst mehr spielend, als ernst, auszudrücken. Der vorliegende zweite Band der Sammlung enthält Manches, was in diese Kategorie gehört, z. B. die Octaven (S. 239 ff.), die Sicilianen (S. 307 ff.) die Ritornelle (S. 347 ff.); auch die italienischen Gedichte (S. 199 ff.) müssen wir hier nennen, obgleich sie sich nicht, wie die übrigen hier genannten, durch Gleichheit der Form zu einem Ganzen haben zusammenschliefsen wollen, dagegen aber im Einzelnen, als Vorboten gleichsam des Liebesfrühlings, einen tieferen Ernst und innigere Empfindung aussprechen. Nicht minder möchten diesem Kreise die beiden gröfseren Gedichte in Terzinenform: Edelstein und Perle, und: Flor und Blancheflor (das letztere ist in den zwei späteren Ausgaben des ersten Bandes mit Recht neben jenes gestellt) beizuzählen sein. Jedes nämlich dieser beiden enthält jene Fülle der Natur- und Lebensanschauung, die bei Rückert nirgends fehlt, auch wo er noch so sehr nur einen bestimmten Inhalt zu behandeln scheint, nach einer besondern Seite hin entfaltet und in eine phantastische Allegorie eingekleidet, aber ausdrücklich zuletzt in tändelnde Liebesgedanken, in gaukelnde Liebesbilder verflüchtigt. — Dafs aber diese Richtung der Rückert'schen Muse in dem „Liebesfrühling" ihren Gipfel und eigentlichen Zielpunct erreicht hat, darüber kann wohl unter allen Verehrern des Dichters kein Zweifel sein; auch der Dichter selbst hat das Bewufstsein ausgesprochen, dafs er hier, wie sonst fast nirgends, aus dem Ganzen und Vollen gedichtet hat. Wir enthalten uns, über dieses köstliche Gedicht etwas weiteres zu sagen, da wir bereits in unserer Anzeige des ersten Bandes von ihm gesprochen haben; nur in Bezug auf seine Form sind wir dem Zusammenhange unserer diesmaligen Betrachtung noch eine Bemerkung schuldig. Es ist nämlich von der Poesie unsers Dichters hier zu sagen, dafs sie, ohne in irgend einer der Eigenschaften, die sonst ihre Vorzüge ausmachen, hinter andern Werken des Dichters zurückzustehen, doch zugleich über die Beschränkung, welche diese Eigenschaften mit sich bringen, hinausgeht und in einer Weise, wie sonst nirgends, auch in Bezug auf die Form sich selbstschöpferisch erweist. Auch hier finden wir, wie überall, die seltene Beherrschung gegebener lyrischer Formen und die bewundernswürdig freie Bewegung in ihnen; wir finden nicht nur in gleichem, sondern in noch höherem Maafse, als irgend anderswo, die Kunst, das Verwandte eben durch die Form zusammenzuknüpfen und in dieser Verknüpfung zu steigern. Aber diese Gewalt über die Form selbst erhebt sich hier zu dem Vermögen zugleich eines freien Wechsels der unter einander sich verwandt und in gegenseitiger Beziehung bleibenden Formen, ja, in diesem Wechsel eben, zum Hervorrufen einer neuen, so vor dem Dichter noch nicht dagewesenen Gesammtformbildung. Jenen schöpferischen Trieb, welcher dort, in den Sonnetten, die gegebene Formbildung durchbrach und formlose, oder doch in der Form ihr ungleichartige Erzeugnisse äufserlich neben sie stellte: ihn sehen wir hier, in die Grundanlage der Dichtung aufgenommen, und die Dichtung selbst über den Typus einer gegebenen Formbildung hinausführen. So dafs also dieses lieblichste und tiefempfundenste aller Gedichte unsers Dichters zu einem Belege für Goethe's Ausspruch dienen kann: alles Vollkommene in seiner Art mufs über seine Art hinausgehen, mufs etwas anderes unvergleichbares werden.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXV.

Recherches bibliographiques sur quelques impressions néerlandaises du XVme et du XVIme siècle par J. H. J. Puy de Montbrun. Avec des planches xylographiques. Leide, 1836. 8. *VIII.* 98 *S.*

Dafs in diesen Blättern über eine neueste bibliographische Erscheinung ein anderer das Wort nimmt, als der Meister, der

Digitized by Google

vor kurzem die Werke über die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst in *der* Weise besprochen, dafs die Forschung aller Vorgänger nun erst richtig beleuchtet und beurtheilt werden kann — möchte, wir gestehen es, mindestens befremden, wäre nicht einerseits, die Bedeutsamkeit des immer sehr werthvollen vorliegenden Buches, minder erheblich, wäre nicht andererseits gerade dies das Wesen des in grofsartiger Weise schaffenden Meisters, dafs er, umsichtigen Blickes die gesammten Gebiete in ihrer räumlichen und zeitlichen Ausdehnung überschauend, Gegebenes ordnet und schematisirt, Neues fordert und fortbildet — anderen etwa es überlassend, die Mittelstufen zu betreten, um hier Gefundenes dem Grofsen und Ganzen zu assimiliren und auch durch diese Thätigkeit nützlich zu werden. Eine schöne Gelegenheit wäre es in der That zu prächtiger Deklamation, wie uns durch jenes Meisters Worte auf dem Gebiete wissenschaftlicher Bibliographie nunmehr der Weg vorgezeichnet ist, welcher hier zum Heil führt, denn wie von ihm ein *Theil* der Wissenschaft bearbeitet worden, so soll es fortan die *ganze* erfahren, wie mit umfassender Kenntnifs mittelalterlicher Verhältnisse in Kunst und Gewerk die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst beleuchtet worden, so soll nunmehr mit möglichst genügender Kunde aller Zustände in Wissenschaft und Literatur die *Bibliographie als Wissenschaft* — Gegenstand ernster Forschungen sein. Möglich aber ist das nur dann, ganz ähnlich wie bei der Münzkunde des Mittelalters,) wenn treufleifsige Hülfe dem Geschäft von Anderen in der Weise zugebracht wird, dafs enger begränzte Gebiete bis ins Detail monographisch bearbeitet, die Bewältigung des grofsartig massenhaften Stoffes gestatten. — Wundersam warlich! kaum hat deutscher wissenschaftlicher Sinn den Streit über ausschliefslich niederländische oder deutsche Erfindung der gröfsten Kunst in der Weise geschlichtet, dafs fortan nicht mehr unwürdigste Waffen herüber und hinüber erklingen dürfen, da kommt uns auch schon ein freundliches Gastgeschenk zu, Dank zu spenden, möchten wir fast sagen, gestattete anders die Zeit dies, und bietet Belehrung, wie wir sie nur erwarten können, als Zeichen des geschlossenen Bundes. Denn wie sollten wir nicht danken für die reiche Fülle interessanter Lehren über Druckwerke des 15. und 16. Jahrhunderts niederländischer Officinen und für Alles das Uebrige hier gebotene Gute. Der Verf. hat sich nemlich die Aufgabe gestellt, aus den Schätzen der Harlemer Bibliothek, namentlich aus dem werthvollen Koningschen Nachlasse — das Wichtigste zu wählen und mit Hinzufügung einiger Stücke aus der Sammlung des Adrian van der Willigen in seiner Weise d. h. mit diplomatischer Treue, mit gründlichstem Fleifs, mit durchaus genügender Sachkunde zu illustriren. Er belehrt zuförderst über die von Koning hinterlassenen fast druckfertigen Arbeiten, namentlich sein Supplement zur Naamlyst von Visser, über die Zinnebelden, Zinspreuken etc. van Boekverkoopers en Boekdrukkers, der Beschrijving van de eerste en merkwaardigste voortbrengselen der Drukpers, die Naamlyst der Boeken door Laurens Janszoon Koster, die Beschryving van meer dan 150 der zeldzaamste — boekworken in de XV^de^ XVI en XVII^de^ Eeuw in de Nederlanden gedrukt und geht dann zu den köstlichen Monumenten selbst über, sie in ihrer sprachlichen, typographischen und bibliographischen Wichtigkeit besprechend und prüfend. Dieselben bestehen, um nur das Wichtigste im möglichst beschränkten Raume anzuführen, in einem undatirten Deventer Donat des Jacobus de Breda, und einem undatirten, wohl Löwener Aesop, beide etwa aus dem Jahre 1480. Sehr bedeutend, bibliographisch wie sprachlich, ist: Dystorie van saladine: Taŭdenaerde gheprendt, ein Werk des einzigen Druckers in dieser Stadt während des 15 Jahrhunderts, des Arend oder Arnold de Keysere oder Arnoldus Cesaris, von dem man bisher nur die Sermones Hermanni de Petra und die gereimte französische Uebersetzung des Thomas le Roy von des Denys de Leeuwis (de Rikel) de quatuor novissimis, beide aus dem Jahre 1480 kannte und den sämmtliche Bibliographen bisher fälschlich Joannes genannt haben. Die historie vā die seuē wise mānē van romē mit 15 Holzschnitten (cf. Hain 8735), Die Epistele des hillighen Eusebii tot Damasium, Dat leuen ende conversacy der heyligher vaderen inder woestinen hoer leuen leydende gehören dem vorletzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, letzteres dem Geraerd Leeu von Gent an und sind wie des Mathys van der Goes: Notabel leeringhe en spyeghel der Kersten menschen (Antwerpen 1482) und des Jacob Jacobszoon van der Meer: Tractat van payse en huwelic tuschen lodewyc den XI — ender Maximiliaen van Oesteryck Stücke von bedeutendem Werth, namentlich letzteres, wohl Delfter Druck und dem Visser entgangen, selbst publicistisch in Beziehung zu Dumont: Corps univ. diplom. III. 2. p. 100 — 107 zu beachten. Bei Gelegenheit des Jacob Bellaert'schen: Der Sielē troest wird das treffliche Signet des Harlemer Meisters (p. 28) unverkürzt mitgetheilt, wie wir ihres Orts die ähnlichen des Peter van Os (p. 43), des Gouaert Bac (p. 58) und des Henrick Eckert de Homberch (p. 73) fast alle bisher Inedita erhalten. Aufser anderen höchst interessanten Drucken der bereits Genannten nennen wir noch Joh. de Westphalia, Adrian de Liesveldt, M. van Hoochstraeten, Jac. de Breda, Henric vā Rotterdamme Littersnyder, Rolant van den Dorpe, Joh. Severinus, die Collacie Broeders in Gent, Hugo van Woerden, und Cornelis van Pepinghen als eben soviele Bürgschaften für Interessantes in jeder Beziehung, den die Gründe und Belege, weshalb wir gerade dies oder das namhaft gemacht haben, sehen die Freunde in den Namen, denen aber, die der Bibliographie, nicht hold, sind wir vielleicht schon längst, überlästig.

Gottlieb Friedlaender.

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

1) *Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.*
2) *Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Fr. Rückert.*
3) *Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Von Fr. Rückert.*

(Schlufs.)

Der dritte Cyklus unsers Dichters ist derjenige, in welchem das Element ernster, sinn- und phantasiereicher Weisheit, das contemplative und didaktische Element vorwaltet. Er gehört, wie die beiden vorigen seiner Jugend, so vorzugsweise seinem reiferen Mannesalter an; doch scheint sich eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, unter ihnen auch einige der schon genannten, fast gleichmäfsig dem jugendlichen Princip der zweiten und dem männlichen dieser dritten Periode zuzuneigen, so dafs man in Bezug auf sie im Zweifel bleiben kann, welcher von diesen beiden sie beizuzählen sind. Was indefs den Inhalt der vorliegenden Sammlung betrifft, so würden wir die zwei letzten Abschnitte desselben, die „Vierzeilen" S. 381 ff.) und die „Gaselen" (S. 421 ff.), obgleich sie zum Theil schon frühzeitig gedichtet sind, wesentlich dem dritten Cyklus zusprechen. Entschiedener noch, als der vorige, hat sich dieser neue Cyklus, so wenig schon in der Grundanlage von Rückerts Talent die Neigung zu einem ernsten Sinnen und Grübeln, zur reflectirenden Betrachtung verkannt werden kann, doch in seinem wirklichen Hervortreten an die morgenländischen Studien angeschlossen. Schon dieses selbst, dafs der Dichter die Ausübung seiner Kunst so eng mit gelehrten Studien zu verbinden sich überhaupt getrieben fand; dafs er einen nicht unbeträchtlichen Theil dieser Kunst geradehin zur Uebertragung und Nachbildung dichterischer Schätze des fernen Morgenlandes zu verwenden nicht verschmähte: schon dies steht bei einem Dichter, dessen eigene, selbständige Productivität so grofs ist, in unstreitiger Verbindung mit seiner Hinneigung zum Theoretischen und Lehrhaften. Wir können in diesem Sinne, und bei der bedeutenden Fülle eigener Dichterkraft, die Rückert überall in sie hineinlegt, seine Bearbeitungen fremder Dichterwerke, des Hariri, der hebräischen Propheten, verschiedener persischer, indischer und chinesischer Dichtungen, so wie auch die für die Zukunft uns versprochenen des Koran und der Hamasa, wir können sie auch abgesehen von ihrem Inhalte, der fast überall mehr oder weniger entweder ein contemplativer oder ein didaktischer ist, sämmtlich diesem dritten Gesammtcyklus seiner Werke, beizählen. — Eben jenes, in der Poesie des Morgenlandes vor dem Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft allenthalben vorwaltende, Element aber, das Element sittlich reflectirender Lebensweisheit und allegorisch-phantastischer Verflüchtigung der sinnlichen Wirklichkeit fand in des Dichters eigenem Geiste einen Anklang, der seine Poesie, je mehr sie sich, wie es dem reiferen Mannesalter geziemt, zur entschiedenen, charaktervollen Individualität abschliefst, um so vorwiegender nach dieser Richtung hin beschäftigt hält. Das Schönste, was der Dichter in diesen letzten Jahren, seit seinem Liebesfrühling, gegeben hat, die Sommerblumen gleichsam und Sommerfrüchte seiner Kunst (ihr Herbst ist, bei der noch lange nicht erschöpften Productionskraft des Dichters, zur Zeit noch nicht eingetreten), verfolgt in den mannigfaltigsten Formen und Weisen, nachgebildeten und selbsterfundenen, sämmtlich diese Richtung. Ihren Gipfel aber scheint uns diese Richtung in dem trefflichen „Lehrgedichte" erreicht zu haben, von welchem uns der Dichter kürzlich den ersten Theil und (im neuesten Weidmann'schen Musenalmanache) ein Bruchstück des zweiten gegeben hat. Man wird es als bedeutsam erkennen, wenn Rückert hier, der auch in den schwierigsten Formen so Vielerfahrene und bewundernswürdig Ge-

Digitized by Google

wandte, zu der leichtesten und einfachsten von allen zurückkehrt, zu jener Form, in welcher einst Johann Scheffler (Angelus Silesius) seinen cherubinischen Wandersmann gedichtet hat. Es versteht sich, dafs diese Form erst in Ihm ihre eigentliche Bedeutung gewinnt; von Scheffler, der sie ohne künstlerisches Bewufstsein von der beginnenden Liebhaberei seiner Zeit für den, deutscher Art und Kunst sonst so wenig zusagenden, Alexandriner überkommen hatte, ist dieselbe, bei allem diesem Manne keineswegs abzusprechenden Tiefsinne, im Ganzen geschmacklos und schwerfällig behandelt. Bei Rückert wirkt sie eben darum so erfreulich, weil man in ihr empfindet, wie der Dichter sich freiwillig seiner überlegenen Macht über kunstreichere Formbildungen begiebt, um einfach und schlicht, in anspruchloser Hülle ganz nur den Inhalt in seinem gewichtigsten Ernst, in seiner reifsten Fülle hervortreten zu lassen. Nicht zu übersehen ist übrigens, wie Rückert, die alexandrinischen Doppelzeilen nicht blos im Ganzen, sondern auch im Einzelnen zu Sprüchen von etwas gröfserem Umfange zusammenreihend (während Scheffler in der Regel überall nur Eine Doppelzeile giebt), schon hiedurch diese Form über ihre ursprüngliche Gestalt hinausführt und zu einer freieren, mannigfacheren und gegliederteren Bewegung des Gedankens geeignet macht.

Durch dieses Gedicht, so wie überhaupt durch den gesammten so eben von uns bezeichneten Kreis der Rückertschen Poesie wird jetzt noch eine Frage, die bekanntlich seit langer Zeit die Aesthetik beschäftigt hat, ihrer Lösung etwas näher gebracht sein, die Frage nach der künstlerischen Würde und Bedeutung der s. g. *didaktischen Poesie.* Rückerts Dichtung kündigt sich auch in diesem Gebiet so sehr als ächt wahrhaft und reine Dichtung an, dafs man schon aus Rücksicht für sie der Gattung, der sie angehört, schwerlich mehr den Platz unter andern Arten und Erzeugnissen der Dichtkunst bestreiten wird. Doch möge man sich hüten, auch hier nicht zu weit zu gehen, und dadurch den richtigen Gesichtspunkt für das Verständnifs jener Dichtungen selbst zu verschieben. Rückerts didaktische Dichtung, und, glauben wir hinzusetzen zu dürfen, alle ächte didaktische Poesie bleibt stets innerhalb der Grenzen der *lyrischen* Poesie. Ein didaktisches Gedicht, welches aufhören wollte, ein lyrisches zu sein, würde aufhören Gedicht überhaupt zu sein, und gegen eine Theorie, die etwa sich einfallen liefse, die didaktische Gattung als eine vierte, selbständige *neben* die drei, wissenschaftlich allein zulässigen Hauptgattungen der Dichtkunst, die epische, lyrische und dramatische, zu stellen, behält jenes, von so Vielen (unter andern auch von Göthe) gegen den Begriff didaktischer Poesie ausgesprochene Verwerfungsurtheil seine volle Geltung. Der wahre didaktische Dichter oder dichtende Weise giebt seine Lehre ganz eben so als Ausdruck seiner persönlichen Gesinnung, seines von dem Ideal, welches alle Dichtung, ja alle Kunst überhaupt bedingt, erfüllten oder diesem Ideal entgegenstrebenden Seelenzustandes, wie andere Lyriker einen Inhalt des Gefühls, der unmittelbaren, subjectiven Stimmung. Der Geist, der individuelle, persönliche Menschengeist verliert dadurch, dafs er seinen idealen Inhalt aus der Gestalt natürlicher Unmittelbarkeit, die er in dem Gefühle, in der Empfindung oder der Leidenschaft hat, in die höhere Allgemeinheit des selbstbewufsten Gedankens, des sittlichen Wollens erhebt, mit Nichten das Vermögen, diesen Inhalt ausdrücklich als solchen, als individuellen, persönlichen d. h. eben als lyrisches Gedicht, zur dichterischen Offenbarung, zur künstlerischen Objectivität zu bringen. Er verliert es nicht nur nicht, sondern er gewinnt sogar noch im weitern Umfange diese Fähigkeit; waren es vorher nur einzelne glückliche Momente, so wird es jetzt fast der ganze Umkreis seines Thuns und Treibens, seines Denkens und Dichtens sein, was er in die Gestalt lyrischer Poesie hineinzubilden vermag. Nicht einmal dies ist zuzugeben, dafs, was durch diese Metamorphose die lyrische Poesie an Ausdehnung gewinnt, sie an Intension ihrer einzelnen Erzeugnisse nothwendig verlieren müsse. Nicht die höchste Intensität der Empfindung, sondern nur deren blinde, das sittliche Bewufstsein umdüsternde Gewalt wird durch jene höhere Klarheit des Geistes ausgeschlossen, und so bleibt auch, wie die Beispiele der Alten und unter den Neuern vielleicht vor Allen Göthe's zeigen, der Ausdruck dieser Empfindung selbst in seiner höchsten Fülle und Innigkeit dem vollkommen durchgebildeten und selbstbewufsten Dichtergeiste noch immer zugänglich. Doch wird die gröfsere Masse dieser Lyrik allerdings mehr den Stempel einer ruhigen, klar überschauenden Besonnenheit, als einer überströmenden Gewalt der Empfindung tragen;

Digitized by Google

und hier eigentlich ist es, wo das didaktische Element der Poesie seine Stelle hat. Ob dasselbe wie in Rückerts „Lehrgedichte," in der eigentlichen Form der Unterweisung, in sinnvollen Weisheitsprüchen oder selbst in, nur nicht rein verstandesmäfsig, zusammenhängendem Lehrvortrage, oder ob es, wie vielfach anderwärts auch bei unserem Dichter, mehr in Form reflectirender Betrachtung auftrete, von dem begeisterten Schwunge einer andächtigen, auf Gott und das Universum gerichteten Contemplation bis zu dem heitern Scherze des Epigrammes und der Satyre herab: überall ist dieses Element im Wesen das nämliche, und die Uebergänge, die sich von jeder dieser Weisen, in den vielfachsten Nüancen und Schattirungen zur Lyrik der Empfindung und Leidenschaft finden, zeigen von seiner innerlichen Einheit mit dem Grundbegriffe aller Lyrik. Nur dafs überall, in Lehre sowohl als Betrachtung, das ganze, ungetheilte Wesen des Geistes und der Persönlichkeit zur Offenbarung komme, dafs das Einzelne und Kleine nicht minder, wie das Grofse und Ganze, sich von dem lebendigem, individuellen Selbst beseelt zeige, und durch dieses persönliche Princip nicht aber durch einen abstracten oder blos verständigen Zusammenhang, Fortschritt und Gliederung der Gedanken, Wahl des Ausdrucks und der Bilder bestimmt werde; nur dies bleibt in dieser didaktischen Lyrik die Forderung der Lyrik, der Poesie als solcher. Rückert besitzt das Geheimnifs dieser Einbildung der ganzen, der vollen und lebendigen Individualität des persönlichen Geistes in die Form der Betrachtung und Lehre nicht minder, wie in die des Gefühls und der Leidenschaft; er bleibt daher Dichter, auch wo er noch so sehr als Philosoph, als Priester, als Sitten- oder Weisheitslehrer spricht.

Man kann die Frage aufwerfen, wie es zugegangen sei, dafs unter der grofsen Anzahl metrischer Formbildungen, die Rückert sich angeeignet und mit Ueberlegenheit behandelt hat, so wenig aus dem klassischen Alterthum sich befinden. Dafs er in der Behandlung dieser nicht minder glücklich, als in den übrigen sein würde, scheinen uns die Gedichte im elegischen Versmaafs zu beweisen, welche er, die einzigen so viel uns bekannt, in antiker Weise von seiner Hand, jetzt der gröfseren Sammlung (Bd. 2, S. 273) einverleibt hat. Diese sind fast sämmtlich von vorzüglicher Schönheit, und erwecken lebhaft den Wunsch, gelegentlich auch eine oder die andere der übrigen lyrischen Formen des Alterthums durch unsern Dichter nachgebildet zu sehen; um so mehr als dieselben ihn, wie schon in jenen zum Theil der Fall ist, zu einer volleren und gedrängteren Sangesweise nöthigen würden, als zu welcher er sich in der Regel hinneigt. Freilich macht eben diese Eigenschaft jene Formen, durch welche solche Nöthigung herbeigeführt würde, sie ungeeignet, der eigenthümlichern Entwicklung seines Talentes den breiteren Raum zu geben, den dieselbe, wie wir sehen, verlangt. Die antiken Formen alle sind mehr oder weniger plastischer Natur, bestimmt, im Einzelnen das Vollendete zu geben, nicht aber eine Mehrheit von Gedichten zu gemeinsamer Wirkung zusammenzureihen. Man vergegenwärtige sich z. B. eine Reihe von Oden im Sapphischen oder im Alcäischen Versmaafs, und frage sich, ob solche in gleichem Sinne ein Ganzes werde bilden können, wie eine Reihe von Sonetten, Gaselen oder von Gedichten in modernen Liederweisen aller Art, wo schon die in die Ferne wirkende Kraft des Reimes als ein Bindemittel dient. Nur das elegische Versmaafs etwa, welches gewissermafsen zwischen lyrischer und epischer Poesie in der Mitte steht, scheint eine Ausnahme zu machen (– in wie fern von den Jamben des Archilochus und des Simonides von Amorgos, oder von andern zur dramatischen Weise den Uebergang bildenden Formen der Lyrik ein Aehnliches gegolten haben mag, müssen wir dahin gestellt sein lassen); — und doch ist dazu auch diese Weise vollständig erst in moderner Hand gelangt. Im Alterthum selbst, namentlich in dem späteren, finden sich dichterische Talente, — unter andern möchten wir Horaz dahin rechnen, — die sich in jenen Formen nicht ohne Unbequemlichkeit und oft zu ihrem Nachtheil bewegen, weil die Natur sie zu einer mehr in die Breite gehenden, vom Spätern auf das Frühere zurückkommenden Behandlung der Form bestimmt zu haben schien.

Durch eine nähere Vertrautheit der Rückertschen Muse mit antiken Formen wenigstens im Einzelnen würde namentlich noch dies erreicht werden, dafs die Beweiskraft, welche unsers Erachtens das Dasein und die Eigenthümlichkeit von Rückerts Poesie für eine allgemeine, unser gesammtes Zeitalter angehende Wahrheit hat, deutlicher noch, als ohnedies der Fall ist, hervorträte. Unser Zeitalter befindet sich, nicht

Digitized by Google

in der Poesie allein, sondern in aller Kunst, insbesondere und vor allen auch in der bildenden, in dem Falle, auf die Wiederaufnahme und Nachbildung älterer Kunstformen und Darstellungsweisen fast überall da angewiesen zu sein, wo frühere Zeitalter sich die ihnen gemäfsen selbständig erfanden oder von vorn erzeugten. Man hat hieraus einen ungünstigen Schlufs auf die Bestimmung unserer Zeit zur Kunst überhaupt ziehen wollen; man will einen Mangel an Productivität in dieser Anschliefsung an bereits gegebene, einen Mangel an Charakter in der Nichtbeschränkung auf gewisse einzelne in der Aufnahme der verschiedenartigen so weit von einander abliegenden Kunstformen finden. Rückerts Beispiel mag zeigen, dafs auch bei der reichsten productiven Ader der Dichter, der Künstler sich in gegebenen und überlieferten, auch bei dem entschiedensten Charakter, bei der ausgeprägtesten Individualität, in einer Mehrheit heterogener Kunstformen bewegen kann. Wir sehen keinen Grund, weshalb, was in lyrischer Dichtkunst sich als möglich erweist, nicht in aller Dichtkunst, was in der Dichtkunst, nicht auch in jeder andern Kunst soll geschehen können; noch weniger sehen wir einen Grund, weshalb, was einem einzelnen Dichter vergönnt ist, nicht einem ganzen Zeitalter, nicht allen auf dieses Zeitalter nachfolgenden Jahrhunderten vergönnt sein soll. Es mag sein, dafs es im Ganzen und Grofsen, wie sich jetzt namentlich in der bildenden Kunst zu bethätigen scheint, schwieriger ist, als im Einzelnen und Kleinen, die verschiedenartigen und widerstrebenden Elemente in eine umfassende und charaktervolle Einheit zu vereinigen, die einzelnen Hauptrichtungen in einen ruhig und sicher fortströmenden Flufs wahrhafter Productivität zu bringen. Aber was schwer ist, ist darum nicht unmöglich; was einem Jahrzehend, was der grofsen Generation, welche das grofse Werk begann, mifslang, kann dem Jahrhundert, kann den nachfolgenden Generationen gelingen. Der Cyklus der Formbildungen, in denen sich das System der Kunst zusammenschliefst, ist kein unendlicher; er läuft in sich zurück und begränzt sich selbst, und es scheint unserm Zeitalter beschieden, die letzte That seines Abschlusses zu vollbringen und den Cyklus selbst in das künstlerische, in das wissenschaftliche Bewufstsein zu erheben. Aber innerhalb jeder einzelnen Formbildung ist die Möglichkeit der Production, wie wir dies schon in den Gattungen und Geschlechtern der Naturgeschöpfe sehen, eine in Wahrheit unendliche, und in dieser schöpferischen Thätigkeit werden mit den neuen Individuen unablässig auch neue Combinationen, neue Spielarten hervorgebracht. Aber es dürfen solche nicht als etwas Neues und Unerhörtes gesucht werden; sie müssen, wenn sie ächte sein sollen, sich im Gefolge des schaffenden Strebens, welches von der Unterwerfung unter das strenge Gesetz der gegebenen Form ausgeht und auf die Natur dieses Gesetzes allein zunächst das Bewufstsein gerichtet hält, von selbst mit unbewufster Nothwendigkeit ergeben.

Weifse.

XXXVI.

Anatomie der mikroskopischen Gebilde des menschlichen Körpers von Dr. Joseph Berres, K. K. o. ö. Professor der Anatomie an der Wiener Universität, mit deutschem und lateinischem Texte, S. 136 *in Folio; I — VI. Heft mit* 12 *Tafeln. Wien,* 1836. *gedruckt und in Commission bei Carl Gerold.*

Nachdem das Studium der Gebilde des thierischen Körpers seinen Hauptgrundrissen nach als der Vollendung nahe gebracht worden ist, wendet sich der Forscher nun immer mehr und mehr der feinern Analyse dieser Gebilde, wie sie durch Hilfe der Injection der zartesten Gefäfse und durch die Anwendung des Mikroskopes möglich gemacht wird, zu. Seit Mascagni's Prodromo della grande anatomia, dessen Fehler und Fictionen der Ref. gerade nicht in Schutz nehmen will, dessen Verdienste er aber auch anzuerkennen oft Ursache hatte, ist kein Werk über die mikroskopische Anatomie von solcher Ausdehnung und Auszeichnung erschienen als das gegenwärtige. Es hat der Verf. bereits in den medicinischen Jahrbüchern des österreichischen Staates, so wie auch in seinem Lehrbuche der Anthropotomie seine anatomischen Untersuchungen über die feinsten Gefäfsnetze der Organe dem Publikum mitgetheilt, welche wir hier nun weiter ausgeführt und zu einem nun allmählig zu, liefernden Ganzen angeordnet finden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Anatomie der mikroskopischen Gebilde des menschlichen Körpers von Dr. Joseph Berres.

(Schlufs.)

Es standen dem Verfasser bei seinen Untersuchungen die mikroskopischen Präparate der Wiener Hochschule, namentlich die von Lieberkühn, Barth und Prochaska (man findet immer Probaska geschrieben) zu Gebote; er fand jedoch viele dieser Präparate, als er sie mit seinem Plössel'schen Mikroskope untersuchte, so wie auch mehrere seiner eignen früheren, zur Darstellung untauglich. Für ein unfehlbares Kennzeichen des Gelungenseins eines Gefäfspräparates hält der Verf. die vollkommne Geschlossenheit der Gefäfse in der peripherischen Vertheilung. Jedes isolirt stehende, ungebundene Gefäfs, jeder freie Ausläufer, beurkunde die Unvollkommenheit des Gefäfspräparates und das Nichtgelungensein der Injection. Dieser Satz ist im Allgemeinen richtig, kann aber wohl nicht in der Periode der Genesis der Gefäfse bei Neubildungen und beim Embryo gelten. Es sprechen ferner gegen diesen Satz die von Prof. Müller im Penis entdeckten Arteriae helicinae, welche frei auslaufen und am Ende etwas anschwellen (dem Ref. schien es, dafs aus dem angeschwollenen Ende der Art. helicinae ein ganz feines Gefäfs als Venen-Wurzel entspringe). Auch stimmen die Präparate von Prochaska mit diesem Satze nicht ganz überein. Prochaska sagt nämlich selbst von seinen Präparaten über das Gefäfssystem der Muskeln: ubi ad finem fibrarum muscularium et principium fibrarum tendinearum perventum est, in hoc fibrarum carnearum et tendinearum confinio omnia illa vasa caeco fine terminantur, paucis ad musculum revertentibus. Aufser, dafs die kleinsten Gefäfse rein, abgerundet, nicht platt, und unversehrt sein müssen, scheint Ref. besonders erforderlich oder doch wünschenswerth, — denn die meisten feinen Injectionspräparate, z. B. auch die Lieberkühn'schen, sind davon nicht frei —, dafs kein Farbestoff in die Interstitien der Gefäfsnetze ausgetreten sei. In dieser Hinsicht hat Ref. keine schönern, reinern und vollkommenern Präparate als die von Soemmering gesehen, welche einen wahren Schatz der sonst noch an wichtigen Objecten so reichen Sammlung dieses grofsen Anatomen bilden. Der Verf. rühmt bei seinen Arbeiten die Beihilfe des Prosectors Dr. Hyrtl, von welchem auch der sehr vorzügliche lateinische Text, welcher an manchen Stellen den deutschen an Deutlichkeit übertrifft, herrührt, und die Vortrefflichkeit seines Plössel'schen Mikroskopes, welches auf der ersten Tafel abgebildet wird. Dafs das Plössel'sche Mikroskop horizontal gestellt werden kann, ist zum Zeichnen zweckdienlich; aber es ist diese Einrichtung nicht neu, z. B. an mehreren englischen Mikroskopen ebenfalls vorhanden. Die Mikrometerschraube ist die von Frauenhofer. Die erste Abhandlung dieser Schrift führt den Titel: Practische Anleitung für die anatomische Bereitungsart der zur mikroskopischen Untersuchung bestimmten Theile des menschlichen Körpers. Darin wird aufserdem, dafs der Verf. die von ihm angewandte anatomische Injectionsmasse näher beschreibt, (dieselbe besteht aus Copallakfirnifs, Mastix, welcher mit etwas Terpenthingeist aufgelöst wird, und Zinober) eine Beschreibung des Plössel'schen Mikroskopes gegeben, und es werden treffliche praktische Winke in Betreff des Gebrauchs des Mikroskopes und der anatomischen Vortheile zur Bewirkung glücklicher und schöner Injectionen mitgetheilt. Den Begriff Peripherie will der Verf. erweitert wissen, so dafs er alle jene organischen Erzeugnisse peripherisch nennt, deren Bildung und Zusammensetzung die höchste Zartheit und Einfachheit besitzt, welche daher rücksichtlich ihrer physischen Anordnung an der Gränze der organischen Bildung stehen und bezüglich ihrer Verrichtungen mit

Digitized by Google

einem eigenthümlichen Leben und mit specifischer Kraft ausgestattet sind. Dieser Begriffserweiterung zufolge finden wir in allen Geweben, Parenchymen und Organtheilen anderer Art, als: Gefäfsen, Nerven, Drüsen u. s. w., peripherische Gebilde. — Als anatomische Bestandtheile der zartesten Organisation gibt der Verf. folgende an: 1) Einen aus kleinen halbdurchsichtigen, freigestellten Bläschen zusammengesetzten Brei; 2) kleine, rundliche, verschiedenartig zusammenhängende Bläschen, die mit feinen, zuweilen bauchig aufgetriebenen Röhrchen in Verbindung stehen; 3) gröfsere in verschiedenen Formen dicht aneinander gereihte Bläschen, die mit zahlreichen und ihrem Zuge knäuelähnlich verwickelten Gefäfschen im Bunde sind; 4) Massen- oder Schlingen-ähnlich vertheilte, durch die obigen Stoffe hindurchgewebte Blutgefäfse, deren mehr entwickelte Wände aus den oben angeführten, organischen Grundgebilden zusammengesetzt sind. 5) Endlich erblickt man in den sogenannten Drüsen und in den meisten drüsenartigen Organen auch noch eine dritte Sorte von Kanälchen mit stärker entwickelten Wandungen, die jedoch kein Blut, sondern Flüssigkeit eigener Art beherbergen und weiter leiten. — Warum der Verf. der Fasern, als einfacher Grundgebilde, nicht Erwähnung thut, darüber werden wir vielleicht später Aufklärung erhalten. Ein ganz anderes Verhältnifs, als in dem Gebiete der Blutgefäfse, stellt sich im Bezirk jener zarten Bläschen und Röhrchen dar, welche den gröfseren Theil der peripherischen Organensubstanz ausmachen. Zu ihrer Untersuchung sei nicht blos eine 70 — 110fache Vergröfserung, welche zur Erkennung der peripherischen Blutgefäfse hinreicht, nothwendig, sondern eine weit gröfsere. Der Purkinje'sche Presser wird hierzu besonders empfohlen. Die zweite Abhandlung ist überschrieben: Practische Untersuchung und Beschreibung der peripherischen Gebilde des menschlichen Körpers; worin der Verfasser an dem, was er in dieser Hinsicht bereits in den oben angeführten Jahrbüchern festgestellt hat, im Wesentlichen nichts zu verändern fand und nur eine richtigere Stellung der Ordnungen einzuführen für nöthig erachtete. Es wird nun der wichtige Unterschied zwischen Kapillargefäfsbezirk und Bezirk der intermediären Gefäfse aufgestellt, und es werden die Charactere der intermediären Gefäfse näher bezeichnet. Diese Entdeckung und Ausmittelung des intermediären Gefäfssystemes, in seiner Abtrennung von dem Haargefäfssysteme scheint uns der wichtigste Theil der Entdeckungen des Verfassers zu sein. Als wesentliche Charactere dieses zwischen den äufsersten Zweigchen der kapillaren Arterien und Venen in der Mitte eingeschalteten Gefäfssystemes wollen wir nur folgende anführen. Die intermediären Gefäfse werden blos von der innersten Haut der Gefäfse gebildet; rings um sie ist die breiartige Masse der Organe angelagert, und sind die Endtheile der Ausführungsgänge der Drüsen befindlich; sie bilden theils Maschen, theils Schlingen mit bestimmter, jedem Organtheil eigenthümlicher Form; sie vermitteln den Conflict mit der Organsubstanz und mit der Aufsenwelt, somit die Functionen der Ernährung, Ausscheidung und Aneignung. Ehe der Verfasser uns hierüber nähere Aufklärung gibt, werden nun, aufser einem geschlängelten Gefäfsgeflecht, welches in den Zellhäuten und in der Zellsubstanz der verschiedenen Organe sich befindet und das den meisten Kapillargeflechten, ja selbst einigen intermediären Gefäfsnetzen als Muttergeflecht diene, sechs Klassen von Kapillargefäfsgeflechten ausführlich beschrieben. Sie sind 1) das lineale Gefäfsgeflecht. 2) Das Schwellgefäfsgeflecht. 3) Das Längengefäfsgeflecht. 4) Das Längenmaschengefäfsgeflecht. 5) Das baumzweigähnliche Gefäfsgeflecht. 6) Das strahlige Gefäfsgeflecht. — Das lineale Gefäfsgeflecht zerfällt wieder in 2 Ordnungen, das rechtwinklig gekreuzte und das gekämmte lineale. Das Schwellgeflecht theilt sich in das lineale und pinselförmige; das Längengefäfsgeflecht in das dichte, genetzte und zellige; das strahlige Gefäfsgeflecht in das zweigähnliche, geballte und sternartige Geflecht. Es tritt uns nun, um an diese trockne, naturgeschichtliche Distinction eine physiologische Idee anknüpfen zu können, von selbst die Frage entgegen, in welchem Zusammenhange, in welchem Nexus die Form des Gefäfsgeflechtes mit der Form des Organes, mit seiner histologischen und morphologischen Organisation stehe? Nur von einigen liegt dieses klar zu Tage; so z. B. ist von dem Schwellgeflecht seine Beziehung zu den erectilen Organen ins Auge springend. Findet sich aber auch bei den andern Geflechten eine solche Beziehung? Es hat schon

Digitized by Google

Soemmering früher solche verschiedene Arten von Gefäfsgeflechten unterschieden, eigenthümlich jedem Organe und dieses daran erkennbar, namentlich das baumzweigähnliche Geflecht in dem Darmkanale, das Reisenbündel-, lineale Gefäfsgeflecht, in den Muskeln, das Sprengwedelgeflecht (pinselförmige) in der Milz u. s. f. Es erhellt aus diesen Untersuchungen Soemmerings bereits, dafs in einigen Organen verschiedene Arten von Gefäfsgeflechten zugleich vorkommen, so z. B. in der Choroidea. Auch hier wäre es wünschenswerth, den physiologischen Grund zu ermitteln. Wir zweifeln auch nicht, dafs der Verfasser in den spätern Fortsetzungen darüber nähere Aufschlüsse wird ertheilen können. Es geht nun der Verfasser zur Beschreibung des Bezirkes der intermediären Gefäfse über, von welchen drei Klassen angegeben werden, das intermediäre Maschennetz, Schlingennetz und Schlingen-Maschennetz. Das Maschennetz wird wieder in das einfache, verbindende und umgürtelnde eingetheilt. Das Schlingennetz bildet fünf verschiedene Formen und ist hauptsächlich den Sinnorganen eigen. Das Schlingen-Maschennetz kömmt vorzugsweise auf den Oberflächen absondernder und absorbirender Häute vor. Der zweite Abschnitt der Schrift handelt von den Eigenthümlichkeiten der bildbaren Stoffe, von der Lymphe, dem Chylus, dem Blute, als invasirtem bildbaren Stoffe, von dem die Blutbahn überschrittenen plastischen Stoffe. Die Quelle des exsanguischen bildbaren Stoffes sei das in Gasform (Dunstform) die Aderwände durchdringende Serum des Blutes. Dieser plastische Stoff komme besonders an den Gränzgebilden auch als abgestorbener Stoff, als anorganische Materie vor, dahin gehören die Horngebilde, das Hornblättchen, die Oberhaut, die Haare, Nägel und die Hornsubstanz der Zähne. Das Gewebe dieser Gebilde bestehe aus zusammengeschrumpften Bläschen und zarten bald gestreckten bald geschlängelten Kanälen oder Röhrchen dazwischen. Als Purkinje'sche Schweifskanäle werden solche unorganische Röhrchen angegeben, wogegen aber die beständige geschlängelte Form und die Lage jener, unter der Epidermis streiten möchte. Als Varietät des anorganischen Stoffes wird das Pigment, aus Bläschen bestehend, aufgeführt. Der belebte exsanguische bildbare Stoff metamorphosire sich gleich einer Keim-Materie in zarte organische Kanälchen oder Gefäfschen und in Bläschen oder Zellen. Im dritten Abschnitt wird nun von diesen Primitiv-Kanälen gehandelt und die Behauptung aufgestellt, dafs sie einerseits mit den zartesten Wurzelgefäfsen des lymphatischen Systemes, anderseits mit den peripherischen Endzweigen der Nervenröhren in Verbindung ständen. Die erstern hätten beiläufig $\frac{1}{40000}$ eines Wiener Zolles im Durchmesser. Sie werden durch sehr schöne Figuren anschaulich gemacht. Die Wandung dieser Gefäfse bestehe aus einem zarten Hornplättchen und besitze keine Adern (vasa vasorum), sondern werde von dem animalischen Dunste, der sie umgiebt und den sie in tropfbarer Form weiter leiten, ernährt und erhalten. Zur Darstellung dieser Kanäle wird keine Injection benutzt, sondern nur ein thierischer Theil, namentlich Zellstoff unter das Mikroskop gebracht. Es scheint mir aber nothwendig, zum vollständigen Beweis der Realität dieser peripherischen Lymphgefäfse die Tränkung derselben mit Farbestoffen oder die Injection mit Quecksilber zu versuchen. Ob die feinen Gefäfse der Nabelschnur, welche nach Fohmann lymphatische Gefäfse sein sollen, und welche offenbar nur Kanäle des Zellstoffes sind, wohl dieselben sein mögen, nur durch Quecksilber mehr ausgedehnt? Diese scheinen mir aber ein künstliches Erzeugnifs, und Versuche mit Tränkung durch feine Farbestoffe könnten wohl allein entscheiden. Oder sollten diese lymphatischen Kanäle sowohl als auch die Nervenröhren etwa nichts anderes als die Primitivfasern des Zellstoffes oder mehrere derselben in Bündel angelagert und durch Tränkung eine solche Form annehmend, sein? Referent möchte das Letztere glauben. Mascagni's feinste lymphatische Kanäle sind bekanntlich Schattentäuschungen des Mikroskopes.

Der Verf. nimmt vier Arten von Nervenbläschen an, 1) die kleinsten von $\frac{1}{10,000}$ Zoll, 2) die gröfsern von $\frac{2}{10,000}$ Zoll, 3) die grofsen, meist ovalen in den Sinnesnerven und dem Gehirn von $\frac{3}{10,000}$ Zoll, und 4) die Blasen von $\frac{10-12}{10,000}$ Zoll, welche derselbe Zellblasen nennt. Auch die Nervenröhren zerfallen in drei Formen. Trotz dieser Benennung, Nervenröhre, sagt der Verf., müsse er zur Steuer der Wahrheit bekennen, dafs er nur an den stärker entwickelten Bestand-

Digitized by Google

theilen (Röhrchen der ersten Klasse und Nervenbläschen mittler Gröfse) Merkmale und Erscheinungen wahrgenommen habe, welche die Vermuthung, als wären zarte Flüssigkeiten in diesen Körperchen eingeschlossen, zu bekräftigen im Stande sind; wenn er somit den Namen Bläschen und Röhrchen gebrauche, so geschehe dies mehr in der Absicht diese Theile passend zu benennen, als in der Ueberzeugung, dafs auch wirklich an allen Punkten des Nervensystems diese Gebilde Aufnahms- und Leitungs-Organe bestimmter Stoffe seien; ja er bekenne aufrichtig, dafs er über deren Inhalt nichts Verläfsliches wisse. Ref. erklärt sich ebenfalls aber durchgreifend gegen alle Nervenröhren und Nervencylinder: er findet nur Primitivfasern, welche aber keine Nervenfasern sind und welche mit Flüssigkeit getränkt, anschwellen und Cylinder, einfache oder knotenförmige bilden, allein oder in Bündeln. Die Nervenmarkkörner sind aber der Primitivfaser juxtaponirt oder den Fasern interponirt. Damit ergiebt sich auch die Endigung der sogenannten Primitivfaser der Nerven, indem dieselbe mit der ganz homogenen Primitivfaser der Muskeln zusammenfliefst. Jene Faser bildet bei den Nerven, wie bei den Sehnen, Muskeln dieselbe Faser, durch ihre Faltung jene Querstreifen, welche also mit Unrecht der Nervenfaser allein zugeschrieben wird. Es scheint mir daher zu weit gegangen, wenn der Verf. in dem Abschnitt über das Zellgewebe jede Elementarfaser des Zellgewebes für aus zarten Lympfgefäfsen, peripherischen Nervenröhren und kapillaren Arterien und Venen zusammengesetzt hält. Nach dieser dreifachen Zusammensetzung der Elementarfaser führt er drei Reihen von Fasergebilden auf, 1) solche worin die Lympfröhren vorwalten, Sehnen, Knorpel, Knochen, 2) solche, worin die Blutgefäfse vorherrschen, Zellhaut (?), Hautgewebe, erectilische Gewebe, Muskelgewebe, 3) solche wo die Nervenröhren vorherrschen, — Nervengebilde, Gehirn. Von diesen drei Klassen wird nun im Einzelnen gehandelt. Der Verf. glaubt sich durch Injection von dem Dasein der oben besprochenen feinen Lympfkanäle an drüsigen Organen überzeugt zu haben und findet diese Cylinder vorzüglich in dem Sehnen- Knorpel- und Knochengewebe. In der Knorpelsubstanz findet der Verf. ausser den Lympfgefäfsen, Blutgefäfsen und Nervenröhren auch ovale Körper, welche er Knorpelbläschen nennt, wohl dieselben Organe, welche von Purkinje und Andern mit dem Namen Knorpelkörperchen bezeichnet werden. Das Knochengewebe betreffend finden wir aber Nichts, was den Entdeckungen und Ansichten von Purkinje, Deutsch, Müller und Miescher über die Textur dieser Organe entspräche. Die Knochenkörperchen und die von Müller beschriebenen Canales chalicophori sah der Verf. nicht. Es ist dieses ein Factum, welches die grofse Dissonanz der mikroskopischen Beobachtungen leider wieder bestätigt. Die Knochenkörperchen sind aber reelle Elemente dieser Organe, wie sich der Verf. wohl selbst überzeugen wird. Es verdient hier jedoch angeführt zu werden, dafs die Knorpelkörperchen sowohl, als auch die Knochenkörperchen bereits von Mascagni beobachtet und abgebildet worden sind. Die Canales chalicophori scheinen Ref. jedoch etwas Heterogenes und eine andere Deutung zuzulassen. Der Verf. beobachtete an abgeschabten Knochenplättchen und hier sieht man allerdings die von ihm angegebene Form der Knochensubstanz. Allein es ist hier zu beachten, dafs diese Form Folge der Sägezähne des Messers oder des Glases ist, womit man den Knochen abschabt; (Ref. schabt mit Glas die Knochenplättchen ab.) Ausführlich und mit den schätzbarsten Bemerkungen wird nun von der zweiten Klasse der obengenannten Organe gesprochen und bis zu der Darstellung der Schleimhäute in dem VIten Hefte vorgerückt, wo wir den Faden bei der Anzeige der Fortsetzung dieser für Anatomie und Physiologie gleich wichtigen Arbeit wieder aufnehmen werden, dem Verf. für so mühvolle und höchst verdienstliche Leistungen im Namen der Wissenschaft den verdientesten Dank darbringend.

Die hierzu gehörigen meistens lithographirten Tafeln sind gröfstentheils so schön als zart ausgearbeitet und mehrere der Figuren gehören zu dem Vollendetsten, was die anatomische Literatur in diesem Fache besitzt.

Mayer.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

XXXVII.

1. *Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern, zugleich Wegweiser für Reisende und Beitrag zum Studium römisch. Rechts- und Militäralterthümer, mit 1 Charte und mehreren Abbildungstafeln von Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des Gr. Hess. Hauses u. s. w. Darmstadt,* 1834. *Auf Kosten des Verfs.* 318 S. *in kl.* 8.
2. *Die Geschichte der Bundesfestung Mainz, histor. und militär. nach den Quellen bearbeitet von K. A. Schaab, b. R. D., Vizepräsident des Kreisgerichts zu Mainz u. s. w. Mainz,* 1835. *Auf Kosten d. Verfs.* 606 S. *in gr.* 8.
3. *Archiv für Hess. Gesch. u. Alterthumskunde, herausgegeben aus den Schriften des histor. Vereins für das Grofsherzogthum Hessen von Dr. Steiner, Gr. Hess. Hofrathe u. Historiographen. Erster Band. Darmstadt,* 1835. *Druck und Verlag von C. W. Leske.* 175 S. *in gr.* 8.

Die vaterländische Geschichte, deren Studium in den letzten Decennien durch ganz Deutschland die erfreulichste Aufnahme fand, zählte auch im Grofsherzogth. Hessen schon seit längerer Zeit manche warme Verehrer, welche theilweise auch durch schriftstellerische Leistungen sich als solche beurkundeten. Dem rühmlichen Beispiele mehrerer deutschen Staaten, besonders Preufsens, Sachsens und Baierns folgend, traten dieselben seit dem 1. Juni 1833 zu einem sog. histor. Verein zusammen, dessen erste schriftliche Bestrebungen in No. 3. zur Beurtheilung uns vorliegen. Diese Gelegenheit benutzend, stellen wir hier zugleich noch zwei andere neuere Erzeugnisse der vaterländischen Geschichtsmuse, wovon das eine von dem ersten Veranlasser und Gründer jenes Vereins, das zweite aber von einem andern Mitgliede desselben herrührt, in einer gedrängten Anzeige zusammen.

No. 1. Hr. Steiner ist schon seit zwei Decennien fast ununterbrochen bemüht, die Geschichte und Alterthümer des untern Maingebiets (von Miltenberg abwärts) aufzuhellen, und hat darüber aufser vorliegendem Werke bereits vier andre werthvolle Schriften herausgegeben: 1) die Gesch. u. Beschreib. der Abtei Seligenstadt, 1820; 2) die Gesch. d. Freigerichts Alzenau und Beschreib. d. Schlacht bei Dettingen, 1821; 3) die Gesch. und Alterthümer des Bachgaus in 3 Theilen, welche die Gesch. der Aemter und Centen Ostheim, Babenhausen, Umstadt, Dieburg und Oberburg enthalten, 1825—29, und 4) die Gesch. und Alterthümer des Rodgaus, Darmst. 1833.

Es verdient immer schon Anerkennung, wenn ein Geschichtsforscher, um etwas Gediegenes zu erstreben, sich fast ausschliefslich *einem* Ziele zuwendet und alle seine Kräfte zur Erreichung desselben aufbietet. Unser Dank aber mufs sich steigern, wenn seine Bemühungen auch mit so glücklichem Erfolge gekrönt sind, wie die des Hrn. St., sowohl in seinen früheren Schriften, als ganz besonders in der hier zur Recension vorliegenden (No. 1.). Es ist nämlich darin seinem Forschungseifer gelungen, die grofsen und mannigfaltigen Schätze des römischen Alterthums, welche das untere Maingebiet und der Spessart in ihrem Schoofse bergen, in einem lebensvollen Gemälde zusammenzustellen.

Den Gegenstand seiner Untersuchung andeutend, sagt der Verf. S. 6: „das ganze Maingebiet im allgemeineren und weiteren Sinne, so weit es die Römer gekannt und besetzt haben, ist es also, was wir hier antiquarisch zu beschreiben uns zum Ziele gesetzt haben." Das Bild und den Umfang der Gegend näher zu bezeichnen, hat der Verf. seiner Schrift eine Charte

Digitized by Google

mit römischen und heutigen Localnamen und genauer Angabe der verschiedenen römischen Localalterthümer beigegeben. Es sind die beiden Ufer des Mains von Burgstadt (oberhalb Miltenberg) bis Mainz in einer Strecke von 24 St. Wegs, die Gegend im Spessart zwischen Kinzig und Main südwestlich bis auf den Rücken des Hochspessarts, wo der römische Limes in einer Strecke von 11 St. Wegs hinzieht, und endlich das Gebiet aller innerhalb jenes Umfangs in den Main mündenden Nebenflüfschen und Bäche bis zu ihren Quellen (letzteres mit Ausnahme der Mur und Kinzig, deren Quellen der römische Limes nicht mehr umfing). Den reichen Inhalt des Buches, welcher unter drei verschiedene Abtheilungen, *Geschichte*, *Topographie* und *Verfassung*, vertheilt ist, mögen folgende Bemerkungen anzudeuten dienen.

Bis Aschaffenburg und weiter mainaufwärts drang N. C. Drusus 9 J. v. Ch. gegen die damaligen germanischen Bewohner der Gegend, die Märker, vor. Noch finden sich ihre zahlreichen waffenleeren Gräber auf dem Schlachtfelde im Landgerichte Alzenau. Altdeutsche Ringwälle, von Römern erstürmt, liegen bei Klingenberg, Miltenberg und verschiedenen andern Orten. Die durch Drusus in dieser Gegend begründete römische Macht ward zur Zeit Trajans und Hadrians erweitert und befestigt. Noch zeugen dafür in deutlich nachzuweisenden Spuren die Marschwehren, mittelst deren Drusus das Mainstromgebiet erobernd durchzog und kämpfend behauptete, sowie die Binnen- und Gränzwehren, mit welchen Trajan, Hadrian und Probus das Binnenland und die Gränzen sicherten, sowohl auf dem Höhenrücken des Spessarts, als an den Ufern des Mains.

Ebenso haben Kunst, Ackerbau, Handel, Schiffahrt und die mancherlei Gewerbe und Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens hier ihre Denkmale aufzuweisen. Dianens Altäre (wohl von jagdlustigen Römern herrührend, die sich in den Hochwaldungen des Spessarts und des Odenwaldes ergötzten) findet man zu Aschaffenburg, Seligenstadt und Trennfurth. Neptuns Altäre entdeckte man zu Grofskrotzenburg und Trennfurth; ein Beweis, dafs Schiffahrt die Ufer des Mains belebte. Das Bild der Ceres erblickt man auf einem Denkmal zu Aschaffenburg; es dient, sowie die Römergräber bei Eschau und Hainhausen, Dieburg und Seligenstadt, zum redenden Beweise, dafs diese Gegend von Ackerbau treibenden Veteranen bewohnt gewesen. Reiche Fundgruben römischer Alterthümer der mannigfaltigsten Art sind zu Stockstadt, Grofskrotzenburg, Seligenstadt, Dieburg und Hedernheim eröffnet, aus denen sich täglich die antiquarische Ausbeute mehret. Die wichtigsten Entdeckungen unter allen aber geschahen wohl an letztgenanntem Orte, wo der novus vicus lag und zwei grofse Mithrastempel standen; die hier gefundenen Basreliefs mit den Symbolen des mithrischen (persisch-römischen) Cultus gehören zu den gröfsten Seltenheiten dieser Art.

Materialien für Bauwerke fanden die Künstler und Handwerker in den Steinbrüchen bei Heubach, in den Waldungen bei Trennfurth und den Thongruben bei Dieburg. Zeugnifs dessen sind die schönen Tempelsäulen bei Miltenberg und Bürgstadt (gewöhnlich unter dem Namen der Hainen- oder Heidensäulen bekannt), die Bildnisse der Gladiatoren auf einer Hautreliefsteintafel zu Grofsheubach, der von Zimmerleuten dem Sylvan gewidmete Altar zu Trennfurth, die Brennöfen zu Dieburg.

Die sichern Merkmale eines geordneten Gemeindewesens friedlicher Bürger neben den auf kriegerische Behauptung des Landes hindeutenden Anstalten und Mafsregeln, beschäftigen den Verf. vorzugsweise in der dritten Abtheilung seines Buches, welche über die Verfassung handelt. Er geht dabei von der neuerdings wieder mehr aufkommenden Annahme aus, dafs ein mehr oder minder directer Zusammenhang zwischen den politischen Einrichtungen und Anstalten des Mittelalters und der römischen Zeit Statt finde. So sind nach ihm S. 296 die Sold- und Veteranengüter (agri limitrophi, castellorum territoria) an der Grenze, welche nach Mafsgabe des Standes ihrer Besitzer (vom Gemeinen bis zum Oberbefehlshaber) vertheilt waren und bei den alten römischen Festungen lagen, offenbar die Grundlage des Lehenswesens, und wenn auch späterhin Eigenthümlichkeiten bei dem deutschen Feudalwesen hinzutreten, immerhin deren Vorbild. Die beneficia der Franken, welche man gemeiniglich für die erste Grundlage ansehen will, waren Soldgüter der römischen Soldaten, in deren Besitz die Franken nach Vertreibung der Römer gekommen sind. Wie die Franken die römische Zehndeinrichtung beibehielten, so geschah es auch mit dem nahverwandten Soldgüterwesen. Viele Rittersitze am Main und Spessart sind

Digitized by Google

aus römischen Castellen und hierzu gehörigen Beneficialgütern hervorgegangen; ja der Verf. macht sogar Rückschlüsse aus deren Vorkommen in früher Zeit auf directen römischen Ursprung. Ebenso meint er, dafs die Städte, deren das Mittelalter eine sehr grofse Menge schuf, sämmtlich mehr oder minder Nachbildungen römischer Municipien seien.

Wir glauben, dafs der Verf. aus allzu grofer Vorliebe für seinen Gegenstand, die ihn manchmal auch in anderer Beziehung *) zu sehr auf das mifsliche Feld der Phantasie führt, hierin zu weit gegangen ist. Wir geben nämlich recht gerne zu, dafs ein Zusammenhang der sich entwickelnden germanischen Stadtverfassungen mit der altrömischen Municipalverfassung nicht ganz geläugnet werden kann, dafs namentlich die aufgefundenen Münzen beweisen, dafs auch nach dem Rückzuge der Römer das romanisirte Deutschland und insbesondere das Maingebiet nicht ganz seiner römischen Bevölkerung beraubt wurde, dafs dieselbe vielmehr nicht wenige neutralisirte römische Bürger zählte, und dafs defshalb wohl auch an den meisten solcher Orte die deutschen Stadtverfassungen aus dem römischen Municipalwesen herausgewachsen sein mögen, wobei eben das Abstreifen römischer Formen nur nach und nach in demselben Verhältnisse Statt fand, als man zur Ueberzeugung kam, dafs das Deutsche den gegenwärtigen Verhältnissen das Angemessenere sei. — Aber auf der andern Seite hiefse es den Urzustand und die Urverhältnisse unsers Volkes gänzlich verkennen, wenn wir nicht, was das Lehen- oder Beneficienwesen betrifft, das diese Einrichtung besonders charakterisirende Element rein aus einem ursprünglich deutschen Keime herleiteten, und wenn wir ferner, was das deutsche Städteweseu betrifft, nicht auch das Meiste aus innerer organischer Entwickelung eigenthümlich deutscher Verhältnisse hervorgehen liefsen.

*) Z. B. wenn er Frankfurt a. M. römischen Ursprung beilegt, da doch dessen Entstehung in fränkischer Zeit durch die gründlichen Forschungen v. Fichards aufser Zweifel gesetzt ist, und da, so viele römische Monumente sich auch in dem nur etwa 1 St. von Frankf. entfernten Hedernheim und der Umgegend vorfanden, doch kein einziges der Art auf dem eigentlichen Grund und Boden von Frankfurt je entdeckt wurde; ein offenbarer Beweis, dafs die Römer hier weder eine ständige Niederlassung oder Verschanzung, noch auch nur ein vadum romanum angelegt haben.

No. 2. Hr. Schaab, dessen Sammlerfleifs wir bereits eine ausführliche Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst verdanken, hat uns in vorliegendem Werke aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen über die Geschichte von Mainz Manches mitgetheilt, was der Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes recht sehr würdig ist; so besonders, was derselbe S. 70 ff. über die mittelalterliche Befestigungsweise, S. 309 ff., über die Uebergabe von Mainz an die Franzosen im J. 1792 u. s. w. bemerkt.

Gleichwohl müssen wir bedauern, dafs dieses Werk, welches so viele rühmliche Beweise von der ausgezeichneten Geschichtsliebe und dem unermüdlichen Fleifse seines Verf. enthält, in Anlage und Ausführung nicht besser gelungen ist. Hr. Sch. bedachte wohl nicht ganz die Schwierigkeit seines Unternehmens, die Geschichte der Bundesfestung Mainz nicht blos historisch, sondern auch *militärisch* nach den Quellen bearbeiten zu wollen. Zu einem solchen Versuche sind so mancherlei technische Kenntnisse und Erfahrungen nöthig, welche nur der Militär selbst besitzen kann; auch dürften in diesem Falle die erläuternden Charten, Pläne, Aufrisse u. s. w. nicht fehlen. Ohne diese unerläfslichen Requisiten wird einer solchen Arbeit nothwendigerweise die Verständlichkeit, Klarheit und Zuverlässigkeit abgehen, und dieselbe weder für den Mann vom Fache, noch für den blofsen Geschichtsfreund eigentlich brauchbar sein. Statt vieler Belege wollen wir nur auf die auch einem Layen auffallende, ungeschickte Art hindeuten, auf welche Hr. Sch. S. 521 das montalembertische Befestigungssystem erklärt.

Leider können wir auch den eigentlich historischen Theil nicht gelungen nennen. Mit geringen Ausnahmen trägt das ganze Buch das unerfreuliche Aussehen einer historischen Compilation, in welcher man den Geist der pragmatischen Geschichtschreibung gänzlich vermifst. Dabei ist die annalistische Form der alten Chroniken bis zur Ermüdung angewandt, indem Notizen jeder Art, oft von der äufsersten Geringfügigkeit, in redseliger Breite mitgetheilt werden. Wir können daher Hrn. Sch.'s Werk keine Geschichte der Bundesfestung Mainz, sondern nur eine fleifsige Sammlung zu einer solchen Geschichte nennen; und wir wünschen nur, dafs es dem Hrn. Verf. gelingen möge, seiner Geschichte der Stadt Mainz, deren baldige Erscheinung

Digitized by Google

er uns hoffen läfst, eine Bearbeitung und Einkleidung zu geben, welche den gegenwärtigen etwas strengen Forderungen der historischen Darstellungskunst besser entspricht als dieses Werk.

No. 3. Wir gehen nunmehr zu dem Archiv für Hess. Gesch. und Alterthumskunde über. Der Preis gebührt hier dem Präsidenten des Vereins, dem geh. Staatsrath Dr. Eigenbrodt, welcher von S. 1—88 die diplomatische Gesch. der Dynasten von Falkenstein, Herren von und zu Münzenberg mit der Gründlichkeit und dem Scharfsinn unsers unsterblichen Wenck behandelt. Der Vf. bestimmte sie zur einstweiligen Ergänzung der Gesch. gräflicher und dynastischer Häuser innerhalb des hessischen Landesgebiets, welche Wenck in seiner hessischen Landesgeschichte zu liefern angefangen hat, und verspricht zugleich ähnlich bearbeitete Geschichten anderer Häuser des hohen Adels, die im Umfange des Grofsherzogth. Hessen angesessen waren, nachfolgen zu lassen. Genealogie, Güterbesitz, Gütererwerb und Erbfolge sind meistens die Summe dessen, was wir von solchen Reichsständen wissen, und was uns daher auch Wenck, sowie unser Verf. über dieselben mitzutheilen vermag. Hr. E. nimmt übrigens hierbei nicht das Verdienst in Anspruch, blos Ergebnisse ganz neuer eigner Forschungen geliefert zu haben; er hat aber die vorliegenden Forschungen Anderer sorgfältig geprüft, und sie hin und wieder berichtigt, Manches, was in verschiedenen älteren Schriften zerstreut ist, zusammengestellt und Urkunden benutzt, die erst in der neuesten Zeit bekannt geworden sind, und zum Theil bisher unbekannt waren. S. 84 ist der fleifsigen Abhandlung eine sorgfältige Stammtafel der Dynasten von Falkenstein angefügt, in welcher der Vf. nach Wenck's Vorgang Gebhardi's Stammtafel (Genealog. Gesch. d. erblich. Reichsstände I. 616.) zu Grunde legt und diese nach urkundlichen Beweisen zu ergänzen und zu berichtigen sucht. Auch eine nach Merians Zeichnung lithographirte Abbildung von Münzenberg im J. 1655 fehlt nicht; nur ist zu bedauern, dafs nicht auch eine Ansicht des heutigen Zustandes der Burg beigefügt ist, sowie dafs der Verf. nirgends Gelegenheit nahm, von diesem grofsartigen schon von Friedrich Barbarossa gegründeten Gebäude etwas zu sagen. — Von Interesse sind auch die Miscellen, welche uns Hr. E. S. 148—159 über das Alter der gräfl. und dynast. Geschlechter im Umfange des Grofsherzogth. Hessen, über die histor. Beschreibung des Grofsherzogthum Hessen u. s. w. mittheilt. In letzterer Beziehung ist es gewifs sehr erfreulich, von Hrn. E. zu vernehmen, dafs er schon seit einigen Jahren beschäftigt ist, nach der bekannten Methode von Widders Beschreibung der Pfalz ein ähnliches Werk über das Grofsherzogth. Hessen nach seinen einzelnen Bestandtheilen auszuarbeiten, und dafs er entschlossen ist, dasselbe, sobald es noch mehr vervollständigt ist, im Druck erscheinen zu lassen. Von Hrn. E.'s Kenntnissen, Fleifs und Gründlichkeit haben wir nur Gediegenes zu erwarten.

Auch die übrigen Abhandlungen bieten manches Interessante dar. Prof. Dr. Dieffenbach, bereits rühmlich bekannt durch seinen Abrifs der Geschichte des Grofsherzogthums Hessen, giebt S. 88—92 einige Bemerkungen über den Ort Mahlstatt, als den Sitz einer uralten Gerichtsstätte, und die darnach benannte Grafschaft in der Wetterau; *derselbe* belehrt uns S. 106—120 über die sogenannten Donnerkeile oder Donneräxte, welche er im Allgemeinen für die gewöhnlichen Schneide- und Hauwerkzeuge aus den Urzeiten mehrerer Völker überhaupt, insbesondere aber der Deutschen, hält, und giebt uns zugleich 15 Abbildungen von solchen Donnerkeilen, welche meist in der Umgegend von Friedberg und Giefsen aufgefunden wurden. — Prof. Dr. Uebel, ein ausgezeichneter Geschichts- und Alterthumsfreund, stellt S. 93—100 die hess. Münzstätten (14) im Mittelalter zusammen. — Hofr. Dr. Steiner sucht S. 100—105 die römischen Civitates (im Sinne von bürgerlichen Verwaltungsbezirken) im Gebiete des Grofsherzogthums Hessen geographisch zu bestimmen, wobei nur zu bedauern ist, dafs diese schwierigen Untersuchungen gröfstentheils auf Hypothesen beruhen. — Einem jungen Geschichtsfreunde, Accessist Decker, verdanken wir endlich recht interessante artistisch-topographische und historische Nachrichten von der Stadt Schotten in Oberhessen, wozu G. Landau in Cassel, Verf. der hessischen Ritterburgen, einen kleinen Nachtrag lieferte.

Angefügt ist am Schlusse (S. 162—175) eine kurze *Chronik des Vereins*, welche die Statuten, das Verzeichnifs der ordentlichen Mitglieder und mehreres der Art enthält. Wir finden unter letzteren so viel ehrenwerthe Namen, dafs wir einer fortdauernden Leistung in gleichem Mafse und Werthe wie die vorliegende wohl auch von ihrer Seite entgegensehen dürfen. Sehr heilsam wäre es übrigens für das Emporkommen unsers Vereins, sowie für die Beförderung aller übrigen im deutschen Vaterlande, wenn recht bald die vom General von Minutoli vorgeschlagene jährliche Versammlung der Geschichts- und Alterthumsforscher Deutschlands zu Stande kommen könnte, indem nur durch gegenseitigen Austausch von Ansichten und Meinungen, besonders aber durch enges Aneinanderschliefsen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles, sowie duch wechselseitige Anfeuerung und Aufmunterung, solche Vereine wahrhaft gedeihen und Nutzen bringen können.

Dr. Georg Lange, in Worms.

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

XXXVIII.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie von Dr. C. G. Carus, Hof- und Medizinalrath, Leibarzt, Ritter u. s. w. in Verbindung mit Dr. Ad. Wilh. Otto, königl. geh. Mediz.-Rathe, Ritter, Prof. u. s. w. Heft 4. enthaltend auf 9 Kupfertafeln die Erläuterung der Verdauungsorgane in den verschiedenen Thierklassen. Leipzig, 1835. 24 S. *Folio.*

Wenn es wahr ist, dafs Gott die Welt geschaffen hat und dafs er dieselbe durch seinen Geist regiert, so scheint das von dem Naturforscher zu erstrebende höchste Ziel kein anderes zu sein, als dieses, den schaffenden und regierenden Geist in den mannichfaltigen Formen der Natur zu erkennen, da wir nur auf diese Weise zur Wahrheit d. i. zur Uebereinstimmung des Wissens mit seinem Gegenstande zu gelangen vermögen. Hierbei bieten sich aber zwei Richtungen dar, welche beide, durch die verschiedene Natur der Gegenstände gefordert und vorgezeichnet, scheinbar auseinandergehen, aber in der That sich am Ende zu höherer Harmonie vereinigen müssen. Zu der einen dieser Richtungen führt die geologische Naturforschung, die durch die Anschauung ihres Gegenstandes, im Grofsen und Ganzen wie einer alles umfassenden Einheit, sich leicht zu *allgemeinen* Ideen erhebt, wie ihr Gegenstand selbst sich als Allgemeines vor uns entfaltet. Daher es denn natürlich näher liegt, die kosmische Natur, wie seit dem grauesten Alterthum geschehen, nur in unmittelbarer Beziehung auf den schaffenden Geist zu betrachten. Die andere Richtung ist mehr durch die Untersuchung der organischen Welt geleitet, in welcher die Mannichfaltigkeit der äufseren Formen nicht minder wie die Zusammensetzung der inneren Gestaltung so sehr in das *Einzelne* hinabführt, dafs es leicht ist die höhere Einheit und Idee des Ganzen zu vergessen, und es oft schwer wird sich wieder zu der allgemeinen Einheit der mannichfaltigen und zusammengesetzten Glieder zu erheben, so dafs hierin vielleicht der Grund liegt, warum in der modernen Naturforschung, die den Organismus tiefer in sein Inneres verfolgt, eine so überwiegende, man möchte sagen elementare und materielle Richtung zu finden ist. Inzwischen bietet der Organismus durch seine systematische Gliederung und vernünftige Zweckmäfsigkeit wiederum eine so vollendete Durchbildung seiner schöpferischen Idee durch die körperlichen Glieder und eine so innige Einheit seines allgemeinen Begriffs mit dem besonderen Inhalt dar, dafs er zugleich als die bis in die feinsten Theile vollendete und durchgeführte Verkörperung des Gedankens uns seine Idee selbst äufserlich entfaltet vor Augen legt, so dafs man es für sündlich halten könnte, gegen diese Idee gewaltsam die Augen zu verschliefsen, und gleichsam aus Undank den schöpferischen Quell über den Reichthum seiner Produktionen zu vergessen. Wie also der Makrokosmus die schöpferische Idee mehr in grofsen *allgemeinen* Umrissen, so stellt der Organismus diesen Umrifs zugleich in systematischer Erfüllung mit der innersten Durchbildung und Gliederung dar, so dafs man sogar den Organismus zum Vorbilde geistiger Werke nimmt und sagt, dafs man sie organisiren wolle. Es ist nun ein sonderbarer Widerspruch, dafs während Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Sittenlehrer, ihre Wissenschaften zu *organisiren* bemüht sind, die Naturforscher selbst den Organismus zu *desorganisiren* und mechanisch und chemisch aufzulösen streben. Um so erfreulicher ist es dann aber, wenn sich auch Forscher finden, die wie der auf dem Titel *erstgenannte* Vf. obiger Schrift, Carus, überall jenes angedeutete höhere Ziel der Naturforschung auch beim Organismus im Auge behalten; die bildende Idee in der besondersten orga-

Digitized by Google

nischen Gliederung aufzusuchen und auch den Organismus im Grofsen und Ganzen aufzufassen sich bemühen. Viele sind zwar, die jene ideelle Richtung der Wissenschaft für den Organismus im Allgemeinen wohl billigen und aufnehmen; sie aber bei der besonderen Untersuchung nicht festhalten und hier ohne Wirkung vorübergehen lassen, oder ganz gegen die ihren Gehalt schaffende Idee, den besonderen Stoff in allgemeine Gedankenformen äufserlich einrahmen und das ihrige gethan zu haben glauben, wenn sie die zerstreuten Glieder so gesammelt und die Mannichfaltigkeit der Formen zum Erstaunen vor die Augen geführt haben. Allein bei Carus findet sich der allgemeine Gedanke überall durch den besonderen Inhalt lebendig durchgebildet, und wenn man auch wünschen möchte, dafs derselbe mehr aus dem Inhalte heraus, als — wie es Carus liebt — in den Inhalt hineingebildet wäre, so hat nichtsdestoweniger das Grofsartige seiner Arbeiten, wodurch sie die Schwerfälligkeit lasttragender Werke, ungeachtet ihres reichen Inhalts, glücklich vermeiden, in dieser Richtung seine Quelle. Die stillschweigende Anerkennung derselben, ungeachtet der Bedenken von anderer Seite, ist dadurch erklärlich. Denn jenes Erstaunen, das die die Mannichfaltigkeit *bewundernde* Naturforschung uns augenblicklich abnöthigt, ist nicht von Dauer, und wie kräftig die Stützen sie zu heben und wie grofs der Schirm sie in Schutz zu nehmen, auch sein mögen, so wird immer das Leben, dieser unbestechliche Prüfstein alles Wahren, bald wieder von der *erstaunenden* und *bewundernden*, zu der *begreifenden*, den schöpferischen Geist erspähenden, das Mannichfaltige auf die Einheit zurückführenden Naturforschung hinzeigen. Und hier zeigt sich das Mangelhafte und Einseitige der sogenannten empirischen Richtung praktisch am fühlbarsten, wo man nach Ideen handeln soll, die man eben nicht hat, wo also der Mangel an dieser Lebensnahrung die Praxis lähmt, wenn sie sich jener Richtung hingiebt, wie denn sich daraus die Schwäche der Medizin, einer holen begrifflosen Disciplin, wie der homöopathische Empirismus, gegenüber, hinreichend erklärt. Wird dieser Zustand auch nicht überall erkannt, so wird er desto drückender gefühlt und man sammelt sich gern um eine höhere wissenschaftliche Richtung, wie sie Carus mit seltner Ausdauer verfolgt und über die empirische Ueberschwemmung emporgehalten hat. Es athmet in solchen Werken die lebendige Seele der schaffenden Natur unbeschirmt von selbst, und durch ihr Beispiel kann die mitwirkende Forschung selbst in den Händen der Empiriker auf philosophischem Wege gehen. Man kann namentlich von der vergleichenden Anatomie sagen, dafs in ihr die befruchtenden Ideen von Carus, wenn auch unbemerkt, und unbewufst dennoch die bewegende Seele des Fortgangs in neuerer Zeit gewesen sind. Carus führt uns nur die Mannichfaltigkeit der Formen vor, um ihren Begriff daran zu versinnlichen. Daher trifft man nicht die ermüdende Ueberladung mit unzusammenhängenden Einzelnheiten, wodurch Manche bewundert sein wollen, indem sie durch zierliche Einkleidung derselben in geschmeidige Darstellungen den Mangel lebendigen Zusammenhangs zu ersetzen oder die Lücken zwischen den äufserlich aufgeschichteten Materialien zu verdecken suchen. Was die Genauigkeit der Beobachtung betrifft, so liefert Carus uns den Beweis, dafs eine geistige Durchdringung des Inhaltes die empirische Forschung gar nicht hindert und ausschliefst und es auch philosophische Forscher giebt, die sehr wohl und besser sehen können, als Andere, die nur sehen möchten, um alle Gedanken zu vermeiden und willkührlichen Meinungen dafür Platz zu lassen. Er sieht sicherer, weil er weifs, dafs nichts zu suchen und zu finden ist, was dem schaffenden und regierenden Begriff widerspräche. Auf diesem Wege sind Irrthümer freilich nicht unmöglich; aber diese, und viel gröfsere, begegnen auch denen, die aus Furcht vor den Ideen *nur* sehen; zum Beweis, dafs sich der Irrthum ebensogut als die Wahrheit durch *blofses* Sehen ergeben kann. Auch das vorliegende Werk, dessen Titel auf blofse äufserliche Mittheilung einzelner anatomischer Beobachtungen schliefsen lassen könnte, erhebt sich aus diesem Gebiet der Besonderheiten sogleich zu allgemeinen Ergebnissen und stellt die leitenden Gedanken in der Betrachtung der mancherlei Formen an die Spitze, ähnlich wie es auch von den früheren Heften in den Jahrbüchern No. 47. 1836. 1ster Band schon angedeutet wurde. Zur Orientirung auf dem reichen Gebiet der besonderen Gestaltungen der Digestionswerkzeuge giebt uns der Verf. folgende allgemeine Anschauung der Entwickelungsgeschichte des Verdauungskanals:

1. Das Thier als Theil des mütterlichen Körpers, als Ei entstehend, zeigt in der Höle dieser seiner Ur-

Digitized by Google

form einen von jenem Körper ihm mitgegebenen Vorrath von Eistoff, welcher mit dem Namen des Dotters bezeichnet wird. 2. Dieser Dotter ist der erste Bildungsstoff zu der in seiner Umhüllung durch weitere Differenzirung und Faltung hervortretenden Fortbildung des Eies und Entwickelung eigentlicher Thiergestalt — also erste Nahrung. 3. Die Höle, welche dieser Dotter einschliefst, kann also mit Recht erste Nahrungshöle — Verdauungshöle (da durch ihre Wand die Dottersubstanz assimilirt, verdaut wird) — ursprüngliche Magenhöle genannt werden. 4. Schon aus diesem Grunde müssen sich bei der weiteren Differenzirung der sich bildenden Thiergestalt die Gebilde zur Aufnahme der Nahrungsstoffe (wie es auch die Entwickelungsgeschichte nachweist) aus dieser Urmagenhöle entwickeln. 5. Die weitere Gliederung des Verdauungskanals aus der Urmagenhöle hängt ab von dem Grade der Gliederung, welchen der Thierleib überhaupt erfährt, je mannichfaltiger die letztere um so mannichfaltiger auch die erstere. 6. Die vollkommene Gliederung des Thiers ist aber die in *Kopf* (mit Nasen- Augen- Ohrengegend) und *Rumpf* (mit Brust, Bauch, Becken). Dieser Gliederung angemessen ist die vollkommene Gliederung des Darmkanals *a*) als Kopftheil, mit Mundhöle, Rachenhöle, Schlundkopf, und *b*) als Rumpftheil mit Speiseröhre, eigentlicher Dauungshöle und Afterdarm. Die eigentliche Dauungshöle aber als die Stelle, welche allemal aus der Urmagenhöle zuerst hervortritt, theilt sich abermals und zwar mehrfältig bis zur dreifachen Durchbildung ihrer Gegensätze in Magen (mit pylorischem und Kardiacaltheil) Dünndarm (mit Duodenum und Jleum) und Dickdarm (mit Blinddarm und Kolon). Und selbst von diesen Gliederungen sind die des Magens und Dickdarms noch weiterer Theilungen fähig, indem sich mancherlei Erweiterungen und Anhänge bilden. 7. Die Bedeutung dieser verschiedenen Gegenden des Verdauungskanals mufs natürlich überall nach den Gegensätzen, welche in jeder organischen Fortbildung und Ernährung sich aussprechen, bestimmt werden. Diese Gegensätze sind zuhöchst aber im bildenden Leben Verdauung und Athmung, und sie wiederholen sich in der Sphäre der Verdauung selbst als Einsaugung und Ausscheidung. Die Aufnahme organischer Stoffe setzt indessen voraus, dafs die eigene Selbstständigkeit derselben vernichtet, ihr besonderes Leben ertödtet sei, und so erlangt die Ausscheidung, welche an und für sich schon im Gegensatze der Aufnahme gefordert wird, noch die besondere Bedeutung, die Ertödtung des Individuellen, die Vergiftung der zur Nahrung gewählten Körper zu vermitteln, eine Funktion, mit welcher sich dann gern die Hülfsmittel für mechanische Verkleinerung durch Zermalmung und Kauung verbinden. Beiderlei Organe müssen sich, ihrer Bedeutung angemessen, sonach wesentlich am Eingange des Verdauungskanals entwickeln, und, ist überhaupt ein Kopftheil derselben ausgebildet, so müssen sie diesem namentlich anheim fallen. 8. Der Gegensatz von Aufnahme und Ausscheidung wiederholt sich nun mehrfältig nach der Gliederung der Gegenden des Darmkanals selbst. Im Rumpftheil ist die Speiseröhre im Ganzen aufnehmend, der Afterdarm im Ganzen und oft noch besonders durch eigene Absonderungsorgane ausscheidend, während der Sitz eigentlicher Assimilation die wahre Dauungshöle ist. Doch treten auch hier jene Gegensätze hervor und der Magen ist wieder vorzugsweise aufnehmend, der Dickdarm ausscheidend, während die zwischen beiden die Mitte haltende Assimilation am stärksten im Dünndarm von Statten geht. Ist ein Kopftheil entwickelt, so ist dieser namentlich aufnehmend für den Rumpftheil, aber in ihm wiederholt sich auch der Gegensatz zwischen Aufnahme im Mundtheil und Ausscheidung im Schlundkopftheil. 9. Wieviel oder wie wenig von den angegebenen Gliedern zur Darbildung kommt, hängt ab von der Stufe, welche die Entwickelung des Organismus im Allgemeinen erreicht und es wird hierdurch zugleich seine Combination mit anderen Systemen, namentlich mit den Athmungsorganen bedingt, welche letztere sich den ausscheidenden Seiten des Dauungskanals gern anschliefsen und deshalb gewöhnlich entweder am Anfange desselben neben den vergiftenden Organen oder neben dem Afterdarm entwickelen. 10. Das Thier fängt an als Eithier, erscheint später in gröfserer Mannichfaltigkeit als Rumpfthier, bevor es Kopfthier wird, und so beginnt auch die Bildung der Verdauungswerkzeuge mit der einfachen oder in Recessus getheilten wesentlichen Dauungshöle und gliedert sich erst in Speiseröhre, Dauungshöle und Afterdarm, bevor auch die Kopftheile: Schlund, Rachenhöle, Mundhöle, hinzukommen. 11. So wie nun die Assimilation nach den verschiedenen Stellen des Dauungskanals bald stärker bald schwächer hervortritt, so zeigt auch die Ausschei-

Digitized by Google

dung sehr verschiedene Formen, jenachdem sie auf die frisch aufgenommenen Stoffe wirken (Speichel, Gift) oder in die bereits den wahren Dauungskanal übergebenen *Stoffe* einwirken (Galle, Bauchspeichel) oder endlich mit den Verdauungsüberresten sich entleeren. (Afterdrüsenabsonderung oft abermals giftig) Desgleichen wiederholen sich auch die Mittel der Zermalmung in den verschiedenen Gegenden und erscheinen bald als Kiefer- Schlund-, Magen-Bewaffnung, oder sie wiederholen sich noch als kieferartige Waffen (Stacheln) am Darmende, um auf fremde Organismen zu wirken und sich dieselben zu unterwerfen. 12. Wie ursprünglich das Ei (Dotter) das Thier ist und Dauungshöle und Thierleibshöle darin zusammenschmelzen, so muſs, wenn sich ein besonderer Dauungskanal vom Thierleibe sondert, auch in dem Baue und der Wandung des Darmkanals die Schichtung der Thierwandung und der Dotterhaut selbst, aus welcher sich jene entwickelt, sich wiederholen. Die Dotterwand theilt sich aber in drei Blätter: inneres Schleimblatt (Darm), mittleres Blatt (des Gefäſssystems) und äuſseres Blatt (Nerven-Skelett- Muskel-Hautsystem.) Aehnlich dieser Theilung muſs der vollkommen entwickelte Darm sich verhalten, und so unterscheidet man in demselben: Schleimhaut, Gefäſshaut und Muskelhaut, welche mit äuſserer Haut (Bauchfell) überzogen ist. Und wie aus dem äuſseren Keimhautblatt des Eies sich im höheren Thier das Nervenskelett entwickelt, so bildet sich aus der inneren Darmschleimhaut das Eingeweideskelett, um jene Zermalmungsorgane als Kiefer- Schlund- und Magenzähne zu begründen; Organe, welche, wenn sie nicht zur Ausbildung kommen, oftmals durch aufgenommene Steinchen instinktmäſsig ersetzt werden. 13. Und wie zunächst das Schleimblatt, der Dotter, von der Dotterkugel den Darm durch Faltung absondert, und somit zugleich seine Innenfläche vergröſsert, so vergröſsert sich auch die Innenfläche des Darms wieder durch mancherlei blattförmige Faltungen, oft sich kreuzend und zellenbildend, oder in Zellen getheilt, so daſs oft die Länge des Darms mit der Faltung seiner Innenfläche im umgekehrten Verhältniſs stehen. 14. Der Dauungskanal ist wie er ursprünglich aus der geschlossenen Dotterkugel sich entwickelt, auch zuerst geschlossen zu denken (wodurch sich die öfter vorkommenden Atresieen seiner Enden erklären) und seine Oeffnungen entstehen durch Dehiszenz. Eben deshalb finden wir den Darm nicht selten nur einseitig geöffnet (Aktinien) so wie aber deshalb auch mehr als zwei Oeffnungen desselben, wie bei den Rhizostomen möglich sind. 15. Der ursprüngliche Inhalt der Dotterkugel, welcher die erste Nahrung des werdenden Thiers ist, erscheint als reiner Eistoff und ist folglich uranimalische Nahrung. Es ist eine nothwendige Folge, daſs der weiter gegliederte Dauungskanal um so mehr an die Einfachheit der Urform erinnert, je mehr er die Aufnahme rein animaler Stoffe, vermöge der Stellung des Thiers in der ganzen Thierreihe, fortwährend bestimmt bleibt, und um so mannichfacher sich gliedert, je weiter auch der aufzunehmende Nahrungsstoff von der Einfachheit des Eistoffs abweicht und der Pflanzenkost zugetheilt wird. Von hier aus also ist es erst eigentlich zu begreifen, warum in der Regel bei pflanzenfressenden Thieren der Verdauungskanal länger, mehrfach gegliedert und überdieſs auf seiner Innenfläche weit mehr gefaltet ist als bei Fleischfressern, bei welchen die Annäherung an die erste ursprünglich einfache Nahrungshöle viel deutlicher erscheint.

Entsprechend den so dargestellten Entwickelungsgesetzen werden nun auf den 9 Tafeln die stufenweisen Formen der Ausbildung der Digestionsorgane von den niederen Thieren und einfachen Formen zu den höheren Klassen und zusammengesetzten Formen in sauber und naturgetreu ausgeführten Abbildungen dargestellt. Die erste Tafel enthält die Nahrungshöle und deren Formen bei den vom Verfasser sogenannten Eithieren, den Strahlenthieren Cuviers. Auf der zweiten Tafel sind die Darmkanalformen der Bauchthiere (Mollusken); auf der dritten diejenigen der Gliederthiere dargestellt. Auf der vierten Tafel beginnt die Darstellung der Verdauungsorgane der Rückenwirbelthiere (Hirnthiere) zuerst mit der Klasse der Fische, worauf dann die Amphibien (von Otto, dessen Theilnahme dieses Heft überhaupt einen groſsen Theil des Inhalts verdankt, bearbeitet) auf der 5ten Tafel an die Reihe kommen, wie den Digestionsorganen der Vögel die 6te Tafel gewidmet ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie von Dr. C. G. Carus, in Verbindung mit Dr. Ad. Wilh. Otto.

(Schlufs.)

Die mannichfaltigeren und zusammengesetzteren Darmkanalformen der Säugethiere machten eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung zahlreicherer Metamorphosen nöthig, und so sind diesen die *drei* letzten Tafeln gewidmet, von denen die 7te die verschiedenen Mund- und Kieferformen enthält, welche, da hier zuerst die Speisen wahrhaft gekaut und länger in der Mundhöle gehalten werden, zusammengesetzter als bei den vorigen Klassen sind. Die achte und neunte Tafel enthalten die wichtigsten Verschiedenheiten der Magen- und Darmbildung bei den Säugethieren, unter denen sich besonders die nach Otto's schönen Beobachtungen gemachten Darstellungen des durch Taschenbildung zusammengesetzten Magens eines seltenen ostindischen Affen (Semnopithecus leucoprymnus) der nach Boie's Beobachtungen bei dem von den Braminen verehrten Hulman (S. Entellus) und beim Surili und wahrscheinlich in ähnlicher Bildung bei allen orientalischen Meerkatzen vorkömmt, wodurch wiederum ein merklicher Unterschied der Affen, als durch ihren Magen rein herbivorer Thiere, vom Menschen gegeben ist. Wir können aus dem Reichthum der sich hier darbietenden Erscheinungen nur zwei hervorheben, nämlich die überall sorgfältig beachteten Metamorphosen der Magen- und Darmentwickelung in den verschiedenen Entwickelungsperioden der Thiere, z. E. die Veränderungen der Darmkanalsbildung durch die Metamorphose der Insekten und der nackten Amphibien, besonders der Frösche, deren Magen im Kaulquappenzustande eine ganz andere herbivore Form hat; und zweitens die Darstellung des einfacheren Magen- und Darmbaues der fleischfressenden Thiere zum Unterschiede von der zusammengesetzteren Bildung derselben bei Herbivoren in mehreren Formen, unter denen sich besonders die genaue Darstellung des zwischen dem Magen der Schaafe und dem der Kamele mitten inne stehenden zusammengesetzten Magens des Lama auszeichnet. Diese Metamorphosen der Magenformen bei den Thieren sind in doppelter Beziehung für die Physiologie der Verdauung beim Menschen lehrreich; einmal weil man die durch den eigenthümlichen Bau des Magens bei herbivoren und carnivoren Thieren bedingten ganz verschiedenartigen, auf die Art der Nahrungsmittel sich beziehenden, Bewegungen des Magens in mancherlei Uebergangsformen kennen lernt, und zweitens, weil die Metamorphosen des menschlichen Magens in den verschiedenen Alterszuständen und Lebensverhältnissen dadurch erläutert werden. Die Pflanzennahrung als eine der thierischen Substanz fern stehende Stoffbildung hat um in thierische Masse verwandelt zu werden mehrere Stufen der Verarbeitung zu durchlaufen und mufs sich nothwendig darum länger im Magen aufhalten, als thierische Nahrung, deren Metamorphose in Blut auf kürzerem Wege möglich ist. Daher bedurfte der Magen herbivorer Thiere eine Einrichtung, wodurch die Speisen länger in ihm zurückgehalten, dessenungeachtet aber in beständiger Bewegung erhalten wurden, damit den nicht verdauten Theilen immer neue Berührungspunkte mit den digerirenden Säften dargeboten werden, um ihre Assimilation zu bewirken. Daher zeigt überall der Magen und wo er zusammengesetzt ist auch seine Abtheilungen bei herbivoren Thieren eine sackförmig mehr nach einer Seite ausgedehnte Erweiterung, in welcher die Speisen vor dem schnellen Austritt zum Darmende des Magens länger geschützt bleiben, indem sie durch die grofsentheils unilaterale Bewegung beständig mehr in eine drehende sich im Magen umwälzende Bewegung erhalten werden und nur im pylorischen Theil nach der Chymifi-

Digitized by Google

kation in fortschreitende Bewegung versetzt werden können. Vergleicht man die Magenformen verschiedener Thiere so findet man diesem entsprechend mit der gröfseren Schwerverdaulichkeit der Nahrung, auch das Verhältnifs der unilateralen Ausdehnung (der sogenannten grofsen Kurvatur) zunehmen und im umgekehrten Fall abnehmen. Der Magen carnivorer Thiere hingegen mufste eine Einrichtung haben, wodurch die schneller verdaulichen Fleischspeisen auch im Magen nicht lange aufgehalten werden, daher denn der Magen dieser Thiere eine von zwei Seiten mehr gleichförmige Erweiterung bildet, die nur wenig an der oberen Seite durch die kleine Curvatur zusammengezogen ist, bei Fischen und carnivoren Amphibien sogar kaum merklich. Durch eine solche Einrichtung erhält der Mageninhalt von beiden Seiten ziemlich gleichförmigen Impuls und wird also schneller gegen den Pylorus hin in den Darm ausgetrieben, daher denn durch alle Thierklassen die eigenthümliche Form des carnivoren Magens durchgeht. Es folgt hieraus nothwendig, dafs Fleichnahrung in dem Magen eines pflanzenfressenden Thieres durch längeren Aufenthalt in chemische Zersetzung und Fäulnifs übergehen, und hinwiederum die Pflanzennahrung im Magen carnivorer Thiere sich so schnell hinaus bewegen wird, dafs sie nicht verdaut werden kann. Die Magenbildung des Menschen hält das Mittel zwischen den beiden Extremen der herbivoren und carnivoren Bildung. Indessen kann der menschliche Magen durch verschiedene Lebensart innerhalb einer gewissen Breite sich verändern und bald mehr in die herbivore, bald mehr in die carnivore Form metamorphosiren, und es ist merkwürdig, dafs von der dem Magen der carnivoren Thiere mehr gleichenden Magenbildung der Kinder an, gegen das spätere Alter der Magen fast die herbivore Form eines Kaninchenmagens annehmen kann. Die Hunde zeigen ähnliche Hinneigungen zur herbivoren Magenform, wenn sie längere Zeit mit Vegetabilien ernährt werden. Dieser Umstand erscheint deshalb von Interesse, weil daraus der schnelle Uebergang des Menschen von der mehr vegetabilischen Nahrung zur überwiegenden Fleischnahrung, die in einem herbivoren Magen immer in Zersetzung überzugehen geneigt sein mufs, in seiner Schädlichkeit erkannt wird. Der durch eine untere Längs- und mittlere Quereinschnürung in vier dickdarmähnliche Taschen abgetheilte merkwürdige Magen des Semnopithecus kann nach seiner Bildung zu urtheilen kaum anders als den Mageninhalt in vier Ballen zertheilen und jeden von diesen für sich in rotatorische Bewegung versetzen. Diefs erscheint deswegen von grofsem Interesse, weil auf diese Art die in einer Reihenfolge getrennten vier Magen der Wiederkäuer zum Theil ersetzt werden, ja die Einwirkung der digerirenden Säfte auf die so zertheilten Speisen noch durchdringender sein mufs, da der erste Magen der Wiederkäuer ein blofses Reservoir vor der Insalivation der Speisen ist, und eigentlich nur der zweite und dritte Magen jene überwiegend rotatorischen Bewegungen ausüben. Wir müssen andere Bemerkungen, die sich bei vergleichender Betrachtung der Bewegungen der mancherlei Formen des Dickdarms darbieten, hier übergehen und begnügen uns angedeutet zu haben, wie vielfache Anregung zu wichtigen Erläuterungen und Aufschlüssen uns durch den reichen Inhalt dieses Heftes geboten sind.

Dr. C. H. Schultz.

XXXIX.

Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau v. Dr. K. L. Kannegiefser. Breslau, 1835. 232 S.

Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise, ein Denkmal von K. F. Göschel. Schleusingen, 1834. 2 *Bde.* 214 *u.* 251 S.

Goethe's Faust, Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie von Dr. F. Deycks. Koblenz, 1834. 148 S.

Es giebt für alle Dinge eine doppelte Betrachtungsweise, insofern man sie entweder an sich oder in Bezug auf andere erforscht. Jene, bei der man die Einheit und innere Nothwendigkeit der Gegenstände zu erkennen sucht, ist die allein wissenschaftliche, und, weil sie den Untersuchenden aus sich herauszugehen und sich dem Gegenstand eine Weile zu überlassen zwingt, auch die allein förderliche. Die andere, welche blos nach den Wirkungen der zu erforschenden Objecte, nach ihrem Nutzen und Schaden fragt, darf freilich

Digitized by Google

nicht unterbleiben, sollte aber doch billig der ersteren nie vorangehen wollen, sondern sich ihr bescheiden anschliefsen und unterordnen. Aber leider sieht man die Forschung fast in allen Fächern gewöhnlich den umgekehrten Weg einschlagen, und so wird sich denn auch Goethe noch lange Zeit gefallen lassen müssen, dafs selbst die Wohlmeinenden und Begabteren ihn zu sich herabziehen, anstatt auf ihn einzugehen und sich ihm anzubequemen, wie er selbst es sein lebtag mit den Gegenständen gemacht hat. Gleichwohl hat Goethe solche Vermittelung und Ausgleichung sowohl mit einzelnen ihm heterogenen Naturen als auch mit der gröfseren Menge, die ihm immer fern stand, nie gesucht noch gewünscht. „Liebes Kind, sagte er deshalb zu Eckermann, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über Vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen soll: Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Wenn nun gesagt werden mufs, dafs die angezeigten drei Schriften mehr oder weniger den zweiten Weg der Betrachtung eingeschlagen haben, so ist damit schon ein Theil ihrer Beurtheilung gegeben. Nun wollen wir sie einzeln in Augenschein nehmen. Hr. Kannegiefser tritt mit einem sehr gewichtigen Zeugnifs seiner Befähigung auf, indem er noch bei Goethe's Lebzeiten das äufserst schwierige Gedicht *Harzreise im Winter* in einer Einladungsschrift erklärt, und dadurch eine sehr günstige Beurtheilung seiner Arbeit nebst weiteren authentischen Aufschlüssen von Seiten des Dichters hervorgerufen hat. Diese beiderseitigen Erläuterungen sind, was nicht zu tadeln ist, vollständig in diesem Buche abgedruckt. Aufser diesem Gedichte findet man ferner auch die übrigen, die unter der Aufschrift *vermischte Gedichte* im zweiten Bändchen der letzten Ausgabe enthalten sind, vom ersten bis zum dreizehnten, hier umständlich erläutert, und aus einer der folgenden Abtheilungen ist noch *der Wanderer* beigefügt. Für den zweiten Abschnitt dieses Buchs ist die *Zueignung* sammt mehreren Liedern des ersten Theils gewählt: dann folgt noch ein dritter Abschnitt mit einer Auswahl der Epigramme. Sämmtliche Vorträge wollen weitere Ausführungen der ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen, Variationen über dasselbe Thema nebst Anknüpfung verwandter Betrachtungen und Berührung der zunächst liegenden Ideen sein, welches in der That die beste Art der Erklärung ist, wenn der Erklärer mit dem Autor einige Geistesverwandtschaft besitzt. Und der Vf. trifft in vielen Punkten das Rechte, in anderen stört ihn seine Individualität, fast überall aber gebricht es an der wünschenswerthen Klarheit der Einsicht, die mit wenig Worten viel abzuthun vermag. Oft ist ihm eine beschränkte sittliche Ansicht hinderlich und bei Goethe's kräftiger Gesinnung, die er nicht ertragen kann, entstehen ihm Scrupel, ob dessen Aussprüche über Schicksal und Vorsehung wohl auch mit dem Christenthum übereinstimmen möchten. Wenn man die göttliche Fürsorge zu Gunsten des Individuums sich so ganz unmittelbar vorstellt, als ob aufser diesem gar nichts weiter vorhanden wäre, so mufs man freilich an Goethe's Aeufserungen Anstofs nehmen: glaubt man dagegen, dafs das Individuum sich ins Ganze denken und erkennen mufs, dafs dasjenige, was diesem gut ist, nothwendig auch sein eignes Beste sein müsse, und beide Rücksichten gar nicht getrennt werden können (und das ist doch wohl auch die Lehre des alten und neuen Testamentes, wie der Vernunft und Erfahrung), so wird man finden, dafs Goethe diese Ansicht überall bestätigt. So meint der Vf. ferner bei *dem Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Age*, dafs der Vorsehung eine Ungerechtigkeit und Grausamkeit zur Last gelegt würde, wenn nicht in dem Charakter der beiden Eheleute und ihrem gegenseitigen Verhältnisse die stärksten Fehler obgewaltet hätten. Der Tod und das Unheil wollen eine Ursache haben, und werden diese auch überall leicht finden, weil alles Endliche unvollkommen ist. Aber die Vorsehung ist, wenn die Sache einmal criminalistisch genommen werden soll, durch Nachweisung solcher Fehler doch nicht gerechtfertigt, weil die Personen um ihrer übrigen Verdienste willen, durch welche sie die Theilnahme in so hohem Grade erregen, zu hart bestraft erscheinen und hundert andere schuldiger wären. In dem gegenwärtigen Fall aber ist des Vfs. Ansicht noch dazu ganz unstatthaft. Denn man mufs nie etwas von den täuschenden Erscheinungen inniger und heftiger Liebe beobachtet haben, um den Dichter so sehr mifsverstehen zu können, dafs man die gegenseitigen Verstöfse und Irrungen der Gatten so hoch anrechnet und das Dasein dieser Liebe bei ihnen leugnet.

Digitized by Google

Die auf diesen Klaggesang folgenden Gedichte sind alle der Form nach gleich, stammen alle aus der Zeit des angehenden Mannesalters her, zeugen von derselben Geistes- und Gemüthsrichtung und sprechen verwandte und unter sich zusammenhängende Ideen aus. Diesen Zusammenhang wünschten wir dargelegt und die Weltbetrachtung des Dichters aus jener wichtigen Periode, in welcher er sein Leben nicht nur mit Selbstständigkeit, sondern auch mit Bewufstsein zu gestalten begann, und bei seinen Betrachtungen noch gern ins Allgemeine ging, im Ganzen verdeutlicht zu sehen. Bei *Mahomets Gesang* mufs man sich durch die Ueberschrift nicht irre führen lassen: es ist der Dichter selbst, der gewisse Jugendideale ausspricht: der *Gesang der Geister über den Wassern* schildert in einem Bilde Charakter und Schicksal des Menschen. Von diesem geht man wohl am Besten zu dem Gedicht an *Schwager Kronos* über, weil es zeigt, wie froher Muth und starker Wille den Gefahren trotzen und das Schicksal beherrschen. Sodann schildert die *Seefahrt* das Verhalten bei der Gefahr selbst: den Schlufs macht das Gedicht *Adler und Taube*, indem es den Gescheiterten, Verlornen im heldenmüthigen Ertragen, fern von dem Gedanken an unwürdige Verzichtleistung, darstellt. In ähnlichem Zusammenhang unter sich stehen sodann wieder die Gedichte *Prometheus*, *Grenzen der Menschheit* und das *Göttliche*. Hier mufs auf Pandora verwiesen, und eines aus dem anderen erläutert werden.

Als ein Beispiel verfehlter Deutung führen wir die Erläuterung des Gedichtes *Zueignung* an, indem der Vf. das weibliche Wesen, welches dem Dichter erscheint, für die Poesie hält, während dasselbe sich doch selbst am Schlusse die *Wahrheit* nennt. Nur vermittelst so vieler subjectiven Ergiefsungen als der Vf. seinen Betrachtungen überall einzuweben pflegt, war es möglich, den Sinn so vieler deutlichen Bezeichnungen, wie z. B. „jeder nennt dich sein, ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen, fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein," und „da ich irrte hatt' ich viel Gespielen, da ich dich kenne bin ich fast allein," zu verkennen. Bei demselben Gedichte fällt dem Vf., was man kaum für möglich halten sollte, das Jenseits und die Gnade und fast die ganze christliche Dogmatik ein, und er erkennt sogar biblische Ausdrucksweise darin. Goethe selbst würde ihm dieses wohlgemeinte Bestreben, ihn gegen Verketzerungen in Schutz zu nehmen, wohl schwerlich danken. Aehnliche Verstöfse sind dem Vf. bei dem Epigramm *Sprache* begegnet. Sowohl hier als anderwärts würde durch Anziehung von Parallelstellen mehr gefördert worden sein als durch noch so langes Reden: denn wohl bei keinem Schriftsteller ist es so nothwendig, ihn aus sich selbst zu erklären, als bei Goethe. Gelungen scheint uns dagegen die Erläuterung der Gedichte der *neue Amadis*, das *Bergschlofs*, die *Musen und Grazien in der Mark*. Bei den Epigrammen, die sich auf Lavaters Physiognomik beziehen, sind die historischen Aufschlüsse dankenswerth, und bei dem Gedicht Haidenröslein ist die Gegenüberstellung der Herder'schen, wie bei dem Lied an die Cicade die der Overbeckischen Bearbeitung interessant.

Die Schrift des Hrn. Göschel ist keineswegs ein Commentar, sondern vielmehr, wie schon der Titel andeutet, eine Darlegung der sittlichen und religiösen Gesinnung des Dichters, in der Absicht denselben gegen die vielfachen Angriffe, welche von dieser Seite auf denselben gemacht worden sind, in Schutz zu nehmen, wobei die erläuterten Dichtungen blos zu Belegen dienen sollen. Die Tendenz dieser Schrift ist am besten in folgenden Worten ausgedrückt, welche Th. II. p. 93 gefunden werden: „Wir wollen lieber den grofsen Dichter um Christi willen als den Herrn um des Dichters willen lassen: lehren Sie uns beides vereinigen, wer würde nicht gern in einem bewunderten Menschen ein Glied in dem Reiche Gottes begrüfsen?" Bei diesem Bestreben mufste der Vf. nothwendig auf jenes Wehgeschrei des Albert Knapp Rücksicht nehmen, der alsbald, nachdem der Heros aus dem Leben geschieden war, zur Leiche herbeigeeilt kam, und nachdem er sich zum Schein einige Schläge auf die Brust versetzt hatte, sofort mit den Fersen gegen den todten Löwen auszuschlagen begann und grofses Aufsehen erregte. Dieser Theil des Buches ist an Inhalt und Einkleidung der gelungenste, und Ref. wüfste der Widerlegung nichts beizufügen, als allenfalls das, dafs Hr. Albert Knapp von dem, den er doch in gewisser Hinsicht als seinen Meister anerkennt, nur sehr wenig gelernt habe, wenn es blos das ist, dafs man jedes Ding als ein in sich geschlossenes Ganze betrachten und dafs man seine Schilderungen nicht übertreiben oder mit Bildern überladen müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau v. Dr. K. L. Kannegiesser.

Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise, ein Denkmal von K. F. Göschel.

Goethe's Faust, Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie von Dr. F. Deycks.

(Fortsetzung.)

Denn weit wichtiger ist das, dafs man, anstatt zu verneinen, etwas Positives leisten, und, anstatt mit Worten zu eifern, die Gegner durch die That und durch seine Handlungen widerlegen soll: und dies ist doch gewifs nicht unchristlich; ja vielmehr dürfte, wer dies vor dem anderen voraus hat, wohl nicht so gar weit hinter ihm im wahren Christenthum zurück sein, wofern letzteres anders nicht im Aussprechen und Beobachten bestimmter Formeln lediglich oder hauptsächlich besteht. Wenn er also, wie er sich rühmt, einen um so viel glücklicheren Standpunkt, sei es gewonnen oder empfangen, hat; so beweise er dies durch die That — denn der Standpunkt thut, wenn auch nicht alles, doch das Meiste — und schaffe ein echt poetisches Produkt, und dann darf er reden. Einstweilen aber mögen seine Leser berücksichtigen, was Goethe in den Tag- und Jahres-Heften B. XXXI. p. 142 in Bezug auf solche Angriffe, wie er sie zum öfteren erlebte, geäufsert hat.

Aufserdem stellt diese Schrift eben sowohl Facta aus Goethe's Leben als Theile seiner Dichtungen zusammen, und legt bald den Plan ganzer Werke dar, z. B. der Wahlverwandtschaften, der Lehrjahre und Wanderjahre, bald geht sie kleinere Stücke im Einzelnen durch, bald versucht sie auch allegorische Erzählungen und Mährchen zu deuten. Exegetisch zeichnen sich aus die Abschnitte über Hans Sachsens poetische Sendung, über Wilhelm Meisters Lehrbrief, und über Gott, Gemüth und Welt. Am wenigsten scheint die Deutung der Reime vor den Wanderjahren erster Redaction (die man in der Ausg. letzt. H. zerstreut Th. V, 116 folg. IV, 104. III, 167. u. s. w. zu suchen hat) gelungen, und zwar darum, weil der Vf. in den Beigaben und Episoden der Wanderjahre zu viel inneren Bezug mit dem Ganzen vermuthet, während doch historisch zu erweisen ist, dafs es mit der Redaction dieses Werkes beide Male ziemlich tumultuarisch herging, und manches nur darum beigegeben wurde, um die festgesetzte Zahl von Büchern anzufüllen. Ueberhaupt werden mit den exegetischen Deutungen des Vfs. wohl die Wenigsten zufrieden sein, und es ist nicht zu läugnen, dafs seine Ideenverbindung sehr viele Sprünge macht, und dafs sein Bemühen um Ausgleichung und Vereinigung oft bis zu wirklicher Vermischung führt. Doch mag sich Ref. hierüber gerne bescheiden, da er sich so geringer Geistesverwandtschaft mit dem Vf. bewufst ist, dafs ihm Goethe's Worte oft deutlicher vorkommen, als die seinigen. So scheint ihm auch in den drei Mährchen (der neue Paris, die neue Melusine, das neue Reich) die Symbolik zu weit getrieben, und er bekennt, dafs für ihn in den beiden ersten blos im Allgemeinen das Verhalten des Helden und die Beschaffenheit der Umgebung von Bedeutung sei, in dem letzteren aber allerdings überall ein allegorischer Sinn unterzuliegen scheine, aber nicht der, welchen der Vf. glaubt. Ref. vermuthet vor der Hand, dafs das Land jenseits des Stromes das Land der Ideale, die schöne Lilie die Idee, die Schlange die Gelehrsamkeit, der Mann mit der Lampe die prüfende Forschung, die Irrlichter den Witz, der Riese die Gebilde des Wahns und des Aberglaubens vorstellen, und glaubt übrigens, dafs die vorzüglichste Tendenz des Mährchens sei, die ausgespro-

Digitized by Google

chenen Lehren zu veranschaulichen: „Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde verbindet." — „Jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt."

Wir wenden uns zum Faust. Der zweite Theil ist erschienen, weit räthselhafter als der erste, und wenn mit ihm einestheils, da nun das Ganze vollendet und geschlossen vor uns liegt, die Deutung des Werkes erst möglich geworden ist, so ist auch die Verwirrung und die Verlegenheit, wenigstens für den Anfang, um Vieles vermehrt. Man zweifelt sogar, ob der zweite Theil dem ersten und das Ende dem Anfang gebührend entspreche, und ob der Dichter im Verlauf eines halben Jahrhunderts, welches vom Entwurf bis zum Abschlusse des Werkes verstrich, die Einheit des Planes zu bewahren in Stand gewesen sei. Diese Zweifel sucht Hr. Deycks in der angezeigten Schrift zu beseitigen, indem er den Sinn und Zusammenhang der Dichtung nach ihren einzelnen Theilen von Anfang bis zu Ende darlegt. Für einen aufmerksamen Leser, der mit Goethe's Dicht- und Denkweise vertraut ist, bedurfte es dieser Auseinandersetzung freilich nicht: aber dafs sie gegenwärtig an der Zeit sei, beweist eben die angeführte Thatsache. Diese Schrift ist überdiefs reich an Notizen, Aufschlüssen und Belehrungen, die zum Verständnifs des Einzelnen im zweiten Theile nöthig sind, und zeugt überhaupt von grofser Belesenheit, Klarheit der Ansichten und nicht geringer allgemeiner Bildung. Sehr richtig ist im Allgemeinen der Standpunkt festgehalten, dafs auch dieses Gedicht zu den Gelegenheitsgedichten, im guten Sinne des Worts, gehöre, und vor Allem Erlebtes darstellen wolle:

„Wenn Goethe's Werke die Geschichte der Thätigkeit seines Dichtergenius enthalten, so liegt in dem Faust, den er mit dem Leben erst beschlossen, die geheime Geschichte dieses Genius selbst. Sie liegt darin aufs engste verbunden mit dem Bilde des Zeitalters, seiner Vorzüge und Mängel, wie sie Goethe'n fördernd und hemmend erschienen, und von Allem, was ihn ein halbes Jahrhundert hindurch in Welt und Natur, freundlich oder feindlich berührte, erkennen wir unläugbare Spuren."

Aber in der Durchführung wünschten wir diefs hie und da genauer beobachtet zu sehen. So scheint uns z. B. die Erklärung und Herleitung des Bösen zu weit ausgeholt und zu wenig an die Individualität Goethe's angeknüpft. Derselbe hat vom Teufel gesagt, dafs er, so wie auch der einzige Gott, keine poetische Figur sei. Also hat er wohl weder im Prolog noch auch im übrigen Gedichte einen von diesen beiden einführen wollen. Goethe betrug sich als Dichter durchaus polytheistisch, und wenn er somit einen Teufel darstellte, so mufste das ein Titane in mittelalterlicher Gestalt sein. Darum nennt sich Mephistopheles auch nur *einen Theil* von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, und von dem Herrn wird er durch den Namen *Schalk* ausgezeichnet, damit man ihn von anderen seines Gleichen unterscheide. Auch dieser Ausdruck scheint einer genaueren Berücksichtigung werth. Ueber die Veranlassung zu seinem Gebrauch an dieser Stelle ist eine Notiz belehrend, welche in der Erzählung *die guten Weiber* Th. XV. p. 292 folg. enthalten ist, dafs nämlich in einem gewissen Lande die Ehefrauen, welche *aus Charakter oder Maxime beharrlich verneinen*, und sich leicht hiedurch die Herrschaft im Hause aneignen, Schälke genannt werden. Es ist also nur ein fehlerhafter, einseitiger, verderbter, aber keineswegs ein durchaus verworfener Charakter, welchen Mephistopheles repräsentirt, und ein anderer wäre in einem Gedicht auch wohl schwerlich zu gebrauchen gewesen. Darum will sogar der Herr, dafs er auch bei ihm nur frei erscheinen möge, indem er ihm unter allen Geistern, die verneinen, am wenigsten zur Last sei. Hätte man diefs von jeher bedacht, so würde man nicht die Erfüllung solcher Bedingungen vom Dichter erwartet haben, zu denen er sich nicht anheischig gemacht hatte. Weil sich derselbe einmal auf den Standpunkt christlicher Mythologie und Vorstellungsweisen begeben habe, meinte man, so müsse er denselben auch genügen, und weil sich der Faust dem Teufel ergeben habe, so müsse er auch zu Grunde gehen. Diefs ist jedoch, nach meiner Ansicht, ein Mifsverständnifs. Denn Faust erstens hat sich nur der Gefahr, nicht dem Verderben ergeben, und Mephistopheles hängt von keinem Herrscher ab, dem er ihn überantworten müfste, und zweitens sind die Bedingungen, dafs Faust sich von seinem Urquell abziehen liefse, und dafs er sich beruhigt auf ein Faulbett legte, nie in Erfüllung gegangen. Also

Digitized by Google

könnte das Gedicht recht gut mit der Bethörung des Mephistopheles durch die Engel schliefsen: denn was noch folgt, ist ein Nachspiel, welches dem Prolog gleich- und gegenübersteht, und zur eigentlichen Handlung nicht mehr gehört. Die volksthümliche Faustfabel hat Goethe demnach so benutzt, wie er sie eben als Goethe und als Dichter benutzen konnte; so dafs es sonderbar wäre, wenn man ihn durch sie gebunden glaubte, da er doch von Anfang sich nicht hat binden lassen.

Durch eine übersichtliche Darlegung des Inhalts des ersten Theils bereitet der Verf. die Erklärung des zweiten vor, bei dem er länger verweilt. Während der sehr wesentliche Unterschied beider Theile gut und treffend charakterisirt wird, vermisst man dagegen die Andeutung der Veränderung, welche, in Folge des erschütternden Unglücks, mit Fausts Innerem vorgegangen und zugleich mit der Heilung von seinen Leiden bewerkstelligt worden ist. Er hat das hochmüthige Streben, sich den Geistern gleich zu stellen und der Erde Freuden zu überspringen, aufgegeben, und erkennt nunmehr, „dafs, wie Goethe anderswo sagt, das Wahre und Göttliche sich niemals von uns direkt erkennen lasse (und man *gleicht* dem Geiste, den man *begreift*), dafs wir es vielmehr nur *im Abglanz, im Beispiel, Symbol*, in einzelnen und verwandten Erscheinungen schauen, und es gewahr werden als unbegreifliches Leben, und dem Wunsche nicht entsagen können, es dennoch zu begreifen." Ganz übereinstimmend mit diesen Worten sehen wir hier, wie Faust vom Anblick der Sonne, um nicht zu erblinden, sich wegwenden und wieder zur Erde blicken mufs, sich bergend in dem jugendlichsten Schleier, gleich wie die Elfen in die Blumenkelche hinabgeschlüpft sind, und wie er statt ihrer den Regenbogen über dem Wasserfall betrachtet,

der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Statt jenes gigantischen Strebens, das ihn eben so tief hinabgestürzt hat, als er sich über Gebühr erhub, wird er nun von jenen wohlthätigen Geistern, die gleich den Frühlingsblüthen und dem Ernteseegen alle Erdgebornen erfreu'n, denn

Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann,

zu einer reineren menschlichen Thätigkeit aufgemuntert in den Worten, die die schönsten sind unter allen, welche in Profan-Büchern gelesen werden können:

Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift:
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Die Darstellung dieser Thätigkeit nun in den hauptsächlichsten Fächern des menschlichen Lebens ist der Inhalt des ganzen zweiten Theiles.

Sodann ist in Bezug auf das Einzelne zu bemerken, dafs beim Plutus, schon wegen seiner engen Verbindung mit dem Knaben-Lenker oder der Poesie, so wie auch in den übrigen Allegorien des Carnevals, an keine politischen Verhältnisse gedacht sein kann. Bei Eckermann (Th. II. p. 162) bekennt Goethe selbst, dafs in der Maske des Plutus der Faust, in der des Geizes der Mephistopheles und in der des Knaben-Lenker Euphorion stecken: also mufs man diese Allegorien wohl auf geistige und moralische Verhältnisse beziehen; der Pan aber mit seinem Gefolge bedeutet das Lossagen von Cultur und Sitte. In demselben Buche erhält man auch einigen Aufschlufs über die *Mütter*. Goethe verräth, dafs ihm das Mythologische Plutarch geliefert habe, die Stelle aber giebt er nicht an. Es ist, wie Ref. einst bei zufälliger Lesung erkannt hat, die Erzählung im Leben des Marcellus c. 20, mit der es sich also verhält: In dem alterthümlichen Städtchen Engyum auf Sicilien verehrte man mächtige und wunderthätige Gottheiten unter dem Namen *Mütter*. Nun war ein Bürger, Nikias, welchen man festnehmen und den Puniern ausliefern wollte, weil er unverhohlen zur Verbindung mit den Römern aufgefordert hatte. Allein er merkte das Vorhaben, und entrann auf folgende Weise. Er lästerte ungescheut die Mütter, und seine Feinde freuten sich, dafs er die Schuld vermehre. Als er einst wieder dergleichen Reden vor der Volksversammlung führte, und die Häscher bereits in der Nähe waren, um ihn zu ergreifen, fiel er plötzlich wie todt nieder. Nach einer Weile erhub er das Haupt wieder, blickte scheu um sich, stiefs mit hohler, zitternder Stimme abgebrochene, schreiende Töne aus, und während die Versammlung von Entsetzen gefesselt war, warf er den Mantel ab, zerschlitzte das Unterkleid, sprang auf, und rannte halbnackt nach der Thüre des Theaters, rufend — „die Mütter, die Mütter verfolgen mich!" und nie-

Digitized by Google

mand setzte ihm etwas entgegen, weil er sich ganz wie ein Wahnsinniger oder Besessener geberdete. Diese Mütter können nun schwerlich andere als Demeter und Persephone sein, welche in der Tiefe thronen. An Ideen ist also nicht zu denken: denn wer hat dieselben je unterhalb der Erde gesucht? auch mit Eckermanns *schaffendem und erhaltendem Princip* ist noch nicht ganz der rechte Punkt getroffen, sondern vielmehr die Kraft der *organischen Bildung und Gestaltung* scheint gemeint zu sein, vermöge welcher alles, was entsteht, eigenthümlich, Eins und in sich vollendet ist; und diese geheime Kraft geht, gleich dem Magnetismus, vom Centrum der Erde aus, wohin Goethe auch den Grund der Witterungsveränderungen setzte. Darum werden die Bildungen, von denen in ihrer öden Einsamkeit die Mütter umschwebt sind —

Gestaltung, Umgestaltung,
des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung —

mit den Wolken verglichen —

Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe,

an denen jener Bildungskreis am deutlichsten zu beobachten ist, und wenigstens von Goethe gern beobachtet wurde; und von den idealen Gestalten, welche, das Verfahren der Natur nachahmend, der Dichter hervorruft, wird gesagt, dafs sie aus dem *Weihrauchnebel* des Dreifufses werden, der sammt dem Schlüssel für den Magier dasjenige ist, was Thron und Scepter dem Herrscher sind.

Der glühnde Schlüssel rührt die Schale kaum,
Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum,
Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart —

und nun wird die wunderbare, göttliche Harmonie, nach welcher die Wesen entstehen, leben und wirken, mit einem von der Musik entlehnten Bilde also beschrieben:

Und nun erkennt ein Geister-Meister-Stück!
So wie sie wandeln, machen sie Musik,
Aus luftigen Tönen quillt ein Weifs-nicht-wie,
Indem sie ziehn, wird alles Melodie.
Der Säulenschaft und die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt in Tact hervor.

Mit Recht hofft also Faust, hinter einem solchen Nichts das All zu finden, und mit Recht legt Mephistopheles einen so hohen Werth auf dieses Unternehmen —

Der erste, der sich jener That erdreistet;
Sie ist gethan, und du hast es geleistet —

denn die Gewifsheit in diesem Dinge würde aller Kunst und Wissenschaft die Krone aufsetzen.

Hier sind wir auf dem Punkte, von welchem aus rückwärts und vorwärts der innere Zusammenhang der Tragödie am leichtesten übersehen werden kann. Nachdem Faust seine Thätigkeit zum Besten der menschlichen Gesellschaft zu verwenden begonnen hat, handelt es sich zuerst um Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse. Diefs geschieht vermittelst des Papiergeldes. Sodann wollen aber die Menschen auch ergötzt und belehrt sein: das Bedürfnifs der Kunst und Wissenschaft erwacht —

Erst haben wir ihn reich gemacht,
Nun sollen wir ihn amüsiren.

Hier hat Faust bereits einen Standpunkt gewonnen, auf welchem ihm Mephistopheles nicht mehr Genüge leisten kann: denn Helena läfst sich so leicht nicht hervorrufen wie das Papiergespenst der Gulden, und Teufelsliebchen können nicht für Heroinen gelten. So findet derselbe auch in der klassischen Walpurgisnacht gar kein rechtes Behagen, und ist überhaupt nicht mehr in seinem Elemente: er ist, ohne dafs er sichs gesteht, zum Diener und Handlanger herabgesunken, und Faustens Sieg bereits entschieden. Helena's Erscheinung, wie sie aus dem Weihrauchnebel des Dreifufses hervorsteigt, ist vorerst ein blofses Geschöpf der Phantasie, eine Idee, die noch durch keine Erfahrung mit dem Leben vermittelt ist. Darum steht der schwärmerische Faust, indem er dieselbe so ohne Weiteres mit der Wirklichkeit verwechselt, die gröfste Gefahr aus. Nun handelt sich's zunächst um praktische Durchbildung, und dazu mufs der Verkehr mit der Natur und dem Alterthum behülflich sein. Faustens Sehnsucht nach diesem, und der Umstand, dafs er nicht eher zum Leben und zur Besinnung zurückkehrt, als bis sein Fufs den klassischen Boden berührt hat, erinnert an Goethe's Zustand vor und bei seiner Reise nach Italien.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1837.

Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau v. Dr. K. L. Kannegiefser.

Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise, ein Denkmal von K. F. Göschel.

Goethe's Faust, Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie von Dr. F. Deycks.

(Schlufs.)

Was soll aber die Herumführung bei der Häfslichkeit dem der die Schönheit sucht? Homunculus hat es gesagt: „auch schon an den Gespenstern kann man das Classische erkennen;" und Mephistopheles bemerkt es, ebenfalls —

Wo man die Geliebte sucht,
Sind Ungeheuer auch willkommen,

und Faust fühlt sogleich die Wirkung:

Wie wunderbar! das Anschaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärtigen grofse tüchtige Züge.
Ich ahne schon ein günstiges Geschick;
Wohin versetzt mich dieser ernste Blick? —
Vom frischen Geiste fühl' ich mich durchdrungen,
Gestalten grofs, grofs die Erinnerungen.

So gewinnt er denn seine Helena zum zweiten Mal, und zwar nicht blos ihr Bild sondern die leibhaftige und wirkliche, aus der Unterwelt heraufgeführt. Und was soll sie ihm? Das mittelalterliche Wesen mufs mit dem Classischen verschmolzen werden, diefs ist noch fortwährend der Standpunkt und die Aufgabe der Menschheit. Beide Richtungen werden im dritten Akt, der ihre gegenseitige Vereinigung und Durchdringung feiert, nach ihren charakteristischen Merkmalen sehr treffend gezeichnet, aber die klassische am schönsten in den Versen:

Hier ist das Wohlbehagen erblich
u. s. w.

Nun ist die Kunstidee verwirklicht: was bleibt zu thun übrig? Die Ausführung solcher Ideen, die auf das Handeln gerichtet sind.

. . Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu grofsen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleifs. —
Denn That ist alles, nichts der Ruhm.

Vermittelst des Krieges gewinnt Faust Raum zu einer friedlichen Thätigkeit, und beginnt einen riesenhaften Kampf mit den Elementen. Das Meer wird bewältigt, durch Schiffahrt beherrscht und durch Dämme aus seinen alten Eroberungen, von denen einst auch Philemon und Baucis Zeugen gewesen sind, verdrängt; und so wie diese durch Frömmigkeit gerettet wurden, also siegt Faust durch Thätigkeit.

Was zur Verzweiflung mich beängstigen konnte,
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen,
Hier möcht' ich kämpfen, diefs möcht' ich besiegen. *)

In dieser rastlosen Thätigkeit begriffen, findet ihn der Tod. Indem er aber bei diesem Ziele alles Irdischen angelangt ist, ist sein Streben und Ringen noch keineswegs beendigt, noch hält er sich selbst für vollkommen und gerechtfertigt: diefs beweist seine Reue, dafs er einst mit Frevelworten sich und die Welt verflucht habe, und sein Bedauern, dafs er sich noch nicht völlig ins Freie gekämpft habe, und immer noch der Täuschung und dem Selbstbetrug unterworfen sei. Darum nimmt an ihm die Liebe von oben Theil, und wird er durch die göttliche Gnade gerettet. Darüber äufsert sich Goethe selbst bei Eckermann (Th. II. p. 350) folgendermafsen: „In Faust selber eine *immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende*, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe sind die Bedingungen seiner Rettung. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach

*) Vgl. damit Goethe's Werke Asg. letzt. H. Th. LI. p. 283.

Digitized by Google

welcher wir nicht durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade."

Wenn man die Grofsartigkeit dieses Planes überschaut, mufs man nicht mit Unwillen und Mitleiden erfüllt werden gegen diejenigen, welche, so wie sie das Gedicht ansehen, immer keine angelegentlichere Sorge haben, als dafs ja nichts der christlichen Dogmatik widersprechen möchte; nicht als ob solche Fragen überhaupt nicht aufgeworfen werden dürften oder müfsten, sondern weil sie erst zuletzt aufgeworfen werden können, wenn man zum Verständnifs des Ganzen gelangt ist, wozu jedoch vor der Hand noch wenig Anstalten gemacht scheinen. Doch ich wende mich wieder zu unserem Gedichte, und bemerke, dafs mehrere von den Erklärungen des Verfs., welche das Einzelne betreffen, bereits bei Eckermann aus Goethe's eignem Munde Bestätigung finden, z. B. die des Homunculus, des Euphorion, im Wesentlichen auch die der Kabiren: aber Vieles ist noch übrig, das er gar nicht berührt hat. Die meisten Schwierigkeiten bietet die classische Walpurgisnacht dar, die fast aus lauter Anspielungen auf Zeiterscheinungen, namentlich auf herrschende Ansichten und Irrthümer in der Naturwissenschaft besteht. Solche Gespenster des Wahns sind am Ende in den Lamien personificirt, die den Mephistopheles weidlich zum Besten haben, und dazwischen spukt immer wieder die Erhebungstheorie. Ueber alle diese Dinge ist nirgends weiter, als aus Goethe's Schriften selbst, Aufschlufs zu suchen, indem man daraus sieht, wie er sich die Sache vorgestellt und wie er's gemeint hat. Wenn man z. B. gelesen hat, was im Briefwechsel mit Zelter vom October 1829, in den nachgelassenen Werken B. LI. p. 182 folg., in den Wanderjahren B. XXII. p. 177 folg. und in den Xenien B. IV. p. 384 folg. geschrieben steht, so werden einem die Anspielungen nirgends entgehen.

Möchten durch das Interesse, welches gegenwärtig für Goethe's Schriften rege wird, besonders Philologen zum Studium derselben angefeuert werden. Denn was dieser von Napoleon gesagt hat, dafs seine Kriege erst die des Cäsars aufgeschlossen haben, und die Commentarien dieses vor jenem nicht viel mehr als ein blofses Exercitium gelehrter Schulen gewesen seien, das nämliche läfst sich gewissermafsen auch von ihm in Bezug auf die Dichter des Alterthums sagen, weil die Erfahrung lehrt, dafs man das Fremde und Entfernte nur in so weit recht zu verstehen fähig ist, als man in seiner eigenen Umgebung Gleiches oder Analoges betrachten und ersteres darnach abmessen kann.

Dr. J. A. Hartung.

XL.

C. Velleii Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum coniecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misenae, 1836. *LXXII u.* 124 *S.* 12.

Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent, Dr. Joannei Hamburgensis Collaborator. Inest censura editionis Orellianae. Altonae, 1836. *XXIV u.* 160 *S.* 8.

Es darf nicht Wunder nehmen, dafs, nachdem durch H. Orelli eine sichere Basis für die Kritik des Vellejus Paterculus gefunden worden, für diesen Schriftsteller, der seit Ruhnken fast völlig unbeachtet geblieben war, sich plötzlich eine regsame Thätigkeit kund gibt. Aufser mehreren in's Detail eingehenden Recensionen hat die Orellische Ausgabe auch die beiden obengenannten Schriften hervorgerufen, durch welche die Vellejanische Literatur eine wesentliche Bereicherung erhielt. Der Zweck des Hrn. Kr. ging dahin, theils auf dem von Orelli betretenen Wege rüstig fortzubauen, theils für solche, die den Vellejus in einem Zuge lesen wollen, einen auf handschriftliche Autorität fufsenden und nach den neuesten Verbesserungen gereinigten Text herzustellen. Auf den notenlosen Text folgt S. 114—123 Scripturae diversitas editionis Ruhnkenianae, S. 123—124 Addenda; vor dem Text steht III—LXXII die Epistola critica an Hrn. Orelli, worin Hr. Kr. von seinem kritischen Verfahren Rechenschaft ablegt, und mitunter auch in nahe gelegene Gebiete abschweift. Was die äufsere Einrichtung betrifft, so findet Rec. zwei Punkte an derselben tadelnswerth, erstlich, dafs Hr. Kr. die in allen Ausgaben angenommene Paragraphen-Eintheilung weggelassen hat, wodurch namentlich die Lesung der Epistola critica sehr beschwerlich wird; sodann, dafs unter dem Texte nicht die Varianten der Editio princeps, des Burerius und des Cod. Amerbach. angegeben sind, was weit zweckmäfsiger gewesen wäre, als die Zusammenstellung der Abweichungen vom Ruhnkenischen Texte, die Rec. mehr für ein Schaustück als für eine wirkliche Bereicherung der Ausgabe ansieht, da Ruhnken den Text, auch wo er ihn durch treffliche Emendationen berichtigte, doch meist ungeändert liefs.

Durch die Bearbeitung selbst hat sich jedoch Hr. Kr. wesentliche Verdienste um seinen Schriftsteller erworben. Er berichtigt in der Epist. IV. mehrere Versehen, welche Orelli besonders in der Varianten-Angabe sich beikommen liefs, weist die Vorzüglichkeit und Nothwendigkeit von nicht wenigen Conjecturen, die Orelli

Digitized by Google

entweder verwarf oder nicht kannte, grofsentheils mit schlagenden Gründen und umfassender Gelehrsamkeit nach, vertheidigt an einigen Stellen geschickt die handschriftliche Lesart oder verbessert sachgemäfs die Interpunction, sucht endlich durch eine ziemliche Anzahl von Verbesserungsvorschlägen den noch immer sehr verdorbenen Text bestmöglich zu heilen. Was die ersteren Punkte betrifft, so kann Rec. sie füglich übergehen, da er Hrn. Kr. fast durchgehends beipflichten mufs, er berührt daher nur die Conjecturen desselben, von denen sich hauptsächlich drei Gattungen unterscheiden lassen; erstlich solche, wo Kleinigkeiten geändert werden, als in der Schreibart von Eigennamen, in Einsetzung eines Praenomen, in gleichmäfsiger Herstellung gewisser Flexionsformen u. s. w. Wir zweifeln jedoch, ob Hr. Kr. durch diese — wir möchten sagen — Hyperkritik seinem Autor einen wesentlichen Dienst geleistet hat; sicherlich hat er an vielen Stellen der Art mit der handschriftlichen Lesart den Schriftsteller selbst verbessert und berichtiget. Die zweite Gattung besteht in Nachweisung von Interpolationen, die geradezu aus dem Texte entfernt wurden. Hierin ist Hr. Kr. offenbar zu rasch verfahren, und hat oft alles Maafs überschritten; denn lassen sich auch an einigen wenigen Stellen ziemlich deutliche Spuren einer fremden Hand erblicken, wie z. B. I, 6, 6. I, 8, 6., so sind doch wieder andere Stellen der Art, dafs die Erweisbarkeit einer Interpolation höchst schwer sein dürfte. Nicht an jeder Stelle, wo ein Schriftsteller sich etwa gehen läfst, darf man sogleich Interpolation wittern; namentlich scheint diefs bei Vellejus mifslich, dessen Abrifs der römischen Geschichte wir eben nicht für ein lang und sorgfältig ausgefeiltes Werk erklären möchten, sondern vielmehr für die Arbeit einer raschen und flüchtigen Feder, die sich in ihrer Eilfertigkeit zwar manche Nachlässigkeiten zu Schulden kommen läfst, aber gerade defshalb mit so gröfserer Frische und Lebendigkeit ihre geistreichen Skizzen hinzeichnet. So wird z. B. I, 4. 4. „Et mox Aeolii non minus illustres obtinuerunt locos, clarasque *urbes* condiderunt, Smyrnam, Cymen, Larissam, Myrinam, Mytilenenque, et alias *urbes*, quae sunt in Lesbo insula" durch Stellen hinlänglich geschützt, wie Rec. in den Jahrb. 1836. I p. 328 nachgewiesen hat. In die dritte Classe setzen wir endlich jene Conjecturen, durch die der Text eine Veränderung im Sinne oder in der Construction erleidet. Es wäre ungerecht, auf diesem Gebiete überall schlagende Evidenz zu verlangen, indefs glauben wir, ohne defshalb den sonstigen Verdiensten des Hrn. Kr. zu nahe treten zu wollen, dafs er die hohen Erwartungen, zu denen wir bei dem Herausgeber der Sallustischen Fragmente gewissermafsen berechtigt waren, diefsmal auf dem Felde der Conjecturalkritik nicht völlig gerechtfertigt hat. Zur Bekräftigung unsers Urtheils unterwerfen wir einige Stellen einer kurzen Prüfung.

Im ersten Buche c. 18, 1. heifst es: Transit admiratio ab conditione temporum et ad urbium (so H. Kr. nach Schegk.). Una urbs Attica pluribus annis eloquentiae quam universa Graecia operibusque floruit. H. Kreyssig findet in dem letzteren Satze eine Lücke und schreibt: *eloquentiae famu*, womit Rec. keineswegs einverstanden ist. Abgesehen davon, dafs eloquentiae fama operibusque nicht gut zusammenstimmen, lehrt schon der ganze Zusammenhang auf den ersten Blick, dafs pluribus zu operibus gehört, und der Fehler in dem Worte *annis* steckt. Es wäre höchst unpassend, die Erwähnung der Jahre hier vorne hinzustellen, wo der Schriftsteller, nachdem er das Zusammentreffen gleicher Bestrebungen in einem engeren Kreis von Jahren nachgewiesen hat, darauf ausgeht, zu zeigen, dafs auf ähnliche Weise in manchen Städten die Bildung sich gleichsam concentrirt habe, während andere in geistiger Hinsicht mit dürren Oeden und Steppen zu vergleichen seien. Rec. glaubt, dafs in den verdorbenen Worten vielmehr eine Sentenz der Art enthalten war: „Eine einzige Stadt in Attika hat in der Beredsamkeit mehr ausgezeichnete Geister und Werke hervorgebracht als ganz Griechenland;" worauf sich ganz folgegemäfs anschliefst: adeo ut corpora gentis illius separata sint in alias civitates, *ingenia* vero solis Atheniensium muris clausa existimes. — II, 2, 2. können wir uns von der Unrichtigkeit der handschriftl. Lesart in dem Satze: graviter ferens aliquid a se factum infirmari, wo H. Kr. *pactum* schreibt, unmöglich überzeugen. Eben so möchte die Phrase *seditionem creare* II. 20, 2., wofür H. Kr. sed. *conflare* will, bei Vellejus nicht zu beanstanden sein, da sie auch in dem Lukrezischen discordiam creare ein sicheres Analogon findet. Ohne Grund wird auch die handschriftl. Lesart angefochten II. 30, 6., wo H. Kr. schreibt: hujus patrati *belli* gloria, während belli so leicht sich aus §. 5. ergänzt. Schwieriger scheint die Sache II. 98, 2, wo die Conjectur ejusque *belli* patratione Asiae securitatem, Macedoniae pacem reddidit auf den ersten Anblick weit mehr entspricht. Indefs auch hier scheint die Einsetzung von belli überflüssig, da das Wort aus dem vorausgehenden bellavit nach der sogenannten Constructio ad synesin, wovon sich in Vellejus mehrere Beispiele finden I, 12, 7. II, 17, 3. 115, 1. 117, 3., füglich ergänzt werden kann. Statt belli in der letzten Stelle einzusetzen, hätte H. Kr. vielmehr einen noch von keinem Herausgeber bemerkten Fehler tilgen sollen, da nach II, 98, 1 offenbar (??) *Thraciae* statt *Asiae* zu schreiben ist. — Die verzweifelte Stelle II, 90, 1. „Sepultis, ut praediximus, bellis civilibus, coalescentibusque reip. membris *et coram aliero*, quae tam longa armorum series laceraverat, Dalmatia — ad certam confessionem pacata est imperii" versucht H. Kr. so zu bessern, dafs er für „et coram aliero" schreibt: *habita est cura alienorum*. Aber auch dieser Vorschlag scheint das tiefe Dunkel dieser Stelle eben so wenig aufzuhellen, als die noch näher liegende Conjectur Bergks (Zeit. für Alterth. Wissensch. 1835 S. 911) *et coaluere*: da eine unbefangene Betrachtung der Stelle deutlich lehrt, dafs der Relativsatz quae — laceraverat von dem Particip coalescentibus reip. membris in keinem Falle getrennt werden darf, also erst mit *Dalmatia* der Nach-

Digitized by Google

satz zu beginnen ist. Der Raum verbietet, noch mehrere Stellen einer näheren Prüfung zu unterwerfen; wir zeichnen daher nur noch jene aus, wo H. Kr. entweder sicher das Richtige getroffen, oder doch sehr wahrscheinlich conjicirt hat: II, 26, 1. 29, 2. 30, 6. (in den Adden. p. 124 mit Laurent p. 47) II, 47, 1. 59, 6. 82, 2. 119, 2. 127, 2 und 3. 128, 4.

Von geringerem Werthe als die sorgfältige und genaue Arbeit des H. Kr. ist die zweite der oben genannten Schriften von H. Laurent, dem Herausg. der Fasti consulares. H. L. behandelt in seiner rein kritischen Schrift mehr denn hundert und funfzig Stellen des Vellejus, und sucht die meisten derselben durch Conjectur herzustellen. Dafs unter einer solchen Masse von Emendationen sich viel Spreu vorfinden müsse, dürfte man auch bei einem glänzenden Heroen in der Conjecturalkritik befürchten, und darum noch nicht auf den Verf. den Stein der Verdammnifs werfen; wenn jedoch das Unkraut in gar zu üppiger Fülle wuchert, da ist es Pflicht der Kritik, maafslose Ausschweifungen in die gesetzlichen Schranken ohne Rückhalt zurückzuweisen. H. Laurent zeigt in der Behandlung von selbst vielen Stellen einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn, und seine Schrift ist jedenfalls für die Kritik des Vellejus beachtenswerth: allein Besonnenheit, gediegene Sprachkenntnifs und genaues Studium des behandelten Schriftstellers wird nur zu häufig vermifst. Es ist offenbar, dafs H. L. darauf ausging, jede verdächtige und verdorbene Stelle, koste es was es wolle, in ihren Urzustand zurückzuführen; er macht ordentlich eine Treibjagd auf schufsreifes Wild, so dafs er in seinem Feuereifer auch ganz zahme Hausthiere erbarmungslos niederschiefst, er weifs jede Schwierigkeit mit seinem kritischen Schwerdte zu durchhauen, oder durch das Wundpflaster der Diplomatik auf gelindem Wege zu curiren; es kann daher nicht auffallen, dafs mancherlei Gutes, was seine Schrift enthält, durch viele und grofse Willkührlichkeiten entstellt und geschmälert wird. Wir führen nur einige Stellen nach der Lesung des H. L. an, und überlassen es den Lesern, selbst sie mit ihren Anmerkungen zu begleiten. II, 7, 6, schreibt er: visa ultio privato odio magis, quam *publica vindicta* data, statt des ganz richtigen: *publicae vindictae*. II, 38, 6.: Cyprus devicta nullius assignanda gloriae est. II, 54, 1. non fuit *nunc* (!) maior in Caesarem, quam in Pompeium fuerat, regis fides. II, 55, 1: ibi primo *variam fortunam expugnavit* virtute. II, 130, 3: Quid hic meruit (sc. Tiberius), primum ut scelerata Drusus Libo iniret consilia? *deinde ut* Silium Pisonemque *tantum alterius dignitatem constituit*, *auxit* alterius? (Wo ist hier irgend ein Sinn? irgend eine Beachtung der Construction?) II, 42, 3: Caesar — in Bithyniam perrexit ad proconsulem Tunium. *Reliquerat enim* Asiam eam, quam obtinebat, petens, ut auctor fieret sumendi de captivis supplicii; wo die Handschr. hat: *cum idem enim* Asiam. H. L. bezieht also *quam obtinebat* auf Caesar, während er doch aus §. 1. dieses Capitels so leicht absehen konnte (eius *qui obtinebat Asiam* magistratus P. R.), dafs obtinere von der Verwaltung der Provinz durch den Proconsul zu verstehen sei; vgl. Liv. XXVI, 20. Corn. Nep. v. Cat. 1, 3. Kortte zu Sall. Catil. I. 18. 5. Doch genug hievon. Anderseits werden ganz richtige Stellen angefochten (z. B. II, 53, 2. II, 25, 3 *et* Consulem für *ut*; vergl Huthii quaestt. critt. de locis nonnull. Vell. p. 6), treffliche Emendationen durch neue, weit unwahrscheinlichere zu verdrängen gesucht (z. B. II, 44, 3. 55, 1. 60, 4.), zu manchen Stellen zwei oder drei, ja noch mehr Verbesserungsvorschläge zugleich zur beliebigen Wahl hingestellt; nicht selten schon bekannte Emendationen als neue vorgeschlagen, selbst solche, die in Orellis Ausgabe angeführt sind, (s. II, 34, 4. 51, 3. 55, 4. 83, 3. 105, 1. 107, 1. 129, 1.), der immer heilig zu achtende Buchstabe der Handschrift wird nur zu häufig völlig aus dem Auge gelassen (so wird II, 38, 3 *argumentum* geändert in *spem*; II, 64, 4 *vel* in *interitu*; II, 30, 4 geschrieben: Pompeius tribuniciam potestatem restituit, cujus Sulla imaginem *inanem* (für in iure) reliquit, wo so leicht zu ändern war: imaginem *in rep.* reliquerat.); kurz es herrscht in dem ganzen Verfahren des H. L. eine Willkühr, wodurch alle Sicherheit und Glaubwürdigkeit der Kritik sinken, und diese in ein loses und leeres Spiel ausarten mufs. — Jedoch unerachtet dieser grofser Mängel verkennen wir das Gute, das uns geboten wird, nicht im Mindesten, und Niemand kann mehr als Rec. bedauern, dafs H. L. keine gröfsere Auswahl in seinen Conjecturen getroffen, und durch das viele Ungenügende seine unbestreitbaren Verdienste so arg verkümmert hat. So wird z. B. richtig oder doch sehr wahrscheinlich verbessert: II, 25, 3 exarmatum *Quintumque* Sert. (schon vorhanden) II, 30, 6 *per omnia* principem; II, 57, 2 dati *adeo* neque protinus-; II, 40, 5 memor *ante* acceptae — II, 44, 1 diverso *cuique* tempore — 116, 4 *deiectus* est — 117, 1 epistolae *allatae*. Eben so verdient die Behandlung folgender Stellen alle Beachtung: I, 17, 5. II, 28, 2 u. 3. 39, 2. 56, 2. 68, 1. (p. 70) II, 68, 1. 68, 5. 69, 3. 92, 2. — Um endlich der Vorrede noch zu gedenken, so wird in derselben mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu beweisen gesucht, dafs die Amerbachische Handschrift allerdings jenes von Beatus Rhenanus erwähnte Exemplar properanter descriptum sein möge, und des Burerius Glaubwürdigkeit auf eine glänzende Weise gerechtfertigt, wie ihn auch H. L. p. 120 sqq. vortrefflich in Schutz nimmt.

K. Halm, in München.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

April 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

XLI.

Das Provinzial-Recht der Altmark nach seinem Standpunkte im Jahr 1835. *Im Auftrage des Königl. Justiz-Ministerium für die Gesetz-Revision nach amtlichen Quellen bearbeitet von A. W. Goetze, Königl. Geh. Justiz- und vortragendem Rathe im Königl. Justiz-Ministerium.* 2 *Theile in* 3 *Abtheil. XXII und* 459, *XII.* 354 *u.* 87 S. *Magdeburg,* 1836. *bei Heinrichshofen.*

I. Es sind dem Publicum in neuerer Zeit mehrfach vorgelegt worden Redactionen von Particular-Rechten einzelner Gebietstheile der preufsischen Monarchie unter dem Namen von „*Provinzial-Rechten.*" Diese Arbeiten, wenngleich veranlafst oder selbst unternommen unter öffentlicher Auctorität, sind doch nur als Privat-Arbeiten publicirt. Eben deshalb bieten sie im allgemeinen für die Kritik nur diesen *doppelten* Gesichtspunkt dar: dafs nämlich der Werth der einzelnen Leistung für sich beurtheilt werde, der specielle Gesichtspunkt, oder dafs, der generelle Gesichtspunkt, ohne Rücksicht auf die Bestimmung jener Arbeiten, dieselben nur als Materialien für Rechtsgeschichte und Rechtsbildung in Betracht und der Werth dieses ihres allgemeinsten Resultates zur Beurtheilung gezogen werde. Ein *dritter* Gesichtspunkt, der sich bezieht auf die *Tendenz* der gestellten *Aufgabe*, kann wegen deren *Vorausgesetztseins* — bei jenen Arbeiten — dagegen nicht geltend gemacht werden. — Aber grade dieser besondere Gesichtspunkt ist es, welchen die Eigenthümlichkeit der vorliegenden Redaction des altmärkischen Provinzial-Rechtes nicht nur gestattet, sondern denselben sogar als den ihrigen für sich fordert. Denn es hat der Hr. Verf. die Aufgabe nicht behandelt als eine gegebene, sondern als eine freie, die er sich selbst gesetzt hat und die er producirend deducirt; jene allgemeine Tendenz hat sich, möchten wir sagen, wiedergeboren und, sich verjüngend, personificirt in dem Autor: so lebendig, so kräftig, ja so kühn, mit solcher Selbstgewifsheit und darum auch mit solcher Klarheit und Wahrhaftigkeit, wie wir nur das auszusprechen und mit solchem, bis zu der äufsersten Gränze der uns gesetzten Sphäre sich wagenden, Muthe auszusprechen vermögen, was unser eigenstes Wesen ist und darum als ein Reflex des Göttlichen von uns gewufst wird — ist von ihm versucht zu entwickeln die Gerechtigkeit der Aufgabe an sich, die Nothwendigkeit ihrer Ausführung und dafs sie so ausgeführt werden müsse, wie sie von ihm an dem einzelnen Gegenstande seines Werkes zur Ausführung dargestellt sei. — Eben so, wie der bezeichnete Gesichtspunkt sich ergiebt als der allein angemessene für die Eigenthümlichkeit des Werkes, ist derselbe aber auch andererseits derjenige, durch welchen dessen Beurtheilung, seiner Individualität oder Gattung nach, allein das Recht gewinnen konnte, in den eigenthümlichen Kreis dieser Blätter gezogen zu werden. Und zwar aus dem Grunde: weil jener Gesichtspunkt eine Frage zur Beurtheilung stellt, die betrifft die Bildung und Fortentwickelung des Rechtszustandes in Deutschland überhaupt, eine Frage, die eben so tief eingreift in die Interessen der Gegenwart, als in die höchsten und allgemeinsten Principien der Wissenschaft.

Das aber ist die Frage: ob ein Staat, der zur Codification geschritten, die Verbindlichkeit oder doch die Nothwendigkeit über sich genommen habe, neben diesem allgemeinen Codex des Rechtes für das ganze Staatsgebiet, auch die particulären Gestalten, zu welchen sich das Recht in seinen einzelnen Gebietstheilen ausgebildet hatte, zu codificiren.

Wenn auch nicht klar und ausdrücklich dieselbe sich vorstellend, ist denn auch diese Frage in der, die Tendenz seiner Arbeit rechtfertigenden, Entwicklung

Digitized by Google

unseres Autor doch die wesentliche und nur darin sichtbar nüancirte Grundlage, dafs damit schon verknüpft ist die Vorstellung eines durch die allgemeine Codification an sich begangenen und in gewisser Maafse zu componirenden Unrechtes.

Es wird daher die gegenwärtige Mittheilung und Beurtheilung der Ansichten des Hrn. Verfs. über jene Frage, um sich als Kritik zu rechtfertigen, die Lösung derselben zu ihrer eigenen Aufgabe stellen und darum auch dieselbe allseitig nach der *juristischen* Seite sowohl — auf welche die zu referirende Ausführung sich beschränkt — als auch nach der *publicistischen* Seite, in Betracht ziehen müssen.

Was aber nun, als das in jedem Sinne anzuerkennende prius, anbetrifft den *Rechtspunkt*, so werden wir sogleich durch die ersten Worte der Vorrede zum Mittel- und Grundpunkt der ganzen Frage geführt. „Willkür breche Stadtrecht; Stadtrecht breche Land-„recht; Landrecht breche gemeines Recht! Diese Re-„gel bezeichne die Richtung der Rechtsfindung, aber „nicht die Richtung des Rechtes. Denn es könne „selbst der Umfang des Geltens eines Stadtrechtes ein „viel gröfserer sein, als der eines Landrechtes, des-„sen Gebiet sich möglicher Weise auf einige Dörfer „beschränke; also sei jener Unterschied ein ganz äu-„fserlicher, in sich selbst zufälliger der Quantität. Die „*Qualität* sei aber überall die *eine* und *gleiche*, Recht „zu sein. Und darum sei denn auch jedes Recht in „dem Bereich seines Geltens das *alleinige* Recht: denn „Recht müsse doch Recht *bleiben*."

Mit diesem speciösen Argumente — damit wir die in der Schrift mehr vorausgesetzten, als entwickelten Folgen desselben zuvörderst uns vorstellen wäre denn schon entschieden unsere Frage in ihrer Grundlage, nämlich die Vorfrage: dafs eine Aenderung in dem gemeinen Rechte oder, setzen wir den Fall, die Bildung eines gemeinen Rechtes in einem Staate keinen Einflufs habe auf die bestehenden besonderen Rechte, darin also auch kein Grund gefunden werden könne, irgend etwas an jenem besonderen Rechtszustand zu verändern, oder gar diese besonderen Rechte aufzuheben.

Speciös ist aber dieses Argument; weil es aus dem allgemeinsten innersten und höchsten Princip des Rechtes deducirend jedes andere aus besonderen Umständen und Verhältnissen zu schöpfende Argument von vorn herein als ungültig abweiset, während es selbst nur durch die Abweisung jeden Inhaltes und jeder Qualität vom Rechte den Schein gewonnen hat aus jener höchsten Quelle geschöpft zu haben. Denn zu der Thesis des Verfs. (S. IV): „Jedes Recht ist (innerhalb seines Gebietes) ein gleich *gutes*" ist die nothwendige Antithesis: „jedes Recht ist ein gleich *schlechtes*;" woraus die Synthesis hervorgeht: dafs diese Prädicate *gut* und *schlecht* das Recht in der That gar nichts angehen, der Inhalt des Rechtes also ein *gleichgültiger* ist, das *Gleichsein* der Rechte daher nur besteht in der *Gleichheit* ihres *Geltens*, die Essenz und Substanz des Rechtes selbst endlich also einzig und allein besteht in der reinen und leeren *Form* des *Geltens*. Doch es bedurfte nicht einmal dieser Deduction. Unser Verf. spricht es bald darauf selbst aus in dem Satze: „*Alle* Rechte, die als *solche* exi-„stiren, gründen sich *zuletzt* in ganz gleicher Art auf „dem einen Grunde, dafs Gerechtigkeit anerkennen „mufs, was sich in erlaubter Weise und nach rechter „Regel als ein Menschen gegen einander bildendes Ver-„hältnifs gebildet hat" (S. IV). Was heifst dies anders, als: das Recht ist Recht, nicht, weil es *recht* ist, sondern weil es *ist*, und was *ist*, das ist Recht; der *Zustand* ist das Recht, und die Gerechtigkeit besteht in der Zuständlichkeit! Zwar wird der *Rechtszustand* in jenem Satze des Autor qualificirt als der in *erlaubter* Weise und nach *rechter Regel* entstandene, aber diese regula justi et liciti ist selbst keine allgemeine, kann und darf in Consequenz jener Ansicht nicht gegeben, nicht begriffen, sondern nur *entnommen* werden wiederum aus anderen Verhältnissen, also *auch* aus einem Zustande; so dafs wir von einem Zustand zu dem anderen geführt, in diesem Kreise der Zuständlichkeit gebannt bleiben und *zuletzt* (dem letzten Grunde des Autor) uns eben da befinden, von wo wir ausgingen, bei einer unendlichen Menge (ihrem Inhalte nach) unendlich verschiedener — *ungleicher* und doch wieder auch (nach der allein bedeutungsvollen Form, ein Zustand zu sein) — sich völlig *gleicher* Zustände. Das Resultat dieser Kreisbewegung ist denn aber dieses: dafs es kein Recht giebt, sondern nur Zustände, weil eben *die* (geltenden) Rechte, absolut individuell, einzig in ihrer Art eben damit ausschliefsen ein einiges Princip, also die Existenz *eines* Rechtes, damit aber auch *aller* Rechte als *Rechte*. Auch die-

Digitized by Google

ses Resultat finden wir bei dem Verf.; freilich nicht in dieser Explication, sondern in derselbigen Einhüllung, welche ihm selbst die Inhaltslosigkeit seines Principes verhüllt hat. Wir wollen, um die *Consequenz* des Satzes, welchen wir nachher aus dem Buche herausheben wollen, aus diesem Principe und seine *Congruenz* mit dem entwickelten Resultate zur Evidenz zu bringen, die Gedankenreihe, welche sich bilden muſs von der Grundrichtung des Autor aus, vorstellig machen. Der Inhalt ist es nicht, warum ein Recht recht ist, das steht danach fest; also ist es die Form; seine Form besteht aber darin, ein Zustand d. h. überhaupt ein *Sein* zu sein; das Wesen des Seins ist aber, für sich, ein *Unterschiedenes*, ein Vieles, zu *sein*, an sich aber, *Gewordenzusein*, d. h. dieses Werden als Gedanke, als Princip aufgefaſst, ein *Geschaffenes* zu sein: — hier also ist denn die Einheit und das Rechtsein des Seins zu suchen, in seinem Ursprunge und seiner Schöpfung, darin daſs diese Zustände *von Gott* geschaffen sind. Und daraus folgt denn endlich eine Diremtion des Rechtes in *göttliches* und *menschliches*; so daſs ersteres ist der Gedanke, das reine und damit einfache und *eine* Princip des Rechtes als principiirendes, schaffendes Element, und letzteres ist die Vielheit der existirenden Rechtszustände, das wirkliche und als wirkliches *absolut* differente Recht, daſs beides *nur* bezogen ist durch den Begriff der Schöpfung, nur befaſst ist in dem Verhältniſs der natura naturans und natura naturata, in der Wirklichkeit aber beides schlechthin von einander unterschieden ist, weil eben das differente menschliche Recht das allein wirkliche, das identische göttliche Recht (als das nur schaffende und darum nicht existirende, das in den Moment der Schöpfung von dem Geschaffenen zurückgezogene Element) — aber das unwirkliche ist, das nur in der Meinung in dem durch keinen Inhaltsbeweis zu rechtfertigenden *Glauben* an das *Geschaffensein* aller menschlichen Rechtszustände aus demselben eine seinlose Existenz hat. — Wir sind freilich in dieser Gedankenentwickelung — und muſsten es, um die Schärfe des Zusammenhanges hervortreten zu lassen — schon um einen Schritt weiter gegangen, über den Punkt hinaus, welcher die Grundlage ist des nunmehr mitzutheilenden Ausspruches des Verfs. „Gerade weil das göttliche Recht überall das„selbe ist, muſs sich in dem stillen und geheimen Ein„fluſs dieses Rechts auf die differenten Verhältnisse „auch überall ein differentes Recht bilden, wie *die„selbe* Sonne aus dem verschiedenartigen Boden ver„schiedenartige Pflanzen und eine ganz verschiedenartige „Vegetation erzeugt." (S. VII). — Die Grundlage dieses Gedankens ist ganz klar das vorher entwickelte Verhältniſs der natura naturans zur naturata; aber damit es eingesehen werde, wollen wir es an diesem Gedanken selbst exponiren. Das göttliche Recht, hat es sich der Verf. gedacht mit und in einem bestimmten Inhalte, hat er sich vorgestellt den Inhalt der Offenbarung über die äuſsere Gestaltung der menschlichen Verhältnisse? Nein! Denn das ist ein bestimmtes, ein für sich existirendes allgemeines Recht, das darum einen qualificirenden Maaſsstab enthält für die Vergleichung der Rechte, wodurch die als wesentlich gleich postulirten sehr ungleich werden, wodurch die aus dem Rechtsgebiete doch verbannten Prädicate von gut und schlecht wieder eingeführt wurden; denn das ist ein der Zeit nach viel später Erschienenes als zum Theil die Anfänge der Zustände entstanden sind, aus welchen als ihrer wesentlichen und darum sie berechtigenden Grundlage, hervorgegangen sind die gegenwärtigen Rechtszustände; das ist endlich vielmehr das *Vorbild*, nach welchem *umzubilden* sind jene Zustände! Dieses ist also nicht gemeint; sondern gemeint ist jenes bloſs ideelle, anfangende, schaffende Princip, jene leere Form der Schöpfung, jenes Einheitsprincip, das weder an sich selbst noch an den existirenden Rechten — denn diese sind absolut different! — einen Inhalt, eine Wirklichkeit hat, und dessen Bedeutung — sowie es jene Ansicht auffaſst, nur ist: jedem Rechtszustande die Prätension der Absolutheit zu geben. —

War auch der Wunsch, daſs durch solche Analyse seiner Gedanken dem tiefen Gemüthe des Verfs. klar werden möge die Gottlosigkeit seiner Rechtsansicht, der nächste Anlaſs zu dieser detaillirteren Entwickelung, so haben wir sie doch nur in der Absicht unternehmen zu dürfen geglaubt: weil es einmal darauf ankam jener allgemeineren Ansicht durch die Kritik einer ihrer neuesten Begründungen, von welcher gerühmt werden muſs, daſs sie aus kräftigem, klaren, intelligenten und frommen Geist entsprungen, — allgemein nachzuweisen den absoluten Widerspruch, in welchen sie mit ihrem eigenen Princip geräth; weil es darauf ankam, zur Evidenz zu bringen den *Pantheis-*

Digitized by Google

mus im Rechte jener Ansicht, während doch ihre Jünger zumeist es sind, die so eifern gegen den *Pantheismus in der Natur*. Oder ist es nicht Pantheismus und ist es nicht *derselbe* Pantheismus, der in der geschaffenen Natur den Schöpfer anbetet, und der aus dem Geschaffen- und Entstandensein eines Zustandes herleitet seine absolute Berechtigung, seine über jeden Gedanken zweckbeziehender Betrachtung erhobene Heiligkeit? Es *ist* eine Vergötterung der Natur, wenn man das, worin der Mensch anfängt seine Uebernatürlichkeit zu einer sichtbaren Gestalt zu bilden, sein Recht wiederum macht zu einem blofs Natürlichen, das eben nur denselben Werth und dieselbe Bedeutung habe, wie ein reines Naturwesen, wenn man die Rechtsgestalten mit Pflanzengestalten identificirt; und man hat getödtet die eigene geistige Lebendigkeit und die Wesenheit des Rechtes, wenn man ihm den Odem eines Naturwesens einhaucht, damit es doch nur an der Verwesung zu sterben brauche!

Doch wir wenden uns wieder zu dem Besonderen. Und da ist es das Nächste, zu untersuchen, *worin* nun der *Irrthum* liege in der für unwahr erkannten Ansicht. Denn bei allem Urtheilen ist davon auszugehen, dafs in jedem Verkennen zum Grunde liege ein Erkennen, welches die Beurtheilung, dadurch dafs sie den Grund des Verkennens klar macht, zu Tage zu fördern habe. So verhält er sich nun auch in der That hier. Jene Ansicht ist nicht ganz unwahr, nur *einseitig*, dagegen völlig begründet für einen beschränkteren Standpunkt, als für welchen sie behauptet wird. Es ist der Standpunkt des *Richters* und des *positiven Rechtslehrers*. Der richtenden und der — auch durch Entwickelung der Theorie — lehrenden Thätigkeit ist vorausgesetzt und *absolut* gegeben das Recht in dem Rechtszustande, und hat gar keine andere Bedeutung; hier ist es blofs *Dasein*, reines, qualitätenloses, bezugloses, unvergleichliches, nur sich selbst gleiches *Sein*, für welches es nur giebt eine Vergangenheit, die sein Werden und Entstehen darstellt, für welches es aber nicht giebt — (*giebt* d. h. worüber ein Bewufstsein ist) — eine Zukunft, die ja noch ruht in dem verschlossenen Schoofs der „stillwirkenden" inneren Kräfte. Auf diesem Standpunkte ist es denn auch wahr, ja eine treffende und wohl zu beachtende Bemerkung, wenn der Verf. sagt (S. VII): „für jedes specielle „Verhältnifs ist nur Eins Rechtens und dieses *ob-*„*jective* Recht ist eben das *subjective* Recht für die-„ses Verhältnifs. Ob sein Fundament in einem Con-„tracte, ob es in einer Ortsverfassung, in dem Rechte „einer Provinz oder in dem gemeinen Rechte liegt, ist „hiebei gleich." — Aber die Bemerkung ist nur deshalb so treffend, weil sie getroffen ist unwillkürlich von der wesentlichen Unterscheidung. „Es ist *hiebei* gleich" d. h. bei dem *speciellen*, bei dem *einzelnen* Verhältnifs. Aber das einzelne Rechtsverhältnifs ist eben nur *dieses* einzelne zu *dieser* Zeit unter *diesen* Personen existirende Verhältnifs; *dieses* Besitzthum, *dieser* Kauf, *dieses* Eheverhältnifs. Und so bestimmt sich denn jene vage Bestimmung des Rechtszustandes näher durch die Unterscheidung als die unendliche Mannichfaltigkeit der in diesem Moment *existirenden* Verhältnisse einerseits und andererseits als das *Gesetz*, nach welchem sich diese Verhältnisse gebildet haben. Beides zusammen bildet den Rechtszustand, beides gehört zusammen, ist untrennbar, beides ist — wenn es *ist* — *eins*. Und so hat *Theorie* und *Praxis* des *positiven Rechtes* in dieser Regel den begränzenden Maafsstab ihres Verhaltens. — Aber die Einheit jener beiden Momente *ist* nur in dem Zustande, jenes prius existirt nur in dem posterius des gebildeten Verhältnisses, für *sich* — insofern es überhaupt trennbar, d. h. nicht ein lex specialis ist — hat es gar kein Dasein, es ist kein Einzelnes, sondern ein *Allgemeines*; und das heifst wieder: es ist ein wesentlich Gewufstes, ein nicht aus der Natur sondern aus dem Bewufstsein Kommendes und durch das Bewufstsein zur Natur Werdendes, ein wesentlich *Ideelles*, das wegen dieser seiner Idealität nicht nur stillwirkender Naturkraft, sondern der freien Kraft des mit Bewufstsein wirkenden Geistes sich hinzugeben zu seiner eigenen Natur hat. Der Rechtszustand nach dieser seiner Idealität, als Bildungsgesetz, ist also an und für sich — weil ein geistiges — dem freien Strom des sich bewegenden und fortbildenden Geistes eben so unterworfen als er eben nur in diesem Strömen und Bewegen sein Leben hat und existirt; so dafs er nicht so sehr verändert, nicht aufgehoben *wird*, sondern was als solches erscheint nur ist das nachkommende Aendern und Aufheben der fesselnden Form eines in sich selbst schon geänderten und in ein anderes übergegangenen Momentes der Rechtsentwickelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Das Provinzial-Recht der Altmark nach seinem Standpunkte im Jahr 1835. *Im Auftrage des Königl. Justiz-Ministerium für die Gesetz-Revision nach amtlichen Quellen bearbeitet von A. W. Goetze.*

(Fortsetzung).

Nicht nur also *kann* ein Recht — in dem ideellen Sinn als Rechtsnorm geändert und aufgehoben werden, sondern es liegt dieses *bewufste* Fortbilden und Umbilden eines geltenden Rechtes *wesentlich in seinem Begriffe*. Daher denn die Frage, ob eine geschehene oder eine vorzunehmende Aenderung eines bestehenden Rechtes recht oder unrecht sei — weil es eben dabei nicht ankömmt auf das Allgemeine, sondern auf das Besondere der Zeit und der Beschaffenheit der Verhältnisse und Zustände — nicht angehört der *juristischen* sondern der *publicistischen* Sphäre des Rechtsgebietes. Wir nennen die publicistische Sphäre das durch jene beginnende, seine absolute Positivität allmälich lösende Idealität des Rechtszustandes entstehende allgemeinere Verhältnifs, das sich zur *Staatsansicht* ausbildet und durch diese den gesellschaftlichen Zustand zum *Staate* heraufbildet. Was aber das Wesen der Staatsansicht ist, mag für den Zweck der gegenwärtigen Kritik nur in diesem, eine wissenschaftliche Exposition zusammenfassenden, Resultate ausgesprochen werden: dafs *jeder* irgend wie zur Existenz gekommene Zustand nach seinen rechtlichen und politischen Beziehungen als *Zustand* ein *Rechtszustand* sei und gelten *müsse*; aber nicht als das schon *wirkliche* Recht, sondern nur als der *Anfang* des Rechtes, als die — (alleinige und zugleich individuell prästabilirte) — *Möglichkeit* des Rechtwerdens; so dafs für den Staat der vorausgesetzte Zustand die absolute Bedingung seines Bestehens ist, der Staat selbst aber ist das Umwandeln und Umbilden des Zustandes in das wirkliche Recht, und die Aufgabe des Staates ist, das Umbilden der Zuständlichkeit in die Gerechtigkeit, worin er seine Existenz eben so sehr, als dazu das Recht hat.

II. So liegt denn also die Beantwortung unserer Frage ganz in dem *publicistischen* Gebiete, zu welchem wir um so mehr übergehen können, als auch die weitere Ausführung des Verfs., wenn auch als juristische sich darstellend, dem Wesen und Bezuge ihrer Argumente nach dem publicistischen Elemente angehört.

Es versteht sich, dafs die Natur dieses Gebietes in gleichem Maafse fordert ein Ein- und Ausgehen in und von dem Besonderen und Einzelnen, wie in dem juristischen Gebiete es auf eine principielle Entwickelung ankam. Wir nehmen zuvörderst die Frage auf, die, wir wissen, jeder mit den Verhältnissen nicht vertraute Leser sogleich an uns zu richten sich vorbehalten hat. Was ist damit gemeint mit den Provinzial-Rechten: welches Staates Provinzen sind es, deren gesammelte Rechte uns vorgelegt werden? Des preufsischen Staates Provinzen sind es doch nicht? Denn wir haben noch nicht gehört von einem Rechte der Provinz Brandenburg, Sachsen, Westphalen und der Rheinlande; man müfste denn die cinq Codes für das rheinische Provinzial-Recht ausgeben. Aber es sind doch auch nicht die Rechte von ehemaligen Provinzen anderer Staaten? Wenigstens kann diefs nicht das jene Benennung motivirende Princip sein, da theils die Rechte vor der Einverleibung in den preufs. Staat unabhängig gewesener Territorien, theils die Rechte von Gebieten, die mit einem anderen Staate zwar in einem Verbande aber nicht im Provinzial-Verbande gestanden haben, darunter begriffen werden. — Wir können die Antwort auf diese Fragen, von dem Raum dieser Blätter beengt, nur in Resultaten geben. Allerdings sind jene Redactionen *keine* Provinzial-Rechte; dieser Name ist nur traditionär auf sie gekommen durch die be-

Digitized by Google

rühmte Kabinets-Ordre vom 14. April 1780, welche, schon nach den damaligen Verhältnissen nicht ganz richtig, die angeordneten Sammlungen der Verfassungen, Statute und Gewohnheiten der verschiedenen Provinzen als *Provinzial-Gesetze* bezeichnete; ihrem Wesen nach sind aber alle jene Rechtssammlungen insgesammt *Land-Rechte.* Die Provinzial-Rechte vom Herzogthum Neu-Vorpommern, von der Altmark, vom Fürstenthum Halberstadt, vom Fürstenthum Eichsfeld, von den vormals königl. sächsischen Landestheilen, von dem Fürstenthum Paderborn — in welcher Aufzählung wir sämmtliche Kategorien, die sich nach besonderen Beziehungen bilden liefsen, bezeichnet zu haben glauben — sind die Rechte, welche gegolten haben in jenen Gebieten als *Territorien*, in dem juristischen Sinn dieses Wortes, d. h. insofern diese ein die gesammten Elemente der Rechtsbildung in sich vereinigendes geographisches Gebiet bildeten. Eine *eigene* Landesadministration, eine *eigene* Jurisdiction, in dem Maafse als die Obergewalt der Reichsgerichte dieselbe nicht beschränkte, eine *eigene* gesetzgebende Gewalt: diese drei Elemente sind es, die wir in allen jenen Gebieten finden. Freilich war der Gesetzgeber oft auch der Herr eines anderen Landes, aber diese Qualität, weil sie eben *nur* als eine Qualität behandelt wurde, ist für das wesentliche Verhältnifs ganz indifferent geblieben. Die Könige von Schweden gaben als Herzöge von Pommern und Fürsten von Rügen der pommerschen Landschaft Gesetze, eben so die Könige in Preufsen als Fürsten von Halberstadt für dieses Gebiet, und der Kurfürst von Mainz als dessen Fürst für das Eichsfeld. Dieses *dynastische* Verhältnifs — aus welchem, aber nur vermittelst der socialen und politischen Bewegungen des Endes des vorigen oder des Anfanges des gegenwärtigen Jahrhunderts, die *Staats-Dynastien* hervorgegangen sind — war es denn auch, weshalb auf die innere Verwaltung eines solchen Landes der Umstand, dafs es nebst anderen Gebieten Einem Herren gehöre, selbst in der späteren Zeit keinen Einflufs übte, als ein solches Aggregat von Länder-Besitzungen schon nach einigen Beziehungen hin, wie es insbesondere bei Preufsen im vorigen Jahrhundert durch seine Appellations-Gerichte (denn es waren Anfangs mehrere), vorzüglich aber durch sein Militärwesen und durch die *Regie* der Accise — sich zu consolidiren und centralisiren begann. Denn es blieben mit seltenen Ausnahmen) jene Länder in den Gränzen und Scheiden, wie sie erworben waren und wurden in hergebrachter Weise verwaltet und gerichtet. Halberstadt behielt unter preufsischer Hoheit seine Justiz- und Administrations-Behörden, mit blofser Veränderung der Namen, eben so wie unter anderen auch Minden, Cleve, Geldern, Ostfriesland, eben so wie auch die Altmark ihr eigenes Obergericht und wenigstens eine eigene Kammer-Deputation hatte. Ja selbst die Oberverwaltungs-Behörden in Berlin, als sich — der erste Anfang der Centralisation — Collegien mit verschiedenen Dienstzweigen bildeten, waren im Anfang ganz und gar auf bestimmte Provinzen beschränkt und blieben später, bis zur Reorganisation, doch noch innerhalb der verschiedenen Departements nach Provinzen getheilt *). — In gleicher Weise bestanden in Neu-Vorpommern unter schwedischer Hoheit eine eigene Landes-Regierung, und eigene Obergerichte **), so wie auch das Eichsfeld unter Kur-Mainzischer Hoheit von einer eigenen Regierung und einem eigenen Oberland-Gerichte verwaltet wurde ***). Der Rechtszustand also, wie er sich durch vereinigte Administration, Jurisdiction und Gesetzgebung gebildet hat in jenen Territorien, ist es, welcher, dem Princip nach, in jenen sogenannten Provinzial-Rechten niedergelegt ist. Hieraus erhellt, dafs es sich bei der verschiedenen Benennung keinesweges um einen blofsen Wortunterschied handelt. Denn wir erkennen nun in jenen Rechten nichts anderes als ein, seinem Wesen nach völlig gleiches, *gemeines Recht*, ein gemeines Recht, das auch um keine Schattirung localer und individualer gefärbt ist, als der Codex Maximilianeus Bavaricus, als das würtembergische Land-Recht, und als sich etwa

*) Vgl. Cosmar und Klaproth, der preufs Staatsrath S. 228 flg. Preufs, Lebensgeschichte Friedr. des Gr. III. Anh. 1. S. 445 flg. IV. Anh. II. S. 459 flg. — Charakteristisch ist insbesondere, wie der grofse Kurfürst die erste Geschäftsvertheilung im Staats-Rathe — aus welchem alle Central-Behörden sich herausgebildet haben — bewerkstelligt hat. Halberstädtische- und Mindensche- bilden unter anderen neben Französischen- und Dänischen-, Post- und Juden-Sachen, Departemental-Kategorien; — s. Klaproth's Staats-Rath S. 200.

**) Vgl. Provinzial-Recht von Neu-Vorpommern Th. II. S. 19. 22 flg.

***) Hartmann, Provinzial-Recht des Fürstenthums Eichsfeld S. XXVII. XXXX.

Digitized by Google

ein hannöverisches Land-Recht gestalten würde, wenn es der hannöverischen Regierung belieben möchte, den gegenwärtigen Rechtszustand in einer, aus landesherrlichen Verordnungen, Präjudicien der Gerichtshöfe, Observanzen und im übrigen aus den Quellen des gemeinen Rechtes gebildeten, Compilation darzustellen. Denn was die *Rechtslehre* das gemeine Recht nennt, ist in der That nur ein *doctrinelles*, praktisch existirt es — auch da, wo keine Codification Statt gefunden hat — nur als *Territorial-Recht* d. h. in der modificirten Gestalt, welche es überall, wo sich eine Territorialherrschaft gebildet hat, durch deren Lebensorgane der Administration, Jurisdiction und Legislation, angenommen hat und nothwendig annehmen mufste. Nicht als ob damit schon irgend ein essentiell differentiirendes Moment die innere Einheit der Grundlage aufgehoben hätte, sondern nur in der Nothwendigkeit, welche für die verschiedene Auffassung und Gestaltung derselbigen Verhältnisse in den menschlichen und Staats-Individuen folgt aus dem blofsen Begriff der Individualität. Den Beweis dafür — wenn es anders eines bedarf — liefern alle Nachrichten, welche die Redactoren von Provinzial-Rechten über den Rechtszzustand ihrer Provinzen gegeben haben. Wir verweisen hier nur auf den Vorbericht zum Neu-Vorpommerschen Provinzial-Recht (Th. II. S. 10 flg. 27 flg.), auf die Einleitung zum Eichsfeldschen Provinzial-Rechte (S. XXXII flg.), insbesondere auf die treffliche Entwickelung der Entstehung eines Märkischen- (aber Territorial-, nicht wie es der Verf. nennt, Provinzial-) Rechtes in der vorliegenden Schrift S. 14—18. —

Halten wir nun aber den eben entwickelten Charakter des Territorial-Rechtes fest; so ergiebt sich daraus als eine ganz unmittelbare und nothwendige Folge: dafs dasselbe durch *Aufhebung des Territoriums* — sei es nun durch dessen wirkliche Einverleibung in ein anderes Staats-Gebiet oder dadurch, dafs die bisher schon bestandene formelle in eine materielle Incorporation verwandelt wird — *seinem Grunde nach selbst aufgehoben ist.*

Es *darf* der Staat, wenn er eben ein Staat ist, einen Charakter und eine Tendenz hat, eine solche Bildung, die der *reine* Reflex einer untergegangenen Individualität war, nicht fortdauern lassen — um seiner selbst willen nicht; und auch um Derjenigen willen nicht, die da meinen möchten, in jenem Gebilde, als ihrem bisherigen Rechte, auch die Norm und Regel ihres Rechtszustandes behalten zu können: weil eben der Staat, als das über der Meinung stehende Bewufstsein, es weifs, dafs jenes Gebilde, nachdem ihm sein Lebensprincip genommen, wohl noch *existiren* aber nicht mehr *leben* kann. Staatsmännischer Ansicht dürfte dafür kein weiterer Beweis gegeben werden. Aber weil nun einmal eine theoretische Phantasie den Blick getrübt hat, mufs dafür ein evidenter Beweis gegeben werden. Zunächst möge darauf aufmerksam gemacht werden, wie, in unvermeidlicher Consequenz, der durch die Einführung des Allgemeinen Land-Rechtes abgeschaffte Codex Augusteus nebst seinen Trabanten, Curtius Haubold und Kind durch die Hinterthür des Provinzial-Rechtes wieder seinen Einzug halten wird in die ehemals sächsischen Landestheile. Und eben so leuchtet es ein, wenn man den gegenwärtigen Rechtszustand Neu-Vorpommerns, wo das gemeine Recht gilt, *wirklich* auffassen will, was doch das Provinzial-Recht soll, es in der That einer ganz *neuen Codification* des gemeinen Rechtes in der Weise bedürfte, wie es oben für Hannover beschrieben ist. — Dafs diefs nicht geschehen, dafs man sich begnügt hat mit einer Sammlung der Verordnungen, Präjudizien und Observanzen und dafs man sich an diesem Material hat begnügen müssen — ist ein Mangel, welchen diese Redaction mit allen anderen Redactionen theilt. —

In der That, wir möchten insbesondere unserem Verf., der so zürnt über „das *Hineinschneiden* und *Durchschneiden*" bestehender, lebendiger Verhältnisse (S. VII), recht veranschaulichen dieses *Ausschneiden* von Provinzial-Rechten aus ehemaligen Territorial-Rechten durch das *Abschneiden* der lebensvollen Basis, welche das gemeine Recht bildete, so wie es in dem Bewufstsein und den Rechtssprüchen der inländischen Gerichtshöfe lebte. — Sind denn nicht jene Verordnungen, Rechtssprüche und Observanzen, welche uns nun als *Ganzes* vorgestellt werden, zumeist, ja wenn wir auf den entwickelten Charakter der Provinzial-Rechte sehen, ganz allein hervorgegangen aus der Tendenz des Supplirens, des Corrigirens und des Accommodirens des jus commune und zwar des jus commune in derjenigen individuellen Gestalt, welche die jedesmalige Praxis eines jeden Territorium gebildet hatte? Was will man mit diesen Gliedern für sich? Und sie gar in Verbindung setzen mit dieser individuellen Auf

Digitized by Google

fassung des jus commune, welche das allgemeine Land-Recht ist, das ist doch wahrlich dasselbe Thun, als wenn ein Kunsthändler den Torso einer Minerva, den er zufällig besitzt, mit dem Haupt und den Attributen des Pan, die er eben so zufällig besitzt, zu einer Statue dieses Hirtengottes zu *restauriren* unternimmt. —

Entweder also es mufs auch behalten werden *dieselbe* Gestalt des gemeinen Rechtes, auf welche sich jene individualisirenden Bildungen wesentlich beziehen — (weshalb denn, so naiv es auch lautet, doch mit dem Rechte der Consequenz die altmärkischen Stände, wie unser Verf. S. 25 mittheilt, das *gemeine Recht* als ihr *Provinzial-Recht* prätendirten) — *oder* aber man mufs auch anerkennen, dafs sie ohne jene Grundlage, blutlose Gestalten sind und der Lebenskraft entbehren. —

Aber auch *mit* jener Grundlage vermöchten sie nicht mehr fortzudauern. Jene Rechtszustände waren Product und Ausdruck des ganzen territorialen Lebens. Alle Bezüge desselben sind daher *integrirende* Momente eben so sehr, wie sie es waren für ihre Bildung, auch für ihre Fortbildung. Zunächst wie tief liegen die verbindenden Fäden der Ordnung des Processes und Concurses mit dem materiellen Rechte, und wie grofs ist der Einflufs unter den staatlichen Beziehungen insbesondere der Steuer- und Gewerbeverfassung auf den individuellen Rechtszustand! Aber jene Territorien und Provinzen, deren Rechte man nun sammelt und consolidiren will, hatten fast sämmtlich Procefs- und Concurs-Ordnungen, die man eben so wenig in den Kreis des Provinzial-Rechts gezogen hat, als dasjenige, was das Finanz- und Landes-Polizeiwesen betrifft. Ja das *eine* von den drei oben dargestellten individuirenden Momenten, eine besondere *Administration* ist schon längst verschwunden und wäre nicht anders als durch die Vernichtung der intensiven Lebenskraft des preufs. Staates für jene ehemaligen territorialen Besitzungen zu restauriren. Und ferner — was doch gewifs der Lebensnerv ist in heutiger Zeit für die geschilderten Rechtszustände — der usus fori, der in seinem Entstehen und Bestehen wesentlich bedingt ist von der Einheit und selbst localen Uebereinstimmung der Gerichts- und der Landesverfassung, ist unmöglich gemacht durch die geschehene Zersplitterung und Zusammenlegung der Gerichts-Sprengel, in deren Folge in den Bezirken mancher Obergerichte sechs bis sieben s. g. Provinzial-Rechte aufser den Statutar-Rechten gelten. —

Aber alle diese Unmöglichkeiten sollen überwunden, ja selbst die verjährenden Einwirkungen, die dieselben nun in einer, für die alten Provinzen ein longissimum tempus übersteigenden Reihe von Jahren bereits geübt haben, wieder vernichtet werden dadurch — so ist auch die Ansicht unsers Verfs. (vgl. S. IX. S. 40 flg. Th. I.) — dafs man jene nun gesammelten Provinzial-Rechte *codificire!*

Das heifst denn doch, Unmöglichkeiten durch eine Unmöglichkeit besiegen wollen. In der That, wir müssen in der Möglichkeit einer solchen Ansicht ein Zeugnifs erkennen, dafs sich geringschätzig gemacht habe in Preufsen das Gesetz, und dafs man es nur für die allgemeine und leere Form zu halten anfange, in welche gekleidet jeder für sich kraftlose Inhalt, jede subjective Ansicht, die sich selber keine Objectivität zutraut, durchgesetzt werden könne — wenn freilich auf der anderen Seite dieser Glaube auch ein Zeugnifs ablegt für eine Ehrfurcht vor dem Gesetz, wie sie nach den Berichten unseres Verfs. (S. 21 Th. I.) jenen früheren Zeiten fremd war. — *Unmöglich* ist aber die Codificirung der s. g. Provinzial-Rechte nach allen Beziehungen des juristischen und publicistischen Verhältnisses. Denn in der Codification tritt in voller Intensität hervor das innere Wesen und der eigene Inhalt, welchen die Gesetzesform an sich selber hat; *Gesetzbuch* und *ratio scripta* sind daher identische Ausdrücke; das Recht, wenn es nicht nur geschrieben sondern auch *vorgeschrieben* wird, fordert auch, dafs man durch diese Sanction die Gewähr übernehme für seinen Inhalt. Jene Vorstellung der Moslemin, die den Maler verantwortlich macht für die Seele des geschaffenen Leibes und die ihn sündhaft erachtet, weil er ihn nicht zu beseelen vermag, findet in Wahrheit Anwendung auf das vorliegende Verhältnifs. Der Gesetzgeber ist verantwortlich für die Seele d. h. für die *Vernunft* des Zustandes, den er sanctionirt, und er macht sich dafür verantwortlich, dafs, indem er jenen Zustand, dem natürlichen Boden, auf welchem er sich gebildet, entnimmt und ihn versetzt auf das geistige Gebiet des Gesetzes, demselben auch einwohne eine *geistige* Lebenskraft. Aber wo ist diese Kraft in jenen Zuständen?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Das Provinzial-Recht der Altmark nach seinem Standpunkte im Jahr 1835. *Im Auftrage des Königl. Justiz-Ministerium für die Gesetz-Revision nach amtlichen Quellen bearbeitet von A. W. Goetze.*

(Schlufs.)

Wie ist es möglich an deren Vorhandensein zu glauben, da doch der ganze Organismus des Staates ein anderer geworden ist, als der, aus welchem jene Zustände hervorgegangen sind, da *ein* Herzschlag jetzt mit freudiger und stolzer Kraft ein einiges und starkes Blut fröhlichen Laufes pulsiren läfst durch die Adern aller Provinzen, die früher in dem Egoismus eines eigenen Blutumlaufes stagnirten! Die Einsicht der Individualität und Totalität eines Rechts- und Staatslebens, welche sich für die Conservation jener Zustände geltend macht, sollte sich doch auch nur vorstellen, dafs eben eine solche Einheit als der schaffende und erhaltende Geist lebe und webe in *allen* Institutionen Preufsens, in dem Recht sowohl als in der Administration, die es sich gegeben, und dafs man *einschneide* in dieses Leben, wenn man seine Bewegung *durchschneidet* mit jenen *Ausschnitten* von Provinzial-Gesetzen. So wie wir denn endlich noch daran erinnern wollen, dafs durch eine Codification jene besonderen Rechte selbst *abgeschnitten* werden von den letzten Fasern, die sie zusammenhalten mit dem Boden, der sie erzeugt hat, und durch welche sie noch irgend einige Lebenskraft einzusaugen vermöchten. Es wird ihnen damit die Möglichkeit genommen, sich um- und anzubilden jener ihnen an sich fremden Allgemeinheit, unter welcher sie doch nun leben müssen, und sie werden des letzten Trostes und ihres letzten und eigensten Rechtes — (s. darüber unsern Verf. S. VI Th. I.) — beraubt, *absterben* zu können, Man hat sie zuvor getödtet, um sie zu conserviren! — Doch wir können zur Anschauung des absoluten inneren Widerspruches der Gesetzesform mit jenen Provinzial-Rechten verweisen auf die Entwickelung S. 40—48 Th. I. des uns vorliegenden Buches, wo mit ehrenwerther Gewissenhaftigkeit der Verf. — freilich sich selbst auf die Weise, wie Odysseus, gegen jene gefährlichen Klänge schützend — die Dissonanzen jener Verhältnisse zu expliciren den Muth hat. Zum Schlufs aber nehmen wir einen oben schon angedeuteten Gedanken wieder auf, weil er durch die Entwickelungen, welche gefolgt sind, eben so an und für sich klar geworden sein wird, als er nun auch als der erklärende und bestimmende Grund des ganzen zur Betrachtung gezogenen Verhältnisses erkannt werden wird. Dieser ist es: dafs der Staatsmann in dem Verhältnifs zu den gegebenen und überkommenen Zuständen die Position, in welche er durch dieses gegebene Verhältnifs unmittelbar versetzt ist, nie verändern könne ohne dem Staate und jenen Zuständen zu schaden und ihre beiderseitigen Rechte zu verletzen. Die *allgemeine* Regel des Verhaltens, die hieraus folgt, ist aber die: dafs der Rechtszustand, als *Rechtszustand*, d. h. insofern er eben nicht nur Norm und Form des Rechtbildens im Einzelnen gewesen ist, sondern eine Realität und Stabilität in der natürlichen Grundlage der Verhältnisse gewonnen hat, das *Recht* des Bestehens hat, dafs aber, weil eben dieses Recht nur beruht auf dem *Bestehen*, dasselbe auch nur fortdauern kann, so lange der Zustand, zu bestehen, die physische und moralische Kraft besitzt, und dafs alsdann, wenn erstere aufhört, das *Recht*, und wenn letztere erloschen ist, die *Pflicht* des Staates beginnt, die zurückgehaltene Kraft *seines* Lebensprincipes durch jene geist- und leblosen Verhältnisse verjüngend strömen zu lassen.

Digitized by Google

Nicht anders hat auch der rechts- und staatskluge Geist Friedrich des Grofsen, obwohl seine berühmte Ordre vom 14. April 1780 grade der Gründstein ist, auf welche man die Gebäude der Provinzial-Rechte errichten will, das Wesentliche des Verhältnisses erfafst. Denn er hatte, wie die in den Jahrbüchern für preufs. Gesetzgebung u. s. w. Bd. 46. S. 225 flg. dankenswerther Weise mitgetheilte frühere Ordre vom 6. April 1780. an den Grofskanzler etc. v. Karmer ersehen läfst, bei dem Befehl der Redaction der Provinzial-Statute eben nur das wirklich Statutarische, das in lebendigem *Gebrauch* wirklich *Bestehende* im Auge. Wie viel besteht aber gegenwärtig noch von den damaligen wirklichen Rechtsunterschieden; wie Vieles *ist* geschehen und *hat* gethan werden müssen, um jene Zustände aufzuheben und zu ändern. In der That, wenn Blackstone — gewifs eine respectable Auctorität — das Opfer rühmt (Einl. Abschn. 3. No. II. seines Handbuches) welches die einzelnen Landestheile Englands durch Aufgabe ihrer besonderen Gebräuche gebracht haben, damit dem ganzen Lande die *Wohlthat* übereinstimmender und allgemeiner Gesetze zu Theil werde; wie würde er von uns denken, die wir im Begriffe stehen, diese Wohlthat, die uns die Zeit theils schon gegeben hat, theils im weiteren Verlaufe vollenden würde, von uns, für immer abzuweisen! Für ein solches *Meisternwollen* der Geschichte würden wir vergeblich ein Beispiel suchen bei dem gröfseren, Provinzenreicheren Nachbar-Staate, bei Oesterreich, das auch in in dieser Beziehung durchaus staatsklug und consequent eben so wie gerecht gehandelt hat *)!

Wir glauben, dafs die Geschichte der Redactionen unserer Provinzial-Rechte mit der nun geschehenen Sammlung der Quellen derselben zu ihrem Schlufs gekommen ist, dafs in diesen Sammlungen und wissenschaftlichen Bearbeitungen den *wirklich* bestehenden besonderen Instituten sowohl der *genügende* Inhalt zu ihrem Bestehen, wenn sie lebenskräftig sind, als auch der *alleinige* Anhalt gegeben ist, welchen der Staat demselben zu geben vermag. —

G. Fr. Gaertner.

*) Vgl. v. Zeiller, Commentar über das österreichische Gesetzbuch, Bd. 1. S. 81 flg. zu §. 11. der Einleitung.

XLII.

History of Europe during the French Revolution 1789 — 1815. *By Archibald Alison F. R. S. E. Advocate. London,* 1833—1836. *Vol.* 1—5. *gr.* 8.

Das Bedürfnifs der Geschichtskunde ist mit dem frühesten Streben menschlicher Besinnung und erwachender Bildung verknüpft. Doch grade nach denjenigen Seiten, wohin dies Bedürfnifs ursprünglich am stärksten gerichtet sein mufs, ist ihm die wenigste Befriedigung gewährt. Denn die wichtigen Fragen nach dem Anfang und dem Ziele dieser Kette des Geschehens, denen sich der forschende Geist hauptsächlich zuwendet, gelingt ihm nicht zu beantworten, aufser mit Hülfe religiöser oder philosophischer Vorstellungen, deren höheres Licht aber die uns näher liegenden Geschichten im Dunkel läfst. Entsagt nun unsere Forschung jenen Fernen, und wendet sich auf das Nächste, will sie die Gegenwart erkennen und wie diese geworden, also die Geschichte der nächsten Vergangenheit, in der unsre eignen Lebensloose bereitet worden, so finden sich auch hier unsere Ansprüche meist getäuscht. Denn während wir manche mittlere Zeiten, deren Zusammenhang mit uns nur durch viele Zwischenglieder noch Statt findet, vollständig überschauen, aus reichlichen Urkunden die Thatsachen ergründen und sie bis in die kleinsten Umstände erörtern und nachweisen, so sehen wir uns in Betreff derjenigen Ereignisse, welche uns am nächsten berühren, deren Einflufs unser eignes Leben unmittelbar bedingt und durchströmt, keineswegs im gleichen Vortheil.

Schon die äufsere Gestalt der Begebenheiten im Augenblicke zu erkennen und durch alle Verwandlungen hindurch zu verfolgen, ist immer schwierig und oft unmöglich; bei der Vielheit der Schauplätze und ihrer Gröfse und Verschiedenheit, mufs jede unmittelbare Wahrnehmung unzulänglich sein; die nächsten Berichte aber sind eilig, oberflächlich, verworren, widersprechend; Irrthum und Absicht entstellen die Wahrheit, Selbstsucht und Machtgewalt wehren dem Forscher; die kundigsten Zeugen sind stumm, die redlichsten bleiben zweifelhaft. Selbst der Standpunkt, der als der günstigste für die Uebersicht der Zeitereig-

Digitized by Google

nisse gelten mufs, der eines mitthätigen Herrschers, einer aufmerkenden Staatsbehörde, eines untersuchenden Gerichtshofes, gewährt keine vollkommene Sicherheit, wir sehen die höchsten Vorbilder dieser Art allen Mängeln und Täuschungen ausgesetzt, dem Irrthum und dem Betruge mühsam entgegenkämpfend. Doch wäre mit der äufsern Gestalt der Vorgänge, die sich grofsentheils sinnlich ermitteln läfst, noch wenig gewonnen; eine wahre Geschichtseinsicht mufs in die bewegenden Triebwerke dringen, die Gemüths- und Geistesrichtungen erforschen, die Kräfte der Natur, des Willens und der über beiden stehenden Macht, — mögen wir solche nun Schicksal oder Vorsehung nennen, — in ihrem Wirken sondern, ausgleichen, zusammenfassen. Hier kommt alles auf Thatsachen an, die sich der gemeinen Wahrnehmung entziehen, die überall geistiger Gewähr bedürfen, freier Bekenntnisse, glücklicher Aufschlüsse, einer genauen und reifen Prüfung unendlicher Darbietungen. Hier aber ist es auch, wo gewöhnlich, anstatt dieses Reichthums, die gröfste Armuth gefunden wird. Das Leben scheint sich nur im Verschwinden zu enthüllen; nach Mafsgabe, dafs die Vorgänge sich von der Gegenwart ablösen, werden sie erst der Geschichtskunde zugänglich, also nachdem der unmittelbare Antheil und das lebendige Verständnifs gewichen sind. Wie weit diese Wirkung des Lebens hemmend und verdunkelnd zurückweicht, ist nach Beschaffenheit der Ereignisse, ihrer innern Lebenskraft, der Dauer ihrer äufsern Vertreter, sehr verschieden, und sogar im einzelnen Falle schwerlich bestimmt anzugeben; doch läfst sich im Allgemeinen wohl behaupten, dafs die für die Gegenwart heifsesten Ereignisse schon für ein zweites und drittes Geschlecht sich beträchtlich abkühlen, und weiterhin von jederman gleichgültig dürfen gehandhabt werden. So sehen wir in der That die Gegenstände, welche anfangs nur in der Hand und im Urtheil der Fürsten, Staatsmänner und Feldherren lagen, nach und nach in den Bereich der Geschichtsarbeiter, in die Hände der Professoren fallen, und endlich, eingeschrumpft und abgegriffen, zum Gemeingute des Volks werden, wo sie bald entweder sich verlieren, oder im besten Falle durch sagenhafte Anfrischung verändert fortleben. Dafs ein wahrer Geschichtschreiber sie gleichzeitig mit Geisteskraft in ein treues Bild fafst, oder später, mit gelehrtem Scharfsinn belebend, aus ihrer Verschüttung wieder hervorruft, ist jedesmal ein Glücksfall, dessen keine Zeit und kein Held versichert sein kann.

Aller Schwierigkeiten ungeachtet wird aber doch immer bei gebildeten Nationen, die mit Freiheit und Bewufstsein leben, der Versuch erneuert werden, auch die der Gegenwart nächste Geschichte möglichst genau zu erkennen und im Zusammenhange darzulegen. Natürlich stehen Deutschland, Frankreich und England in diesem Streben voran, während Italien und Rufsland bedingt an ihm Theil nehmen, und Spanien und Portugal ihr jüngstes Leben nur aus fremder Hand verarbeitet kennen; erst in den letzten Jahren macht für Spanien das Werk des Grafen Toreno eine späte und bisher alleinstehende Ausnahme.

Wie die Franzosen ihre eigne neuste Geschichte und die damit verflochtene anderer Völker behandeln, ist bekannt und besprochen genug. Die aufserordentlichen Vorzüge des eindringenden Verstandes, der lebendigen, klaren Darstellung, und, sofern es ihre eignen Angelegenheiten betrifft, des auf Selbsterfahrung gegründeten Wissens und der sorgsamen Forschung, lassen sich im Allgemeinen ihren Schriften nicht abläugnen.

Die Deutschen stehen schon dadurch im Nachtheil, dafs selten Personen an's Werk gehen, die schon durch das Leben mit den Ereignissen vertraut sind, sondern meist solche, die ihr Wissen, ohne eignen sichern Besitz, mühsam aus dürftigen und zweifelhaften Gaben zusammenbringen, und weder zu dem rechten Stoff noch zu dem höhern Standpunkte leicht gelangen. Dies sei ganz im Allgemeinen gesagt, wir haben keines der vorhandenen Bücher dabei ausdrücklich im Sinne; im Gegentheil, wir lassen gern jedem seinen besondern Werth, und wissen sehr wohl, dafs für mancherlei Bedürfnifs und Absicht auch mancherlei Arbeiten nöthig sind und genügen. Indefs geht es auch hier, wie so oft in deutschen Sachen, dafs wir das Beste haben, ohne es recht in Anschlag zu bringen, besonders, wenn die Form den Gehalt nicht glänzend hervorwendet. Wir dürfen bei dieser Gelegenheit nur an die Geschichte des europäischen Staatensystems von Heeren erinnern; als Handbuch für Vorträge ist das Werk verbreitet genug und in seinem Werthe vollkommen anerkannt; aber dasselbe hält sich in der engen und

Digitized by Google

trocknen Art eines Handbuches zurück, eine deutsche Eigenheit, die sich allzu oft findet; gleichwohl wiegt, was den Fleifs, die sachkundige Einsicht und die angemessene Würdigung betrifft, dieses Buch allein ganze Reihen andrer Arbeiten auf, und leicht wäre es, diese gehaltvollen Paragraphen mit ihren Anmerkungen zu verschmelzen, und durch weitere Ausführung das Ganze in einen fortlaufenden Text ansprechender Erzählung zu verwandeln. Die Versuche solcher Erzählung, wie sie uns von andrer Seite vielfältig dargeboten werden, lassen nur zu oft grade diejenigen Bestandtheile vermissen, welche jenes Werk in Fülle besitzt.

Bei den Engländern haben wir Eigenschaften wahrzunehmen, durch welche sie theils den Franzosen, theils den Deutschen sich nähern. Dafs sie zu der Aufgabe, die neueste Zeit in geschichtlichen Ueberblick zu fassen, die gröfsten Vortheile mitbringen, wird niemand bestreiten, der die ihres Gesammtzustandes erkennt und erwägt. Im vollen Genufs altwurzelnder Freiheit und Oeffentlichkeit, bei hoher und ausgebreiteter Bildung, unter der steten Einwirkung ernster Tüchtigkeit und starken Selbstgefühls, haben sie in ihren Geschichtsarbeiten frühe und sichre Sachkunde, sorgsamen Fleifs, gründliche Gelehrsamkeit, freien Ueberblick, und gerechtes, mafsvolles Urtheil mit anmuthiger Darstellung zu vereinigen gewufst. Einseitiger, als die Deutschen, sind sie es doch minder als die Franzosen, denen sie hinwieder an Lebhaftigkeit und Glanz nachstehen. Trockner und nüchterner, als diese, suchen sie doch nicht ihre Gründlichkeit im Kleinlichen, und wenn sie dessen, was wir Philosophie der Geschichte nennen, auch ganz entbehren, so berauschen sie sich dagegen auch nicht in gährender Gelehrsamkeit zu phantastischen Bildern, wie uns dies bisher so oft begegnet ist. Sie halten auf ihr Land und Volk, doch ohne eitle Ueberschätzung, und beurtheilen das Fremde verständig und gerecht, soweit ihre Kenntnifs dazu reichen will.

Das umfassendste und bedeutendste Werk, welches England über die Zeitgeschichte neuerlich geliefert hat, ist es, das uns hier zur nähern Betrachtung vorliegt. Der Verfasser Archibald Alison, Rechtsgelehrter und Sachwalter, kenntnifsreich und einsichtig, aufmerksamen und thätigen Geistes, hat die Ereignisse seines Zeitalters nicht gleichgültig vorüberziehen lassen; das Erlebte ist ihm wichtig, er hat es durchforscht, erwogen, er fühlt sich gedrungen, dasselbe in zusammenhängender Folge zu überschauen, und in wahrhafter, gerechter, eindringlicher, und besonders auch lehrreicher Schilderung vorzuführen. Aus diesem Interesse schreibt er; nicht eigentlich aus wissenschaftlichem Antrieb, auch nicht aus künstlerischem; doch schliefst er diese Antriebe nicht aus, nur hält sein Beruf eine mittlere Bahn, die wir eine gebildet-populäre nennen dürfen; er schreibt aus allgemein menschlicher Theilnahme, die sich doch wieder als die eines Engländers bedingt, wie recht und billig ist; er verläugnet sich als solcher nicht, und seine Leser sind ihm natürlich zunächst seine Landsleute.

Wir dürfen schon zugeben, dafs die Geschichte von Europa während der französischen Revolution sich als Geschichte blofs dieser letztern darbietet, wobei die der andern Länder nur vorkommt, insofern sie von jener aufgerüttelt wird. Denn in der That scheint neben dieser grofsen Bewegung alles, was an ihr nicht Theil nimmt, zu schlafen, und von jeher hat man in der allgemeinen Geschichte die jedesmaligen Hauptereignisse zum Leitfaden aller hervorgehoben. Doch ist auch in dem Schlafe selbst, der wohl gar in manchem Falle nur scheinbar sein mag, noch so viel Leben, dafs wir uns, indem wir die Unterordnung gestatten, doch zugleich gegen die Annahme verwahren müssen, als sei wirklich mit jener alles abgethan. Wir erfahren in den vorliegenden fünf Bänden, welche die Geschichte von 1789 bis 1806 umfassen, nichts von den innern Vorgängen und Entwickelungen Deutschlands, Italiens, Rufslands, Schwedens, Spaniens; nur die letzte Auflösung von Polen, als ein für die französische Revolution bezugvolles Ereignifs, wird umständlicher berichtet; sonst kommt, aufser Frankreich, nur England noch einigermafsen selbstständig vor, und doch kaum mehr, als es der Antheil erfordert, welchen England an dem Kampfe gegen Frankreich nahm, wohin fast sein ganzes Staatsleben in jenem Zeitraume gerichtet war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

History of Europe during the French Revolution 1789 — 1815. *By Archibald Alison.*

(Fortsetzung.)

Der Engländer steht, als solcher schon, der Revolution bestimmt entgegen, und unser Verfasser macht darin keine Ausnahme. Wenn auch in England der Beginn der französischen Bewegungen ausgebreiteten Beifall und leidenschaftliche Anhänger gewann, deren heftige Betriebsamkeit sogar die altbegründete Landesverfassung bedrohte, und gegen die eigene Staatsmacht die des bisher verhafstesten Nebenbuhlervolks begünstigte, so bemerkt doch der Verf. selbst, dafs in dem Verlaufe des Kampfs, und auf der Höhe desselben, die Gefahr und der Ruhm des Vaterlandes auch die Gegner der grade herrschenden Staatsführung fortgerissen, und die Gefühle für England allgemein überwiegend gemacht habe; so dafs Frankreich, wo die Ereignisse gleichzeitig die früheren Hoffnungen täuschten, zuletzt von allen Partheien als Feind angesehen und mit Eifer bekämpft worden sei. Der Verfasser ist aber nicht nur durch diese vaterländische Stellung, sondern auch insbesondre durch seine persönliche Ueberzeugung ein Gegner der Revolution. Doch vertrüge er sich noch eher mit einigen Grundsätzen und Zwecken derselben, als mit den Begebenheiten selbst. Er findet den früheren Zustand der Dinge in Frankreich abscheulich und unhaltbar, Verbesserungen nothwendig, viel des Erfolgten sieht er als Gewinn an; er tadelt die Regierungen, welche nichts für das Volk, für die untersten und ärmsten Klassen thun, und sieht den Sturz und Untergang so vieler Machthaber als die gerechte Strafe dieser Säumnifs an; jedoch von Sittlichkeit und Christenthum ausgehend, dem Königthum ergeben, auf das Bestehende haltend, will er nur milde und friedliche, keine gewaltsamen und stürmischen Fortschritte, und verwirft alle äufsersten Mafsregeln und Hülfsmittel, durch welche die Revolution zwar siegte, aber zugleich ein warnendes Beispiel wurde, welches Unheil und welchen Jammer ein so rasches und heftiges Verfahren über die Welt bringe. Bei dem Rückblick auf die Stürme solcher Art, denen früher auch sein Vaterland unterlegen, tröstet er sich wenigstens damit, dafs die englische Revolution im Vergleich der französischen weniger grausam gewesen, und nicht so viele Opfer gekostet habe; welche Behauptung indefs noch in mancherlei Hinsicht näher zu erörtern sein möchte.

In dem Bewufstsein, sich zu seinem erwählten Stoffe persönlich so gegnerisch zu verhalten, ist unser Verfasser nur um so mehr auf seiner Hut, die Vorgänge nicht partheiisch zu schildern, und wendet, um sein Gewissen zu sichern, ein seltsames Hülfsmittel an. Ueberall, wo es irgend möglich ist, sucht er für diejenigen Thatsachen, bei welchen jener Gegensatz besonders einwirken könnte, die Zeugnisse vorzugsweise von Schriftstellern der andern Seite zu entlehnen, und um bei zweifelhaften Angaben für diese andere Seite lieber zu viel als zu wenig zu thun, hilft er sich ein- wie allemal durch ein angenommenes Zahlenverhältnifs aus: „*The reader*, sagt er, *will find every fact almost in the internal history of the revolution supported by two republican, and one royalist authority; and every event in the military narrative drawn from at least two writers on the part of the French, and one on that of their opponents.*" Wir können zwar keineswegs zugeben, dafs vermittelst dieses Verfahrens die richtige Währung der Thatsachen verbürgt werde, dürfen aber darin die vollgültigste Bürgschaft für den guten Willen und die ehrliche Meinung erkennen, mit denen der Verfasser diesen unnöthigen Zwang sich auferlegte.

Eine fernere Gewähr der Aechtheit und Genauigkeit seiner Darstellung verspricht er in dem Bemühen, die entgegengesetzten Ansichten und Gründe, welche

Digitized by Google

bei öffentlichen Verhandlungen zur Sprache gekommen, möglichst mit den eignen Worten wiederzugeben, mit welchen sie ausgesprochen wurden. Dies sei besonders der Fall, sagt er, bei den in der französischen Nationalversammlung geführten Debatten, von deren rednerischer Kraft er mit Bewunderung spricht. Er meint, dafs hiebei die ursprünglichen Worte der Redner für eine treue Darstellung unentbehrlich gewesen, und entschuldigt sich, wenn seine ersten Bände hiedurch ein etwas dramatisches Ansehn erlangt haben, mit dem Beispiele der Alten, des Thucydides, Sallustius, Livius und Tacitus. Wir können hiebei dem Verfasser in keiner Weise beistimmen. Dafs er fast als einen Uebelstand bekennt, was unsres Erachtens nur als ein Vorzug anzurühmen wäre, bleibe dahingestellt. Aber der doppelte Irrthum, in welchen der sonst gründliche Kenner der Alten und der im Fach der Reden und Debatten erfahrne Engländer hier gerathen konnte, setzt in Verwunderung. Die langen Reden und vollständigen Debatten der Franzosen oder Engländer ausführlich mitzutheilen, hat noch kein Geschichtschreiber versucht; auch unser Verfasser nicht, der hierin vielmehr mit klugem Mafse verfährt, und die wichtigsten Verhandlungen solcher Art doch meist auf wenige Seiten zu beschränken weifs. Nun aber wird kein Auszug einer Rede defshalb als richtig und getreu gelten können, weil einzelne Sätze und Worte daraus genau wiedergegeben sind; im Gegentheil, herausgerissen aus ihrem Zusammenhang, ohne den Gedankengang, der sie herbeiführte, ohne den Ausdruck der Leidenschaft, welche dabei mitwirkte, werden jene Anführungen leicht ein trügerisches Bild liefern und den Redner wohl gar mit seinen eigensten Worten sagen lassen, was er nie zu sagen im Sinne gehabt. Weit sicherer ist es, wenn der Geschichtschreiber, der in der Kürze mitzutheilen hat, was der Redner ausführlich gesprochen, sich dies Gesprochene nach dem Sinne und Geiste, wie nach der Lage und dem Zwecke des Redners, bestens aneignet, und dann auf eigne Gefahr den Inhalt und Eindruck mit freien Worten, die hier die angemessensten dünken, wiedergiebt. Hiebei sind natürlich die eignen Worte des Redners, wo selbige für den Gehalt oder die Färbung besonders bezeichnend sind, nicht ausgeschlossen; aber es könnte sich auch wohl ereignen, dafs der Bericht keine einzige der wirklich gebrauchten Wendungen wiedergäbe, und dennoch das sprechendste, vollständigste Bild des ganzen Herganges lieferte. Die alten Geschichtschreiber, welche der Verfasser anführt, hatten eine noch gröfsere Aufgabe; die ursprünglichen Reden, von denen sie berichten wollten, waren gar nicht mehr vorhanden, und sie mufsten dieselben dichten; dafs sie dies auf solche Weise vermochten, wie sie gethan, ist das gröfste Zeugnifs ihres Berufs. Wir würden vorschlagen, diesen Gebrauch wiederherzustellen, wenn nicht der Umstand, dafs die neuesten Reden doch wirklich in ganzer Ausdehnung vorhanden und überall nachzusehen sind, ein solches, der kleinlichsten nachspürenden Vergleichung ausgesetztes Unternehmen fast unmöglich machte. Der neuere Geschichtschreiber wird in der That bei Behandlung von Debatten immer in Verlegenheit sein, und entweder auf den gröfsten Schmuck geschichtlicher Darstellung verzichten, indem er einen trocknen und dürftigen Auszug liefert, oder ein Wagnifs bestehen, dessen gröfster Erfolg doch noch keineswegs den allgemeinen Beifall sicherte. Glücklicherweise hilft auch hier die Praxis einem beschränkten Vorsatz in den meisten Fällen wieder aus, und leistet mehr und anderes, als dieser versprechen durfte. Dies geschieht auch unserm Verfasser, der grade bei den Reden der französischen Nationalversammlung, wo er so genau sein wollte, am wenigsten geleistet, hingegen in einigen spätern Debatten des englischen Parlaments, wo er sich freier bewegte, einige treffliche, und wenn auch nicht dem Wort, doch dem Gedanken und dem Geiste nach, getreue Bilder aufgestellt hat.

Seine persönliche wahre Meinung will er keineswegs verhehlen, jedoch dem Leser sie nicht aufdringen, sondern ihn durch Vorlegung der Gründe für und wider in den Stand setzen, sich ein freies eignes Urtheil zu bilden. Er spricht dies ehrenwerth mit folgenden Worten aus: „*No attempt has been made on any occasion to disguise the real opinion of the author, but, on the contrary, the conclusions which he thought fairly deducible from the events which were recounted, have been fully given, with the grounds on which they are founded. But, at the same time, he has exerted himself to the utmost to give the arguments with force and accuracy, which were advanced, or may be advanced, for the opposite side of the question; and those who do not go along with*

Digitized by Google

these conclusions, will find in the context the materials for correcting them."

Der Verfasser bekennt aufrichtig, wie seine Ueberzeugung zu den Begebenheiten steht, er verläugnet nicht Vorliebe und Neigung, aber Leidenschaft bleibt ihm fern, und so bemüht er sich das ganze Werk hindurch nicht sowohl unpartheiisch, als mit beharrlicher Gesinnung stets gerecht zu sein. Seine Gerechtigkeit gründet sich auf das Rein-menschliche, auf sittlich-gesellschaftliche Würdigung; jede Gröfse des Talents und jede Macht des Geistes erkennt er willig an; die Tugenden der Stärke und Tapferkeit hält er in hohem Werth, aber die Milde und Grofsmuth preist er am liebsten und hebt sie mit Eifer bei Freund und Feind hervor. Ein allgemeines Wohlwollen beseelt ihn, er gönnt jedem Volke sein Gedeihen, er kann nicht für gut und recht halten, was die Menschen drückt und beschädigt, er nimmt hiefür die einfachsten Kennzeichen an: hiernach darf er ohne Zweifel auf eine weitverbreitete Zustimmung rechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Begleitet mit Betrachtungen über die byzantinische, die lombardische und die spitzbogige Bauart. Von J. Wetter. Mit einem Grundrisse des Domes. Mainz, 1835. 170 *S. in kl.* 8.

„Der Dom zu Mainz, ein Werk von vier Jahrhunderten, ist aus den Bestrebungen vieler Generationen nach und nach erwachsen, trägt an seinen verschiedenen Theilen die Merkmale der Zeiten, welche sie entstehen sahen, und ist demnach für die Kunstgeschichte des Mittelalters eines der merkwürdigsten, wo nicht das erste aller Gebäude dieser Art, welche das westliche Europa aufzuweisen hat"

Diese Worte, womit der durch sein neuestes Werk: „Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" rühmlichst bekannte Verf. seine verdienstvolle Monographie über den Dom zu Mainz beginnt, deuten wol zur Genüge die Wichtigkeit der Aufgabe an, welche sich derselbe darin gesetzt und auch auf das würdigste gelöst hat. Ausgerüstet mit gründlicher Kenntnifs des Technischen und des Historischen seines Gegenstandes, versteht er es vollkommen, nicht nur die allmählige Entstehung jenes kirchlich. Gebäudes gleichsam als eines organischen Vorbildes von seiner ersten Wurzel an in seinen verschiedenen Metamorphosen aus wohl begründeten technischen Lehrsätzen nachzuweisen, sondern auch jedesmal auf das anschaulichste die geschichtlichen Verhältnisse zu beleuchten, aus und unter welchen dasselbe zuerst entstand und sich im Verlauf mehrerer Jahrhunderte bis zu seiner gegenwärtigen Gestalt hin fortbildete.

Da uns indefs der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, die einzelnen Momente seiner Untersuchung in Bezug auf die Geschichte des Domes sämmtlich anzugeben, so beschränken wir uns darauf, das Gesammtresultat derselben hinsichtlich der verschiedenen, an diesem Gebäude zu unterscheidenden Baustyle mit kurzen Worten anzudeuten, und sodann besonders die neuen Ansichten etwas näher zu beleuchten, welche Hr. Wetter dabei zu Grunde legt.

Hr. W. unterscheidet drei Hauptverschiedenheiten in dem Charakter der Bauart des Mainzer Doms. Der östl. Chor mit den Schiffen zeigt den ältern lombard. Styl, aus dem 10. und 11. Jahrh., in seiner grofsartigen strengen Einfalt; der westl. Chor trägt alle Merkmale des neuern, immer mehr sich entwickelnden lombard. Styls, das Hochstrebende in den Hauptmassen, die minder einfache, oft gekünstelte Anordnung und den Reichthum der Verzierungen; während die Kapellen und andere Nebentheile die vollendete spitzbogige Bauart des 13. und 14. Jahrh. darbieten. Was nun die eigenthümlichen Ansichten unsers Verfs. von den verschiedenen Baustylen des Mittelalters betrifft, so stehen sie mit den neuesten Ansichten auf diesem Felde, denen Rumohrs, in vielfachem Gegensatze, was wir, um die zutreffende Richtigkeit der ersteren desto mehr ins Licht zu setzen, in der Kürze zunächst hier andeuten wollen.

Rumohr behauptete bekanntlich in seinen italien. Forschungen (3. Th. II Hälfte: Ueber den gemeinsch. Ursprung der Bauschulen des Mittelalters), dafs die ganze Sonderung der mittelalterlichen Bauschulen in eine goth., lombard., fränk., neugoth., arab., byzant. u s. w. sich bei näherer und gründlicherer Betrachtung sämmtlich in eine blofse klimatisch verschiedene Ausbildung desselben Princips, welches er das christl. römische nennt, auflöst. Also selbst der sogenannte byzant. Baustyl, aus welchem man bis dahin fast durchgängig die übrigen mehr oder minder abzuleiten pflegte, ist darnach nur eine Nebenart desselben Hauptgenus, der christl. römisch. Bauart, wie denn nach R. sogar in Constantinopel meist von römischen Architekten gebaut wurde. Ebenso ist auch der neugothische Baustyl nichts anders, als eine klimatische, lokale Entwicklung des christl römisch. Princips, welche sich von ihrem Ursprunge an, den alten Basiliken, auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung deutlich verfolgen läfst. Auf ähnliche Weise knüpfen sich auch die übrigen Bauschulen des Mittelalters durch allmähl. Uebergänge an das classische Alterthum an, und fliefsen, ihrer Modifikationen ungeachtet, darin sämmtlich wie in einer Wurzel zusammen.

Im Gegensatz mit diesen Ansichten, ohne ihrer übrigens namentlich zu gedenken, unterscheidet Hr W. die *eigentliche byzant. Baukunst* d. i. diejenige, welche vom 6. bis zum 12. und 13. Jahrh. im byzant. Reiche herrschte, von der *gewöhnlich sogenannten byzant. Bauart*, und legt letzterer vielmehr den Namen der *lombardischen* bei, weil sie sich in der Lombardei vom 7. bis zum 10. Jahrh. aus der *römisch. Bauart* des 3., 4. und 5. Jahrh entwickelt habe. Wenn wir nun auch eben deshalb wiederum den Namen *lombardisch* für nicht bezeichnend genug halten und lieber in *römisch - lombardisch* umtaufen möchten, so müs-

Digitized by Google

sen wir doch Hrn. Wetter vollkommen beistimmen, wenn er nach Vergleichung der nach dem echten byzantinisch. Muster 978 aufgeführten Markuskirche zu Venedig mit den ungefähr gleichzeitigen Domen zu Mainz, Worms und Speier, so wie nicht weniger mit (fast) allen übrigen während des 10—12. Jahrh. in Deutschland erbauten Kirchen eine *organische Verschiedenheit zwischen beiden Baustylen* geltend macht. „Die byzant. Baukunst überdeckt die Räume entweder mit einer Hauptkuppel im Mittelpunkte und mehreren sich rings um dieselbe anlehnenden Halbkugeln und niedrigen Tonnen- und Kreuzgewölben, oder mit einer Reihe von ganzen Kuppeln; die lombardische aber mit einer oder mehreren Reihen von hohen Kreuzgewölben. Die Kuppeln aber wirken ganz anders auf die sie tragenden Bogen und Stützen, als die Kreuzgewölbe, und bringen demnach eine ganz andere Anordnung derselben, ein verschiedenes Verhältnifs dieser zu jenen und damit einen ganz verschiedenen Organismus hervor. Auch die Art und Weise, die Geläufe an den Seiten der Portale und Fenster mit Säulen und Bogenwulsten zu verzieren, welche ein charakteristisches Merkmal des lombard. Baustyls abgiebt, ist den byzantin. Gebäuden aller Jahrhunderte fremd."

Diese zunächst aus technischer Anschauung geschöpfte Ansicht, für welche sich noch manche derartige Belege, z. B. das lateinische Kreuz oder die länglichviereckige Basilikenform als Grundtypus der abendländischen Kirchen im Gegensatz des griechischen Kreuzes mit gleichen Schenkeln, hätten anführen lassen, sucht Hr. W. nun auch geschichtlich zu begründen. Die wichtigsten Momente seiner desfalsigen Betrachtung sind folgende, wobei wir uns nur erlauben, einige die Sache noch näher bestimmende Andeutungen einzuschieben.

Von Italien aus kam mit dem Christenthume auch der ganze kirchliche Ritus mit Ausnahme von Rufsland dem übrigen Abendlande zu. Wie war es daher hier möglich, die mit diesem aufs innigste zusammenhängende Kirchenbaukunst nach den Grundsätzen der griechischen Kirche zu ordnen? Diefs geschah wol durchgängig in Rufsland, einer der griech. Kirche zugewandten Kirche, aber in allen übrigen Ländern Europas fand es nur in einigen höchst seltenen Fällen, wobei dann auch *ausdrücklich* griechischer Werkmeister oder der griech. Bauart erwähnt wird, (Stieglitz, Gesch. der Baukunst. S. 322 f.), ausnahmsweise Statt. Wenn nun auch in allen übrigen Fällen der Baumeister und ihrer Herkunft aus dem Abendlande gleichfalls nur sehr selten ausdrücklich gedacht wird, so genügen doch schon diese wenigen Zeugnisse (Wetter S. 78 f.), indem es alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, dafs man sich derselben, wenn es nur irgend welche gab, dann auch in der Regel bediente, ohne dies gerade ausdrüchlich zu erwähnen.

Sodann ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs wirklich in der Lombardei, in welcher vom Ende des 6. bis gegen Ende des 8. Jahrh. alle Elemente der öffentlichen Wohlfahrt gediehen, auch die Künste, wenigstens die Baukunst, gepflegt wurden, und dafs namentlich die Gegend von Como sich dadurch auszeichnete, indem nicht nur schon in den Gesetzen des Königs Rothar (um 650) magister comacinus, Meister von Como für gleichbedeutend mit Maurer oder Baumeister gebraucht wird, sondern diese Meister auch bis in sehr späte Zeiten mit ihren Gehülfen (collegis, consortibus suis) allenthalben hin (so um 1390 nach Pavia, Monza u. s. w.) zur Aufführung von Gebäuden berufen werden. Die Lombardei stand aber bekanntlich mit dem südlichen Deutschland in engem Verkehr; ja lange Zeit befand sich fast der ganze Rheinhandel in ihren Händen. Wol möchte daher die in der Lombardei vorzugsweise gepflegte christl. röm. Baukunst auf ähnliche Art nach Deutschland und den übrigen Ländern des Abendlandes verpflanzt worden sein, wie dies mit der byzant. Baukunst in dem mit Constantinopel in engem Handelsverkehr stehenden Venedig der Fall war, wo seit dem 7. oder 8. Jahrh. die byzant. Bauart eingeführt und neben der röm. und lombard. bis in das 14. Jahrh., ja in einzelnen Formen bis tief ins 15., beibehalten wurde. S. 158 ff. Anm. sucht Hr. W. seine Behauptung noch besonders durch den Umstand zu stützen, dafs auch die zwei bedeutendsten Kirchen von Norddeutschland, die älteren Dome von Cöln und Bremen, die Basilikenform hatten, sowie ferner dadurch, dafs (nach Adams von Bremen hist. ecclesiastica) der Erzbischof Adelbert den letztern nach dem Muster des Domes zu Benevent ausbauen wollte.

Ist somit der byzant. Einflufs auf die Architektur Westeuropas Anfangs null und auch später (in Folge der Kreuzzüge S. 86 f.) nur in aufserwesentlichen Einzelnheiten äufserlich berührend, so war er dagegen in der Malerei, in Email- oder Musivarbeiten, im Giefsen und Ciseliren, so wie im ganzen Gebiete der Goldschmiedekunst seit dem 7. und 8. Jahrh. allgemein, indem man zu allen diesen Arbeiten entweder byzant. Meister berief, oder sie selbst in Constantinopel verfertigen liefs, wie dies Hr. Wetter namentlich in Bezug auf den Mainzer Domschatz S. 155 ff. nachweist.

Wenn nun endlich Hr. W. aus dieser sogenannten lombard. Baukunst S. 39 ff. die sogenannte altdeutsche oder neugothische als eine höhere und vollendetere Gattung aus organischen d. h. in der festern und dauerhafteren Construction der Gewölbebogen liegenden Gründen, und zwar früher in Frankreich, als in Deutschland hervorgehen läfst, so müssen wir ihm darin eben sowol beistimmen, als wenn er den deutschen Baumeistern, den Schöpfern der erhabenen Dome zu Cöln, Strafsburg u. s. w., eine ungleich grofsartigere und consequentere Anwendung des neuern Systems zuerkennt.

Alles bisher Angeführte wird wol unsern Wunsch rechtfertigen, dafs der verehrte Verf. uns recht bald mit einem ausführlicheren Werke über die Geschichte der Baukunst des Mittelalters, — einem Felde, auf welchem für den mit gründlicher Kenntnifs der historischen Quellen ausgerüsteten Fachgelehrten noch so viel zu thun ist, — erfreuen möge.

Dr. Georg Lange, in Worms.

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

History of Europe during the French Revolution 1789—1815. *By Archibald Alison.*

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun die Quellen, aus welchen seine Darstellung geschöpft ist, so tritt uns freilich die in wissenschaftlicher Hinsicht schwächste Seite des Buches vor die Augen. Das dem dritten Bande beigefügte Verzeichnifs der Werke, die er fleifsig anzuführen pflegt, ist zwar nicht unbeträchtlich, doch ganz unverhältnifsmäfsig gering in Vergleich derjenigen Schriften, welche hier als unsprüngliche Quellen dienen konnten. Auf diese letztern geht der Verfasser aber auch gar nicht zurück; er scheint sie nicht einmal zu kennen, und am wenigsten eine vollständige Uebersicht derselben erlangt zu haben. Er bedient sich der nächsten, zugänglichsten Hülfsmittel, in welchen die eigentlichen Akten und Beweisstücke schon verarbeitet sind, der allgemeinen Darstellungen von Thiers, Lacretelle, Toulongeon, Jomini, Mathieu Dumas, Walter Scott, der besondern von Rulhières, Botta, Napier, Londonderry, Fain, Southey, der Sammlungen von Schöll, Michaud, besonders des Annual-Register, aller möglichen Memoiren, dazwischen auch des Werkes vom Erzherzog Karl, der Schriften von Gentz und der Frau von Stael. Eine kritische Prüfung dieser verschiedenartigen Hülfsmittel scheint ihrem Gebrauche nicht vorhergegangen, und sie werden abwechselnd angeführt, wobei denn auch das obenerwähnte Zahlenverhältnifs beobachtet werden soll. So mangelhaft aber mit diesen ersten Grundlagen verfahren ist, so folgen daraus doch nicht so grofse Uebelstände, als man vermuthen sollte. Der Verfasser geht überall mit Mafs und Vorsicht zu Werke, seine besonnene Auffassung läfst ihn meist das Richtige in den Thatsachen erkennen und hervorheben, und sein guter Takt ersetzt im Einzelnen gar oft, was er an allgemeiner Kritik fehlen läfst. Jedenfalls dürfen wir die Aufrichtigkeit loben, dafs er wirklich seine Bücher, und nicht die Citate derselben anführt, ein Unterschleif, welchen mancher Geschichtsgelehrte, wie sich erwiesen hat, nur allzu leicht versuchen möchte! Auch nimmt alles gleich eine andere Gestalt an, sobald er englische Verhältnisse zu behandeln hat. Zwar führt er auch hier, seinem Grundsatze gemäfs, gern fremde und defshalb oft untergeordnete Zeugnisse an, allein die bessern und zuverlässigen stehen dahinter, und die Akten des Parlaments, die authentischen Berichte und Denkschriften, liefern den wesentlichen Inhalt. Für manche Vorgänge, z. B. für die Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich im Jahre 1806, sind die urkundlichen, bisher noch nie bekanntgewordenen Schriften des englischen Archivs benutzt. Einigemal tritt auch ganz persönliche Kenntnifs und Gewähr des Verfassers ein. Hoch anzurechnen ist noch besonders die Anschauung, welche er persönlich von den wichtigsten Schlachtfeldern in Deutschland, Italien, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich, sich erworben hat, und woraus seiner Darstellung mancher hellere Blick und günstige Aufschlufs erfolgt.

In Betreff der Genauigkeit dürfen wir es freilich nicht allzu genau nehmen. Wir finden Verstöfse und Uebereilungen mancherlei Art, die wohl hätten vermieden werden können. Für die Aufrechnung der Kriegsheere sind die Angaben von ungleichem Mafse gegeneinandergestellt, und z. B. auf der französischen Seite die Truppen gegen Spanien und Italien mitgezählt, auf der Seite der Verbündeten aber nicht die Spanier und Piemonteser, die jenen entgegenstanden. Dafs Prinz Louis Ferdinand, der bei Saalfeld blieb, als Bruder des Königs angegeben wird, ist ein läfsliches Versehen; weniger verzeihlich aber ist, dafs die heutige Verfassung des preufsischen Kriegswesens schon in den Anfang der französischen Revolution versetzt wird.

Digitized by Google

Auch die ungenaue Schreibung der Namen dürfte zu rügen sein: Neckar, Bournonville, d'Armstadt, Weissenberg, anstatt Necker, Beurnonville, Darmstadt, Weissenburg, auch der bei deutschen Schriftstellern immer wiederkehrende Fehler Chateau-Cambresis, anstatt Cateau-Cambresis, wie der Ort wirklich heifst, und vieles Andere dieser Art.

Dagegen haben wir die Schreibart und Darstellung überaus zu loben. Sie ist klar, verständig, nach dem Wechsel der Gegenstände verschieden, und doch im Ganzen gleichmäfsig. Die mannigfachen Bestandtheile, welche zu behandeln waren, sind in guten Redeflufs gebracht; ein würdiger Ernst und eine anziehende Lebhaftigkeit sind hier vereint. Diplomatische Unterhandlungen, parlamentarische Debatten, Finanzangelegenheiten und Kriegsführung, werden in gehöriger Art vorgetragen. Besonders wendet der Verfasser grofse Sorgfalt auf die Kriegsbegebenheiten, welche er in gröfseren Abschnitten, wo möglich jeden Feldzug im Zusammenhang, abgesondert erzählt. Sie haben in seiner Darstellung mehr übersichtliche Klarheit und Ordnung, als man in den Beschreibungen, deren Verfasser nicht dem Kriegsfach angehören, zu finden pflegt. Dieser Vorzug steigert sich in der Schilderung von Seeschlachten zu höherer Anschaulichkeit, und bei solchen Anlässen erhebt sich auch der Vortrag selber, und der Leser wird zu der wärmsten Theilnahme fortgerissen. Die Erzählung der Schlacht von Trafalgar ist ein wahres Meisterstück. Nelson erscheint hier auf dem höchsten Ruhmesgipfel.

Von den Betrachtungen, welche der Erzählung öfters eingefügt sind, können wir nur sagen, dafs sie nicht unziemlich jedesmal an ihrem Orte stehen, und nicht zu häufig wiederkehren. Obgleich der Engländer und seine politische Bildung auch in ihnen sich nicht verläugnet, so sind sie doch im Ganzen weniger von politischer als von allgemein menschlicher Art, worin gesunder Verstand und kundiger Ueberblick lehrreiche Nutzanwendung darbieten. Auch treffende Stellen aus Thucydides, Xenophon, Tacitus, Sallustius, Machiavelli, Hume, Gibbon, so wie aus Horaz und Byron, werden öfters in den Text gezogen, und wir können abermals nur loben, dafs es nur bei richtigen Anlässen und mit dem Mafse geschieht, welches den guten Eindruck nicht gefährdet.

Den gesammten Inhalt dieser Geschichtsmasse hier kritisch durchzugehen, wird niemand uns zumuthen. Doch glauben wir hin und wieder einige Einzelnheiten hervorheben zu müssen, besonders solche, die sich auf englische Verhältnisse beziehen, und entweder den Karakter des Buches näher angeben, oder auch um ihrer selbst willen merkwürdig sind.

Dafs der Verfasser, wo Gerechtigkeit und allgemein menschliches Interesse in Frage stehen, seine Vorliebe und Abneigung bei Seite setzt, und im vorkommenden Falle eben so willig die Franzosen lobt, als bereit ist seine Landsleute zu tadeln, haben wir schon angedeutet. So rühmt er gleich im ersten Auftreten Bonaparte's bei der Wiedereroberung von Toulon die von ihm bewiesene Menschlichkeit. Den Untergang des französischen Linienschiffs Le Vengeur, welches in der Seeschlacht an der Küste von Bretagne, zwischen den Admiralen Lord Howe und Villaret-Joyeuse, am 1. Juni 1794 in Grund gebohrt wurde, schildert er mit folgenden Worten: „*The heroism of the crew of the Vengeur is worthy of eternal remembrance; though sinking rapidly in the water, and after the lower deck guns were immersed, they continued vehemently to discharge the upper tier; and at length, when she went to the bottom, the crew continued to cheer, and the cries,* „*Vive la république,*" „*Vive la France,*" *were heard as she was swallowed up in the waves.*" Eben so bereitwillig rühmt er die Mannszucht der zerlumpten französischen Soldaten, welche unter Pichegru nach Holland vorgedrungen waren, und beim Einrücken in Amsterdam das schönste Beispiel geduldiger Entbehrung gaben, und, wie der Verfasser bemerkt, durch ihr musterhaftes Betragen sehr die Anhänger ihrer Sache mehrten. Die Tapferkeit der französischen Seeleute in der Seeschlacht an den Ausflüssen des Nil wird mit Bewunderung anerkannt. Die Feldherrntalente von Dumouriez, Pichegru, Moreau, Massena, die Ueberlegenheit Mirabeau's auf der Rednerbühne, die innere Gröfse Napoleons und sein alle Zeitgenossen weit überstrahlender Ruhm, finden die gerechteste Würdigung. Er spricht den letztern von den Beschuldigungen frei, welche ihm wegen seines Benehmens in Aegypten ungerechterweise aufgebürdet worden. Was der Verfasser an den Feinden gerühmt, darf er nun auch mit bestem Fug an den Landsleuten preisen; so die Menschlichkeit, welche Sir Sidney Smith ebenfalls bei Toulon ausgeübt, und die des Her-

Digitized by Google

zogs von York in Flandern, wiewohl dieser als Feldherr sonst nicht gelobt wird; dagegen wird Nelson, der am meisten auch von dem Verfasser gefeierte Held Englands, hart getadelt wegen der Gräuel und Grausamkeiten, die er in Neapel sich zu Schulden kommen liefs. Das Lob des grofsen Redners Burke, der Staatsmänner Pitt und Fox, der kraftvollen und ausdauernden Staatsleitung, mit welcher England den ungeheuren Kampf eine Zeit lang allein bestand und endlich siegreich beschlofs, erscheint in allen Bezügen nur gerecht, und ganz nach demselben Mafsstabe bestimmt, der auch in andern Fällen angelegt worden. Ueber Washington wird gesagt: es sei der höchste Ruhm für England, „*to have given birth, even amidst transatlantic wilds, to such a man.*"

Die Landung der französischen Emigrirten auf Quiberon und ihre dortige Vertilgung ist dem englischen Ministerium häufig zum Vorwurf gemacht worden, als habe es die Aufopferung der lästigen Fremden beabsichtigt, oder wenigstens nicht gehindert. Unser Verfasser stellt die Zeugnisse zusammen, woraus sich ergiebt, dafs die Emigrirten selbst den Plan entworfen, auf seine Ausführung gedrungen, und dabei die Mitwirkung englischer Truppen verbeten haben. Sie waren von den gröfsten Hoffnungen berauscht, wollten ihre Sache als eine rein französische halten, und rechneten auf die glänzendsten Erfolge. Nur ihren wiederholten Vorspiegelungen gab das englische Ministerium nach, und als anstatt schaarenweisen Zulaufs, der bald ein Heer bilden sollte, für welches sie 80,000 Uniformen und 80 Kanonen mitgebracht, die republikanischen Truppen erschienen, und den Gelandeten keine Rettung übrig war, als die englische Flotte, hatte diese, nicht willkürlich, sondern gezwungen durch den heftigsten Sturm, mit welchem sie mehrere Tage schwer kämpfen mufste, die Küste verlassen müssen, und nur Eine dem Strande nahliegende Korvette konnte ihr unzureichendes Geschützfeuer zu Gunsten der Emigrirten verwenden.

Eine merkwürdige Erzählung ist die von dem zwiefachen Flottenaufruhr, der im Jahre 1797 Englands Macht in ihren stärksten Grundfesten bedrohte, und wo die Regierung, mit gleichem Bewufstsein ihrer Stärke, eben so richtig nachzugeben als zu beharren wufste. Der Verfasser will wohl zugeben, dafs die von Frankreich her verkündigte Freiheit und Gleichheit bei den englischen Matrosen nicht ohne Einflufs geblieben, aber dafs die französischen Machthaber den Aufruhr durch heimliche Anstiftung hervorgerufen oder unterstützt hätten, verwirft er unbedingt.

Bei der unglücklichen Unternehmung des Herzogs von York im Jahre 1799 gegen Holland, welche mit dem demüthigenden Abzugsvertrage der auf dem Helder gelandeten Engländer endete, hebt der Verfasser das grofsmüthige Benehmen Englands in Schonung der holländischen Interessen und des dabei obwaltenden Bundesverhältnisses mit vollem Rechte hervor. Die öffentliche Meinung auf dem Festlande ist noch jetzt gröfstentheils abgeneigt, der englischen Staatsführung eine solche Verfahrungsart zuzutrauen.

Die gröfsten Anschuldigungen hat England im Betreff des von ihm geltend gemachten Seerechts erfahren müssen, und fast allgemein ist ihm die Anwendung seiner in diesem Betreff behaupteten Grundsätze als die ungerechteste und anmafslichste Gewaltsamkeit vorgeworfen worden. Wir haben hier auf die Erörterung der Rechtsfrage nicht einzugehen, machen aber auf die Darlegung aufmerksam, welche unser Verfasser giebt, und wonach die von den Ministern Grenville und Pitt behaupteten Grundsätze nicht nur als politisch nothwendige, sondern auch als völkerrechtlich begründete erklärt werden. In dem hierüber zwischen England und Dänemark ausgebrochenen Kampfe wird demnach auch der Angriff der Engländer auf Kopenhagen als vollkommen gerechtfertigt angenommen, neben dem Lobe Nelsons aber auch die Tapferkeit der Dänen nach Gebühr gerühmt.

Fand der Verfasser in diesen und manchen andern Fällen sich berechtigt, die Engländer zu vertheidigen, so giebt er dagegen in dem Nachfolgenden ihre Sache dem strengsten Tadel preis. Dies geschieht bei Beurtheilung des Anlasses zu dem Kriege zwischen England und Spanien im Jahre 1804, wo die Engländer noch vor der Kriegserklärung, also scheinbar im Frieden, vier spanische Fregatten, welche mit reicher Silberladung von Amerika zurückkehrten, vor Cadiz angriffen, von denen eine in die Luft flog, die andern drei aber nach England aufgebracht wurden. Der Verfasser kann diesen Vorgang nicht genug beklagen. Er ist ihm ein Flecken in Englands Ehre. Dies ist um so merkwürdiger, als wir ein deutsches Meisterwerk besitzen, das berühmte Buch von Gentz, welches den

Digitized by Google

Fall in ganz anderem Lichte sieht, und die Mafsregel, welche der nachherige Lord Melville (damals Henry Dundas) und Pitt, die Staatspfeiler des brittischen Kampfes, zu vertreten hatten, mit gewichtigen Schlufsfolgerungen rechtfertigt. Doch alle Beredtsamkeit, mit welcher Gentz schriftlich, Pitt mündlich im Parlamente, die Sache vertheidigten, findet bei unserm Verfasser keinen Eingang; er selbst giebt einen Auszug der von Pitt gehaltenen Rede, bleibt aber in seiner Ueberzeugung fest, dafs in jenem Vorfall ein völkerrechtliches Unrecht begangen worden. Wir setzen seine eignen Worte hierher: „*Thirty years have now elapsed since this question, so vital to the national honour and public character of England, was thus fiercely debated in Parliament and the nation: almost all the actors on the stage are dead, or have retired into the privacy of domestic life, and the rapid succession of other events has drawn public interest into a different direction, and enabled us now to look back upon it with the calm feelings of retrospective justice. Impartiality compels the admission that the conduct of England in this transaction cannot be reviewed without feelings of regret. Substantially, the proceedings of the English Cabinet were justifiable, and warranted by the circumstances in which they were placed: but formally, they were reprehensible, and form enters into the essence of justice in the transactions of nations.*" Und nachdem er angeführt, wie doch in der That Spanien schon längst gegen England feindlich wirkte, und täglich darin weiter ging, so fährt er fort: „*But admitting all this, conceding that ample ground for declaring war existed, the question remains, could the existence of these grounds warrant the commencement of hostilities without such a declaration, while the British ambassador was still at Madrid, and negotiations for the explaining or removal of the grounds of complaint were still in dependence? That is the material question; and it is a question on which no defence can be maintained for the conduct of England.*" Dies führt er nun weiter aus, und schliefst: „*It is with painful feelings therefore that the British historian must recount the circumstances of this melancholy transaction,*" und er freut sich nur des besondern Glücks, dafs diese Ungerechtigkeit gegen eine Nation verübt worden, welche später mit solcher Last von Wohlthaten überschüttet ward, dafs, gleich dem protestantischen Märtyrer am Pfahl, England seine rechte Hand in das Feuer hielt, bis deren Verbrechen durch ihr Leiden gebüfst war. —

Ueber die englische Finanzverwaltung giebt der Verfasser so viel Auskunft, als zum Verständnifs nöthig ist. Er tadelt das Anleihesystem, welches im Jahre 1794 begann, und das, wenn überhaupt, gleich im Anfang kräftiger hätte wirken müssen. Aber damals, meint der Verfasser, wo ein geringer Mehraufwand an Truppen und Geld den Erfolg herbeiführen konnte, der viele Jahre später mit unermefslichen Opfern erkauft worden, habe noch niemand eine Vorstellung von der Höhe gehabt, zu welcher die Kraftanstrengung Englands aufzusteigen fähig sei, und indem er anführt, dafs Pitt 140,000 Bewaffnete für England als das Aeufserste gerechnet habe, sagt er: „*Such was the happy ignorance of those times in regard to the exertions of which a nation was capable.*" Bei dem Anlasse des Todes von Pitt, wo dieser grofse Staatsmann nach Verdienst gewürdigt wird, ist ein ganzer Abschnitt der Darlegung und Prüfung seines Finanzsystems gewidmet. Bekanntlich haben die staatswirthschaftlichen Ansichten überhaupt, in den letzten Jahrzehnden, grofse Veränderungen erfahren, und auf später gewonnenen Standpunkten ist es dann nicht schwer, die Mängel der früheren zu erkennen. Pitt, wie mit ihm in gleichem Falle Friedrich der Grofse, ist nicht zu tadeln, dafs er in staatswirthschaftlichen Einsichten nicht weiter gewesen sei, als seine Zeitgenossen alle. Wie keinem Gesetze, so auch keiner Einsicht darf rückwirkende Kraft beigelegt werden.

Auch über Fox, der seinem Gegner bald nachfolgte, spricht der Verfasser sehr gut, und erhebt mit gerechtem Stolz die Vorzüge des seltnen Mannes, der seinem Vaterlande nicht weniger zum Ruhme gereicht, als jener, und gleichsam mit Wärme die allgemein menschliche Seite in dem Leben Englands vertrat, während jener dessen rein englische Seite kalt und berechnend darstellte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

History of Europe during the French Revolution 1789 — 1815. *By Archibald Alison.*

(Schlufs.)

Eigenthümlich dünkt uns des Verfassers Bemerkung bei Gelegenheit des Prozesses gegen Hardy, Thelwell und Horne Tooke, welche des Staatsverrathes angeklagt waren. Die Beweise lagen unzweifelhaft vor, dafs die Genannten den Umsturz der Verfassung des Landes mittelst eines von ihnen zu bildenden Konvents bezweckt hatten; dennoch wurden sie durch die Geschworenen freigesprochen, und der Verfasser sagt hierüber: „*Their acquittal by the independent verdict of a British jury, is to be regarded as an eminently fortunate event at that period. After so signal a triumph of popular principle, the most factious lost the power of alleging that the liberties of England were on the decline; satisfied with this great victory over their supposed oppressors, the people relapsed into their ancient habits of loyalty.*"

Auffallend und bedenklich ist uns des Verfassers Ansicht in Betreff des Verhältnisses von Irland. Sein den Irländern nicht günstiges Urtheil geht in Folgerungen über, die wir ungerecht nennen würden, hätten wir nicht so viele Beweise, dafs die menschlich wohlwollende Gesinnung des Verfassers sich von nationalen Vorurtheilen nicht leicht befangen läfst. Dieser Gegenstand ist inzwischen durch die neuesten Vorgänge so stark zur Sprache gekommen, dafs wohl jede Seite desselben durch die öffentlichen Verhandlungen hinreichend beleuchtet ist, und wir auf diese lediglich verweisen können.

Noch neun inhaltschwere Jahre bleiben dem Verfasser von seinem Stoffe zu bearbeiten, dem Umfange der Darstellung nach vielleicht der gröfsere Theil seines Werkes. Möge er dasselbe in gleichem Geiste, wie die bisherigen Bände, fortführen und glücklich vollenden! Wir dürfen gestehen, dafs wir unbefangenen Lesern, welche sich den Verlauf jener grofsen, durch die französische Revolution erregten Welterschütterung im übersichtlichen Zusammenhange vergegenwärtigen wollen, kein anderes Buch dieser Art mit so gutem Grunde empfehlen können; den schon befangenen aber, welche bisher nur den französischen, oder den aus französischen Quellen geflossenen deutschen Darstellungen gefolgt sind, ist diese noch dringender zu wünschen, damit die einseitigen Ansichten und Urtheile sich an den gegenseitigen prüfen und ausgleichen. Fast in allen Theilen der Zeitgeschichte sind bei uns noch immer die französischen Vorstellungen und Angaben herrschend, wir folgen ihnen meist unbewufst. Die Ueberlegenheit der Franzosen, erst die der Waffen, dann fortdauernd die der Schrift und Sprache, ihr vereintes Zusammenwirken und zuversichtliches Auftreten in allem, was Frankreichs Ruhm und Bedeutung hervorhebt, hat lange die freien Stimmen der übrigen Welt theils unterdrückt, theils übertäubt. Die Vorstellungen von dem selbstsüchtigen Eigennutz, der nichtsachtenden Herrschgewalt, der treulosen Grausamkeit englischer Staatsleitung, sind noch jetzt geläufig, auch oft solchen Personen, die nicht wissen noch ahnden, dafs sie diese von dem Nationalkonvent und von Napoleon gelernt haben. Eine genauere Kenntnifs, eine gerechte Würdigung, wird vielmehr zugestehen, dafs wenn England in dem grofsen Kampfe, durch Kriegsmuth, leitendes Talent, Volkskraft und Ruhm, nicht geringer dasteht, als Frankreich, es dieses an grofsartiger, mafsvoller, gerechter und selbst edler Politik weit überragt.

Doch wir wenden uns von diesem Gegenstande zu allgemeineren Betrachtungen zurück, die wir in Betreff der Geschichtschreibung schon mehrmals anzudeuten versucht waren. Hier sind einem kurzen Zeit-

Digitized by Google

raum, etwa funfzehn Jahren, europäischer Geschichten fünf starke Bände gewidmet, in welchen ein musterhafter Fleifs und eine gewissenhafte Sorgfalt alles Mögliche zusammengebracht haben, was den Inhalt jenes Geschehenen in seiner wahren Gestalt zu überliefern vermag. Von Einzelnheiten, örtlichen und persönlichen, welche die ächte Lebensfarbe in die Ereignisse bringen, hat der Verfasser in sein Werk so viel aufgenommen, als die Mafsbestimmung des Umfanges nur immer fassen wollte. Hier ist keineswegs eine blofs massenhafte Uebersicht, worin die besondern Gestalten schwinden, im Gegentheil, wir werden auf letztere bestimmt angewiesen. Geleistet ist wirklich in diesem Betreff, was zu leisten möglich war. Allein, wem diese Gestalten schon vertrauter sind, wer in ihrer genauern Kenntnifs das eigenthümlichste Leben, eine unendliche Mannigfaltigkeit neuer Bezüge, Anschauungen und Erklärungen gefunden hat, wird nicht läugnen können, dafs der innere Reichthum, und also auch die volle Bedeutung, welche jener Geschichtszeit angehören, durch dieses Buch nur sehr unvollkommen dargelegt wird, dafs gerade das Beste, das eigentliche Leben, in seinen feinsten Bestandtheilen hier wie durch ein Sieb durchfällt, und nur die grobkörnigen gewonnen werden. Zehn Bände statt der fünf, würden diesen Uebelstand kaum merkbar verändern, ja hundert ihn nicht völlig heben.

Gegenüber dieser ungestümen, und schon nicht zu befriedigenden, Forderung einer umständlichen Ausführlichkeit, stellt sich aber im gröfsten Widerspruch eine andere auf, welche den geschichtlichen Stoff ins Enge gebracht wissen will, und sich auf eben solche Nothwendigkeit stützt, wie jene. Sorgt jene für das rechte Geben, so denkt diese an das mögliche Aufnehmen. In der That, richten wir den Blick auf die Unermefslichkeit des Stoffes, der besonders in neuerer Zeit so mächtig angeschwollen ist und noch anschwillt, bedenken wir die ungeheure Ausdehnung, welche das Feld der Geschichte nicht nur nach aufsen, sondern auch in seinen innern Bezügen gewonnen hat, sehen wir die Geschichtschreibung, welche ehemals auf wenige Bahnen vorherrschender Macht und Bildung, auf einige, gleichsam begünstigte Länder oder Zeiten sich zusammendrängte, nun über den ganzen Erdboden und alle Zeiten sich ausdehnen, alle in früheren Zeiten ungeahndeten Eroberungen der Sprachwissenschaft, der Naturforschung, der Philosophie, der Kunstkenntnifs, mitverarbeiten, und hundert auseinander liegende Bahnen neuer Staaten, Völker, Lebensreihen, zugleich verfolgen soll, erkennen wir, dafs diese Ausdehnung sich in den nächsten Jahrhunderten, wo vielleicht, wie schon Amerika, auch Asien seine bisher stationären Völker wieder in Bewegung setzt, und in den noch ungeschichtlichen und barbarischen Völkern Afrika's der Keim der Geschichte aufgeht, denken wir dazu den fortdauernden, auf jedem Punkte lauten, rastlosen, nie befriedigten Anspruch Europa's: — so müssen wir erschrecken und schwindeln, und den Bankrott der Ueberlieferung für unvermeidlich halten. In einer auf diese Voraussicht begründeten Abrechnung würde eine Behandlung, wie sie Alison seinen beiden Jahrzehnden widmet, nimmermehr zugestanden, sondern auf wenige Hunderttheile herabgesetzt werden.

Auf der einen Seite, für den nämlichen Gegenstand, hundert Bände noch lange nicht genug, auf der andern Seite fünf Bände schon übermäfsig zuviel: wie soll sich der Geschichtschreiber zwischen diesen gleich starken Ansprüchen verhalten, nach welchem Mafsstabe soll das Urtheil über seine Leistungen sich richten?

Das Leben selbst windet sich zwar durch diese Fragen leidlich hin, und löst sie einigermafsen, indem es bald die Ausführlichkeit, bald die Kürze begehrt, und in beiden das Nothdürftige empfängt. Allein Wissenschaft und Kunst müssen zu Hülfe kommen, um durch klares Bewufstsein und deutliche Absicht bestimmter und ergiebiger zu erlangen, was dem ungeordneten und dunklen Streben nur unsicher und karg beschieden ist. Vergönne man hier eine kurze Bemerkung, die zwar nichts Neues sagt, aber eine hier nothwendige Unterscheidung klar vor Augen stellt. Die Geschichtschreibung dient zuvörderst dem Tagesleben nach dessen augenblicklichem, selbstsüchtigen Bedürfnifs; jeder geschlossene Kreis, ganz abgesehen von dem Inhalt, von dem Werth und der Bedeutung für Andre, aus dem alleinigen Grunde, dafs auch hier Leben geathmet, mag Ueberlieferung ansprechen und finden; gönnen wir einer Stadt, einer Landschaft, einer Familie, und so weiter, ihre eigene Geschichtschreibung, möge sich der forschende Fleifs der Angehörigen dem beschränktesten Stoffe zuwenden; wir dürfen diese Arbeiten nicht verwerfen, auch wenn ihr Interesse den gewählten Kreis nirgends überschreitet, ja

Digitized by Google

ihn nicht einmal erfüllt; dergleichen hat mit der Wissenschaft nichts zu thun, und steht und fällt mit dem Leben, dem es sich angehängt. Die Wissenschaft stellt der Geschichtschreibung eine ganz andere Aufgabe. Sie will alles Geschehene als ein Ganzes fassen, und arbeitet überall auf Universalgeschichte hin; jede besondere Geschichte wird ein Beitrag zu jener. Als Philosophie hält sie sich vorzugsweise an die geistige Bedeutung, als Gelehrsamkeit an die äufsern Thatsachen. Dem gelehrten Forschen gilt nicht das Interesse des Nahen, nicht das der Würde oder Schönheit des Stoffes, sondern die Stellung desselben zu dem Ganzen; eine Lücke auszufüllen, eine Dunkelheit aufzuhellen, ist ihr bei den traurigen Byzantinern eben so angelegen, als bei den herrlichen Hohenstaufen, eine Reihe chinesischer Dynastien so wichtig, als Friedrich der Grofse. Auch diesem Geschäft, wie geistlos und ärmlich dasselbe häufig betrieben werde, sei Raum und Freiheit nicht verkümmert! Zu jedem Bau bedarf es vieler Hände, und jedem geringsten Tagewerke gebührt sein Lohn.

Ihre höchste Erscheinung aber hat die Geschichtschreibung als Kunst. Hier vereinen sich alle Interessen und Leistungen, die Bedeutung des Stoffes begegnet dem Lebensantheil, der hier, wie früher an dem Oertlichen und Persönlichen, nur an dem allgemein Menschlichen haftet. Doch ist die Kunst der Geschichtschreibung nicht frei, wie Poesie und Musik, sie ist wesentlich an den Stoff gebunden, und erkennt diesen als ihren Herrn; und mit der Unterordnung ist es noch nicht gethan, sie mufs gar oft freiwillig sich zum Opfer bringen. Die Geschichtschreibung wird also in seltenen Fällen eigentliche Kunstwerke liefern; die vorhandenen Glücksfügungen solchen Gelingens lassen sich schnell aufzählen. Aber das *Streben* dahin ist keiner Geschichtsarbeit zu erlassen, jede ist dieser höhern Richtung fähig, und selbst das Verzichten gehört ihr noch an, sofern es mit Bewufstsein geschieht. In diesem Kunstbestreben liegt allein die Gewähr einer vollständigern und dauernden Aneignung des unermefslichen Gebietes der Geschichte, in ihm allein das aushelfende Mafs für die Auffassung. Da nun alle Geschichtschreibung, auch die weitläufigste, ihrem Wesen nach schon Abkürzung ist, nicht das Geschehene selbst, sondern nur Bilder desselben giebt, so wird die Kunst jetzt hauptsächlich dahin streben müssen, dem ausgedehnten Stoffe vermittelst jener Eigenschaft überlegen zu bleiben, und sie daher aufs äufserste zu steigern. Wir bedürfen neuer Darstellungsarten, die Geschichtschreibung erwartet eine neue Wendung. Ohne vorgreifend bestimmen zu wollen, bis zu welcher Kürze der Formeln oder Einfachheit der Bilder die ungeheuren Massen künftig zu epitomisiren sein dürften, wagen wir nur die Andeutung, dafs die neue und fruchtbare Weise, wie Ranke die Geschichtsquellen, selbst indem er sie reichlicher öffnet, doch nur enger zusammenzieht, uns ein grofser Vorschritt in jener Richtung dünkt.

Schliefslich sei noch hinzugefügt, dafs wir von dieser geforderten Abkürzung einige Ausnahmen vindiciren. Wie in dem Leben des einzelnen Menschen, so auch in dem des ganzen Geschlechts, finden sich besondere Zeitabschnitte, an denen unsere Betrachtung nicht vorübereilt, wo sie vielmehr einkehren, ja wohl gar sich ansiedeln will. Es sind dies nicht grade die Wendepunkte, wohl aber die Licht- und Sammelpunkte, wo eine eigenthümliche Entwickelung zu einer allgemeinen, alle Lebenselemente umfassenden wird. Dieser begünstigten Zeiten treten eigentlich nur vier aus dem langen Verlauf der Geschichte uns entgegen, wobei die Ueberlieferungen der heiligen Schrift, welche ihren eignen, mit keinem andern vergleichbaren Kreis bilden, nicht mitgerechnet sind. In Griechenland ist es die Zeit von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Grofsen herab, und ihr eigentlicher Kern das Zeitalter des Perikles; in Rom die Zeit von Cicero, Cäsar, und Augustus, denen auch noch einige spätere Namen, über ihre Zeitabstände hinaus, naherücken. Das Mittelalter bietet viele kleinere, doch keinen unsrer Reihe ebenmäfsigen Lebenspunkt. Erst in Ludwigs des Vierzehnten Zeit liefert Frankreich einen neuen, der sich bis in unsere Gegenwart herabzieht; und Deutschland hat den seinen in dem neusten, von Friedrich dem Grofsen zu nennenden Zeitalter. Nicht grofse Fürsten, Eroberer und Kriegshelden sind hier bestimmend, auch nicht Philosophen, Dichter und Künstler, sondern *das Zusammensein von ersten Gröfsen aller dieser Arten* in derselben Lebensbewegung, die Kraft und der Reiz, die Wärme und der Reichthum des Antheils, die allseitig eröffnet sind. Auf diese Blüthenzeiten, deren zusammenströmende Bildung uns auch die schönsten, ergiebigsten, für alle Zeiten wichtigsten Urkunden und Zeugnisse zuführt, dürfen wir die abkürzende, zusam-

Digitized by Google

mendrängende Behandlung am letzten verwenden. Hier findet sich die menschliche Betrachtung gleichsam daheim, hier will sie genau und umständlich auch das Kleine wissen, jeden Ort, jede Person kennen, die besondere Ueberlieferungen in ihrer Ursprünglichkeit bewahren und geniefsen, nicht blofs ihre Ergebnisse. Die Rechtfertigung solchen Vorzugs läfst sich als in der Sache begründet nachweisen. Dafs wir bei dieser Austheilung die Gegenwart mitbedacht, dürfte als optische Täuschung der Nähe gelten, doch die Namen Friedrichs des Grofsen und Goethe's verbürgen in voraus, dafs ihr Licht probehaltig auch für jede Ferne sein werde! Vielleicht lassen sich zwanzig bis dreifsig Epochen zweiter Gröfse zwischen jenen ersten auszeichnen; schwerlich mehr; besondere Liebhaberei mag die eine oder die andere stärker hervorziehen, auf einige Schwankungen kommt es dabei nicht an.

Wir ziehen aus dem Vorgelegten nur den Schlufs, dafs die Geschichtschreibung, um ihrer Aufgabe getreu und gewachsen zu sein, mehr als bisher mit Bewufstsein und Kunst zu verfahren habe, dafs sie das Massenhafte zusammendrängen und gestalten, aus dem unendlichen Detail das Bedeutende und Eigenthümliche herausheben müsse, und nur den begünstigten Zeiten und Zuständen, deren Anschauung uns in allen Einzelnheiten wichtig und lieb geworden, diese letztern zu bewahren habe; wie dies denn auch das vorliegende Werk nach seinem Mafse wohl anstrebt, aber nach unsrer Forderung noch nicht genug leistet. —

K. A. Varnhagen von Ense.

XLIV.

***Shakspeare-Almanach. Herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin*, 1836. *Veit und Comp.* 358 S. 8.**

Der Uebersetzer des Rabelais'schen Pantagruel und Gargantua übergiebt dem Publicum mit diesem Almanach eine vortreffliche Uebertragung der Sonette und sonstigen kleinen lyrischen Gedichte Shakspeare's. In den Anmerkungen erhalten wir Nathan Drake's Abhandlung über diese Dichtungen und dessen Leben des Grafen Southampton. Das letztere dient recht eigentlich zum Commentar einer grofsen Anzahl der aus subjectiven Anlässen hervorgegangenen und von persönlichen Bezügen überfüllten Sonette, obschon die deutsche Kritik in diesem Grund und Boden der englischen Commentation nur eine breite und materielle Unterlage zur weitern Speculation findet. Es ist auffallend, wie weit der Geist der englischen Kritik, wofern man ihr Geist zusprechen darf, hinter dem Geiste der nationalen Dichtungen jeder Zeit zurückblieb, während sich in Deutschland, sicherlich wenigstens für den dermaligen Stand der Dinge, ein umgekehrtes Verhältnifs bietet, so dafs sich die Speculation wissenschaftlicher Kritik nach einer dichterischen Production, mit deren Erläuterung sich die Sache der Intelligenz fördern liefse, oft genug vergeblich umsieht. Auch in Bezug auf Shakspeare's Dramen war die deutsche Kritik der englischen weit voraus, wie denn hier Tiecks Leistungen jenseits wie diesseits gleich sehr anerkannt sind. Ueber Shakspeare's Sonette verblieb die englische Gelehrsamkeit noch weit mehr im Groben. Steevens war durchaus der Meinung, sie seien im höchsten Krampfe der Ziererei, Pedanterie, Amphibolie und des Nonsens geschrieben, wie es denn auch in Deutschland mitunter der ephemeren Kritik begegnet, selbst in den ihr fernstehendsten Stoffen, in Goethe, Hegel, den französischen Romantikern oder den Productionen jüngerer deutscher Poeten, immer nur die eigne Pedanterie zu verfolgen und den eignen Nonsens zu wittern. Malone glaubte sich ein Verdienst um die Anerkennung der Shakspeareschen Sonette zu erwerben, wenn er bemerklich machte, dafs die von Steevens gerügten Fehler der Ueberladung und Ziererei auch in den Dramen zu finden seien. Southey stellte ebenfalls den Werth der Sonette sehr niedrig, und Chalmers war in seiner, 1797 erschienenen Apology for the Believers in the Shakspeare Papers, nicht minder auch in dem zwei Jahre darauf edirten Nachtrag, selbst über das Stoffliche der Sonette so sehr in der Irre, dafs er als die Person, an welche dieselben gerichtet und welche lange Zeit eine fragliche war, niemand anders als die Königin Elisabeth nachwies. Erst Alexander Dyce orientirte sich in diesen subjectiv gelegenheitlichen Ergüssen des grofsen Dramatikers auf vernünftige Weise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Shakspeare-Almanach. Herausgegeben von Gottlob Regis.

(Fortsetzung.)

Er äufsert in seinem 1832 erschienenen Memoir, dafs über die Vortrefflichkeit dieser Sonette, ihrer kleinen Entstellungen durch Concetti und Wortspiele ungeachtet, kein Streit sein könne; sie enthielten eine solche Fülle tiefer Gedanken, dafs sie nächst seinen Dramen durchaus die werthvollsten Erzeugnisse seiner Muse seien; mit glänzender und auserlesener Bilderfülle geschmückt, bald erhaben und pathetisch, bald zärtlich und lieblich spielend, ergötzten sie das Ohr durch eben den Wechsel des Rhythmus, der in Bezug auf den bald scherzenden, bald gewichtvoll ernsten, oft auch düstern Inhalt sich geltend macht. „Unsere Sprache" fügt er hinzu, „kann sich keiner Sonette rühmen, die überhaupt werth wären, den Shakspeareschen an die Seite gestellt zu werden, aufser den wenigen, so ernsten, so majestätischen Ergüssen Milton's. — Die englischen Sonette, welche an Verdienst denen Shakspeare's und Milton's zunächst kommen, sind unbezweifelt die von der lebenden Zierde unsrer poetischen Literatur, von Wordsworth." Wir haben nur hinzuzufügen, dafs jene Entstellungen durch Concetti und Wortspiele, wie sich Dyce ausdrückt, nur Fehler einer überlegnen und überströmenden Geistesgröfse sind. Shakspeare's Diction ist nicht verschränkter und verschlungner als der Gang seiner Gedanken, deren skeptische Spürkraft die Dinge nicht selten aller Gewandung entkleidet und in schrecklicher Nacktheit hinstellt. Es liegt in seinen Gedanken eine Grübelei, in seinen Gefühlen eine Wollust, und hieraus ergiebt sich auf der einen Seite das Epigrammatische, auf der andern das Phantastische in seiner Diction. Nicht für sich allein, sondern gleichzeitig mit Gedanken und Gefühl überschweift seine Sprache die Bahnen des Gewöhnlichen. Es ist in Shakspeare eine Geistesgröfse, die sich als absoluter Uebermuth des Geistes geltend macht; hieraus erwächst der Humor seiner Lieblingsfiguren und der Witz seiner Diction. Seine Humoristen gehen mit der Ordnung des Weltgebäudes nicht weniger willkürlich und grausam um als seine Diction mit der Ordnung des gängundgäben Sprachgebäudes. Statt sich Eines Bildes zu bedienen, um an ihm ein Verhältnifs zu veranschaulichen, nimmt er oft deren zwei, drei zu gleicher Zeit, balancirt sie wie auf der Degenspitze, wirft sie durcheinander und bringt Gedanken, Bilder und Worte in ein Labyrinth, an dem er sich selbst weidet. Aus der Skeptik seines Denkens und Fühlens entspringt seine Sylbenstecherei, an der er selbst nicht minder wie seine Humoristen vom Faulcombridge herunter bis zum geringsten clown sein Wohlgefallen hat. Diese Lust an Widersprüchen verläfst ihn sogar nicht, wenn er das tragische Unglück schildert und die am meisten subjectiv gehaltnen Vertreter eines wider ihr Wissen verschuldeten Schicksals, Hamlet und Timon, verlieren sich in eine Grübelei der Hypochondrie, welche sich sachlich und sprachlich an gesuchten Dunkelheiten und Wagnissen der kecksten Art weidet. So liegt denn die phantastische Willkür nicht blos in seinem Scherze, sondern auch in seinem Ernst; was dort Witz ist und Uebermuth üppiger Phantasie, wird hier eine gedankenschwere Skepsis, die sich bis an die äufsersten Pole des Denkvermögens verirrt. Man rüttele und zerre aber nicht eher an der Sprache eines Dichters, ehe man nicht seine Schilderung vom Zustande der Welt bezweifelt und als irrig nachweist. Shakspeare's Sprache läfst sich nur mit seinen Gedanken und Stoffen widerlegen. Ob sie als nicht nachahmenswerth bezeichnet werden müsse, ist eine unnöthige Discussion, denn sie läfst sich nur *mit* seinen Gedanken und Gefühlen wiederholen. Sind nun aber seine Sonette offen-

Digitized by Google

bar Erzeugnisse seiner kleinen Stunden, in denen sich persönliche Bedürfnisse für den Erguſs seiner dichterischen Stimmung erledigten, so mag es allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daſs die Lust an sprachlichen Keckheiten und das beim Dichter schon zur Gewohnheit gewordne Wohlgefallen an Gedanken- und Bilderspielen hier sich lässiger zeigt und gleichsam mehr im Negligée erscheint, während ihn in seinen Dramen die Gröſse des Stoffes nicht blos beflügelt, sondern auch zähmt und den Reiz der Willkür dämpft. In den Dramen wird die Diction von dem Stoffe überwältigt, der Uebermuth, der sich sprachlich Raum verschafft, erschrickt und erstirbt oft vor der Gewalt des Gegenstandes, mit dem er spielen wollte; in den Sonetten dagegen werden kleinere Freuden und Schmerzen laut, und der Muthwille des Genius, der diese zum Ausspruch bringt, erlaubt sich hier ein leichteres Spiel so sprachlich wie metaphorisch. Bei alle dem ist eine nicht geringe Anzahl der Sonette dem Schönsten und Lieblichsten, das sich in Romeo und Julie, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt und den glücklichsten Productionen seiner dramatischen Muse zur Offenbarung bringt, dreist an die Seite zu stellen. Wir nennen nur Sonette 42—47, 62, 117 u. v. a. Was wie müſsige Spielerei aussieht, imponirt doch durch die Feinheit der Erfindung, durch die Keckheit des Einfalls. Die Sprache des Witzes hat auch hier fast durchgängig das Gepräge einer idyllischen Unschuld, die nicht aus Sucht zum Effect, sondern nur aus Uebermuth spitzfindig wird. Der Dichter versteht es, einen riesenhaften Gedanken in das Gewand der Kindlichkeit zu kleiden, so daſs wir vor seiner Schwere und Schärfe nicht erschrecken. Dies ist das ächteste Kennzeichen der Shakspeareschen Diction in ihrer blühendsten Periode, eine Eigenthümlichkeit, die sich auch in den Sonetten vielfach an den Tag stellt und für diese Dichtungen die Zeit ihrer Entstehung bestimmt.

Drake nimmt als die Entstehungszeit der Sonette die Periode von 1592 bis 1609, vom achtundzwanzigsten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre des Dichters an. Ein Festhalten der Zahl ist hier nicht zu gestatten, wohl aber zu erwägen, daſs die Sprache des Gemüths, wie sie in den Sonetten laut wird, nicht füglich vor der angegebenen Zeit sich entwickeln konnte. In der Vorperiode schrieb Shakspeare die streng historischen Stücke mit dem kriegerischen Pathos der Diction und der epischen Entfaltung des Stoffes, den dreitheiligen sechsten Heinrich, den zweitheiligen alten König Johann, Richard III, Titus Andronicus und den Lear, alle drei in ihrer ersten roheren Form. Mit dem Jahre 1592, in welchem er Romeo und Julia dichtete, brach sich eine ganz neue Gemüthswelt Bahn und die Muse des Dichters tritt in die Periode ihres Glückes, welcher die romantischen Komödien und die historischen Lustspiele angehören. Während dieser Zeit erfreute sich Shakspeare als Dichter einer glänzenden Anerkennung und feierte auch als Mensch seine Triumphe. In dem neun Jahre jüngern Grafen Heinrich Southampton war ihm der Liebling erwachsen, der in den Waffen wie in der Liebe ein Held, mit allen Gaben der Grazien ausgestattet, ihm unter den Zeitgenossen als derselbe Inbegriff aller ritterlichen Tugenden erschien, den er unter den vaterländischen Heroen im Prinzen Heinrich von Wales verherrlichte. An den Dichtungen Shakspeare's war der Sinn des Jünglings gereift und so sah der Dichter in dieser Erscheinung, die ihm die Bilder seiner Phantasie verkörperte, eine Frucht seines eignen Geistes. In einem episch lyrischen Gedichte schilderte er ihn einer verführerischen Venus gegenüber als Adonis; mindestens war Shakspeare's Adonis für Southampton, der durch Bande solcher Art gefesselt zu sein schien, ein Bild der Nacheiferung. Diesem Verhältniſs enthoben, wurde Graf Heinrich ein Weiberhasser, und hierauf bezüglich sind die 17 ersten Sonette des Dichters, die dem jugendlichen Freunde das Loos der sterilen Vereinsamung der leiblichen und geistigen Kräfte verleiden sollten. Ton und Sprache dieser Sonette harmoniren mit der Diction in Venus und Adonis und in Romeo und Julia. Bald darauf begann Southamptons Verhältniſs mit Elisabeth Varnon, mit der er gegen den Willen der Königin ein heimliches Ehebündniſs einging. Dieser Schritt führte ihn in die vielfach verschlungnen Lebenskreise des Grafen Essex, dessen Cousine Mistreſs Varnon war. Er folgte dem General nach den Azoren, später nach Irland, allein der Befehl der Königin rief ihn beidemal zurück. Abenteuer am Hofe, Liebeshändel und Duelle häuften sich jetzt nach einander, während Southampton im Parlament mit übermüthiger Eloquenz die Interessen des Volkes vertrat. Endlich stand er mit Essex vor Gericht, der Theilnahme an dessen Insurrectionsplänen beschuldigt. Nur die Fürsprache Cecils

Digitized by Google

schützte ihn vor dem Schicksal, das Essex traf; er safs im Tower bis zur Thronbesteigung Jacobs.

An diesen romantisch modernen Alcibiades ist die Mehrzahl der Shakspeareschen Sonette gerichtet, mit Einschlufs jener schon gedachten 17 ersten, 126 an der Zahl. Southampton war ein in die Wirklichkeit getretenes Bild der Shakspeareschen Muse und der Dichter wurde nicht müde, dem bunten Wechsel dieser glänzenden Erscheinung von der Stille seines bürgerlich engen Lebenswinkels zuzuschauen. In diesen Sonetten waltet der ganze Zauber einer seltnen Freundesliebe, die bald väterlich warnend, bald ganz mitergriffen erscheint von den Jugendgefühlen des Lieblings. An die bange Sorge um das Geschick des Freundes drängt sich dann auch die allgemeine Klage um die Hinfälligkeit der bunten trügerischen Erscheinungswelt und der Schmerz um manches, das dem Dichter bei der äufserlichen Enge seines Lebens versagt geblieben. Wir belauschen hier eben einen grofsen Geist in seinen kleinen Stunden; der gefeiertste Dichter seiner Zeit kränkelt mitunter am Gefühl der Vereinsamung und preist sich glücklich, dafs Southamptons liebendes Mitleid die Wunde wieder schliefst, „die in die Stirn ihm grub des Pöbels Dienst." Jene Hypochondrie aber, die sich später im Hamlet um alle Lebensfreiheit grübelt, und im Timon bis zu einer tragischen Verwilderung des Gemüthes steigt, wird in den Sonetten nur in elegischen Klängen laut und erscheint somit als einfaches Präludium einer tiefsinnigen Melancholie, die den Spätwerken des Dichters eine vorherrschend düstre Färbung gibt. Mit dem Jahre 1603, wo Shakspeare den Hamlet zu jener Gestalt umschuf, in welcher die Tragödie uns überkommen, hört das eigentliche, selbstständige Lustspiel auf. Der Shakspearesche Scherz verliert seine Harmlosigkeit und mit ihr den üppigen Uebermuth, um eine ganze Welt zu umspannen, wie im Kaufmann, Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt; der Humor wird zur schneidenden Ironie, die sich neben die zerstörten Gestalten des tragischen Unglücks hinstellt, um sie contrastirend zu beleuchten. Diese Vertiefung der Weltanschauung verräth in einzelnen dramatischen Figuren der Spätperiode des Dichters eine subjective Verdüsterung, die weit mehr noch in allgemeineren Zuständen der Zeit, als in persönlichen Anlässen ihre Wurzel hatte. Bei dem Umsichgreifen der puritanischen Gesinnung, die später zu einer frommen Barbarei ausartete, fühlte sich der Dichter, der in der Freiheit der englischen Bühne die Freiheit des Geistes begründet sah, in seinem eignen Gesichtskreise beengt; ein blos persönliches Mifsgeschick hätte bei ihm die Grazien und Kinder der heitern Lust eher in Bacchantinnen verwandelt als sie verscheucht. Der Styl in den Dramen der letzten Periode (von 1603 bis 1614 oder 1615) ist das getreue Abbild von der Stimmung des Dichters. Er hat kein Behagen mehr an dem glatten Versbau und der fliefsenden Diction. Seine Wärme wird oft von einer Fieberhitze verdrängt, auf welche Abspannung erfolgt, die Sprache wird von der Gewalt der Leidenschaft durchschüttelt, Härten und Pausen stören den Rhythmus, die fehlende ruhige Schönheit soll durch plötzlich überraschende Keckheit und Wagnisse aller Art ersetzt werden und eine Grübelei der Seele, die über zertrümmerten Welten sitzt und brütet, gefällt sich in gesuchten Dunkelheiten. In dieser Periode entstanden nur sehr wenige von Shakspeare's an den Grafen Southampton gerichteten Sonetten, obschon sie erst nach dem Tode der Königin öffentlich im Druck erschienen. Sie wurden meist zu einer Zeit geschrieben, als den jungen Freund und seine heimlich angetraute Gattin der Zorn der Königin am lebhaftesten verfolgte. Hieraus ergibt sich, warum Jaggard in seiner 1599 erschienenen, unrechtmäfsigen Ausgabe des „Verliebten Pilgers" kein einziges von jenen mit bekannt zu machen wagte; Southampton und Elisabeth Varnon waren damals gefänglich eingezogen. Unter dem Titel: „der verliebte Pilger" blieb aber die kleine Anzahl von 20 Liedern, die einer frühern Zeit angehören, im einmal geschlofsnen Verbande. Es sind Sonette und Lieder in freier Sangesweise, theilweis Vorklänge zu Venus und Adonis, theils Präludien zu Arietten, die einer der vielen gesangslustigen Figuren in den Komödien vom Dichter in den Mund gelegt wurden. Gottlob Regis hat sie ebenfalls im Almanach deutsch mitgetheilt; seine Uebertragung steht in der Mitte zwischen Vofs'scher Worttreue und Schlegels freierer Virtuosität der Sprache. Was Drake von der Entstehung der 17 ersten Southampton-Sonette sagt, die er erst *nach* der Bekanntschaft des Grafen mit seiner nachmaligen Gattin gedichtet wissen will, ist durchaus unbegründet. Sie haben, wie schon bemerkt, das Thema, dem jungen Freunde

Digitized by Google

die aus Ueberdrufs an einer mifsgeleiteten Herzensrichtung entstandne Hinneigung zum Cölibat mit allen Gründen freundschaftlicher Bevormundung zu verleiden.

(Der Beschlufs folgt.)

XLV.

Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft, ein Lehrbuch für akad. Unterricht nebst einer Chrestomathie von Rechtsquellen von Dr. C. F. L. Frhrn. v. Löw. Zürich, 1835.

Der Verf. liefert in voliegender Schrift ein in das Rechtsstudium einleitendes Lehrbuch, eine Encyklopädie, welche vor den übrigen Schriften über diesen Gegenstand die unterscheidende Eigenschaft behauptet, dafs darin der mitzutheilende Stoff auf *populäre* Weise vorgetragen, „sich vom Abstracten und Speculativen möglichst entfernt gehalten und unmittelbar an die gewöhnlichsten im täglichen Leben hervortretenden — Erscheinungen angeschlossen wird." Wir sind zwar weit entfernt Popularität eines Werkes unter die tadelnswerthen Seiten desselben zu zählen, wenn nur vorher feststeht, was man denn eigentlich populäre Haltung nennt. Versteht man nämlich darunter einen Vortrag, der so eingerichtet ist, dafs der zu entwickelnde Gedanke, Begriff, mit Entfernung des hindernden Mediums einer von der gewöhnlichen Mittheilungsweise abweichenden speculativen Sprache, von Jedermann, nicht blos Fachmännern aufgefafst werden kann, so ist der Schriftsteller, der in dieser Sprachweise schreibt, keineswegs zu tadeln, denn am Materiellen geht nichts verloren, die Form bleibt aber immer ein untergeordnetes Moment. Wird aber der Ausdruck Popularität auf das Materielle übergetragen, und enthält ein populärer Vortrag blos populäre, d. h. solche Gedanken und Begriffe, welche auch ohne grofse wissenschaftliche Kenntnifs, ohne die durch fortgesetztes Studium sich zu eigen zu machende speculative Richtung von Jedermann, der nur so zu sagen gesunden Menschenverstand in Verbindung mit etwas specielleren Fachkenntnissen besitzt, so gibt es für die studirende Jugend nichts nachtheiliger Wirkendes, als ein in solcher Haltung geschriebenes Einleitungsbuch, weil hierdurch der jugendliche Geist von vornherein gleich an eine triviale Auffassungsmethode von wissenschaftlichen Principien gewöhnt wird, wenn nicht anders sein vorhergehendes Studium der Humanioren und gehörter philosophischer Collegien ihm ein Palladium wird, das ihm Schutz gewährt. Vorliegende Schrift wagen wir zwar keineswegs unter diejenigen popularen Schriften zu rechnen, welche wir zuletzt bezeichnet haben, indessen können wir doch nicht umhin, in starken Zweifel zu ziehen, ob der Verf. wirklich sich das von ihm selbst hervorgehobene grofse Verdienst um die studirende Jugend durch diese Lehrmethode erworben hat. Wir sind der Ueberzeugung, dafs ein junger Mann von 18—20 Jahren nach vollendeten Humanioren und philosophischem Cursus, wenn er nicht fähig ist, die Entwicklung von Rechtsbegriffen in einer nicht so ganz populären Weise zu fassen, lieber die erste beste Werkstatt aufsuchen soll, um ein Handwerk zu lernen, als vor der ihm ewig verschlossen bleibenden Thüre der Rechtswissenschaft zeitlebens zu gähnen.

Zum Beweise für die Unzureichbarkeit genannter populärer Lehrmethode, statt vieler, nur ein Beispiel. Nichts verursacht jungen Leuten, wie der Verf. selber sich äufsert, beim Beginn des Rechtsstudiums so grofse Schwierigkeit, als eine klare Anschauung vom Wesen und Bedeutung des Rechts zu gewinnen. Diese Schwierigkeit zu heben, schien ihm die wichtigste Aufgabe, deren Lösung aber nur auf dem bezeichneten (populären) Wege möglich war. Hören wir, wie ein Begrift von Recht S. 2 gegeben wird.

„Neben einander wohnende Menschen werden durch in der „menschlichen Natur liegende sinnliche und geistige Bedürfnisse „stets zu einem geselligen Verkehr hingezogen. Bei diesem „Verkehr aber geschieht es öfter, dafs einzelne die äufseren Gü„ter Anderer verletzen (— von Gütern und Verletzen derselben „kann doch wohl erst nach eingetretenem Staatsleben die Rede „sein, wo die rechtlichen Beziehungen von Individuen zu den „Sachen geordnet und über diese Ordnung der Rechtsschutz hin „verbreitet ist, und sie nicht ungestraft verletzen läfst). — Um „nun solche Verletzungen möglichst zu verhüten, wird häufig „eine Anzahl neben einander lebender Menschen in der Art zu „einem Ganzen vereinigt, dafs sie alle Vorschriften für ihr Han„deln anerkennen (also Defensionsmaxime — wer sind denn nun „die Offendenten?), zu deren Beobachtung sie durch eigens an„geordnete physische Zwangsmittel genöthigt werden können. „Einen Verein dieser Art — nennt man Staat; den Inbegriff „der Vorschriften, welche in demselben als erzwingbar aner„kannt sind, *Recht*."

Hier hat also nun der angehende Jurist auf einem bisher unbekannten Wege einen deutlichen und vollständigen, durch keine Abstraction und Speculation getrübten Begriff von Recht erhalten. Er mag ihn als reiches Zehrgeld für seine ganze künftige juristische Pilgerschaft aufbewahren. —

Ehe wir von diesem Theile des Buches Abschied nehmen, müssen wir noch freimüthig das Bekenntnifs ablegen, nach vielem Andern, trotz der populären oder auch wegen der zu popularen Haltung nicht recht eigentlich begriffen zu haben, was der Vf. S. 41 §. 15. unter geistlichem Rechte verstanden wissen will. Doch wir wenden uns hiervon ab, und berühren den Abschnitt, welcher von den Quellen der Rechtswissenschaft handelt, und die §. 17—56. S. 45—161 umfafst. Diese Partie entspricht vollkommen allen Erwartungen, läfst nichts zum Wünschen übrig, und gewinnt durch Aufnahme des französischen Rechts unter die recipirten Rechtsquellen noch mehr an Vollständigkeit. Die studirende Jugend wird aus dem fleifsigen Lesen derselben nur Gewinn ziehen, so wie sie auch durch das Studium der angehängten Chrestomathie ihre Kenntnifssphäre nicht anders, als höchst vortheilhaft erweitern kann, und wir nehmen keinen Anstand, demjenigen über diesen Abschnitt und seine Zweckmäfsigkeit durchaus mit Vergnügen beizustimmen, was der Verf. hierüber Seite VII der Vorrede selbst anführt.

Hunger.

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Shakspeare-Almanach. Herausgegeben von Gottlob Regis.

(Schlufs.)

Im Jahre 1593 widmete ihm der Dichter jenes lyrisch-epische Gedicht, in welchem wir das Porträt eines Adonis-Southampton finden. Gleich nach Abwerfung der Bande, die ihn leiblich wie geistig gefesselt, stellte sich Apathie und Widerwille gegen die Lust am vergnüglichen Leben ein, eine Stimmung, gegen welche die 17 Sonette reichhaltige Remedia bieten. Dieser Hang zur einsiedlerischen Entsagung war auch nicht von längerer Dauer als der Dichter Zeit zur Abfassung von 17 Sonetten brauchte, denn schon im Jahre 1594 begann Southamptons Bekanntschaft mit Elisabeth Varnon. Die andern nachfolgenden Southampton-Sonette, noch 109 aufser jenen, lassen sich nun in Bezug auf die Zeit ihrer Entstehung nicht weiter genau verfolgen, nur soviel mag sich aus der Gemüthsstimmung, in welcher Shakspeare's spätere Tragödien gedichtet wurden, füglich abnehmen, dafs sie nicht weit über den Hamlet hinausreichen und Drake's Abschlufsjahr, das er mit 1609 angibt, jedenfalls einen äufsersten Zeitraum ansetzt. Dagegen dürfte nicht in Abrede gebracht werden, dafs eine andere Reihe von 28 an ein unbekanntes weibliches Wesen gerichteten Sonetten dieser Spätzeit anheimzustellen sind. Die Prüderie hat bei der Lectüre dieser Gedichte einiges Händehalten und Kopfschütteln nöthig. Bei alle dem ist die epigrammatische Kraft, womit hier die abgestandnen Gefühle einer momentanen Sinnverirrung zur Sprache gebracht werden, nicht niedrig anzuschlagen. Unruhe, Widerwille, witzige Verzweiflung und die ganze Qual des bei den Forderungen der Sinne unbefriedigt gebliebenen Geistes sind nirgends wieder als in dieser lyrischen Beichte so grofsartig abgezeichnet und als ein Denkmal der kleinen Stunden eines grofsen Menschen hingestellt. Der gealterte Dichter, dem bekanntlich das Unglück einer mifsgerathenen Ehe schon frühzeitig in der Blüthe der ersten unbewachten Jugend ein Gefühl der Erbitterung aufgenöthigt, sieht sich hier in den Banden eines weiblichen Wesens, dem er eben soviel Huldigungen als stechende Blasphemieen in witzigen Reimen darbringt. Wer die unbekannte Schöne gewesen, die Shakspeare so satyrisch und mit soviel offenbarer Selbstverletzung preist, und von der er sich abwendet, ohne die Macht des Anreizes zu überwinden, kann nicht füglich noch Sache der Untersuchung sein; merkwürdig ist nur, dafs auch Southampton in die Netze dieser zweideutigen Schönheit gleichzeitig verstrickt gewesen zu sein scheint, wie unter anderen das 133ste Sonett verräth. Dafs ein solcher unerquicklicher Liebeshandel zum lyrischen Ergufs anreizte, ist weniger auffällig, wenn man diese Shakspeareschen Sonette als erotische Epigramme betrachtet, zu denen das Sonett als zeitgemäfse geläufige Form gewählt wurde, und bei aller satyrischen Scharfzüngigkeit, die sich hier Luft macht, ist doch zugleich auch viel elegische Empfindsamkeit bemerklich, die freilich bei solchem Widerstreit mit dem erregenden Gegenstande keinen wohlthuenden Eindruck zurückläfst. Nehmen wir alles zu allem, so dürften sich diese lyrischen Mifstöne als gleichzeitig ansehen lassen mit der Stimmung oder Verstimmung, der ein Timon und manche ungedämpften, schreienden Disharmonieen in den spätern Tragödien des Dichters das Dasein verdanken. Die bunten Farben einer leichten, spielerischen Erscheinungswelt erblichen hier vor der sarkastischen Skeptik des Gedankens, der sich vor der herandrohenden Gewalt eines verdüsterten Zeitgeistes selbst verfinsterte. Vor dem Licht des Protestantismus hatten sich Shakspeare's Schwingen entfaltet; vor dem Andrange der frommen Barbarei des Puritanerthums mufsten die Musen

Digitized by Google

ihre Lust an der Unschuld einer heitern Erscheinungswelt verlieren.

Aufser dem bereits angeregten Inhalt finden wir im Shakspeare-Almanach noch einige Scenen aus Thomas Middleton's Mayor von Quinborough, die bei ihrer Verwandtschaft mit Shakspeareschem Humor der Vermuthung Raum gaben, sie seien von Shakspeare's eigner Feder. Namentlich erinnert die eine Figur, Simon der Lohgerber, an den Demagogen Hans Cade in Heinrich VI. Th. 2. und an den Dorfrichter Dogberry in Viel Lärmen um nichts. Durch Mittheilungen solcher Art wird der Kenntnifs der englischen Bühne auf sehr wünschenswerthe Weise die weitre nöthige Ausdehnung verschafft, wie denn auch die Fortsetzung des Almanachs zu hoffen steht.

F. G. Kühne.

XLVI.

Theophilus, gedicht der XIV' eeuw, gevolgd door drie andere gedichten van het zelfde tydrak, uitgegeven Door Ph. B. (Bls. XXIII. 114). Gent, 1836. *D. Duvivier.* 8.

Wer am Rhein und in den Niederlanden reisend aufmerksam die Sprechweisen des Volkes beobachtet, wird in ihnen noch die alten Sprachgrenzen politisch längst verwischter Volksstämme finden. Den plattdeutschen Mundarten gehören drei grofse Stämme an: die Sachsen, die Friesen und die Franken. Von den sächsischen Dialecten reicht nur der westphälische in die Nähe des Rheines, und trägt hie und da dazu bei Uebergangsdialecte zu bilden, wie im Bergischen. Die friesischen Mundarten haben nur in den Sprechweisen der nördlichsten Provinzen der vereinigten Niederlande geherrscht, und ihr Einflufs ist da noch ganz deutlich überall erkennbar; so dafs also die Grenze der ripuarischen und salischen Franken gegen Westphalen und Friesen sich noch heute fast mit topographisch genauer Uebereinstimmung angeben läfst. Allein auch die Grenzen der Ripuarier und Salier sind bis auf den heutigen Tag genau in den Volksdialecten erkennbar, denn von der Duffel rheinaufwärts bis über Cöln, und dann die Mosel herauf nach Trier und nach Lützelburg hin herrscht bis nahe an die Maasgegenden ein Dialect, dessen ausgebildetste zuweilen auch, namentlich im Mittelalter, zu schriftlichen Aufzeichnungen verwendete Nuance die Cölner Sprechweise ist, und in welcher wir das im Munde des Volkes (freilich unter bedeutenden Einflüssen der hochdeutschen Sprache) fortgebildete ripuarische Plattdeutsch in mancherlei Brechungen zu erkennen haben. Im Westen dieser und im Südwesten der friesischen Sprachgrenze gehört alles, was auf dem Festlande noch mit deutschen Zungen redet, dem salisch-fränkischen Plattdeutsch an, welches sich wieder in zwei Mundarten theilt, in das holländische und in das flämische Idiom.

Wie auf den westphälischen Theil der sächsischen Mundarten, so auf den holländischen Theil der salischen hat das Friesische gewirkt, und namentlich eine Aussprache hervorgebracht, die diese Mundart einem deutschen Ohre sehr entfremdet, während das Flämische einem, nur überhaupt an plattdeutsche Formen gewöhnten, deutschen Ohre heimischer und deutscher klingt als das vocalische, die Consonanten so oft verschleifende ripuarische Platt. Noch von einer anderen Seite her ist das holländische Salfränkisch dem Deutschen entfremdeter worden, als das Flämische. Vom sechzehnten bis tief in das achtzehnte Jahrhundert waren die alten Classiker die Muster des holländischen schriftlichen Ausdrucks, welcher deshalb sich in der Regel in weit bewufsterer Künstlichkeit bewegt als der deutsche, und auch darin ganz das Gepräge des Volkes trägt, was sich in derselben Zeit mehr und mehr von seiner nationalen Wurzel losrifs und auf den einfachen, aus der Reformationszeit her gangbaren Bildungsfundamenten classischer Belesenheit und christlich-orthodoxer Beredsamkeit eine particulare Ausbildung seines nationalen Daseins vornahm. Die Redekünste des classischen Alterthums haben aufser den Holländern nur noch auf Eine, freilich von den Holländern sehr verschiedene, europäische Nation einen ähnlichen Einflufs geübt, als sie im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte vorzugsweise gepflegt wurden, das ist die polnische; und selbst darin haben sich dann die Polen den Holländern einigermafsen ähnlich verhalten, dafs sie, als ihnen dies rhetorisirende, kunstreiche Periodenwesen selbst nicht mehr genug that, sich zu französischen Mustern hinwendeten.

Genug! das Holländische hat sich so ausgebildet, die ganze Litteratur bei den Nordniederländern hat einen solchen Gang genommen, dafs zwischen ihnen und den salfränkischen Schriftwerken des Mittelalters

Digitized by Google

eine Kluft nicht so sehr der Sprache (denn das Flämische ist in der That nur dialectisch von dem Holländischen verschieden) als der Gesinnung nach getreten ist, und man sich also weder darüber zu verwundern hat, dafs ein Deutscher (Hoffmann aus Fallersleben) den Holländern zuerst ihre Volkslieder gesammelt hat, noch darüber, dafs sie mit einer Verachtung, die das vollkommenste Zeugnifs ihres Nichteingehenkönnens ablegt, auf fast alle mittelniederländische Gedichte herabsehen. Hoffmann hat schon in der Einleitung zu seiner schönen Ausgabe von Floris ende Blancefloer Witsen-Geysbeek's einseitig verschmähendes Urtheil eben dieses Gedichtes angeführt; allein dies Urtheil ist nur Repräsentant einer in Holland fast allgemein verbreiteten Ansicht von diesen Dingen.

Unter solchen Umständen ist es ein Glück, dafs in dem gröfsten Theile Belgiens in der flämischen Sprache der salfränkische Dialect sich ganz selbst überlassen und von den Einflüssen der protestantischen Kanzelberedtsamkeit und classischer Diction unberührt gewissermafsen nur als platter Volksdialect geblieben ist; denn bei dieser Art Dasein hat sich der alte naivdeutsche Sinn reiner erhalten, und die Belgier sind nun (wie ihr Land in einer Reihe schöner Kirchen-Burgen- Rathhausbauten, ja in ganzen Städten, die noch ein mittelalterliches Gesicht tragen, die Einwohner den früheren, vor der Reformation gelegenen Jahrhunderten vertraulicher macht) auch sonst die besten Mittelsmänner zwischen der vor der Reformation gelegenen Zeit und der neuniederländischen Bildung. Die Holländer selbst werden sich der von Belgien her in dieser Hinsicht geübten Einflüsse mit der Zeit nicht erwehren können.

In den letzten Jahren sind in Belgien eine ganze Anzahl der ausgezeichnetsten historischen und litterarischen Leistungen, die sich auf das Mittelalter beziehen, zu Tage kommen, von denen wir die bedeutendsten in später folgenden Artikeln zu besprechen gedenken, während wir vor der Hand nur diese kleinere Publication anzeigen, deren Inhalt allerdings nur in sprachlicher Hinsicht Bedeutung hat, aber doch ein Zeugnifs ablegt von dem in Belgien mächtig erwachten Interesse an der mittelalterlichen Litteratur des Landes.

Das erste und gröfste der in diesem Bande enthaltenen Gedichte: *Theophilus* wird mit der deutschen Faustsage in Verbindung gebracht, dabei aber gerade das geistig Charakteristische dieser letzteren übersehen; denn der Theophilus ist nur ein braver Mann, dem's bei seiner Bravheit schlecht geht, der sich deshalb dem Teufel ergiebt, und der am Ende doch durch die Jungfrau Maria Gelegenheit findet, seinen Krallen wieder zu entkommen. Poetischen Werth hat das Gedicht nur wenig. Was in litterarischer Hinsicht zu bemerken war, ist in der Einleitung zusammengestellt. Das zweite Gedicht: van der zielen ende van den lichame enthält einen Streit einer Seele mit dem Leibe nach dem Tode, worin erstere dem letzteren alle ihre Schuld aufbürden will; dieser sie aber zurückgiebt. Der poetische Werth kann nicht grofs sein, und der philosophische ist's nicht. Das dritte Gedicht (van der feesten, een proper dinc) enthält den Unterricht über die Liebe, den ein Junker einem Fräulein, was er bei einem Feste trifft, ertheilt. Dies Gedicht hat nicht die lüderliche Teinture, der wir bei einem mittelhochdeutschen Gedicht ähnlichen Inhaltes begegnen. Die eingeflochtene Theorie von den Temperamenten und ihrer Wirksamkeit in Liebesverhältnissen ist sehr wunderbar. Das letzte Gedicht (de maghet van Ghend) wahrscheinlich von Baudewyn van der Loren ist eine Allegorie auf die Verhältnisse der Stadt Gent zu ihrem Grafen.

Die Wichtigkeit dieser Mittheilungen besteht, wie sich aus dieser Aufzählung ergiebt, allein in der Vermehrung des mittelniederländischen Sprachmaterials in den Händen aller derer, die sich für solche Studien interessiren. Was unsere Gedichte hie und da in den Formen wichtigeres bieten, versparen wir lieber auf eine spätere Anzeige einiger auf die fränkischen Dialecte sich beziehenden sprachwissenschaftlichen Erscheinungen, und machen hier nur auf eine Reihe von mittelniederländischen Worten aufmerksam, welche, zum Theil auch noch in der holländischen Schriftsprache vorhanden, auf das Deutlichste an nahe Verwandtschaft mit den sächsischen Dialecten in der früheren Zeit erinnern und den Beweis führen, dafs fränkische und sächsische platte Dialecte sich von jeher sehr nahe und verwandt waren.

Das angelsächsische eádmôdelîc findet sich wieder in oetmoedelik (holl. ootmoediglyk); das angelsächsische teóhan (arguere) in toeghen (verschieden von: toghen d. i. das holl. toonen); das angelsächsi-

Digitized by Google

sche pinsjan in pensen; das angelsächsische spanan in spaenen (spoen); das angelsächsische derjan in deeren; mêtan in moeten; snëome in snieme; faeringa in varinghe; fremjan in vramen u. s. w.

Heinrich Leo.

XLVII.

1) *Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen, von Emil Rautenbach. Darmstadt,* 1835. *Eine Brochüre in kl.* 8. 122 *S.*

2) *Die chinesische Sprache, in ihren Rechten als Sprache dargestellt, von demselben. Ebendaselbst,* 1835. *Eine Brochüre in kl.* 8. 64 *S.*

Der Vf. dieser beiden Schriftchen sagt in der Vorrede zu dem ersteren, dafs es in unserer Zeit, die gar mancherlei Sprachen in den Kranz der Erziehungs-Gegenstände einflechte, auch einmal Noth thue, darüber ins Reine zu kommen, *welche* Sprachen und in welcher *Reihenfolge* dieselben in den Kreis des Lernens gezogen werden sollen, indem eine gut getroffene *Wahl* und *Folge* zur wahren Bildung des jungen Geistes unbegreiflich schnell wirken könne. Um nun auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, wollte er „in *einem* Artikel *im Allgemeinen die Nationale* der Sprachen," und ihre Aenderung oder Neugestaltung durch vielerlei Einflüsse; in einem anderen aber die meisten Sprachen Europa's in ihrem Charakter theils früherer Zeit, theils *wie er sich aus derselben* bis jetzt *erstaltet* hat" besprechen.

Der erste Artikel (S. 1—34) giebt eine Uebersicht der historischen Revolutionen, welche auf die indo-germanischen Sprachen, sofern sie Europa angehören, eingewirkt, und macht auf die progressive geistige Verknüpfung und Annäherung der Völker Europa's aufmerksam. Europa sucht sich geistig immer mehr zu *einen*, welche Tendenz in irgend einer fernen Zukunft die Wirkung haben kann, dafs alle Sprachen unseres Erdtheils in intellectueller Hinsicht etwa nur wie Dialekte, und die Länder selbst nur wie eben so viele Provinzen eines und desselben grofsen Reiches zu einander sich verhalten. Einstweilen hält es der Verf. jedoch für gerathen, dafs jedes Volk seine jetzige wahre Nationalität kraftvoll und lebendig fortführe, und giebt einige Winke darüber, wie man durch das Studium und die geistige Aneignung fremder Sprachen am Wohlthätigsten auf seine Muttersprache zurückwirken könne.

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen; denn es herrscht in der ganzen Entwicklungs-Art des Verfs. so viel Verworrenheit und Mangel an Concentration, dafs es schlechterdings unmöglich ist, den besonderen Gang seiner Ideen anzugeben. Sein Stil ist aufserdem schleppend, unbehülflich, und die Menge neu geschmiedeter Wörter sehr unangenehm berührend. Der Verf. hätte vor Allem dahin trachten sollen, des *Gegebenen* in seiner Muttersprache Meister zu werden; und gewifs würde er dann erkannt haben, dafs man, um originell zu schreiben, keiner *monstra dictionis*, wie *ergeisten*, *erstalten*, *durchwohnen*, *Geistheit*, *das nach und nachige*, *es nothwendigt*, das *Nichtmehrerkennenkönnen* u. s. w. benöthigt ist. Schätzung verdient aber die vielseitige sprachliche Bildung und vor Allem das ernste Streben des Verfs., welches in seiner ganzen Schrift sich kund thut, obschon mehrere ihm eigenthümliche Paradoxen schwerlich haltbar sein dürften.

Der zweite Artikel charakterisirt zwar die Sprachen Europa's insbesondere, und trägt insofern das Gepräge eines praktischen Theils; aber die zum Grunde liegende Theorie ist erst am Eingang dieses zweiten Artikels vollständiger dargelegt. Der Verf. theilt die in der neuesten Zeit herrschend gewordene Ansicht von dem allmähligen Ersterben des Organismus in den Sprachen des indo-germanischen Stammes, von welchen die alte Sanskrit-Sprache das lebensvolle Bewufstsein ihrer ganzen Structur am Durchgreifendsten bewahrt hat. Man würde jedoch sehr fehlgreifen, wenn man glaubte, Herr Rautenbach werde nun das Sanskrit als Repräsentanten wahrer sprachlicher Vollendung darstellen — Nimmermehr! das Lob, welches er dieser Sprache spendet, gebührt ihr nur in Beziehung auf *ihren Stamm*, wogegen sie selber in gewissem Betrachte unorganisch oder *halb lebendig* wird, wenn man sie mit den sogenannten *einsilbigen* Sprachen (namentlich der *chinesischen*) vergleicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

1) *Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen, von Emil Rautenbach.*

2) *Die chinesische Sprache, in ihren Rechten als Sprache dargestellt, von demselben.*

(Fortsetzung).

Der Verf. sucht diese originelle Ansicht in einer sehr langen *Anmerkung* auf der 37sten Seite zu begründen. Er sagt hier, man fühle sich *gedrungen* (!), anzunehmen, dafs die Sprache der ersten Menschen der Anforderung einer Sprache ganz entsprochen habe, und ein *Abbild* der *Sprache Jehova's* gewesen sei, auf dessen *Sprechen* ein *Werden* folgte. „In einer solchen Sprache (meint der Verf.) findet sich für jedes in sich Eins Ausmachende (Begriff) auch dieses in dem Ausdruck wieder als *Eins*; in derselben ist, was wir *Bild* nennen, von dem Wahren nicht so getrennt, weil es eigentlich als *dasselbe* sich zeigt; alle Bezüglichkeit drückt sich als lebendig gedacht und von dem Hörenden verstanden, in *seiner* (?) *natürlichen Folge* und *seinem Zusammentreten aus.* Als aber mit dem *nachundnachigen* Erkalten dieses *innern Lebens* mit dem *äufsern*, wie es *nach dem Falle* (?) und dem daraus nothwendig folgenden irdischen Sterben Statt finden mufste, *dasselbe* auch mit der *Sprache* vorgehen mufste, so fühlte der noch *halbes Leben* in sich fühlende Mensch das Fremde in der ihm ererbten Sprache, und strebte dann, eine seinem nunmehrigen Leben anpassendere Sprache aus der überkommenen zu bilden. Vermöge seines neuen *halb lebendigen* Zustandes kommt anstatt des früheren *ganzen* Gefühls ein Theil seines gewordenen (scheidenden) Verstandesvermögens zu jenem: Begriffe, die früher als Eins dastanden, sind jetzt mehr in ihren Theilen (Merkmalen) geschieden, Bilder und Nichtbilder, Körper und Geist treten aus ihrem Freundschafts-Verhältnisse mehr oder minder heraus; die *Relationen* erkennen *sich* (!) nur noch an ihrer *Aeufserlichkeit.*" Nun meint der Verf. weiter, zur Zeit dieses mehr *entlebten* geistigen Zustandes seien die Menschen nicht mehr *so* Eins gewesen, wie bei ihrer *Schaffung*; denn man könne diese *sogenannte Neubelebung* wohl füglich in die Zeit der über Asien allgemein verbreiteten *Flut* (?) setzen, als die auf einzelne Gebirge Geretteten verschiedne Sprachklassen in ihrem Schofse bildeten. Diejenigen Sprachen, welche man gewöhnlich die *einsilbigen* nennt, sollen das *Leben* der Ursprache noch am Meisten anerkennen, weil hier Bedeutung und Beziehung noch nicht durch sogenanntes organisches Ineinanderwachsen geschieden sind.

Die vollkommene *Subjectivität* dieses Raisonnement's ist Jedem einleuchtend, und man mufs gestehen, dafs der Verf. in dem *Sündenfalle* des ersten Menschenpaares einen würdigen Pfeiler seines mit dem Dache angefangenen Baues gefunden hat. Es kann hier nicht unser Zweck sein, auf Mythen-Kritik einzugehen. Wir fragen daher den Verf. nur 1) womit er denn logisch *beweisen* will, dafs ächte Lebensfülle einer Sprache mit der Arbeit des *Verstandes* unvereinbar sei? 2) Womit er ferner zu beweisen gedenkt, dafs man in dem Prozesse der grammatischen Anbildung eben nichts weiter zu suchen habe, als eine Thätigkeit des nüchternen *Verstandes?*

Die *Bezüglichkeit* ist ursprünglich lebendig *gedacht* worden — zugegeben! Wer kann aber mit Grund behaupten, dafs sie nicht mehr lebendig *erkennbar sei?* Die selbständigen Urbedeutungen der grammatischen Formen schimmern aus dem Nebel der Vorzeit noch deutlich zu uns herüber, oder sie sind höchstens durch einen *anderen Lebensprozefs*, die *Anbildung*, welche euphonische Lautwechsel herbeiführte, getrübt und unkenntlich gemacht. Vermissen wir aber auch in den anbildenden Sprachen öfter das *Transparente* — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — der *chinesischen*

Digitized by Google

Sprache; lassen sich gleich die getrennt gebliebenen Beziehungs-Wörter der letzteren gröfstentheils *) leichter auf ihre respective Grundbedeutung zurückführen: so entschädigt uns in den anbildenden Sprachen der weit überlegene Reichthum an grammatischer Bezeichnung, die Feinheit der Abschattungen, die Harmonie der Laut-Verhältnisse. Wir sehen hier den klaren sondernden Verstand mit der schaffenden, umbildenden, verschmelzenden Phantasie im Bunde wirkend. Wo der sprachbildende Menschengeist wahrhaft schöpferisch ist, leiht er auch Allem, bis in die feinsten Beziehungen hinab, seine bedeutsamen Laute; und ist der Lautsinn so mächtig geworden, dafs er hin und wieder verdunkelt und etwa nur dem scharfsinnigen Forscher zur Anschauung bringt, was in irgend einer Vorzeit von Jedem geschaut werden konnte: so dauert wenigstens das lebensvolle *Erkennen* solcher Bildungs-Zusätze fort, wie uns die wunderbare Consequenz in ihrem Gebrauche zeigt.

Vom Standpunkte des Organismus betrachtet, ist die chinesische Sprache ein in sich verschlossen gebliebenes Samenkorn — die Sanskrit-Sprache, eine gewordene Pflanze, an der jedes Blüthenblättchen seinen Antheil von dem Safte hat, der das Ganze durchdringt. Der Verf. selbst läugnet nicht, dafs jede Nation ihr eigenthümliches intellectuelles Gepräge in ihrer Sprache wiedergebe. Hat er nun dieser Annahme in seiner Classification der Sprachen nicht stillschweigend wieder entsagt, so begreifen wir nicht, wie er das von ihm sogenannte *Lebebare*, den *par excellence geistvollen* Charakter des Chinesischen, und auf der anderen Seite die *halbe* Lebendigkeit des Sanskrit u. s. w. mit dem respectiven geistigen Sein der verschiednen Nationen in Harmonie bringen will. Zwei der phantasiereichsten, *lebensvollsten* Völker des Alterthums — die *Hindu's* und die *Griechen* — hätten also dem *Organe* ihres innern Lebens nur halbe Lebendigkeit zugetheilt? Da könnte man beinahe sagen, die Idiome der Völker diesseit und jenseit des Ganges stünden zu den Völkern selbst in umgekehrtem Verhältnifs! Der Chinese ist ja gerade in jeder Beziehung Repräsentant des kühlen, zersetzenden, raffinirenden Verstandeslebens, von schaffender Phantasie entblöfst — ein *Utilitarier*, ohne lebendigen Sinn oder Begeisterung für das einfach Edle und Grofsartige in den Künsten, und im Besitze der dürrsten National-Religion, die man sich denken kann. Der Hindu zeigt uns in seinem ganzen Sein und Wirken das gerade Gegentheil! Sollte das ganze vollere Leben seines moralischen Antipoden in die *Sprache* sich geflüchtet haben?

Der Verf. charakterisirt ferner die Welttheile nach Elementen und Graden der Temperatur, und macht davon eine Anwendung auf die verschiednen Sprachen-Systeme. *Europa* ist ihm der Uebergang von dem *Sonnen-* oder *Glut-Reiche* (d. h. Asien) zum *Reiche des Wassers*; folglich haben wir noch etwas Glut mit Wasser versetzt, während in *Amerika* nur *Wasser*, und nichts Anderes regiert. Asien ist daher vorzugsweise der *Gefühls*-Erdtheil, wie Amerika die Region „wo nur der Verstand seine schweren irdischen Flügel hebt" *). Wenn nun die allbelebende Sonne das Wasser-Element in Asien am Wirksamsten fesselt und bändigt, so sollte man doch denken, dieser Typus müsse in *China* (ob der Verwandtschaft von Klima und Sprache) noch eminenter ausgeprägt sein, als in Ostindien selbst. Hat aber Hr. R. nie gehört oder gelesen, dafs gerade die *Blume der Mitte* von einer erstaunlichen Menge *Wasser* getränkt wird, und wie sauer es den Chinesen schon in der Vorzeit geworden ist, gegen die zerstörenden Fluten des Hoang-ho sich zu behaupten? Ist ihm die wahre Heimat chinesischer Cultur-Blüthe unbekannt, jene merkwürdige oceanische Landstrecke mit ihren ungezählten Flüssen und Flüfschen, Seen und Kanälen — jene Landstrecke des Reisbaus, der Fischerei und Entenzucht, wo viele Tausende von Menschenheerden und Viehheerden auf lauter Auen und zum Theil auf schwimmenden Inseln sich herumtreiben? Ein Wasser-Terrain von solcher Ausdehnung hat unser Europa nicht aufzuweisen: sein Miniatur-Bild wäre etwa das nicht allzu leicht beschwingte *Holland*.

Will man also die Glut- und Fluten-Theorie als artiges Gleichnifs nicht aufgeben, so sage man lieber: China ist *Asiens Wasserland*, oder in gewissem Betrachte *Asiens Europa*. Dieser Vergleich pafst nur

*) Keineswegs Alle! die selbständige Urbedeutung mancher chinesischen Partikel wird vielleicht immer ein Räthsel bleiben.

*) Es bedarf kaum der Erinnerung, dafs gerade in den amerikanischen Sprachen Bild und Begriff mehr, als in irgend einer anderen Sprachen-Klasse zusammenfliefsen.

Digitized by Google

insofern auf die *Sprachen*, als im chinesischen, wie in den meisten Sprachen des neueren Europa, der analysirende *Verstand* vorwiegt — auf die Nation pafst er beinahe unbedingt; denn gerade in jenem östlichsten Ostreiche finden wir ja die überraschendsten Analogieen mit dem Sein und Treiben der europäischen Welt, oder doch gewisser europäischen Völker.

Von S. 49 bis gegen den Schlufs hin läfst der Verf. die namhaftesten Sprachen West-Europa's eine Musterung passiren, die hauptsächlich das respective Lautsystem derselben betrifft. Man kann wohl sagen, dafs er diese Idiome in ihrem gegenseitigen Verhältnifs gut beurtheilt; um aber einen lebendigen Total-Eindruck von einer Sprache zu geben, bedarf es ungleich tieferen Eingehens in alle Phasen ihrer geistigen Existenz. Die Aussprache der einzelnen Buchstaben ist im Ganzen richtig bemerkt.

Zuletzt wirft der Verf. noch einige Blicke auf das Slawische, das osmanische Türkisch, und die sogenannten finnischen Sprachen. Sein ganzes Urtheil über die türkische Sprache beweist, dafs er von dieser sehr unklare Begriffe hat. Ein Idiom von so sehr heterogener grammatischer Entwicklung wird man niemals eine entfremdete *Schwester des Sanskrit* nennen können, gesetzt auch, es fände sich eine noch weit engere Verwandtschaft der türkischen und der Sanskrit-Wurzeln, als bis jetzt nachzuweisen ist *). Der Ausdruck *Sprachen-Gemisch* kann, auf das Türkische bezogen, nur lexikalische Geltung haben; in anderer Hinsicht ist er grundfalsch; denn der Osmane hat nicht blofs sein eigenthümliches grammatisches Gepräge so gut als ganz unversehrt gelassen: er macht sogar verschiedne, dem ganzen indo-germanischen (wie auch dem semitischen) Stamme wildfremde Eigenheiten (besonders in der Perioden-Bildung) mit noch gröfserer Kühnheit geltend, als die in lexikalischer Beziehung reiner gebliebenen Turk-Dialekte des Ostens und Nordens. Was nun die *Denk-* und *Redeweise* unserer heutigen Türken betrifft, die „den europäischen Occident einem europäischen Beobachter wenigstens *ahnen lassen* (*soll*)", so dürfte diese Ahnung wohl eine blofse Selbst-Täuschung sein. Es ist wahr, dafs die Türken auch in der neueren Zeit aus europäischen Sprachen manches *Wort* entlehnt haben; allein der Stil und die ganze Denk- und Rede-Weise sind, nach unserer Ueberzeugung, noch Alt-osmanisch, noch dieselben, wie in den Zeiten ihrer gröfsten geistigen Abgeschlossenheit. Auch wird es so bleiben, ehe, neben der mathematischen und physikalischen, auch die anderen Litteratur-Zweige des Occidents in dem osmanischen Geiste sich heimisch gemacht haben.

Dafs die *Grundlage* der *finnischen* Sprachen (S. 120) „weder germanisch, noch indisch, noch semitisch" sei, geben wir dem Verf. gern zu. Was soll aber gleich nachher: „allein sie (die finnische Familie) *neigt* sich *zu* dem Semitischen *etwas hin*, so, dafs man sie als Uebergangs-Sprache ansehen möchte." (?) Wir hoffen dafs hier nur *Analogie* gemeint ist; aber auch dann ist der Verf. nicht auf dem besten Wege; denn gerade von der auszeichnendsten Eigenthümlichkeit der semitischen Sprachen — Nüancirung der Wurzel-Vocale zum Ausdrucke grammatischer Beziehung — ist in den finnischen Idiomen (wie auch im Magyarischen) keine Spur: es sind rein *agglutinirende* Sprachen und von entschiedner Analogie mit den Sprachen-Klassen des Hochlandes von Mittelasien, zu denen auch das Türkische gehört.

* * *

Wenden wir uns nun zu Hrn. R's. zweiter Schrift. Der Verf. will hier zeigen, dafs die chinesische Sprache „*keineswegs ein Hieroglyphen-Unsinn oder sonst ein Un-, kurz, eine Un-Sprache sei*," wie man sie *bisher* (?) aufgefafst habe, dafs sie vielmehr völlig denselben Ursprung habe, wie alle anderen Sprachen, und dafs die Verschiedenheit lediglich der besonderen Bildungsstufe zuzuschreiben sei. Durch *Darlegung der allgemeinen Bildung* des Chinesischen will er alle Zweifel beseitigen.

Nach einem vorgängigen Raisonnement über die Entstehung des einsilbigen und des mehrsilbigen Sprachbaus, bei dem wir nicht zu verweilen brauchen, indem hier nur verworrener wiederholt wird, was in der ersten Schrift etwas deutlicher ausgesprochen ist, geht der Verf. zur *mündlichen* Sprache der Chinesen über. Von dieser Mundsprache behauptet er, sie stehe *so ziemlich* (?) auf der ersten ursprünglichen Stufe, als der des *eigentlichen Lebens*; nur erst in neueren Zeiten und *früher hin und wieder in der Volks-Spra-*

*) Als *entfremdete Schwestern* des Sanskrit wird man mit gröfserem Recht z. B. das Ossetische im Kaukasus und das Armenische betrachten.

Digitized by Google

che (?) finde sich ein *Zusammensetzen*, das aber mehr *mechanisch* als *natürlich* zu nennen sei.

Wir fragen Hrn. R. zuvörderst, wer ihm denn über die *ältere Volks-Sprache* der Chinesen und ihr Verhältnifs zur Sprache der Gebildeten Aufschlufs gegeben habe? Kennt man wohl eine andere Sprache des chinesischen Alterthums, als die der litterarischen Denkmäler? Demohnerachtet halten wir die Composita keineswegs für eine neue *Erfindung:* eine grofse Anzahl derselben mag uralt sein, und manches Compositum haben die ältesten Bücher schon aufzuweisen. Dafs aber die Zahl dieser Zusammensetzungen im Strome der Zeiten bedeutend zugenommen haben müsse, läfst sich *a priori* schon annehmen; denn keine Sprache, welches auch ihr Charakter sei, bleibt, selbst wenn die Eindrücke vom Auslande her unbedeutend oder null sind, ganz auf derselben Stufe, die sie in irgend einem patriarchalischen Zeitalter eingenommen. Die Sprachen, so lange sie im Volke leben, sind nicht sowohl ein Gewordenes, als ein Werdendes, eine beständige Arbeit des Geistes, ohne Stillstand; und dieses geistige Fortwirken manifestirt sich bei den Chinesen in der Bildung unzähliger Composita, die theils Begriffe darstellen, für welche kein monosyllabischer Ausdruck vorhanden ist, theils schon vorhandne Begriffe bestimmter und schärfer hervorheben. Durch dieses Verfahren, das einzige, welches die Unbildsamkeit seines Idioms dem Chinesen erlaubte, kommt allererst eine gewisse Mannigfaltigkeit, ein *idealer Reichthum* in die Sprache; ja, die Geisteskraft selbst erscheint in mehrerlei Richtungen thätig, indem die Bildung der Composita bald dem reinen Verstande, bald einer mehr oder weniger sinnlichen Natur-Anschauung ihr Dasein verdankt.

Wie sehr ist aber der Chinese bei der Bildung aller Composita dem Genius seiner Sprache treu geblieben? Welche von allen diesen Ausdrucksweisen zeigt auch nur den leisesten Versuch *organischer Verbindung?* Es ist einzig nur ein engeres Aneinandersprechen, was sie äufserlich kund giebt; sonst ist ihre Existenz rein ideal — sogar die Accente bleiben ihren respectiven Gliedern. Dafs aber die Sprache selbst der Bildung solcher Composita bedeutenden Vorschub geleistet hat, sehen wir an der Menge ihrer Synonyma oder vielmehr *Homonyma:* fast jedes chinesische Wort ist mehrerer, viele sind sogar einer grofsen Anzahl unter sich heterogener Bedeutungen fähig; und diesen Umstand, der so leicht ungeheuere Verwirrung erzeugen könnte, hat der Chinese klug benutzt, um die Deutlichkeit der Mittheilung sogar um ein Bedeutendes zu erhöhen. Hier, wie allerwärts, finden wir den ökonomischen Geist dieser Nation wieder. Wie man bei Vertheilung der Bedeutungen gerade die disparatesten Begriffe den einzelnen Monosyllaben zuwies, um, wenn sie einzeln gebraucht wurden, bestmöglichst vor Mifsverständnissen zu bewahren: so strebte man bei Formation der Composita dahin, dafs keines dieser Doppelwesen mit irgend einem anderen seiner Klasse vollkommen identisch wurde. Die mündlichen Composita sind dem chinesischen Sprach-Genius eben so analog, und waren eben so dringendes Erfordernifs, wie die zusammengesetzten, durch Gruppirung einfacher Bilder entstandenen Schrift-Charaktere. Es ist daher ein *wahres Todt-Auffassen*, wenn man sie für mechanischer hält, als die Monosyllaben.

Werden unsere Leser aber wohl errathen, womit der Verf. das Chinesiche in seinen Rechten als Sprache am Unwiderleglichsten darzustellen vermeint? Damit, dafs er die symbolische Bedeutung seiner Einzel-Laute hervorhebt, und in dieser Beziehung ein ähnliches sprachbildendes Verfahren, wie bei anderen Völkern, nachzuweisen sucht. Hätte der Verf. diesen Zweck vollkommen erreicht, was wäre dann aufser Zweifel gestellt? *Nichts* Anderes, als dafs die chinesische Sprache, eben so gut, wie *jede* andere, einen *natürlichen* Ursprung genommen. Wer wird dies aber im Ernste läugnen, und etwa annehmen, dieser Wurzeln-Vorrath sei die seelenlose Erfindung irgend eines muffigen Gesetzgebers, der den armen Chinesen ein so widernatürliches Werkzeug zur geselligen Mittheilung gewaltsam aufgedrungen hätte? Dafs theils mehr oder weniger feine Nachahmung der tönenden Natur, theils vorzüglich symbolische Bezeichnung bei der ersten Bildung dieser Wurzeln thätig gewesen, leidet gar keinen Zweifel.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

1) *Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen, von Emil Rautenbach.*

2) *Die chinesische Sprache, in ihren Rechten als Sprache dargestellt, von demselben.*

(Schluſs.)

Je gleichförmiger und monotoner aber die Grundwörter einer Sprache sind, desto unsicherer muſs auch die *Nachweisung* symbolischer Bezeichnung werden. Diese Unsicherheit steigert sich bis zur Abenteuerlichkeit, wenn die meisten Wörter — wie namentlich im Chinesischen der Fall — eine Menge *unter sich heterogener* Bedeutungen haben: ein Umstand, den Hr. R. ganz übersieht. Abstrahiren wir von dieser Vieldeutigkeit, und nehmen wir einen Augenblick an, es lieſse sich bis zur Ueberzeugung darthun, welche Bedeutung eines chinesischen Wortes die ausschlieſslich ursprüngliche gewesen — womit will man denn beweisen, daſs der Wurzeln-Vorrath selbst, von seiner ersten Entstehung an, genau derselbe geblieben? Ist nicht eine über alle Tradition hinausreichende Periode denkbar, in welcher dieser Kreis von Urwörtern, noch ehe man ihn zur Grundlage des mehr idealen Gebäudes machte, das die chinesische Sprache ist, gewissen Metamorphosen unterworfen war? Und wieder abgesehen davon — muſs denn der Chinese alle seine Eindrücke nothwendig unter dieselben Begriffs-Kategorieen gebracht haben, wie andere bekannte Völker? Kann nicht ein und dasselbe Object, je nachdem es in dieser oder jener Aeuſserung seines Lebens, in dieser oder jener Beziehung zu anderen Objecten gefaſst wird, dem Einen mehr als lebensvoll und selbstthätig, und dem Anderen mehr als empfangend, leidend oder materiell erscheinen? Diese verschiedenartige Natur-Betrachtung lehrt uns schon die verschiedenartige Vertheilung der Geschlechts-Bezeichnung in solchen Sprachen, welche ein grammatisches Geschlecht ausdrücken.

Der Verf. bemüht sich nun (von S. 26 an) nachzuweisen, wie es (im Chinesischen und in anderen Sprachen) besondere Consonanten für *Bewegung* und *Thätigkeit*, für *Stärke* und *Schnelle*, für das *Active* und *Passive* u. s. w. gebe. In welchem Grade man bei Anwendung solcher Principien aus Allem Alles machen könne, davon liefert diese ganze, ziemlich ausgedehnte und unläugbar sehr emsige Untersuchung Beispiele in Ueberfluſs. Die Praxis des Hrn. R., sein beinahe verzweifeltes Streben nach Anpassung, ist wirklich die kräftigste Widerlegung seiner Theorie. Es sei uns erlaubt, einige Proben mitzutheilen:

Der Verf. sagt: „das S mit irgend einem Vocale trägt dem Chinesen den Charakter des *Lebens* (*Bewegung, Thätigkeit*) in sich, sei es nun das allgemeine betreffend, von dem das partielle Leben wieder ausgeht, oder sei es das partielle Leben für sich. Dem S sind verwandt in der nächsten Stufe *ss, sh, sch*" *). Er citirt nun als Belege: *seng, Leben*; *shin, Mensch*; *shë, Sprache* (*das Leben der Gedanken nach Auſsen*); *shï, Sonne*; *sin, Herz*; *sin, sauer* (*als in dem Eindruck lebend!!*) u. s. w. Aber mit derselben Laut-Klasse fangen z. B. auch an: *schi, Leiche*; *ssö, Sterben* und *Tod*; *schï, Stein* — hier wäre also *lucus a non lucendo* eine passende Parallele. — Da die Laute k, g, h, j, mit den Sibilanten verwandt sind, so haben sie, nach Hrn. R., gleiche Lebens-Bedeutung. Unter den Beispielen, die er vorbringt, befindet sich *kao, hoch*; er übersieht aber den Gegensatz *hia, niedrig*,

*) Bei dieser Gelegenheit (S. 27) erklärt der Verf. das Chinesische *dsch und tsch* für ein englisches *th* (!!), welcher Lispel-Laut den Chinesen ganz unaussprechbar ist. *Dsch* und *tsch* sind respective das gequetschte *g* und *c* der Italiäner. Auch vergleicht er das erwähnte *th* mit dem hebräischen פ (*ph*), da ihm doch ת (*ohne* Dagesch), das griechische ϑ, und die castilianischen Laute C und Z (wie in *cielo, zumbo*) zunächst kommen.

Digitized by Google

welches Wort durch seinen initialen *Hauch* *) sogar noch mehr Leben gewinnt, als das gedrücktere *kao*. Halten wir dem Verf. ferner entgegen, dafs auch *ya*, *Gcrippe*, *kiŏ*, *Knochen* u. s. w. mit Vital-Lauten anfangen, so wird er uns den Zusammenhang dieser Begriffe mit *Festigkeit*, also auch mit *Kraft*, als einer *Lebens-Aeufserung*, genau nachweisen. — Das L ist Hrn. R. der Ausdruck für *Stärke* und *Schnelle*. Auf das Chinesische angewendet, könnte diese Definition wohl etwas Wahres enthalten: der Chinese will ein R schnurren, und seine unbeholfene Zunge bringt nur L heraus. Aber sonderbar, dafs auch hier die Extreme sich begegnen! Wenn der Verf. freilich das Wort *lao*, *alt*, in diese Rubrik zieht, weil *mit den Jahren Kraft gewonnen werde*, und weil *hier geistige mehr gemeint* sei (!), so kann ihm nichts unerklärlich bleiben; denn dafs der Chinese selbst den Begriff der *Faulheit* und *Trägheit* durch *lan* (also mit l) ausdrückt **), hat vermuthlich seinen Grund in der Beobachtung, dafs die Faulheit oft nur eine schlummernde Kraft ist. Wenn die Chinesen ferner den nicht allzu flinken *Esel* mit *lü* bezeichnen, so haben wir ja die Wahl zwischen *Stärke* (resp. *Ausdauer*) *und Schnelligkeit*. Halten wir uns an das Erstere; denn schon der Erzvater Jacob nennt seinen Issaschar einen חֲמוֹר גָּרֶם, und selbst Homer schämt sich nicht, seinen Helden Ajax mit einem trutzigen *Esel* zu vergleichen.

Der Verf. hätte, wenn es ihm überhaupt mehr um *objective* Auffassung zu thun wäre, viel besser darauf hingewiesen, dafs auch im Chinesischen Eindrücke von mannigfacher Art den Eindrücken auf das *Ohr* assimilirt werden. Dies erklärt die grofse Aehnlichkeit und selbst Identität von Bezeichnungen für *Licht* und *Schall*, wie auch für gewisse Zustände, die man den stärkeren oder schwächeren, helleren oder dumpferen Eindrücken des Lichtes und Schalles assimilirt hat, wie z. B. *mung*, *unwissend* und *träumen*; *sung* oder *lung*, *Taubheit* u. s. w. Wir läugnen auch nicht einen möglichen verwandtschaftlichen Zusammenhang von Bedeutungen gleichlautender, aber ganz verschiednen Schriftzeichen entsprechender Wörter, wie *shĭ*, *Sonne*, und *shĕ*, *Hitze*; pĕ, *weifs*, und pĕ, *Norden*; allein selbst die Verfolgung dieser Combinationen hat keinen sicheren Haltpunkt.

Der Verf. wendet sich nun zur *Schrift*. Wie er von der *Bilderschrift* annimmt, dafs diese der lebensvollen Ursprünglichkeit einer Sprache am Angemessensten sei, so ist ihm auch die *Buchstabenschrift* erst Erfindung einer späteren Periode des mehr ausgestorbenen vollen Sprachgefühls, und er scheint geneigt zu sein, alle Schrift auf die erstere Gattung zurückzuführen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob alle bekannten Grund-Alphabete wirklich einen solchen Ursprung gehabt haben mögen; da jedoch die Erfindung ideographischer Zeichen (wenigstens in ihrer einfachsten und rohesten Form) dem Naturmenschen natürlicher scheint, als die eines Alphabetes, das schon grofse Abstraction und gewissermafsen ein Heraustreten aus sich selbst erfordert: so möchten wir die Erfindung von Alphabeten allerdings nur in eine vergleichungsweise späte Periode setzen. Es mufs aber darum nicht einmal eine Bilderschrift vorangegangen sein; denn wir wissen ja historisch, dafs Nationen, die recht complizirte Sprachen redeten, vor Erfindung oder Erlernung eines Alphabetes lange Perioden hindurch ganz ohne Schrift sich beholfen haben.

Dem ganzen Charakter des Chinesischen, wenn es in seiner grammatischen Formenlosigkeit bleiben sollte, war eine Begriffs-Schrift bei Weitem die angemessenste; und ein sehr richtiges Gefühl hat also die chinesischen Schrift-Erfinder geleitet. Was die mündliche Sprache in der Vieldeutigkeit ihrer Monosyllaben Unvollkommenes hatte, das wurde durch die Schrift in der sinnigen Mannigfaltigkeit ihrer Bilder und Gruppirungen in gewissem Betrachte wieder ausgeglichen. Ein Alphabet hätte das Chinesische allererst ersterben lassen, für den Chinesen so gut, wie für den Europäer, weil in einer solchen Sprache selbst die genaueste Bezeichnung der Laute immer noch weit hinter dem Eindrucke zurückbleiben mufs, den der articulirte Laut selbst, im Vereine mit Blick, Miene und Betonung (sowohl Wort- als Rede-Ton) hervorbringt.

Diese Schriftsprache der Chinesen zeigt uns eine geringe Zahl ursprünglicher Bilder, die durch mancherlei Gruppirungs-Prozesse mehr oder weniger sinnreich vervielfacht sind. Wie der Chinese seinem engen Wörterkreise durch eigenthümliche Zusammensetzung eine

*) Oder *Sibilanten*. Der *Spiritus asper* vor i wird in Nord-China eine Art S; daher z. B. Pater Jakinth für *hiao*, *siao*, für *hiün*, *siün* u. s. w. schreibt.

**) Vergl. deutsche und lateinische Wörter wie *läfsig*, *läppisch*, *langsam* — *lentus*, *lassus*, *languidus* u. s. w.

Digitized by Google

erstaunliche ideale Erweiterung gegeben hat: so auch seinem beschränkten Vorrathe von Schriftwurzeln. In den combinirten Bildern wufste man die Begriffe oft sehr glücklich vermittelst angedeuteter Merkmale darzustellen, und es wäre von höchstem Interesse, wenn wir uns bei dem Versuche einer geistigen Zerlegung derselben immer die eigenthümliche Natur- und Lebens-Anschauung der Schriftbildner aneignen könnten. Aber selbst unter solchen Bedingungen würde die Deutung nicht immer als richtig zu verbürgen sein, weil viele Zeichen ganz oder theilweise grofse Metamorphosen durchgegangen sind, und eine nicht geringere Anzahl in Rücksicht eines Theiles ihrer Zusammensetzung erweislich nur *phonetisch* ist.

Wer von dem Dasein phonetischer Gruppen nichts weifs oder wissen will, der läuft Gefahr, den ärgsten Unsinn herauszudeuten, und nicht jeder Unsinn läfst sich damit entschuldigen, dafs eine kindliche Naturansicht, für die unser Zeitalter keine Empfänglichkeit mehr habe, dabei zum Grunde liege. So z. B. ist der Begriff *Weltmeer* (*yang*) durch die Zeichen *Wasser* (als Kategorie) und *Schaf* (als phonetisches Merkmal) angedeutet. Wer nun davon absieht, dafs der Charakter *Schaf* hier nur deswegen steht, weil Schaf und Weltmeer Beides *yang* heifst, und folglich in phonetischer Hinsicht zusammenfällt: der wird, nach kindlichen Bildern haschend, in den Meereswogen Analogie mit den Flocken der Schafwolle, oder gar mit einer Heerde trippelnder Schafe suchen.

Wilhelm Schott.

XLVIII.

Charles Upham Shepard, treatise on Mineralogy: second part, consisting of descriptions of the species, and tables illustrative of their natural and chemical affinities. In two volumens (I. V. XLIV und 300; II. V. 331 S.). New-Haven, 1835. Hezekiah Howe et Co. and Herrick et Noyes. 12.

Blicken wir auf die Fortschritte der mineralogischen Wissenschaften in Nord-Amerika, so sehen wir besonders die Geognosie beachtet und sich rasch vorwärts bewegen, was sich vorzüglich durch die geognostischen Untersuchungen verschiedener Landstriche zu erkennen giebt. Die specielle Mineralogie wird weniger betrieben. Das Erscheinen vorliegenden Werkes ist daher um so erfreulicher, da es wohl die erste vollständige Oryktognosie sein möchte, welche aus jenem Lande hervorgegangen; und hoffentlich Anregung zur weiteren Verfolgung dieses Feldes der Wissenschaft dort giebt. Den ersten Theil desselben, die Terminologie enthaltend und schon im Jahre 1832 herausgekommen, konnte sich Ref. bis jetzt noch nicht verschaffen. Die beiden oben angeführten Bände behandeln dagegen die Physiographie der Mineralien, und obgleich sie den zweiten Theil jenes Werkes ausmachen, so können sie doch auch, ihrer besonderen innern Einrichtung wegen, als ein Ganzes bildend, betrachtet werden. Es sind nämlich die einzelnen Mineralien alphabetisch abgehandelt, um, wie der Vf. als Grund dieser Anordnung angiebt, seinen Zuhörern und denen, welche sich mit Mineralogie beschäftigen, das Nachschlagen zu erleichtern und auf diese Weise das Studium dieser Wissenschaft zugänglicher zu machen. Allein meines Erachtens ist eine solche Einrichtung eines Buches, das man beim Unterricht gebrauchen, und nicht als blofses Lexikon ansehen will, eine ganz ungeeignete; der Zusammenhang der Mineralien unter sich mufs, um das Auffassen zu erleichtern, auf eine oder die andere Art dargethan werden, dies geschieht im Systeme, nicht aber durch eine alphabetische Behandlung. Dies hat der Vf. wohl gefühlt, und dem Uebelstande dadurch abzuhelfen gesucht, dafs er im Anfange des ersten Bandes S. XIX bis XLIV die tabellarische Uebersicht eines naturhistorischen, am Ende des zweiten Bandes aber, S. 295 bis 316, die eines chemischen Systemes gegeben. Er hätte nach einem derselben die Mineralien betrachten und die alphabetische Anordnung durch ein vollständiges Register ersetzen sollen. — Das erstere dieser Systeme ist ganz das Mohsische, nur wurde in der zweiten Klasse eine neue Ordnung, die der Pikrosmine, eingeschoben. Ebenso bildete der Verf. mehrere neue Geschlechter. Aufserdem hat er die Einreihung verschiedener neuer Arten, und die Versetzung alter vorgenommen, was theils in der Natur der Sache begründet war, theils aber auch ohne Noth, ohne Verbesserung zu sein, geschah. So steht z. B. der Idokras bei Mohs unter dessen Granat-Geschlecht sehr natürlich, während er hier zu dem des Turmalins gerechnet wird, mit welchem er doch bei weitem weniger gemein hat. Was soll man aber von einem Scheel-Baryt-Geschlecht halten, in welchem, aufser dem Scheelit, auch Xenotim, Microlit, Thorit, Fluorcerium und Monazit vorkommen, Mineralien, welche nicht eine Spur von Scheel enthalten. Ueberhaupt ist es wohl ganz unpassend, Benennungen, die einmal für einen bestimmten Bestandtheil, für ein bestimmtes Mineral längst schon fest angenommen sind, zur Bezeichnung von Ordnungen und Geschlechtern zu gebrauchen. So versteht z. B. der Vf. unter rhombohedral gypsummica — native magnesia! Werden dagegen aber auf der anderen Seite neue Benennungen geschaffen, so bilde man solche auch nicht ganz willkührlich und werthlos, wie z. B. das Geschlecht Polypoione-glance, dessen Aufstellung der Vf. mit folgenden Worten in die Wissenschaft einführt: πολύς, many, and ποιέω, to make,

Digitized by Google

in allusion to the number of species in the genus. Es enthält dreizehn Arten. Nach dem Geschlechts-Namen könnten noch viel mehr hinzugefügt werden. — Das chemische System stimmt in vielen Stücken mit dem von Berzelius überein. Die Nomenklatur desselben hat der Vf. aus dem Manuscripte des Hrn. Dana entlehnt; sie hat viel Eigenthümliches und ist mit Consequenz durchgeführt. Das Ganze zerfällt in fünf Klassen, von welchen jede wieder mehrere Geschlechter enthält.

Die Physiographie der Mineralien, welche, wie schon oben bemerkt, Gegenstand der beiden vorliegenden Bände ist, wurde, mit Ausnahme der krystallographischen Verhältnisse, ganz nach Mohs behandelt. Mit diesen beginnt die Charakteristik eines Minerals, und zwar in der Regel so, dafs nach Angabe der Primärform einige abgeleitete Gestalten bildlich dargestellt und mit Anführung von Winkel-Verhältnissen erläutert sind, hierauf folgt die weitere Beschreibung. Die Art des Vorkommens der Mineralien ist ebenfalls angegeben, und dabei, was besonders für uns von grofsem Interesse ist, auf die amerikanischen Fundorte besondere Rücksicht genommen, und obgleich mir dieselben nicht ganz vollständig gesammelt zu sein scheinen, denn es wurde z. B. beim Retinit des bekannten Fundortes Cap-Sable in Maryland, beim Gediegen-Wismuth Humington's in Baltimore und s. w. nicht gedacht, so haben wir doch an dem, was hier gegeben, etwas Zusammenhängendes. — In der Vorrede erwähnt der Vf., dafs wenn ihn seine Untersuchungen nicht zur Vermehrung der Arten geführt hätten, so habe er dagegen manche der bis jetzt als verschieden angesehenen Substanzen zusammengestellt, ein Ausspruch, dem derselbe treu nachgekommen ist, ohne dafs ihm Ref. gerade in allen Fällen beistimmen möchte. Zu wünschen wäre gewesen, dafs mehrere der auffallenderen Zusammenstellungen mit Gründen beleuchtet worden wären, was jedoch nur selten geschah; das Factum wurde gewöhnlich nur durch einfaches Hinweisen des einen Minerals auf das andere angegeben. Bd. I. pg. 16. vereinigt der Vf. den Chiastolith mit dem Andalusit, und zeigt, wie die verschiedene Zusammenfügung mehrerer Individuen die eigenthümlichen Gestalten des Chiastoliths hervorrufen, was zugleich durch neun Figuren erläutert wird; er stellt der Analyse von Landgrebe die von Jakson entgegen, die allerdings der Zusammensetzung des Andalusits sehr nahe kommt, und bemerkt ferner, dafs die Härte der Krystalle von Chiastolith von 3,0 bis 7,5 variire, also der des reinen Andalusits gleich käme. Die Sache hat viel für sich, allein ehe eine weitere genaue chemische Untersuchung statt gefunden, kann man sich doch nicht mit aller Bestimmtheit für die Vereinigung beider Substanzen erklären. Ferner stellt er den Cavolinit und Davyn (denen Ref. noch den Herschelit beifügen möchte) mit Nephelin zusammen, den Dermatin, Dewcylite und Marmolith mit Kerolith, den Haydenit (ob nicht auch Lavyne und Gmelinit?) mit Chabasie, den Meerschaum mit Magnesit, den Pinit mit Glimmer, den Wörthit mit Kyanit u. s. w. In wiefern diese Vereinigungen zu rechtfertigen sind, dies zu prüfen ist hier weder der Ort noch der Raum dazu, allein man mufs das Verdienst des Vfs. anerkennen, dafs er statt die Wissenschaft mit neuen werthlosen Arten zu bereichern (!), wie dies jetzt so häufig zu geschehen pflegt, und was ihm vielleicht nicht so schwer hätte halten können, indem in seinem Vaterlande wohl manches Mineral unter nicht gewöhnlicher Form sich finden mag, die Sache zu vereinfachen suchte. Auf der anderen Seite erklärt sich derselbe jedoch gegen die Vereinigung von Augit und Hornblende, weil dann eins der Hauptmerkmale der specifischen Unterscheidung der Mineralien, die krystallinische Struktur, hinwegfiele, wodurch ein Schwanken in der Wissenschaft verursacht würde. Auch fänden sich dieselben in den Vereinigten Staaten unter Verhältnissen, woraus sich nicht auf Verschiedenheit der Bildung schliefsen liefse, sie kämen nämlich an verschiedenen Orten gemeinschaftlich im Dolomite vor, hätten aber ihre eigenthümlichen Winkel und Spaltbarkeit bewahrt.

Ref. glaubt noch einige Punkte unter denen, welche ihm auffielen, berühren zu müssen. Der Gehalt des Leucopyrits oder Arsenik-Eisens von Bedford, nach des Verfs. Analyse, scheint mir sehr unwahrscheinlich; er giebt nämlich Bd. II. pg. 10. 97,44 Eisen und 1,56 Arsenik an, wornach dieses Mineral Gediegen-Eisen mit einer zufälligen Beimengung von Arsenik wäre. Die beim Perikliu Bd. II. p. 99 angegebenen Formen sind falsch, es sind dieselben, wie die beim Albit Bd. I. p. 3, von welchen sie sich doch wesentlich unterscheiden. Beim Quarz führt der Vf. Bd. II. p. 139 einige recht interessante neue Formen an; eben so beim Mispickel Bd. II. p. 48. Die Gestalten des Kupferglanzes Bd. II. p. 257, sind in verschiedener Stellung gegeben, was hätte vermieden werden müssen. — Bei der Aufzählung der Fundorte haben sich mehrere sowohl geographische als orthographische Fehler eingeschlichen. Ref. will nur auf einige der bedeutenderen aufmerksam machen: Bd. I. p. 10 heifst es Tuscany in the Kingdom of Naples, p. 136 Wurtemberg in Prussia, ebendaselbst Halta statt Hafslar, Bd. II. p. 77 Faceberg st. Facebay, p. 176 Scheeverit st. Scheererit u. s. w. Dies sind Fehler, die übrigens hier seltner vorkommen, als wie bei manchem anderen ausländischen Schriftsteller. — Druck und Papier sind ganz vortrefflich, nur bei den Holzschnitten wäre hie und da bessere Zeichnung und schärfere Ausführung zu wünschen gewesen.

R. Blum.

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

XLIX.

Die Philosophie unserer Zeit. Zur Apologie und Erläuterung des Hegelschen Systems. Von D. Jul. Schaller, Privatdoc. an der Universität Halle. Leipzig, 1837. Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung. VIII u. 358 S. 8.

Erster Artikel.

Nachdem das bekannte Resultat der kritischen Philosophie, die *Unerkennbarkeit* dessen, was an sich ist, lange genug als ausgemachte Wahrheit gegolten und der Philosophie der Zeit zur Voraussetzung und Unterlage gedient hat: wäre bei dem tieferen Selbstbewufstsein, welches der denkende Geist über sich selbst gewonnen hat, wohl die Erwartung zu hegen gewesen, dafs das *entgegengesetzte* Resultat einer anderen philosophischen Kritik, nämlich der gründliche Erweis von der *Erkennbarkeit der Wahrheit*, wofern nur das denkende Subject es darnach anfängt, sich nicht weniger, oder vielmehr noch eher und leichter, würde Eingang und Geltung verschafft haben. Der vielen und langen Bestrebungen der deutschen Philosophie wäre es endlich einmal wohl würdig gewesen, nach Beendigung der vielfältigen und weitläufigen Voranstalten, auf der zuletzt gewonnenen absoluten Grundlage des philosophischen Erkennens selbst, in dem *eignen* Elemente der Wahrheit, in welchem sie wifs- und erkennbar ist, auch an die *wirkliche* Erkenntnifs des mit dem *Begriff des Wissens* schon *an sich* gewonnenen substantiellen *Inhaltes* zu gehen und mit dessen gründlicher Entwicklung in immer weiterer Ausbreitung und auch das Besondere und Einzelne erfassender Durchführung durch das Gebiet des speculativen Erkennens *der Sache selbst* die Ehre zu geben. Hegel's Phänomenologie des Geistes, deren nun ebenfalls schon 30 Jahre vorhandenes Resultat wir hiemit meinen, hat auf die ausgeführteste Weise und in strengster wissenschaftlicher Methode *vermittelt*, was die intellectuelle Anschauung des Absoluten *unmittelbar* den Glücklichen, die ihrer habhaft wurden, gewähren sollte und wollte, — das Element der absoluten Idee, des reinen Wissens der Wahrheit, des *sich* als die Wahrheit wissenden *Geistes*. Ihr sicheres Endergebnifs ruht darauf und ist eben dadurch ein sicheres, einestheils als ein negativ vermitteltes, dafs es alle *blofs subjectiven* Verhaltungsweisen des Bewufstseins, welche an dem als an sich vorausgesetzten und für die Wahrheit genommenen Objecte ihren festen Gegensatz haben, in ihrer ganzen Stufenfolge bereits rückwärts liegen hat und sie als untergegangene, als dialektisch an ihnen selbst aufgelösete und über sich hinausgeführte Gestalten hinter sich weifs, als Gestalten des *nur erscheinenden* Wissens, deren subjective Gewifsheit sich noch von der Wahrheit trennt, und unter denen auch das frühere kritische Bewufstsein seine Stelle und Stufe hat; positiv dagegen dadurch, dafs das absolute Wissen selbst, in dessen Element angelangt die Phänomenologie ihre Aufgabe vollführt und ihr Ziel erreicht hat, in ungetrennter Einheit der Gewifsheit und der Wahrheit, durch keine Dialektik mehr *über* sich hinausgeführt oder von sich getrennt werden kann, sondern in dem einen und gleichen Elemente als das reine Erkennen des sich durch sich selbst, durch seinen Begriff entwickelnden immanenten Inhaltes der Wahrheit nur bei sich und in dem Eigenen bleibt. Denn es ist der Geist selbst, der sich in seiner reinen Wesenheit resultirte und seinen Begriff gewonnen hat, und der als das reine Wissen seines reinen Wesens, der Wahrheit, die er selbst ist, nur in seinem eignen Elemente sich bewegt, und sich selbst denkend, unterscheidend und bestimmend, auch sich selbst nicht mehr verläfst, vielmehr nur, was er *ist*, sich auch zum *Wissen* bringen und wissend sein eignes Wesen erfüllen kann, um, was er *an sich* ist,

Digitized by Google

auch *für sich* zu werden und damit, wenn er diefs erreicht, sich auch wahrhaft erst *als Geist* zu wissen. Die Arbeit und That der Phänomenologie mufste nothwendig eintreten in der Zeit, wo sie erschien; der erreichte Standpunkt der Philosophie, das zunächst nur unmittelbar wiedergewonnene Element der Idee, schlofs schon in sich das Bedürfnifs der Vermittlung. Dieser Standpunct mit der ganzen vorangegangenen Entwicklung der Philosophie drängte das Denken des einmal zu seinem absoluten Selbstbewufstsein erwachten Geistes auch zu diesem durchgeführten absoluten Beweise seiner eigenen Wahrheit, der nur durch die Kritik aller unwahren, nur der Erscheinung angehörigen Weisen des Wissens und deren wissenschaftliche Widerlegung geführt und vollendet werden konnte, und zunächst den Zweck hatte, das reine Wissen im eignen Elemente der Wahrheit als ein *vermitteltes* und nothwendiges, mithin auch für jedes *denkende* Subject erreichbares, darzustellen, wenn es anders nicht bei der Begeisterung sein Verbleiben haben sollte, „die, wie aus der Pistole geschossen, mit dem absoluten Wissen unmittelbar anfängt und mit andern Standpuncten dadurch schon fertig ist, dafs sie keine Notiz davon zu nehmen erklärt." Der Raum gestattet hier nicht, ausführlicher der Bedeutung zu gedenken, welche, abgesehen von *diesem* Zwecke und dem damit verwandten propädeutischen, der Phänomenologie noch sonst theils als Lehre vom *Bewufstsein* in der Philosophie des subjectiven Geistes, theils als *innere Bildungsgeschichte des Geistes* im Unterschiede von der Philosophie der Geschichte, zukommt, worüber manches Mifsverständnifs zu berichtigen wäre, wie auch der Hr. Verf. der anzuzeigenden Schrift zu thun nicht unterlassen hat, der überhaupt auf die tiefe und gewichtige Bedeutung der Phänomenologie und ihres evidenten Resultates mit Recht und mit voller Erkenntnifs ihres Werthes vor Allem zurückweiset.

Dafs nach Kant der Mensch, das denkende und vernünftige Wesen, Gott und die Wahrheit nicht solle erkennen können, und Gott mithin, wie weiter daraus folgen würde, den Menschen, sein Ebenbild, selbst zu dieser Verkennung und Blindheit müfste bestimmt und geschaffen haben, erscheint schon für die Betrachtung eines *unbefangenen* Denkens nicht blos als eine trostlose, sondern auch als eine so wunderliche und zurückstofsende Lehre, deren Grund sich ihm entzieht, dafs es auch sie nicht zu fassen vermag, oder, um es zu können, erst seine Unbefangenheit aufgeben, d. h. den Glauben an die Wahrheit, in dem es noch steht, verlieren müfste. So gut wir jetzt wissen, wie das kritische Bewufstsein in seiner einseitigen subjectiven Vertiefung und Reflexion, welche in Fichte ihre höchste Spitze erreichte, zu einem solchen Zerfall mit der objectiven Wahrheit kam, und wie das Ende der Kritik schon ihr Anfang, d. h. selbst nur das Resultat der eigenen Voraussetzung und dualistischen Entzweiung war, womit das kritische Bewufstsein von vorne herein an seine Untersuchung ging: so schwer kann es vielleicht einer späteren Zeit wieder werden, sich auf den Standpunct dieses Bewufstseins zurückzuversetzen und seine Möglichkeit und, so zu sagen, inwendige Beschaffenheit sich in der Vorstellung zu erneuern. Wenn dieses Phänomen des Wissens für uns weniger Auffallendes hat, rührt es daher, dafs wir theils selbst erst aus jener Zeit herkommen, theils auch in der Gegenwart uns noch vielfältig von noch unverwischten Spuren und Ueberresten jenes früheren Bewufstseins umgeben finden, und, wie auch die vorliegende Schrift an einigen Systemen von neuestem Gepräge gründlich nachweist, der ganze Standpunct der Subjectivitäts- und Reflexionsphilosophie noch keineswegs überwunden ist, sondern blos ein neues Gewand angezogen hat. Lag indessen in dem Unternehmen der sog. Vernunftkritik, in ihrer Prüfung des Erkenntnifsvermögens, überhaupt doch dieser richtige Tact und Sinn, dafs das Ich oder das Denken die Wahrheit und ihre Erkenntnifs in sich selbst zu suchen habe, nicht aufserhalb und anderswo: so war dagegen in der Lehre von der absoluten Indifferenz aller Gegensätze, welche sich sogleich im unmittelbaren Besitze und im Schauen der Wahrheit befand, die ganze Forderung der Kritik übersprungen, oder wurde selbst als unphilosophisch abgewiesen; der Standpunct des reinen Wissens war ebenso wenig, für sich und für Andre, vermittelt und in seiner Nothwendigkeit nachgewiesen, als andre Standpuncte und Erkenntnifsweisen damit wissenschaftlich widerlegt. Hier trat die Phänomenologie ein und hat, was fehlte und zunächst Noth that, vollständig und gründlich geleistet. So nothwendig Plato vor der Ausführung des eignen Systems erst die Sophistik aufzulösen und zu widerlegen hatte, wobei die Form, in welcher er es that, die dia-

Digitized by Google

lektische seiner Dialoge, ebenfalls etwas Nothwendiges, durch die Sache selbst bedingt, war: ebenso nothwendig mufste auf dem Standpuncte des zu seinem Selbstbewufstsein gekommenen Geistes — ein Wissen, welches Plato noch nicht hatte — die aus diesem Selbstbewufstsein und Begriff des Geistes hervorgegangene, unendlich tiefere und umfassendere Dialektik der Phänomenologie, welche nicht blos *einen* Standpunct des Bewufstseins zu bekämpfen, sondern das gesammte, in der Bildung des Geistes hervorgetretene, aber nur erst der *Erscheinung* angehörende Wissen als solches zu seiner Negation zu führen und in seiner — ihm auch schon geschichtlich und factisch widerfahrenen — Selbstauflösung darzustellen hatte, in ihrer Zeit eintreten und dem Auf- und Ausbau des Systemes vorangehen. Die Ausführung des Systemes aber selbst, welche nur in *diesem*, auch *nie* wieder verlassenen, Elemente des reinen, der anundfürsichseienden Wahrheit immanenten und in sich bleibenden Wissens vor sich gehen konnte, hat eben deshalb, weil es das Wissen ist, dafs der *Geist* die Wahrheit ist, ihre *Vollendung* nicht in der *Logik* erhalten, dem nur *abstracten* Denken und Wissen des Geistes von seinem reinen Wesen, der reinen Vernunft, noch in der *Naturphilosophie*, dem Wissen des Geistes von sich als *Nicht*-Geist oder dem Aufsersichsein seiner Idee, d. h. dem Wissen von der Realität seiner Vernunft als *nur* objectiver in der *andern* Abstraction des blofsen *Seins* und des Aufsereinanderseins der Momente der Idee in concreter Existenz, sondern hat ihre Vollendung nur erst in der Wissenschaft des aus der Natur zu sich zurückkehrenden *concreten*, seinen *Begriff* als *existirend* und *wirklich* erfüllenden Geistes, und ihre höchste und letzte Vollendung im Wissen des *absoluten Geistes* erhalten können, der damit auch erst, im Untergange der Endlichkeit der Welt, der Natur und des endlichen Geistes, der Geschöpfe und Zeugen seiner Herrlichkeit und Unendlichkeit, in ihm, vielmehr als das absolut Erste und Höchste in seiner absoluten Erfüllung und Nothwendigkeit für das Wissen aufgeht, oder richtiger noch als *das Erste und Letzte in Einem* erkannt wird, welches die ewige und alleinige Wahrheit durch Alles und in Allem nicht blos ist, sondern als solche sich selbst ewig bethätigt und erzeugt und aus Allem nur sich als die Wahrheit empfängt und eben in dieser ewigen Selbstbethätigung und Selbstbewährung, in diesem ewigen Sich-Wissen und Erkennen absoluter Geist, Subject seiner unendlichen Wahrheit, ist und darin den Genufs seiner reinen Seligkeit hat, — ein Denken des absoluten Inhalts Gottes und seiner absoluten, sich ewig zu sich zurücknehmenden Selbstbethätigung, an welchem *unser* Denken und Wissen nur noch etwas Formelles, nur die Hülse *seiner* ewigen Offenbarung ist. So wichtig und absolut nothwendig die *Logik* ist als die wissenschaftliche Erkenntnifs der Einen Vernunft, welche nur aus Gott sein kann und das reine substantielle Wesen des Geistes selbst ist, und so wenig die in ihr nach Inhalt und Form enthaltene und erkannte anundfürsichseiende Wahrheit dem Denken und der Welt verloren gehen kann: so wenig ist doch in und mit ihr das System beschlossen, so wenig als Gott selbst ohne die Schöpfung einer Welt geblieben ist. Die logische oder reine Idee ist eben die Idee nur erst in ihrer einen und zwar *abstracten* Gestalt, wie sie für den sein reines Wesen denkenden Geist auch nur im Denken ist, noch nicht die wirkliche und erfüllte Idee. Ihre Abstraction — aber auch nur *diese*, nicht ihr anundfürsichseiender Inhalt — ist daher schon selbst ihre Negation, welche sie — ohne dafs jedoch das absolute Denken sich selbst verlöre und nicht auch im Element *seines* Andern, der nur seienden und seiend-thätigen Vernunft, bei sich wäre — in ihre zweite Gestalt überführt, die concrete Herrlichkeit der *Natur*, welche für sich sogleich dadurch reicher als die logische Idee ist, dafs sie diese nicht nur in sich aufgehoben, nur als ihre Grundlage und innere Wahrheit, gleichsam als ihre unterirdische Macht und Nothwendigkeit, in sich schliefst, sondern auch alle Momente des Begriffs und alle Möglichkeiten, welche er in der Totalität seiner Besonderheit in sich schliefst, in concreter und vermischter Weise aufser und neben einander ein besonderes Bestehen für sich gewinnen und zu vereinzelten Existenzen in unendlicher äufserer Fülle und Mannigfaltigkeit sich entwickeln und gestalten läfst. Mit aller Thätigkeit aber ihres Schaffens und Gebärens, mit allem üppigen Wucher, den sie in ihren Hervorbringungen treibt, vermag die Natur für sich doch nicht weder den Begriff zu erreichen, den sie kaum äufserlich erschöpfen kann, und ihm seine angemessene Realität als Begriff zu geben, noch sich selbst, ihrem eignen innersten Triebe nach, zu genügen. Ihr Grundmangel, dem sie mit allen Anstrengun-

Digitized by Google

gen nicht abhelfen kann, ist der, nicht *Geist*, nicht *Wissen* ihrer selbst, ihres Seins und Bestehens, zu sein, worin das geringste geistige Subject sie übertrifft, welches schon im Vorstellen das Wissen auch von der Natur und ihren Einzelheiten in sich schliefst. Ihre *Wahrheit*, in welche sie übergeht, ist daher der *Geist*, aber damit auch ihr eigenes Ende *als Natur*. Schon im endlichen wirklichen Geiste wird sie als Natur aufgehoben, zugleich aber in der Idealität und Verklärung, zu welcher sie in ihm gelangt, auch aufbewahrt oder vielmehr zu einem zweiten höheren Dasein, wie sie es nur im Geist und für den Geist haben kann (wie in Sitte, Kunst und Wissenschaft), über sich hinausgehoben. Der Geist aber, diese höhere und höchste Wirklichkeit, zu welcher die Natur sich aufhebt und in welche sie übergeht, ist die concrete und existirende *Einheit* und *Wahrheit* von *beiden*, der logischen Idee — aber nun nicht mehr als abstracter, sondern unmittelbar wirklicher und lebendiger — und der Natur; er vereinigt eben so beide in sich, als er über beiden, den Momenten seiner Einheit, steht, indem er die einseitige Abstraction von beiden in sich und in seiner Wirklichkeit aufgehoben hat. Der Geist, welcher als diese Wirklichkeit zunächst selbst nur einfache und individuelle geistige Lebendigkeit ist, und ebenso, wie die Natur, die logische Idee, d. h. die anundfürsichseiende Wahrheit der Vernunft, als seine eigne innere Wahrheit, als seinen Begriff und den Puls seines geistigen Lebens, wie zur innern Lenkerin seiner Entwicklung, in sich hat, ist schon in seinem unmittelbaren Dasein, nach seiner Naturseite, oder als ein Geschöpf Gottes, nicht weniger als die Natur, eine *objective* Wirklichkeit der Vernunft, aber zugleich eine *wissende* und *sich-wissende*, und von der Natur dadurch unterschieden und über ihr, dafs alles, was von den Momenten des absoluten Begriffs in der Natur nur aufser einander und für sich vereinzelt zur Existenz kommt und gegen einander ein gleichgültiges äufseres Bestehen erlangt, diefs alles der Geist schon in jedem geistigen Individuum in Einem ist und wieder vereinigt, und alles abstracte Fürsichbestehen der Momente in seiner Idealität und ideellen Allgemeinheit aufgehoben, von seiner Einheit durchdrungen und nur als flüssiges, bewegliches Moment gesetzt ist. Gegen die concrete Lebendigkeit und wahrhafte Wirklichkeit des Geistes, der Alles, was er ist, die ganze Macht, Fülle und Herrlichkeit seines Wesens, in seinem einfachen Insichsein und ideellen Fürsichsein eingeschlossen hält, ist vielmehr die Weise der Existenz der natürlichen Dinge das Abstracte. So hat schon nach dieser objectiven Seite die logische Idee, in ihrer Einheit mit der Natur, im Geiste, der eben diese höhere Einheit und die Wahrheit beider ist, sich so hergestellt, dafs sie in ihm wieder zur ideellen Einheit ihrer Momente geworden, nunmehr aber als existirende und concrete Wirklichkeit ist. Allein der Geist ist nicht blos diese objective Wirklichkeit der Vernunft oder gleichsam nur ihr höchstes Gebild, Werk oder Meisterstück, wie wir es etwa schon am Organismus des natürlich-lebendigen Individuums bewundern, sondern, was noch mehr ist, auch *Subject*, Selbst der Vernunft, die sein Wesen, seine innere Wahrheit ist, und deren Selbstbethätigung, somit subjectiv und objectiv zugleich und in *einer* Einheit der *existirende* Begriff, wie es H. bezeichnet, und so erst die Erfüllung, das Ganze. Der *Geist* ist erst die *ganze Wahrheit*, nicht die logische Idee, welche sich zu ihm nur verhält wie der subjective Zweck zu seiner Ausführung und Verwirklichung, der subjective Begriff zur wirklich erfüllten Idee selbst. Allein ob er gleich seinem nun *eigenen* Begriffe nach diese wirkliche Einheit der Objectivität und Subjectivität der Vernunft schon ist, so ist er doch als unmittelbarer und endlicher Geist das, was er *ist*, nur erst *an sich*, und mufs, eben weil er geistiges Subject und Selbst der Vernunft ist, das, was er an sich ist und seine innerste Wahrheit ausmacht, auch erst *für sich* durch seine eigne That und wissend werden. Diefs ist sein Ziel und das innerlich Bewegende seiner Entwicklung und Selbstverwirklichung. Als dieses absolut energische Selbst oder Ich, an ihm selbst in seiner Einheit und ideellen Einfachheit zugleich *negative*, sich in sich, wie von sich selbst unterscheidende und von sich abstrahirende Thätigkeit (Negativität), tritt er als endlicher und unmittelbar individueller Geist in Entzweiung und Unterschied gegen sich selbst, in den *Gegensatz* seines *Daseins* oder der Realität gegen seinen *Begriff*, die Vernunft oder seine innere Wahrheit: worauf ebenso die *Freiheit* des geistigen Individuums, wie seine An- oder Unangemessenheit zu Dem, was es sein *soll*, und seine *Schuld* beruht, wenn es *nicht* ist, was es sein soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Die Philosophie unserer Zeit. Zur Apologie und Erläuterung des Hegelschen Systems. Von D. Jul. Schaller.

(Fortsetzung.)

Nach diesem absoluten Princip seiner subjectiven Geistigkeit, nach seiner Negativität und Freiheit, ist es des tiefsten und innersten Zerfalles mit sich selbst und seinem Begriffe, mit Gott und der Wahrheit fähig; nur Gott und die Wahrheit selbst kann es dann retten, wenn es nicht auf seiner nur in sich reflectirten und *natürlichen* Ichheit beharrt. Denn die in den Geist übergegangene *Natur* ist es, die nun als *geistige* und vom Geist in sich aufgenommene *Natur* noch dem *endlichen*, in den Individuen wirklichen, Geiste wesentlich zu Grunde liegt und ihn eben zum endlichen Geiste macht; so dafs alle Thätigkeit seiner Selbstentwicklung, um zu sich und zu seiner Wahrheit, wie zu seiner wahren Freiheit, d. h. derjenigen in der Wahrheit, zu kommen, das Princip aller intellectuellen, sittlichen und religiösen Bildung, wesentlich nur diese *negative* Thätigkeit und Arbeit sein kann, seine Natur und die Natur überhaupt zu überwinden und sich von ihr zu befreien. Allein so unendlich herrlich und reich auch schon das Gebiet des endlichen Geistes ist, und so wundervoll der Eine Geist, der in uns allen lebendig und wirklich ist, in seiner *concreten* Einheit mit der Natur, dem Princip der *individuellen* geistigen Lebendigkeit und der unendlich mannigfaltigen Verschiedenheit der geistigen Naturen, deren jede ein besonders begabtes und ausgeprägtes und in seiner Besonderheit in sich reflectirtes Selbst und Ich des allgemeinen Geistes, wie ein eigenthümliches Ganzes für sich ist, in diesen zahllosen Individualitäten selbst sich entfaltet und gestaltet, und, während jede geistige Individualität schon für sich über der Natur steht, auch an unerschöpflicher Fülle der äufsern und noch mehr der innern Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit nicht hinter der Natur zurückbleibt: so haben doch alle diese Individualitäten zusammen an ihnen selbst noch den einen und gleichen, noch von der *Natur* herrührenden Mangel ihrer Endlichkeit, dafs sie nur unmittelbar und natürlich einzelne in einem äufsern Dasein und im Kampfe mit demselben sind, und hieran schon von selbst ihre Unangemessenheit zu dem, was sie *als Geist* zu sein berufen sind. Diesem Mangel und Widerspruche unseres Daseins mit unserer Bestimmung, dem auch mit allem absoluten Wissen und aller innern Erhebung zur Allgemeinheit und Unendlichkeit des Geistes und zu Gott selbst für das Dasein nicht abzuhelfen ist, kommt von der natürlichen Seite auch die Natur selbst zu Hülfe durch den Tod des Individuums, welcher den Geist desselben von der letzten Unmittelbarkeit seines Daseins, dem natürlichen Dasein selbst, erlöset und ihn frei macht, um ihn die seinem Begriffe gleiche Realität finden zu lassen; oder vielmehr ist es auch hier der Geist selbst, der, schon über das Individuum erhoben, welches als solches hier keine Macht mehr hat, von innen heraus das absolute Urtheil der Unangemessenheit seines Daseins zu seiner Wahrheit, welche nur in Gott zu finden ist, fällt und hiemit seine letzte Scheidung vollbringt. Aber eben auch seine innere Wahrheit und Unendlichkeit, was er ursprünglich und an sich ist, und das angestammte Selbstbewufstsein seiner göttlichen Natur und seiner Freiheit läfst ihn nicht erst auf diese äufsere und nur unmittelbar geschehende Lösung warten, sondern treibt ihn aus sich selbst und durch seine eigene Kraft schon vorher und sein ganzes irdisches Dasein hindurch zur eigenen That seiner unendlichen Selbstbefreiung durch das *Wissen*, um durch den Aufschlufs, den dieses ihm, in philosophischer oder religiöser Erkenntnifs, über das Mysterium seines Wesens und ursprünglichen Ansichseins giebt, sich in das hei-

Digitized by Google

matliche Reich seiner Wahrheit und wirklichen Freiheit einzuführen und zu erheben. Alle Religion und alle Philosophie hat überhaupt nur diesen Zweck, und von beiden ist diejenige selbst die höchste und wahrste, die da auch weifs und lehrt, dafs nur der Geist die Wahrheit und nur in ihm sie zu finden, und ihre Erkenntnifs auch das wahrhaft Freimachende ist. Es ist eine ziemlich frühe in der Welt aufgegangene Erkenntnifs und Erhebung des Subjects zu seiner geistigen Unendlichkeit, durch welche es sich im Glauben oder Wissen seiner persönlichen Fortdauer auch über dem Grabe erhält, diese Erkenntnifs aber auch noch sehr unzureichend und geringhaltig, wenn es aufser Gott und ohne den Inhalt der ewigen Wahrheit seine Verewigung und Seligkeit suchen und nur an die Selbstgewifsheit seines abstracten Ich sich festklammern wollte; es hätte sich selbst damit blofs zu einer leeren Form und zu einem wesenlosen Schatten gemacht. —

Diefs führt uns zur Phänomenologie des Geistes zurück, durch welche und durch deren letzte und höchste Erkenntnifs das System der Hegelschen Philosophie dieses Sichwissen des Geistes sich schon von vorne herein, wie zum Ausgangspuncte, so zum bleibenden Elemente des selbst in sich und in der Wahrheit bleibenden Wissens gegeben hat. Hat der denkende Geist, von den Vorstufen seines blofsen *Bewufstseins* bereits befreit, sich zu diesem Elemente seines reinen Sichselbstwissens als der Wahrheit erhoben, seine innere Allgemeinheit und Unendlichkeit erkannt, seinen eignen Begriff, wenigstens den allgemeinen, und den Begriff seiner Vernunft und alles Wissens überhaupt in und mit der *reinen Form* seiner Unendlichkeit gefunden: so bleibt ihm, der als denkender Geist doch selbst schon Geist und auch wirklicher Geist ist, für das Weitere nur die *Erfüllung* dieses Elementes übrig, in welchem er zunächst nur noch *reines* Sich-Wissen oder Schauen als die intellectuelle Anschauung, oder auch sich selbst die *Idee* als die zuerst nur reine, d. h. noch leere und unerfüllte Idee ist. Und diese Erfüllung ist nichts Anderes als das *ganze System* selbst, die Entwicklung des sich denkenden und erkennenden Geistes, zuerst in der reinen Vernunft, dem anundfürsichseienden Inhalte und substantiellen Wesen des Geistes, dann in ihrer Gegenständlichkeit und abstracten Objectivität, der Idee in der Gestalt der Natur, und von da zu sich selbst zurückkehrend in seiner eigenen concreten, objectiv und subjectiv vernünftigen Wirklichkeit, im Reiche des existirenden Geistes selbst. Es ist hiemit überall der in seinem Wissen und Denken schon von vorne herein *freie* Geist, welcher in der Entwicklung seines Erkennens nirgend von sich und seiner Vernunft, der substantiellen Wahrheit, kommt und aus dem Elemente seines reinen Wissens heraustritt, und hiemit wohl noch klarer, wie dieses einmal gewonnene speculative Element auch ein *nie* wieder verlassenes genannt werden konnte. Denn auch in seinem Aufsersichsein, in dem Sein der Vernunft als *Nicht*-Geist, d. i. in der Natur, ist er eben darum, weil sie selbst Vernunft und ein Werk und System der göttlichen Vernunft ist (wie er selbst in noch höherer Weise) auch *bei sich*, und hat, wenn auch von seinem endlichen Standpuncte aus erst ein äufseres Aufnehmen der natürlichen Dinge durch die Erfahrung vorangehen mufs, doch in seiner speculativen Erkenntnifs der Natur es wesentlich nur mit der Vernunft, mit vernünftigen Gedanken- und Begriffsbestimmungen, d. h. mit seinem Eigenen, zu thun. In sich abschliefsen und vollenden aber kann sich die Idee und das System erst in der speculativen Erhebung des denkenden Erkennens zur absoluten Idee und zum Wissen des absoluten Geistes, der Idee Gottes, welcher ebenso schlechthin die Wahrheit für sich und deren absolute sich selbst erzeugende, bethätigende und wissende Wirklichkeit, als die absolute innere Wahrheit der Welt und des endlichen Geistes ist. — So also gewähret die speculative Philosophie dem Selbstbewufstsein unseres Geistes in dieser Erkenntnifs seines anundfürsichseienden Wesens und in der Vereinigung mit seiner absoluten Wahrheit *im Denken* wie seine höchste Erhebung, so auch seine tiefste und absolute Selbstbefriedigung, das Ziel seines innersten Strebens und tiefsten Sehnens, es sei denn etwa, dafs Jemand meine, es sei mit solcher Erkenntnifs, ungeachtet sie nur demjenigen zu Theil wird, der auch die dazu erforderliche, in die absolute Tiefe des Geistes gehende Arbeit und Anstrengung des Denkens zu übernehmen und auszuhalten vermag, doch schon über das Mysterium des Geistes zu viel durch die Philosophie aufgeschlossen und geoffenbart worden. Allein wie dafür gesorgt ist, dafs die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist in der That auch dafür gesorgt, dafs der Mensch, so wenig er in seiner tiefsten reli-

Digitized by Google

giösen Andacht sein Einswerden mit Gott, das Ziel seines sich selbst hingebenden und hinopfernden Strebens, wirklich erreicht, so wenig auch in seiner speculativen Andacht Gott wirklich denkend erreiche und mit ihm Eins werde; wenn er auch dort und hier in einzelnen seligen Augenblicken sich zu der absoluten Wahrheit erhebt, welche Gott schlechthin und immer ist, so erhält er ebensobald sich auch in seiner Scheidung von Gott und in seiner Endlichkeit zurück. Es ist das Eine so wahr als das Andre, dafs der Geist des Menschen Gott erkennen und die Tiefe der Gottheit durchforschen, als dafs er ihn nicht erkennen und die Fülle und Unendlichkeit seiner Offenbarung nicht erreichen und nicht ermessen kann. Ein so gewaltiger und riesenmäfsiger Fortschritt von unendlicher Tiefe in der philosophischen Erkenntnifs von Gott, Geist, Vernunft, von Welt und Natur, und ihrem innern Zusammenhange durch Hegel's Speculation gewonnen worden ist, welche übrigens selbst nur innerhalb des Gebietes der *christlichen* Offenbarung möglich war und in dieser auch, wie in der weiteren Entwicklung ihrer Idee und der Ausbildung des Dogma, ihren Grundzügen und den wesentlichen Bestimmungen ihres Inhaltes nach längst erkannt, ausgesprochen und vorbereitet da lag: so enthält doch Alles, was gewonnen worden, noch nichts weiter als den festen speculativen Grund und Boden und das Allgemeine jenes inneren Zusammenhanges, und man kann es den gegnerischen Freunden und befreundet thuenden Gegnern der H.'schen Philosophie, wiewohl in einem etwas andern Sinne, als sie meinen, immerhin zugeben, dafs nur erst der Anfang des Endes gekommen sei. Niemand mehr als gerade der speculative Philosoph mag es erkennen, wie trotz seiner Tiefe und innern Unendlichkeit unser Wissen doch nur Stückwerk sei, wie der sichere Faden des ideellen und zeitlosen innern Zusammenhangs von Allem gar oft auch reifst, und wie wir trotz ihm im Besondern und Einzelnen alles nur stückweise und äufserlich zusammentragen können; und keinem mag daher auch mehr als ihm christliche Demuth und Bescheidenheit ziemen. Hegel aber, zum näheren Verständnifs von dessen System in so manchen verkannten und mifsverstandenen Hauptpuncten auch hier durch die Hervorhebung einiger Grundzüge Einiges beigetragen werden sollte, hat — abgesehen von der sonst auch innerlich sich selbst rechtfertigenden und beweisenden Wahrheit seiner *Methode* als der nur dem Begriffe des Wissens, der absoluten Form der Vernunft, gemäfs sich entfaltenden und fortschreitenden Entwicklung des Inhalts — seinen richtigen Tact und Sinn auch schon in dem Ausgangspuncte seiner Philosophie und in der ganzen Stellung des Individuums zum Ganzen der Wissenschaft bewiesen, insofern uns diese nur die Bewegung des denkenden individuellen Geistes von sich aus, wie er sich subjectiv und unmittelbar *findet*, durch die ganze Entfaltung seiner innern Wesenheit und innern und äufsern Wirklichkeit hindurch zu ihm zurück in seiner absoluten Wahrheit zeigt und darstellt. Der Geist, den wir mitbringen, mufs zuerst die harte negative Arbeit seiner Bildung übernehmen, durch welche er sich von dem Zufälligen seiner Subjectivität und der Erscheinungswelt seines Bewufstseins befreit, um frei für sich zunächst sich in das allgemeine Element des reinen Wissens von sich und seiner Wahrheit zu erheben, und mufs in diesem Elemente des unvermischten Denkens erst in der innern anundfürsichseienden Wahrheit seines Wesens, der schlechthin allgemeinen Vernunft, unterirdisch seine Wurzeln schlagen und gewinnen, die überhaupt die ewigen Wurzeln alles Bestehens, aller natürlichen und geistigen Wirklichkeit sind und nichts bestehen lassen, was sich nicht als aus ihnen entsprossen oder an ihnen seinen festen Halt habend beurkundet, ehe er sich zum Lichte der äufsern Wirklichkeit wenden kann. Sodann in der Totalität seiner entwickelten reinen Wesenheit, zugleich mit der durch alle, noch innere, subjective und objective Entwicklung seines Begriffes bewährten Erkenntnifs, dafs die Wahrheit der Vernunft auch alle Realität sei, sich zu sich selbst zusammenfassend, als Subject seiner Idee, läfst er diese als Totalität für sich, in abstracter Form nur äufserlicher Existenz, äufserlich gegen ihn und an ihr selbst, sich als Object frei gegenüber treten, die Natur (deren Hervorgang, wie der Uebergang zu ihr, auf diesem Puncte des Systems noch nicht als die *Schöpfung* im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, welche vielmehr in ihrer tiefsten Bedeutung als die That des absoluten Geistes auch erst von dem wissenschaftlich erreichten Standpuncte desselben oder dem der speculativen Theologie aus gefafst werden kann); die Natur aber, welche als das abstracte und in die äufsere Vielheit der Momente als für sich bestehender Existenzen zerfallene Sein der allgemeinen

Digitized by Google

Idee auch in ihrer seienden Thätigkeit und allen ihren Hervorbringungen den allgemeinen Begriff sich eingeboren und zur innern Wurzel und Wahrheit hat, aber zugleich auch, weil sie ihn *nicht* in seiner Wahrheit und als Begriff auszudrücken vermag, auch ihre eignen Productionen, wenn sie dieselben auch äufserlich stehen läfst, doch der innerlich fortschreitenden Entwicklung nach negirt und über ein System von Stufen fort und fort steigert, führt den denkenden Geist, der der Natur gegenüber an ihr selbst schon ersetzt, was sie nicht vermag, und den Begriff, das Allgemeine überhaupt, die Kategorien (Gesetze, Gattungen u. s. w.) in ihr findet und erkennt und Alles wieder zur Totalität der Idee zusammenfafst, schon hiemit (subjectiv und in sich reflectirt im Denken) zu sich selbst zurück, vollständig aber dadurch, dafs die Natur in ihrem eignen Uebergange zum Geiste oder vielmehr zu dessen Hervorgange aus ihr (indem er, im vollendetsten Naturproducte scheinbar selbst wie ein Naturproduct hervorgehend, alsbald vielmehr *sie* negirt und sie nur zu einem *Scheine* in ihm, zu einem Ideellen herabsetzt) ihn ihm selbst, dem denkenden, als *Object* und concrete, zunächst selbst nur natürlich existirende Wirklichkeit gegenüberstellt. An seiner Objectivität aber, der auch *wissend* existirenden und sich entwickelnden Vernunft, sich selbst erfassend ist er es dann, der denkende Geist, der, mit sich selbst darin zusammengehend und in Einheit, den Begriff seiner Vernunft und sich selbst in seiner unendlichen Allgemeinheit, Idealität und Freiheit auch als eine in der Zeit theils entwickelte theils fortwährend sich entwickelnde, nur seine innere Wesenheit und Wahrheit bethätigende und deren Fülle und Reichthum offenbarende Wirklichkeit erkennt, so das Reich seiner eignen Herrlichkeit nach allen Seiten und Richtungen seiner freien Objectivirung und zeitlichen Verwirklichung theoretisch erfafst und betrachtet, und hiemit seine eigne Idee, die Idee nunmehr auch in der Gestalt des Geistes, zum Gegenstande seines Wissens macht, zuletzt aber auch durch alle eigene, weil nur endliche, in der Geschichte auf- und untergehende, Pracht und Herrlichkeit seiner Verwirklichung nicht absolut befriedigt, auch darüber hinausschreitet, und, auch in der *Kunst* nur die Endlichkeit in der idealen Anschauung seiner und ihrer Wahrheit verklärend, nur erst in der absolut unendlichen Idee Gottes als der absolut bleibenden, ewig durch Alles nur sich allein als die Wahrheit bethätigenden Wirklichkeit die Erlösung zu seiner eignen absoluten Wahrheit findet, und somit wieder in seiner absoluten Einsamkeit in der *Religion* Gott, dem absoluten Subjecte der ewigen Wahrheit, entgegentretend, nur in dieser auch seine *Wissenschaft* von sich und seiner Wahrheit und deren Idee absolut abschliefst und vollendet. — Nach dieser Seite der *wissenschaftlichen* Einigung und Vermittlung des *Subjects* mit seiner Wahrheit, die ihm immanent ebenso schlechthin die Wahrheit für sich (transcendent) ist, ist alle Entwicklung und aller Fortgang der Wissenschaft nur ein durch sein absolutes Ziel voraus und vom Anfang an bestimmtes, unausgesetztes und ununterbrochenes Fortschreiten zu diesem Ziel, und hiemit aller Fortgang von Stufe zu Stufe vielmehr ein Rückgang von einer höheren Stufe zur andern in die absolute Wahrheit als den absoluten Anfang, der gleichwohl als solcher, als ein in seiner Nothwendigkeit nachgewiesener und vermittelter und die erfüllte Erkenntnifs der Wahrheit in sich schliefsender, nur erst am Ende der *Wissenschaft* sich erreicht, für den Anfang aber, den *wir* machen an der Sache der Idee selbst, nur das abstract Leere, das noch Unbestimmte und Unerfüllte, selbst in seiner Allgemeinheit gefafst, sein kann. Diese Bemerkung über Hegel's wissenschaftliche *Methode* mag zugleich für diejenigen gelten, welche den Anfang glauben mit Gott machen zu müssen, welcher, so sehr er der Anfang und das absolut Erste ist, doch als dieses in seiner absoluten Tiefe erst hervortritt am Ende der Wissenschaft.

Der Zurückweisung aber auf die Phänomenologie bedurfte es deshalb, weil dieser Ausgangspunct von Solchen, welche nun Hegel's Philosophie selbst wieder zum Gegenstand ihrer Kritik machen, unrichtig gefafst und damit auch die objective Bedeutung des schon mit ihm gewonnenen Begriffs des reinen Wissens der Wahrheit und seines allgemeinen Elementes mifskannt worden ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Die Philosophie unserer Zeit. Zur Apologie und Erläuterung des Hegelschen Systems. Von D. Jul. Schaller.

(Schlufs.)

So sehr diese Philosophie sich zum Mittelpunct des gegenwärtigen Philosophirens gemacht hat, um welchen die philosophischen Bestrebungen der meisten Andern herumkreisen und noch lange herumkreisen werden: so sehr ist sie auch von allen Seiten her das Ziel von Angriffen, Anfeindungen und Verdächtigungen geworden, oder hat, wenn man den *Versicherungen* Glauben schenken darf, mit der zurechtweisenden Kritik schon sehr beträchtliche, die Sache der Philosophie wesentlich fördernde Verbesserungen erhalten. Wer weifs in seinem wissenschaftlichen Fache nun nicht auch von Hegel's Philosophie zu sprechen und seinen Hörern oder Lesern mit sicherem Tone Auskunft und Bescheid darüber zu geben? wer versucht sich nicht jetzt, zumal seit Hegel's Tode, wie vormals an Kant, so nun an ihm zum Ritter zu werden? was haben selbst nicht Solche, welche eine durch ihn gewonnene sichere und nothwendige Grundlage mehr oder minder auch für ihr Philosophiren anerkannten und annahmen, gleichwohl daran zu tadeln und besser zu machen gefunden? zu welchen noch ganz anderen Höhen der Erkenntnifs, zu welchen Bereicherungen unseres Wissens oder auch Nichtwissens, zu welchen tieferen Befriedigungen des Selbstbewufstseins, die Hegel's Philosophie noch nicht gewähre, zu welchen Aufklärungen dunkler Gebiete, zu welcher Entscheidung höchstwichtiger Fragen, deren Lösung die *Zeit* endlich von der Philosophie zu fordern berechtigt sei, haben sie nicht das Publicum zu führen verheifsen, wenn es ihnen folgen wolle? Dafs sie selbst noch im Mifsverständnifs der Hegelschen Philosophie stecken geblieben und zwar oft gerade derjenigen Puncte, auf die es am meisten ankommt, dieser ihnen oftmals von der Schule gemachte Vorwurf hat längst seine Kraft verloren und darf nicht mehr wiederholt werden; sie haben Hegel bereits ganz durchdrungen und durchschaut; wenn ihnen, wie mitunter geschieht, noch Stellen vorkommen, welche zu *ihrer* Auffassung des Systems sich etwas wunderlich und räthselhaft verhalten, so ist eher Hegel sich selbst untreu und inconsequent geworden oder hat sogar in solcher Inconsequenz das Richtige einmal zufällig gesehen und der Macht der Wahrheit nachgegeben, als dafs in ihrem Verständnifs ein Fehler läge; die *Erscheinung* dieser Philosophie in *ihrem* Wissen mufs sie selbst in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit sein; wozu sie von ihnen gemacht und verurtheilt worden, das ist sie auch, und diefs hat die Schule selbst von ihnen zu lernen, und — *ihre* Mifsverständnisse sind die Fehler des Systems, ihre Fortschritte und Verbesserungen Rückfälle, denen Hegel selbst schon die Stätte in seiner Phänomenologie bereitet hat.

Lassen wir diese Hegel meisternde Kritik mit ihren blofsen Versicherungen einstweilen bei Seite und sehen uns nach den Thaten und Leistungen selbst um, durch welche etwas Besseres an die Stelle gesetzt werden soll: so wird bei Solchen zunächst, welche besonders die *Methode* als Hegel's grofses Verdienst und als das Bleibendgewonnene anrühmen, schon der Umstand verdächtig, dafs gerade diese Methode ihnen selbst gar nicht recht gelingen will. Statt jener immanenten, nur *in* der Sache sich bewegenden Dialektik, welche analytisch und synthetisch zugleich sicher fortschreitet und keine neue Bestimmung heraustreten läfst, ohne dafs sie ihre Nothwendigkeit schon mit sich führt, stöfst man *hier* auf ein Hin- und Herreden *über* die Sache, auf jenes Reflectiren und Räsonniren, dem Hegel gerade durch seine Methode den Todesstofs gab, kurz auf Formen, die dem Inhalte äufserlich bleiben; man sieht dann, wie, um einen

Digitized by Google

Fortschritt zu gewinnen, allerlei Hebel von aufsen herbeigebracht und angesetzt werden, ohne welche die schwerfällige Maschine, da sie sich nicht auf eignen Rädern und durch eigne Triebkraft fortbewegt, nicht vom Flecke kommen würde. Wäre es die Methode, was sie von Hegel gelernt haben, würden auch die mancherlei Abweichungen, die nun Verbesserungen sein sollen, die Kreuz- und Querzüge, die Sprünge und Versetzungen von selbst wegfallen, die nun darum Platz gewinnen, weil das Band der Sachen los und locker geworden, oder diese vielmehr ihm entlaufen sind. Dieser Mangel in der Methode hängt dann aber, wenn man ihm weiter nachforscht, damit zusammen, dafs ihr Denken, statt sich wirklich in das objective Element der anundfürsichseienden Wahrheit und des reinen, ihr immanenten Erkennens erhoben zu haben, vielmehr noch an dieser oder jener, noch diesseits bleibenden Subjectivität hängen geblieben ist, wie an einer unübersteiglichen Schwierigkeit der Sache. Hieher fällt das Mifsverständnifs über die Bedeutung der logischen Idee selbst und über deren Verhältnifs zur Natur- und Geistesphilosophie. Denn hat man wirklich die Kraft und Bedeutung des reinen Erkennens eingesehen, ist man in ihm, und mit ihm in der reinen Wahrheit selbst, welche ebenso für sich die Wahrheit als die Wahrheit unseres Denkens und des Geistes überhaupt ist, so ist es nicht mehr möglich, diese Wahrheit als ein Unerkennbares auf die andere Seite und in ein Jenseits hinüberfallen zu lassen, und ebenso wenig kann man dem erkannten Inhalte die Bedeutung und Gültigkeit einer nur subjectiven Vernunft, Wahrheit oder Nothwendigkeit beilegen wollen, als ob das Erkannte nicht auch die objective Wahrheit, das Anundfürsichseiende, die absolute Sache schon selbst wäre, wenn sie gleich als Inhalt der logischen Idee nur erst im abstracten Elemente des reinen Denkens gehalten und gefafst ist. Die Phänomenologie ist eben dazu da, nicht um den Inhalt des Bewufstseins nur zu verflüchtigen und zu Grabe zu tragen, — denn dieser wird später, aber in seiner Wahrheit, wieder gewonnen, — sondern um vielmehr mit dem Wege, den sie zurücklegt, auch alle *nur* subjectiven Standpuncte und Erkenntnifsweisen hinter sich zu lassen, sich des unwahren und der Erscheinung angehörigen Wissens total und absolut zu entäufsern, um auch denkend ein neuer, aus dem Geiste wiedergeborner Mensch zu werden und so in das Reich des wahren Wissens einzugehen, welches nothwendig auch das Wissen der Wahrheit in sich schliefst. Wer es an dieser Entäufserung hat fehlen lassen, steht eben damit noch rückwärts und ist der Phänomenologie verfallen. Im Reiche der Wahrheit ist aber auch die *Freiheit* schon von vorne herein lebendig vorhanden und wirklich. Das Denken hat nicht erst nöthig frei zu werden, denn es ist es schon als Denken der Wahrheit, in deren Erkenntnifs und Entwicklung für sich es nicht blos überhaupt schon bei sich ist und nicht aufser sich kommt, sondern auch tiefer und tiefer in sich selbst zurückgeht und um so freier wird, je tiefer es bei sich selbst in dem Grunde seiner Wahrheit ankommt. Freisein ist nicht ein trocknes und abstractes „Auch-anders-können" oder „Auch-anderssein-können", was eine schlechte Definition ist und nur die unwahre Freiheit, die blofse Möglichkeit eines Andersseins, die Zufälligkeit und Willkür, trifft, sondern — bei sich sein und bleiben und auch im Andern, im Unterschiedenen, nicht sich selbst verlieren, sondern sich behalten, sich selbst darin haben und sich selbst daraus zurückbekommen. Aber nur ein geistiges Subject kann frei sein, weil nur ein sich in seiner Wahrheit *wissendes* Selbst wirklich und wahrhaft frei ist. Von demjenigen aus, was man jetzt dagegen öfter als Definition der *Nothwendigkeit* vorbringen sieht, von einem in seiner Unmittelbarkeit und Abstraction erstarrten „Nichtnichtseinkönnen" oder „Nichtandersseinkönnen", ist freilich kein Uebergang zur Freiheit zu gewinnen, welche als Freiheit des sich selbst und seinen Begriff denkenden Geistes, statt die Nothwendigkeit auszuschliefsen oder sich gegenüber zu haben, sie vielmehr ideell in sich aufhebt und einschliefst und selbst das Setzen Dessen aus sich ist, was die Nothwendigkeit zur Nothwendigkeit macht. Denn diese ist nichts Anderes als, uneingesehen, das noch verborgne Band des Zusammenhangs der Unterschiedenen, eingesehen aber die Identität des Unterschiedenen selbst; es wird aber nichts unterschieden vom freien Denken, das in der Sache ist, als was, wie das Denken selbst, das sich selbst in sich unterscheidende, ebenso auch schon an sich der Einheit angehört. In der entwickelten Identität des Nothwendigen und ihrer reinen Erkenntnifs ist daher in Einem die doppelte Bewegung, ebensowohl, dafs das Eine der absoluten Sache in seiner Unterschiedenheit mit sich selbst zusammengeht, sich selbst als das Eine und als das Selbst der Sache erfafst, über

Digitized by Google

seine objective Nothwendigkeit emergirt und übergreift, seine unendliche Form gewinnt und gegen sich als Substanz Subject (fürsichseiender freier Begriff, Geist) wird, als dafs Ich, das reine, nur in der Sache selbst sich denkend bewegende Ich, die freie unendliche Form, in der nämlichen Erkenntnifs mit sich selbst zusammengeht oder vielmehr in dem eigentlichen Grunde seiner Wahrheit erst recht bei sich selbst ankommt, indem es das Unterschiedene und das Eine, wie die Thätigkeit ihres Sichvermittelns und Zusammengehens als sich selbst, d. h. als die Thätigkeit und Wahrheit seines eignen reinen Wesens und Denkens, als den letzten Grund und Urquell seiner geistigen Lebendigkeit, weifs, hiemit in seiner reinsten Thätigkeit nur bei sich selbst, d. i. *frei* ist. Wer Hegel den Vorwurf machen kann, dafs in seiner Philosophie die Freiheit nicht zu finden sei, der beweiset damit dreierlei: 1) dafs er H. von vorne herein nicht verstanden und in dem Wichtigsten und Wesentlichsten blind geblieben ist, 2) dafs er selbst nicht weifs, was Freiheit ist, und 3) dafs er auch in seinem eignen Denken und Philosophiren nicht die Freiheit hat, sondern statt ihrer ein Scheinbild, die Willkür, eine Wolke für die Juno, umfafst hält. Man kann es für eine Art geistigen Unglücks halten, wenn ein philosophisches Subject dem mächtigen Geiste, der aus Hegels Philosophie spricht, und der Macht ihrer Wahrheit nicht Widerstand zu leisten fähig, gleichwohl wegen irgend eines Grundmifsverständnisses sich nicht ganz und gar selbst und subjectiv damit zu einigen vermag, somit nicht zu seiner eignen Freiheit darin kommt, und dann, die Nothwendigkeit nur als Nothwendigkeit in sich wirken zu lassen genöthigt, dem System zur Last legt, was es in seiner subjectiven Empfindung hat oder vermifst. —

Jedoch es ist Zeit, den Hrn. Vf. selbst eintreten zu lassen, welcher in der vorliegenden Schrift nicht nur in einem vorzüglichen Grade eine richtige Auffassung und gründliche Kenntnifs des Systems der Hegelschen Philosophie an den Tag gelegt, sondern um dieselbe ein besonderes Verdienst sich auch dadurch erworben hat, dafs er Hegel's grofses Werk und geistige Errungenschaft gegen die bisherigen Mifsverständnisse und Angriffe seiner Kritiker und Tadler, insbesondere der halben Gegner und halben Freunde, von neuem sicher stellt, und es anschaulich und gründlich vor Augen legt, wie durch solche Anfechtungen der feste, in sich sichere Bau des durch alle Gebiete der Wissenschaft durchgreifenden Systems noch keineswegs erreicht, versehrt oder erschüttert worden, vielmehr durch sich selbst siegreich über seine Gegner sich erhebt und noch als das gröfste, tiefbegründetste, in sich geschlossenste und ausgeführteste Werk der philosophischen Speculation in unserer Zeit dasteht. Hat im Ganzen bisher, mit einzelnen Ausnahmen, das Verfahren der Schule gegen solche Angriffe sich mehr auf die Widerlegung und Abweisung zur Vertheidigung des Systems beschränkt, so geht Hr. Dr. Schaller dagegen zur Offensive über und wendet sich an die eignen Thaten und Leistungen der Gegner, die er auch in ihren eignen unwahren Annahmen, in ihren Schwächen und Halbheiten erscheinen läfst. Allein der Einwürfe und Anklagen sind so viele und verschiedenartige, so wunderliche und widersprechende, dafs Hr. Sch. selbst darüber sagt: „Wollten wir alle die Anklagen, die von verschiedenen Seiten her gegen die Hegelsche Philosophie ausgesprochen sind, zusammennehmen und gelten lassen: fürwahr sie könnte nur als ein Mirakel von Mifsgeburt noch unser Interesse in Anspruch nehmen; und zwar nicht blofs insofern sie eine ganz absonderliche und überspannte Narrheit wäre, sondern auch, insofern sie mancherlei Widersprechendes auf eine merkwürdige Weise, man weifs nicht recht wie, in sich vereinte. Denn die Gegner der Hegelschen Philosophie sind nur darin einverstanden, dafs sie *einen* gemeinschaftlichen Feind bekämpfen: abgesehen hiervon sind sie im totalen Widerspruch mit einander begriffen, und zwar nicht nur in dem, was sie an die Stelle der Irrthümer und Verkehrtheiten setzen wollen, sondern auch in dem, was sie in der Philosophie Hegel's finden. Nicht nur tadelt der Eine, was der Andere lobt, sondern was der Eine darin vermifst, findet der Andere darin, und was das Schlimmste ist, das ausgesprochene Lob kann man oft nicht einmal annehmen, sondern mufs dagegen wie gegen den derbsten Vorwurf protestiren." Diese Anklagen sollen indessen nicht etwa der Reihe nach durchgenommen werden, was ein eben so widriges als im Ganzen wenig Gewinn versprechendes Geschäft wäre, da, „wie jene Anklagen zum grofsen Theil aus totaler Unkenntnifs der Philosophie herrühren, sie sich jeder *wissenschaftlichen* Betrachtung geradezu entziehen. — Jedoch haben sich die Einwürfe gegen die Hegelsche Philosophie mit der Zeit in wenige Hauptpunkte con-

Digitized by Google

centrirt — eine nähere Betrachtung *dieser* scheint uns Bedürfnifs. Ferner aber liegen uns jetzt mehrere systematische Ausführungen von denen vor, welche als Gegner der Hegelschen Philosophie zugleich über dieselbe zu einer höheren Erkenntnifs hinausgegangen zu sein meinen. Wie es besonders die Einwürfe dieser Gegner sind, welche eine wissenschaftliche Beantwortung fordern und zulassen, so wird auch eine Vergleichung der von ihnen aufgestellten Principien mit den Hegelschen die wissenschaftliche Erkenntnifs zu befördern vorzugsweise geeignet sein." Ref. behält sich vor hierüber in einem folgenden Artikel demnächst näheren Bericht zu erstatten.

Gabler.

L.

M. Fabii Quintiliani de Institutione oratoria libri XII. Editionis Spaldingianae Vol. VI. Lexicon et indices continens curavit Ed. Bonnellus, Gymn. Berol. Prof. Auch mit dem besonderen Titel: *Lexicon Quintilianeum. Lipsiae*, 1834. *gr.* 8.

Mit der Anzeige des vorliegenden Buches würden wir zu spät kommen, wenn es überhaupt veralten könnte. Aber übergangen darf es nicht werden, weil es erstens der Schlufsstein der Hauptausgabe eines bedeutenden alten Autors ist, mit der sich ein hochgeachteter Gelehrter sein ganzes litterarisches Leben hindurch beschäftigt hat, und deren einzelne Bände in einem Zeitraum von beinah vierzig Jahren erschienen sind, und weil es selbst das Produkt des ausdauernsten Fleifses ist und als solches auch von denen anerkannt werden wird, welche den Nutzen einer solchen Arbeit nicht einsehen. Der Sprachgebrauch eines einzigen lateinischen Autors wird auf tausend Seiten ausgelegt, während der Autor selbst kaum die Hälfte dieses Raumes und Druckes einnehmen würde. Dies kann in der That manchem ein übertriebener und übel angewandter Fleifs scheinen. Aber man vergifst dabei, dafs diese Arbeit doch einmahl gemacht werden mufste, und dafs dieser eine Index nunmehr für die ganze Folgezeit ausreichen wird. Ausgaben des Autors mögen erscheinen, so oft ein Bearbeiter einen neuen Weg der Kritik oder der Erklärung gefunden hat; Abdrücke des Textes, so oft es das Bedürfnifs erheischt. Das Lexikon über seinen Sprachgebrauch wird zu allen Ausgaben dienen, da eine durchgreifende Umgestaltung des Textes nach den bisherigen Arbeiten nicht mehr zu erwarten ist, und in dem Lexikon selbst auf die bestrittenen Lesarten beständig Rücksicht genommen wird. Nach der gewöhnlichen Art wird jeder Ausgabe eines Autors, die auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch macht, ein *Index verborum* hinzugefügt; jeder Editor nimmt ihn von seinem Vorgänger, thut einige Stellen hinzu, aber giebt dem Philologen keinesweges die Gewähr, dafs alle darin enthalten sind. Man betrachte z. B. die Ausgaben des Tacitus. Zu jeder wird ein Index verborum von einigen hundert Seiten abgedruckt, deshalb, weil wir noch kein *vollständiges* Lexicon Taciteum besitzen. Es ist ein solches geliefert worden; aber so fleifsig und umsichtig auch der Verf. desselben dasjenige, was *ihm* erspriefslich und bemerkenswerth erschienen, zusammengetragen haben mag, so wenig werden dadurch doch die Ansprüche der Gelehrten befriedigt, die bald auf diesen bald auf jenen Theil des Tacitischen Sprachgebrauchs und gerade auf den von Andern nicht beachteten ihre Aufmerksamkeit zu richten veranlafst sind, und denen nichts so wünschenswerth ist, als eine Gewährleistung für die Vollständigkeit des Materials. Wie viel rathsamer ist es also, dafs, wenn ein Gelehrter sich einmahl einer solchen Arbeit unterzieht, er ihr gleich diejenige Ausdehnung giebt, dafs sie, ein Mahl gethan, für immer ausreicht?

Dafs ohne Speziallexika über die wichtigsten einzelnen Autoren die Lexikographie der Sprache niemahls die gehörige Sicherheit und Vollständigkeit erlangen kann, ist einleuchtend genug. Wir sind im Lateinischen schon unendlich besser daran, als im Griechischen: aber jedermann weifs, wie wenig für irgend eine spezielle Untersuchung selbst Geisners und Forcellini's Thesauren ausreichen, wie auffallend vernachläfsigt manche Autoren in ihnen sind, wie man, wo es auf das Einzelne ankommt, immer wieder genöthigt ist nach den Indices über die einzelnen Autoren zu greifen, und wie verdriefslich es ist, auch hier nichts zu finden, ohne doch die Gewähr zu haben, dafs wirklich in der bestimmten Art nichts oder nichts anderes vorhanden ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

M. Fabii Quintiliani de Institutione oratoria libri XII. Editionis Spaldingianae Vol. VI. Lexicon et indices continens curavit Ed. Bonnellus. Auch mit dem besonderen Titel: *Lexicon Quintilianeum.*

(Schlufs.)

Quintilian gehört zwar nicht unbedingt zu denjenigen Autoren, die den Sprachgebrauch geleitet haben, wie Plautus, Cicero, Virgil und Seneca; aber seine eigne Sprachbildung und sein Einflufs auf andere ist doch nächst jenen sehr bedeutend. Die Grundlage seiner Sprache ist die Ciceronische, aber wie er 150 Jahre nach Cicero schreibt, so hat er auch viel Abweichendes von ihm in Construction und Phraseologie. Letztere besonders ist sehr gewählt und sorgfältig, und was ihr an beweglicher Anschaulichkeit abgeht, ersetzt sie durch Gediegenheit; sie vermeidet die kühne und überraschende Zusammenstellung des Seneca, aber strebt nicht weniger nach Witz und Nachdruck. Ein solcher Autor verdient also wohl, dafs seine Sprache vollständig zusammengestellt werde.

Hr. Bonnell nennt sein Buch mit Recht ein Lexicon über Quintilian, nicht einen Index verborum. Er bezeichnet dadurch einen wesentlichen Unterschied vor andern zwar nützlichen aber unwissenschaftlichen Arbeiten, wie z. B. der Index verborum zum Bentleyschen Horaz ist. In diesem werden rein elementarisch die Formen, wie sie erscheinen, aufgeführt z. B. gaude, gaudeat, gaudens, gaudent, gaudentes, gaudentis, gaudere, ohne Sonderung der Bedeutung. Nicht viel anders ist der Index zum Burmannischen Ovid und überhaupt die meisten eingerichtet. Hr. Bonnell dagegen sondert die Bedeutungen und die Constructionen; die Formen nur, wenn irgend etwas daran zu bemerken ist. Er kommt auch dem sprachlichen Interesse dadurch entgegen, dafs er Gegensätze und Synonyma, welche auf die eine oder die andere Weise die Bedeutung und den Gebrauch des Wortes ins Licht setzen, durch gesperrten Druck hervorhebt. Dies ist an und für sich löblich und zugleich war es der wissenschaftliche Trost des Verfassers bei seiner Arbeit, die dadurch aufhörte eine mechanische zu sein. Man irrt sehr, wenn man die Ausarbeitung eines Lexikons für eine uninteressante und unerfreuliche Arbeit hält. Wenn einmahl die Stellen zusammengebracht sind, so ist im Gegentheil die Anordnung derselben so interessant als wichtig. Dem Lexikographen müssen alle Beziehungen des Wortes gegenwärtig sein, er sieht und verfolgt wie aus der Grundbedeutung alle anderen abgeleitet werden, er freut sich an gelungenen Uebertragungen, an kühnen oder sprechenden Combinationen, er folgt dem Autor in der Behandlung seiner Sprache, er betrachtet die Construction jedes Wortes, von dem Einfachen zum Schwierigen und Verwickelten aufsteigend. Das Mechanische dabei ist nur, wenn nähmlich Vollständigkeit Gesetz ist, dafs er eine Anzahl ähnlicher, nicht mehr lehrreicher Stellen zusammenschreiben mufs; jedoch auch hierbei wird ihm eben das Verhältnifs des häufigen zum seltenen Gebrauche interessant sein. Hr. Bonnell giebt die einzelnen Stellen so vollständig, als zur Erkenntnifs der Bedeutung und der Construction nothwendig ist, öfters auch mehr als dies, worüber ihm aber derjenige, der sein Buch bei der Entscheidung irgend einer sprachlichen Frage zu Rathe zieht, nicht zürnen wird. Blofse Citationen sind selten, und nur bei ganz gleichen Zusammenstellungen oder bei Substantiven von entschiedener und einfacher Bedeutung zur Abkürzung angewandt. Das Gebot der Vollständigkeit nöthigt ihn dazu: in einem Sprachlexikon dagegen müssen wir blofse Citationen für ungehörig halten; denn, sind die Stellen lehrreich oder beweisend,

Digitized by Google

so mufs der Leser der Arbeit des Nachschlagens überhoben werden, sind sie aber gleichgültig, so ist auch das Citat zu viel.

Die weitere Ausführung des Plans zeugt durchaus von der Sorgsamkeit und der Sprachkenntnifs des Verfassers, von der auch die wohlgeschriebene Vorrede einen Beweis giebt. Es käme hier darauf an nachzuweisen, dafs Wörter ausgelassen, Bedeutungen unrichtig geordnet oder durch falsche Beziehung mifsverstanden wären. Einzelne Fehler in dieser Hinsicht könnten bei der Masse abgerissener Stellen und bei der Schwierigkeit sie in die gehörige Uebersicht zu bringen entschuldigt werden. Rez. hat aber keine oder unbedeutende Fehler bemerkt. Es ist dem Lexikon zwar von einem andern Rez. Auslassung mehrerer, sogar vieler, Wörter vorgeworfen worden; aber dieser Vorwurf ist ungegründet, indem alle jene Wörter sich auf Stellen beziehen, welche Quintilian aus andern noch erhaltenen Autoren anführt, die also in ein Lex. Quintilianeum nicht gehören, wie der Verf. in der Vorrede richtig bemerkt. Nur in dem Index der Eigennahmen sind einige alte Fehler stehen geblieben (indem Hr. Bonnell diesen Index aus den früheren Ausgaben, allerdings mit vielen Verbesserungen, herübernahm). Es fehlt der Nahme *Asprenas* aus X, 1, 22. Bei *Apollodorus Pergamenus* steht: se dici maluit Rhodium, mit einem Citat, aus welchem zu ersehen ist, dafs das Angeführte vielmehr von dem Theodorus Gadareus gilt. Unter *Palaemon grammaticus* wird I, 5. 60 citirt, wo aber das Wort ohne Beziehung auf diese oder überhaupt auf irgend eine bestimmte Person nur formell betrachtet wird, dafs man nähmlich lateinisch Palaemon und Palaemo, wie Platon und Plato, Solon und Solo sage.

Hr. Bonnell hat seinem Lexikon eine Abhandlung unter dem Titel *Grammatica Quintilianea* vorangeschickt, worin er nach der in Grammatiken gebräuchlichen systematischen Anordnung die hauptsächlichsten Spracheigenthümlichkeiten des Autors, seine Abweichungen, wie er sagt, a simplici tritaque ratione grammatica, zusammenstellt. Soviel Rez. weifs, hat Hr. Baumgarten-Crusius diesen Gedanken zuerst ausgeführt, als Anhang zu seinem sehr guten Index Latinitatis des Sueton, und am Tacitus ist er seitdem von Mehreren ins Werk gesetzt worden. Solche Zusammenstellungen sind lehrreich und interessant und allmählig auf alle wichtigeren Autoren ausgedehnt, werden sie ein treffliches Material zu einer wahrhaft historischen und comparativen Grammatik geben. Man wird dann auch so weit kommen, spezielle grammatische Uebersichten der verschiedenen Sprachperioden, der vorklassischen Zeit, des silbernen und ehernen Zeitalters aufzustellen. Die Ausführung einer solchen Arbeit läfst freilich jetzt noch manches sowohl überhaupt, als auch an der vorliegenden Gramm. Quintilianea zu wünschen übrig. Rez. vermifst eine einleitende Betrachtung über den stilistischen Standpunkt des Quintilian, die Angabe mancher einzelnen merkwürdigen Spracherscheinung, endlich auch Vollständigkeit, wo sie zur Begründung eines sicheren Urtheils nothwendig scheint. Beim Adjectivum übergeht der Verf. die schon sehr häufig gewordene Steigerung durch *adhuc*; unter dem Artikel Conjunction wird nur einiges über Auslassung oder Hinzufügung der copulativen Conjunctionen beigebracht. Es war hier aber der Ort über die veränderte Bedeutung mehrerer Conjunctionen, über die auffallende Seltenheit und den gänzlichen Ausfall einiger (selten z. B. *quippe*, gar nicht *utpote*, *quandoquidem*, auch nicht *etsi* und *tametsi*, wovon doch kein Grund einzusehen ist), über die ungewöhnliche Zusammenstellung anderer (*utsi* und *utcum* für das einfache *si* und *cum*) zu sprechen. Dasselbe gilt von mehreren andern Partikeln, wo sich ein neuer oder mangelhafter Sprachgebrauch zeigt, wie *circa* für de, *citra* für sine, *demum*, *interim*, *saltem*. Quintilian weifs sich, wie es scheint, nicht mehr des Pronomens *alteruter* zu bedienen, indem er, wo der alte Sprachgebrauch es erforderte, das simplex *alter* setzt. *Quaequam res* für ulla X, 2, 6 ist nicht berücksichtigt. Der Verf. kann sagen, das Lexikon selber gebe diese Nachweisungen: doch geschieht dies erstlich nicht, wo ein Wort nicht mehr gebräuchlich ist, und dann bedarf es ja bei einer solchen Abhandlung nur einer kurzen Angabe und Zusammenstellung mit Verweisung auf die im Lexikon enthaltenen Stellen. Auch in der Syntax vermissen wir einige Erscheinungen, wie den seltenen Gebrauch des Perfecti Conj. *ut ita* (sic) *dixerim* für ut ita dicam, der sich bei keinem andern Autor findet und mit dem Gebrauch des Futuri exacti für das Fut. simplex zu combiniren ist. Der nach griechischer Weise schwankende Conjunctivus Präs. für den Indicativ, wie *suadeam*, ich möchte rathen, gleich suadeo, ist in sei-

Digitized by Google

ner Ausdehnung nicht gehörig nachgewiesen, denn zwei Stellen, welche Hr. Bonnell S. LXI anführt, gehören nicht hieher, indem in der einen *intelligamus* der auffordernde Conjunctiv „wir wollen es so verstehen", ist, und in der andern *efficiant sane* regelmäfsig gebraucht ist: „mögen sie immerhin bewirken", wie sich aus dem Zusammenhang an Ort und Stelle ergiebt. Auf die Wortbildung, worin sich die spätere lateinische Sprache, gar nicht zu ihrem Nachtheil, bemerklich macht, hätte ebenfalls Rücksicht genommen werden sollen. Solche Formen wie *patrie*, auf väterliche Art, inconsequentia, inobservantia, inartificialis, inaffectatus, inartificialiter und dergl. vieles finden sich bei Cicero und andern Alten (den sogenannten *veteres*) nicht. So können wir also die unternommene Zusammenstellung des abweichenden Quintilianischen Sprachgebrauchs noch nicht für vollkommen halten; indefs wird der Freund der Lateinischen Sprache auch diesen bedeutenden Anfang einer neuen Betrachtung mit Dank annehmen. Wenn die Sache so leicht wäre, würde sie schon lange und von Vielen geleistet worden sein.

C. G. Zumpt.

LI.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. I. Oberdeutsche Stauten und Stämme. Vom Standpunkte der Politik betrachtet. Stuttgart, 1836. *J. Scheible's Buchhandlung.* 431 S. *in* 8.

So bedeutend auch die Leistungen sein mögen, deren sich die Deutschen auf dem Gebiete der politischen Literatur rühmen dürfen, so läfst es sich doch nicht verkennen, dafs wir gerade hier noch keine so grofse Fortschritte gemacht haben, als man es nach dem allgemeinen Stande unserer Wissenschaft und Bildung erwarten dürfte. Der Grund davon liegt nahe. Als die Nation im vorigen Jahrhundert wieder anfing sich zu begreifen, und kräftig und reich wie sie ist, durch die verschiedenartigsten Regungen und Erscheinungen ihre Regeneration ankündigte; so fanden diejenigen Geister, welche sich auf die schöne Literatur und die ideale Seite der Wissenschaft warfen, allenthalben eine begeisterte Aufnahme und einen leichten Sieg, weil sie mit einer schonungslosen Kritik dem früheren Unwesen entgegen treten durften, und ihre eigenen Productionen um zur Herrschaft zu gelangen, nur eine unbefangene und gesunde Stimmung der Gemüther voraussetzten. Ganz anders verhielt es sich mit der Politik, welche der Erfahrung und Geschichte nicht entbehren kann, und stets in einem hohen Grade von der positiven Unterlage, worauf sie errichtet werden soll, abhängt. War doch das Reich selbst ein in der Auflösung begriffener Körper; von einem lebendigen und nationalen Bewufstsein kaum eine Spur, Recht und Gerichtsverfassung unnatürlich verschränkt, das Gemeindewesen corrumpirt. Dazu kam, dafs aus leicht erklärlichen Gründen die Kritik hier gehemmt war, und daher anstatt selbständig vorzugehen, entweder in den Dienst der französischen trat, oder von deren Ausgang erschreckt, sich gegen sie wandte, und auch dadurch in eine gewisse Abhängigkeit gerieth. Man darf sich also nicht wundern, dafs in der schönsten Blüthezeit des deutschen Geistes verhältnifsmäfsig wenig für die Politik geschah, und selbst das, was damals wirklich geleistet worden ist, so spät erst eine nachhaltige Wirksamkeit gezeigt hat. — Jetzt da die Nation wieder angefangen hat, sich als solche zu fühlen, da sie, um so manche Erfahrung im Guten und Bösen reicher geworden, in vielen und wichtigen Beziehungen einen unschätzbaren Gewinn gemacht hat, — jetzt vermöchte auch die politische Literatur einen freieren und selbständigeren Charakter anzunehmen; und schon zeigt sich merkwürdig genug bei ihr fast derselbe Gang, den die schöne Literatur im vorigen Jahrhundert genommen hat: anfangs eine fast unbedingte Hingebung an Frankreich, und dann über England die Rückkehr zum eigenen deutschen Wesen, was hoffentlich auch hier wiederum selbständige Productionen hervorrufen wird. Denn wenn nicht Alles täuscht, so ist es der deutschen Nation vorbehalten, auch in dieser Richtung ihre Selbständigkeit zu bewähren, und dann wird es sich zeigen, ein wie unberechenbarer Gewinn ihr daraus erwachsen ist, dafs sie ihre allgemeine geistige Bildung vorher auf eine so hohe Stufe gebracht hat, wenn sie auch durch deren bevorzugte Pflege eine Zeitlang in politischen Sachen, wenigstens beziehungsweise hinter andern Völkern zurückgehalten wurde.

Diese Betrachtungen drängten sich mir von selbst auf, als ich mich zur Anzeige der oben genannten Schrift anschickte. Ich bin zwar weit entfernt, derselben einen solchen Werth beizulegen, als ob durch sie die Aufgabe einer deutschen Politik auch nur

Digitized by Google

theilweise gelöst wäre; aber es läfst sich doch auch nicht leugnen, dafs der Gedanke, welcher ihr zum Grunde liegt, ein sehr glücklicher ist, und auf eine neue und selbständige Handhabung der Verhältnisse unserer Nation hinweist. Der Verf. geht nämlich darauf aus, die in Deutschland bestehenden Staaten ihrer inneren Organisation nach und in ihrer nationalen Bedeutung zu untersuchen; aber er hat sich dabei nicht blos an die geographischen Ländergrenzen gehalten, sondern ist auch bemüht gewesen, die Unterschiede der verschiedenen Stämme hervorzuheben, und ihr Verhältnifs unter sich und zu der Nation klar zu machen. Dieses Verfahren ist nun gewifs der eigenthümlichen Lage und Beschaffenheit Deutschlands durchaus angemessen, nicht allein für die Beurtheilung der jetzigen Verhältnisse, sondern auch in einer allgemeineren Beziehung: denn ohne die gehörige Berücksichtigung der Stammunterschiede wird so wenig eine deutsche, als eine griechische Geschichte geschrieben werden können. — Aufserdem hat aber der Verf. manche sehr lobenswerthe Eigenschaften zu seiner Arbeit mitgebracht: es spricht sich darin eine warme und innige Liebe zum Vaterlande aus, ein heiteres und ungetrübtes Vertrauen auf dessen Gröfse und Gedeihen, ohne dafs es in einen einseitigen Optimismus ausartete; der Verf. bestrebt sich ferner unbefangen zu sein, und giebt manchen Dingen, die man gerne in einem unverdienten Glanze darstellen möchte, ihren rechten Namen. — Die Schrift verdient daher schon der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, eine ernste, wissenschaftliche Prüfung, welche aber um so rücksichtsloser angestellt werden wird, als das Selbstvertrauen, mit welchem der Verfasser auftritt, und sich nicht undeutlich als den Begründer einer neuen Richtung in der deutschen Politik ankündigt, (S. 18. 419) eine besondere Schonung und Nachsicht ausschliefst.

Zunächst mufs es nun auffallen, dafs ein Mann, welcher über die wichtigsten Fragen der Zeit ein so sicheres Urtheil bereit hat, und „eine staatsrechtliche Theorie und eine deutsche Politik im Hintergrunde hält", (S. 419) für seine ganze politische Thätigkeit eine Stellung zu gewinnen suche, welche zu befangen erscheint, als dafs sie seinen Plänen genügen könnte. In der Einleitung zu den deutschen Studien, welche dieser Schrift als deren erstem Theile vorausgeschickt ist, sucht der Verf. nämlich durchzuführen, dafs er mit seiner Ansicht die wahre Opposition in Deutschland bilde, und dafs, was früher sich für eine solche ausgegeben habe, ein schiefes und mifsglücktes Unternehmen sei. Wozu soll diese Usurpation eines Namens, welcher nach seiner Bedeutung im Sprachgebrauch diejenige Stellung nicht bezeichnet, die der Verf. sich ausersehen hat? Opposition drückt doch in der allgemeinen Bedeutung eine blofse Verneinung aus, bei der der Verf. sich nicht beruhigen will, und als technischer Ausdruck ist das Wort dem englischen Staatsrechte entlehnt, und bedeutet die von der Regierung ausgeschlossene politische Partei, welche dieselbe auf verfassungsmäfsigem Wege bekämpft. Ob in dieser letzten Bedeutung aufserhalb Englands von einer Opposition streng genommen die Rede sein kann, und in wieweit diese Bezeichnung namentlich für die deutschen Verhältnisse pafst, braucht hier nicht erörtert zu werden; für die Richtung, welche der Verf. in dieser Schrift befolgt hat, ist es gewifs nicht die angemessene. Wo kein leerer Raum ist, da wird freilich jede freie Bewegung ein Hindernifs finden, und wenn man will, Opposition machen; aber darin liegt doch nicht das Wesentliche der Sache. Der Verf. würde daher viel besser gethan haben, wenn er sein politisches Glaubensbekenntnifs ganz einfach mit Dahlmann auf den nationalen Fortschritt gestellt, und etwa noch bemerkt hätte, dafs er sich durch die Glaubenssätze der heutigen Liberalen nicht für gebunden erachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sinnentstellende Druckfehler.

In der Recension über Rückert's Gedichte No. 51—54.

S. 411 Z. 23 statt Ineinsbestimmung lies Ineinsbildung.
— 416 — 16 st. Bestreitung l. Bestimmung.
— 420 — 6 st. geschlossenen l. geschaffenen.
— 431 — 10 st. grofsen l ersten.

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. I. Oberdeutsche Studien und Stämme. Vom Standpunkte der Politik betrachtet.

(Fortsetzung).

Statt dessen aber blickt trotz des Gegensatzes doch eine gewisse Abhängigkeit von dem durch, was er als Opposition bekämpft, und namentlich scheint er zu befürchten, dafs er durch eine formelle Trennung von ihr um alle Popularität kommen möchte, — da doch für einen Mann, der sich seiner Ueberzeugung gewifs ist, und für eine Sache zu kämpfen glaubt, welche er für die des Vaterlandes hält, das Urtheil der Zeitgenossen über seine politische Richtung nur insofern Bedeutung haben sollte, als er daraus den Standpunkt, welchen sie einnehmen, erkennen, und sein Verhältnifs zu ihnen abmessen kann. Der Verf. steht aber wohl überhaupt mehr unter dem Einflufs einer ihm von seinen Gegnern zugekommenen Anregung, als er es selbst zu fühlen scheint; namentlich läfst sich diefs in Beziehung auf Paul Pfizer nachweisen. Pfizer giebt Oestreich für Deutschland auf, und will ein engeres Anschliefsen an Preufsen: ebenso nur in etwas anderer Form der Verf.; Pfizer hebt die Ideen der Freiheit und Einheit als die Factoren der deutschen Geschichte hervor: auch der Verf., welcher sich viel mit der Freiheit beschäftigt, weifs die altgermanische nicht von der modernen zu trennen, und statt mit der Einheit kämpft er mit der Einigung herum; Pfizer sucht auf alle Weise die Macht des Bundes zu bekämpfen: der Verf., hier im Gegensatze, will dieselbe in einem Grade anerkannt wissen, wie sie der Bundestag selbst nicht in Anspruch genommen hat.

Was nun den weiteren Inhalt der Schrift betrifft, so hat sie den Hauptzweck, die innere Beschaffenheit der oberdeutschen Staaten und Stämme und ihr Verhältnifs zur Nation darzustellen. An eine eigentliche Statistik ist hier nicht zu denken; es fragt sich vielmehr, in wiefern es dem Verf. gelungen ist, die allgemeine Lage Deutschlands in politischer Beziehung unter dem rechten Gesichtspunkte aufzufassen, und die besonderen Verhältnisse und Erscheinungen, welche er zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht hat, so zu entwickeln, dafs der Einzelne in seinem eigenthümlichen und seinem allgemeinen Werthe leicht und richtig erkannt wird. Deutschland hat einen Mann gehabt, der für solche Untersuchungen als Muster und Vorbild gelten kann, und der deswegen auch durch eine Vergleichung das Maafs abgeben darf für die Beurtheilung ähnlicher Bestrebungen. Justus Möser hat es vermocht, sich zu einer politischen Auctorität in Deutschland zu erheben. Während in England die Aussprüche grofser Staatsmänner, wie sehr sie auch in ihrem Leben bekämpft werden mochten, von den Nachkommen in frommer Verehrung bewahrt, und fast wie die Präjudicate in den Gerichten von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden; so kehrt sich der Deutsche wenig an solche Auctoritäten: die Lust der eigenen Meinung läfst sie nur selten beachten, und mehr zur eigenen Freude, einen Gewährsmann gefunden zu haben, als in der Hoffnung, den Gegner damit zu treffen. Nur Mösers Name wird von allen Parteien geehrt; sein Wort gilt etwas bei dem determinirten Legitimisten und dem exaltirten Liberalen, und beide ziehen sich gerne auf ihn zurück, wenn es sich von rein deutschen Verhältnissen handelt; ja alle Gegenden und alle Meinungen Deutschlands haben zu seinem Monumente Beiträge gespendet, welche freilich nicht ausreichen wollten, um seine Statue auf ein würdiges Postament zu stellen. Was machte denn diesen Mann so grofs? Es ist nicht blofs sein warmes Herz für die Nation und ihre Freiheit und Ehre; sein tiefes Verständnifs der alten und modernen Zeit,

Digitized by Google

sein heller Blick für die äufseren Erscheinungen des Lebens, welcher ihn eben so sicher die Verhältnisse des Verkehrs und der Gewerbe, als die des Grundbesitzes und der verschiedenen Stände beurtheilen läfst. Möser hatte die Kühnheit und den Geist, aus einer vielfach verworrenen und verschrobenen Gegenwart, über die Periode des Faustrechts und Feudalwesens hinweg sein Auge auf jene Zeiten zu richten, in welchen sich das innerste Wesen der germanischen Verhältnisse noch rein und ungetrübt darstellte. Dort in der Gauverfassung, dem Heerbann und dem Schöffenthum, bei den freien Grundbesitzern, Genossenschaften und Gemeinden fand er das Bild von einem deutschen Gemeinwesen, welches in der Reinheit, wie er es uns vorführt, wohl nie existirt hat, welches aber dennoch von der gröfsten inneren Wahrheit ist, weil es eben die natürliche Ausrüstung und den Trieb unserer Nation lebendig und richtig versinnlicht. Und so wie er die Grundzüge dieser Einrichtungen und Verhältnisse allenthalben, wo sich noch Spuren davon in seiner Umgebung fanden, nachzuweisen wufste, so sah er sich auch in den Stand gesetzt, wenn er seine weisen Rathschläge und Aussprüche vernehmen liefs, den richtigen Punkt zu treffen, weil er sich des leitenden Gedankens für das Einzelne bewufst war. Ohne sein grofses Talent der Darstellung, seine natürliche und wahre Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse und vor Allem ohne seine Gesinnung wäre Möser der Nation nicht geworden, was er ihr ist; aber die Grundlage seiner politischen Gröfse war doch diese sichere Beherrschung des Allgemeinen.

Fragen wir nun, wie es sich mit dem Allen bei Herrn Schlesier verhält, so treten seine Leistungen allerdings in einem Grade zurück, der den Abstand von seinem Vorbilde (S. 19) nur zu sehr bemerken läfst. Prüfen wir zuerst im Allgemeinen seine Befähigung, sich als Schriftsteller in dem von ihm gewählten Fach vernehmen zu lassen. Schon oben konnten in dieser Beziehung einige gute Eigenschaften an ihm gelobt werden; der Gedanke, welcher diesem Buche zum Grunde liegt, wurde anerkannt; auch weifs der Verf. solche Erscheinungen, welche sich gegenwärtig dem aufmerksamen Manne zur Beachtung darbieten, leicht und glücklich aufzufassen, und er hat überhaupt politischen Blick und Tact im Urtheil. Aber es fehlt ihm die tiefere Begründung seiner Ansichten, die lebendige und umfassende Anschauung der Verhältnisse, wie sie nur aus einem reichen Leben oder einem grofsen und gesunden Studium hervorgehen kann. Denn die politischen Intuitionen sind fast so selten geworden, wie die Propheten. Hr. S. kennt die deutsche Vorzeit nicht, ein Mangel, den nicht leicht ein Politiker überwinden wird, der aber für ein Werk, wie das vorliegende, unersetzlich ist. Dafs ihm dieser allerdings harte Vorwurf nicht mit Unrecht gemacht wird, mag folgendes Beispiel zeigen. Den Begriff der politischen Berechtigung bei den alten Deutschen mufs man, wie diefs auch seit Möser und Eichhorn allgemein geschieht, auf den der Freiheit zurückführen; was ist aber diese altgermanische Freiheit? die blofse Negation der Beschränkung? ein gemeines, dem Menschen angeborenes Gut? Gewifs nicht; es ist der Inbegriff von öffentlichen Rechten, wodurch der Inhaber eines Grundstücks, das Mitglied einer Gemeinde, einer Genossenschaft, eines Standes zur Ausübung bestimmter Rechte und zur Abwehr bestimmter Lasten befugt wird; die Freiheit steht nur insofern in Beziehung zum Staate, von dem man wohl zu Carls des Grofsen Zeit schon reden darf, als der Staat oder der König ihre letzte Spitze ist, die Freiheit hat ihre Beschränkung in dem höhern Institut, unter welchem sie befafst, und welches umgekehrt durch sie bedingt wird: sei es Familie, Gemeinde, Gau, Genossenschaft, Stand oder Staat; maafslos ist sie nur in ihrer Vertretung, indem sie, wo anderer Schutz mangelt, sich selbst zu schützen weifs, doch auch hier durch Sitte und Gesetz gebunden. Stellen wir dieser altgermanischen Freiheit die moderne gegenüber, wie J. J. Rousseau sie gepredigt, die französische Revolution sie hat verwirklichen wollen, so kommt bei dieser nur eine Negation heraus, die schon im Begriff den Doppelgänger der Gleichheit hat. Die Franzosen hätten sich ebensogut für freie Könige, als für freie Bürger erklären können. Diese Freiheit ist, wie sie sich gezeigt hat, mächtig im Zerstören, aber ihrem innersten Wesen nach unfruchtbar; sie kann den Kräften des Geistes Bahn machen, und die Entfernung einer Last ist auch schon ein Gewinn: aber so wie etwas geschaffen werden soll, sei es auch nur ihre eigene Grenze, so mufs sie die Hülfe anderswoher suchen. Daher kam es, dafs diese Freiheit, welche jedem Individuum eingeboren sein soll, für die individuelle Freiheit am wenigsten zu sor-

Digitized by Google

gen wufste, weil, so wie einmal eine Beschränkung nöthig war, das Maafs derselben ein willkührliches ward, da das Princip es nicht geben konnte. — Wie stellt sich nun der Verf. zu diesen Arten der Freiheit? erkennt er sie beide an? sucht er etwa ihre Versöhnung durch die moderne Cultur und die Ideen von Staat und Nation? Nein, er hält sie für ganz gleich; es ist auch gar kein Unterschied; die altgermanische und moderne Freiheit sind ihm ganz eins. Man sehe S. 179: „die altgermanische Freiheit, jene Urfreiheit in den Wäldern des Tacitus, ist für die Deutschen das historische Zeugnifs, von Anbeginn das Princip der individuellen Freiheit und das Recht aller Einzelnen im Ganzen zum ersten Male unvertilgbar in die Geschichte eingeführt zu haben." (Also die Bürger von Athen hatten nichts der Art?) S. 183: „die Ansichten von Staat, Bürgerthum und Freiheit, welche Jean Jacques Rousseau ins Leben rief und die Revolution verwirklichen wollte, trafen auf dem Wege des Dogmas mit dem zusammen, was den Deutschen instinktmäfsig als Freiheit gegolten hatte." Hiermit vergleiche man S. 188. 193. 201. 217. 218. 220. 425., — wo der Verf. denselben Begriff der deutschen Freiheit in allen Zeiten wiederfindet. Diese Unkunde in den wichtigsten Angelegenheiten der germanischen Vorzeit zeigt sich auch bei der von dem Verf. versuchten historischen Entwicklung der altwürtembergischen Verfassung, für die Spittler und andere doch so trefflich vorgearbeitet haben, welche hier aber ohne die lebendige Anschauung der Verhältnisse blofs vom Standpunkt einer modernen Betrachtungsweise dargestellt wird. (S. 215 ff.) Und doch scheut sich der Verf. nicht, mit absprechender Sicherheit über die allgemeine Stellung und Bedeutung der älteren deutschen Landstände sein Votum abzugeben, während gelehrte Forscher und Staatsmänner, wie Eichhorn und Dahlmann, über diese Punkte in ihren Ansichten noch von einander abweichen. Ueberhaupt legt sich der Verf. — um diefs hier gelegentlich zu bemerken, — über Sachen und Personen oft ein Urtheil bei, welches unbegründet wie es ausgesprochen wird, nur dem bewährten Forscher und Denker zustände, nicht selten aber seine Widerlegung in sich selbst trägt. Wie flach und einseitig ist es z. B., wenn S. 163 „der grofse Criminalist Feuerbach" mit der Bezeichnung: „gelehrter Herr und Actenkundiger" charakterisirt werden soll oder J. H. Vofs schlechthin die nüchterne Figur der Zeit genannt wird (S. 402); und auch Schelling ist auf keine würdige Art angegriffen worden. (S. 132 ff.) Es hätte wenigstens dem Verf. wohl geziemt, mit einer gröfseren Ehrfurcht und Scheu an die titanenartige Kraft und Arbeit dieses gewaltigen Geistes heranzutreten, wenn er auch seine jetzige Stellung und die Wirksamkeit mancher von seinen Schülern nicht billigen konnte.

Bevor wir den Hauptinhalt dieser Schrift in nähere Betrachtung ziehen, sind zunächst noch ein paar Worte über die Art und Weise zu sagen, in welcher der Vf. das Verhältnifs des Rechts zur Politik auffafst, indem er sich hier zu Behauptungen hat hinreifsen lassen, welche eine ausführlichere Anzeige des Buchs nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Es ist eine Lehre der Geschichte, die sich als die nothwendige Folge von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen herausstellt, dafs so wie es im Leben des Einzelnen Verhältnisse geben kann, wo die Entscheidung zur That zwischen den Anforderungen des positiven Rechts und eines aufser ihm stehenden ethischen Princips schwankt, — so auch im Staatsleben Umstände eintreten können, wo das formelle Recht mit einer höhern Idee in Conflict geräth, und eine Wahl zwischen beiden nothwendig wird. Ein solches Zusammentreffen ist sowohl im Bereich des Privatrechts, als im reinen Staatsrecht möglich, wie jedes Expropriationsgesetz zeigt.

In Fällen der Art nun allein die Herrschaft des blofs äufserlichen, formellen Rechts anzuerkennen, und jedes höhere Princip dagegen unbedingt zurücktreten zu lassen, wäre gewifs einseitig, und unter Umständen selbst der wahren Gerechtigkeit zuwider; aber will man nicht alle Sicherheit im Staate in Frage stellen, und alles Rechtsgefühl im Volke gefährlich bedrohen, so mufs immer, wenn eine Entscheidung gegen das positive Recht gefafst werden soll, die Unverträglichkeit desselben mit der höhern Idee zur Evidenz erhoben, und die unabweisbare Nothwendigkeit ihm entgegenzutreten, nachgewiesen werden. Das bestehende Recht hat die Vermuthung für sich; die Nothwendigkeit kann zwar eine Verletzung desselben rechtfertigen, aber dazwischen liegt, was immer zuerst versucht werden mufs, der Vergleich. — So werden sich diese Sachen in friedlichen Zeiten auf dem Wege der Ordnung und Verfassung gestalten; betrachten wir dagegen die Art, wie der Verf. sie auffafst. Er

Digitized by Google

sagt S. 327: „Was auch unsere ideologe und juridische Politik dagegen sagen mag, das Moment des Rechts ist in der Politik zwar nicht gleichgültig, es hat die Bestimmung, allmählich alle anderen Elemente zu durchdringen; *aber die politische Vernunft steht so lange über allem Rechte, bis sie ganz eins mit ihm ist* und durch politisch nothwendige Formen die Unantastbarkeit dieses öffentlichen Rechts befestigt hat." Ferner S. 313: „— — wenn es in Deutschland irgendwo Factoren giebt, welche sich gegenseitig begränzen, so ist es das im Bunde zusammentreffende Verhältnifs zwischen der Souveränität der einzelnen Glieder und der von überwiegenden Einflüssen beherrschten allgemeinen Bundesgewalt. Was aus diesem Conflict hervorgeht, kann nur die Selbstständigkeit einheimischer und freierer Gesetzgebung begünstigen. *Alles Andere ist Illusion* und beruht hauptsächlich auf den aus dem Privatrecht in das Staatsrecht und die Politik hinübergezogenen, juristischen Begriffen von der Auctorität des gesetzlichen Buchstabens, von den obligatorischen Verpflichtungen eines einzelnen Staatsoberhaupts aus vorangehenden Zusagen oder gegebenen Normen des öffentlichen Rechts und auf der Ansicht, dafs in jeder civilisirten Staatsform das juristische Element des Gesetzes auch in öffentlichen Rechtszuständen über das politische Element des allgemeinen Wohls, staatlicher Vernunft und dringender Nothwendigkeit erhaben sei. In England ist diefs wirklich der Fall, aber das Gesetz hat diese Gewalt nicht, weil es Gesetz ist, sondern weil unter der glücklichsten Zusammensetzung der politischen Kräfte dieses unantastbare Ansehen des öffentlichen Rechts erhalten werden kann, ohne die Existenz des Staates zu gefährden. Ganz anders verhält sich diefs in Deutschland, wo es *zur inneren Einigung der Nation* das gröfste Bedürfnifs war, eine durch die Schmach der Zeit untergegangene Centralgewalt selbst über den Rechtsnormen einzelner Staaten siegreich zu erneuern und mit Achtung vor dem civil- und criminalrechtlichen Theil der Legislationen, also vor Sicherheit der Personen und des Eigenthums die politische Gesammtheit kräftig zu überwachen." Sodann S. 200: „In der gegenwärtigen Lage geht das Recht der Repräsentation in einzelnen Staaten nur so weit als der Bund, um sich, die Gesammtkraft und das Gleichmafs der Nationalentwicklung zu erhalten, erlaubt, als er es in seinen neuesten Gesetzen erlaubt."

Herr S. wird hauptsächlich durch die Frage über das Verhältnifs des Bundes zu den Verfassungen der einzelnen deutschen Länder auf unsern Gegenstand geführt, und das Ergebnifs seiner Deduction ist, dafs die Einzelverfassungen dem Bunde gegenüber keine selbständige Geltung haben. Diese Annahme als die subjective Ansicht eines Mannes betrachtet, der sich durch die vorliegende Schrift noch gar nicht zu einem Richter in Sachen des öffentlichen Rechts legitimirt hat, ist ohne das geringste Interesse, und steht dem deutschen Staatsrechte so sehr entgegen, dafs eine Widerlegung von diesem Standpunkte aus überflüssig erscheint. Aber es verlohnt sich doch der Mühe, einmal zu untersuchen, wie der Verf. zu diesem Resultate gekommen ist. S. 327 stellt er die politische Vernunft dem Rechte gegenüber, und wo sich beide widerstreiten, läfst er dieses unbedingt vor jener zurücktreten. Diese Ansicht ist völlig haltlos; — es wird ein politischer Zustand als absolut vernünftig in Aussicht genommen, dem das Recht d. h. das Bestehende unbedingt weichen mufs; dem Princip nach ist es dann ganz gleichgültig, ob eine Bundesversammlung oder ein Nationalconvent zum Executor der absoluten Vernunft gemacht wird. Aber woher weifs der Verf., dafs die Einzelverfassungen vernünftigerweise von dem Bunde unbedingt abhängen müssen? Darüber giebt S. 313 Aufschlufs: es ist nöthig zur *inneren Einigung* Deutschlands. Wir werden später sehen, was für eine Bewandnifs es eigentlich mit dieser inneren Einigung des Verfs. hat, und es wird sich dann zeigen, dafs er sich selbst darüber nicht klar ist. Hier, sieht man deutlich, denkt er sich darunter etwas, was selbst durch Mittel erzwungen werden darf, welche dem bestehenden Rechte entgegen sind. Aber wenn wir uns auch einmal stellen wollen, als wüfsten wir genau, was die innere Einigung bedeuten soll, und dieselbe als ein unschätzbares, nicht genug zu erstrebendes Gut anerkennen, so hat der Verf. doch nicht die Nothwendigkeit bewiesen, dafs sie mit solchen Mitteln erzwungen werden mufs; er hat nicht bewiesen, dafs diese Mittel gerade die passendsten sind, und dafs der deutsche Bund bestimmt ist, sie in Ausführung zu bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. I. Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkte der Politik betrachtet.

(Schluſs.)

Kurz der Verfasser hat sich hier an einen Gegenstand gewagt, dem er nicht gewachsen war; das zeigt auch die Vorstellung, welche er sich vom Verhältniſs des Staatsrechts zum Privatrecht macht: als wenn es auch in jenem keine festen Normen gäbe, als wenn Treu und Glauben auch da nicht ihre Geltung hätten! und wenn er S. 200 pathetisch fragt: was will im Staatsrecht eine privatrechtliche Norm? so kann man ihm nur rathen, daſs er die letzten groſsen Vorgänge in England studire, nicht um für eine sophistische Deduction ein fehlgegriffenes Beispiel zu finden, sondern um einzusehen, wie man dort keine Zeit und Arbeit und Opfer scheut, um das Princip, welches sowohl das Staatsrecht als das Privatrecht beherrscht: um die Gerechtigkeit in diejenige Form zu bringen, welche dem gegenwärtigen Stande der Nation für angemessen gehalten wird.

Nachdem ich so an einigen hervorspringenden Punkten die allgemein politische Stellung des Verfs. gezeigt habe, gehe ich zu dem Hauptinhalt dieser Schrift über. Sie handelt von den oberdeutschen Staaten und Stämmen, wohin Oestreich, Baiern, Würtemberg und die Rheinlande bis ans Siebengebirge gerechnet werden. Zuerst wird Oestreich betrachtet, wobei der Verf. von dem Grundgedanken ausgeht, daſs der Schwerpunkt dieses Staats auſserhalb Deutschlands liegt, und seiner Natur und Bestimmung nach mit diesem nur insofern in Verbindung steht, als es deutsche Völkerschaften in sich aufgenommen hat, eine bestimmte Stellung im Bunde einnimmt, und die Aufgabe hat, deutsche Cultur nach Südosten hin zu verbreiten. Was über Oestreich und seine Bewohner gesagt wird, liest sich gut, und enthält sicherlich viel Richtiges und Wahres. Auch gegen das, was der Verf. im vierten Abschnitt über Baiern sagt, läſst sich wenig einwenden. Er ist nicht gut zu sprechen auf diese „*bairische Combination*," und hält den Altbaiern die Franken und Rheinbaiern scharf entgegen; ja er giebt es nicht undeutlich zu verstehen, daſs er, hier mit *Friederich dem Groſsen* im Widerspruch, Altbaiern mit sammt München, „der Vorstadt von Wien," gern unter Oestreichs Adler sähe, wenn er nur das schöne Franken und die Rheinpfalz dem Reiche zuwenden könnte. Ohne dem Verf. bei dieser Combination behülflich sein zu wollen, fühle ich mich doch auch nicht veranlaſst, ihn darin zu stören, und überlasse die Vertretung von Baierns Existenz und Integrität dem Patriotismus seiner Bewohner.

Der Mittelpunkt dieses Buchs ist die Darstellung von Würtemberg und den Würtembergern; auf diese hat der Verf. es von Anfang an hauptsächlich abgesehen, und indem er hier den Typus für das süddeutsche Wesen findet, sucht er es in seiner Eigenthümlichkeit und im Gegensatz zum Norddeutschen recht scharf hervortreten zu lassen. Obgleich der Vf. nun auch in diesem Abschnitte manche feine und richtige Bemerkung vorbringt, so ist es ihm doch nicht gelungen, gerade hier, wo er mehr ins Einzelne geht, ein recht deutliches und lebendiges Bild zu entwerfen, während die nachfolgende Beschreibung der Rheinlande zwar weniger ausgeführt, aber doch anschaulicher und geordneter erscheint. Auch weiſs er nicht immer die Eigenthümlichkeit des Staates von der des Stammes zu unterscheiden, was sich namentlich in dem aufgestellten Gegensatz zu Norddeutschland zeigt. Wenn er hier nur Preuſsen ins Auge faſst, und die in politischer Beziehung mit Würtemberg verwandten Länder,

Digitized by Google

wie Hessen-Cassel, Sachsen und Hannover gar nicht berücksichtigt; so läfst sich das in staatlicher Hinsicht vom Standpunkte des Verfs. aus einigermaafsen entschuldigen, da er die norddeutschen Verhältnisse nur hinzunimmt, um durch den Gegensatz für die süddeutschen eine bessere Beleuchtung zu gewinnen. Aber wenn es sich von dem Wesen und der Bedeutung der deutschen Stämme handelt, so genügt es nicht, dem preufsischen Staate eine absolut nivellirende Kraft beizulegen, welche alle Stammunterschiede in ihrem Bereiche verwischt habe, so dafs diese sich nur in einzelnen kleineren nichtpreufsischen Ländern (Mecklenburg, Ostfriefsland und Holstein) erhalten konnten (S. 270). In dem Umfange, wie der Verf. es annimmt, hat der preufsische Staat die Eigenthümlichkeit der Stämme, aus welchen er zusammengesetzt ist, nicht absorbirt, und er brauchte es auch nicht, ohne darum seine hohe Aufgabe im geringsten zu gefährden. In Norddeutschland hat sich im Gegentheil die Eigenthümlichkeit der Stämme noch sehr rein bewahrt, und aufser bei den in Würtemberg concentrirten Schwaben möchte sie nicht leicht in Oberdeutschland so scharf gezeichnet vorkommen, als bei den Hessen, Thüringern, Sachsen, Westphalen und Friesen. Was dem Verf. zu einem Vergleichungspunkte der Aehnlichkeit hätte dienen sollen, das hat er zum Gegensatze benutzt. Dieses Verkennen thatsächlicher Verhältnisse hat ihn zu einem Irrthume geführt, der für seine ganze Darstellung, insofern sie die Charakteristik der Bewohner von Nord- und Süddeutschland betrifft, tödtlich geworden ist. Er geht nämlich von dem Gedanken aus, in Norddeutschland habe „die Idee Preufsen" alles Besondere, und also auch die Macht der Individualität geschwächt und gebrochen; dagegen repräsentire der Süddeutsche die Kraft und Würde des Individuums. (S. 178. 203. 272. 308) Der Verf. würde sich leicht vom Gegentheil haben überzeugen können, wenn er nur diejenigen unserer Universitäten beobachtet hätte, auf denen von beiden Seiten des Vaterlandes die Studenten zusammentreffen: dort sieht man, wo mehr Charakter und Persönlichkeit ist. Unsere Literatur und Geschichte, so wie im Allgemeinen der Augenschein liefern denselben Beweis. Die Süddeutschen sind ohne Zweifel poetischer, productiver, anregender, lebendiger, aber die Norddeutschen schärfer, concentrirter und nachhaltiger. Beide ergänzen sich gegenseitig: während jedem Theile für sich die eine Seite zur Vollendung fehlt, bilden sie zusammen das schöne Ganze, welches wir mit Stolz unsere Nation nennen. Dem Einzelnen darf seine Eigenthümlichkeit vergönnt werden, denn es geht doch, richtig verstanden, in das Ganze auf. Doch mufs auch das Gemeinschaftliche anerkannt werden. Darum wäre es besser gewesen, wenn der Verf. nicht so oft die norddeutsche oder gar die preufsische Wissenschaft der süddeutschen entgegengestellt hätte. Will man überhaupt bei uns von einer besonderen Wissenschaft sprechen, so ist es die deutsche, in der Erscheinung und Gestalt, wie sie in unserer Nation sich darstellt, deren ganze Kraft und Arbeit nöthig war, um sie auf die Stufe zu heben, welche sie jetzt einnimmt, und die auch fernerhin nöthig bleibt, um sie darauf zu erhalten und noch weiter zu führen. — Doch hat auch der Verf. selbst den Stand des Unterrichts und der Bildung in Würtemberg mit Achtung beurtheilt, und namentlich über die höheren Bildungsanstalten schätzbare Beiträge geliefert. Was er sonst von den schwäbischen Sachen im Einzelnen sagt, geht nicht über das Gewöhnliche hinaus; das ganze Leben und Treiben des Volks hat er aber als gar zu ernsthaft aufgefafst: man sollte nach seiner Beschreibung meinen, als sei Altwürtemberg von lauter Puritanern bewohnt. Zwar ist der Pietismus hier wohl verbreiteter als irgendwo: aber im Gegensatz davon zeigt doch der Schwabe im Allgemeinen einen heiteren, lebensfrohen Sinn, und wer kennt nicht die reizende Gemüthlichkeit und Laune der schwäbischen Frauen?

Die Schrift des Hrn. S. böte noch hinreichenden Stoff zu manchen Bemerkungen; das harte Urtheil des Verfs. über die Pfälzer am Rhein (S. 151) verdiente z. B. eine Berichtigung, und der Frage über die zu erstrebende Wiedergewinnung des Elsasses (S. 167) liefse sich eine ganz andere Seite abgewinnen, die hier übersehen ist. Diese Anzeige ist aber ohnehin schon so ungebührlich angewachsen, dafs ich von jeder weiteren Bemerkung abstehe. Nur einen Punkt kann ich nicht ganz unberührt lassen, weil ich schon früher darauf Bezug genommen habe, und Alles, was mit dem Buche beabsichtigt worden ist, fast allein auf ihn hinausläuft: es ist die Stellung, welche der Verf. den

Digitized by Google

oberdeutschen Staaten, natürlich aufser Oestreich, zu Preufsen geben will. Dafs es hier auf eine gröfsere Annäherung beider Theile abgesehen ist, wurde schon oben bemerkt; der Verf. drückt diefs so aus, es solle dadurch eine *innere Einigung* von Deutschland bewirkt werden. Was er sich aber darunter denkt, ist durchaus nicht klar. Zunächst verwahrt er sich dagegen, als wolle er eine *Einheit* in Aussicht stellen, und auch von Pfizers Hegemonie mag er nichts wissen. Darnach sollte man denken, der Verf. gehe auf eine nicht formelle, sondern innerliche, moralische Einigung aus, und einen andern Sinn kann man dem Zusatz „*innern*" doch auch nicht wohl beilegen. Aber wir haben oben gesehen, dafs die Mittel, welche dahin führen sollen, doch nicht alle so ganz innerlicher Art sind, und S. 411 ist von einem Vortritt Preufsens die Rede, was schon an die Hegemonie anstreift; ja S. 412 heifst es sogar: „*In geistiger, materieller, politischer* und *militairischer Rücksicht* fallen die oberdeutschen Staaten zunächst dem *einfachen* und nicht dem doppelten Adler zu," — worauf aber sogleich hinzugefügt wird: „ohne die Aussicht zu haben, jemals mit dieser Centralmacht zu verschmelzen oder unter eine Abhängigkeit von ihr zu gerathen, die man beliebt hat, mit dem Namen Hegemonie zu bezeichnen. Diese innere Einigung" u. s. w. — das verstehe, wer es kann!

Aber wozu überhaupt dieser Streit? warum soll ein Verhältnifs, welches an sich so einfach ist, durch unklare Bezeichnungen verwirrt werden? Der Einflufs, den Preufsen aufserhalb des Bundes auf andere deutsche Staaten ausübt, kann nur ein moralischer sein, und darin liegt seine Beschränkung und seine Stärke. Es ist in Deutschland bekannt, wer den Rhein bewacht; man hat es nicht vergessen, wem man die grofsen Erscheinungen der innern deutschen Politik verdankt: die Städteordnung, die Landwehr und den Handelsverein. Wenn es Preufsen gelingt, als der Repräsentant des deutschen Geistes die grofsen Fragen der Gegenwart auf eine wahrhaft nationale, zeit- und naturgemäfse Weise zu lösen, so brauchen seine Bewunderer nicht um die Stellung besorgt zu sein, welche ihm das Vertrauen und die Dankbarkeit der Nation einräumen werden.

G. Beseler.

LII.

Adelbert von Chamisso's Werke 4 *Bde.* 8. (1*ster Bd. Reise um die Welt, erster Theil.* 436 *S.* 2*ter Bd. Reise um die Welt, zweiter Theil.* 396 *S.* 3*ter Bd. Gedichte.* 374 *S.* 4*ter Bd. Gedichte. Adelbert's Fabel. Peter Schlemihl.* 326 *S.*). *Leipzig*, 1836. *bei Weidmann.*

Wenn ein Schriftsteller von unbestrittenem Bürgerrecht im literarischen Staate seine gesammelten Werke der Oeffentlichkeit und dem allgemeinen Gedächtnifs übergibt, so ist das für ihn ein feierlicher Moment und für alle, deren aufmerksame Theilnahme sich ihm zugewendet, eine erfreuliche Erscheinung. Er sagt sich, dafs es sein bestes Theil sei, was er der Welt nun zueignet, der Zoll dessen, was er von ihr empfangen, aber mit einem Ueberschusse, wie er hofft, der als Geschenk gelten soll; den er freundlich anerkannt wünscht. Für die Freunde ist seine Sammlung eine Aufforderung, das Verschiedene, wodurch er, zeitweise hervortretend und wiederbegegnend, ihnen werth geworden, in Eins gefafst, sich zu verdeutlichen und es im Ganzen zu würdigen. Diese Bedeutung haben uns die vorstehenden Bände. Ganz neu ist unter ihnen nur der erste. Er enthält das Tagebuch jener Fahrt um die Welt, die Chamisso von 1815—18 auf der Brigg Rurik mitmachte — die Romanzoff'sche Entdeckungs-Expedition. Zugleich gibt eine Einleitung, welche den Lebenslauf bis zu dieser Reise kurz erzählt, dann so manches in ihre Erinnerungen Eingeflochtene diesem Tagebuch noch in weiterem Sinne den Werth einer Schilderung des Verfs. in Zügen seiner Erfahrung und seines Charakters. Auch sind es die Züge seines Angesichtes, die das Titelbild dieses Bandes trägt. Der zweite hat an der Stirn das Bildnifs Kadu's, jenes Eingebornen von Ulea und Heimischgewordenen auf der Gruppe *Otdia* unter den Radackern. Kadu hat einen Theil der Romanzoff'schen Expedition mitgemacht, die Fahrt von Radack bis über Unalaschka nordwärts hinaus und wieder von da zurück nach der Gruppe Radack vom Mai bis E. Okt. 1817. Auf diesem Meere wurde er der Freund Chamisso's und, von ihm belehrt, sein und unser Lehrer über Sprachen, Sitten, Erinnerungen der Carolinen und der ihnen benachbarten Insel-Gruppen. Was Chamisso durch Kadu

Digitized by Google

erkundet hat, macht einen erheblichen Theil seines Aufsatzes „Ueber unsere Kenntnifs der ersten Provinz des grofsen Ocean's." Es ist dieser ein Hauptstück der *Bemerkungen und Ansichten*, die von Chamisso als Naturforscher der Expedition ausgearbeitet, zuerst 1821 erschienen (im 3ten Bde. der „Entdeckungsreise in die Südsee u. s. w. unter Befehl des Lieutenant der k. russ. Marine Otto von Kotzebue." Weimar. Hoffmann. 4to). Diese „Bemerkungen und Ansichten" sind denn der Inhalt des zweiten Bandes von Ch.'s Werken. Sie sind gröfstentheils Abdruck ihrer ersten Ausgabe im Kotzebue'schen Reisebuch, nur correcter. Weggelassen sind die ersten Blätter derselben über „Teneriffa" und „Brasilien." Jedoch ist das in diesen Enthaltene, etwas verändert und vermehrt, dem Tagebuch einverleibt und also im ersten Bande der Werke gegeben. Hinzugekommen ist, aufser einigen neuen Anmerkungen, eine nachträgliche Bemerkung über das Polareis und die Notice sur les îles de corail du grand Océan, zuerst gedruckt 1821 in den Nouvelles Annales des Voyages No. 19. Unverändert sind alle jene interessanten Aufzeichnungen über Chile, Californien, über die Carolinen, Radack, die Philippinen, Marianen, über die Sandwich-Inseln, dann Kamschatka, die Aleutischen Inseln, die Beerings-Strafse. Uebrigens dient auch der erste Theil (das Tagebuch) in verschiedenen Rücksichten zu einer nicht uninteressanten Controlle des Kotzebue'schen Reisewerks, besonders S. 108 f. 213 unt. 250 unt. 279. 318 ff. 350. 381. 400, auch, durch kleine Supplemente, S. 160. 183. 188 ff. 383. 398; desgl. zu Choris Voyage pittoresque, S. 241. 184. Als ein politisches Aktenstück kann erscheinen S. 186 f. und 193 ff., nicht ganz im Einklang mit O. v. Kotzebue *Neue Reise* um d. W. II, 65—70. — Wie die zwei ersten Bände den Reisenden, geben die beiden andern den Dichter. Die *Lieder* und lyrisch-epischen Gedichte sind im dritten Bande zusammengestellt. Der vierte und letzte enthält *Sonette und Terzinen*; die Uebersetzungen eines *isländischen Liedes* und einer *Tonga-Idylle*; die dramatischen Skizzen: *Faust* und *Napoleon's Tod*, einen Apolog *Adelbert's Fabel* und das weltberühmte Mährchen *Peter Schlemihl*. Für neu kann in diesem letzten Bande „Adelbert's Fabel" gelten, da ihre erste Erscheinung neben Aufsätzen einiger Freunde (1806) wohl aufser dem Horizont der jetzigen Lesewelt liegt. Dem „Schlemihl" sind die Briefe von Chamisso und von Fouqué an Hitzig, welche die erste Ausg. 1814 einleiteten, der von Hitzig an Fouqué, der bei der zweiten 1827 hinzukam, und Chamisso's schönes Gedicht zur Ausgabe 1834 vorangeschickt, Fouqué's Begrüfsung des Dichters (1813) angehängt. Vier radirte Blätter von Schrödter sind dem Text eingefügt.

Diefs ist der Inhalt der Sammlung. Der Schriftsteller, der sie uns übergiebt, hat sich nicht erst sein Urtheil bei der Mitwelt zu holen; ihre Achtung und Liebe ist ihm seit Jahren gewifs. Die Schlemihl-Novelle mufste Aufmerksamkeit in weiterem Kreise erregen. Die „Bemerkungen und Ansichten", waren auch die Umstände ihres ersten Erscheinens nicht in jeder Rücksicht günstig, sind den Männern vom Fach so wenig entgangen als jene botanischen Ergebnisse der Seereise die von dem Naturforscher in einer Reihe von Aufsätzen, De plantis in expeditione Romanzoffiana observatis, in Schlechtendahls Linnaea niedergelegt wurden, die zoologischen in andern Schriften (De Salpa. Berol. 1815 4. Forts. in der *Isis* 1819; in Nova acta phys. med. Acad. C. L. C. Naturae curiosorum X. 1821), und was sonst seitdem für Naturkunde durch ihn als Inspector des kgl. Herbariums in Berlin und Schriftsteller geschah. In jenen „Bemerkungen" (von den Aufsätzen dieser Classe den einzigen, die der Verf. in die Werke aufgenommen) sind die statistischen Notizen über die Haupt-Landungspunkte der Fahrt, die Beiträge zur Entdeckungsgeschichte, Geographie und Völkerkunde der Südsee-Inseln sachlich, lehrreich, klar; Blicke auf die Cultur-Verhältnisse der so ungleichen Reise-Stationen licht und treffend; insbesondere die zarten Zeichnungen der Zustände und Menschen von Radack in hohem Grade anziehend.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Adelbert von Chamisso's Werke 4 *Bde.*

(Schlufs.)

Die gutartigen Bewohner dieser kleinen, anmuthig beschränkten Inselkette gewinnt man mit dem Verfasser herzlich lieb und bedauert um so mehr, dafs der Besuch, den acht Jahre nach den ersten Landungen der Kapitän von Kotzebue wieder dort machte, zu flüchtig war, um wünschenswerthe Aufschlüsse zu geben. *) Wie diese Schilderungen in Chamisso's Bemerkungen und Ansichten, wie darin die Sitten und Mythen der Carolinen, die Veränderungen auf den Sandwich-Inseln dem Historiker und dem Menschenfreunde, mufsten dem Sprachforscher die Beiträge zur Linguistik der Marianen, Carolinen, Radack-Inseln ihren Verfasser empfehlen. Diese Sprachstudien, die er jetzt mit neueren Hülfsmitteln fortsetzt, gehörten zu den interessantesten Früchten jener Expedition. Den Freunden der Dichtkunst aber und einem gröfseren Publikum trat Ch. wieder näher durch die Lieder und Balladen, die der 2ten Ausgabe des P. Schlemihl angehängt waren (1827); und in den nächstfolgenden Jahren steigerten einzelne lyrische Mittheilungen in Zeitschriften das verbreitete Interesse, welches darauf die gesammelten Gedichte empfing und durch sie befestigt wurde. Wenn gewählte Formen und der Nachdruck in Schilderungen die Einen, Andere der oft so lebendige Humor anzog und ergriff: so war es zugleich die Geradheit der Gesinnung, in nahegehender Sprache dargelegt, und ein warmer Antheil an den Zeitbewegungen, was Vieler Herzen gewann. Seitdem dann der hochgeachtete Dichter mit Schwab die Herausgabe des Musenalmanachs unternommen, den er 1832 mit jenem würdigen, anmuthig kräftigen Aufruf eröffnet hat, sind ihm als treuen Vormanne der Lyrik (die zur Zeit eines solchen bedurfte, um — wie Chamisso treffend sagte — überwintert zu werden) sowohl die jungen Talente als die Empfänger mehr und mehr verpflichtet worden. Und es gibt bereits die Verbreitung der dritten Auflage seiner vermehrten Gedichte den besten Beweis für die Anerkennung, die sein Verdienst, und den allgemeinen Anklang, den die beredte Muse gefunden.

So ist es in einer Zeit, die poetischen Erscheinungen wenig günstig ist, dem Verf. gelungen, nicht blos gelesen, sondern geliebt zu werden. Und nicht, erst bekannt zu machen mit dem Werthe des von ihm Geleisteten, kann bei Anzeige seiner Werke unsere Aufgabe sein; eher wohl die Hinweisung auf den Zusammenhang dieses Werthes mit dem Leben und Charakter, welchen völliger zu erkennen, die Sammlung erleichtert und einlädt. In ihr können wir den Mann werden, den Geist sich finden sehen, dessen Früchte sie zugleich einschliefst. Und wenn ein solches Interesse sich die biographische Einleitung zum ersten Bande, die nicht drei Blätter füllt, gesprächiger, ausführlicher wünschen möchte: so gehört doch wieder diese Kürze selbst, die Bescheidenheit des Er-

*) S. Neue Reise um d. W. v. O. v. Kotzebue u. s. w. Weimar, 1830. Hoffmann I, 161 ff. — Kadu, den die Reisenden das erstemal, beschenkt mit Thieren, Sämereien, Eisen, auf *Otdia* als *ihren Mann* eingesetzt mit der Bestimmung, Anbau und Zustände dieser Inseln zu fördern, befand sich beim zweiten Besuch angeblich auf *Aur* bei dem Oberhaupt dieser Gruppe, Lamari, als dessen Feldherr. Kotzebue, der auf *Otdia* von jenen Vermächtnissen nichts mehr vorfand, als verwilderte Katzen und ein Jams-Feld, war begnügt mit den Versicherungen, dafs sich desto mehr in *Aur* Thiere und Pflanzen vermehrt hätten, wohin dieselben, nebst allem Eisen-Vorrathe, bald nach seiner Abreise, durch jenen Häuptling Lamari versetzt worden, der auch Kadu mitgenommen. Kotzebue war stolz, zu hören, dafs Lamari durch die von ihm hinterlassenen Beile und Kadu's Tapferkeit über die Nachbarn auf *Meduro* gesiegt und jetzt einen Feldzug gegen eine andere Gruppe im Plan habe. *Aur* und Kadu sah Kotzebue nicht.

Digitized by Google

zählers gehört zu den Zügen des inneren Lebens, wie sie aus dem Ganzen entgegentreten. So überhaupt das Verhältnifs des Reisetagebuchs zum zweiten Theil. Jenes mufste, bei der guten Rücksicht, die älteren Aufsätze in ihrer Integrität zu lassen, ihren Inhalt ohne Wiederholungen zu suppliren, nothwendig eine mehr aphoristische Gestalt bekommen; aber die innere Einheit, welche diese Form ausgleicht, besteht in der ungesuchten Entwicklung der Persönlichkeit — einer Persönlichkeit, deren Erinnerungen nur da wortreicher werden, wo Pietät sie erwärmt, oder Wahrheitsinn, Menschenliebe sie hebt, oder wo der Humor sich an sie heftet, der mit einer natürlichen Weichheit des Herzens und mit tüchtiger Gesinnung eigen verschwistert ist. Leicht knüpft dieser Humor an speciellste Erfahrungen sehr allgemeine Ansichten, an Komisches mit einer Art Fabelkunst das Bedeutende, und geht von einem Zufall zum ethischen Ernst, von einer Schiffs-anekdote zur Zukunft Europa's über. Der Erzählende kann es nicht bergen, dafs sie seinen Gedanken näher liegt, als jene Erinnerungen. Wo aber die letzteren ein Unrecht ihm vorstellen, dessen er Zeuge geworden, oder einen Zug reiner Natürlichkeit, ächter Güte bei Menschengattungen, die der Europäer mifsachtet, oder irgend eine ihm selbst erwiesene Freundlichkeit, die, wie klein auch, in seinem Dankgefühl unsterblich ist, da weilt Sinn und Herz bei der Sache, und der Witz der Liebe beseelt die lakonische Rede. Niemals entgeht ihm der Verstand der sogenannten Wilden, er offenbare sich in zweckmäfsigen Werken, Einrichtungen, oder in relativrichtiger Aneignung oder Beurtheilung des Fremden; niemals die eigenthümliche Schönheit, sei es eines Tanzchors auf Owahu, sei es einer Handarbeit der armen aleutischen Mädchen. Ueberall, wo sie ihm begegnet, weifs er Zartheit und Anmuth der Sitte, auch wenn sie unscheinbar ist, von *ihrem* Mittelpunkt aus zu empfinden und Beweise des Edelmuths nach innerem Mafse zu würdigen. Und diese Rechtliebe, diese Offenheit, wie sie in den Reise-Erinnerungen sachlich sich bewährt, gewinnt doppelte und dreifache Schätzung in den Augen des Lesers, indem zugleich die Wahrhaftigkeit des Erzählers, eine richtige Mitte haltend zwischen wohlwollender Schonung und mannhaftem Ernste, nicht umhin kann, zu belegen, wie viel kalte Störungen jener rege, treue Sinn erlitt. Es waren durch die Schuld des Kapitäns Beschränkungen, Beleidigungen, die einen warmen Eifer zu ersticken, eine grofse Unbefangenheit zu verstimmen hingereicht hätten. Und man mufs bewundern, wie unter diesen Duldungen Chamisso noch so viel sammeln und zusammenfassen, noch so viel Aufmerksamkeit und Liebe für dargebotene Erscheinungen bewahren konnte. Der Leutenant-Kapitän ahnte wohl nicht, dafs der Mann, den er so geringschätzig hielt, einst ganz Deutschland theuer sein werde, und dafs *sein* inhumanes Betragen von der Nemesis bestimmt sei, für die Humanität dessen, den es drückte, die Folie abzugeben. Inhuman nenn' ich es, oder giebt es einen gelindern Ausdruck für das Benehmen eines Kapitäns, der den bestellten Naturforscher der Expedition ohne Instruction, ohne Kenntnifs der Schiffsordnung läfst (Bd. I. S. 23), gegen das Sammeln auf der Reise zum voraus protestirt (S. 27), ihm die unentbehrlichste Bedienung versagt (30. 102 f. 194); und vor Abfahrt nach der hohen See, ohne besondern Anlafs ihm die Alternative stellt, nach Haus zu gehen oder „als Passagier am Bord eines Kriegsschiffs, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen" (31)? Kleiner Tyrannen-Launen zu geschweigen (S. 57, 174, 56); was soll man sagen, wenn die Sammlungen des Naturforschers, Pflanzen, Thiere, Korallen, Fossilien, wiederholt der beliebigen Zerstreuung, Verwerfung, Verbrennung durch die Matrosen schutzlos Preis gegeben sind (82. 84. 155. 260. 347), ja die blose Erwähnung solcher Verluste mit unwilligem Verweis bestraft wird (342); wenn ein Anerbieten, aus gutem, wissenschaftlichem Eifer gethan, mit Hohn abgefertigt wird (327 vgl. 33)? Indefs gesteht Chamisso: „Hr. v. Kotzebue war liebenswürdig und liebenswerth," rühmt seine gewissenhafte Rechtlichkeit, verschweigt nicht, dafs derselbe bei einer gegenseitigen Erklärung sich zur Hälfte der Schuld mit liebenswerther Rechtlichkeit bekannt (54. 416), und gedenkt dankbar seiner Hülfe und Befehle Behufs einer ornithologischen Erwerbung auf Unalaschka, so wie der Verpackung anderer Sammlungen (308). Uebrigens fand Chamisso auch seinerseits Gelegenheiten, dem Kapitän sich nützlich und gefällig zu zeigen (S. 100. 134. 156. 182. 189 ff.). Auch stand wohl damit, dafs der Kapitän das Sammeln für Privatsache des Naturforschers erklärte, der Vortheil in Verbindung, dafs

Digitized by Google

alles glücklich Erhaltene Eigenthum des Letzteren war. Chamisso hat es alles den kgl. Sammlungen in Berlin geschenkt. Auch seine in Manila zusammengebrachte Tagalische Bibliothek wurde von ihm nachmals der kgl. Bibliothek in Berlin einverleibt. Und wie wir ihn so, nach der Rückkehr, sich und das Seine dem Allgemeinen zueignen sehen: bewies er gleiche Uneigennützigkeit und bereiten Willen, Andern sich hinzugeben, auf der Reise bei jedem Anlafs den Gefährten, gleiche Liebe den fremden Gastfreunden, bei welchen er auf Otdia, Egmedio, auf Labigar's Eiland, auf den Inseln der Ketten Kaben und Eilu unermüdlich Gärten angelegt und Samen vertheilt hat. In diesem Grundzuge reiner Menschlichkeit, die ihre Interessen dienstbar und abhängig wissen will von den Rechten der Gesellschaft und der grofsen Familie, als deren Glied sie immer sich fühlt, finden auch viele von des Verfs. Gedichten, findet die lebhafte, nicht selten affektvolle Theilnahme an den allgemeinen Zuständen und Gegensätzen des Zeitgeistes, die sie athmen, ihre Begründung und innere Erklärung.

Mensch mit Menschen zu sein; das war von den Morgenstunden vertrauensvoller Kindheit bis in die herbstlichen Tage männlicher Erfahrenheit Chamisso's treuster, fast einziger Gedanke; sein steter Wille, Mensch mit Menschen zu sein. Dafs er es schwerer fand, als Unschuld und Hoffnung vorspiegeln, war das Leiden seiner Jugend; dafs er solche Verbindung begründet sehen konnte im schöpferischen Naturgrunde und in einfachen Zuständen beschränkter Völker, war das Band seiner Liebe zu beiden und der Trost seiner reiferen Tage; und dafs dieser Gedanke, der Entwicklung wahrer Menschlichkeit durch Gemeinschaft, ihm als Bestimmung und nothwendiger Weg der Geschichte vor Augen und im Herzen blieb, war und ist der Mafsstab und das Motiv seiner unverhohlenen Empfindungen und Beurtheilungen europäischer Verhältnisse der Gegenwart und der Erwartung. Diese Grundlage im Charakter bezeichnet einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem populär gewordenen Dichter und einer Classe junger Talente der neuesten Zeit, die sich etwa für seines Gleichen und Fürderschreitende schätzen mögen; die auch sociale Interessen im Munde führen, und sehr populär sein wollen. Aber der ruhige Zuschauer bemerkt, dafs ihr höchstes Interesse nicht social, dafs es die Sucht sei, sich auffallend und, um welchen Preis auch, ihr Ich bedeutend zu machen. Schreibend wollen sie die Helden des Tages sein in einem Alter, wo Ch. mit Bescheidenheit, Nachdenken, Schmerzen nur sich einzufügen trachtete in die wahre Ordnung der Welt, in Erkenntnifs und Bildung, nur seine Persönlichkeit hinzugeben suchte an Wissenschaft und gesellige Pflicht. Ihm war es um diese Beruhigung zu thun, nicht um persönliche Bedeutung, nicht um Ruhm. Wie ängstlich war er bemüht, nur ein Zögling der Begabten seiner Zeit und treuer Genofs Aller zu sein, und wie wurde er, ohne Absicht, durch Schicksal und Führung eine in der That seltene Erscheinung: ein Franzose, der deutscher Schriftsteller und deutscher Dichter ist, ein Emigré von altem Adel, der Liberaler ist, ein Leutenant, der Literat, Verleger, designirter Professor ist, zwei Jahre Gesellschafter der Frau von Stael und mitwirkender Zeuge ihrer Flucht, ein Weltumsegler, ein Mann, dem der König und Held der Sandwich-Inseln, Tamiameia, und Lafayette, und Sir Jos. Banks die Hand gedrückt, Anbauer auf Radack und Protector der Lyrik in Deutschland, Diplomat in San Francisko, Naturforscher in Berlin, Gefeierter in Liedern der Südsee, Namens-Pathe einer Insel der Beringsstrafse, Gelesener in Spanien, Holland, Frankreich, England und Amerika, wo man allenthalben den Schlemihl sich zu eigen gemacht hat, ein Name von eigenem guten Klang in Deutschland, und — ein Reiner, der niemals und nirgends mit Willen eine Menschenseele gekränkt hat! —

Wer die Andeutungen im ersten Theil der W. mit einigen Jugendgedichten in den beiden letzten vergleicht, wird den redlich und mühsam ringenden Jüngling vor sich sehen, der im Streben nach Wahrheit und dem Schönen sich abarbeitet. Im Militärdienst seit dem 17ten Jahr, machte vom 21ten bis 25ten ihm mehr als alles die Metaphysik zu schaffen; und zwar war es Fichte, bei dem er lernend, Gewifsheit zu finden hoffte, ihm auch befreundet wurde. Die Romantik, gesteht Ch., hat ihn nur äufserlich berührt. In der That ist das Poetische grade der damaligen Bewegung in unserer Literatur seiner Natur fremd. Denn *darin* ist Chamisso wohl Franzose, dafs er seine Ideale nicht in einer Phantasiewelt fand, sondern von der wirklichen forderte. Um so weniger konnte ihm Fichte's Philosophie zum Frieden dienen, die, statt der Erfüllung, ihm die Forderung selbst in grandioser Steigerung, und statt gewünschter Objectivität eine Schranke gab, bestimmt, vernichtet zu werden durch ein absolutes Ich, welches eben nicht das seine war. Ch's. „Faust" (1803) ist Zeugnifs, dafs er, in den Kampf der Dialektik mehr durch praktisches Bedürfnifs als Beruf zur Speculation verwickelt, nicht Sieg, wohl aber Leiden davon trug. In dem Gedicht „Nacht und Winter" spricht sich die ganze Schwermuth des Jünglings aus. Auch äufserliche Kränkung, gleichzeitig mit der fortdauernden metaphysischen Bedrängnifs, hing, scheint es, mit ihr zusammen. Von solchem Schweben der Seele an der Gränze des Unerreichten ist ein menschlichschönes Bekenntnifs „der Schatz" (1806). „Adelbert's Fabel" aber (dems. Jahre angehörig), wiederholt sie gleich auf der einen Seite den Erweis unbefriedigter Speculation, drückt auf der andern doch die Wendung schon aus, in der das kämpfende Gemüth Stillung fand und neues Leben finden sollte: Einstimmung in die Natur, thätige Ergebung in die göttliche Nothwendigkeit. Noch aber lag mehr als irgend ein praktisches Bestreben dem verehrungswilligen Herzen das Bedürfnifs nahe, an Andern emporzublicken und, sich unterordnend, Bedeutendem zu huldigen. Diefs ward ihm, nach dem Austritt aus dem Kriegsdienst und trüber Zwischenzeit, als ein Ruf nach Frankreich unverhofft den Wahlfreien in den

Digitized by Google

Kreis der geistvollen Stael führte. Der Entschluſs dann, mit dem (1812) Ch. nach Berlin zurückkehrt, der Naturforschung sich zu widmen, war für sein Leben entscheidend. Nicht, in der Theorie die Welt zu erobern, sondern im Kreis ihres wirklichen Zusammenhangs miterkennend zu leben, war Bestimmung dieses Geistes, die Natur sein Feld. Zur Verknüpfung mit der Gesellschaft fehlte nur das Amt, zur Beruhigung des Mitgefühls der Friede des Vaterlandes. In diesem neuen, aber viel bewuſsteren, männlich getragenen Kummer entstand (im Sommer 13) das Mährchen Peter Schlemihl, halb eine Wiedergeburt, aber eine poetischfreie, der eigenen Leiden: des Mangels an unmittelbarem Zusammenhang mit der Welt (Schattenlosigkeit), und jenes bittern Ringens nach einer bloſsen Reflexion des Wahren, das doch von selber ist (nach dem Schatten, dessen Körper man selbst immer ist) — halb also eine solche ironische Wiedergeburt eigenster schmerzlicher Erfahrung, und halb eine nothwendige Selbstströstung im Gefühl entschlossener Resignation, und stiller Naturstudien. Ahnung mischte sich auch darein, Vorgefühl des nahen Berufs, die Erdenwelt in weiteren Kreisen, in den Extremen ihrer Länder und Sitten zu schauen. Und darum, weil es, ungesucht und anspruchslos, so ganz aus dem Blut und Leben des Vfs., aus seiner entlassenen Vergangenheit und dem reinen Gefühl seiner Zukunft hervorgegangen ist, bleibt dieses Mährchen das gröſste Gedicht des Vfs. und eine Mythe, die nicht untergehen wird. Seine Ahnung erfüllte sich bald, in der Reise um die Welt (1815—18). Wenn diese gleich den glühenden Erwartungen wenig glich, die Schule der Entsagung stark erneuerte: gab sie doch dem Erkenntniſsdurst viele Vorstellungen, dem Verstand sinnige Aufgaben, und, was mehr ist, dem Bewuſstsein die Selbsterfahrung, ehrlich ausgehalten und, so viel möglich, Gutes geschafft zu haben, und nicht ohne Früchte. Der reife Mann kehrt zurück, mit kindlicher Innigkeit dem deutschen Boden zugeeignet (vortheilhafte Aussichten in Ruſsland hielten ihn nicht). Er findet in Berlin, unter alten Freunden, Amt, Haus, Familie, und ist von nun an ganz im bestimmten Kreise heimisch und thätig, ganz deutscher Bürger. Dieſs heimathliche Glück sprechen einige muntere und schöne Lieder aus („Frühling (1822)" und die folgd.; „Frisch gesungen" 1829; die Frühlingslieder 1829 und 30; „Klapperstorch" 1832), den edelmüthigsten Rückblick auf die Vergangenheit das „Schloſs Boncourt" (1827), den Genuſs der Freundschaft und Geselligkeit feiern: „Herein!"; „Liederstreit" (1827) und der „Trinkspruch" (1831), und die dankbare Befriedigung in dem, was ihm geworden, die gemüthvollen Oktaven „Berlin 1831." Wenn jedoch ungleich gröſser die Zahl *der* Gedichte ist, welche die Nachtseite des menschlichen Lebens und Treibens klagen oder strafen, oder, noch häufiger, in tragischen und ironischen Geschichten, Visionen, in kräftig gezeichneten Charakteren und Anekdoten sie schildern: so erklärt sich dieſs aus der schon erwähnten Richtung der Vorstellungskraft und Empfindung auf das Gegebene und praktisch Wirkliche. Die oben angedeutete Weichheit des Gemüths findet mitunter durch eine Umkehrung, die wahrhaft menschlich ist, für die Widersprüche, welche die wirkliche Welt zu bieten nie versäumt, eine Satisfaction gerade darin, daſs sie das Verkehrte sich mit bitterer Würze erhöht zu fühlen gibt, das Verletzende noch verletzender ausmalt. Sie will, wo sie nicht helfen kann, doch mitfühlen, innig mitleiden. Und der menschenfreundliche praktische Sinn kann nicht ablassen, das Natürliche, das Richtige, das Gerechte von den Lebendigen zu fordern und für sie. Poetischer ist allerdings der Humor, der, indem er mit den Widersprüchen nur spielt, in seinem Scherz eine höhere Freiheit verräth, wie im „Dampfroſs," der „goldenen Zeit," dem „Kleidermacher-Muth," dem „Don Quixote"; oder die absolute Ironie der „tragischen Geschichte", die mährchenhafte Heiterkeit in „Hans im Glück" und Aehnlichem. Wiederum kann, umgekehrt, der Ernst das Gute im scheinbar Gewöhnlichen, im Geringen das Heilige zeigen; und dieſs ist die würdigste Erfüllung des Sängerberufes. So das in Sinn und Form so reine, goldene Lied: „Die alte Waschfrau"; ähnlich „Leczeka"; „der neue Diogenes" u. a. Wem denn auch mit dem Ref. unter den düstern Liedern eins oder das andere zu trüb, unter den erzählenden einzelne („Verdugo", „der Republikaner", „Falcone") zu casuistisch oder, wie „der Geist der Mutter" von zu postulirter Wirkung sind, um sich poetisch an ihnen erbauen zu können: der wird in andern, bedeutendern (so im „Stein der Mutter", „Gerichtstag auf Huahine", der „Rede des alten Kriegers", den „Verbannten", dem „Mordthal") einen entschiedenen Beruf zum ethischen Sänger, einen groſsartigen Ernst, Gewalt der Wahrheit und tyrtäische Sprache unmöglich verkennen. Die Tapferkeit und Würde einer naturgemäſsen Sittlichkeit, die Unüberwindlichkeit derselben in der Liebe, ihr Adel im Haſs, ihr Witz im Handeln, ihre Erhabenheit im Leiden und Untergang sind niemals anschaulicher und drastischer ausgedrückt worden, als in solchen wahrhaften Gedichten von Chamisso. Von dieser Seite möcht' ich ihn den Rousseau unserer Tage nennen. Und überblickt man im Ganzen diese allseitige Theilnahme am Sinn, an den Kämpfen, den Leiden thätiger Menschheit, dieses energische Mitgefühl, den Fürsten und Geringen, Helden und Verirrten, dem Gläubigen, dem Juden und Naturkinde, dem Menschlichen jedes Geschlechtes, jeder Nation, jeder Farbe mit edlem Freimuth und ursprünglichem Verständniſs zugethan: wie vollendet sich vor den Augen des Lesers das Bild des redlichsten Menschenfreundes, des beredten Fürsprechers der Natur und des Rechtes! Dieſs Gold der Treue in den Klängen trägt sie weiter; die Liebe im Gedicht findet wieder Liebe; und wer sich so in Allen vergaſs, wird nicht vergessen.

Adolf Schöll.

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

LIII.

Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind (.) von Dr. Georg Friedr. Jäger. Stuttgart, 1835. 70 S. *u.* 9 *Steindrucktafeln mit Abbildungen. gr. Fol.*

Es gibt nicht leicht eine Beschäftigung in der Naturwissenschaft, welche schwieriger wäre, als die Bestimmung der fossilen Säugethiere, von denen gewöhnlich nur unbedeutende Fragmente ihres Skelettes sich vorfinden. Mit Cuvier's Methode glaubte man alle Schwierigkeit beseitigt. Die einzige Methode ist es; man zieht aber aus ihr nur dann wirklichen Gewinn, wenn man dieselbe mit gehöriger Vorsicht handhabt. Cuvier hatte so wenig als seine Vorgänger eine Vorstellung von der Trüglichkeit des Weges der Analogie, und des Schliefsens aus einem bekannten Theil auf das unbekannte Ganze, sonst würde er ihn nicht so sicher gewandelt sein, und manche seiner Bestimmungen würde bei Entdeckung vollständigerer Theile nicht als unzulänglich befunden. Auf diese Trüglichkeit glaubt Ref. nicht oft genug aufmerksam machen zu können (vgl. des Ref. Beschreibung der fossilen Knochen und Zähne von Georgensgmünd, S. 5 u. f.; — ferner Jahrb. f. Mineralogie 1835. S. 63; — Museum Senckenbergianum, II. S. 81), weil sie zu oft die Veranlassung falscher Bestimmungen ist. Ein grofser allgemeiner, unwandelbarer Plan liegt der ganzen Schöpfung organischer Wesen zum Grunde, von den frühesten Zeiten an bis auf heute; die Mannigfaltigkeit aber der Richtungen, nach welchen die Lebensformen construirt sind, ist unendlich und nicht vorauszusehen; daher werden auch so oft die Gesetze, welche wir dafür gefunden zu haben glauben, durch Entdeckung neuer Formen umgestofsen.

Würtemberg ist ein an fossilen Wirbelthieren reiches Land. Der Keuper, der Muschelkalk und andere Gebilde der Flötzzeit bieten Reptilien und Fische und die Tertiärgebilde, Säugethiere, Reptilien und Fische, deren Reste in den Molassen- und Bohnerzschichten zertrümmert und zu mehr oder weniger vollständigen Geröllen abgerieben, dagegen im Süfswasserkalk besser erhalten sich vorfinden, und an der Stelle ihres früheren Aufenthaltes untergegangen zu sein scheinen. Verf., nur die Ueberreste von Säugethieren berücksichtigend, beginnt mit denen aus der Molasse Ober-Schwabens, und zwar mit Fragmenten (No. 1—5. t. 1. f. 1—5. t. 9. f. 1—6), die er für Eckzähne eines eigenen Wallrosses hält, unter Zulassung der Aehnlichkeit mit Rippen. Die Beschreibung und Abbildungen lassen es nicht bezweifeln, dafs diese Stücke wirklich von Rippen eines dem Ref. wohlbekannten Cetacees herrühren, welches diese Art von Ablagerungen in verschiedenen Ländern charakterisirt, und von dem Reste in grofser Anzahl bei Flonheim und Uffhofen in Rheinhessen angetroffen werden und das Strafsburger Museum ein bedeutendes Fragment aus dem Rumpfe, jedoch gröfstentheils nur im Abdruck, aus der Molasse von Mühlhausen besitzt. Es ist dasselbe Thier, welches Ref. bis zur Beendigung der eingeleiteten Untersuchung das Cetacee von Flonheim zu nennen sich erlaubt hat. Von den S. 4—7 unter No. 6—16. beschriebenen und Taf. 1. f. 6—12. 16—20, vielleicht auch f. 13. 14. 15. 21. u. 22. abgebildeten wirklichen Zähnen, vermuthet Ref., dafs sie von demselben Cetacee herrühren werden. Sodann werden noch zwei verschiedene Cetaceen, ein Wallfisch-artiges Thier und ein dem Delphinus longirostris ähnliches, ferner ein Pferd von mittlerer Gröfse aus undeutlichen Fragmenten, und 3 Species Wiederkäuer nach eben so viel Sprungbeinen angenommen, nämlich ein zwischen dem gemeinen und dem Cervus virginianus stehender Hirsch, eine Antilope und eine eigene Species von Hirsch oder Antilope. Auf ein Halswirbelfragment gründet Verf. die Existenz

Digitized by Google

eines dem Biber verwandten Nagers von der Gröfse des Tapirs. Wenn auch gegenwärtig kein Nager von dieser Gröfse lebt, so ist es doch beim Hinblick auf das Megatherium, eine riesenmäfsige Form aus der Abtheilung der zahnarmen Säugethiere, nicht unmöglich, dafs Thiere aus Abtheilungen, welche gegenwärtig nur kleinere Formen darbieten, in früheren Zeiten Species von weit gröfserer Gestalt geliefert, und dafs es vorweltliche Nager von der angenommenen Gröfse gegeben habe; es ist indefs das erwähnte Fragment (S. 8. t. 1. f. 33. 34.) zur Errichtung eines Riesennagers schon aus den Gründen nicht geeignet, weil Vf. selbst darin Aehnlichkeit mit Tapir findet, und Stücke der Art in vielen Thieren sich ähnlich sehen. Das Fragment eines oberen Backenzahnes von Lophiodon tapiroides (S. 9. t. 1. f. 36.) hatte Ref. durch die Güte des Grafen Mandelslohe zu untersuchen Gelegenheit, wobei er fand, dafs dasselbe nicht von Lophiodon, sondern vom zweiten, dritten oder vierten Backenzahn im Oberkiefer des Rhinoceros incisivus, welche Zähne einen hohen starken Wulst an der Basis besitzen, nicht verschieden ist, und es ist um so gewisser, dafs jener Zahn von Rhinoceros herrührt, als sich in derselben Ablagerung aufserdem ein Stück von der Aufsenseite der Krone eines Backenzahns aus dem Oberkiefer (S. 9. t. 1. f. 30.) gefunden, welches Verf. ganz richtig für Rhinoceros erklärt, und Ref. selbst von dort mehrere andere Fragmente von oberen Backenzähnen des Rhinoceros untersucht hat.

Die in der Molasse von Baltringen überlieferten Säugethiere bestünden sonach in dem Cetacee von Flonheim, in einem Wallfisch-artigen Thier, einem Delphin- oder Cachelot-artigen Cetacee, in vielleicht drei Species Hirsch- oder Antilopen-artiger Thiere, in einem Pferde und in einem Rhinoceros; und wenigstens eins der Cetaceen, der Biber-artige Riesennager und Lophiodon tapiroides würden wegfallen, oder doch sehr zweifelhaft sein. Des Verfs. Vorschlag, diesen in der Molasse gefundenen Species den Beinahmen molassicus zu geben, scheint um so weniger annehmbar, als diese Species, vielleicht sämmtlich, bereits aus andern nicht so deutlich zu Molasse entwickelten Gebilden bekannt sind.

Dem Verf. gebührt das Verdienst, einer der ersten gewesen zu sein, die den Gehalt der Bohnerzgebilde an Knochen und Zähnen bestätigt und letztere genauerer Bestimmung unterworfen haben. Diesen Ueberresten widmet Vf. den zweiten, gröfsern Abschnitt (S. 11—59) seiner ersten Abtheilung der fossilen Säugethiere, nachdem er interessante Angaben über die Bohnerzgebilde selbst vorausgeschickt. Diese Säugethiere sind folgende.

A. Reifsende Thiere. Es wird angenommen ein Hund oder Wolf nach zum Theil unzulänglichen Zahnfragmenten; von einem Fuchs scheint dem Verf. nur ein Eckzahn fossil zu sein; ein Fischotter wird aus Eck- oder Schneidezähnen vermuthet; ein Hund von bedeutender Gröfse, nach des Verfs. Dafürhalten Cuvier's Canis giganteus, der aber selbst noch der Bestätigung ermangelt. Alle diese und einige andere Bestimmungen beruhen also entweder auf zu unbedeutenden meist Zahnfragmenten, oder auf solchen Theilen, aus welchen es kaum möglich ist, nur das Genus mit Bestimmtheit zu erkennen. Es ist daher auch nur so viel gewifs, dafs diese Bohnerzgebilde Reste von mehreren Fleischfressern verschiedener Gröfse umschliefsen.

B. Nager (S. 17). Die bei Melchingen und Salmendingen gefundenen Reste vom Hasen sind neuern Ursprungs, dagegen fossil die Reste von einem Biber und einem Thier, das Verf. Dipoides nennt; da aber letzteres dem Chalicomys näher verwandt zu sein scheint, als dem Dipus, und Verf. selbst die Möglichkeit einsieht, dafs die von ihm als Biber unterschiedenen Reste ebenfalls diesem Thiere angehören, so ist vielleicht überhaupt nur ein fossiler Nager anzunehmen.

C. Von Wiederkäuern (S. 18) werden als wirklich fossil Reste einer Ziege, eines Ochsen und fünf Hirsch-artiger Thiere besprochen, von denen eins, nach einem Backenzahn, Cervus Bertholdi, und die andern eine Antilope von der Gröfse des Canadischen Hirsches und ein Moschus sein sollen. Bei Wiederkäuern aber ist die Bestimmung nach vereinzelten Zähnen und Knochenfragmenten, wenn sich, wie hier der Fall, keine auffallende Verschiedenheiten herausstellen, selbst nur auf das Genus höchst schwierig. Nur so viel ist gewifs, dafs die Bohnerzgebilde mehrere Wiederkäuer von verschiedener Gröfse umschliefsen, deren Reste Aehnlichkeit zeigen mit Ziege, Ochs, mehreren Hirschen, Antilope und Moschus. An keinem der abgebildeten Zähne nahm Ref. den accessorischen wulstförmigen Theil an dem einen der Halbmonde wahr, welchen er bei einigen Genera aus Tertiärgebilden entdeckte.

Digitized by Google

D. Dickhäuter (S. 23), und zwar Pferde-artige Thiere. Die abgebildeten Reste scheinen sämmtlich zu des Ref. Equus Caballus primigenius zu gehören. Nur einen Backenzahn erwähnt Verf., dessen Structur, nach der Abbildung, eher der in den lebenden oder in den in Diluvialablagerungen verschütteten Pferden gleicht. Verf. schliefst bei diesem Zahn aus der schmälern und weiter zurücksitzenden innern Leiste auf eine eigene untergegangene Species, deren anderweitige Bestätigung wünschenswerth wäre. Ein letzter Backenzahn gleicht vollkommen dem in Sus palaeocherus; die Fragmente von Zähnen eines zweiten Schweins, welches dem lebenden gemeinen ähnlicher wäre, sind sehr fragmentarisch für eine solche Annahme, und die Reste, welche von einem Schwein, gröfser als das Wildschwein, herrühren sollen, sind noch unvollständiger, vom Verf. aber auch selbst für nicht ganz ausreichend erklärt. Vom Elephanten werden ein Paar Zahnfragmente vorgebracht, welche abgerollt und im Aussehen nicht viel verschieden sind von den Zähnen älterer Säugethiere, auch lagen sie mitten im Bohnerzgebilde. Allein dieses alles beweist noch nichts für ihr wirkliches Alter, da selbst frische Reste, oder Reste von noch lebenden Species, sich auch mitten im Bohnerzgebilde in einem Zustande vorfinden, der nur mit Mühe erkennen läfst, dafs sie Thieren letzter Zeit angehören; und noch der Umstand macht für diese Elephantenreste das Bohnerzgebilde als ursprüngliche Lagerstätte ungewifs, dafs sie bisjetzt nur an einem Orte sich vorgefunden, während der fossile Elephant, da wo er sich einstellt, allgemeiner verbreitet und ungleich zahlreicher angetroffen wird.

Bei der Auseinandersetzung der Reste von Mastodon geräth Verf. (S. 27) auf nicht weniger als sechs Species, auf M. arvernensis, M. angustidens, M. latidens, M. minutus oder elephantoides, M. tapiroides und auf eine vermuthungsweise neue Species, nach Zahnfragmenten, welche, wenn es sich bestätigt, dafs M. arvernensis nichts anders als die Jugend von M. angustidens, wahrscheinlich sämmtlich auf eine und dieselbe Species, auf M. angustidens, sich werden zurückführen lassen; zum wenigsten hat Ref. gefunden, dafs alle diese Verschiedenheiten, welche Verf. zu der Annahme so vieler Species bewog, bei letzterer Species vorkommen können, und alsdann nichts anderes ausdrücken, als Verschiedenheit in der Stellung des Zahns, im Alter des Thiers und individuelle Abweichung. Die Species von Lophiodon (S. 31) erklärt Verf. selbst für zweifelhaft, da sie auf vereinzelten Zähnen beruhen. Anoplotherium (Xiphodon) gracile, nach einem oberen Backenzahn, den Verf. früher einer kleinen Species von Chaeropotamus zuerkannte, und Anoplotherium (Dichobune) leporinum bedürfen der Bestätigung; die Reste, welche letzterem Thier beigelegt werden, scheinen, nach den Abbildungen eher ein kleines Schweinsartiges Thier zu verrathen. Weniger zweifelhaft als das aus Fragmenten von Eck- und Backenzähnen vermuthete Palaeotherium magnum ist P. aurelianense, von dem sich zwei Backenzähne vorgefunden. Aus den Resten von Rhinoceros erkennt Verf. drei Species, und vermuthet eine vierte nach einem unbedeutenden Fragment eines Zahnes, von dem Verf. selbst sagt, dafs seine Gröfsenverschiedenheit vielleicht nur vom Alter des Thiers herrühre. Auch die Zähne der dritten, vom Verf. dem Rh. minutus verglichenen Species passen ganz gut zu denen des Rh. incisivus oder Rh. Schleiermacheri; eben so die meisten Zähne der ersten Species, welche Verf. einem Thiere beinahe so grofs als das Cap'sche Rhinoceros zuschreibt, bis auf den Zahn Taf. 6. f. 19, der wirklich durch Gröfse ausgezeichnet ist, und einer eigenen Species angehören wird, von der ähnliche Zähne auch bei Mösskirch und bei Eppelsheim gefunden wurden. Alle übrigen Reste gehören dem sogenannten Rhinoceros incisivus an, wenn nicht einige dem Rh. Schleiermacheri, beide Species sind an isolirten Zähnen nicht immer deutlich von einander zu unterscheiden.

Hierauf betrachtet Verf. aus denselben Gebilden Zähne und Knochen von zweifelhaften Thieren (S. 39). Die Zahnfragmente und selbst die vollständigeren Schneidezähne, sowie die Knochenfragmente, sind indefs kaum geeignet, das Genus, von dem sie stammen, wiedererkennen zu lassen. Gleichwohl wird aus zwei nicht sehr kenntlichen Backenzähnen der Tapiroporcus, ein neues Genus, errichtet, und ein zweites Genus, Potamohippos, aus Fragmenten von Backen- und Eck- oder Schneidezähnen. Ref. hat sich bei seinen vielfältigen Arbeiten in diesem Gebiete überzeugt, wie leicht die Verschiedenheit zwischen den Milch- und Ersatzzähnen und sogar zufällige Abweichungen in der Art der Abnutzung, welche dem Zahn ein anderes Ansehen verleihen, die Vermuthung, man habe ein neues Genus vor sich, aufkeimen lassen. Ueber diese Reste will Ref. nur noch bemerken, dafs ihm die t. 4. f. 53. 54. gegebenen Schneidezähne, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den durch ihn von Georgensgmünd (t. 8. f. 69. 70) veröffentlichten Zähnen, dem Palaeotherium aurelianense anzugehören scheinen.

Unter den Bohnerzgebilden der Schwäbischen Alb wird die Localität Neuhausen (S. 44) für sich betrachtet, mit um so mehr Grund, als sie sich auszeichnet durch Reichhaltigkeit an Palaeotherien und Anoplotherien, welche sehr gut beschaffen sind und auch eine eigene Farbe tragen, und durch den Mangel an Mastodon, Rhinoceros, Lophiodon, Schwein und andern Thieren, welche die Bohnerzgebilde der Alb sonst charakterisiren.

Die Zahl der in den Bohnerzgruben der Schwäbischen Alb aufgefundenen Species von Säugethieren, berechnet Verf. wie folgt (S. 58): Reifsende Thiere 11, Nagethiere 3, Wiederkäuer 10, Dickhäuter 34, zusammen 58. Unserer bereits ausgesprochenen Ansicht nach würden die Reste, worauf diese Angaben beruhen, geringere Zahlen liefern und überhaupt zur Ermittelung richtiger Verhältnisse der Art wenig geeignet sein.

Der dritte oder letzte Abschnitt des Werkes ist den Ueberresten von Säugethieren aus dem Süfswasserkalk bei Steinheim gewidmet (S. 59—70). Aus der gründlichen Beschreibung der Ablagerung und der Ge-

Digitized by Google

gend ergiebt sich, dafs diese Schichten aus allmälichen Niederschlägen bestehen, die einen Hügel bilden, welcher unter dem Wasser eines Sees entstanden sein wird, was mit manchen knochenführenden Süfswassergebilden anderer Gegenden, wie namentlich mit der bei Georgensgmünd u. s. w., übereinstimmt: die Säugethierreste von Steinheim sind zum Theil solche, welche von den noch in der Gegend lebenden Thieren nicht verschieden zu sein scheinen, und daher neuer sein möchten; dann aber auch solche, welche entschiedener der Zeit der Entstehung des Gebildes angehören werden, worunter verschiedene Theile vom Skelett eines Rehartigen Thiers, das Verf. vom lebenden Reh nicht verschieden findet, und ferner von einem andern Wiederkäuer, den Verf. eben so wenig vom lebenden gemeinen Hirsch verschieden hält. Gleichwohl deuten die fossilen Reste nicht nur auf ein gröfseres, sondern auch auf ein solches Thier, das vom gewöhnlichen Hirsch abweicht, namentlich durch die Phalangen, welche verhältnifsmäfsig kürzer und stärker sind, was Ref. schon an manchen andern fossilen Wiederkäuern tertiärer Ablagerung wahrgenommen, und mindestens specifische Verschiedenheit verrathen dürfte. Die Reste von Pferd und Schwein sind für einen Ausspruch über die Species zu gering. Dagegen haben sich viele Knochen und Zähne von einem Rhinoceros gefunden, die, was eigen, sämmtlich nur einem, und zwar einem jungen Individuum angehört hätten, das noch etwas kleiner war als Rh. minutus; Verf. nennt es Rh. Steinheimense. Die Annahme des Palaeotherium magnum blofs nach einem fragmentarischen Beckenknochen hält Ref. für gewagt; er kann daher auch in die Aehnlichkeit nicht einstimmen, welche die Steinheimer Ablagerung mit den Ablagerungen des Cantal's und von Epernailles haben soll, mit denen sie Verf. vergleicht. Den Süfswasserkalk bei Ulm hält Verf. von dem Steinheimer verschieden (S. 70). Während der Herausgabe des Werkes scheint eine Annäherung beider zu Stande gekommen. Graf Mandelslohe hat nämlich dem Ref. einen untern Backenzahn aus dem Süfswassergebilde von Einsingen bei Ulm zur Untersuchung mitgetheilt, der den Backenzähnen vollkommen ähnlich ist, welche Verf. unter Rhinoceros Steinheimense begreift.

In Betreff der Altersbestimmung des Süfswasserkalkes von Steinheim hält es Ref. für wichtig, dafs der vom Verf. (S. 62. t. 3. f. 11) erwähnte Mittelfufsknochen eines Hirsch-artigen Thiers sowohl in Gröfse als in der eigenthümlichen, von den lebenden Wiederkäuern verschiedenen Ausbildung der Gelenkfläche auf seinem obern Knochenkopfe, einem Mittelfufsknochen vollkommen gleicht, den Ref. durch die Güte des Hofrathes Dr. Rehmann aus der Sammlung des Fürsten von Fürstenberg in Donauöschingen mitgetheilt erhielt, und der aus der, wegen ihres Reichthums an Schildkröten berühmten Süfswassergypsablagerung von Hohenhöven herrührt. Die Identität der Species dieses Wiederkäuers wird noch aus der Uebereinstimmung des Würfelkahnbeins, das sich bei Steinheim (Jäger, t. 3. f. 10) wie bei Hohenhöven gefunden, bestätigt.

Der Reichthum der fürstlich Fürstenberg'schen Sammlung in Donauöschingen an fossilen Knochen, welche dem Ref. zur Untersuchung anvertraut waren, und gütige Mittheilung des Grafen Mandelslohe in Urach, machten es dem Ref. möglich, nicht allein des Verfs. Werk besser zu würdigen, sondern auch die Zahl der Localitäten, wo in Schwaben knochenführende Bohnerzgebilde oder Molasse anstehen, zu vermehren, und ihren Gehalt an Wirbelthieren zu berichtigen. Mit einer ausführlichen Arbeit hierüber beschäftigt, erlaubt sich Ref. hier nur folgende Angaben zu machen. Aus der Molasse von Baltringen untersuchte Ref., aufser den bereits erwähnten Resten, den Backenzahn von einem Fleischfresser, der mit keinem der lebenden näher verwandt zu sein scheint, und ein Stück aus dem Rückenpanzer einer Trionyx; aus der Molasse von Pfullendorf Reste von Mastodon angustidens, Rhinoceros incisivus, dem Flonheimer Cetacee, einem Saurus und von Fischen; aus der Molasse von Walpertsweiler bei Klosterwald Reste eines Wiederkäuers von der Gröfse des Rehs, von dem Flonheimer Cetacee und von Fischen; aus dem Bohnerzgebilde von Klosterwald Reste von Mastodon angustidens, Rhinoceros incisivus, Rh. Schleiermacheri (?), Equus primigenius und von Fischen; aus dem Bohnerzgebilde bei Mösskirch eine Menge Reste, welche Mastodon angustidens, Rhinoceros incisivus, einem gröfsern Rhinoceros, dem Dinotherium Bavaricum, Tapir, Schwein, Palaeotherium crassum, Harpagodon (ein neuer Riesenfleischfresser), einem kleinern Fleischfresser, wie es scheint einer Riesen-Phoca, einem Wiederkäuer fast so grofs als das Reh, einem kleinern Wiederkäuer, dem Flonheimer Cetacee, einem Saurus, einer Schildkröte und Fischen angehören. Von einer auf genaue Untersuchung gestützten Vergleichung so vieler benachbarter Localitäten läfst sich gewifs einiger Erfolg erwarten. Jetzt schon erlaubt der Gehalt an Wirbelthieren diesen Molassen- und Bohnerzgebilden gleiches Alter einzuräumen, worin auch die bisweilen sich darbietende gegenseitige Gesteinsähnlichkeit einstimmt; und die gründlichere Kenntnifs von diesen Gebilden ist wieder förderlich der Altersbestimmung ähnlicher entfernt liegender Ablagerungen, wie sich denn auch hieran einerseits die Gebilde der obern Molasse näher der Schweiz und in letzterem Lande selbst, und andererseits die Gebilde aus eisenschüssigem Sande bei Eppelsheim, Flonheim u. s. w., welche ein grofser Reichthum an Resten von Wirbelthieren auszeichnet, anreihen lassen, ohne gerade vollständige Uebereinstimmung untereinander zu besitzen.

Wir müssen es daher auch dem Verf. Dank wissen, dafs er die Reste von Säugethieren aus Tertiärgebilden durch ausführliche Beschreibung und wohlgelungene Abbildung zugänglich gemacht, und unter dem Drange anderweitiger Berufsbeschäftigung, keine Mühe gescheut hat, bei sich alles zu vereinigen, was bisjetzt sein Vaterland, das schöne Würtemberg, aus diesem Gebiete darbot.

Herm. v. Meyer.

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

LIV.

Loebell, Reisebriefe aus Belgien, mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Berlin, 1837.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der, auch in Deutschland fortschreitenden Annäherung der Wissenschaft und des Lebens, dafs Gelehrte von Fach mehr und mehr die Neigung fühlen, sich auch im leichtern Tone öffentlich auszusprechen, wozu dann die Reiselust unsrer Tage eine erwünschte Gelegenheit giebt. Unter den Erscheinungen dieser Art nimmt das vorliegende Buch eine ehrenvolle Stelle besonders auch dadurch ein, dafs es ernste Gegenstände zugleich leicht und fafslich, und doch gründlich überzeugend, ja selbst mit Eleganz behandelt, während nicht selten in solchen populären Schriften die Leichtigkeit des Tons in willkührlichen Machtsprüchen oder in formloser burschikoser Keckheit gesucht wird. Man sieht es den vorliegenden Briefen an, dafs den Vf. der Vorwurf, den man den Deutschen noch immer nicht mit Unrecht macht, dafs sie nur vom Katheder, nicht im Gespräch zu reden wüfsten, nicht trifft.

Ueber ein Land, das uns so nahe liegt und aus dem uns so viele Nachrichten zufliefsen, kann natürlich des Neuen nicht viel gemeldet werden; wie sehr aber das Bekannte durch richtigen Blick der Auffassung gewinnt und deutlicher wird, zeigen diese Briefe in hohem Grade, und wir verdanken den gesammelten Wahrnehmungen und eingestreuten Erörterungen eine vielfach berichtigte Anschauung.

Vorzugsweise bewährt sich der Vf., der als tüchtiger Historiker anerkannt ist, in diesem Buche als scharfer politischer Beobachter und Kritiker. Seine wissenschaftliche Ueberzeugung ist hier zur lebendigen, gediegenen Gesinnung, zur Herzenssache geworden, und er weifs mit Ernst und Nachdruck die politische Bedeutung in allen Dingen aufzuzeigen, und vor einer allzubequemen Sicherheit zu warnen. Ueber seinen politischen Standpunkt erklärt er sich selbst ausführlich in einem eingeschalteten, abgerundeten Aufsatze: „Ueber das historische Princip in der Politik." Dies historische Princip tritt zunächst gegenüber der revolutionären Richtung, welche den Staat als einen blofsen Mechanismus betrachtet, der nach allgemeinen, überall gültigen Formeln, ohne Rücksicht auf das Bestehende und historisch Vorhergegangne, überall gleich zu construiren sei. Es trennt sich aber eben so sehr von der Ansicht derjenigen, welche die unveränderten Formen einer bestimmten Vergangenheit festhalten, in ihnen alles Heil finden, und sich jedem Fortschritte entgegenstellen. Denn Fortschritt und Entwicklung sei grade der Inhalt und die eigenthümliche Lehre der Geschichte. Nur soll dieser Fortschritt ein organisches Wachsthum sein, nicht, wie bei denen, die sich vorzugsweise Männer der Bewegung nennen, ein gewaltsames und willkührliches Verändern ohne tieferes Eindringen in den nothwendigen innern Entwicklungsgang. Der Vf. will diese Ansicht nicht gern eine Theorie nennen, weil er mit diesem Worte vorzugsweise die willkührlich geformten Staatsideale der Revolution bezeichnet, aber immerhin gründet er sich auf den tiefer gefafsten Begriff des Staates, den wir der neueren deutschen Philosophie verdanken, und der von da aus allmählig sich mehr und mehr unter uns verbreitet. Während die revolutionäre Theorie alles Historische verwerfend, auf allgemeine Menschenrechte zurückgeht, während die ihr entgegenstehende Ansicht den Staat als ein Conglomerat von allerlei, durch inconsequenten Gebrauch der Geschichte aus einem willkührlich fixirten Momente der Vergangenheit entnommenen Privatrechten betrachtet, während mithin beide extreme Theorien gemeinschaftlich blofs Subjectives im Auge haben, zeigt jener tiefer verstandene Begriff, dafs die Völker im Staat ein historisch untheilbares Leben fortsetzen, dafs über jenem Subjectiven

Digitized by Google

noch ein höheres geistiges Leben da sei, dessen Entwickelung nach innern organischen Gesetzen erfolgt, und welches man durch willkührliches Eingreifen wohl stören, hemmen, krank machen, aber nicht tödten könne. Mit Recht findet daher der Vf. sein Princip schon in dem bekannten Satze des Aristoteles, dafs der Staat früher sei, als der einzelne Mensch, mit Recht verwirft er die Gegensätze des Constitutionellen und Nichtconstitutionellen, denn Beides kann die freie Entwicklung drücken, des Destructiven und Conservativen, denn beides wirkt zerstörend. Historisch ist dann dies Princip in doppeltem Sinne, einmal weil es durch eine tiefere Betrachtung der Geschichte sich ergiebt, zweitens weil seine Anwendung ein tiefes Eingehn in die Geschichte jedes einzelnen Landes verlangt, den historischen Tact, der die wahren Lebensfäden dieses Staats aus der zeitlichen Entwicklung erkennt und in der gegenwärtigen Lage der Dinge wieder zu finden weifs. Praktisch, im Einzelnen wird dies zwar immer seine grofsen Schwierigkeiten haben, der Vf. verweiset daher mit Recht auf den künstlerischen Sinn des Staatsmannes, und deutet nur im Allgemeinen die Formen an, welche als der Sitz des Lebens im germanischen, oder romanisch-germanischen Staate erscheinen. Als solche nennt er das Erbkönigthum, dem aber — um Mifsbrauch der Gewalt, und Isolirung zu verhüten, umgebende Formen zur Seite stehen müssen, die sich nicht etwa als Erbadel und demokratisches Element (denn dieser Gegensatz habe kein festes Maafs in sich), sondern nur allgemeiner als *Korporationen* bezeichnen liefsen, deren Mifsbrauch und Erstarrung dann wiederum durch die Einwirkung der Monarchie zu verhindern sei. — Wie sehr auch diese — im Buche gründlich ausgeführten — Gedanken von richtigem politischem Tacte zeugen, so dürfte doch von dieser Seite das Princip des Vfs. allein, und ohne eine theoretische Erweiterung nicht ausreichen. Für die Gestaltung der Zukunft giebt die Anschauung der Vergangenheit wohl die Basis, aber nicht den Maafsstab, und es wird daher bei dem Staatsmanne immerhin noch eine andre, freiere Ueberzeugung von dem, was nothwendig und heilsam sei, hinzutreten müssen. Auch liegt dies wohl schon in dem sehr allgemeinen Erfordernisse der Korporationen.

Jenes organische Leben der Staaten, welches der Vf. in der historischen Entwicklung zeitlich wahrnimmt, wird auch räumlich anzuerkennen sein. Der Organismus mufs sich auch darin bewähren, dafs im gesunden Zustande des Staates die bewegende Kraft nicht in einem Punkte lieget, gegen welchen dann alle übrigen Glieder als todte, und blofs mechanisch bewegte erscheinen, sondern dafs der Körper aus einzelnen, in relativer Selbstständigkeit wirkenden Gliedern bestehet. Sehr bezeichnend macht der Verf. gelegentlich den neuern Staatskünstlern den Vorwurf, dafs sie glaubten, die Dinge, von denen sie nicht sprächen, seien nicht da, es sei mit dem Ignoriren gethan. So wird auch diese autonomische Kraft der einzelnen Glieder, wenn auch verkümmert, nie ganz untergehen; allein die Aufgabe des Staatskünstlers ist recht eigentlich, diese Quellen des innern Lebens zu erforschen, und dadurch, dafs er ihnen freie Entwicklung verschafft, ihre Kraft dem Ganzen förderlich zu machen.

Sehr interessant sind die Beobachtungen über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft Belgiens, die der Vf. an vielen Stellen mit scharfem historischen Blicke anstellt. Ohne die Revolution zu rechtfertigen, erkennt er den Wunsch der Belgier nach einer Trennung von Holland als nicht unberechtigt an. Natürlich entgehn ihm die grofsen Mängel der belgischen Konstitution nicht, allein er zeigt dann noch, dafs der neue Staat weder von den Orangisten, noch von der französischen Partei zu fürchten habe, dafs der Gegensatz der Katholiken und Liberalen, die Verschiedenheit der Sprache der Einwohner kein erhebliches Hindernifs darbiete. Die lehrreichen Erörterungen mancher speciellen Fragen namentlich, der eigenthümlichen Unabhängigkeit des geistlichen Elements in Belgien, gestattet der Raum nicht, näher zu berühren, und nur das ist heraus zu heben, dafs der Vf. sehr überzeugend nachweist, dafs selbst die Sicherheit der andern Mächte gegen Frankreich, durch die Trennung des von dem Wiener Congrefs geschaffnen niederländischen Staates nicht gelitten habe, wenn man Belgien nicht hindere, sich den östlichen Ländern näher anzuschliefsen. Von mehreren Seiten hörte er die merkwürdige Aeufserung: „l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne." In Beziehung auf den deutschen Zollverein sprach man dem Vf. gradezu aus: „votre Roi marche à la tête de la civilisation."

In besondern historischen Anmerkungen wird das Preufsische Kabinett gegen einen ungegründeten Vorwurf in Beziehung auf sein Verfahren bei der Revolu-

Digitized by Google

tion in Lüttich vom Jahre 1789 gerechtfertigt, und die traditionelle Zahl der unter Karl V in Belgien hingerichteten Protestanten berichtigt. Aber auch sonst giebt der Vf. aus seinem reichen Vorrath historischer Kenntnisse höchst anschauliche Darstellungen und Vergleichungen, unter welchen namentlich die Data über die Handelsverhältnisse von Antwerpen, Gent und Ostende lehrreich sind.

Der Vf. ist endlich ein warmer und unterrichteter Freund der Kunst. Wie er die ernste Seite in dem Wechsel der Moden wohl heraus zu heben weifs, so kann ihm auch die Bedeutung, welche die Entartung der dramatischen Kunst auf der französischen Bühne hat, nicht entgehn; er entwickelt sie in wiederholten Schilderungen, und warnt mit Nachdruck, dafs man frivole Erzeugnisse der Art nicht als gleichgültige Unterhaltung zu nachsichtig beurtheile. Auch die Musik wird wiederholt betrachtet. Sehr bezeichnend sagt der Vf., dafs „bei Paesiello und Cimarosa der Zucker ihres Backwerks mit edlen Gewürzen reichlich durchdrungen sei, während Rossini und seine Nachahmer den Zucker noch überzuckern." —

In Beziehung auf die bildenden Künste beschäftigt sich der Vf. wie natürlich, mit Gegenständen, welche Ref. in seinen *Niederländischen Briefen* bereits behandelte, wobei denn diese neuere Darstellung bei einer inneren Verwandschaft der geistigen Auffassung den Vorzug gröfserer Kürze, Klarheit und Popularität um so mehr hat, als sie sich vorzüglich an die moralischen anschaulichern Elemente des Kunstlebens hält, und die mystische Basis desselben in seinen architektonischen Grundformen nur leicht berührt. Nur bei wenigen Punkten glaubt Ref. mit dem Vf. über die von ihm ausgesprochenen Ansichten rechten zu müssen. Bei Gelegenheit der Werke Eyckscher Schule, kommt der Vf. auch auf die Frage, welchem Umstande *Flandern* den Vorzug verdanke, der Sitz so hoher und früher Blüte zu sein. Ein Mifsverständnifs ist es dabei, wenn der Vf. dem Ref. die Hypothese einer „Wanderung der Kunst vom Niederrhein und der Maas nach Flandern" zuschreibt, während derselbe der Annahme so äufserlicher Fortpflanzung überhaupt nicht zugethan, nur durch die Hinweisung auf die, unmittelbar vorhergehende Blüte der niederrheinischen Kunst, und auf die Abstammung der Brüder van Eyck von der Maas zeigen wollte, dafs eine Herleitung der flandrischen Kunst aus der Zeit des flandrisch-byzantinischen Kaiserthums ein historischer Luxus sei. Die Niederländischen Briefe suchen dagegen die Erklärung für die Entstehung der Schule in Flandern darin, dafs hier die künstlerischen Elemente des deutschen und französischen Geistes als in einem Gränz- und Brennpunkte zu günstiger Zeit zusammen trafen. Der Vf. stellt dagegen eine andre Vermuthung auf. Er theilt „die Volks- und Stammes-„richtungen in solche, wo das sich Versenken und Auf-„gehen in die Nationalität vorherrsche, und in solche, „wo der Mangel an Concentrirung und fester Vereini-„gung des Volkes zu einem Ganzen den Blick für das „Auffassen der Menschheit im Allgemeinen freier er-„halte", und glaubt diese letztern den zeichnenden Künsten mehr zusagend, weil, „so bedeutend auch das „nationale Element in der menschlichen Gestalt, den-„noch der allgemeine Typus der schönen Körperform „ungleich wichtiger sei". Dadurch, schliefst er dann weiter, „erhielt Flandern, so wie Italien den Vorzug, „weil in beiden Ländern das Provinzielle, Stammartige „die Oberhand hatte, und das Nationale, so wie des-„sen Einflufs, zurück drängte". Es mag wohl richtig sein, dafs die politische Einheit eines Staats, die damit verbundene Zweckmäfsigkeit und Uniformität der Lebensgestalten dem künstlerischen Sinne nicht vortheilhaft sind. Es würde dies auf etwas Aehnliches führen wie bei Winkelmann, der auf die *Freiheit* als auf eine Bedingung der Kunstblüte Gewicht legt. Allein war wohl im funfzehnten Jahrhundert in dieser Beziehung ein grofser Unterschied vorhanden, war nicht überall, besonders in Deutschland, das Provinciale und Lokale vorherrschend gegen das Nationale?

Sehr schön und klar ist die Ausführung, worin es liege, dafs die flandrische Kunst van Eyck's und Hemling's sich nicht zu der Höhe erhob, welche Italien etwas später erreichte, in einem Mangel nehmlich, des romanischen und heidnischen Elements in einer (dem Christenthume nicht nothwendigen, aber durch seine Entwickelung ihm eingepflanzten) Scheu vor dem ganz freien Aufblick zur Natur.

Bei Rubens controvertirt der Vf. gegen die günstigern Ansichten, welche Waagen in seinem trefflichen Aufsatze (Historisch. Taschenbuch für 1833) und der Ref. in seinen Niederl. Briefen aufgestellt haben. Er schreibt ihm „aufserordentliche Gaben zu, die Ober-„fläche der Dinge abzubilden", weiset ihm aber „unter

Digitized by Google

„den Malern der Seele einen sehr untergeordneten „Rang an", indem „die Natur auch ihm die ächte „Schönheit ihrer Gestalten verhüllte, und ihm den Blick „für die stille Ruhe und Würde im Ausdruck des gei„stigen Charakters und der Gemüthsbewegung ver„schlofs". Ob Rubens Anschauung die schönste, tiefste, richtigste war, mag man mit Fug bezweifeln, aber „auf der Oberfläche der Dinge" blieb er warlich nicht stehn, und ein Naturalismus (wie bei Michel Angelo da Caravaggio) ein absichtliches Anschliefsen an das Harte, Grobe, Gemeine, Sinnliche war in seiner edlen Natur nicht. Die geistige Anschauung seiner Zeit ist eine schwerfällige, von materiellem Stoff beladene, aber er bewegt diese Masse mit der vollsten Kraft wahrer Begeisterung, und bringt dadurch, wenn man ihn auch im Ganzen niedriger stellen mag, als andre Künstler glücklicherer Zeiten und leichterer Harmonie, eigenthümlich Schönes hervor, was jene Andern immerhin nicht haben, wenn sie es auch entbehren können, dessen Genufs wir uns aber nicht durch unzeitige Vergleichung verbittern sollten.

Bei einem Buche freierer Ergiefsung erhält der Inhalt, dessen Umfang wir mit vorstehenden Bemerkungen angedeutet haben, erst durch die Persönlichkeit des Vfs., welche das Durchdringende und Verbindende des Zerstreuten ausmacht, seinen wahren Werth, und so können wir diese Anzeige nicht schliefsen, ohne des wohlthätigen Eindrucks zu erwähnen, welchen die Gesinnung des Vfs., seine warme, uneigennützige Theilnahme an der Entwickelung des öffentlichen Wesens, seine wahrhaft vermittelnde Ansicht, der wohlmeinende, ebenso milde als gründlich verständige Geist, der sich in allen Aeufserungen zeigt, auf den Leser macht, und den Wunsch auszusprechen, dafs derselbe recht umfassenden Eingang finden möge. Schuaase.

LV.

Histoire de la chute de l'empire Romain et du déclin de la civilisation, de l'an 250 à l'an 1000; par J. C. L. Simonde de Sismondi. II Vol. Paris, 1835. chez Treuttel et Würtz. 8.

In diesem Werke des berühmten Verfs. erscheint seine historische Art und Kunst, ungefähr eben so wie in seinen beiden grofsen historischen Compositionen. Es gehört Hr. S. weder der alten, noch der neuen französischen Schule der Historiographie an. Wir finden ihn frei von den hervorstechenden Mängeln der Geschichtsschreibung, wie sie von Ludwig XIV. bis zur Revolution vorherrschend war, von ihrer Breite, ihrem süfslich faden, selbstgefälligen Ton, ihrer grofsen Ungenauigkeit, ihrer Uebertragung der Farbe aller früheren Jahrhunderte in die Denk- und Anschauungsweise der Zeitgenossen. Diesen Mängeln gegenüber hat sich in unsern Tagen ein anderes Extrem gebildet, halb ein Kind der Tendenzen des Revolutionsgeistes, aber ein spät gebornes, erst unter der Restauration ans Licht getreten, jene Kunst und Weise, die zu erkennen ist an dem Fatalismus, der als der letzte unerforschliche Urgrund, wie der allgemeinen Entwicklung, so jeder einzelnen That dasteht; an dem Witz, der die Stelle der Philosophie vertritt, und je schärfer und glänzender die Antithese ist, je heller die Verhältnisse in ein ursachliches Licht gestellt zu haben meint; an der Affectation, die charakteristische Färbung des Mittelalters durch Nachahmung seiner alterthümlich naiven Redeweise wiederzugeben; an dem bis zum Seneca, ja bis zu einem historischen Gongorismus getriebenen Stil, dessen bunt zusammengeflickter Mantel Voltaire's leichtfüfsige Grazie, Rousseau's hinreissendes Feuer, Buffon's Schwung und Grofsheit überbieten soll. Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller haben sich mit selbständiger Rücksicht auf die Geschichtschreiber anderer Völker und Zeiten, von den alten Fehlern losgewunden, ohne in die neuen zu verfallen und zu ihnen müssen wir Hrn. S. rechnen. Mit Ausnahme der Urzeiten der Völker, wo seine Resultate eben so unbefriedigend als Kenntnifs und Forschung mangelhaft sind, ist die Grundlage seiner Darstellung ein Studium der ursprünglichen Quellen, obschon es sich auf die entlegneren selten erstreckt, Combinationen aus Urkunden ihm in der Regel fremd bleiben, und er jenes kritische Scheidewasser, welches Ranke auf Guicciardini und Belcarius gegossen, weder kennt noch gebraucht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1837.

Histoire de la chute de l'empire Romain et du déclin de la civilisation, de l'an 250 à l'an 1000; par J. C. L. Simonde de Sismondi.

(Schlufs.)

Seine Anordnung ist etwas chronologisch mühsam und hüpfend, aber doch nicht verworren, seine Erzählung ausführlich und nach Vollständigkeit strebend, ohne zu ermüden und trocken zu werden; er versteht zu erzählen und er erzählt gern, ein Talent und ein Streben, welche vielen französischen Historikern immer mehr abhanden gekommen sind, wegen jenes eilfertigen Bestrebens alles mit Witz, mit Reflexion, mit der sich selbstgefällig vordrängenden Subjectivität des Schriftstellers, welchen gegenüber die blofse Thatsache für einen Mann von Geist gar zu wenig pikantes hat, interessant zu machen. Ohne eine besonders hervorstechende Beredsamkeit ist Hrn. Sismondi's Stil fliefsend und doch männlich, frei von allem Gesuchten, von allen jenen glänzenden Untugenden, in welche eine Zeit beginnenden Kunstverfalls geräth, wenn sie dem Unkräftigen, Satzlosen, Glatten zu entgehen strebt. Dagegen vermissen wir bei unserm Schriftsteller eine ächte Durchdringung der historischen Verhältnisse; die Aufschlüsse, die er giebt, die innere Entwicklung, die ursachlichen Beziehungen zu erläutern, sind selten aus der Tiefe gegriffen; und nicht anders verhält es sich mit den Problemen, die er sich stellt. Ein oberster abstracter Grundsatz, dem er huldigt, für den er überall nach Beweisen sucht, trübt die Unbefangenheit des Urtheils und stumpft den Blick für das wahre historische Leben ab. Kurz er ist ein Schriftsteller, der weder für die Solidität der Unterwölbung genügt, noch für die Vollendung und den Gipfel des Gebäudes; in den mittleren Räumen ist er für den, der ihn zu gebrauchen versteht, verdienstlich und nützlich, auch für den Historiker vom Fach.

Hieraus ergiebt sich, dafs des Vfs. vorzügliche Eigenschaften mehr in der detaillirten Ausführung, seine Mängel mehr in der übersichtlichen Darstellung, wo die Thatsache gegen das Urtheil zurücktritt, zu suchen sein werden. So steht denn auch das gegenwärtige Werk den beiden grofsen derselben Feder bei weitem nach. Der Vf. ist hier mit Gibbon in die Schranken getreten. Ueber die Mängel dieses Geschichtschreibers werden in Deutschland jetzt die Meisten ziemlich einig sein. Da er das Wesen des Christenthums und des Germanenthums verkannt, die grofsartige Wirkung beider nicht richtig gewürdigt hat, so kann man in Bezug auf diese beiden Punkte einen Kampf mit ihm beginnen, gestützt auf den unermefslichen Fortschritt, den die historischen Studien und die Einsicht in das Wesen des Mittelalters in dem seit seiner Zeit verflossenen halben Jahrhundert gemacht haben. Sonst mufs man sich in der That viel zutrauen, wenn man ihn zu überwinden gedenkt, besonders in den Eigenschaften, die zu einem zugleich übersichtlichen und gedrängten und auch wiederum lebendig schildernden Werke erforderlich sind. In der Kunst, Massen die innerlich zusammengehören zu gruppiren, zu ordnen, zu beleuchten, das Wesentliche mit wenigen, aber scharfen und leuchtenden Zügen hervorzuheben, möchte er noch unübertroffen sein. Wir läugnen nicht, dafs Hr. Sismondi insofern kein des berühmten Britten unwürdiger Kämpfer ist, als seine Kunst, auch in zusammenfassenden Schilderungen den Paragraphen- und Compendienton zu vermeiden, und vermöge des Reizes einer lebendigen Erzählung zu fesseln, unverächtlich genannt werden mufs. So können wir seine Kapitel über Justinian, über Mahomed und die Gründung des arabischen Reiches, was die übersichtlich anschauliche Erzählung betrifft, als vorzüglich bezeichnen. Wo sich freilich die Dinge nicht chronologisch von selbst zusammenstellen, wo es darauf ankommt, vereinzelte, weit hin zerstreute Erscheinungen durch die Zusammenfassung zu einem historischen Ganzen zu formen, da wo Gibbons grofse

Digitized by Google

Kunst der Anordnung bewundrungswürdig hervortritt, sind Hrn. Sismondi die übersichtlichen Bilder weit weniger gelungen. Doch hier haben wir auch Fortschritt und Steigerung nicht erwartet. Aber schlimmer noch steht es mit dem Kern der geistigen Ansicht, mit der Auffassung der Grundidee, die das Ganze tragen und durchdringen soll. Auch hier ist nicht nur kein, nach Allem, was im 19ten Jahrh. hierüber gedacht, geforscht, geschrieben ist, wahrlich nicht schwieriger Fortschritt gegen Gibbon zu finden, sondern, durch die weit gröfsere Befangenheit des politischen Urtheils, ein Rückschritt.

Der Stoff, den wir in diesem Werke behandelt finden, giebt dem Geschichtschreiber eine treffliche Gelegenheit die Ergebnisse seiner Forschungen über die wichtigsten Fragen klar zu entwickeln. Die alte und die neue Welt scheiden sich, das Heidnische verschwindet, um dem Christlichen Platz zu machen, die Germanen tragen in die Trümmer der antiken Welt die Keime, aus denen die Institutionen der modernen Welt hervorgegangen sind. Vermöge welcher Nothwendigkeit ist die politische Form der Stadtgemeinde im scheidenden Alterthum in eine Monarchie übergegangen, die vergebens Haltung und gesetzliche Begründung sucht? Warum mufs sich der Demokratismus der Germanen in den romanischen Ländern auflösen? Warum ging die in Karl dem Grofsen so bedeutend hervortretende königliche Staatsgewalt unaufhaltsam in die Alles verschlingende Feudal-Aristokratie über? Inwiefern hat das Christenthum, wie äufserlich es Anfangs auch erscheinen mag, vermöge seiner Principien dennoch das sociale Leben der romanisch-germanischen Völker durchdrungen? Wie verhalten sich innerlich Christenthum und Islam zu einander, und welches sind die Keime der unabwendbaren Erschlaffung und Auflösung, die der letztere mit sich führt? Auf alle diese Fragen, deren Lösung zu geben jede wissenschaftliche Behandlung der Entstehung und Begründung der modernen Verhältnisse sich bestreben mufs, findet sich bei Hrn. Sismondi entweder gar keine Antwort, denn er hat sich gröfstentheils die Probleme nicht gestellt, oder eine schiefe und oberflächliche, weil Alles von einem theoretischen Grundsatze abhängig gemacht wird, den Hr. S. nicht aus der Geschichte gezogen hat, sondern den er in sie hineinträgt.

Dieser ist nun aber kein anderer, als der den Lesern der italienischen und französischen Geschichte des Vfs. als der das Centrum, um den sich Alles drehen mufs, bildende, wohlbekannte: dafs die bürgerliche Freiheit, so wie die Fortschritte der Civilisation in der Regel an die demokratische Regierungsform gebunden sind, während sie unter der dauernden einherrischen ganz entweichen, oder nur einen glänzenden Schein zurücklassen. Ein Grundsatz, der nicht nur das Urtheil über alle Verfassungsverhältnisse von vorn herein verdirbt, sondern auch die ganze reiche Mannigfaltigkeit des historischen Lebens auf eine einzige Regel und Norm, auf eine Formel zurückführt, die zur Lösung aller erdenklichen Gleichungen dienen soll, als wäre überall nur von quantitativen nicht von qualitativen Verhältnissen die Rede. Dieses kann dem historischen Studium unmöglich Interesse geben, es mufs vielmehr einen Ueberdrufs daran erwecken, denn es erscheint dadurch die Mannigfaltigkeit des Lebens als eine unnütze Last, als eine überflüfsige, verwirrende Zuthat, über deren Dasein man mit der göttlichen Weltregierung so lange zu rechten befugt ist, bis man sich ihrer endlich, mit Hülfe jener alles aufschliefsenden und lösenden Formel, glücklich entledigt und die Verschiedenartigkeit der Bildungen auf Uniformität reducirt hat.

Hier haben wir den rothen Faden auch dieses Buches, um so entschiedner hervortretend, weil das umgebende Gewebe so viel dünner und schmäler ist als in den gröfsern. Eine abermalige Behandlung jenes Satzes zum Frommen derer, welche bändereiche Werke nicht lesen, zu geben, das schon so oft behandelte Thema nochmals gefällig zu variiren, damit es sich recht einpräge, dieses ist ohne Zweifel das wahre Motiv der Arbeit, nicht die Absicht, Gibbon den Rang ablaufen zu wollen, obschon es dem Kenner seltsam genug erscheinen mufs, dafs die früheren germanischen Entwicklungszeiten den Stoff dazu hergeben. Es ist daher auch nur gerecht und billig, wenn die Beurtheilung dieses besonders hervorhebt. Daher können wir uns der Mühe überheben, Hrn. S. seine Versehen und Uebereilungen vorzurücken. Nur zur Probe mag hier stehen, dafs ihm sogar entschlüpft ist, den Pisistratus zu den schmählichsten Tyrannen des Alterthums zu rechnen, und zu schreiben, vor der Diocletianischen Verfolgung habe kein heidnischer Philosoph das Christenthum bekämpft. Schlimmer ist es freilich, wenn irrige Behauptungen vorkommen, die ein wichtiges zu dem Mittelpunkte des Gegenstandes gehöriges Verhältnifs in ein falsches Licht rücken, die zum Beispiel, dafs Pipin der Kurze der er-

Digitized by Google

ste fränkische König gewesen sei, unter welchem die Bischöfe auf den Reichsversammlungen erschienen, da der Vf. nur seine eigne Histoire des Français T. II. p. 7. hätte nachsehn dürfen, um sie widerlegt zu finden. Doch wir wollen auch hierauf kein besonderes Gewicht legen.

Ohne Zweifel ist es Pflicht der Geschichte nachzuweisen, dafs der Despotismus die Völker verdirbt, jeden Schwung lähmt, das Humane, Grofse, Edle vergiftet und zerstört. Aber er erscheint nicht blofs als Ursache, sondern auch als Wirkung und die letztere Betrachtung ist die bei weitem tiefere und lehrreichere. Denn wie der Despotismus *wirkt*, ist leicht zu übersehen, und es geschieht überall ziemlich auf dieselbe Weise; aber wie er sich *entwickelt*, wie die Völker sein Aufkommen verschulden, warum sie ihn ertragen, welche socialen Verhältnisse ihn überhaupt bedingen, dies ist eine Betrachtung viel mannichfacherer Art. Hier erwarten wir den Historiker, aber Hrn. Sismondi fast immer vergebens. Denn er müfste um hierauf einzugehen, seiner Formel erst eine reich gegliederte Grundlage geben, und sie ist nun einmal bei ihm das schlechthin Unbedingte. Und wie dürften wir Aufschlüsse über jene Fragen von einem Geschichtschreiber erwarten, der fast durchgängig Königthum und Despotismus verwechselt! In das Verhältnifs der Germanen zu ihren Königen weifs er sich so wenig zu finden, dafs er behauptet, sie hätten sie ihrer vielen Gewaltthaten wegen als eine besondere weder zur Menschheit noch zur Nation gehörige Art angesehn (les peuples s'étoient accoutumés à regarder leurs Rois comme une espèce à part, qui n'appartenoit point à l'humanité et à la nation). Was das wohl, ich will nicht sagen, für Zeugnisse, sondern nur für Winke in den Quellen sein mögen, aus welchen Hr. S. solche Schlüsse zieht! Alles was sich in Monarchieen ereignet, führt er auf die Person des Monarchen zurück, eine mit Gesetzen und Freiheit in Verbindung stehende Monarchie nimmt er entweder gar nicht an, oder wenigstens nicht in jenen Jahrhunderten. Bewährt sich eine solche Regierung als wohlthätig, so ist dieses nicht dem Vortheil, den diese Staatsform selbst nach dem Geständnifs republikanischer Schriftsteller doch auch mit sich führt, zuzuschreiben, sondern es ist ein Zufall, es hängt lediglich von den persönlichen Eigenschaften, von den Tugenden eines einzelnen tüchtigen Regenten ab. Diese gehören nun aber nach Herrn S. in den Erbmonarchieen zu den gröfsten Seltenheiten, und er beklagt dieses weniger, als es ihm ein Gegenstand des Triumphs ist, denn so oft sich ein auf dem Throne gebornes Talent zeigt, verfehlt er nicht darauf mit tiefer Bitterkeit wie auf eine wunderbare Erscheinung aufmerksam zu machen. Dafs sich unter den Königen die Tugenden häufiger vererben, als unter den übrigen Geschlechtern der Menschen, hat wohl schwerlich schon ein Vertheidiger der Erbmonarchie behauptet, gewifs aber wird kein Billiger zugeben, dafs sie, worauf Hr. S. unaufhörlich hinweist, hierin schlechter bedacht sind als Andere. Dem Einwande, welchen man von den in vier auf einander folgenden Geschlechtern erhaltenen Herrschertugenden der Pipiniden hernehmen könnte, geht er ängstlich durch die fast kindische Bemerkung aus dem Wege: auf dem Throne sei doch nur Karl der Grofse geboren. Was sagt er — anderer Beispiele aus näher liegenden Zeiten zu geschweigen — zu dem Herrschergeschlechte, in welchem vom dritten Konrad bis zu dem unter dem Beile des Henkers gefallenen durch sechs Generationen glänzende Eigenschaften und fast immer auch eine grofsartige Gesinnung sich forterbten, welches länger als ein Jahrhundert eine grofse Reihe von Männern zeigt, die ihrer Gaben und ihres Muthes wegen, nicht blofs in gewöhnlichen, sondern auch in schwierigen Zeiten an die Spitze jedes Freistaats gestellt worden wären. Soll es einmal eine Monarchie sein, so giebt Hr. S. der Wahlform den Vorzug, wobei er die Dinge so auf den Kopf stellt, dafs er in der Westgothischen Verfassung fast nichts Löbliches aufzufinden weifs, als dafs die Könige gewählt wurden, welches man doch sonst immer als eine Hauptursache des schnellen Welkens dieses Reiches betrachtet. Auch übersieht er wieder, dafs Reccared, der seinem Vater Leovigild, und Reccesuinth, der seinem Vater Chindasuinth folgte, zu den löblichsten und verdienstvollsten Königen der Westgothen gehörten. Bei dem Byzantinischen Reiche schweigt er von diesem Umstande ganz; vielleicht ist es ihm selbst aufs Herz gefallen, welch eine schlechte Figur die vielen aus dem Privatstande zum Purpur gekommenen unwürdigen Menschen gegen die Comnenen machen. Sein grofses Prunkpferd ist die Kaiserreihe von Vespasian bis auf Commodus, wobei er mit Wohlgefallen hervorhebt, dafs die beiden Ungeheuer, welche diese Aufeinanderfolge guter Fürsten unterbrechen und schliefsen, Domitian und Commodus ihre Erziehung am Fufse des Thrones erhalten haben. Die Uebrigen seien dagegen von der öffentlichen Meinung als die Würdigsten bezeichnet worden, und von den Fürsten adoptirt zur Herrschaft gelangt. Hier ist nun ein mal zu bemerken, dafs die Aechtheit der Adoption Hadrians höchst zweifelhaft ist, ihm vielmehr sehr wahrscheinlich Intriguen zur höchsten Gewalt verholfen haben; dann aber, dafs diese ganze Einrichtung sich zuletzt doch auch so schlecht bewährt, dafs ein Marc Aurel zu Gunsten eines mifsrathnen Sohnes unterläfst sich in einem „Würdigsten" den rechten Nachfolger zu geben.

Digitized by Google

Doch, ein wie unerbittlicher Sittenrichter über die Laster und Schwächen der Könige Hr. S. auch immer sein mag, es giebt einen Fall, in dem sie Entschuldigung finden, dann nämlich, wenn ein Papst sie im Namen der Religion auf den rechten Weg weist. Darum verfährt der Vf. mit dem Könige Lothar von Lothringen höchst säuberlich, und sieht in dem berühmten Kampfe Nicolaus I. gegen ihn nicht einen unbestechlichen Eifer für Recht und Sittlichkeit, sondern das Bestreben der Päpste, ihren Richterstuhl über die Häupter der Könige zu erheben. Wenn aber Hr. S. im funfzehnten Bande seiner französischen Geschichte auf die, Recht, Ehre und Anstand gleich sehr verletzende, Scheidung Ludwigs XII. von der unschuldigen, unglücklichen Johanna zu sprechen kommt, und der bereitwilligen Zustimmung des pflichtvergessenen Alexander VI. erwähnt, macht er folgende Bemerkung: Ceux qui connoissent la cour de Rome savent fort bien que *dans tous les temps* ..... ce qu'un prince puissant désire peut toujours s'obtenir d'elle; il ne s'agit que de s'entendre sur le prix. Wie soll man nun diese Aussprüche reimen? Der Preis, den Lothar bot, war wahrlich der höchste, die Anerkennung der päpstlichen Befugnifs, in seiner Sache zu entscheiden. Aber in solche Widersprüche verwickeln sich die Schriftsteller, welche nicht die Zeiten und ihre Entwicklungen beachten, sondern für gewisse Verhältnisse immer nur ihr Prokrustesbett bereit haben.

Wer sollte nun nicht meinen, dafs eine so in den Kern aller historischen Betrachtung gedrungene Ueberzeugung keine andere staatsrechtliche Grundlage haben könne als die Lehre von der entschiedenen Souveränetät des Volkes und von dem Volkswillen als höchster und oberster Instanz in allen politischen und socialen Verhältnissen! Aber dem ist nicht so. Es giebt doch einen Punkt, an welchem auch dieser Wille sich brechen mufs, nämlich an der Erscheinung des Genies. Wir stofsen hierüber auf eine Stelle, die so befremdend und als Geständnifs zugleich so merkwürdig ist, dafs wir uns nicht enthalten können, sie ganz herzusetzen. Un homme de génie, au moment où il fonde un empire, où il dirige une puissante révolution, se soumet difficilement aux formes républicaines, qui gênent ses conceptions et arrêtent l'exécution de ses plus sublimes projets, ou qui le forcent à révéler au public le secret le plus intime de sa pensée. Par ces formes on obtient l'expression de la volonté et de la prudence d'une moyenne dans l'espece humaine. Un pouvoir qui émane du peuple et qui le représente fidelement doit arriver à faire triompher ce qu'on pourroit appeler le sens commun des nations, la raison et les connoissances qui s'y trouvent généralement répandues. Mais autant ce sens commun est au-dessus du sens commun des rois, de la dépravation des cours, de l'oubli des interêts nationaux, des Ministres, autant il est au-dessous de l'intelligence des grands hommes. Es ist unbegreiflich, wie dem Vf. das Gefährliche einer Lehre entgangen ist, zu der sich freilich in unsern Tagen Manche bekennen, wie sie denn die Grundlage des Systems bildet, welches man in Frankreich jetzt Imperialismus nennt, die aber ein Republikaner verabscheuen mufs. Denn wenn es wahr ist, was der Vf. hier behauptet, dafs man durch die republicanischen Formen nur zu einem gewissen Mittelmafse menschlicher Einsicht gelangt: so ist nichts gewisser, als dafs die Republiken entweder Mittel kennen müssen, das Genie, wenn es höhere Erleuchtungen verbreitet, doch zur Unterwerfung unter ihre politischen Formen zu zwingen, oder sich bei jenem Mittelmafs beruhigen. Wollen sie aber die Rechte des Genies mächtige Revolutionen zu machen, anerkennen, so werden sofort alle diejenigen, welche die Kraft dazu besitzen, aufstehen, und den im Nothfall vom Schwerte unterstützten Beweis zu führen wissen, dafs sie den Beruf hätten, sich als höhere Genieen an die Spitze zu stellen, weil die bestehende Verfassung das Heil der Nation und die Fortschritte der Menschheit nicht genug befördern. Die Geschichte ist voll von Beispielen, wo Usurpatoren etwas Aehnliches gesagt oder zu verstehen gegeben haben, und sie hatten zuweilen der Anarchie gegenüber vollkommen Recht, wenn sie auch freilich nur von der Herrschsucht getrieben wurden, und die Ruhe, das gröfsere, materielle Wohlbefinden, welche sie herbeiführten, mit dem Verluste aller politischen Freiheit theuer genug erkauft werden mufste. Gäbe nun aber auch der Himmel besondern Segen, und das Genie wäre an Wohlwollen ein Marc Aurel, so würde dann immer wieder die fatale Gefahr, einen Commodus folgen zu sehen, eintreten. Dies giebt auch Hr. S. gewissermafsen selbst zu, indem er die ganze Bemerkung macht, um den Mohammed zu entschuldigen, dafs dieser zwar nicht den Despotismus gegründet habe, ihn aber durch das Princip der über alle menschliche Weisheit stehenden göttlichen Eingebungen veranlafst habe. Es hätte sich hieraus übrigens eine ganz andere Beurtheilung des arabischen Propheten herleiten lassen, als die vom Vf. gegebene, der ihn viel zu hoch und neben Karl den Grofsen, als einen Begründer der modernen Civilisation stellt. —

Auch sonst liefse sich noch Manches erinnern, nicht über Einzelnes, sondern über andere leitende Hauptideen, aber auch das Bisherige wäre über einen sonst so verdienten Schriftsteller, der sich nur durch Systemsucht und Leidenschaft an solche Klippen führen läfst, nicht niedergeschrieben worden, wenn es nicht nützlich geschienen hätte, dem im Auslande über dieses Buch ausgesprochnen überschwänglichen und verführerischen Lobe, wodurch sogar eine deutsche Uebersetzung veranlafst worden ist, entgegenzutreten.

Joh. Wilh. Loebell.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Mai 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

LVI.

Friedrich der Grofse als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des grofsen Preufsischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der Königlichen Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. E. Preufs. Berlin, 1837. *Verlag von Veit u. Compagnie X u.* 359 S. 8.

Die Erscheinung der vorliegenden Arbeit des Historiographen Friedrich des zweiten, ist ein neuer höchst erfreulicher Beweis, wenn es anders noch eines solchen bedarf, dafs jene Zeiten entschwunden, in welchen ehrenhafte Persönlichkeiten den Werth des grofsen Mannes nicht nach der Richtung und dem Umfang aller seiner Handlungen, wie sie dem das Ganze umfassenden Blick sich darbieten, abwogen; sondern, durchaus ungerecht, ihn aus seiner Zeit in die ihrige versetzten und nach den Ansichten, Meinungen und Leidenschaften der letzteren, ja selbst nach den Folgen richteten, die sein Thun und Lassen lange nach ihm und ohne sein Zuthun gehabt haben mag. Denn jener Stimme nicht zu gedenken, die einst in ihm einen undeutschen König, einen egoistischen Eroberer und despotischen Herrscher anklagte, dessen Gröfse Deutschland zum Verderben geworden sei — schmezrt es tief, wenn wir in trefflichen deutschen Geschichtsbüchern auf Aeufserungen treffen, in denen nicht etwa leidenschaftliche Aufregung oder dumpfe Beschränktheit den Geist des grofsen Monarchen verkennen, sondern durch welche Männer, denen Geschichtforschung und Geschichtschreibung gleich viel schulden, mit Kälte und Gleichgültigkeit, ja mit Geringschätzung seiner zu gedenken, an den Tag legen. Denn verletzend ist es in der That, wie eine namhafte Persönlichkeit vor Jahren rügte, in einer *universalhistorischen Tafel*, in welcher Dschingiskan, Timur, die Mandschu in Sina u. a. aufgeführt sind, den Namen Friedrich vergessen zu sehen und fast empörend in dem *Entwurf der europäischen Staatengeschichte* von dem Stolz des Volkes nicht mehr zu lesen als: „dafs er Polnisch-Preufsen nebst einem schönen District von Grofspolen weggenommen und gleich seinen Vorfahren, seinen Staaten durch Anstalten und Colonien aufzuhelfen gesucht;" — da es denn andererseits wohl erquicklich ist, zu vernehmen, wie ganz verschieden im *Handbuch des europäischen Staatensystems* die Worte lauten: „es sei der ewig denkwürdige siebenjährige Krieg vielleicht in der ganzen Weltgeschichte das Lehrreichste für den Taktiker, das Erhabendste für den Menschenbeobachter." Denn es entschuldigt doch jene ersten Urtheile nicht ein flüchtig gesprochenes Wort, wie dieses, dafs alle Zeitgenossen Friedrichs Namen mit tiefer Ehrfurcht und hoher Bewunderung genannt, wenn man geflissentlich von seinen Thaten schweigt oder stillschweigend etwa voraussetzt, es seien diese Grofsthaten des grofsen Königs allzu bekannt, um ihrer zu erwähnen — denn von Handlungen nicht von Empfindungen, deren Grund nicht angedeutet wird, soll die Geschichte belehren und nicht Männern bietet sich das Lehrbuch an, welche die Geschichte wissen, sondern dem heranwachsenden Geschlecht will es ein Führer und Lehrer sein! Dann wurde uns einmahl, wie Dohm (Denkwürdigkeiten V. 26) sagt, eine schöne Hoffnung, Friedrichs Geschichte von einem ganz dazu fähigen und in der günstigsten Lage für das grofse Vorhaben lebenden Mann beschrieben zu sehen, von ferne gezeigt, um leider unerfüllt zu bleiben. Denn wie begeistert Johannes von Müller bereits in seiner Jugend für den König gewesen, beweist am besten die schöne Stelle in der Vorrede zur ersten im Jahre 1780 Boston (Bern) erschienenen Ausgabe der Schweizergeschichte, wo es am Schlusse

Digitized by Google

heifst: — — „so dafs er — den Krieg nie gefürchtet und nie verlängert, nach langem Frieden erfahrene Truppen dargestellt, von drei Kriegen keine Spur im Lande gelassen als Triumphe und Provinzen, von ganz Europa gern auf den ärmsten Bauer geblickt, geweihte Meinungen, die er gehafst, im Besitz der Allgewalt nur widerlegt, alles Grofse, wie leicht, alles Kleine im Grofsen betrachtet, commandirt, gestritten, geherrscht, gelebt, geschrieben, die Künste geliebt und geschirmt, als hätte er nur *jede* Tugend und nicht *alle*!" Welches Bild Joh. von Müller sich aber vom König geschaffen, wie er der möglichst vollkommensten Vollendung desselben in kräftigen Jahren nachgedacht, und endlich der eigentlichen Ausarbeitung jener Biographie sich zugewendet, welche ein Bild Friedrichs sein sollte in allen Verhältnissen, in denen er als Mensch und Regent gelebt, etwa in der Manier einer Plutarchischen Biographie; wie sie ein Stück sein sollte der antiken Kunst, aber mit der Lebendigkeit gearbeitet, welche in Friedrich war, so geschrieben, wie er stritt und herrschte „in jener seiner erhabenen Einfachheit und Kraft, nicht weniger zum Denkmal, als zum aufrufenden Muster, con amore (ich könnte nicht anders) aber gerecht und ernst, wie seine Gröfse es erträgt" — Alles das lesen wir in jenen köstlichen Briefen der Jahre 1805 bis 1807, die uns denn leider auch berichten, wie man zwar von Seiten der Behörden ihm mit aller Bereitwilligkeit, sein Vorhaben zu unterstützen, entgegengekommen (Werke VII. 218—226 u. 160), wie aber ungünstiges Geschick ihn genöthigt, mit jener genugsam bekannten academischen Rede „dem Nachen, wie er schreibt (Werke VII. 259) mit welchem dein Bruder vorgestern, ob glücklich? — zwischen Scylla und Charybdis durchgesteuert hat, dafs ihm Ernst war, konnte man hören, ungewöhnlich hob sich Stimme" u. s. f. mit jener Rede, sagen wir, von seinem Vorhaben und von Preufsen zu scheiden, die ihm vielen Kummer verursacht — und die, wenn gleich durchaus kein seiner würdiges historisches Kunstwerk, ihm dennoch von Vielen und nicht gerade den Berufenen (Werke VII. 267) allzu bitter angerechnet worden ist — bis Goethe's Uebersetzung den Gekränkten erquickte und aufrichtete. — So standen die Sachen, als ein vielfach bewährter, sachkundiger Ehrenmann die Feder ergriff und jene Denkwürdigkeiten schrieb, welche ein vollgültiger Beweis wie ernster Forschung, so innigster Vaterlandsliebe, ein werthes Buch allen Verehrern des Königs geworden sind, ein Buch, dessen Fortsetzung wir dereinst wohl noch entgegensehen dürfen. Um denen, welche des grofsen Königs Geschichte in ihrem ganzen Umfange studiren wollen, Erleichterung zu bereiten, fügte Dohm seiner Arbeit eine möglichst vollständige *Literatur zur Geschichte Friedrichs des zweiten* hinzu, welche aufser der Aufzählung und gedrängten Beurtheilung der schriftstellerischen Werke des Königs, ein reiches Verzeichnifs dessen enthält, was über den König und seine Regierung geschrieben worden ist. Es war aber dasselbe durchaus ohne alle Vorarbeiten zusammenzustellen, denn unseres hochverdienten Georg Gottfried Küster (Bibliotheca p. 585—90 Access. 412—23) Literatur, bricht dem Wesen der Sache nach, mit dem Jahre 1768 ab. — Die wichtigsten aller Nachrichten sind allerdings diejenigen, welche von Friedrich selbst herkommen. So wie in vielen anderen Dingen zeichnete er sich auch hierin aus, dafs er in literarischen eigenen Arbeiten ein grofses Vergnügen und die ihm liebste Erholung von Geschäften fand. Unter allen Regenten, welche die Geschichte kennt, ist er der fruchtbarste Schriftsteller (Dohm V. 42), er, der die Begebenheiten seiner Regierung mit strenger Wahrheitsliebe schrieb, um Fürsten, Krieger und Staatsmänner zu belehren, er, der in der Geschichte seines Hauses, das erste in einem würdigen und edlen Style geschriebene Werk der deutschen historischen Literatur hinterliefs, (Wilken: zwei academische Reden p. 29) er, der über viele Gegenstände der Staats- und Kriegswissenschaften, über speculative und Moralphilosophie und über Literatur mit Begeisterung für Pflicht und Recht, so wie für die Heiligkeit der Wahrheit schrieb; in seinen Gedichten Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntnifs des menschlichen Herzens, Natur in Gemählden und Gleichnissen, zarteste Empfindung in reiner Sprache des Herzens sang und endlich in der freiern Form des Briefes sich mit den Männern unterhielt, die er seines besonderen Vertrauens für würdig erachtete. — Ja, und als man endlich diese unsterblichen Werke der Welt übergab, geschah es auf eine Weise, dafs der grofse Gibbon sagen mufste: „diese Ausgabe mache unserem Volke Schande und gebe von der Achtung, welche sie für Wissenschaften und geistige Gröfse habe, einen nachtheiligen Begriff. Als ihm dieselbe zuerst gebracht wurde, habe er geglaubt, es sei ein

Digitized by Google

in irgend einem Winkel zur Befriedigung der ersten Neugierde gemachter, voreiliger Abdruck der in unrechte Hände gerathenen Abschriften. Aber mit Erstaunen habe er vernommen, dafs dieses die einzige unter öffentlicher Autorität veranstaltete Ausgabe sein solle. Hätte je ein brittischer König solche und so viele Schriften hinterlassen, gewifs würde das Parlament eine angemessene Summe ausgesetzt haben, um eine mit allem literarischen Apparat versehene, durch gröfste Correctheit und typographische Pracht glänzende Ausgabe derselben zu veranstalten. Gelehrte und Künstler hätten gewetteifert, hierzu mitzuwirken. An alle Souveraine von Europa wäre eine solche Ausgabe zur Ehre Grofsbritanniens als Nationalgeschenk versendet worden. Neben dieser Prachtausgabe würden noch andere zu wohlfeileren Preisen erschienen sein, damit diese Schriften von Menschen aller Klassen könnten gelesen werden."

Seitdem nun diese sehr ernsten Worte gesprochen worden, geschah freilich Manches, um die Werke des Königs in besserer, sei es auch nur, äufserer Gestalt vorzuführen, allein einerseits fehlte es bei hinreichenden äufseren Mitteln an ernstem Willen, andererseits entbehrten etwaige gute Vorsätze jeder Mittel und jeder genügenden Kraft der Intelligenz — so dafs die Kunde, es wolle der Historiograph des Königs nun auch sein Bibliograph werden, aufs freudigste überraschte. Seit dem vier und zwanzigsten December aber *ist* er es geworden, und auf eine Weise geworden, wie von dem zu erwarten stand, der allen Fleifs und alle Kraft („und für welchen Genufs!") dem unternommenen Geschäft widmete. Seine Arbeit, die zunächst nur eine Uebersicht der schriftstellerischen Thätigkeit des Königs sein, nicht etwa als Recension neuer Erscheinungen in den Geist und Charakter derselben eingehen und ihre innere Geschichte behandeln will, sondern nur Zahl, Zeit und Ordnung des bedeutenden Materials nachweisen soll, nennt die oft bewährte Bescheidenheit des Verfassers einen *Versuch*, ein Ausdruck, mit welchem wir nur dann uns einverstanden erklären können, wenn er die unvermeidliche Unzulänglichkeit aller derartigen bibliographischen Leistungen andeuten soll, denn an sich betrachtet ist die vorliegende Arbeit, so weit uns ein Urtheil zusteht, eine durchaus erschöpfende und in der That, es ist dies bei der grofsen Ausdehnung und der bunten reichhaltigen Mannigfaltigkeit des Stoffes nichts geringes. Wie aber der grofse Gedanke einer etwa künftigen Gesammtausgabe der Werke Friedrichs bei Abfassung seines Buches dem Verf. vorschwebte, liefs er es sich auch angelegen sein, schematisirend das Material nach wissenschaftlichen Principien zu sichten und zu ordnen, und auch mit den Ergebnissen dieser seiner Thätigkeit müssen wir uns fast vollkommen einverstanden erklären. — Streng actenmäfsig wird zunächst berichtet, welcher Unstern von jeher über den Werken des Königs gewaltet, wie Villaume, Wöllner, de Moulines und die mit dem Privilegium privativum begnadigten Vofs und Decker mehr oder weniger fahrlässig mit dem ihnen anvertrauten Gut schaltend, endlich jene Berliner Ausgabe erscheinen liefsen, welche abgesehen von ihrer ziemlich sorglosen typographischen Beschaffenheit, sehr unglücklich in drei seltsame Gruppen aufgelöst und in Oeuvres publiées du vivant de l'auteur, posthumes und Supplément zertheilt, was billig solch' unstatthafte Zerschneidung nicht verdient hatte. Gestrichen ist zwar, namentlich von den historischen Werken, gewifs weit weniger, als man vermuthet, und in böser Absicht ist auf keinen Fall etwas weggelassen oder gar hinzugefügt worden (S. 17), dennoch aber blieben die Herausgeber nicht vom Verdachte der Verfälschung frei und auch Dohm hält die wiederholte Révision der Originalhandschriften, würde je an eine neue Ausgabe gedacht, für unerläfslich. — Das Verhältnifs der Baseler Ausgabe zu der Berliner, von welcher letztern, beiläufig gesagt, Johannes v. Müller schrieb: „man müsse wirklich zweifeln, ob irgend ein verständiges Wesen oder der Zufall sie in die Ordnung gebracht habe, worin wir sie finden" wird darauf S. 37 flg. mit aller möglichen Genauigkeit untersucht und mit Erwähnung nöthigen Beiwerks endlich zum Entwurf jenes Schemas geschritten, welches den Gesammtvorrath der Schriftwerke des Königs in *die Geschichtswerke sammt den Elogen*, die *Gedichte nebst den fliegenden Blättern* (facéties) die *philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften*, die *militairischen Schriften* und endlich *die Briefe*, zweckmäfsig und lichtvoll ordnet. In diesen Gruppen führt der Verf. die Werke in der Weise auf, dafs einer kurzen Charakteristik des jedesmaligen Buches, sich die äufsere Geschichte und die Literatur desselben anschliefsen. Die Mémoires pour servir à

Digitized by Google

l'histoire de la maison de Brandebourg, zunächst zu eigener Belehrung und der der Prinzen des Hauses entworfen, sind von Voltaire höchstens in Rücksicht auf die Form durchgesehen, denn dafs der König, dem grade in der Zeit der Abfassung dieses Buches am höchsten geachteten Mann gegenüber, dennoch seine Originalität behauptete, beweist nichts besser als eine Vergleichung der Mémoires mit dem Siècle de Louis XIV, an dessen Vollendung der Verf. eben arbeitete. Voltaire (Dohm S. 67) schrieb die Geschichte eines sein Vaterland verherrlichenden Regenten, an dessen Ruhm er lebhaften Antheil nahm, aber Friedrich die Geschichte seiner Familie, welche ihn noch näher anging. Die grofsen Eigenschaften und Tugenden seiner Vorfahren, der Erfolg ihrer Thaten machte ihm Freude, ihre Fehler und Irrthümer aber betrübten ihn; diese warme Theilnahme verleiht dem Werke ein eigenthümliches Interesse, ein Interesse, welches dadurch ohne Zweifel erhöht wird, dafs der Verf. mit feinem Takt die frühere Geschichte in ihrer untergeordneten Wichtigkeit, zusammendrängt und mit vorurtheilsfreier und scharfer Beurtheilung die Fabeln und Träume der Chroniken abweist (Cabinetsordre an den Bibliothekar Neuburg bei Wilken: Zwei Reden S. 30) — war es doch sein Zweck, durch kräftige und gedrängte pragmatische Belehrung praktisch zu nützen! (S. die Geschichte dieses Werkes S. 47—65). Bedeutender unbedingt, ein classisches, des Alterthums würdiges Werk, geschrieben in hoher Einfalt, ächter Würde des Tons, Präcision des Ausdrucks ist die Histoire de mon temps, ein Werk (Müller. Wke. X. 77) so ganz im Geist des Königs, so unterrichtend für den Geschäftsmann und Soldaten, und so wenig schmeichelhaft für ihn selbst, dafs man wohl sieht, entweder sei wirklich das Vaterland sein Hauptaugenmerk gewesen, oder er habe gefühlt, es gebe für ihn keinen gröfseren Ruhm und nichts sei auch politisch wichtiger für seine Macht, als wenn er über dem Vaterlande sich ganz zu vergessen scheine. Selbst nach den trefflichen Beurtheilungen des unsterblichen Werkes, die wir Müller, Dohm und Wilken verdanken, ist der Blick, welchen uns Preufs (S. 65—75) durch Mittheilung betreffender Briefe, in die Geschichte und den Geist desselben thun läfst, belehrend zugleich und erfreulich. — Dasselbe gilt von dem, was der Verf. über jenes dritte Werk des Königs sagt, über die Histoire de la guerre de sept ans, dessen grofser gedoppelter Zweck lediglich der ist zu zeigen, dafs *er* an dem siebenjährigen Menschenwürgen unschuldig, dafs es das Werk seiner Feinde, seinerseits aber blofse Selbstvertheidigung war und zweitens, dafs er aus unendlich mannigfaltigen Stellungen und Lagern ein System für den Krieg dieser Lande deducire. Welch sonderbares Schicksal dieses Werk, unmittelbar nach der ersten Redaction, betroffen, wie der König nun mit eilender Feder zwar, dennoch aber erfüllt von dem grofsen Geiste classischer Vorbilder — freimüthig und wahr geschrieben, das schildern die genannten Männer; nach deren gewichtigen Worten man doch gern bei den Mittheilungen unseres Verfs. verweilt, der hier z. B. auf eine noch nicht benutzte lautere Quelle — das Gaudische Journal — hinweist. Gleiches gilt von dem, was über jene Schrift berichtet wird, welche Friedrich als *Wiederhersteller*, als Friedensfürsten vorführt über die Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne 1775 und von den übrigen Mittheilungen dieses Abschnitts, welcher schliefslich die Eloges umfafst, welche in den Versammlungen der Academie vorgelesen, vornehmlich den Zweck hatten, die Achtung und Zuneigung Friedrichs für besonders Ausgezeichnete an den Tag zu legen. Des Königs Verhältnifs zu den Arbeiten von Fleury und Bayle wird S. 94—100 genügend beleuchtet. —

Sicher und fest, wie einer, der sich vollkommener Beherrschung seines Gegenstandes mit Grund bewufst ist, wendet sich der Verf. der *poetischen* Thätigkeit des Königs zu. Auch hier dieselbe lichtvolle Anordnung, dieselbe maafshaltende Fülle im Literarischen, dieselbe lebensvolle Charakteristik des mannigfaltigen Stoffes. Wir wissen, wie der König sich über die keinesweges unbedingt lobende Recension der Poésies diverses aus Mendelsohns Feder ausgesprochen, gleich günstig, möchten wir behaupten, hätten ihn Müllers und Dohms freimüthige Urtheile berührt, nicht minder freundlich hätte er unserer Arbeit sich zugewendet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Friedrich der Grofse als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des grofsen Preufsischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der Königlichen Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. E. Preufs.

(Schlufs.)

Klingen doch die Stimmen aller dieser Ehrenmänner darin zusammen, dafs diese Gedichte, die der König lediglich zu seiner Erholung und um des Genufses willen, die Schwierigkeiten zu besiegen, niederschrieb — nichts Geringeres enthalten, als den reichen Schatz der Empfindungen des gröfsten Mannes neuerer Zeiten in den schwersten Stunden seines Lebens, als das vollendeste Bild dieses unbezwungenen Geistes wider das Schicksal im Kampf. Denn wie zart und innig er auch von jener ersten Liebe, wie tief empfunden von jeder edelsten Regung der Freundschaft, der hohen Achtung für jede Gröfse und Tugend singt, die vollkommensten seiner Gedichte sind dennoch unbestritten die, in welchen er die Gefühle schildert, welche er in den merkwürdigsten Lagen seines Lebens gehabt, oder die moralischen Grundsätze und Maximen ausdrückt, die er aus der Erfahrung abgezogen und sich selbst zur Befolgung vorgezeichnet hatte. Alles das, bis ins Detail, zeigt uns der Verf., zunächst die liebenswürdige Bescheidenheit des gekrönten Dichters, dann sein Verhältnifs zu Voltaire in ernster und scherzender Beziehung (S. 111) und endlich entwickelt er in chronologischer Folge die Reihe der Gedichte selbst; von der L'art de la Guerre an, bis zu jenen gems of books, um das Wort der Schule zu gebrauchen, den au donjon du château unter des Königs Augen gedruckten und sorgfältig gehüteten Oeuvres du philosophe de Sans-Souci. Avec privilège d'Apollon. Er belehrt uns über die Geschichte des Palladion, in welchem der Mangel an poetischer Erfindung durch keine anderen Schönheiten ersetzt wird, bespricht jegliches andere Werk und geht dann zu den vom Könige selbst immer zurückgehaltenen dramatischen Arbeiten, den Operntexten, den Todtengesprächen und jenen fliegenden Blättern über, die wie satyrisch, neckend, selbst kränkend sie vielleicht sind, dennoch für immer von entschiedenem Gehalte aus dem Grunde sein werden, weil sie wie nichts anderes, einen Blick in die Geistesthätigkeit und Gemüthsrichtung des Fürsten gewähren, der mitten unter den Bedrängnissen der Gefahr, für den Scherz Mufse und Stimmung fand.

Galt es irgendwo, aus zerstreuten Briefen und beiläufigen Aeufserungen die Intentionen des Königs bei seinen *philosophischen* und *staatswissenschaftlichen* Schriften zu erkennen und jenes absichtliche Einwirken auf die Zeitgenossen durch Lehre und Kampf herauszufühlen, so war es in diesem dritten ihnen gewidmeten Abschnitt; doch ist auch diese Aufgabe, von der Schilderung des fruchtbaren Jahres 1738 an, die Bedeutung des vielbesprochenen Fürstenspiegels, der unglaubliche Gedankenreichthum im Essai sur les formes du gouvernement et sur les devoirs des Souverains und die gröfsere oder geringere Wichtigkeit der fast dreifsig hierher gehörenden Untersuchungen, Abhandlungen, Zuschriften u. s. w. mit gewohnter Gründlichkeit und literarischer Vollständigkeit behandelt. Hier aber kann der Schreiber dieser Zeilen den Ausdruck herzlicher Dankbarkeit für den treuen Fleifs des geehrten Verfs. nicht zurückhalten, der einem Buche zugewandt worden ist, welches solcher Bemühung vor vielen würdig war — dem Antimachiavell. Die Geschichte dieses Buches, dem auch wir einst mäfsige Kenntnifs und besten Willen gewidmet, ist durch des belesenen Verfs. Untersuchungen vervollständigt und beleuchtet worden und erregt den Wunsch nach endlicher Wiederauffindung der verlore-

Digitized by Google

nen Theile der Originalhandschrift nur um so lebhafter. Durch den Abdruck S. 343 der auch von uns (Einl. XLV.) allegirten Stelle aus Toderini ist für die Uebersetzung des Buches in das Türkische nichts bewiesen. Wenigstens scheint diese Uebersetzung nicht im Druck erschienen zu sein, da das sonst sehr vollständige Verzeichniſs aller Erzeugnisse der seit 1728 eingerichteten constantinopolitanischen Pressen (Hammer. Gesch. d. osman. Reichs. VII. 583 flg.) einer solchen nicht gedenkt. —

Den Schriften in welchem der König als Feldherr seine Erfahrungen und die durch dieselben erworbenen Grundsätze über die beste Art den Krieg zu führen, niedergelegt hat, ist der folgende Abschnitt des vorliegenden Buches gewidmet. Dem Wesen des Gegenstandes nach, läſst der Verf. hier jedes auch das bescheidenste Urtheil zurücktreten, um für gröſsere Mittheilungen aus einigen der interessanteren Instructionen und für das genaue Verzeichniſs aller dieser Aktenstücke Raum zu gewinnen.

Dem mehr als sechszig Jahre umfassenden *Briefwechsel* des Königs wurde von dem fahrlässig eiligen Herausgeber am schlimmsten mitgespielt, Zuschriften und Antworten sind auf das sinnloseste von einander gerissen und in den verschiedenartigsten Bänden abgedruckt, ja eine gute Anzahl Briefe an Voltaire oder Bruchstücke derselben sind, weil sie hie und da Verse enthalten, aus der Correspondenz herausgeschnitten und unter die Poesien versetzt. Mehr als die übrigen Schriften geben die Briefe einen vollkommenen Begriff von der lebendigen Thätigkeit dieses umfassenden Geistes, denn neben den Empfindungen, welche Ereignisse jeder Art in ihm erregten, entwickeln sie oft die Gründe eigener Handlungen, beurtheilen sie die Absichten und Bestrebungen Anderer, besprechen sie Weltbegebenheiten und Literarisches. Herr Preuſs giebt ein vollständiges, der Zeit nach angeordnetes Verzeichniſs derselben und fügt sehr zu beherzigende Winke für eine künftige Redaction hinzu, man schlieſse auf die Fülle des Stoffes, wenn man vernimmt, daſs dies Repertorium schon fast zwei Bogen einnimmt. Die sechszehn angeschlossenen Beilagen sind eben so viel passende Erläuterungen des Textes. —

Nicht besser aber vermöchten wir diese Anzeige, denn mehr galt es nicht, zu schlieſsen, als mit jenen köstlichen Schluſsworten der Müllerschen Recension (Werke X. 139), kaum im Stande den heiſsen Wunsch zu unterdrücken, es möchte das in Erfüllung gehen, was unseren Verfasser zur Abfassung dieses Buches begeisterte! Müller aber sagt: „Wo ist nun das Land, wo das Volk und wo das Jahrhundert in der alten und neuen Geschichte (denn alles Gedächtniſs des menschlichen Geschlechts darf man auffordern), das stolz sein dürfte auf einen Weisen, der besser geherrscht, auf einen König, der besser geschrieben: ja wir möchten noch hinzusetzen: das stolz sein dürfte — auf einen gröſseren *Mann*!"

Gottlieb Friedlaender.

LVII.

1. *Origenes de principiis. Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning, sacrarum literarum Licentiatus, Docens in Universitate Fridericia Wilhelmia Rhenana. Lipsiae,* 1836. *in bibliopolio Dykiano. LVIII u.* 394 S. 8.
2. *Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr. Karl Fr. Schnitzer, Professor an der Kantonsschule in Aarau. Stuttgart,* 1835. *Verlag von Imle und Krauſs. LXIV u.* 314 S. 8.
3. *Der Bericht des Porphyrios über Origenes. Von G. A. Heigl, Professor der Philosophie. Regensburg,* 1835. 10 S. 4. *(Programm zum feierlichen Schlusse des Studienjahres* 1834—35. *in den Königl. Studienanstalten zu Regensburg).*
4. *Ὠριγένους τὰ εὑρισκόμενα πάντα. Origenis opera omnia etc. ed. Car. et Car. Vinc. Delarue — denuo recensuit, emendavit, castigavit Carol. Henric. Eduard. Lommatzsch, Philos. Dr. Theolog. Licent. in Univ. Litt. Frider. Guil. Berolin. privatim docens (später: ejusdem in Seminar. Viteberg. Professor). Tom. I. II. III. IV. V. Berolini,* 1831—1835. *Sumtibus Haude et Spener.* 8. Auch mit dem besondern Titel: *Origenis in Evangelium Ioannis Commentariorum Pars I. et II. Et nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum Praefatione Augusti Neandri (P. II. cum*

Digitized by Google

Scholiis Augusti Neandri) integro utriusque Ruaei commentario, selectis Huetii aliorumque virorum observationibus edidit, prolegomena, animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit C. H. E. Lommatzsch. Orig. in Evang. Matth. Comment. P. I. II. III. Homiliae in Ev. Lucae et fragmenta.

In Nr. 1. u. 2. begegnet uns eine eigene literarische Erscheinung. Die bisher immer nur in den Ausgaben der sämmtlichen Werke des Origenes enthaltenen, noch nie besonders herausgegebenen vier Bücher des Origenes περὶ ἀρχῶν sind nun (ungeachtet der verschiedenen Jahreszahl von Nr. 1. u. 2.) zu gleicher Zeit von zwei Gelehrten, von welchen keiner von dem gleichen Unternehmen des andern auch nur Kenntnifs gehabt zu haben scheint, für den Zweck einer besondern Ausgabe bearbeitet erschienen, und so unabhängig jeder von beiden die gleiche Arbeit unternahm und ausführte, so sehr treffen sie in der dabei zu Grunde liegenden Idee zusammen. Beide wollen die nur in der Uebersetzung des Presbyter Rufinus vorhandenen vier Bücher, welche man bisher nach der bekannten Beschaffenheit der Rufin'schen Uebersetzung nur für eine sehr unsichere Quelle unserer Kenntnifs des theologischen Systems des Origenes halten konnte, so viel möglich in der ursprünglichen Gestalt ihres Inhalts wiedergeben. Die für diesen Zweck dienenden Hülfsmittel sollen uns, auf die Rufin'sche Uebersetzung angewandt, nicht im Zweifel darüber lassen, dafs wir in ihr noch ein ächtes Werk des Origenes haben. Um den Eindruck des auf diese Weise wiederhergestellten Werkes um so reiner zu geben, scheint Hr. Schnitzer sich zugleich für eine deutsche Bearbeitung entschieden zu haben. „Ich habe mich," sagt Hr. Schnitzer S. LXII., „bestrebt, der ganzen Uebersetzung das Gepräge einer Uebersetzung aus dem Original zu verleihen, und dazu manche Stellen vorher ins Griechische zurückübersetzt. Es werden in den Anmerkungen solche namhaft gemacht, welche ohne Rückübersetzung gar nicht verständlich sind." Indem so die deutsche Uebersetzung sogleich in sich aufnimmt, was zur Berichtigung der Rufin'schen dient, scheint auch hier kein anderes Verhältnifs stattzufinden als sonst zwischen einer deutschen Uebersetzung und ihrem Original. Wie die Idee beider Bearbeitungen im Ganzen dieselbe ist, so haben beide Verf. auch die gleiche Ueberzeugung von der dogmatischen Wichtigkeit der Schrift des Origenes. Dafs wir in ihr die Gestaltung der christlichen Dogmatik zurück bis zu ihrem Anfang, im ersten Auftreten als System, verfolgen können, hebt Hr. Schnitzer S. 18 mit besonderem Nachdruck hervor. Hr. Redepenning fafst neben dem allgemeineren Interesse insbesondere den Werth für die academischen Studien ins Auge. „Libri de principiis," sagt derselbe S. VI „hucusque a nemine unquam nec seorsim editi, nec commentario instructi in usum academicum qui ederentur, satis superque digni sunt. Quis enim uberrimum ab iis fructum ad literas et theologicas et philosophicas redundare nunc ignorat? Quis harum literarum peritus, hucusque copiam eorum juventuti studiosae non factam esse, sine aegritudine tulit?" Gewifs mufs jeder beistimmen, wer aus eigener Erfahrung weifs, wie viele Erzeugnisse moderner Halbheit füglich ungelesen bleiben können, sobald man sich an die Werke der Originalschriftsteller hält, die aus der Fülle ihrer geistigen Kraft und der Tiefe ihrer in sich abgeschlossenen Individualität sich für jede Zeit aus sich selbst neu erzeugen, und darum auch mit ewig neu erfrischender Kraft auf die Geister einwirken. Zugleich kündigt Hr. Redepenning, in der an Augusti und Gieseler gerichteten epistola dedicatoria, aus welcher auch die zuvor angeführten Worte genommen sind, diese Ausgabe einer so wichtigen Schrift des Origenes als die Vorläuferin einer Monographie an, welche er, gestützt auf diese Vorarbeit, über denselben herauszugeben gedenkt, und gröfstentheils schon ausgearbeitet hat, worüber sich jeder Freund dieser Studien um so mehr freuen wird, je mehr man sich wundern mufs, wie wenig diesem grofsen Kirchenlehrer bisher eine Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist, deren sich andere in Vergleichung mit ihm minder bedeutendere schon zu erfreuen gehabt haben.

In beiden Bearbeitungen ist eine längere sehr zweckmäfsige Einleitung vorangeschickt. Hr. Redepenning hat seine Prolegomena in die drei Capitel getheilt: 1) Libri περὶ ἀρχῶν, sive de Principiis, quid contineant, et quo tempore scripti sint? 2) De falso credita textus graeci librorum de Principiis adulteratione. 3) Librorum de Principiis versiones antiquae. Von

Digitized by Google

denselben Puncten handelt Hr. Schnitzer, nur läfst er sich zugleich neben der Geschichte des Werks π. α. auf allgemeinere Bemerkungen über die Bildung des Origenes zum Dogmatiker, dessen Hermeneutik u. s. w. ein, die uns jedoch minder erheblich zu sein und da und dort einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. Dafs auch Athenagoras Lehrer an der Katecheten-Schule in Alexandrien war, wird auf die sehr unsichere Auctorität des Philippus von Sida (man vgl. Neander Gesch. der chr. Rel. u. Kirche I. S. 1134) geradezu angenommen, und derselben Auctorität zufolge die Angabe des Eusebius H. E. V, 10. dafs Pantänus, der Lehrer des Clemens, ursprünglich ein Stoiker gewesen sei, in Zweifel gezogen. Wenn man bedenkt, wie viele stoische Elemente Clemens in sich aufgenommen hat, dafs der Gnostiker im Sinne des Clemens in manchen Hauptzügen nichts anders ist, als eine Copie des stoischen Ideals des Weisen (auch strom. I, 7. wo Clemens seinen Eklekticismus selbst bekennt, wird daher nicht ohne Grund die stoische Philosophie vorangestellt und selbst vor der platonischen genannt), so wird man die an sich glaubwürdigere Angabe des Eusebius auch aus innern Gründen um so wahrscheinlicher finden. Je gewöhnlicher es ist, den Clemens und Origenes in Hinsicht ihrer philosophischen Richtung völlig gleichzustellen, und diese Richtung schlechthin als die platonische anzusehen, desto mehr verdient beachtet zu werden, dafs die Vorliebe des Clemens für das Practische des Stoicismus, woraus seine eigenthümliche Gnosis hervorging, das ihn von Origenes Unterscheidende ist. Dafs Clemens strom. I, 1., in den von Hrn. Schnitzer S. IX angeführten Worten, vorzüglich den Pantänus hervorhebe, ist eine zu schnelle Behauptung, da diese ganze Stelle des Clemens sehr dunkel ist. Die Eintheilung, nach welcher Clemens (Paedag. I, 1.) seine drei Hauptschriften so ordnet, dafs die erste (προτρεπτικὸς) die ἤθη, die zweite (ὑποθετικὸς) die πράξεις, die dritte (παραμυθικὸς) die πάθη zum Gegenstand haben soll, erklärt Hr. Schnitzer S. VIII für eine blofse Accommodation, da, wie Clemens sogleich deutlicher angebe, die erste die Bekehrung vom Heidenthum zum Christenthum, die zweite die Anweisung zu einem christlichen Leben, die dritte (die er noch erwarten lasse) die Einführung in die höhere Religionserkenntnifs (τὴν ὄντως ἀληθείας γνῶσιν) bezwecke. Allein es ist hier übersehen, dafs die letztere Eintheilung mit der ersteren eine und dieselbe ist. Clemens sagt ausdrücklich, dafs τριῶν γέ τοι τούτων περὶ τὸν ἄνθρωπον ὄντων, ἠθῶν, πράξεων, παθῶν, ὁ προτρεπτικὸς εἴληχε τὰ ἤθη αὐτοῦ θεοσεβείας καθηγεμών. Die ἤθη, mit welchen es der προτρεπτικὸς zu thun hat, beziehen sich daher auf die Religion, ohne Zweifel, sofern durch die Religion dem Menschen seine bestimmte Lebensrichtung, sein bestimmter Charakter, gegeben wird. Deswegen hat der προτρεπτικὸς die Aufgabe, die Heiden von der heidnischen Religion zu der vom Logos im Christenthum geoffenbarten Wahrheit zu führen. Der Pädagog wendet sich zwar an solche, die schon Christen sind, welchen aber noch viele heidnische Gewohnheiten anhängen. Seine Aufgabe sind daher die πράξεις, indem er die πρακτέα gebietet und das Gegentheil verbietet. Ebenso ist der Zusammenhang zwischen dem dritten, den πάθη und der dritten Hauptschrift des Clemens, den Stromata, vom Standpunkt des Clemens aus sehr natürlich. Die Stromata haben allerdings die παντελὴς τῆς ἀληθείας γνῶσις (Pädag. I, 1.) zum Gegenstand. Aber zur Vollkommenheit des wahren Gnostikers gehört nach Clemens auch, dafs er von den Affecten geheilt, über die πάθη erhaben ist. Daher sind, wie Clemens Pädag. I, 1. sagt, ἴσαι ὑγίεια καὶ γνῶσις, ἀλλ' ἡ μὲν μαθήσει, ἡ δὲ ἰάσει περιγίνεται, und es kann keiner, solange er sich noch in einem krankhaften Zustand befindet, vorher von der Wissenschaft etwas lernen, ehe er vollkommen gesund ist. Sehr richtig macht Hr. Schnitzer S. XI f. auf die Bedeutung aufmerksam, welche die allegorische Interpretation für die alexandrinische Religions-Philosophie hatte; was aber über den Ursprung derselben gesagt wird, geht in das Wesen der Sache nicht näher ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

1. *Origenes de principiis. Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning.*
2. *Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr. Karl Fr. Schnitzer.*
3. *Der Bericht des Porphyrios über Origenes. Von G. A. Heigl.*
4. *Ὠριγένους τὰ εὑρισκόμενα πάντα. Origenis opera omnia etc. ed. Car. et Car. Vinc. Delarue — denuo recensuit, emendavit, castigavit Carol. Henric. Eduard. Lommatzsch.* Auch mit dem besondern Titel: *Origenis in Evangelium Ioannis Commentariorum Pars I. et II. Et nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum Praefatione Augusti Neandri (P. II. cum Scholiis Augusti Neandri) integro utriusque Ruaei commentario, selectis Huetii aliorumque virorum observationibus edidit, prolegomena, animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit C. H. E. Lommatzsch.*

(Fortsetzung).

Ein Hauptpunkt, welcher in beiden Einleitungen zur Sprache kommen mufste, ist die verschiedene Bedeutung, welche dem Worte αρχαὶ in dem Titel der Schrift περὶ ἀρχῶν gegeben wird. Ἀρχαὶ können Principien im realen und formalen Sinne sein, Grundwesen oder Grundlehren; Principien alles Daseins oder Principien des christlichen Glaubens. Die letztere Bedeutung wird gewöhnlich bei dem Titel der Schrift des Origenes angenommen, für die erstere hat sich Neander (K. G. I. S. 1190) erklärt. Beide Gelehrte geben zu, dafs das Wort ἀρχαὶ die erstere Bedeutung (reale Principien) im philosophischen Sprachgebrauch besonders der Platoniker nicht selten hat, entscheiden sich aber gleichwohl, was die vorliegende Frage betrifft, für die letztere. Da die in der Kirche geltenden Hauptdogmen, sagt Hr. Schnitzer S. XXIII., die Realprincipien der Dogmatik des Origenes sind, diese aber eine Wissenschaft sein soll, so glaube ich den Sinn des Origenes durch den Ausdruck „Grundlehren der Glaubenswissenschaft" am richtigsten getroffen zu haben. Zur Rechtfertigung dieser Erklärung bemerkt Hr. Redepenning S. XX mit Recht, dafs die Auctorität des Marcellus von Ankyra, welcher bei Eusebius contra Marc. I. S. 23 behauptet, Origenes habe seine Schrift mit Rücksicht auf Plato und die Verschiedenheit der Principien (ἀρχαὶ) bei Plato περὶ ἀρχῶν überschrieben, nichts beweise, da ihr der Widerspruch des Eusebius gegenüberstehe. Wenn aber Hr. Redepenning weiter sagt S. XXIII: etsi concedam, vocem ἀρχαὶ eo, quo Neander utitur, sensu apud Platonem sexcenties obviam esse, — praetereaque apud Clementem Alexandrinum strom. IV. p. 510 eodem sensu τῷ λόγῳ ἀρχικῷ mentionem fieri: tamen Origenes voce ea hunc in modum uti non solet, atque haud scio, an nusquam hoc sensu apud eum reperiatur; so wäre eine nähere Nachweisung dieser letztern Behauptung ganz am Orte gewesen. Dagegen hat Hr. Schnitzer die angenommene Bedeutung aus dem Sprachgebrauch des Origenes nachzuweisen gesucht. Er erinnert (S. XXII) an die Stellen c. Cels. III. 12 (sollte heifsen 15) π. αρχ. IV. 1, 7. und in Job. l. c. 18—21. Ehe wir diese Stellen untersuchen, wollen wir Hrn. Redepenning weiter folgen. Er glaubt, die Vorrede und der Inhalt der Schrift des Origenes setze die Bedeutung des Ausdrucks ἄρχαι aufser Zweifel. In der Vorrede erkläre Origenes seine Absicht, den christlichen Glauben nicht blos einfach darzulegen, sondern philosophisch zu erläutern; für diesen Zweck stelle er

Digitized by Google

die damalige regula fidei voran. Vergleiche man die eilf Hauptlehren derselben mit dem Inhalt des Werkes selbst, so finde man einige Abschweifungen abgerechnet, beinahe dieselbe Anordnung. Es sei daher klar, dafs der ganze Inhalt der Glaubensregel in diesen Büchern entwickelt werden solle, dafs keine zu ihr gehörige Lehre übergangen werde, und alles Einzelne deswegen seine Stelle hier finde, weil es ein Theil der Glaubensregel gewesen sei; was fehle, fehle nur deswegen, weil es damals noch nicht in das dogmatische Bewufstsein aufgenommen gewesen sei. „Quae quum ita sint, de inscriptione simul constabit. Est enim illud περὶ ἀρχῶν latine: De elementis atque potioribus fidei christianae capitibus." Zur Widerlegung der andern Erklärung und der Einwendung, auf welche sie sich stüzen zu können scheint, dafs sich der Inhalt der Schrift gröfstentheils auf die realen Principien der Dinge beziehe, und darauf immer wieder zurückkomme, wird S. XXVIII gesagt, es gehöre diefs so sehr zur Theologie des Origenes, dafs seine Theologie bisweilen eigentlich Theosophie sei, wie überhaupt damals Philosophie, Theologie und Theosophie noch nicht streng gegen einander abgegrenzt gewesen seien. Hieraus ergebe sich von selbst die Antwort auf die Frage: utrum ad rerum primordia solummodo, an ad elementa doctrinae christianae haec capita pertineant? Die Bedeutung, welche das Wort ἀρχαὶ bei den griechischen Philosophen habe, sei weder für noch gegen die angenommene Erklärung. Περὶ στοιχείων aber habe Origenes seine Schrift deswegen nicht überschrieben, „ne fidei christianae rudimenta institutione prima atque elementari exponenda sibi sumsisse videretur" (S. XXX). Ref. kann sich durch diese Beweisführung und das aus ihr sich ergebende Resultat nicht befriedigt sehen. Origenes behandelt allerdings in seinem Werke dieselben Lehren, welche die für diesen Zweck von ihm vorangestellte Glaubensregel enthält, (obgleich die Ordnung, in welcher dies geschieht, keineswegs so genau dieselbe ist, wie in der Glaubensregel) warum hat er aber gleichwohl den gesammten Lehrinhalt seines Werks in vier Bücher vertheilt, von welchen jedes ein eigenes Princip zu seinem Gegenstand hat? Das erste Buch handelt ja von Gott, das zweite von der Welt, das dritte von der Freiheit, das vierte von der h. Schrift. Dafs Origenes von dieser Eintheilung und Anordnung seines Werkes ausging, zeigt nicht nur die von ihm selbst herrührende äufsere Einrichtung desselben, sondern auch eine Andeutung, die er selbst hierüber im Anfange des zweiten Buches giebt, wenn er hier sagt: „Zwar haben wir im ersten Buche im Allgemeinen von der Welt und Weltordnung gesprochen, doch ist noch über *die Welt an sich betrachtet*, über deren Anfang und Ende, und über das, was innerhalb dieser Grenzen durch die göttliche Vorsehung geordnet ist, so wie über das, was vor ihr war und nach ihr sein wird, einiges zu bemerken." So übersetzt hier Hr. Schnitzer gewifs sehr richtig (ohne jedoch von seiner abweichenden Uebersetzung Rechenschaft zu geben), da offenbar die Rufin'sche Uebersetzung: licet omnia, quae superiori libello disserta sunt, de mundo atque ejus ordinatione disserta sint, unrichtig ist, indem ja das erste Buch nicht durchaus von der Welt handelt, sondern nur nebenher. Origenes bezeichnet demnach hier selbst als Gegenstand des zweiten Buches zum Unterschied von dem des ersten, die Lehre von der Welt, wie sie denn auch wirklich den Hauptinhalt dieses Buches ausmacht. Es liegt daher gewifs sehr nahe, den Titel des Werks περὶ ἀρχῶν auf die Hauptmaterien, in welche es in seinen vier Büchern zerfällt, zu beziehen, und wie jede dieser Materien ein eigenes Princip ist, unter den ἀρχαὶ Principien zu verstehen. Wie diese so nahe liegende Beziehung sowohl von Hrn. Redepenning als von Hrn. Schnitzer nicht beachtet worden ist, so hat diefs auch den weiteren Nachtheil gehabt, dafs beide auf die damit sehr eng zusammenhängende Frage: wie die eigene Erscheinung zu erklären sei, dafs Origenes auf dieselben Materien so oft wieder zurückkommt, und in jedem der drei ersten Bücher beinahe durchaus dieselben Lehren zu behandeln scheint? keine Rücksicht genommen haben, so nothwendig auch die Beantwortung dieser Frage ist, um sich die Idee und den ganzen Entwicklungsgang des Werks klarer zu machen. Läfst sich nun diese Frage nur unter Voraussetzung der zuvor angegebenen Erklärung des Worts ἀρχαὶ beantworten, so geht hieraus um so unläugbarer hervor, dafs das Wort in keinem andern Sinne als in jenem genommen werden kann. Betrachten wir nämlich die Sache näher, so sehen wir, dafs Origenes, so oft er auch auf dieselben Lehren zurückgeht, sie doch zugleich unter verschiedene Gesichtspunkte stellt, diese Gesichtspunkte selbst

Digitized by Google

aber durch das Princip bestimmt sind, dessen Erörterung das einzelne Buch gewidmet ist. Es scheint diefs einiger weitern Bemerkungen nicht unwerth zu sein.

Dafs Origenes im ersten, der Lehre von Gott bestimmten Buche nicht blos von Gott im engern Sinn, sondern zugleich von Christus und dem h. Geist, also überhaupt der göttlichen Trinität, handelt, ist ganz der Natur der Sache gemäfs, aber eben so wenig kann es befremden, dafs er Cap. V., (oder bei Schnitzer, welcher mit Recht das von Rufin unpassend „de diminutione vel lapsu" überschriebene vierte Capitel zu einem blossen Anhang des dritten gemacht hat, Cap. IV.), auf die vernünftigen Wesen übergeht. Denn wie Origenes schon in der göttlichen Trinität ein abstufendes Verhältnifs annimmt, und gerade in dem ersten Buche *π. α.* die Unterordnung des Sohns unter den Vater (I. 2, 13) und des heiligen Geistes unter den Sohn und wieder beider zusammen unter den Vater (I. 3, 5) sehr bestimmt hervorhebt, so enthält die Lehre von den vernünftigen Wesen nur die weitere Betrachtung dieses abstufenden Verhältnisses. Diesen Gesichtspunkt giebt Origenes selbst an, wenn er den Uebergang mit den Worten macht: „An die möglichst kurze Darstellung der Lehre von dem Vater, dem Sohne und dem h. Geist reiht sich die Untersuchung über vernünftige Wesen an, und zwar über ihre Abstufungen, ihre Ordnungen, und die Dienste der heiligen wie der bösen Mächte, endlich auch über solche, die zwischen den guten und bösen in der Mitte stehen und noch im Kampfe begriffen sind (die menschlichen Seelen)." Auffallender könnte der folgende Abschnitt „de fine vel consummatione" in diesem Zusammenhang zu sein scheinen, aber es zeigt sich sogleich, dafs hier diese Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, oder der Zurückführung der vernünftigen Wesen zu ihrer Einheit in Gott nur von der Idee Gottes aus betrachtet wird, sofern nur durch die Güte Gottes durch die Unterwerfung unter Christum, und durch die Einigung des heiligen Geistes die Veränderungen und Abstände der Vielheit von der Einheit zu Einem Ende, das dem Anfang gleich ist, hingeführt werden sollen. Dafs, wie Gott der an sich Eine ist, so auch die Zerspaltung der Uranfänglichen zur Einheit zurückgeführt werden soll (I. 4, 6), diefs ist hier der vorherrschende Gedanke. Auch die beiden folgenden Abschnitte, mit welchen das erste Buch schliefst, können keine Schwierigkeit machen. Da Origenes das Wesen Gottes hauptsächlich durch den Begriff der Unkörperlichkeit bestimmt, so ist eine Untersuchung über den Unterschied des Körperlichen und Unkörperlichen (de incorporeis et corporeis Cap. VII.) hier ganz an der Stelle. Das letzte, achte Capitel „de angelis" handelt zwar ganz besonders von den Erzengeln Raphael, Gabriel, Michael, aber nur um darzuthun, dafs der Grund der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der vernünftigen Wesen in ihrer bessern oder trägern Willensrichtung auf das Gute oder das Schlechte, nicht in einer Ungerechtigkeit des Weltordners ruhe, nirgends die inaequalitas factoris anzuklagen sei. Der letzte Abschnitt schliefst sich daher als die von selbst zur Lehre von Gott gehörende Theodicee an das Vorhergehende an. Dafs Origenes selbst als die Hauptlehre des zweiten Buches die Lehre von der Welt bezeichnet, ist schon bemerkt. Wenn nun aber auf die unmittelbar von der Welt handelnden Capitel auch solche folgen, wie Cap. IV. Quod unus est Deus legis et prophetarum, et Domini Jesu Christi pater. Cap. V. De justo et bono. Cap. VI. De incarnatione Christi. Cap. VII. De spiritu sancto. Cap. VIII. De anima u. s. w., so kommt alles darauf an, auch hier den Begriff der Welt festzuhalten. Cap. IV. und V. beziehen sich auf die gnostische Trennung des Weltschöpfers vom höchsten Gott und die damit zusammenhängende gnostische Unterscheidung der beiden Begriffe gerecht und gut. Indem nun Origenes die gnostischen Sätze widerlegt, und die Identität des Weltschöpfers mit dem höchsten Gott beweist, stellt er eben damit die Lehre von Gott unter den Gesichtspunkt der Welt. Der Begriff Gottes, auf den Begriff der Welt bezogen, giebt den Begriff des Weltschöpfers, oder den Satz, dafs der Weltschöpfer kein anderer sei, als der höchste Gott selbst. Ebenso ist Cap. VI. von Christus nur in Beziehung auf die Welt die Rede, davon, quomodo vel quare homo fuerit factus. Denn nachdem Gott und Welt, Sichtbares und Unsichtbares, betrachtet worden sei, superest, ut harum omnium creaturarum et Dei medium, i. e. mediatorem quaeramus, und das Gröfste ist, quod tanta illa potentia divinae majestatis — intra circumscriptionem ejus hominis, qui apparuit in Judaea, fuisse credenda sit. Daher findet auch in dem vom heiligen Geist handelnden Cap. VII. derselbe hier nur insofern seine

Digitized by Google

Stelle, sofern er wie zuvor in den Propheten, so nach der Himmelfahrt Christi auf ganz besondere Weise unter den Menschen wirksam war, d. h. sofern er in seiner Beziehung zur Welt betrachtet wird. Unter denselben Gesichtspunkt wird Cap. VIII. die Seele gestellt, wie sie in allen ζῶα ist, in ihrem weltlichen Zustande gleichsam erkaltet ist. Das folgende Cap. IX. De mundo et motibus rationabilium creaturarum, vel bonarum vel malarum, et de causis earum, handelt eigentlich von dem Anfang und der Entstehung der Welt. Daher schien in den beiden letzten Capp. X. De resurrectione et judicio et igne inferni et poenis u. XI. De repromissionibus, auch noch vom Ende der Welt und dem damit Zusammenhängenden die Rede sein zu müssen. Es kann demnach kein Zweifel darüber sein, dafs der Hauptbegriff, auf welchen der ganze Inhalt des zweiten Buchs theils ausdrücklich bezogen wird, theils seinem wahren Zusammenhang nach bezogen werden mufs, der Begriff der Welt ist. Nicht minder klar aber stellt sich auch von selbst heraus, dafs im dritten Buch, wie schon die Ueberschrift der ersten Capitel zeigt (De arbitrii potestate, De contrariis potestatibus u. s. w.), auf gleiche Weise der Begriff der Freiheit es ist, unter welchen hier alles gestellt wird, und wenn nun in demselben Buche Origenes auch wieder darauf zurückkommt, quod mundus ex tempore coeperit, Cap. V. u. Cap. VI. wieder De consummatione mundi spricht, so darf man sich nur erinnern, in welcher Beziehung diese Lehren mit dem System des Origenes zu der Idee der Freiheit stehen, um in den Zusammenhang des Ganzen klar hineinzusehen. Das vierte durchaus von der heiligen Schrift handelnde Buch bildet ohnediefs ein für sich bestehendes Ganze, kann aber ebendefswegen auch zum Beweise dafür dienen, dafs der Analogie nach auch jedes der drei ersten Bücher ein gleiches Glied dieses organischen Ganzen sein werde.

Gott, Welt, Freiheit und Schrift sind demnach die Hauptbegriffe, nach welchen Origenes den ganzen Inhalt seiner Dogmatik geordnet hat. Dabei fällt von selbst in die Augen, dafs der vierte Theil zu den drei ersten sich ebenso verhält wie das Erkenntnifsprincip zu den realen Principien. So bestimmt Origenes selbst dieses Verhältnifs im Anfang des vierten Buchs in einer in der Philokalie auch griechisch erhaltenen Stelle: *Ἐπειδὴ περὶ τηλικούτων ἐξετάζοντες πραγμάτων, οὐκ ἀρκούμενοι ταῖς κοιναῖς ἐννοίαις καὶ τῇ ἐναργείᾳ τῶν βλεπομένων, προσπαραλαμβάνομεν εἰς τὴν φαινομένην ἡμῖν ἀπόδειξιν τῶν λεγομένων μαρτύρια τὰ ἐκ τῶν πεπιστευμένων ἡμῖν εἶναι θείων γραφῶν, τῆς τε λεγομένης παλαιᾶς διαθήκης, καὶ τῆς καλουμένης καινῆς, λογῷ τε πειρώμεθα κρατύνειν ἡμῶν τὴν πίστιν, καὶ οὐδέπω περὶ τῶν γραφῶν ὡς θείων διειλέχθημεν.* Ref. hat diese Stelle auch deswegen beigesetzt, weil sie nicht nur, wie Hr. Redepenning mit Recht bemerkt, zu den von Rufin am unglücklichsten übersetzten gehört, sondern auch von Hrn. Schnitzer unrichtig ausgedrückt, und von Hrn. Redepenning wenigstens nicht vollständig erläutert worden ist. Hr. Schnitzer hat nemlich übersetzt, zum Theil Rufin folgend: „Wir haben uns in der Untersuchung so wichtiger Gegenstände nicht mit allgemeinen Begriffen und in die Augen fallenden Thatsachen begnügt, sondern zur Unterstützung des von uns vorgetragenen Beweises Zeugnisse aus den von uns für göttlich gehaltenen Schriften sowohl alten als neuen Testaments beigebracht. Da wir nun den Versuch machen, unsern Glauben vernunftmäfsig zu erhärten, und bis jetzt die Göttlichkeit der Schrift noch nicht besprochen haben, so wollen wir auch diese Frage, so kurz als es sich für einen Leitfaden schickt, abhandeln." Die Stelle mufs vielmehr so übersetzt werden: Da wir bei der Untersuchung so wichtiger Gegenstände nicht blos stehen bleibend bei den allgemeinen Begriffen, und der Unmittelbarkeit des Sichtbaren, zu dem auf diese Weise sich ergebenden Beweis des Gesagten die Zeugnisse aus den von uns für göttlich gehaltenen Schriften, sowohl aus dem A. als dem N. T. hinzunehmen, so wollen wir nun unsern Glauben (an die Göttlichkeit der Schrift) durch die Rechenschaft, die wir von ihm geben, zu begründen versuchen, wie wir denn noch nicht von der Schrift als göttlicher gesprochen haben. Hr. Schnitzer hat hier nicht blos den grammatischen Zusammenhang der Stelle nicht richtig aufgefafst, sondern irrt auch darin, dafs er glaubt, wenn irgend etwas, so müfste diese Stelle über die Frage aufklären, ob Origenes die Vernunft, als eine besondere Offenbarungsquelle, der πίστις gegenübergestellt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

1. *Origenes de principiis. Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning.*
2. *Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr. Karl Fr. Schnitzer.*
3. *Der Bericht des Porphyrios über Origenes. Von G. A. Heigl.*
4. *Ὠριγένους τὰ εὑρισκόμενα πάντα. Origenis opera omnia etc. ed. Car. et Car. Vinc. Delarue — denuo recensuit, emendavit, castigavit Carol. Henric. Eduard. Lommatzsch.* Auch mit dem besondern Titel: *Origenis in Evangelium Ioannis Commentariorum Pars I. et II. Et nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum Praefatione Augusti Neandri (P. II. cum Scholiis Augusti Neandri) integro utriusque Ruaei commentario, selectis Huetii aliorumque virorum observationibus edidit, prolegomena, animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit C. H. E. Lommatzsch.*

(Fortsetzung.)

Diesen Gegensatz will Hr. Schnitzer in den Worten: λόγῳ κρατύνειν τὴν πίστιν finden. Es ist aber klar, dafs τὴν πίστιν auf das vorhergehende ἐκ τῶν πεπιστευμένων ἡμῖν εἶναι θείων sich bezieht, also vom Glauben an die Göttlichkeit der Schrift zu verstehen ist, und λόγῳ κρατύνειν nichts anders heifst als von demjenigen, was bisher blos vorausgesetzt worden ist, nun ausdrücklich auch die Gründe angeben. Dafs das Erkenntnifsprincip des Origenes nicht blos die h. Schrift ist, sondern auch Vernunft und Erfahrung, liegt allerdings in dieser Stelle, aber nicht in diesen letztern Worten, sondern in den vorangehenden: οὐκ ἀρκούμενοι u. s. w. προςπαραλ. wodurch offenbar die κοιναὶ ἔννοιαι und die ἐναργ. τῶν βλεπ. nicht als das Auszuschliefsende, sondern nur als das Unzureichende bezeichnet sind. Steht aber die Schrift als das eigentliche Erkenntnifsprincip, das formale Princip, den übrigen Principien gegenüber, so sind die zusammengehörenden realen Principien die drei: Gott, Welt und Freiheit. Erwägen wir nun, wie Origenes den ganzen Inhalt der Dogmatik nach diesen drei Hauptbegriffen ordnet und zwar so, dafs jedes der drei Bücher, nur von einem andern Gesichtspunct aus, eigentlich die ganze Dogmatik enthält, wenigstens der Anlage nach enthalten könnte und sollte, so zeigt sich uns eine bemerkenswerthe schöne Analogie mit der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Wenn Schleiermacher alle Sätze, die den Inhalt seiner Glaubenslehre ausmachen, in einer dreifachen Form aufstellt, als Beschreibungen menschlicher Lebenszustände, als Begriffe göttlicher Eigenschaften und Handlungsweisen und als Aussagen von Beschaffenheiten der Welt, so ist diefs derselbe dreifache Standpunct, welcher bei Origenes durch die drei Begriffe: Gott, Welt und Freiheit bezeichnet wird, oder, subjectiv, das Bewufstsein in seiner dreifachen Form als Gottesbewufstsein, als Weltbewufstsein und als Selbstbewufstsein. Daher ist auch das Verhältnifs der h. Schrift zum eigentlichen Inhalt der Dogmatik bei Origenes im Grunde dasselbe wie bei Schleiermacher. Denn obgleich beide den Inhalt ihrer Glaubenslehre als vollkommen übereinstimmend mit der Schrift betrachten, so gehen sie doch nicht von der Schrift, sondern von einem allgemeineren Standpuncte aus (Schleiermacher von dem christlichen Bewufstsein, Origenes von den κοιναὶ ἔννοιαι, und der ἐνάργεια τῶν βλεπομένων d. h. dem Gottesbewufstsein und dem Weltbewufstsein) und die Lehre der Schrift kommt zu dem schon unabhängig von ihr Begründeten gleichsam nur zur Probe und Bestätigung hinzu. Der

Digitized by Google

Unterschied dagegen ist der doppelte: 1) dafs was bei Origenes nur in rohen Umrissen und in einer sehr unvollkommenen Ausführung sich zeigt, bei Schleiermacher in der schönsten Vollendung sich darstellt, und 2) dafs Origenes ebenso auf dem Standpunkt der Objectivität steht, wie Schleiermacher auf dem Standpunkt der Subjectivität. Daher ist bei Origenes die den übrigen voranstehende und am meisten ausgebildete Grundform diejenige, welche sich auf die Lehre von Gott bezieht, und während bei Origenes die Idee der Freiheit, welche auch das Princip des Selbstbewufstseins ist, die dritte Stelle einnimmt, steht bei Schleiermacher die das unmittelbare Selbstbewufstsein in sich darstellende Form als die Grundform den beiden anderen voran.

Ergibt sich nun schon aus dem Bisherigen, dafs das Wort *ἀρχαί*, von welchem die Schrift *περὶ ἀρχῶν* ihren Titel hat, nichts andres bedeuten kann, als dieselben Principien, auf die sich die einzelnen Bücher beziehen, so geht dasselbe Resultat, wie hier noch kurz nachzuweisen ist, auch aus einer genaueren Untersuchung des Sprachgebrauchs hervor. Unter den schon angeführten Stellen scheint mir die bemerkenswertheste die ganz hieher gehörige Stelle in Joh. I, 20. zu sein, in welcher Origenes die verschiedenen Bedeutungen des Wortes *ἀρχὴ* entwickelnd, unter anderem sagt: *ἔστιν ἀρχὴ καὶ ὡς μαθήσεως, καθὸ τὰ στοιχεῖά φαμεν ἀρχὴν εἶναι γραμματικῆς. — Διττὴ δὲ ἡ ὡς μαθήσεως ἀρχή, ἡ μὲν τῇ φύσει, ἡ δὲ ὡς πρὸς ἡμᾶς, ὡς εἰ λέγοιμεν ἐπὶ Χριςοῦ, φύσει μὲν αὐτοῦ ἀρχὴ ἡ θεότης· πρὸς ἡμᾶς δὲ, μὴ ἀπὸ τοῦ μεγέθους αὐτοῦ δυναμένους ἄρξασθαι τῆς περὶ αὐτοῦ ἀληθείας, ἡ ἀνθρωπότης αὐτοῦ, καθὸ τοῖς νηπίοις καταγγέλλεται Ἰησοῦς Χριςὸς, καὶ οὗτος ἐσταυρωμένος. Ὡς κατὰ τοῦτο εἰπεῖν ἀρχὴν εἶναι μαθήσεως τῇ μὲν φύσει Χριςὸν, καθὸ σοφία καὶ δύναμις θεοῦ, πρὸς ἡμᾶς δὲ ὁ λόγος σάρξ ἐγένετο, ἵνα σκηνώσῃ ἐν ἡμῖν, οὕτω μόνον πρῶτον αὐτὸν χωρῆσαι δυναμένοις.* Hier bedeutet das Wort *ἀρχὴ*, wie klar ist, ein reales Princip, und zwar entweder ein solches, das an sich, objectiv (*φύσει*) das erste ist, oder ein solches, auf das man zwar in subjectiver Beziehung (*πρὸς ἡμᾶς*) zunächst zurückgehen mufs, das aber nicht an sich das erste und höchste ist. Mag nun aber das Wort *ἀρχὴ* ein reales Princip in dem einen oder andern Sinn bedeuten, ein solches Princip ist doch zugleich *ἀρχὴ μαθήσεως* d. h. ein wissenschaftliches Princip, aber als solches doch keineswegs ein blos formales Princip. Diefs findet seine vollkommene Anwendung auf den Titel *περὶ ἀρχῶν*. Die *ἀρχαὶ* sind reale Principien, wie ja die drei Principien Gott, Welt, Freiheit nicht anders genommen werden können, aber zugleich in der Beziehung, wie sie einer wissenschaftlichen Untersuchung zu Grunde liegen, die von ihnen ausgeht, um auf sie alles zu beziehen, und nach dem durch sie gegebenen Begriff zu ordnen. Diese doppelte, sowohl objective als subjective Bedeutung des Worts *ἀρχὴ*, vermöge welcher es zwar ein reales Princip bedeutet, aber ein solches, das in die Erkenntnifs aufgenommen wird, scheint es auch in andern Stellen zu haben. *Περὶ ἀρχ.* IV. I, 7. sagt Origenes: *πειραθῶμεν ἀφέντες τὸν τῆς ἀρχῆς τοῦ Χριςοῦ λόγον, τουτέστι τῆς στοιχειώσεως ἐπὶ τὴν τελειότητα φώρεσθαι.* Der *λόγος τῆς ἀρχῆς τοῦ Χριςοῦ* ist hier die Lehre von Christus als der *ἀρχὴ*, dem realen Princip des Christenthums, jedoch so wie diese Lehre nur der erste Anfang der christlichen Erkenntnifs ist, als *στοιχείωσις*. In demselben Sinne ist der *λόγος ἀρχικὸς* zu nehmen bei Clemens strom. VI, 17.: *ἡ φρόνησις — ἐν τοῖς εἰς εὐλάβειαν συντείνουσι γινομένη, καὶ ἄνευ θεωρίας παραδεξαμένη τὸν ἀρχικὸν λόγον, κατὰ τὴν ἐν αὐτῇ ἐξεργασίας τήρησιν, πίστις λέγεται*, d. h. die *φρόνησις* wird zur *πίστις*, wenn sie die Lehre vom Logos als der *ἀρχὴ*, dem realen Princip des Christenthums, von welchem daher auch alle christliche Erkenntnifs ausgehen mufs, in sich aufnimmt. Man kann daher nicht geradezu mit Hrn. Schnitzer S. XXII sagen, *λόγος ἀρχικὸς* bedeute hier Glaubensartikel. Die von Hrn. Schnitzer aus Orig. c. Cels. III, 15. angeführte Stelle gehört nicht hieher, da in ihr *τὸ σεμνὸν τῆς ἡμετέρας ἀρχῆς* der historische Anfang des Christenthums ist. Dagegen ist ohne Zweifel c. Cels. III, 12.: *τούτῳ ἠκόλουθησε — γενέσθαι αἱρέσεις — τῶν θαυμασάντων τὴν τοῦ λόγου ἀρχὴν* — diese *ἀρχὴ τοῦ λόγου* dasselbe, was Clemens den *λόγος ἀρχικὸς* nennt.

Einen weitern Punkt von allgemeinerem Interesse heben wir aus der Schnitzer'schen Einleitung hervor. Da das Werk des Origenes *π. α.*, wie Hr. Schnitzer sagt (S. XXXII), in der Hand pfäffischer Rache ein Mittel zu seiner Verfolgung und Verdammung wurde, und so dieses Werk mit dem schimpflichen Brandmal, das dem Origenes angehängt wurde, in so nahe Berührung kam, so glaubte Hr. Schnitzer den Versuch nicht unterlassen zu können, eine Schuld der Geschichtsschreiber gegen Origenes abzutragen und ihn

Digitized by Google

gegen die entehrende Anklage zu schützen, nicht dafs er Ketzer gewesen sei, sondern dafs er sich selbst entmannt habe. Die Gründe Hrn. Schnitzers sind: Diese Angabe findet sich nur bei Eusebius (H. E. VI, 3). Kein gleichzeitiger Schriftsteller spricht davon, selbst die Synodalschlüsse erwähnen dieser Anklage nicht einmal. Der Verdacht gegen dieselbe wird verstärkt durch eine neue Erdichtung eines gegen Origenes sehr gehässigen Schreibers, des Epiphanius (Haer. 64, 2), welcher aber gleichwohl eben jenes Gerücht blos mit den Worten anführt: „Weiter sagt man von ihm" und am Ende hinzusetzt: *Andere sagen ihm auch noch Anderes nach.* Die Bischöfe, welche den Origenes zum Presbyter ordinirten, mufsten doch selbst nach dem ohne Zweifel schon damals vorhandenen Canon handeln: *ὁ ἀκρωτηριάσας ἑαυτὸν μὴ γινέσθω κληρικός.* (Can. apost. 21) Wie hätten sie diesem Canon und der Anklage des Demetrius vor allen Bischöfen *τοῖς ἀνὰ τὴν οἰκουμένην* (Euseb. VI, 8) zum Trotz auf ihrer Ordination beharren können, wie hätte Alexander, der Bischof von Jerusalem in einem Privatschreiben an Demetrius (Hieron. cat. 62) den Origenes rechtfertigen können, wenn das Hindernifs wirklich vorhanden war? Eusebius selbst bezieht VI, 23., der entehrenden Anklage c. 3. ganz vergessend, die Bewegung gegen Origenes nur auf die *πρεσβυτερίου χειροθεσίαν* durch fremde (*πρὸς τῶν τῇδε*) Bischöfe. Auch Origenes spricht in einem Briefe an seine Freunde in Alexandria wegen dieser Angelegenheit, welchen wir freilich nur in einem Auszuge bei Hieronymus (Adv. Ruf. I.) haben, nur von verkehrten und verfälschten Lehrsätzen, nach welchen er verurtheilt worden sei. Ueberdiefs aber leidet die ganze Angabe des Eusebius an innerer Unwahrscheinlichkeit. Er habe sich entmannt, sagt Eusebius VI, 3. um (*διὰ τὸ νέον ὄντα, καὶ γυναιξὶ τὰ θεῖα προσομιλεῖν*) den Argwohn abzuschneiden, und doch habe er zugleich die Sache selbst geheim halten wollen. Besonderes Gewicht legt Hr. Schnitzer auf einige Stellen, in welchen Origenes über den Fall, in welchem er sich nach der Angabe des Eusebius befunden haben müfste, sich selbst ausspricht. Solche Stellen finden sich bei Origenes In Matth. Tom. XV, 1. Comment. in epist. ad Rom. II, 13. c. Cels. VII, 48. Unter diesen Stellen ist die erste besonders beachtenswerth, da Origenes in ihr den Ausspruch Jesu (Matth. 19, 12) erklärt, dessen Mifsverständnifs die ihm schuldgegebene That veranlafst haben soll. Origenes sagt hier, es haben einige es gewagt, sich selbst zwar aus Gottesfurcht, aber auf unverständige Weise einem dritten körperlichen Verschnittensein zu unterwerfen und sich selbst dadurch der Beschimpfung und wohl auch der Schande ausgesetzt, nicht blos bei Nichtchristen, sondern auch bei solchen, welche für alles Menschliche eher Verzeihung gewähren, als für das, was aus eingebildeter Gottesfurcht, und aus übertriebener Liebe zur Enthaltsamkeit Beschwerden und Verstümmelung des Körpers erzeugt. — Es gelte auch hier: der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Man dürfe mit Recht sagen, dafs der Buchstabe diejenigen getödtet habe, welche den Eunuchismus noch in diesem dritten körperlichen Sinn genommen und zu behaupten gewagt haben, sie haben sich verschnitten, weil sie nach dem Worte des Herrn: „um des Himmelreichs willen" diefs zu thun geglaubt haben. So haben einige vor uns (*ἄλλοι τῶν πρὸ ἡμῶν*) kein Bedenken getragen, in eigenen Schriften zu diesem dritten Eunuchismus dem Vorgeben nach, um des Himmelreichs willen, aufzufordern. Wir aber, wenn wir auch einmal Christus, den Logos Gottes, nach dem Fleisch und Buchstaben verstanden haben, erkennen ihn jetzt anders und stimmen nicht mit denen, die den dritten Eunuchismus an sich selbst vollziehen, überein, als hätten sie die richtige Auffassung, auch würden wir uns nicht so lange bei der Widerlegung derer, die diesen Eunuchismus körperlich genommen wissen wollen, aufgehalten haben, wenn wir nicht solche gesehen hätten, die ihn gewagt haben (*εἰ μὴ καὶ ἑωράκειμεν τοὺς τολμήσαντας, καὶ ἐντετευχοιμεν τοῖς δυναμένοις θερμοτέραν κινῆσαι ψυχὴν, καὶ πιστὴν μέν, ὑ λογικὴν δέ πρὸς τὸ τοιοῦτον τόλμημα*). Origenes führt von den „*πρὸ ἡμῖν*" den Sextus und Philo an, und fragt in Beziehung auf Deut. 23, 14: *εἰ γὰρ ἡ χεὶρ ἀποκόπτεται ἐπιλαμβανομένη διδύμων ἀνδρὸς, πῶς ὑχὶ καὶ ὁ ἑαυτὸν δι' ἅγνοιαν ὁδῦ, φερόσης ἐπὶ σωφροσύνην, τοιαύτῃ περιστάσει ἐπιδεδωκώς;* Mit Recht mufs man fragen, wie ist es moralisch möglich, dafs Origenes auf solche Weise von der Selbstentmannung spricht, wenn er doch selbst in diesem Falle sich befand? Müfste man nicht bei ihm eine Verläugnung jedes sittlichen Gefühls voraussetzen, wenn er ohne irgend eine Aeufserung der Reue und des Bedauerns sich selbst unter diejenigen rechnen konnte, die der Buchstabe getödtet habe? Wie

Digitized by Google

müfste er jedes Schamgefühl verloren haben, wenn er sich selbst als einen der öffentlichen Schande verfallenen hätte bezeichnen können? Es ist nicht zu übersehen, was wir hier gleichfalls zu Hrn. Schnitzers Bemerkungen noch hinzusetzen zu dürfen glauben, dafs in den obigen Worten: „ἑαυτοὺς ὑποβεβλήκασιν ὀνειδισμῷ, τάχα δὲ καὶ αἰσχύνῃ" αἰσχύνη auf diese Weise von ὀνειδισμὸς unterschieden nicht blos von dem bei andern als Schande Geltenden, sondern nur von dem nach der eigenen Ueberzeugung des Schriftstellers, oder an sich, Schändlichen verstanden werden kann. Den einzigen Halt, welchen die dem Origenes gemachte Beschuldigung noch in den obigen Worten: ἡμεῖς δὲ Χριστὸν θεοῦ, τὸν λόγον τοῦ θεοῦ, κατὰ σάρκα καὶ κατὰ τὸ γράμμα ποτὲ νοήσαντες νῦν οὐκέτι γιγνώσκοντες zu haben scheinen könnten, hat ihnen Hr. Schnitzer durch die S. XXVIII f. gemachten Bemerkungen (wobei jedoch die Stellen, wie auch sonst öfters unrichtig angegeben sind) abgeschnitten. Nimmt man diese ohnediefs auf 2 Cor. 5, 17. anspielenden Worte noch so streng, so wird in ihnen nur diefs gesagt, auch Origenes habe einst geglaubt, den Ausspruch Jesu Matth. 19, 12. wörtlich verstehen zu müssen. Folgt aber daraus, dafs er den so verstandenen Ausspruch sogleich an sich vollzogen habe? Hätte er nicht in diesem Falle nothwendig, wenn er nicht absichtlich als Heuchler erscheinen wollte, nicht blos von einem νοεῖν, sondern auch von der in Folge dieses νοεῖν geschehenen Handlung sprechen müssen? Wer kann aber glauben, dafs er diese Handlung an sich selbst begangen habe, wenn er gleich nachher in Beziehung auf solche, welche diefs gethan, von einem blofsen ὁρᾷν und ἐντυγχάνειν spricht? Wer kann von seiner Subjectivität auf solche Weise abstrahiren, und wie läfst sich überhaupt denken, dafs Origenes in dieser ganzen Stelle, wie gleichwohl auch Neander (KG. I. S. 1181) behauptet, aus eigener Erfahrung rede? Welche Vorstellung müfsten wir uns also bei dieser Voraussetzung von seinem Charakter machen! Mag man immerhin, um die mildeste Beurtheilung der vorausgesetzten That zu empfehlen, mit Neander (a. a O.) sagen, „es gebe zu allen Zeiten viele, welche, weil sie nur Ein Maafs für alles haben, über excentrische Ausschweifungen dieser Art desto härter aburtheilen, je ferner ihrem fleischlichen Sinne oder ihrer Verstandesnüchternheit dasjenige liege, wovon auch diese schwärmerische Uebertreibung nur ausgehen konnte", es ist auf der andern Seite auch nicht zu vergessen, dafs es zur Beurtheilung des sittlichen Charakters nur Einen Maafsstab giebt. Dieser Maafsstab an Origenes angelegt, welchen Mann würde er uns in ihm zeigen, wenn er wirklich so gehandelt und so gesprochen hätte? Würde die ihm beigelegte Religiosität als ein hinlänglicher Ersatz für dasjenige angesehen werden können, was ihm in sittlicher Beziehung abgesprochen werden müfste?

Es macht daher gewifs dem kritischen Scharfsinn Hrn. Schnitzers Ehre, diesen für die Beurtheilung des Origenes gar nicht unwichtigen Punkt zuerst näher beachtet und auf eine so überzeugende Weise ins Licht gesetzt zu haben. Auch was S. XXXIX noch über die Entstehung dieses Gerüchts bemerkt wird, ist gut gesagt. Ein neuer Beweis, wie wenig man sich in historischen Dingen selbst durch grofse Auctoritäten abhalten lassen darf, die Wahrheit kritisch zu untersuchen, um jedem, wie er es verdient, das Seinige zu Theil werden zu lassen. Wie lange wird aber gleichwohl der alte Makel, weil die Sache doch einmal bei Eusebius zu lesen ist, dem Namen des grofsen Mannes angehängt bleiben müssen, und nun um so mehr, vielleicht mit psychologischen Gründen, vertheidigt werden!

Es ist hier der schicklichste Ort, aus Veranlassung des oben genannten Heigl'schen Programms noch eine andere die Lebens-Verhältnisse des Origenes betreffende Frage zu berühren. Wie man den Origenes sich selbst verschneiden liefs, so hat man sogar sein Individuum in zwei zerschnitten, und das eine wie das andere hat seinen Grund in der Lüge. Hr. Heigl giebt zuerst den Bericht des Porphyrius über Origenes, gesammelt aus des Porphyrius eigenen Schriften, oder aus Schriften Anderer, die aus Porphyrius schöpften. Die Quelle von allem, was hier über Origenes zusammengestellt wird, ist also nur Porphyrius.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

1. *Origenes de principiis. Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning.*
2. *Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr. Karl Fr. Schnitzer.*
3. *Der Bericht des Porphyrios über Origenes. Von G. A. Heigl.*
4. *Ὠριγένους τὰ εὑρισκόμενα πάντα. Origenis opera omnia etc. ed. Car. et Car. Vinc. Delarue — denuo recensuit, emendavit, castigavit Carol. Henric. Eduard. Lommatzsch.* Auch mit dem besondern Titel: *Origenis in Evangelium Ioannis Commentariorum Pars I. et II. Ex nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum Praefatione Augusti Neandri (P. II. cum Scholiis Augusti Neandri) integro utriusque Ruaei commentario, selectis Huetii aliorumque virorum observationibus edidit, prolegomena, animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit C. H. E. Lommatzsch.*

(Fortsetzung.)

Valesius (zu des Eus. H. E. VI, 14. 19), fährt Hr. Heigl S. 5 fort, war der erste, der, weil er einige Angaben dieses Berichts (wie namentlich, dafs Origenes nach Porphyrius blos zwei Schriften, eine von den Dämonen und eine andere mit dem Titel: „der König (das erste Princip) allein ist Schöpfer" geschrieben habe) mit den Lebensumständen des Origenes Adamantios nicht vereinigen konnte, einen zweiten Origenes annahm, wie seit dieser Zeit allgemein angenommen wird, indem man den einen Origenes den christlichen, den andern den heidnischen nennt. Allein, zeigt Hr. Heigl weiter, wie schon Huet (Origeniana l. 1, 7) einen dritten Origenes gewann, so hat das Recht, mehr als Einen Origenes anzunehmen, seine Grenze erst dann erreicht, wenn man sowohl den christlichen als den heidnischen Origenes noch einmal theilt und fünf Origenes annimmt. Das Alterthum indefs sagt uns von diesen zwei oder drei oder fünf Origenes nichts. Eusebius spricht nur von Einem, dem Origenes Adamantios. Was er von ihm weifs, erfuhr er von Männern, die ihn noch persönlich kannten, ersah er in Documenten, die er eifrigst aufsuchte und mit Sorgfalt durchforschte. Er weifs, dafs Christen, Häretiker und Heiden zu Origenes Adamantios kamen, seine Philosophie zu hören, dafs ihm von Philosophen Schriften zugeeignet, Schriften zur Prüfung vorgelegt wurden, und dafs sein Name in den Werken der Philosophen vielmals erwähnt worden ist, insbesondere von Porphyrios „in einigen Stücken die Wahrheit sagend, wenn es unmöglich war, anders zu sprechen, in andern Stücken lügend, wenn er glaubte, es unbemerkt thun zu können." Wenn aber Porphyrius Wahrheit und Lüge dichtend durch einander mischte, wie Eusebius zu wissen behauptet, so haben wir vielleicht Unrecht gethan, den Origenes mehr als zu vierteln, und wir würden wahrscheinlich besser thun, wenn wir ihn wieder Einen sein lassen, wie vor den Zeiten des Valesius, und dagegen des Porphyrius Dichtung mehr beachteten. Hr. Heigl entwickelt nun zwar kurz, aber in kräftigen, inhaltsreichen, einer lebendigen Anschauung entnommenen Zügen, wie sich die Metaphysik jener Zeiten zwar auf Platons Dialektik gründete, wenn aber je zwei philosophische Systeme, beide von der platonischen Dialektik abhängend, verschieden genannt werden können, es auch die des Plotinos und des Origenes genannt werden müssen, von welchen der letztere damals ebenso der gepriesenste Philosoph unter den Christen war, wie der erstere unter den Heiden.

Digitized by Google

Dafs beide Systeme dieselbe Lehre, die Lehre des Ammonius Sakkas seien, habe Porphyrius blos vorgegeben, um den Ruhm des Origenes ausbeuten zu können. Wenn Porphyrius die Lehre des Origenes so darstelle: das erste Princip (der König) allein ist Schöpfer, oder vielmehr, wenn er den Origenes ein Buch dieses Inhalts schreiben lasse, so habe er die Phantasie des Origenes gewifs nicht bei ihrem spitzigsten Ende angefafst. Und wenn dann wieder Plotinus und Porphyrius mit der ganzen plotinischen Schule aus allen Kräften läugneten, dafs das erste Princip Schöpfer sei, und dafs es einen Willen habe, und wenn Proklus sich nur wundere, dafs nicht auch Origenes wie Plotinus philosophirte, und die Verschiedenheit sich dadurch erkläre, dafs Origenes das erste Princip übergangen und erst mit dem zweiten angefangen habe, so können wir uns nur wundern über die Zähigkeit der Schüler, mit der sie am Worte des Lehrers hängen geblieben *). Porphyrius habe den Origenes noch ein Buch schreiben, und dafs diefs wahr sei, sich durch Longinus bezeugen lassen, das Buch von den Dämonen; Proklus habe durch Porphyrius gewufst, dafs Origenes gute und böse Dämonen im Streite miteinander angenommen; die guten Dämonen kommen auch im Berichte des Hierokles vor, der wahrscheinlich aus einer Stelle des Hierokles geschöpft sei, die die Philosophie des Origenes erläuterte. Allein Origenes habe nichts von guten Dämonen gewufst, so wie kein Christ jener Zeiten, Origenes also auch kein Buch von den Dämonen geschrieben, die als gute und böse mit einander im Streite seien. Eusebius würde sagen: dieses Mal hat Porphyrius gelogen. Zum Schlusse zeigt Hr. Heigl noch, in welcher Verbindung diese Lüge in der grofsen Composition des Porphyrius mit dem Uebrigen stehe. Er erinnert an den wunderbaren Charakter der Philosophie des Plotinus, die, aus Aegypten, dem Lande der Wunder, gekommen, nie in Bücher hätte kommen sollen. Ganz eingeweiht seien nur Erennius, Origenes und Plotinus gewesen und alle drei haben geschworen (nach Porphyrius bei Eus. Praep. evang. V, 5.), keiner Menschenseele etwas von dem so Heiligen zu offenbaren. Nachdem aber Origenes eidbrüchig geworden, und das Buch von den Dämonen geschrieben, habe auch Plotinus seine und des Origenes Philosophie, die Philosophie des Ammonius, schriftlich verfassen können. Das Buch des Origenes von den Dämonen sei in Vergleichung mit den vier und funfzig Büchern des Plotinus, wie auch Longinus bezeugt, nur unbedeutend, aber nicht alle Freunde des Plotinus haben den alten Irrthum abgelegt, ein Theil der Schule des Plotinus sei zur christlichen Philosophie übergegangen d. h. in die Fufstapfen des Origenes eingetreten. Unter solchen Umständen habe Porphyrius, der allein ächte Schüler des Plotinus, der Universalerbe der Weisheit des Ammonius, er, ein Ring an der aus Aegypten nach Rom hinüberreichenden Kette des Hermes, sich mit Macht vor den Rifs stellen müssen, und noch am Ende seiner Tage die Anordnung der Werke des Plotinus bewerkstelliget. „Und jetzt zur Zeit der diocletianischen Christenverfolgung liest Porphyrius der sich wundernden Menge aus den Werken des Plotinus so vor: „„der Tod ist ihnen besser als dafs sie sind, so lebend, wie die Gesetze des Weltalls sie nicht leben lassen können"" und prophezeiet dafs die christliche Philosophie ein schnelles Ende nehmen werde." (August. De civit. Dei X, 32).

So schliefst der auch aus andern Schriften als gründlicher Kenner des Plotinus rühmlich bekannte Vf. seine interessante, in gedrängtem scharfzeichnendem Ausdruck geschriebene, Manches nur zu kurz andeutende, von ausgebreiteter Belesenheit in der Literatur

*) Daher die Ungewifsheit, in welcher uns auch die neue Oxforder Ausgabe der Werke des Plotinus über den Sinn des Titels der angeblichen Schrift des Origenes: „ὅτι μόνος ποιητὴς ὁ βασιλεὺς" läfst. Parum credibile est, bemerkt Creuzer in den Annotat. in Plotini vitam auctore Porphyrio Vol. I. pag. XCIV., Origenem, Ammonii discipulum, condiscipulum Plotini, et quem hic in omni vita tantopere colebat adeoque venerabatur (nach der gewöhnlichen Unterscheidung eines doppelten Origenes), eum igitur in primario decreto et a magistro et a commilitone suo dissensisse, ut duo tantum rerum principia statueret. Quae quum ita sint, acquiescendum puto in Bruckeri sententia, qui βασιλεὺς refert ad Deum, tanquam conditorem et regem universi. Et possit Origenes eo in libro Gnosticos quosdam impugnasse, qui plures δημιουργοὺς hujus mundi fingerent. — Βασιλεὺς ist allerdings das erste Princip, aber es sollte, was hier das Hauptmoment ist, noch dazu genommen sein, dafs, wie Plotinus und die ganze plotinische Schule behauptet, das erste Princip nicht Schöpfer ist (Heigl S. 6). Die Vermuthung einer Bestreitung der gnostischen Lehre vom Demiurg würde eher auf den christlichen Origenes zurückführen, gegen diese Vermuthung ist aber schon der platonische Ausdruck βασιλεὺς, als Bezeichnung des ersten Princips.

Digitized by Google

jener Zeit zeugende Abhandlung, deren Resultat um so merkwürdiger ist, da es uns einen tiefen Blick in den Kampf und bittern Hafs werfen läfst, zu welchem der Neuplatonismus so eifrige Freunde desselben, wie Porphyrius war, gegen das Christenthum begeisterte. Ref. trägt kein Bedenken, diesem Resultat beizustimmen, und das Zeugnifs des Eusebius, auf welches die Untersuchung in letzter Beziehung zurückgeht, hier ebenso anzuerkennen, wie es bei dem zuvor erörterten Punkte verworfen werden mufste, um dem Origenes endlich seine so lang entzogene Eine und ganze Individualität wieder zurückzugeben. Nur scheint, was in Ansehung des Origenes, dem Zeugnifs des Eusebius zufolge, gilt, dann auch in Ansehung des in derselben Stelle des Eusebius mit ihm zugleich genannten Ammonius gelten zu müssen, demnach die Behauptung Neanders KG. I. S. 1183: „es gab in nahe angrenzender Zeit und zu Alexandria selbst einen unter den Gelehrten ausgezeichneten heidnischen und einen christlichen Ammonius und Origenes" einer doppelten Berichtigung zu bedürfen. Wie läfst sich denken, dafs Eusebius, welcher doch die Schriften des Porphyrius so genau kannte, den bekannten Ammonius Sakkas mit einem Kirchenlehrer Ammonius, wie Neander meint, verwechselt habe? Dafs Ammonius Sakkas Christ war, gibt ja Porphyrius selbst zu, dafs er aber vom Christenthum wieder abfiel, kann eine ebenso unwahre, aus demselben Interesse geflossene, Angabe des Porphyrius sein, wie die gegenüberstehende, dafs Origenes ursprünglich Heide war. Da nun Eusebius ausdrücklich sagt, dafs derselbe Ammonius, welchen Porphyrius mit Origenes zusammenstellte, bis an sein Ende Christ geblieben sei, welcher zureichende Grund ist vorhanden, bei Eusebius eine Verwechslung des Philosophen Ammonius mit einem uns völlig unbekannten Kirchenlehrer Ammonius, auf dessen Dasein erst aus dieser Stelle des Eusebius geschlossen würde, vorauszusetzen? Blieb der Philosoph Ammonius bis an sein Ende Christ, so kann er auch christliche Schriften geschrieben haben, wie ja überhaupt damals Christenthum und Neuplatonismus nicht überall einander so schroff entgegenstanden, wie bei Porphyrius. Wissen wir doch auch von dem Neuplatoniker Amelius, welcher vier und zwanzig Jahre lang den Plotinus hörte, dafs er lobpreisend den Anfang des Evangeliums Johannis commentirte (Heigl a. a. O. S. 9).

Kehren wir zu den beiden Bearbeitungen der Schrift des Origenes π. α. zurück, so müssen wir noch nach den Grundsätzen fragen, auf welche die angekündigte Wiederherstellung des Originals gegründet wird. Obgleich diefs die Hauptfrage zu sein scheint, so reducirt sich doch die Sache auf eine ziemlich einfache kritische Operation. Beide Gelehrte begegnen vorerst dem alten Vorurtheil, dafs die Schriften des Origenes, namentlich die π. α. durch Häretiker verfälscht worden sei. Da blos Rufin es ist, der durch dieses Vorgeben die Veränderungen, die er sich in seiner Uebersetzung erlaubte, rechtfertigen wollte, so kann man allerdings über diesen Punkt, bei welchem uns Hr. Redepenning Cap. II. seiner Proleg. etwas zu lange zu verweilen scheint, leicht hinweggehen. Nur diefs könnte, was diesen Punkt betrifft, noch weiter in Betracht gezogen werden, ob Rufin selbst von der Wahrheit seiner Voraussetzung überzeugt war, oder ob es ihm blos um einen scheinbaren Vorwand zu seinen willkührlichen Veränderungen zu thun war. Was Hr. Redepenning hierüber sagt, hat uns nicht ganz befriedigt. Derselbe bemerkt Proleg. S. L: „Rufino theologiam graecam in ecclesiam latinam versionibus elucubratis invehere placuit. Quidni igitur immutare ea atque retractare, quae nec romanae aures ferre possent, nec ipsi satis orthodoxa viderentur, jus fasque esse censeret? praesertim, quum de adulteratione librorum graecorum falsam semel animo imbibisset sententiam." Darf man aber diefs als seine wirkliche Ueberzeugung voraussetzen, so sollte man auch nicht weiter von „rariis artibus atque fraudibus," deren er sich bedient habe, reden, wie S. XXXIII geschieht, obgleich allerdings kaum sich glauben läfst, dafs er bei seiner willkürlichen Behandlung des Textes selbst davon überzeugt war, dem Origenes nur das Seinige zurückzugeben. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, die Hauptfrage bleibt immer, wie weit wir im Stande sind, in der Rufin'schen Uebersetzung, wie sie nun beschaffen ist, das Aechte, dem Origenes selbst Angehörende, von den Veränderungen seines Uebersetzers zu unterscheiden? In dieser Hinsicht wird sowohl von Hrn. Redepenning S. LI als von Hrn. Schnitzer S. LX bemerkt, Rufin habe nicht sehr viel verändert, eigentlich nur solche Stellen, die sich auf die Lehre von der Dreieinigkeit beziehen, was auch durch das Zeugnifs des Hieronymus bestätigt werde. Bedenke man nun überdiefs,

Digitized by Google

welche bedeutende Fragmente des griechischen Urtextes sich erhalten haben, und wie sehr manche Stellen durch die Kritik des Hieronymus und die von ihm gegebene Uebersetzung beleuchtet und berichtigt werden, so könne man darüber nicht im Zweifel sein, dafs uns die Rufin'sche Uebersetzung in Verbindung mit diesen Hülfsmitteln, im Ganzen das ächte Werk des Origenes wiedergebe. Hr. Schnitzer sucht neben dem Vorurtheil der Verfälschung durch Ketzer besonders auch das dem Versuch einer Wiederherstellung entgegenstehende Vorurtheil hinwegzuräumen, dafs Origenes in seinen spätern Schriften sich ganz anders ausgesprochen habe, als in diesem jugendlichen Werke, wofür man sich auf die Exhort. ad mart. und einige Homilien berufe. Allein hier sei nur von Veränderung ascetischer Ansichten die Rede. Dogmatische Ansichten habe Origenes so wenig geändert, dafs wenn man einen seiner frühesten Commentare, den zum Johannes mit seinem vielleicht letzten Werke gegen den Celsus vergleiche, man nicht Eine dogmatische Lehre finden werde, die nicht in beiden gleich vorgetragen würde. (In dieser Hinsicht erklärt es Hr. Schnitzer in der lesenswerthen Anmerkung S. 83 für auffallend, dafs auch Neander K. G. I. S. 1057 in der Stelle c. Cels. III, 75 gleichsam einen Wiederruf der von Origenes *π. α.* I. 8, 4. vorgetragenen Lehre finde: dafs gefallene Seelen bis in Thierkörper herabsinken können, denn c. Cels. III, 75. spreche Origenes nur gegen die Wanderung der *Menschenseelen* nach pythagoreischer Ansicht, *π. α.* I. 8, 4. aber allgemein von den *gefallenen Seelen überhaupt* und mit deutlicher Hinweisung auf die Dämonen c. 4.). Demnach haben wir, wo sichere Fragmente uns nicht zu Gebote stehen, ein Mittel der Kritik in der Vergleichung mit den andern dogmatischen Schriften des Origenes. Und so werde es keine Frage mehr sein, ob Wiederherstellung des wesentlichen Inhalts dieses Werkes möglich sei (S. LXI.). Eine so gute Meinung von der Consequenz des Origenes hat Hr. Redepenning nicht, welcher vielmehr S. XXXV. über die inconstantia Origenis das Urtheil fällt: neminem Origene saepius probatam semel sententiam in dubium vocasse, denuo resuscitasse, deseruisse et probasse denuo, eine Behauptung, welche offenbar zu weit geht.

Nach denselben kritischen Grundsätzen hat man auch bisher schon das Werk des Origenes in der Uebersetzung Rufins gebraucht, sich aber dabei immer auch die Unsicherheit sowohl im Ganzen, als im Einzelnen nicht verborgen. Diese Zweifel werden auch durch die vorliegenden Bearbeitungen nicht gehoben. Beruft man sich darauf, dafs nach dem Zeugnifs des Hieronymus Rufin, zwar was im Dogma von der Trinität nicht orthodox lautete, geändert, „caetera autem dogmata de angelorum ruina, de animarum lapsu etc. — ita vertisse, ut in graeco invenerat," und „intacta" gelassen habe (Schnitzer S. LXI), so fehlt es nicht an Stellen, die das Gegentheil beweisen. Hr. Schnitzer bemerkt selbst S. 81, dafs Rufin zum Schlufse des ersten Buchs sich nicht entblöde, gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was Justinian ad Menn. und Hieronymus ad Avit. den Origenes am Schlufse dieses Buches sagen lassen, obgleich hier nicht von der Trinitätslehre die Rede ist. Ebenso sieht sich Hr. Redepenning S. 319 zu III. 6, 1., einer gleichfalls nicht von der Trinitätslehre handelnden Stelle, nach der Vergleichung der Uebersetzung des Hieronymus zu der Bemerkung veranlafst: „Sic Hieronymus. Intelligitur denuo, quot numeris nonnunquam perfida sit Rufini interpretatio." Hieraus erhellt, dafs die Treue des Uebersetzers, wenn wir auch unsere Forderung voraus schon darauf beschränken, dafs er, wenn auch nicht die Worte des Origenes selbst, doch wenigstens den Sinn derselben wiedergebe, in Stellen, in welchen wir sie nicht auf die gleiche Weise controliren können, keineswegs über jeden Verdacht erhaben erscheinen kann. Dafs Rufin da und dort einiges übergangen und in seiner Uebersetzung eine für uns nicht mehr wahrnehmbare Lücke gelassen habe, ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich. So spricht Hr. Schnitzer S. 56 von einer fühlbaren Lücke, welche Rufin gelassen habe, S. 122 von einem bei Justinian ad Menn. erhaltenen Fragment, welches Rufin ganz weggelassen oder unkenntlich gemacht habe; ebenso weifs auch Herr Redepenning, welcher zu den so eben bezeichneten Stellen nichts bemerkt, S. 145 für das in der Delarue'schen Ausgabe S. 76 stehende Fragment keine sichere Stelle auszumitteln.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

1. *Origenes de principiis. Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning.*
2. *Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr. Karl Fr. Schnitzer.*
3. *Der Bericht des Porphyrios über Origenes. Von G. A. Heigl.*
4. *Ὠριγένους τὰ εὑρισκόμενα πάντα. Origenis opera omnia etc. ed. Car. et Car. Vinc. Delarue — denuo recensuit, emendavit, castigavit Carol. Henric. Eduard. Lommatzsch.* Auch mit dem besondern Titel: *Origenis in Evangelium Ioannis Commentariorum Pars I. et II. Ex nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum Praefatione Augusti Neandri (P. II. cum Scholiis Augusti Neandri) integro utriusque Ruaei commentario, selectis Huetii aliorumque virorum observationibus edidit, prolegomena, animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit C. H. E. Lommatzsch.*

(Schlufs.)

Ueberhaupt mufs die Eilfertigkeit, mit welcher Rufin, wie er selbst gesteht, seine Uebersetzung gemacht hat, sehr natürlich manche Entstellung des Sinnes zur Folge gehabt haben. Einen auffallenden Beweis giebt seine Uebersetzung zu Anfang des vierten Buches, auch noch nach der schon oben angeführten Stelle. Hr. Redepenning bemerkt mit Recht S. 328 zu IV, 1.: „Nullibi fere obscurior atque confusior, et infelicius omni ex parte interpretis munere Rufinus functus est, quam in dimidia parte priore hujus capitis." Sagt man, der Unsicherheit solcher Stellen werde durch die Fragmente des Originals und der Uebersetzung des Hieronymus begegnet, so kann diefs doch nur für diejenigen Stellen gelten, bei welchen wir gerade solche Fragmente vergleichen können, wer bürgt uns aber dafür, dafs die Fragmente immer da eingreifen, wo eine solche Gefahr abzuwenden ist?

Es kann daher auch von einer blos mittelbaren Wiederherstellung des Werkes des Origenes nicht wohl die Rede sein, sondern immer nur von der überwiegenden Wahrscheinlichkeit, mit welcher wir die Rufinische Uebersetzung als brauchbare Quelle unserer Kenntnifs der Lehre des Origenes betrachten können. Diese Wahrscheinlichkeit aufs neue ins Licht gesetzt und die zu ihrer Begründung dienenden Hülfsmittel vollständiger als bisher gesammelt und richtiger geordnet und mit dem Texte der Rufin'schen Uebersetzung kritisch verglichen zu haben, ist das anerkennungswerthe Verdienst der angezeigten beiden Schriften, obgleich allerdings auch in diesem Sinne die Wiederherstellung des Werkes des Origenes durch die vorliegenden beiden Schriften, wie schon ihre Abweichung in manchem Punkte zeigt, noch keineswegs für vollendet gehalten werden kann. Sehr zweckmäfsig ist besonders die Redepenning'sche Ausgabe eingerichtet, indem die sämmtlichen Fragmente des griechischen Originals vorangestellt, die lateinischen Stellen aus Hieronymus aber unter dem Texte der Rufin'schen Uebersetzung an dem sie betreffenden Ort in die Anmerkungen aufgenommen sind, in welchen sowohl die Verschiedenheit der Lesart bemerkt, als auch die Sache auf lehrreiche Weise, besonders auch durch Hinweisung auf Stellen in andern Schriften des Origenes, erläutert wird. In der Schnitzer'schen Uebersetzung fliefsen die verschiedenen Texte, wie es der Zweck dieser deutschen Uebersetzung mit sich bringt, mehr in einander, und die beigegebenen Anmerkungen lassen nicht immer genau genug unterscheiden, was im Texte

Digitized by Google

jedem derselben angehört. Die Uebersetzung selbst ist klar, fliefsend und richtig (Ausnahmen, wie die oben bemerkte, gibt es zwar auch, doch im Ganzen wenige) und die sie begleitenden zahlreichen öfters längeren Anmerkungen enthalten gleichfalls viel Schätzbares, was von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn Hrn. Schnitzers ein rühmliches Zeugnifs gibt. Keine der beiden Bearbeitungen wird demnach durch die andere entbehrlich gemacht.

Nr. 4. mug sich an die hier angezeigten Schriften noch anschliefsen, um durch eine kurze Notiz über diese neue Ausgabe der Werke des Origenes die Uebersicht dessen, was neuestens für diesen Kirchenlehrer geschehen ist zu vervollständigen. Die Veranlassung zu dieser neuen Ausgabe gab die verdienstvolle, die patristischen Studien so vielfach fördernde, Thätigkeit des Hrn. D. Neander, der Wunsch, für die Mitglieder des unter der Leitung desselben stehenden theologischen Seminars eine Handausgabe des Commentars des Origenes über das Evangelium Johannis zu erhalten. Hr. Lommatzsch übernahm auf die Aufforderung des Hrn. D. Neander die Besorgung einer solchen Ausgabe sehr bereitwillig, und das Unternehmen erweiterte sich durch die Unterstützung, die ihm vorzüglich durch die Liberalität Seiner Excellenz des Hrn. Minister Freiherrn von Altenstein zu Theil wurde, zu dem Plan einer vollständigen Ausgabe der Werke des Origenes.

Auf neue kritische Vorarbeiten stützt sich diese Ausgabe nicht (mit Ausnahme einer kleinen Sylloge lectiónum variantium in Cod. Veneto No. 43. obviarum zu den Comment. in Evang. Matth. Tom. X. u. XI. im dritten Bande S. XI—XX. und im vierten S. VII—X., von Hrn. J. H. Petermann, welcher im J. 1832 eine Reise nach Venedig machte, dem Hrn. Herausgeber zugesandt). Es ist daher nur der kritische Apparat der ältern Ausgaben, welcher zu Grunde gelegt wird. Hievon hauptsächlich handelt Hr. Lommatzsch in den etwas zu weitschweifig geschriebenen Prolegomenen. Die beiden Hauptausgaben sind die des P. D. Huetius, die zuerst im J. 1668. zu Rouen, zuletzt zu Köln im J. 1685. erschien, jedoch nur die exegetischen Werke des Origenes enthält, und die Pariser Gesammtausgabe der beiden Mauriner Carl und Carl Vincens de la Rue vom J. 1733—59. Hr. Lommatzsch spricht von den Mängeln und Vorzügen dieser beiden Ausgaben und der ihnen zu Grunde liegenden Handschriften, dem gröfstentheils in einem sehr schlechten Zustande sich befindenden Codex Regius, welchem Huetius im Grunde allein folgte, und den beiden weit bessern Codices, dem Barberinischen und Bodleyanischen, welche die beiden de la Rue zum grofsen Vortheil ihrer Ausgabe benützten, ferner von den scharfsinnigen, öfters aber auch sehr willkührlichen Conjecturen, welche Huetius dem Rande seiner Ausgabe beigesetzt, und von der unedlen Weise, mit welcher die beiden de la Rue ihren ihnen weit überlegenen Vorgänger behandelt und die Verbesserungen desselben, ohne seinen Namen zu nennen, sich angeeignet haben. Von seinem eigenen kritischen Verfahren gibt Hr. Lommatzsch S. XXVII. folgende eine gar zu hohe Vorstellung von der Schwierigkeit seiner Aufgabe erweckende Rechenschaft: „Enimvero quum Codd. Barberinus et Bodlejanus, qui, si aliquot loca exceperis, sunt praestantissimi, plerisque in locis mirum quantum consentiant, iis vero, quibus discrepant, calculum album adjiciat Cod. Reg. et si non hic Codex, Ferrarius et Perionius interpretes suffragium ferant, quum, inquam, haec ita sint comparata, non spem omnem deploravimus in difficillimo negotio absolvendo. Hinc, quando Codd. si non omnes, praestantissimos consentire animadvertimus, non dubia fide illis stare placuit. Neque tamen ita nosmet ipsi Codd. auctoritati in servitutem addiximus, ut, quum innumerabiles loci, qui correctione egerent, superessent, emendationibus tum aliorum, tum nostris, satis ut visum est, liquidis et certis, locum in textu denegaremus. Tunc autem bene memores, in scriptore recensendo, et nova cura emendando nullam religionem posse nimiam videri, diligenter lectiones discrepantes in notis indicavimus, ut, qui receptam minus probet, habeat, quo ingenio suo fruatur, et quo nos ipsos in utilitatem editionis nostrae quam celerrime erroris convincere queat." In der auf diese Weise gegebenen Uebersicht über den vorhandenen kritischen Apparat besteht der kritische Werth dieser Ausgabe. Auf diesen Standpunkt hätte sich Hr. Lommatzsch von Anfang an beschränken sollen. Bei dem raschen Eifer aber, mit welchem das Unternehmen betrieben worden zu sein scheint, mufste ihm seine kritische Aufgabe erst klarer zum Bewufstsein kommen, wovon der erste Band mehrere Belege gibt, wie überhaupt durch die S. XXXV nachträglich gemachten kritischen Bemerkungen, so besonders auch durch

Digitized by Google

ein Geständnifs, wie folgendes ist S. XXXIX: „Quemadmodum facillime fieri potuit, ut pro difficultate, qua laborat Origenis scriptorum studium, plura loca intacta a me relinquerentur, ita ex altera parte non negaverim, me juvenili aestu ablatum multa haud raro atque in hac potissimum nota (pag. 57—59) effudisse, quorum meinet ipsum jure jam poeniteat. Sed ignoscant, quaeso, lectores et judices aequi, sibique persuasum habeant, me nihil sanctius in posterum curaturum esse, quam ut haec loquacitatis specimina prorsus evitentur." Dieser löbliche Vorsatz scheint Hrn. Lommatzsch auch von der Erfüllung des Versprechens abgehalten zu haben, das er S. XXXVII in Beziehung auf die S. 18 im Texte befindliche Lücke gegeben hat: „multa licet in promtu habeam, nihil tamen h. l. judicii instar dicam, sed in prolegomenis Tom. II. praefigendis, propterea potissimum, ne si paucis tantum rem absolvissem, plus finxisse videar, quam probasse." Dagegen wird Tom. II. Proleg. S. V. VI. eine Anzahl kritischer Scholien von Hrn. D. Neander u. Tom. III. S. XVIII—XX ein neuer Nachtrag von Hrn. D. Bleek mitgetheilter kritischer Verbesserungen gegeben, in welchen allerdings das „non multa" besser beobachtet, über jene Stelle aber nichts bemerkt ist. In der Vorrede zum ersten Bande erklärt sich Hr. Lommatzsch noch weiter über sein Verfahren bei den Accenten, der Orthographie, den zusammengesetzten Partikeln, den Distinctions- und Interpunctionszeichen, und den aus dem A. und N. T. citirten Stellen und der Vergleichung derselben mit der Knapp'schen und Lachmann'schen Ausgabe des N. T., in welcher Hinsicht S. XXXV erinnert wird: „In quo tamen negotio rite absolvendo si quibus extra cancellos egrediendo, id quod facillimum est factu, castigandus videar, non tam consilio meo et voluntati meae id vitio vertant, quam juvenili aestui, frenorum his in rebus si non prorsus nescio, minus nonnunquam conscio." Die Gründe, welche Hrn. Lommatzsch zur Weglassung einer lateinischen Uebersetzung bestimmten, werden gleich anfangs S. XVI f. angegeben. Der einfache, nur nebenher bemerkte, Hauptgrund, welchen Jeder sehr natürlich finden wird, der höhere Preis der Ausgabe, hätte wohl vorangestellt werden dürfen, und statt aller übrigen genügt. Dafür führt Hr. Lommatzsch in lebhafter Declamation (Sed quis tam hospes est in graecis literis etc. — quis denique tam vecors est etc.) aus, dafs eine lateinische Uebersetzung nicht nöthig sei, und dafs zwischen den zwei vorhandenen Uebersetzungen, der des Ferrarius und der des Perionius, bei den Vorzügen und Mängeln, welche beide haben, die Wahl sehr schwer sei, obgleich nachher doch der Uebersetzung des Ferrarius der entschiedene Vorzug gegeben wird. Zum Ersatz soll neben einem genauen den einzelnen Bänden angehängten Verzeichnifs der citirten biblischen Stellen ein reichhaltiges den Sprachgebrauch des Origenes erläuterndes Glossar, das auch Hr. D. Neander in dem kurzen Vorwort als eine besondere Zierde dieser Ausgabe des Hrn. Lommatzsch, eines Schülers des Hrn. D. Winer, betrachtet, das ganze Werk schliefsen.

Die besondere Veranlassung dieser Ausgabe brachte es mit sich, dafs mit den Commentarien über das Ev. Joh. der Anfang gemacht wurde. Sie nehmen die zwei ersten Bände ein. Auf sie folgen im dritten und vierten Band die Commentare über das Ev. Matth. Der fünfte enthält den Rest derselben, hierauf die Homilien über den Lucas nebst den griechischen Fragmenten, ein Fragment über die Ap. Gesch., die Fragmente über die epist. ad Rom. und andere paulinische Briefe. Ein weiterer Band ist dem Ref. nicht zugekommen und er weifs daher nicht, wie es gegenwärtig mit diesem Unternehmen steht, er wünscht aber sehr, dafs die schön ausgestattete, durch gefälligen, correcten Druck sich empfehlende sehr brauchbare Handausgabe durch den rühmlichen Fleifs und Eifer des Hrn. Lommatzsch glücklich vollendet werden möge.

D. Baur, in Tübingen.

LVIII.

Zur Geschichte der Araber vor Muhamed von R. v. L. mit 8 *synchronistischen Tabellen und graphischen Darstellungen. Berlin,* 1836. 331 *Seiten.* 8.

Obschon der gelehrte Hr. Vf. vorliegender Schrift nicht mit Unrecht den Vorwurf gefürchtet hat, man werde es für ein abentheuerliches Unternehmen halten, die alt-arabische Sagengeschichte in einen historisch-chronologischen Zusammenhang bringen zu wollen, so hat er dennoch nicht gescheut sich dieser Aufgabe zu unterziehen, und man mufs es ihm auf jeden Fall Dank wissen, dafs er es versucht hat die vielfachen Tradi-

Digitized by Google

tionen über die Urgeschichte der Araber von Abraham bis auf Muhamed, welche in den historischen Lehrbüchern entweder ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden oder doch nur ganz kurz als Einleitung zur Entstehungsgeschichte des Islam behandelt zu werden pflegten, einmal genauer gewürdigt und in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt zu haben. Dafs diese Sagen eines bestimmten historischen Charakters entbehren, nehmlich in dem Sinne, was Geschichte an und für sich ist, wie sie sich bei den abendländischen europäischen Völkern und selbst auch bei den spätern Arabern und den übrigen westasiatischen Völkern von semitischem, indogermanischem und türkischem Stamme zeigt, ist dem Hrn. Verf. keineswegs entgangen, und abgesehen davon, dafs solche Sagen, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalte nach der Geschichte angehören und also als Grundlage der später eintretenden historischen Entfaltung nothwendig zu berücksichtigen sind, haben sie auch an sich selbst ein Interesse und können vom Standpunkt der Wissenschaft aus mit Recht darauf Anspruch machen erforscht zu werden. Mag immerhin der Gewinn für die eigentliche Geschichte aus solchen Untersuchungen sehr gering sein, so wird ihnen ihre Bedeutung in ethnographischer Beziehung immer bleiben, vornehmlich aber werden sie in religiöser Beziehung von Wichtigkeit sein, weil sich in ihnen das ursprüngliche Bewufstsein der Völker ausspricht, dessen Bewegung als Ausdruck des allgemeinen Geistes das Göttliche am unmittelbarsten offenbart, welches später durch die sinnliche Entfaltung des Lebens mehr zurückgedrängt und mannigfach umgestaltet wird.

Diese Verhältnifse bilden jedoch nicht den Hauptzweck und Inhalt dieser Untersuchungen, sondern vielmehr, wie es der Hr. Verf. ausdrücklich bemerkt, die Organisation der mannigfaltigen arabischen Stammsagen und ihre Einordnung in das synchronistische Schema der Universalgeschichte, und da bildet besonders die Herrschaft des Himjariten oder Hamjariten (Homeriten) Reiches im Lande Jemen, welches sich daselbst an zwei Jahrtausende behauptet haben soll, bis die gesammte arabische Völker- und Geisteswelt durch das Auftreten Muhameds und die Verbreitung des Islam umgekehrt ward, den Hauptmittelpunkt. Denn grade in dieser Beziehung stimmt der Hr. Verf. mit den frühern deutschen, französischen und englischen Gelehrten, welche diese Verhältnifse uns zuerst aus den arabischen Quellen aufgeschlossen haben und sie zu ordnen bemüht gewesen sind, wenig überein. Auch darf diefs wohl nicht als auffallend erscheinen, wenn man erwägt, dafs es hier nicht darauf ankam, blos einzelne Ueberlieferungen über die Stammverhältnisse der ältesten Araber und über das alte Himjariten Reich in ihren gehörigen Zusammenhang zu bringen, wo nach gewissen Voraussetzungen die Sache sich leicht festzustellen scheint, als vielmehr den ganzen Umfang des Ueberlieferten, soweit derselbe bis jetzt zugänglich ist, zum umfassen und organisch zu ordnen, wo dann natürlich ganz andere Schwierigkeiten eintreten werden, und manches eine ganz andere Stellung und Inhalt bekommt, was früher durchaus fest zu stehen schien, während wieder anderes, was früher ganz haltungslos und unbrauchbar erschien, nun durch seine Beziehung auf anderweitige Andeutungen erst sein rechtes Licht und seine Bedeutung erhält. Und da kann man nicht umhin dem mühsamen Fleifse, der Sorgfalt und dem Scharfsinn des Hrn. Verfs. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er es auch andern erleichtert hat sich mit gröfserer Sicherheit in das dunkle Sagengewirr der altarabischen Geschichte hineinwagen zu können, aber wir dürfen dabei auch nicht verhehlen, dafs für diesen Zweck noch mehr hätte gethan werden können und müssen. Wenn es nehmlich dem Hrn. Verf. gefallen hätte diese Schrift in einer andern Form zu geben, so dafs das Ganze in einer zusammenhängenden einfachen Entwickelung und nicht in solcher aphoristischen Gestalt erschienen wäre, wo man meistens durch die blofse Zusammenstellung der verschiedenen Excerpte in den respektiven Sprachen der verschiedenen Berichterstatter mehr an eine Kollektaneensammlung für eine anderweitige Bearbeitung als an eine wirkliche Behandlung des Gegenstandes selbst erinnert wird, so würde sich dieses Buch gewifs noch einer weit allgemeinern Theilnahme zu erfreuen haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Zur Geschichte der Araber vor Muhamed von R. v. L.

(Schlufs.)

Denn da jedes Excerpt aus einem andern Werke einen andern bestimmten Zusammenhang voraussetzt, und man sich in diesen erst hineinzufinden hat, so mufs bei der Zusammenstellung längerer und zwar in verschiedenen Sprachen gegebener Excerpte der innere Faden des Gedankenzusammenhanges immer verloren gehen, indem man bei jeder Stelle von vorn als etwas selbstständigem anzufangen hat, um den Zusammenhang sich nachher erst selbst zu geben, was man jedoch billigerweise von dem Autor, den man in seinem Gedankenzusammenhange folgen will, mit Recht schon fordern kann. Den Charakter einer noch zu bearbeitenden Materialiensammlung trägt dies Buch auch darin noch besonders, dafs am Schlufse der Hauptabhandlung verschiedene untergeordnete Abhandlungen angefügt sind, die zwar alle in einer gewissen Beziehung zu dem Hauptgegenstande stehen, denen aber doch wegen eben dieses Charakters des isolirten das für die Wissenschaft befruchtende Element fehlt, welches sie durch eine organische Verbindung mit den ihnen verwandten Verhältnissen unstreitig erhalten würden.

Doch nehmen wir die Gabe, wie sie der Hr. Verf. uns dargeboten hat und folgen dem Hauptgange seiner Darstellung der chronologischen Verhältnisse des Himjariten Reiches und der sich daran anschliefsenden arabischen Stammverhältnisse, welchen eine kurze Kritik der abendländischen Quellenschriftsteller, denen wir die Aufdeckung eines Theiles des Schatzes der arabischen Litteratur verdanken, voraufgeschickt ist. Auf ungefähr anderthalb hundert Seiten, von S. 41 bis 196, ist die Geschichte der Araber vor Muhamed in vier Perioden behandelt, wovon die erste bezeichnet ist als von Noah bis zur Wanderung Jakobs nach Aegypten gehend.

Nach einigen Vorbemerkungen über den Namen der Araber, über die Natur des Landes und Volkes und seine Sprache und über die schriftlichen Denkmale der arabischen Vorzeit wird das System der semitischen Stämme behandelt, wobei der Hr. Verf. gleich von vorn herein die nach dem Pentateuch von Sem abgeleiteten Zweige als Semiten oder als Glieder desjenigen Volks- und Sprachstammes, den die neuere Wissenschaft den semitischen zu nennen pflegt, voraussetzt, und diese nach Sprache und Abstammung völlig von den Hamiten unterscheidet, obschon bei diesem Gebrauche die beiden Namen in einem sehr verschiedenen Sinne gebraucht werden. Wenn daher der Hr. Verf. bemerkt, dafs einige hamitische Zweige wie die Cananiten später nach Sprache und Charakter ganz zu Semiten geworden seien, so ist dies offenbar eine Uebertragung der philologischen Bedeutung dieses Wortes auf dasselbe als Patronymicon, und da von demselben selbst zugegeben wird, dafs die Namen der bekannten Völkertafel durchaus nicht etwa blos Individuen bezeichnen, sondern gröfstentheils einen geographischen und ethnographischen Gehalt haben, so kann sich die wissenschaftliche Erforschung jenes Sprach- und Völkerstammes keineswegs durch jene Organisation in der Völkertafel leiten lassen, sondern nur durch die sonst schon gewonnenen Resultate der Wissenschaft. Denn so wenig es sich darthun läfst, dafs die unter dem allgemeinen Namen Sem gruppirten Völker in ihren verschiedenen Gebieten dem semitischen Sprachstamm angehörten, was auch immerhin die spätern arabischen Sagen angeben mögen, eben so wenig ist zu bezweifeln, dafs mehrere der unter dem Namen Ham gruppirten Völker jenem Sprachstamm von Anfang an zugehörten. Bei der Verbreitung der verschiedenen semitischen Stämme von dem gemeinsamen

Digitized by Google

problematischen Vaterlande derselben auf dem Centralplateau von Westasien nach Süden und bis nach Arabien hinein glaubt der Hr. Verf. drei Zeiträume oder Entwickelungsstufen des Völkerlebens vor dem eigentlichen Beginn des historisch-politischen Lebens annehmen zu müssen, nehmlich die Zeit der unmittelbaren natürlichen Einheit der westasiatischen und vornehmlich der semitischen Stämme von Sem bis auf Peleg, dann die Zeit Pelegs oder die grofse Völkerbewegung und die Wanderungen der Stämme nach Süden und Westen bis zu den Meeresgrenzen des asiatischen Orientes, und drittens die Zeit von Peleg bis auf die hebräischen Erzväter oder die letzten Wanderungen der semitischen Stämme von Ost nach West, die Verbreitung der zahlreichen kleinen von Abraham und Tharah abgeleiteten Völkerschaften über Canaan und die angrenzenden Gebiete, und dies führt dann zur nähern Betrachtung der dreifachen Population des arabischen Landes, nehmlich der Baida, Ariba und Mostariba. Die erstern bezeichnen die alten erloschenen Urstämme Arabiens, welche als titanische und gigantische Geschlechter aus der Zeit vor der grofsen Fluth in der altarabischen Sage auf dieselbe Weise auftreten, wie in den hebräischen Sagen die Riesengeschlechter in Canaan, die als Antedeluvianer neben dem jüngern Menschengeschlechte erscheinen. Die zweiten, die Bewohner des südlichen Arabien in der mehr historischen Zeit im Lande Jemen, kommen hier vornehmlich in Betracht, da unter ihren Stämmen das merkwürdige sabäische Reich der Himjariten aufgeblüht ist, dessen Geschichte in Verbindung mit den nordarabischen Stämmen, den gemischten Arabern oder Beduinen, in chronologischer Beziehung den Mittelpunkt der Untersuchungen hier abgiebt.

Diese beginnen nun in dem Abschnitt der zweiten Periode, welche bezeichnet ist von Abdol Schems Saba bis auf Christi Geburt. Denn unter den verschiedenen echtarabischen Stämmen von Ardel Jemen, welche von Pelegs Bruder Joktan oder Kahtan bei den Arabern abgeleitet werden, deren Namen bei den arabischen Autoren aber keineswegs mit denen bei den hebräischen Berichterstattern übereinstimmen, bildete sich eine mächtige Herrschaft aus, welche von Abdol Schems Sohn dem Arandschidsch, genannt Hamjar d. h. der rothe, ihrem Begründer, das Himjariten Reich genannt wird, und welche abgesehen von den verschiedenen Angaben über ihre Dauer doch gegen zwei Jahrtausende bestanden zu haben scheint. Da nun die Reihenfolge der Herrscher daselbst sehr unvollständig, zum Theil sehr verschieden von den verschiedenen Berichterstattern angegeben wird, so bleibt, wie der Hr. Verf. mit Recht bemerkt, bei dem Versuch einer chronologischen Konstruktion kein anderes Mittel vorläufig übrig als vermittelst der von den Autoren namhaft gemachten Synchronismen sich einige allgemeine Haltpunkte zu bilden, und sodann zuzusehen, was sich von den einzelnen Zeitangaben derselben nach verständigen Voraussetzungen als weiterer Anhalt noch gebrauchen läfst.

Unter den verschiedenen Orientirungspunkten in diesem Zeitraum treten besonders hervor die Königin Balkis als Gemahlinn des jüdischen Königs Salomon und der Fürst Dhu Habschan als Zeitgenosse von Alexander dem Grofsen, also zwei festere chronologische Punkte oder die Jahre 1000 und 300 a. Ch. Von dem erstern Punkte wird nun aufwärts bestimmt die Zeit des Himjar, des Begründers der sabäischen Herrschaft in Jemen im 20. Jahrhundert, und des grofsen Helden Hareth al Rajisch, welchen man in dem bei den Alten als Kampfgenossen des Ninus genannten Ariaeus wiederzufinden glaubte, in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die scharfsinnigen Kombinationen und Berechnungen des Hrn. Verfs., welchen wir hier nicht im einzelnen nachzugehen haben, verdienen in der That alle Aufmerksamkeit, und wenn auch manche Berechnungen ziemlich gewagt sein sollten, und wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dafs sich die verschiedenen Ueberlieferungen niemals in eine gemeinsame Konstruktion vollständig werden vereinigen lassen, so ist doch hier (vergl. besonders S. 109) alles geleistet worden, was bei dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft durch fleifsige, scharfsinnige Zusammenstellung erreicht werden kann. Denn gleich dem heutigen in politischer Beziehung vielfach getheilten Arabien war auch die altsabäische Herrschaft in Jemen selten eine in sich einige, und im allgemeinen läfst sich der hiesige historische Entwickelungsgang ohne immanente Entfaltung, was doch das eigentliche Wesen der Geschichte bildet, mit der geschichtslosen Geschichte Chinas vergleichen, so wie denn auch die gelehrten brittischen Orientalisten in Indien nicht mit Unrecht die Araber die Chinesen des westlichen Orients

Digitized by Google

haben nennen müssen. Die politische Substanz ist in einem beständigen Oscilliren begriffen zwischen dem Zurücknehmen in die indifferente Einheit und dem Zerfallen in ihre blos accidentellen Momente, und dies ist dann auch der Grund, dafs hier die verschiedenen Herrschertitel Tobba, Kail und Dhu erscheinen, welche, so weit Ref. der arabischen Sprache kundig ist, eben dasselbe wie die in der spätern arabischen Geschichte vorkommenden Titel Chalif, Amir und Sultan oder Scheich bezeichnen, und mit welchen Titeln theils einzelne Herrscher, theils ganze Dynastien der verschiedenen sabäischen Reiche in Jemen bezeichnet werden, jenachdem sie durch ihr bedeutenderes Hervortreten mehr oder weniger als Repräsentanten des Ganzen erscheinen. Der Hr. Verf. hat diese Verhältnisse in einer Abhandlung im Anhange dieses Buches noch einer besondern Betrachtung unterworfen.

Die dritte Periode umfafst sodann die Zeit von Christi Geburt bis zur Eroberung von Jemen durch die Aethiopen, und wenn auch die Berichte hier noch ziemlich mangelhaft bleiben, so tritt doch der Vortheil ein, dafs bei der gröfsern Berührung arabischer Stämme mit dem jüngern Parsenreiche auf dem Hochlande von Iran und bei der Beziehung der arabischen Autoren darauf sich die chronologischen Bestimmungen über die arabischen Joktaniden, die persischen Sassaniden und auch die Byzantiner in einen erträglichen Zusammenhang bringen lassen. Leider tritt aber dabei der üble Umstand ein, dafs die Sassaniden-Dynastie selbst noch der gehörigen chronologischen Sicherheit entbehrt, und dafs man bei der Ordnung derselben selbst wieder auf die arabischen Traditionen Rücksicht zu nehmen hat, da bekanntlich die byzantinischen Angaben darüber nicht ausreichen. Das Hauptereignifs nehmlich in dieser Zeit, welches auf die Gestaltung des politischen Lebens der Araber von dem gröfsten Einflufs war, ist die sogenannte Fluth Seil al Arim oder der Durchbruch der Gewässer durch die Dämme bei Mareb im Lande Saba. Es ist hier dieser Begebenheit eine eigene Abhandlung gewidmet, welche aus der Beleuchtung der verschiedenen Angaben darüber rücksichtlich des Lokales der Begebenheit, der sie begleitenden Umstände, so wie der Zeit, die nach Reiske in den Anfang des ersten Jahrhunderts, nach de Sacy aber in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geburt fallt, den noch immer sagenhaften Charakter derselben am besten erkennen läfst. Und doch war diese Begebenheit in näherer oder fernerer Beziehung eine Hauptveranlassung, welche die joktanitischen Araber nach Norden in die Wüste trieb, sie mit den ismaelitischen Stammgenossen vornehmlich zu Mekka in Verbindung brachte und verschiedene Stämme bis zu den Grenzen von Iran und Rum trieb, wo sie in gröfserer oder geringerer Abhängigkeit von den persischen und byzantinischen Kaisern kleine Herrschaften gründeten. Wie schwierig also auch hier die synchronistische Ordnung der verschiedenen Genealogien im Himjaritenreiche, namentlich die genauere Bestimmung und Einordnung der letzten Tobbas bleibt, erhellt von selbst. Ein genaueres Eingehen auf die Einzelheiten, wo es der Hr. Vf. unter den neuern Bearbeitern dieser Periode der arabischen Geschichte besonders mit de Sacy zu thun hat, ist natürlich nicht möglich, da es zum Theil auf Berechnung numerischer Verhältnisse ankommt, welche durch einige Andeutungen noch abstrakter werden würden als sie schon an sich sind.

Es scheint als wenn die Berührung des politischen Lebens in diesem südarabischen Lande, auf den von Wasser- und Sandmeeren rings umsäumten Tafelhöhen von Nedsched, mit dem politischen Leben des asiatischen Orients auf dem Plateau von Iran und mit dem des afrikanischen Südens auf dem Plateau von Habesch jenes Leben selbst in Schwanken, Zerrissenheit und Verfall gebracht habe, wozu das Eindringen fremdartiger Religionen vornehmlich der christlichen und jüdischen noch mehr beitragen mufste. Die sich daraus ergebenden Kämpfe im Innern des alten Himjaritenreiches, der Umsturz desselben und die Begründung fremder Herrschaften in Jemen durch die Herrscher von Iran und von Habesch, bis mit der theilweisen Vernichtung und theilweisen Verschmelzung der alt-arabischen, persischen, jüdischen und christlichen Religion sich durch den Propheten die jüngste Religion des Orients erhob, vom fünften bis zum siebenten Jahrhundert, bezeichnen dann den Umfang der vierten oder letzten Periode, die von Dhu Nowas, dem jüdischen Christenverfolger, bis Muhamed reicht. Eine gröfsere Verarbeitung des hier mehr äufserlich zusammengestellten Materials würde grade für diese letzte sehr interessante Zeit der ältern arabischen Geschichte sehr wünschenswerth gewesen sein.

Die Beziehung dieser arabischen Welt in Jemen auf

Digitized by Google

Nedsched zu Iran und Habesch hat dem Hrn. Vf. nun Gelegenheit zu mehrern sehr sorgfältigen Exkursen gegeben, welche unstreitig jedem spätern Bearbeiter dieser historischen Parthieen nicht unerhebliche Dienste leisten werden, wenn gleich sie auch in der hier mitgetheilten Form wenig annehmlich sein sollten. Einmal erfolgt eine ausführliche Abhandlung über die Epochen, Aera und Series der Sassaniden, deren Geschichte, obschon in vielfacher Beziehung so wichtig, auch abgesehen von den chronologischen Verhältnissen noch sehr im Argen liegt und wohl einer nähern Berücksichtigung verdiente. Welche Schwierigkeit es überdies habe die Nachrichten und chronologischen Bestimmungen über die Herrschaften in Armenien und Persien in der Arsaciden- und Sassanidenzeit, welche wir bei den gleichzeitigen abendländischen Historikern finden, mit denen der morgenländischen Autoren in Uebereinstimmung zu bringen, sieht man hier wieder an dem aus dem Armenischen des Tschamtschean mitgetheilten Verzeichnifs der Könige jener beiden Dynastien. Ferner erfolgen hier verschiedene Collektaneen zur Geschichte der Negusche von Habesch aus ältern und neuern Quellen, insofern sie mit der Geschichte des Himjaritenreiches in Jemen in Verbindung stehen. Zu gröfserer Verdeutlichung und Erläuterung der schwierigen genealogischen und synchronistischen Verhältnisse sind dem Buche an fünf grofse Tabellen zugefügt, welche den Fleifs und die Sorgfalt des Hrn. Verfs. bei der Abfassung dieser ganzen Arbeit aufs Beste beurkunden.

Ferdinand Müller.

LIX.

Untersuchungen über die äussern Kiemen der Embryonen von Rochen und Hayen, ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der der Abtheilung der Knorpelfische angehörenden Plagiostomen, von Dr. Friedr. Sigism. Leuckart, mit fünf lithograph. Tafeln. Stuttgard, 1836. *Bei Rieger et Comp.* (*VI*, 44.).

Bei den Embryonen von Hayfischen und Rochen hängen aus den Kiemenöffnungen häutige, einfache (ungetheilte) und mehr oder weniger lange bandartige Fäden (Cilia) hervor, die als Verlängerungen der leistenartigen Hautblättchen erscheinen, welche an den Scheidewänden (Kiemen) der Kiemenhöhle dieser Fische quer verlaufen. Besitzt der Embryo Spritzlöcher, so ragen auch aus ihnen solche Fäden hervor. Allem Anscheine nach nehmen sie schon frühe ihre Entstehung, sind um die Mitte des Fruchtlebens absolut und relativ am gröfsten, und verschwinden vor Ablauf desselben, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen. Wie Leuckart in seiner Schrift näher nachweist, waren Alex. Monro und Bloch die Ersten, die diese Theile beschrieben und abbildeten: später gaben Rudolphi, J. Macartney, H. Rathke, Thomson, John Davy und J. Fr. Meckel Beiträge zur Kenntnifs derselben. Mehr aber, als irgend einer von jenen Gelehrten, hatte der Verf. Gelegenheit, dieselben untersuchen zu können, indem sich ihm damit versehene Embryonen von Squalus Acanthias L., Sq. Carcharias L., Zygaena Tiburo Cuv., Torpedo marmorata Risso, und einer Raja, die entweder Raja Rubus L., oder eine verwandte Art war, darboten. Die Gelegenheit benutzend, hat nun der Verfasser zuvorderst die bei diesen Embryonen vorgefundenen Cilien sehr ausführlich und mit grofser Genauigkeit beschrieben, darauf aber die Resultate eigner und fremder Untersuchungen zusammengestellt, und mehrere sehr interessante Folgerungen aus ihnen gezogen. Die vorzüglichsten von diesen Folgerungen sind, in der Kürze angegeben, nachstehende: 1) bis jetzt sind Cilien nur bei lebendig gebärenden Plagiostomen gefunden worden, und es fragt sich daher, ob sie jemals bei den eierlegenden vorkommen *); 2) die Cilien verschwinden durch Resorption; 3) sie gehen bei einigen Arten nur allein von der vordern Seite, bei andern dagegen (Sq. Carcharias und Zygaena Tiburo) von beiden Seiten der Kiemen aus; 4) sie kommen bei den Rochen in viel geringerer Zahl, als bei den Hayen vor; 5) sie dienen zur Aufnahme des Sauerstoffes, der in der gallertartigen Flüssigkeit enthalten ist, welche den Embryo zunächst umgiebt. (Durch welche Theile athmet denn aber der Embryo in der letztern Zeit des Fruchtlebens, wenn die Cilien schon ganz verschwunden sind, zu einer Zeit also, da er noch mehr Sauerstoff bedarf, als früher? Nimmt er dann etwa jene gallertartige Flüssigkeit durch den Mund auf, und läfst sie durch die Kiemenhöhlen abfliefsen? Findet ein solcher Prozefs vielleicht auch bei denjenigen Gräthenfischen — z. B. den Syngnathen und dem Blennius viviparus — statt, welche lebendige Junge gebären, und deren Früchte lange vor der Geburt die Eihüllen zersprengen und dann in eine sie umgebende wässrige eiweifsstoffhaltige Flüssigkeit zu liegen kommen? Oder erfolgt die Athmung dann hauptsächlich durch die Haut? Diefs sind Fragen, die noch ihre Lösung erwarten. Dafs übrigens aber jene den Embryo umgebende Flüssigkeit von dem gröfsten Einflusse auf die Athmung desselben sein mufs, geht daraus hervor, dafs der Embryo nach dem Tode der Mutter sehr bald abstirbt.) 6) Dicht an den Rändern der aus der Kiemenhöhle hervorragenden Cilien verläuft ein einfaches, eine lange Schlinge bildendes Gefäfs, dessen eine Hälfte die Bedeutung einer Arterie, die andere aber die Bedeutung einer Vene hat. 7) Es verschwinden die Cilien der Kiemenhöhlen später, als die der Spritzlöcher. 8) Die beschriebenen Kiemenfäden haben in Hinsicht ihrer Funktion und Organisation manche Aehnlichkeit mit den Athemwerkzeugen der Sabellen und Serpalen, desgleichen mit den äussern temporären Kiemen der salamander- und froschartigen Amphibien.

Gelegentlich sind in dem Werke noch manche auf eigne Untersuchungen begründete Bemerkungen mitgetheilt worden über die Athemwerkzeuge der Squilla Mantis und der Arenicola clavata, ferner über den Dottersack, die Vasa omphalomesenterica, und einige andere Theile des Squalus Acanthias, wie auch über den wundersamen, mit einer sehr grofsen Anzahl von kleinen kolbigen, dichten, und gefäfsreichen Anhängseln versehenen Dotterstrang der Zygaena Tiburo.

Papier und Druck sind gut, und auch die lithographirten Tafeln sind zu loben.

H. Rathke.

*) Auch bei Gräthenfischen sind sie bis jetzt nicht gefunden worden: die einmal gelegentlich gemachte Angabe des Rec., dafs er sie auch bei einem Schwerdfisch gesehen hätte, beruht auf einem Schreibfehler, indem statt Schwerdfisch stehen sollte Sägefisch.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

LX.

Traité des droits d'usufruit, d'usage, d'habitation et de superficie. Par M. Proud'hon, doyen de la faculté de droit de Dijon, Bâtonier de l'ordre du Avocats de cette Ville, Correspondant de l'Institut. 9 Vol. Dijon, 1823—1827. 8.

Die Geschichte des Code Napoleon ist bekannt und somit, wenigstens im Ganzen, die äufsere Geschichte des neusten französischen Civilrechts. Wir sagen: *im Ganzen*, denn freilich bestehet neben dem Code noch eine beträchtliche Zahl civilrechtlicher Gesetze, die seit der Revolution vom Jahr VIII (1802) datiren; derjenigen nicht zu gedenken, die seit der letzten Revision des Code (1807) diesen selbst wieder modificirt haben *). Die dogmatische Behandlung der Rechtswissenschaft ward bekanntlich im Anfange durch die Napoleonschen Codificationen eher gehindert als gefördert. Unter den Schriftstellern, die sich in derselben am meisten ausgezeichnet und noch auszeichnen (Hr. Proud'hon gab noch erst 1835 einen grofsen Tractat: du Domaine public heraus), nimmt der Verf. des Traité des droits d'usufruit etc. eine bedeutende Stelle ein. Zwar ist seine Darstellung nicht wie die neuern Werke Hrn. Troplong's (traité de la Vente, Tr. des hypothèques, Tr. de la Préscription) durch geschichtliche Erläuterungen interessant, allein ohne die Rechtsgeschichte ganz zu beseitigen, beweist er sich so gründlich und klar, dafs seine Arbeiten die gröfste Achtung verdienen. Dafs oben bezeichnetes Werk 9 Bände begreift, ein Umstand, der demselben in Frankreich oft zum Vorwurf gemacht wird, dies, glauben wir, würde ihm in Deutschland, wenn er da bekannt wäre, eher zum Lobe gereichen, denn diese Bändezahl hat keineswegs Weitschweifigkeit im Style zur Ursache, sondern lediglich den Reichthum an Materie und die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit des Autors. Nicht nur hat derselbe das droit d'usufruit, das droit d'usage und das droit d'habitation, insofern der Code Civil sich mit denselben beschäftigt, abgehandelt, sondern er hat auch das droit d'usage dans les bois et forêts (Beholzungsrecht), Rücksichts welches der Code Civil bekanntlich (a. 636) an Particulargesetze verwies, gründlich erläutert. Wahr ists, man könnte, wollte man rücksichtlich der Methode äufserst strenge sein, mit einigem Rechte sagen, dafs der Verf. alle verschiedenen Seiten, auf welchen sein Gegenstand die anderen Rechtsgegenstände berührte, mit einer Sorgfalt miterläutert, die sehr grofs genannt werden kann; allein das gehörige Maafs ist denn doch nicht überschritten, und dann waren gewisse wichtige Rechtsbegriffe schon seit so langer Zeit in Frankreich unerläutert und unbearbeitet geblieben, dafs Hr. Proud'hon durch jene Sorgfalt seinem stehenden juristischen Publicum einen grofsen Dienst erwiesen hat. Schade ists, dafs das Buch nicht erst *nach* dem Code forestier erschien; es scheint der Verf. hatte wenig Glauben daran, dafs das schon im Jahr 1825 den Kammern mitgetheilte Project eines Code forestier zu einem Gesetz führen würde und freilich hatte man Beispiele von noch längeren Verzögerungen, als die, welche dieser

*) Die Revision von 1807, die bekanntlich dem Code Civil des Français den Namen Code Napoleon gab (den er 1814 verlor und 1830 wieder erhielt), führte oder eigentlich schwärzte in denselben die Substitutionen (die fideicommissarischen) ein (a. 896), eine Verfügung die das Gesetz vom 17. Mai 1827 noch weiter ausdehnte und ein neustes Gesetz (vom 12. Mai 1835) rücksichtlich der Majorate wieder abschaffte. Die durch den Code Civil erlaubte Ehescheidung ward durch ein Gesetz von 1816 verboten und ist es auch geblieben. Unter den zahlreichen Beigesetzen zum Code Civil wollen wir hier nur anführen die Gesetze über den Lehrlingscontract (1801), über die Minen (1810), über die Fischerei (1829); den Code forestier (1827).

Digitized by Google

Code erlitten. Gleichwohl hat der Code forestier das Beholzungsrecht in mehreren wesentlichen Punkten und, natürlicher Weise, bis auf einen gewissen Punkt, retroactiv, näher bestimmt, so dafs bei praktischer Benutzung des Tractats darauf Rücksicht genommen werden mufs.

Wenn, was nicht unmöglich, die politische Meinung eines Rechtsautoren einigen Aufschlufs über seine Ansichten in gewissen Materien geben kann, so mag es ausgesprochen sein, dafs Hr. Proud'hon ein Freund der Revolution von 1789 ist und dafs er dem Feudalsystem durchaus abhold. Diese seine Gesinnung zeigt sich denn auch bei der Auflösung aller der Rechtsfragen, bei welchen historische und politische Elemente mitunterlaufen. Also, dies gleich durch ein Beispiel zu erläutern, geht er, um eine Interpretationsregel für die Frage zu geben: zu wessen Gunsten, der Gemeinde, die auf in ihrem Bann gelegene Waldungen ein Beholzungsrecht anspricht, oder des Eigenthümers der Waldungen, soll im Zweifel entschieden werden? von der Idee aus, dafs zur Zeit der Besetzung Galliens durch die germanischen Völker die Gemeinden das Eigenthum jener Waldungen hatten und dafs, wenn eine Gemeinde heute blos ein Beholzungsrecht behauptet, so soll dieses Recht derselben so weit als möglich (d. h. ohne das Eigenthum des nunmehrigen Eigenthümers ganz aufzuheben) gestattet werden (Tom. VI. p. 485).

Es mag nun, die Methode des Verfs. von mehr als einer Seite zu charakterisiren, zweckmäfsig sein, zu sagen, auf welche Art er seine Lehrsätze begründet. Da er das jetzt geltende französische Civilrecht erläutern wollte, so mufste er natürlich den Code Civil und dessen Nebengesetze, so wie auch die alten königlichen Ordonnanzen, die bekanntlich Gesetzeskraft hatten und, insofern sie nicht abrogirt sind, noch haben, als gesetzliche Autoritäten anführen; allein auch das römische Recht führt er sehr oft als eine solche an; er gibt natürlicher Weise als Grund davon an, dafs „die Verff. des Code Civil selbst tief in dieser Quelle „geschöpft, und dafs er also seinerseits darin einen „ganz passenden Commentar über viele Punkte des „neuen Gesetzes habe finden müssen." Er setzt hieher, dafs er es zugleich für Pflicht gehalten, unter den römischen Gesetzen diejenigen zu bezeichnen, welche, „*da sie den Stempel der altrömischen Formeln tru-* „*gen*, unserm Processe ganz fremd und zu subtil sind, „als dafs sie als geschriebene Vernunft (raison écrite) „könnten citirt werden." Dies mag allenfalls so hingehen. Aber Etwas, was der Verf. zu bemerken vergessen, mufs bei seinen Aufführungen römischer Gesetze nicht aufser Acht gelassen werden, nämlich, dafs die römischen Autoritäten durch das Gesetz vom 30. Ventose XII. (1804) ihre eigentliche Gesetzeskraft verloren haben und eben nur noch als raison écrite von den Tribunalien, im Abgang wirklicher Gesetzesbestimmungen befolgt werden können, dafs also z. B. kein Cassationsgesuch auf die Verletzung der römischen Gesetze in der Materie des usufruit, des usage und der habitation gegründet werden könnte. Wir setzen absichtlich nicht die Superficie hinzu, die (wie aus dem Titel des Werks erhellt) der Verf. neben jene Rechtsverhältnisse stellt, weil der Code Napoleon von der Superficie ganz schweigt. Wir werden in der Folge sehen, wie der Verf. seine Lehre über diesen Gegenstand begründet.

In der Benutzung einer andern Quelle von *Autoritäten*, wenn man sie so nennen kann, nämlich der Urthelsprüche (arrêts) der Obergerichtshöfe, ist, was ihm zum grofsen Lobe gereicht, Hr. Proud'hon sehr mäfsig. Er theilt die Ansicht derer nicht die da meinen, dafs Urthelsprüche die Gesetze suppliren oder auch nur auf eine sichre Art (für etwas anders nämlich als zum Behuf der Beendigung des vorliegenden Rechtsstreites) interpretiren können; vielmehr sieht er es mit Recht als ein Zeichen des Verfalls der Rechtswissenschaft an, wenn die Sucht einreifst (man kann, was dato einzureifsen droht, so nennen), sich à coups d'arrêts zu bekämpfen. Es soll, sagt man, schon dahin gekommen sein, dafs es dem pariser Gerichtshof (cour Royale) für unpassend gilt, in gelehrte Rechtsdeductionen einzugehen; das Factum darstellen und denn arrêts anführen und discutiren, dies soll da die wahre Rechtsvertheidigungsart sein. Die Sache bleibt absurd, wenn man auch an die sogenannte Jurisprudence der Arrêts der alten Parlamente denkt. Diese Corps waren permanent im eigentlichsten Sinn, sie setzten sich durch Erblichkeit fort, sie bildeten einen Stand; sie nahmen Theil an der gesetzgebenden Gewalt, theils durch das ordentlicherweise für nothwendig angesehene *enregistrement* der königlichen Ordonnanzen, theils durch die Ausübung des Rechts allgemein (d. h. im

Digitized by Google

Gerichtssprengel) gültige arrêts de reglement zu machen. In solchen Umständen konnte wohl eine *Jurisprudence des arrêt*, eine *rerum perpetuo similiter judicatarum auctoritas* sich bilden; und doch wie willkommen waren nicht den Parlamenten selbst gelehrte Deductionen, sei's dafs sie in mémoires und plaidoyers sich zeigten, sei's dafs sie in Schriften erschienen.

Wir gehen nun zur allgemeinen Darstellung der Arbeit des Verfs. über. Sie zerfällt in eine Reihe sich beigeordneter Capitel; eine systematische Anordnung hat Hr. Proud'hon für verwirrend und demnach für unmöglich gehalten. Wir sind zwar nicht ganz dieser Meinung, glauben aber sagen zu können, dafs seine Darstellung dadurch nicht viel an Klarheit verloren, dafs sie nicht systematischere Eintheilungen befolgt; zu einigen Wiederhohlungen hat dies freilich Anlafs gegeben. Die vier ersten Capitel handeln von der Natur des usufruit im Allgemeinen. Die durch den Code Civil (a. 578) gegebene Definition ist diese: der usufruit ist das Recht, die Sachen, deren Eigenthum einem Andern gehört, wie dieser Eigenthümer selbst zu geniefsen, unter der Bedingung jedoch, deren Substanz zu erhalten. Natürlich kommt der Verf. mit seinem nach Heineccischer Art aufgeführten Commentar dieser Definition nicht weit und ist daher genöthigt tiefer einzudringen. Die Definition ist um desto unzulänglicher, als der Code den usufruit, den usus und die habitatio von den Servituten getrennt aufstellt und den Nahmen Servitut blos den Realservituten gibt; der Nahme Personalservitut schien auch noch 1803 übelklingend.

Um einen genauern Begriff vom usufruit zu geben, vergleicht ihn Hr. Proud'hon unter andern mit den verschiedenen Rechtsinstituten, mit denen er etwas ähnliches hat, als z. B. mit dem legatum annuum (wo er durchaus nur die Pandecten anführt), der Antichrese, der Lehnung.

Die Natur des Besitzes des usufructus wird gut erklärt; der usufructuar habe nur den natürlichen Besitz der Sache selbst, aber den Civilbesitz (quasi possessio) der unkörperlichen Sache, in der sein Recht besteht und die von ihrem körperlichen Substratum unzertrennlich; die l. 6. §. 2. de precario nimmt er so (I, 25.) als ob überhaupt bei dem precarium kein Besitz von Rechtswegen überging.

Zum Behuf der Erläuterung der Eintheilung des usufruit in usufruit legal und usufruit conventionnel (a. §. 79. ll.), zu welchem letztem, sonderbar genug, auch der durch einen letzten Willen gegründete gezählt ist, werden (I. 143) die verschiedenen Arten des usufruit legal aufgeführt. Darunter figurirt nun auch der Genufs, der aus dem factum der Ehe zu Gunsten der Gütergemeinschaft entspringt und welcher die Früchte der jedem der Ehegatten eigen gebliebenen Güter zum Gegenstande hatte. Ebenso soll, wenn das Dotalsystem stipulirt worden, der Genufs der dem Manne auf den fundus dotalis zusteht, ein usufruit sein. In diesen beiden Behauptungen ist Hrn. Proudhon von Hrn. Toullier (le droit français, T. XII et XIV) widersprochen worden; nicht weniger von Hrn. Troplong (Tr. de la Préscript. T. II.), und freilich kann die erstre wenig Grund darin finden, dafs der Verf. die Gütergemeinschaft als eine Art von moralischen Person aufstellt. Der Geist des deutschen Mundiums hatte sich in den französischen Coutumes erhalten und das Studium des römischen Rechts hatte demselben nichts nehmen können, da dieses, obgleich in etwas anderm Sinne, den Mann als dominus der dos ansah. Man weifs wie gern auch in den sogenannten pays contumiers römische Ansichten mit den landesüblichen verschmolzen wurden. Auch sagt der alte Loyseau: Comme tous les maris (par les Coûtumes) ont puissance sur la personne de leurs femmes, ainsi l'ont-ils à plus forte raison sur leurs biens, de sorte qu'en France ils sont seigneurs indistinctement de tous les biens de la femme, ne plus ne moins que les maris, au droit romain, étaient seigneurs de la dot. Was die den Besitz der dos betreffende Meinung betrifft, so lassen sich freilich gewichtige Gründe anführen um die Idee zu verhüllen, dafs der Code Civil dem Geist des römischen Rechts, der schon durch die jurisprudence der Parlamente des pays de droit écrit sehr geschwächt worden war, habe huldigen wollen.

In den fünf folgenden Capiteln handelt Hr. Proudhon nach einander von den verschiedenen Arten des legalen usufruit, nämlich von dem *väterlichen usufruit*, d. i. demjenigen Genufs des Vermögens der Kinder, der dem Vater und, in dessen Ermangelung, der Mutter, als eine Folge der väterlichen Gewalt, zusteht. Offenbar hat hier der Code unter dem Nahmen jouissance (usufruit ist nicht ausgesprochen) einen Compromifs zwischen dem droit écrit und dem droit coutumier treffen wollen; im Ganzen stellt sich diese juis-

Digitized by Google

sance eher als ein accessorium der väterlichen Gewalt dar; auch enthält der Code keine Verfügung, woraus hervorginge, dafs diese jouissance eine Realaction gegen Dritte gebe (dafs sie im Artikel 601 usufruit legal genannt wird, ist eigentlich zufällig).

Dafs der Verf. nach dem usufruit paternel das donaire (dotalitium, Leibgeding, nicht Wittum) aufführt, mag gewissermafsen in Erstaunen setzen, weil der Code davon schweigt und dasselbe also (kraft des oben angeführten Gesetzes vom 30 Ventose XII) nicht mehr von Rechtswegen statt findet, und weil das vertragsmäfsige donaire ebenfalls nicht mehr unter diesem blofsen Ausdruck gestiftet werden kann (a. 1330 C. C) und also lediglich als eine donation par contrat de mariage mufste behandelt werden, die im Fall sie auch bestimmt genug stipulirt wäre, gleichwohl, kraft des Artikels 1094 des Code, durch das frühere Ableben der Frau zu Nicht werden würde.

Ausser dem durch den Verf. aufgestellten und schon berührten usufruit des Ehemannes, führt er auch noch den usufruit der Titulare der geistlichen Pfründen (bénéfices ecclésiastiques) auf. Zufolge der Napoleonschen Reunionen bestanden nämlich wieder im Kaiserreich dergleichen Pfründen, die das Gesetz vom 12. July 1790 nicht getroffen hatte und Napoleon, der nichts ausser Acht liefs, gab noch den 6. November 1813, von Mainz aus, ein weitläufiges Decret, worin er den Genufs derselben regulirte. Auch den usufruit, der dem König auf die Krondomaine zukommt, berührt der Verf. Bekanntlich hat seit der Julius Revolution ein neuestes Gesetz rücksichtlich der *Dotation der Krone* ganz neue Grundsätze aufgestellt.

Das zehnte Kapitel enthält die Erklärung des conventionellen usufruit, zu welchem, wie schon bemerkt worden, überhaupt jeder durch das factum des Menschen (le fait de l'homme) gegründete usufruit gezählt wird. Es wird in einer Reihe von Abschnitten gezeigt, durch wen der usufruit errichtet werden kann, zu wessen Gunsten, auf welche Sachen, auf welche Art; wobei denn auch von der Bedingung gehandelt wird. Die Errichtung durch Substitution im letzten Willen wird besonders abgehandelt. Sonderbar genug sucht der Verf. durch Argumentation darzuthun, dafs durch eine Vulgar-Substitution ein usufruit errichtet werden kann, da doch der Artikel 899 des Code Napoleon dies ausdrücklich erlaubt. Da zur Zeit, wo *dieser* Theil des Werks erschien, das Gesetz vom 17. Mai 1827 noch nicht gegeben war, so kennt er keine andere gemeinrechtliche Fideicommisse als die durch den Code (a. 1048 u. fg.) zu Gunsten der Ehe erlaubten. Es ist wahr, er erweitert den Kreis der conditionellen erlaubten Institutionen beträchtlich, da er behauptet, dafs im Sinne des Artikels 896 nicht liege, die Erbeseinsetzungen oder die Legate zu verbieten, die, indem sie Gajus zum Erben oder zum Legatar einsetzen, bestimmen, er solle den Gegenstand des Vermächtnisses, nach einer bestimmten Zeit, an Sejus ablassen. Dafs er hiebei l. 79 ff. de cond. et dem. u. l. 21 ff. quando dies leg. ced. anführt, ist ganz natürlich, allein sowie *Er* seinen Lehrsatz stellt, wird die Anwendung des Artikels 1041 über das hinaus erweitert was der Code Civil als Grenze festsetzen wollte, und was Schriftsteller wie Grenier (Traité des testamens et des donations, I. 115.) dafür anerkannt haben.

Das 12te Capitel handelt von den Sachen, die sich als Accessorien des legalen usufruit darstellen. Der Verf. theilt sie in drei Classen: 1) diejenigen die durch Alluvion accediren; 2) diejenigen welche durch die vom Familienvater liegenden Gütern gegebene Bestimmung entstehen; 3) diejenigen welche in unkörperlichen Rechten bestehen, die im Sinne des Gesetzes Theile der zum usufruit gegebenen Sache ausmachen; 4) diejenigen die vermöge einer natürlichen Folge der Bestellung des usufruit zu dessen Realisirung erfordert werden. Unter No. 1. kommt der Verf. natürlicher Weise auch auf den bekannten Artikel 563 zu sprechen, welcher verfügt, dafs „wenn ein Strom oder ein Flufs, „er mag schiff- oder flöfsbar sein oder nicht, sich „einen neuen Lauf bildet, indem er sein altes Bette „verläfst, so sollen die Eigenthümer des neu-occupirten „Bettes als Entschädigung das alte verlafsene Bette „nehmen, und zwar ein jeder im Verhältnifs zum Erd-„reich das er eingebüfst." Diese Verfügung ist ein mezzo termine, den die Parlamente der pays de droit écrit ergriffen hatten, um im Billigkeitssinn des römischen Rechts den Effect der Feudalmachtsmaxime zu schwächen, nach welcher das verlafsne Bett dem Lehnsherrn gehört hatte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Traité des droits d'usufruit, d'usage, d'habitation et de superficie. Par. M. Proud'hon.

(Schluſs.)

Da der Artikel in so fern er die nicht schiff- oder flöſsbaren Flüsse betrifft, in offenbarem Widerspruch mit dem ganzen System des Code über Wasserrecht ist (art. 538, 560, 644, 645), so hat in der Session von 1835 die Commission der Deputirten Kammer, welche mit Untersuchung eines Gesetzvorschlags über die nicht schiff- noch flöſsbaren Flüsse beauftragt war, und deren Rapporteur zu sein Referent die Ehre hatte, auf dessen Abänderung in *dem* Sinne angetragen, daſs er nur noch die schiff- oder flöſsbaren *) Flüsse beträfe, daſs aber das verlassene Bette der andern Flüsse den Ufernachbarn nach Maaſsgabe ihres angrenzenden Eigenthums gehören sollte; der Vorschlag kam aber nicht mehr zur öffentlichen Erörterung. Was die Nutzniesung anbelangt, so meint Hr. Proud'hon, der Nutzniesser bekomme die Portion des Flusbettes in seinen Genuſs, die dem, ursprünglich dem Nieſsbrauch unterworfenen, Grundstücke oder fundus kraft des Art 563 substituirt worden. Ob der Nutzniesser darauf ipso facto ein Real-Recht erhalte, darüber erklärt sich der Verf. nicht!

Das XIIIte Capitel ist überschrieben: „Vom Zu„wachsungsrecht (droit d'accroissemet, jus accrescen„di) rücksichtlich der Legate welche einen usufruit „bestellen." Durch sein Streben nach Gründlichkeit getrieben, kündigt der Verf. gleich an, daſs er hier noch weit mehr abhandeln würde, als er ankündige; es sei nämlich das Jus accrescendi bei Legaten unterm Code Civil noch nie gehörig erläutert worden, und auch der Cassations Gerichtshof habe rücksichtlich desselben geirrt. Nachdem er nun das alte Recht so wie es sich aus dem Römischen durch Doctrin und Jurisprudence gebildet hatte, dargestellt, so erklärt er die Art. 1043, 1044 u. 1045 des Code, die bekanntlich das jus accrescendi bei Legaten bestimmen, macht aber vorher, rücksichtlich der Beiziehung des römischen Rechts, die allgemeine Bemerkung, daſs dessen Subtilitäten in dieser Materie, namentlich auch die welche rücksichtlich des Accrescirens eine Verschiedenheit zwischen dem Legat des Eigenthums und dem des Niesbrauchs aufstellten, vor dem Geist der Einfachheit, den die Autoren des Code ihren Worten haben geben wollen, verschwinden muſsten, (er führt Beispielsweise l. 1. §. 3. ff. de usufr. adcresc. u. l. 33 §. 1. ff. de usufr. an). Indem er nun in der Ausführung seiner Commentation fortfährt, und in den besagten Artikeln die mixtim conjuncti allein sieht, (mit Anerkennung der durch den Art. 1045 gemachten Ausnahmen), stellt er zugleich einerseits den Satz auf, daſs die Anweisung von Theilen, sie sei geschehen wie sie wolle, und wenn sie auch blos zur Vollziehung des Legats beigefügt scheine, das jus accrescendi ausschlieſse, und andrerseits behauptet er, daſs die re tantum conjuncti beim Ausfall eines unter ihnen, deshalb nicht auf ihre congruente Portion an der legaten Sache könnten beschränkt werden, weil offenbar der Testator gewollt, daſs jeder soweit er nicht durch die Concurrenz der andern gehindert würde, die ganze Sache haben solle; dennoch fände hier eigentlich kein accroissement, sondern blos *kein* decroissement statt und es sei jeder Legatar solidarischer Gläubiger auf die legirte Sache, so daſs der Art. 1197 des Code noch dem vermuthlichen Willen des Testators zu Hülfe komme. Die l. 16. ff. de leg. 2 macht hiebei dem Autor kein Hindernis, weil eben der besagte Art. 1197 von der Strenge des römischen

*) Flöſsbare Flüsse (rivières flottables) sind in Frankreich nur solche, welche mit gebundenen Flöſsen beschifft werden können; die Flöſsung à buches perdues macht einen Fluſs nicht zum flöſsbaren Wasser.

Digitized by Google

Rechts rücksichtlich der solidarischen Gläubiger nachgelassen. Zum Behuf seiner Idee des non decroissement führt Hr. Proud'hon, etwas sonderbar, auch l. un. §. 3. C. de caduc. toll. an.

Das XIVte Capitel handelt von Verjährung des usufruit, welche sowohl im activen als im passiven Sinn betrachtet ist. Der Verf. sucht aus dem römischen Rechte darzuthun, dafs der usufruit durch Verjährung kann erworben werden. Das römische Recht kann hier nichts gelten, weil der Code Civil nicht nur die Materie des usufruit regulirt hat, sondern auch noch insbesondere sich über die Arten ausgesprochen, wie derselbe entsteht (unter welchen die Verjährung nicht mitzählt) und weil endlich der Art. 2264 (im Titel von der Verjährung) für das Verjährungsrecht in gewissen Materien ausdrücklich auf die Titel des Code verweist, welche davon besonders handeln. Dafs der usufruit nicht durch Verjährung erworben werden könne, ist auch ganz im Einklange mit dem Servituten-Recht des Code nach welchem bekanntlich Servitutes discontinuae nicht durch Verjährung erworben werden können.

Das XVte Capitel ist ganz der Darstellung der Gesetzgebung gewidmet, welche die Gebühren betrifft, die an den Fiscus für alle Uebertragung von Immobiliar-Vermögen abbezahlt werden müssen (droits d'enregitrement et de mutation).

Im XVIten und XVIIten Capitel wird von dem durch den Nutzniefser zu errichtenden Inventarium und von der durch denselben zu leistenden Caution gehandelt.

In den folgenden Capiteln erklärt der Verf. im Einzelnen, welche Rechte dem Nutzniefser rücksichtlich des Genusses und der zu geniefsenden Sache selbst zu kommen. Da der Code hierin sich viel bestimmter als das römische Recht ausdrückt, indem er nicht nur sagt (a. 595): „der Nutzniefser kann sein Recht an „einen andern verkaufen," und (a. 2118): „der usufruit „der unbeweglichen Güter kann hypothecirt werden" (bekanntlich können die beweglichen nich hypothecirt werden); sondern da er auch (a. 2204) die gerichtliche Vergantung des usufruit erlaubt, so war der letztere Punkt um desto interessanter. Hr. Proud'hon scheint uns aber hier geirrt zu haben, da er annimmt, der Käufer des usufruit habe so sehr *auf seinen eignen Namen* ein dingliches Recht, dafs er selbst wieder den usufruit hypothecíren könne; daraus würde denn auch folgen, dafs *er eigenen Nahmens* die Sache gegen den dritten Besitzer revindiciren könne, welches doch an sich, und noch wegen der französischen Maxime nul ne plaide par procureur, nicht statthaft ist. Mit mehr Sorgfalt ist die Lehre von dem Genufs der Früchte behandelt. Im Ganzen ist der Code Napoleon dem römischen Rechte gefolgt; die auch in Frankreich sonst bestehende Controverse über l. 26. u. l. 58 ff. de usufr. hat der Code (a. 586) ohne weitre Rücksicht auf den Umstand entschieden, ob die Civilfrüchte ein Surrogat des Nutzens oder nicht sind, und hat die Entscheidung ausdrücklich auf die Pachtgelder (fermages) ausgedehnt, was deswegen nothwendig schien, weil der a. 520. die noch nicht percipirten Feldfrüchte für immeubles erklärt.

Da rücksichtlich des Genusses der Waldungen der Code frühere Streitigkeiten entschieden hat, so ist dem Verf. dieser sonst so schwierige Punkt leichter, als seinen Vorgängern geworden. Die wichtigste dieser Entscheidungen betrifft die bois de haute futaie (Hochwald, hochstämmiger Wald), rücksichtlich welcher der Code (a. 591) die alte, aus der verschiedenen Auslegung des Ausdrucks silva caedua (l. 9, 10, 11 ff. de usufr.) entstandne Controverse so entschieden hat (a. 591), dafs er auch jene Waldungen durch den Nutzniefser benutzen läfst, wenn sie nur in regelmäfsige Schläge gebracht sind, sei's nun, dafs diese Schläge periodisch auf gewissen Strecken vorgenommen werden, sei's dafs sie regelmäfsig jedesmal eine gewisse Zahl Bäume aus der ganzen Waldung betreffen.

Mit dem XXXIIIsten Capitel fängt die Erläuterung der Verbindlichkeiten und Pflichten des Nutzniefsers an. Der interessanteste Punkt ist wohl der, welcher die Verbindlichkeiten des testamentarischen Nutzniefsers rücksichtlich der Schulden und Lasten der Verlassenschaft zum Gegenstand hat. Hr. Proud'hon, um den etwas dunkeln Art. 612 zu erklären, geht von dem richtigen Grundsatz aus, dafs auch der legirte ususfructus omnium bonorum nur eine Singularsuccession darstellt, was wegen der Aehnlichkeit der Nahmen: usufruitier universel und usufruitier a titre universel, mit denen: legataire universel, und legataire a titre universel einige Schwierigkeit zu haben schien. Uebrigens liest der Verf., sonderbar genug, die l. ult. ff. de usu legato mit der Florent.: „*nihil* interest."

Digitized by Google

Die Cap. XL bis XLIX handeln vom Aufheben des usufruit, worein auch der Fall gerechnet wird, wo der legirte usufruit (im Sinn des Code) caduc wird (a. 1029, 1039, 1042, 1043), so wie der, wo derselbe als widerrufen angesehen werden mufs, weil der Testator die legirte Sache ganz oder zum Theil veräufsert oder verändert hat (a. 1038). Der Verf. will hier die bekannten römischen Regeln angewendet wissen. Was die Frage anbelangt, ob, wenn das Object des usufruit das durchaus verändert worden, wieder seine erste Gestalt erhält, der usufruit wieder auflebe, so nimmt der Verf. Voetius Meinung (Tit. ff. quibus modis usufructus amittatur, no. 10.) an, der er aber, wir wissen nicht warum, noch den Nebengrund, media tempora non nocent, noch unterschiebt.

Mit dem Lsten Capitel fängt der Vf. an, die Wiederergreifung des Niefsbrauchs von Seiten des Eigenthümers zu untersuchen und geht die verschiedenen Ursachen durch, welche diese Wiederergreifung herbeiführen können. Natürlich, d. h. dem oben bemerkten zufolge, kommt er auch hier auf die Auflösung der Ehe und auf die Gütertrennung.

Mit dem LIIIsten Cap. fängt die Erklärung des usage (usus) an. Der Verf. theilt den usage in zwei Hauptarten, den usage, der eine persönliche Servitut und den usage in den Waldungen, der bald eine Personal- bald eine Realservitut, gewöhnlich aber ein Gemische von beiden ist. Bekanntlich hat der Code nur vom usage der ersten Art gehandelt. Was den andern anbelangt, nämlich den usage in Waldungen und Holzungen, welcher gewissen liegenden Grundgütern, d. h. den jeweiligen Inhabern derselben zusteht, so verweist zwar der Code auf die Particulärgesetze, die denselben betreffen; unser Verf. aber fügt die Erläuterung dieser schwierigen Materie bei. Hier kommt er nun auf jene geschichtliche Frage, ob zur Zeit der Invasion der Franken, Burgunder und Westgothen der Grund und Boden von Gallien und namentlich die Waldungen, die den Gemeinden oder dem Staat gehörten, mit andern Worten, ob in den Provinzen, die nicht pays de franc-alleu waren, sondern in denen die Maxime: nulle terre sans seigneur galt, die je in einer Gemeinde liegenden Waldungen, wenn sie jetzt nicht mehr von derselben als Eigenthum besessen sind, angesehen werden sollen, als hätten sie ursprünglich den Gemeinden gehört und die Eroberer hätten sie ursurpirt und den Bewohnern, als solchen, höchstens einen usage oder ein Holzungsrecht darin gestattet. Wenn man bedenkt, dafs ein Gesetz vom 28. August 1792 existirt, welches also lautet: „die Gemeinden, welche darthun „werden, dafs sie, vor Alters, liegendes Gut oder Hol„zungsrecht besessen haben, dessen sie ganz oder zum „Theil durch die ehemaligen Feudalherrn beraubt wor„den, können sich in besagtes Gut oder Holzungsrecht „wieder einsetzen lassen, ohnerachtet aller königlichen „Edicte und Declarationen, aller Urthel, Vergleiche „oder allen *Besitzes*, es sei denn, dafs die ehemaligen „Herrn einen authentischen Titel darlegen, welcher „darthut, dafs sie besagte Güter gekauft haben," so mufs man gestehn, dafs obige Frage sehr praktisch ist. Hr. Proud'hon, der sie zu Gunsten der Gemeinden entscheidet, scheint uns in seiner Argumentation nicht glücklich zu sein, ebenso wenig als er in gewissen geschichtlichen Behauptungen ganz wahr scheinen dürfte. Doch es würde uns zu weit führen, hierüber in genaueres Detail einzugehen, und da dieser Aufsatz ohnehin schon sich zu sehr in die Länge gezogen, so schliefsen wir mit dem Wunsche, auch deutsche Juristen von dem Werthe des recensirten Werks überzeugt zu haben.

Rauter, in Strafsburg.

LXI.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, verliebter Roland. Zum ersten Male verdeutscht von J. D. Gries. Erster Theil. Stuttgard, 1835. *C. W. Löfflund. Zweiter Theil. Das.* 1836. *Beck und Fränkel.* 8.

Wenn wir bisher Hrn. Gries nur als gewandten, geist- und geschmackvollen Uebersetzer poetischer Werke kannten, und jede neue von ihm erscheinende Verdeutschung, sei es eines italiänischen oder spanischen Originals, unsre Bewunderung dieses ausgezeichneten Talents steigerte: so lernen wir ihn in dem vorliegenden Werke auch als bedeutenden Kritiker und Gelehrten im Felde der Literatur kennen, der er seine Studien widmete; freilich nicht zu eigentlicher Ueberraschung; denn jeder sinnige und urtheilsfähige Leser seiner Uebersetzungen wird sich selbst gesagt haben, dafs Werke wie der deutsche Tasso, Ariost,

Digitized by Google

Fortiguerra und Calderon nicht ohne Kritik, ohne gründliches Studium der deutschen und italiänischen Sprache, nicht ohne gründliche literarische und historische Kenntnisse entstehen konnten. Was wir so schliefsen mufsten, das sehen wir durch die Verdeutschung und Behandlung des verliebten Roland vollkommen bestätigt; denn hier kam es darauf an, einen Schriftsteller, dem man jetzt erst Aufmerksamkeit zu schenken angefangen, kritisch in Hinsicht auf den Text zu behandeln, alte Drucke zu vergleichen, Varianten abzuwägen, die Interpunction zu bestimmen; nicht minder eine Ansicht des Gedichts aufzustellen, nach der Ton und Geist der Uebersetzung zu bestimmen war. Und somit sei sogleich der Gesichtspunct anzugeben, aus dem wir das hier anzuzeigende Werk zu betrachten haben.

Als i. J. 1833 in dem Fleischerschen Parnasso Italiano der Orlando innamorato, von Adolf Wagner besorgt, erschien — leider durch eine Zögerung, deren Ursachen Rec. nicht bekannt sind, verspätet, so dafs wir Deutschen um den Ruhm gekommen sind, den alten Dichter aus seinem fast dreihundertjährigen Schlummer geweckt, wenigstens an dieser Erweckung Antheil gehabt zu haben *): — so war die Freude der Kenner und Liebhaber italiänischer Literatur grofs. Denn der ächte *verliebte Roland* war so gut als nicht vorhanden; selbst in Italien, wo die Berei'sche Umgestaltung jenen verdrängt hatte, gehörte ein ächtes Original zu den Seltenheiten. So geschah es, dafs ein wahrhaft grofser Dichter dem Kreise der Literatur entzogen wurde, ein Dichter, der, an sich von grofser Bedeutung, als der eigentliche Begründer einer in der italiänischen schönen Literatur merkwürdigen Gattung zu betrachten, der für das Verständnifs des grofsen Ariost unentbehrlich ist. Unserer Zeit war es vorbehalten, das, was eine frühere versäumte, nachzuholen; dem in London als Professor der italiänischen Literatur lebenden Lombarden Panizzi, den Deutschen Adolf Wagner und Gries gebührt der Dank für diese wahre Bereicherung; dem letztren, in Hinsicht auf Deutschland, ein ganz vorzüglicher. Denn es will etwas sagen, nicht nur den Text eines grofsen vielfach verderbten Gedichts in möglichster Reinheit hingestellt, sondern auch durch eine musterhafte Verdeutschung den Sinn desselben aufgeschlossen zu haben.

Wir schreiten zu einer näheren Betrachtung des Werkes. In der Vorrede giebt Hr. G. zunächst Nachricht von dem Leben Bojardo's, dessen Geburt mit Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1434, eins mehr oder minder, gesetzt wird. Der Verf. hat hier weder Fleifs noch Kosten gespart, um aus italiänischen, auch wegen ihres hohen Preises selten nach Deutschland kommenden Werken das zu gewinnen, was für die Literatur von Wichtigkeit ist. Dessen ist in Bezug auf das Leben Bojardo's nicht viel; aber auch die Italiäner haben nicht viel zu geben; und es ist immer von Wichtigkeit, dafs nur das Gewisse, wie wenig es auch sei, hingestellt werde. Eine Geschlechtstafel ist dem ersten Theile zugegeben. Der kurzen Biographie folgt eine Aufzählung der Werke Bojardo's, der poetischen und prosaischen, in lateinischer und italiänischer Sprache abgefafsten. Aus allem bis dahin mitgetheilten lernen wir den Dichter als einen sehr ausgezeichneten Mann kennen, als einen Italiäner, würdig den vielen Grofsen dieser Nation an die Seite gesetzt zu werden. Er ist Staatsmann und Freund der Herzoge Borso und Hercules I. von Ferrara, von denen er zu ehrenvollen Verwaltungsgeschäften und Gesandtschaften gebraucht wird; dabei ist er zugleich Hofmann und Gelehrter; als Dichter in lateinischer und italiänischer Sprache würde er, auch wenn er den *verliebten Roland* nicht geschaffen, ausgezeichnet sein. Interessant ist die Bemerkung, die Hr. G. S. XI über die lyrischen Gedichte desselben macht: „Sie haben gröfstentheils die Liebe zum Gegenstande; die Vergleichung mit Petrarca liegt sehr nahe; aber B. ist durchaus kein Nachtreter dieses Dichters; er scheint sich eher den Vorgängern als den Nachahmern desselben anzuschliefsen." Wir werden sehn, wie diese Eigenthümlichkeit, dafs er ein Sänger der Liebe war, von Bedeutung ist für sein grofses Gedicht.

*) Siehe die Vorrede von Gries, S. XXIII. Die Einleitung, die A. Wagner dem O. J. vorausgeschickt, ist vom 26. Jan. 1830 datirt. In London erschien das Gedicht, von Antonio Panizzi herausgegeben, in eben diesem Jahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, verliebter Roland. Zum ersten Male verdeutscht von J. D. Gries.

(Fortsetzung.)

Es folgt nun in der Vorrede eine Literaturgeschichte des Orlando innamorato, den der Dichter um das Jahr 1472 begonnen zu haben scheint, an dessen Beendigung ihn der Tod (i. J. 1494) hinderte. Zunächst berichtet Hr. G. von den beiden ältesten Ausgaben, deren erste, unvollständige, noch bei Lebzeiten des Dichters zu Venedig 1486, die andre, im Jahr nach dessen Tode von seinem Sohne Camillo besorgt, zu Scandiano erschien. Nach dieser führt Melzi (Bibliografia dei Romanzi di Cavalleria. Milano, 1828) noch 15 auf, welche Zahl Panizzi auf 13 zurückführt, indem er wahrscheinlich macht, dafs zwei der von Melzi verzeichneten Ausgaben mit zwei andern identisch seien. Weder Melzi noch Panizzi kannten die Ausgabe: Venedig, 1525, die der Rec. des Parn. Ital. (Hall. A. L. Z. 1834. No. 45.) verglichen hat, noch auch eine in der Stuttgarder Bibliothek befindliche, gedruckt zu Venedig, 1543. Sie wurde von Gries benutzt, der sie (S. XVII) mit grofser Genauigkeit beschreibt, zugleich äufsert, dafs dieselbe bei vielen Mängeln eine grofse Anzahl sehr schätzbarer Lesearten enthalte, die ihm sonst unbekannt geblieben sein würden. Die Existenz andrer sechs Ausgaben, die, als zwischen den Jahren 1544 und 1584 erschienen, von einigen Literatoren aufgeführt werden, scheint Hrn. G. aus guten Gründen sehr verdächtig. Panizzi versichert, bis auf *seine* Ausgabe (London, 1830) sei der ächte Bojardo seit beinahe 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden *).

Eine grofse Schwierigkeit macht dem, der sich mit dem O. J. beschäftigt, der höchst incorrecte Druck, dazu die ungeregelte Orthographie und Interpunction der Ausgaben, die nicht durchaus den Druckern schuld zu geben ist. Gries ist sehr der Annahme geneigt, dafs die gedruckten Ausgaben nur den ersten unausgearbeiteten Entwurf (wohl eher: die noch der Feile bedürfende Arbeit) enthalten (S. XXV). Dafs dieser voll ist von veralteten und provinciellen (lombardischen) Wortformen, möchte man einer Absicht des Dichters zuschreiben, einem Streben, seiner Arbeit eine alterthümliche Farbe zu geben; wie wir bei manchen Poeten unsrer Tage ein solches finden. Diesem steht entgegen, dafs das Gedicht stellenweise in der reinsten Schriftsprache verfafst ist; wie denn die lyrischen Gedichte Bojardo's in reiner toscanischer Sprache geschrieben sind. Und sollte der Dichter absichtlich eine Sprache für sein vornehmstes Gedicht gewählt haben, die wegen Incorrectheit und Dialect dasselbe dem gebildeten Italiäner ungeniefsbar machen mufste? — Domenichi's und Berei's so bald folgende Umarbeitungen beweisen, wie sehr Bojardo Ursach gehabt hätte, sich der gröfsesten Correctheit in Sprache und Ausdruck zu befleifsigen. So bezweifelt G. mit Recht, dafs die noch bei Lebzeiten des Dichters erschienene Ausg. der ersten beiden Bücher des O. J. *) mit Willen des Verfassers gemacht sei, und ist der Meinung, der Tod habe denselben gehindert, das Werk, wie zu beendigen, so auch zu revidiren und auszufeilen.

Sehr dankenswerth ist das, was Gries über die Umarbeiter des O. J., Domenichi und Berei, beibringt, über welche die Urtheile der Literatoren bisher sehr

*) G. bemerkt hier, dafs ein späterer Herausgeber des O. J. — die Ausg. im Parn. Ital läfst viel zu wünschen übrig — neben der Arbeit des Panizzi ältere Ausgg. zu Rathe zie-

hen müsse, indem die sieben, die jener Gelehrte benutzte, bis auf eine, zu den jüngeren gehören.

*) Die Ausgabe von 1495, wie folgenden, enthält drei Bücher, deren erstes 29, zweites 31 Gesänge enthält; das dritte hat nur 9.

Digitized by Google

unbestimmt waren. Man wird sich nun wohl, nach Gries' gründlicher und durchgreifender Untersuchung, überzeugt halten, dafs des erstern Absicht nur war, der Sprache des Gedichts völlige Reinheit zu geben, dafs der andre aber von Bojardo nur den Stoff des Gedichts nahm, die Form dagegen ganz eigenthümlich umgestaltete *); nicht zum Vortheil desselben; wiewohl er den kühnen Gedanken hegte, dem Ariost gleichzukommen.

Nachdem Hr. G., dessen Ansichten und Bemerkungen wir, nicht im Stande, auch wegen mangelnden Apparats, ein eigenes Studium anzustellen, einfach mitgetheilt haben, noch einiges über die Fortsetzer des O. J., die Quellen und Uebersetzungen desselben beigebracht hat, spricht er noch über die Gesichtspuncte, die man, namentlich in Deutschland, bei Betrachtung und Beurtheilung des grofsen Gedichts genommen; freilich nur im Vorbeigehn; wefshalb Rec. um so lieber die Gelegenheit ergreift, etwas ausführlicher seine Ansicht vom O. J. hier mitzutheilen. Wie in Deutschland, Frankreich und andern Ländern Europa's, so waren auch in Italien vom 13. Jahrhundert an die Sagen von Karln dem Grofsen und seinen Pairs nebst andern aus der erträumten Ritterwelt verbreitet und unter das Volk gekommen. Dante gedenkt in seiner *Hölle* (31, 16—18) des gewaltigen Horns, vermittelst dessen Roland seine Noth bei Ronceval zu erkennen gab; ebendaselbst des Tristan und Lanzelot (5, 67. 128); im *Paradiese* (16, 13—15) geschieht der Scene aus einer dem Kreise der Tafelrunde angehörigen Dichtung Erwähnung, wo die Kammerfrau Ginevra's den ersten Kufs, den diese von dem Geliebten hinnimmt, mit einem Zeichen, dafs sie ihn wahrgenommen, begleitet. Dem ernsten und strengen Gemüthe jenes grofsen Dichters sagten diese Fabeln gewifs nicht zu; ebensowenig Petrarca'n, in dessen Gedichten wir ein tadelndes Wort über dieselben finden (Trionfo d'amore, Capit. 3.). Aber die Sagen und die Bücher, die jene ausführlich darstellten, erhielten sich unter den Italiänern, namentlich unter dem Volke; und diejenigen, die ein Gewerbe damit trieben, auf öffentlichen Plätzen dem Volke Geschichten und Abenteuer zu erzählen, oder gesangweise vorzutragen, fanden in ihnen einen zu reichen und passenden Stoff, als dafs sie denselben hätten fahren lassen sollen. Nun trat eine Zeit allgemeinerer Bildung ein, eine Zeit, wo die Poesie, für die man neue Liebe gefafst hatte, den vorhandenen Stoff gern ergriff, um denselben geistreich zu gestalten. Geistvolle, mit poetischem Talent begabte Männer mochten manchen Erzähler, manchen Volkssänger belauscht haben, wie er, im Feuer des Vortrags, von reger Einbildungskraft beseelt, irgend ein Abenteuer jener alten Ritterzeit zu behandeln und seinem Kreise angenehm zu machen wufste. War es nicht natürlich, dafs ein Dichter, der sich einen vornehmen Kreis, einen Hof zu unterhalten bemühte, auf den Gedanken kam, einen solchen Stoff diesem gefällig zu machen? — Pulci unternahm dies; und der Anfang seines *grofsen Morgant* zeigt uns, in welchem Sinne er jene alten Sagen auffafste, was er aus ihnen zu machen bemüht war. Nachdem er (Ges. I, 4.) berichtet, dafs er, einer Dame (es war Lorenzo's, des grofsen Mediceers, Mutter, Lucrezia Tornabuoni) gehorchend, sein Lied anhebe, setzt er hinzu:

> Doch fühlt' ich auch um Kaiser Karl Verdrufs.
> Denn wie viel Lob die Dichter auch besingen,
> Sein's müfste höher sein, nach meinem Schlufs;
> Und Karls Geschichte, seh' ich klar, ward immer
> Verstanden schlecht, und dargestellt noch schlimmer.

Dafs Pulci hier nicht an eine Behandlung denkt, wie sie der eigentlichen Gröfse des historischen Karl angemessen war, versteht sich von selbst. Er hatte eine Ahndung, auf welche Weise allein jene Sagen geistvoll zu behandeln wären. Aber wir sehen an ihm, dafs, wie in andern Dingen, auch im Poetischen der Anfang ein geringer ist; er sollte nur ein Vorläufer Bojardo's sein; und dieser wiederum sollte es einem Gröfsern möglich machen, den Gipfel zu erreichen; nach dessen Ersteigung dann auch die Poesie, von der wir hier reden, sich abwärts neigte. Pulci ist naiv und ehrlich; aber dabei burlesk, oft platt; an einen geistreichen Plan, eine gut durch das Ganze geführte

*) „Sprache, sagt G. (S. XXIX), Ton und Farbe seiner Umschmelzung sind von denen des Bojardo weit verschieden, und es ist nicht zu läugnen, dafs er durch zahllose, oft recht platte Witzeleien, Wortspiele, Concetti, weit ausgeführte Vergleichungen, kurz durch Einschiebsel aller Art den einfachen, ungeschmückten Styl des Originals arg genug entstellt hat. Nach dem Beispiele des Ariost gab er jedem Gesange einen besondern philosophirenden Eingang; aber diese sind meistens sehr armselig, und stehen unendlich tief unter denen seines grofsen Musters."

Digitized by Google

Folge ist nicht zu denken. Gleich im Anfang tappt er, gleich seinem Ritter, blind auf ein Abenteuer zu; und so reihet sich eins an das andere. Die Liebe, das Band, welches die mannigfaltigen Geschichten und Abenteuer im Bojardo und Ariost zusammenhält, spielt bei Pulci noch eine sehr untergeordnete Rolle. Zu bemerken ist, wie die Gedichte dieser grofsen Meister, in dem Abbrechen und Wiederanheben ihrer Gesänge, in den Anreden an den Kreis, dem sie singen, noch Spuren von der Weise jener Erzähler und Volkssänger tragen. Der Kreis hat sich geändert, so der Ton; aber die Manier ist dem Wesen nach dieselbe.

Fragen wir nun, ehe wir zu dem Dichter des *verliebten Roland* übergehen: in welcher Weise mufsten und konnten die Fabeln aus jener Ritterwelt behandelt werden, wenn sie einem für Poesie empfänglichen Sinne gefallen sollten? — Jeder wird eingestehn, dafs das alte Ritterwesen mit dem, was sich an dasselbe knüpft, wie es eine Zeit von mächtiger Einbildungskraft gefafst und gestaltet hatte, ein poetischer Stoff ist, der aber, wenn er dem guten Geschmack, dem einsichtvollen Freunde der Poesie zusagen soll, gehörig behandelt sein will. Wen hätten nicht Schilderungen entzückt, in denen die Quintessenz des romantischen Ritterthums dargeboten wird? wie solche im Don Quixote vorkommen. (Wir verweisen hier nur auf das 7. Capitel im 3. Buche.) Hier ist's der Contrast zwischen dem wahrhaft Romantischen und den Tollheiten des Ritters von la Mancha, also die Behandlung, die uns erfreut. Halten wir dagegen die Weise, in der Dichter der neuesten Zeit uns das Ritterwesen vorgeführt und selbst zu erneuen sich bestrebt haben, so wendet sich der reinere Schönheitssinn mit Unwillen ab; er fühlt, was der grofse Dichter im Sinne hatte, wenn er seinen Mephistopheles sagen läfst:

Es liebt sich jetzt ein jedes Kind
Den Harnisch und den Ritterkragen;
Und allegorisch, wie die Lumpen sind.
Sie werden nur um desto mehr behagen;

und:

Sonst waren 's Ritter, König, Kaiser;
Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser.

Wir müssen hier die Rittergeschichten betrachten, wie Bojardo sie vorfand, da er sie zum Stoff eines grofsen Gedichtes machte, das Fürsten und angesehenen Männern gefallen, das behagen sollte. Der Glaube an jenes Ritterwesen war längst verschwunden; es konnte sich nur empfehlen durch die Weise, in der es behandelt ward. Dafs diese schwerfällig würde, in Schwärmerei und Mystik sich verlöre, das war bei dem italiänischen Geiste, in diesem südlichen Klima nicht zu befürchten. Gleich anfangs in ihrem Entstehen hatten sich die Ritter-Bücher und Gedichte im Ungeheuren, Extravaganten gefallen; so schon der Pseudo-Turpin. Dies fand Beifall bei'm Volke, und daher steigerte es sich bis zum Tollen und Abgeschmackten. Daneben zog sich durch diese phantastische Welt ein Ton von Naivetät, von Biederherzigkeit, Tapferkeit und ritterlicher Treue, der seine Wirkug auf das Gemüth nicht verfehlen konnte. Dieser mufste auch in der edleren Behandlung jener Sagen bleiben. Wie aber hätte jenes Phantastische, Abenteuerliche dem feineren Sinne gefallen können, wenn es nicht mit *Humor* behandelt wurde? — Hier haben wir das Wort gefunden, welches die Behandlungsweise Bojardo's und seiner Nachfolger bezeichnet; wie ja auch schon Pulci inne geworden war, dafs dieser Weg betreten werden müsse. Es kam auf die Temperatur an, in der jenes Aechtritterliche mit dem Phantastischen verschmolzen wurde; und in dieser Hinsicht müssen wir Bojardo'n einen hohen Werth zugestehn. Auch das ist wohl zu beachten, dafs er die *Liebe*, die bei Pulci so untergeordnet erscheint, wirksam, und auf eine schöne Weise wirksam durch sein ganzes Gedicht walten läfst. Man könnte auf dieses Walten die schöne Stanze anwenden, womit der Dichter den 4. Gesang des 2. Buches anhebt:

Die Liebe war's, die Reim und Vers erfand,
Und Ton und Sang und alle Melodieen.
Die Liebe konnt' allein ein süfses Band
Um fremde, weit entfernte Völker ziehen;
Und wo die Liebe nicht beherrscht' ein Land,
Da würden Lust und Freude bald entfliehen.
Grausamer Hafs, zu wildem Krieg gesellt,
Wär' ohne Liebe Herr der ganzen Welt.

Doch ist die Liebe im *verliebten Roland* nicht die hohe, geistige, die einen Dante und Petrarca beseelte, nicht die naturgemäfse, die uns in Shakspeare und Goethe entzückt; — diese würden jene gelobte Temperatur zerstört haben; sie ist ebenfalls phantastischer Art, und der Dichter spielt mit ihr, wie mit seinen Helden, seinen Riesen, Kämpfen und Schlachten. Dabei liegt dem grofsen Gedichte, durch das man sich bei oberflächlicher Betrachtung in ein Chaos,

Digitized by Google

in eine verworrene Welt versetzt wähnt, ein Plan zum Grunde; und dieser ist kunstreich durchgeführt. Man betrachte nur, wie sinnreich und planmäfsig der Dichter im ersten Buche seine Haupthelden, nach so manchen Abentheuern, im fernen Osten von Albracca zusammenbringt! In den Schlachten geht es toll zu; aber zu ihnen ist der Plan mit grofser Ueberlegung entworfen und ausgeführt. Wie vortrefflich ist Angelica in die Schlacht bei Albracca verflochten! Wie weifs der Dichter immer neue Motive zu erfinden, die den Leser in Spannung erhalten! Auch an Charakterzeichnung fehlt es dem Gedichte nicht; wie denn der leichtfertige, bei aller Geckenhaftigkeit doch tapfre Astolf herrlich gehalten ist neben dem in Tapferkeit glänzenden Rinald, dem braven, ritterlichen Roland, dem wilden, tollkühnen Ferragu.

Von den Extravaganzen, die namentlich in den Schlachten vorkommen, ist schon oben geredet worden. Es fehlt nicht an Heeren, zwei Milionen stark (1, 15, 1), an solchen, die kaum auf sieben Meilen Raum haben (1, 4, 50), an Zweikämpfen, die drei Tage dauern (1, 4, 1), an zwanzig Fufs hohen Riesen (1, 15, 9), die doch von den Paladinen mitten durch gehauen werden (1, 5, 5); nicht an Heldenweibern, an Centauren, Greifen und Giraffen, die als Rosse dienen. Der Dichter mufs sich selbst überbieten, um etwas Geniefsbares zu geben; und so hebt die eine Tollheit die andre auf; wir sind in einem Elemente, wo das Eine zum Andern stimmt, wo wir durch keine fremdartige Einmischung gestört werden. In dieser Hinsicht könnte man sagen: das Gedicht gewinnt je mehr es den Boden der Natur verläfst, während der glücklichere Grieche die Schönheit durch immer festeres Anhalten an diesen Boden erzeugt und, gleich dem Riesen Antäus, Kraft gewinnt durch die Berührung der mütterlichen Erde.

Im Vorbeigehn gedenken wir, dafs Bojardo, wie überhaupt die italiänischen Dichter, gern etwas aus den Alten aufnimmt, um sein Gedicht damit zu schmücken; doch immer nur Dinge, die zu diesem passen, nie in gezwungener Weise herbeigeholt scheinen. So finden wir (1, 5, 64) eine Sphinx, die Räthsel vorlegt, und unter ihnen dasselbe, das dem Oedipus vorgelegt wurde; Ges. 5, 46. 54. ist Virgil (Aen. 10, 636 ff. 688 ff.) nachgeahmt; wie 8, 46 an desselben Dichters Mezentius erinnert. Im 21. Ges. haben wir Hippomenes und Atalante, im 24. Jason in Colchis u. s. w. Es ist bekannt, wie weit Ariost in dieser, sehr erlaubten, Nachahmung, in diesem Erborgen geht.

Bei den poetischen Vorzügen, die wir Bojardo'n zugestehen, dürfen wir seine Mängel und Schwächen nicht unerwähnt lassen. Sie gehen am besten aus einem Vergleich mit Ariost, dem ohne Zweifel gröfseren Dichter, hervor. Dieser ermüdet den Leser nie, und reifst er ihn rasch von einem Gegenstande zum andern, so treten diese stets in solcher Lebendigkeit und Frische, in so starken Zügen vor die Phantasie des Lesers, dafs sie dieselbe nie ermatten lassen. Die vielen Abenteuer des Bojardo haben eine gröfsere Aehnlichkeit unter einander als die im Ariost, dessen Welt sich bunt, geschmückt, glänzend, prächtig vor der seines Vorgängers ausnimmt. *Gegen den grofsen Nachfolger gehalten*, erscheint Bojardo's Gedicht wie ein Gemählde, dessen Farben verblichen sind, wogegen uns überall im *rasenden Roland* das lebendigste, frischeste Colorit, die glänzendsten Farben entgegenstralen. Wenn wir jenen oben wegen planmäfsiger Anordnung seiner Schlachten lobten, so können wir von den Einzelkämpfen nicht so viel Gutes sagen. Sie kehren in der That zu häufig wieder und ermüden durch vielfältige Wiederholung der Einzelheiten, was jene häufige Wiederkehr nöthig machte. An Erfindungskraft steht Ariost ohne Frage weit höher als Bojardo. Wo wäre bei diesem etwas, was sich mit Astolfs Reise in den Mond vergleichen lassen könnte? Manchmal verirrt sich seine Phantasie auch in das Unleidliche, wie im 8. Ges. des 1. Buchs, wo der Uebersetzer in einer Anmerkung das zartere Geschlecht vor dem Weiterlesen warnt. Warnungen dieser Art sind bei Ariost durchaus unnöthig, bei ihm,

> Auf dessen wohlgestimmter Laute wild
> Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
> Und doch im schönsten Tact sich mäfsig hält;

der, wie Tieck sich schön ausdrückt, seine bunte, bezaubernde Welt in den klarsten Azur einer himmlischen Lieblichkeit und behaglicher Ironie stellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, verliebter Roland. Zum ersten Male verdeutscht von J. D. Gries.

(Fortsetzung.)

Am Schlufs der Vorrede, die wegen ihrer Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Präcision ein Muster genannt zu werden verdient, theilt G. Einiges über die Grundsätze mit, nach denen er bei Verdeutschung des O. J. verfahren; weniges nur; denn wie wir aus einer Anm. zu S. XLV sehen, hatte ein Anderer (Professor Donner in Elwangen) ihn der Mühe überhoben, seine Grundsätze beim Verdeutschen überhaupt ausführlich darzulegen *). Treue mit Lesbarkeit und Wohllaut vereint war, wie immer, so auch hier sein Wahlspruch. Oft stehn sich Treue und Lesbarkeit entgegen; und dann gilt die Maxime: Ist die Treue nur durch ein Widriges, nur durch Abgeschmacktheit zu erreichen, dann wird ihr ohne Bedenken so viel genommen, dafs nur der *Sinn* nicht ganz verfehlt wird; verlangt die *Schönheit* eine so grofse Abweichung vom Original, dafs der *Sinn* nicht mehr zu erkennen wäre, dann mufs sie dem weniger Schönen, nur noch Leidlichen Platz machen. Man sieht, es kommt hier Alles auf ein poco di più und poco di meno an, worüber die Meinungen oft sehr abweichen werden. Der Uebersetzer ist hier allein an sein Gewissen und seinen Geschmack gewiesen, und mufs in Collisionsfällen dieser Art, die so häufig vorkommen, die feinsten Gründe für und wider auf das sorgfältigste abzuwägen verstehen. Was das Uebersetzergewissen und den Geschmack des Hrn. G. betrifft, so verweisen wir getrost auf dessen vier Bearbeitungen des Tasso und die zwei des Ariost. Ob ihm seinen Grundsatz auch im *verliebten Roland* durchzuführen gelungen, möge der Verlauf unsrer Rec. darthun. Das Gelingen war in dem vorliegenden Falle besonders schwierig, und jeder Kundige wird dem Uebersetzer beistimmen, wenn er (S. XLV) sagt: „Tasso's sentimentales Pathos, Ariosts geistreiche Lebendigkeit und Fortiguerra's derbe Komik waren leichter nachzubilden als die äufserste Einfachheit und Schmucklosigkeit Bojardo's."

Was den Reim betrifft, so hat sich G. bei'm Bojardo, wie auch schon, wenn auch im geringeren Mafse, bei Fortiguerra, erlaubt, den männlichen Reim der Stanze voranzustellen, worauf dann immer auch die Schlufsverse männliche Reime haben. Er sagt, dies habe er gethan, um das Haupterfordernifs bei seiner Verdeutschung, die Treue, desto sicherer zu erreichen. Aber auch abgesehen hievon, scheint uns diese Abwechslung für Bojardo ganz passend. Bei der geringeren Beweglichkeit unserer jambischen Verse erzeugt die immerwährende gleiche Reimverschlingung, besonders wenn der weibliche vorausgeht, etwas Feierliches und Abgemessenes, was der Einfachheit des Bojardo eher hinderlich als zustimmend ist. An lauter weibliche Reime, die im Italiänischen etwas ganz anderes sind als im Deutschen wegen des ewig wiederkehrenden *e* und *en* der Endsylbe, konnte vollends nicht gedacht werden. Für Wohlklang und mögliche Abwechslung der Reime hat der Uebersetzer durchweg Sorge getragen, und gewifs erreicht, was bei der Reimarmuth unsrer Sprache, in der eine Menge der bedeutendsten Wörter entweder gar keinen Reim haben, oder doch nur einen einzelnen, kein Geringes ist. Wahrlich, es ist viel, wenn er in einer Reihe von nicht vielen Stanzen Reime wie die folgenden: *beschlossen, sprossen, unverdrossen* (1, 1, 27); *Bängnifs, Bedrängnifs, Verhängnifs* (30); *verbannen, dannen, Ermannen* (31); *Entzücken, durckzücken, entrücken* (33); *entbrannte,*

*) In der Vorrede zu seinen Lusiaden des Camoens. Gries hatte ihm brieflich seine Grundsätze mitgetheilt.

Digitized by Google

wandte, *erkannte* (34), zusammenbringen konnte; oder, im zweiten Gesange desselben Buchs: die Reime auf *Zone* und *Kampf* (2); *erhitzend*, *schwitzend*, *blitzend* (3); *geschliffen*, *ergriffen*, *angegriffen* (4); *halten*, *gespalten*, *Walten* (5); *versprützen*, *nützen*, *schützen* (7). Und rein wie diese Reime sind alle durch das ganze lange Gedicht; wie denn Gries schon in den letzten Ausgaben des Tasso, im zweiten Ariost und im Calderon sich's zum point d'honneur gemacht hat, den Deutschen zu zeigen, was Fleifs und Consequenz auch in dieser Hinsicht vermögen. Gleiche Gewissenhaftigkeit ist auch in Hinsicht auf den Hiat, der im Deutschen entsteht, wenn ein unbetonter Vocal am Ende eines Worts mit einem Vocale zu Anfang des folgenden zusammenstöfst, zu rühmen. Er ist durchweg vermieden.

Dafs eine metrische und gereimte Uebersetzung keine wörtliche sein könne, versteht sich von selbst. Auf den Inhalt kommt es an und den Geist, mit dem dieser behandelt ist; dann auf die Form, von der eben geredet worden. Und auch in Hinsicht auf jenes müssen wir der Arbeit des Hrn. G. einen hohen Preis zuerkennen; wenn wir auch gern zugeben, dafs der scharfe, immer das Vollkommene — ein Ideal, dem man sich nur in's Unendliche nähern, das man nie erreichen wird — im Auge habende Kritiker durchweg irgend etwas dem Original nicht ganz entsprechendes finden wird. Nehmen wir gleich die erste Ottave des Gedichts.

Signori e cavalier, che v'adunati
Per odir cose dilettose e nove,
State attenti e quieti, ed ascoltati
La bella istoria, che il mio canto move;
Ed odirete i gesti smisurati,
L'alta fatica, e le mirabil prove,
Che fece il franco Orlando per amore
Nel tempo di re Carlo Imperatore.

Ihr Herrn und Ritter, die ihr euch geschaart
Zum Hören neuer, angenehmer Mähren,
Seid aufmerksam und ruhig, und erfahrt
Die schöne Kunde, die mein Sang wird lehren;
Und Thaten hört ihr, ungeheu'rster Art,
Fahrvolle Müh'n, Kampfproben, reich an Ehren,
Die Roland einst vollbracht, von Lieb' entbrannt,
Als Karl, der Kaiser, herrscht' im Frankenland.

Kunde, wird ein solcher Kritiker sagen, ist zu kostbar für istoria, so *Mähren* für cose; *Kampfproben*, *reich an Ehren* entspricht keinesweges dem so einfachen mirabil prove; so ist *von Lieb' entbrannt* zu stark, um nicht zu sagen zu geziert für per amore; und der letzte Vers der Verdeutschung steht an Haltung und Ton weit dem Originale nach. Das Alles hat ohne Zweifel der Uebersetzer eben so gut empfunden wie der Kritiker. Aber hier ist der Ort Schlegels Ausspruch geltend zu machen: „Soll die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so mufs hier als Grundsatz fest gestellt werden, was auf andre Geisteswerke nicht anwendbar ist; nemlich, dafs der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu bewähren hat, es besser zu machen." (Athenäum, 3, 2) Gewifs kann ein Uebersetzer, der so gewissenhaft und geistvoll arbeitet, wie Hr. Gries, diesen Ausspruch geltend machen. Muretus (Varr. Lectt. XVIII, 8) erzählt: er habe von angesehenen Männern und von solchen, die es wissen konnten, gehört, dafs Ariost an den beiden ersten Stanzen seines rasenden Roland unglaublich gearbeitet, und sich nicht eher zufrieden gegeben, bis er sie auf jegliche Weise lange und vielfach gewandt. Das Nachbilden möchte hier nicht leichter, eher wohl schwieriger sein, als das Schaffen; und an solches sollten die Kritiker denken, wenn sie einen Uebersetzer zu tadeln und das Unmögliche von ihm zu verlangen im Begriff sind.

Wir theilen jetzt, um den Werth der Uebersetzung anschaulich zu machen, einige Stellen in dieser und im Original mit, und heben solche aus, die die verschiedenen Töne, in welchen Bojardo's Gedicht zu uns spricht, besonders charakterisiren. Als Muster der *Naivetät*, die dem Dichter so eigen, möge die 20. Stanze des 6. Ges. im 1. Buche gelten. Roland ist in dem Eisen-Netze eines Riesen gefangen worden. Er sieht keine Rettung. Da kommt ein alter Mönch, der, nach vergeblichen Versuchen das Netz zu lösen, geistlichen Trost spendet.

Molte altre cose assai gli sapea dire,
E tutto il martirologio gli ha contato,
La pena, ch'ogni santo ebbe a soffrire,
Chi crocifisso, e chi fu scorticato.
Dicea: figliol, el ti convien morire;
Abbine Dio del cielo ringraziato!
Rispose Orlando con parlar molesto:
Ringraziato sia, ma non di questo!

Digitized by Google

Manch andern Trost läfst er ihm angedeihn,
Und trägt ihm vor gesammte Martyrkunden,
Was jeder Heil'ge litt an Qual und Pein,
Wie *der* gekreuzigt ward und *der* geschunden.
Sohn, spricht er dann, es mufs gestorben sein,
Und dafür bist du Gott zum Dank verbunden.
Worauf der Ritter sehr verdriefslich spricht:
Verbunden bin ich ihm, doch dafür nicht.

Wie einfach auch die Darstellungsweise Bojardo's im Ganzen, so hebt er doch auch oft, wo es passend, den Ton und wird *prächtig*. Auch hier folgt ihm G. mit Glück. Als Probe heben wir folgende Stanze (1, 2, 33) aus:

Eccoti Serpentin, ch'al campo viene
Armato e da veder maraviglioso!
Il gran corsier su la briglia sostiene,
Quello alza i piedi, d'andar animoso,
Or quà or là la piazza tutta tiene.
Li occhi abragiati, e il fren forte schiumoso,
Ringe il feroce, e non ritrova loco,
Brofa le nari, e par che getti foco.

Jetzt naht sich Serpentin dem Kampfesraume,
Höchst wundervoll zu schaun, in ganzer Wehr.
Er hält sein grofses Rofs zurück am Zaume,
Und dieses hebt die Füfse, stolz und hehr,
Blitzt mit den Augen, deckt den Zaum mit Schaume,
Sprengt auf und ab, als find' es Raum nicht mehr,
Schnaubt, wiehert muthig, wie nach Kampfe lüstern,
Und wirft, so scheint es, Flammen aus den Nüstern.

Wir würden diese Stanze vollendet nennen, wenn in der 7. Zeile das: *als find' es Raum nicht mehr* nicht etwas Lahmes in den Vers brächte.

Auch vom *Derben* eine Probe. Karl hat ein Turnier ausgeschrieben, wobei dem Verräther Gan und seinem Anhange grofse Ehre widerfährt; dies reizt Rinalden (1, 1, 16):

Pur nascose nel petto i pensier caldi,
Mostrando ne la vista allegra fazza;
Ma fra se stesso diceva: ribaldi,
Se doman vi ritrovo su la piazza,
Vedrò come starete in sella saldi,
Gente asinina, maladetta razza!
Che tutti quanti, se'l mio cor non erra,
Spero gettarvi a la giostra per terra.

Er hielt indefs den Zorn bei sich verschlossen,
Und seine Heiterkeit schien wahr und ächt
Doch sprach er bei sich selbst: Ihr Schandgenossen,
Kommt auf den Platz nur morgen zum Gefecht
Und zeigt wie fest ihr sitzt auf euren Rossen,
Ihr Eselvolk, vermaledeit Geschlecht!
Denn irret nicht mein Herz, so bring' ich alle,
So viel ihr seid, euch im Turnier zu Falle.

Und so fügen wir im Gegensatz ein Beispiel vom *Lieblichen* zu (1, 3, 69):

La qual dormiva in atto tanto adorno,
Che pensar non si può, non ch'io lo scriva.
Parea, che l'erba a lei fioris se intorno,
E d'amor ragionasse quella riva.
Quante sono ora belle, e quanto forno
Nel tempo, che bellezza più fioriva,
Tal sarebbon con lei, qual esser suole
L'altre stelle a Diana, o lei col sole.

Sie schlief, und war so reizend anzuschauen —
Nicht sagen läfst sich's, ja, nicht denken nur.
Es schien, als blühten um sie her die Auen,
Als flüsterte von Liebe rings die Flur.
Die Schönen jetz'ger Zeit, die schönsten Frauen
Des reichern Blüthenalters der Natur
Verhielten sich zu ihrer Schönheit Wonne
Wie Sterne zu Dianen, *sie* zur Sonne.

Wir fragen, ob es denkbar, dafs die Uebersetzung dieser Stanze übertroffen werden könne? — Doch können wir es uns nicht versagen, eine längere Stelle mitzutheilen, die besser als jene Einzelheiten eine Vorstellung von dem Geiste geben kann, der durch das Ganze weht. Wir wählen die Schilderung der Nacht, die Roland und Agrican, im Freien gelagert, mit einander zubringen; sie haben ihren Kampf abgebrochen, um ihn am nächsten Morgen fortzusetzen; eine der trefflichsten Scenen im ganzen Gedichte. (1, 18, 41—47)

Von würd'gen Dingen, wie es sich gebührte,
Sprach unterdefs das wackre Kämpferpaar.
Der Graf, defs Auge nach dem Himmel spürte,
Begann: Ein schönes Werk ist dies fürwahr,
Das Gottes ew'ge Monarchie vollführte.
Den Silbermond, der Sterne goldne Schaar,
Das Licht des Tages und die helle Sonne,
Gott schuf dies alles zu der Menschen Wonne.

Drauf Agrican: Ich sehe zweifelsfrei,
Dafs du mir sprechen willst von Glaubensdingen.
Doch ich bin fremd in aller Wisserei;
Mir wollt', als Kind, das Lernen nie gelingen.
Dem Lehrer schlug ich einst den Kopf entzwei;
Dann wollte sich kein andrer lassen dingen,
Von dem ich Lesen, Schreiben hätt' erlernt.
So sehr hielt sie die Furcht von mir entfernt.

Digitized by Google

Und also wandt' ich meine Jugend an
Zum Jagen, Reiten und zum Spiel der Waffen.
Auch ziemt es, däucht mir, keinem Edelmann,
Den ganzen Tag in's Buch hinein zu gaffen;
Doch Körperkraft, Gewandtheit, diese kann
Und soll ein Ritter sich durch Uebung schaffen.
Dem Priester, Doctor steht Gelahrtheit gut;
Ich weifs so viel als mir Genüge thut.

Roland versetzt: Ich bill'ge deine Lehre,
Die Waffen sind des Mannes erste Zier.
Doch glaub' ich nicht, dafs Wissen ihn entehre;
Es schmückt ihn, wie die Blum' ein Feldrevier.
Wer nimmer denkt an seines Schöpfers Ehre,
Der gleicht dem Stein, dem Holz, dem Ochsen schier;
Und ohne Wissenschaft läfst nie das Denken
Auf Gottes höchste Majestät sich lenken.

Drauf Agrican: Unedlen ist es eigen,
Mit grofsem Vortheil in den Kampf zu gehn
Ich wollte dir, so wie ich bin, mich zeigen;
Du bist gelehrt und weis', ich will's gestehn.
Sprächst du noch mehr hievon, so würd' ich schweigen,
Und willst du schlafen, lafs' ich's gern geschehn.
Doch falls mit mir zu sprechen dir beliebe,
So sprich mit mir von Waffen oder Liebe.

Jetzt bitt' ich dich, du woll'st als Ehrenmann
Auf meine Frage wahrhaft Antwort geben.
Bist wirklich jener Roland du, sag' an,
Defs Namen alle Zungen so erheben?
Wefshalb kamst du hieher, und wie und wann?
Und hast du nie geliebt in deinem Leben?
Denn jeder Rittersmann, der Liebe feind,
Lebt ohne Herz, wenn er auch lebend scheint.

Ich bin der Roland, spricht der Graf dagegen,
Der den Almont erschlug und den Trojan.
Die Lieb' erfüllt mich ganz, und ihretwegen
Lenkt' ich in dieses fremde Land die Bahn.
Und um nur Alles rein dir darzulegen,
Bekenn' ich dir: Mein Herz ist unterthan
Der Tochter Galafrons, ganz ungetheilet,
Die in Albracca's Mauern jetzt verweilet.

Zu verwundern wär' es, wenn in einem Werke von solchem Umfange (die beiden bis jetzt erschienenen Bände der Uebersetzung enthalten die 29 Gesänge des 1sten Buchs und 4 des zweiten; es sind also noch rückständig die 27 folgenden dieses Buchs und das dritte, welches 9 Gesänge enthält) sich gar keine Unebenheit finden, wenn Alles so gediegen sein sollte, wie die mitgetheilten Proben. Doch wenig zu vermeidendes oder durch besseres zu ersetzendes ist Rec. vorgekommen. Den Sinn, wie manche Stelle er auch verglichen, hat er nie verfehlt gefunden. Hie und da hätte das Zusammenfallen der Versfüfse mit den Wortfüfsen vermieden werden können; was immer einen unangenehmen, schwerfälligen Rhythmus erzeugt. Z. B. I, 25, 35:

Im Innern jener festen Mauern an.

So ist der Vers (I, 5, 22):

Der allen deinen Zauber macht zu Tand

nicht wohl gebaut. Jenes Zusammenfallen ist sonst mit grofsem Fleifs vermieden worden.

Eine Nachläfsigkeit hat sich der sonst so genaue Uebersetzer im 13. Gesang des 1. Buches (34. 35) zu Schulden kommen lassen. In dem ersten der bezeichneten Verse heifst es:

Nun wufste dieser schändliche Geselle,
Dafs jene Schwester Orisells (*man nennt*
Sie Albarosa) für Polinden brennt;

und im nächsten:

Polind war des geliebten Ritters Name;
Und sie, als schön vor Allen euch bekannt,
Hiefs Albarosa;

wogegen im Original diese wiederholte Nennung des Namens Albarosa keinesweges auffallend ist.

Manchmal ist auch der Ausdruck, durch den Reim veranlafst, überladen; wie (I, 16, 23):

Gewalt'gen Wend'hieb führt, *schier unerlaubt*,
Der Graf;

wo die unterstrichenen Worte nicht im Originale stehen. So ist der *Farre* (I, 17, 24) unnatürlich. Wie kann ein Mensch Beine haben, an denen jedes dicker ist als ein Farre, und doch nur 600 Pfund wiegen? Im Original steht:

Avea ogni gamba più d'un trave grossa.

(Der Beschlufs folgt.)

Sinnentstellende Druckfehler.

In der Recension von Lisch über Klemm Handbuch der germanischen Alterthumskunde:
No. 49. S. 392 Z. 10. l. Eichenstämme st. Eisenstämme.
ibid. Z. 14 v. u. l. Germanen st Gernimonen.
In der Recension von Mayer über Berres Anatomie der mikroskopischen Gebilde des menschlichen Körpers:
No. 55. S. 439 Z. 15. l. Nervenrohren st. Nervenfasern.

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, verliebter Roland. Zum ersten Male verdeutscht von J. D. Gries.

(Schlufs.)

Das Wort *Wohlgenehmen* (I, 28, 11) für *Wohlnehmen* ist schwerlich zu rechtfertigen; gleiche Bewandnifs möcht' es mit dem *Gauf* (I, 6, 25) haben. Auch an dem *eisernen Klotz* (I, 4, 39) haben wir Anstofs genommen. Und so verträgt sich der Ausdruck (I, 2, 1): *das ist gewifslich* nicht mit der Reinheit der Sprache.

Doch genug von diesen kleinen Einzelheiten. Wir haben noch ein Wort über die jedem Bande zugegebenen *Anmerkungen* zu sagen. Diese sind theils sach-, theils worterklärend und theils kritisch, alle, wie es sich gehört, mit möglichster Präcision und Kürze abgefafst. Für die erstern, zum Theil aus andern Ritterbüchern und Schriften über diese geschöpften, zum Theil aus eignem Studium hervorgegangenen wird der Leser des Bojardo, wie des Ariost dem Verf. dankbar sein, wie namentlich für die Geschlechtstafel Karls des Grofen und seiner Paladine. Sie ist dem Leser des *verliebten Roland* unentbehrlich und stellt die etwas verwickelte Genealogie Rolands und Rüdigers, auf dessen, als Stammvaters des Hauses Este, Verherrlichung Bojardo, wie Ariost, es besonders abgesehn hatte, klar vor Augen. Wenige Irrthümer sind uns in diesen Anmerkungen aufgefallen. Ges. 17, 65. möchte G. die Leseart des Domenichi: E a la *conocchia* lo farò filare der gewöhnlichen a la rocca vorziehn, „da vorher von keiner *Burg* die Rede gewesen, auf welche Marfise sich beziehen könnte." Aber rocca, welches die besten Ausgaben haben, heifst nicht allein *Burg*, sondern auch dasselbe was conocchia, und ist gleich unserm *Rocken*. Zu 28, 7 ist von einem Bilde des Mahomet die Rede, welches Rinald in *Allende* geraubt, wobei auf das erste Capitel des Don Quixote verwiesen wird. Aber allende ist dort kein Land und sollte nicht grofs geschrieben sein; sondern moro de allende ist so viel als moro de allende el mar, ein Maure, jenseits des Meeres her. Für die lange Anmerkung zum 20. Gesange, die von den dem Berei zugeschriebenen 18 Stanzen handelt, welche das Verbot des von diesem umgestalteten Orlando innamorato zur Folge gehabt haben sollen, wird jeder Literator Hrn. G. besonders dankbar sein.

So wird der Leser des Originals sich mancher Worterklärung freuen, besonders aber der vielen kritischen Anmerkungen, die einem künftigen Herausgeber des O. J. seine Arbeit sehr erleichtern werden, die ihm wirklich unentbehrlich sind. Hr. G. hat hier sein Talent als Kritiker tüchtig bewährt.

Und so scheiden wir von diesem Werke, einem lebendigen Zeugnifs von deutschem Geist, Fleifs und Treue, mit dem Wunsche, der Verf. möge nicht gehindert sein, dasselbe bald zu vollenden. In der That sind die Freunde der Dichtkunst, wie die Literatoren demselben grofsen Dank schuldig. Ohne ihn würde vielleicht *der verliebte Roland*, an sich so bedeutend und zum Verständnifs des Ariost unentbehrlich, noch lange ein leerer Name gewesen sein. „Heil also, rufen wir ihm mit den bei Gelegenheit des verdeutschten Calderon an ihn gerichteten Worten Goethes (Kunst und Alterth. 3, 3, S. 134) zu, heil dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf Einen Punct concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig geniefsen können!"

Aber auch die Verleger und Hr. Frommann, der das Werk ausgestattet, verdienen den Dank des Publicums, jene, weil es immer ein Wagnifs ist, ein Werk von solchem Umfang zu übernehmen, dieser

Digitized by Google

für die anmuthige, dem Werke so angemessene Ausstattung. Papier und Druck sind vortrefflich. Nur Ein Druckfehler (Buch I, 1, 10, 4) ist uns vorgekommen.

Abeken.

LXII.

Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfniſs der Zeit, kurz dargestellt von Dr. J. Ch. Fr. Steudel. Tübingen, 1834. *bei Osiander. XLIV.* 516 *S.*

„Ich möchte diejenigen, welche eine wissenschaftlichere Form der Darstellung vermissen, auffordern, mich zu belehren, welcher wissenschaftlichere Gang die christliche Wahrheit, in ihrer Fülle ungekümmert, befriedigender vorzuhalten giebt; so lange aber, bis dieses der Fall werden wird, mich in der Ansicht unangefochten zu lassen, daſs eine *vollere, Gottverliehene* Wahrheit in anspruchsloserer, psychologisch-moralische Anknüpfungspunkte festhaltender Entwicklung mehr Werth hat, als eine *entleerte* Wahrheit bei der gröſsten Kunstfertigkeit im Einschachteln *selbstgefüllter* Begriffe."

Gegen welchen Standpunkt der neuern Theologie diese sehr gereizte Herausforderung des Hrn. Verfs. (p. XXV) gerichtet sei, sieht man sogleich. Es möchte zwar seine Schwierigkeit haben, die Herausforderung anzunehmen; eben die gereizte Art, mit der sie ausgesprochen ist, macht es unwahrscheinlich, daſs der Hr. Verf. sich in der inneren freien Verfassung befindet, die dazu gehört, um der Erwiederung des Gegners sich offen zu erhalten. Zudem müſste Ref. wenigstens für seine Person verzweifeln, eine Verständigung herbeizuführen, wenn es den vollendetsten religionsphilosophischen Arbeiten der Gegenwart nicht gelungen ist, Hrn. Steudel die Meinung zu nehmen, daſs durch sie die christliche Wahrheit ihres Gehaltes entleert werde. Es kann indessen auch gar nicht die Aufgabe der wissenschaftlichen Polemik sein, das zu leisten, was Hr. Steudel fordert, nämlich das einzelne empirische Subjekt zu belehren, vom Irrthum seiner Meinung zu überzeugen und zu befreien. Denn dieses kann sich in seine Ueberzeugung so eingelebt haben und das Irrthümliche derselben sogar durch das Moment der Wahrheit, das ihr beiwohnt, so in sich verfestet sein, daſs dieses Moment nicht einmal mehr ein Organ hergiebt, an welches die wissenschaftliche Mittheilung anknüpfen könnte. Unter solchen Umständen, wo die Spekulation zurückgewiesen wird, ist es dennoch Pflicht und Sitte derselben, nicht zu ermüden, sondern im Gegner immer noch den Ausdruck einer Seite des allgemeinen Bewuſstseins anzuerkennen, und nun diesem zu zeigen, wie wenig die Einwürfe des niederen Standpunktes die Spekulation zu treffen vermögen.

1. Zuvörderst wird Ref. zeigen, daſs der Standpunkt, von welchem aus der Verf. gegen die spekulative Theologie polemisirt, unhaltbar und für die Gegenwart ein unmöglicher ist.

Der Hr. Verf. erkennt keine andere, als die *biblische Dogmatik* an. Seine nähern Aussagen hierüber (Einleitung Cap. II, §. 5.) entziehen sich wegen ihrer Unbestimmtheit jeder klareren Fassung und Beurtheilung. Wenn er z. B. p. 31 sagt: „dem *Kerne* und *Inhalte* nach kann keine andre als die biblische Dogmatik für die Kirche gebildet werden, die *Form* aber wechselt mit *Ort* und *Zeit*": so ist mit diesen Worten dasjenige, wodurch die wechselnde Form bedingt wird, in der auseinanderflieſsendsten Unbestimmtheit bezeichnet. Statt die verschiedenen Standpunkte des Bewuſstseins zu bestimmen, die eine verschiedene Form der Dogmatik herbeiführen können, läſst es der Hr. Verf. bei der bloſsen Angabe, daſs das an sich Vernunftlose, Ort und Zeit, die Form der Glaubenslehre wechseln lasse. Gleich unbestimmt ist es gelassen, in welchem Verhältniſs die gleichgültig wechselnde Form zum bleibenden Inhalte stehe, auch der gemeinste Rationalismus hat jene Worte im Munde geführt. Endlich ist das Schwierigste gar nicht berührt, nämlich die Frage, *in welchem Verhältniſs ursprünglich in der heiligen Schrift Form und Inhalt zu einander stehen.* Nicht weniger rathlos läſst der Hr. Verf. den Leser, wenn er (ebend.) sagt: „Eben dadurch aber, wenn die Form das wechselnde ist und das Christliche in stets neuer Form sich kund giebt, zeigt sich, daſs die biblische Wahrheit nicht eine bloſs *äuſserlich* angeeignete bleiben darf, eben als *innerlich* geworden und mit ihrer Kraft angeeignet, erzeugt sie die durch die Individualität an die Hand gegebene, nach Zeit und Ort entsprechend gewählte Form." Daſs die Wahr-

Digitized by Google

heit im Individuum innerlich werden müsse, um die durch Individuum, Zeit und Ort bestimmte Form zu erhalten, läuft auf die blofse Forderung hinaus, dafs derjenige, der den Glauben darstellen wolle, in diesem erst *leben* müsse, eine Forderung, die der Hr. Verf. auch in diesem Werke sehr häufig aufstellt. Aber keine Glaubenslehre möchte entstanden sein, ohne dafs das Interesse an der Sache, welches durch das Leben im Glauben bedingt ist, vorangegangen wäre. Wenigstens kann es Menschen nicht zustehen, über das Verhältnifs der Arbeit eines Individuums zu dessen innerem Leben definitiv zu entscheiden. Auch der Rationalist lebt in dem Inhalt, der ihm noch übrig geblieben ist, und damit zeigt sich auch, dafs das blofse Leben in einer Sache über den Umfang und das Wesen derselben nicht bestimmen kann, weil die verschiednen Individuen zur Unterhaltung ihres Lebens je nach dem Standpunkt ihrer verschiedenen Entwickelung mehr oder nur weniger Stoff verlangen.

Diese und die andern einleitenden Aussagen des Hrn. Verfs. verhelfen uns nicht zu einer klaren und gewissen Einsicht in den Standpunkt, den er sich gegeben hat. Wir müssen uns vielmehr von vorn herein daran gewöhnen, seine *eigentliche Meinung* aus der Combination verschiedener Aussagen und aus der Kritik der Glaubenslehre selbst uns verständlich zu machen. Hienach ergiebt sich zunächst, dafs der Hr. Verf. die heilige Schrift als Quell der Glaubenslehre betrachtet, ohne über das Verhältnifs des biblischen Inhalts und seiner biblischen Form zu reflektiren. Diese Reflexion will er sogar, wie wir aus der Glaubenslehre selber sehen, nicht anerkennen, denn die bestimmten Lehren gewinnt er, indem er die einzelnen Aussprüche der heiligen Schrift zusammenstellt, also das biblische Objekt in der Form seiner historischen, biblischen Objektivität stehen läfst. Die Beziehung dieses historischen Objekts auf das Selbstbewufstsein vermittelt er endlich durch die Voraussetzung, dafs die Offenbarung „*dem religiösen Sinne zusage*" und damit sich rechtfertige. Der Mensch hat nicht zu erkennen, sondern nur *anzuerkennen*.

Zur Einleitung in die folgende Kritik hat Ref. noch eine Bemerkung herzusetzen, die der Hr. Verf. im Anfange seines Werkes als Axiom aufstellt. Er sagt p. 2: „Unsere Zeit bedarf gemahnt zu werden, dafs das Grundwahre nicht in zwei entgegengesetzte zerfallen kann, deren das eine einerseits ebenso wahr, andrerseits so unwahr, als das andre ist: also dafs dann das für sich Unwahre in einem Höhern oder Tiefern seine Wahrheit fände." Dagegen wird nun Rec. beweisen, dafs es gerade *das Eigenthümliche an der Form des biblischen Inhalts ist, dafs er in einzelnen sich gegenseitig widersprechenden Momenten auseinanderliegt*, oder dafs solche sich widersprechende Momente *unmittelbar mit einander verwachsen sind* und dafs somit die wissenschaftliche Dogmatik nothwendig *über die biblische Form ihres Inhalts hinausgehen müsse.*

Die Lehre von der Schöpfung liefert der Hr. Vf. in der Weise, dafs er die betreffenden Bibelstellen der Reihe nach aufzählt und diese Aufzählung mit der Bemerkung durchflicht, dafs sie sämmtlich dasselbe lehren, namentlich dafs überall die Schöpfung aus Nichts gelehrt werde. Auch Gen. I, 1 — II, 4. werde diese Lehre vorgetragen. Allein diese Behauptung kann der Hr. Verf. nur durch Gewaltthätigkeit gegen den Bericht aufrecht erhalten. Er fafst Gen. I, 1. nicht als Ueberschrift oder vorläufige Uebersicht des Ganzen, sondern als einen selbstständigen Theil des Berichts. Es werde hier berichtet, dafs alles was ist Gott seinen Ursprung verdanke. Gen. I, 2. gehe der Bericht zu dem Wohnorte der Menschen über, um die *Um*schaffung desselben aus unbewohnbarem Zustande in bewohnbaren zu erzählen. Aber wenn c. I, 1. nicht Ueberschrift ist, wie kann der Bericht c. II, 3. den Hauptnachdruck darauf legen, dafs Gott in sechs Tagen das Universum geschaffen habe, wie kann der Bericht hier dasselbe Wort ברא gebrauchen, wie c. I, 1, obwohl nach Hrn. Steudel's Annahme an beiden Stellen von ganz anderen Dingen die Rede wäre. Wenn c. I, 1. die Erschaffung eines Grundstoffs berichtet würde, so käme das Wichtigste, wie eine unbedeutende Zugabe gar nicht in Rechnung, die doch der Bericht bei der Chronologie der Schöpfung so genau verfolgt. Offenbar aber will der Bericht die schöpferische Thätigkeit nur auf die sechs Tage beschränken. Mithin wird in der ganzen Darstellung der Schöpfung ein Grundstoff vorausgesetzt. Dies geschieht aber nicht auf heidnische Weise, sondern das heidnische Moment des vorausgesetzten Grundstoffs überwindet der Bericht auf unmittelbare Weise und damit beseitigt er auch den Widerspruch mit anderen Stel-

Digitized by Google

len der heiligen Schrift, in denen ausdrücklich die Schöpfung aus nichts gelehrt wird. Das Sprechen der Gottheit, ihr Geheifs: es werde! setzt jenen Stoff sogleich wieder als ideell und beruht auf dem Gedanken der unbeschränkten absolut bestimmenden Freiheit Gottes. Wir müssen somit anerkennen, dafs die zerstreuten Momente der biblischen Lehre sich widersprechen, dafs dieser Widerspruch sogar auf *Einen Punkt zusammengeworfen* sein kann, dafs er sich aber für das Bewufstsein auf dem Standpunkt der Offenbarung in unmittelbarer Unbefangenheit löst. Er verschwindet in der einfachsten Weise, indem das Bewufstsein ein Moment durch das andere naiv ergänzt oder die eine widersprechende Seite *in die Idealität der anderen zergehen läfst.* Wir sind nun aber so unglücklich, dafs wir uns den Widerspruch nicht mehr verbergen können. Die Kritik hat lange und mühsam genug die einfache Vorstellung in ihre widersprechenden Seiten zerschnitten und secirt. Im unseligen Gefühl dieser Entzweiung können wir uns nicht mehr, wie Hr. Steudel befiehlt, damit helfen, dafs wir die Bibelsprüche zusammenstellen. Das Schlimmste ist aber, dafs er uns selber mit einem keineswegs lockenden Beispiel vorangeht. Er verwischt nur die Widersprüche, indem er einzelne Bibelstellen *alterirt.*

Ein ähnlicher *in sich selbst verschlungener Widerspruch*, wie im Bericht von der Schöpfung, findet sich auch in der Erzählung vom Sündenfall. Herr Steudel geht auf diese zurück (p. 190—193), um zu bestimmen, „wie der ursprüngliche Zustand des Menschen im Gegensatze zu dem sündigen, in welchen er überging, beschaffen war." Dafs der Mensch Gen. c. II, 17, da ihm verboten wurde, vom Baume der Erkenntnifs des Guten und Bösen zu essen, „auf seinen freien Willen, wie dieser aus sich selbst heraus für das Gottes Zwecken Entsprechende oder nicht Entsprechende sich zu bestimmen eigne, warnend hingewiesen werde, diefs sagt Herr Steudel, setze voraus, dafs die Idee von Gott, Freiheit, Gutem, Vergeltung in ihm liege." Der Mensch vor dem Falle werde keineswegs als ein solcher dargestellt, „welcher die Möglichkeit eines Widerstreits mit einem Gesetze, eine Regung des Gewissens nicht kannte, welchem weder Böses noch Gutes als *eigne* That angehörte." Der Herr Verf. glaubt nun den Beweis geführt zu haben, dafs „die Sünde nicht als Bedingung für das Erwachen des sittlichen Bewustseins zu erscheinen hätte." Denn der Mensch habe schon vorher die ihm angewiesene Stellung mit Freiheit behauptet. Man wird aber sogleich sehen, dafs der Herr Verf. seinen Beweis so leicht führen konnte, weil er gar nicht auf den Widerspruch reflektirte, der den biblischen Bericht durchzieht. Es wird dem Menschen *verboten*, vom Baum der Erkenntnifs des Guten und Bösen zu essen, er *soll* also *nicht* in den Zwiespalt eingehen, wo Gutes und Böses *Gegenstand des Bewufstseins* geworden sind. Mithin ist das Gute und Böse vor dem Falle nicht Objekt des Bewustseins gewesen, also konnte auch vorher weder Gutes noch Böses dem Menschen als eigne That angehören, somit war auch die Idee der Freiheit dem Menschen noch nicht aufgegangen. Der Uebergang zum Standpunkt des Bewufstseins und der dadurch bedingten Freiheit ist ihm verboten. Freilich wenn dieser Uebergang zum Bewufstsein, zur Erkenntnifs des Gegensatzes und zur Conception der eignen Freiheit *verboten* wird, so tritt nun der Widerspruch ein, dafs das *Verbot* selbst das Bewufstsein des Gegensatzes, die Vorstellung des Guten und Bösen im Menschen hervorruft, an seine Freiheit sich wendet und daher dasjenige in ihm *voraussetzt* und *hervorbringt, was es doch verbieten will.* Diese Inconsequenz ist in dem harten aber nothwendigen Widerspruch begründet, dafs die Bewegung durch den Gegensatz des Guten und Bösen *zur Bestimmung des endlichen Geistes gehört* und *auch* wiederum nicht sein soll. Die beiden widersprechenden Seiten hat der biblische Bericht, weil sie in der That nicht *getrennt* werden können, unmittelbar in einander gefafst, ohne sich über ihren Widerspruch reflektirende Rechenschaft zu geben. Wir aber können hiebei nicht stehen bleiben, wir müssen den Widerspruch im Begriff mit sich vermitteln und lösen. Herr Steudel macht es sich leichter, er läugnet ihn, doch kann er diefs nicht anders thun, als dafs er dem Bericht Unrecht zufügt und ihm seine ganze ungeheure Kraft entzieht. Die beiden Seiten des tiefsten Widerspruchs verwischt er in ein neutrales nichtssagendes Grau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfniſs der Zeit, kurz dargestellt von Dr. J. Ch. Fr. Steudel.

(Fortsetzung.)

Wir sehen hieraus schon, was wir von der „keuschen Exegese" von dem „treuen Ermitteln des biblischen Sinnes", dessen sich Herr Steudel rühmt, zu halten haben. Wir können sogleich aus seiner Auffassung des Berichts vom Sündenfall noch eine köstliche Probe von der Treue, mit der er die Bibel in seine Glaubenslehre aufnimmt, anführen. Er behauptet mit Recht, daſs jener Bericht historisch verstanden sein will und ist demnach auch bereit, ihn so zu verstehen. Aber dem religiösen Sinne, von dem wir oben schon hörten, mag doch das Ganze nicht *zusagen*. So stellt nun der Herr Verf. den Satz: „was mit der Schlange vorging, lasse sich als wahres *Wechsel*gespräch fassen, wenn es auch nicht in hörbaren Lauten geführt ward". Als ob nicht der Bericht auch ein hörbares Wechselgespräch erzählen wollte; weshalb könnte er sonst die Schlange von Gott bestraft werden lassen, wenn er nicht die Vorstellung hatte, daſs sie *selbstthätig* d. h. wirklich sprechend das Weib verführt habe. Der Herr Verf. meint aber wahrscheinlich nach der natürlichen Erklärung weiland Eichhorn's, Hensler's, daſs die Schlange, indem sie von der verbotenen Frucht aſs, Anlaſs war, daſs auch das Weib zum verbotenen Genuſs verführt wurde.

Ref. hat bisher einige Beispiele angeführt, wo der Widerspruch als *Convolut der beiden Seiten* erscheint. Wir wollen nun noch sehen wie Herr Steudel verfährt bei Widersprüchen, deren Seiten in der heiligen Schrift zerstreut liegen. Wenn Gott Gen. c. III, 17—19 dem ersten Menschen die Strafe für seine Sünde ankündigt, so werden die Nachkommen von dieser Strafe nicht ausgenommen, vielmehr ersehen wir aus Gen. c. V, 29, daſs diese die Strafe ihres Ahnen auch wirklich selbst erleben. In wiefern dieſs keine Ungerechtigkeit Gottes sei, darüber hat sich der Bericht in Gen. c. III nicht bestimmter erklärt. Allein nach mehreren Mittelgliedern treffen wir endlich im N. T., z. B. Röm. V, 15, die ausgebildete Lehre an, daſs durch den Fall Adam's die Vielen (οἱ πολλοὶ bekanntlich die Gesammtheit nach ihren einzelnen Gliedern) gestorben d. h. dem geistigen und leiblichen Tode übergeben sind. Hienach erscheint die Sünde, Schuld und Strafe Adams als eine solche, welche zugleich Sünde, Schuld und Strafe der Menschheit überhaupt sei. Dagegen giebt es biblische Aussprüche, z. B. Ezech. 18, 2—20, welche die Zurechnung der Sünden der Vorfahren von den Nachkommen abweisen. Aus diesem Widerspruch befreit sich der Herr Verf. in der Form, daſs er die *eine Seite nur festhält* und *vermittelst ihrer die andre negirt*. Bei diesem desperaten Verfahren ist es dann vollkommen gleichgültig, *welche* von beiden Seiten man festhält, um mittelst ihrer die andre fortzuschaffen. Hier kommt dem Herrn Verf. der religiöse Sinn zu Hülfe, dieser kann die „Anmuthung" nicht ertragen, daſs ein Erbübel (das nimmt er an) zugleich als Erbschuld erscheinen könne, ihm ist nur die eine Seite des Widerspruchs *zusagend*, nach der jeder für seine Schuld steht und sich von der allgemeinen Schuld *ausschlieſst*.

Eine andre Weise, des Widerspruchs los zu werden, ist die, daſs der Herr Verf. die eine Seite abstumpft, platt macht und ihr dadurch ihre Bedeutung nimmt. Die andre kann von ihr dann nicht mehr beunruhigt werden, sie bleibt isolirt und starr stehen. Der Apostel Paulus hat z. B. Act. 17, 24 auf Gott als den Schöpfer und Herrn der Welt hingewiesen. Gott ist somit als freie Subjektivität von der Welt

Digitized by Google

unterschieden. Sogleich darauf v. 28. sagt der Apostel: in ihm leben, weben und sind wir. Das Verhältnifs von Gott zur endlichen Welt wird als das der Substanzialität vorgestellt. Gott ist die Substanz, in welche die Bewegung der endlichen Subjekte befafst wird. Für den Apostel ist der Widerspruch beider Seiten der Vorstellung dadurch gelöst, dafs er sie in Einem Athem ausspricht, sie werden von der Einheit seines Bewufstseins getragen und gehen unmittelbar in dieselbe auf. Der Widerspruch ist noch nicht zum Gegenstand der Reflexion geworden. Für uns ist aber diese Reflexion eingetreten. Wir können und dürfen uns daher nicht eher beruhigen, als bis wir die unterschiedenen Momente in ihrer innern Beziehung auf einander zur Einheit vermittelt haben. Herr Steudel erkennt jedoch den Widerspruch nicht an. Nach ihm p. 141, soll der Ausspruch des Apostels v. 28 nichts anders heifsen, als dafs Gott Schöpfer und Erhalter der endlichen Welt sei. Wenn die unbefangene Exegese hier die Anschauung der Substanz anerkennen mufs, so sagt er einfach: Nein, so ist es nicht! Das einfachste Mittel, welches der natürliche Mensch gegen ein so sprödes Subjekt anrathen möchte, bestände darin, es in seiner Sprödigkeit stehen zu lassen. Doch wenn sich die schuldige Liebe auch zum Gegner wieder regt, sollte man wenigstens alle Mächte selbst der negirenden historischen Kritik beschwören, damit sie durch die Aufdeckung der Widersprüche in der heiligen Schrift dem Supranaturalismus sein starres Bibelwort erschüttere und zersetze. Aber auch das ist so lange Zeit hindurch schon geschehen, ohne allgemeine Frucht zu tragen. So kann denn allein die Religionsphilosophie noch das ihrige thun und ohne am Erfolg zu zweifeln, den Wahn einer rein biblischen Dogmatik zu seinem Ende führen. Sie hat zu zeigen, dafs, wie Hegel den Grundlinien nach entwickelt hat *), die unterschiednen Bestimmungen des Inhalts in der biblischen Vorstellung „in Form der Selbstständigkeit sind", „dafs die Unterschiede noch nicht *gesetzt* sind, wie sie sich aufeinander beziehen," „dafs im Denken der *Widerspruch* der Bestimmungen, die zugleich Eins ausmachen sollen, zum Bewufstsein kommt" **). Also nicht *Zeit* und *Ort* giebt dem biblischen Inhalt eine wechselnde Form, sondern die erwachte Einsicht, dafs in der heil. Schrift unterschiedene Seiten unmittelbar verbunden sind, die als Widersprüche zunächst sich ankündigen, wenn ihre Einheit noch nicht gesetzt, d. h. als Einheit begriffen ist. Sobald jene Einsicht sich hervorthut, so sind wir über die Form der Bibel für die Dogmatik hinausgetrieben. Herr Steudel legt, wie oben gezeigt ist, selbst das sprechendste Zeugnifs dafür ab. Nach seinem Vorsatze will er seine Lehrentwicklung treu auf die Aussagen der heil. Schrift gründen und unwillkührlich ändert er nicht nur die Form des biblischen Inhalts, sondern entzieht er auch diesem seinen Lebenskeim, indem er den Widersprüchen immer die eine Seite abzieht.

2. Die Art und Weise, wie sich der Herr Verf. zur biblischen Vorstellung verhält, wird noch deutlicher erhellen, wenn wir das eigenthümliche Verhältnifs untersuchen, in das er sich zur *Kirchenlehre* gestellt hat.

Herr Steudel glaubt in dieser Beziehung ein *verzichtendes* Verfahren befolgen zu müssen; nur das „*wesentliche*" dessen, was in den Symbolen als Ansicht niedergelegt ist, will er „aufrichtig unverfälscht vorführen und entwickeln," p. VII; aber auch „unverholen aufdecken, wo die symbolische *Fassung* der Lehre über das biblisch begründete hinausgeht", p. VIII. Recht bestimmt hat der Herr Verf. auch hier seine eigentliche Meinung weder vorgetragen, noch sich überhaupt darüber mit sich selbst verständigt. Wir wissen durch jene Worte noch nicht das Geringste darüber, wie er sich am Symbol das Verhältnifs des Wesentlichen und Unwesentlichen, der Fassung und des gefafsten Inhalts *denkt*. Um zu sehen, was er im Grunde will und wenigstens *meint*, werden wir uns wieder an die Ausführung selber halten müssen. Ehe wir diese kritisch untersuchen, hat Ref. folgende Bemerkung voranzustellen.

Die symbolische Fassung der Lehre mufs nothwendig über die biblische Vorstellung *hinausgehen* und sie ist nichts anderes, als eben dieses Hinausgehen bis zu einem bestimmten Punkte. Wir sahen, dafs in der biblischen Vorstellung die unterschiednen Bestimmungen des Begriffs isolirt in Form der Selbstständigkeit nebeneinanderstehen. Als Widerspruch treten sie sich noch nicht entgegen, weil sie sich noch in der Einheit der unmittelbaren Anschauung bewegen.

*) Phil. der Religion p. 85.

**) ebend. p. 87.

Digitized by Google

Auf dem Standpunkte, wo die Offenbarung dem Selbstbewufstsein sich darbot, schaute dieses in jener sich unmittelbar an und wie es sich in ihr nach seiner wesentlichen Einheit anschaute, so waren ihm auch die Momente des Begriffs unwillkührlich in Eins verschmolzen. Anders war es, als die Offenbarung in den verschiedenen Seiten ihres Inhalts vollendet und in sich abgeschlossen war. Da stand der Inhalt dem Bewufstsein als Objekt gegenüber, die Vermittlung durch die Reflexion wurde nothwendig und sie trat auch wirklich dergestalt ein, dafs die in der biblischen Vorstellung selbstständig erscheinenden Seiten des Begriffs auch in der That als *selbstständige gesetzt*, die isolirt auf einander folgenden Bestimmungen auch *wirklich isolirt wurden*. Dafs was an sich in der heiligen Schrift einzeln erscheint, zur Einzelnheit herabgesetzt wurde, geschah in den Häresieen, die in jeder Lehre sich nothwendig in zwei Hauptformen spalten mufsten, weil sie sich in die beiden Seiten des Widerspruchs der biblischen Vorstellung theilten. Obgleich aber diese ausdrückliche Reflexion ein wesentlicher Fortschritt war, da dasjenige, was an sich in der heil. Schrift vorhanden ist, auch für das Bewufstsein gesetzt wurde, so mufste damit doch eine wesentliche Beeinträchtigung der Fülle, die der biblischen Vorstellung eigen ist, verbunden sein. Denn in dieser sind die beiden Seiten des Widerspruchs *auch an sich Eins*. Wenn daher eine Seite von der andern entschieden getrennt wird, so mufs auch diejenige, die vom Bewufstsein noch festgehalten wird, entstellt werden und ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren. Zu jener *an sich* seienden Einheit beider Seiten konnte man aber nicht wieder zurückkehren; die Häresieen hatten sie aufgelöst. Die Kirche sah sich deshalb darauf angewiesen, jene Einheit als solche zu *setzen* und für das Bewufstsein *ausdrücklich* wiederherzustellen. Dieses Verfahren der Kirche will Herr Steudel nicht billigen, er meint die Kirche habe *zu viel bestimmen* wollen und sie hätte einen andern Weg einschlagen sollen. So sagt er z. B. p. 339: „die Kirche, zur Achtsamkeit aufgerufen durch die Gefahr, dafs die lautre Lehre über das Göttliche in Christus durch manche Irrlehre getrübt würde, entging der Versuchung nicht, lieber durch *künstlich-verständige Fassung* andern eben so künstlich sich rechtfertigenden Ansichten sich entgegenzustellen, anstatt die *einfach biblische Lehre* nur als eine durch dergleichen künstliche Theorieen *nicht antastbare* zu rechtfertigen." Ueber die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit heifst es p. 435: „die Kirche verfehlte ihren Zweck, irrthümlichen Spekulationen zu wehren, indem sie in eine *Behandlung* der Lehre *einging*, welche sie hätte *von sich weisen* sollen." „Die Kirche hätte (p. 343) durch Geltendmachung des richtigen (nämlich des biblischen) Standpunkts des Eingehens in Spitzfindigkeiten sich für *überhoben* erklären sollen." Ueber das kirchliche Dogma vom Gottmenschen heifst es weiter (p. 342): die symbolische Theorie habe sich in Festsetzung von *Bestimmungen* verirrt, „welche nur von dem Standpunkte einer vorübergehenden Zeitphilosophie aus Interesse haben, oder einigermafsen befriedigen konnten"; „während doch die *biblischen Ausdrücke* den Gehalt kunstlos aus einem sichern einfachen Bewufstsein heraus *befriedigend für das Gemüth* bezeichnen." Daher *warnt* auch der Hr. Verf. vor solchen spitzfindigen kirchlichen Bestimmungen, denn das seien ja (ebend.): „nicht-biblische, das weise Maafs der h. Schrift überschreitende Ausdrücke." Z. B. „Ausdrücke, die durch die blos menschliche Spekulation ermittelt seien, wie: Maria sei Mutter Gottes, werde ein die Weise der h. Schrift scheu gewissenhaft sich aneignendes Gemüth vermeiden."

Diese Tonleiter von Vorwürfen gegen die Kirche ist ziemlich vollständig und umfafst auch diejenigen, welche der Rationalismus gegen die kirchliche Lehre erhoben hat. Wenn der Hr. Verf. die Dogmatik von der kirchlichen Bestimmtheit zu der Kunstlosigkeit der biblischen Ausdrücke und zur Weise der h. Schrift d. h. zur biblischen Vorstellung zurückführen will und man ihm, wie oben an einigen Parthieen geschehen ist, zeigt, dafs er selber von der biblischen Weise abweiche, so ist damit noch kein Beweis gegen die Richtigkeit des von ihm aufgestellten Princips geführt. Nur dafs er ihm selber nicht treu geblieben sei oder dafs die Ausführung dem Vorsatze und der eigenen Meinung nicht entspreche, ist dann bewiesen. Aber dafs selbst ein so ernster Wille, mit dem sich Hr. Steudel vorgesetzt hat, den Glauben rein nach der Weise der h. Schrift darzustellen, sein Ziel verfehlt, mufs doch schon gegen die Möglichkeit, dafs jener Vorsatz überhaupt durchgeführt werden könne, bedenklich machen.

Digitized by Google

Diese Bedenklichkeit wird zur Ueberzeugung erhoben, wenn wir auf den Grund zurücksehen, weshalb der Hr. Verf. seinen Vorsatz schlechterdings nicht zu Ende führen konnte. Er selbst stellt ja die einzelnen Aussprüche der h. Schrift, die in Beziehung auf einander stehen, *zusammen*, geht also durch einfache Thätigkeit schon über die Weise der biblischen Vorstellung hinaus, denn in dieser erscheinen jene Aussprüche in unmittelbarer Selbstständigkeit. Er sucht ferner für jene zusammengestellten Aussprüche eine Art von *Einheit*, einen bestimmten Ausdruck für das *Verhältniſs*, in dem sie gegenseitig stehen. Hiemit hat er aber vollständig die Weise der h. Schrift verlassen, denn diese *reflektirt* noch nicht über ihre verschiedenen Momente und denkt noch nicht daran, für diese eine gemeinsame und sie in sich zusammenfassende Denkbestimmung zu gewinnen. Hr. Steudel hat nur noch nicht in richtiger Weise über die Form der biblischen Vorstellung hinausgehen können, weil er das eigenthümliche Wesen derselben nicht scharf genug gefaſst hat. Hierauf, d. h. auf einem Irrthum beruht es denn auch, wenn die Kirche getadelt wird, daſs sie „die künstlich-verständige Fassung" der Lehre bei den Häretikern nicht einfach abwies, sondern andere eben so künstlich sich rechtfertigende Ansichten aufstellte. Der Hr. Verf. meint, die Kirche hätte gegen die häretischen Bestimmungen der Lehre nur das *System des Widerstandes* befolgen sollen, sie hätte nur rechtfertigen sollen, daſs die einfach biblische Lehre von den künstlichen Theorien *nicht* berührt und angetastet würde. Allein wie hätte die Kirche für das häretische und für ihr eigenes Bewuſstsein dadurch auch nur den unbedeutendsten Erfolg erhalten können? Die häretischen Gegensätze hatten in jeder bestimmten Lehre die Begriffsbestimmungen, die in der Bibel in Form der Selbstständigkeit sind, als selbstständige sich angeeignet. Wurden sie auf die Bibel hingewiesen, so hätte das nur die Bedeutung eines tautologischen Zirkels gehabt. Sie wären hiemit nur zu der Vorstellung zurückgeführt, von der sie gerade zum Bewuſstsein gebracht hatten, daſs sie Gegensätze in sich enthalte. Freilich hatten sie als Häretiker immer nur die Eine Seite des Gegensatzes als selbstständige Reflexionsbestimmung festgehalten und die Kirche hätte ihre Aufmerksamkeit nun darauf hinführen können, daſs in der h. Schrift auch die andre Seite gegeben sei. Auch das hätte nichts geholfen, denn die Möglichkeit des Widerspruchs wäre damit noch nicht überwunden. In der biblischen Vorstellung ist nur die äuſserliche Identität, daſs die unterschiednen Bestimmungen *beide* überhaupt nur *vorhanden sind*. Wollte die Kirche die Einheit des Bewuſstseins wiedergewinnen und sichern, so muſste sie dergleichen Bestimmungen wirklich verbinden und sie that es im Symbol.

Hr. Steudel bleibt aber dabei nicht stehen, daſs er sich gegen die Bestimmtheit der kirchlichen Lehre stemmt, sondern er kommt auf einmal dazu, in dem kirchlichen Symbol *Schwierigkeiten* und *Widersprüche* aufzufinden, während er in der biblischen Vorstellung nichts dergleichen anerkennen wollte. So sagt er p. 435 über die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit: „Die Hauptschwierigkeit liegt immer in der Anmuthung, in Gottes Wesen, welches selbst ein persönliches ist, drei Personen zu setzen; was nicht angeht, es werde denn der wahre Begriff von Person aufgegeben, oder, wenn die Personen nicht zu Eigenschaften verschwimmen sollen, es werde denn Gott selbst zu einem Prädikate, in dessen gemeinsamen Besitz die drei Personen sich theilen." Aehnlich sagt er über das kirchliche Dogma vom Gottmenschen — p. 342—345 —: „Was die Schrift zart durch den Gegensatz von σάρξ und πνεῦμα bezeichnet, ist zu einem von Ewigkeit her Gezeugten, dem ein Menschgeborner gegenübersteht, zu einem Sohne Gottes, welcher Gott und Mensch ist, verfleischigt und verdichtet worden." Der Sinn dieser Worte kann wohl nur der sein, daſs es ein Widerspruch sei, wenn sich „ein von Ewigkeit her Gezeugter" und ein „Menschgeborner" gegenüberstehen d. h. unterschieden sein und doch wieder Gott und Mensch zu dem einen Sohne Gottes verfleischigt, d. h. vereint sein sollen. Der Widerspruch der kirchlichen Lehre besteht also nach dem Hrn. Verf. darin, daſs nach ihr die *Einheit* und der *Unterschied identisch* sein sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfniſs der Zeit, kurz dargestellt von Dr. J. Ch. Fr. Steudel.

(Fortsetzung).

Es hat damit vollkommen seine Richtigkeit, wenn Hr. Steudel behauptet, das kirchliche Symbol *widerspreche sich selbst*, oder es enthalte Bestimmungen, von denen jede den Gegensatz bilde zu der andern. Es bekenne die Einheit Gottes und doch wieder spreche es den Satz aus, daſs Gott in drei Personen sich unterscheide und damit verbinde es die Forderung, die drei Personen als Eins zu denken. Es bekenne, daſs Christus Gott und Mensch sei und vereinige mithin in sich den bestimmtesten Gedanken des Gegensatzes und die Zumuthung an jedes Glied der Kirche, diesen Gegensatz sich als Einheit vorzustellen.

Wird nun zugegeben, daſs die kirchliche Lehre in sich noch widersprechend sei, so scheint damit die obige Behauptung umgestoſsen zu sein, daſs das Symbol die von den Häretikern isolirten und entgegengesetzten Seiten der biblischen Vorstellung zur Einheit zurückgeführt habe. Indessen beides die widersprechende Natur des kirchlichen Dogma und die von ihm gewonnene Einheit ist gleich sehr vorhanden; es kommt nur darauf an, die eigenthümliche Natur der Einheit, zu der die Kirche die Widersprüche hingeführt hat, richtig zu begreifen.

Gelöst nämlich hat die Kirche den Widerspruch der Vorstellung und der einzelnen Häresieen, indem sie die unterschiedenen Momente des Inhalts in Beziehung gesetzt hat. So verband sie im Gedanken der Wesenseinheit die Vorstellung der Einheit des göttlichen Wesens und des Unterschieds der Personen in Gott, im Gedanken der Einheit der Persönlichkeit vereinigte sie die beiden Seiten der Vorstellung, daſs Christus wahrhaft Gott und auch wahrhaft Mensch sei. Sie führte also die unterschiedenen Bestimmungen zur Einheit. Aber diese Einheit, obwohl sie die Einheit des Gedankens war, war doch noch nicht durch die Dialektik der Sache selbst vermittelt, sondern war nur erst die *formelle Einheit*, die als solche noch eine äuſserliche war. Damit dieser Charakter der Aeuſserlichkeit absolut vernichtet würde, dazu gehörte mehr, als daſs nur die unterschiednen Bestimmungen zur Einheit zusammengefaſst wurden, weil sie Bestimmungen seien, die zusammen ein Ganzes bilden. Die denkende Vernunft verlangt für den wirklichen Begriff der Einheit noch mehr. Sie ist von der nothwendigen Zusammengehörigkeit Unterschiedner erst überzeugt, wenn sie einsieht, daſs *jede von beiden Seiten nach ihrer wesentlichen Natur sich auf die andre bezieht.* Das Denken muſs daher von jeder der beiden Seiten ausgehen, um zu ihrer Einheit zu gelangen, und nun diese *Einheit* als solche zu begreifen, *die die beiden unterschiednen Seiten in sich als identisch setzt.* Diese Bewegung des Denkens vermittelt die Gewiſsheit, daſs die Momente der Sache sich gegenseitig zusammenschlieſsen, indem sie von der Einheit des Begriffs gesetzt und zusammengeschlossen werden.

Die Dialektik, welche in der angegebnen Weise den Inhalt vermittelt, geht auch über das kirchliche Symbol hinaus, löst dieses auf, bewegt sich im *absoluten Begriff der Religion*, wie er von der Religionsphilosophie gewonnen ist und bildet die *wissenschaftliche Dogmatik.*

Hr. Steudel fühlt sich durch die Widersprüche, die er im kirchlichen Symbol noch antrifft, bewogen, nicht über das Symbol hinauszugehen, sondern sich *zurückzuwenden* zur Weise der heiligen Schrift. Von diesem, wie wir sahen, nur durch seine Einbildung gewonnenen Standpunkte aus muſs er natürlich gegen die Spekulation feindlich auftreten. Die Art und Weise,

Digitized by Google

wie er es thut, wird uns endlich vollständig über den Standpunkt seiner Glaubenslehre aufklären.

3. Von der in der Form des Begriffs und als System sich vollendenden Entwicklung des Glaubens sagt der Hr. Verf., dafs sie „den Glaubensstoff durch ein *Schaffen* gewinnen wolle, welches der Mensch *aus sich heraus* vornehme." — p. 35 —. Dieser Aussage scheint die Vorstellung zu Grunde zu liegen, dafs das begreifende Denken sich von der biblischen Vorstellung, so wie es von dieser nur die oberflächlichste Notiz genommen habe, sogleich so unangenehm berührt sehe, dafs es sich ohne weiteres von ihr abwende, sich auf sich beschränke und nun aus seinem eignen Reichthum die Wahrheit schaffe. So leicht macht es sich aber das Denken nicht und kann es auch nach seiner eignen Natur es sich nicht machen. Weil es wesentlich Vermittlung ist, so mufs es sich auch *den Uebergang von der biblischen Vorstellung zu sich selbst vermitteln* und diese Vermittlung besteht in der Einsicht, dafs die Vorstellung sich selber nothwendig auflöse und zum Begriff erhebe. Noch dazu führt dieser Weg nicht sogleich von der biblischen Vorstellung zum Begriff, sondern *er bewegt sich erst durch die kirchliche Lehre hindurch.* Die Voraussetzung der wissenschaftlichen Dogmatik ist daher die biblische Theologie und die kirchliche Dogmatik. Wenn nun das Denken durch diese beiden Sphären hindurchgegangen ist, so ist es nicht auf sich selbst, abgesehen vom Gehalt jener Gebiete, angewiesen, sondern es bringt aus ihnen einen Inhalt mit, den es nur sich gleich gesetzt hat, während er vorher der Form des Begriffs widersprach. Es hat die unterschiedenen Bestimmungen der Vorstellung in ihre gegenseitige Beziehung gesetzt, ihre Identität und den allgemeinen Begriff, in dem sie Eins sind, aufgesucht. Entwickelt nun das Denken aus diesem allgemeinen Begriff die Bestimmungen, die in ihm gesetzt sind, so schafft es nicht einen Inhalt, der überhaupt noch nicht vorhanden war; denn es hat den Begriff aus dem Grunde der Vorstellung entnommen. Und will man das ein Schaffen nennen, dafs das Denken durch die Bewegung des Begriffs dessen einzelne Momente gewinnt, so mufs man es nur richtig bestimmen, dafs es ein *Nachdenken* des *ursprünglichen Schöpfungsgedankens* ist, welcher den Seiten der Vorstellung inwohnt, sie zusammenhält und auch in der Geschichte offenbart und gesetzt hat. Das Denken will daher auch gar nicht in der wissenschaftlichen Dogmatik, wie Hr. Steudel meint — p. 35 — „dem nach der Ansicht der Kirche von Gott Verliehenen, der Offenbarung, seine Wahrheit erst *geben*", als ob es sich die Zauberei zutraute, einem Objekte Wahrheit geben zu können, welches dieselbe nicht schon in sich besitze, sondern es denkt die Wahrheit nach, die die Offenbarung in sich enthält. Auch giebt das Denken dem Inhalt der Offenbarung Wahrheit, nicht nur „*insoweit* er in den Begriff aufgehoben zu werden taugt," als ob es einen Theil des Inhalts negire, den anderen nur affirmire, sondern allein die Form der Vorstellung löst es auf, weil ihm in dieser der Widerspruch entgegentritt. Nur diese Erscheinungsform des Widerspruchs vernichtet es, die Seiten, die sich widersprechen, vertilgt es nicht, löst sie nicht in eine unentschiedne Gleichgültigkeit auf, sondern es erkennt sie auch in ihrer Einheit als unterschieden.

Mit der Methode der wissenschaftlichen Dogmatik mufste der Verf. die philosophische Erkenntnifs der Religion überhaupt angreifen. Bei jeder einzelnen Lehre widmet er der Polemik gegen die spekulative Fassung derselben eine besondere Rubrik und glaubt sogar seiner Schrift „auf die Bezeichnung als Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche dadurch ein Recht erworben zu haben, dafs sie rückhaltslos einer Grundrichtung entgegentritt, welche *jede menschliche Thätigkeit, soweit sie eine selbstständige wäre, mit der göttlichen Thätigkeit, zusammenfallen und aufgehen läfst* und deshalb mit Wort und Geist der heiligen Schrift wie mit den Ansichten der Kirche gleich unverträglich sei" — p. IX—XII. — Der Hr. Verf. stellt dagegen der Wissenschaft „die Aufgabe, über das Verhältnifs des Menschen zu Gott *als des Freien zum Freien* sich zu verständigen" — p. XIII. — Auch will der Hr. Verf. keineswegs eine Vermittlung zwischen jenem „Pantheismus" und diesem „Theismus" zugeben, oder, wie er es ausdrückt, „er ist recht fern von der Meinung, als ob halb dem Pantheismus, halb dem Theismus Recht zu geben wäre." Nur „der richtigen Fassung des Theismus will er auf die Spur kommen." Und als einen Versuch, diese Spur zu entdecken, kündigt er seine Glaubenslehre an — p. XIV. —

Dagegen wird Ref. nun zeigen, dafs der Herr

Digitized by Google

Verf. nicht umhin kann, öfter eine Einheit von Gott und dem Menschen anzunehmen, die von der andren Seite, nämlich von dem Gedanken des Unterschieds, nicht gründlich durchdrungen wird, also dem Bereiche des gefürchteten Pantheismus zuführt; sodann dafs die Vorstellung vom Verhältnifs des Menschen zu Gott als des Freien zum Freien nicht gehörig vom Gedanken der Einheit beherrscht wird, also Gott und Mensch als verschiedene starre Objekte einander gegenüberstehen läfst. Es wird daraus erhellen, dafs der Herr Verf., trotz seiner Meinung und Absicht wirklich halb dem Pantheismus halb dem Theimus verfällt, d. h. zu keinem beider Gebiete in richtiger Weise sich gestellt hat, den Pantheismus weder besiegen noch den Theismus sicher begründen kann. Von der angeklagten Spekulation aber wird sich beweisen lassen, dafs die Widersprüche, in die der Standpunkt des Herrn Verfs. fällt, sobald das Bewufstsein über sie vorhanden ist, nothwendig zu ihr hinführen, und in ihr gelöst werden, ohne dafs die Anklage gegen sie sich behaupten könnte.

Eine sehr beliebte und von Herrn Steudel oft gebrauchte Formel für die Bestimmung des Verhältnisses von Gott und Mensch ist die, dafs der Mensch Gott „*verwandt*" sei, er sei „eine *wahre* Abspiegelung und Ausprägung göttlicher Vollkommenheit", „die dem Menschen mitgegebne Idee Gottes sei ein Strahl von Gottes Licht im Menschen" — p. 85 —.

Im gewöhnlichen Leben nennt man diejenigen Verwandte, welche dasselbe Blut in sich tragen, also desselben Geschlechts sind. Verwandte fühlen sich ferner Eins, ohne dafs der freie Akt des Willens nothwendig ist, durch welchen wir mit andern uns in Beziehung setzen. Wenn daher der Herr Verf. Gott und Mensch verwandt nennt, so mufs er auch zugeben, dafs sie desselben Geschlechtes seien und dafs der Mensch im Gefühl seiner Verwandschaft mit Gott unmittelbar die Gewifsheit in sich trage, dafs er mit ihm Eines Wesens sei. Im Gefühl unterscheidet sich aber das Subjekt noch nicht von seinem Inhalte. „Ich bekenne", hat Fichte ein für allemal classisch gesagt, „von Wärme oder Kälte nur dadurch zu wissen, dafs ich wirklich erwarme oder friere." Nämlich das bestimmte Gefühl vereinigt in sich unmittelbar das Selbstgefühl und das Gefühl eines Andern. „Im Gefühl verschwindet das doppelte Sein. Die Bestimmtheit des Gegenstandes wird die meinige" *). Weshalb „erbebt" nun Herr Steudel, noch dem Ich „Genossenschaft des Sein's Gottes" zuzuschreiben, da doch das Ich, das sich mit Gott verwandt fühlt, offenbar *die Bestimmtheit des göttlichen Sein's* als sein-e *eigene* fühlen mufs?

In denselben Widerspruch fällt Herr Steudel, wenn er sich gegen die Auffassung der göttlichen Liebe, dafs sie die *Selbstmittheilung Gottes* sei, erklärt — p. 133 —. Er selbst sagte ja, dafs der Mensch eine „wahre Ausprägung göttlicher Vollkommenheit" sei. Kann diese Ausprägung etwas anderes sein, als die *Selbstdarstellung* göttlicher Vollkommenheit. Wenn wir von einer Selbstmittheilung Gottes sprechen, so setzen wir schon ein Anderes voraus, an das sich Gott mittheilt. Aber dieser Gedanke des Andern und des Unterschieds verschwindet, wenn der Mensch die Ausprägung und Selbstdarstellung göttlicher Vollkommenheit ist. Der Mensch ist dann nichts anderes, als die unselbstständige Erscheinung Gottes.

Diese Erscheinung, dafs der Herr Verf. einen Feind zu bekämpfen meint, der draufsen stehe, und der sich doch ein Plätzchen in seinem eigenen Bewufstsein verschafft hat, zeigt sich auch bei seiner Polemik gegen den spekulativen Begriff der Religion, „dafs sie die Idee des Geistes, der sich zu sich selbst verhält, das Selbstbewufstsein des absoluten Geistes" sei. Wenn Herr Steudel „die dem Menschen mitgegebene Idee Gottes einen Strahl von Gottes Licht im Menschen" nennt, und wenn nun in der Religion diese Idee Gottes Gott wirklich findet, der Strahl von Gottes Licht im Menschen zu seiner Quelle wiederaufsteigt, verhält sich dann nicht Licht zu Licht, kommt dann nicht, wenn wir so sagen dürften, der Strahl von Gottes Licht im Menschen zu sich, zu seinem Selbstbewufstsein? Freilich dürfen wir hier nicht einmal so sprechen, von freiem Selbstbewufstsein kann hier schlechterdings nicht die Rede sein. Die Idee Gottes im Menschen ist nach jener Bestimmung eine Effulguration von Gottes Lichte, die in der Religion zu ihrem Ausgang zurückkehrt.

Das ist die eine Seite vorliegender Glaubenslehre. *Neben* ihr steht die andre Seite, nämlich die entgegengesetzte Aussage, dafs der Mensch als der Freie

*) Hegels Phil. der Religion I. Th.

Digitized by Google

Gott als dem Freien gegenüberstehe. Wenn der Herr Verf. zu dieser Seite kommt, so *ignorirt* er nicht etwa blofs, dafs er *auch* das Gegentheil vorgetragen habe, er sieht nicht blofs von diesem momentan ab, sondern er hat überhaupt *kein Bewufstsein* darüber, dafs er auch eine wesentliche Einheit von Gott und Mensch behaupten mufste. Dies geschah nur unwillkührlich und gegen seine eigne Absicht und Meinung. Nach seiner eigentlichen Meinung will er vielmehr jene Annahme einer wesentlichen Einheit aus der Glaubenslehre verbannen.

Aus allen bisherigen Proben der Polemik gegen die Spekulation sahen wir, dafs es Herrn Steudel nicht gelingen konnte sich mit dieser rein auseinandersetzen, weil er sich immer in die Verirrungen, die er ihr Schuld gab, selbst verwirrte. Etwas reiner werden seine Aussagen, wenn er das Wesen der Religion gegen den Standpunkt des unmittelbaren Gefühls zu bestimmen sucht. So sagt er p. 8: „das Wesentliche der Frömmigkeit sei nicht, sich als schlechthin abhängig bestimmt zu fühlen, denn mit der schlechthinnigen Abhängigkeit sei die Möglichkeit der Frömmigkeit als einer von dem Menschen *selbstthätig* zu gewinnenden Bestimmtheit seines Wesens abgeschnitten; andrerseits sei das Bewufstsein mit dem Gefühle schlechthinniger Abhängigkeit nicht zum Finden *Gottes* vorgeschritten. Ferner gehöre zur Frömmigkeit ein *Gegenseitiges* der Beziehung. Endlich sei Frömmigkeit nur, wo die *Anerkennung* jenes Bewufstseins der Abhängigkeit, eben damit aber als *gegenseitiges* Verhältnifs durch einen Akt der Freiheit sich verwirklichte." Es ist hier dem Herrn Verf. wirklich fast vollständig gelungen, seine Meinung bestimmt anzugeben, aber es betraf auch einen Gedanken, der ihn ganz und gar einnimmt und sein Werk beinahe bis zur Ausschliefslichkeit beherrscht. Die ideelle Grundlage dieser Glaubenslehre liegt nun klar vor unsren Augen. Nach dem Herrn Verf. ist die Religion modus deum *cognoscendi* et colendi — p. 8 — nur müfste es für ihn besser *agnoscendi* statt cognoscendi heifsen. Das *Gefühl* will er nur als eine accidentelle *Zugabe* gelten lassen, aber nicht als die ursprüngliche Form, in der der Mensch von Gott bestimmt sei. Statt dessen will er nur den Standpunkt des Bewufstseins sicher stellen, auf welchem Gott als *Objekt* der *Anerkennung* erscheine, oder als das Objekt, auf das sich der Mensch in allen Seiten seines Lebens *beziehen* müsse. Indem nun der Inhalt des Glaubens nur als Gegenstand des Bewufstseins gelten soll, so mufste der Herr Verf. auf die Schwierigkeit eingehen, wie etwas in *das Bewufstsein* zu bringen oder für das Bewufstsein sein könne, was diesem nicht unmittelbar gegeben sei. Diese Schwierigkeit löst der Herr Verf. durch die Annahme eines ursprünglichen religiösen Sinn's im Menschen, wodurch dieser „befähigt sei, die wahre Erkenntnifs Gottes und des zwischen Gott und dem Menschen statthabenden Verhältnisses sich anzueignen." — p. 77 — Nun fragt es sich aber weiter, was ist diese Befähigung, worauf gründet sie sich, woher kommt es, dafs der Mensch befähigt ist, zum Gedanken Gottes aufzusteigen, worin besteht die Nothwendigkeit, die Gott und Mensch zusammenführt? Oder da der *Sinn* etwas Unwillkührliches ist, was nicht durch eigne Thätigkeit vermittelt ist, so bleibt noch die Frage zu beantworten, woher kommt dem Menschen der Sinn für Religion? Was treibt den Menschen seiner ganzen Natur nach zur Religion mit derselben unmittelbaren Gewalt, wie das Thier, das für bestimmte Nahrung Sinn hat durch unwillkührlichen Instinkt zu ihr geführt wird? (Diese Fassung der Frage wird uns doch gewifs erlaubt sein, wo vom Sinne die Rede ist). Hierauf antwortet der Herr Verf., der religiöse Sinn beruhe auf der dem Menschen mitgegebnen *Idee von Gott*. Da er aber diese Idee von Gott wieder als das *objektive Bewufstsein von Gott* fafst, so ist die Frage noch nicht beantwortet, der Herr Verf. läfst uns noch in Ungewifsheit, wie die Idee, das Bewufstsein von Gott in den Menschen gebracht werden konnte, wenn es nicht als unmittelbares Gefühl im Menschen ist, so dafs das Selbstgefühl des Menschen ursprünglich das unmittelbare Gefühl des göttlichen Sein's war. Auf diese weitere Frage antwortet uns der Herr Verf. nicht mehr, er sagt blofs, die Idee von Gott sei dem Menschen *mitgegeben*.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfniſs der Zeit, kurz dargestellt von Dr. J. Ch. Fr. Steudel.

(Schluſs.)

Wahrlich, gäbe es keine höhere Lösung der Schwierigkeit, so sehnte man sich zurück zur Glaubenslehre der unmittelbaren Gefühlsbestimmtheit, in der der Geist aus der Beziehung auf ein Objekt, auf das er sich bezieht ohne zu wissen warum, in den nächtlichen Grund zurückgeführt wird, der das Selbstbewuſstsein und das Bestimmtsein von Gott in ununterschiedener Einheit, aber doch wenigstens in Einheit birgt. An sich ist es zwar ein Fortschritt gegen den Standpunkt des unmittelbaren Gefühls, wenn Herr Steudel die objektive Seite, daſs Gott Gegenstand des Bewuſstseins sein müsse, hervorhebt und wenn er für den Menschen das Recht in Anspruch nimmt, daſs er sich mit freier Anerkennung auf Gott beziehen müsse. Diesen Uebergang in die objektive Sphäre hat sich aber der Herr Verf. nur in der Gestalt gebildet, daſs er die Einheit, welche Objekt und Subjekt im Gefühl verschmilzt, nur ausschlieſst, in ihrer groſsen Bedeutung und nach ihrer Nothwendigkeit nicht anerkennt und sie somit auch in seinen Standpunkt nicht aufnehmen konnte. Das Verhältniſs von Gott und Mensch bleibt dadurch eine bloſse *Beziehung* Unterschiedener, welche aus ihrer Spannung nie zur Ruhe und Einheit kommen kann. Der Herr Verf. reflektirt nie darauf, daſs in Beziehung nur Seiten treten können, die wesentlich Eins sind und in der Beziehung ihre Einheit zu vermitteln streben.

Es läſst sich nun an jeder einzelnen Lehrentwicklung vorliegender Glaubenslehre nachweisen, wie sie ihrem Bewuſstsein nach stets von jener Kategorie der Beziehung ausgeht, auf sie zurückkommt und selbst da, wo sie eine Einheit beider Seiten aufzustellen meint, unwillkührlich in sie zurückfällt. Ref. muſs sich aber damit begnügen, diesen Standpunkt des Herrn Verfs. an seiner Auffassung des Begriffs der Religion bestimmt zu haben. Er hat nur noch einmal daran zu erinnern, daſs Herr Steudel der Annahme einer unmittelbaren Einheit von Gott und Mensch sich nicht ganz entziehen konnte, aber daſs beides die Einheit und der Unterschied bei ihm auseinanderfallen, sich nicht durchdringen, nicht als Eins erkannt werden und beides daher in einer unwahren Gestalt bei ihm auftritt.

Ref. zeigte oben, wie die wissenschaftliche Dogmatik sich *historisch* vermittele, nämlich durch Auflösung der Form des Widerspruchs, die der biblischen Vorstellung und der Kirchenlehre eigenthümlich ist. So vermittelt sich die Spekulation propaedeutisch auch auf *psychologische*, näher auf phäenomenologische Weise, und nimmt sie den Gehalt des Standpunkts des Bewuſstseins, auf den sich der Herr Verf. gestellt hat wie das Wahre des von ihm bestrittenen Standpunkts des unmittelbaren Gefühls in sich auf. Sie erkennt das Gefühl, für welches das Sein des Subjekts und Objekts unmittelbar Eins ist, als eine wesentliche Bestimmtheit des Geistes an, sie weiſs, daſs die im Gefühl noch verschmolzenen Seiten für das Bewuſstsein in der Vorstellung auseinandertreten müssen. Der Vorwurf des Hrn. Verfs., daſs sie „jede menschliche und göttliche Thätigkeit zusammenfallen lasse," trifft sie daher nicht. Die im Unterschied sich bewegende Beziehung Gottes und des Menschen führt sie aber auch zur Einheit zurück, auf der das Gefühl beruhte, nur daſs sie die Einheit beider Seiten *im* Unterschiede sich bewegen läſst.

Auch wenn die Spekulation nach ihrer historischen und psychologischen Vermittlung die selbstständige Form der wissenschaftlichen Dogmatik gewonnen hat

Digitized by Google

und die reine Entwicklung des absoluten Religionsbegriffs geworden ist, wird sie von den Vorwürfen des Hrn. Vfs. nicht erreicht. Was dieser in ihr vermifst, die Unterscheidung Gottes und des Menschen, trägt sie vollständig in sich, da sie die Welt des endlichen Geistes als das Andre Gottes begreift. Freilich kann sie nicht beim Unterschiede allein stehen bleiben und wie der Hr. Verf. *daneben auch* eine Verwandtschaft und unmittelbare Einheit beider Seiten blofs annehmen. Als innere Vermittlung mufs sie begreifen, wie *im* Verhältnifs und *in* der Beziehung der Unterschiedenen der Geist sich zu sich selbst verhält und auf sich selbst bezieht.

Ref. kann diese Beurtheilung nicht schliefsen, ohne noch die Kritik der formellen Seite des Bewufstseins des Hrn. Vfs. kurz zusammenzufassen, da dies wesentlich zur Charakteristik des Standpunktes, mit dem wir es hier zu thun haben, gehört. Wir sagten oben, dafs der Hr. Vf. so unklar seine Meinung ausdrücke, dafs wir nur aus der Totalübersicht seiner Leistung seine eigentliche Absicht erkennen könnten, und dafs er selbst dann wieder *gegen* seine eigne Meinung handle. Seiner Meinung nach soll seine Glaubenslehre *biblisch* sein und auf die h. Schrift sich gründen. Wir sahen aber, dafs er die Form der biblischen Vorstellung überschritt, da er die einzelnen Seiten derselben reflektirend zusammenfassen will, aber auch den Inhalt der Bibel greift er an, da er von den beiden widersprechenden Seiten der biblischen Vorstellung die eine negirte, die andre dadurch entstellte. Vom *kirchlichen* Symbol wollte er das *Wesentliche* festhalten, aber gerade das, was das Wesen der kirchlichen Lehre bildet, die Bestimmtheit, davor warnte er. Die Spekulation befeindete er, weil sie dem Christenthum schlechthin feindlich sei, indem sie Gott und Mensch als wesentlich Eins begreifen wollte und er selbst kam zu Behauptungen, die den wesentlichen Inhalt des menschlichen Geistes nur zu einer Ausstrahlung von Gotteslicht machen.

Durch die unglaubliche Schwerfälligkeit, mit der der Hr. Vf. allerdings seine Meinung vorträgt, dürfen wir uns nicht verleiten lassen, jene Widersprüche nur für eine subjektive Unklarheit des Vfs. zu halten. Es ist dies nicht auszuschliefsen. Aber zugleich müssen wir anerkennen, dafs diese sich in sich widersprechende Unklarheit der wirklich objektive Ausdruck eines allgemeineren Standpunktes ist. Sie ist die nothwendige Erscheinungsform des Supranaturalismus, der mit der Entwicklung der denkenden Vernunft und der gesammten Geschichte seit der Gründung des Christenthumes unzufrieden gebrochen hat, in seiner spröden Subjektivität sich mit keiner Gestaltung des objektiven Geistes Eins weifs und sich allein an die h. Schrift halten will. Dieser Bruch mit der Geschichte straft sich dann unausbleiblich durch den Widerspruch, dafs die Momente der neuern Bildung doch in den Supranaturalismus eindringen und ihn soweit verführen, dafs er selbst das Wesentliche der h. Schrift in jeder Beziehung angreifen mufs. Zwar fühlt er seine Strafe, das Unselige dieses Widerspruchs nicht, weil er über ihn kein Bewufstsein hat. Aber bitter genug ist er doch gestraft durch sein verstimmtes Wesen, mit dem er jede Form des geschichtlichen Bewufstseins bekämpft und zu keiner sich in ein inneres Verhältnifs zu stellen weifs.

B. Bauer, Lic.

LXIII.

1) *Storie dei municipi Italiani illustrate con documenti inediti notizie bibliografiche e di belle arti da Carlo Morbio. (Vol. I. Ferrara e Pavia.) Milano*, 1836. 8.

2) *Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell imperio Romano fino allo stabilimento dei feudi del cavaliere Carlo Baudi di Vesme (membro della deputazione sopra gli studii di storia patria) e di Spirito Fossati. Lavoro premiato dalla R. Academia delle scienze di Torino. Torino*, 1836. 4.

Es hat Italien niemals an ausgezeichneten Männern in fast allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft gefehlt, und wenn in neuester Zeit einige Italiener selbst darüber geklagt haben, dafs nicht alle Interessen so rasch bei ihnen zu Lande wie anderwärts Aufnahme fänden, dafs Italiener über ihr eignes Land einiges von Ausländern zu lernen hätten, mufs das mehr angesehen werden als hervorströmend aus einer nicht ganz gerechten Vergleichung der jetzigen Zeit mit früheren Perioden, wo andere Länder weit zurück waren in den Dingen, für die sich Italien interessirte. Wir sind nun theils in den Dingen, für welche Italien Achtung hat, auch nachgekommen, theils gewinnen Italiener Achtung

Digitized by Google

vor Richtungen der Wissenschaft, die zeither von anderen Nationen vorzugsweise gepflegt wurden. Wenn aber Italiener darüber klagen wollten, dafs namentlich für ihre Landesgeschichte in neuester Zeit vom Auslande manches geschehen sei, so würden sie leicht durch eine Reihe ausgezeichneter Namen unter ihren Landsleuten überzeugt werden können, dafs solche Klage wenigstens nicht eine Anklage des Mangels an Interesse, Fleifs und Geist einschliefse; es würde sich sofort zeigen, dafs diese Klage im Grunde nur eine Form schöner, wahrhaft humaner Anerkennung dessen ist, was das Ausland *auch* gebracht hat, und zum Theil nur deshalb früher gebracht hat, weil es mit Studien und Wissenschaften eng zusammenhieng, die einen wesentlich aufser-italischen Boden haben. Ein Land, wo Specialgeschichten und Urkundensammlungen in solchem Umfange und von solcher Anlage, wie sie Italien in den letzten 50 Jahren auf allen Seiten theils entstehen theils fortsetzen sah, dargeboten werden; wo Namen wie Litta, wie Balbo u. s. w. an der Spitze der historischen Litteratur erscheinen, ein solches Land kann im Ernst nicht klagen über Vernachläfsigung vaterländischer Studien, und in der That schreiten diese Studien theils durch Sammlungen, theils durch Abhandlungen ungehemmt vorwärts. Aus den so manchen historischen Productionen des letzt vergangenen Jahres heben wir die beiden oben genannten zum Behuf näherer Betrachtung aus.

No. 1. ist eine Sammlung einzelner Notizen und Schriftstücke, die sich in der Hand eines um die Alterthümer seines Vaterlandes bekümmerten Mannes, zusammengefunden haben; vieles darunter ist überhaupt interessant; manches dürfte in specielleren Forschungen bedeutende Lücken ergänzen; in Beziehung auf Alles ist es gut, dafs es durch den Druck einem gröfseren Kreise bekannt wurde, wenn auch nicht jeder jedes Mitgetheilte benutzen kann.

Dafs der Verf. nicht versucht hat, seine Studien und Sammlungen durch einen breiten Uebergufs schon bekannter Dinge in einen continuirlichen Zusammenhang zu bringen; dafs er das Einzelne einzeln gegeben und so Raum, Zeit und dem Ankäufer Geld gespart hat, ist sehr dankenswerth. Die Einrichtung ist so, dafs unter der Ueberschrift einzelner Städtenamen das auf diese Städte und ihre Landschaften bezügliche zusammengestellt ist.

Der erste Abschnitt ist überschrieben *Ferrara*, obwohl von Ferrara selbst nur weniges über dessen Bedeutung für italienisches Geistesleben im 16ten Jahrhundert gesagt, und dann der Uebergang zu der jetzt eingegangenen Abtei Sta. Maria di Pomposa genommen ist. Von deren Ursprüngen ist die Rede; Inschriften von ihren Baulichkeiten, Notizen aus ihrer Geschichte werden mitgetheilt. Dann folgt ein alter Catalog der Handschriften dieses ehemaligen Klosters, aus welchem eine Vorliebe für die Werke der heil. Ambrosius und Augustinus hervorgeht, wodurch das rühmlichste Zeugnifs über Geistes- und Gemüthsrichtung der Zeit, in welcher diese Handschriften zusammengebracht wurden, abgelegt wird. Höchst naiv fügt der Verf. des Catalogs in einer (leider nur mit Lücken erhaltenen) Stelle hinzu: „Sed quia livor et iniquae .... contagium sepe inter felicia secure ac bene gesta rodere solent, non ignoramus futurum fore quosdam superstitiosos et malevolos qui ut sancto loco detrahant, ut optimo Abbati calumniae .... ingerant procaci cura indagare, cur idem venerabilis Abbas Hieronymus voluit gentilium codices fabulasque erroris, exactosque tirranos divinae inserere veritati paginaeque librorum sanctorum. Quibus respondendum apostolicis verbis quia in domo potentis non solum vasa aurea et argentea, sed et fictilia sunt ..... Hoc egit ut pro studio et merito suo habeat unusquisque in quibus oblectetur et proprie exerceat ingenium. Hinc et ipsa veritas ait: in domo patris mei mansiones multae sunt."

Nach diesem Catalog folgen Urkunden, zuerst in blofsem Auszug, dann (z. Th. dieselben) in vollständigem Text. Diese Urkunden sind theils nur wichtig für die Specialgeschichte von Pomposa, theils für die Geschichte ganz specieller Rechtsverhältnisse, und für uns in Deutschland dürften nur die Kaiserurkunden darunter von gröfserem Werth sein. Es sind folgende:

1) Diploma di Ottone III Imperatore, sollecitato da Guglielmo (amabilis Heremita) in favore del monastero di Sta. Maria di Pomposa. Sig. Dom. Ottonis Caesaris invicti, cum Monogrammate. Heribertus Cl. Vescellensis, vice Petri . . . Episcopi . . . Datum 2 Kalen. Apr. Anno Dom. Incar. Millesimo prima Indicti XIV. Anno III regni ejus. Actum Ravennae feliciter. Amen. — Diese blos auszüglich angegebene Urkunde ist wohl dieselbe, welche Böhmers Sammlung unter No. 875. ebenfalls vom 31sten März 1001 angiebt. Ref. kann den Abdruck in Mittarellis Annalen nicht vergleichen. Die chronologischen Bestimmungen dieses Morbio'schen Auszuges wollen nicht passen, doch scheint es an einer mifsverstehenden Abschrift zu liegen.

2) Eine vollständig abgedruckte Urkunde Kaiser Otto's III (petitione Domni Wilhelmi Deo amabilis Heremitae); enthaltend eine Bestätigung des Besitzthums der Abtei von Pomposa und der freien Wahl des Abts durch die Mönche. Signum Domni Ottonis . . . . . Caesaris invicti. Heribertus Cancellarius vice Petri Comani episcopi recognovit. Data XI Kal. Aprilis. Anno D. J. M. primo Inc. XIV Anno tertii Ottonis Regni XVII Imp. V. Actum Ravennae feliciter. Amen. Diese Urkunde fehlt bei Böhmer.

3) Eine vollständig abgedruckte Urkunde Otto's III, welche durch einen Austausch die Güter von Pomposa von der Hoheit des Erzbischofs von Rovenna eximirt; diese Urkunde findet sich bei Böhmer No. 887.

4) Eine vollständig abgedruckte Urkunde Heinrichs II; Restitution der confiscirten Güter des Schwestermörders Sigezo an denselben bestimmend. Signum Domni Heinrici Regis invictissimi . . . . L. sigilli † avulsi. Heinricus Cancellarius vice Everardi Episcopi et Archicancellarii recognovit. Data Anno Dominicae Incarnationis MXIII Ind. XII Anno vero Domini Henrici Regis secundi regnantis XII Actum Ravennae fe-

Digitized by Google

liciter. Amen. Offenbar zu der ganzen Reihe von Urkunden ohne Tag aus Ravenna bei Böhmer No. 1103—1106 gehörig, und wie es scheint bisher ungedruckt.

5) Eine vollständig abgedruckte Urkunde Heinrichs III, welche die frühere Exemtion des Klosters Pomposa bestätigt, und auf alle ihre später zu erwerbenden Güter dieselbe ausdehnt. Signum Domini Henrici secundi . . . . Romanorum invictiss. Imperatoris Augusti. L. sig. † avulsi Henricus Cancellarius vice Herimanni Archicancellarii recognovi. Data V Id. Aprilis. Anno D. J. MXLVII Ind. XV Anno autem Domini Henrici tertii ordinationis ejus XVIII regnantis quidem VIII. Secundi imperantis primo. Actum Ravennae in Dei nomine feliciter. Amen. Fehlt bei Böhmer.

6) Eine vollständig abgedruckte Urkunde Heinrichs IV. desselben Inhalts. Signum Domni Heinrici . . . . quarti Regis. L. † Sigilli avulsi. Gebehardus Cancellarius vice Sigefridi Archicancellarii recognovi. Data IV Id. Mar. Anno D. J. MLXVI Ind. IV Anno autem ordinationis Domni Heinrici quarti Regis XIII Regno vero X. Actum Reginbach feliciter in Dei nomine Amen. Fehlt bei Böhmer.

Der Abschnitt, welcher *Pavia* überschrieben ist, bezieht sich auch vorzugsweise auf die Stadt Pavia und ihre Bauwerke. Interessant war Ref. eine Bemerkung über die nun zerstörte Kirche Sta. Maria alle Pertiche, weil sie möglicherweise noch einen Zug alter deutscher Mythologie *) enthalten könnte: Sta. Maria alle Pertiche venne così chiamata, perchè nell' annesso cimitero, se accodeva, che qualche nobile Longobardo morisse in terra straniera, i suoi cogiunti vi ergevano una pertica o trave, sulla quale era intagliata una colomba, col rastro rivolto verso quella parte, ove presumevano riposasse il defunto." Der alte Name der Kirche ist aber nicht alle pertiche (ad perticas) sondern: in pertica, und die Auslegung des Namens welche der Verf. anführt, scheint uns beinahe später sagenhaft erläuternd. — Unter den mitgetheilten Urkunden ist interessant die Bestätigung des Rectors der Universität von Pavia vom J. 1549 durch Karl V.

Bei weitem das Wichtigste der Mittheilungen in Beziehung auf Pavia ist ein Verzeichnifs der historischen Schriften, welche für die Geschichte von Pavia von Wichtigkeit sind. Wunderbarer Weise hat Pavia keine Specialgeschichte, die sich den ausgezeichneten Werken über andere, zum Theil kleinere Orte in Italien an die Seite stellen könnte, und so ist die Stadt eine Art crux bei der Geschichte der Lombardei; einigermafsen greift einem nun das Verzeichnifs unter die Arme, obwohl es hinsichtlich vieler, namentlich der kleineren unter den angeführten Schriften in Deutschland schwer, wo nicht unmöglich sein dürfte, sie sich zu verschaffen, da sogar Bücher wie: *Capsoni* memorie storiche di Pavia (Pavia 1783. tomi III.); Storia della Lomellina e del principato di Pavia (Lugano. 1756) fast allen deutschen Büchersammlungen fehlen.

Haben wir in No. 1. nun eine bunte, zuweilen nicht einmal mit der erforderlichen Kritik geschriebene, aber doch höchst dankenswerthe Sammlung von Notizen und Schriftstücken kennen lernen; so enthält dagegen No. 2. eine durch und durch klare, sorgfältig und mit grofser Gelehrsamkeit gearbeitete Abhandlung über die verschiedenen Stufen der Eigenthumsverhältnisse, die die Bevölkerung Italiens durchlaufen hat seit den letzten Zeiten des römischen Imperatorenreiches bis auf König Konrad II. Nicht nur sind überall die Quellen, sowohl die Rechtsbücher wie die Geschichtschreiber, fleifsig für diese Arbeit zu Rathe gezogen, sondern auch die für die Auffassung besonders der germanischen auf Italien übertragenen Verhältnisse wichtigen in neuerer Zeit in Deutschland und anderen nördlicheren Ländern erschienenen Abhandlungen und Werke; ja! sogar russische Abhandlungen z. B. Krugs Schrift über die Varangen sind benutzt worden. Die Hrn. Verff. zeigen aufser grofser sprachlicher Gelehrsamkeit auch sonst, dafs sie im vollsten Besitz der Mittel für diese Forschung waren. Wenn wir in einigen Puncten, besonders hie und da in deutsch-etymologischen Erörterungen und in einiges andere nicht einstimmen können, so ist dies doch nur ganz einzelnes, wie es sich überall finden wird, wo ein gröfserer historischer Raum von zum Theil anderen Gesichtspuncten und von anderen Vorbereitungen aus betrachtet wird. Im Ganzen können wir nur den Resultaten dieser Forschung beipflichten, deren erstes (die Besitzverhältnisse in den letzten Imperatorenzeiten und bis auf die Einwanderung der Longobarden betrachtendes) Buch Ref. besonders lehrreich war, ohngeachtet er die Abhandlungen Savignys, welche einzelne Verhältnisse dieses Zeitraumes erschöpfend darstellen, so wie Balbo's gelehrtes Geschichtswerk längst kannte. Für die Geschichte der Läten, deren Stellung und Dasein im römischen Reiche ganze Partieen der Völkerwanderung verbreitet hat, ist S. 46 und folgende noch manches Zeither übersehene oder doch nicht genug hervorgehobene beigebracht. Die Verhältnisse Italiens nach dem Unterliegen der Gothen während der kurzen griechischen Zwischenregierung sind eben so kurz und einfach als klar dargestellt. Hinsichtlich des zweiten Buches dürfte den Verfassern die Kenntnifs der neuerlich in Deutschland vorzüglich durch Grimms Verdienst uns gewordenen Bereicherungen deutscher Alterthumswissenschaft hie und da zu wünschen gewesen sein; allein dieser Mangel ist weder in ihrem Willen noch in ihren Fähigkeiten begründet, sondern lediglich in der langsameren litterarischen Mittheilung, die zwischen den Nachbarländern statt findet, und in den vielen Hindernissen buchhändlerischer Verbindungen nach Italien hin.

Heinrich Leo.

*) Die Taube ist altgermanischer Trauervogel vgl. Grimms Mythologie S. 659 und 660. Die Turteltaube heifst gothisch: hraivadubô, Leichentaube.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

LXIV.

Die christliche Mystik von J. Görres, Professor der Geschichte an der Universität in München. Bd. I. XX u. 500 S. Bd. II. XX u. 604 S. Regensburg, 1836. 37. *gr.* 8.

In der Einleitung, welche Görres 1829 zu der von Diepenbrok besorgten Ausgabe der Suso'schen Schriften verfafste, finden wir schon in gedrängten Zügen das, was er jetzt in eine systematisirte Gestalt gebracht und bis in das Einzelste hin auseinandergelegt hat. Menzel hat Görres mit einem Baumeister verglichen, dessen Phantasie die ungeheuren Dimensionen gothischer Münster und zugleich all das kleine Blätterwerk, alle die subtilen Verzierungen derselben in sich trägt. Dieser Vergleich ist für seine Darstellung der christlichen Mystik wenigstens treffend. Sie ist ein Staunen erregendes Werk, colossal in seinen Verhältnissen und im Besondern von dem Fleifs inbrünstiger Liebe ausgestattet. Doch ein jedes Gleichnifs hinkt und um uns das Eigenthümliche dieser gewaltigen Arbeit klar zu machen, müssen wir es abbrechen, denn bei aller Aehnlichkeit sind auch der Unähnlichkeiten nicht wenige. Die alten Baumeister traten von ihrem Werk in stille Bescheidenheit zurück; kaum wissen wir ihre Namen; in einem Winkel des Riesenbaues finden wir ihre Statue; oder sie begegnen uns in demüthiger Stellung als eine christliche Karyatide. Görres aber empfängt uns mit seiner Persönlichkeit; nicht nur ein Prodromus galeatus am Eingange des Werkes ruft dem Profanen das alte Schelling'sche Motto zu: Rühre nicht Bock, denn es brennt!; auch die Vorreden schleudern den Bannstrahl gegen den Abfall und Unglauben der Zeit und drücken das Selbstgefühl des greisen Propheten in kraftvollen Phrasen aus, wohlgeeignet, den schwächeren Geist einzuschüchtern und der Wahrheit, die er als die alleinseligmachende anbetet, die Ehre zu geben. Hegel hat von den Juden in seiner Religionsphilosophie gesagt, dafs dies Volk im Fluchen eine wahre Meisterschaft erlangt habe; das kann man auch auf Görres anwenden. Er flucht mit seltener Virtuosität. Wie hart der Fluch auch sei, wie sehr sein Blitz uns selbst zerschmettern soll, unsere Bewunderung können wir ihm nicht versagen.

Wer Sinn hat für die Geschichte seines Volkes, für die Geschichte der Welt, wer Sinn hat für Schönheit der Sprache, der wird Görres lieben müssen. Er ist einer unserer gröfsten Geister und wir sind ihm in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft vielfache Anregungen schuldig, für welche ihm der Genius der Menschheit schon längst den unverwelklichen Kranz geflochten hat. Wie man ihn auch politisch und kirchlich verdächtigen möge, eine heilige Begeisterung soll ihm Niemand ableugnen. Ihn als einen Obscuranten, als einen heimlichen Jesuiten, als ein feiles Organ der Propaganda und des politischen Servilismus zu verunglimpfen, ist unendlich leicht; ihn aber in seiner Eigenthümlichkeit, im innersten Heerd seines Lebens und Wirkens zu fassen, eben so schwer. Nicht Spott verdient er, aber Mitleid. Und zwar nicht jenes Mitleid, welches in sich voller ironischen Kälte ist, sondern ein Mitleid, bei welchem wir den Schlag unseres Herzens doppelt fühlen, denn es durchschauert uns der Gedanke von der Schwere des Kampfes um das Höchste. Einst durchhallte die Stimme dieses Mannes die deutschen Gaue mit ehernem Laute und rief die Freiheit aus dem Schlummer. Durch alle Völker hindurch wandelte seine bewegliche Phantasie, die Religion in ihren zahllosen Verpuppungen zu beobachten. Jetzt hat er sich zum Legendenerzähler gemacht, der uns von den Wundern der Klosterzellen mit der nämlichen Emphase, mit denselben Bilderprunk unterhält. Die Weite des Blickes ist verschwunden und Alles, was nicht

Digitized by Google

dem römischen Katholicismus angehört, hat nur ein negatives, kein positives Interesse für ihn. Die Begeisterung für die Freiheit ist zum Fanatismus für mönchische Frömmigkeit geworden: Die Phantasie hat sich von den Ausschweifungen zurückgezogen, welchen sie sich einst in den Mythen des Ethnicismus hingab; dafür hat sie sich in die wundersüchtige Einsamkeit der Mystiker, in die Uebungen ihrer Askese, in die Seltsamkeit ihrer Thaten und Begebenheiten, in die Abgründe ihrer Visionen hineingelebt. Es ist derselbe Görres, den wir so sehr geliebt haben, aber eine Verdumpfung des Geistes umschleiert uns die theuren Züge. Wir müssen auch jetzt noch gestehen, dafs nur ein so gearteter Geist, wie der seinige, nur diese Gluth des Glaubens, nur diese Gefügigkeit der Phantasie, ein Werk, wie diese Mystik, schaffen konnte. Aber eben dies Werk ruft so viel traurige Bedenken hervor, die Görres freilich theils als philosophische Schwachheiten belächeln, theils als Ausflüsse einer diabolischen Weltansicht verdammen wird. Selbst die Sprache hat nicht mehr den alten Zauber. Sie lockt uns noch an sich mit ihrer magischen Bilderfülle, allein nur einen Augenblick, denn die Bilder haben etwas Abgebleichtes und Abgegriffenes an sich; der alte rhythmische Wogentanz der prophetischen Töne rieselt auch noch hervor, allein er mufs sich vor dem Anstrich der wissenschaftlichen Ruhe, den das Werk haben soll, bald wieder zurückflüchten. Nur in den Vorreden hat Görres einige Cascaden seines prophetischen Wogensturms aufstäuben lassen. Heine hat Görres eine tonsurirte Hyäne genannt. Nein, das ist er nicht; er scharrt die Leichname der Heiligen nicht aus, sie zu verzehren; sondern er ist vielmehr ein Dichter, der, das Herz voll unendlicher Liebe, bedrängt von der Verwirrung der Zeit, sich flüchtend aus der Welt in die klösterlichen Räume, eine grofse Todtenschau hält und, um unseren harten Sinn zu rühren, die Wunden der Liebe aufdeckt, an welchen sich die Heiligen der Kirche verblutet haben. Ja, man fasse Görres als Dichter auf und Alles gewinnt ein anderes Ansehen. An der Secondairschule in Coblenz war er Professor der Physik. Dann war er Journalist. Jetzt ist er Professor der Geschichte. Allein wodurch Görres so verschiedene Richtungen in sich nimmt, das ist seine poetische Kraft. Die Summe seines Wissens ist ungeheuer; er kann sich darin mit den Ersten messen aber die Ruhe der Untersuchung fehlt ihm. Seine Bekanntschaft mit der Philosophie ist ebenfalls bedeutend, aber zu einer Bestimmtheit der Speculation, zu einer nur dem Gedanken huldigenden methodischen Darstellung hat er es nie gebracht. Das Fachwerk, das er für seine Mystik zurecht gezimmert hat, mag ihm sauer genug geworden sein; es ist eine unwillige Concession an den leidigen Zeitgeist, der sonst so leicht mit dem Vorwurf der *Unwissenschaftlichkeit* bei der Hand ist und den ein Erstens, Zweitens und Drittens, mindestens im ersten Anlauf blenden kann.

Sieht man diese Mystik als eine geistreiche, schöne Reproduction der interessantesten Momente an, welche die Acta Sanctorum und sonstige Vitae der renommirtesten Frommen der katholischen Kirche darbieten, so kann man sich an dem Buche eben so erbauen, als an den Herder'schen und Kosegarteschen Legenden. Soll aber die Wissenschaft in ihr Befriedigung finden, so kann die Polemik nicht ausbleiben.

Man hat in der neueren Zeit oft sehr unbestimmt von Uebergangszeiten gesprochen, indem man den allgemeinen Begriff des Geschehens auf eine besondere Epoche übertrug. Jede Zeit geht aus einem Zustand in einen anderen über. Wohl aber könnte man die Charaktere in solche unterscheiden, welche entweder so fest mit einer Epoche verwachsen sind, dafs sie für die durch sie vermittelte folgende Epoche keine Capacität mehr haben und sich deshalb nur indifferent und negativ gegen sie verhalten können, oder welche mit der fortstrebenden Geschichte selbst fortstreben und die neuen Interessen des Geschlechts auch zu den ihrigen zu machen wissen und zwar nicht blos so, dafs sie in ihrer Schwäche die Veränderungen reflectiren, sondern so, dafs sie mit vollem Verständnifs und intimer Hingebung darin sich bethätigen. Kant und Goethe z. B. haben solche Kraft durch ihr langes Leben hin bewiesen. Görres müssen wir sie absprechen. Er hat sich in den Ansichten und Tendenzen der *Restaurationsperiode* so verfestet, dafs die seit dem letzten Decennium auftauchenden Erscheinungen, welche nicht mit der romantischen Periode unserer Kunst, nicht mit den Institutionen des Mittelalters in Zusammenhang sind, sondern oft über alles Maafs hinaus einer anderen Zukunft entgegendrängen, ihm in keiner Weise Theilnahme, nur den Grimm seines Hasses haben erregen können. Das Ringen der Speculation, die

Digitized by Google

Vernunft der Religionsmysterien offenbar zu machen; die Anstrengungen der Industrie, irdische Armuth und Noth zu vernichten; die Kritik der Ehe und des Familienlebens, welche so viel Wahres und Unwahres, Tiefes und Seichtes unter der Kategorie der Rehabilitation des Fleisches zusammenwirrte; die grofse Ausdehnung und Emsigkeit, womit das Detail der Naturwissenschaft betrieben wird — dies Alles hat Görres als weltlich von sich gewiesen.

Soll man den Standpunct, der seinen Auffassungen zu Grunde liegt, im Allgemeinen bezeichnen, so ist es der *Schellingianismus*. Das Absolute ist allerdings zur Trinität geworden; die Verendlichung desselben ist bestimmter Weise als die Incarnation des Sohnes gefafst; der Geist ist durch Unterscheidung seiner Gaben individualisirt und die Geschichte hat eine bestimmte Perspective bekommen; allein im Concreten kehrt doch das alte Herüber und Hinüber des Realen und Idealen sammt ihrer Indifferenzirung, wenn gleich unter anderen Namen, immer wieder. Es ist nicht so leicht, einer grofsen, an sich wie in ihrer historischen Genesis berechtigten Weltansicht, der man in der Jugend sich anvertraut hat, untreu zu werden. Wenn man nach Stahl's Mittheilungen das jetzige System Schelling's als das der Offenbarung beurtheilen wollte, so könnte man glauben, dafs in demselben gleichfalls eine vermittelalterlichende Christianisirung vorgegangen. Doch läfst sich, da auch Stahl der Denkart nach Katholik ist, auf das Verhältnifs des Schelling'schen Systems zum Katholicismus, namentlich wie Görres ihn fafst, noch keinen Schlufs machen. In der ganzen Behandlungsweise erscheint dieser vielmehr ganz so, wie der frühere Schellingianismus. Die Natur hat dieselbe Wichtigkeit als der Geist. Die Mystik kann von Unten nach Oben hinaufdringen oder von Oben aus das Untere ergreifen und durchgeisten. Görres gibt eine grofse physiologische Einleitung, die eine äufserst sorgfältige Beschreibung des Nervensystems, insbesondere des Gehirns, enthält, um begreiflich zu machen, wie schon im Organismus des Menschen das „mystische Kreuz" vorgebildet ist und wie in ihm jede Bewegung der Seele auch in äufserlicher Sichtbarkeit sich darstellen müsse. Er sucht hier die Grundlage für den Parallelismus, den er durch das ganze Werk hin bis in die feinsten Adern und Fasern zwischen Geist und Körper nachzuweisen bemüht gewesen ist. Der in Gott als dem Absoluten aufgehobene Dualismus des Natürlichen und Geistigen zieht sich durch alle Untergliederungen des Werkes hin. Die weitere Methodik innerhalb dieser Structur des Ganzen ist die der Potenzirung; es ist überall der *nur quantitative Unterschied*, mit welchem es Görres zu thun hat. Das „niedere und höhere" Leben sind die vagen Bestimmungen, von denen er sich beherrschen läfst; glücklicher noch, wenn er sich in der Vorstellung vom Centrum und der Peripherie bewegt. — Neben der physiologischen Einleitung steht nun nicht etwa eine psychologische, sondern eine historische, ganz in der Weise, wie der frühere Schellingianismus den Geist der Natur gegenüber wesentlich als Geschichte fafste. Hätte es Schelling zu einer abgeschlossenen Doctrin von Gott und dem Menschen gebracht, so würde die mythologisirende Poesie bei Görres nicht in so viel verwilderte Schöfslinge ausgerankt sein. Es ist hier derselbe Fall, wie bei v. Schubert in seiner Geschichte der Seele, welche sich ohne alle Zucht der Methode in redseliger Behaglichkeit jeder frommen Anwandlung überläfst; auch bei denen, welche sich Schelling und Schubert anschliefsen, bei Steinbeck und Beray, treffen wir solche Zerfahrenheit, eine Neigung zur Erstarrung in sogenannten Thatsachen, die man äufserlich ordnet und in denen die Begriffe, um die es eigentlich zu thun ist, involvirt liegen bleiben, während gerade ihre Exposition, nicht blos das Aufmerksammachen und Winken und Andeuten, Sache des Forschers ist.

Wie kommt nun aber der Katholicismus zu dieser Mystik? Wie Görres selbst und wie er als Schellingianer dazu gekommen, haben wir so eben zu zeigen versucht. Hier müssen wir zunächst bedenken, dafs der Gegenstand, um den es sich hier handelt, von jeder Zeit und Richtung in ihrem Lichte gesehen wird. Wir wollen nur aus unserer deutschen Literatur einige Momente anführen. 1703 gab der fromme Gottfried Arnold seine Historie und Beschreibung der mystischen Theologie in dem Sinne des Pietismus der damaligen Luther'schen Kirche heraus, der die Orthodoxie aus der Aeufserlichkeit des Buchstabens in die Fülle der subjectiven Frömmigkeit, in die Wärme der Selbsterfahrung zu übersetzen trachtete. Das Buch ist sehr unbehülflich geschrieben; es sucht die Literatur des Fachs möglichst vollzählig zusammenzustellen und den Inhalt der Schriften zu bezeichnen, wobei aber die

Digitized by Google

Richtung auf das Erbauliche die Hauptsache bleibt. In der Blüthe der sogenannten Periode der Aufklärung, 1784, kam ein scharfer Geist, der Arzt Zimmermann, über diese Materie und sprach im ersten und zweiten Theil seines Werkes über die Einsamkeit, über die Visionen und die Ascetik der Einsiedler und Klöster in jenem sarkastischen Tone, der seither bei den Kirchen- und Dogmenhistorikern zum Theil stereotyp geworden und besonders von dem verstorbenen Julius v. Weber ausgebeutet ist. Als Arzt verfolgte Zimmermann in der Geschichte des Monachismus namentlich die Wirkungen des Geschlechtstriebes; als ein gebildeter Mann die Wirkungen des Müfsiggangs und der Langenweile. Das „geile Girren mystischer Taubenseelen" und „die Hungersnoth an Ideen" bei den Mönchen waren sein Hauptthema. Nach der französischen Revolution wurde das Mittelalter, der Katholicismus und die Mystik durch Vermittelung des Entsetzens über eine frivole Behandlung der Vergangenheit, durch gründlicheres Studium der Geschichte, durch neue an die Poesie der südromanischen Völker sich anlehnende Richtungen der Kunst und, wie es immer in Zeiten geschieht, welche zum Empfinden ihrer Leerheit kommen, durch eine Neigung zum Geheimnifsvollen zur Anerkennung gebracht. Als nun aber der Rationalismus den Mysticismus mit dem Pietismus zusammenwarf, wurde über ihren Unterschied eine Verständigung nothwendig. Vor dem Mysticismus forderte man Respect, während man den Pietismus als eine schwächliche, mehr oder weniger kränkliche Frömmigkeit von sich abwies, wie Heinroth 1830 eine Compilation herausgab, welche von dem Mysticismus aller bekannten Völker und Zeiten nur zu dem Zweck handelte, zu beweisen, dafs der Verf. dieser Geschichte ein Mystiker aber nicht, wie man ihn anschuldigte, ein Pietist sei. Seit dieser Zeit ist die Wechselwirkung zwischen der katholischen und protestantischen Wissenschaft immer enger geworden. Den Hütern der Kirche geziemt es also, darauf zu wachen, dafs in solchem Verkehr die Substanz des Glaubens unangefochten bleibe. Eine blos negative Haltung reicht in dieser Hinsicht nicht mehr aus; der Beweis der Nothwendigkeit mufs die wahrhafte Affirmation begründen. Unangenehm ist es freilich, dafs man sich auf das Denken einlassen mufs, indessen läfst sich dies einmal nicht mehr umgehen, seitdem der Protestantismus eine solche Breite gewonnen und den Zweifel in sich so grofs gezogen hat, dafs er, in den Untersuchungen über die Kanonicität der heiligen Schriften sogar zum Zweifel an die Grundlage geworden ist, von welcher er als Reaction gegen den römischen Katholicismus ausging und nach welcher er sich in neuerer Zeit evangelische Kirche genannt hat. Die Elemente aber, welche dem Katholicismus, namentlich als Bairischem, vorzügliche Unruhe als ein gefährliches Miasma erregen mufsten, waren in dem nachbarlichen Würtemberg zu Hause. Es war dies ein positives und negatives. Das *positive* war die Seherin von *Prevorst* mit dem ganzen Schweif analoger Phänomene, die sich ihr anhingen; hier schienen Offenbarungen einer Protestantin zu Theil geworden, welche sonst nur den „von der Gnade Privilegirten," wie Görres die Mystiker seiner Kirche nennt, sich zu erschliefsen pflegen. Recht a propos kam es, dafs man wenigstens in der Nonne Katharine Emmerich in Dülmen gleichzeitig ein Exemplar des ächten, christkatholischen Klostermysticismus aufweisen konnte, damit doch die mystische Triebkraft der Kirche, welche einige Zeit zuvor durch den Fürsten von Hohenlohe etwas anbrüchig geworden war, nicht ganz nur zu einer Antiquität würde. Das Factum der Prevorstschen Somnambulen war indessen insofern mehr irrelevant, als in der Form, wie es zur Sprache kam, nichts Antithetisches gegen den Katholicismus enthalten war und die Consequenzen vielleicht auch zu diesem selbst zurückführen konnten, wie ja auch v. Baader Justinus Kerner gegen Wirth in Schutz genommen und Eschenmayer als dem Mitbegründer einer tieferen Philosophie eine Schrift gewidmet hat. Auch Görres entnahm sich noch 1829 in der schon erwähnten Einleitung zum Suso aus dem Kerner'schen Buch über die Seherin einen Schlüssel zur Erkenntnifs des Zusammenhangs zwischen mystischen Zuständen des Geistes und ihrem körperlichen Reflex. In der Mystik hat er jetzt die Vorsicht gebraucht, solche Quellen lieber gar nicht zu erwähnen; nur katholische, wohl approbirte Quellen sind citirt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Die christliche Mystik von J. Görres.

(Fortsetzung.)

Das *negative* Element war die versuchte Vernichtung des Wunderbaren im Leben Jesu von Straufs; denn obgleich die katholische Kirche in dieser Hinsicht von der protestantischen selbst eine Reaction erwarten durfte, die auch sehr bald in zahllosen Kämpfern, auch blofsen Schreiern, hervortrat, so war denn doch die Popularität, welche Straufsens Angriffe in unserer politisch friedlichen Zeit erreichten, sehr gefährlich. Wenn die Laien mit dem Mechanismus der Kritik bekannt wurden, wodurch das Geschehensein so vieler Wunder, die Jesus gethan haben soll, unwahrscheinlich gemacht wird, welchen Glauben kann man wohl noch zu den Wundern der Kalenderheiligen haben?

Wie nun Görres sich gegen die Naturwissenschaft bitter ausspricht, welche, statt die Natur in ihrem Verhältnifs zum Geist zu fassen, sich in endlose Einzelheiten vergräbt, „den Koth der vorsündfluthlichen Thiere zu beriechen, die Arten des Schimmels zu sondern, die Spulwürmer im Leibe eines Frosches zu beobachten" u. dgl., so läfst er sich auch bitter gegen die *historische Skeptik* aus. Er behauptet, sich durchaus an unleugbare Thatsachen gehalten zu haben, die vor einer gesunden Kritik wohl bestehen können. „Läugnet mir, ruft er aus, was die Betheuerung der Besten und Glaubwürdigsten in allen Zeitaltern wiederholt festgestellt; und ich läugne Euch die ganze Weltgeschichte, — die auf keinem bessern Zeugnifs, sondern einem viel schlechteren ruht, dem der durch Interessen bestochenen Leidenschaften nämlich, — vom Anfang bis zum Ende ab; ja selbst, was ihr mit eigenen Augen davon gesehen zu haben betheuert, gilt mir nichts; weil, wer Treue und Glauben nicht an Andern ehrt, gleiche Ehrung auch nicht für sich selber in Anspruch nehmen kann." Demzufolge ist nun Görres in seinem Zutrauen zu den Biographieen der Heiligen von unbegrenzter Naivetät gewesen. Es ist nichts so Absurdes und Bizarres, das er nicht als objektive Wahrheit anzunehmen den Muth gehabt hätte. Die Kritik so vieler Facta, welche nicht blos von Seiten der protestantischen Opposition, sondern auch von katholischen Schriftstellern gegeben worden ist, den Hauptumstand, dafs so viele Vitae erst viele Jahre nach dem Ableben der Heiligen verfafst worden, ignorirt er und nur bei dem bekannten Buch der Maria von Agreda, *ciudad de Dios*, erwähnt er ihrer Irrthümer, eben, weil sie doch zu bekannt geworden sind. Welch' ein gröfserer Dienst könnte wohl dem jetzigen Katholicismus geleistet werden, als der, alle Ungeheuerlichkeiten, die im Schoofs des klösterlichen und eremitischen Lebens ausgebrütet sind, wissenschaftlich zu rechtfertigen? Der Katholicismus als Römischer beruht wesentlich auf der Aeufserlichkeit der Vermittelung des einzelnen Menschen mit Gott. Wie die Privilegirten der Gnade, deren Schatz die Kirche verwaltet, zwischen Gott und dem Menschen stehen, so die Kleriker zwischen Gott, den Heiligen und den gemeinen Menschen. Fallen also die Heiligen, so kann ein solcher Sturz auch die Kleriker aus ihrer esoterischen Stellung reifsen. Görres hat das Unchristliche, was in einer solchen Bevorzugung einer himmlischen Aristokratie liegt, wohl erkannt und beiläufig gegen Ende des ersten Bandes mitfühlend die von solcher Hoheit Ausgeschlossenen, uns Menschen gemeinen Schlages, die wir den Adlerflug der Erwählten nicht erschwingen, damit getröstet, dafs wir die Regel, jene nur die göttliche Ausnahme seien. Man mufs ihm aber vorwerfen, dafs im Verlauf der Darstellung sich ihm der Mysticismus immer mit dem Christenthum, das Christenthum hingegen mit dem römischen Katholicismus, insbesondere wie er der klö-

Digitized by Google

sterliche ist, identificirt. Die Anxietät über den Unglauben an die Seltsamkeiten der transcendenten Klosterwunder prefst ihm in der Vorrede des ersten Bandes die Worte ab: „Gebt die Mystik auf und die Heiligen schwinden euch dahin; die Wolke von Zeugen, die ihre wunderbaren Wirkungen bezeugt, zieht wie ein Rauch davon, alle Wahrheit in der kirchlichen Tradition untergrabend; aller historisch gesicherte Grund ist euch dann unter den Füfsen weggezogen; und wie ihr eitel Fabelwerk täglich in eurem Brevier gebetet, so habt ihr dergleichen auch verkündet." Wenn in der Geschichte sich Alles in's Gleichgewicht zu setzen sucht, so ist nun wohl das skeptische Moment des gegenwärtigen Protestantismus durch das *opus supererogationis* des katholischen Glaubens in Görres hinlänglich compensirt, denn auch das Kindische ist in diesem zur Anerkennung gekommen. Görres bemerkt einmal, dafs der Zweifel unserer Zeit oft in seinem Dünkel sich so geberde, als ob er etwas ganz neu Erfundenes sei, als ob die Menschen früherer Jahrhunderte nicht auch gesunden Verstand besessen und das Wunderbare, das sich ihnen darstellte, wie wir, zunächst mit mifstrauischem Auge angesehen hätten, denn fast alle miraculösen Geschichten schliefsen den Zweifel an ihre Wahrheit in sich selbst ein. Die geistlichen Oberen, die geistlichen Brüder und Schwestern, die Beichtväter, Aerzte und Weltleute, haben oft die genauesten, oft die härtesten Prüfungen mit den Heiligen Gottes angestellt, aus denen sie doch siegreich hervorgingen und den Argwohn durch die Macht ihrer Erscheinung niederschlugen. Allein für jenen *Dünkel* hat Görres einen andern, den *des Glaubens*, eingetauscht; er ist stolz auf sein Extrem und diese Verhärtung bei einem so reichen und tiefen Geist eben erweckt unser Mitleid für eine so grandiose Verirrung.

Ist denn aber, wird er fragen, nicht Wahrheit in dem, was ich erzähle? Gewifs; nur nicht immer die, welche du gesucht und gefunden hast.

Doch wir müssen erst, bevor wir dies näher beleuchten, von dem Ganzen eine Vorstellung zu geben suchen. Der Begriff der Mystik ist bei Görres sehr unbestimmt überhaupt der eines höheren christlichen Lebens. Ihre Grundlage findet er in der Geschichte Christi selbst. Gott nimmt zuerst die menschliche Natur an; als der menschgewordene liebt, wirkt und leidet er; aber dem Tode folgt die Glorificirung der Himmelfahrt. Diese drei Stadien hat auch derjenige in sich durchzuleben, der sich ihm zur unbedingten Nachfolge widmet. Durch Christus ist der Geist Gottes der Menschheit eingegossen und dieser hat seine Gaben, wie Paulus sie im ersten Brief an die Korinther beschreibt, den Gläubigen übertragen. Hieran hält Görres fest. Das, was uns die apostolische Kirche zeigt, mufs auch Eigenthum der Kirche überhaupt sein, denn der göttliche Geist wird kein anderer; also sind auch seine Gaben ewig dieselben. Um nun des ganzen Stoffes Herr zu werden, hat Görres ihn so vertheilt. Erstens will er die *reinigende* Mystik darstellen, welche die Natürlichkeit nach allen Richtungen hin läutert, bis sie auf dem Gipfel der Ekstase anlangt. Das ist in diesen beiden Bänden geschehen. Da nun aber der Kampf um die Seligkeit die Qualen der Unseligkeit, da der Blick in den Himmel auch den in die Hölle eröffnet und der Gläubige auch die Versuchung zum Bösen erfahren mufs, so soll in einem dritten Theil die *dämonische* und nach ihr die *einigende* Mystik dargestellt, welche den Kampf hinter sich hat und sich in lauterer Einheit mit Gott bewegt, im ungetrübten Genusse der Heiligkeit. Zwischen Purgatorio und Paradiso hat Görres also das Inferno in die Mitte geschoben. Die Behandlung ist nun die, dafs er zuerst *historisch* verfährt; die Mystik in der Einöde, die Märtyrer, die Begründung der neueren Orden und die Mystik in der Einsamkeit der Zelle werden in der bekannten glänzenden Manier, welche Görres für solche allgemeine Skizzen besitzt, geschildert. Auf der „Vollendung auf der Höhe" d. h. im dreizehnten Jahrhundert, bleibt er stehen; die spätere Geschichte wird ignorirt; nur Individuen kommen aus ihr zur Sprache. Dies scheint uns eine lächerliche und eines Historikers zumal unwürdige Consequenz seines Katholicismus, die zu einer grofsen *Intoleranz* führen mufs. Sollte Görres vergessen haben, dafs durch die blutige Vermittelung des dreifsigjährigen Krieges der Protestantismus in Deutschland die Anerkennung des Katholicismus errungen hat? Hält er einen Jacob Böhm, einen Hamann, einen Novalis, einen Rückert nicht für christliche Mystiker? Der fromme Arnold hat in seiner mystischen Theologie aller jener strebsamen Geister der katholischen Kirche gedacht, denn er begrüfste die Frömmigkeit, wo er sie fand;

Digitized by Google

Görres aber findet sie nur, wo er sie sucht, d. h. in der römischen Kirche.

Auf diesen geschichtlichen Ueberblick folgt nun in drei Büchern eigentlich eine *Analyse* der constitutiven Elemente der reinigenden Mystik und zwar, wenn man die Grundbegriffe heraushebt, etwa so. Das erste Element ist das *asketische*, die Bezwingung der spröden Natürlichkeit zum Dienst des Herrn durch Selbstverleugnung des Eigenwillens, durch Abstinenz in Befriedigung der Naturtriebe, durch Mortification des Fleisches in Martern aller Art. Das zweite Element ist das *phänomenologische*, die Erscheinung des mystischen Zustandes, die Aeufserung der Gaben, welche der heilige Geist seinen Werkzeugen eingegossen hat. Hier sehen wir die Heiligen von himmlischem Licht umstrahlt; von nie gehörten Tönen umklungen. Ein süfser Geruch, nicht blos im metaphorischem Sinne, geht von ihnen aus; man kann ihn zuweilen auch schmecken, etwa wie „gekauten Zimmt." Alle Sprachen reden die Göttlichen, ohne sie je gelernt zu haben; namentlich ist Lateinisch ihrer Penetration ein Spiel; oder sie reden auch nur in Einer Sprache, die aber, als die Sprache Gottes, doch von Menschen aus allen Zungen, wie einst am Pfingstfest, verstanden wird; die „höheren" Geister verkehren mit ihnen und, wie sie weissagend in die Zukunft blicken, so unterscheiden sie auch die Geister und wissen, was in dem Inneren der Menschen vorgeht, wobei allerdings der üble Geruch der Bösen, abermals nicht in metaphorischem Sinne und Anderes mit zu Hülfe kommt. Endlich das dritte Element ist das *ekstatische*, welches für sich wieder mehrere Grade hat, indem eine Vision nach des Augustinus Eintheilung sinnlich, seelisch oder intellectual sein kann. Das Ekstatische greift aber auch in die besonderen Gestaltungen des mystischen Lebens zurück, so dafs die Sinne, das Sprechen u. s. f. von ihm durchdrungen werden. Die höchste Stufe des in Gott Aufsersichseins (denn ihm steht ein in der Natur Aufsersichsein gegenüber, wie in den ethnischen Religionen) ist subjectiv die Vernichtung der irdischen Schwere, der ekstatische Flug, objectiv das Oeffnen von Schlössern, Thoren u. dgl. ohne alle äufsere Vermittelung und die Wirkung in die Ferne. Diese bis in die kleinsten Ramificationen zerlegte Sonderung der der ethischen und psychischen Elemente der Mystik ist sehr dankenswerth und selbst für die Bemühungen, sie aus der Naturwissenschaft zu erklären, mufs man sich Görres verpflichtet fühlen, obwohl diese verzweifelten Anstrengungen mehr ein künstlicher Nimbus, als das Licht wahrhafter Erkenntnifs sind.

Es ist diese Seite an Görres sehr ehrenwerth. Er will doch nicht blos erzählen, sondern er läfst es sich sauer werden, dem Rationalismus zu huldigen und aus den Nerven, Muskeln u. s. f. die reale Möglichkeit der wunderbaren Facta herauszubringen. Was in der Seele geschieht, das wiederholt sich in der Leiblichkeit derselben, denn diese ist nicht blos ein dem Geist äufserliches Werkzeug, sondern sein *ewiges Organ*, das zwar durch den Geist verändert, durch den Tod verwandelt, aber in seiner Grundstructur *nie vernichtet* werden kann. Wenn nun z. B. die Seele so recht innig das Leiden Christi in sich durchfühlt, wenn sie seinen Blutschweifs, seine Dornenkrone, seine Stigmatisation, so recht lebhaft bis zur Auflösung ihrer selbst in den unendlichen Schmerz sich vorstellt, so mufs dieser Procefs sich auch äufserlich reflectiren; der blutige Schweifs bricht aus; um die Schläfe herum schwillt der drückende Reif auf; die Dornenstacheln stechen bis unter das Auge herunter u. s. f. Oder wessen Seele im Gebet zu Gott aufflammt, der schwebt auch wirklich zu ihm auf; es ist dies nicht eine subjective Täuschung, sondern objective „*Handgreiflichkeit*."

Wir verabscheuen den rohen Materialismus, der, in seine eitlen, weltlichen Interessen versenkt, von der intensiven *Macht der Frömmigkeit* nur durch Hörensagen ein carrikirtes Bild hat und über Alles, was aus dem gewöhnlichsten Gleise herausgeht, sogleich mit cynischer Verdächtigung herfällt; wir leugnen nicht die Wunderkraft der göttlichen *Freiheit* des Geistes, der Nothwendigkeit der Natur gegenüber; aber wir können nicht zugeben, dafs durch einen krankhaften Spiritualismus auf das Bedeutungslose ein falscher Accent gelegt und dadurch die Wahrheit der Religion, Gott im Geist, nicht in äufserlichen Geberden anzubeten, beeinträchtigt wird. Dafs sehr Viele der Mystiker von dem Drange der tiefsten Religiosität ergriffen waren und dafs in Folge desselben bei Vielen sich aufserordentliche Phänomene zeigten, geben wir Görres gern zu. Der Brand der göttlichen Liebe hat so Manche im eigentlichsten Sinn verzehrt und sie haben gerungen, sich mit Gott, mit Christus in das unmittelbarste Verhältnifs, in einen permanenten dialogischen

Digitized by Google

Verkehr zu setzen. Allein nicht die *Phantasmagorie des Thaumatischen* ist die Wahrheit der Mystik, sondern die Tiefe des Gott allein zugewandten Gemüthes. Görres will allerdings diese nicht hintangesetzt wissen, aber am Ende ist es ihm doch so ergangen; das *mythische* Element, sein alter spiritus familiaris, hat ihn überwältigt. Es ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch, wie scheu und oberflächlich er allen den Momenten der Mystik vorübergeht, welche auf die *Erkenntnifs* gerichtet sind; von den Schriften des Areopagiten, des Scotes Erigena, des heiligen Bernhard, der Schule von St. Victor, wird nur eine dürftige Meldung gemacht. Wir müssen daher folgenden Widerspruch erheben: 1) in sehr vielen Momenten des hier erzählten Wunderbaren liegt die Tendenz, das Leben eines Heiligen oder einer Heiligen zur *Copie des Lebens Christi* zu machen, so deutlich zu Tage, dafs es um deswillen bezweifelt werden mufs z. B. die seltsamen Leuchtungen bei der Geburt derselben in Analogie mit dem Stern bei der Geburt Christi; das Vorkommen der Dreizahl bei Versuchungen u. s. f. 2) Sehr viele Wunder tragen das Gepräge der *Ostentation* an der Stirn, welche durch die *Rivalität* der verschiedenen Klöster und Orden hervorgerufen wurde; ein sehr wichtiges für die historische Kritik unentbehrliches Moment, das Görres gar nicht benutzt. 3) Viele Wunder sind als *Poesie des Glaubens* vortrefflich, wie wenn erzählt wird, dafs Rosa von Lima (die überhaupt eine der ergiebigsten Fundgruben für die sinnigsten und sinnlosesten Mirakel ist) in ihrem Gebet von den Blumen in ihrem Garten begleitet worden sei, indem sie ihre Blüthendolden zum Preise Gottes auf und ab neigten und mit ihren Blättern eine Hymne flüsterten; wenn nun aber die *Andacht der Blumen*, auch, wie an andern Orten, *der Thiere*, z. B. bei den Einsiedlern in der thebaischen Wüste, in allem Ernst genommen werden soll, so ist ein solcher Glaube *Aberglaube*, der Natur und Geist mit einander *confundirt*. 4) Viele Wunder sind aber nicht einmal poetisch, sondern *albern* und *kindisch*, wie namentlich die Mehrzahl der Geschichten von Mefswundern, ekstatischen Tänzen, Flügen und Stigmatisationen. Wir verwahren uns auch hier ausdrücklich gegen den Vorwurf, als könnten wir uns in eine so concentrirte Liebesgluth gar nicht hineindenken, welche die Kreuzigung in sich auch der Form nach reproduciren will; aber hier eben stehen wir auch an einem Abgrund des geistlichen Hochmuths, einer neuen Incarnation Christi in seinen Geliebten und an dem einer furchtbaren Barbarei der Auffassung der christlichen Religion. Statt zu wirken so lang es Tag ist; statt die Welt in der Welt zu überwinden; statt die Versuchung und den Schmerz nicht zu suchen; sie aber, wenn sie an uns kommen, tapfern Geistes zu bekämpfen; statt das Wesen Christi, seine Wahrheit und Liebe, sich anzueignen, sehen wir hier die *Schaale* zur Substanz werden. Der Geist verduftet in einer schwindsüchtigen Lyrik, verwirrt sich in einem Chaos abstracter Phantasieen und zerbricht in der Qual seiner äufserlichen Metamorphose; das Blut der Nägelmale, welche die Frommen sich wünschen und eingedrückt erhalten, wird zur Hauptsache, gegen welche der Tod der Sünde und die Auferstehung zum ewigen Leben zurücktritt; das in der *Luft ellenhoch Schweben* gilt endlich mehr, als die Federkraft der Andacht, von der es doch nur die Folge sein soll. Wegen des Unterschiedes des Wunderkreises der katholischen Kirche von dem der apokryphischen und kanonischen Evangelien verweisen wir übrigens auf Tholucks Abhandlung in seiner Schrift über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte; interessante Andeutungen, welchen derselbe eine gröfsere Ausführlichkeit zu geben versprochen hat. 5) Görres giebt uns selbst genaue Beschreibungen der *Abnormitäten*, welche sich bei der Section der Leichname der Frommen gefunden haben, wo eine Varicosität, eine unnatürliche Gröfse des Herzens, der Lungen, eine Zusammenschrumpfung der Eingeweide u. dgl. häufig vorkommen; er bemerkt ferner, dafs die Ekstatischen, während sie Anderen durch ihre Bewegungen und Worte oft Staunen erregten, hinterher sich selbst als in solchen Momenten schlafend betrachteten und wohl gar wie der Capellmeister von Assisi, Joseph von Copertino, gegen ihre Gesellschaft sich darüber entschuldigten u. s. f.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Die christliche Mystik von J. Görres.

(Schlufs.)

Statt nun hierdurch darauf geführt zu werden, dafs nicht selten *wirkliche Krankheitszustände* mit den frommen Erregungen des Gefühls und dem Luxus der religiösen Phantasie sich vermischt haben, nimmt er sich die Stellung, in allen solchen Elementen, in dem heftigen Herzschlag bis in die Kehle hinauf, in offenbar kataleptischen und epileptischen, in somnambulen Zuständen, in leidenschaftlichen an Wahnsinn grenzenden Affectionen, nur Blüthen der innigsten Frömmigkeit zu sehen. Dafs wegen der Pollutionen, welche die Mönche auf das Furchtbarste abschwächten, für die ägyptischen Klöster einst sogar Gesetze gegeben wurden; dafs an dem Liebesdrange, mit welchem die Nonnen sich dem himmlischen Bräutigam verlobten und ihrer Inbrunst oft auf keine Weise genügen konnten, so dafs sie immer nur riefen: o Geliebter!, dafs hieran der aufkeimende Geschlechtstrieb, wie wir gern einräumen, oft den armen Mädchen gänzlich unbewufst, bei völliger Reinheit ihrer Seele von wollüstigen Befleckungen, grofsen Antheil hatte; dafs die Stigmatisationen insbesondere oft durch Irregularitäten der Menstruation gefördert wurden, wie Steffens in den berliner Jahrbüchern auch an der Katharina von Emmerich die physiologisch-psychologische Wichtigkeit dieses Momentes nachzuweisen suchte; dafs endlich bei vielen Frommen, die in der Jugend ein wüstes, liederliches Leben geführt hatten, dem sodann die härtesten Abtödtungen folgten, die leibliche Kraft gebrochen und das Nervensystem besonders zerstört war, wodurch denn viele jener abnormen Zustände aufserordentlich begünstigt wurden; — dies Alles, was so nahe liegt, hat Görres, wir trauen ihm zu, ohne Absicht, unberücksichtigt gelassen.

Wir haben schon unseren Dank dafür ausgesprochen, dafs Görres die unendliche Mannigfaltigkeit der Phänomene, welche dies nicht sowohl mystische als *magische* Gebiet enthält, bis in das Einzelne hin auseinander zu legen und *naturwissenschaftlich zu interpretiren* versucht hat. Allein auch hier müssen wir es rügen, dafs statt der Nothwendigkeit oft nur ein *Zwang*, *also Willkür* sich eingeschlichen hat. Görres setzt das Dasein aller mystischen Phänomene als ein *ursprünglich natürliches*; eine Thesis, die ihm wohl besonders durch den Somnambulismus abgedrungen worden, der uns auch bei nicht römisch-katholischen Menschen, abgesehen von der kirchlichen Modifikation, ganz dieselben Facta zeigt. Auch läuft die grofse physiologische Einleitung endlich auf den bekannten Gegensatz des Cerebral- und Gomgliarnervensystems hinaus, von welchen das erstere, wie Görres sich ausdrückt, den *Schwebepunkt*, das andere den *Schwerpunkt* des Menschen enthält und beide durch die Oscilation ihrer *Strömungen* von Oben nach Unten, von Unten nach Oben, die *äquilibre* Bewegung des Menschen wirken. Um nun aber den Heiligenschein, die Visionen, das Durchwandeln von verschlossenen Thüren (der eine Heilige bringt es bis auf fünfe!) u. dgl. begreiflich zu machen, hat Görres die Natur auf das Fruchtbarste, wie uns dünkt, verrenkt. Wir sind gespannt, das Urtheil gründlicher Physiologen, eines Burdach, eines Purkinje, hierüber zu vernehmen, wenn sie es anders der Mühe werth halten, von dieser mystischen Physiologie Notiz zu nehmen. Einzelne tiefe Blicke fehlen natürlich bei einem Geist, wie Görres, gar nicht und die Umsicht und Scharfsinnigkeit seiner Grübelei setzt oft in Erstaunen. Als er z. B. den ekstatischen Flug der „Vögel des Himmels", wie er mit dieser Gnadengabe gebenedeiete Heilige nennt, zu erklären sich bemüht, indem er nachweis't, wie sie in der That die Natur des Vogels annehmen und der Arme statt der Flügel sich bedie-

Digitized by Google

nen, nimmt er auch auf den „Anstand und die Ehrbarkeit" Rücksicht und manövrirt so lange mit Bewegungen von der Rechten zur Linken und von Hinten nach Vorn, bis er eine Stellung heraus hat, in welcher die Nonnen und Mönche, die auf gut mittelalterlich noch ohne Beinkleider costumirt sind, ohne Gefahr einer obscönen Lage sich über unsern Köpfen in die Luft erheben können. Höchst charakteristisch ist es, dafs auch durch die gröfsten Excentricitäten dennoch die Macht des kirchlichen *Gehorsams* nicht aufgehoben wird; wenn ein Heiliger sich in seinem Singen, Schauen, Fliegen noch so sehr verloren hat und ein geistlicher Oberer *befiehlt* ihm die Rückkehr zum gewöhnlichen Bewufstsein, so erfolgt sie ohne Weiteres; wie ein Magnetiseur seine Kranken beherrscht, so wirkt die Subordination und ein an der Decke eines Zimmers Herumflatternder wird im Nu durch sie auf ebenen Boden zurückgebracht. Heifst das nicht die Objectivität der Verfassung auf's Höchste treiben? Gott selbst, in welchen eine solche Seele sich eben mit allen Kräften auflöst, respectirt doch die Grade der Hierarchie und läfst sie geschwind von seinem Busen, an den sie sich innigst anschmiegte, in Reih' und Glied zurücktreten!

Wir können nun unsere Betrachtung, aus der wir, um nicht ermüdend zu werden, alle Anekdoten ausgeschlossen haben, obwohl sie bei Görres den Stock seines Buches ausmachen, mit dem Resultat schliefsen, dafs Görres in Ansehung des Stoffes *unkritisch* zu Werke gegangen ist; dafs er das, was allgemein *psychische* Momente sind, von den *religiösen nicht* gehörig geschieden hat; dafs er endlich in der Deutung der von ihm als ehrlichem Katholiken auf Treu und Glauben angenommenen Thatsachen im *Interesse der römischen Kirche*, wenn auch unbewufst, der *natürlichen Aufklärung Zwang angethan* hat. Wir unternehmen es, nach dieser Methode nicht blos die Mystik der protestantischen Kirche, obwohl sie lange nicht so reich an Wundern ist, die Visionen eines Swedenborg und Anderer, sondern auch die der Muhammedanischen Heiligen, deren Biographieen weder an Umfang noch an Abentheuerlichkeit den Actis sanctorum etwas nachgeben, ja auch viele Zustände der Unglücklichen, die wir in unsere Irrenhäuser einsperren, statt das Knie vor ihnen in schuldiger Ehrfurcht zu beugen, ganz eben so zu erklären. *Windischmann*, auch Katholik, hat 1832 in der dritten Abtheilung seiner Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte die *indische Mystik* in ihren Ekstasen und magischen Zuständen ganz auf dieselbe Weise erläutert; v. Schubert in der zweiten Ausgabe seiner Symbolik des Traums hat mit den Gesichten und dem Geisterumgange des protestantischen Pfarrer Oberlin das nämliche gethan; d. h. alle jene Momente der Mystik, Fasten, Steigerung der Sinnesthätigkeiten, Erhöhung der geistigen Energie, Hypersthenie der Phantasie, Visionen, magische Correspondenz mit dem Raum nach entfernten Objecten, das Reden in Zungen, Aufsersichsein u. s. f., sind *allgemeine Formen des Daseins des subjektiven Geistes*, die ihren *besonderen Inhalt* erst aus der das Individuum *geschichtlich* durchdringenden Welt erhalten. Hätte Görres daher das System jener an sich allgemeinen Formen entwickelt, hätte er sodann ihre Individualisirung in dem Typus der römischen Kirche aufgezeigt und zuletzt auf die Eigenthümlichkeit der Nationen bei diesem Procefs Rücksicht genommen (denn die italienische, spanische und französische Mystik bieten, wie sie unter sich verschieden sind, auch ganz andere Formationen dar, als die deutsche), so würde er ein Werk geliefert haben, dessen wir uns wahrhaft erfreuen konnten, während das jetzige unsere Wifsbegierde in Neugierde und diese in Apathie gegen den Legendenwust; unsere Andacht aber, mit der wir billig einem solchen Gegenstande nahen, in Aberglauben oder, wo dies nicht gelingt, in den schmerzlichen Verdrufs umwandelt, einen herrlichen Genius in einer Mönchskutte verdüstert und ihn, nachdem er sonst von den sonnebeglänzten Alpenhöhen des Lebens den Strom der Geschichte mit prophetischem Auge verfolgte und den Völkern das Panier der Freiheit vorzutragen sich sehnte, nun in einer dumpfigen Zelle mit dem Alpdruck klösterlicher Imaginationen ringen zu sehen.

Mit der tiefsten Wehmuth schliefse ich diese kurzen Reflexionen über unseren Deutschen La Mennais, denn ich weifs, was die Nation ihm schuldig ist. Wenigstens das Colossale der Verirrung sollte mich trösten, denn den Ernst und Fleifs der Arbeit kann man Görres nicht absprechen. Wer hat denn in unserm Jahrhundert Zeit and Lust, die Biographieen der Heiligen, die breiten Processe ihrer Heiligsprechung durchzulesen! Ach! aus diesen trüben Wassern quillt

Digitized by Google

uns nicht das Wasser des ewigen Lebens, unsere Welt physisch und moralisch, staatlich und kirchlich wiederzugebären! Die Wehen unserer Zeit fordern ganz andere Zustände, als ein träumerisches Vorschweben und wir können des markigen und kantigen Luthers, der den Anfang zur Gestaltung der jetzigen Welt machte, immer noch nicht entbehren. Statt dafs Görres seine Sache gefördert hat, glauben wir sie durch ihn vielmehr *gefährdet*. Der platte Verstand kann nur über ihn spotten und Waffen zur Persiflirung des Katholicismus aus ihm holen; die gebildete Vernunft und christliche Religiosität kann sich nur relativ mit ihm vertragen und mufs seinen letzten Consequenzen widerstreben; wo man aber, etwa in den Klöstern Baierns, sich der Lectüre dieser Mystik unbedingt hingiebt, da sind die traurigsten Folgen der *Wundersucht* und *Faselei* fanatischer Frömmigkeit zu erwarten.

Karl Rosenkranz.

LXV.

Versuche für die praktische Heilkunde von Ferdinand Jahn. Erstes Heft. Eisenach, 1836. *bei Johann Friedrich Bärecke.* 216 S. 8.

Durch zwei gröfsere Schriften, und viele Aufsätze in Zeitschriften hat sich der Verf. einen nicht unbedeutenden Ruf als gründlicher und geistreicher Schriftsteller erworben. Diese neuen Versuche, die Resultate, die die Arzeneikunde den Untersuchungen der Physiologen, und den eigenen Prüfungen verdankt dem Arzte am Krankenbette fruchttragend zu machen, sind vollkommen geeignet, diesen Ruf zu erhalten. Die Eigenthümlichkeiten in der Form seiner frühern Arbeiten sind auch diesen Versuchen mitgegeben. Nicht alle sind von der Art, dafs sie es dem Leser leicht und angenehm machen, den brauchbaren wissenschaftlichen Kern aus den oft harten und rauhen Umgebungen zu befreien. Der Periodenbau ist vielfach durch Zwischensätze so verwickelt, dafs um verständlich zu bleiben die Vordersätze haben wiederholt und durch ein *sage ich* mit dem Nachsatze verbunden werden müssen. Eine Form, die wohl dem Redner erlaubt und nöthig sein mag, aber von dem wissenschaftlichen Schriftsteller, dem nur einfache Deutlichkeit Zweck sein darf, vermieden werden sollte. So erfordert es selbst bei angestrengter Aufmerksamkeit ein wiederholtes Lesen, wenn man den Gedanken, den der Verfasser auszudrücken beabsichtigt, vollständig fassen will. (Pag. 2. 18. 32. 70. 179. 201. u. s. w.). Störend und ermüdend ist die Gewohnheit jede Gelegenheit zu benutzen, wo eine Stelle irgend eines älteren berühmten medicinischen Schriftstellers sich der Erinnerung darstellte, die nur einigermafsen den Gedanken ausdrückte, der zu seinem Zwecke pafste, diese wörtlich abdrucken zu lassen. So unterbricht nur zu häufig eine bald längere bald kürzere lateinische oder griechische Stelle die Darstellung. Bei allen fehlt die Nachweisung, aus welchem Buche sie abgedruckt ist, nur der Name des Verfs. ist beigesetzt, und auch das nicht einmal immer (p. 55. 192. 214). Dieser gelehrte Prunk wird meistens nur zur Bezeichnung unbedeutender, nicht selten trivialer Gedanken verwendet. Hippokrates mufs erklären (p. 1) die Ausübung der Arzneikunde sei ein trauriges, wenig belohnendes Geschäft; ferner (in einer wahrlich nicht leicht zu verstehenden aus allem Zusammenhange gerissenen griechischen Stelle), man müsse Alles schon früher erfundene kennen und die rechte Methode, um ein System zu bilden (p. 19) die Natur heile die aus der Natur selbst entstandenen Krankheiten am besten (p. 40); über die dunkelsten Krankheiten werde mehr nach Meinungen, als nach Wissen entschieden. (p. 51); der erste bekannte Aphorismus wird wieder griechisch abgedruckt (p. 170); in einer andern Stelle wird Schönlein im Griechischen der Vater der Heilkunde, der Retter, Schmerzenheiler, der Führer des göttlichen Wissens genannt (p. 196). — Stoll mufs sagen, neue Mittel dürfe man nur mit grofser Umsicht gebrauchen (p. 69), Störungen im Darmkanal kämen oft bei Gichtkranken vor (p. 198), die Erkenntnifs der Krankheiten in ihren Anfängen sei schwierig aber wichtig. Bei Empfehlung neuer Mittel müsse man vorsichtig sein (p. 159), es sei nützlich, wenn die Aerzte einer Gegend gemeinschaftlich ihre Beobachtungen sammelten (p. 8), eine Meinung, die auch Baglio aussprechen mufs (p. 200); viele Aerzte hätten grofse Vorliebe für einzelne Mittel (p. 187), Leichenöffnungen könnten über die Ursachen der Krankheiten wenig Aufklärung geben (p. 201), — Sydenham mufs versichern, die Syphilis sei nicht mehr so heftig, wie sonst (p. 100), grofse Sorge bei der Krankenbehand-

Digitized by Google

lung sei unerläfslich (p. 63). Die Verunreinigung der Atmosphäre komme theils aus den Ausdünstungen der Erde, theils hange sie von der Stellung der Gestirne ab (p. 187), die Gicht sei eine nicht zu enträthselnde Krankheit (p. 191). Doch es mag genug sein dieser Beispiele aus vielen. Gleich zwecklos mag man auch die Art bezeichnen, wie der Verf. die Gewährsmänner anführt, die seine Ansicht theilen, oder ihr entgegen treten. Er nennt meistens eine Menge Namen, einmal 14 (p. 19) und setzt jedesmal *und andere* hinzu, ohne weiter die Schriften zu bezeichnen, in denen diese Meinungen entwickelt und begründet sind. Wozu kann dies nutzen? Ferner mangelt den Aeufserungen zu Zeiten die Bestimmtheit, wenn schon die Thatsachen selbst bestimmt sein mufsten. So will er die 21 Fälle von Hydrocephalus acutus, die ihm überhaupt vorgekommen sind in 8 höchstens 12 Wochen beobachtet haben (p. 8). Dann sei von den 12 an dieser Krankheit Gestorbenen die Leichenöffnung *wo möglich immer* angestellt (p. 9). Auch will er das beim Eintritt des Todes erfolgende Verschwinden der inneren Ausschlagsbildung oft genug beobachtet haben (p. 183). Im Allgemeinen ist freilich die Darstellung edel und geistreich gehalten, doch stöfst man hin und wieder auf Gemeinplätze, die genau genommen nichts sagen, wie pag. 42. „Ich darf versichern, dafs, wenn man die Entstehungsweise, die ganze Entwicklung und die eigentlichen Grundlagen und Bildungselemente des Uebels genau kennt, die Behandlung weit glücklicher ausfällt, als aufserdem." Auch sind manchmal die Wendungen und Bilder gesucht, präciös, affectirt, mehr wie sie für wissenschaftliche Untersuchungen eigentlich passen, wie der Trost über den unglücklichen Erfolg einer Krankenbehandlung (p. 67); der Vergleich der Apoplexie mit dem Hause Braganza zu Napoleons Zeiten (pag. 70), die Erwähnung Schönleins als des grofsen klinischen Unbekannten (p. 51) und des Bildes, unter dem Zimmermann angeführt wird (p. 47); ferner p. 137, 146, 151 u. s. w. Auch könnte man tadelnd hierher rechnen, dafs er die französischen Aerzte so tief herabwürdigt (pag. 124), die er doch so oft als Gewährsmänner seiner Ansichten anführt.

Diese wenigen die Form betreffenden Ausstellungen sind gewifs ein Hindernifs, dafs die vielen von dem Verfasser mit Klarheit entwickelten Ideen nicht den Eingang bei den praktischen Aerzten finden, für die sie doch eigentlich bestimmt sind, und den sie mit Recht verdienen. Dem eigentlichen Gelehrten sind die vielen aus andern Büchern abgeschriebenen griechischen und lateinischen Stellen ohne allen Nutzen, auch werden diesen die häufig und fast zu häufig benutzten griechischen Terminologien zur Bezeichnung der gewöhnlichsten Krankheitsformen nicht zurückschrecken. Allein ein anderes ist es mit dem Arzte, der nur praktische Regeln und Winke zur Benutzung am Krankenbette sucht, diesem liegen sie zu versteckt, die Darstellung ihrer Begründung erfordert zu viele Aufmerksamkeit, selbst oft zu viele gelehrte Kenntnisse, um sie sich anzueignen. Sie werden übersehen, vielleicht unvollkommen aufgefafst. So wird der Zweck des Schriftstellers verfehlt. Wer es unternimmt für praktische Aerzte zu schreiben, und das Gebiet ihres Wissens zu erweitern, mufs allen gelehrten Prunk entfernt halten, mufs sich befleifsigen, einfach, deutlich und vollständig die Grundsätze vorzutragen, aus denen er die praktischen Regeln ableitet, mufs die Folgerungen nicht weiter führen, wie die mitgetheilten Thatsachen es erlauben, keine Regel auf ein *vielleicht*, oder ein wahrscheinlich gründen, und endlich ihre Anwendung am Krankenbette im Einzeln nachweisen und bestätigen. Nur so werden seine Bemühungen nützlich und Früchte tragend sein. Und der Verfasser hat nicht das Recht, wie er (in der Vorrede seines vortrefflichen Buches über die Naturheilkraft) sagt: er schreibe nur für „einige Männer im deutschen Lande, die still mit kindlich frommen und treuem Sinne und reiner heiliger Liebe die Naturwissenschaften und ihre Krone und Blüthe, die Medicin, pflegen." Was schon dort unpassend war, wird hier tadelnswerth, wo er sich speciell an die praktischen Aerzte wendet. Versuche für die praktische Heilkunde haben Anspruch auf ein sachkundiges Publikum, aber auf ein möglichst grofses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Versuche für die praktische Heilkunde von Ferdinand Jahn.

(Fortsetzung).

Gehen wir nun zu dem Inhalte der Schrift selbst über, und sehen was ihr Verfasser leisten wollte, und leistete.

I. *Beiträge zur Naturgeschichte der hitzigen Gehirnhölenwassersucht der Kinder.* Die Schilderung der Eigenthümlichkeit der Lage seines Wohnortes Meiningen enthält wohl schwerlich hinreichende Gründe, um die häufige Erscheinung dieser Krankheit in den Monaten April und Mai des Jahres 1834, und anderer öfter beobachteten und in diesen Versuchen beleuchteten Krankheiten begreiflich und erklärlich zu machen (pag. 5). Selbst manche hier versuchten physikalischen Erklärungen möchten einige Beschränkung erleiden. So würde die Folgerung zu weit geführt sein, dafs Regenwolken die aus dem niedergeschlagenen Nebel sich bilden, sich bei irgend bedeutender Wärme als Gewitterwolken tobend entladen. (pag. 3) Eben so wenig möchte eine plötzlich im Frühjahr eintretende Kälte durch das Streichen der Winde über den in den Bergen noch nicht geschmolzenen Schnee erklärt werden können. Das Klima um Meiningen unterscheidet sich in der That in keinem Punkte von dem anderer Gegenden, wo Berge nahe liegen. Gleiches gilt auch von der Lebensart der Bewohner, wie sie der Verfasser mit trüben Pinsel schildert (p. 4), und von den häufig vorkommenden Krankheiten. Fünf Sechstel waren rheumatischer, katarrhalischer, gichtischer, rothlaufartiger Art. Mufs man nicht Aehnliches aussagen von allen Gegenden und Orten Deutschlands, vielleicht mit Ausnahme einiger grofsen Städte. Auch die weitere Ableitung der oft vorkommenden Krankheiten aus der Eigenthümlichkeit des Klimas und der Lebensart der Bewohner beruhet nicht weniger auf schwankenden und willkürlichen Voraussetzungen. Und man kann, um in der Manier des Verfs. zu bleiben, mit Sydenham (De morb. epid. Cap. II.) sagen: Quamvis autem diversas diversorum annorum habitudines, quoad ad manifestas aëris qualitates, maxima qua potui diligentia notaverim, ut vel exinde causas tantae Epidemicorum vicissitudinis explicarer, ne tamen ne hilum quidem hactenus promoveri sentio, quippe qui animadverto annos quoad manifestam aëris temperiem sibi plane consentientes, dispari admodum morborum agmine infestari, et vice versa. Ita enim se res habet — oder kürzer Epidemicae constitutiones ab occulta aëris crasi pendent non a manifesta. — Wenn demnach die gegenwärtigen Erscheinungen nicht vollkommen aus den vorhergegangenen, oder gleichzeitigen abgeleitet werden können, so ist es besser sich mit einer genauen Bezeichnung der Thatsachen zu begnügen, als ihren ursächlichen Zusammenhang hypothetisch durch ein *es scheint* nachzuweisen. Freilich ist der Verfasser nicht dieser Meinung. Er glaubt die Bedingungen der Epidemie des Hydrocephalus acutus liefsen sich leicht in den lokalen Einflüssen nachweisen. (pag. 7) Man kann ihm sehr wohl zugeben, dafs diese Krankheitsform sich oft aus katarrhalischen Affectionen der Nase, des Ohres, aus hitzigen Exanthemen, aus scrophulösen Kopfleiden, aus Congestionszuständen herausbildet, oder vielleicht richtiger ausgedrückt darauf folgt, ohne eine deutliche Einsicht von der Ursache zu haben, warum dies geschieht, oder nothwendig geschehen mufste. Aller Aufwand von Gelehrsamkeit und scharfsinniger Benutzung derselben wird es dem Verfasser nicht gelingen machen, dem Leser überzeugend begreiflich zu machen, warum grade nur einmal innerhalb zweier Monate des Jahres 1834 der Hydr. ac. als Epidemie auftrat. Es ist dies sehr selten der Fall; und der Verfasser sagt selbst: er habe nur noch drei Epidemien der Art be-

Digitized by Google

schrieben gefunden. Will man sich daher berechtigt halten, die geringe Zahl von Kindern, die während der angegebenen Zeit an Hydr. ac. litten, eine Epidemie zu nennen, so müssen noch andere ursachliche Momente zu ihrer Bildung beigetragen haben, als die der Verfasser auffand und für hinreichend hielt.

Die krankhaften Veränderungen im Gehirn, die unter Erscheinungen sich äussern, denen man den Namen Hydr. ac. zu geben gewohnt war, sind allerdings höchst verschiedener Art. Die von dem Verf. hierher gerechneten verschiedenen organischen Leiden des Gehirns mögen wohl den Catalog vollständig ausmachen. Er rechnet hierher 1) Wirkliche Entzündung des Hirnmarkes. 2) Entzündung der Gehirnhäute. 3) Eine nicht entzündliche Secretionssteigerung in der arachnoidea. 4) Eine reine Nevrose, wie das Millarsche Asthma im Gegensatz zum Croup. 5) Die Schlufsscene der occulten gelinden Form der chronischen Gehirnwassersucht. 6) Gehirn-Congestionen. 7) Hitzige Exantheme auf den Gehirnhäuten. 8) Folgen von Rückenmarks-Krankheiten, besonders Entzündung in demselben. Die Verschiedenheiten aller dieser Zustände werden nach ihren physiologischen und anatomischen Merkmalen charakterisirt. Sollten sie wohl im Leben mit einiger Sicherheit zu unterscheiden sein? Am Krankenbette weisen alle Symptome auf ein Ergriffensein des Centraltheiles des Nervensystems hin, in den Erscheinungen treten die Unterschiede in den bezeichneten organischen Veränderungen nur wenig vor. Und auch hier findet man, wie so oft, andere Veränderungen nach dem Tode wie man im Leben erwarten zu müssen glaubte, und der Verf. hat Recht, wenn er (p. 51) der Aerzte verspottet, die die vielen Abnormitäten, die den Gehirnleiden zum Grunde liegen können, am Krankenbette haarscharf zu unterscheiden glauben. Und so mag es denn der Verf. verzeihen, wenn der praktische Arzt in dieser mit Fleifs, Kenntnifs und Scharfsinn geschriebene Abhandlung wohl für sein Wissen aber nicht für sein Handeln am Krankenbette Bereicherung findet, und in dem Glauben beharret, dafs er in den mitgetheilten Krankengeschichten nur eine Hülfe der Natur erkennt und nicht eine des Arztes. Wie wenig die verschiedenen Methoden und Arzneimittel, die von bewährten Aerzten gegen den Hydr. ac. angepriesen und angewandt wurden, eigentlich helfen, ergiebt sich aus der Aufzählung derselben pag. 45. So empfehlen viele Blutlassen, andere verwerfen es, viele nannten Calomel hier ein göttliches Mittel, andere fanden es nutzlofs, viele geben es in grofsen Dosen, andere sehen schon nach einem Gran tödtliche Darmentzündung entstehen, viele lobten die Kälte, andere die Wärme u. s. w. Das Treffen der rechten Methode zur Entfernung der den Erscheinungen des Hydr. ac. zum Grunde liegenden Abnormitäten ist daher wohl meistens zufällig gewesen; und wenn demnach dem praktischen Arzte überhaupt Vorsicht am Krankenbette besonders mit tief eingreifenden Mitteln zu empfehlen ist, so wird dies doppelt erforderlich sein bei Kindern, die unter Erscheinungen erkrankten, deren Complex wir Hydr. acutus zu nennen pflegen.

II. *Lungensucht mit einen scheinbaren Herzfehler* p. 47. Die häufig vorkommenden Fälle, wo der Arzt in der Leiche ganz andere Zerstörungen fand, wie er nach den Symptomen im Leben erwartete, sind durch drei vermehrt; die weiter nichts auszeichnendes haben.

III. *Lungensucht* pag. 53. Die Leichenöffnung eines Mannes, der sich aus dem letzten Stadium erholte, und erst drei Jahre nachher an dem wieder ausgebrochenen Uebel starb, giebt dem Verf. Veranlassung darauf aufmerksam zu machen, wie die Natur auch hier noch helfend eintreten könne und eintrete; die Tuberkeln verirde, so dafs sie mit den Fingern zerrieben werden konnten, theilweise aufsauge, direct ausstofse, die Hölen mit Zellgewebe auskleide, oder verwachsen mache, selbst verknorpele, und mit Knochenstoff befestige.

IV. *Thierischer Magnetismus* pag. 55. Ein Mädchen, von welchem Alter wird nicht erwähnt, wurde am 17ten November morgens plötzlich von Zufällen ergriffen, die der Verfasser Catalepsie nennt. Sie lag Gefühl- und Regunglos. Die kräftigsten Reizmittel wurden vergebens angewandt. Am 30sten wurde sie dreimahl, jedesmahl ½ Stunde lang magnetisirt. Bei dem drittenmahle richtete sie sich im Bette auf, und erkundigte sich verwundernd nach dem Vorgefallnen. Sie fiel darauf in den frühern Zustand zurück, und starb noch in derselben Nacht an Krämpfen. Die Sektion wurde nicht gemacht. An diese nur kurz mitgetheilte Krankengeschichte knüpft der Verfasser einige Bemerkungen von geringer Bedeutung über den

Digitized by Google

thierischen Magnetismus, und äussert die Meinung eine frühere Anwendung des thierischen Magnetismus würde zu wichtigen Resultaten geführt haben. Es steht aber noch sehr in Frage, ob das Erwachen eine Folge der Manipulation war? Das Rückkehren zum Bewufstsein kurz vor dem Tode ist eine Erscheinung, die ohne Einwirkung des Magnetismus schon oft beobachtet ist. Die in der Anmerkung erzählte Geschichte eines natürlichen Somnambulismus ist zu unvollständig, um irgend eine Aufklärung für den thierischen Magnetismus liefern zu können, ist auch von dem Verfasser zu keiner Folgerung benutzt.

V. *Entzündung am Hodensack kleiner Kinder* pag. 60. Die Krankheit sei nicht in den Schriften über Kinderkrankheiten erwähnt. Der Verfasser will sie einige mahl beobachtet haben. Sie soll selten vorkommen. Wenn sie unglücklich ablaufe, so schleiche die Entzündung zum Unterleibe fort, nicht umgekehrt, wie man gewöhnlich angenommen habe. Diese Ansicht ist doch wohl eben so wenig konstant und erwiesen, wie die von Berndt, (Analecten II. pag. 48) der sie von dem Nabelstrange ausgehen läfst.

VI. *Das geistige Extract der Brechnufs* pag. 63. Es sei ohne Wirkung zur Heilung von Lähmungen, was durch einige oberflächlich erzählte Krankengeschichten nachgewiesen wird. Die eigentliche Wirkung des Mittels bestehe in Lähmungen, daher könne die Anwendung so leicht schaden, was auch in zwei Fällen nachgewiesen wird. Fernere Beobachtungen müfsten entscheiden. Referent sah in zwei Fällen, wo bei vollkommener Lähmung das Strychnin auf der von der Epidermis entblöfsten Haut angewandt wurde, schnellen und entscheidend guten Erfolg. Klonische Krämpfe gingen jedesmahl der Besserung vorher.

VII. *Zur Naturgeschichte der Lähmungen überhaupt und der Ganglien- und der Herzapoplexie insbesondere* pag. 70. Seit lange galt es als ein Axiom in der Medicin, das plötzliche Erlahmen der Functionen eines Organs, dem der Tod unmittelbar nachfolgte, hange von einem mechanischen Drucke auf den Ursprung der dasselbe bewegenden Nerven ab. Blut im Gehirn und Rückenmark ergossen sollten nothwendig eine Lähmung der von da ausgehenden Nerven zur Folge haben. Der Verfasser bezeichnet diese Ansicht als unrichtig. Dies mag Recht sein. Allein was ist mit der an die Stelle gesetzten Behauptung gewonnen? „ein tieferes Leiden der sensiblen Thätigkeit, eine eigentliche Nevrose" soll die Sache erklären. Irgend eine materielle Veränderung müfste sich doch wohl in dem erkrankten Nerven ereignet haben, sei dies am Ursprunge oder irgendwo im Laufe desselben, die das Stocken oder Erlöschen ihrer Thätigkeit möglich machte. Nur das anatomische Messer konnte sie nicht erreichen. Immer sahen wir den Tod zuerst in einem Organe eintreten, während die andern Organe noch einigermafsen ihre Functionen erfüllen. Nach und nach werden auch diese in den verderblichen Kreis gezogen. Der Kranke stirbt langsam. Traf indessen die Lähmung ein Organ, dessen unterdrückte oder gehemmte Thätigkeit die übrigen nicht in Mitleidenschaft zieht, so hört nur die Function dieses einzelnen Organes auf, und das Leben bleibt, wenn auch beschränkt in seiner Totalität. Wir sehen dies bei einer Lähmung der Nerven der Sinne, oder des Theiles des Gehirns, zu dem sie die Eindrücke forttragen. Selbst einzelne Gehirntheile, die bestimmten Seelenfunctionen vorstehen können, erlahmen, auch einzelne Parthien des Gangliensystemes. Erfolgt indessen unmittelbar der Tod bei noch anscheinender Integrität des Organismus, so sagen wir ein Schlagflufs hat den Tod herbeigeführt. Das Organ, was die Lähmung zuerst ergriff, bestimmt dann die Art und Form desselben. Und so unterscheidet man einen Gehirnschlag, (die eigentliche Apoplexie der Schule) Lungen und Herzschlag, Ganglienschlag, wie wir ihn wohl nach einen harten Schlag quer über die Magengegend erfolgen sehen, Unterleibsschlag wie bei Krampfkoliken, und vielleicht auch bei der Cholera. Bei der anatomischen Untersuchung der unter solchen Erscheinungen unerwartet und plötzlich Verstorbenen findet man oft mehr oder weniger sichtbare Veränderungen in dem Organe, von dem der Tod ausging. Diese werden als die Ursachen des plötzlichen Todes angesehen, und dieser Glaube wankte nicht wie die Erfahrung lehrte, dafs so oft ähnliche oder gleiche Veränderungen in Leichen gefunden waren, die unter völlig verschiedener Erscheinung langsam starben, und das bei plötzlichen Todesfällen in keinem zum Leben wesentlich nothwendigen Organe Abweichungen von der Norm sich fanden. Weiset die Leichenöffnung nun keine Veränderung nach, der man den unerwarteten

Digitized by Google

Tod zurechnen konnte, so hilft man sich mit einer Bezeichnung, der nach dem jetzigen Stande der Physiologie kaum ein Begriff unterzulegen ist, man sagt mit unsern Verfasser ein tieferes Leiden der sensuellen Thätigkeit hat den Tod herbeigeführt. Besser ist es unsere Unwissenheit in Erklärung dieser, wie so vieler anderer Vorgänge des Lebens einzugestehen und uns mit der Darstellung der verschiedenen Formen zu begnügen, unter denen die Lebenskraft sich den Sinnen des Beobachters in Krankheiten darstellt. So wird der aufmerksame Arzt bis zu den ersten Anfängen der später tödtlichen Krankheit geleitet, die Natur auch in ihren Anstrengungen belauschen können, die sie oft mit Erfolg machte, das Fortschreiten des Uebels zu beschränken, zu hemmen. Dies und der Erfolg der von Aufsen zufällig oder absichtlich einwirkenden Einflüsse wird ihn in den Stand setzen sich praktische Regeln zu bilden, um das gestörte Gleichgewicht in den Functionen, so weit es thunlich, zur Norm zurückzuführen, unbekümmert um die Erklärung der Krankheitserscheinungen, und um die Art, wie Natur und Kunst die tödtlichen Folgen vermieden, und die Gesundheit wieder herstellten. Denn genau genommen, gehen alle Erklärungen nur auf eine veränderte, in andere Worte gekleidete Bezeichnung der Thatsache hinaus, oder auf ein *vielleicht*, *wahrscheinlich*, *es scheint*, wovon sich unser Verfasser auch nicht frei gehalten hat. — Dafs in der Abhandlung die Worte Lähmung und Apoplexie meistens gleichbedeutend gegen die Begriffe der Schule gebraucht werden, wird manchem Leser anstöfsig sein. Allein was macht's? Die Zustände, die damit bezeichnet werden, sind scharf und genau bezeichnet, und es mag gleichgültig sein, ob man einen plötzlichen Verlust der Sehkraft ohne sichtbare Veränderung in der Struktur des Auges eine Apoplexie desselben nennt, oder eine Lähmung des Augennervens, oder eine Amaurose.

VIII. *Blatta Lapponica als Krankheitsursache* pag. 83. Sie sollen in der Gegend des Verfassers in ganzen Schaaren in die Efsgeschirre fallen, so mit den Speisen vermischt, besonders bei Kindern Brechdurchfälle erzeugen.

IX. *Bemerkungen über den Tripper* p. 84. Die Meinung Tripper und Schankergift sind specifisch verschieden, wird nie durch die noch so oft gemachten Beobachtungen, dafs syphilitische, oder der Syphilis ähnliche Zufälle auf den Tripper folgten, entkräftet werden können. Wer könnte die Bürgschaft übernehmen, dafs bei einem unreinen Beischlaf nicht eine doppelte Ansteckung statt gefunden hätte? Wie viel tausend Mal hingegen wiederholte sich nicht die Erfahrung, dafs ein Tripper schnell oder langsam, mit oft stürmischen, oft kaum zu beachtenden Zufällen verlief, ohne dafs ein Symptom nachfolgte, das auch entfernt der Syphilis hätte zugerechnet werden können. Freilich sind diese Beobachtungen sämmtlich negativer Art, und ihre Beweiskraft würde von einzelnen, positiven entkräftet werden. Aber wo fände sich auch nur eine, bei der jede Möglichkeit einer syphilitischen Ansteckung ausgeschlossen wäre, wo könnte sie sich finden? Der Verfasser will freilich mehrere Fälle beobachtet haben, in welchen sich „*allgemeine Schankerseuche offenbar aus dem Tripper entwickelt hätte.*" (pag 83) Er wird es verzeihlich finden, wenn man sich erlaubt, ohne Prüfung der Thatsachen seiner Schlufsfolge nicht beizutreten. Denn die Ansicht, worauf er vielen Werth legt, dafs unter den krankhaften Erscheinungen, die auf den Tripper folgen, oder nach des Verfassers Ausdruck, sich aus ihm herausbilden, nicht eine vorkomme, die sich nicht auch, wiewohl selten aus dem Schanker entwickele, und umgekehrt ist wohl schwerlich aus reinen, keine andre Erklärung zulassenden Beobachtungen abgeleitet. Das öftere Aufeinanderfolgen zweier Erscheinungen giebt bekanntlich kein Recht einen Causalzusammenhang unter ihnen vorauszusetzen. Und wie oft werden diese Erscheinungen nicht auch bei Kranken beobachtet, die nie an Tripper litten. Abgesehen demnach von einer unmittelbaren Uebertragung der Trippermaterie auf seröse Gebilde, Augen, Mastdarm, Nase, sind die von dem Verfasser entwickelten Gründe keinesweges hinreichend, die Identität des Tripper- und Schankergiftes nachzuweisen. Sie sind meistens auf eine anatomische und physiologische Verwandschaft der ergriffenen Organe mit dem eigentlichen Sitze des Trippers gestützt, und auf eine Formähnlichkeit der Geschwüre, tripperhaften Austrich nach Eisenmann, und wahrlich nicht geeignet die Schwierigkeiten zu beseitigen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1837.

Versuche für die praktische Heilkunde von Ferdinand Jahn.

(Schluſs.)

Selbst pag. 94 sagt der Verfasser, die Merkmale hätten nichts Verläſsliches und Sicheres, und pag. 97 ihre Diagnose sei auſserordentlich schwierig. Zum Schlusse dieses mit Vergnügen zu lesenden Aufsatzes theilt der Verf. noch 5 kurze Krankengeschichten mit; die freilich zur Aufklärung der Lehre vom Tripper nichts Wesentliches beitragen, wohl aber bestätigend nachweisen, daſs die Jodine ein entscheidend wirksames Mittel sei, drüsigte Verhärtung zu schmelzen und die dadurch unterhaltenen Krankheiten zu heilen.

X. *Apoplexie des Geistes* p. 107. Dieser wohl unpaſslich rubricirte Aufsatz enthält die Geschichte der Krankheit eines 58jährigen gesunden Mannes, bei dem die Geistesthätigkeit sich ohne erkennbare Veranlassung plötzlich trübte, und fast erlosch. Bei Anwendung von Mitteln, die die Thätigkeit des Darmkanals vermehrten, verlohr sich das Uebel nach und nach wieder.

XI. *Gerichtsärztliches Gutachten über ein von den Eltern mehrere Jahre hindurch gemiſshandeltes Mädchen* pag. 110. Gründlich wie man es von einem kenntniſsreichen Gerichtsarzte zu erwarten berechtigt ist. Sonst ohne wissenschaftlichen Werth.

XII. *Veitstanz* pag. 126. Bei einem Knaben von 12 Jahren trat ohne erkennbare Ursachen eine auffallende, übergroſse Beweglichkeit und Schnelligkeit der dem Willen sonst unterworfenen Muskeln hervor, die durch den bewuſsten Willen nicht geleitet und beherrscht werden konnten. Verschiedenes wurde angewandt, nichts half; und später verlohr sich das Uebel von selbst. Wenn der Verfasser glaubt, durch ein *übergewaltiges Hervortreten des Bewegungstriebes*, das Wesen des Veitstanzes begreiflich zu machen, so drückt er doch eigentlich nur die Thatsache mit andern Worten aus, und sagt weiter nichts, als was er früher von den Krankheiten im Allgemeinen sagte: sie beständen in excessivem Hervortreten einzelner organischen Functionen, was denn wieder nichts anders sagt, als Krankheit beruhet auf einer Störung des Gleichgewichtes in den Functionen.

XIII. *Krankheitsnachträge* pag. 131. Einige Beispiele. Eine Frau hatte früher an zwei Stellen Blasenpflaster gehabt; wenn ihr später an einer andern Stelle wieder eins gelegt wurde, so entstand gleichzeitig an den alten Stellen Entzündung, Wasserergieſsungen und Eiterung. Vergröſserte Schilddrüsen schwellen bei Frauenzimmern zur Zeit der Menstruation an. Durch Jode gehoben vergröſsert sich die Drüse doch jedesmal mit Eintritt der Menstruation. Geheilte Irren leiden später oft an Zufällen, die an ihre frühern Leiden erinnern. Gleiches ist der Fall bei langdauernden Krämpfen, nach Gicht, Rheumatismus, Tripper, Krätze. Diese nachfolgenden Zufälle sind deutlich und leicht erkennbar, weniger sind es manche, die nach andern Krankheiten entstehen, von denen sie einen Anstrich behalten, wie Wassersucht nach Scharlach, Brustaffectionen nach Masern und Keichhusten, Anschwellen der Milz nach intermittirenden Fiebern. Ueber diese und ähnliche Zustände, die schön und richtig karakterisirt sind, werden passende, und folgerechte, wenn schon sehr nahe liegende Bemerkungen gemacht.

XIV. *Seltsame Wanderung eines Exanthems* pag. 140. Wanderungen von Ausschlägen kommen nicht selten vor. Hier dauerte der ganze Verlauf 32 Tage.

XV. *Andeutungen über die Prophezeihungen der Sterbenden, die bei Irren manchmal kurz vor dem Tode stattfindende Wiedererhellung der Seele*

Digitized by Google

und einige verwandte Gegenstände p. 141. Auf eine geistreiche Weise werden die hierher gehörenden Erscheinungen mit andern Vorgängen im thierischen Leben zusammgestellt, verglichen und in Uebereinstimmung gebracht, namentlich mit dem Fernsehen mancher Thiere, mit dem oft erwachenden und sich belebenden Instincte im Menschen, und überhaupt mit den letzten Vorgängen bei Sterbenden. Und so mag man sagen die Sache könne sich sehr wohl so verhalten, wie der Verfasser sie darzustellen versucht, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, dafs sie sich wirklich so verhielte. Mit Vergnügen lesen sich auch die Vermuthungen eines solchen Schriftstellers.

XVI. *Nervenerethismus der Gefäfse* pag. 152. Die vorübergehenden Störungen in der Thätigkeit des Herzens und der Gefäfse, die so oft besonders bei Hypochondristen und Hysterischen vorkommen werden auf eine partiel hervorstechende Thätigkeit einzelner Nervenpartien, besonders im Gangliensysteme bezogen. Dies mag allerdings oft der Fall sein, doch schliefst diese Erklärung die Täuschung nicht aus, da wahre Krankheiten des Herzens und der Gefäfse gewifs oft unter der Gestalt von symptomatischen Nervosen vorkommen.

XVII. *Die Wirksamkeit sehr kleiner Arzeneigaben* pag. 159. Die hier mitgetheilten Gründe, Bemerkungen und eigenen Versuche stellen den Nutzen, den Hahnemans Bemühungen den Aerzten leisteten, gut und treffend heraus. Sie beruhen auf einer gröfseren Anerkennung der Heilkraft der Natur, und auf den Erfahrungen, dafs in vielen Krankheiten eine weit gröfsere Menge des passenden Arzeneimittels angewandt wurde, wie zur Heilung erforderlich war. Dies wird durch einige gelungene Versuche die Heilung der Syphilis durch sehr kleine Gaben des Quecksilberpräparates, und der Kröpfe durch Jode zu bewerkstelligen als erfahrungsmäfsig nachgewiesen.

XVIII. *Zur Naturgeschichte der innern Exantheme* pag. 160. Blattern, Masern, Scharlach, sehen die Beobachter öfter auf innern Membranen. Einige konnten sie nicht entdecken. Allein positive Thatsachen erheben sich immer siegreich über die negativen, stände auch nur eine einzelne gegen ein ganzes Heer. Demnach steht das Verbreiten der Exantheme nach Innen, wie ein praktisches Axiom fest. Gleiches gilt, wenn auch nicht so deutlich von der Rose, den Petechien, den Aphthen, dem Keichhusten, dem Friesel, und wahrscheinlich auch von den chronischen Ausschlägen, dem Pamphygus, den syphilitischen Formen, der Krätze (?). So sehen wir die Krankheiten von der äufsern Haut auf die innere sich fortpflanzen und verbreiten, und von den innern auf die äussere, wie beim Typhus. Doch erlangen die innern Formen nicht dieselbe Intensität, ob sie für Gesundheit und Leben gleich in ihren Wirkungen und Folgen weit gefahrvoller sind. Es ist hierbei gleichgültig, ob der frühere Ausschlag fortbestand, sich steigerte, sich verminderte, oder verschwand, ob er sich vollkommen ausbildete, oder vielleicht gar nicht zum Vorschein kam, wie bei den sogenannten exanthematischen Fiebern ohne Ausschlag. Diese und mehrere Thatumstände werden zu höchst wichtigen Folgerungen für den praktischen Arzt benutzt. In einem frühern Aufsatze im Hufelandschen Journale (1829 V. p. 105) versuchte der Verfasser die Metastasen des verschwindenden oder unterdrückten Scharlachs, des zurückgetretenen, wie man es gewöhnlich nannte, aus dem antagonistischen Verhältnifse der äufsern Haut mit den inneren zu erklären. Dies ist mit seinen jetzigen Ansichten nicht weiter vereinbar. — Ohne Zweifel ist dieser Aufsatz der wichtigste und folgenreichste des Buches.

XIX. *Helminthiasis* pag. 186. Einige Krankengeschichten, aus denen nichts weiter folgt, als dafs Beschwerden mancherlei Art und Form nach Abgehen, oder Abtreiben von Würmern verschwinden.

XX. *Gichtmetastasen* pag. 191. Bei einem Manne entschieden sich die Gichtanfälle jedesmahl durch ein kleines Geschwür auf einem Muttermale im Rücken, das nach einigen Wochen wieder von selbst verschwand. Er trug Jahre lang Fontanellen ohne Erfolg. Wie er meist an asthmatischen Zufällen litt, wurde ein kleines Blasenpflaster auf das Muttermal gelegt, wonach die Zufälle verschwanden. — Gichtische Concretionen sind allerdings nicht selten im Gehirne vorgekommen; allein sie im Leben zu erkennen werden schwerlich die Schilderungen des Verfassers von dem im Verlaufe der Entstehung und Ausbildung vorkommenden Erscheinungen hinreichend sein, selbst wenn der Beobachter den so oft gerühmten und so hoch gestellten Vorhersagungssinn von Schönlein hätte.

Digitized by Google

XXI. *Bemerkungen über einige Kinderkrankheiten* pag. 200. 1) Odontitis infantum. Die Aehnlichkeit der Krankheiten im Greisenalter mit denen der Kinder, die der Verfasser bei einer andern Gelegenheit (Heckers Annal. XII. p. 124) weitläuftig entwickelt hat, werden hier zur Erklärung des schweren Zahnens benutzt. Es ist wohl kein zu hartes Urtheil, wenn man der Ansicht beistimmt, dafs die Untersuchung den Thatsachen eine gezwungene Deutung unterlegt, und mehr wie ein Spielen mit Ideen erscheint, als eine Darlegung von Bemerkungen die praktischen Nutzen gewähren können. Die Empfehlung der Bleipräparate bei Kindern bedarf doch wohl einer grofsen Beschränkung. Der Verfasser hat selbst nachgewiesen, dafs sehr kleine Gaben heftig wirkender Mittel noch höchst kräftig auf den Organismus einwirken, warum nicht das Blei. 2) *Erweiterung des Mastdarms* (Proctaneurisma!) *der Kinder.* Die Bemerkung von Ropp, der schwere Stuhlgang, der bei Kindern oft anhaltend vorkommt, beruhe oft auf einer Erweiterung des Mastdarms unmittelbar über dem Schliefsmuskel, fand der Verfasser in drei Fällen bestätigt, bei denen nach vergeblicher Anwendung mancherlei Mittel Klystire von kalten Wasser Hülfe leisteten. Ob die Erklärung die wahre ist, steht dahin, ist auch wohl schwer zu entscheiden; gewifs aber ist, dafs das empfohlne Mittel von entscheidender Hülfe ist. 3) *Akute Scrofeln der Kinder.* In der gegebenen Schilderung erkennt man den Zustand wieder, den die frühern Beobachter febris verminosa, oder auch febris remittens nannten, die auf einer entzündlichen Reizung der Gedärme beruhen. Wie oft werden nicht alte Krankheiten unter neuem Namen eingeführt. 4) *Intussusception der Gedärme bei Kindern.* Die mitgetheilte Schilderung nach Schönlein kann wohl nicht hinreichend sein, um den Zustand im Leben zu erkennen, wie der Verfasser selbst bemerkt. Die Häufigkeit dieser Erscheinung in Leichen von Kindern, bei denen im Leben die Verschiebung der Därme sich durch keine bestimmten Zeichen zu erkennen gab, kann sehr wohl zu der Annahme berechtigen, die Verschiebung geschehe erst im letzten Todeskrampfe, wo einige Muskelfasern früher erlahmen und andere sich krampfhaft hinüberschieben.

XXII. *Milchmetastase durch die Genitalien Schleimhaut* p. 215. Eine peritonitis puerperalis schied sich nach 15 Tagen durch eine milchartige Absonderung aus der Scheide.

C. C. Matthäi.

LXVI.

Die Grundgesetze und Verfassungsurkunden nachgewiesen von Gustav Wilhelm Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe. Karlsruhe, 1836. *Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung. V. XXII* 186 *S. gr.* 8.

Obwohl Herr Hugo mit den Grundsätzen, wonach Pölitz bei Anordnung seines Werkes (die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit) verfuhr, nicht einverstanden ist, so mufs doch seine Schrift zum Theil als eine Ergänzung der Pölitz'schen Sammlung betrachtet werden. Denn sie enthält nicht nur ein Verzeichnifs von mehr als fünfhundert Grundgesetzen und Verfassungen europäischer und amerikanischer Staaten, sondern auch in den Beilagen sieben Grundgesetze und Verfassungsurkunden, welche sich bei Pölitz nicht finden, indem sie zum Theil später erschienen sind, als dessen Sammlung herauskam. Dahin gehören das spanische königliche Statut vom 10. April 1834, der Bundestagbeschlufs vom 30. October 1834 über die Errichtung von Schiedsgerichten, das Grundgesetz des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen vom 1. Febr. 1835 und die Verfassungsurkunde von Lippe-Detmold vom 6. Juli 1836. Die andern dagegen fallen in die Zeit, welche die Pölitz'sche Sammlung umfafst, der Verein der belgischen Staaten vom 11. Januar 1790, die Verfassung Corsica's vom 18. Juni 1794 und das Grundgesetz von Hohenzollern-Hechingen vom 26. Juni 1798.

In der Vorrede durchgeht Hr. Hugo die vorzüglichsten Werke, worin Grundgesetze und Verfassungen gesammelt sind. Die v. Martens'sche Sammlung der Reichsgrundgesetze (von Dänemark, Schweden, Grofsbritannien) findet er nach Plan und Ausführung musterhaft, besonders weil die Grundgesetze von den frühsten Zeiten bis auf die neuern in chronologischer Folge geordnet, bei jedem Gesetz die officiellen Abdrücke oder Sammlungen, worin der Abdruck sich findet, angeführt, und endlich die Urkunden in der Originalsprache mitgetheilt sind (bei den in der dänischen und schwedischen Sprache abgefafsten ist dieses jedoch nicht geschehen).

Obgleich der Verf. das grofse Verdienst von Pölitz eine so umfangreiche Sammlung von Staatsurkunden angelegt zu haben, nicht verkennt, so hat er doch mancherlei an der Anordnung und dem Aeufsern des Werkes auszustellen. Er tadelt nicht nur den dreifach verschiedenen Druck, wodurch die geschichtlich-publicistischen Einleitungen des Herausgebers, die noch jetzt gültigen, und die erloschenen oder nur in Entwürfen bekannt gewordenen Verfassungen von einander unterschieden werden, sondern auch die innere Anordnung, weil sie nicht mit durchgreifender Consequenz gemacht worden; indem Gesetze und

Digitized by Google

Staatsurkunden, welche die Verwaltung betreffen, manchmal zu den Verfassungsurkunden aufgeführt werden, wogegen von den letztern manche übergangen worden. Ferner wird getadelt, dafs in dieser Sammlung nirgends die officiellen Abdrücke oder die Werke, worin die Staatsurkunden gedruckt zu finden sind, nachgewiesen, dafs die ausländischen Grundgesetze, und zwar insbesondere die französischen, englischen, italienischen nicht in der Originalsprache mitgetheilt werden und dafs der Herausgeber Ueberflüfsiges beigefügt habe, indem er zu den einzelnen Verfassungen historische Einleitungen vorausschickt und Störendes, indem er in einzelnen Staatsurkunden nach subjectiver Ansicht Stellen durch gröfsern Druck ausgezeichnet.

Uns scheint, dafs Hr. Hugo die Pölitz'sche Sammlung nicht von dem richtigen Standpunkt aus beurtheilt. Sollte diese Sammlung ausschliefsend für den Historiker, für den gelehrten Staatsmann und Diplomatiker sein, so müfste sie allerdings in anderer Weise angelegt werden: Allein sie ist offenbar für ein gröfseres Publicum bestimmt, welches keine weitere Nachweisungen von Quellen verlangt, hie und da Führung und Aufschlufs bedarf, und dem auch nicht zugemuthet werden kann, die Verfassungen der europäischen Staaten in ihrer Originalsprache zu lesen.

Mit Recht setzt Hr. Hugo der Pölitz'schen Sammlung weit nach an Werth die Collection des constitutions, chartes et loix fondamentales des peuples de l'Europe et de deux Ameriques par Dufau. 6 Voll. Paris 1821—1830. Wie ungenau bei der Anlage dieser Sammlung verfahren worden, läfst sich schon aus dem Umstand abnehmen, dafs bei den meisten Staatsurkunden der Eingang, das Datum, die Unterschriften weggelassen worden sind. Man mufs immer noch einen anderen Abdruck zur Seite haben, um vergleichen zu können, ob der Dufau'sche nicht abgekürzt oder verstümmelt ist. S. XV wird über die Collection von Dufau bemerkt: „Sie mag Jedem, der die Herausgabe von Verfassungsurkunden beabsichtigt, zum warnenden Beispiel dienen, wie er *nicht* verfahren soll."

Was aber die vorliegende Schrift des Hrn. Hugo selbst betrifft, so ist dieselbe nicht mit einer von ihm früher herausgegebenen „*Chronologisches Verzeichnifs der Verfassungsurkunden älterer und neuerer Zeit. Heidelberg* 1827. 4." zu verwechseln. Dort wird nur eine Uebersicht der Verfassungsurkunden im eigentlichen Sinn des Wortes gegeben; in dieser Schrift aber werden alle Grundgesetze, wobei auch die Verfassungen, die Gesetze über Erstgeburtrecht, Reichsuntheilbarkeit, Thronfolge, ferner Wahlcapitulationen, mit Nachweisung des Ortes, wo sie gedruckt stehen, aufgezählt.

Freilich ist keine ganz vollständige Aufzählung gegeben und bei vielen der angeführten Urkunden konnte nicht nachgewiesen werden, wo sie gedruckt stehen. Dieses findet hauptsächlich statt bei den frühern vor dem Jahr 1789 gegebenen Grundgesetzen. So fehlen z. B. bei Frankreich alle, welche vor 1791, bei Böhmen alle, welche vor 1627 gegeben worden: bei Spanien sind die nicht unwichtigen Grundgesetze von Aragonien, Navarra, Biscaya übergangen.

Besser als die geographische Ordnung, in welcher der Verfasser die Staaten aufeinander folgen läfst (jedoch nicht ganz consequent, denn sonst würde Ungarn, Galicien, das lombardisch-venezianische Königreich nicht mitten unter den deutschen Staaten stehen), möchte die alphabetische gewesen sein, aber in der Weise, dafs den Staatenvereinen wie Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz u. s. w. die dazu gehörigen Länder untergeordnet worden wären.

So unvollkommen auch die Arbeit des Hrn. Hugo ist, so mufs sie doch eine sehr verdienstliche und dankenswerthe genannt werden. Zwar kann sie keinesweges den Mangel einer vollständigen, die Urkunden in der Originalsprache mittheilenden Sammlung ersetzen, indem nicht einmal ein kurzer Auszug der Grundgesetze gegeben wird, jedoch läfst sich hoffen, dafs durch dieses selbst unvollständige Verzeichnifs zu der Unternehmung einer planmäfsigen Sammlung angeregt werde. Denn durch die Hugo'sche Schrift ist dazu eine gewisse Grundlage gewonnen, worauf sich schon weiter bauen läfst.

Eine theilweise Berichtigung und Ergänzung des Verzeichnisses des Hrn. Hugo dürfte nicht sehr schwer sein; um aber ein vollständiges Verzeichnifs der Grundgesetze und Verfassungsurkunden nicht nur der neuern, sondern auch der ältern Zeit mit genauer Nachweisung der (wo möglich) officiellen oder doch besten Abdrücke zu liefern, müfste man mit reichern literärischen Hülfsmitteln versehen sein, als die gröfsten Bibliotheken Deutschlands darbieten. Zugleich ist aber auch nicht zu übersehen, dafs eine grofse Anzahl Grundgesetze der frühern Zeit (und darunter höchst wichtige) bis jetzt noch gar nicht gedruckt worden sind. Ein vollständiges Verzeichnifs dürfte natürlich solche Grundgesetze, deren Inhalt durch die Geschichte bekannt geworden, nicht unbeachtet lassen.

Aschbach.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juni 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

LXVII.

Glagolita Clozianus, id est codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim dum integer erat Veglae in thesauro Frangepaniano habito pro S. Hieronymi bibliis Croaticis, supparisque ad minimum exarati a. MLVII Cyrilliano Ostromiri Novogradensis, λείψανον foliorum XII Jllmi Comitis Paridis Cloz Tridentini Litteris totidem Cyrillicis transcriptum, amplissimis de alphabeti Glagolitici remotiori antiquitate et litteratura slavica a. d. 870 *primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis, monumentis item tribus dialecti Carantanicae saeculi X. Monachii repertis, itemque speciminibus Slavicarum cis Danubium dialectorum ab a.* 1057 *ad* 1835*; calendario Slavico a.* 1057 *aliisque ineditis, addito Graeco Glagolitae interpretis* προκειμένῳ, *latinaque Slavicorum omnium intepretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit Bartholomaeus Kopitar Augustissimo Austriae Imperatori a bibliothecae palatinae custodia. Cum tabulis aeneis duabus. Vindobonae prostat apud Carolum Gerold bibliopolam* 1836. *LXXX u.* 86. *Folio.*

In der slawischen Sprache und Alterthumsforschung sehen wir seit einer Reihe von etwa dreifsig Jahren in der österreichischen Slawenwelt, eine recht erfreuliche, wahrhaft organische Entwicklung sich hervorthun. Der Stamm dieser Entwicklung ist Dobrowsky. Dieser fafst noch die verschiedenartigsten Tendenzen der Sprach- Geschichts- und Alterthumsforschung in seiner Person zusammen. Durch ein langes Leben und durch rüstige Geisteskraft begünstigt ist er in den Stand gesetzt unter unausgesetzter, emsiger Forschung mit vollkommener Hingebung an seinen Gegenstand so viel zu leisten, als sonst nach gewöhnlichem Mafs nur die Aufgabe mehrerer Individuen sein kann, was um so verdienstlicher ist, je einsamer er steht, und je weniger er, besonders am Anfange seiner Laufbahn von verwandten Bestrebungen unterstützt wird. Am Ende dieser Laufbahn wird ihm noch das Glück zu Theil in der neuen Generation, die Früchte seiner Mühen, eine Zahl rüstiger Nachfolger, Fortsetzer und Erweiterer seiner Arbeiten in liebender Verehrung um sich gesammelt zu erblicken. Diese übernehmen nun nach seinem Tode das Vermächtnifs seines Lebens, und der Stamm breitet sich in seine Zweige aus. Die böhmische Sprachforschung übernimmt Jungmann und bethätigt seine Bemühungen durch ein Wörterbuch von einer Gediegenheit, wie nur irgend eine Sprache besitzen mag. Derselbe bringt auch den Bau der Litterargeschichte Böhmens zur zeitgemäfsen Vollendung. Die Studien der böhmischen Alterthumsforschung machen durch Hanka's glückliche Funde (Königinhofer Handschrift, Mater verborum u. a.) den erfreulichsten Fortschritt. Die allgemeine slawische Litteraturgeschichte und Alterthumsforschung ergreift mit sicherer Hand, beleuchtet und fördert Schaffarik. Im Gebiete der slawischen Etymologie werden Czelakowsky's Bemühungen gewifs von bedeutendem Erfolg sein. Die altslawischen Sprachstudien hat schon bei Lebzeiten des verehrten Lehrers, Kopitar zum nicht geringen Theile übernommen. Dieser hat nun seit wenigen Jahren das Glück schnell nach einander Urkunden zu Tage zu fördern, die zu den allerältesten slawischen litterarischen Alterthümern gerechnet werden müssen. Er nimmt thätigen Antheil an der Beleuchtung der freisingischen Fragmente. Durch seine wesentliche

Digitized by Google

Mitwirkung ist neuerlichst das älteste polnische Sprachmonument, der Psalter der heil. Hedwig aus seiner Verborgenheit im Kloster von St. Florian ans Tageslicht gefördert worden. Endlich sind alle seine bisherigen antiquarischen Bemühungen durch die Auffindung des gegenwärtigen Codex Clozianus glänzend gekrönet worden. Dieser Codex war ursprünglich im Besitze des Herrn der Insel Veglia, Johann Frangepani, und gelangte durch verschiedene Schicksale bis auf diese wenigen zwölf Blätter reducirt in den Besitz des Grafen Kloz mit dem Archive der Burg Maria-Stein, der sie Kopitar zur litterarischen Benutzung mit der gröfsten Liberalität überliefs. Das übrige des Codex aus der Frangepanischen Verlassenschaft mag vielleicht noch irgendwo im Verborgenen dem Tageslichte entgegenharren. Das vorhandene ist nun das bis jetzt älteste glagolitische Sprachdenkmal, welches wenigstens eben so alt ist, als der älteste (1057) ostromirsche, mit cyrillischen Schriftzeichen geschriebene, von Wostokow redigirte Evangeliencodex.

Da wir nur wenigen Lesern dieser Jahrbücher eine nähere Bekanntschaft mit dem Gebiete der Litteratur, worin sich Kopitars Werk bewegt, zumuthen können, und es doch in unserer an neuen antiquarischen Funden in allen Nationallitteraturen, namentlich der Deutschen, so reichen Zeit auch nicht ohne Interesse sein mag, zu erfahren, was sich von der Art auf dem benachbarten slawischen Boden ereignet, so werden wir wohl entschuldigt sein, wenn wir etwas ausführlicher uns über den Gegenstand verbreiten und jeden Leser in den Stand setzen, sich hierüber ein ausreichendes Urtheil zu bilden.

Es ist allgemein bekannt, dafs der Ritus der unirten und nichtunirten griechisch-slawischen Kirche in altslawischer Sprache verrichtet wird und dafs fast bei allen slawischen Völkern dieses Ritus die heiligen Bücher, das ist die Bibel, die Ritualbücher und die Kirchenväter von uralter Zeit her in dieser Sprache theils geschrieben, theils später gedruckt sind und beim Gottesdienst in Gebrauch gezogen werden. Das Altslawische bedient sich nun zu seiner schriftlichen Darstellung zweier verschiedenartiger Alphabete eines griechisch-slawischen, welches durch Constantin den Philosophen (mit seinem Mönchsnamen Cyrillus) zum Gebrauch eingerichtet und in Gesellschaft mit dessen Bruder Methodius unter Begünstigung des Pabstes Johann des VIII. seit 880 in dem Gebiete der danubischen Slawen eingeführt worden ist, und gegenwärtig von dem gröfsten Theil der unirten und nichtunirten Slawen als kirchliche Schriftsprache gebraucht wird. Dieses Alphabet heifst nach seinem Erfinder das cyrillische. Das andere kirchenslawische Alphabet, das sogenannte glagolitische oder Bukwiga genannt, (letzteres vom zweiten Buchstaben Buki in der Reihe des Alphabets), ist ganz eigenthümlicher Art, seine Schriftzüge, abgerechnet einige Aehnlichkeiten kaum aus irgend einem bekannten abzuleiten, entweder urslawisch vorhistorisch, oder, wie die Volksmeinung will, vom heil. Hieronymus einem gebornen Slawen erfunden, oder aber nach Dobrowskys Meinung später von einem Clericus auf der im adriatischen Meere liegenden Insel Arbe absichtlich erfunden und eingeführt worden, um durch solch künstliches Trennungsmittel einen Theil der Slawen der lateinischen Kirche zu erhalten, da die meisten sich dem griechischen Patriarchat zugewendet hatten.

Nach Verschiedenheit dieser beiden Schriftarten zerfallen also die alten slawischen Schriftdenkmale in zwei Classen, die einen, welche mit cyrillischen, die andern, welche mit glagolitischer Schrift geschrieben sind. Zu den letztern gehört nun der gegenwärtige, von Kopitar edirte und daher von ihm genannte Glagolita Clozianus.

Die Urkunde besteht aus einem halben (da die andere Hälfte verloren gegangen) und aus einem ganzen Quaternio, also aus vier und acht Folioblättern und enthält: I) Einen Theil einer dem h. Chrysostomus zugeschriebenen Homilie in festum Palmarum (edit. Savilii CXL.), welche zwar am Anfange und am Ende mangelhaft ist, jedoch durch einen eigenen Zusatz des slawischen Uebersetzers eine besondere Wichtigkeit erhält; II) Das letzte Stück einer echten Homilie des h. Chrysostomus in proditionem Judae (ed. Sav. LXXIX.) III) Eine zwar unechte, jedoch sehr alte vom Uebersetzer dem h. Chrysostomus zugeschriebene, sonst mit den Werken des h. Athanasius ausgegebene Predigt in magnam Parasceuen. IV) Den ersten Theil einer vom Uebersetzer und von andern dem h. Epiphanius zugeschriebenen Predigt auf Christi Grablegung. Dieser Inhalt ist auf den 24 Seiten des Pergamens mit Metallfeder in Columnen so geschrieben, dafs jedesmal die Gegenseite der Columne unbeschrieben bleibt, was

Digitized by Google

um so nöthiger war, da die scharfe Feder das Pergamen mitunter durchschnitten hat. Jede Columne besteht aus 40 Zeilen, davon die zwei obersten und die zwei untersten vor den übrigen vorstehen. Die Schrift ist von dem ältesten Charakter, was aus den rundlichen Zügen zu ersehen, die nur in den ältesten bis jetzt bekannten Urkunden, der pariser und der assemanischen vorkommen, und läfst wenigstens ein Alter vermuthen, wie das des ostromirschen Evangelienbuchs (1057), da hier gleichfalls eigenthümliche Buchstaben für die dem Rhinesmus der Polen und den dumpfen Vocalen der heutigen Krainer entsprechenden Laute vorkommen.

Was die Redaction dieses Manuscripts betrifft, so hatte der Herausgeber anfangs vor, eigene glagolitische Lettern dafür giefsen zu lassen, war auch schon ziemlich weit in den Vorbereitungen dazu vorgerückt. Jedoch liefs ihn das Bedenken, dafs diese Lettern bei dem mit schnellen Schritten seinem Untergange zueilenden glagolitischen Schriftwesen in der Folge zu gar keinem Nutzen da wären, von dieser Arbeit abstehen. Er hielt es mit Recht für zureichend, um einen Begriff der Handschrift selbst zu geben, einige facsimiles aus dieser und aus andern zur Vergleichung stechen zu lassen und die glagolitischen Alphabete aus dieser und aus andern Urkunden beizufügen, zu welchem Zweck die beiden beigefügten Tafeln dienen. Den Text redigirte er sodann in der gewöhnlichen kirchenslawischen cyrillischen Schrift. Er vermehrte sie nur mit den wenigen Schriftzeichen für die Nasalen, deren sich auch Wostokow bei Redaction seines ostromirschen Evangeliumbuchs bedient hat. Der Text ist mit dem Original in gleicher Zeilenzahl für jede Columne auf folgende Weise aufgestellt. Die erste Columne enthält denselben nach der Interpunction der Handschrift selbst, welche scheinbar willkührlich nach einer Zahl Buchstaben einen Punkt setzend auf die Gränzen der grammatischen Elemente keine Rücksicht nimmt. Neben dieser Columne ist jedesmal eine entsprechende nach gewöhnlicher grammatischer Eintheilung und Interpunction aufgestellt. Nach diesem folgt der griechische Originaltext und neben diesem Columne für Columne die lateinische wörtliche Uebersetzung der slawischen Periphrasis. Als Anhang ist noch ein im Besitze des Alex. Wostokow befindliches altslawonisches Fragment des CIII Psalmes 1—11. vs. mit kurzen allegorischen Expositionen, welche einem heil. Athanasius (nach einem Codex der kais. Bibliothek in Wien dem Origenes) zugeschrieben werden, beigedruckt, welches nach Wostokows Schätzung dem XI. Jahrhundert angehört und dadurch ausgezeichnet ist, dafs in der Originalhandschrift die Initialen mit glagolitischen Buchstaben geschrieben sind. Alles dieses bildet auf 44 Seiten den Kern der gegenwärtigen Schrift. Darauf folgt eine kurze Grammatik und Wörterbuch des kirchenslawischen Idioms, theils zur Erleichterung des Studiums des Codex selbst für Einheimische und Fremde, theils um die durch diesen und den ostromirschen Codex in der Formenlehre der altslawischen Grammatik nothwendig gewordenen Abänderungen einzuführen, wovon später noch einiges erwähnt werden soll. Den gröfseren Theil des Werkes nimmt aber die 80 Folioseiten einnehmende Einleitung ein, worin mehrere für slawische Geschichte und Alterthum sehr wichtige Themate abgehandelt, auch die freisingschen Fragmente, welche von Köppen und Wostokow edirt, bisjetzt nur mehr dem russischen gelehrten Publikum zugänglich waren, hier zu allgemeinerer Kenntnifs mitgetheilt werden. Es wird nicht ohne Interesse sein, in einige dieser Gegenstände näher einzugehn.

Vor allem wird die Streitfrage über den Ursprung und das Alterthum der glagolitischen Schrift, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Slawisten, einen Assemani, Alter, Anton, Frisch, Durich, Dobner, Lüchard, Schlötzer u. a. bewegte, und zuletzt durch Dobrowskys Auctorität auf immer ausgemacht zu sein schien, von neuem wieder aufgenommen. Früher war allgemein unter den dalmatinischen Slawen, welche sich beim Ritus der glagolitischen Schriftsprache bedienen, und ist bis jetzt im Volke die Meinung herrschend und gewissermafsen geheiligt, dafs der heil. Hieronymus ein geborner Dalmatier (gest. a. d. 420) der Erfinder des glagolitischen Alphabets sei. Den ersten Zweifel über diese allgemein angenommene Meinung erlaubte sich Assemani, Vorsteher der vatikanischen Bibliothek ums Jahr 1755. Joh. Pet. Kohl trat schon mit der Meinung auf, dafs die Sage vom heil. Hieronymus, als Erfinder des glagolitischen Alphabets von den Päbstlern erdacht worden sei, um die von den Brüdern Cyrill und Method vom römischen Stuhle abgerungene Dispensation, in Bezug auf den slawischen Ritus zu entschuldigen, auch bemerkt er,

Digitized by Google

dafs das glagolitische Alphabet hieronymisch heifsen möge, nicht weil es Hieronymus erfunden, sondern weil die darin verfafsten Schriften nach der von Hieronymus redigirten lateinischen Version der Vulgata aus ältern cyrillischen Exemplaren abgeändert worden. Späterhin trat Alter wieder auf die Seite der ältesten Sage, ja er glaubte an einen früheren römisch-slawischen Ritus zu Thessalonich, worin sogar Cyrill unterrichtet worden sei und an eine ältere slawische Uebersetzung der heiligen Schriften nach der Vulgata. So verfechten auch Dobner und Schimek das dem cyrillischen Alphabet vorangehende Alterthum des Glagolitischen. Graf Grubissich suchte den Ursprung desselben in Thracien, wo es von Fenisius aus Phrygien noch lange vor Christi Geburt erfunden oder eigentlich den Runen der Geten oder Gothen nachgebildet worden sei. Auch Anton behauptete den Ursprung des glagolitischen Alphabets noch vor Hieronymus. Fortunatus Durich, der früher bemüht war die glagolitischen Charaktere aus den cyrillischen abzuleiten, trat auch später zu der Ansicht von der Ursprünglichkeit derselben über. Frisch war der Meinung, dafs die glagolitische Schrift aus der cyrillischen durch Abkürzungen und Schnörkeleien der Geschwindschreiber und Kaligraphen entstanden sei. Endlich trat Dobrowsky mit seiner neuen Hypothese auf und ecclypsirte durch seine überwiegende Auctorität auf lange Zeit die übrigen Meinungsmodalitäten. Seine Hauptvoraussetzung ist, dafs es nie eine slawische Schrift aufser der von Cyrill eingeführten, durch einige neugebildete Zeichen vermehrten griechischen gegeben habe. Aus dieser Voraussetzung geht nun hervor, dafs die glagolitische Schrift, da sie nun einmal vorhanden, erst nach Cyrill erfunden sein müsse, und zwar entweder schon damals (1060) als das Concilium zu Spalato die cyrillische Liturgie mit ihrer (von den Vätern des Conciliums sogenannten) gothischen Schrift als ketzerisch verdammte, oder später im Anfange des XIII. Jahrhunderts, wo Pabst Innocenz der IV. auf den Antrag des Bischofs von Zeng (episc. Scemensis) die Liturgie in slawischer Sprache für die dem katholischen Ritus zugethanen dalmatischen Slawen wieder erlaubte. Aus dieser Epoche war auch zu der Zeit als Dobrowsky diesen Gegenstand behandelte, die älteste, damals bekannte glagolitische Urkunde, ein Psalter, dessen Spur zwar jetzt wieder verloren gegangen, von dem aber Cewakowich bei Caraman deutlich Nachricht ertheilt. Er war von einem Clericus von der Insel Arbe, Nicolaus, auf Pergamen a. 1222 unter dem Pabste Honorius mit glagolitischen Buchstaben geschrieben. Nach seinem Zeugnifs in der Vorrede war er aus einem älteren slawonischen Psalter, der auf Befehl und Kosten Theodors des letzten Erzbischofs von Salona (a. 640) geschrieben worden, getreu abgeschrieben. Hier fand sich nun zu viel Widerspruch gegen die Annahme der Priorität der cyrillischen Schrift. Es sollte ein slawonischer Psalter an 230 Jahre noch vor Cyrillus existirt haben. Cewakowich hielt ihn für eine hieronymische Uebersetzung, umsomehr da Hieronymus selbst in einem Briefe an Sophronius eines Psalters erwähnt, den er Leuten von seiner Sprache (linguae suae hominibus) nach den 70 Dolmetschern verbessert gegeben habe. Dieses konnte nun Dobrowsky ohnmöglich zugeben, er hielt sich also an Assemanis Annahme, dafs dort wohl ein späterer Theodor, Erzbischof von Spalato, der zwischen 880—90 gelebt, gemeint sein mochte, indem der erzbischöfliche Sitz von Salona, nach dessen Zerstörung nach Spalato übertragen worden, und daher die dortigen Erzbischöfe später auch noch die von Salona genannt wurden. Dadurch wäre nun die Schwierigkeit beseitigt, indem bekanntlich Method im Jahre 870 die erste slawische Messe gelesen. Nun konnten die Charaktere des Psalters im Original wohl cyrillisch sein. Wie kam aber Nicolaus von Arbe dazu eine glagolitische Abschrift davon zu machen? Entweder war schon vor ihm diese erst nach den Zeiten Cyrills gebildete Schrift vorhanden oder Nicolaus hat sie selbst erdacht, um die Kirchenbücher der slawisch-römischen Kirche von denen der slawisch-griechischen zu scheiden. Dieser fromme Betrug wäre damals gerade der bald darauf vom Pabst Innocenz IV. erlaubten slawischen Liturgie zu Statten gekommen. Man sieht, dafs hier willkürliche Annahmen auf einander gehäuft sind. Indessen würde sich nicht viel dagegen sagen lassen, aufser man wollte mit ebenso willkürlichen Hypothesen den Streit fortführen, wenn nicht neue Thatsachen entgegenträten, welche versprechen die Sache einmal zur Entscheidung zu bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Glagolita Clozianus, edidit Bartholomaeus Kopitar.

(Schlufs.)

Zu diesen gehört vor Allen der gegenwärtige Codex Clozianus, der offenbar älter ist als das Manuscript des Priesters von Arbe und nach Kopitars Schätzung wenigstens das Alter der ältesten cyrillischen Handschrift des ostromirschen Evangelienbuchs (1057) erreicht. Nun ist also der nahe an 200 Jahre spätere Nicolaus kein frommer Betrüger mehr und diese Rolle mufs entweder seinen Vorfahren zugeschrieben werden oder der Streit reducirt sich, wenn man jenen Argwohn bei Seite läfst, wieder auf die Frage über die Ursprünglichkeit und das frühere Alter der einen und der andern Schriftweise. Dadurch dafs nun vermöge der vorhandenen Urkunden das Alter des cyrillischen und glagolitischen Schriftthums einander die Wage halten, kann man nicht umhin, nach der Möglichkeit hinauszusehen, dafs in beiden Schriftarten noch ältere, vielleicht bis an die Zeiten Cyrills und Methods reichende Urkunden könnten gefunden werden, umsomehr da es nicht wenige griechische und lateinische giebt, die bis an jene Zeit reichen und dafs zu vermuthen ist, dafs in den italiänischen, servischen, macedonischen u. a. Bibliotheken noch mancher altslawischer Schatz begraben liegt, zu dessen Auffindung es bisjetzt nur an Gelegenheit und an Kenneraugen gefehlt hat, welche Uebelstände die fortschreitende Zeit bald lösen wird.

Zunächst an die ursprünglichen, etwa noch aufzufindenden Methodianischen Codices reihen sich solche, die von Methods Schülern und Nachfolgern entweder neu niedergeschrieben oder aus den früheren abgeschrieben worden sind. Unter diese setzt nun Kopitar den Codex Clozianus, er möge nun aus einer cyrillisch geschriebenen bulgarischen Urkunde glagolitisch umschrieben (wie Dobrowsky behaupten müfste) oder, wozu er sich neigt, ursprünglich in glagolitischer Schrift verfafst worden sein. Für diese Meinung spricht der beinahe bis zur Evidenz einer Thatsache gebrachte Umstand, dafs damals bei den Bulgaren beide Schriftarten im Gebrauche waren. Dafür werden nun folgende Gründe aufgeführt:

1) Finden sich in den von Assemani beschriebenen, im Vatican befindlichen glagolitischen Codex (davon ein Specimen auf Tafel II. No. 4. gegeben ist), nebst der glagolitischen Schrift auch cyrillische Inscriptionen, und die Unterschrift bezeugt, dafs der Codex in Macedonien geschrieben worden sei. 2) In dem alten slawischen Evangeliencodex, welcher in der Kirche zu Rheims unter dem Namen le texte du sacre aufbewahrt wurde, auf den nach altem Herkommen die Könige von Frankreich ihren Krönungseid schwuren, und der leider 1792 in der Revolutionszeit verbrannt ist, waren die vier Evangelien in beiden Schriftarten, der cyrillischen und glagolitischen geschrieben. Alter und Dobrowsky setzten seinen Ursprung in den Anfang des 12ten Jahrhunderts. Er mufs jedoch, da er zu solchen Ehren gekommen, wohl noch ein höheres Alter gehabt haben, da einem gleichzeitigen Codex kaum solches widerfahren wäre. Kopitar wirft die Meinung hin, ob er nicht vielleicht ein Codex des heil. Method selbst gewesen wäre. Auf jeden Fall beweist er, dafs die beiden Schriftarten lange Zeit friedlich neben einander existirt haben und sich nicht wie die beiden feindlichen Kirchen wechselsweise bekämpften, desto weniger also die eine davon die Fiction eines Sectirers sein konnte. 3) Für die ehemalige Gleichzeitigkeit beider Schriftarten in Bulgarien spricht auch ein glagolitisch geschriebenes Blatt, welches in einem pariser Codex sich befindet und woraus die Priester von St. Maur ein von ihnen nicht übel so genanntes abecenarium bulgaricum mitgetheilt haben, dessen Facsimile gleichfalls

Digitized by Google

auf Tab. II. beigelegt ist. 4) In einer bulgarischen, cyrillisch geschriebenen Urkunde aus dem XI. Jahrhundert im Besitz des Metropoliten von Kiew Eugen, finden sich viele zierlich geschriebene Initialen in glagolitischer Schrift. 5) In einem von Köppen beschriebenen Codex aus dem XI. Jahrhundert, der zu Suprast in einem unirten Kloster aufbewahrt wird, findet man einen der glagolitischen Buchstaben durchgehends gebraucht.

So würde also scheinen, dafs die früher gleiche Rechte behauptenden Alphabete sich dreihundert Jahre später in den Besitz getheilt hätten, indem das eine der abendländischen, das andere der morgenländischen Kirche sich zuwendet. Es dürfte auch jetzt die Annahme weniger Schwierigkeit finden, dafs die glagolitische Schrift, wenn auch nicht vom heil. Hieronymus erfunden, doch älter als die cyrillische sein mochte, dafs sie jedoch anfangs nicht in gottesdienstlichen Gebrauch gekommen, indem die macedonischen Slawen mit Griechen und Lateinern vermischt waren und an deren Ritus als dem eigentlich einheimischen blos Antheil nahmen. Als später in Bulgarien und Pannonien der slawische Ritus eingeführt wurde, mochten es Cyrill und Method bequemer gefunden haben, die ihnen geläufigere und an sich einfachere griechische Schrift einzuführen, blos vermehrt mit einigen, vielleicht aus der glagolitischen selbst entnommenen, nur etwas abgeänderten und vereinfachten Zeichen für die den Slawen eigenthümlichen Laute. Es wäre dies nicht das erste Beispiel einer mit sich verbreitender neuen Cultur sich gleichzeitig verbreitenden neuer Schriftweise, wie wir selbst in unserer Zeit eine dergleichen Erscheinung in der Verbreitung der lateinischen Druckschrift in Europa erleben und wie sich auch ähnliches zeigte bei Aufnahme des arabischen Alphabets für die Schreibung des Türkischen und Persischen und anderer Sprachen Asiens und Afrikas mit dem sich verbreitenden Muhammedanismus. Doch dies sei genug, um den Leser auf den gegenwärtigen Stand der Frage über das Alter der altslawischen Schriftarten geführt zu haben.

Weiter folgt die Geschichte und Statistik des glagolitischen Schriftwesens. Gegenwärtig ist der glagolitische Ritus in Istrien und Dalmatien nur auf hundert und etwelche Kirchengemeinden reducirt. Dieses Hinschwinden des einst so blühenden glagolitischen Ritus hat der dortige Clerus zum Theil selbst verschuldet, weil er nicht hinreichend für die Priesterbildung, sowohl in der Ritussprache als in den humanistischen Studien gesorgt hat. Es wird ihnen bei dieser Gelegenheit von K. das Beispiel der protestantischen Deutschen und der nichtunirten Russen zur Nachahmung vorgehalten und zu einer Reform der Priesterseminarien aufgefordert.

Weiterhin folgen ausführliche Betrachtungen über die glagolitischen und cyrillischen Schriftzeichen, davon auf Tab. I. die Alphabete aus den vorzüglichsten Urkunden und Büchern verschiedener Perioden glagolitisch und cyrillisch in 13 Columnen mitgetheilt werden. Die ersten drei Columnen enthalten die Alphabete der ältesten Codices, des klozschen, des pariser und des assemanischen, die zwei folgenden, die der späteren Handschriften, dann folgen dreie aus den verschiedenen Redactionen der glagolitischen Missale, in der neunten Columne der Zahlenwerth der glagolitischen Charactere, endlich drei cyrillische Alphabete, davon das ostromirsche als das reichhaltigste und dem klozschen am meisten entsprechende, die erste Stelle einnimmt. Aus der genaueren Betrachtung und Vergleichung dieser Alphabete geht hervor, dafs das glagolitische wohl durchaus selbständig und nicht dem cyrillschen nachgebildet sei. Für die Selbständigkeit spricht namentlich die innere Consequenz und Wechselbeziehung der Charaktere, die man bei näherer Vergleichung vielfach bemerken kann. So erlaube ich mir diejenigen, denen Kopitars Buch zu Handen ist auf die Analogieen der Vocalzeichen des *a*, des *e* und der beiden Nasalen, ferner auf die Analogie zwischen *s*, *i*, den beiden *jerr*, *j*, *z* und *zelo*, ferner zwischen *w* und *o*, welche auch als Sprachlaute verwandt sind, aufmerksam zu machen, wobei man sehen kann, dafs meistens dasselbe Grundzeichen nur in verschiedene Lagen gebracht, zu abgeänderter Bezeichnung verwendet wurde. Einige Charactere erlauben eine Vergleichung mit lateinischen und griechischen, andere mit cyrillischen Buchstaben, bei welchen letzteren es jedoch nicht entscheidbar ist, welches davon das Original gewesen, ja es liefse sich eher annehmen, dafs das cyrillische Alphabet als ein eigentlich griechisches die eigenthümlich slawischen Laute von dem glagolitischen entlehnt hat, als dafs hier ein wunderbares Spiel des Zufalls die Aehnlichkeit herbeigeführt hätte. Merkwürdig ist sowohl im klozschen als im ostromirschen Alphabete das gleichzeitige Vorkommen von Zeichen, welche den polnischen Nasalvocalen

Digitized by Google

oder den dumpfen Lauten der Karantaner entsprechen. Dies ist um so befremdender, als bekanntlich die Südslawen heutzutage nicht nur in der eigenen Sprache, sondern selbst in fremden Wörtern den Rhinesmus vermeiden. Es würde daraus hervorgehen, dafs der Dialekt in dem Method geschrieben, den Rhinesmus eigenthümlich besafs, und wirklich findet sich ein Glossarium des Georgius Dalmatinus vom J. 1550, welches eine Reihe Wörter der Bosjakschen Wenden aufführt, worin dem Nasenlaute entsprechend überall ein *o* gesetzt ist. Sollten die polonisirenden Slowaken in Ungarn nicht wenigstens zum Theil als Ueberreste des ehemals allgemeiner verbreiteten Rhinesmus zu betrachten sein? für die Selbständigkeit des glagolitischen Alphabets könnte vielleicht auch der Umstand sprechen, dafs dasselbe zum Ausdrücken der natürlichen Zahlenreihe nach der ihm eigenen Nacheinanderfolge gebraucht wird, indefs die Cyrillianer ihre Zahlenzeichen ausschliefslich aus dem Griechischen entlehnten.

Eine für die slawische Alterthumskunde sehr wichtige Frage wird hier von neuem wieder aufgenommen, nämlich die, bei welchem slawischen Stamme das Christenthum zuerst Wurzel gefafst und welcher Dialekt als die Grundlage des Kirchenslawischen zu betrachten sei. Kopitar als ein Karantanischer Slawe findet es nöthig, sich vor möglichem Verdacht der Partheilichkeit zu verwahren, wenn er durch objective Gründe veranlafst, diese Ehre seinen Stammgenossen vindiciren möchte. Sein Hauptgrund, warum man dem Dialekte der pannonischen Slawen den Ursprung der Kirchensprache zuschreiben müsse, ist das Vorkommen von Worten in derselben, welche lateinischer und deutscher Abkunft sind und nothwendig bei einem mit Lateinern und Deutschen benachbarten also am westlichsten gelegenen slawischen Stamme entstanden sein mufsten. Dieses konnten nur die Karantaner oder die innerhalb den Gränzen Pannoniens angesiedelten Slawen gewesen sein. Ferner findet sich in dem dem ostromirschen Codex beigefügten Kalender das Fest des heil. Sylvester an demselben Datum angezeigt, unter welchem es von jeher von der abendländischen Kirche gefeiert wurde. Auch ist historisch bekannt, dafs Method im J. 870 Erzbischof in Pannonien geworden ist und dafs er zunächst bei diesen den Ritus in slawonischer Sprache eingeführt habe. Nach Constantin Porphyrogeneta breitete sich in ältester Zeit der pannonische Stamm der Donau entlang vom Inn an bis zum schwarzen Meere aus, und wurde zwischen 610—40 durch neue slawische Ansiedler von Norden her, die sich in die Mitte dieser Linie festsetzten, in zwei Theile getrennt, davon später der östliche Theil, die mösischen Slawen von den Bulgaren, einem tartarischen Volke unterjocht wurden. Es wäre somit kein Widerspruch, wenn die heiligen Schriften dem Dialekte der nachmaligen Bulgaren ebensogut wie dem der Pannonier zugeschrieben werden; besonders würde das erstere von den Bulgaren an der Sawe zu verstehen sein, welche mit den pannonischen Slawen stets in unmittelbarem Zusammenhange geblieben, indefs der Dialekt der macedonischen, vielleicht schon vor Cyrillus durch das Albanesische eine Abänderung erlitt.

Statt einer erneuten historischen und philosophischen Erledigung des Gegenstandes überläfst K. diese Arbeit dem Leser selbst, indem er ihm als Grundlage der Vergleichung unter dem Titel eines Wettkampfes der Dialecte (contentio dialectorum) erstens die freisingsche Urkunde vollständig, in der Schreibung des Originals und daneben mit der Dobrowskyschen lateinisch-cyrillischen Schreibweise, ferner mit dem Schriftsystem des ostromirschen Codex darlegt; zweitens das Evangelium von den zwei nach Emmaus gehenden Jüngern in allen cisdanubischen Dialekten aus verschiedenen Zeitaltern unter 24 Nummern, auf ebensoviel Columnen jedes in seiner eigenen Orthographie vorführt. Als Anhänge folgen noch: der Kalender des ostromirschen Codex, ferner Einiges über die karantanischen Mährer um Methods Morawität zu erklären, drittens Einiges über den Rhinesmus oder was dem entsprechendes bei den jetzt kroatischen, ehemals bosjakischen Wenden, viertens urkundliches Zeugnifs, dafs der heil. Method noch 884 in Grofsmähren gelebt, indem er die St. Peterskirche in Brünn consecrirt hatte; fünftens neue Recension der Geschichte der Bekehrung der Karantaner des anonymus Salisburgensis (873); sechstens chronologische Uebersicht der Geschichte der cisdanubischen Slawen bis zum Tode des heil. Method. Man sieht aus diesem, welch eine Menge reichhaltiger Themate zu noch weiterer Ausführung zusammengebracht sind.

Wir wenden uns noch zu der letzten Abtheilung des Buches, zur slawischen Grammatik und Lexicon. Es war wohl an der Zeit in diesem Felde seit Dobrowskys letzter Arbeit, nachdem nun die Orthographie der ostromirschen und klozschen Urkunden neue Aufschlüsse über die Formenlehre gegeben, eine Reform vorzunehmen. Diesen Zweck hat, aufser der Beförderung des Verständnisses des Codex die gegenwärtige kurze Grammatik. In der beigefügten vergleichenden Tabelle aller derzeit gebräuchlichen Alphabete der slawischen Dialekte, stellt sich, namentlich von Seite der mit lateinischen Buchstaben schreibenden, das gräulichste Babel den Augen des Beschauenden dar. Dieser wird wohl durch die Bemühungen der Privaten kaum je abgeholfen werden, bis vielleicht die Regierung es dem allgemeinen Interesse zuträglich finden wird, eine allgemeine

Digitized by Google

Schreibung durch die Schulen ins Leben einzuführen. Sollte es je dazu kommen, so wäre freilich, um alle Partialität zu vermeiden, und wofür auch Dobrowskys und selbst Kopitars Autorität sprechen, eine lateinisch-cyrillische Combination des Alphabets, welche selbst die den Polen eigenen Nasale und Zischlaute aufnähme, allen andern vorzuziehen und in Gebrauch zu bringen. Möchte doch bald ein solches: Es werde Licht! für die österreichische oder noch besser für die ganze Slawenwelt erschallen. Bei der Betrachtung des Alphabets finden sich einige nicht unwichtige Bemerkungen. Zuerst erklärt sich K. gegen die Hypothese des Clemens Grubissich, welcher in der Aufeinanderfolge der Benennungen der Buchstaben des slawischen Alphabets einen bestimmten Sinn und Satzfolge finden wollte, wobei freilich mehreren der einzelnen Worte Gewalt angethan wird, das meiste jedoch mit auffallender Leichtigkeit hervortritt. Auf jeden Fall ist es wunderbar, dafs die ersten slawischen Benenner der Sprachlaute, nicht wie jene des hebräischen oder lieber semitischen Alphabets, nicht lauter Hauptwörter wählten, sondern fast alle Redetheile durcheinander, die sich beinahe von selbst zu Sätzen verbinden lassen. Dafs sich Lücken finden und dafs das ganze gegenwärtige Alphabet nicht damit umfafst wird, wäre nur die Folge der verloren gegangenen Tradition früherer Zeiten und der Inconsequenz der spätern bei vorgenommenen Erweiterungen und Reformen, wie das allenthalben zu geschehen pflegt. Beachtenswerth ist die Auseinandersetzung der Nothwendigkeit, in die slawischen Orthographien allgemein das *j* einzuführen, welches sowohl im Vor- als im Nachlaut die meisten Diphthongen bedingt und was Wuk in seinem servischen Alphabete so glücklich in Anwendung gebracht hat. Eine der wichtigsten Erwerbungen für die Grammatik sind die schon erwähnten Zeichen für den supponirten Rhinesmus. Wostokow glaubt, dafs sie wirklich Nasenlaute ausdrückten, K. ist geneigter sie dem karantanischen *é* und *ó* entsprechen zu lassen, hauptsächlich darum, weil alle südslawischen Dialekte den Rhinesmus streng vermeiden. Im Allgemeinen läfst sich dieses von allen slawischen Sprachen bis auf die polnische annehmen. Es erscheint sogar jedem nicht-polnischen Slawen anfangs der Rhinesmus des Polen durchaus fremdartig und wie affectirt, und ist hauptsächlich die Ursache, warum sie die Polen schwerer verstehen, als sie von ihnen verstanden werden. Jedoch findet sich bei einer tiefer gehenden Betrachtung über den Rhinesmus des indo-europäischen Sprachstamms, dafs derselbe in der Urzeit wohl allgemeiner verbreitet gewesen und sich in den einzelnen Sprachen mit der fortschreitenden Tendenz die Vocale zu verengern, immer mehr verloren habe. Dafs gerade die Polen diese alte Eigenthümlichkeit bis auf die neuste Zeit behauptet haben, möchte entweder durch den Nationalcharakter und unbekannte historische Umstände bedingt sein, oder von ihrer relativ mehr centralen Lage im Vergleiche mit andern slawischen Stämmen abhängen. Es finden sich Spuren, dafs auch die Böhmen in frühester Zeit den Rhinesmus besafsen und die freisingsche Urkunde beweist dasselbe von den Karantanen, und noch bis heute finden sich in Kärnthen und namentlich in vielen von den Madjaren in ihre Sprache übernommenen Slawismen unläugbare Spuren davon. Beachtenswerth ist auch die Betrachtung über den Gebrauch der beiden *jerr*, und die Wahrnehmung, dafs das tiefe in Verbindung mit *i* nicht den blofsen Laut des *y*, sondern einen wirklichen Diphthongen ausdrücke, wie man aus seinem Schwanken zwischen *uj oj* und *ej* in der Aussprache der Russen und Böhmen leicht ersehen kann. Nun folgen in Kürze die wesentlichsten Lehren der slawischen Euphonie. Ebenso ist die übrige Grammatik zwar sehr kurz aber mit ausgezeichneter Klarheit abgehandelt. Die Paradigmen unterscheiden sich von den Dobrowskyschen, dafs überall die neugewonnenen nasalen Vocale angebracht sind, worauf Dobrowsky noch nicht Rücksicht nehmen konnte, da sie später durch Wostokow bekannt, und erst jetzt durch Kopitar, als ehemals allgemein gebraucht bestätigt und gleichsam sanctionirt worden. Ebenso führt er überall die Duale vollkommen auf, was Dobrowsky aus übermäfsigem Streben nach Compendiosität unterlassen hatte, was aber bei Paradigmen der Consequenz und Anschaulichkeit wegen nicht unterlassen werden sollte. Dobrowsky hatte ferner das harte *jerr* überall ausgelassen, weil dieses den vorhergehenden Consonanten in der Aussprache nicht afficirt, und nur das weiche *jerj* behalten, weil dieses seinen Consonanten erweicht. Von dieser willkürlichen Neuerung, welche dem Geschriebenen und Gedruckten widerspricht, ist nun K. mit Recht wieder abgegangen und hat die *jer* nach den ältesten Codicibus überall eingeschaltet. Das beigefügte Vocabular enthält die Erklärung aller Wörter des klozischen Glagoliten, wobei die diesem ganz eigenthümlichen besonders bezeichnet sind, aufserdem aber finden sich darin zur Vervollständigung und zur Erweiterung des Gebrauchs auch die übrigen wesentlichsten Vocabeln, ohne ihre Ableitungen und Zusammensetzungen.

Wir blicken mit grofser Befriedigung auf das Ganze dieses Werkes zurück, und wir dürfen es wohl unter die wichtigsten Erscheinungen der neueren Zeit in der slawischen Litteratur rechnen. Möchte nun die in dieser Richtung neugewonnene Lust und Selbstgefühl dem verehrten Verf. ein neuer Sporn sein, seine alt-slawischen lexicographischen Schätze endlich ans Licht zu bringen und ferner durch Redaction einer alt-slawischen Chrestomathie uns, von dem Hauptstamme so weit getrennten Westslawen das Studium unseres Mutteridioms zugänglicher zu machen und zu dessen Verbreitung bei uns beizutragen, wobei ihm aufser der eigenen Meisterschaft, die von ihm wohl durchspähten Schätze der kaiserlichen Bibliothek in Wien zu Diensten stehn.

Purkinje.

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

LXVIII.

Vorlesungen über Philosophie; über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften von D. Troxler, Professor an der Hochschule in Bern. Bern, 1835. *X. u.* 382 *S.*

Hr. D. Troxler gehört bereits zu den Veteranen der heutigen philosophischen Literatur, indem sein erstes Auftreten als Schriftsteller in diesem Gebiete schon in die Blüthezeit der schelling'schen Naturphilosophie fällt, als deren Anhänger er in seinen frühsten, vornehmlich der Naturwissenschaft und Medicin angehörigen Schriften sich bekannte. Weiterhin nahm er sich mehr das Allgemeine der Wissenschaft zum Gegenstand, aus welcher Periode, neben seinen „Elementen der Biosophie" 1808 und der um ein Jahr älteren Schrift „über das Leben und sein Problem," hauptsächlich seine 1811 erschienenen „Blicke in das Wesen des Menschen" zu nennen sind, auf welche, als die Grundlage seiner jetzigen wissenschaftlichen Ansichten enthaltend, er noch in seinen neusten Schriften sich zurückbezieht. Nach einer längern, mehr politischer und sonstiger Autorschaft gewidmeten Zwischenzeit, kam 1828 seine „Metaphysik oder Naturlehre des menschlichen Erkennens" heraus, welcher im nächsten Jahre die „Logik" folgte, und diesen beiden Schriften schliefst sich nun die in der Ueberschrift genannte an. Veteran will übrigens der Hr. Verf. wenigstens in dem Sinne nicht heifsen, als ob er auf dem Felde philosophischer Ehren ausgedient hätte und seine Kraft und Bedeutung einer jetzt vergangenen Zeit angehörte: denn nichts Geringeres beabsichtigt er, wie schon mit der „Metaphysik," so auch mit der vorliegenden Schrift, als eine totale Reformation der Philosophie an Haupt und Gliedern und verkündigt einen neuen Tag derselben durch ihre „Zurückführung aus der jetzigen Entwicklungsverwirrung auf ihren wahren Grund und Anfang." Allein, wir müssen's hier gleich von Vorne herein sagen, Hrn. D. Troxler's äufserliche Lebensumstände sind zu mannichfaltig und bewegt gewesen, als dafs sie auf die Entfaltung seines wissenschaftlichen Systems günstig hätten einwirken können; denn wie sehr auch ein Mann von Geist und Kraft sein innerstes Bewufstsein im Kampfe mit widerwärtigen Verhältnissen bewahren mag, so erfordert doch gerade die philosophische Selbstentwicklung am meisten die umgebende Stille und Ruhe. Hatte Hr. Troxler bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen mit viel Unverstand und bösem Willen zu streiten, so dafs er sich äufsert, „er hätte es als öffentlicher Lehrer der Philosophie in einer Stadt und Republik seines Vaterlandes (er meint wohl Luzern) in einem gewissen Erfolge seines Philosophirens bald so weit gebracht, als Sokrates in Athen:" so mufs man vor seiner Tapferkeit und Standhaftigkeit, seinem schweizerisch-patriotischen Character alle Achtung haben; aber er hat der ihn befehdenden Welt gegenüber eben auch nur sein „innerstes Bewufstsein" behauptet, d. h. die allgemeine Ueberzeugung von dem unendlichen Werthe höherer Geistesbildung, getaucht in seine tüchtige, mannhafte Individualität; dagegen kam er, während er so stets für das Recht und die Basis seiner geistigen Existenz sich herumschlagen mufste, nicht dazu, von derselben aus auf eine friedliche ruhige Weise durch die Fülle des Lebens sich gedankenmäfsig auszubreiten. Diese seine persönlichen Erfahrungen geben dann auch seinem Philosophiren seinen ganz bestimmten Character und Ausdruck, und sind defswegen allein von dem Ref. hier angeführt worden. Er hat zunächst viel gelesen und man merkt, wie grofsen Werth der Umgang mit den edeln Geistern der Vor- und Mitwelt für sein von der Gegenwart so oft verletztes Gemüth

Digitized by Google

haben, wie er ihm als Mittel der Sammlung und Orientirung seines Selbstbewufstseins gegen die andringenden und verwirrenden Ansprüche der Aufsenwelt dienen und auch wohl in Zeiten Ersatz für die versagte Lust des eigenen Schaffens gewähren mufs; aber es ist nicht ein gründliches Sichvertiefen in den Geist der Ahnen, ein systematisches Durch- und Nachdenken ihrer Erzeugnisse, was in der Art, wie er von den Früchten seiner Lectüre Gebrauch macht, sich kundgibt, sondern mehr nur einzelne Sentenzen und Bemerkungen haben individueller Weise in seinem Gemüthe Anklang gefunden, er legt ihnen sogar oft gröfsere Bedeutung bei, als sie wirklich haben und so treten sie in Menge zwar, aber doch ohne sonderlichen Nutzen für die Erläuterung seiner Ansichten in seinen Schriften wieder hervor. Der Hr. Verf. erklärt sich darüber S. VI dahin, er sei der Meinung, dafs wenn eine Wahrheit oder ein Grundsatz mehr gedacht (sic!), tief empfunden und schön ausgedrückt sei, sie besser in ihrem klassischen Gewande vorgetragen, als umschrieben und verändert werden; er habe daneben die Absicht, die Philosophie durch Geschichte und Literatur zu beleben und seine Zuhörer mit der Geschichte der philosophischen Welt bekannt zu machen und zu mancher h. z. T. vergessenen oder übersehenen Quelle des Unterrichts und der Erbauung hinzuleiten. Diese Gründe sind aber offenbar durchaus unwesentlicher und blos subjectiver Natur, und insbesondere möchte für die Kenntnifs der Geschichte der Philosophie aufser der zufälligen Beute einzelner Notizen wenig Gewinn von einem solchen Verfahren zu hoffen sein, das nicht einmal ein musivisches genannt werden kann, indem der Hr. Verf. doch wieder in der Regel mit den citirten Aussprüchen sich in Disharmonie befindet und die schönen Steinchen, die er herbeigebracht hat, als seinen Zwecken nicht ganz dienlich wieder verwirft. Hiemit hängt zusammen, dafs er mit seinem Philosophiren in der That nicht von der Stelle kommt; trotz dem, dafs er schon vor 7 Jahren in der „Metaphysik" der Philosophie eine neue Gestalt und Inhalt zu geben verhiefs, und trotz dem, dafs jetzt capitelweise von den einzelnen philosophischen Disciplinen die Rede wird, ist doch die Ausführung jenes Versprechens in dem vorliegenden Buche um keinen Schritt weiter gerückt, als sie schon in der ersten Schrift sich befand, was sich wohl nicht allein aus der besondern Abzweckung dieser „vor einer nicht blos akademischen oder gelehrten Zuhörerschaft gehaltenen" Vorlesungen erklären läfst; sondern Hr. Tr. hält sich defswegen soviel in den Principien und mit darauf bezüglicher Polemik auf, weil ihm sein eigenes dadurch, dafs er es nicht hat entwickeln können, immer wieder unsicher und zweifelhaft wird.

Schon die Hauptanklage, welche er gegen die neuere Philosophie erhebt, bezeichnet einen auf dem Standpunkte der philosophischen Interessen, wie sie in Kants und Fichte's Zeit die Geister vorzüglich in Anspruch nahmen, stehengebliebenen Mann. Er wirft nehmlich der modernen Philosophie vor, sie sei von Cartesius an in die Gegensätze des Rationalismus und Empirismus, des Idealismus und Realismus zerfallen und alle biher aufgestellten Vermittlungen dieser Gegensätze bis auf die neuesten Systeme hinaus seien ungenügend und verfehlt. Diese bis zum vollkommenen Ueberdrufs des Lesers wiederholte Behauptung macht den bei weitem gröfsten Theil der vorliegenden Schrift, wie schon der „Metaphysik" aus; Ref. hat von Seite zu Seite darnach geseufzt, damit endlich einmal zum Ziele zu kommen, aber immer treten wieder die alten Declamationen hervor, und leider von Beweisen der so zuversichtlich aufgestellten Behauptungen ist sehr wenig anzutreffen. Man mag es im allgemeinen gelten lassen, wenn Kant eines einseitigen subjectiven Idealismus angeklagt wird, aber nur nicht in dem gar zu popularen Sinn, als ob durch die Behauptung der Kritik von synthetischen Urtheilen a priori allen willkürlichen Einfällen des philosophirenden Subjects Thor und Thüre geöffnet sei, und „es möglich sei, rein spekulativ zu verfahren und *die Philosophie zu dichten*" S. 74. Diefs erinnert an den ähnlichen Einwand, welcher gegen die Autonomie der praktischen Vernunft erhoben worden ist, dafs sie von dem selbstgegebenen Gesetze auch wieder dispensiren und jeglichen Unfug erlauben könne. Von Kant aus, meint Herr Tr. weiter, seien Fichte und Hegel „in der Einseitigkeit des vom Sein geschiedenen Wissens jener zum objectiven Idealismus, dieser zum subjectiven Realismus" fortgeschritten, während Schelling „das Sein als ein wirklich und wahrhaft ausser dem Wissen liegendes, aber statt des Uebergangs von Einem zum Andern eine absolute Identität beider, eine unmittelbar in der intellectuellen Anschauung zu findende Einheit von Idealem und Realem vorausgesetzt

Digitized by Google

habe." Die erstgenannten Benennungen sind wieder ein Beispiel, wie dergleichen erfunden zu werden pflegt, um auf die leichteste Weise mit den bestimmtesten und reichsten Lehren fertig zu werden, mit welchen man sich nicht weiter einlassen will oder kann: denn auch Herr Tr. spricht sonst von Fichte gar nicht mehr, und auch in Ansehung Hegels hält er sich, wenn er auf ihn zurückkommt, immer nur beim Allgemeinsten auf. Seine Meinung von ihm ist in Kurzem diese, er habe zu oft (in der Phänomenologie) alle Realität zu etwas blos Subjectiven verflüchtigt, hierauf in der Logik den Versuch gemacht, aus dem reinen subjectiven Denken in das reine objective Sein hinüberzukommen, welcher Versuch aber durch die Unmöglichkeit, über den vorausgesetzten Dualismus sich zu erheben, mifsglückt und auch schon darum unerquicklich sei, weil Hegels Object eben nur das reine Sein und mit diesem in der Philosophie, die sich realer Erkenntnisse zu befleifsigen habe, doch nichts weiter anzufangen sei. So habe in seinem System die Speculation, unter welcher Herr Tr. nur das ganz beliebige Raisonniren, die leere Gedankenmacherei des „Kerls, der spekulirt," versteht, sich zugleich vollendet und vernichtet. Eine Apologie Hegels gegen diese etwas leichtsinnigen und kenntnifslosen Invectiven hält Ref. für völlig unnöthig; — wenn aber Herr Tr. auch von dem Systeme seines „verehrten Lehrers und Meisters" Schelling behauptet, die absolute Identität von Idealem und Realem sei in demselben doch nicht erreicht worden, „weil das reelle Princip als in der Natur lebend, das ideelle als in den Vernunftwesen sich darstellend gedacht werde, demnach die Identitätslehre sich in 2 auf substantiell-verschiedene Objecte gebauten, an sich also unverbundenen Theilen, als Naturphilosophie und Geistesphilosophie gestalten müfste," so hat nur er diese *substantielle* Verschiedenheit des Realen und Idealen in das System hineingeschoben, wo sie nicht ist, um dasselbe eines schlechten Dualismus anzuklagen. Es ist allerdings Schelling nicht gelungen, die blofse Voraussetzung, welche er von der Einheit des Idealen und Realen in der intellectuellen Anschauung machte, durch eine vollständige Ausführung seiner grofsen Idee zu ermitteln und zu beweisen, aber so übel ist es ihm doch nicht ergangen, dafs er bis zur Behauptung eines substantiellen Geschieden- und Aussereinanderseins derselben zurückgesunken wäre, was nicht einmal in seiner neusten Lehre, welche Herr Tr. auch noch nach der bekannten Vorrede zu Cousin Fragmenten berührt, geschehen ist, indem er auch hier, wie sehr er dem Empirismus und Positivismus das Wort redet, doch in standhaftem Idealismus der Vernunft das grofse Recht vindicirt, im Besitze des absoluten Prius, selbst das der Gottheit zu sein. Wir können nach allem diesem in der durchaus polemischen, verurtheilenden Stellung, welche Herr Tr. gegen die gesammte neuere Philosophie sich gegeben hat, nur eine Satisfaction finden, die er sich selbst zu verschaffen sich bemüht, dafür, dafs er, Einer der Ersten, welche von dem Geiste der Philosophie dieses Jahrhunderts ergriffen wurden, allmählig durch die Ungunst seines Schicksals von der persönlichen förderlichen Theilnahme an der Weiterführung des begonnenen Processes sich hinweggedrängt und denselben ohne sein Zuthun und in einer seinen ursprünglichen Intentionen immer mehr sich entfremdenden Weise sich entwickeln sehen mufste.

Herr Troxler will nun die Philosophie dadurch curiren, dafs er sie von aller Reflexion und Speculation, welche von dem festen und für sie unüberwindlichen Gegensatze von Sein und Denken ausgehen, zur Anthropologie zurückruft und auf deren Ergebnisse neu als „Anthroposophie," welcher Namen nach ihm in Zukunft den der Philosophie ersetzen soll, begründet. Er meint, „wenn die Philosophie von dem Druck und Zwang aller positiven Mächte sich befreit habe, solle sie doch wenigstens die Auctorität des Wesens und Lebens der menschlichen Geistesnatur anerkennen" S. 66; — „ihr Gegenstand ist der Mensch, aber der eine und ganze Mensch, der Mensch, wie er erscheint, wie er ist und wird, der Mensch mit seiner Diesseits und Jenseits umfassenden Geschichte" S. 188; „wir stellen die Forderung auf, dafs es durchaus, überhaupt keine Wissenschaft und Kunst, keine Kunde und Wirksamkeit geben dürfe, welcher nicht ihre Principien und Fundamente, sowie aus Anthroposophie hervorgegangen, auch in der Anthropologie sollen nachgewiesen werden können" S. 190. Schon in diesem, übrigens keineswegs originellen, sondern recht sehr populären Zurückgehen auf die Auctorität anthropologischer Ergebnisse ist die Tendenz sichtbar, die unendliche Vermittlung des Wissens gegen seine einfache Unmittelbarkeit aufzugeben, und so erklärt sich

Digitized by Google

auch Herr Tr. ausdrücklich für die letztere gegen die erstere, und zwar so, dafs man deutlich sieht, er habe die tiefeingehenden Verhandlungen, welche in der neuern Philosophie darüber gepflogen worden sind, und selbst die exoterischen factischen Erläuterungen Hegels im Eingang der Encykl. wenig beherzigt, die denn auch gegen ihn die vollkommenste Geltung behalten. Er beruft sich auf ein Urbewufstsein, für welches jener Gegensatz des Seins und Denkens noch gar nicht vorhanden sei, und sucht consequenter Weise, weil er seine Theorie auf neu ermittelte Thatsachen zu bauen versprochen hat, das isolirte Vorhandensein desselben an mehreren, vorzüglich aus dem Kindesalter genommenen Beispielen nachzuweisen. „Der Mensch kommt, so zu sagen, sinnlos auf die Welt, erkennt wenigstens nicht sinnlich, noch weniger auf eine Weise, die entwickelte Sinnlichkeit voraussetzt, und doch hat er seine Gabe Bewufstsein, er hat Selbstgefühl, Gemeingefühl, er äufsert Instincte und lebt grofsentheils noch eine lange Zeit der Kindheit in Ahnungen" u. s. w. s. Metaph. S. 89. Aber aus seinen eigenen Worten wird er hier gerichtet: sind Gefühle, Ahnungen, Instincte denn Erkenntnisse oder auch nur Bewufstseinsacte? kann denn die „Sinnlosigkeit," in welcher der Mensch auf die Welt kommt, als etwas Positives prädicirt werden? ist nicht z. B. gerade in dem Triebe, der Furcht u. s. w. des Kindes schon die Unterscheidung seiner selbst von seinem Objecte gegeben? Wir leugnen die ursprüngliche Einheit des Subjects und seines Gegenstandes noch viel weniger, als Hr. Tr., aber sie ist ohne den darin ebenso wesentlich mitgesetzten Unterschied beider eine blofse Abstraction, und jede wirkliche Erkenntnifs des Daseins kommt nur durch das Auseinandertreten jener ursprünglichen Ungeschiedenheit in den realen Gegensatz von Subject und Object und ihre hiedurch vermittelte Beziehung auf einander zu Stande, so dafs jenes Urbewufstsein ebenso als das Ansich dieses Gegensatzes aufgefafst werden mufs. Das wird nun wiederum Hr. Troxler im Allgemeinen durchaus nicht in Abrede stellen wollen, er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, dafs man das reflexive und discursive Denken ja nicht gering schätze, aber aus Furcht, seinen einseitigen Standpunct der Unmittelbarkeit zu verlieren, kommt er auch nirgends dazu, frei und deutlich den Punct zu bezeichnen, wo in der Entwicklung des Bewustseins die strenge Unterscheidung des Ich und seines Gegenstandes eintritt. Aber wenn irgend etwas „für den Menschen Auctorität hat," so ist es diese Verschiedenheit des Objects und Subjects; hievon könnte man sagen, sie ruhe auf noch viel unmittelbarerer Gewifsheit, als die Einheit, und die gequälte Eifersucht, womit Hr. Tr. immer nur auf der letztern besteht, macht auf den Leser einen keineswegs günstigen und bestechenden Eindruck. Er selber sucht die Noth, die er hierin erleidet, sich durch einen hoffnungsvollen Ausblick auf die Zeit zu erleichtern, wo auch für das entwickelte Bewufstsein jener Gegensatz verschwunden und die volle Wahrheit das unmittelbare Eigenthum der erkennenden Seele oder des „Vollendungsgeistes" sein werde; diese Liebe geschieht aber uns gemeinen Menschenkindern wenigstens in diesem Leben nimmermehr, sondern „das Göttliche von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ist nur den Heiligen schon diesseits, den Seeligen aber erst jenseits gestattet." Lassen wir diese Phrasen vor der Hand, da über ihre Giltigkeit ja doch erst anderwärts entschieden werden soll, und fragen unsern Hrn. Vf., woher er denn also die Gewifsheit von der Einheit des Seins und Denkens in der Gegenwart habe, da diese vielmehr in dem natürlichen Bewufstsein von der realen Verschiedenheit beider eingenommen sei, so antwortet er S. 63: „das wahre Bewufstsein ist das Wissen eines Seins, das in ihm selber liegt, hat aber als wesentliche Form eben davon seinen Inhalt, und ist mithin keine leere Form, die ihren Stoff erst aufser sich zu suchen und zu finden hat. Gott, die Natur und die Welt (sic!) sind für des Menschen Bewufstsein nur, insofern er sie in sich aufgenommen oder aus sich, aus seinem eigenen Selbst entwickelt hat. Jeder Uebergang des Menschen aus sich selbst, oder besser aufser sich zu ihnen würde Selbstentäufserung, Trennung, Tod und Untergang sein, denn jedes Wesen und so auch das des Geistes hat sein eigentliches Sein und Leben nur in und aus sich selbst, hat wahrhaft nur, was es selbst ist und thut, wozu es sich macht oder zu was es durch sich wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Vorlesungen über Philosophie; über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften von D. Troxler.

(Schluſs.)

Zu solchen Sätzen, deren Inhalt Ref. der Kritik des Lesers überläſst, kann aber Hr. Tr. unmöglich auf rein anthropologischem Wege gelangt sein: denn die bloſse Beobachtung der menschlichen Natur lehrte ihn keineswegs, daſs *jedes Wesen* sein eigentliches Sein und Leben nur in und aus sich selber habe, sondern das ist eine durchaus metaphysische Bestimmung, eine speculative Behauptung, welche übrigens wenigstens schon bei Leibniz in der Monadenlehre anzutreffen ist. Was aber den in den obigen Sätzen ausgesprochenen Idealismus betrifft, so hat Ref. zu wiederholten Malen alles, was er in den Schriften des Hrn. Verfs. darauf Bezügliches finden konnte, durchstudirt, um darin irgend etwas Neues und Originelles oder auch nur das Alte besser und deutlicher dargestellt zu entdecken, aber er hat nichts gefunden. Denn Hr. Tr. steift sich eben immer auf die oben berührten Beschuldigungen gegen die moderne Philosophie, um mit seiner Ansicht, daſs alle Erkenntniſsgegenstände doch nur für das erkennende Subject, aber demungeachtet real und objectiv seien, Epoche zu machen; wenn aber nicht die ganze Geschichte der neuern Philosophie, so könnte ihn schon die Einleitung zu Hegels Phänomenologie belehren, daſs diese Epoche bereits längst eingetreten ist. Er ist in der That mit seinem Erkenntniſsprincip noch nicht über Cartesius hinausgeschritten, dem er sonderbarer Weise die Trennung des: Ich denke von dem: Ich bin zum Vorwurf macht; vielmehr wenn Cartesius mit seinem Cogito ergo sum gerade die unmittelbare Einheit des Denkens und Seins, wenn er weiter die Klarheit und Bestimmtheit der Erkenntniſs als Kriterium ihrer Objectivität behauptet, und wenn er endlich, um die Gewiſsheit dieser Objectivität zu vervollständigen, die Idee Gottes als des Wahrhaftigen zu Hilfe nimmt, so sehen wir fast nichts, als diese Sätze, nur ohne den präcisen Ausdruck des Cartesius, auch die Ansicht Hrn. Tr. begründen: denn auch dieser absolvirt seine Theorie mit der Behauptung: das Objective und Reale darf und soll der Mensch nicht auſser sich suchen, denn es liegt in seiner absoluten Subjectivität und Idealität, die in Gott objectiv und real ist, „Metaph." S. 139, oder: es stehet geschrieben, der Mensch soll nicht trennen, was Gott vereint hat; — die Natur hat für diese Verbindung gesorgt und es ist nicht dem Fürwitz des Menschen überlassen, mit speculativer Willkür Brücken zu bauen oder abzubrechen u. s. w. S. 63 u. 67. Nur darin möchte etwa ein Fortschritt Hrn. Tr. über Cartesius zu erblicken sein, daſs wenn dieser Gott als das Dritte Höhere zu Subject und Object, sie zu verbinden, hinzutreten läſst, Hr. Tr. diese Einheit ursprünglich in der „göttlich-menschlichen Natur" angelegt sein läſst; allein auch für Cartesius ist jene Form doch wieder mitunter nur ein Ausdruck für die im Subjecte selbst als geistigem liegende Gewiſsheit von der Realität seiner Erkenntnisse, und andererseits bleibt Hrn. Tr. Gott in diesem Zusammenhange oftmals ein völlig Fremdes, nicht das wahre immanente Wesen des Geistes selber. Auch ihm ist, wie Cartesius, die Freiheit des denkenden Geistes zunächst nur als subjective zum Bewuſstsein gekommen, und deſswegen hauptsächlich nimmt er einerseits alle Philosopheme in seinen Schutz, worin dieses Moment besonders hervortritt, z. B. die Leibniz'sche Monadenlehre, Jacobi's unmittelbares Wissen u. s. w., und polemisirt gegen die Systeme, worin über diesen subjectiven Standpunct hinausgegangen und mit der unendlichen Vermittlung des Ich und seines Gegenstandes Ernst gemacht

Digitized by Google

wird, worin er nur einen Selbstmord des Geistes erblicken kann. Andererseits kann aber auch er es in jener unwahren Subjectivität nicht aushalten und verlangt nach absoluter Bewährung des Selbsts, aber er kommt nicht dazu, diese in dem Selbst selber, d. h. in dem absoluten *Wissen* zu erreichen, sondern bleibt in der blofsen Sehnsucht und Ahnung stehen, was er dann Religion nennt. Diefs gibt dann wieder einen frischen Text zu den reichlichsten, dem Inhalte nach aber durchaus monotonen Invectiven unseres Hrn. Verfs. gegen die neuere Philosophie, sie sei abgefallen vom Geist des Evangeliums u. s. f., während er verheifst, die Wissenschaft mit dem göttlichen Inhalte der Christuslehre in vollkommenen Einklang zu bringen und dadurch zu vollenden. Allein schon Günther in „Peregrins Gastmahl" hatte ihm vorgeworfen, dafs er die christliche Wiedergeburt nur als selbstgemachte, natürliche Rückkehr des Subjects aus der Sinnenwelt in sich vorstelle, wobei die Bedeutung des einigen Mittleramtes Christi ganz in den Hintergrund trete. Ueber diese Anschuldigung zeigt Hr. Tr. in einem Anhange zu der vorliegenden Schrift sich sehr ungehalten; aber auch nach den Erläuterungen, welche er über diesen Gegenstand weiter gibt, können wir kaum anders, als jenen Tadel wiederholen. Es heifst zwar einmal in der „Metaphysik" S. 322 (Ref. mufs diese öfters citiren, um bestimmtere Ausdrücke zu bekommen, als in der vorliegenden Schrift sich finden), „dafs der Mensch von Gott ausgehend als abgefallen erscheine und wirklich unvollkommen sei in Bezug auf die Rückkehr in Gott, welche durch den eingeborenen Gottmenschen in ihm vermittelt werde"; sodann sagt Hr. Tr. S. 351 unserer Schrift, „seine Lehre sei die von einer nicht blos theoretischen oder ästhetischen, auch nicht nur physischen, sondern ethischen und religiösen Umwandlung, welche im Evangelium Christus seinen Nikodemus als Wiedergeburt im Geiste lehrte und deren Ziel und Ende dasjenige sei, was dort Himmelreich und ewiges Leben heifse und was er ebensowenig über die Natur des Menschen hinausgelegt, als in das blofse Erscheinungs-Ich herabgezogen habe, sondern als das wahre, jenseits dem Ich liegende Selbst betrachte, das aber auch im Diesseits sein und walten solle." Allein das hat Hr. Tr. im Evangelium nicht gelesen oder bald wieder vergessen, dafs Christus auch zu Nikodemus spricht: was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, sowie, dafs Fleisch und Blut das Himmelreich nicht ererben können; von der angeborenen Verderbnifs menschlicher Natur, von der Sünde und vom Bösen ist in allen seinen Reden wenigstens in der vorliegenden Schrift (und in der „Metaphysik" hat Ref. nur die oben citirte, das christliche Dogma nur sehr unbestimmt ausdrückende Stelle gefunden) nichts zu lesen; er preist nur immer die unmittelbare Güte und Positivität des menschlichen Wesens, sein constanter Ausdruck ist: „die göttlich-menschliche Natur," und diese läfst er in fortlaufendem Zusammenhang ohne qualitatives Anderswerden sich entwickeln. Dafs aber vielmehr die Natur im Geiste ihre totale Negativität erfahren, in ihm absolut aufgehoben werden müsse, und dafs dieser Geist nicht unmittelbar im Menschen sei, sondern erst durch die Taufe und den Glauben an das objectiv gegebene Wort ihm zu Theil werde, davon ist nirgends auch nur mit einiger Wirksamkeit gesprochen. Wenn es S. 186 heifst, „der Geist des Evangeliums habe uns das Göttliche im Menschen aufgeschlossen und den Zusammenhang der menschlichen Natur mit einer höhern Welt und einem andern Leben wiederhergestellt:" so ist diefs nach dem Uebrigen, was dabei steht, doch nur von dem blos theoretischen Bewufstsein verstanden, welchem jene ursprünglich und immer schon vorhandene Einheit blos entdeckt worden sei, nicht von der wirklich neuen geistigen Schöpfung, welche durch Christum hervortrat. Hr. Tr. kann ein anderes Mal nicht mit Weifse annehmen, „dafs durch die Wiedergeburt im Geiste die wahrhaft wirkliche, absolute, individuelle und unsterbliche Persönlichkeit in der Seele des Erlösten und Bekehrten geschaffen und erzeugt werde, weil diefs nur hiefse einem Theile der Menschheit und zwar nur unter einer äufsern, nicht von ihnen abhängigen Bedingung das ewige Leben und Himmelreich zuschreiben, einem andern aber absprechen, und zwar ohne Rücksicht auf Schuld oder Verdienst, sondern aus blofser Naturnothwendigkeit oder eisernem Verhängnifs" S. 187. Er sieht also das ewige Leben in der That nur für eine Naturgabe oder für etwas jedem Menschen unmittelbar Zustehendes an, wie er S. 197 sich äufsert, „das Göttliche, welches durch die Christuslehre geoffenbaret worden, sei — der eigentliche innere Mensch in dem Menschen selbst, zu welchem in diesem Dasein und Wandel die Wiedergeburt im Geiste, *an sich aber der Tod* oder die Geburt in die unendliche und ewige Individua-

Digitized by Google

lität führt u. s. w. Es ist bei dem unbestimmten Reden, in welches Hr. Tr. sich gar häufig verliert, allerdings oft schwer, seine Meinung fest und präcis zu fassen und wiederzugeben, und so hat er gegen jeden Einwand noch die Möglichkeit für sich, seinen Worten eine darauf sich beziehende Auslegung zu geben; wenn er aber von der Philosophie S. 197 verlangt, sie solle durch das Evangelium gehoben und geläutert werden, so sollte er selber zuerst ein besseres Beispiel eines durch den sehr bestimmten Geist des Evangeliums nach Inhalt und Form geläuterten Denkens geben.

Allein wie mit der Philosophie, so ist er auch mit der Theologie in allen ihren bisherigen Gestalten unzufrieden, und „bekennt sich zu einem neuen Verständnifs der alten Lehre des Christenthums, „indem er den esoterischen Sinn und Geist desselben — erfafst zu haben sich innigst bewufst und überzeugt ist. — Auf die lebendigen Urquellen und eigentlichen Grundlagen der Offenbarung als höchster Erzieherin des Menschengeschlechts, nicht blos auf mündliches oder schriftliches Wort der Priester oder Bücher kann und mufs die wahre neue Kirche gebaut werden. — Ich gestehe laut offen: ich denke darüber, wie „die Schwärmer des 13ten Jahrhunderts und wie Lessing, der in seiner Erziehung des Menschengeschlechts sie rechtfertigt und sagt: ja sie wird gewifs kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Büchern des neuen Bundes versprochen wird." Was er hiemit meint, ist eine neue Mystik und Theosophie, eine neue Energie des „metaphysischen Sinnes," Zustände der Ekstase, der Prophetie und des Wunderthums, „wenn nehmlich der Paraklet kommt und das dritte Evangelium aufgeht." Das sind aber trotz der Feierlichkeit mehr nur unbesonnene und prahlerische, als ernstlich gemeinte Reden: denn wird Hr. Tr. wirklich behaupten wollen, die Kirche sei bisher ohne den wahren Paraklet gewesen, will er mit den Fraticellen und Begarden des 13ten Jahrhunderts, welche das dritte sogenannte Evangelium des heil. Geistes angenommen hatten, das Evangelium Christi als ein Gesetz der Knechtschaft verwerfen, oder dasselbe äufserlich noch festhaltend, die geistliche Freiheit also auf Muthwillen ziehen, dafs er mit jenen Schwärmern lehrte, der Mensch könne einen Stand der Vollkommenheit erreichen, auf welchem er dem Verdienste Christi gleichkomme und es noch übertreffe, wo alle Handlungen ihrem sittlichen Werthe nach für ihn gleichgiltig seien, er ganz nur aus Inspiration handle und sterbend unmittelbar zu Gott werde? Aber freilich sein rein formales Princip von der Unmittelbarkeit der Wahrheit schützt vor solchen Ausschweifungen nicht, und derlei Dinge, wie jene Fanatiker behaupteten, liefsen sich zur Noth ohne hämische Consequenzmacherei auch aus Hrn. Tr. Sätzen deduciren. Streiten wir übrigens mit ihm über den Werth der Mystik, Inspiration u. s. f. nicht weiter, so mufs uns wenigstens vergönnt sein, bis das geweissagte neue Zeitalter der Wahrheit anbrechen wird, uns theils mit den vorhandenen Gütern zu begnügen, theils sogar den Zweifel zu hegen, ob die dann neu vom Himmel kommende Erkenntnifs Hrn. Tr. Philosophie bestätigen werde. Er hätte sich in der That wohl verdient machen können, wenn er auch nur einige der Mysterien, die noch der Offenbarung harren und von denen er doch etwas wissen mufs, uns verrathen hätte; aber freilich dazu ist er nicht in den Stand gesetzt, denn man mufs dazu am Sonntage geboren sein und unmittelbare Anschauungen in der Verzückung haben. So hat uns denn auch weder von neuer, aus poetischem Genie erzeugter Wahrheit, da doch nur „eine durch Phantasie begeisterte Vernunft die Quelle der Philosophie" sein soll, noch von besondern Schätzen aus dem „heiligen und seeligen Volksgemüth, in welchem Buche von Gottes Finger sein reinstes Sein und Thun in der Menschenwelt am unmittelbarsten eingeschrieben steht und der Metaphysiker lehren und vor allem auslernen soll," Hr. Tr. etwas mitgetheilt, entweder weil er auf die dennoch ungleich reichere Zukunft wartet, oder weil er für seine Person in jenen Fundgruben nichts dergleichen entdeckt hat, oder weil wirklich nichts darin zu finden ist, um einem Philosophen den Mangel an eigenem Gedankeninhalt zu ersetzen.

Binder.

LXIX.

Journal of three voyages along the coast of China, in 1831, 1832, *and* 1833, *with notices of Siam, Corea, and the Loo-Choo islands. By Charles Gutzlaff. To which is prefixed an introductory essay on the policy, religion*

Digitized by Google

etc. of China, by the Rev. W. Ellis. London, 1834. *I vol.* 8.

Des Preufsen Gutzlaff*) Name ist seit einigen Jahren in Tagesblättern und Zeitschriften so vielfach erwähnt worden, dafs das literarische Publikum eine Beleuchtung des von dem merkwürdigen Manne auf drei Reisen längs der Küsten von China geführten Tagebuches auch an diesem Orte mit Recht erwarten darf. Der Standpunkt, von welchem das Buch seiner ganzen Tendenz nach betrachtet sein will, ist überwiegend der theologische; dasselbe soll nämlich die Mittel und Wege kennen lehren, welche einzuschlagen sind, um dem Christenthume in China Eingang zu verschaffen; es soll die bisher obwaltenden Vorstellungen von der Unzugänglichkeit jenes Reiches und von dem abstofsenden Charakter seiner Bewohner durch dargelegte Thatsachen vernichten, und endlich von demjenigen Nachricht geben, was bis dahin für die Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Chinesen geschehen ist. Es leuchtet aber von selbst ein, dafs diese Erörterungen, sobald sie an die Schilderung selbstunternommener Reisen nach jenen Ländern und Völkern geknüpft sind, auch ein geographisches Interesse erwecken, und dafs dies um so gröfser sein mufs, je weniger die in Rede stehende Erdgegend sich bis dahin unseren Blicken erschlossen hat. Aus diesem Grunde hat der Berichterstatter es sich zur Aufgabe gemacht, diese geographische Seite des Buches einer näheren Betrachtung zu unterwerfen; obgleich er vollkommen einsieht, dafs mit dem Verf. hier in keiner Weise zu rechten ist, indem derselbe seine Reisen nicht zur Förderung wissenschaftlicher, sondern allein christlicher Zwecke unternahm.

Alle drei Reisen wurden zu Schiffe vollendet, und zwar die erste in einem chinesischen, die beiden Folgenden in englischen Schiffen, welche sämmtlich zu merkantilischen Zwecken ausgerüstet worden waren. Es waren demnach nur Küstenfahrten, welche theils von Bankok, der Hauptstadt Siams, theils von Makao aus angetreten wurden, sich bis nach Leaou-Tung in der Mandschurei und bis an die Gestade von Korea erstreckten, und dem Verf. natürlich keine Gelegenheit gaben, mehr als die unmittelbaren Küstenländer, bis höchstens einige Meilen landeinwärts, und gelegentlich auch einige Inseln, wie Formosa und die Liu-Kiu-Eilande, kennen zu lernen. Aber auch schon dies ist für die Kenntnifs Chinas, von dessen langer Küstenlinie europäische Schiffe in neuerer Zeit stets nur einen einzigen Punkt zu besuchen pflegen, ein grofser Gewinn. Uebergehen wir indessen für jetzt diese sich auf die Kenntnifs des Landes beziehenden Mittheilungen des Buches, um zuerst von den höchst wichtigen Ergebnissen desselben für die Kunde des chinesischen Volkes zu berichten. Hierbei aber sei es uns erlaubt, mit wenigen Worten auf die ausgezeichnete Befähigung des Verfs. zu Untersuchungen der letztgenannten Art aufmerksam zu machen. Zunächst wurde der Verf. lange zuvor, ehe er Siam verliefs, ein Naturalisirter des himmlischen Reiches, durch Adoption in die Familie Kwo aus dem Distrikt Tung-an in Fu-Kian. Er nahm demzufolge den Namen Schihli an, trug gelegentlich die chinesische Kleidung und wurde von denen, unter welchen er lebte, als ein Glied der grofsen Nation anerkannt, wofür er auch später, während seiner Reise im chinesischen Schiffe, selbst von Mandarinen gehalten wurde. Ferner steht ihm die chinesische Sprache, sowohl für den schriftlichen als mündlichen Gebrauch — versteht sich, der Mandarinendialekt — so weit man es aus seinem höchst anspruchslosen Berichte ersehen kann, im vollsten Mafse zu Gebot. Er versieht daher auf der zweiten Reise auch die Dienste des Dolmetschers, verfafst die an die Landesbehörden zu richtenden schriftlichen Vorstellungen, und die kleinen Traktate und Aufsätze, welche er überall an das Volk vertheilt, scheinen gleichfalls zum Theil aus seiner Feder geflossen zu sein. In der chinesischen Literatur ist er wenigstens nicht schlechter zu Hause als die Mandarine, denn so oft ihm diese die unveränderlichen Gesetze des himmlischen Reiches als die Macht entgegenstellen, vor der jeder Fremde, wie jeder Einheimische, sich willenlos beugen müsse, beweist er ihnen die Wandelbarkeit ihrer Gesetzgebung durch solche Stellen aus ihren eigenen älteren Gesetzen, welche den heutigen Bestimmungen zuwiderlaufen, und bringt die chinesischen Beamten, die in kecker Gewandtheit der Rede kaum ihres Gleichen haben, durch Sprüche ihrer eigenen Weisen zum Schweigen.

*) Er ist angeblich aus Stettin gebürtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Journal of three voyages along the coast of China, in 1831, 1832, *and* 1833, *with notices of Siam, Corea, and the Loo-Choo islands. By Charles Gutzlaff.*

(Fortsetzung).

Um ferner bei dem Volke, welchem er das Evangelium verkünden wollte, leichteren Zutritt zu finden, hatte sich der Verfasser auf die Arzneikunde gelegt und jedenfalls mehr als ein blofser Dilettant darin gethan, denn auf seiner zweiten Reise konnte er die Expedition in der Eigenschaft eines Dolmetschers und *Chirurgus* begleiten. Auch ersieht man aus der Dankbarkeit, welche ihm die Chinesen häufig für ihre Wiederherstellung bezeugen, dafs er recht viele glückliche Kuren verrichtet haben müsse. Alle diese höchst schätzbaren Kenntnisse werden aber gekrönt durch eine wahrhaft christliche Gesinnung, die überall aus Worten und Werken hervorleuchtet und von Klugheit und Menschenkenntnifs unterstützt wird. Mit einem Worte, wir sehen hier einen Mann, welcher einen seltnen Beruf für die schwierige Lebensbahn zeigt, der er sich hingegeben hat.

Um nun den oben angedeuteten Gang unseres Berichtes zu verfolgen, wollen wir weiter versuchen, die zerstreuten Bemerkungen des Verfs. über das Wesen und den Charakter des chinesischen Volkes in gröfsere Gruppen zu sammeln. Die Chinesen sind nach der Ansicht fast aller Europäer, welche ihnen bis dahin Aufmerksamkeit geschenkt haben, ein eingebildetes, unzugängliches, feiges, betrügerisches, lügenhaftes und von unüberwindlichen Vorurtheilen gegen alle Fremde erfülltes Volk, dessen lächerliche Anmafsungen besonders die in Kanton verkehrenden Europäer sehr oft mit tiefer Kränkung empfinden. Referent gesteht gern ein, dafs er selbst diese Ansicht bis jetzt getheilt hat, aber es unterliegt keinem Zweifel, dafs dieselbe nach des Verfs. vorurtheilsfreien Beobachtungen in mehreren Punkten modificirt werden mufs. Der Verf. zeigt uns zwar, dafs jenes unvortheilhafte Urtheil über die Chinesen auf die Klasse der Mandarine, mit höchst seltenen Ausnahmen, seine volle Anwendung findet; er zeigt uns ferner, dafs die chinesischen Seeleute, oft aus den Hefen des Volkes bestehend, meist ein mit allen Lastern beflecktes und jeder Schandthat fähiges Volk sind; aber nicht will er eine solche Charakteristik auf die Masse der Land- und Stadtbewohner angewendet wissen. Diese seine Ansicht entwickelt er aus einer Menge interessanter Thatsachen, von welchen wir die bedeutendsten hier anführen, um dem Leser ein eigenes und unbefangenes Urtheil zu erleichtern. Zuvörderst war das Volk fast aller Orten so begierig, mit den Engländern Umgang und Handelsverkehr anzuknüpfen, dafs es durch die strengen Verordnungen und Mafsregeln der Mandarine nur sehr schwer davon zurückgehalten werden konnte, und wo dann ein wirklicher Verkehr zwischen beiden Theilen statt fand, sei es auf dem Wasser, oder auf dem Lande, da benahm sich das Volk gegen die Engländer mit seltenen Ausnahmen höflich, freundlich und gütig. Diese ihre geselligen Tugenden liefsen sie besonders dann immer rückhaltslos hervortreten, wenn sie sich durch die Nähe der Mandarine nicht beengt fühlten. „Wir bemühten uns stets, sagt der Verf. (S. 162), uns das Volk zum Freunde zu machen, und da die Chinesen nicht von der menschenfeindlichen Gemüthsart sind, wie Fremde gewöhnlich meinen, so gelang uns dies so gut, dafs, obgleich unser Aufenthalt immer nur kurz war, sie allezeit uns zugethan wurden (they invariantly became attached to us)." Von diesem gütigen und selbst herzlichen Benehmen des sonst als so engherzig verschrienen Volkes, so wie von seiner Dankbarkeit und Gastfreiheit werden viele merkwürdige Züge angeführt. In

Digitized by Google

Tscha-pu (Prov. Tschekiang) konnten die Bewohner sich an der Gesellschaft der Engländer gar nicht sättigen (they never seemed satiated with our company. S. 430); und auf der Insel Kin-tang waren — was sonst in China nicht gewöhnlich — den Engländern alle Thüren geöffnet, und wenn die Leute mit Betrübnifs sahen, dafs die Fremden in ihre Hütten nicht eintreten wollten, so brachten sie den Thee zu ihnen hinaus und zwangen sie, davon zu trinken. Die vielen Personen, an welche der Verf. Bibeln oder andere Schriften vertheilte, empfingen dieselben meist mit Dankbarkeit, und diejenigen gar, welchen er durch glückliche Kuren ihre Gesundheit wiedergegeben hatte, wufsten nicht, wie sie durch Worte und Geschenke ihren Dank ausdrücken sollten. Wer sollte in solchen Schilderungen die Chinesen von Kanton, welche schon aus der Ferne die Fremden mit dem Zeichen des Kopfabschneidens bewillkommnen, wiedererkennen? Offenbar hat dort der Verkehr mit Europäern einen nachtheiligen Einflufs gehabt, denn der Verf. erwähnt nur ein einziges Mal, dafs er und seine Reisegesellschaft mit jener ungastlichen Pantomime begrüfst wurden. Wenn der Verf. nach solchen Erfahrungen der Ansicht ist, dafs die Chinesen einer grofsen Verbesserung und Umbildung fähig sind, wofür schon der Umstand spricht, dafs die nach Siam auswandernden Chinesen bereits in der zweiten oder dritten Generation vollkommene Siamesen werden, und wenn er diese Verbesserung besonders vom Christenthume erwartet, so wird ihm hierin niemand seine Zustimmung versagen können. Dabei ist er gegen die Fehler des Volkes nichts weniger als blind. Die Verworfenheit der Seeleute, in deren Gesellschaft er seine erste Reise vollendete, ihre Tücke und Falschheit, ihre Spiel- und Raubsucht, ihren unbändigen Hang zu Ausschweifungen und zum Opiumrauchen schildert er mit den grellsten Farben. Da aber, wie schon oben bemerkt, die zur See gehenden Chinesen meist die ausgestofsenen Hefen des Volkes sind, so können dieselben keinen Mafsstab für den Gesammtcharakter der Bevölkerung abgeben, der indessen, auch nach des Verfs. eigener Ansicht, von gewissen Fehlern entstellt wird, die sich nur in sehr wenigen Gegenden des Landes dem Auge des Fremden nicht aufdrängen. Der auffallendste und durchgreifendste derselben ist Feigheit, die, im Verkehr zwischen Chinesen und Europäern schon sonst häufig bemerkt, auch hier zu den ergötzlichsten Auftritten Anlafs gab. So gerieth z. B. die Mannschaft einer chinesischen Kriegsjunke, auf welche man zufällig ein Fernglas richtete, so in Schrecken, dafs Alle unter das Deck eilten und nicht eher wieder zum Vorschein kamen, als bis sie sich vor diesem gefürchteten Geschütz in Sicherheit glaubten. Ja bei Ning-po (Prov. Tschekiang) bricht die Handvoll vielleicht zufällig oder gar nicht bewaffneter Engländer, welche zum Vergnügen an das Land gegangen waren, durch die Reihen der zusammengezogenen Soldaten, die man aufgestellt hatte, um die Engländer am Umhergehen zu verhindern. Bei Mittheilung ähnlicher Scenen bemerkt der Verf.: Die chinesischen Kriegsboote sind nicht im Stande, das kleinste wohl bewaffnete (europäische) Schiff am Einlaufen zu verhindern, „und, setzt er hinzu, wären wir (die Besatzung eines englischen Kriegsschiffes) als Feinde hieher (nach Tschang-hae) gekommen, so würde das ganze Heer, welches man auch hier zusammengezogen hatte, nicht eine halbe Stunde Widerstand geleistet haben" (S. 310). Nur die Bewohner von Amoy (Prov. Fu-Kian) trifft, dem Verf. zufolge, nicht jener Vorwurf der Feigheit, vielmehr erwähnt er aufser anderen Tugenden, durch die sie sich vortheilhaft auszeichnen, Kühnheit, Stolz und Edelmuth als charakteristische Züge derselben.

Während der Verf., abgesehen von der eben berührten Schattenseite des chinesischen Charakters, über das *Volk* allenthalben nur günstig urtheilt, trifft die Mandarine an unzähligen Stellen die nicht unverdiente Strenge seines Gerichts, und zwar klagt er sie nicht an, insofern sie den Willen einer despotischen Regierung in Ausführung bringen, sondern wegen ihres eigenen tadelnswerthen Charakters. Die chinesische Regierung will, die Ueberlegenheit der Europäer nur zu deutlich erkennend und vielleicht auch durch das endliche Schicksal benachbarter Völker gewarnt, jeden Verkehr mit Europäern an den weiten Grenzen ihres Reiches gehemmt und nur auf zwei Punkte (Kanton und Maimatschin) beschränkt wissen, wo die argwönischste Polizei die Fremden mit so engen Schranken umgeben hat, dafs ein unbefugtes Eindringen jener so leicht nicht zu fürchten ist. Wenn nun die angestellten Militär- und Civil-Behörden sich dem Landen der Engländer allenthalben widersetzten, darauf, wenn die Letzteren nichts desto weniger mit Gewalt

Digitized by Google

in die Häfen eingedrungen waren, dieselben zur Abreise zu bewegen suchten, ihnen keine Lebensmittel lieferten, und das Volk durch Drohungen und Strafen von allem Verkehr mit den ungebetenen Gästen abzuhalten suchten, so verdienten sie unseres Bedünkens alles Lob, und der Vorwurf der Engherzigkeit und Inhumanität kann nur die Regierung treffen, deren Willen der Beamte unterthan ist. Aber freilich, wenn wir hören, welcher Mittel sich jene Mandarine bedienen, um den Willen der Regierung durchzusetzen, zu welcher Doppelzüngigkeit, zu welcher Hinterlist und Verstellung, zu welchen schamlosen Lügen sie ihre Zuflucht nehmen, so gewinnt die Sache ein ganz anderes Ansehen, und wir können die Engländer nicht genug bewundern, welche so empörender Schurkerei stets Langmuth und besonnene, willenfeste Haltung entgegensetzten. Doch hier sind wir auf den Punkt gekommen, wo wir unsere Ansicht mit der des Verf. nicht ferner in Einklang setzen können. Wenn nämlich jene Mandarine, mit den allerseltensten Ausnahmen, so ehr- und schamlose Menschen, so hinterlistige und doppelzüngige Kreaturen sind, wie der Verfasser in Uebereinstimmung mit allen übrigen Reisenden sie darstellt, woher dann diese gewaltige Kluft zwischen Beamten und Volk? Haben wir es hier mit verschiedenen Stämmen, mit verschiedenen Kasten zu thun, welche, seit Jahrhunderten von einander gesondert, in moralischer Beziehung einen entgegengesetzten Entwicklungsgang genommen haben? Dies ist nicht der Fall. Ja es findet in China, mit Ausschlufs der Prinzen von Geblüt und der Nachkommen des Kon-fu-tse, bekanntlich eine so absolute Gleichheit Aller statt, dafs der Sohn des Lastträgers zur Erlangung von Aemtern und Würden nicht um ein Jota minder berechtigt ist, als der Nachkomme eines hohen Staatsbeamten. Daher müssen wir gegen des Verfs. Ansicht, gegen die Erfahrungen, auf welche er an unzähligen Stellen seines Buches hinweist, unsere Ueberzeugung festhalten: die Kluft zwischen Regierenden und Regierten in China ist, was Tugend und Rechtlichkeit betrifft, bei weitem nicht so grofs, wie sie dem Verf. erschien. Das chinesische Volk — und dies erkennt der Verf. vollkommen an — entbehrt bis dahin des unschätzbaren Einflusses einer erhebenden und läuternden Religion. Tief steht der Chinese in dieser Beziehung unter dem Muhamedaner, und von der sittlichen Höhe des christlichen Standpunktes hat er bis jetzt keine Ahnung. *Daher existirt in China keine Moralität.* Ist das Volk in manchen Gegenden wirklich liebenswürdig und gut, so lebt es noch in pflanzenhafter Unschuld und Unmündigkeit, oder es mangelt ihm die Gelegenheit und Veranlassung zum Bösen, und dies Letztere ist besonders der Punkt, auf welchen der Verf., dem wir nur mit Scheu zu widersprechen wagen, seine Aufmerksamkeit nicht hinreichend gelenkt zu haben scheint. Wohin die Engländer kamen, bemühten sie sich ihrer Instruktion gemäfs das Volk zu begütigen und an sich zu ziehen; dieses wiederum verfolgte, indem es Verkehr und Handel mit den Engländern anzuknüpfen suchte, nur seinen Vortheil, schenkte den Fremden, die ihm unentgeltlich allerlei Wohlthaten erwiesen, seine Gunst, und war denselben um so mehr gewogen, als diese sich zu seinen Bundesgenossen gegen die mit hemmenden Mafsregeln einschreitenden Mandarine aufwarfen. Hätten sich dagegen die Engländer in einem ähnlichen Verhältnisse zu dem Volke befunden, als dies mit den Mandarinen der Fall war, so würde sich ohne Zweifel auch bei jenem der Volkscharakter auf gleiche Weise bemerkbar gemacht haben, und den Mandarinen würde, als geübten Werkzeugen des Despotismus, höchstens der traurige Vorzug einer gröfseren Gewandtheit in allen Künsten des Lügens, der Verstellung und Heuchelei zu ertheilen sein.

Wenn uns also nach einer Seite hin der Charakter des Volkes in ein allzu günstiges Licht gestellt erschien, so erkennen wir es nichts desto weniger dankbar an, dafs der Verf. so viele Vorurtheile über die angebliche Ungeselligkeit, Starrheit und Unzugänglichkeit der Chinesen durch schlagende Gegenbeweise aus dem Wege geräumt hat. Ja, es ist ihm nicht allein dies auf das vollkommenste gelungen, sondern er zeigt uns auch, wie die Engländer durch Geduld, Festigkeit und würdevolles Benehmen zuletzt im Stande waren, die despotischen Schranken der chinesischen Politik und den engherzigen Eigensinn der Mandarine zu brechen. Hier finden sich unschätzbare Belehrungen für Reisende jeder Art, welche künftig einmal China besuchen möchten. In Tschang-hae (Prov. Tschekiang), einer Stadt, welche, wie der Verf. uns belehrt, dem Range nach unmittelbar hinter Kanton folgt, wurden die Engländer von den Behörden auf das unfreundlichste empfangen. Man befahl ihnen im

Digitized by Google

stolzesten und übermüthigsten Tone, sogleich wieder unter Segel zu gehen, und erliefs die fulminantesten Edikte gegen jeden Verkehr mit den westlichen Barbaren. Als aber die Engländer sich an alle diese Befehle nicht kehrten, sondern den Anmafsungen und dem Hochmuth der Mandarine stets Ruhe und Festigkeit entgegensetzten, so hatten sie am Ende die Genugthuung, zu sehen, dafs die Letzteren höflich und nachgiebig wurden, dafs man alle Beschränkungen des freien Verkehrs zwischen den Fremden und Einwohnern aufhob, und dafs die Beamten selbst das Volk überredeten, seine auserlesensten Waaren den Europäern zu verkaufen. Bei einem zweiten Besuche, welchen der Verf. auf einer spätern Reise dieser Stadt machte, wiederholten sich die Scenen, welche er das erste Mal dort erlebt hatte, schon in geringerem Grade, und zuletzt gaben die Mandarine den Engländern volle Erlaubnifs, *zu thun, was ihnen beliebte.* Während die Engländer noch daselbst vor Anker lagen, lief ein kaiserliches Edikt ein, welches den Beamten befahl, die Fremden mit Theilnahme zu behandeln, aber weder mit Reis, noch mit Wasser — nach chinesischen Begriffen, die beiden unentbehrlichsten Subsistenzmittel — zu versorgen. Diesem Befehle kam man *buchstäblich* nach. Man schickte zwar nicht Reis und Wasser, aber grofse Quantitäten von Lebensmitteln, wie Mehl u. dergl. an Bord des englischen Schiffes, und machte dabei nur die einzige Bedingung, welche den Engländern auch an anderen Plätzen auferlegt worden war, dafs diese keine Bezahlung dafür leisten dürften. Hieran knüpft der Verf. für künftige Chinafahrer die Lehre, dafs sie ohne Verzug in den erwählten Hafen einsegeln und daselbst vor Anker gehen, sich auch nicht eher wegbegeben sollen, als bis ihre billigen Forderungen erfüllt sind. Die Drohungen, welche man gegen sie ergehen liefse, würden nie zur Ausführung gebracht; im Gegentheil würde man auf Verlangen bereit sein, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, auch den Handel, so weit man ihn nicht verhindern könnte, zu erlauben. — Die einzige Bedingung, welche die zur Bewachung der Küste aufgestellten Seeofficiere machen, ist, den Hafen innerhalb einer festgesetzten Zeit zu verlassen, worauf sie ihren vorgesetzten Behörden berichten, dafs sie das Barbarenschiff vertrieben haben. — Welche erfreuliche Aussichten für den englischen Handel und für die Erweiterung unserer Kenntnisse von China knüpfen sich an diese Thatsachen!

Ueber die höchste Regierung selbst sind, wie begreiflich, die Mittheilungen nur sparsam. Se. Majestät der Kaiser Taou-Kwang war indessen gegen Gutzlaff's Bemühungen, dem Christenthume Eingang zu verschaffen, nicht gleichgültig und gab Befehl, ihm einige von den Büchern einzusenden, welche der Verf. in reichlicher Fülle an die Eingeborenen vertheilte. Der Erfolg ist aber, wenn wir Zeitungsnachrichten trauen dürfen, kein günstiger gewesen, denn ein neues und geschärftes Edikt *gegen* die Verbreitung des Christenthums ist vor kurzem erlassen worden. Was sonst über die Regierung gesagt wird, bestätigt nur dasjenige, was schon von anderen Seiten her darüber bekannt geworden ist. Uebrigens erfahren wir, was sich freilich stark vermuthen liefs, dafs sie auch beim Volke in geringer Achtung steht. So oft der Verf. nämlich die Leute ermahnte, eine Regierung zu ehren, welche von so väterlichen Grundsätzen ausgehe, lachten sie allezeit herzlich, und schrieben solche Bemerkungen entweder seiner Unwissenheit oder ausnehmenden Dummheit zu. „Unsere Obrigkeit, sagten sie, braucht Geld, und kümmert sich wenig um die Mittel, durch welche sie dasselbe erlangt. Wenn Ihr dies wisset, so kennet Ihr die Grundsätze und das Verfahren unserer Regierung." Dafs nun diese Regierung ein so gewaltiges Reich, welches niemals gröfser war als im gegenwärtigen Augenblick, bei dem unglaublich elenden Zustande seiner Heere und seiner Befestigungen, dennoch leidlich zusammenhält, ist sicherlich kein günstiges Zeugnifs für die geistige Mündigkeit der ihr unterworfenen Völker. Dem Verf. selbst ist diese Erscheinung ein Räthsel. „Wer irgend mit chinesischen Institutionen bekannt ist, sagt er (S. 294), kann auf keine Weise das Fortbestehen dieses Reiches der Weisheit seiner Gesetze zuschreiben. Viele von ihnen lesen sich vortrefflich, gestatten aber keine praktische Anwendung, weil sie den vorhandenen Umständen nicht angepafst sind; andere werden von den Mandarinen wie vom Volke mit Füfsen getreten, und wenige nur werden genau beobachtet. Auch kann man diese Erscheinung nicht der Kraft des regierenden Hauses zuschreiben."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Journal of three voyages along the coast of China, in 1831, 1832, *and* 1833, *with notices of Siam, Corea, and the Loo-Choo islands. By Charles Gutzlaff.*

(Schlufs.)

„So weit ich die Tataren (Mandschu) kennen gelernt habe, sind sie, die überdies in der Politik Schüler der Chinesen waren, gewaltige Feiglinge. Offenbar, setzt er hinzu, sind die vorzüglichsten Mittel, welche ihr Regierungssystem unterstützen, *Bestechungen*, und diese werden reichlich ausgetheilt an diejenigen, welche geneigt sind, die Autorität der Regierung in Zweifel zu ziehen, und zugleich die Macht haben, diesem Zweifel Nachdruck zu geben." Hierbei hat aber der Verf. zu bemerken vergessen, dafs ein noch erfolgreicherer Kunstgriff der chinesischen Regierung der ist, ihre Völker in Unmündigkeit und Stumpfheit zu erhalten, wozu sie sich sklavischer Furcht auf der einen und gänzlicher Abgeschlossenheit auf der anderen Seite als der wirksamsten Mittel bedient.

Wenden wir uns jetzt zu denjenigen Mittheilungen des Verfs., welche sich auf das Land als solches, d. h. auf die von ihm besuchten Küstengegenden und die daselbst liegenden Ortschaften beziehen, so wollen wir zuerst eine Thatsache hervorheben, welche der Verf. durch eine grofse Anzahl von Beobachtungen bestätigt fand, nämlich das sichtbare Anwachsen der chinesischen Küsten durch Ablagerungen von Erde und Schlamm. Dies zeigte sich zuerst in der Gegend von Nan-aou (Nan-ngao), Provinz Kuang-Tung (Kanton), und war sehr auffallend an den Küsten Formosa's, wo viele Häfen, die einst als brauchbar bekannt waren, jetzt selbst für kleine Junken unzugänglich sind, und wo sich in der letzten Zeit überall längs der Küste grofse Sandbänke gebildet haben; dieselbe Erscheinung wiederholte sich am Woosung-Flusse, auf dessen linker Seite sich ein ausgedehnter und jährlich anwachsender Strich Alluvial-Boden hinzieht, und zeigte sich am stärksten in Leaou-tung (Mandschurei) und in der Provinz Pih-tschi-li, wo jedes Jahr dem Lande einen fruchtbaren Anwachs hinzufügt und die Schiffahrt gefährlicher macht. In Beziehung auf die Küsten des mittleren China's bemerkt der Verf. noch besonders, dafs vom Hoangho an, bis man zu dem hohen Lande kommt, welches den Hafen der Stadt Tscha-pu (Prov. Tsche-kiang, in 30° 37′ N. Br.) bildet, die ganze Küste sehr flach und kaum sichtbar ist, selbst wenn sich das Schiff nahe am Lande hält. Die See weicht hier überall vom Lande zurück, so dafs die Watten (flats) längs der Küste, welche bei niedrigem Wasser trocken liegen, für die ganze Küste eine Barriere bilden, sich aber nach und nach in kulturfähigen Boden verwandeln. So zeigt sich auf der Ostküste Asiens also dieselbe Erscheinung, welche auch auf der östlichen Küste Amerika's (Guyana, Mexico u. s. w.) bekannt ist, und wir erkennen darin die Wirkung der grofsen Strömungen, welche das stille Meer wie den atlantischen Ocean in der Richtung von O. nach W. durchschneiden, um sich an den Ostküsten der genannten Erdtheile zu brechen. Alles, was nun die auf jenen Küsten ausmündenden Flüsse an Schlamm, Erde und Geschieben dem Meere zuführen, wird daher von diesem nicht aufgenommen, sondern entweder unmittelbar zurückgeworfen, oder, indem die anprallenden Strömungen nach Norden und Süden abfliefsen, einer benachbarten Küstengegend zugeführt und dort abgesetzt.

Was die weitere Beschaffenheit der gewöhnlich als überaus fruchtbar gerühmten Küstenländer China's betrifft, so zeigten sich dieselben stellenweise sehr unfruchtbar, indem nackte Felsen jede Kultur unmöglich machten; noch mehr aber fiel es den Engländern auf, an der Chusan-Passage (Prov. Tschi-Kiang) grofse

Digitized by Google

Strecken, von ihnen wenigstens für fruchtbar gehaltenen Bodens unbebaut zu sehen, ohne dafs ein Grund für solche abnorme Erscheinung aufzufinden war. Diese Bemerkungen lösen einigermafsen den Widerspruch zwischen der angeblichen Uebervölkerung China's und der nichts desto weniger nur sehr mäfsigen Volksdichtigkeit, die — im *eigentlichen* China — noch um c. 600 Seelen hinter der mittleren Volksdichtigkeit des preufsischen Staates zurückbleibt. Solche unfruchtbare oder wenig angebaute Gegenden halten natürlich denen das Gleichgewicht, wo aus Mangel an Raum ein Theil der Bevölkerung auf Kähnen und Flöfsen zu wohnen genöthigt ist, oder wo, wie in den Provinzen Quang-Tong und Fu-Kian, die Noth jährlich *Tausende* zum Auswandern treibt.

Unter den Städten, welche der Verf. besuchte, empfiehlt er namentlich das schon durch frühere Reisende bekannte Tien-tsin am Flusse Pei-ho (Prov. Pih-tschi-li) der Aufmerksamkeit der europäischen Kaufleute. Die Stadt, welche sich mehre englische Meilen längs des Flusses hinzieht, gleicht Kanton in Hinsicht auf Gewühl und Treiben seiner Bewohner und übertrifft dasselbe in Bezug auf die Wichtigkeit des inländischen Handels; denn mehr als fünfhundert Junken kommen jährlich aus den südlichen Häfen Chinas, aus Cochin-China und Siam an. Demnächst nennt er Amoy, auf der Insel gl. N. (Prov. Fu-Kian) als eine der gröfsten Handelsstädte des Reiches. Die Stadt, von wenigstens 200000 Einwohnern bevölkert und mit einem vortrefflichen Hafen, der für die gröfsten Kriegsschiffe zugänglich ist, versehen, ist nach des Verfs. Ansicht einer der besten Plätze für europäische Handelsunternehmungen, sowohl durch ihre Lage, als wegen ihres Reichthums und wegen der Vorräthe von allen möglichen chinesischen Ausfuhrartikeln. Ehedem kamen portugiesische, holländische und englische Schiffe nach Amoy, die Engländer hatten daselbst lange Zeit eine Faktorei, und die Spanier haben noch bis auf diesen Tag dem Namen nach die Erlaubnifs, dort Handel zu treiben, aber sie haben es vorgezogen, ihre Schiffe nach Makao zu senden. Drückende Abgaben waren die Ursache, weshalb der Handel hier aufhörte. Dafs die dortigen Eingeborenen im Handel und Wandel vor allen anderen Chinesen den Ruf der Ehrlichkeit haben, könnte auch dazu beitragen, die Blicke der europäischen Handelswelt wieder dorthin zu lenken. Diesen beiden Städten vielleicht noch überlegen ist das schon oben erwähnte Tschang-hae am Wu-sung Flusse, welche Stadt das Thor von Mittel-Asien, vorzüglich aber der mittleren Provinzen Chinas, genannt wird. Mag es auch etwas zu viel gesagt sein, wenn der Vf. sie als den gröfsten Markt des Reiches bezeichnet; wie bedeutend sie sei, leuchtet jedenfalls aus der Angabe hervor, dafs zur Zeit der Anwesenheit des Verfs. mehr als *tausend* Junken bei der Stadt vor Anker lagen, während neue noch hinzukamen. Die Bemerkungen des Verfs. über weniger bedeutende Städte, welche er besuchte, hier aufzunehmen, oder mit den Angaben früherer Reisenden zu vergleichen, dürfte für die Mehrzahl der Leser von keinem Interesse sein, und wir begnügen uns daher, zum Schlufs die Aufmerksamkeit des Lesers auf zwei Abschnitte des Buches zu lenken, die, wie selbstständige Abhandlungen, mit dem Uebrigen in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, und von denen der erstere sich über die Religionen Chinas, der zweite aber über das Christenthum in China verbreitet. Dieser letztere ist bei weitem der interessantere, während der erstere nur die auch von anderen Seiten her bekannten Thatsachen übersichtlich zusammenstellt und mit Bemerkungen, die allerdings den genauen Kenner des chinesischen Volkes verrathen, begleitet. In dem Abschnitte aber, welcher vom Christenthume in China handelt, wird ein historischer Abrifs aller Versuche, die für die Einführung und Ausbreitung des Christenthums in diesem Lande, seit der ersten Ansiedelung der Portugiesen auf Macao im Jahr 1537 bis auf den heutigen Tag, gemacht worden sind, in genügender Ausführlichkeit gegeben, demnächst Alles, was auf die Förderung oder Hemmung des Christenthums seitdem in China Einflufs gehabt hat, berührt, und endlich der Leser mit demjenigen bekannt gemacht, was im gegenwärtigen Augenblick für die Ausbreitung des Evangeliums in China geschieht. Wir lernen daraus, dafs jetzt unter allen christlichen Völkern die *Franzosen* die gröfste Zahl von Missionaren nach China senden; zunächst nach ihnen folgt die römische Propaganda; dann kommen Spanier und Portugiesen. Protestantische Missionare haben vor dem Jahre 1807 China nicht betreten; erst seit diesem Jahre haben die Engländer wackere Männer, welche sich dazu berufen fühlten, dorthin gesendet, und die Nordamerikaner sind ihrem Beispiele ge-

Digitized by Google

folgt. Malacca ist die Haupt-Niederlassung der englischen Missionare geworden, und aufser anderen Einrichtungen, welche zur Beförderung des grofsen Zweckes getroffen wurden, errichtete man daselbst auch eine Schule (college), um den Chinesen die englische, Europäern aber und Anderen die chinesische Sprache zu lehren, und sämmtliche Schüler mit den nöthigen Religions- und wissenschaftlichen Kenntnissen auszurüsten. Viele niedere Schulen entstanden, und durch die zunehmende Begeisterung, welche den ersten protestantischen Bekämpfern des Heidenthums im östlichen Asien neue Mitstreiter zuführte, war es den Engländern möglich, auch auf Rhio, in Batavia, auf Sincapore, auf Pinang und zuletzt in Siam Missionen zu errichten. Mag der Leser sich selbst die Folgen im Geiste entwickeln, welche aus diesen Stiftungen über kurz oder lang hervorgehen zu sehen, die Hoffnung vorhanden ist.

Eine von W. Ellis, dem Verf. der Polynesian Researches, herrührende Abhandlung über China und Siam und über die Arbeiten der protestantischen Missionare in diesen und den angrenzenden Ländern ist dem Ganzen als Einleitung vorausgeschickt, um dem nicht eingeweiheten Leser das Verständnifs der folgenden Blätter zu erleichtern. Das beigegebene Kärtchen der siamesischen und chinesischen Küstenländer hat keinen wissenschaftlichen Werth, und reicht nicht einmal für den Leser hin, um dem Verf. auf seinen Reisen gehörig zu folgen.

Walter.

LXX.

Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen, von Ludwig Preller, Dr. der Philosophie, Privatdocenten an der Universität zu Kiel. Hamburg, 1837.

Der mythologische Forscher gleicht dem Schiffer zwischen der Scylla und Charybdis; denn es giebt nicht leicht ein anderes Fach, bei welchem die Abwege so schwer zu vermeiden und so verderblich wären. Die spätere Zeit wird daher manche der gerühmtesten Werke unseres hochweisen Jahrhunderts entweder der Vergessenheit übergeben haben, oder, gleich den Untersuchungen über die Sprache, welche im Paradies gesprochen wurde, oder über das Holz, woraus Christi Kreuz gezimmert war, um ihrer Seltsamkeit willen aufbewahren. Es genügt nicht, dafs man, die Willkühr der Phantasie zügelnd, mit Scharfsinn und besonnener, umsichtiger Prüfung das Gegebene sichte, scheide und ordne: denn der dürre Verstand vernimmt nichts von dem Geiste, der sich in Thun und Denken der Zeiten offenbart, und verstrickt sich in die eignen Gespinnste seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit: es mufs aus dem Leben kommen, was zum Leben dringen soll. Wer aus innerem Drang und Bedürfnifs sich dem Gegenstande ergiebt; wer, von den Wirren der Gegenwart beunruhigt, zu dem abgeschlossen und vollendet zu überblickenden Alterthume flüchtet, und dieses wiederum durch Vergleichung mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens sich zu vergegenwärtigen und gleichsam neu zu beleben trachtet; wer alle Offenbarungen des menschlichen Geistes nicht als Produkte des Zufalls und der Willkür, sondern der organischen Nothwendigkeit, Einheit und Gesetzmäfsigkeit anzusehen gewohnt ist: der hat den rechten Weg gefunden, noch eh' er sich in Bewegung gesetzt hat, und was er schafft, ist fruchtbringend.

Die angezeigte Schrift ist unbedingt als eine erfreuliche und förderliche Erscheinung auf diesem Gebiete anzuerkennen, wenn auch ihr Bestreben mehr darauf gerichtet ist, auszuscheiden und abzuweisen als aufzufassen und darzustellen. Mit kluger Selbstbeschränkung hebt der Verf. aus der unabsehbaren Menge von Mythen und Cultur, deren Gesammtmasse selbst eines Hercules Schultern zu zerbrechen drohen, nur diejenige Parthie heraus, um die sich die Frage über das Alter der Mysterien dreht. Somit hat diese Schrift einerlei Thema mit Lobecks Aglaophamus: doch sind der Weg und Standpunkt des Verfs. verschieden. Denn wenn z. B. jener die Mysterien für Producte des Separatismus und der Geheimnifskrämerei hält, welche die frühe Eifersucht der einzelnen Staaten und Landschaften auf das Particuläre ihres Gottesdienstes mit sich gebracht habe; so erkennt dieser das Mystische vielmehr für ein nothwendiges und wesentliches Element in den Religionen, bei dem zwar wohl das Hervortreten und Erscheinen aber nicht das Entstehen von Umständen abhängig sein kann. Uebrigens steht derselbe seinem Vorgänger an Gründlichkeit und Benutzung reicher Mittel kaum nach, übertrifft ihn aber sicherlich an Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung. Um dem Leser von seinem Standpunkte und

Digitized by Google

Verfahren desto eher einen Begriff zu geben, ist es nöthig, die zu Grunde liegenden Ansichten in Kürze mitzutheilen.

Der Verf. gewahrt und unterscheidet im griechischen Alterthum eine zweifache Religion und Anschauungsweise. Der einen zufolge erscheinen die Götter als ganz concrete ideale Menschengestalten, keine Naturkräfte, und leben in ununterbrochener Heiterkeit der Existenz, fern von der Herrschaft des Todes und Schmerzes. Nach der anderen sind es schlecht personificirte Naturpotenzen, geheimnifsvolle Mächte, zu denen der verzagte Sterbliche in seinem Wesen keine Verwandtschaft spürt, durch Leiden, Sterben und Wiedererwachen die Menschen, vermöge einer eigenen Sentimentalität jener Zeiten, zu gleicher Trauer und Freude reizend. Nach jener Ansicht ist der Tod das Ende der Existenz, die Fortdauer nach dem Tode nur ein Schatten, ein Schein des wirklichen Leben, und die Unterwelt mit ihren Göttern ein Gegenstand des Schauers für alle Glücklichen: nach der anderen ist der Tod Uebergang zu einem neuen Leben, der Hades Sitz der zeugenden Kraft der Natur, und seine Gottheiten sind die Spender der Fülle und des Reichthums. Vertreter jener Religion ist Homer sammt den Achäern und Hellenen: die zweite scheint den Pelasgern eigenthümlich gewesen zu sein, von denen die Orphiker sie geerbt und in das Hellenenthum eingeführt haben. Beide, so verschieden und unvereinbar, wurden dennoch mit einander vermengt und verschmolzen, doch so, dafs das einmal herrschend gewordene homerische Wesen die Oberhand behielt. Der Anfang und die Vermittelung dieser Vereinigung bietet sich im Hesiod dar.

Es ist der Vorzug gründlicher Forschungen, dafs ihr unverwüstlicher Werth selbst dann wenig beeinträchtigt wird, wenn man mit der Grundansicht nicht übereinstimmen kann. In diesem Falle befindet sich der Verfasser. Denn erstlich scheint es ihm keineswegs richtig, dafs die homerischen Götter keine Naturkräfte darstellen. Sogleich der Name Zeus z. B. (da die Enge des Raums Beschränkung auf das Nothwendigste gebietet) sagt nach unumstöfslich-sicherer Etymologie aus, dafs durch ihn der Aether repräsentirt werde. Diefs hindert aber nicht, dafs sie zu gleicher Zeit so concret-persönlich und menschlich wie nur immer möglich gedacht werden. Noch weniger leben sie in Sorglosigkeit und epicuräischer „Indifferenz der Gefühle" hin: sie nehmen ja Theil an den Leiden und Freuden der Sterblichen; noch mehr, sie irren und büfsen die Schuld ihrer Verirrungen, werden verbannt, aus dem Himmel gestürzt, mit Ambossen an den Füfsen zwischen Himmel und Erde aufgehangen u. s. w. Die Verschiedenheit der Hesiodischen Anschauungsweise erklärt sich hinlänglich aus der Verschiedenheit des Standpunktes: denn die Theogonie ist ein philosophisches Gedicht im Geiste jener Zeit. Ganz die nämlichen Wesen wie bei Homer sind die Götter im Empfinden und Handeln noch bei Euripides: und doch liegt fast ein halbes Jahrtausend sammt den Orphikern, Physikern und Hesiod dazwischen. Verschieden zeigen sie sich dagegen bei Sophokles und noch verschiedener bei Aeschylus: und doch hat *ein* Tag diese drei Dichter nach der Schlacht bei Salamis vereinigt gesehen und übten sie sämmtlich die nämliche Dichtungsweise. Von den Pelasgern und ihrem Verhältnisse zu den Hellenen wissen wir nichts Sicheres, und was man etwa aus neueren Untersuchungen gelernt hat, das kann man gar nicht eilig genug wieder vergessen: denn es ruht gröfstentheils auf dem vergeblichen Bestreben, Mythen in Geschichte umzuwandeln. Gewaltsame Störungen, Zerklüftungen und Verschmelzungen in der organischen Entwicklung der Völker pflegen nie ohne gewaltsame Einwirkungen von aufsen, geistige oder physische Unterjochung, vor sich zu gehen. Die Tradition berichtet uns nichts von dergleichen Ereignissen bei dem griechischen Volke: und thäte sie's, so würden die Thatsachen sie Lügen strafen: denn Sprache und Sitten sind aus Einem Gusse, und zeigen keine bedeutenden Spuren von Mischung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen, von Ludwig Preller.

(Schlufs.)

Wenn endlich die Unterweltsgötter einmal als furchtbar, schrecklich und verabscheuungswerth und das andere Mal als mild- und seegenspendend erscheinen, so darf man zuversichtlich behaupten, dafs sie eben darum, weil sie das Erstere waren, nothwendig auch das Andere sein mufsten: denn die Griechen müfsten nicht Griechen gewesen sein, wenn sie diese Gegensätze nicht in demselben Wesen vereinigt hätten, sie, die das Erstarren des Todes im Gesichte der Medusa nie anders als in der schönsten Bildung darzustellen vermocht haben. Und lehrte denn diese Vereinigung nicht die Natur selbst, die aus demselben Erdboden, welcher die Reste des Entseelten aufnimmt, auch die Nahrung für den Lebenden hervorkeimen läfst? Ist sie nicht nothwendig in einer Religion, die keine constant bösen Wesen oder Teufel kennt?

Wir folgen nun dem Verf. zu dem Besonderen in der Darstellung der Demeter-Religion. Er lehrt, dafs in ihr ein dreifaches Element zu unterscheiden sei: 1) die Gewährung der Nahrungsmittel und Leitung des Feldbaus: 2) die unterirdische Naturkraft, das Verhältnifs zur Kore, ihr Leid um diese, ihr Suchen und Wiederfinden, und der daran sich knüpfende mystische Gottesdienst; 3) die Einführung der milderen Lebensweise und Begünstigung der Ehre. Zwischen dem ersten und zweiten und nicht minder auch dem dritten Elemente erkennt er wieder eine unausfüllbare Kluft. Denn dort stehe Demeter in gar keinem Verhältnifs zur Unterwelt und zur Gattin des Aidoneus, und sei diese keineswegs das liebliche Kind Kore, sondern die schreckliche Todesgöttin, genannt Würgerin (*Περσεφόνη*), die Tochter oder Schwester der Styx. Diesen Abstand und die Spuren späterer Verschmelzung sucht der Verf. sodann auch durch Aufsuchung gewisser Widersprüche in den Mythen darzulegen. Doch überzeugt er uns hier so wenig als in dem Früheren. Um der Kürze willen wollen wir die Widerlegung, die wir versuchen, anstatt dem Verf. von Capitel zu Capitel zu folgen, in eine zusammenhängende Deduction einkleiden.

Vieles was nach unseren Vorstellungen meilenweit auseinander liegt, war nach der Ideenverbindung der früheren Menschen ganz unmittelbar und nothwendig vereinigt. Beweifs davon liefert die Sprache in unzähligen Beispielen. Demeter ist anfangs nichts als die Urheberin der Nahrung und vor Allem des Getraides. Diefs bezeugt selbst der Name: denn *Δη-μήτηρ* oder vollständig *Δηώ* ist (da der Verf. die Ableitung von *γῆ* siegreich zurückgeschlagen hat) einerlei Stammes mit *δαίς*, *δαίνυμι*, dapes und *ἔδω*, und wurde zunächst aus dem cretischen Worte *δηαί* *Gerste* gebildet, in dessen Richtigkeit eben wegen dieses etymologischen Zusammenhanges kein Zweifel zu setzen ist. Zur Bestätigung dienen noch überdiefs die Namen Ceres und *Σιτώ* (welchen letzteren die Göttin bei den Syracusanern trug), indem sie sich zu *κρῖ* oder *κριθαί* und zu *σῖτος* ganz so wie *Δηώ* zu *δηαί* verhalten: und wenn endlich *Δαίρα* ein Name der Kore ist, so geht er wohl ohne Zweifel von demselben Stamme aus. Nun ist aber aller Nahrung Quelle und Ursprung der Erdboden: da mufs also auch deren Urheberin wohnen, und somit eine der Unterirdischen sein: denn zum Reich der Unterwelt gehört bereits Alles, wohin das Licht des Tages nicht mehr dringt, sei es auch nur einen Zoll tief in der Erde verborgen. Bei der altlatinischen Ops, der Gemahlin des Feldbau-Gottes Saturn, deren Namen Nahrungsfülle und Wohlstand bezeichnet, wird daher dasselbe Verhältnifs vorgefunden. Der Dienst dieses Ehepaares der latinischen Religion dient zugleich zum Beweise, wie die Einführung der friedli-

Digitized by Google

chen und gesitteten Lebensweise mit der Pflege des Ackerbau's immer als unzertrennlich vereinigt gedacht worden sei. Was aber die Thesmopherien betrifft, so scheint der ganze Ritus sich speciell nur auf den Zustand des Weibes in der Ehe (die denn freilich die Grundlage aller bürgerlichen Ordnung ist) zu beziehen, und selbst das Wort θεσμός ist mit γάμος sinnverwandt. Zur näheren Veranlassung jedoch diente die Analogie, welche man zwischen der geschlechtlichen Beiwohnung und dem Aufwühlen des Feldes nebst Einstreuung des Saamens fand, dergestalt, dafs beiderlei Handlungen mit den nämlichen Ausdrücken ἀροῦν und σπεῖραι bezeichnet wurden, wie diefs der Vf. selbst sehr treffend darlegt. Wenn daher das Weib das Vorbild seines geistigen Verhältnisses zum Gatten in dem Verhältnisse des himmlischen Ehepaares Zeus und Hera abgespiegelt erkannte, so vergleicht es dagegen in Bezug auf seine Fruchtbarkeit und seine Bestimmung, Kinder in seinem Schoofse zu empfangen, zu tragen, zu gebären und zu ernähren, sich durchweg mit der Mutter Δηώ. Darum war diese die καλλιγένεια und κουροτρόφος, darum wurde sie von den Frauen ohne Beisein der Männer erst durch Enthaltung vom Beischlafe und allem, was dazu reizt und sodann durch Scherze über den Beischlaf verehrt, darum dabei die χάριτες und θεοὶ γαμήλιοι angerufen u. s. w. Als Mutter und κουροτρόφος besitzt sie denn natürlich auch *Kinder*, Κόρος und Κόρη — Liber und Libera: doch ist ihr Verhältnifs zu dem ersteren in der vulgären Mythologie nicht so bekannt als das zu der zweiten, weil ihre Mutterschaft in Bezug auf ihr unter einem besonderen Namen (Σεμέλη) sich von ihrem Wesen losgelöst hatte. Und weil sie sich des Besitzes der Κόρη freut, so mufs sie ferner auch dasjenige leiden, was jede sterbliche Mutter leidet, dafs sie das Eigenthumsrecht auf ihr Kind verliert, indem der Mann es gewaltsam entführt, mit Einstimmung des höchsten Gottes, der die Ehen begünstigt: sie mufs es darum leiden, weil die sterbliche Mutter es leidet, und diese unter den Göttern ein Vorbild sucht. Denn das ist der Anfang und das Ende der Religion, dafs der Mensch für seine Zustände göttlicher Vorbilder bedarf: aufserdem gäbe es keine. Ueber diesen Theil der Demeter-Religion sind noch einige Erörterungen nothwendig.

Es ist offenbar, und nicht blos vom Verf. sondern auch von Anderen anerkannt, dafs die Entführung der Kore, gleich dem Raube der Sabinerinnen zu Rom, der Entführung der Bräute aus dem Schofse ihrer Mütter zum Vorbilde gedient hat, und dafs der ganze Mythus aus dieser Sitte, wie aus einem Gartenbeete, hervorgesprosst ist. Warum mufs aber gerade der Fürst der Schatten der Entführer sein? Als eine gewaltsame Verletzung hat man die Beraubung der Jungfrauschaft überall angesehen (diefs beweis't das geflissentliche Ungeberdigstellen der Bräute sammt so manchen sonderbaren Gebräuchen), und solche Verletzungen pflegen gleich den lebensgefährlichen Ring- und Gladiatorenspielen als Opfer für die Unterirdischen geübt und betrachtet zu werden. Denn dafs jene Einmischung des Hades kein Werk einer zufälligen, gedankenlosen Vermengung war, wie der Verf. annimmt, beweist das Beispiel Roms, woselbst der Raub der Sabinerinnen mit den Ringspielen zu Ehren des Consus verbunden ist, und Consus (wer will mir diefs bestreiten?) ist der Fürst des Hades. Eine Verbindung, oder wenn man will Vermischung, hat übrigens bei diesem Mythus trotz dem stattgefunden, aber keine gewaltsame, sondern eine ganz natürliche, in der Anschauungsweise der früheren Menschen wohlbegründete. Das Verschwinden der Kore und ihre Wiederkehr war nämlich, wie der Verf. selbst uns belehrt hat, Eins mit dem allgemein geglaubten Heraufkommen der unterirdischen Geister im Beginn des Frühlings und ihrer Zurückziehung bei des Winters Eintritt. Die Bewohner des Schattenreichs sind von den Lebenden nicht mehr und nicht weniger als die des Olympus geschieden: sie umschweben sie, wirken und schaffen zu ihrem Heile oder Schrecken unaufhörlich, und der Glaube an das Walten der Laren, Penaten und Heroen ist älter als Homer, älter als Hesiod: er ist mit dem Menschen geboren. Was sollen wir verwischte und bestäubte Pergamente fragen, wo die Natur spricht? Sind sie nun die reichthumschaffenden, die nahrungreichenden, die seegenspendenden (Πλούτων, πλουτοδόται, Dis u. s. w.), so werden sie auch hervorwallen, wenn der Schoofs der Erde sich zur Fruchtbarkeit erschliefst, um ihr Geschäft zu verwalten, bis die Erndte reift, und sich wieder zurückziehen, wenn Laub und Gras ersterben und die Zeugungskraft der Erde rastet.

Wir kehren wieder dahin zurück, dafs Demeter zu den unterirdischen Mächten gehört. Das Wesen

Digitized by Google

dieser Unterirdischen ist eigner Art, nämlich entweder unbedingt gütig und seegenspendend oder unbedingt schrecklich und verderblich. Menschlich fühlen, menschlich irren und menschlich verzeihen, das verstehen sie nicht; sie beharren bei dem, was Recht ist. So erscheinen die Eumeniden im Gegensatz zu Apollo und Athene bei Aeschylus (und diese Eumeniden sind von den übrigen Bewohnern des Todtenreichs nicht specifisch verschieden, so wenig als die larvae von den lares), so erscheint Demeter. Kein Mitleiden mit den armen Sterblichen findet in ihrem Herzen Raum, keine Verzeihung gegen die rasche That der heifsen Liebe: ihre Tochter ist ihr entrissen, und weil ihr Recht versagt wird, so giebt sie Götter und Menschen unbedenklich dem Verderben Preifs: in einer einsamen, finsteren Höhle verborgen, schlägt sie die Erde mit Unfruchtbarkeit, vertrocknet die Gewässer, macht das Land zur Wüste — einer Furie gleich. Wenn also die Mythen sagen, dafs sie sich hiebei wirklich in eine Furie verwandelt habe, so mufs man sich dessen vielmehr freuen, als es zu beseitigen suchen. Denn die Erscheinung der Furien ist nach ursprünglicher Vorstellungsweise sicherlich immer nur momentane Verwandlung unterirdischer Dämonen gewesen, so gut wie die der larvae: auch werden larvatus und cerritus (von Ceres) als gleichbedeutend gebraucht und pflegt Demeter mit ihrer Tochter durch einerlei Beiwort mit den Eumeniden (nämlich σεμναί und πότνιαι) geehrt zu werden, und sehen wir bei Plutarch (Marcell. c. 20) einen Besessenen vor diesen entsetzlichen „Müttern" wie vor den Furien fliehen, und endlich haben sie auch die Fackeln und die Schlangen sammt dem Drachengespann mit den Furien und der Hekate gemein.

Wie wir nun bei den Eumeniden die Himmlischen zur Vermittlung eintreten sehen, so geschieht es auch hier. Zeus begütigt die Göttin, und sendet ihr zur Aufheiterung die Chariten, die Aphrodite und die Musen, damit sie vor ihr tanzen, singen, spielen und scherzen bis sie hingerissen unwillkührlich in Lachen ausbricht. Diese viel würdigere Gestaltung der Sage, als die Erzählung von den rohen Späfsen einer Jambe oder Baubo ist, findet sich bei Euripides, zum Beweise, dafs auch von jüngeren Dichtern viele echte Züge der Mythe aufbewahrt werden *): denn dafs dieser Zug echt sei, lehrt die Natur der Sache viel sicherer als jenes engherzige, rathlose Anklammern an die Buchstaben, verbunden mit dem starrsinnigen Vorurtheilen alles dessen was nicht in Homer steht, welches bereits Strabo mit Recht getadelt hat. Jenes Singen und Spielen vor der düsteren Göttin entspricht genau den rührenden Klagen des Orpheus vor dem Fürsten der Unterwelt, und ist für die Deutung des Demetercultus von der gröfsten Wichtigkeit. Es geschah keineswegs aus besonderer, unerklärlicher „Sentimentalität," dafs man die Demeter mit der Kore und andere Wesen dieser Art durch Freude und Trauer, Scherz und Betrübnifs verehrte, wie denn überhaupt die Gemüthsaufregung in den alten Religionen viel weniger als in der christlichen zu Hause ist. Was damit bezweckt wurde, legt der Mythus ganz klar vor Augen. Diese strengen, finsteren, unerbittlichen Wesen sollten sehen, dafs sie Menschen vor sich haben, Geschöpfe welche Freud und Leid empfinden, den Leidenschaften unterthan sind, irren und bereuen, und sollten dadurch zum Mitgefühl gereizt werden, damit sie, gleich den Himmlischen, mit Menschen menschlich verfahren möchten. Denn Furcht und Hoffnung sind die Triebfedern alles Götterdienstes, nicht Sentimentalität noch Nervenreiz. So ist auch im Mysterien-Cultus nichts weniger als ein „laut- und besinnungsloses Austaunen" zu erkennen. Nein! so stupid waren jene Menschen nicht, welche das Schönste und Geistreichste in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, geschätzt und empfunden haben. Ueberhaupt wäre zu wünschen, dafs jenes Befremden über die Mysterien, als eine monströse Erscheinung, die sich mit nichts Anderem vereinbaren lasse, keinen Eindruck auf den Verf. gemacht hätte, zumal wenn an derselben, wie er selbst lehrt, aufser Reinigung, Askese, Stillschweigen, Orgiasmus und Ausschliefsung der Ungeweihten, weiter nichts besonderes zu entdecken ist. Geht Reinigung nicht jedem Opfer vorher? wird Askese nicht für jede Festesfeier gefordert? ist das εὐφημεῖν und andächtige Schweigen nicht bei jeder heiligen Handlung nothwendig? ist Orgiasmus nicht dem Götterdienste der alten Welt überhaupt

*) Der nämliche Dichter läfst auch die jungfräulichen Göttinnen Athene und Artemis sich das Schicksal der geraubten Kore zu Herzen nehmen, übereinstimmend mit alten Bildwerken, wo man die erstere sich dem Pluto in den Weg stellen sieht.

Digitized by Google

eigen? ist Ausschliefsung der nicht dazu Gehörigen nicht nothwendiges Erfordernifs bei den heidnischen Ceremonien? Und wenn endlich dabei Einiges gethan oder gesprochen wurde, woraus man die Ueberzeugung von der Veredlung des Lebens durch die Gottheiten, die den Ackerbau gestiftet haben, oder Hoffnungen für den Zustand nach dem Tode schöpfen konnte; so lag auch selbst dieses nicht aufser dem Kreise der gewöhnlichen Religionszustände des Alterthums.

Wohl in allen Punkten würden des Ref. Ansichten leichter mit denen des Verfs. übereinstimmen können, wenn dieser von der Stätigkeit und Gesetzmäfsigkeit der Entwickelung alles dessen was zum geistigen Leben des Menschen gehört, lebhafter überzeugt wäre. Denn diese Entwickelung nimmt nicht den Gang einer Linie, deren Ende vom Anfang nichts weifs und deren Mitte abgerissen und wieder neuangestückt sein kann, welches z. B. der Fall wäre, wenn Hermes aus dem Hirten zum Kaufmann, aus dem Kaufmann zum Diebe, u. s. w. zum Redner, Ringer, Musiker, Bothen und unterirdischen Seelenführer übergegangen wäre, oder wenn sowohl hier als anderwärts zufällige Vermengung heterogener Elemente stattgefunden hätte; sondern die Bereicherungen und Erweiterungen der Mythenkreise pflegen organisch zu geschehen, so dafs sie sich wie die Ringe der Baumstämme um einen Kern oder Mittelpunkt herumlagern, und die Veränderungen der Begriffe durch Uebertragung auf neue und immer neue verwandte Gebiete, ohne Verletzung der Analogie, bewirkt werden. Doch hindert den Ref. diese Abweichung seiner Ansichten keineswegs, die besagten Vorzüge der Schrift anzuerkennen, die theils durch den Reichthum ihres Inhalts, die Zusammenstellung wichtiger Thatsachen und Zeugnisse, die Erörterung interessanter Gegenstände, die Aufhellung dunkler und die Entscheidung bestrittener Punkte der Mythologie, theils auch und noch vielmehr durch die Klarheit in Darstellung verwickelter Dinge und durch eine gebildete Sprache die Leser zu fesseln geeignet ist. Gerne möchten wir daher noch manches Einzelne, z. B. die Sagen über Triptolemos, Jasion, Kadmos, den Cultus des Apollo und Hyacinthus oder des Zeus als Ehewalters und Witterungsvorstehers, die Untersuchung über den Demeter-Hymnus sammt den übrigen hieher gehörigen Dichtungen, zur Mittheilung und Betrachtung herausheben, wenn die Gesetze dieser Zeitschrift nicht Beschränkung auf das Wesentlichste zur Pflicht machten. Der Leser möge sich also über den Werth dieser Theile durch eigne Anschauung überzeugen.

J. A. Hartung.

LXXI.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William Buckland. London, 1836. *gr.* 8. *Vol. I. XVI et* 599 *S.; Vol. II. VII et* 128 *S. und* 87 *Tafeln Abbildungen.*

Francis Henry, Earl of Bridgewater setzte in seinem am 25. Februar 1825 errichteten Testamente 8000 Pfund Sterling aus für ein oder mehrere Werke über die in dem Thierreiche, dem Mineralreiche, dem Pflanzenreiche, in dem Bau der Menschenhand und in der Schöpfung anderweitig verherrlichte Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Diese Summe sollte zur Verfügung des Präsidenten der königlichen Societät in London stehen. Bridgewater starb im Februar 1829, und so kam es, dafs die Vollziehung dieses Theils seines Willens auf den berühmten Davies Gilbert fiel, welcher dem schwierigen Auftrage nicht besser Folge geben zu können glaubte, als durch Vertheilung der Aufgabe unter die Gelehrten Chalmers, Kidd, Whewell, Bell, Roget, Buckland, Kirby und Prout, zur Abfassung einer Reihe von Werken im Geiste des Testators. Diese zum Theil erschienenen Bücher sind eben so schön als wichtig. Bei einer eleganten äufsern Ausstattung enthalten sie die Gegenstände nicht nur gründlich wissenschaftlich, wofür schon das Ansehen der Verfasser bürgt, sondern auch aus dem Gesichtspunkte der Lehre von Gott in der Natur auf eine Weise behandelt, welche den günstigsten Einflufs auf Naturwissenschaft wie auf Theologie, besonders bei dem gröfsern Publikum, üben und, nach des Testators Willen, dem Unglauben steuern wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William Buckland.

(Fortsetzung.)

Von diesen Bridgewaterbüchern fiel auf Buckland, den gefeierten Geologen der Universität Oxford, die Bearbeitung des Mineralreichs, oder des unserm Berichte anvertrauten Werkes über Geologie und Mineralogie. Dieses Werk zerfällt in zwei Bände, von denen der erste den eigentlichen Text, der zweite die ausführliche Erläuterung der Abbildungen und die zahlreichen Abbildungen selbst enthält. Eine vollständige Geologie und Mineralogie lag nicht in der Absicht des Unternehmens. Dem Verf. mufste freie Hand gelassen werden, aus der Geologie und Mineralogie das herauszuheben, was die Lösung der Aufgabe am zweckmäfsigsten und schönsten herbeiführte, wozu er sich, das Hauptsächlichste nicht aufser Acht lassend, gröfstentheils der auffallenderen Erscheinungen und der neuesten Entdeckungen bediente. Hieran nun führt er in den 24 Kapiteln des ersten Bandes wiederholt den Beweis, dafs die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes an dem Mineralreiche zu erkennen sei. Dem rein Mineralischen ist nur das 23. Kapitel gewidmet, alles Uebrige ist Geologie oder ihr verwandt; gröfstentheils ist die Rede von Versteinerungen und fossilen Knochen, und auch hier ist dem zoologischen der gröfsere Raum überlassen. Wir freuen uns, bei Gelegenheit dieser Anzeige mittheilen zu dürfen, dafs diesem gleichwohl fühlbaren Mangel an Vollständigkeit durch eine demnächst erscheinende, mit den Originaltafeln versehene, deutsche Uebersetzung, für uns wenigstens, abgeholfen wird, welche den trefflichen Forscher Prof. Dr. Agassiz in Neuchatel, der schon Buckland bei der Herausgabe des englischen Originals unterstützte, zum Verfasser hat; er wird einige Abschnitte weiter ausführen und Noten und vollständige Verzeichnisse über die Versteinerungen beifügen, welche die Formationen charakterisiren.

Bei einer Beurtheilung vorliegenden Werkes wäre es nöthig, auf die beiden Richtungen Rücksicht zu nehmen, welche bei dessen Abfassung eingehalten wurden, auf die Theologie in der Natur und auf die beschreibende Naturwissenschaft. In Betreff der Theologie in der Natur bemüht sich Verf. zu zeigen, und gewöhnlich am Schlufs eines jeden Kapitels darauf hinzuweisen: 1) wie die gegenwärtige Vertheilung der Gesteine, obgleich manche von ihnen durch gewaltige und zerstörende Einflüsse entstanden, doch von dem gröfsten Nutzen sei zum Bestehen und Gedeihen der Pflanzen und Thiere, insbesondere aber für den Menschen, der in dieser Anordnung und in der Natur der Mineralsubstanzen der Erdrinde die weise Absicht eines allgütigen Schöpfers zu erkennen habe; 2) wie die Ergebnisse der Geologie sowohl allen Theorien über den Ursprung der Welt, als auch den bestehenden Systemen über organisches Leben widerstreiten, welche auf einem allmähligen Uebergang oder der Umwandelung einer Species in die andere beruhen; und 3) wie die gründlichen Untersuchungen der jetzt versteinerten oder fossilen organischen Ueberreste der Urwelt und die Verhältnisse unter denen sie vorkommen, unumstöfslich darthun, dafs unser Planet, ehe der Mensch auftrat, Pflanzen und Thiere getragen, welche, obgleich sie wieder erloschen, doch im innigsten Zusammenhange stehen mit den lebenden Pflanzen und Thieren durch die bewunderungswürdige, einen ewigen, lebendigen und wahren Gott verkündende Einheit in den Grundlagen ihrer Zusammensetzung; und wie der Plan, welcher der Structur eines jeden Geschöpfes und auch des menschlichen Körpers zu Grunde liegt, einen weisen Schöpfer erkennen lasse, der jedem Geschöpf seine feste Bestimmung angewiesen und keine

Digitized by Google

Verschiedenheit der Structur angeordnet habe, die nicht ihre Bedeutung und Nutzen hätte.

Gern wird man diesen Ansichten des Verfs. beipflichten, sie gehören zu den tröstlichen Bekenntnissen, welche die tiefsten Forscher in der Natur aus freudiger Ueberzeugung ablegen. Gott ist geoffenbaret durch das heilige Wort und verherrlicht in der wunderbaren Natur. Der Geolog allein geniefst unter den Sterblichen den Vorzug in die früheren Zustände der Erde auch mit lieblichem Auge zu blicken, und den Beweis zu führen, dafs die Natur immer dieselbe gewesen, und das Werk Eines Schöpfers sei. — Wir wenden uns nun zu den einzelnen Abschnitten.

Einleitend deutet das erste Kapitel (S. 1) den Umfang an, welchen die Geologie einnimmt. Verf. bekennt sich darin zu denen, welche dem Gebiete dieser Wissenschaft eine Ausdehnung einräumen, die nur von der Astronomie übertroffen wird. Alle physikalische Wissenschaften, mit Ausnahme genannter Astronomie, sind der Geologie eng verknüpft, und es läfst sich nicht verkennen, welch' grofser Gewinn ihr in kurzer Zeit hiedurch erwuchs, und dafs sie, auf diesem Wege fortgebildet, an Bedeutung noch zunehmen wird. Daher sagt auch Herschel sehr wahr, die Geologie stehe durch die Gröfse und Erhabenheit der Gegenstände, welche sie behandelt, der Astronomie am nächsten. Sie wird also auch vorzugsweise geeignet sein, die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes zu verkünden.

Das zweite Kapitel (S. 8), worin die Uebereinstimmung geologischer Entdeckungen mit der heiligen Schrift nachgewiesen wird, ist mehr theologisch. Sehr gewandt begegnet Verf. dem Verschreien der Geologie als einer Feindin der geoffenbarten Religion. Die Geologie, sagt er, theile hierin nur das Loos anderer, noch in der Kindheit stehender Wissenschaften. Wäre sie völlig ausgebildet, so würde sie als feste und kräftige Stütze des geoffenbarten Wortes und der Lehre von der Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers sich bewähren; wären wir im Stande die Structur unserer Erde und ihre Geschichte ganz zu begreifen, so würden wir zu Resultaten gelangen, welche denen der Astronomie an Bedeutung gleichstünden. Wie die Welt das Werk, so ist die Bibel das Wort Gottes; es ist daher auch nicht zu befürchten, dafs zwischen beiden wirkliche Widersprüche bestehen. Verwirrung, Unsicherheit, Zweifel sind Zeichen des Anfangsstadiums in wissenschaftlichen Forschungen. Dieses Stadium aber besitzt einen unwiderstehlichen Reiz, Folgerungen zu ziehen, welche, wegen der Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, worauf sie beruhen, nothwendig unhaltbar sein müssen, und zu dem Glauben Veranlassung gaben, dafs die physikalischen Wissenschaften die Religion gefährdeten, und die Erscheinungen in der Natur unverträglich seien mit dem Gotte der heiligen Schrift, während doch aufser dieser nichts besteht, was zur wahren Erkenntnifs Gottes führen könnte, als eben seine Schöpfung.

Zwischen dem gegenwärtigen und dem anfänglichen Zustande unserer Erde liegt eine Reihe von Zeiten, während welchen in der Schöpfung grofse Veränderungen vorgingen, nach eben so vollkommenen Gesetzen als die, welche die Himmelskörper in ihren Bahnen halten. Was wir jetzt sehen ist das frühere unter anderer Gestalt, und beruht auf denselben Fundamentalgesetzen. Es wäre thöricht, bei dem mangelhaften Stande der Wissenschaft eine unumstöfsliche Theorie der Erde aufbauen zu wollen. Es liegen indefs zahlreiche unbestrittene Thatsachen vor, welche wichtige Folgerungen zulassen. Dafs es noch Niemand gelungen ist, die durch Moses überlieferte Schöpfungsgeschichte in vollkommene Uebereinstimmung mit den geologischen Beobachtungen zu bringen, hat diese Wissenschaft in den Augen mancher Eiferer für Religion heruntergesetzt. Diese Ehrfurcht vor der Genesis war nicht ohne wohlthätigen Einflufs auf die Ausbildung des geologischen Studiums. Der Aufschwung der Wissenschaften überhaupt, und die dadurch herbeigeführten Entdeckungen der Geologie, waren in den letzten 50 Jahren so aufserordentlich, dafs öfter Versuche gemacht wurden, die mosaische Schöpfungsgeschichte mit dem zu vergleichen, was die Schöpfung in ihren unvergänglichen Denkmalen selbst bietet; auch der Verf. konnte einem solchen Versuch nicht widerstehen.

Die von den verschiedensten Forschern angenommenen langen Zeitperioden, für welche die Schichten der Erdrinde und andere geologische Phänomene unverkennbar sprechen, stehen freilich nicht im Einklang mit der kurzen Erzählung, welche Moses von der Schöpfung gibt. Verf. bekennt sich unverholen zur Annahme solcher langen Zeiträume, und dafs sie der Schöpfung des Menschen lange vorhergegangen wären, wobei er festen Glaubens ist, dafs zwischen seiner Aus-

Digitized by Google

legung der Naturerscheinungen und der Erzählung des Moses keine Widersprüche sich erheben, und sogar die geologischen Forschungen Dunkelheiten in dieser Erzählung aufhellen werden. Als ob man eine Versöhnung der geologischen Wahrnehmungen mit der kurzen Erzählung der Schöpfung bei Moses hätte vermitteln wollen, brachte man verschiedene Hypothesen in Vorschlag, unter denen eine die Entstehung sämmtlicher Schichtgesteine der Sündfluth zuschreibt, was aber nicht nur wegen der ungeheuern Mächtigkeit, Verschiedenheit und öftern Wiederholung der Schichten, sondern auch aus dem Grunde nicht wohl möglich, weil die von diesen Gebilden umschlossenen Ueberreste organischen Ursprunges auf eine, einer gewissen Gesetzmäfsigkeit unterworfenen Reihe von Pflanzen- und Thierformen, wie sie gegenwärtig die Erde nicht mehr hervorbringt, hindeuten, und weil von diesen gleichsam mehrere Schöpfungen übereinander abgelagert sich nachweisen lassen. Andere nehmen für die Entstehung der Schichtgesteine den Zeitraum an, welcher zwischen der Erschaffung des ersten Menschen und der Sündfluth liegt, und zur Zeit der Sündfluth ein plötzliches Untergehen der vorsündfluthlichen Continente, an deren Stelle der alte Meeresboden aufgestiegen wäre. Diese Annahme ist aber eben so unhaltbar, als erstere. Eine dritte, von gelehrten Theologen und Geologen öfter aufgefafste Ansicht, ist die von der Bedeutung der Schöpfungstage in der mosaischen Erzählung. Unter den Schöpfungstagen glaubten sie keine gemeine Tage von 24 Stunden, sondern Perioden von gröfserer Ausdehnung verstehen zu sollen; und da sie nicht weiter daran zweifelten, dafs die Ordnung, in welcher die Geschöpfe der Vorwelt auf einander folgen, dieselbe wäre, wie sie die Genesis vorschreibt, so glaubten sie auch die Erklärung gefunden, während doch geologische Thatsachen letzterer Ordnung widerstreiten.

Will man die mosaische Schöpfungsgeschichte einer Deutung unterwerfen, so bedenke man, dafs mit dem Buche, worin sie aufbewahrt ist, weder eine Geologie noch eine Astronomie oder eine Encyklopädie der physikalischen Wissenschaften überhaupt zu geben beabsichtigt war. Wenn es das Buch der Wahrheit ist, so enthält es doch manches nicht oder in einem andern Sinn, was dennoch wahr ist. Ist ja doch die Wahrheit selbst zu unterscheiden in eine relative und in eine absolute, so dafs das, was relativ oder scheinbar wahr erscheint, bisweilen absolut falsch sein kann. Zum richtigen Verständnifs mancher Bibelstellen ist erforderlich, dafs zuvor unterschieden werde, ob nach dem Augenschein, nach irdischer oder sinnlicher Wahrnehmung geredet werde, oder aus höherer Erkenntnifs. Die nächste Beziehung der heiligen Schrift ist zum Menschen; für ihn nur ist sie geschrieben, und um wo möglich Allen verständlich zu sein, wufste sie sich bisweilen in das Gewand der scheinbaren Wahrheit kleiden, worin sie indefs nie unwahr erscheint.

Zunächst ist von grofser Wichtigkeit zu untersuchen, ob der erste Vers der Genesis: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," summarisch ausdrücke, was die folgenden Verse von den sechs aufeinander folgenden Schöpfungstagen ausführlich erzählen, oder ob der erste Vers für sich bestehen könne. Schon ältere Theologen waren der Ansicht, dafs der erste Vers von den folgenden getrennt gehalten werden müsse. Dazu bekennt sich auch Verf., und Ref. findet um so weniger Bedenken sich dieser Ansicht anzuschliefsen, als hiedurch das erste Kapitel der Genesis verständlicher wird, und mit dem besser übereinstimmt, was sich wirklich noch nachweisen läfst. Es ist zu unterscheiden die Schöpfung des Universums oder des Himmels von der Schöpfung der Erde, und sogar die Schöpfung der Erde überhaupt von der Schöpfung des Zustandes der Erde, in welchen der Mensch eintrat. Die Worte des ersten Verses enthalten nicht nur, dafs die sichtbare Welt überhaupt einen Anfang genommen, sondern machen es auch wahrscheinlich, dafs der Himmel vor der Erde geschaffen war, und die Erde von ihrem ersten Entstehen an manche Zustände durchlaufen habe, bis sie zu der Schöpfung gedieh, wodurch sie erst für den Menschen bewohnbar und so überdies nützlich wurde, wie sie es jetzt ist. Die Schöpfungstage umfassen also nur diesen letzten Zustand, die Thier- und Pflanzenwelt und die Erde überhaupt, wie sie jetzt beschaffen ist; während zwischen dem Anfang der Erde und dem Beginn des ersten Tages ein Zeitraum liegt, den Verf. vielleicht zu weit ausdehnt, wenn er ihm Millionen und abermals Millionen Jahre zumifst. Dieser Zeitraum, dessen Gröfse wohl nie mit Gewifsheit ermittelt werden wird, und der sich nur durch relative Altersbestimmungen gliedern läfst, ist der eigentlich geologische, er enthält eine lange Reihe von Umwälzungen, Veränderungen, Schöpfungen und Zustände des

Digitized by Google

ruhigen organischen Gedeihens, was aber alles in keiner directen Beziehung zur Geschichte des Menschengeschlechtes steht, weshalb wohl auch dieser Zeitraum von Moses in seiner Erzählung nicht weiter ausgeführt ist. Das Chaos, von dem der zweite Vers der Genesis spricht, ist der Zustand der Erde unmittelbar vor Beginn des ersten Tages, um welche Zeit wahrscheinlich die letzte grofse Veränderung der Erdoberfläche statt hatte, ein Zustand der wirklich grauenvoll gewesen sein mufste und eine neue Schöpfung nöthig machte. Nur die Erde war damals wüste und leer und finster. Sonne, Mond und Sterne sind unmöglich erst aus dem Chaos, dem Chaos der Erde, hervorgerufen worden. Die Schöpfung dieser Lichter gehört dem anfänglichen Himmel an. Der fortgesetzte Scheidungsprozefs, der im Chaos vor sich ging, und die Reinigung der Atmosphäre erlaubten erst am vierten Tag dem Firmamente mit denselben Lichtern auf der zu neuem Leben erwachten Erde wieder zu scheinen, unter deren Einflüssen die Vorschöpfungen sich entwikkelten und gediehen, welche jetzt in den Schichten der Erdrinde begraben liegen. Sonne und Mond sind nicht das Licht selbst, sondern Lichterreger. Nicht blofs hier, auch an andern Stellen ist die Erzählung von der Schöpfung des gegenwärtigen Zustandes unserer Erde gehalten, wie sie sich von dem Standpunkte der Erde ausgenommen haben würde. Auf ähnliche Weise heifst es auch in der Sprache der Bibel und der Astronomen, die Sonne wälze sich jeden Tag mit dem ganzen Himmel um die Erde. Bei dieser Auslegung ist nicht nöthig unter einen Tag einen längern Zeitabschnitt zu verstehen, als den gemeinen Tag, doch kommt hierauf weniger an, da in der Bibel die Bedeutung von Tag für verschiedene Zeitlängen gesetzt wird. Die Schöpfung unsers jetzigen Zustandes der Erde konnte wirklich in wenigen Tagen vollendet sein.

Statt einer weiteren Vergleichung des Textes des ersten Kapitels der Genesis mit geologischen Thatsachen verweist Verf. auf mehrere in den letzten Jahren in England von Theologen und Geologen unternommene Versuche der Art, darunter auch auf den gelehrten Sedgwick, welcher (1833) sich ebenfalls dahin ausspricht, dafs zwischen der ersten Schöpfung der Erde und dem Tag, an welchem es Gott gefallen habe, Menschen zu machen, ein Zeitraum liege, dessen genauere Bestimmung wohl Niemand wagen werde, und von dessen einzelnen Abschnitten nichts in der Bibel stehe, weil sie eigentlich nicht zur Geschichte unsers Geschlechtes gehören.

Die eigentlichen Gegenstände geologischer Untersuchungen sind, wie das dritte Kapitel (S. 34) besagt, das Unorganisch-Mineralische an und für sich, so wie die Veränderungen, welchen seine Zusammensetzung seit der Erschaffung der Elementarstoffe bis auf ihren gegenwärtigen Zustand unterlag, und ferner die Geschichte der vergangenen Thier- und Pflanzenwelten und deren Veränderungen. Hiebei kommen denn auch die Natur und Wirkungen physikalischer Kräfte, so wie die Gesetze des Lebens zur Zeit der Ausbildung unserer Erdrinde in Betracht. Die Gebirgsarten zerfällt Verf. auf die bekannte Weise in die Reihen oder Gebiete des Ur-, Uebergangs-, Secundär- oder Flötz- und des Tertiärgebirges, eine Eintheilung die, wiewohl sie künstlich, doch nicht blofs aus Achtung vor ihrem längern Bestehen, sondern hauptsächlich deshalb zu dulden ist, weil sie zumal dem Anfänger ein Studium erleichtert, das sonst aller Anhalts- oder Ruhepunkte zu ermangeln scheinen würde.

Eine Haupttrennung der Gebirgsarten bleibt immer die in ungeschichtete oder Massengesteine, und in geschichtete oder Schichtgesteine. In dem Abschnitt, worin Verf. die Beziehung dieser beiden Gesteinsabtheilungen zu einander erwägt (Kap. IV. S. 38), bekennt er sich im Allgemeinen zu der Leibnitz-Davy'schen Ansicht, dafs unser Planet in frühester Zeit eine feurigflüssige Masse aus Metallen und Metalloiden gewesen, welche durch Umdrehung um ihre Axe an den Polen sich abplattete. Da noch jetzt der kürzere Erddurchmesser mit ihrer Rotationsaxe zusammenfällt, so wird die Lage der letztern seit der Zeit des Festwerdens der Erdmasse sich nicht verändert haben. Durch die fortgesetzte Ausstrahlung von Wärme entstand eine Rinde von verschiedenen granitischen Felsarten um einen glühenden Kern. Die ganze Abtheilung der Schichtgesteine ruht auf diesen krystallinischen Massengesteinen, und die im Vergleich zum Erddurchmesser dünne Erdrinde schliefst die Beweise ein über eine grofse Zahl von Umwälzungen und von Veränderungen der Gesteine und des Thier- und Pflanzenlebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William Buckland.

(Fortsetzung).

Die Schichtgesteine sind Gebirgsschutt, welcher bei den öftern Emporhebungen von krystallinischem Bodengestein zu trocknem Land und der allmäligen Abnutzung des trocknen Landes entstand. Dieser Schlamm, Sand, Kies u. s. w. geriethen in die See, wo sie ausgedehnte Lager bildeten, welche später ins Trockne gehoben wurden. Es läfst sich nicht läugnen, dafs auf diese Weise ein grofser, ja wohl der gröfste Theil der Schichtgesteine entstanden ist, aber doch nicht alle. Diesen mehr momentanen und plötzlich vorübergehenden Erscheinungen stehen die anhaltenden Bildungen mächtiger Absätze und die Gebilde durch animalisches oder vegetabilisches Wachsthum, während längeren Ruheperioden der Erde erzeugt, gegenüber. Was letzteren Lagern bisweilen an Höhe oder Mächtigkeit gebricht, wird reichlich ersetzt durch die grofse Ausdehnung, welche nebeneinander bauende Individuen einnehmen. Auch gibt es manches Sandstein-Conglomerat- und Trümmergebilde, so wie Kalk- und Quarzgebilde in der Abtheilung der Schichtgesteine, welche unmöglich auf blos mechanischem Weg entstanden sein können. Die Schichtgesteine bildeten sich also, und entstehen gegenwärtig noch, auf sehr verschiedene Art.

Wir haben schon öfter an Geologen Englands ausgesetzt, dafs sie sich vom Worte Trapp in der Nomenklatur nicht lossagen können, und dasselbe noch immer mit der früheren Begriffsverwirrung in Anwendung bringen. Sie bedienen sich dieses Ausdrucks bald collectiv, bald zur speciellen Bezeichnung eines oder des andern Gesteins, sogar für Gesteine verschiedener Natur, nicht blofs für gehobene oder feurigflüssig gewesene, sondern auch für solche Gesteine, welche wohl nie letzteren Zustand theilten. Meist aber verstehen sie darunter ohne allen Unterschied die Diorite, Dolerite und Basalte. In dem fünften Kapitel (S. 46), worin gezeigt wird, dafs Basalt und Trapp, gleich den Laven, das Ergebnifs der jetzt thätigen Vulkane sein können, und dafs, von letzteren entfernt, in den verschiedensten Gesteinen Gänge angetroffen werden, deren Inhalt von der dichten Lava durch Grünstein, Serpentin und Porphyr zum Granit unmerklich übergeht, und daher einen gemeinsamen feurigen Ursprung dieser Gesteine tief unter dem Granit verräth, scheint Verf. unter Trapp alles das zu begreifen, was nicht wirklicher Basalt, also die Diorite oder Grünsteine, die Dolerite und die Doleritbasalte, während später (B. II. S. 5) der Trapp und der Basalt vom Grünstein oder Diorit unterschieden, also unter ersterem offenbar nur der Dolerit verstanden wird. Ein solcher schwankender Ausdruck sollte in der Wissenschaft längst verlassen, oder es sollte ihm eine bestimmte Bedeutung angewiesen sein.

Ein eigenes Kapitel (VI. S. 50) ist den Urgesteinen gewidmet, welche Schichtung zeigen. Verf. läfst auch diese entstehen aus den Abfällen der über dem Spiegel der Ursee herausgestandenen granitischen Kruste der Erde. Diese Abfälle bewirkten die damals intensivere Atmosphäre, der Regen und Ueberschwemmungen. Der Schutt fiel auf den Meeresgrund, wo er, der unterirdischen Hitze ausgesetzt, in Gneifs, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und Thonschiefer umgewandelt wurde. Der älteste Ocean war für organisches Leben wahrscheinlich zu heifs, und wären auch damals schon organische Geschöpfe auf der Erde gewesen, so mufsten doch die in die geschichteten Urgesteine gerathenen Reste durch die Einwirkung der Wärme nothwendig gänzlich zerstört werden. Manches geschichtete Urgestein mag auf die angege-

Digitized by Google

bene Weise entstanden sein, einer Verallgemeinerung ist sie indefs nicht fähig. Diese sogenannten geschichteten Urgesteine bilden einen wichtigen Abschnitt in der Geologie. Sie sind einerseits den granitischen Massengesteinen so innig verwandt, dafs sie von ihnen nicht wohl getrennt werden können und auf gleichzeitige Entstehung aus derselben Grundmasse Anspruch machen, andererseits ist aber auch die Umwandlung später und zu verschiedenen Zeiten entstandener versteinerungsführender Schichtgesteine in geschichtete Urgesteine durch Einwirkung unterirdischer Wärme nachgewiesen. Chemiker ersten Ranges sind mit letzteren Erscheinungen beschäftigt, und es ist von ihnen, wie von der Anwendung der Chemie auf Geologie überhaupt, mancher Aufschlufs zu erwarten.

Die Geologie lehrt, dafs es für die Erde eine Zeit gegeben habe, wo auf derselben kein organisches Wesen existirte. Die durch Abkühlung und Oxydation einer feurigflüssigen Masse entstandene Erdrinde blieb unbewohnt, bis sie einen gewissen Grad der Abkühlung erreicht hatte, und dafs dieser für Geschöpfe empfängliche Grad schon anfangs nicht viel von dem verschieden sein konnte, welchen gegenwärtig die Erde zeigt, lehrt die Beschaffenheit der frühesten Geschöpfe, die, von sehr alten Gebilden umschlossen, eine den jetzt lebenden Geschöpfen ganz analoge Organisation besafsen, mit der sie nicht wohl in einer glühenden oder siedenden Temperatur auszudauern im Stande waren. Die Erschaffung der Creatur kann nicht geläugnet werden. Cuvier behauptet sehr wahr, dafs es nicht schwer falle zu zeigen, wo Geschöpfe anfangen in der Erdrinde abgelagert zu sein. Hiedurch wird jene Theorie in ihren Grundfesten erschüttert, welche den Schöpfungsact, da sie ihn nicht begreift, dadurch zu umgehen denkt, dafs sie die späteren Geschöpfe der Vorwelt und die jetzt lebenden Geschöpfe aus vorhandenen Species herleitet. Die Species aber wird eher verkümmern und untergehen, als sich in eine andere umwandeln lassen. Die Entstehung der Species, sei es am Anfange oder in späteren Zeiten der Erde, setzt nothwendig einen Schöpfungsact voraus, den Ref. anderwärts (Palaeologica. S. 170) ein unmittelbares Gebären der Erde nennt. Der Mensch ist nicht im Stande eine neue Species hervorzurufen; ihre Entstehung scheint sogar an gewisse Zeiten der Erde gebunden. Es läfst sich annehmen, dafs seit dem Beginn des jetzigen Zustandes der Erde, in dem wir uns befinden, keine neue Species entstand, wohl aber manche Species erloschen oder untergegangen ist, deren Existenzdauer abgelaufen war. Es gilt diefs indefs nur von einem sehr geringen Theil unserer Schöpfung, das meiste ist durch eine gröfsere oder geringere Anzahl von Generationen mit der ursprünglichen Form auf uns gekommen, und man findet in vielleicht zwar nie von Menschen betretenen Urwäldern ferner Welttheile noch Bäume am Leben, deren Alter man mittelst begründeter Rechnung fast so hoch gefunden haben will, als das Alter des jetzigen Zustandes unserer Erde.

Die drei folgenden Kapitel (VII. S. 60; VIII. S. 67; IX. S. 76) geben einen Begriff von dem Uebergangs-, Flötz- und Tertiärgebiet, ohne die einzelnen Formationen oder Gebilde und ihren Gehalt an Mineralien oder Versteinerungen ausführlicher abzuhandeln. Es wird dabei stets nur auf die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes hingewiesen, welche in diesem Theil der Erdrinde zu erkennen sei, und angedeutet, dafs mit letzteren alles habe nothwendig so gehen müssen, wenn sie zur Aufnahme des Menschen sich eignen sollte. Es läfst sich wirklich nicht in Abrede stellen, dafs der Mensch in früheren geologischen Zeiten die Erde weniger bewohnbar und seinen Bedürfnissen weniger entsprechend gefunden haben würde; in ihrem jetzigen Zustande aber umgiebt sie ihn mit allen Reizen, und es bedarf nur verhältnifsmäfsig geringer Anstrengung von seiner Seite, und sie erschliefst ihm ihre Reichthümer, und dieser zweckmäfsigere Zustand ist nichts anders als die nothwendige Folge von Thätigkeitsgesetzen, welche der Erde von Anfang an bis auf den heutigen Tag zustanden.

Eben so liegt allen Geschöpfen, welche die Erde je getragen und noch hervorbringt, ein und derselbe Plan zu Grunde, sie bewähren sich als Theile einer grofsen Erdschöpfung, und tragen das Gepräge Eines allweisen und allmächtigen Urhebers, dem auch wir unser Dasein verdanken. Nur die erfreuliche Stufe, zu welcher gegenwärtig das Studium der Versteinerungen herangediehen ist, konnte dieses wichtige und beruhigende Ergebnifs liefern. Wenn auch die Folge, in welcher die Geschöpfe in den verschiedenen Formationen nach einander abgelagert sind, eigenthümliche Verhältnisse bietet, so sind sie doch der Art,

Digitized by Google

dafs sie unterstellen, die Erde habe wenigstens klimatisch keine sehr grofse Veränderungen seit der Zeit erlitten, wo die ersten Geschöpfe auf ihr erschienen; das heifseste Klima konnte damals das unserer Tropenländer nicht viel überstiegen haben, da in jener frühen Zeit schon Genera, namentlich unter den Mollusken, existirten, welche gegenwärtig noch leben. Ref. hat sich überhaupt nie überzeugen können, dafs die Geschöpfe der früheren Erdzustände, so entfernt sie auch liegen mögen, von späteren, oder den heute noch sich ihres Daseins freuenden Geschöpfen, verschiedener wären, als die um eine und dieselbe Zeit, ja als die gegenwärtig gleichzeitig lebenden, so dafs die Folge, in welcher die Geschöpfe nacheinander die Schöpfung betraten, wohl weniger vom Klima oder dem Wärme- und Feuchtigkeitsgrad der Erde, als von höheren Ursachen abgehangen haben möchte.

Die ältesten Versteinerungen rühren schon von Thieren aus der Abtheilung der Gliederthiere (Articulata), Strahlenthiere (Radiata) und der Weichthiere (Mollusca) her, und sogar Wirbelthiere finden sich, wenn auch nur erst Fische. Nicht unwichtig, bisher unerklärt und wohl nie zu erklären, ist die ungleiche Existenzdauer sogar unter verwandten Geschöpfen. So sind unter den zu allen Zeiten vorhanden und über die ganze Erde verbreitet gewesenen Mollusken, einige Genera (Orthocera, Spirifer, Producta etc.) schon sehr früh wieder ausgestorben, während andere nicht allein in fast allen Formationen der Schichtgesteine abgelagert, sondern sogar noch unter den lebenden angetroffen werden (Nautilus, Terebratula etc.). Zur Zeit der Ablagerung der Schichten des Uebergangsgebietes scheinen die Strahlenthiere am zahlreichsten gewesen zu sein. Die Gliederthiere werden vertreten von den Trilobiten, welche auf dieses Gebiet beschränkt sind. An der untern, ältern Grenze dieses Gebietes liegen wenig und fast nur Meerpflanzen, dagegen an der oberen Grenze die bisweilen sehr mächtige Steinkohlenformation mit einem grofsen Reichthum an Landpflanzen in gut erhaltenem Zustande. Verf. glaubt aus der Beschaffenheit der Steinkohlenformation erkannt zu haben, dafs die sogenannte Kohle Pflanzenüberreste der damaligen Schöpfung sind, welche auf den Boden ehemaliger Seen und Mündungen geführt und in Schichten von Sand und Schlamm gehüllt wurden, die später zu Sandstein und Thon erhärteten. Wenn auch diese Annahme öfter Bestätigung findet, so ist sie doch nicht auf alle Steinkohlenablagerungen anwendbar, indem manche derselben deutlich erkennen lassen, dafs die von ihnen umschlofsenen Pflanzen da auch ihren Standort hatten, wo sie ihr Grab fanden. Für die Steinkohlenformation geben auch die verschiedenen Gebilde der, der Zeit nach uns näher liegenden Braunkohlenformation belehrende Andeutungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXII.

***Leibnitz's Dissertation de pricipio individui herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin,* 1837. 86 *S. gr.* 8.**

Schon im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts wurde die Aufmerksamkeit auf Leibnitzens Philosophie von Neuem angeregt. Die Wolffsche Tochterphilosophie hatte sie gleichsam dem Blick verbauet. Als nun Kant die ganze Metaphysik revolutionirte, mufste man sich natürlich zu den Quellen zurückgedrängt fühlen. Die Berliner Akademie warf die Frage auf, welche Fortschritte die Metaphysik in Deutschland seit Leibnitz und Wolff gemacht habe? Schwab und Reinhold beantworteten; Hülsen prüfte diese Frage; Eberstein schrieb die Geschichte der Metaphysik in diesem Zeitraum; Kant selbst gerieth mit Eberhard Leibnitzens wegen heftig zusammen. Die Aufregung zog sich in das Niethhammersch-Fichtesche Journal und Fichte wie Schelling riefen in kraftvollen und würdigen Ausdrücken das Andenken des Stifters der Berliner Akademie, des grofsen Bewegers der Wissenschaft in allen ihren Disciplinen, des ersten zur universellen Anerkennung gelangten deutschen Philosophen zurück. Fichte wurde durch die Monadologie, Schelling nicht weniger durch die Richtung Leibnitzens auf das Begreifen der Natur zu ihm getrieben. Man fing an, zu begreifen, dafs Kant der schneidendste Gegensatz gegen Spinoza sei. Dieser verhielt sich ganz episch; er verschwand vor seiner Heldin, der Substanz. Jener verhielt sich ganz lyrisch; er accentuirte das Ich sehr emphatisch: was kann Ich wissen, was soll Ich thun, was darf Ich hoffen? Zwischen diesen Extremen mufste eine Mitte sein. Das Extrem des Subjectivismus, der sich doch wieder nach der Objectivität sehnte, konnte nur dadurch entstanden sein, dafs eine Phase vorangegangen war, in welcher die subjective Form und der absolute Inhalt entschieden auseinander getreten waren und so ihre innige Beziehung auf einander erkannt oder wenigstens zu erkennen angefangen hatten. Diese Mitte war Leibnitz. Durch Kant lernte man erst Leibnitz und Locke völlig verstehen. Die von Raspe edirten nouveaux essais sur l'entendement hatten diesem Verständnifs schon vorgearbeitet und den Credit der für den gemeinen Menschenverstand so plausibeln Lockeschen Psychologie bedeutend erschüttert. Die Philosophie mufste dramatisch werden und der Philosoph durfte sich nur, wie Hegel sich ausdrückte, „das Zusehen" zur Entwicklung aufbehalten.

Digitized by Google

Leibnitzens prästabilirte Harmonie war noch, bei aller den Monaden zugeschriebenen Selbstthätigkeit, ein Schlufs durch einen Deus ex machina. Schelling suchte diesem Uebelstande durch eine unendliche Evolution zu entfliehen. Hegels heroische Selbstentäufserung erreichte endlich die Möglichkeit, die Philosophie durch ihre Methode von dem Philosophirenden unabhängig zu machen. Die Methode gehört gar nicht mehr dem Philosophen, sondern der Sache. Sie ist nicht Demonstration, nicht Deduction, nicht Construktion, sie ist Manifestation. Der Begriff ist das sich selbst bewegende Subject. Die Subjectivität ist die Wahrheit der Substanz; das Allgemeine ist das Einzelne; das Individuelle, die Beziehung auf sich, ist die unendliche Form des unendlichen ohne die Reflexion in sich formlosen Inhalts. Nun ist die Harmonie nicht mehr eine prästabilirte, sondern eine sich selbst hervorbringende. Nun ist das malum in seinen verschiedenen Arten nicht mehr ein blofser Hebel, sondern das Negative kann aus der Natur des absolut Affirmativen als ein Moment desselben begriffen werden. Nun ist nicht mehr jede Blase auf einer Tasse Kaffe eine appercipirende Monade, sondern die negative Einheit, die sich von sich selbst unterscheidende und im Unterschied von sich mit sich identische Subjectivität allein ist das concrete Individuum. Hegel gab in jener grofsartigen Exposition des Begriffs der Substantialität am Schlufs der objectiven Logik im Uebergang zum Begriff des Begriffs eine meisterhafte Kritik Leibnitzens, worin er sein Verhältnifs zu Spinoza nachwies und ihn sowohl rechtfertigte als widerlegte. Das Princip der Individuation, das Leibnitzens jugendlicher Genius in ahnungsvoller Tiefe erfafst hatte, ist in seiner Philosophie verklärt wieder auferstanden.

Einige Jahre ruhete das philosophische Interesse an Leibnitz. Die theologische Seite des grofsen Mannes beschäftigte die Literatur eine Zeitlang wegen des von Räfs, Weis und Doller herausgegebenen Systema theologicum, aus welchem, so wie aus seinem freundschaftlichen Verhältnifs zu so vielen ausgezeichneten Katholiken, man herauszukünsteln versuchte, dafs Leibnitz ein Kryptokatholik gewesen. Dann aber, seit der Julirevolution etwa, ist das Interesse an Leibnitzens Philosophie mit jedem Jahre gestiegen. Schleiermacher widmete ihr in der Akademie einige schöne, gehaltvolle Reden. Der jüngere Fichte suchte das schwanke Schifflein seiner Philosophie an dies Admiralschiff anzuhäkeln. Herbarts reale Wesen forderten eine Auseinandersetzung mit den Monaden, mit welchen sie bei oberflächlicher Ansicht so viel Aenhlichkeit zu haben schienen. Dr. Schaller schrieb eine Dissertation über Leibnitz. Der französische Baron Barchou de Penhoen hat 1836 die Geschichte der Deutschen Philosophie seit Leibnitz herausgegeben und ihm Bd. I. Livre I. p. 111—196 gewidmet. Professor Erdmann läfst uns in seiner Geschichte der neueren Philosophie eine sehr gründliche Darstellung des Leibnitzischen Systems hoffen. Eine Monographie darüber von Feuerbach soll in diesen Tagen erscheinen.

Unter solchen Umständen kann es nur höchst erfreulich sein, einen solchen Beitrag, wie die erste philosophische Dissertation Leibnitzens, zur Literatur seiner Philosophie zu erhalten. Man wufste immer von dieser Dissertation, aber, wie der Herausgeber sehr gelehrt nachweis't, gelesen hatten sie nur Wenige, vielleicht kaum gesehen. Indem endlich einer dem andern nachsprach, entstand, wie es immer zu geschehen pflegt, eine vage Vorstellung aus dem blofsen Titel heraus, den man sich vom Standpunkt der Monadologie auslegte. Hr. Dr. Guhrauer, der Leibnitzens Philosophie ein eigenes Studium widmet und nächstens uns auch mit einer Sammlung seiner Deutschen Schriften beschenken will, hat aus dem auf der Bibliothek zu Hannover befindlichen Exemplar die Dissertation, deren nähere Kenntnifs man so lange als eine empfindliche Lücke in der Anschauung Leibnitzens vermifste, wiederabdrucken lassen und mit einer zweckmäfsigen Einleitung begleitet, die von fleifsiger Lectüre und literarischer Geschicklichkeit Zeugnifs gibt.

Die Dissertation ist für die Würdigung des Ganges, welchen Leibnitz in der Philosophie genommen hat, höchst merkwürdig. Wir finden seine *Manier* der Darstellung hier schon ganz so, wie späterhin. Auf der einen Seite die Stabilirung seiner Ansichten durch den Syllogismus; auf der andern, da er das logische Element nur als ein formales nimmt, den zuversichtlichen Ton der subjectiven Annahme. Ich mache diese Voraussetzung; ich leugne dies; ich substituire eine andere Prümisse u. s. w.; dies Willkührliche geht überall durch. Zugleich finden wir hier schon die Angewöhnung, seine Lectüre beständig einzuflechten. Er philosophirt, indem er andere kritisirt. Man mufs deshalb bei Leibnitz mehr, als bei jedem Andern, zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, weil er oft die wichtigsten Dinge ganz im Vorübergehen beibringt. In dieser Dissertation strotzt der junge Autor von Belesenheit. Man merkt ihm an, dafs er einen Werth darauf legt. Er kann keinen Schritt thun, ohne eine Citation zu machen. Gegen diese Manier, in den Gedanken Anderer zu denken, immer gelegentlich im Beistimmen oder Widerlegen seine Meinung zu entwickeln, gibt es keinen härteren Gegensatz, als Spinoza's einfache, um alle Literatur unbekümmerte Continuität. Spinoza tritt ganz nackt vor die Wahrheit hin, wie er sich in seinem bekannten Emblem selbst gemalt hat. Leibnitz kommt zur Conversation mit der Wahrheit, unter dem einen Arm eine Büchermasse, unter dem andern einen Stofs Briefe von gelehrten Freunden haltend, denen er auf Göthe'sche Weise bald hier bald da freundliches zu sagen weifs. Die Darstellung in dieser Dissertation ist aus Mangel an Klarheit noch sehr herbe und scholastisch abstrus.

Als ein Hauptverdienst des Herausgebers in der Einleitung wollen wir noch schliefslich auf die Bedeutung hinweisen, welche er dem *Nominalismus* beilegt. Nach meiner in Verhältnifs zur Breite der Sache allerdings nur geringen Kenntnifs der Scholastik glaube ich, dafs er mit der Behauptung ganz Recht hat, dafs die Verwandlungen des Nominalismus den consequentesten Uebergang aus der mittelalterlichen Philosophie in die moderne darbieten. Occam, Luther und Leibnitz waren Nominalisten.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William Buckland.

(Fortsetzung.)

In dem Uebergangsgebiete ist es eben diese an Steinkohlen reiche Vorrathskammer, woraus die Güte des Schöpfers gegen den Menschen besonders ersichtlich ist. Diese Wälder der frühesten Schöpfung, nachdem sie unberechenbare Zeit vom Schofse der Erde verborgen gehalten wurden, sind jetzt in ihrem veränderten Zustande eine der trefflichsten Quellen für Wärme und Licht und bereiten unberechenbaren Wohlstand; sie äufsern also auf die Lage des Menschen, auf die Annehmlichkeiten des Lebens und auf Unternehmungen den gröfsten Einflufs. Das Lob in welches Verf. über die Steinkohle ausbricht ist ganz gegründet. Aber auch die Beschaffenheit des Flötzgebietes und des Tertiärgebietes zeugt, wie die Erde schon so früh von der Vorsehung zum Empfang des Menschen zweckmäfsig zubereitet wurde. Es wird vom Verf. schön und klar hervorgehoben, wie die scheinbar zufällige Anordnung dieser Formationen oder ihrer Abfälle die Ansiedlungen begünstigen, und dafs die zahlreichsten und bedeutendsten Sammelplätze civilisirter Nationen über jene Strecken der Erde ausgedehnt sind, welche aus Flötz- und Tertiärgebilden bestehen, worin jedem ein Mineral, das Salz, sich abgelagert findet, das der Mensch aller Zonen kaum entbehren kann.

Zur Zeit, in welche die Bildung der Schichten des Flötzgebietes fällt, lebten Thiere der vier Klassen. Dafs nur wenig Säugethiere gefunden werden und die Saurier meist gigantisch, erklärt Verf. dadurch, dafs zu damaliger Zeit für eine allgemeinere Verbreitung von warmblütigen Säugethieren die Ruhe noch nicht weit genug über der Erde vorgeschritten war. Von Säugethieren kannte man bisher nur wenig Reste aus dem Stonesfieldschiefer (Cornbrash), welche Beutelthieren (Didelphis oder Oppossum) angehörten. Seit dem Erscheinen vorliegenden Werkes läfst sich das Vorkommen von Säugethieren in Flötzschichten mit Solothurn vermehren. Es scheint sich nämlich durch Hugi, Gressly u. Duvernoy zu bestätigen, dafs in dem bei Solothurn brechenden Portlandstein, der wegen seines Reichthums an Schildkröten berühmt ist, mit diesen und mit Resten von Sauriern und andern Thieren der Flötzzeit, auch Säugethiere sich vorfinden, welche, merkwürdig genug, dem Anoplotherium, Paleotherium und sogar dem Igel angehören sollen. Diese Entdeckung würde die Ansicht, die Beutelthiere seien die frühesten und alleinigen Säugethiere des Flötzgebietes, mit allen ihren schönen Folgerungen umstofsen. Unter den Wirbelthieren mit ausgebildeten Gliedmafsen walten gleichwohl in der Flötzzeit unstreitig die Saurier, welche sich durch Gröfse und Eigenthümlichkeiten in der Structur auszeichnen, vor. Des Ref. Arbeiten über diese Thiere scheint Verf. nicht gelesen zu haben.

Etwas ausführlicher werden die Schichten des Tertiärgebietes abgehandelt. Verf. bekennt sich zur Gliederung in die vier Perioden, welche Lyell, unterstützt von des Dehayes trefflichen Forschungen über Charakter und relative Zahl der Molluskenspecies in einer Formation, für das Tertiärgebiet aufstellt, und die Eocen-, Miocen-, older Pliocen- und newer Pliocen-Periode nennt. Mit diesen vier Meerformationen wechseln eben so viel süfse Wasserformationen. Ref. kann versichern, dafs, was den Gehalt an Knochen von Land- und Wasservierfüfsern betrifft, derselbe öfter als Verf. vermuthet, für die Meerformationen gefunden ist, auch ist die vom Verf. noch festgehaltene Ansicht, der zunächst die Kreide bedeckende plastische Thon umschliefse keine Säugethiere, aufzugeben,

Digitized by Google

seitdem nicht allein in Thon und in Kalksteinen unter dem Grobkalk am Boulogner Wald, im Dept. der Gironde und in dem Hügel der Eparmailles bei Provins sich Knochen fanden, welche meist Lophiodon und Reptilien angehören, sondern sogar im Conglomerate des blättrigen Mergels zwischen dem plastischen Thon und dem pisolitischen Kalke bei Meudon unweit Paris Anthracotherium. Jene besonders von Cuvier festgehaltene Ansicht, dem sie in seine Theorie über die Entstehung der Tertiärformationen pafste, hat überhaupt seit der vorhin berührten Entdeckung von Säugethieren im Portlandstein von Solothurn ihren Werth verloren.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier in eine Kritik der Lyellischen Classificationsweise des Tertiärsgebietes mich einlassen, ihre Vorzüge sind eben so unverkennbar, wie ihre Mängel; ein grofses Verdienst liegt indefs darin, dafs sie wesentliche Dienste leistet, um die vielen Localitäten tertiärer Ablagerung einiger Mafsen zu sichten und einer genaueren Bestimmung und Würdigung entgegen zu führen. Aus diesen Formationen werden vom Verf. nur die höheren Thierordnungen, die mächtigeren Repräsentanten der Eigenthümlichkeiten der Erde in damaliger Zeit, etwas näher betrachtet. Heerden von Landsäugethieren trug damals die Erde; die Riesensaurier der Flötzzeit, und, wie Ref. in seinen Untersuchungen über die fossilen Saurier nachgewiesen, Saurier, deren hintere Gelenkfläche des Wirbelkörpers mehr oder weniger concav, und die überdiefs ganz andere Organe der Bewegung hatten, waren nicht mehr vorhanden. Mit der Vertheilung der Säugethiergenera in die verschiedenen Tertiärperioden, wie sie Verf. vornimmt, kann sich Ref. nicht einverstanden erklären. Diese Genera sind nicht so beschränkt auf die Formation, in welche sie verwiesen werden. Ein jedes dieser Genera behauptet seine eigene Vertheilung, mit deren Ermittelung Ref. fortwährend noch beschäftigt ist. Auch haben wir bereits angedeutet, dafs Genera dieser Perioden sogar schon in dem Flötzgebiete angetroffen werden. Das knochenführende Gebilde des Lausterbeckens der Auvergne, welches Vf. mit dem knochenführenden Gypse von Paris in eine Periode bringt, dürfte richtiger in die nächst spätere Periode verlegt werden.

Zu den Wirbelthieren aus Tertiärablagerungen gehören auch Vögel. Diese Thierklasse wird schon den Secundär- oder Flötzformationen zuerkannt, eigentlich nur in Folge von fragmentarischen Extremitätenknochen, welche Mantell in den Waldgebilden von Tilgate fand; was sonst aus Flötzgebilden für Knochen von Vögeln angesprochen wurde, gehört dem Pterodactylus oder ganz andern Thieren an. Ungeachtet Cuvier jene Extremitätenknochen von Tilgate Vögeln zusprach, so konnte doch Ref. bei Anzeige des Mantell'schen Werkes (Jahrb. No. 15. July 1835. S. 128) den Wunsch nicht unterdrücken, dafs diese Knochen nochmals untersucht würden. Diefs ist seitdem durch Owen geschehen, der auf das bestimmteste erklärt, dafs eins der Fragmente vom Knochen eines Wasservogels herrühre. Wenn Ref. sich selbst hiebei noch nicht völlig beruhigen kann, so rührt diefs von der ungemein grofsen Aehnlichkeit gewisser Knochen der Pterodactyln mit Vögelknochen her, von der er sich gerade bei Ausarbeitung dieser Kritik durch Untersuchung von Pterodactylarknochen aus dem Lias der Gegend von Bayreuth wiederholt überzeugt hat; es sind darunter Knochen, die nicht allein sehr grofse Hohlheit, sondern sogar Luftlöcher, wie gewisse Vögelknochen, besitzen, was bisher für Knochen des fliegenden Saurus nicht gefunden war. Die Möglichkeit des Vorkommens von Vögelresten in Schichten des Secundärgebietes ist Ref. weit entfernt zu werfen, das Vorkommen selbst aber wünscht er nicht eher anzuerkennen, als bis sich keine gegründete Zweifel mehr dagegen erheben. Nichts ist verwerflicher bei wissenschaftlichen Forschungen, als blofse Vermuthungen oder Wahrscheinlichkeiten für Wahrheiten anzusehen, und auf diese weiterzubauen. Es gilt diefs namentlich für geologische Forschungen und insbesondere in Fällen wie der vorliegende, wo es sich um die Bestimmung der Alters-Grenze einer ganzen Thierklasse handelt.

Aus den Tertiärablagerungen ist ersichtlich, dafs die Säugethiere früher auf ähnliche Weise wie jetzt zusammen oder getrennt lebten. Aus dem Vorkommen solcher Thiere, deren Analogie wir nur noch in den Tropenländern lebend kennen, in Ablagerungen unter unsern Breiten, hat man geschlossen, dafs Europa zur Tertiärzeit ein Tropenklima besessen, und dafs dieses wärmere Klima allmälig bis zur gegenwärtigen Temperatur herabgesunken sei. Wir sind dieser vom Verf. in Schutz genommenen Hypothese nicht ganz abgeneigt, den Grund aber, warum Thiere aus den

Digitized by Google

jetzt gemäfsigten Zonen gezogen sind, können wir nicht immer in einer Temperaturabnahme des Klimas dieser Erdstriche finden. Die Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes erfordert mehr Raum, als die Spalten einer Kritik, hier sei nur darauf aufmerksam gemacht, dafs dieser Hypothese manches aus der Lehre von der horizontalen Verbreitung der Geschöpfe entgegengesetzt werden kann. Eine andere Ansicht, welche durch fortgesetzte Entdeckungen an Kraft verloren hat, ist die eines starken numerischen Uebergewichtes der Pachydermen über die andern Landsäugethiere, in früherer Zeit, indem sich jetzt auch viele Fleischfresser und Wiederkäuer aus jener Zeit nachweisen lassen.

Zu den Säugethieren führenden Gebilden der Miocen-Periode rechnet Verf. die vom Ref. in einem besonderen Werke veröffentlichte Ablagerung von Georgensgmünd, die Faluns der Touraine und Eppelsheim; erstere Ablagerung wird aber etwas älter sein als letztere, welche, obgleich sie erst kürzlich noch sogar dem Pariser Grobkalke näher geführt wurde, Ref. doch nur mit der obern Molasse zu parallelisiren im Stande ist.

In der Pliocen-Periode werden vom Verf. Gebilde von fast noch verschiedenerem Alter zusammengefafst: die Subappenninenformation, der Crag, das Gebilde des obern Valdarno, die Knochenhöhlen und Knochenbreccien und das Diluvium.

Wir haben bereits erwähnt, dafs die unaufhörlichen Veränderungen und die gewaltsamen Einwirkungen gewisser Kräfte auf die anfängliche Erdrinde allmälich den gegenwärtigen complicirteren, fruchtbaren und schönen Zustand der Oberfläche der Erde herbeiführten. Ueber die Beziehung dieser Erde und ihrer Bewohner zum Menschen verbreitet sich das zehnte Kapitel (S. 97). Von den Geschöpfen glaubt Verf., dafs jedes vornehmlich wegen sich selbst da ist, dann aber auch zur Ergänzung des allgemeinen Systems von untergeordneten Verhältnissen, wobei alle Geschöpfe sich gegenseitig nützlich sind. Der edelste Theil dieses umfassenden Systems des Lebens, von dem die Erde beseelt ist, ist der Mensch.

Bevor Verf. in die Betrachtung fossiler Thierreste eingeht, untersucht er im elften Kapitel (S. 103), ob es fossile Menschenknochen gebe. Er ist bekanntlich ein eifriger Gegner der Annahme vom Vorkommen fossiler Menschenknochen in irgend einem Gebilde, und selbst da, wo sie, wie z. B. in Höhlen, mit Knochen erloschener Thierspecies zusammenliegen, glaubt er, dafs sie diesen erst später zufällig beigemengt worden seien. Seitdem indefs das Erlöschen von Species in historischer Zeit als erwiesen zu betrachten ist, kann die Gegenwart von Knochen erloschener Thiere nicht unbedingt als Beweis gelten, dafs die damit vorkommenden Menschenknochen später hinzugekommen; in den jüngern Torfmooren z. B. finden sich Menschenknochen und Artefacta mit Resten von Bos primigenius, von andern erloschenen, von noch in derselben Gegend und von jetzt entfernt lebenden Thieren, und alle diese Reste scheinen gleichen Alters zu sein. Ein wichtiges Ergebnifs der Geologie bleibt es aber, dafs Menschenknochen in Ablagerungen, welche älter wären als das Diluvium, nicht entdeckt sind, wodurch nicht allein die Ueberlieferung unterstützt ist, dafs der Mensch zuletzt geschaffen sei, sondern ein abermaliger Beweis gegen die Annahme geboten wird, der zufolge sämmtliche Schichtgesteine durch die Sündfluth entstanden wären.

An die Frage über die fossilen Menschenknochen, hat sich gewöhnlich die Frage über Knochen von Vierhändern angereiht; fossile Knochen von Affen konnten noch nicht nachgewiesen werden. Alle Aufmerksamkeit wird daher ein so eben von Lartet sogar in der tertiären Lacusterablagerung von Sansan, Dept. de Gers, mit Resten von Palaeotherium, Anoplotherium etc. entdeckter Unterkiefer, den er einem etwas über 30 Zoll hohen Affen zuschreibt, verdienen.

In dem folgenden Kapitel (XII. S. 106) wird eine allgemeine Geschichte der Versteinerungen gegeben. Es wird gezeigt, dafs alle organische Ueberreste von erloschenen Thieren und Pflanzen herrühren, welche in früheren Zeiten unsere Erde bewohnten, und dafs sie ganz nach demselben Plan, wie der, welcher noch jetzt den lebenden Geschöpfen zu Grunde liegt, und nur so construirt seien, wie es der jedesmalige Zustand der Erdoberfläche erfordert habe. Bei den Wirbelthieren wird hauptsächlich Cuvier's unsterblicher Verdienste um dieses Studium gedacht, und als Beweis für die Einheit und Harmonie im Plane der Organisation hervorgehoben, dafs derselbe gezeigt habe, wie aus einem blofsen Zahn oder Knochen das ganze Thier bestimmt und abgeleitet werden könne. Von der Trüglichkeit dieser Lehre der Analogie hat sich jedoch Ref. nicht nur bei den Wirbelthieren, sondern bereits bei Ge-

Digitized by Google

schöpfen aller Klassen der beiden Reiche zur Genüge überzeugt, ohne dafs er dadurch jene Einheit und Harmonie getrübt sehe, die ihm seitdem noch anstaunungswürdiger erscheint.

Das Studium der Versteinerungen ist mit vollem Recht eine von den Hauptgrundlagen der neuern Geologie. Ausgedehnte Ebenen und hohe Gebirge bestehen fast blofs aus Resten erloschener Thiere und Pflanzen. Die Art, wie die Geschöpfe in den verschiednen Formationen vertheilt sind, ist eben so auffallend als wichtig. Es finden sich dieselben Familien in Schichten jeden Alters und noch lebend, andere sind nur auf gewisse Formationen beschränkt; an einer Stelle hören plötzlich ganze Gruppen auf, und andere Formen vertreten sie in der Folge. Hierin liegt Stoff zu wichtigen Combinationen über die Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe. In der kurzen Uebersicht, welche Verf. von dieser Verbreitung der verschiednen Thierklassen in den Gesteinsschichten gibt, werden die sogenannten Fufstapfen im bunten Sandstein als Zeugnisse des Vorkommens von Vögeln und Beutelthieren in so früher Zeit vorgebracht, wofür sie Ref. aus unten zu erwähnenden Gründen nicht halten kann, und die Reste, welche Cuvier aus dem Grofsoolit von Enstone bei Woodstock für Cetaceen erklärt, sollen die Existenz von Cetaceen in dieser Formation darthun, während sonst aus keinem Gebilde, das älter als die Tertiären, diese Thiere mit Gewifsheit nachgewiesen sind, und es Saurier aus Flötzgebilden gibt, deren Reste selbst ein geübter Osteolog für Reste von Cetaceen halten würde. Die Beutelthiere im bunten Sandstein, so wie die Vögel und Cetaceen im Flötzgebiete überhaupt bedürfen also der Bestätigung.

Weil die Thiere mit Organen zum Rauben und Tödten blofs Zerstörung zu bewirken und beim ersten Anblick im Widerspruch zu stehen scheinen mit den Anordnungen eines allgütigen Schöpfers, dessen Absicht doch nur darin bestehen kann, die gröfste Zahl seiner Geschöpfe in einem Zustande der Freude und des Wohlbehagens zu sehen, so hält es Verf. nicht für überflüssig, darüber im dreizehnten Kapitel (S. 129) eine Erklärung abzulegen, deren Hauptinhalt wir uns nicht enthalten können mitzutheilen. Nur dem Menschen heifst es darin, kommt der plötzliche Tod nicht erwünscht. Die gewöhnlichen Vorläufer des Todes sind bei ihm das mit der allgemeinen Kräfteabnahme eintretende Sichthum und gebrechliche Alter. Diesen Zustand vermag nur er durch die ihm inwohnende Quelle der Hoffnung und des Trostes sich selbst zu erleichtern, oder durch das aus reinster Liebe entspringende Mitgefühl erleichtert zu bekommen. Die Thiere dagegen besitzen kein Mitleid für die Schwachen und Alten, und stehen sich in Krankheit nicht bei. Die Freuden der Welt würden von einer Masse unaufhörlichen Elends verzehrt werden, wenn nicht durch plötzliche Zerstörung und schnelle Ergänzung der Schwache und Untaugliche seiner Leiden überhoben und die Welt fortwährend mit Myriaden empfänglicher und glücklicher Geschöpfe erfüllt werden könnte. Der plötzliche und unerwartete Tod ist daher kein so grofses Uebel. Die Fleischfresser befreien aber die Schöpfung nicht blofs von den alten Thieren, sie setzen auch, indem sie sich junge und gesunde Individuen erbeuten, der zu grofsen Vermehrung Schranken, womit sich die Pflanzenfrefser ausdehnen würden. Diese müfsten schmachten und des qualvollen Hungertodes sterben. In jenem Mittel aber liegt die natürliche Controlle über die Vermehrung, welche dem gesunden Ueberlebenden bei einer bequemern Existenz die Erfüllung seiner Bestimmung sichert. Dasselbe was für die Landbewohner gesagt wird, wird auch auf die Bewohner des Meeres angewandt, welche gewöhnlich durch die Fleischfresser sterben. — Diese Erklärung hat ihr Eigenthümliches; jener scheinbare Widerspruch in den Werken eines allgütigen Schöpfers findet sich aber durch sie schon deshalb nicht gelöst, weil sie dem Thier offenbar zu wenig Mitgefühl einräumt und dem Fleischfresser eine zu grofse Macht über die andern Thiere. Es ist vieles in der Schöpfung vorhanden, was unerklärt bleiben wird, oder noch widersprechender erscheint, wenn man davon eine Erklärung zu geben versucht; dazu gehört auch der Gegenstand über welchen dieses Kapitel handelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William Buckland.

(Fortsetzung.)

Der gröfste Theil des Werkes (S. 135—523) enthält an früheren Geschöpfen der Erde die Beweisführung von der weisen Absicht, welche in dem unverrückbaren Plane liegt, wonach in einem jeden Geschöpf die einzelnen Theile zu einander und zu ihren Verrichtungen stehen, und es wird bei der Erläuterung der Structur der Geschöpfe auf die Allmacht, Weisheit und Güte aufmerksam gemacht, mit welcher dieselbe angeordnet ist. Die Auswahl ist vom Verf. mit grofser Umsicht getroffen. Er hat diejenigen Geschöpfe früherer Zeiten gewählt, welche von den jetztlebenden am meisten verschieden sind, um zugleich die aus Unkenntnifs entsprungene Meinung zu bekämpfen, als hätten Schöpfungen bestanden, welche von der jetzigen wesentlich verschieden gewesen wären, oder sich mit diesen gar nicht vergleichen liefsen. Die neuesten und wichtigsten Entdeckungen werden vorgeführt, mit vielen Bereicherungen vom Verf. ausgestattet, und durch treffliche Abbildungen erläutert. Den Anfang machen im vierzehnten Kapitel die fossilen Wirbelthiere. Von Säugethieren werden das Dinotherium (S. 135) und das Megatherium (S. 139), zwei gleich wunderbare Formen, deren Structur sich aber immer noch mit der Structur lebender Säugethiere vergleichen läfst, beschrieben. Dem Dinotherium liegen Kaup's Arbeiten zu Grunde. Dem Verf. scheinen des Ref. Untersuchungen über die Zähne dieses Thiers (Nov. Acta Acad. Leop. Carol. Nat. Cur. XVI. 2. S. 481), welches Cuvier nach den Zähnen dem Tapir zugeschrieben hatte, unbekannt geblieben zu sein. Noch gröfseres Mifsverhältnifs scheint beim Megatherium obzuwalten, einem Thiere, das an Masse dem Rhinoceros und im übrigen dem Faulthier, dem Armadill und dem Chlamyphorus zu vergleichen ist, und doch ist nach der ausführlichen Darlegung, welche Verf. mit Beihülfe des berühmten Anatomen Clift, von der Structur dieses Thiers liefert, dieses Mifsverhältnifs nur scheinbar, und die Theile entsprechen ganz den Verrichtungen, welche damit vorgenommen werden sollten. Ref. glaubte dabei die Untersuchungen, welche E. d'Alton (E. d'Alton, über die fossilen Panzerfragmente aus der Banda oriental und die dazu gehörigen Knochenüberreste, Berlin 1834) mit den früher von Weifs beschriebenen Megatheriumresten anstellte, um so gewisser erwähnt zu finden, als dieselben sich namentlich über die merkwürdige knöcherne Bedeckung dieses Thieres verbreiten, in welche Verf. gleichfalls eingeht.

Auf die fossilen Säugethiere folgen die fossilen Saurier (S. 165). Diese Thiere sind durch die neuen Typen, welche sie darbieten, von den lebenden Sauriern noch weit mehr verschieden, als die Säugethiere, und treten dabei doch nicht aus dem grofsen Plane, auf welchen die Structur aller Geschöpfe gegründet ist. Den gröfsten Reichthum an Reptilien aus der Ordnung der Saurier umschliefsen von dieser besonderen Structur die Schichten des Flötzgebietes, einer Zeit, welche das Mittelalter der geologischen Zeit genannt werden könnte. Mit Hülfe der vergleichenden Anatomie ist man so weit gekommen, dafs man von diesen Thieren nicht blofs das Skelett aufzubauen und den Umrifs ihrer Gestalt anzugeben, sondern auch die Nahrung, die Organe der Verdauung u. s. w. zu bestimmen vermag, worüber Verf. interessante Mittheilungen macht. Diese fossilen Saurier gleichen mehr untereinander, als denen aus späteren Ablagerungen oder den lebenden. Zu diesem Ergebnifs ist Ref. schon im Jahr 1829 gelangt; er hat gezeigt, dafs bisjetzt noch keins von den lebenden Genera aus Flötzschich-

Digitized by Google

ten gefördert wurde, dafs alle Saurier, welche von Cuvier, Sömmering u. A. dafür ausgegeben wurden, erloschenen Genera angehören, und in seiner systematischen Anordnung nachgewiesen, dafs ganze Abtheilungen der Ordnung der Saurier mit der Zeit des Flötzgebietes erloschen. Wir fanden schon oben Gelegenheit zu bemerken, dafs dem Verf. unsere Arbeiten (Jsis, 1830. S. 517; — Palaeologica, S. 196; — Acta Leop. XV. 2. S. 171 etc.) nicht bekannt zu sein scheinen. Daher mag es auch rühren, dafs er von Lacerten und Crocodilen spricht, welche das Wasser und das Land zur Zeit des Flötzgebietes besetzt hielten, dafs er anführt (S. 166) die 1834 zu Durdham Down bei Bristol im Dolomit-Conglomerat entdeckten Reste von Sauriern, in denen seitdem Riley und Stutchbury (London and Edinb. Phil. Mag. etc. No. 50. Juni 1836. S. 577) zwei neue Genera, den Palaeosaurus und den Thecodontosaurus erkannten, gehörten zu Iguana und zu Monitor, dafs er das Reptil aus dem Kupferschiefer Deutschlands, woraus Ref. das Genus Protorosaurus bildete, noch als Monitor aufführt, und Reptilien Gaviale nennt, welche mit diesen nichts gemein haben, als den Typus einer schmalen langen Schnauze, der bei sehr verschiedenen Sauriern vorkommt.

Einer der merkwürdigsten Saurier, welcher Typen der verschiedensten Thiere zu einem neuen Ganzen in sich vereinigt, ist der Ichthyosaurus (S. 168). Nach des Verfs. Angabe wäre das älteste Gebilde, worin sich Reste vom Ichthyosaurus gefunden, der Muschelkalk. Ref., der fast das meiste kennt, was von Sauriern aus dem Muschelkalke stammt, hat allen Grund dieses für nicht erwiesen zu halten; was dafür genommen werden könnte ist zweifelhaft. Am zahlreichsten wird dieser Saurus im Lias aller Gegenden gefunden. Mit Benutzung der besten vorhandenen Arbeiten, darunter auch des von uns in No. 40. (1835) S. 325 dieser Jahrbücher angezeigten Prachtwerkes von Hawkins, setzt Verf. die Beschaffenheit dieses für den gewöhnlichen Anatomen ans Fabelhafte grenzenden Thiers klar und vollständig auseinander, er zeigt sogar, wie die Structur der Haut und deren Epidermis mit bewaffnetem Auge erscheint.

Der Beschreibung des Ichthyosaurus folgt die der Structur der Eingeweide von demselben Thier und von fossilen Fischen (S. 187), worüber die Koprolithen oder Kothsteine, versteinerter Darmkoth, um deren Entdeckung Verf. grofses Verdienst hat, Aufschlufs liefern. Diese Kothsteine liegen im Lias frei umher, bisweilen aber auch noch in dem Skelett der Ichthyosauren. Gar nicht oder nur halb verdaute Reste von Fischen oder von jungen Individuen ihres eigenen Geschlechtes, welche man in diesen Kothsteinen gewahrt, setzen es aufser Zweifel, dafs die Ichthyosauren Fleischfresser waren. Aus diesen Kothsteinen läfst sich auch die Form, Gröfse und Structur des Darmkanals, überhaupt der Eingeweide vom Magen bis zum After, und des Magens selbst entnehmen; letzterer mufste sehr grofs gewesen sein, wenn man bedenkt, dafs er die ganz verschlungene Beute von z. B. mehreren Fufs langen Sauriern aufzunehmen hatte. Ueber die versteinerte Füllung der Eingeweide hat Verf. durch interessante vergleichende Untersuchungen an einigen der raubgierigsten lebenden Fische viel Aufschlufs erhalten. Die Coprolithen werden seit ihrer Entdeckung an den verschiedensten Orten und in den Schichten jedes Alters gefunden; mit am reichsten daran sind gewisse Schichten im Muschelkalk.

Die Eingeweide von fossilen Fischen finden sich bisweilen noch besser erhalten, als die von Sauriern. Die Kreide von Lewes ist der Ueberlieferung dieser weichen Theile besonders günstig. Mantell besitzt daraus in Macropoma Mantellii den Magen mit seinen Häuten. Ein anderes Gebilde, worin sich Eingeweide und andere weiche Theile erhalten haben, ist der lithographische Schiefer von Solenhofen. Aus diesem rühren die wurmähnlichen Versteinerungen her, welche Graf Münster Lumbricarien und Agassiz, sie für versteinerte Eingeweide oder deren Inhalt erklärend, Cololithen nennt. Nicht alle Lumbricarien werden Cololithen sein. Es verdient alle Anerkennung, die Kenntnifs der vorweltlichen Geschöpfe so weit gefördert zu haben, dafs man ungeachtet ihres Alters und der Veränderungen, denen sie unterworfen waren, über weiche innere Organe Aufschlufs erhält.

Fast noch merkwürdiger als der Ichthyosaurus ist, schon wegen der grofsen Zahl von Wirbeln, welche seinen langen Hals zusammensetzen, der Plesiosaurus (S. 202), der vom Verf. auch ausführlich abgehandelt wird. Während der Lias Englands reich befunden wird an diesem Saurus, ist es noch nicht gelungen, dieses Genus im Lias des europäischen Continents mit

Digitized by Google

Gewifsheit nachzuweisen; dagegen finden sich im Muschelkalk, einem Gebilde das England in solcher Gestalt nicht kennt, Reste, welche man dem Plesiosaurus zuerkannte; nichts lag daher näher als die Vermuthung, der Plesiosaurus habe zur Zeit der Absetzung des Lias auf dem Continente bereits seinen Untergang gefunden. Jetzt aber, wo vollständigere Reste von den Sauriern aus dem Muschelkalk vorliegen, zu deren Bearbeitung und Herausgabe Ref. mit dem Grafen Münster sich vereinigt hat, findet sich, dafs die Charaktere, worauf das Vorkommen von Plesiosaurus in dieser Formation und in andern Gebilden unsers Continents gegründet ward, nicht allein dem genannten Genus, sondern einer ganzen Abtheilung von Sauriern mit langem, aus einer grofsen Zahl von Wirbeln bestehenden Halse zukomme, wohin nun auch die Angaben zu berichtigen sind, welche Verf. in vorliegender Schrift über das Vorkommen des Plesiosaurus macht.

Der Beschreibung des Plesiosaurus folgt die des Mosasaurus (S. 215), des Pterodactylus (S. 221), des Megalosaurus (S. 234) und des Iguanodon (S. 240); sie gehören sämmtlich zu den Formen, welche am meisten von den lebenden Sauriern abweichen, ohne doch nach einem andern Grundplan gebildet zu sein. Zu diesen gesellt sich nun noch eine neue ganz kürzlich vom Ref. aufgestellte Form, der Plateosaurus, ein Riesensaurus aus dem breccienartigen Sandstein des oberen Keupers der Gegend von Nürnberg, der, was Gröfse, Schwere und Hohlheit der Extremitätenknochen anbelangt, sich zunächst dem Megalosaurus und Iguanodon anschliefst.

In einem besondern Abschnitt wird noch ein Blick auf Saurier geworfen, welche den Crocodilen verwandt sein sollen. Verf. versteht hierunter gröfstentheils jene Saurier aus der Zeit des Flötzgebietes, die einen schmalen langen Gavial-ähnlichen Kiefer, zum Verzehren von Fischen, besessen haben, und von denen wir schon andeuteten, dafs keiner derselben sich als wirkliches Crocodil bewähre. Als Beispiel eines solchen Crocodil-artigen Saurus wird der Teleosaurus Chapmanni und der Steneosaurus angeführt in Ueberresten, welche mit denen genauer verglichen zu werden verdienten, welche man in Deutschland und Frankreich unter Mystriosaurus, Engyommasaurus, Steneosaurus und Metriorhynchus begreift; alle diese Thiere sind keine wirkliche Crocodile, wie sich schon aus der Structur der Wirbel ergibt.

Den Sauriern folgen die Schildkröten in der Betrachtung (S. 255). Verf. sagt, zufolge geologischer Beobachtungen hätten die Schildkröten fast zu derselben Zeit zu existiren angefangen, als die Saurier. Es ist diefs keineswegs erwiesen. Denn Beobachtungen können nur sein: die Reste von einer Trionyx aus dem Caithnessschiefer, welche nur Theile von einem Fisch sind; die zuerst von Cuvier für Riesenchelonier angesprochenen Reste aus dem Muschelkalk, welche keinen Schildkröten, sondern Sauriern angehören, und etwa noch die im sogenannten Süfswasserkalk des Bergkalkes bei Kirkton gefundenen Reste, in denen Hippert eine Chelys zu sehen geglaubt, über die jedoch nichts bestimmteres verlautet; das, was man im Dumfrieser bunten Sandstein für Fufstapfen von Schildkröten erklärt, kann uns nicht für einen Beweis der Existenz dieser Thiere in damaliger Zeit gelten. Selbst die Angaben über Schildkröten aus dem Lias sind noch nicht gehörig unterstützt, und nur aus der eigentlichen Oolithreihe liegen Reste vor, welche nicht bezweifeln lassen, dafs sie von Schildkröten herrühren. Wir bezweifeln übrigens nicht die Möglichkeit, dafs die Saurier und Schildkröten gleichzeitig auf der Erde aufgetreten wären, nur können wir die Beweise dafür noch nicht finden.

Die eben genannten Dumfrieser Fufstapfen geben dem Verf. Gelegenheit von den Fufstapfen überhaupt zu reden, welche man in letzter Zeit auch noch bei Hildburghausen und im Connecticutthal in Nordamerika gefunden haben will. Die herrschende Ansicht ist, diese auf den Ablösungsflächen des Gesteins mit einer gewissen Regelmäfsigkeit sich darstellenden Eindrücke oder Reliefs rührten von Säugethieren, Reptilien oder Vögeln her. Verf. ist als ein eifriger Vertheidiger dieser Ansicht bekannt, gegen welche Ref. hauptsächlich deshalb sich erklärt, weil sie zu leicht zur Annahme von Geschöpfen in einer Zeit verleitet, für die sie auf directerem Wege nicht nachgewiesen werden können. Ref. hat alles zusammengestellt, was über die angeblichen Fufstapfen vorliegt, und ist dabei auf so viel Widersprüche gestofsen, dafs er so lange an der Richtigkeit der Voraussetzung zu zweifeln Grund zu haben glaubt, bis sicherere Anhaltspunkte zur Bestätigung sich darbieten werden. Es ist nämlich auffallend, dafs diese

Digitized by Google

Erscheinung weniger einer Localität als einer Formation, dem bunten Sandstein und zwar beider Erdhälften, angehört, dafs man sich über die Thiere noch nicht vereinigen konnte, welche die Fufstapfen hinterlassen, dafs selbst grofse Zoologen es für unmöglich halten, dafs diese Erscheinung durch Thierfüfse veranlafst worden, dafs aufser den Reliefs oder Eindrücken, welche man der Deutung unterwarf, auf denselben Ablösungsflächen noch eine grofse Zahl anderer bestehen, welche obige Ansicht zu unterstützen nicht sehr geeignet sind, dafs, zwar nicht dieselben, aber doch ähnliche Erscheinungen sich in andern Formationen, wie namentlich im Muschelkalke, da wo er mergeliger ist, sich nachweisen lassen, und endlich, dafs weder in dieser noch in den damit zusammenliegenden Gebilden, wider alles Erwarten, noch keine Knochen haben aufgefunden werden können, welche von diesen Thieren hergerührt hätten. Zudem stammen die fossilen Knochen, welche sich anderwärts im bunten Sandstein fanden, und mit denen Ref. sich am frühesten und viel beschäftigt hat (Museum Senckenbergianum I. S. 18. — Mémoires de la Soc. d'hist. nat. de Strasbourg. III.) von ganz andern Thieren her als die, denen man die Fufstapfen zuschreibt.

Der letzte Abschnitt über fossile Wirbelthiere, welcher nun folgt (S. 264), handelt von den Fischen und meistens von den Entdeckungen, welche Agassiz gemacht hat, der das Studium dieser Thierklasse ganz neu schafft, und dabei die wichtigsten Resultate für Naturgeschichte und Geologie gewinnt. Für den Geologen müssen die Fische einen grofsen Werth besitzen, weil sie Wirbelthiere sind und durch alle Schichtgesteine angetroffen werden mit einer Gesetzmäfsigkeit, welche die Bestimmung der Formation sehr erleichtert. Manchen Gebilden (Schiefer von Seefeld, von Glaris etc.) war es erst durch die fossilen Fische möglich, ihr relatives Alter anzuweisen. Erfreulich ist es zu sehen, dafs diese gründlichen Untersuchungen über die fossilen Fische das im Allgemeinen bestätigen, was durch andere Klassen fossiler Thiere und durch die fossilen Pflanzen gefunden war.

Die interessantesten Fische sind die Sauroiden wegen der Charaktere, die sie z. B. in der Structur der Wirbel und des Zahnapparates und in gewissen Weichtheilen darbieten, und die zugleich Fisch und Reptil aus der Zeit des Flötzgebietes andeuten, so dafs es bisweilen schwer fällt an Fragmenten gleich zu entscheiden, welche der beiden Klassen, ob man Fisch oder Saurus vor sich habe. Diese Sauroiden finden sich in den Schichten des Flötzgebietes zahlreich abgelagert, während man aus dem Tertiärgebiete von ihnen nichts kennt. Gleichwohl leben gegenwärtig noch zwei Genera aus dieser Abtheilung, wodurch nicht allein die Annahme einer von der gegenwärtigen sehr verschiedenen Beschaffenheit der Erdoberfläche und der Atmosphäre in früherer Zeit überflüfsig, sondern auch die Möglichkeit eröffnet wird, unter den lebenden Sauriern noch solche zu entdecken, deren Structur ähnlicher jenen aus der Zeit des Flötzgebietes ist. Die lebenden Sauroiden sind einer der deutlichsten Beweise, dafs selbst die verschiedensten Geschöpfe der Vor- und Jetztwelt einer und derselben grofsen Schöpfung angehören.

Von Fischen gedenkt Verf. noch besonders des in keiner Formation fehlenden Haifisches, der erst vor kurzem richtig erkannten Ichthyodoruliten und des nicht so alten Rochens, und es wird am Schlufs das Resultat gezogen, dafs die Fische der frühesten Zeit der Erde den lebenden ähnlicher sind und mit diesen in einem geschlosseneren Zusammenhange stehen, als man vermuthete, und dafs bei der Art, wie die Fische im Alter der Erde aufeinander folgen, sich eher ein Rückgang in der Entwickelung dieser Thierklasse herausstellt, indem die den Reptilien näherstehenden Sauroiden zur Zeit der Bildung der Steinkohlenformation und der Schichten des Flötzgebietes in grofser Menge vorhanden waren, in den Tertiärschichten durch gleichsam geringere Formen vertreten werden, und in unserer jetzigen Schöpfung nur erst in zwei Formen konnten aufgefunden werden, was allerdings die von Einigen so hoch gestellte Lehre von der allmälichen Entwickelung oder Verwandelung der Species in höher organisirte nicht sehr empfiehlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William Buckland.

(Fortsetzung.)

Den Wirbelthieren folgen die Mollusken im funfzehnten Kapitel (S. 295). Verf. beschreibt einige derselben ausführlich, um zu zeigen, dafs auch diese zu den frühesten Geschöpfen der Erde gehörenden Thiere den lebenden in jeder Hinsicht analog waren, und um den weisen Plan zu enthüllen, womit der Schöpfer die Anordnung und das Verhältnifs jedes einzelnen Theils bemafs, was so weit geht, dafs, wie die neuerlich von de la Beche angestellten Versuche haben finden lassen, sogar das specifische Gewicht der Schale mit dem Aufenthalte und der Natur des Thiers in einem gewissen Zusammenhange steht. Es werden allgemeine Verhältnisse vorgeführt, welche die fossilen Mollusken darbieten, und die wirklich auffallend sind. Von den Univalven, Mollusken einer complicirteren Organisation als die Bivalven, sind es, nach Dillwyn's Bemerkung, nur die Phytiphagen, welche in den ältern Schichtgesteinen angetroffen werden, während die Zoophagen der Univalven erst im Unteroolith auftreten und nur in den Tertiärschichten häufig gefunden werden. Es ist daher um so merkwürdiger, dafs von den ältesten Gesteinsschichten an bis an die Grenze der Tertiärgebilde, also in solchen Formationen, worin entweder keine oder nur wenig einschalige Zoophagen liegen, die Cephalopoden als fleischfressende Mollusken sehr häufig auftreten, in Formen, welche, wie Orthocera, Belemnites, Ammonites etc. aus Tertiärgebilden nicht gekannt sind.

Von Mollusken werden eigentlich nur Cephalopoden betrachtet. Verf. beschreibt die fossilen Tintensäcke von Loligo-artigen Thieren, deren Inhalt, wenn sie aus dem Lias herrühren, noch so gut erhalten ist, dafs er sich noch als Malersepie benutzen läfst. Auch in Deutschland sind diese Tintensäcke aus dem Lias und dem Solenhofer Schiefer bekannt, und an fossilen Loligo- oder Sepienartigen Cephalopoden besitzt unstreitig Graf Münster aus dem Solenhofer Schiefer den gröfsten Reichthum, wenigstens 20 Species; das riesenmäfsigste Geschöpf der Art ist bisjetzt des Ref. Leptoteuthis Gigas (Museum Senckenbergianum. I. S. 292). — Die Structur der Schale der vielkammrigen Cephalopoden wird vom Verf. ausführlich dargelegt und erklärt. Zum richtigen Verständnifs der Beschaffenheit und Lebensweise der, von den Schichten des Uebergangs- und Flötzgebietes in grofser Zahl, Verschiedenheit und Schönheit umschlossenen Thiere der Art war es nöthig, die Anatomie von einem Geschöpfe mitzutheilen, welches ihnen im heutigen Meer am ähnlichsten ist. Verf. konnte hiezu schon um deswillen keinen bessern Cephalopoden, als den Nautilus Pompilius nach Owen's trefflicher Untersuchung wählen, weil das Genus Nautilus zu den frühesten Geschöpfen der Erde gehört, in Schichten jedes Alters angetroffen wird und den Typus einer grofsen Abtheilung von Mollusken trägt, zu der auch die für die Geologie so wichtigen Ammoniten gerechnet werden, welche daher auch unserer jetzigen Schöpfung nicht so fern stehen als man vermuthete. Der Mechanismus der Schale des Nautilus Pompilius wird auf die Schale der meisten Sipho-führenden Mollusken, welche die alten Meere belebten und erloschen sind, ausgedehnt, und Vf. will an gewissen Abweichungen, welche ihm versteinerte Exemplare darboten, den Beweis von der Richtigkeit seiner Erklärung und Anwendung gefunden haben. Die Windungen und Bogen des Randes der Kammerwände in den Ammoniten hält Verf. um deswillen für nöthig, weil die Wände an diesen Schalen dünner sind als an der Nautilusschale, und sie sonst dem Druck keinen Widerstand hätten leisten können, die Analogie der

Digitized by Google

Ammoniten mit der Schale des Nautilus läfst es kaum mehr bezweifeln, dafs erstere äufsere Schalen waren, und nicht innere, wie Cuvier und Lamarck glaubten. Nur eine Lücke läfst Verf. in der Beschreibung der familienreichen und durch Mannigfaltigkeit und Schönheit ausgezeichneten Ammoniten, nämlich die Kenntnifs des Randes der letzten grofsen Kammer, welche das Thier inne hatte. Graf Münster ist im Besitz einer grofsen Anzahl von Species mit dieser vollständigen Mündung, woran sich ergiebt, dafs bei den Species viel Verschiedenheit hierin herrscht. Der schöne Zusammenhang, in welchem die Untergenera der Ammoniten zu den Formationen stehen, trägt sehr dazu bei, die oft schwierige Altersbestimmung einer grofsen Reihe von Formationen zu erleichtern. Dieser Zusammenhang könnte zu dem Glauben verleiten, dafs die Veränderungen an den Ammoniten in Veränderungen ihren Grund hätten, denen die äufsern Einflüsse unterworfen gewesen wären, was jedoch schon deshalb unzulässig ist, weil Genera, welche mit den Ammoniten in innigster Verwandtschaft stehen, wie die Nautile oder die noch näher verwandten Hamiten und Scaphiten, nichts von einem solchen Zusammenhange darbieten.

Eine auffallende Erscheinung sind der Nautilus Sypho und N. Ziczac, welche beide aus Tertiärgebilden herrühren, und woran Verf. zeigt, wie sie von Nautilus abweichen und in gewisser Hinsicht mit den Ammoniten Aehnlichkeit besitzen. Die Eigenthümlichkeiten, welche sich noch überdiefs an ihnen vorfinden, hätten längst veranlassen sollen, sie zu einem eigenen Genus zu erheben. Auch die Structur der Orthocera, des Lituites, Baculites, Hamites, Scaphites, Turrilites und Belemnites wird entwickelt und mit Nautilus, Ammonites und Spirula verglichen. Da Verf. hiebei mit grofser Genauigkeit zu Werke geht und alle Einzeltheile nachzuweisen sich bemüht, so glaubt Ref. an einen nicht beachteten randlichen Theil erinnern zu dürfen, den wir an instructiven Steinkernen von Orthocera auffanden. Dieser Theil liegt in der Gegend, wo der Rand der Kammerwände mehr oder weniger stark nach vorn oder der grofsen Kammer hinneigt, und wird ein sicheres Mittel zur Bestimmung der Lage des Sipho für die Fälle abgeben, wo letzterer nicht central ist; es bleibt nur noch zu entscheiden, ob dieser Theil eine dorsale oder eine ventrale Bedeutung habe.

Als ältestes Gebilde, worin Belemniten sich finden, nennt Verf. Muschelkalk. Dem Ref., der sich überall nach Belemniten aus dem Muschelkalk umgethan, ist nur ein Steinkern in der Sammlung des Baron v. Althaus in Dürrheim bekannt, der unbezweifelt von der Alveola eines Belemniten herrührt, sich aber nicht einmal eignet die Annahme des Verfs. zu unterstützen, weil er im Schutt eines auf Muschelkalk betriebenen Steinbruches bei Marbach, unfern Villingen gefunden wurde, in dessen Nähe auch Lias ansteht; die Beschaffenheit des Steinkernes würde für Muschelkalk sprechen. Bei der Erklärung der Structur der Belemniten vermifst Ref. Voltz'ens ausgezeichnete Arbeit (Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strasbourg. I. S. 2) über diesen Gegenstand; es ist das Beste was darüber noch erschienen ist, und hätte dem Verf. nicht unbekannt bleiben dürfen. Den Belemniten spricht Verf. einen Tintensack zu, und folgert daraus weiter, dafs die Belemniten die innere Schaale eines nackten Cephalopoden, der Belemno-Sepia, seien. Dem Ref. war es nur geglückt, schon früher (Palaeologica S. 322) an einem Belemniten aus dem Lias Frankens etwas Tintensubstanz zu bemerken. Durch Agassiz und Buckland wurden später schöne Exemplare aus dem Lias Englands bekannt, wo in der dünnen Scheide, in welche der Belemnit vorn ausgeht, der Tintensack liegt. Die Ansicht von der Existenz eines Tintensacks im Belemniten wird indefs aus Gründen, welche sich hören lassen, noch nicht allgemein getheilt. Auffallend ist es z. B., dafs in den so vollständigen Exemplaren von Belemniten, welche zuerst durch den Grafen Münster aus dem Solenhofer Schiefer bekannt wurden, der doch die Erhaltung weicherer Theile begünstigt, sich keine Spur von einem Tintensack erkennen läfst. Sogar das Zusammenliegen von Belemniten mit Tintensäcken ist kein vollgültiger Beweis, dafs sie zusammen gehören. Graf Münster besitzt von Solenhofen die ungekammerte hohle Fortsetzung von einem Belemniten, welche mit dem Sack von Onychoteuthis speciosa so nahe zusammenliegt, dafs man glauben sollte, beide Körper gehörten zu einem und demselben Thier, und Verf. führt selbst an, dafs man Rhyncoliten nicht allein mit Belemniten (II. S. 67), sondern auch in der offenen Kammer eines Nautilus aus dem Lias (II. S. 54) gefunden habe, so dafs man nicht weifs, ob und welchem von diesen Thieren die Rhyncoliten angehören.

Digitized by Google

Nicht weniger Widersprechendes findet sich in den Verhältnissen, unter welchen die vom Ref. Aptychus genannten Versteinerungen auftreten. — Die Untersuchungen, welche Voltz später auch mit der Structur der Loligo-artigen Versteinerungen vornahm, haben es ihm möglich gemacht, genauer zu unterscheiden, was zu letzteren Thieren gehört und was hörnerne Scheide ist, in welche der Belemnit vorn ausgeht, und es ist ihm gelungen zu zeigen, dafs mehrere in vorliegender Schrift für Loligo ausgegebene Versteinerungen, solche ausgehende Theile von Belemniten sind.

Bei den fleischfressenden Mollusken macht noch Verf. darauf aufmerksam, dafs auch bei ihnen sich herausstellt, dafs die Natur nicht immer ein mit dem Alter der Erde in umgekehrtem Verhältnifs stehendes Aufwärtsschreiten von der einfacheren zur complicirteren Organisation eingehalten habe; indem die höher organisirten fleischfressenden Mollusken, wie bereits erwähnt, früher gefunden werden, als die weniger complicirten, und sie in späterer Zeit sich nicht so zahlreich und mannigfaltig darstellen.

Von dem Gliederthier weist Verf. im sechszehnten Kapitel (S. 386) nach, dafs Formen der vier Klassen fossil vorkommen, mit einer Organisation, welche nicht bezweifeln läfst, dafs die herrliche Schöpfung von den frühesten Zeiten organischen Lebens an, nach einem grofsen weisen Plan eingerichtet war. Bei den Crustaceen führt Verf. an, Ref. habe fünf oder sechs erloschene Genera der Macrouren im Muschelkalke Deutschlands entdeckt, was auf einem Mifsverständnisse beruht. Im Jahrb. f. Mineralogie gab Ref. eine vorläufige Notiz über seine Untersuchungen über fossile Crustaceen, und hierin ist von fünf oder sechs Genera langschwänziger Krebse überhaupt die Rede mit der ausdrücklichen Bemerkung, dafs davon nur ein Genus im Muschelkalk sich vorfindet.

Des Verfs. Aufmerksamkeit nehmen in diesem Abschnitt hauptsächlich die Trilobiten in Anspruch. Aus der Vergleichung dieser in den Schichten des Uebergangsgebietes fast der ganzen Erde vorkommenden Thiere mit den nicht weniger merkwürdigen lebenden Formen Serolis, Limulus und Bramhipus, welche vom Verf. gründlich durchgeführt wird, geht hervor, dafs selbst dieses alte längst erloschene Geschlecht der Trilobiten noch unter den lebenden Verwandtschaft habe, und dafs es von diesen nicht mehr abweiche, als letztere untereinander. Es wird bewiesen, dafs das noch in vollkommen erhaltenem Zustande sich vorfindende Auge der Trilobiten ganz analog sei der Structur des Auges der auf dem Meeresgrund lebenden Insekten und Crustaceen, und daraus gefolgert, dafs schon bei den frühesten Geschöpfen das Auge ein eben so complicirtes und dem Gebrauch angemessenes Organ als gegenwärtig, dafs die Flüssigkeit der frühesten See, auf deren Boden die Trilobiten lebten, kein chaotisches Fluidum, wie die meisten Geologen annehmen, sondern hell und klar, und dafs die Beschaffenheit des Lichts und der Atmosphäre schon in so früher Zeit von der jetzigen nicht viel verschieden gewesen. Diese, sowie andere fossile Gliederthiere scheinen es überhaupt aufser Zweifel zu setzen, dafs die Beschaffenheit des Landes, des Wassers, der Atmosphäre und des Lichtes, so lange Geschöpfe bestehen, keine wesentliche Veränderung erfahren habe, und dafs Vergangenheit und Gegenwart sich wie die Theile eines Ganzen verhalten.

Im Uebergangsgebiete sind zwar noch keine Spinnen, aber doch Thiere nach Art der Scorpione und andere Insekten nachgewiesen, aus denen Verf. auch auf die Gegenwart solcher Thiere schliefst, welche diesen zur Nahrung dienten, wozu auch die Spinnen gehören. Ueber das Scorpion-artige Thier aus der Steinkohlenformation bei Chomle in Böhmen, besitzen wir eine vorzügliche Untersuchung vom bekannten Corda, welche in den Verhandlungen des vaterländischen Museums in Böhmen erschienen ist, und vom Verf. für seine Schrift auch benutzt wurde, er spricht sie aber irrthümlich den Naturforschern und Aerzten in Stuttgart zu, während dem Corda das Verdienst gebührt. Sogar deutlich erhaltene Reste von Coleopteren umschliefst die Steinkohlenformation. In späteren Gebilden sind die Insekten häufiger; für das Flötzgebiet verdient der Solenhofer Schiefer genannt zu werden, woraus Graf Münster eine schöne Anzahl besitzt, welche Germar beschreiben wird, und für das Tertiärgebiet der Schiefer von Oeningen.

Die fossilen Strahlenthiere oder Zoophyten, über die das siebenzehnte Kapitel (S. 414) handelt, bestätigen ihrerseits die vollkommene Einheit im Plane, nach welchem die Geschöpfe zu allen Zeiten der Erde gebildet waren. Die Echinodermen werden vom Verf. nur vorübergehend erwähnt, er verweilt eigentlich nur

Digitized by Google

bei den Crinoideen, als den Thieren, welche die auffallendste Structur besitzen, und von denen nur wenig gegenwärtig noch leben, und nimmt dabei die ausgezeichneten Arbeiten des Miller, Parkinson und Goldfuſs als Vorbilder. Um einen Begriff von der Eigenthümlichkeit des Baues dieser Thiere und der groſsen Anzahl von Theilen, woraus sie bestehen, zu geben, und um zu zeigen, daſs auch hier die Structur der verschiedenen Organe ihren Functionen entsprechen, werden Encrinites und Pentacrinites ausführlich beschrieben. Ref. erinnert hiebei an seinen Isocrinites, eine Form, welche mit manchem Eigenthümlichen zwischen Encrinites und Pentacrinites sich reihen läſst; dem Isocrinites fehlen die Beckenglieder gänzlich, die Rippenglieder sind nur einreihig, statt einer Reihe Hände mit Fingern bestehen mehrere Reihen Hände ohne Finger und bloſs mit Tentakeln, die vier ersten Glieder der Hände sind von den übrigen verschieden und im Sinn der bestehenden Nomenklatur Handwurzelglieder, welche den Händen an dieser Stelle gröſsere Beweglichkeit einräumten u. s. w.

Ein Blick in die Welt der Corallen oder Polypen, dieser kleinen, unscheinbaren, aber fleiſsigen Mitarbeiter an der Entstehung von Festland, von denen Bauwerke übrig sind, welche aus den frühsten Zeiten der Erde stammen, beschlieſst die Betrachtungen über die Beschaffenheit der fossilen Thiere; es wird gezeigt, daſs die ältesten Polypen auf derselben Weise und unter denselben Bedingungen gelebt haben muſsten, wie heute noch, und daſs sie auch auf ähnliche Weise eingerichtet waren, und darauf hingewiesen, wie das kleinste Geschöpf sogar den Zweck seines Daseins treulich erfülle, und wie groſse Werke durch so kleine Thiere aufgeführt werden. Seit der Herausgabe vorliegender Schrift ist die Untersuchung der fossilen Polypen erst durch M. Edwards so weit gediehen, daſs sich Verhältnisse ziehen lassen zwischen ihnen und den Formationen, in denen sie gefunden werden, wir können hierüber folgendes bei dieser Gelegenheit nachtragen. Die Escharen und ihnen verwandte Genera, die von allen Polypen die höchste Organisation besitzen, waren in dem Meere, woraus sich die Gebilde des Uebergangsgebietes absetzten, nicht vorhanden; dieses Wasser wimmelte an Polypenformen von einfacherer Structur. Erst um die Zeit der Bildung des Flötzkalkes von Caen fangen die eigentlichen Escharen an, und nehmen an Häufigkeit zu, je jünger das Gebilde wird, so daſs der Cray England's und die jüngsten Tertiärgebilde die meisten Escharen umschlieſsen. Dieses Verhältniſs der Polypen ist also das umgekehrte von dem, welches die fossilen Fische und Mollusken darbieten.

Von den Thieren geht Verf. im achtzehnten Kapitel (S. 450) über zu den Pflanzen, um auch an diesen den Beweis zu führen, daſs, welcher Zeit sie entstammen mögen, sie keiner andern Schöpfung als der einen angehört haben, in deren Fortsetzung wir uns befinden. Nach einem allgemeinen Ueberblick werden fossile Pflanzen aus den drei Altersgebieten der Betrachtung unterworfen, aus der jüngern Abtheilung des Uebergangsgebietes, der Steinkohlenformation: Equisetaceen, Farn, Lepidodendra, Sigillarien, Favularien, Megaphyton, Bothrodendra, Ulodendra, Stigmarien und Coniferen; aus dem Flötzgebiete: Cycadeen und Pandaneen; aus dem Tertiärgebiete: Palmen. Verf. folgt hauptsächlich seinen Landsleuten und dem Ad. Brongniart. Es wird dabei auf die Verhältnisse aufmerksam gemacht, welche zwischen gewissen Abtheilungen der Pflanzen und den Formationen bestehen. So ist unter den Equisetaceen die Abtheilung der Calamiten besonders dadurch merkwürdig, daſs sie in der Steinkohlenformation häufig, im Flötzgebiet selten, und im Tertiärgebiet und in unserer Flora gar nicht vorkommt. Die Farn werden als sehr geeignet erachtet, zu erkennen zu geben, daſs schon in der frühesten Zeit der Erde die Flora auf Principien beruhte, welche entweder identisch mit denen, nach welchen die Entwickelung der Pflanzen gegenwärtig noch geschieht, oder ihnen so verwandt waren, daſs sie nur Theile eines und desselben groſsen Systems von unwandelbaren Gesetzen des organischen Lebens ausmachen. Seit der Herausgabe vorliegenden Werkes hat uns Göppert (Acta Leop. XVII. Suppl.) mit einem wohlgelungenen, mehr der gegenwärtigen Vegetation entsprechenden System der fossilen Farn beschenkt, worin er sagt, daſs er an den fossilen Formen dieser Familie fast alle Eigenthümlichkeiten und dieselbe Art und Weise des Wachsthums, wie an den Farn der Jetztwelt, und überhaupt in der Vorwelt dieselben Vegetationsgesetze als in der heutigen gefunden habe, was ganz mit des Verfassers Ansicht übereinstimmt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology by the Rev. William ***Buckland.***

(Schlufs.)

Für die Sigillarien bringt Verf. die Ansicht von Lindley und Hutton bei, welche diese mit der Bildung der Steinkohlenformation erloschene Pflanzenfamilie lieber für dicotyledonisch erklären, worin Artis einstimmt; früher aber als diese hatte schon Martius das zu den Sigillarien gehörige Genus Syringodendron für Euphorbium angesprochen, wogegen Brongniart die Sigillarien überhaupt zu den baumartigen Farn rechnet. Göppert würde auch eher die Sigillarien für baumartige Euphorbieen halten.

Das Flötzgebiet zeichnet sich durch die vielen Cycadeen aus. Bei dieser schönen, in mancher Hinsicht den Palmen, Coniferen und Farn ähnlichen Familie verweilt Verf., der über die fossilen Cycadeen schätzbare Untersuchungen anstellte, etwas länger, auch mit aus dem Grund, weil diese Pflanze, da sie gleichsam drei Hauptabtheilungen im Pflanzensystem verbindet, sich ganz eignet den Zweck der Abfassung seines Werkes zu unterstützen. Es wird auch bei dieser Gelegenheit gezeigt, welchen günstigen Einflufs die genaue Kenntnifs von der Pflanzenstructur auf die richtige Bestimmung der fossilen Pflanzen übe. — Die meisten deutschen tertiären Braunkohlen hält Verf., der sie in die erste Periode des Tertiärgebietes verlegt, für etwas zu alt. Das Kapitel über die fossilen Pflanzen schliefst mit einer kurzen Uebersicht über die in jedem der drei Gebiete vorherrschenden Pflanzenfamilien. Solche Bilder von den früheren Zuständen der Erde werden erst dann recht getreu ausfallen, wenn die fossilen Reste einer jeden Formation und wo möglich der verschiedenen Localitäten genauer erforscht sein werden, wozu der immer weiter sich verbreitende Sinn für Geologie, der durch Schriften wie die vorliegende noch mehr geweckt wird, alle Hoffnung gibt.

Das 19. Kapitel (S. 524) ist der Steinkohlenformation gewidmet, um unter Darlegung der Lagerungsverhältnisse der Steinkohle in England, die grofse Wohlthat anzuerkennen, welche Gott dem erst spät in die Schöpfung eingetretenen Menschen erwiesen, dafs er ihm den Theil der Erdrinde, worin das Steinkohlengebirg liegt, zugänglich gemacht, und dafs er dem Schieferthon der Steinkohle Eisenerz und Kalkstein untergeordnet habe. Das erforderliche Material zur Bereitung von metallischem Eisen kann man fürwahr nicht bequemer beisammen finden, als in dem Steinkohlengebirg. Die Structur der Erdrinde und der Nutzen der darin vertheilten Schichten verdient die gröfste Bewunderung. Es geht diefs so weit, dafs nicht allein die Anordnung oder Vertheilung der verschiedenen Arten von Gesteinen, sondern sogar auch der Erfolg der Einwirkung zerstörender Kräfte auf dieselben, der Erdrinde erst alle die Eigenschaften beigebracht haben, wodurch sie dem Menschen so nützlich ist, wie dies Verf. im 20. Kapitel (S. 539), im 21. Kapitel (S. 548) und im 22. (S. 556) eben so schön als wahr entwickelt. Folge der Einwirkungen zerstörender Kräfte auf die Erdrinde ist unter anderm der unentbehrliche Gegensatz von Berg, Thal und Ebene in der Physiognomie der Erdoberfläche; und im Innern der Erdrinde die vortheilhafte Vertheilung des Metallreichthums in Gänge und Adern; die sogenannten Rücken (faults) oder jene merkwürdigen Sprünge mit verschobenen Seitenwänden, deren Thonausfüllung den sichersten Damm gegen den Andrang des Wassers im Innern der Erdrinde bildet, und die den Betrieb auf Erz und Steinkohle allein möglich machen; und die Quellen selbst. Wenn man alle die zweckmäfsigen und wohlthätigen Eigenschaften überblickt, welche der Erdrinde aus den vie-

Digitized by Google

len Veränderungen, denen sie unterlag, nach und nach erwachsen sind, so weifs man nicht, was man mehr zu bewundern habe, die Structur der organischen Lebensformen oder die Structur unserer Erdrinde. Noch ein anderes Ergebnifs der Einwirkung zerstörender Kräfte auf vorhandenes Gestein hätten wir gewünscht, vom Verf. berührt zu sehen, da es auf die Lage des Menschen ebenfalls von entschiedenem Einflufs ist; Ref. meint nämlich die am Fufs von Hochgebirgen liegenden sandigen und thonigen Anschwemmungen, aus denen mit geringer Mühe die werthvollsten edeln Metalle und Edelsteine, welche aus dem harten Felsgestein, worin sie im Innern dieser Gebirge sich auf ursprünglicher Lagerstätte befinden, kaum wären zu brechen gewesen, gewonnen werden. Gewaltige Revolutionen zertrümmerten und zermalmten einen Theil dieses Gebirges, und mit der Absetzung dieses Schuttes war sogar schon ein vorläufiger Schlemmungsprocefs verbunden; bequemer konnte der Mensch von der Natur nicht vorgearbeitet bekommen.

Verf. berührt nun noch im dreiundzwanzigsten Kapitel (S. 571) die bewunderungswürdige Gesetzmäfsigkeit und Harmonie in der Form, Structur und Zusammensetzung der eigentlichen Mineralien, wobei er sich zur atomistischen Lehre bekennt und die Ansicht von der Ewigkeit der Molecularzusammensetzung der Materie verwirft.

Das Schlufskapitel (XXIV. S. 580) fafst in wenig Worten die Resultate der in dem Werke angestellten Betrachtungen und Untersuchungen zusammen, auf die wir bereits aufmerksam machten, und denen wir unsere Beistimmung um so weniger versagen können, als sie, auf unläugbare Beobachtungen beruhend, den innigen Zusammenhang, der zwischen Gott und seiner Schöpfung besteht und von jeher bestanden hat, beurkunden.

Der zweite Band enthält die Abbildungen, denen eine ausführliche Erklärung (S. 1—110) mit einigen Berichtigungen und Nachträgen vorausgeht. Die 87 Tafeln sind mit 705 Abbildungen geziert. Sie sind in Stahl, Holz und auf Stein mit so vieler Sorgfalt durch die Meister James Sowerby, Fisher, Byfield und Zeitter ausgeführt, dafs es schwer ist, einer von den drei Methoden den Vorzug zu geben. Die Holzschnitte sind meist so trefflich, dafs man wagen möchte, sie selbst den Leistungen in Stahl vorzuziehen. Die meisten Abbildungen müssen bei einem solchen Werke nothwendig Copieen sein. Diesen lagen die besten Muster vor, die sie bisweilen an Schönheit und Deutlichkeit sogar übertreffen; es sind aber auch viele Originalabbildungen darunter. Von den Abbildungen, welche das Werk auf das vortheilhafteste auszeichnen, will Ref. nur der ersten gedenken. Diese ist mehrere Fufs lang, und versinnlicht sehr einfach durch einen gut illuminirten idealen Durchschnitt eines Stücks Erdrinde das gegenwärtig herrschende System der Geologie, die Ueberlagerungsordnung der Schichtgesteine, ihre Verhältnisse zu den Massengesteinen und noch andere geologische Erscheinungen. Es ist diefs eine wohl gelungene Composition des bekannten Geologen Thomas Webster. Die schöne Idee des Verfs., mit der er über jedes der drei Gebiete der Schichtgesteine versucht hat, Genera von charakteristischen Pflanzen und Thieren zu ordnen, ist weiterer Ausführung fähig. Selbst die aufgestiegenen Gesteine, die verschiedenen Fälle, welche die Rücken (faults) und die Gestein- und Erzgänge (Dykes, Veins) darbieten, und die knochenführenden Höhlen in den verschiedenen Formationen sind angegeben; letztere vermissen wir nur für das Tertiärgebiet, worin doch die meisten knochenführenden Höhlen in Frankreich liegen.

Ein ausführliches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes. Druck und Papier sind vortrefflich.

Unsere Ausstellungen an dieser erfreulichen Erscheinung in der Literatur und Wissenschaft beziehen sich gröfstentheils nur auf die Richtigkeit und Vollständigkeit geologischer Beobachtungen; die Art und Weise wie die Geologie hier behandelt ist, verdient für ein solches Werk gewifs unbedingte Anerkennung.

Herm. v. Meyer.

LXXIII.

The library of encertaining Knowledge. The British Museum. The Townley Gallery. 2 Vols. By Sir Henry Ellis. London, MDCCCXXXVI. By Charles Knight.

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, dafs man bemüht ist, die vorhandne Kunde über die verschiedensten Wissenschaften und Künste durch Schriften, welche Popularität mit Gründlichkeit verbinden, allgemein zu verbreiten und zum Gemeingut

Digitized by Google

zu machen. Nirgend geschieht aber dieses wohl auf eine so mannigfaltige und genügende Weise als in England. In diesem Sinne halten die ersten Gelehrten ihres Fachs, z. B. für Physik und Chemie ein Faraday, Vorlesungen in der Royal Institution, und eine Bibliothek für die Verbreitung nützlicher und unterhaltender Kenntnisse wird ebenfalls von gründlich unterrichteten Männern ausgearbeitet. Wo es hiebei wichtig ist, Anschauliches zu verdeutlichen, greifen die jetzt so ausgebildeten Künste des Holzschnitts, des Stahlstichs und Steindrucks überall auf das Glücklichste ein. Obiges Werk ist nun das Ergebnifs ähnlicher Bemühungen für die Erklärung der herrlichen Kunstschätze, welche das britische Museum vereinigt. Der Verf., Sir Henry Ellis, jetzt Oberbibliothekar bei dieser Nationalanstalt, hat früher eine Reihe von Jahren die specielle Aufsicht über die Antikensammlung geführt und ist daher seit langer Zeit damit vertraut. Die *Townley'sche Gallerie*, von welcher diese zwei Bände allein handeln, umfafst den Hauptschatz antiker Sculpturen, welche das britische Museum vor den späteren grofsen Erwerbungen der elginschen Marmore und des Frieses von Phigalia, besafs. Aus einer kurzen Biographie des *Charles Townley*, von welchem die Sammlung den Namen trägt, erfahren wir, dafs die Bildung derselben in die Jahre von 1768 bis zur französischen Besetzung Italiens fällt, also in eine Zeit, in welcher die durch Winkelmann angeregte Begeisterung für die Schönheit und Bedeutung antiker Sculpturen sich mehr und mehr verbreitete und durch die glücklichsten Ausgrabungen eine reiche Nahrung fand. Die wichtigsten derselben wurden durch den schottischen Maler *Gavin Hamilton* betrieben. Die Villa des Hadrian zu Tibur wurde vor allen eine neue Fundgrube, aber auch die Kunstminen bei Ostia, Tor Colombaro, Albano, Gabii, Velletri waren höchst ergiebig. Die Mehrzahl der gehobenen Schätze flofs allerdings in das päbstliche Museum, von allen Privatleuten aber wufste sich Townley, welcher deshalb in Rom mit Gavin Hamilton in ein enges Verhältnifs getreten war, das Beste anzueignen. Vom Jahr 1772 an wurden seine Erwerbungen in einem Hause in Parkstreet in London mit Geschmack aufgestellt, welches dadurch allmählig das Ansehen eines Museums gewann, und zwar um so mehr, als Townley auch Anticaglien aller Art, so wie antike Münzen sammelte. Manches lieferte hiezu der bekannte Banquier Jenkins in Rom. Bei den Ankäufen von ihm beobachtete Townley indefs die nöthige Vorsicht. Die Gebildeten fanden dort nicht allein den freisten Zutritt, sondern an dem Besitzer zugleich einen liebenswürdigen und sehr unterrichteten Cicerone. Nach dem im Jahr 1803 erfolgten Tode desselben, wurden die sämmtlichen Marmore und gebrannte Erden für die Summe von 20000 Pf. Sterl. für das britische Museum gekauft, und, nachdem sie in neun, eigends dazu erbauten Räumen aufgestellt worden, im Jahr 1808 dem Publicum der Zutritt dazu eröffnet. Ref., welcher Gelegenheit gehabt, diese Schätze in genauen Augenschein zu nehmen, hat dadurch von der künstlerischen Bildung und dem Geschmack des Charles Townley eine höchst vortheilhafte Vorstellung gewonnen. Die vortreffliche Sammlung gebrannter Erden beweist einmal, dafs er sich höchst seltnerweise von dem Standpunkt des Stoffs zu dem der Kunst erhoben hat. Die meisten auch übrigens gebildeten Menschen fühlen sich nämlich ungleich mehr von dem rohsten und geschmacklosesten Kunstwerk aus Gold, als dem edelsten und feinsten aus Thon angezogen. Ferner ist es ihm sehr hoch anzurechnen, dafs er zu einer Zeit, in welcher man lange nicht so scharf als heute Werke griechischer und römischer Kunst sonderte, den Vorzug der ersteren erkannt, und sich bemüht hat dergleichen zu erwerben. Selbst der Sinn für Werth und Bedeutung der früheren Kunstformen war ihm nicht verschlossen. Der Biographie des Townley läfst der Vf. zweckmäfsig eine gedrängte Uebersicht des Gangs der Kunst von der Zeit des Phidias bis zu ihrem gänzlichen Verfall folgen, welcher sich einige Notizen über die Geschichte des allmählig erwachenden Interesses für die Denkmale alter Kunst anreihen, wobei die Zeit wann, und der Ort wo die berühmtesten Antiken gefunden worden sind, angegeben werden. Wie billig spricht er etwas genauer über die früheren Sammler von Antiken in England, unter denen mit Recht der Zeitgenosse Königs Karl des Isten, Thomas Howard, Graf von Arundel als der erste und bedeutendste hervorgehoben wird. Aber auch die nur wenig früher als die Townley'sche Sammlung von dem Grafen Leicester zu Holkham in Norfolkshire und von dem Lord Egremont zu Petworth gebildeten Sammlungen, welche beide vortreffliche Werke enthalten, werden hier angeführt.

Die eigentliche Beschreibung der Denkmähler beginnt mit den terracottas, welche 83 an der Zahl den ersten kleinen Raum schmücken. In diesem geringen Material haben uns bekanntlich die Alten eine Reihe ihrer anmuthigsten Erfindungen hinterlassen. An Reliefen ist diese Sammlung vielleicht die reichste und gewählteste, welche existirt. Manche sind als fortlaufende Verzierung von Friesen symmetrisch, arabeskenartig gehalten, wie z. B. die Kämpfe zwischen Greifen und Amazonen (No. 4.) und zwischen Greifen und Arimaspen (No. 7. u. 8.), beide von höchst gratiosen Motiven. In anderen von ganz freier Kunst sind uns gewifs zum Theil die Erfindungen grofser Meister aufbewahrt worden, denn die Alten hatten den glücklichen Tact Kunstgedanken, welche den Stempel des Genies

Digitized by Google

trugen, durch unendliche Vervielfältigung zum Gemeingut zu machen. Dahin gehört z. B. Nestor, welcher dem verwundeten Machaon den Labetrunk reicht (No. 20.), ein Held, wahrscheinlich Orest, welcher den Schutz des Apollo anfleht (No. 53). Von diesen geben die einfach behandelten Holzschnitte, deren allein für terrecotte 55 vorhanden sind, wenigstens die Motive wieder und ersparen eine weitschweifige Beschreibung. Besonders zahlreich und ergötzlich sind die Vorstellungen aus dem bacchischen Kreise, z. B. ein Satyr und eine Bacchantin, welche tanzend das Bacchuskind in einer Getraideschwinge schaukeln (No. 44). Bei den Erklärungen führt der Verf. die Meinungen der ausgezeichnetsten Archäologen, eines Winkelmann, eines Visconti, eines Millingen an, und giebt in Noten auch bezügliche Stellen aus den Classikern. Darauf folgt in ähnlicher Art die Erklärung der Sculpturen in Marmor und zwar zuerst die Statuen, dann die Büsten, hierauf die Reliefs und endlich die Gefäfse. Mit dieser Anordnung kann sich indefs Ref. nicht ganz einverstanden erklären. Zum Gebrauch den Monumenten selbst gegenüber wäre es zweckmäfsiger gewesen, der Ordnung der Räume zu folgen, deren jeder Denkmale aus den meisten jener Gattungen enthält, so dafs bei der beliebten Eintheilung viel Zeit mit Hin- und Hergehen verloren wird. Als wissenschaftliche Uebersicht der Sammlung betrachtet, würde Ref. aber eine Anordnung nach den Gegenständen vorgezogen haben. Unter den Statuen zeichnen sich besonders aus. Eine sieben Fufs hohe Caryatide im Jahr 1766 in der Nähe der via Appia gefunden. Mit ungemeinem Geschmack ist darin das Gradlinigte im Hauptmotiv, welches einer solchen architectonischen Statue zukommt, mit den Anforderungen der freien Kunst für Leichtigkeit und Eleganz in Behandlung der Einzelheiten, z. B. der zierlichen Falten des Gewandes, ausgeglichen. Der Holzschnitt von dieser Statue ist besonders glücklich gerathen. Die 6½ Fufs hohe Statue einer Venus, im Jahr 1776 bei Ostia in den Bädern des Claudius gefunden. Sie ist wie die berühmte Venus von Milo im Louvre aus zwei Stücken Marmor gearbeitet und daran auch ebenso nur die untere Hälfte bekleidet. Nach dem edlen Character des Kopfs, dem emporgerichteten Blick ist es eine Venus victrix und zwar nach dem Gefühl von Ref. in der Arbeit eine der vorzüglichsten, welche wir aus dem Alterthum besitzen. Von den verschiedenen Exemplaren des berühmten Scheibenwerfers von Myron ist hier das in der Arbeit vorzüglichste. Trotz der grofsen Anstrengung ist das Muskelspiel doch keineswegs übertrieben. An Statuen finden sich aufserdem einige später erworbene, aber in denselben Räumen aufgestellte und daher auch hier mit beschriebene von grofser Bedeutung vor. Die überlebensgrofse Statue eines Apollo aus der Sammlung von Choiseul-Goufier ist ein sehr wichtiges Uebergangswerk aus der conventionellen in die freie Kunst. Der Faun aus dem Hause Rondanini gehört in der Durchbildung der kräftigen Musculatur zu den vorzüglichsten Werken dieser Art. Eine Hauptzierde der Sammlung bildet indefs die Reihe der vortrefflichen Büsten. Eine colossale Büste der Minerva von alterthümlichem Styl, worin sich indefs der spätere Character dieser Gottheit schon sehr bestimmt ausspricht, ist von sehr fleifsiger und scharfer Arbeit. Nicht minder interessant ist eine andere, ebenfalls colossale Büste des Hercules, worin der Character desselben in strenger, aber höchst edler Weise aufgefafst, das kurze, krause Haar aber durch lauter einzelne, schneckenförmig gewundene Löckchen von höchst sauberer Arbeit ausgedrückt ist. Durch die durchgängig ausgezeichneten Büsten des Homer, Periander, Pindar, Sophocles, Hippocrates, Epicur und Pericles, welche alle in dem 3ten Zimmer vereinigt sind, glaubt man sich auf einmal nach Griechenland zur Zeit seiner höchsten Blüthe versetzt. Unbeschreiblich ist der Eindruck von hoher Bildung, welcher den Beschauer aus diesen Zügen anspricht, in welchen sich Schönheit, Klarheit und Güte den Rang streitig machen. Nach der Büste des Pericles mit der alten Namensbezeichnung stellt eine bisher als anonym aufgeführte Büste im Königl. Museum zu Berlin (No. 396) denselben grofsen Mann vor. Verschiedene Büsten des bärtigen Bacchus in demselben Zimmer gehören in feinster Durchbildung des Ausdrucks von Geist und väterlicher Milde zu den schönsten Darstellungen, welche wir von dieser Gottheit besitzen.

Auch unter den Reliefen befindet sich sehr Ausgezeichnetes. Ein Castor, welcher sein Rofs bändigt, ist vortrefflich im Motiv, und meisterhaft in der strengen Behandlung des flachen Reliefs. Der Kopf hat noch das Profil der alterthümlichen Vasenfiguren, mit der schrägen Linie von der Stirn bis zur stark ausgeladenen Nasenspitze. Das berühmte Relief, die Apotheose des Homer, vormals im Pallast Colonna, ist erst im Jahr 1819 für 1000 Pf. Sterl. gekauft worden. Es ist mehr durch die Vorstellung und die einzelnen Motive, als durch die Arbeit ausgezeichnet. Unter den Gefäfsen gehören zwei Marmorvasen mit bacchischen Vorstellungen in Relief durch Form, Geist, Leben und Schönheit der Motive, so wie durch Arbeit zu den gewähltesten Denkmalen dieser Art. Leider hat die eine sehr starke Restaurationen erfahren müssen. Ein Candelaberfufs ist auf seinen drei Seiten sehr zierlich mit drei Genien des Mars geschmückt, welche dessen Helm, Schild und Schwerdt tragen. Endlich fehlt es auch nicht an einigen architectonischen Ornamenten. Unter den Inschriften giebt der Verf. von der bekannten, welche auf der Aufsenseite eines runden Schildes die Namen der Epheben in Athen enthält, als Alcamenes Cosmetes war, eine Abschrift in griechischen und lateinischen Lettern. Ein sehr vollständiger Index beschliefst das nützliche Werk.

Waagen.

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

LXXIV.

1) *Roman du Comte de Poitiers, publié pour la première fois d'après le manuscrit unique de l'Arsenal, par Francisque Michel. Paris, Silvestre.* 1831. 8. *(tiré à* 125 *exempl.) VIII et* 71 *pag.*

2) *Roman de la Violette, ou de Gérard de Nevers, en vers, du XIIIe siècle, par Gibert de Montreuil; publié, pour la première fois, d'après deux manuscrits de la Bibliothèque royale, par Francisque Michel. Paris, Silvestre.* 1834. 8. *(tiré à* 200 *exempl.) LXIV et* 334 *pag.*

In diesen beiden, nun zum erstenmal durch den thätigen und gelehrten Hrn. *Michel* herausgegebenen, altfranzösischen Gedichten erhalten wir endlich die bis jetzt bekannten ältesten Bearbeitungen einer Sage, die durch *Boccaccio* (Decam. Giorn. II, Nov. 9.) und *Shakespeare* (Cymbeline) weltberühmt geworden ist.

Wir können es uns daher um so eher ersparen, eine ausführliche Inhaltsanzeige davon zu geben, als überdiefs theils durch Auszüge aus der prosaischen Auflösung des Roman de la Violette in der „Bibliothèque univ. des romans", den „Melanges tirés d'une grande Bibliothèque", und in der „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters", herausgeg. von *Fried. Schlegel*, der Gegenstand derselben bekannt geworden, und als Oper u. d. T.: „*Euryanthe*" durch Frau v. *Chézy* und *Weber* sogar auf unsere Bühne gebracht worden ist; theils von den vorliegenden Gedichten selbst im „Journal des Savans" (1831, p. 385—394; — 1835, p. 202—212) und in der „Histoire littéraire de la France" (Tom. XVIII, p. 760—771) ziemlich genügende Analysen gegeben worden sind.

Auch sind wir durch so tüchtige Vorgänger, wie *Jac. Grimm* (altdeutsche Wälder. I, 35—71), *Fr. W. Val. Schmidt* (Beiträge z. Gesch. d. romantischen Poesie. S. 13—14) und *Simrock* (Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen. Hgg. v. Echtermeyer, Henschel und Simrock. Thl. III, S. 205—220) der Mühe überhoben, die vielfachen Nachahmungen und Verzweigungen dieser Sage mit anderen auf gleichem Grunde wurzelnden nachzuweisen, und werden uns nur auf das beschränken, was der fleifsige Herausg. in seiner lehrreichen „Notice" zum Rom. de la Viol. neues nachgeliefert hat.

Bevor wir jedoch hiezu und zu den merkwürdigen Einzelnheiten dieser beiden Gedichte übergehen, wollen wir erst ihr *gegenseitiges Verhältnifs*, und die *Gattung*, zu welcher sie gehören, näher zu bestimmen versuchen.

Dafs beiden Gedichten *dieselbe Sage* unverkennbar zu Grunde liege, hat bereits Raynouard (im Journ. des Savans; l. c.) bemerkt *); allein, wie es scheint, gegen sein eigenes besseres Gefühl, aus blofsen äufseren Gründen den Rom. de la Viol. für die *ältere* Bearbeitung erklärt. Zwar geben auch wir gerne zu, dafs der Rom. de la Viol. um mehr als sechzig Jahre älter sei, als jene der beiden von Hrn. Michel benutzten Handschriften, die das bestimmte Datum: 1284 trägt; ja wir räumen ein, dafs der Rom. du Comte de Poitiers, so wie er *nun* vorliegt, nicht viel älter als jener, oder sogar gleichzeitig mit ihm sei; aber aus *inneren* Gründen, sollten wir glauben, liefse sich hinlänglich beweisen, dafs *der* Theil des Rom. du Comte de P., der die hier in Rede stehende Sage enthält (denn der zweite Theil desselben, von dem wir später reden wollen, ist ein eigentliches hors d'oeuvre, eine

*) Man braucht aber deshalb nicht, wie er, anzunehmen, dafs eines nothwendig die *Nachahmung* des anderen sei; sie haben ja aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft! —

Digitized by Google

spätere, müfsige Zuthat), diese viel reiner und ächter gebe, wie der Rom. de la Viol., und mithin seiner *inneren Gestaltung* nach für die *ältere, der ursprünglichen Abfassung sich näher anschliefsende* Bearbeitung zu halten sei? Denn man wird uns nimmer überreden, dafs *die* Bearbeitung, die weit weniger *innere* Einheit der Handlung und doch dabei eine viel künstlichere Anordnung derselben hat, mit fremdartigen, aus anderen Sagen offenbar entlehnten Episoden überladen ist, mehr ins Detail ausmahlt, einen feineren gesellschaftlichen Zustand darstellt, raffiniertere, aber weniger natürliche, tief und wahr gefühlte Motive unterlegt, und selbst schon durch lyrischen Schmuck den Reiz der Darstellung zu erhöhen sucht, *älter* sei als jene, die einfach und kunstlos, aber rasch und ohne Unterbrechung der Haupthandlung erzählt, die Sitten und Charaktere noch derb, ja roh, aber kräftig, naturgetreu und mit wenigen Strichen doch drastischer schildert, und dafs in dieser gerade *alle fremdartigen* Episoden nur deshalb weggeblieben seien, weil deren Verfasser etwa eine unvollkommenere Ueberlieferung nur nach Hörensagen nacherzählt habe, oder dessen Gedächtnifs ungetreu gewesen sei (Journal des Savans; 1831, p. 392)? —

Wir würden es bei diesen, einem deutschen Leser genügenden Andeutungen bewenden lassen, wenn nicht Raynouard's Urtheil bei den Franzosen eine solche Autorität hätte, dafs sie es unbedingt nachschreiben, und dann ein solcher Irrthum sich von Compendium zu Compendium fortpflanzte. Daher wollen wir, trotz dem, dafs selbst schon die im Journ. des Savans gegebenen Analysen dieser beiden Romane ihr wahres gegenseitiges Verhältnifs auch Jenem einleuchtend machen, dem die Originale nicht vorliegen, und uns der Mühe überheben, durch eine vollständig durchgeführte Parallele den Beweis für unsere Ansicht zu führen, doch ein paar der schlagendsten Beispiele zu ihrer Unterstützung herausheben.

So vergleiche man gleich zu Anfang die Schilderung des *königlichen Hofes:* im Comte de Poitiers sind die Barone noch kühne, derbe Recken, von barscher, herausfordernder Rede, gleich fertig, mit der Faust drein zu schlagen, wenig Worte, rasche That; ja der König mufs sein ganzes Ansehen gebrauchen, um sie abzuhalten, vor seinen Augen über einander herzufallen und sich zu ermorden; kurz diese Charaktere und Sitten haben noch germanischen Waldgeruch. Wie sticht nun dagegen im Rom. de la Viol. das etiquettevolle, zierliche Wesen und die Galanterie der Ritter, das Tonangeben der Frauen, das Minnegekos und Sanggetändel, schon ganz nach Art der Romane von der Tafelrunde, ab? — Man vergleiche die Art wie der *Verführer sucht*, sein Ziel zu erreichen: im Comte de Poitiers nämlich durch die freche That; im Rom. de la Viol. hingegen durch einschmeichelnde Reden; auch ist nicht zu übersehen, dafs es im ersten *das Weib* ist, um dessen Treue es sich handelt, im anderen nur *die Geliebte.* — So begibt sich im ersten der Graf von Poitiers, als Pilger verkleidet, in sein ehemaliges Schlofs, in der Absicht, den Verräther zu ermorden, und wird davon nur durch die gastfreundliche Aufnahme abgehalten; im anderen begnügt sich Gérard, als Jongleur auszukundschaften, wie es dort zugehe, und singt, trotz der unfreundlichen Aufnahme, einige Tiraden aus einer Chanson de Geste. — Vorzüglich aber vergleiche man die Erzählung von dem *Wiederfinden der beiden Liebenden am Hofe des Grafen Harpin von Metz*, Gérard's Neffen: im Comte de P. fehlt zwar die den Knoten allerdings künstlicher schürzende, aber zur Katastrophe ganz unnöthige, und überdiefs aus einer fremden Sage entlehnte Episode des Rom. de la Viol. von der Ermordung der Schwester des Grafen von Metz, deren Euriaut fälschlich beschuldigt wird, und ihrer Rettung vom Feuertode durch den Gottesgerichts-Kampf, in dem Gérard, der wie ein ächter fahrender Ritter zu ihrer Vertheidigung herbeigeeilt ist, den verläumderischen Ankläger Méliatir besiegt, und so *zufällig* die Geliebte wiederfindet; aber um wie viel einfacher, und doch bedeutsamer und drastischer wird dieselbe Entwickelung im Comte de P. herbeigeführt: hier kömmt der seinem als unschuldig erkannten Weibe emsig nachforschende Graf, wie *durch Gottes Fügung*, gerade in dem Augenblicke an den Hof seines Neffen Harpin, als dieser sein Weib zum Traualtar schleppt, und die das Jawort verweigernde thätlich mifshandelt; der Graf von Poitiers, durch den Liebreiz der bräutlich geschmückten, in der er sogleich sein Weib erkennt, entzückt, durch ihre Treue gerührt, und über ihre Mifshandlung wüthend, entreifst sie seinem Neffen, schlägt ihn mit einem Faustschlag zu Boden, und macht ihm, indem er sich zu erkennen gibt, die bittersten Vorwürfe. Harpin bereut,

Digitized by Google

erhält Verzeihung, und bietet sich an, seinen Ohm an den Hof des Königs Pipin zu begleiten, wohin sich dieser begeben will, um Rache an dem Urheber all seines Unglücks, dem falschen Herzoge von der Normandie, zu nehmen; denn selbst noch in der ersten Freude des Wiedersehens hat ihn sein schwer beleidigtes Weib zur Rache an ihrem Verläumder aufgefordert:

„Sire, vengiés — moi de cest honte
Que li Dus m'a fait à cel tort:
Il en doit bien avoir la mort.
Ausi m'aït Ste. Marie,
N'arés de mon gent cors partie
A nul jor mais en mon vivant,
Si l'en arés fait recréant."
Li Qens en rist, si dist: „Savoir,
Dame; j'en ferai mon pooir."

Und ungesäumt bricht er mit all seinen Verwandten und Vasallen auf; besiegt im Gottesgerichtskampf den Verläumder seines Weibes, und zwingt ihn Angesichts des ganzen königlichen Hofes seine Schandthat zu gestehen. — Zu dieser, hier so naturgemäfs motivirten, und rasch herbeigeführten Katastrophe bedarf der Rom. de la Viol. erst noch des chevaleresquen Apparates eines Turniers, das der Graf von Montfort zur Ehrenrettung seiner Nichte Euriaut veranstaltet; Gérard hört davon und findet sich natürlich mit seiner Geliebten dabei ein; er erhält, ebenso natürlich, den Preis im Turnier, und *dann erst* fordert er den Verläumder seiner Dame zum Gottesgerichtskampf auf! — Endlich ist auch der *Name des Königs*, wiewohl wir eben kein besonderes Gewicht darauf legen, nicht ganz gleichgültig; im Comte de Poit. heifst er noch: „*Pepin*", und einmal wird er sogar noch „*l'emperéor*" (p. 46) genannt *); scheint hingegen der Name: „*Louis*", den ihm der Rom. de la Viol. beilegt, nicht schon die *Verjüngung* der Sage anzudeuten? —

Aber schon die Art, wie sich beide Gedichte *selbst ankündigen*, ist charakteristisch und spricht für unsere Ansicht; so nennt sich der Rom. du Comte de Poit. noch: „*Chançon*", und beginnt noch ganz in der Weise der Chansons de Geste mit einem Aufruf an die Zuhörer, und mit Beziehungen auf andere Sagen des kerlingischen Kreises, dem er sich dadurch anzuschliefsen scheint:

Oiés, por Dieu le fil Marie,
Chançon de moult grant segnorie;
Vous avés maintes fois oï
Chanter du lignage Aimeri,
De Karloman le poïssant,
Et d'Olivier et de Rollant,
Et de Guillaume fière brache,
Et de Rainouart à le mache,
Qui les X. rois conquist as mains.
Del tot passa Pepins li nains,
Qui n'ot que 111. *piés et demi.*
A Paris le lion vainqui;
Onques por cop de chevalier
Ne guerpi sele ne estrier;
Entre les pors de Panpelune,
Par nuit, si con luisoit la lune,
Ocist 1111. *frères gaians.*
Encor pert lès les desrubans
Par où Taillefers s'en ala,
Li bons cevaus que li dona
Grains-d'or, li fin de sa seror;
C. liues coroit en i. jor.

Wie ganz anders beginnt der Rom. de la Viol.! Der Dichter hebt, wie fast alle Verf. von Romanen des Arthur-Kreises und der Tafelrunde, vor Allem seinen *subjectiven* Standpunkt hervor (die Motive, den Zweck der Bearbeitung, u. s. w.) indem er moralische Betrachtungen über Wissen (savoir) und Reichthum (grant avoir) anstellt, und wie man durch ersteres zu letzterem gelangen könne; er wolle daher auch sein Pfund (sens) nicht vergraben:

Pour chou me voel-jou entremetre
D'un plaisant conte en rime metre.

Sollte es Leute geben, die ihm defshalb übel nachreden und ihn beneiden, so möge alles Ueble, das sie ihm wünschen, auf sie zurückfallen; er werde sich, ihnen zum Trotz, dadurch nicht abhalten lassen:

Quar jou dirai, et bien lor poist,
Tant com jou puis et il me loist,
Un conte bel et delitable.
N'est pas de la Réonde-Table,
Dou roi Artu, ne de ses gens;
Et s'est li contes biaus et gens
Que je vous voel dire et conter,
Quar on i puet lire et chanter,
Et si est si bien acordanz
Li cans au dit. Les entendans

*) Bedeutsam sind im Rom. du Comte de Poit. noch die drei alten Hauptstädte des *kerlingischen* Reiches zusammengestellt (p. 44: „Monloon et Rains et Paris"); so heifsen hier die Urtheilfinder des Baroniefestes noch schlechtweg: „*frans homs*"; im Rom. de la Viol. hingegen schon: „*per*"; u. s. w., wie denn überhaupt im Comte de Poit. Ausdruck und Sitte durchaus noch alterthümlicher sind.

Digitized by Google

Entrai à garant que di voir.
Miels ainc mon sens c'autrui avoir,
C'autrui avoir truis trop estraigne.
Dès or commencherai l'ouvraigne
Dou Romanch de la Violete.

Der Dichter bezeichnet also selbst sein Werk schon als „*Conte*" und „*Roman*", und nicht mehr als „*Chanson*", wie der Verf. des Comte de Poit.; er hat es nicht mehr zum *Absingen* vor einem gemischten Kreise von Zuhörern („Oiés . . . . chançon") bestimmt; sondern er will es der gelehrten und ritterlichen Hof-Welt, die selbst *lesen* und *singen* kann („lire et chanter"), *recitiren* („sagen") und *erzählen* („dire et conter"); er hat daher, wie es für diese feinere, adliche und kunstverständige Gesellschaft sich geziemt, eine gefällige (plaisant), schöne und zierliche Erzählung („contes biaus et gens") in höfische Reime gebracht („en rime metre"), und dafür gesorgt, dafs in den *Liedern*, die er eingeschaltet hat, „der *Gesang* zu dem *Gesagten*" passe („si est si bien acordanz *li cans au dit*"); denn, fährt er fort:

Mainte cortoise chançoncte
Orrez ainz que li contes fine, etc.

Schon aus diesen charakteristischen Eingängen ergiebt sich daher hinlänglich, dafs jedes dieser Gedichte, obgleich sie beide *denselben Stoff episch* behandeln, doch einer *ganz anderen Art und Kunststufe* angehöre. Während nämlich der Rom. du Comte de Poit., wenn auch *nicht mehr der metrischen Form*, so doch der ganzen übrigen Behandlungsweise nach, sich noch den eigentlichen, aus Volksliedern hervorgegangenen und zum Absingen vor dem Volke bestimmten „*Chansons de Geste*" anschliefst, und von einem *ungenannten* Verfasser, wahrscheinlich einem *Jongleur* *), herrührt; gehört der Rom. de la Viol. zu jener Klasse von Romanen, die eine Liebessage, schon mit allem Prunk der verfeinerten Chevalerie und Galanterie, mit den abenteuerlichen Ausgeburten einer wundersüchtigen Phantasie, dem subtilen Raisonnement der Liebes-Dialektik, und mit häufigen lyrischen Ergiefsungen ausgestattet, erzählen, auf welche die Romane des *bretonischen* Sagenkreises, besonders *die von der Tafelrunde* (daher auch in unserem Romane die, wenn auch ablehnende, doch, gleichsam unwillkührliche Beziehung auf diese seine Muster! —), und die durch die provenzalische ausgebildete nord-französische *Hof-Poesie* (Kunst-Lyrik) schon den entschiedensten Einflufs gehabt haben, und die daher *so* nur von einem eigentlichen *Hof- oder Kunstdichter* (Trouvère im engeren Sinne **) verfafst werden konnten, der gewifs nie vergafs, *sich zu nennen*. Zu dieser, offenbar *erst spät* nach Beginn des 13ten Jahrh. entstandenen Klasse von Romanen, die der Abbé *de La Rue* nicht mit Unrecht: „Romans d'amour et de chevalerie" genannt hat ***), gehören z. B. noch die Romans d'Aucassin et Nicolette, de Flore et Blancheflore, de la Rose de Vinne de Volce (oder Guillaume de Dole), du Châtelin de Coucy, u. s. w. ****).

Betrachten wir nun jeden der vorliegenden Romane abgesondert und in seinen Einzelnheiten. Wir haben oben erwähnt, dafs der Rom. du Comte de Poit. eine ihm *eigenthümliche Fortsetzung* enthalte: nach *völlig abgeschlossener* Erzählung der Haupthandlung folgt noch die Geschichte des *nach* glücklicher Wiedervereinigung der Gatten von ihnen erzeugten Sohnes, des Grafen *Guy de Poitiers*. —

*) Wir halten den Verf. für einen *Jongleur*, weil er nicht, wie die späteren Ueberarbeiter dieser Epen, die gelehrten Kunstdichter (clercs), im Eingange zu thun pflegten, auf seine Vorgänger, die Volkssänger, loszieht, und sich nicht, zur Beglaubigung *seiner* Erzählung, auf Kloster-Chroniken beruft. Jedenfalls zeugt auch *dieser* Umstand für ein *höheres Alter* dieses Gedichtes. (Um sich nicht zu wiederhohlen, verweist Ref. auf sein Buch: „Ueber die altfranz. Heldengedichte"; S. 175—176, wo er diesen Gegenstand ausführlicher erörtert hat).

**) Wir werden noch im Verfolge Gelegenheit haben, das Verhältnifs zwischen Trouvères und Jongleurs bei den Nordfranzosen näher zu erörtern.

***) Essais hist. sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères normands et anglonormands. Caen, 1834. 8. Tom. I, p. 127; und Tom. III, p. 154.

****) Man vgl., was *Gervinus* über eine auf ähnliche Weise entstandene Klasse *deutscher* Romane treffend bemerkt hat in seiner „Gesch. d. poet. Nat. Lit. der Deutschen"; Thl. II, S. 78—79.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

1) *Roman du Comte de Poitiers, publié pour la première fois d'après le manuscrit unique de l'Arsenal, par Francisque Michel.*

2) *Roman de la Violette, ou de Gérard de Nevers, en vers, du XIIIe siècle, par Gibert de Montreuil; publié, pour la première fois, d'après deux manuscrits de la Bibiothèque royale, par Francisque Michel.*

(Fortsetzung.)

Auf den ersten Blick aber erkennt man, dafs dies offenbar ein späterer, in einem ganz anderen Geiste geschriebener, und in einer blofs äufserlichen, und daher rein willkührlichen Verbindung mit der früheren Handlung stehender Zusatz sei. Es ist ja bekanntlich das gewöhnlichste Auskunftsmittel und die bequemste, aber auch roheste Weise späterer Ueberarbeiter (besonders der Verfasser der prosaischen Auflösungen), eine beliebt gewordene Sage zu erweitern, oder ursprünglich sich ganz fremde, ja ihrem innersten Wesen nach heterogene Sagen zu verbinden, dafs sie die Geschichte der As- oder Descendenten ihres Helden der alten, ächten Stammsage ansetzten. Wie weit dieser Unfug getrieben wurde, beweist die endlose Reihe der Amadis-Romane! — Der hier in Rede stehende Zusatz trägt noch überdiefs ganz das Gepräge der Zeit, in der er angefügt wurde, nämlich *nach den Kreuzzügen*, als man keine Erzählung mehr vollkommen glaubte, wenn nicht ein Zug nach Constantinopel oder ins Morgenland, und eine Bekämpfung der Sarazenen darin vorkäme. Dieses hors d'oeuvre, das mit der ursprünglichen Sage durchaus nichts zu schaffen hat, an die ebenso gut, oder vielmehr ebenso schlecht, aber eben so unschädlich noch die Geschichte der Enkel und Urenkel hätte angefügt werden können, ist wohl der einzige Grund, der Hrn. Raynouard zu dem, sonst unbegreiflichen Urtheil verleiten konnte, dem Roman de la Violette „plus d'unité" zuzusprechen!! — Denn, die einzige müfsige Wiederhohlung des Kampfes mit dem Löwen in dem mit der Schlange ausgenommen, enthält die Erzählung der Grundsage im Comte de Poit. durchaus nichts, was unbeschadet der Haupthandlung wegbleiben könnte; während man vom Rom. de la Viol. ohne Nachtheil, ja zum wahren Vortheil der eigentlichen Handlung wenigstens zwei Dritttheile weglassen könnte, obgleich diese fremdartigen, aus anderen Sagen und Romanen entlehnten Episoden nicht mehr *blofs angesetzt*, sondern in die Hauptsage schon verwebt sind, ja sie vielfältig entstellen und ihr ursprüngliches Colorit verwischen, was ihr doch gewifs nicht „plus d'unité" gibt, und vielmehr das Verfahren einer von der edlen Simplicität der alten Sagen schon *sehr entfernten* Künstelei ist.

Wir können uns nicht enthalten, aus dem Rom. du Comte de Poit. als Probe seiner noch frisch-kräftigen, alterthümlich-kernigen Darstellung die Stelle hieher zu setzen, in welcher Gérard vor dem versammelten königlichen Hofe die Schönheit und Treue seines Weibes über alles preist, und dadurch den Grafen von der Normandie veranlafst, ihm die fatale Wette anzubieten; diese Stelle enthält überdiefs ein paar für die Sittengeschichte merkwürdige Züge:

Pepins s'asist et tot li prince:
Onques rois ne fut si servis.
Adont parla li plus hardis
D'aus tous, et li plus envoisiés,
Çou fu li biaus Quens de Poitiers.
Li bers avoit à non Gerars.
Si drap valoient .V. C. mars:
„Rois, tu vaus miex c'Arcedeclins,
Car tous cis mons vous est aclins;
Plus avés fait K'aine ne fist nus;
Mais jo gil quant je vuel tos nus
Avec la plus bele del mont,
Adis me prie ele et semont,

Digitized by Google

Et tart et tempre, et main et soir,
Que de li face mon voloir.
Par Dieu qui tot le mont porvoit,
Qui tot le monde cerqueroit
Païenie et crestienté,
Ne troveroit-on sa biauté:
Qu'il n'est rose, tant soit novele,
Que sa biautés ne soit plus bele;
Ele est ma feme et jou ses sire.
Par mi sa cemise desire
Pert sa chars plus blance que nois.
Por mil fiés d'or fin son pois,
Ne lairoit-ele autrui joïr
Des membres dont j'ai mon plaisir;
Ele est plus avenant que fée,
Et france et sage et bien letrée.
Nus ne l'esgarde qui ne l'aint.
De Dieu siervir pas ne se faint;
Jà n'iert si gelé en genvier
Que ne voist descauce au mostier.
Rois Pepins, miex valt sa biautés
Que ne face vo roiautés:
Par tant sui plus rices de vous,
Et si n'en sui mie jalous."

Man vergleiche nun mit diesen stolz-sicheren, fast übermüthig-herausfordernden Worten des kühnen Grafen, der in dem, allerdings sehr richtigen Gefühle, dafs der Besitz eines schönen, treuen und frommen Weibes ihn reicher mache, als den König all seine Länder und Schätze, diefs unumwunden und rücksichtslos dem Könige vor allen seinen Baronen ins Gesicht zu sagen wagt *), das bescheiden-spröde Benehmen des verliebten und fast schüchternen Damoiseau Gérard im Rom. de la Viol., der, lange ein stummer Zuhörer bei der lauten Fröhlichkeit des Hoffestes, endlich vom Könige herbeigerufen und von einer Dame aufgefordert, doch auch eine Probe seiner weit *berühmten Kunstfertigkeit im Gesange* zu geben, nun erst die Schönheit und Treue seiner Herzensdame in einem zierlichen Liedchen über alles erhebt, wie es eben die Gesetze der Galanterie von selbst erforderten! — Wer bei so schlagenden Gegensätzen noch zweifelt, welche von diesen beiden Darstellungen der ursprünglichen Auffassung der Sage näherkomme, und daher *in dieser Hinsicht die ältere sei*, der hat wohl in seiner eigenen Ueberverfeinerung schon allen Sinn für das ächte, altehrwürdige, und doch ewig junge Epos verloren!! —

Der Rom. de la Viol. ist bekanntlich von *Gibert* oder *Gyrbert de Montreuil*, einem Trouvère aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrh., über dessen Lebensumstände und Werke der gelehrte Herausgeber in der vorausgeschickten „Notice" die spärlichen auf uns gekommenen Nachrichten mit gewohnter Umsicht und Kritik gesammelt und gesichtet hat *). Mit Gewifsheit läfst sich ihm zwar nur dieser Roman beilegen, den er der Gräfin Marie de Ponthieu (st. 1251) gewidmet hat (nach einer Conjectur des Hg., die viel für sich hat, könnte er ihn nicht viel später als i. J. 1225 gedichtet haben), deren *Hofdichter* (ménétrier) er wahrscheinlich war; Hr. M. hat jedoch ein „Serventois" aus dem 13ten Jahrh. in zwei Handschriften gefunden, deren eine ebenfalls einen „*Girbers*" oder „*Gerbers*" als dessen Verf. nennt (in der anderen Handschrift aber steht statt dieses Namens immer blofs: „unsclers"), das also, wie Hr. M. glaubt, ebenfalls von *unserem* Dichter herrühren könnte (?), und das er daher, da es überdiefs bisher noch unedirt war, im Anhange (p. 321—327) abdrucken liefs. Der Gegenstand desselben ist die ziemlich abgedroschene Klage über die immer mehr einreissende Unlust am Gesange und die Kargheit der Reichen gegen die Sänger; „denn zwei knauserige Dienstmannen (serjant)," sagt der Dichter, „führen nun in allen Häusern das Hausregiment und weisen unwirthlich die Sänger ab, nämlich „Groingnès" und „Petis" (etwa „Murrkopf und Schmalhans"; wovon auch das Serventois den Titel trägt: „De Groignet et de Petit.") **). — Nach *De La Rue* (l. c. p. 156) soll

*) Aehnlich rühmt *Elphin* in der *alt-walisischen* Sage seine Liebste den Schätzen des Königs gegenüber. — So gilt im Comte de Poit., wie dort, noch der *Trauring* als das Hauptmerkmal der zu Stande gebrachten Verführung (*Grimm*; l. c. S. 70—71)! — Sollten in diesen, jedenfalls bedeutsamen Aehnlichkeiten *im Detail selbst* nicht vielleicht noch die leisen Spuren von der *Wanderung der Sage* erkennbar sein? Ja, auch dieser Sage, wie so vieler anderen, letzte Quelle ist wahrscheinlich *ein bretonisches Lay.* —

*) Vgl. auch über ihn die Notizen im: *Journal des Savans*; 1831, p 392—393; — *Histoire litt. de la France*; Tom. XVIII, p. 760—771; — und *De La Rue*; l. c., Tom. III, p. 152—156.

**) Aus diesem für die Sittengeschichte wichtigen Gedichte wollen wir zwei auch die Litterärgeschichte erläuternde Stellen hieher setzen; der Dichter beginnt nämlich:

Dou siècle, qui peu est courtois,
Nous fait Girbers j. serventois,
Car il se complaint en ces vers
Dou siècle, qui tant est dyvers, etc.

Hier ist also: „serventois" in der näher bestimmten Bedeu-

Digitized by Google

unser Dichter auch ein weitläufiges *Leben des Hrn. Aloisius* (Vie de St.-Eloy) in Versen verfafst haben, wovon ihm aber nur eine Handschrift, in der Bibliothek des verstorbenen Douce, bekannt wurde; da er nichts weiter darüber sagt, so müssen wir diese Angabe auf sich beruhen lassen.

Auch Hr. M. hat, wie alle seine Vorgänger, keinen historischen Grund für diesen Roman auffinden können. Ob übrigens unter dem hier *blofs* „*Loéys*" genannten Könige Ludwig der Fromme, wie Hr. *Paris* geglaubt hat, oder Ludwig der Dicke, wie er im Prosa-Roman genannt wird, oder Ludwig VIII, wie Hr. M. mit dem meisten Grunde vermuthet, zu verstehen sei, ist ohnehin nicht von Belang, da eben auch dieser Umstand, wie wir gezeigt zu haben glauben, eine willkührliche Verjüngung der Sage durch den Umdichter anzudeuten scheint.

Von den Bearbeitungen derselben Sage und den zahlreichen Nachahmungen des vorliegenden Romans, die Hr. M. mit einer an seinen Landsleuten seltenen Genauigkeit und Vollständigkeit nachgewiesen hat (Notice; p. VI—XXXVIII), wollen wir, mit Bezug auf die Eingangs genannten Vorarbeiten, nur die hier zum *erstenmal* erwähnten anführen. — So fand er in einer Handschrift der k. Bibliothek (fonds de Sorbonne, no. 454, fol. 169 1°.) einen Prosa-Roman: „dou roi Flore et de la bielle Jehane", dem dieselbe Sage zu Grunde liegt, und der, dem Style nach zu urtheilen, spätestens aus den ersten Jahren des 13ten Jahrh. stammt. Die beiden Helden desselben heifsen Robert und Raoul. Robert war Knappe bei einem flandrischen Ritter, der ihm seine Tochter mit 400 Pfund Grundeigenthum gab. Kaum vermählt, wollte er nach San Jago de Compostela wallfahrten. Einer seiner Freunde machte sich über dieses Vorhaben lustig, und bot ihm die Wette an, ihn während seiner Abwesenheit zum Hahnrei (coux) zu machen. Es wurde ausgemacht, dafs der Verlierende sein ganzes Besitzthum an den Gewinnenden abtreten sollte. Robert reist ab. Raoul kann, trotz all seines emsigen Hofmachens, bei Jehanne nicht sein Ziel erreichen; eines Tags aber führt ihn die Magd dieser Dame in den Saal, wo diese eben badete; er schliefst die nackte in seine Arme und trägt sie auf ein Bett; doch sie wehrt sich so tapfer, dafs er gezwungen ist, von seinem Vorhaben abzustehen. Indem er sich entfernt, bemerkt er jedoch ein schwarzes Maal auf Jehannes Unterleib; diese Entdeckung macht ihn die Wette gewinnen. Nach mancherlei Abenteuern, die jedoch keine Aehnlichkeit mit denen des Gérard und der Euriaut haben, wird sein Betrug entdeckt; ein Zweikampf zwischen ihm und Robert ist die Folge davon; Raoul wird tödtlich verwundet, und bekennt vor seinem Tode noch sein Verbrechen. Aber auch Robert stirbt bald darauf, und seine Wittwe heurathet den König „*Flores d'Ausay*" (von Elsafs), der mit ihr den Florens und die Florie erzeugt. Der erstere wird Kaiser von Constantinopel; und Florie mit dem Sohne des Königs von Ungarn vermählt. — Offenbar ist auch dieser Roman schon eine spätere Ueberarbeitung der Sage mit vielen fremdartigen Zusätzen; doch ist darin das Anknüpfen derselben an die *karolingische* durch die Kinder der Jehanne, Florens und Florie, merkwürdig, von denen der erstere auch in den *Reali de Francia* vorkömmt, die letztere unter dem Namen Blanchefleur bekanntlich die Mutter der Bertha, der Gemahlin Pipin's, nach der Sage ist *). Diefs spricht abermals für die im Comte de Poitiers noch unverfälschter erhaltene Ueberlieferung von einer früher mit dem *karolingischen Kreise* verbundenen Sage.

Ferner lernen wir durch Hrn. M. zuerst ein „*Miracle*", ungefähr aus dem Ende des 14ten Jahrh., kennen, das wohl die *älteste dramatische* Bearbeitung dieses Gegenstandes ist. Es findet sich in der Handschrift der k. Bibliothek No. 7208—5, fol. 69, 1°., und führt da den Titel: „Cy commence .j. miracle de Nostre Dame, coment Ostes, roy d'Espaingne, perdi sa terre pour gagier contre Berengier, qui le tray et

---

tung von *Rügelied* gebraucht, wofür die Nord-Franzosen auch öfters „*la Complainte*" setzen. Am Ende aber heifst es:

Ici fenist Gerbers sa laisse.

Dieses „*laisse*", mit dem obigen zusammengehalten, zeigt, dafs dieses Wort hier noch in seiner ursprünglichen Bedeutung: *Klagelied* (lessus) gebraucht sei, wärend es sonst häufig in der Bedeutung von *Lied überhaupt*, besonders aber vom *rhapsodischen Gesang* vorkömmt (vgl. *Fauchet*; 562 a.).

*) So hat sich auch noch im Rom. de la Viol. eine Spur von dieser genealogischen Anknüpfung erhalten, da eine Tante der Euriaut, deren Abstammung sonst nicht weiter angegeben ist, „*Königin von Ungarn*" genannt wird (p. 43):

Une soie ante Margerie,
Qui roïne fu de Hongrie etc.

Digitized by Google

li fist faux entendre de sa femme, en la bonté de laquelle Ostes se fioit; et depuis le destruit Ostes en champ de bataille." Hr. M. giebt davon nachstehenden Auszug: Der römische Kaiser Lothar räth seinem Neffen „Ostes" oder Otto, sich wiederzuvermählen. Er schlägt ihm dazu die Tochter Alfons', Königs von Spanien, vor, den man freilich erst durch Gewalt der Waffen zur Einwilligung zwingen muſs, wozu sich aber der Kaiser selbst anheischig macht. Lothar sendet daher einen Boten zu Alfons, um ihm den Krieg anzukündigen. Dieser giebt eine stolze Antwort; und versammelt die Bürger seiner Stadt „Burs" (Burgos?). Er empfiehlt ihnen, sie aufs äuſserste zu vertheidigen, und übergiebt seine Tochter ihrem Schutze; er selbst aber begiebt sich zu seinem Bruder, dem Könige von Granada, um dessen Hülfe anzurufen. Dieser sendet auch alsogleich Eilboten an die Könige von Tarsus, „Aumarie" (Almeria?), von der Türkei und Marokko, mit der Bitte, schleunig mit ihren Heeren zu ihnen zu stoſsen und die Feinde aus Spanien verjagen zu helfen. Denn schon war Lothar in Alfons Länder eingefallen und belagerte Burs. Er nimmt diese Stadt ein; Alfons' Tochter fällt dadurch in seine Gewalt, und er vermählt sie mit seinem Neffen. Ostes kehrt jedoch mit dem Kaiser nach „Romenie" zurück, und läſst seine Gemahlin in Spanien; bevor er sich aber von ihr trennt, sagt er zu ihr:

„Je vous pri, dame, çà venez;
Gardez-me cest os-ci tenez,
Se en rens avez chier m'amistié;
Car c'est d'un des doiz de mon pie;
Et gardez qu'il ne soit véu
Ne de nul homme appercéu
Pour chose nulle, qui aviengne.
Ce sera la sacrée enseigne
Que nous ij. l'un à l'autre arons.
Mais huit aler nous en pourrons,"
Etc.

Die Königin hat aber nichts angelegentlicheres zu thun, als dieses Geheimniſs ihrer Vertrauten, Esglantine, mitzutheilen. Unterdeſs hatte sich ein Ritter, Namens Berengier, bei dem Kaiser eingefunden, um sich zu entschuldigen, daſs er ihm nicht Heeresfolge geleistet habe; als dieser vernimmt, daſs Ostes Urlaub von seinem Oheim begehrt, um nach Spanien zurückzukehren und seine Gemahlin wiederzusehen, sagt er spottend zu ihm:

„Tel cuide avoir feme touz seulx
Qu'à li partissent plus de deux."

Und vermiſst sich, daſs er die Königin nur zweimal zu sehen brauche, um das drittemal sie schon ganz zu seinem Willen zu haben (pour en avoir à la troisième *tout* son *délit*). Ostes läugnet natürlich die Möglichkeit eines solchen Erfolges, und wettet die Krone Spaniens gegen Berengier's Besitzungen, daſs diesem sein Unternehmen miſslingen werde. Uebrigens fordert er als Beweis der vollbrachten That, daſs er ihm ein Maal, welches die Königin hat, und den Ort, wo es sich befindet, anzeige, und daſs er ihm jenen Gegenstand, den er der besonderen Obhut seiner Gemahlin anvertraut hat, vorweise. Berengier begiebt sich nach Spanien, und begegnet der Königin, als sie eben mit Esglantine zur Kirche geht. Er grüſst die Prinzessin, und auf ihre Frage, woher er komme, antwortet er:

„Madame, je le vous diray:
De fait me sui cy adressié,
De Rome vien, où j'ay laissié
Vostre seigneur, qui ne vous prise
Pas la queue d'une serise;
D'une garce s'est acointié,
Qu'il a en si grant amistié
Qu'il ne scet de elle départir.
Ce m'a fait de Rome partir
Pour le vous annuncier et dire,
Car grant deuil en ay et grant ire."

Nach diesen Verläumdungen macht er ihr eine Liebeserklärung; die Königin verwirft sie mit Entrüstung und verbannt ihn aus ihrer Gegenwart. Berengier verändert nun seinen Plan; er gewinnt Esglantine, und verspricht ihr dreiſsig Mark Gold, wenn sie ihm verschaffen wolle:

Le jouel que plus ayme et garde
La royne, et . . . prendre garde
Où siet son sing et quel il est.

Diese willigt ein, und verspricht ihm die Erfüllung seines Begehrens auf den nächsten Tag. Sie bringt ihrer Gebieterin einen Schlaftrunk bei, entwendet das Bein, entdeckt das Maal, das im Ohre war („en l'oreille"), und theilt dem Grafen diese Geheimnisse mit, der ihr dafür den versprochenen Lohn gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

1) *Roman du Comte de Poitiers, publié pour la première fois d'après le manuscrit unique de l'Arsenal, par Francisque Michel.*

2) *Roman de la Violette, ou de Gérard de Nevers, en vers, du XIIIe siècle, par Gibert de Montreuil; publié, pour la première fois, d'après deux manuscrits de la Bibliothèque royale, par Francisque Michel.*

(Fortsetzung).

Berengier kehrt nun nach Rom zurück, findet Ostes an der Seite des Kaisers sitzen, und liefert ihm die geforderten Beweise von der angeblichen Untreue seiner Gemahlin. Ostes, wüthend darüber, bricht sogleich nach Spanien auf, um sein Weib zu ermorden; aber ein Bürger von Burs kömmt ihm zuvor, eilt zur Königin und erzählt ihr Berengier's Verrätherei. Die Königin gibt diesem Bürger einen ihrer Röcke zum Lohne, und geht in das Münster (moustier), wo sie zur h. Jungfrau um Trost und Beistand fleht. Jesus selbst bittet nun seine Mutter, der Königin zu Hülfe zu eilen; sie willigt ein und befiehlt den Engeln Gabriel und Michael und dem h. Johannes, sie zu geleiten, was diese thun indem sie ein „Rondel" dazu singen. Die h. Jungfrau erscheint der Königin und befiehlt ihr, heimlich Knappenkleider anzuziehen, und so sich zu ihrem Oheim nach Granada zu begeben, wo sie auch ihren Vater finden werde; diesem solle sie redlich dienen, ohne sich Jemanden zu erkennen zu geben. Zugleich kündigt sie ihr an, dafs sie viele Leiden werde zu erdulden haben; dafs sie aber am Ende an dem Urheber all ihres Unglücks werde gerächt werden. Hierauf kehrt die h. Jungfrau mit ihren Begleitern zurück, welche dabei die sechs letzten Verse desselben Rondel's wiederhohlen. — Ostes findet bei seiner Ankunft sein Weib nicht mehr. Sie hatte sich bereits nach Granada begeben und unter dem Namen „Denis" dem Könige, ihrem Oheim, vorgestellt, der sie in seine Dienste nahm, und zwar zuerst als Vorschneider (écuyer tranchant), und dann zu seinem Pannerträger (gonfanonier) ernannte. Dieser König hatte unterdefs alle Anstalten getroffen, um mit Hülfe seiner Bundesgenossen Spanien von dem römischen Kaiser zurückzuerobern; Ostes, der Sarrazene geworden war, bereut nun seinen Abfall vom wahren Glauben. Da erscheinen ihm Jesus, und die heil. Jungfrau, begleitet von Gabriel, Michael und dem heil. Johannes, die abermals ein Rondel singen; Jesus verzeiht ihm zwar; befiehlt ihm aber, nach Rom zu gehen, um dort das Bekenntnifs seiner Sünde abzulegen, und dann seinem schuldlos verläumdeten Weibe sein Unrecht abzubitten; hierauf kehrt er unter dem Absingen eines Theils desselben Rondels wieder in den Himmel zurück. — Schon stehen die beiden Heere sich schlagfertig gegenüber; da erbittet sich Denis von dem Könige von Granada die Erlaubnifs, sich zu dem Kaiser begeben zu dürfen, um eine friedliche Ausgleichung zu versuchen, und verheifst Alfons das baldige Wiedersehen seiner Tochter. Denis reist, von zwei Rittern begleitet, ab; unterwegs begegnen sie dem Ostes, und machen ihn zum Gefangenen. Bei dem Kaiser angelangt, klagt Denis den Grafen Berengier des Verraths an, da er fälschlich sich gerühmt habe, die Königin, für deren Bruder sich Denis ausgibt, verführt zu haben. Ostes selbst will diefs im Gottesgerichtskampf gegen Berengier behaupten, der bei seiner Verläumdung beharrt. Der Kampf wird bewilligt; Ostes zwingt Berengier, sich für besiegt zu erklären (le fait récréant). Da überreicht ihm dieser sein Schwert und gesteht seine Verrätherei. Nun tritt Denis als Friedensbote auf und gibt sich zu erkennen. Auf den Vorschlag der Kaiserin erhält Alfons das Königreich „Mirabel" und die Grafschaft „des Vaux plaissiez" als Entschädigung für Spanien, das er seinem Schwiegersohn und seiner Toch-

Digitized by Google

ter abtritt. Überdiefs verspricht der König von Granada, seinen Bruder noch vor Ablauf eines Monats in den Besitz eines Landes zu setzen, das ihm jährlich dreitausend Pfund reinen Einkommens abwerfen werde. Von der Bestrafung des Verräthers und seiner Mitschuldigen ist nicht weiter die Rede.

Wir haben den Inhalt dieses Miracle ausführlich mitgetheilt, weil es besonders dadurch merkwürdig ist, dafs es, aufser der Gemeinschaft des Grundstoffes, auch *im Einzelnen auffallende Aehnlichkeiten mit Shakspeare's Cymbeline hat.* So die Stelle, in der Berengier, um bei der Königin seine Absicht zu erreichen, zuerst ihren Gatten fälschlich beschuldigt, in Rom im Umgange mit lüderlichen Weibern die eheliche Treue gebrochen zu haben, dann ihr seine Liebe gesteht und so in der Gewährung seiner Wünsche ihr zugleich ein Mittel der Rache an dem Treulosen anbietet; genau *denselben* Weg schlägt Jachimo bei Imogen ein; — hier wie dort verkleidet sich die Prinzessin als Mann; — Ostes und Posthumus gehen zu den Feinden über, bereuen, und werden gefangen; — beide werden durch überirdische Erscheinungen über ihr künftiges Schicksal getröstet; u. s. w.

Bei der Anführung der bekannten *prosaischen* Auflösung des „Gérard de Nevers" erwähnt auch Hr. M., dafs der anonyme Verf. derselben angebe, nach einem *provenzalischen* Vorbilde („en lengaige provençal et moult difficile à entendre") gearbeitet zu haben, und, trotz seines auffallenden Zusammenstimmens im Wesentlichen und Einzelnen mit dem Rom. de la Viol., doch in ein paar Nebensachen von ihm abweiche und den Girbert de Montreuil nirgends als seine Quelle nenne *). Auch wir stimmen daher, gegen *Van Praet*, der Meinung der Hrn. M. und *De La Rue* (l. c. Tom. III, p. 153) bei, dafs eine *provenzalische* Abfassung wirklich existirt habe; ja wir glauben sogar, dafs eine solche den beiden vorliegenden nord-französischen Gedichten *vorgegangen* sei **). Doch dem sei, wie ihm wolle, so scheint uns doch ausgemacht, dafs von allen *bis jetzt bekannt gewordenen französischen Bearbeitungen dieser Sage der Rom. du Comte de Poitiers der ursprünglichen Abfassung am nächsten stehe.*

Dadurch aber, dafs wir dem Rom. du Comte de Poit. die Priorität vindiziren, wollen wir keineswegs die vielfachen Vorzüge des Rom. de la Viol. in Abrede stellen, die eben auch für unsere Ansicht sprechen. So halten wir die Schilderung der *weiblichen Charaktere* für besonders zart und meist gelungen; so enthält er eine Fülle für die Sittengeschichte, das Costüme und die Armaturen des Mittelalters wichtigen Details; besonders ist er für das Sängerwesen, und selbst wegen seiner Anspielungen auf andere Sagen und Romane merkwürdig. Wir wollen einiges davon herausheben. Es ist bereits bemerkt worden, dafs dieser Roman mit vielen *Liedern* (freilich nur einzelnen Strophen und Liederanfängen) durchwebt ist, die von den handelnden Personen bei jeder Gelegenheit, selbst in den kritischesten Augenblicken, gesungen werden; so werden bei den Hoffesten *Tanzlieder* (chansons a carole, espringales) abgesungen, eine Sitte, die bei festlichen Versammlungen und Turnieren in der That häufig stattfand *); so singt das Bürgermädchen Ma„rote" ein *Weberliedchen* (chanson à toile; p. 114, note 1); so kommen einzelne Strophen und Liederanfänge von *bekannten Trouweres* vor, wie p. 12, 66, und 271, von *Gasse Brullez*; p. 24—25, von *Moniot*; p. 68 von *Auboin de Sézanne* (die zweite Strophe der von Paulin Paris im „Romancero français", p. 125, mitgetheilten chanson dieses Dichters); p. 160, von *Audefroi-le-Bâtard*; p. 218, vom *Châtelain de Coucy* (die 3te Strophe der in Hrn. Michel's Ausgabe der Gedichte dieses Trouvère, p. 79 abgedruckten chanson); p. 19 und 199, von dem Troubadour *Bernard de Ventadour*, von Hrn. M. *provenzalisch* mitgetheilt (nach

*) Vgl. auch (*Van Praet*) Cat. de la Vallière. Première partie, tom. II, p. 638, no 4107.

**) Beweise dafür dürfte man vielleicht darin finden, dafs gerade in dem älteren nord-französichen Gedichte der Held desselben noch ein *Süd-Franzose* (Graf v. Poitiers), der Verräther dagegen ein *Nord-Franzose* (Graf von der Normandie) ist; *Harpin* hier als ein *Nachbar der Gascogner* (p. 43), erscheint; u. s. w.

*) S. über „*Carole*", welchen Tanz man mit dem vergleichen könnte, den man heutzutage in Frankreich Branle und bei uns Rondeau nennt, das kürzlich erschienene, für das Ritterwesen überhaupt sehr interessante Prachtwerk: „Les Tournois de Chauvenci, donnés vers la fin du treizième siècle, decrits par *Jacques Brétex*. 1285. Annotés par feu Philib. Delmotte . . . . et publiés par H. Delmotte, son fils, etc. Valenciennes. 1835. 8. vers 3088—3110; und Glossaire, s. v. carole.

Digitized by Google

Raynouard, Choix etc. III, 43 u. 68); denn auch in diesem Roman wird die Lyrik der Süd-Franzosen für die vorzüglichste angesehen, wie es z. B. ebenda (p. 19) heifst: Un ver d'un *bon son poitevin*" *). — Die wichtigste Stelle, in Beziehung auf Sängerwesen, ist aber die schon von *Uhland* (über das altfranzös. Epos; in *Fouqué's* Musen. Jahrg. 1812. III. Quart. S. 83) und *Paulin Paris* (in der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Romans de Berte aus grans piés", p. XXVI—XXVII) erwähnte, wie Gérard, als Jongleur verkleidet, eine Tirade aus der Chanson de Geste vom „*Guillaume au cort nés*" singt, die wir, da sie von Paris weder vollständig noch genau mitgetheilt worden ist, hiehersetzen wollen (p. 72—74): Gérard, vom Regen durchnäfst, ganz erfroren, und dennoch genöthiget zu singen, sieht nun ein, wie beschwerlich das *Handwerk* (mestier) eines Jongleur sei; „doch was ist zu thun", schliefst er:

„Faire m'estuet quant l'ai empris,
„Chou dont je ne suis mie apris,
„Chanter et vieler ensamble"
Lors commencha, si com moi samble,
Con chil qui molt estoit senés,
J. ver de Guillaume au court nés,
A clere vois et à douch son:
„Grans fu la cours en la sale à Loon;
Mult ot as tables oiseax et venoison
Ki ke mangast le char ne le poisson,
Onques Guillaume n'en passa le menton,
Ains manga tourte et but aige à foison;
Mult s'en merveillent cil chevalier baron.
Quant ont bu et mengié à foison,
Les napes ostent escuier et garçon.
Li quens Guillaume mist le roi à raison
„Qu'as empensé, dist- il, le fil Kallon?
Secorras moi vers la geste Mahon?
Jà déust estre li olz à Carrion."
Et dist li rois: „Nous en consilleron,
Et le matin savoir le vous feron
Ma volonté, se je irai ou non"
Guillaume l'ot, si taint comme charbon,
De mautalent a fronci le grignon:
„Comment dyable! dist-il, si plaideron.
Chou est la fable dou Tor et dou Mouton.
Mult a à faire qui pleissier velt félon."
Jl s'abaissa, si a pris j. baston,
Puis dist au roi: „Vostre fié vous rendron,
N'en tendrai mais valissant j. bouton,
Ne vos amis ne serai ne vos hom,
Et si venrés od nous, voelliés ou non."
Ensi lor dist vers dusch' à quatre
Pour iaus solachier et esbatre; etc. . . .

Aus dieser merkwürdigen Stelle dürften sich etwa folgende, für die Geschichte der nord-französischen Poesie nicht unwichtige Corollarien ergeben: Eigene oder fremde Gedichte, insbesondere Lieder (chansons) im engeren Sinne, *selbst zu singen*, gehörte, wie bei den Provenzalen, auch bei den Nord-Franzosen, die *hierin* die Schüler der ersteren waren, zum adlichen Zeitvertreib und zum Conversationston der feineren Gesellschaft, ja es wurde als eine preiswürdige Kunst betrachtet, und der Unterricht in derselben machte einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der ritterlichen Erziehung aus *); auch brachte es den Vornehmen keine Schande, ein *Instrument* mit Kunstfertigkeit zu spielen **), vorzüglich die *Harfe* ***), für die eine besondere Achtung noch aus der Bardenzeit fortbestanden zu haben scheint ****); doch zu *singen und zugleich sich auf einem Instrumente* (etwa mit Ausnahme der Harfe) *dazu zu begleiten*, scheint für unanständig und eines Adelichen unwürdig gegolten zu haben †), um sich dadurch von den *dienenden* Hofdichtern (Menestrels) und den Spielleuten *von Profession* (Jongleurs) zu unterscheiden, deren Pflicht und Sitte es war, die Gedichte der *vornehmen* und *gelehrten* Hof- und Kunstdichter (Trouvères im engern Sinne), oder auch ihre eigenen unter Begleitung eines Instrumentes vorzutra-

*) So heifst es in einem aus sprichwörtlichen Redensarten zusammengesetzten poetischen Quodlibet (Resveries):

Je sai bien L. sons
Toz provenciaus.

(*Jongleurs et Trouvères*, ou Choix de saluts, épitres, rêveries et autres pièces légères des XIIIe. et XIVe. siècles, publié pour la première fois, par *Achille Jubinal*. Paris, 1835. 8, p. 37).

*) Vgl. *De La Rue;* l. c., Tom. I, p. 33, 151—153.

**) So heifst es z. B. hier von Gérard (p. 69):

Et pent à son col la viele,
Que Gérars bien et biel viele.

***) Vgl. *Roquefort*, De l'état de la poésie franç. dans les XIIe. et XIIIe. siècles; p. 115; — und *De La Rue*; l. c., Tom. II. p. 254—259.

****) *Mone*, Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa. Thl. II. S. 467.

†) Daher sagt Gérard, trotz dem, dafs er die „viele" gut und schön spielen konnte:

„Chou dont je ne suis mie apris
Chanter et vieler ensamble."

Digitized by Google

gen; immer aber *selbst zugleich zu singen und zu spielen* *). Daraus läfst sich auch bei den Nord-Franzosen auf ein ähnliches Verhältnifs zwischen Trouveres und Jongleurs schliefsen, wie bei den Provenzalen; nur dafs es bei jenen nicht so scharf ausgeprägt war, und nicht ganz in derselben Ausdehnung statt fand, da sich wenigstens nachweisen läfst, dafs auch bei ihnen die Kunstdichter meist Spielleute in ihrem Dienste hatten, um ihre Gedichte vorzutragen **), und „Trouvère" häufig als Gattungsname für Dichter und Sänger überhaupt gebraucht wird. Der *Abbé De La Rue* scheint uns daher, den Unterschied zwischen Trouvère (im engeren Sinne) und Jongleur ziemlich genügend bezeichnet zu haben, wenn er sagt (l. c. I, 250): „Ils (les trouvères) différaient des Jongleurs en ce qu'ils se bornaient ordinairement à faire des vers, tandis que les Jongleurs en composaient et les chantaient." Daher hiefs es sogar sprüchwörtlich:

„*Cil chante bien, c'est ung jongleur;*
Cil dit beaux mots (Verse), *c'est ung trouveur* ***).

Jedenfalls war aber bei den Nord- wie bei den Süd-Franzosen das charakteristische Merkmal der Jongleurs: *zugleich Sänger und Musikanten von Profession* zu sein; so bezeichnet sie sehr genau *Chrestien von Troyes* im Eingange seines „*Erec*" (bei *De La Rue*; l. c. I. 259):

D'Erec le fils Lac est li contes
Que devant Rois et devant Comtes
Depecier et corrompre veulent,
Cil qui de chanter vivre veulent.

Wenn daher auch manchmal die Menestrels und Jongleurs sich nicht blofs begnügten, *fremde* Gedichte vorzutragen, sondern durch *eigene Erfindungen* (wie z. B. Adenez-le-Rois, Raymbert de Paris, etc.) den eigentlichen Trouvères sich anzureihen suchten ****), so werden sie doch von diesen „*unächte*" Trouvères (*Troveor bastart*) „*Reimverfälscher* (contrerimoieurs)" gescholten *); und es ist bekannt, dafs die späteren Ueberarbeiter der Epen (besonders der aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise), die *gelehrten Dichter* (clercs lisant), gewöhnlich im Eingange ihrer Gedichte auf die Jongleurs vornehm herabsehen, und sie der *Verfälschung* und *Zerstückelung* der Sagen anklagen **).

*) Daher sagt *Wace:*

Mult ot à la cour Jugleors,
Chanteors et instrumentors;

bei *De La Rue;* l. c. I, 245.

**) Vgl. *Diez*, die Poesie der Troubadours. S. 43, und 252; *De la Rue;* l. c. I, 262.

***) *Mone*, Anzeig. f. Kunde d. deutsch. Mittelalters. 1835. Sp. 299.

****) So heifst es z. B. im fabliau des trois avugles de Compiegne (*Barbazan* et *Méon*; III, 398):

On tient le menestrel à sage
Qui met en trover son usage.

Ueberhaupt standen die Menestrels, als *dienende Hofdichter*, schon eine Stufe höher, als die herrnlosen Jongleurs (fahrenden Sänger), wenn sie auch, wie diese zugleich Sänger und Musikanten sein mufsten, und hatten selbst Zutritt zu der vornehmen adelichen Gesellschaft (vgl. z. B. *Les Tournois de Chauvenci*; v. 4388 ff. und Glossaire, s. v. Ménestrel). — Das letzte Glied dieser Sänger und Musikanten-Schaar bildeten endlich die „*Taboureurs*" (Trommler), die Bänkelsänger der Dorfschenken, und meist selbst aus dem Bauernstande, auf welche auch die noch einigermafsen kunstmäfsig gebildeten und zünftigen Jongleurs mit Verachtung herabsehen (S. „Des Taboureurs" in *Jubinal's* Jongleurs et Trouvères; p. 164—169).

*) Vgl. *De La Rue*; l. c., I. 53; 255—256. — Daher heifst es in dem für das Sängerwesen äufserst wichtigen satyrischen Jeu-parti: „*Les deux Troveors ribauz*" (zuerst von *Roquefort*; l. c. p. 290—305, im Original bekannt gemacht; neuerlich aber verbessert herausgegeben in: „Fabliaux inédits tirés du Ms. de la Bibl. du Roi No. 1830 ou 1239, par *A. C. M. Robert.* Paris, 1834. 8. p. 16—26; ebenda, p. 22) im Gegensatz der „menesterex bordons" (der lügenhaften Possenreisser, die sich für Menesterels ausgeben) von den *eigentlichen ächten Trouveres*:

„*Plus donnent-ils as menteors,*
Qu'ils ne font as bons troveors,
Qui contruevent ce que il dient, etc."

**) Vgl *De la Rue*; l. c. I, 237 und 258; *Uhland*, l. c. S. 96—99; — *Fierabras*; sqq. von Bekker; S. 168 und 175; — So heifst es im *Beuves de Hantonne* des *Pierre Du Ries* (Hdschft. der k. k. Hofbibliothek; No. 3429):

„*Seigneurs, veuisliés oyr chanson bien acérée!*
De meilleur geste ne fut oncques chantée,
Par Jongleur nesun oïe ne proférée;
Desormays en sera l'ystoire divisée,
Et de quel gens on l'a dictée et rimée.
Que tel en chante, c'est verité prouvée,
Que de l'istoire ne sçet dur denrée,
Des mos en ont la plus part oblicé,
La chançon ont corrompue et faulsée."

Und in der That ist derselbe Gegenstand in der Bearbeitung eines *Ungenannten*, also wahrscheinlich eines *Jongleur*, auf uns gekommen (vgl. *Hist. litt. de la France* XVIII. p. 748). — Derselbe *Pierre du Pries* äufsert sich ebenso bitter über die Jongleurs in seinem Roman: *Anseis de Carthage* (vgl. *De La Rue*; l. c. III. 170 sq.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

1) *Roman du Comte de Poitiers, publié pour la première fois d'après le manuscrit unique de l'Arsenal, par Francisque Michel.*

2) *Roman de la Violette, ou de Gérard de Nevers, en vers, du XIIIe siècle, par Gibert de Montreuil; publié, pour la première fois, d'après deux manuscrits de la Bibliothèque royale, par Francisque Michel.*

(Schlufs.)

Dieses *letztere* zu thun, waren die Jongleurs wohl gezwungen, da es eben auch durch die *vorliegende Stelle* und hundert andere nun hinlänglich erwiesen ist, dafs die Epen des fränkisch-karolingischen Sagenkreises nicht, wie die Romane des bretonischen und des Graal-Cyclus recitirt und gelesen, sondern wirklich *abgesungen* wurden, sei es an Höfen und in Schlössern bei Ritterfesten, sei es vor gemischten Volksversammlungen *); nun war es aber physisch unmöglich, Gedichte von 20,000 und mehr Versen in einem Zuge *ganz abzusingen*, sie *konnten daher nur theilweise* vorgetragen werden, indem der Jongleur entweder nach und nach die ganze Sage an *mehreren* Tagen absang, was wohl seltener der Fall war, oder, wie hier Gérard, blofs *eine* oder *mehrere* („dusch' à quatre") Strophen oder Tiraden, die man „*vers*" hiefs (vgl. *Raynouard*; im *Journal des Savans*; 1835. p. 210—211), daraus vortrug, da er die im Volke noch fortlebende Sage in der Regel als allen bekannt voraussetzen konnte, und daher nur solche Partien absang, die besonders beliebt waren, oder zu den Umständen gerade pafsten, oder ausdrücklich verlangt wurden. Wir können uns nicht enthalten, eine diese Art des Vortrages besonders beleuchtende Stelle (aus dem „*Regnaut de Montauban*"; zuerst von *Fauchet*, p. 562 mitgetheilt) hieherzusetzen:

Seignor soiez en pès tuit a . . . . .
Que la vertus del ciel soit en vos demorée;
Gardez qu'il n'i ait noise, ne tabor, ne criée!
Il est ensinc coustume en la vostre contrée,
Quant uns Chanterres vient entre gent henorée

*) Vgl. aufser den angezogenen Schriften von *Uhland* und *Paris*: *De La Rue*; l. c. I. 143—148, und 151; und überhaupt die nächste beste Chanson de Geste selbst, die sich nicht umsonst im Eingang und zu Anfang einzelner Tiraden wiederholt „*Chanson*" nennen, Apostrophen an die Zuhörer und Bitten um ruhiges Verhalten enthalten (man vgl. z. B nur die Eingänge der karolingischen Epen im *Catalogue de la Vallière*; Part. I. T. II. p. 202 et suiv.); besonders schlagend sind die Stellen in dem erst angeführten Jeu-parti: „*Les deux Troveors ribauz*", in denen die Romane des bretonischen Kreises und die Erzählungen genau von den Chansons de Geste in Rücksicht des Vortrages unterschieden werden; so z. B. p. 18—19:

Mais ge sai aussi bien conter
Et en roumanz et en latin
. . . . . .
Et si resai bien faire plus
Quant ge sui à cort et à feste,
Car ge sai de chançon de geste.

Und nachdem der Trouvère nun die verschiedenen Chansons de geste aufgezählt hat, die er weifs, geht er mit folgenden Worten zu den Romanen und Erzählungen, die ihm ebenfalls bekannt sind, über:

Mais de chanter n'ai-ge or cure:
Ge sai des romanz d'aventure etc. . .
. . . . . .
Mais ge sai aussi bien conter
De Blancheflor comme de Floire.

Eben so genau unterscheidet der andere Trouvère in seiner Replique (p. 25)

Ge sai conter beax diz noveax,
. . . . . .
Ge sai bien chanter à devise
Du roi Pepin de saint-Denise,
Des Loherans tote l'estoire;
Sai-ge par sens et par memoire
De Charlemaine et de Roulant etc. . . .

Digitized by Google

Et il a endroit soi sa vielle atrempée,
Ja tant n'aura mantel ne cotte desramée,
Que sa première laisse (Rhapsodie) ne soit bien escoutée;
Puis font chanter avant se de riens lor agrée,
Ou tost sans vilenie puet recoillir s'estrée.
Je vos en dirai d'une qui molt est henorée,
El Royaume de France n'a molt si loée,
Huon de Villenoeue l'a molt estroit gardée,
N'en vol prendre cheval ne la mule afeltrée,
Peliçon vair ne gris, mantel, chape forée,
Ne de buens paresis une grant Renepée;
Or en ait il mausgrez qu'ele li est emblée,
Une molt riche pièce vos en ai aportée.

Wenn, wie hier der Jongleur selbst gesteht, dem Huon de Villeneuve das Gedicht (wahrscheinlich einen Theil aus dessen „*Quatre fils Aymon*"?) *entwendet* zu haben, und wie ein ähnliches Beispiel *De La Rue* (l. c. I. 252) nachweist, der Fall sich öfter ereignete, dafs die Jongleurs sich auch *wider den Willen* der Trouvères ihre Gedichte zu verschaffen suchten, um sie *theilweise* abzusingen, so ist es um so erklärlicher, dafs die letzteren so oft sich über den Unfug der Jongleurs beklagen, und ausdrüklich bemerken, dafs man durch sie doch nur *verstümmelte Theile* der Sage erfahre, wie z. B. *Pierre du Riès* im „*Anseis de Carthage*" (bei *De La Rue*; l. c. I. 261) sagt:

„*Cil jugleor vous en ont dit partie;*
Mais il n'en sevent valissant une alie."

Und doch waren auch die von den *Trouvères* verfafsten *Chansons de geste* *) zum *Absingen mit Instrumental-Begleitung* bestimmt, was natürlich nur *theilweise* geschehen konnte, und sie mufsten sich dazu, wollten sie es nicht selbst thun, was viele unter ihrer Würde gehalten hätten, und wollten sie überhaupt ihre Werke mehr verbreiten und im eigentlichen Sinne *volksthümlich* **) machen, *der Jongleurs* bedienen.

Daher sind diese Gedichte, sie mögen nun von Trouvères oder Jongleurs herrühren, immer in *Tiraden* oder *Strophen* (vers; die meisten in einreimigen Tiraden von unbestimmter Verszahl, einige in vier- bis fünfzeiligen einreimigen Strophen) abgefafst, die alle nach *derselben*, manchmal sogar in den Handschriften bei der *ersten* Strophe *ausdrücklich angegebenen* Weise abgesungen worden zu sein scheinen *); daher kommen auch, aufser der im Eingange regelmäfsig angebrachten *Apostrophe an die Zuhörer*, im Contexte dieser Gedichte selbst *mehrmals ähnliche Apostrophen* vor **),

*) Vorzugsweise allerdings die *fränkisch-karolingischen Stammsagen*; aber auch die *antiken* (wie die Alexander-Sagen) und die *historischen überhaupt* (wie die *anglo-normandischen*, z. B. ein Theil des Roman de Rou; Le Dit de Robert-le-Diable; La Vie de St. Thomas des Gervais li Clers del Punt Ste. Maxence; die Chronik von Heinrich I. von England des David; und die *provenzalische* Chronik vom Albigenserkriege des Guillem von Tudela; u. s. w.) waren, im Gegensatz der mehr mythisch-idealen Romane des bretonischen und Graal-Cyclus, zum *Absingen* bestimmt, wie schon aus ihrer *strophenmäfsigen* Abfassung hervorgeht.

**) Denn dafs diese Gedichte nicht nur in den Versammlungen der Barone und Ritter, sondern auch vor einem *gemischten Publikum* abgesungen wurden, erhellt abermals aus den Eingängen derselben; so heifst es im „Ogier le Danois" (bei *De La Rue*: l. c. I. 145):

Seigneurs, or entendez, chevaliers et sergant,
Bourgoises et bourgois, et sage clerc lisant. . . .

und in den „Quatre fils Aymon" (*Hist. litt. de la France*; XVIII. 724):

Seigneurs, or faites pais, chevaliers et barons,
Et rois et dus et contes et princes de renons,
Et prelats et bourgois, gens de religion,
Dames et Demoiselles et petits enfançons,
Clers et lais, toutes gens vivans, fois et raisons.

Vgl. auch: *De La Rue*; l. c. I. 241—242.

*) Diefs scheint wenigstens durch die merkwürdige Stelle des *Geoffroi Gaimar* bestätiget zu werden, in der er von *Davids* Leben Heinrich's I. von England spricht, das die zweite Gemahlin Heinrich's II., Adelaide von Löwen, abschreiben liefs (Chroniques anglo-normandes. Recueil . . . . . publié . . . par *Fr. Michel*. Rouen, 1836. 8. Tom. I. p. 62):

Ele en fist fere un livere grant,
Le primer vers noter par chant.
Bien dit Davit à bien trovat
E la chançon bien asemblat.

**) Schon *Sinner* (Catalog. cod. ms. Bibl. Bernens.; Tom. III. p. 343) hat diefs bemerkt: „Praeterea id observare opus est, poetas qui ejusmodi carmina condebant, *in variis locis exordia iterasse.*" So, um von hundert Beispielen eines anzuführen, verweisen wir auf die von *Mone* (im *Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit.* Jahrg. 1836. 2tes Heft Sp. 183 ff.) aus der „Chanson de Guillaume d'Orange" oder „au cort nés" (auf dieses Gedicht hatten sich auch die obigen Worte Sinner's zunächst bezogen) gegebenen Auszüge; besonders merkwürdig ist der Eingang des *zweiten* Abschnittes (Sp. 187), worin der Trouvère sich über den „vilains jonglères" (gemeinen Volkssänger?) beklagt, „von dem er nicht wisse, wefshalb er sich rühme, da er *keinen Vers von denen vortrage, die man ihm empfohlen hat*" (das heifst wohl, der *nicht die von Trouvères kunstgerecht verfafsten*

Digitized by Google

und nach gröfseren Absätzen, oder am Ende bittet der *erschöpfte Sänger* um einen Labetrunk oder Lohn, was wohl in den Handschriften nicht immer von den Jongleurs eingeschoben, sondern auch von den Trouvères selbst im Namen jener, deren sie sich doch zum Vortrag ihrer Gedichte bedienen mufsten, gleich bei Abfassung derselben angebracht wurde *). Wahrscheinlich war die *Fidel* („viele") das zur Begleitung der Chansons de geste üblichste Instrument **).

Nach dieser etwas langen Digression, die wir jedoch durch die relative Wichtigkeit einer genaueren Bestimmung des Verhältnisses zwischen Trouvères und Jongleurs, vorzüglich in Beziehung auf den Vortrag der Chansons de geste, und wegen der noch immer häufigen (so selbst noch in der Hist. litt. de la France; Tom. XVIII. passim) Verwechselung, und des gleichgültigen Gebrauches dieser beiden Namen, zu entschuldigen hoffen, wollen wir zu dem Roman de la Viol. ***) zurückkehren. Wir sind ja noch unsere Eingangs aufgestellte Behauptung zu beweisen schuldig: dafs in diesem Romane die Grund-Sage durch *fremdartige Zusätze* entstellt sei, die offenbar anderen Sagen und Romanen entnommen und nachgebildet sind. Denn aufser vielen Zügen, die an die Romane des bretonischen und karolingischen Kreises erinnern, wie die Episoden von menschenfressenden Riesen (Galerans; Brudaligans) und befreiten Damen, die besonders den Abentheuern *Jaufre's* ähnlich sind; die Verkleidung als Jongleur (wie im Horn, Merlin, Brut, Witasse le moine u. s. w.); das Gebet der Euriaut (p. 242—251; eine „epische Erzählung von Christs Martern") *) u. s. w., besteht fast die ganze lange Episode von Gérard's Aufenthalt am Hofe Milon's, Herzogs von Köln, nur aus Nachbildungen anderer Romane; so ist die Belagerung Köln's durch die Sachsen (p. 128 et suiv.) dem „Roman de Guitechin de Saissoigne" entnommen; so mufs, wie im Tristan und im Partenopeus de Blois, Gérard durch einen Liebestrank seine Euriaut vergessen und in Aiglente sich verlieben (p. 175); die Lerche, die mit dem Ringe der Euriaut davon fliegt (p. 188), erinnert an den Raben im Pierre de Provence; ebenso findet sich die schon früher erwähnte Episode von der Ermordung der Schwester des Grafen von Metz (p. 192 et suiv.) mit geringen Veränderungen in mehr als einer Erzählung des Mittelalters, wie in dem fabliau des *Gautier de Coinsi:* „De l'Empereri qui garda sa chastée par moult temptacions" (*Méon*, Nouv. Rec. II. p. 50), im Specul. historiale des *Vincenz von Beauvais* (lib. VII. c. 91.), in der mittelenglischen Romanze: „Le Bone Florence of Rome" (*Ritson*, Anc. engl. metrical Rom. III. p. 1 ff.), in den englischen Gesta Rom. cap. 101, in *Chaucer's* „Man of lawes tale", u. s. w. **). Die prosaische Auflösung des Rom. de la Viol. hat noch eine eingeschobene Episode mehr, als das Gedicht ***). Dieses enthält aber überdiefs noch viele Anspielungen auf andere, im Mittelalter bekannte und beliebte Sagen und Romane; wie p. 16: auf *Guenelon's* Verrath; p. 28: die Vergleichung der in bösen Zauberkünsten erfahrenen Gondrée mit „*Tessale*" und „*Brangien*" (bekannten Personen der Romane von Cligès und Tristan); so wird in der merkwürdigen Beschreibung des Anzuges der Euriaut (p. 42—45) erwähnt, dafs sie sich mit ei-

---

Gedichte, sondern Volkslieder oder eigene Compositionen absingt?):

Oïés seignor, que diex vous soit aidans!
Plaist vous oïr d'une ystore vallans
Bone canchon, cortoise et avenant.
Vilains jonglères, ne sai, por coi s'en vant,
Nul mot ne die d'ès (d'els) que on li commant: etc.

Vgl. auch *De La Rue*; l. c. I. 145—146.

*) So z. B. am Schlufse der oben angeführten Chanson von *Regnaut de Montauban* (*Hist. litt. de la France*; XVIII. p. 723); am Schlufse der *Quatre fils Aymon* (ibid. p. 726; und *Fierabras*; sqq. v. Bekker; S. XII); und selbst „*Maistre Wace*", ein gelehrter Kunstdichter, schliefst *die* Abtheilung seines *Roman de Rou*, die er in langzeiligen, *zum Absingen* bestimmten Strophen geschrieben hat, mit folgenden Worten (I. 264):

„*Ki chante boivre deit, u prendre altre loier;*
De son mestier se deit Ki ke pot avancier.
Volentiers preist grace, quer de prendre ai mestier".

**) Dafür scheint, aufser der in Rede stehenden Stelle des *Rom. de la Viol.* und dem oben angezogenen Eingange des *Regnaut de Montauban*, auch folgende Stelle des „*Carolinus*" von *Gilles de Paris* (*Hist. litt. de la France*; XVII. p. 44) zu sprechen:

— — — — *et decantata per orbem*
Gesta solent melitis aures sopire viellis.

Vgl. auch über das Instrument „*Viele*": *Roquefort*; l. c. p. 107 et 108.

***) Noch sind in unserem Roman für das *Sängerwesen* merkwürdige Stellen: v. 3089—91. und Anmerk. p. 153; — und v. 6579—88.

*) Vgl. über derlei Gebete in den späteren Romanen des Mittelalters: *Gervinus;* l. c. II. 79; und die Anmerk. 2, p. 251 des Herausgebers.

**) Vgl. *Ritson*; l. c. III. p. 340; — und *Fr. W. Val. Schmidt*, die Märchen des Straparola; S. 306—307.

***) Nämlich nach v. 4620 (p. 218) folgen im Prosa-Roman die beiden, in den bisher aufgefundenen Handschriften von Gibert's de Montreuil Gedichte fehlenden Kapitel: „Comment Gérart combatist le chevalier *de Langarde* et l'ocist, et osta la damoiselle de la fontaine, laquelle le vouloit depuis faire murdrir en dormant — Comment Gérart s'endormist ou genon de la damoiselle, et comment il fu esveillié par ung escuier." — Hr. M. hat diese beiden Kapitel nach der einzigen Handschrift des Prosa-Romans (Ms. La Val. no. 92) im Anhang abdrucken lassen, und bemerkt dazu in den „Additions" (p. 333), dafs in dem „Roman de Cleriadus" ebenfalls ein „Messire Thomas de *Lengarde*" als Verräther figurire.

Digitized by Google

ner „afice (fibula), Che fu la roïne *Flourenche*" (aus dem, im Mittelalter berühmten „Dit de Flourence de Rome"), und mit einem Gürtel (chainture), den *Roland* einst seiner Geliebten, der schönen „*Aude*" sandte („Rollans l'envoia la biele Aude, Quant il ala en Roncevaus"), geschmückt habe; in der gleich darauf folgenden Schilderung ihrer Reize (p. 45—50) wird sie mit „*Gaïte*", der Gemahlin des Atis (aus dem Roman: „Athis et Prophilias" *), „*Polisena*", „*Helainne*" (Roman de Troies), „*Dydo*" (Li Romans d'Eneas), „*Jsmaine*", „*Antigone*" (Li Siéges de Thebes), „*Jseus-la-blonde*" (Tristan), „*Galienne*" (entweder „Galienne, dame du Lothian" im Roman des aventures de Fregus alias du Chevalier au bel escu **); oder „Galiana", Gemahlin Karl's d. Gr., in den „Enfances Charlemagne") und „*Claramonde*, L'amie Carados Briébras" (Faictz et Gestes du roy Perceforest) verglichen; ebenso finden sich in der Beschreibung der Rüstung und Waffen (p. 88—93), die Gérard von der Dame erhält, für die er mit dem ungeschlachten Galerans kämpfen will, mehrere Beziehungen auf die Romane von Alexander dem Grofsen und von Charlemagne, insbesondere machen wir auf die, offenbar aus einer dieser Sagen entlehnte Geschichte von dem Schwerte „*Fine-Guerre*" (d. i. finisseuse de guerre) aufmerksam; u. s. w.

So trägt denn dieser Roman vielfach das Gepräge einer späteren Ueberarbeitung durch einen höfischen oder gelehrten Kunstdichter, der keine Gelegenheit versäumt, seine Kenntnisse anzubringen, und dem Geschmack einer Zeit huldigt, die schon den Sinn für die naturtreue Auffassung und rührend-einfache Darstellung der ursprünglichen Sage verloren hatte; aber die derselben *zu Grunde liegende Idee* könnte nicht leicht treffender und zierlicher ausgedrückt werden, als in folgender Lehre, die der Dichter mit zartem Sinn durch den Mund eines einfachen Bürgermädchens seinem liebesiechen Helden geben läfst (p. 118—119):

„Certes, sire, ne lonc ne près
Ne doit-on esprouver s'amie,
Moi est avis, je n'en doue mie;
Casés tost puet amie faire
Uns hom qui est de grant afaire:
Légière chose est à furnir;
Mais ce est sens de bien tenir.
Que cil qui a sa bonne amie,
Sachiés, esprouver n'en doit mie,
Ains le doit adies tenir chière;
Que cil est vers amour trechiere
Qui n'aimme fors pour son voloir
Et met adies en noncaloir
La volonté s'amie à faire;
Mais li amans de bon afeire
Velt adies miels et miex servir
Par coi il puisse déservir
Le guerredon c'Amors puet rendre:
Je nel di pas pour vous aprendre,
Casés je quic en estes sages,
Mais namporquant ses bons usages
Doit-on adies ramentevoir."

Hr. *Michel* hat nichts versäumt, diese *ersten* Ausgaben der beiden vorliegenden Gedichte auch in jeder Hinsicht trefflich auszustatten, sowohl durch Sorgfalt für Correctheit des Textes, und durch zahlreiche Sprach- und Sacherläuterungen, die von seinem Scharfsinn und seiner grofsen Belesenheit das rühmlichste Zeugnifs geben, als auch durch Eleganz, ja Luxus der typographischen Ausführung, deren Glanz nicht nur durch beigegebene fac-simile von den benützten Handschriften, sondern, beim Rom. de la Viol., auch durch geschmackvoll lithographirte Darstellungen der interessantesten Momente des Gedichts nach den Miniaturen des Prosa-Romans, noch erhöht wird. Selbst die vorausgeschickten umständlichen Beschreibungen der Handschriften enthalten viele schätzbare Bemerkungen und Beiträge zur Literärgeschichte. Kurz der wackere Hr. Herausgeber hat sich auch durch diese neu zu Tage geförderten Schätze aus den so lange vernachläfsigten, und doch so überreichen Fundgruben der altfranzösischen Literatur um die Freunde derselben hochverdient gemacht.

Ferdinand Wolf, in Wien.

---

*) Eine „*Gaïete*" kömmt ebenfalls in einer *Romanze* vor, die Hr M. eben defshalb in den „Additions" ganz abdrucken liefs (nach der Hs. d. k. Bibl., fonds de Saint-Germain-des-Prés, no. 1989, fol. 146, 1°.); aber auch abgesehen von dieser Beziehung, schien uns diese Romanze als einer jener wenigen, kostbaren Ueberreste der alt-französischen Volkspoesie, und wegen ihrer Anmuth und Naivetät so merkwürdig, dafs wir den Dank unserer Leser zu verdienen glauben, wenn auch wir sie ganz hiehersetzen:

Lou samedi à soir, fat la semainne,
Gaïete et Oriour serors germainne
Main et main vont bagnier à la fontainne.
Vante l'ore et li raimme crollet;
Ki s'antr'aimmet soweif dorment.

L'anfes Gerairs revient de la cuitainne
S'ait choisit Orior sor la fontainne,
Antre ces bras l'ait pris, soueif l'a strainte.
Vante l'ore etc.

*(Qant aures Orriour de lagur prise) *)*
„Reva toi an arriere bien seis la ville
Je remainra Gérairt Ke bien me priset."
Vante l'ore etc.

Or s'enva Orious stiute et marrie,
Des euls s'en vat plorant, de cuer sospire
Cant Gaïete sa suer n'anmoinet mie.
Vante l'ore etc.

„Laise! fait Oriour, con mar fui née
Ja laxiet ma serour an la vallee;
L'anfes Gerairs l'anmoine en sa contrée."
Vante l'ore etc.

L'anfes Gérairs et Gaie s'an sont torneit,
Lor droit chemin ont pris vers sa citeit.
Tantost con il i vint l'ait espouseit.
Vante l'ore et la raimme crollet;
Ki s'antr' aimmet soweif dorment.

**) Vgl. über diesen „Roman de la Table Ronde" von *Guillaume le Normand: De La Rue*; l. c, III. p 13. et suiv.

*) Nach einer späteren, uns brieflich mitgetheilten Verbesserung des Herausgebers mufs dieser, sonst ganz unverständliche Vers so gelesen werden:

Qant aurés, Orriour. de la surprise!

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

LXXV.

Dr. Daniel Georg Conrad von Cölln's, weil. Consistorialraths und Professors der Theologie in Breslau, biblische Theologie, mit einer Nachricht über des Verfassers Leben und Wirken, herausgegeben von Dr. David Schulz. Erster Band. Die biblische Theologie des alten Testaments. Zweiter Band. Die biblische Theologie des neuen Testaments. Leipzig, 1836. *Verlag von Johann Ambrosius Barth. XXXII und* 511, *X. u.* 399 *S.*

Als Vermächtnifs eines früh dahingeschiedenen geachteten Theologen, der bei Lebzeiten mehr durch gewissenhafte Lehrthätigkeit als durch gröfsere schriftstellerische Arbeiten wirkte, übergeben nunmehr seine Freunde dem Publikum eine Bearbeitung der biblischen Theologie als dasjenige Werk, welches nach ihrer Ueberzeugung als der Inbegriff der tiefsten Studien des Vollendeten betrachtet werden darf. Der Verf. hatte dieser Wissenschaft einen vieljährigen mühsamen Fleifs gewidmet, die öffentliche Bekanntmachung seiner Studien selbst beabsichtigt und zum Theil auch vorbereitet. „Eine zum Druck fertige Reinschrift fand sich zwar in seinem Nachlafs nicht vor: vielmehr hat, was hier als des Vfs. letzte Bearbeitung der bibl. Th. dem Publikum vorgelegt wird, mit bedeutender Mühe und behutsamer Vorsicht aus seinen vielfach überarbeiteten, in einzelnen Abschnitten zu verschiedenen Zeiten mehrmals umgeschriebenen, hin und wieder durch lose Blätter ergänzten Heften, unter Zuziehung guter Nachschriften der in den letzten Jahren über diese Wissenschaft von ihm gehaltenen Vorlesungen, erst nach mehrmals wiederholter Durchsicht und reifilichster Erwägung des Einzelnen und Ganzen zu Stande gebracht werden können. Diese Durchsicht und Erwägung ist aber durchgängig von dem gewissenhaften Bestreben geleitet worden, nicht nur Cölln's Ueberzeugungen und Ansichten überall unverändert stehen und nichts Wesentliches davon verloren gehen zu lassen, sondern auch seine Ausdrucksweise, wo es irgend ohne der Sache Nachtheil geschehen könnte, beizubehalten" S. XXIII. Hr. Candidat Löschke, ein Schüler Cölln's, übernahm die Anfertigung einer möglichst getreuen Reinschrift; Hr. Prof. Knobel, ein zweiter Schüler des Vfs., unterwarf dieselbe einer genauen Durchsicht, vorzüglich zu dem Zwecke, die Citate zu vergleichen, zu berichtigen und zu vervollständigen; Hr. Dr. Schulz endlich nahm die letzte auf Inhalt und Form der Darstellung achtende Revision vor, ohne jedoch in Gehalt und Farbe etwas Wesentliches zu ändern. Nur hie und da fand der Herausgeber es für nöthig, seine abweichenden Ansichten in kurzen, besonders bezeichneten Noten anzudeuten, hauptsächlich bei der Behandlung der Lehren des N. T., welche der Verstorbene nicht in gleichem Grade, wie die des A. T. vollendet hatte. Diese Entstehung des Werkes mufs schon zu einer nachsichtigeren Beurtheilung desselben auffordern, da unvollendete Werke Verstorbener wohl selten oder nie den Grad von Vollendung erhalten, der den Verfassern selbst genügt hätte. Wir erhalten hier ein überarbeitetes Collegienheft, wobei sich der Verf., nach Geist, Ausdruck und gelehrtem Apparat zu schliefsen, vorzugsweise an de Wette's biblische Dogmatik angeschlossen hatte, mit einzelnen Abweichungen in Beziehung auf Construction, Anordnung und Umfang. Es darf daher weniger befremden, dafs das geringere gelehrte Material zu dem Umfange des Werks in keinem rechten Verhältnisse steht, dafs auf abweichende Ansichten zu wenig eingegangen, dafs manche kritische Voraussetzungen, die den Zuhörern des Verfs. geläufig sein mochten, zu nackt hingestellt werden, und dem Ganzen die streng-wissenschaftliche Haltung und Run-

Digitized by Google

dung abgeht, da letztere bei Vorlesungen gewöhnlich dem Bestreben geopfert werden, sich Anfängern in der Wissenschaft recht verständlich zu machen.

Das Werk eines Verstorbenen hat auf der einen Seite den Vortheil, dafs es sogleich eine von subjectiven Rücksichten freie, mehr objective Würdigung findet; auf der anderen Seite kann es aber leicht, zumal bei länger verzögerter Herausgabe, in den Nachtheil kommen, dafs es hinter dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zurückbleibt und schon bei seinem Erscheinen der Vergangenheit angehört. Das Letztere mufs immer der Fall sein, wenn ein Werk auf leicht verschiebbare Grundlagen gebaut ist, die durch ein Paar kräftige Stöfse aus ihren Fugen gerissen werden und einer neuen Construction bedürfen, um wiederum als brauchbar zu erscheinen; oder wenn der Verf. schon seiner ganzen Richtung nach nicht an der Spitze des Stroms der Entwickelung schwamm, oder nicht durch Virtuosität der Darstellung und Dialektik, wie etwa Schleiermacher, seinen nacherschienenen Werken ein bleibendes Interesse verleiht. Bei Cölln's Arbeit dürften die Nachtheile überwiegend sein, da der Verf. († 17. Febr. 1833) die neuere Krisis dieser Wissenschaft nicht mehr erlebte und von Seiten der Form weniger geleistet hat. Die biblische Theologie concentrirt in sich die Resultate aller gelehrten Schriftstudien und mufste daher bei den neueren schroffen Divergenzen der theologischen Schulen zum Hauptkampfplatz der verschiedenen Richtungen gemacht werden. Und dennoch scheint keine andere theologische Wissenschaft bei oberflächlicher Betrachtung so hoch über allem Parteiinteresse zu liegen, keine eine mehr objective Auffassung und Behandlung fordern und finden zu können, da der Bearbeiter, wie es scheint, nur streng historisch zu verfahren und alle Zeitinteressen bei Seite zu schieben braucht. Der Hr. Herausgeber lebt daher der Hoffnung, dafs gegenwärtige Bearbeitung Vielen eine *willkommene* Erscheinung sein werde, zumal unter den gegenwärtigen Verhältnissen; es fragt sich aber, ob sie auch eine *bedeutende* Erscheinung sei, da sie nicht über jenen Differenzen, sondern grofsentheils aufserhalb derselben liegt. Der Verf. war einem gemäfsigten Rationalismus zugethan, der altgläubigen, pietistischen und speculativen Richtung gleich abgeneigt; bei längerem Leben würde er seine Ansicht wahrscheinlich auch ferner beibehalten und keiner der andern Parteien, welche jetzt vorzugsweise auf dem Kampfplatze erscheinen, sich beigesellt haben. Einem solchen Rationalismus darf man mindestens den Vorwurf der Halbheit und Inconsequenz machen, da bei historisch-kritischen Untersuchungen die Grenzen durch keinerlei Voraussetzungen, sondern durch die Sache selbst fixirt werden können; noch mehr trifft ihn aber der härtere Vorwurf der Bewufstlosigkeit über seine eigenen Operationen. Cölln ging (I, 29.) von der Ansicht aus, dafs in allen bisherigen Bearbeitungen der bibl. Th. der Begriff derselben als einer *lediglich historischen* Wissenschaft noch nicht streng aufgefafst und richtig durchgeführt sei, indem bald das falsche Streben nach einer praktischen oder populären Behandlungsweise, bald unrichtige Vorstellungen von ihrem Verhältnifs zum theolog. System, zur allgemeinen Religionsgeschichte oder zur Religionsphilosophie den wahren Gesichtspunkt verrückten. Der Vf. suchte den *rein* historischen Gesichtspunkt nach aller Strenge durchzuführen, und dachte es dabei als möglich, dafs nicht nur Christen aller Confessionen, sondern auch Nichtchristen, sobald ihnen die Quellen gründlich bekannt wären, anerkennen müfsten, dafs der religiöse Lehrinhalt der Schrift auf diesem Wege getreulich und vollständig erläutert worden sei. Dagegen würden Angriffe aus irgend einem vorgefafsten philosophischen oder dogmatischen Gesichtspunkte den Vf. als blofsen Historiker gar nicht treffen. Durch diesen angeblich objectiven Standpunkt glaubte der Vf. dann auch einen Vorzug vor de Wette errungen zu haben, dem er sich sonst am meisten anschliefst, bis auf gewisse geistreiche und charakteristische Schlagwörter, so dafs man zuweilen nur eine paraphrastische, selbst wäfsrige Ausführung des de Wette'schen Textes zu lesen meint. In der That hatte aber v. Cölln die Höhe des de Wette'schen Standpunkts nicht einmal erreicht; denn er theilte mit einer nicht unbedeutenden Anzahl der Zeitgenossen die Bewufstlosigkeit über sein Verfahren, das Grundvorurtheil, als ob die Geschichte und somit auch der geschichtliche Inhalt der Schrift rein objectiv aufgefafst und dargestellt werden könnte. Woher sind die wissenschaftlichen Kategorieen, die Rubriken, die Resultate der negativen Kritik, die Bestimmungen über die verschiedene Form des biblischen Inhalts, wie Mythus, Symbol u. s. w. entlehnt, als aus der neueren Zeitbildung? Selbst die altgläubige Richtung, wenn sie

Digitized by Google

es für rathsam erachten sollte, einmal das Ganze der biblischen Theologie zu behandeln, vermöchte es nur zu thun im Reflex der neumodischen Altgläubigkeit, und es zeugte von einem weit tieferen Bewufstsein, wenn Schleiermacher die Möglichkeit der bibl. Theologie als selbstständiger Wissenschaft überhaupt leugnete, als wenn der angeblich *rein*-historische Rationalismus seine Auffassungsweise für die objective ausgiebt und damit allen Richtungen, Confessionen, ja selbst Nichtchristen genügen will. Von den fünf Kanones, welche v. Cölln für die Methode der bibl. Th. aufstellt, fordert der dritte eine „Darlegung und Erläuterung der *symbolisch-mythischen* Einkleidungsformen und des Verhältnisses derselben zu den *reinen Begriffen* sowohl, als auch zu der Ueberzeugung des Lehrers"; derselbe ist mithin philosophischer Art und mufs in seiner Durchführung dem Ganzen ein theilweise subjectives Gepräge geben. Halb unbewufst hat der Vf. fast überall philosophische Principien angewandt, wie denn selbst der angeblich rein-historische Standpunkt eine philosophisch-dogmatische Voraussetzung hat; nur war es keine bestimmte Schulphilosophie, welche dem Ganzen die Form gab, sondern die allgemeinen Resultate der populär gewordenen kritischen Philosophie, welche gegenwärtig so weit verbreitet sind, dafs sie das gewöhnliche Vorurtheil des Zeitalters bilden und daher anderen Richtungen gegenüber mit der Prätension der Objectivität auftreten. Für unbefangene historische Forschung im Einzelnen ist jene Voraussetzung nicht ungünstig und dem Verf. soll in dieser Hinsicht sein Verdienst keineswegs geschmälert werden; aber das Bekenntnifs jener Bewufstlosigkeit dürfte schon allein hinreichen, dem Werke eine untergeordnete Stellung in der Wissenschaft anzuweisen. Das Bestreben, das historische Material, wo möglich, nur zu registriren, die eingeflochtenen oberflächlichen Räsonnements, der Mangel nicht blofs einer neuen Totalanschauung, sondern auch neuer lichtvoller Gesichtspunkte im Besondern, haben der ganzen Arbeit einen farblosen, matten Ton gegeben, welcher nur durch tiefeingehende historische Forschung über Ursprung, Zeitalter, Fortbildung einzelner Vorstellungen gehoben werden könnte; aber auch von dieser Seite bietet das Werk wenig Bedeutendes und Anregendes dar, und dient mehr zur Erläuterung und Ergänzung des früheren, besonders de Wette'schen, Standpunkts, als dafs es eine neue Bahn bräche oder auch nur Aussichten zu einer tieferen Erforschung der biblischen Lehren eröffnete.

In Ansehung des Inhalts und der Anordnung zerfällt das ganze Werk in zwei Theile, wovon der erste Theil die bibl. Th. des A. Test. behandelt, der zweite die des N. T., beide Theile nach richtigem historischen Sinn getrennt. Voran steht (I. 1—35) eine verhältnifsmäfsig kurze Einleitung, welche den Standpunkt des Verf. entwickelt, im Besonderen den Begriff der bibl. Th. und ihr Verhältnifs zum theolog. Studium, dann von ihren Quellen handelt und von der Ableitung der Religionsbegriffe aus denselben, woran sich die Geschichte und Literatur der bibl. Th. schliefst und zuletzt die Darlegung der Methode. Der erste Haupttheil zerfällt in zwei Unterabtheilungen, die Darstellung des Hebraismus (S. 38—328) und des Judaismus (S. 329—511), welche beide wiederum in einen allgemeinen und einen besonderen Theil auseinandergehen, wovon jener von den Quellen, der Geschichte und dem Grundcharakter des Hebraismus oder Judaismus handelt (S. 40—94 und 333—365), dieser von den einzelnen Religionsbegriffen beider Entwicklungsstufen. Der zweite Band entwickelt in seiner ersten Hälfte die Lehre Jesu (S. 1—163) in einem allgemeinen (Leben Jesu; Quellen und Grundcharakter seiner Lehre, S. 1—51) und einem besonderen Theile (Darstellung der einzelnen Religionsbegriffe der Lehre Jesu, S. 52—163); in der zweiten Hälfte die Lehre der Apostel (S. 165—378) im Allgemeinen (Leben der Apostel; Quellen und Grundcharakter ihrer Lehre, S. 167—200) und im Besondern (S. 201—378). Dem Ganzen ist ein Stellen- Wort- und Sachregister angehängt (S. 379—399), woran sich zuletzt noch eine fleifsige Sammlung von Druckfehlern schliefst. — Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, dafs bei allen vier Abtheilungen der allgemeine Theil viel kürzer behandelt ist, was zum Theil vom Umfange des Stoffes, zum Theil aber auch von der Behandlung desselben herrührt, sofern die Seite des Allgemeinen und Besondern zu sehr auseinandergehalten und die erstere aus keiner umfassenderen und tieferen Dialektik der zweiten erwachsen ist. — Die Darstellung des Ganzen verräth noch ihren Ursprung aus mündlichen Vorträgen: der

Digitized by Google

Text, in Paragraphen abgetheilt, bildet eine fortlaufende ausführliche Entwicklung des Inhaltes, ohne kürzere Hauptsätze, welche die Resultate der Ausführung concentrirten; seltener mit Anmerkungen unter dem Texte, so dafs das weniger Wesentliche oder Beiläufige nicht bestimmt ausgeschieden ist; zuweilen mit eingelegten längeren Beweisstellen und deren Erläuterung, wobei eine gröfsere Sparsamkeit zu wünschen wäre, namentlich bei den biblischen Stellen, wogegen man ungern bei der Darstellung des Judaismus einige Hauptstellen aus den weniger zugänglichen Quellen des späteren Judenthums vermifst.

Zur näheren Charakteristik des Werkes betrachten wir zuerst den allgemeinen Theil von der Darstellung des Hebraismus, worin der Verf. von den Quellen, der Geschichte und dem Grundcharakter desselben handelt. Hierbei kommt fast Alles auf die kritische Ansicht von dem Zeitalter und der Beschaffenheit der Quellen an. Vom Pentateuch, meint der Verf., lasse es sich mit *entscheidenden* kritischen Gründen darthun, dafs nicht nur die einzelnen Aufsätze, sondern auch alle successiven Sammlungen derselben schon vor der Heimkehr der Juden aus dem babylonischen Exil vorhanden gewesen seien (I, 42.), und auch die gröfste kritische Skepsis erkenne an, dafs ein Theil der Gesetze noch jetzt eine dem mosaischen Zeitalter gleichzeitige Aufzeichnung verrathe. Alle Kritiker stimmen darin überein (?), dafs dahin vornehmlich der Abschnitt 2 Mos. 20—23 zu rechnen sei (S. 59). Das Buch der Richter ist nach v. Cölln's Ansicht im Zeitalter Samuel's, David's und Salomo's geschrieben; die BB. Samuelis zwischen Rehabeam und Usia; das Buch Ruth vor Josia; das Buch Josua im Zeitalter der Könige, aber noch vor dem babylonischen Exil. Von den Psalmen weifs der Verf. 105 Lieder anzugeben, welche vor der Rückkehr aus dem Exil gedichtet sein sollen, 21 ächt-davidische, 5 andere aus David's Zeitalter, 32 von Salomo bis zum Exil, 47 aus dem Zeitalter des Exils. Von den Sprüchwörtern soll die Mehrzahl von Salomo herrühren und die älteste Sammlung C. 10—22, 16. wahrscheinlich durch ihn veranstaltet sein; eine zweite Sammlung C. 1—9. 22, 17—24, 34 soll bald nach Salomo's Regierung angelegt sein, beide unter Hiskia bearbeitet und ergänzt (Spr. 24, 1.) durch das Stück C. 25, 1—29, 27. Selbst die drei Anhänge sind noch vor dem Exil hinzugefügt. Das Buch Hiob soll nach seinen ursprünglichen Bestandtheilen (C. 3—27. 29—31. 37—41, 3. 42, 2—6.) während des Exils geschrieben sein, die übrigen Stücke nach der Heimkehr aus demselben. Von den prophetischen Büchern setzt von Cölln mit vielen anderen Kritikern einen Theil der Orakel des Jesaia in die chaldäische Periode; Zach. 12—14 bald nach Josia's Tode; Jona in die letzten Jahre des Exils; Daniel in das makkabäische Zeitalter. Diese kritischen Hypothesen über das Zeitalter der Bücher werden in vielen Fällen viel bestimmter ausgesprochen als sie sich irgend begründen lassen, und können in vorliegender Form den mit dem wirklichen Standpunkte der Untersuchung Vertrauten zum Lächeln, den Anfänger aber zu einer falschen Sicherheit verleiten. Der Hauptvorwurf liegt aber darin, dafs der Verf. durch seine kritische Geschichte der Religion so viel wie nichts dazu beigetragen hat, den historischen Standpunkt der einzelnen Schriften genauer zu bestimmen und dieselben als Momente in den Entwicklungsgang des Ganzen einzufügen. Als Hauptstadien der hebräischen Religionsgeschichte unterscheidet der Verf., ungefähr mit de Wette übereinstimmend, sechs Zustände: Spuren vormosaischer Religion; Entstehung und Geist des Mosaismus; Kampf um die Einführung der Theokratie von Moses bis auf Samuel; neue theokratische Institute unter Samuel und den drei ersten Königen; Zustand der Theokratie in den getrennten Reichen bis zum babylonischen Exil; religiöse Zustände der Hebräer während des Exils. Mit der Heimkehr aus dem Exil soll die Periode des Judaismus beginnen; eine ganz willkührliche Grenzbestimmung, die wahrscheinlich aus der Wissenschaft verschwinden wird, sobald sich die Kritiker über den Umfang der nach-exilischen Bücher und Stücke im Kanon weiter verständigt haben werden. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

Dr. Daniel Georg Conrad von Cölln's, weil. Consistorialraths und Professors der Theologie in Breslau, biblische Theologie mit einer Nachricht über des Verfassers Leben und Wirken, herausgegeben von Dr. David Schulz.

(Schlufs.)

Im Einzelnen werden über die patriarchalische Religion nur unbestimmtere Vermuthungen mitgetheilt; denn obgleich der Vf. die beiden Urkunden der Genesis schon unter David und bald nach Salomo's Tode verfafst sein läfst, eine Hypothese, die sich auch bereits überlebt hat, so wagte er dennoch nicht, einer tausendjährigen blofs mündlichen, von mythischen Elementen durchflochtenen Ueberlieferung vollen Glauben zu schenken, und würde gewifs noch sicherer gegangen sein, wenn er bei dem unhistorischen Charakter des Ganzen nicht wiederum einzelnen Zügen zu grofses Gewicht beigelegt hätte — ein gewöhnlicher Mifsgriff der sogenannten mäfsigen oder nüchternen Kritik —; denn das Resultat bleibt immer, dafs wir über die Form der vormosaischen Religion nichts historisch-constatirtes wissen. Mehr wufste der Verf. von der Entstehung und dem Geist des Mosaismus zu berichten, da er im Pentateuch ächt-mosaische Urkunden annahm, und zugleich einen Einflufs der ägyptischen reineren und geistigern Priesterreligion auf Mose nicht unwahrscheinlich fand. Cölln's Raisonnement stimmt fast ganz mit dem de Wette'schen überein, nur dafs einzelne Hypothesen bestimmter vorgetragen sind, wie S. 63 der Satz: „Das Urwesen (der ägyptischen Priesterreligion) selbst war vor dem Eingange des Isistempels zu Sais unter dem Namen Javo oder Jaho bezeichnet als das, welches war und ist und sein wird, und eben diesen heiligen Namen trug der Priester auf einem Brustschilde." Diese ohne Beleg hingestellte, ganz unhistorische Behauptung gehört wahrscheinlich einem früheren Jahrgange von Cölln's Vorlesungen an; denn S. 101 wird es als unwahrscheinlich bezeichnet, dafs der Name Jehova aus Aegypten stamme, und nur die falsche Angabe bleibt, dafs nach Diodor die Priester im Tempel des Serapis den Namen Jao auf der Brust getragen hätten. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Knobel solche Widersprüche berichtigt oder wenigstens angedeutet und allenfalls Tholuck's gründliche Abhandlung: Ueber Ableitung des Namens Jehova, welche schon 1832 in dessen Lit. Anzeiger St. 27. ff. erschienen war, citirt hätte. Was v. Cölln weiter im Einklang mit einer früheren Abhandlung über das von Mose eingeführte *Symbol* der Theokratie bemerkt, beweist, dafs ihm der eigentliche Begriff der theokratischen Anschauung nicht klar geworden war. Eben so wenig kann die Wiederholung des gewöhnlichen Vorurtheils, dafs seit Mose bei den Hebräern eine Hierarchie bestanden habe — eine Meinung, die nur dann Grund hat, wenn man den ganzen Pentateuch und das B. Josua für gleichzeitig aufgezeichnete oder doch sehr alte Schriften hält — befriedigen, da sich aus der späteren vorexilischen Geschichte gerade das Gegentheil darthun läfst. — Bei der Geschichte der Richterperiode stellt der Verf. die mit einander kämpfenden Elemente des Monotheismus und des Naturdienstes dar, ohne jedoch eine höhere Ausgleichung beider Seiten zu versuchen. Das darauf folgende Zeitalter Samuel's und der drei ersten Könige ist nach der gewöhnlichen unkritischen Weise behandelt, indem die im Grunde unvereinbaren Elemente des Pentateuch und der Bücher Samuelis oberflächlich ausgeglichen werden, besonders in Ansehung der Umgestaltung der angeblich ächt-mosaischen Staatsverfassung. So ist der Satz S. 74: „die Befehle des unsichtbaren Königs (Jehova's) empfängt der sichtbare Stellvertreter desselben aus den Händen der Priester, und somit ist der König in der That der priesterlichen

Digitized by Google

Gewalt untergeben," durch die hebräische Geschichte nicht zu erweisen. Dasselbe gilt vom Einflusse Samuel's auf den Prophetenstand, den man gewöhnlich viel zu bestimmt fafst. Den langen Zeitraum von der Trennung beider Reiche bis zum babylonischen Exil fafst der Vf. kurz zusammen, läfst sich aber auf Untersuchungen über die innere Entwickelung des religiösen Lebens und den Einflufs, den die verschiedenen historischen Verhältnisse und Katastrophen darauf ausüben mufsten, sehr wenig ein. In ähnlicher Weise werden zuletzt die religiösen Zustände des Volks während des babylonischen Exils behandelt. Hier stellt der Vf. die unerweisliche Behauptung auf, dafs sich schon jetzt ein starrer Buchstabendienst, ein todtes Festhalten der äufsern Form gebildet habe; auch findet er es wahrscheinlich, dafs schon damals die Einrichtung der Synagogen aufgekommen sei. — Diese unkritische, auf der Oberfläche verweilende Geschichte des Hebraismus gehört nach des Referenten Erachten zu den schwächsten Punkten des ganzen Werks; ihr zur Seite steht die eben so ungenügende Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu, wobei dem Verf. die nothwendigsten Anforderungen der Kritik nicht zum Bewufstsein gekommen waren. Der dritte Abschnitt des allgemeinen Theiles, welcher den Grundcharakter des Hebraismus, Judaismus u. s. w. entwickelt, ist wegen seiner Klarheit und wegen des Bestrebens, die einzelnen Momente herauszustellen, zu loben, hält sich aber zu sehr auf dem Standpunkt populärer Oberflächlichkeit und läfst das höhere welthistorische Verhältnifs der einzelnen Entwickelungsstufen ganz in den Hintergrund treten.

Mehr Gelungenes und Brauchbares bietet der besondere Theil dar, besonders die Darstellung der einzelnen Religionsbegriffe des Hebraismus. Hierbei ist vor Allem zu loben, dafs der Verf. auch die Entwickelung der *sittlichen* Grundbegriffe und der religiösen Symbolik in den Umfang der biblischen Theologie gezogen hat. Dagegen mufs es aus der besonderen, wie Ref. meint, unklaren Ansicht des Verfs. erklärt werden, wenn derselbe nach Anderer Vorgange die Lehren des Hebraismus und Judaismus in zwei Hälften zerlegt, wovon die erstere die allgemeinen Religionsbegriffe oder den religiösen Universalismus, die zweite die theokratischen Religionsbegriffe oder den religiösen Particularismus entwickelt. Beide Seiten sind so innig verschmolzen und bedingen sich gegenseitig, dafs eine solche Trennung, die im Bewufstsein des Volks gar nicht lag und nicht liegen konnte, unhistorisch erscheint und im Einzelnen Ungehöriges zu Wege bringen mufste, z. B. wenn die Hoffnungen und Weissagungen der Dichter und Propheten ohne Ausnahme, ja sogar die Theodicee im Hiob zur Sphäre des Partikularismus gerechnet werden. Die Ordnung der einzelnen Abschnitte, wie sie der Verf. giebt, liefs sich beibehalten, wenn nur der dritte Abschnitt des zweiten Theiles, welcher die theokratische Auffassung der Religionslehren behandelt, sogleich mit der Entwicklung der universalistischen Auffassung verbunden, und die Darstellung des Gesetzes und der Sittlichkeit in die Entwicklung der Theokratie, wohin sie überdiefs gehört, gezogen wäre. Die Auseinandersetzung der einzelnen Religionslehren ist sehr fleifsig, genau und umsichtig gearbeitet, und die passende Zusammenstellung und natürliche Auslegung der Beweisstellen ersetzt in mancher Hinsicht den Mangel tieferen Eindringens, schärferer Begriffsbestimmung und lebendigerer Darstellung. So z. B. §. 19. die gelungene Darstellung der Einheit Gottes, u. a. Zuweilen reichte indefs die rein-verständige Betrachtung zur Erklärung der einzelnen Vorstellungen nicht aus, wie bei der Frage, weshalb Jehova den Geist nur *hat*, sendet u. s. w., nicht selbst Geist *ist*. „Der hebräische Begriff eines Geistes, meint der Verf., behielt immer eine Beimischung des Materiellen. Daher scheine es auch erklärt werden zu müssen, dafs sie Gott nicht geradezu und im Allgemeinen als ein Geistiges seinem Wesen nach fassen, sondern den Geist Gottes so bezeichnen, als ob er eben nur ein Bestandtheil des göttlichen Wesens, nicht das göttliche Wesen selbst sei, gleichwie beim Menschen der Geist *in* ihm vom Leibe als anderem Bestandtheile unterschieden werde." (S. 132). Die Sache verhält sich aber ungefähr umgekehrt; Geist ist dem Hebräer die abstracte Idealität, der unsichtbare Lebenshauch, welcher die physische und sittliche Schöpfung durchdringt, unter der Bestimmung der Kraft gedacht, und daher weder vom Concretum der göttlichen noch menschlichen Persönlichkeit gebraucht, eben deshalb auch nicht als gemeindebildendes Princip gedacht. Das göttliche Wesen würde in einen pantheistischen Nebel aufgelöst sein, wenn es

Digitized by Google

unter der Kategorie des hebräischen Ruach betrachtet wäre. Der tiefere Unterschied des A. und N. Test. in der Auffassung des Geistes blieb dem Verf. verborgen. So konnte ihm auch die Darstellung mehr schwankender, zwischen Symbol und eigentlicher Vorstellung schwebender Anschauungen nicht recht gelingen, wie die Abhandlung über Engel, Dämonen, Cherubim und Seraphim zeigt; hier verknöchert die flüssige Anschauung unter rein-verständigen Kategorieen, auch wird Aelteres und Jüngeres nicht gehörig geschieden und der Ursprung wie die stufenweise Fortbildung dieser ganzen Sphäre bleibt im Dunkeln. In dem Symbol der Himmelsleiter (1 Mos. 28.) findet der Verf. sogar die angeblich alt-hebräische Vorstellung von einer Stufenleiter von Wesen, welche Himmel und Erde mit einander verbinden (S. 188). Bei der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sucht der Verf. die früher häufig aufgeworfene, hoffentlich aber bald beseitigte Frage zu beantworten, weshalb Mose, bei dem man wegen seiner Verbindung mit den ägyptischen Priestern Bekanntschaft mit jenem wichtigen Dogma voraussetzen müsse, dasselbe in seiner religiösen Gesetzgebung nirgends hervorgehoben habe. Die weitläufige Antwort wäre überflüssig geworden, wenn der Frage selbst auf den Grund gesehen wäre. Wir können dem Verf. nicht einmal beistimmen, wenn derselbe nach Anleitung einiger zweideutigen Stellen (Ps. 17, 15. 73, 24.) den geistigen Unsterblichkeitsglauben schon im Laufe des Exils entstehen läfst (S. 221). Es würde indefs zu weit führen, wenn wir alle Lehren im Einzelnen durchgehen wollten, um das mehr oder minder Gelungene von Cölln's Darstellung hervorzuheben. Wir bemerken daher nur noch, dafs in dem Abschnitte, welcher die gesetzlichen Symbole (eine Kategorie, unter welche der Verf. freilich manches Ungehörige subsumirt) als Darstellung des theokratischen Verhältnisses behandelt, §. 54. der äufserlich archäologische Stoff ein zu grofses Uebergewicht über die Entwicklung der innern Bedeutung, den eigentlichen Gegenstand der biblischen Theologie, erhalten hat; und dafs endlich in der Abhandlung über die ideale Entwickelung der Theokratie und die Hoffnungen und Weissagungen einer bessern Zukunft, zu wenig Rücksicht auf die altgläubige Auffassung dieses Inhaltes genommen ist. Die letztere hat in neueren Zeiten zum Theil so bedeutende Vertreter gefunden, dafs die rationalistische Ansicht es für keine überflüssige Mühe halten darf, den früher zu leicht errungenen Sieg nochmals mit neu geschärften Waffen zu erkämpfen und dadurch den Besitz wiederum für einige Zeit zu sichern. Manche wichtige Untersuchung, wie über die innere Form der göttlichen Offenbarung und prophetischen Begeisterung hat der Verf. ganz bei Seite liegen lassen. Auch von dieser Seite darf das Werk nicht gerade als zeitgemäfs betrachtet werden.

Die Vorstellungen des *Judaismus* entwickelt der Verf. nach einer dreifachen Reihe von Quellen: zuerst nach Schriften aus der vorchristlichen Zeit, wozu die jüngern nach der Rückkehr aus dem Exil verfafsten Bücher des Alttestamentl. Kanon, die Uebersetzung der Alexandriner und die Apokryphen des A. T., deren vorchristlicher Ursprung indefs im Einzelnen zweifelhaft ist, gerechnet werden; ferner nach Schriften aus der Zeit Christi und der Apostel, wohin Philo, das N. Testament und Josephus gehören; und zuletzt nach Schriften aus der nachchristlichen Zeit, den Pseudepigraphen des A. T., den Targums, dem Talmud, den kabbalistischen (deren angeblich älteste, die Bücher Sohar und Jezira der Verf. schon in's zweite Jahrhundert n. Chr. setzt) und den jüngeren rabbinischen Schriften, welche letztere aber mit grofser Behutsamkeit zu benutzen seien. Wir vermissen bei diesen Quellen die Apokryphen des N. Testaments, von denen die ältesten wenigstens mit demselben Recht herbeigezogen werden dürften, als manche der Pseudepigraphen des A. T.'s, und mit gröfserem Recht, als die späteren kabbalistischen und rabbinischen Bücher. Die religiösen Elemente der talmudisch-rabbinischen Litteratur stellt der Verf. nicht bei allen einzelnen Abschnitten dar, sondern nur, wo sie zur Erläuterung und Ergänzung der anderen Quellen nothwendig waren, wie bei den Ansichten über die mündliche Tradition (§. 119.), besonders bei den messianischen Erwartungen der späteren Juden (§. 126. ff.). Wie die meisten neueren christlichen Schriftsteller, so schöpfte auch v. Cölln in dieser Hinsicht aus secundären Quellen, den gelehrten Sammlungen von Lightfoot, Wetstein, besonders Schoettgen. — Die geschichtliche Entwickelung des Judaismus wird nach vier Stadien oder Gesichtspunkten betrachtet. Zuerst werden die

Digitized by Google

neuen theokratischen Einrichtungen der aus dem Exil zurückgekehrten Juden geschildert, wobei das ältere Vorurtheil von der plötzlich erfolgten allgemeinen Erstarrung des besseren Geistes wiederholt ist; hierauf wird vom Einflufs der persischen Religionslehre auf die der Juden gehandelt, eine Uebersicht der zoroastrischen Lehre gegeben und sechs Berührungspunkte herausgestellt (Lichtnatur Gottes, Satan und Dämonen, Rangordnung der Engel, sechs Jahrtausende der Welt, hypostasirtes Schöpferwort, Auferstehung des Fleisches und jüngstes Gericht), ohne dafs der mehr stetige Zusammenhang der hebräischen Weltanschauung mit der des obern Asiens gehörig beleuchtet wäre; dann wird der Hellenimus beschrieben, und zuletzt die Denkart der palästinensischen Juden zur Zeit Jesu. — Auch beim Judaismus hält sich die allgemeine Geschichte desselben zu sehr auf der Oberfläche und steht der sorgfältigern Darstellung der einzelnen Religionslehren nach.

Die Bearbeitung der biblischen Theologie des *N. Testamentes* hat schon der Hr. Herausgeber mit Recht für den schwächeren Theil des Werkes erklärt, indem sowohl die Kritik der Quellen als auch die Auffassung der einzelnen Lehren viel zu wünschen übrig läfst. Der Verf. hat zwar nach seiner Weise auch hier das Material fleifsig und möglichst vollständig zusammenzustellen versucht und im Einzelnen manches Treffliche bemerkt; diefs reicht aber nicht hin, seiner Arbeit ein bleibendes Verdienst zuzusichern, da man bei einer Entwickelung der Lehre des N. T. die Anforderung in demselben Maafse höher stellen darf, als sich im Besonderen und Einzelnen schon ausgezeichnete Kräfte daran versucht haben. Der Verf. hat in vielen Punkten seine Vorgänger nicht einmal erreicht, geschweige übertroffen. Die Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu bietet, wenn man es mit der Kritik der Quellen genau nimmt, aufserordentliche Schwierigkeiten dar, und nach den neuesten litterarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete darf man kaum hoffen, dafs sich die verschiedenen Ansichten darüber so bald auch nur nach den Grundzügen ausgleichen werden. Cölln machte sich die Sache zu leicht, indem er sich den Angaben der Quellen zu sicher hingab, die Differenzen zu wenig herauskehrte, und wo sie nicht zu übersehen waren, zu leicht ausglich. So konnte denn das Factische im Leben und der Lehre Jesu und die urchristliche Anschauungsform, worin Beides überliefert ist, nicht bestimmt auseinandertreten. Aber auch die apostolische Lehre ist nach ihrem differenten Grundtypus nicht tief genug aufgefafst, und die genetische Seite in der Bildung der verschiedenen Lehrbegriffe tritt fast ganz in den Hintergrund. Neander's Darstellung des apostolischen Zeitalters nimmt insofern einen weit höheren Standpunkt ein. Dagegen ist bei Cölln wiederum ein anderer Vorzug anzuerkennen, die vorurtheilsfreie Aufzählung sämmtlicher Elemente der Lehre, so dafs keins übergangen oder in Schatten gestellt wird, weil es etwa den Ansichten unseres Zeitalters weniger zusagt oder einer mildernden Umdeutung zu bedürfen scheint. Indefs läfst sich bei vielen Einzelnheiten bemerken, dafs der Verewigte das Neue Testament weniger zum Gegenstande seiner eigentlichen gelehrten Forschung erwählt hatte, und die berichtigenden Randbemerkungen des Hrn. Herausgebers, der anerkanntermafsen auf diesem Gebiete einen sehr scharfen Blick hat, wären gewifs weit zahlreicher geworden, wenn nicht die Achtung vor fremdem Geisteseigenthum und zarte Schonung gegen den verewigten Freund eine Schranke gesetzt hätten. — Ungeachtet seiner Mängel — wobei man nicht vergessen darf, dafs der Verf. selbst nicht die letzte Hand daran gelegt hatte — mufs das ganze Werk, zumal der erste Band, wegen der sorgfältigen Zusammenstellung des Stoffes und vieler trefflichen Einzelnheiten als ein sehr schätzbarer Beitrag zur biblischen Theologie betrachtet werden, wenn es auch seinem Geiste nach keinen wesentlichen und bleibenden Einflufs auf die Fortbildung dieser Wissenschaft ausüben sollte.

Vatke.

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1837.

LXXVI.

Theologische Encyklopädie und Methodologie vom Standpuncte der protestantischen Kirche. Grundrifs für akademische Vorlesungen. Von G. C. Adolph Harlefs, ord. Prof. d. Theol. und Universitätsprediger zu Erlangen. Nürnberg, 1837. *XIV. u.* 258 *S. in* 8.

Der gegenwärtige Reichthum der Theologie an encyklopädischen Werken, welche besonders in neueren Zeiten rasch auf einander gefolgt sind, hat eine erfreuliche und unerfreuliche Seite. Einerseits zeigt sich darin die Ueberzeugung, dafs die vorhandenen Versuche nicht zum Ziele führen, dafs ein besserer Weg einzuschlagen und die Wissenschaft noch eines wesentlichen Fortschreitens bedürftig und fähig sei. Das Erfreuliche in solchem Streben ist besonders die Voraussetzung einer gröfseren, erreichbaren Vollkommenheit, einer Vollendung, in der die wissenschaftliche Einsicht und Darstellung ihrem Gegenstande und Inhalte möglichst adäquat sei. Das Erfreulichste ist die dem allen zu Grunde liegende Voraussetzung, dafs es in Wahrheit nur Eine bestimmte Weise gebe, wie das Bedürfnifs zu befriedigen sei und die Erfahrung, dafs im Glauben daran und Ringen danach sich die verschiedenen Kräfte überbieten, indem sie jede frühere Leistung, wenn auch nicht ausschliefsen, doch zu übertreffen und sich unterzuordnen suchen. Es müssen so selbst die mannigfaltigsten Versuche in ihrem Streben nach der wissenschaftlichen Wahrheit und Vollendung zum Zeugnifs dienen, dafs diese keine Täuschung, kein leeres, unerreichbares Ideal, sondern ein in sich selbst bestimmter Begriff sei, der nur der rechten subjectiven Thätigkeit bedarf, um sich als ausgeführte Wissenschaft auch zu verwirklichen. Allein eben an der Seite der subjectiven Thätigkeit schlägt die rühmliche und erfreuliche Anstrengung gar leicht in das Entgegengesetzte, Unerfreuliche um. Jede Wissenschaft, ehe sie sich der Vollendung nähern kann, hat einen Standpunct zu überwinden, dessen sie mächtig werden kann nur, indem sie selbst sich über denselben bewegt, aber auch erhebt, den Standpunct der Negation. Es bleiben aber viele der Wissenschaft sich widmende Kräfte darauf hängen und begnügen sich so nur mit dem Anderssein, mit dem Nichtsosein und Denken, wie andere Leute, und selbst die sonst nicht Liberalen sind es doch in dieser Beziehung, weil sie nur, indem sie allen Andersdenkenden die Freiheit ihrer Ansichten vergönnen, hoffen dürfen, sich dieselbe gleichfalls hinreichend gesichert zu haben, so, dafs es offenbar als eine Ungerechtigkeit herauskäme, wenn man ihnen das Recht streitig machen wollte, ihre Meinungen und Ansichten ebensogut, wie andere, auszusprechen, was in der freien Gelehrtenrepublik ohnehin niemandem verboten ist. Es ist diefs nun das weite Reich der Gegensätze und der Verstandesherrschaft, der Standpunct der Kritik und des Scharfsinns, wodurch der Wahrheit selbst der Weg angebahnt wird, indem da *eins* sich durch das *andere* widerlegt, aber auch der Eigensinnigkeit und Absonderlichkeit, welche als Originalität Sensation macht, endlich auch des conversationsartigen Tons, welcher zufrieden ist, dafs er etwas vorbringt, *was sich hören läfst*, wie überhaupt an diese Seite gehört, *was sich denken läfst*. Wenn das Eigenthümliche das Höchste ist, was zu erreichen wäre, so ist nicht abzusehen, was gegen ein solches Behandeln der Wissenschaft zu erinnern wäre; wenn das Negativvernünftige (das Nurnichtunvernünftige — und wie grofs ist dessen Gebiet selbst auf dem Felde der Wissenschaft!) das Höchste wäre, warum sollten nicht alle, welche einigen, oder auch vielen und gar scharfen Verstand haben, in der Wissenschaft mitsprechen? Auf diesem Standpuncte steht und spricht oder schreibt ohnehin niemand für sich allein, sondern er hat auch seine guten Freunde

Digitized by Google

und Gleichgesinnte, die ihm beifallen und es kann jeder sich doch genugsam damit rechtfertigen, dafs das, was er vorbringt, von dem Vorhandenen in irgend einer Weise abweiche und ein Anderes sei. — Ein Anderes und zwar von höherer Natur, als das Andere der einfachen Negation, ist die zwiefache (die Negation der Negation); da erhebt sich von der Wissenschaft selbst aus die Frage, was denn mit jenem ersten Anderen für die wissenschaftliche Wahrheit und derselben Erkenntnifs gewonnen sei, ob das Andersmachen wirklich ein Bessermachen und in jenem wirklich etwas anderes, als nur die subjective Vorstellung, Ansicht, Meinung sich habe vernehmen lassen, ob es darin auch zum Beweis gekommen d. h. zum Begriff und zu der Gewifsheit, dafs es *nicht anders* sein könne? Ueber wieviele Standpuncte sich auch die Wissenschaft vorbereitend bewege — wenn sie nicht doch zuletzt auch dahin gelangte, wo sie der Gegensätze Meister geworden den Geist in sich versöhnte und befriedigte durch die Erkenntnifs der Wahrheit, welchen wahrhaftigen Werth, ja welche Achtung soll sie zuletzt haben und behalten für den denkenden Geist? Ist die Forderung einmal erkannt, oder der ihr entsprechende Standpunct wenn auch nur annähernd errungen, so heifst es wirklich die Wissenschaft mehr aufhalten, als fördern in ihrer Entwickelung, wenn man, um nur etwas anderes zu machen, auf frühere, verlassene Standpuncte zurückfällt. Wir haben den ältern, blos methodologischen Weg vor uns, der sich nur auf das theologische *Studium* beschränkt; wir wissen, was bei dem blofsen Construiren, welches die Zucht des *Begriffs* verschmäht, herausgekommen; es liegt daher die Einsicht sehr nahe, dafs, worauf schon der Name der Encyklopädie hindeutet, ohne ein strenges, systematisches Verfahren in dieser Wissenschaft gegenwärtig nichts Befriedigendes mehr auszurichten ist.

Vorstehende Bemerkungen beziehen sich unbestimmt auf die ganze Gattung von encyklopädischen Werken, in denen der Begriff der Theologie sich in irgend einer Weise bestimmt hat. Was nun das vorliegende betrifft, so ist wohl das keine Frage, dafs der Hr. Verf. nach dem reichen Maafs seiner sowohl hier, als sonst, documentirten Kräfte, wenn er gewollt hätte, mehr, als geschehen ist, auch in diesem Fach den Forderungen der Wissenschaft ein Genüge geleistet haben würde. Statt dessen hat er sich selbst absichtlich und freiwillig beschränkt und sich vorzugsweise nur an eine der drei Seiten gestellt, deren gleiche Vereinigung in Einem Princip das Wesen und den Begriff einer theologischen Encyklopädie ausmacht. Denn wie liefse sich wohl hoffen, den Begriff derselben zu erreichen oder zu realisiren, wenn man ausschliefslich sich auf die Bibel, oder ebenso nur auf die kirchliche Bestimmung, oder nur auf den wissenschaftlichen Begriff sich beschränkte, eben damit die beiden andern beeinträchtigte und in eine falsche Stellung zu einander brächte, dort, wenn auch nur überwiegend und vorzugsweise nur eine biblische Theologie, hier nur eine kirchliche, zuletzt nur eine ganz philosophische zum Vorschein brächte? Es hat dem Hrn. Verf. gefallen (man mufs sich wirklich so ausdrücken, wie ungeschickt auch der Ausdruck ist), den zweiten Standpunct allen andern vorzuziehen und sich darauf so festzustellen, dafs es nicht ohne Beeinträchtigung der beiden andern abgegangen ist. Er zwar wirft die Schuld davon auf die beiden andern hinüber und behauptet, sie wären es, welche dem kirchlichen Standpunct nicht hätten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Einerseits also sagt er zuerst: „es sollte wenigstens dagegen nicht im Namen eines biblischen oder apostolischen Christenthums protestirt werden" und allerdings tritt ja ein solches ausschliefsliches Bestehen auf biblischem Christenthum, welches sich der kirchlichen Bestimmung des Dogma so ungünstig zeigt, wie das von Steudel, der Ansicht des Hrn. Verfs. sehr in den Weg und beide wollen in diesem Widerspruch mit einander doch gleich supranaturalistisch und orthodox sein. Darf aber fremde Einseitigkeit mich wohl bewegen, ihr nachzuahmen; wäre es wissenschaftlich gedacht, wenn man eine theologische Encyklopädie unternimmt, im Streit der Gegensätze sich auch nur vorzugsweise eine Seite davon auszuwählen, um beliebig darin Posto zu fassen und ihr alle die andern unterzuordnen und kann, dafs in neuerer Zeit wenigstens noch keiner das kirchliche Prinzip zum höchsten und einseitigen einer theologischen Encyklopädie erhoben, dieses ein gerechter Beweggrund sein, es zu thun? Der Hr. Vf. sagt: „ich kenne aus neuerer Zeit keine Schrift der Art, welche es sich zur Aufgabe gemacht hätte, die Bedürfnisse der protestantischen Kirche zu befriedigen." Selbst Staudenmayer, obgleich er als römisch-katholischer Theolog die nächste Veranlassung dazu gehabt hätte, „die Kirche" über Alles zu erheben, ist doch durch seine

Digitized by Google

philosophische Einsicht davon zurückgehalten worden. Daſs dieser Standpunkt, als der confessionelle, nicht schon in älteren Zeiten da gewesen und besonders im 17. Jahrh. in seiner ganzen Beschränktheit behauptet worden sei, ist durch die geschichtliche Darstellung des Hrn. Verf. selbst widerlegt und vorsichtig in den obigen Worten: „daſs nur in *neuerer* Zeit Schriften der Art nicht vorhanden seien," angedeutet worden. Daſs der Begriff der Kirche, ihrer Geschichte und Lehre in einer theologischen Encyclopädie ein nothwendiger und an seinem Ort im System höchst gehaltvoller, wichtiger Begriff sei, ist wohl keine Frage; es handelt sich nur darum, ob er in solcher Weise, wie von dem Hrn. Verf. gewollt ist, zum Mittelpunkt der gesammten Theologie und ebendesbalb auch ihrer Encyclopädie erhoben werden kann und geeignet ist, eine wahrhaft umfassende Einsicht in das Wesen der christlichen Theologie zu gewähren. Und was ist denn von dem Hrn. Verf. geschehen, ihn als den, der in der Wissenschaft alles zu bestimmen und zu beherrschen hätte, zu legitimiren oder aus ihm alles Uebrige abzuleiten oder auch nur die im Wege stehenden Ansichten gründlich zu widerlegen? — Andrerseits behauptet der Hr. Verf. nun auch: „es sei nicht erfreulich, gegen die Rechte der Kirche eine sogenannte objective Wissenschaftlichkeit polemisiren zu sehen". Hiermit läſst er offenbar dieser Denkart, die er auch als „individuelle, isolirte Doctrin", auch als „eine Wüste" bezeichnet, wenig Gerechtigkeit widerfahren, da ihr doch vielmehr stets von der dem Hrn. Verf. selbst entgegengesetzten, rationalistischen Seite der Vorwurf gemacht wird, sie lege nur zuviel Gewicht auf die alte Kirchenlehre, vertheidige Bestimmungen, die längst antiquirt und in den jetzigen, aufgeklärten Zeiten vollends verwerflich seien und führe zur alten Sclaverei gegen die kirchlichen Glaubensbekenntnisse zurück. Es ist sehr zu beklagen, daſs durch solche Urtheile, wie die des Hrn. Verfs., die ohnehin schon so groſse Verwirrung der Meinungen vergröſsert und endlos gemacht wird; es ist das aber leider die allgemeine Erfahrung und Folge von einer nicht ausreichenden Kenntniſs des Wesens und wahrhaftigen Inhalts der neueren Theologie, ja eigentlich, wie bei dem so kenntniſsreichen Hrn. Verf. dieser Schrift, nur des Nichtwissenwollens; denn hat nicht Rosenkranz schon in seiner theologischen Encyclopädie den Begriff der Kirche, ihrer Geschichte und Lehre hinreichend entwickelt und die unendliche Nothwendigkeit derselben genügend und überzeugend dargethan? Durch solches Weberufen, welches nur unnütze Staubwolken erregt und darin der Wahrheit einen falschen Schein zuzieht, kommt man leicht, wenn man nicht auf sich selbst Acht giebt, in eine falsche, fleischliche Sicherheit hinein, worin man, weil man das Gehaltvolle des Standpunktes für sich hat, auch dann, wenn man ihn nun beweisen soll, über vieles hinweg zu sein glaubt, was doch noch eine nöthige Schule wäre, worin gar viel zu lernen ist z. B. Gedankenbildung, Verwerfung des Gebrauchs schlechter in der Wissenschaft unangemessener Kategorien, methodisches Verfahren, Einsicht, daſs es Selbsttäuschung ist, einen bestimmten Standpunkt mit Ausschlieſsung aller „sogenannten objectiven Wissenschaftlichkeit" vertheidigen zu wollen, indeſs man es doch nur mit Sätzen und Urtheilen, mit Reflexionen und Bestimmungen thut, welche wenig geeignet sind, die Wahrheit und Nothwendigkeit desselben darzuthun, somit der eigenen Sache selbst nur hinderlich sind und schaden. Der Hr. Verf. spricht zwar auch von Object und Subject, von der Idee, von Wissenschaft und Organismus der Erkenntnisse, von idealer Anschauung und realer Empirie; das wissenschaftliche Verfahren selbst aber in dieser Schrift ist nur ein sich Ergeben in Behauptungen und Versicherungen, in Sätzen und Urtheilen, was sich auch äuſserlich zeigt in den Ueberschriften der verschiedenen Capitel, z. B. *über* die exegetischen Disciplinen, *über* Ethik u. s. f. Entwickelt eine Wissenschaft sich so in lauter Urtheilen, so ist gar keine Sicherheit, daſs, da sie selbst ihrer Natur nach beständig im Flieſsen sind, sie durch andere Urtheile leicht weggeschwemmt und durch den Begriff gar verschluckt werden. Der von dem Hrn. Verf. als der höchste gefoderte Standpunkt im kirchlichen Gemeinleben einer bestimmten Kirche ist offenbar von vorn herein mit einem Gegensatz behaftet, an dessen eine Seite man sich als evangelischer Theolog zu stellen hat. Ist es nun wohl möglich, was dieser Standpunkt in den Glaubensbekenntnissen einer bestimmten Kirche enthält, seine Wahrheit und Eigenthümlichkeit zu erkennen, ohne die andere Seite des Gegensatzes ebensowohl in Gedanken durchzuarbeiten und sich derselben beständig gegenüber zu wissen. Darauf ist aber von dem Hrn.

Digitized by Google

Verf. keine Rücksicht genommen. An dem Beweis, welcher der Begriff der vernünftigen Nothwendigkeit ist, fehlt es durchgängig nur zu sehr. So werden hier auch die einzelnen theologischen Disciplinen höchstens subjectiverweise erklärt in ihrem Dasein und durch ihren Zusammenhang mit dem Wesen und der geschichtlichen Erscheinung der christlichen Religion; aber sie werden nicht deducirt, so, daſs man die Nothwendigkeit sähe, womit der Begriff der christlichen Religion dazu kommt, sie aus sich selbst zu entwickeln und hervorzubringen. Es ist zwar leicht, über alles zu urtheilen d. h. irgend etwas zu sagen; der Ernst der Wissenschaft hingegen erfordert heutiges Tages eine strengere Unterscheidung derselben von allem blos vorstellenden, urtheilenden und zufälligen Denken oder von einem solchen, das nur unter der Herrschaft des Willens steht und es ist das besonders die Krisis, das Gericht, welches mit der neueren Philosophie über alles, was sich in den Dienst der Wissenschaft stellen will, aufgegangen ist; man kommt mit so geringen Mitteln und Kategorien jetzt nicht mehr so, wie früher, durch. Wenn der Hr. Verf. das nennt „die Bedürfnisse der protestantischen Kirche befriedigen" (was wahrhaftig viel sagen will — und noch dazu durch ein Buch, durch eine theologische Encyclopädie), daſs er an die Nothwendigkeit erinnert, der Theolog müsse ein gläubiges Mitglied seiner Kirche sein und sowohl auf dem Titelblatt, als auch in wenigen, allgemeinen Sätzen und Ausdrücken die ganze Theologie und derselben Encyclopädie darauf bezieht — so hat er sich sein Geschäft in der That sehr leicht gemacht. Es ist das auch gar kein Beweis für die Wahrheit seiner Sätze und Urtheile, daſs er sich damit im Unterschiede von andern weiſs, worauf er fast unter jedem Paragraphen aufmerksam macht. Ein von irgend einer Seite neues, der Wissenschaft zum Gewinn und Fortschritt gereichendes Moment ist in der Darstellung der Meinungen des Hrn. Verfs. nicht zu entdecken. Gleichwohl trägt er kein Bedenken, zu sagen: „Gern hätte ich auch Vorgänger und Gewährsmänner genannt. Die Geschichte der theologischen Encyclopädie erklärt, warum das nicht geschehen konnte." Dieſs erinnert fast an eine neue Epoche in dieser Wissenschaft. Zuletzt appellirt er auch noch an seine Gleichgesinnten und sagt: „Indessen kommt es nicht darauf an, was Andersgesinnte thun, oder nicht thun. Möge die Schrift nur Gleichgesinnten einen Dienst leisten." Ist das die Sprache der Wissenschaft und nicht vielmehr nur einer „individuellen, isolirten Doctrin", als welche er oben die „sogenannte objective Wissenschaftlichkeit" bezeichnete? Der Natur der wissenschaftlichen Wahrheit wenigstens widerstrebt es ganz und gar, nur Privateigenthum zu sein oder nur gleichgestimmten Seelen sich mitzutheilen, wie wenn sie diese gleichartige Stimmung zu ihrer Erkenntniſs nothwendig voraussetzte oder als wesentliche Bedingung forderte. Mit Ansichten, Urtheilen, Gefühlen und Meinungen ist man im Subjectiven und Particularen und welche sie theilen und einander mittheilen, sind die Gleichgesinnten und diese bilden eine Parthei. Mit dem Denken in der Wissenschaft befindet man sich auf einem allen Vernünftigen gemeinsamen Boden; im reinen Blick auf die Sache beabsichtigt man weder sich selbst, noch irgend ein Partheiinteresse und man kann da auf eine Verständigung rechnen, die um so gröſser ist, als jeder nur von sich loslässet, seinem Eigensinn und Eigenwillen entsagt und (was schon der Begriff der Kirche erfordert) von dem Allgemeinen und Gemeinsamen sich gern beherrschen läſst, als demjenigen Elemente, worin dann auch jeder *wahrhaft* erst zu *sich selbst* kommt.

Haben wir an dem allgemeinen Inhalt und ersten Theil dieser Schrift manches auszustellen gefunden, so soll uns das doch nicht abhalten, auch das wirklich Vorzügliche und Verdienstliche derselben anzuerkennen. Doch zuvor von der äuſsern Einrichtung der Schrift. Diese ist noch sehr willkührlich und zufällig. In einem ersten Theil wird das Allgemeine der theolog. Encyclopädie und was über die einzelnen Disciplinen zu sagen ist, abgehandelt. In einem zweiten werden die Prinzipien der Theologie historisch entwickelt; da kommt zuletzt in einem siebenten Abschnitt unerwartet auf nicht ganz zwei Octavseiten noch eine specielle Methodologie nicht vor, sondern nach. Den gröſsten Raum der Schrift nimmt in dem genannten zweiten Theil die Geschichte der Theologie und ihrer einzelnen Wissenschaften ein, mit scharfsinnigen, treffenden Bemerkungen durchflochten und durchgängig mit groſser Belesenheit und Gelehrsamkeit aus den Quellen gearbeitet, wovon die deutlichen Spuren in den bestimmtesten Nachweisungen und meist sehr anziehenden Auszügen vorhanden sind. Hier ist der Hr. Verf. auf seinem Felde und nach dieser gründlichen Arbeit ist nicht zu zweifeln, daſs er in diesem Fach für die Zukunft noch Ausgezeichneteres leisten werde.

D. Marheineke.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juli 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
✱ *Boeckh*.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
✱ *Bopp*.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
✱ *Dirichlet*.
Dirksen.
✱ *Dove*.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Eisleben.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann, in Annaburg.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
✱ *Gabler*.
✱ *Gans*.
Gaertner, in Greifswald.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
Hahn, in München.
Hartung, in Erlangen.
✱ *v. Henning*.
✱ *Heffter*.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
Homeyer.
Hornschuh, in Greifswald.
✱ *Hotho*.
✱ *Fr. Hufeland*.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
✱ *Link*.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
✱ *Marheineke*.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn
Meinicke, in Prenzlau.
E. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
✱ *J. Schulze*.
✱ *C. H. Schultz*.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Stannius.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfuſs.
✱ *Toelken*.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
✱ *Varnhagen v. Ense*.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bonn.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
✱ *Wilken*.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in München.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
✱ *C. G. Zumpt*.
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

I.

Untersuchungen über den Pentateuch von Dr. Fr. H. Ranke. Erster Band. S. X, 278. *Erlangen*, 1834. *bei Heyder.*

Es ist neuerlich bei dem Streit für die Anerkennung der Aechtheit des Pentateuch von den Apologeten öfter der Vorwurf gegen die Kritik erhoben worden, dafs sie vorliegendes Werk gänzlich ignorirt habe. Dieses Schicksal, ignorirt zu werden, kann man dem Buche des Hrn. Ranke noch für längere Zeit als Prognostikon stellen, man kann dieses Schicksal sogar als ein in seiner Anlage begründetes betrachten, ohne damit seinen Werth im geringsten zu beschränken. Es wird der eigentliche Kern, den es enthält, allmählig und für's erste noch in stillschweigender Weise, von Seiten der Kritik angeeignet werden und erst dann, wenn dies vollständig geschehen ist, wird als seine Bedeutung gerade das *anerkannt* werden, dafs es eine beiden Seiten gemeinsame Position zu Stande gebracht hat. Wenn es auch seinem wahren Gehalte nach nicht mehr bewirken konnte, so ist das immer schon ein wesentliches Verdienst; denn ist eine gemeinsame Position mehr gewonnen, so ist der Streit der Kritik und des historischen Glaubens vereinfacht und können sich die Kräfte mit mehr Concentration dem entscheidenden Mittelpunkte der Untersuchung zuwenden. Hr. Ranke wollte aber auch, in vorliegendem Bande wenigstens, noch nichts weiter liefern, als was für die Untersuchung der Aechtheit des Pentateuch den Grund und Boden bildet. Er will noch nicht den positiven Beweis liefern, dafs der Pentateuch von Mose herrühre, sondern nur die Ansicht beseitigen, welche, so lange sie steht, die Authentie des Pentateuch zu Falle bringt. Er wendet sich nämlich gegen die Ansicht, dafs der Pentateuch aus verschiedenen, zum Theil einander widersprechenden *Fragmenten* zusammengestellt sei und sucht dagegen die Einheit des Werkes sicher zu stellen. Um hierüber zur Gewifsheit zu kommen, betrachtet Hr. Ranke im *ersten* Buch die *Struktur des Pentateuch*, zunächst in Hinsicht der *Genealogie* und *Chronologie*.

Die Fragmentenhypothese hat sich besonders an die genealogischen Reihen, die aus der grofsen Geschichtsmasse hervortreten, gehalten und aus ihnen die zusammenhangslose Compilation des Pentateuch erweisen zu können gemeint, dagegen ist es dem Hrn. Verf. auf's schönste gelungen, die Symmetrie und den Plan des Ganzen herauszufinden. Er zeigt auf evidente Weise, wie die genealogischen Tabellen in der vorangehenden Geschichtserzählung vorbereitet sind, wie sie selbst das Folgende einführen und so rückwärts und vorwärts in die Erzählung verwoben sind. Eine kurze Uebersicht wird die schlagende Kraft dieser Untersuchung anschaulich machen.

Die Genealogie Kain's Gen. 4, 17—24 weist zurück auf die genealogische Angabe von der Abstammung Kain's und setzt die Erzählung von Kain's Brudermord und Verbannung voraus. Den Uebergang zu Seth's Geburt und die Erklärung des Namens Seth c. 4, 25. setzt wieder die That Kain's voraus. Die Genealogie Kain's bildet somit einen integrirenden Theil eines gröfseren Ganzen, des Berichtes über Adam. Es befremdet nun nicht, dafs wir uns c. 5, 1—5. wiederum auf dem Standpunkt der Geschichte Adam's befinden, da wir im Vorigen noch nicht darüber hinausgekommen waren. Die Genealogie der Sethiten c. 5, 6—32. mufste vielmehr durch jene Einleitung eingeführt werden, weil sie der Anfang der grofsen genealogischen Linie ist, die sich durch einen bedeutenden Theil des Werks erstreckt, und die Geschlechter Israels zum Ziele hat. Es mufste hier ausdrücklich auf Adam, als das erste Glied in der grofsen Reihe zurückgegangen werden.

Digitized by Google

In der Genealogie der Sethiten wird berichtet, wie alt jeder war, da er seinen Sohn zeugte, wie lange er nach diesem Zeitpunkte lebte und endlich wird die Summe seiner Lebensjahre angegeben. Nur bei Noah c. 5, 32. vermissen wir den letzteren Theil der genealogischen Angaben, nämlich die Jahre, die er nach der Erzeugung seiner drei Söhne zurücklegte und die Summe seiner Lebensjahre. Diese Geschlechtstafel macht somit nicht Anspruch darauf, ein selbstständiges Ganzes zu sein. Wie der Anfang früher gegebene Erklärungen voraussetzt, so fordert das Ende eine folgende Ergänzung. Diese erfolgt wirklich, nachdem der Bericht von der Sündfluth gegeben ist. C. 9, 28. 29. werden die Lebensjahre Noah's nach der Fluth angegeben, wodurch die Jahre nach der Erzeugung der drei Söhne zugleich bestimmt sind und sodann wird sein ganzes Lebensalter angegeben. Die Völkertafel c. 10. setzt den Bericht von den drei Söhnen Noah's und von der Sündfluth voraus, sie legt der Linie Sem's die gröfsere Bedeutung bei und bezeichnet schon die Hauptrichtung derselben, da sie Sem vor den einzelnen Angaben den Vater aller Söhne Eber's nennt. Trotz dieser vorauseilenden Beziehung auf Eber, werden von dessen beiden Söhnen Peleg und Joktan nur die Nachkommen des Letzteren aufgezählt, die des Peleg aber übergangen. Die Tafel ist nicht vollständig, sie wird ergänzt, nachdem c. 11, 1—9. das Genauere über die Zerstreuung der Völker beigebracht ist. C. 11, 10—32. wird die Verzweigung der Semiten durch die Linie Pelegs fortgeführt bis auf Abraham. Aber auch diese genealogische Reihe hat keinen Abschlufs, der ihr den Charakter der Selbstständigkeit geben könnte. Nur von Tharah wird angegeben, wie alt er war bei der Geburt seiner Söhne und in welchem Alter er starb. Hingegen an die Erwähnung seiner drei Söhne werden mehrere Notizen geknüpft, welche in der speciellsten Beziehung auf das folgende stehen. Zuerst wird Lot's Abkunft von Haran gemeldet und Haran's Tod, dann die Verehlichung der beiden übrigen Brüder Abraham und Nahor sammt den Namen ihrer Frauen Sarai und Milka und endlich sogar die Notiz, dafs Sarai unfruchtbar war und kein Kind hatte. Und während die Abkunft der Milka berichtet wird, schweigt der Bericht von der der Sarai, um der Lösung einer späteren Verwicklung nicht vorzugreifen.

Nun zeigt Hr. Ranke, wie die angelegten Fäden im Folgenden Gen. c. 12. — c. 25, 18. sich zu einem zusammenhängenden Gewebe vereinigen. Wie bis Abraham von Adam an Eine Hauptlinie mit chronologischen Angaben vor den Seitenlinien hervortrat, so geschieht es nun mit der Linie Abrahams. An sie knüpfen sich die chronologischen Bestimmungen, sie ist der Mittelpunkt, um den sich ein gröfserer genealogischer Kreis bildet, durch Ismael, Isaak und die Söhne der Ketura und im Zusammenhange mit der Geschichte Abrahams wird die Genealogie Lots des Sohnes Harans (c. 19, 37. 38.) und des Nahor des Gemahls der Milka (c. 22, 20—24.) fortgeführt.

In derselben Weise zeigt Hr. Ranke, wie in der zweiten Hälfte der Genesis die chronologischen und genealogischen Bestimmungen das Gebäude der Geschichte zusammenhalten, wie sie spätere geschichtliche Parthien vorbereiten und durch das Frühere nothwendig herbeigeführt und motivirt werden. Sehr schön bemerkt er endlich, wie im Bericht vom Leben Jacob's die Chronologie den Faden der genealogischen Folge verläfst, sich an die denkwürdigsten Begebenheiten, den Aufenthalt Josephs in Aegypten und die Einwandrung der ganzen Familie Jacobs in dieses Land anknüpft, um in den vier übrigen Büchern des Pentateuch die Reihefolge der einzelnen geschichtlichen Momente bei der Befreiung des Volks zu bestimmen.

Ein Buch, in dessen Composition ein so genauer Zusammenhang sich zeigt, der nicht etwa nur von selbst durch die natürliche Aufeinanderfolge herbeigeführt, sondern auch durch den Schriftsteller zu diesem bestimmten Rhythmus ausgebildet ist, ein solches Buch, schliefst nun Hr. Ranke weiter, mufs auch einen bestimmten Zweck verfolgen. Und nach dieser Seite des *Endzwecks* wird der innre Zusammenhang des Pentateuch im *zweiten* Capitel des ersten Buches geprüft p. 36—156.

Hr. Ranke unterscheidet bei der Prüfung der Genesis im ersten Abschnitt derselben c. I. — c. II. einen zwiefachen Zweck, der hier verfolgt wird. Der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, solle als der Gott Israel's dargestellt werden. Im Bericht von der Schöpfung werde daher die Ruhe Gottes am siebenten Tage bedeutsam hervorgehoben und die Feier des Sabbaths als ein göttliches Institut begründet. Die einzelnen Parthien des Bundes Gottes mit Noah seien

Digitized by Google

mit Rücksicht auf das Gesetz Israels gearbeitet. Zu dieser Beziehung auf Israel gehöre auch der Umstand, dafs die Völkertafel mit grofser Genauigkeit die Stämme Kanaans angebe, so wie der Fluch Noah's über Kanaan. Sodann sei es eine der ersten Tendenzen des Werks, das allgemeine Verhältnifs Jehovas zur Menschheit zu bezeichnen, da ja auch dem besonderen Verhältnifs Israels zu Jehova das allgemeine Verhältnifs der Menschheit zu dem Schöpfer zu Grunde liege. Zu dieser Rücksicht des Werks gehöre die Stellung, die es dem Menschen als Ziel der Schöpfung gebe, ferner der Rathschlufs Jehovas, die Menschheit überhaupt von dem Falle wieder aufzurichten und zu ihrer Bestimmung zurückzuführen. Endlich gehöre zur Darlegung des Verhältnisses Jehovas zur Menschheit der Bund Gottes mit Noah nach der Fluth, ferner die Verwandtschaft aller Völker durch ihre gemeinsame Abstammung von Noah, ihre durch Jehovas Wort entstandene Scheidung in Völker verschiedener Zungen, so wie die Weissagung Noah's über seine Söhne, als Stammväter der Menschheit.

Durch die Genealogie Sem's werde auf Abraham als den Stammvater Israels hingeleitet und von hier an werde in den übrigen Theilen der Genesis die Beziehung Jehovas zu Israel vorbereitet, in den folgenden vier Büchern werde sie vollständig dargelegt.

Bei dem Uebergange zur Patriarchen-Geschichte weist Hr. Ranke treffend darauf hin, dafs bei der Specialisirung des geschichtlichen Interesses die Beziehung auf das Verhältnifs Jehovas zur Menschheit überhaupt nicht verschwinde. Im Gegentheil, wie aus dem Segen Noahs über Sem schon hindurch blickte, dafs es der Rathschlufs Jehovas sei, sich den Semiten besonders gnädig zu erweisen und zwar so, dafs den anderen Völkern daraus Heil erwachse, so erscheine auch die Erwählung der Patriarchen als erster Schritt zur Ausführung eines dem ganzen Menschengeschlecht geltenden Planes.

Im Leben Abrahams seien es nun zwei Dinge, um die sich alles Wesentliche bewege: das Land und das Volk der Verheifsung. Sehr sinnig verfolgt der Hr. Verf. die Beziehungen des Einzelnen auf diese beiden Punkte, bis die Verheifsung in Isaak, Jakob und dessen Nachkommen ihr bleibendes Substrat erreicht hat. Auf gleich sinnige und meist glückliche Weise wie in der Genesis, zeigt der Hr. Verf., dafs auch in den vier folgenden Büchern des Pentateuch der Zusammenhang des Einzelnen durch die gemeinsame Beziehung auf den Zweck der göttlichen Offenbarung und durch gegenseitige innerliche Beziehung des Folgenden auf das Vorhergehende, so dafs das Folgende den göttlichen Zweck gesetzmäfsig immer näher bestimme, ein stätiger sei.

Es fragt sich nun, wie weit die Untersuchung des Hrn. Verfs. für die Aechtheit des Pentateuch beweisende Kraft habe. Es ist sehr zu rühmen, dafs Hr. Ranke durch das Glück seiner Untersuchung sich nicht zu einem Schlufs für den mosaischen Ursprung des Pentateuch hat verleiten lassen, mit vieler Enthaltsamkeit sagt er p. 9 selbst, dafs durch die Sicherstellung der Einheit des Werks die Untersuchung der Aechtheit erst Grund und Boden gewonnen habe, also noch nicht entschieden sei. Dennoch möchte der Hr. Verf. die bisherige Nichtbeachtung seines Werks von Seiten der Kritik zum Theil gerade dadurch verschuldet haben, dafs er sich nicht noch bestimmter über die Bedeutung seiner Untersuchung ausgesprochen hat. Er hätte geradezu es zugestehen sollen, dafs durch die Einheit des Pentateuch noch nichts für die Authentie gewonnen sei, und dies hätte ausführlich der Kritik gegenüber motivirt werden müssen.

Wie die Unterlassung einer nothwendigen Handlung immer zugleich gegen eine Seite des Gesetzes auch wirklich anstöfst, so hat auch der Herr Verf. dadurch, dafs er den Leser über die Bedeutung seiner Untersuchung nicht hinlänglich orientirt hat, seinem sonst kerngesunden Werke einen Schaden zugefügt. Er glaubt die Hypothese von der Zusammensetzung des Pentateuch vollständig überwunden zu haben, er hat aber nur bewiesen, dafs das Buch in seiner *gegenwärtigen* Gestalt in sich durchaus einig sei. Nun müssen wir aber doch annehmen, dafs, wenn Moses der Vf. ist, ihm für die Genesis schriftliche Urkunden vorgelegen haben. Wenn er aber diese zu einem Ganzen verarbeitet hat, in dem sich die ursprünglichen Bestandtheile schlechterdings nicht mehr mit Bestimmtheit angeben lassen, so bleibt auch die Möglichkeit, dafs die vier übrigen Bücher aus Fragmenten sich gebildet haben. Das herrliche Resultat seiner Abhandlung kann Herr Ranke einer solchen Behauptung nicht entgegenstellen. Denn wendet er ein, es stehe doch jeder einzelne Zug der Geschichte und der Gesetzge-

Digitized by Google

bung in jenen Büchern im vollkommensten gegenseitigen Zusammenhang, so kann erwidert werden: ebenso wie die Vertheidiger des mosaischen Ursprungs annehmen müssen, dafs auch Moses die schriftliche und mündliche Tradition in der Genesis zu einem in sich harmonischen Werk vereinigt habe, so könnte dasselbe auch mit dem ganzen Pentateuch geschehen sein, so dafs ein weit späterer nach Moses vorhandene Materialien zu einem zusammenhängenden Ganzen umgegossen habe.

Die erwiesene Einheit des Pentateuch vermag auch nichts gegen die Vertheidiger der mythischen Auffassung. Denn wollte der Hr. Vf. gegen diese die Seite seines gewonnenen Resultates gebrauchen, dafs der Eine göttliche Zweck im Pentateuch jede einzelne Partbie der Geschichte durchdringe, dafs Alles zu ihm in Beziehung stehe, so kann erwidert werden, dafs das Volksbewufstsein, in dem sich der Mythus der Urgeschichte, der Geschichte der Patriarchen und der Gesetzgebung gebildet habe, auch ein in sich einiges und vom Gedanken des göttlichen Zwecks beherrscht gewesen sei. Die mythische Ausmalung der Vergangenheit habe sich daher mit ihren Bestandtheilen nothwendig an die Einheit des göttlichen Zweckes anknüpfen müssen, hieraus sei eine Geschichte entstanden, die im Volksbewufstsein an sich ein Ganzes war und als ein solches von einem höherstehenden Geiste auch herausgebildet werden konnte. Wollte man gegen die mythische Ansicht endlich das einwenden, was Herr Ranke gleichfalls trefflich entwickelt hat, dafs der göttliche Zweck in der Geschichte des Pentateuch in gesetzmäfsiger Weise sich immer näher bestimme und gestalte, so kann dagegen erwidert werden, dafs auch die mythische Produktivität sich nicht ohne innre Vernunft äufsere und ohne reflektirendes Bewufstsein von einem vernünftigen Gesetz geleitet werden könne.

Kann das Resultat der Arbeit des Herrn Verf. schon gegen obige Fassung der Urkunden- und Fragmentenhypothese nicht mehr feindlich auftreten, so möchte es noch schwerer bei folgender Betrachtung der ganzen Sache geschehen. Ref. glaubt nicht allein zu stehen, wenn er den mosaischen Ursprung des Pentateuch festhält, ebenso den Bericht bis in's Einzelne als historisch betrachtet und nur die Urgeschichte bis zu Abraham hin als Mythus auffafst. Der Beweis, dafs dies kein Widerspruch sei, kann hier nicht gegeben werden. Referent will nur darauf hindeuten, dafs nun, abgesehen von der Gefahr der mythischen Auffassung, doch die Gefahr einer fragmentarischen Entstehung den Inhalt des ganzen Pentateuch bedroht und in dieser Gestalt noch weniger von dem Herrn Verf. beseitigt ist. Denn ist die Urgeschichte bei allem Anschein des innern Zusammenhangs und bei der offenbar vernünftigen Weise ihres Fortschritts vom allgemeinen Interesse zu immer specielleren und endlich bei ihrer innigen Verwebung mit der Patriarchengeschichte und mit der ganzen Geschichte des israelitischen Volkes doch nur im Volksbewufstsein allmählig zu gegenwärtiger Gestalt gelangt, so scheint nichts mehr die Fragmentenhypothese vom gesammten Pentateuch abhalten zu können. So wie sie, die Urgeschichte, allmählig, also nachdem sie in der Tradition verschiedene Stufen zurückgelegt hatte, die innre Harmonie ihrer gegenwärtigen Gestalt erreichen konnte, so gut, scheint alsdann, konnte auch der ganze Pentateuch allmählig in Form einzelner gröfserer und kleinerer Fragmente sich bilden und endlich aus seinen einzelnen Fäden zu einem nahtlosen Gewande verarbeitet sein.

Die Fragmentenhypothese kann sich daher zu den Resultaten der Untersuchung, so weit sie der Herr Verf. in diesem ersten Bande seines Werks geführt hat, bekennen, es ist auch sehr wahrscheinlich, dafs die Kritik nicht mehr auf lange Zeit die Einheit in der Struktur des Pentateuch verkennen wird und Herr Ranke wird durch seine Arbeit grofsen Antheil an dieser Wendung des Streites haben; aber der Kampf mit der Fragmentenhypothese wird damit noch nicht beendigt sein. Es bleibt noch übrig, dafs die Apologetik an der *Urgeschichte* sich darüber verständigt, dafs ein Bericht bei aller inneren Einheit und bei vernünftiger Bestimmtheit doch mythisch und allmählig entstanden sein kann; an dem *Bericht von den Patriarchen* haben die Apologeten noch zu bestimmen, wie aus fragmentarisch vorhandenen Materialien ein zusammenhängendes Werk wie die Genesis gebildet werden konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Untersuchungen über den Pentateuch von Dr. Fr. H. Ranke.

(Schluſs.)

Es bleibt dann noch zu bestimmen übrig, wie so *zusammenhängende Berichte*, als die von der Urgeschichte und vom Leben der Patriarchen sind, doch *der eine mythisch*, *der andre historisch* sein können. Und dann wird erst die Frage über den historischen Charakter und den mosaischen Ursprung auch der *vier letzten Bücher* des Pentateuch gelöst werden können. Ehe die Apologetik zu dieser reinen und bestimmten Fassung der Fragen gelangt, wird es noch lange dauern, da es einmal Gesetz der Geschichte ist, daſs jede Möglichkeit eines Standpunkts sich langsam in der Wirklichkeit ausbreiten und eben so langsam d. h. auf das gründlichste überwunden werden soll. Die Wahrheit wird zu ihrer Zeit doch vollständig an den Tag kommen, aber damit das Resultat durch die äuſserste Anstrengung des Geistes vermittelt werde, darum geschieht es, daſs die Apologeten durch die anfängliche scheinbare Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen geprüft werden. Es soll dadurch der Reiz zu erhöhter Thätigkeit in ihnen erweckt werden, noch mehr aber soll es ein Sporn zur Selbstprüfung werden, ob nicht zur Schlichtung des Streites eine reinere Fassung der Frage nothwendig sei. Es ist sehr zu wünschen, daſs auch Herr Ranke Zeit und Muſse finden möge, seine Untersuchung über die Einheit des Pentateuchs fortzusetzen und daſs das bisherige Schicksal seines Werkes sein Bewuſstsein über das Verhältniſs zur Kritik schärfen möge.

Die Untersuchung über die Einheit des Pentateuch hat nämlich der Herr Verf. in vorliegendem Bande noch nicht zu Ende geführt. Nachdem er im ersten Buch die zusammenhängende Struktur des Pentateuch betrachtet hat, so widerlegt er im *zweiten Buch* die *Einwürfe* gegen die Einheit des Werks und hier hat er erst in Einem Kapitel die Einwürfe gegen die Einheit der Genesis behandelt, so daſs noch ein bedeutender Theil der Untersuchung unerledigt ist.

Auch in der ausdrücklichen Behandlung der Einwürfe gegen die Einheit der Genesis hat der Herr Verf. die Fragmentenhypothese nur soweit besiegt, als er wieder nur die gegenwärtige Gestalt des Buchs als in sich zusammenhängend erwiesen hat. Aber die Möglichkeit bleibt noch, daſs auch fragmentarische Anschauungen oder zerstreute schriftliche Notizen, die sich gegenseitig widersprechen, zu einem wohlgeordnetem Ganzen verwebt werden können. Ref. wird dies mit einem Beispiel belegen.

Durch gegenseitige Beziehung auf einander kann nichts mehr zusammenhängen, als die Weissagung Noahs über seine drei Söhne c. 9 v. 26, 27; sodann die Völkertafel c. 10 und der Bericht von der Sprachverwirrung c. 11, 1—9. Die Weissagung Noahs hat seine Söhne nicht nur als Individuen im Auge, sondern in ihnen zugleich ihre Nachkommen. Es darf uns daher nicht befremden, wenn c. 10 die Genealogie der Familie Noah's zugleich eine Völkergenealogie ist. Nun werden c. 10 die Völker nicht nur mit verschiedenen Sprachen vorausgesetzt, sondern auch ausdrücklich wird auf eine bestimmte Katastrophe der Sprachenscheidung hingewiesen, wenn c. 10, 25 gesagt wird, daſs zu Peleg's Zeit die Welt zertheilt ward. Mit Rücksicht hierauf geht der Bericht c. 11, 1 auf den Zustand der Menschheit zurück, wo die ganze Erde noch Eine Zunge und Sprache war, und motivirt, wie die Zertheilung der Völker und Sprachen entstand. Also gegenwärtig schlieſst sich das Einzelne genau zusammen und sogar noch weiter zurück c. 9, 19 wird darauf hingewiesen, daſs von den drei Söhnen Noahs aus sich die ganze Erde d. h. ihre Bewohner ausbreiteten. Bei diesem formellen Zusammenhang des Be-

Digitized by Google

richts kann aber doch die andre Annahme bestehen, dafs er aus verschiedenen Fragmenten zusammengesetzt sei. Denn ein und dasselbe Faktum wird in ihm auf verschiedene Weise motivirt. Die Vertheilung der Völker nach ihrem Verwandtschafts- und Sprachenzusammenhang c. 10 giebt das Bild einer rhythmischen Continuität und einer Gruppirung, die nach einem einfachen übereinstimmenden Gesetz sich gebildet hat. Hingegen die Sprachverwirrung c. 11, 1—9 liefert eben ein verwirrtes Bild, so dafs die Völker, ohne ein bestimmtes Gesetz, nach ihren Sprachen auseinandergesprengt seien. Dieser Widerspruch kann nun zwar auch innerhalb Eines Bewufstseins sich vorfinden. Wir können uns des Gesetzes bemächtigt haben, nach dem die verschiedenen Sprachen unter sich zusammenhängen und wohlgeordnete Familiengruppen bilden und nach einer anderen Seite hin können wir dem Eindruck ihrer Verschiedenheit wiederum so grofse Gewalt einräumen, dafs die Völkervertheilung mit der Menge der verschiedenen Sprachen uns das Bild einer ungeregelten Verwirrung darbietet. Aber wenn, wie c. 11, 1—9 die Einheit der Sprache sich nur in das Bild der Verwirrung auflöst, der Gedanke der innern Ordnung gar nicht sich geltend macht, dann ist die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dafs diese Seite des Bewufstseins, welche nur die Verschiedenheit der Sprache beachtet, ohne Zusammenhang mit der andern Seite, die im Unterschied die Ordnung kennt, sich ausgebildet habe. Wir haben somit fragmentarische Anschauungen, die der Verf. der Genesis in gegenseitige Beziehung gesetzt hat und es thut nichts zur Sache, ob er sie durch mündliche Tradition erhielt oder schon schriftlich fixirt vorfand. Der Widerspruch beider Seiten des Berichts läfst sich noch weiter verfolgen z. B. dafs schon im Segen Noahs der Unterschied der Völker und ihre besondre Existenz als etwas in der ursprünglichen Bestimmung der Menschheit liegendes betrachtet, hingegen im Bericht von der Sprachverwirrung die Zerstreuung der Völker als eine göttliche Strafe durch den Thurmbau von Babel motivirt wird. Die gegenwärtige formelle Einheit aller dieser fragmentarischen Anschauungen läfst sich dennoch nicht läugnen.

Wenn daher die Einheit des Zusammenhangs durch den ganzen Pentateuch hindurch bewiesen ist, so steht noch ein zweiter Akt des Kampfes mit der Fragmentenhypothese bevor und dieser Kampf wird eine andre Gestalt annehmen müssen, je nachdem er über den Abschnitt der Urgeschichte oder der Patriarchengeschichte und endlich über die Geschichte der Befreiung des Volks aus Aegypten und der Gesetzgebung geführt wird.

B. Bauer, Lic.

II.

***P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach, Direktor am Gymnasium zu Schaffhausen u. s. w. Hannover. Erster Band* 1831. *XII u.* 362. *Zweiter Band* 1836. *VIII u.* 632 *in* 8.**

Die Behandlung der Metamorphosen des Ovid hat erst in neuster Zeit die beiden Richtungen genommen, die billigerweise jedem alten Autor zu Theil werden müssen. Den Grundsätzen, welche die jetzige Kritik aufstellt, konnte die Art, wie Heinsius mit dem Dichter geschaltet hat, nicht mehr genügen. Hr. Jahn hat einem fühlbaren Bedürfnifs begegnet, da er in rein kritischer Bearbeitung einen, so weit es bei den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln möglich war, diplomatisch gesicherten Text herzustellen versuchte. Die andere der bis jetzt vernachläfsigten Richtungen ist die grammatische. Die früheren Erklärer, vornehmlich Lenz und Gierig, haben zwar für die sachliche Erklärung Erhebliches geleistet, allein die grammatische lag ihnen fern. Es ist dafür so gut, wie nichts geschehen. Vorliegende Ausgabe von Hrn. Bach, welche sich an die letzte der Gierigschen Ausgaben, die von Jahn besorgt ist, anschliefst, sucht diesem Mangel abzuhelfen. Umständliche Erörterung der Sachen, Deutung der Mythen und Aehnliches, das in jenen mit Vorliebe behandelt ist, schliefst sie aus und giebt hier nur das zum Verständnifs des Ganzen Nothwendigste. Vor jeder Mythe wird mit wenigen Worten angedeutet, was erzählt werden soll und auf andere, umfassendere Werke, in denen das Weitere nachzusehen, verwiesen. Selbstständig wollte Hr. B. das Sprachliche behandeln, sowohl das Eigenthümliche der dichterischen Einkleidung, als besonders die poëtische Grammatik und Versbildung.

Digitized by Google

Hr. B. bestimmte seine Arbeit „für Lehrer und reifende Schüler, die mit Liebe ihren Schriftsteller lesen und denen es Ernst ist in den Geist und die Sprache desselben einzudringen." Keinesweges, sagt er, habe er eine Schulausgabe im gewöhnlichen Sinne des Worts liefern wollen, in der etwa, wie es so häufig geschieht, die trivialsten Regeln der Grammatik besprochen und erläutert würden. Reifende Schüler sind ihm ungefähr die der ersten Klasse gelehrter Schulen, deren zwar nicht öffentliche, doch private Lektüre Ovid's Metamorphosen sind. Daher werden nur bei wirklichen grammatischen Schwierigkeiten oder besondern Eigenheiten des dichterischen und überhaupt lateinischen Sprachgebrauchs die Grammatiken von Zumpt oder Ramshorn und Grotefend citirt, etwas zufällig, wie es scheint, denn ein Prinzip der Auswahl ist nicht zu erkennen, nur dafs gegen die Mitte der Arbeit die Citate der erstgenannten Grammatik immer häufiger werden. Die zahlreichen deutsch abgefafsten Noten von vermischtem kritischen und exegetischen Inhalt, mit häufigen Parallelstellen zur Erläuterung von Sache und Ausdruck, verdienen im Allgemeinen das Lob der Richtigkeit und Präcision. Nur die ebenfalls häufig vorkommenden blofs citirten Parallelstellen aus andern zum Theil sehr entlegenen Autoren scheinen uns mit der Absicht, die er bei seiner Ausgabe hatte, nicht vereinbar. Z. B. zu 1, 35 *magni speciem glomeravit in orbis* heifst es: Ueber die Versetzung der Präposition statt in speciem vergl. 231, 706; Trist. 5, 2, 75; Tibull. 2, 1, 74; Virg. Eclog. 6, 19, Aen. 4, 257; auch bei Prosaikern zuweilen, Tac. Annal. 1, 60; Nep. Con. 2, 2; Rudd. 2. p. 335 sq.; Grotef. Grammat. I. p. 402; Ramshorn p. 380." Warum die Stellen nicht ausgeschrieben, wenn sie belehrend waren und zur Vervollständigung des in der Grammatik Enthaltenen nöthig schienen? So ferner zu 1, 72, wo Hr. Bach erwähnt, dafs *suum* das heifse, was einem Jeden eigenthümlich sei, und dann als Parallelstellen hinzufügt 1, 94, 96; Propert. 3, 5, 43; Senec. Hippol. 528. Und zu 1, 77. 193. 370. In solchen Fällen waren nur Citate aus dem Ovid, und zwar zunächst aus den Metamorphosen zweckmäfsig. Doch auch dergleichen Citate könnten entschuldigt werden, wenn nur alle das bewiesen, was sie sollen. Zu 1, 91, wo der Ausdruck *fixo aere* erklärt werden soll, heifst es: „fixo aere, eigentlich in tabulis aeneis, quae affigebantur Capitolio sive aliis locis publicis, Liv. 5, 57. Man sagte aera, aeneas tabulas figere, s. Cic. Cat. 3, 8, 19, dann auch von den Gesetzen selbst figere, refigere, Virg. Aen. 6, 622." Der Ausdruck *aes figere* ist allerdings sicher, besonders durch Plinius Epist. 8, 6, 13, aufser den bei Burmann angeführten Stellen; aber nicht durch Herrn Bach's Citate. Denn Livius an jener oben angeführten Stelle sagt nur von den Gesetzen der zwölf Tafeln: *in aes incisas in publico proposuerunt*, Cicero nur mit etwas poëtischem Ausdruck *legum aera*. Was beweisen also diese Citate? Zu 1, 546 ist davon die Rede, dafs man *aut-vel* sagen könne; es werden angeführt aufser Lachmann zu Propert. 4, 21, 25 noch Met. 9, 623; Ib. 463; Horat. Epod. 9, 34. Allein die Stelle aus den Metamorphosen ist offenbar anders zu erklären, die Stelle des Horaz schwankend wegen nicht sicherer Lesart; es bleibt also nur die Jb. 463 übrig. Uebrigens ist an der Stelle des Ovid, die erklärt werden soll, *aut* nur Lesart des Heinsius, die Codices geben *ait*. Dies nehme man und emendire aus *qua nimium placui* mit leichter Veränderung *quae* (i. e. mihi quae), und man wird diese jetzt nicht recht verständliche Stelle hergestellt haben.

Noch in anderer Beziehung wäre es erspriefslicher gewesen, wenn sich Hr. B. weniger weit nach Citaten umgesehen hätte. Was nutzt uns z. B. die Anmerkung zu 1, 150: „coelestum, wie mensum 8, 500; Prisc. 7, 16, 77; Rudd. I. p. 98; Schneider Formenlehre I. p. 244." Wäre es nicht weit interessanter gewesen, wenn Hr. B. uns gesagt hätte, wie es *Ovid* mit dieser Genitivendung der dritten Deklination halte, oder, wenn dies zu weitläufig war, wie es in den Metamorphosen damit stände? Diese grammatisch zu erläutern war ja seine Absicht, und sie wurde am besten erreicht, wenn er zeigte, was zunächst in ihnen gebräuchlich sei, nicht was vielleicht in der ganzen Latinität vorkomme. Hiermit hätte er bei seiner Absicht ein Schulbuch zu schreiben, zugleich für Gelehrte einen Schatz von Observationen gesammelt, die, wenn auch einzeln genommen vielleicht unbedeutend, doch mit denen der Interpreten anderer Schriftsteller vereinigt, zu interessanten Resultaten führen müssen. Man vergleiche die ähnlichen Anmerkungen zu 1, 420, 468, 554.

Im Einzelnen der Erklärung vermifst man zuweilen Genauigkeit und grammatische Schärfe. Es heifst z. B. 15, 1 *quaeritur interea qui tantae pondera mo-*

Digitized by Google

lis sustineat, was Hr. B. gegen die falsche Lesart *quis sustineat* rechtfertigt. Er sagt, es werde nicht sowohl nach Namen und Auswahl unter Mehreren gefragt, als nach Verdienst und Tüchtigkeit. Dadurch wird der Unterschied keinesweges klar. Denn wer nach der Auswahl unter Mehreren fragt, fragt doch zugleich nach der Tauglichkeit. Der Unterschied beruht vielmehr ganz allein auf der Verschiedenheit des relativen Erklärungssatzes und des abhängigen Fragesatzes. *Quaeritur qui sustineat* heifst: man sucht einen solchen, der trägt d. h. der von der Beschaffenheit ist, dafs er trägt, *quaeritur quis sustineat* ist nichts anders als die abhängige Form des Fragesatzes: wer trägt? fragt man oder man fragt, wer trage. Hr. B. verweist auf seine Anmerkung zu 10, 372, wo er aber auch den in die Augen springenden und nur in äufserst wenigen Fällen zweifelhaften Unterschied nicht scharf genug auf die grammatische Verschiedenheit zurückführt, obgleich die Sache selbst ihm nicht entgeht. Er sucht den Unterschied durch Ausdrücke, wie Sphäre der Allgemeinheit, Spezielles und Wirkliches zu bestimmen, was ihm nicht gelingen kann. Aehnlich wird zu 2, 74 *finge datos currus. Quid agas? poterisne rotatis etc.* gesagt: „die mehrsten Codd. *ages*. Den Conjunktiv verlangt aber sowohl das vorhergehende *finge*, als auch die ängstliche Unentschlossenheit in der Seele des Phaëthon, aus welcher gleichsam der Vater spricht." Wie soll dies im Conj. liegen? Hr. B. explicirt, als ob es *quid agam* hiefse. Im Gegentheil ist *quid agas* die gewöhnliche Form der hypothetischen Frage *si tibi currus datus sit, quid agas?* was willst Du thun, im Fall Dir der Wagen gegeben wird? ohne irgend einen Begriff von Aengstlichkeit, blofs zum Ausdruck der dahin gestellten Folgerung. Dies ist aber hier nicht der Sinn; die gefürchtete Rathlosigkeit des Phaëthon wird einzig durch das Futurum ausgedrückt: was wirst Du anfangen? — Ebendaselbst v. 92. *patrio pater esse metu probor*. Hr. Bach bemerkt dazu: „Griech. Construktion, 6, 208; 13, 141; Horat. Epist. 1, 7, 22 *vir bonus et sapiens dignis ait esse paratus*, dazu Schmid; Ramshorn S. 432 nr. 3.; Zumpt. §. 612." Von den citirten Stellen heifst die eine *an dea sim dubitor*; die andere *rettulit Ajax esse Jovis pronepos*. Das sind aber ganz verschiedene Sachen. *Probor pater esse* ist keine griechische Construktion, sondern eine ächt lateinische, wie *dicor pater esse* und nur die Erweiterung dieses Gebrauchs von *videor*, *dicor* auf *probor* und die passive Construktion für *probo me patrem esse* verdiente eine Bemerkung. — In demselben Verse fährt Ovid fort: *adspice vultus ecce meos*. Hr. B. erklärt *ecce* für Wiederholung des *adspice*. Vielmehr hat es die Bedeutung der Bethätigung, wie es im spätern Latein immer häufiger wird für unser: „beispielsweise." Bald darauf v. 98 sagt Hr. B. „*deprecor* hat immer den Begriff ein Uebel oder auch ein Gut, *das aber als gefährdet gedacht wird*, mit Bitten von sich abwenden, es los zu werden suchen." Hier verstehen wir nicht, was er mit einem *gefährdeten Gut*, das man los zu werden sucht, meint; wenn man es gefährdet glaubt, so vertheidigt man es. Hr. B. scheint ein gefährliches oder Gefährde bringendes Gut verstanden zu haben. Er versichert ferner, dafs *deprecari* als verstärktes *precari* höchstens nur bei Spätern vorkomme. Dies ist aber nicht richtig, denn bei Cicero steht Epist. 12, 24 *ad pacem deprecandam* und pro Sulla 26 *vitam deprecari* in der That für erbitten, precari ut contingat. Ebenso ist p. Mur. init. *quae deprecatus a diis immortalibus sum* Lesart aller Codd. in demselben Sinne von erbitten, erflehen. Eben so wenig richtig ist es, wenn Hr. B. zu 2, 46 *vix bene desierat* sagt, *bene* diene zur Verstärkung des *vix*, da es doch vielmehr zum folgenden Verbo gehört: kaum hatte er vollständig ausgesprochen, oder 2, 62 *agat hos currus*, das ganz gewöhnlich gesagt ist, erklärt wie *egit habenas* bei Senec. Troad. 190, oder 2, 77 *delubra* für *Theile* des Tempels hält. Findet sich denn je delubrum templi, delubrum aedis sacrae, wie sich findet porticus templi, cella, adytum templi? Vielmehr ist *delubrum* ein Synonymum von *templum*, dessen näherer Sinn zu erklären war. — In einer Ausgabe, die vorzugsweise die grammatische Erklärung berücksichtigte, hätte dergleichen vermieden werden sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach.

(Schluſs.)

Wir kommen zur kritischen Behandlung des Textes und seiner Begründung in den Noten. Im Allgemeinen liegt dem Texte die Gierig-Jahnsche Ausgabe zu Grunde. Jahn's kritische Bearbeitung der Metamorphosen erschien erst ein Jahr später als der erste Theil von Hrn. B.'s Ausgabe, sonst hätte er ohne Zweifel den dort aufgestellten Text zu Grunde gelegt. Beim zweiten Theile seiner Ausgabe konnte er dies allerdings thun, allein er erklärt es der Gleichmäſsigkeit wegen nicht gethan zu haben. Gewiſs war er von selbst zu der Ueberzeugung gekommen, daſs eine Menge Lesarten im gangbaren Texte stehen, die bald zu wenig beglaubigt, bald durch innern Gehalt zu wenig empfohlen mit Unrecht ihre Stelle behaupten. So nahm er also eine Recognition des Textes vor, die gröſstentheils darin bestand, daſs er Lesarten der alten Vulgata zurückrief. Jederman wird, bei dem gegenwärtigen Zustande der Kritik des Ovid, dies Prinzip billigen, nur wünschten wir, Hr. B. hätte es strenger durchgeführt. Es heiſst z. B. 1, 38 *addidit et fontes immensaque stagna lacusque.* So Heinsius aus einigen wenigen Handschriften und seitdem alle Ausgaben. Früher war Vulgata *et stagna immensa lacusque*, das auch Lennep zum Terent. Maur. p. 415 für das richtige hält. Hr. B. folgt dem Heinsius aus demselben Grunde, den schon Burmann anführte, quod illud esset numerosius. Doch ein so allgemeines, auf keinen speziellen Grund gestütztes, Urtheil beweist wenig. In diesem Falle läſst sich sogar zeigen, daſs, abgesehen von aller Autorität der Handschriften und sonstigen Bedenken, nach dem genauen lateinischen Sprachgebrauch die alte Vulgata besser ist. Zwar findet sich sowohl bei Dichtern als auch bei Prosaikern nicht selten *et-que*, und so würde Heinsius Lesart schon vertheidigt werden können, aber genauer wird die Rede werden, wenn man *stagna lacusque*, als dem Begriffe nach zusammengehörend, mit einander verbindet, so daſs man auch zu letzterem *immensa* bezieht und dann beides dem *fontes* entgegensetzt. Ein ähnliches Beispiel ist 2, 126. Hier schrieb Heinsius aus Conjektur: *si potes hic saltem monitis parere parentis*, was sich dann auch in der editio princeps fand. Die Codices haben alle *his*, das Hr. B. abfertigt, als wahrscheinlich aus dem Folgenden entstanden, aber verwerflich wegen Miſsklang und Sinn, und demnach *hic* beibehält. Aber der Miſsklang ist gar nicht auffallend, und der Sinn vollkommen richtig, wenn *his* für *his meis ultimis monitis* steht. Noch weiter als Heinsius geht Hr. Bach 2, 11, wo er aus einem Baseler und einem Gothaer Codex, die höchstens zu den mittelmäſsigen gehören, schreibt: *quarum pars nare videntur, pars in mole sedens virides siccare capillos*, für das gewöhnliche *videtur*, und dadurch eine grammatische Unrichtigkeit in den Text bringt, da er schwerlich wird nachweisen können, daſs man sage *pars sedens siccare videntur* statt *sedentes*. Auch an der Parallelstelle, die er citirt, 1, 59 *cum sua quisque regant*, ist, wie 1, 92, der Plural nur Neuerung des Heinsius; die besten Codd. geben den Singular. Hr. B. scheint auch selbst gefühlt zu haben, daſs er den von ihm aufgestellten Grundsatz nicht streng genug befolgt, und in so fern, glauben wir, ist auch die neuere Jahnsche Ausgabe, die er nicht berücksichtigen zu dürfen meinte, nicht ohne Einfluſs auf den Text des zweiten Bandes geblieben. Er gesteht in der Vorrede zu demselben, er habe noch strenger als im ersten Bande die Zeugnisse der Handschriften und ältesten Ausgaben berücksichtigt und noch häufiger die sogenannte Vulgata

Digitized by Google

zurückgeführt. Allein auch in diesem Theile bleiben noch viele alte Lesarten zurückzuführen übrig. Warum schrieb er z. B. 8, 30 *imposito patulos calamo*, da Heinsius so nur aus einem Mediceus änderte, die übrigen Codices aber, wenn sie auch sonst abweichen, alle die alte Stellung *imposito calamo patulos* darbieten? Heinsius hatte bei seiner Aenderung ohne Zweifel den Grund, dafs er es für poetischer hielt, das Substantiv von dem dazu gehörigen Participio zu trennen. Hr. B. folgt ihm schweigend. Bald darauf 8, 59 behält er ebenso die offenbar interpolirte Lesart *causamque tuentibus armis* bei, obwohl das durch die bessern Codd. gestützte *causamque tenentibus armis* auch von Heinsius wenigstens gebilligt wird, er selbst aber zu 13, 190 den publizistischen Ausdruck *causam tenere* erklärt; und 8, 73 *sibi quisque profecto fit deus*, was Heinsius aus einer Handschrift nur einer Stelle des Virgil zu Liebe aufnahm. Die von Heinsius gebilligte Conjektur älterer Interpreten 15, 39 *o cui jus coeli bis sex fecere labores* steht jetzt im Text, aber die herrschende Lesart der Codices *o cujus coelum* ist dem Sinn und der Grammatik nach unverwerflich. Denn man kann ja sagen *Hercules suum fecit coelum laboribus*, oder coelum Herculis factum est, d. h. wurde ein Eigenthum, Besitzthum des Hercules. Daher ist der Text der Bachschen Ausgabe zwar im Allgemeinen gegen den bisher gangbaren sehr verbessert, allein im Einzelnen würde er, wenn Heinsius glättende Hand noch häufiger, als es geschehen, zurückgewiesen worden wäre, an Richtigkeit und Gleichmäfsigkeit gewonnen haben.

Wir haben noch nicht der kritischen Hülfsmittel, die Hrn. B. zu Gebote standen, gedacht: und er hatte deren nicht unwichtige. Abgesehen von den älteren Collationen und Ausgaben benutzte er, wie wir aus einem seiner Ausgabe angehängten Verzeichnisse sehen, noch sieben Codices, einen Dresdener, zwei Gothaer und vier Baseler, von denen nur der letzteren einigemal bei Heinsius Erwähnung geschieht. Bei der Anwendung dieser Handschriften, glauben wir, hat Hrn. B. die Absicht eine Ausgabe zu liefern, die zwischen einer gelehrten und einer Schulausgabe in der Mitte stände, geschadet. Mit dieser Absicht nämlich schien es ihm nicht vereinbar, alle Varianten, die seine Handschriften darboten, zu erwähnen; nur auserlesene, bei denen etwa eine grammatische Erörterung oder sonstige Bemerkung angebracht werden könnte, sollten angegeben werden. Was für einen Nutzen haben wir also von jenen Codices? In der That wenig mehr als von dem Heinsius-Burmannschen Apparat, nur dafs in diesem sich Notizen aus unendlich viel bessern und zahlreicheren Handschriften, als überhaupt ein anderer Herausgeber des Ovid gehabt hat, finden. Ref. bedauert, dafs Hr. Bach, der bei der Erwähnung der Arbeiten des Heinsius und Burmann so sehr tadelt, dafs sie nicht überall, sondern nur an einzelnen Stellen ihre Handschriften verglichen, nun selbst in jenen Fehler verfallen ist. An den meisten der Stellen, die wir vorher aus andern Gründen angeführt haben, bleiben wir über die Lesart der Codices des Hrn. B. in Ungewifsheit, und doch ist es weder glaublich, noch uns im Allgemeinen von vorn herein versichert, dafs sie alle, wenn er schweigt, die von ihm aufgenommene Lesart bestätigen. Seine Ausgabe ist auch jetzt schon wegen jener zerstreuten Notizen für jeden Gelehrten, der sich mit den Metamorphosen des Ovid beschäftigt, unentbehrlich, aber einen weit gröfseren Dienst würde er demselben geleistet haben, wenn er eine genaue und vollständige Collation seiner Codices gegeben hätte. Von dem übrigen, schon vorhandenen kritischen Material genügte eine Auswahl, vielleicht eine etwas beschränktere, wodurch Raum genug etwa für einen kritischen, nur für den Gelehrten bestimmten, Appendix gewonnen wurde. Dann erst könnte man über den Werth der Codices urtheilen, und selbst wenn dieser nicht bedeutend wäre, so ist doch bei Ovid jede vollständige Collation von Wichtigkeit. — Vor Conjekturen sollte man sich bei Ovid, der daran Ueberflufs hat, hüten, doch giebt Hr. B. ihrer einige zwanzig, die er aber nicht in den Text aufgenommen, sondern nur in den Anmerkungen vorgeschlagen hat. Am meisten empfehlenswerth sind die zu 9, 650, wo er statt *dura positis tellure capillis* vorschlägt *passis*, und zu 11, 479, wo statt *longeque erat utraque tellus* emendirt wird *longe aeque*. Die meisten werden vielen Widerspruch finden, z. B. die zu 15, 407, wo statt *Hyperionis aede* gelesen werden soll *Hyp. igne*, andere kaum gebilligt werden, z. B. die zu 1, 602, wo nur falsche Interpunktion verleiten konnte, statt *sed nocet esse deum* emendiren zu wollen *sic nocet*, oder zu 11, 696, wo statt *at certe vellem, quoniam perituru abibas* vorgeschlagen wird *quantum perituru*,

Digitized by Google

das mit nicht richtig angewandten Beispielen als gleichbedeutend mit *quam periturus* erklärt wird.

Eine willkommene Beilage zu vorliegender Ausgabe bilden die am Ende hinzugefügten Bemerkungen des Hrn. Professor Ochsner. Es ist dies ein exegetischer Apparat, der theils in Parallelstellen besteht, die ebenso fleifsig als zweckmäfsig nicht nur aus den Metamorphosen, sondern auch aus andern lateinischen Schriftstellern zusammengetragen sind, theils in Nachweisungen, wo einzelne Stellen oder vorkommende Eigenheiten des Sprachgebrauchs von den Interpreten anderer Autoren behandelt sind. Auch finden sich einzelne gute Bemerkungen, z. B. dafs der Vers 1, 55 *humanas motura tonitrua mentes* sich wiederfindet bei Senec. Nat. Quaest. 2, 1, 2, was bis dahin kein Erklärer desselben gemerkt hatte, und zu 15, 173, dafs Ovid nur einmal, Heroid. 5, 59, *ergo* mit kurzem *o* gebraucht. Wo von *neque* statt *neu* im zweiten Satzgliede bei vorhergehendem *ne* gesprochen wird, zu 3, 116, hätte auf den Unterschied des Imperativ und Conjunktiv geachtet werden sollen. Die Emendation zu 15, 302, statt *nec pervia flatibus esset* nach Anleitung eines codex Bersmanni *quae pervia flat. esset* zu lesen, ist ohne Zweifel besser als die Vulgata oder Hrn. Bach's Conjektur *nec-essent*, wodurch, selbst wenn erwiesen werden könnte, dafs der Plural *pervia* substantivisch vorkäme, dennoch eine kaum zu billigende Tautologie entstände.

Wir schliefsen diese Anzeige mit der bereitwilligen Anerkennung, dafs Hrn. B's. Ausgabe sich den besten ihrer Art anschliefst. Ueberall ist der Fleifs, den er darauf verwandt, und sein Streben nach Gründlichkeit sichtbar. Wir wünschen nur, dafs ihm in einer nochmaligen Bearbeitung Gelegenheit gegeben werden möge, den Mängeln, die wir jetzt daran auszusetzen hatten, abzuhelfen.

Dr. A. W. Zumpt.

III.

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen, Prof. d. Theol. an der Univers. zu Erlangen. (Auch unter dem Titel: ***Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des N. Test. u. s. w. Dritten Bandes erste Abtheilung u. s. w.).*** ***Königsberg*, 1836. *bei Unzer*.** 449—820 S. 8.

Auf seinen Commentar zum Römerbrief (beurtheilt in diesen Jahrbüchern 1836. Nr. 113—115.) läfst der würdige Verf. sofort den über die Korintherbriefe folgen, welchen er in derselben Abtheilung mit fortlaufenden Seitenzahlen begreift. Rec. bezieht sich daher bei dieser Anzeige im Allgemeinen auf die vorige, und glaubt am besten zu thun, wenn er hauptsächlich nur anmerkt, was der Berichtigung zu bedürfen scheint.

Die Einleitung handelt ab den Charakter der korinthischen Gemeine, das Verhältnifs Pauli zu ihr, die Aechtheit und Integrität, den Inhalt beider Briefe und die Literatur. „Wenn im Briefe an die Römer," heifst es im Eingang, „das *dogmatische* Element aufs Entschiedenste vorwaltete, so tritt in diesen Briefen an die Korinthier dieses sehr zurück, dagegen aber das *praktische* Moment in den Vordergrund." — „Zur Kenntnifs der Persönlichkeit Pauli dient vor allen der *zweite* Brief, zur Kenntnifs der Verhältnisse in der alten Kirche besonders der *erste*." — Die Gemeine zu Korinth wird dann mit Recht als diejenige geschildert, worin sich in Folge der Lage und Beschaffenheit dieser Stadt frühzeitig die verschiedenen Geistesrichtungen der Christen, vorbildlich für alle Zukunft, aussprachen. Nun wird aber die nähere Frage hierüber erörtert, und bemerkt, Paulus unterscheide ausdrücklich *vier* verschiedene Parteien in Korinth, die des Petrus, des Apollo [nicht *Apollo*, wie der Verf. durchgängig schreibt, sondern *Apollos* = *Apollonios*], des Paulus und *οἱ τοῦ Χριστοῦ*. Die welche sich nach Paulus nannten, seien der Lehre nach rechtglaubig gewesen, hätten sich nur zu sehr an seine Person angelehnt; ähnlich die Partei des Apollos, die sich nur etwa dessen eigenthümliche Behandlungsweise des A. T. angeeignet, wovon der Brief an die Hebräer ein Beispiel gebe, der, wenn nicht dem Apollos selbst, doch einer ihm analogen Geistesrichtung angehöre [die aber weder dem Paulus fremd war, s. 1 Kor. 10. 2 Kor. 3. Gal. 4., noch irgend einem Apostel fremd sein durfte, weil sie sonst das A. T. nicht verstanden hätten]; „jedenfalls werden sie ein Streben nach tieferer Erkenntnifs der evangelischen Wahrheiten gehabt haben, in der Form edlerer jüdischer Gnosis nach alexandrinischer Färbung." Die dritte Partei, die sich

Digitized by Google

nach Petrus nannte, sei ohne Zweifel die pharisäisch-jüdische Richtung, welche Paulus im Brief an die Galater bekämpfe, indem diese Judaisten die Stellung des Hauptes der Apostel Israels für ihre Bestrebungen benutzt. Die Christianer endlich seien schwerer zu erklären; gegen diese aber — „welche auf den entgegengesetzten Abweg einer falschen Freiheit geriethen" — scheine die eigentliche Polemik des Apostels, als gegen die gefährlichste Partei zu Korinth, gerichtet zu sein (s. S. 453). „Freilich unterscheidet Paulus diese Partei nicht ausdrücklich — das geschieht aber einzig und allein aus dem Grunde, um die Gemeine im Bewufstsein ihrer Einheit zu bewahren" u. s. w. Es wird hierauf weiter über die Bedeutung der Christuspartei discutirt, dabei bemerkt, dafs nach Andern, und selbst nach den Kirchenvätern (s. S. 456 Anm.), die Christuspartei die Neutralen oder Wohlgesinnten bezeichne, was jedoch „als hinlänglich widerlegt betrachtet werden könne," so wie dafs nach noch Andern die Christianer die Anhänger des Jakobus, des Bruders des Herrn, sein sollen. Der Apostel also, ist die Meinung, bekämpfe zusammen die Repräsentanten der beiden falschen Richtungen, die Petriner, als die judaisirende, und die Christianer, als die ethnisirende Partei. — So wenig nun geläugnet werden soll, dafs in den Spaltungen zu Korinth, und anderwärts in der ersten Christenzeit, ein Vorspiel aller spätern kirchlichen Trennungen liegt, und sie noch bis heute typische Bedeutung behalten: so kann doch Rec. keinen so entschiedenen historischen Nachdruck darauf legen, und ist der Meinung, dafs die Hypothese von der gefährlichen ethnisch-liberalistischen Partei der Christianer insonderheit, welche der Verf. sich angeeignet hat, unhaltbar und unerweislich sei. Erstlich ist von ausgesprochenen Secten oder Trennungen (αἱρέσεις im strengen Sinn) nicht die Rede; der Apostel warnt gegen Spaltungen (σχίσματα, C. 1, 10), und hat durch glaubhafte Privatnachrichten erfahren (vg. C. 11, 18.), dafs Zwistigkeiten (ἔριδες) zu Korinth seien, indem Jeder oder vielmehr der Einzelne (ἕκαστος, vg. über dieses Wort den Comm. S. 671), seine besondre Vorliebe für einen oder den andern Lehrer habe und sich gern nach ihm nenne, was er sehr mifsbilligt. Christi zu sein und sich nach ihm zu nennen, mifsbilligt er offenbar nicht, sondern heifst es ausdrücklich gut (C. 3, 23), im Gegensatz vom Paulisch-, Apollisch- oder Kephisch-sein (V. 22.). Wie? sollten in der Gemeine zu Korinth wirklich keine Neutrale in Bezug auf menschliche Lehrer haben sein können? Es ist vielmehr zu vermuthen, die Mehrheit (s. C. 1, 4—7.). Paulus verwahrt sich aber ganz besonders dagegen, dafs Jemand sich nach *ihm* nennen wolle (C. 1, 13 ff. C. 3, 4 ff.), und will Jedermann Christisch haben. Nun gab es ohne Zweifel zu Korinth wahre Christianer oder Universalisten (Katholiker), die sich den Particularisten widersetzten, wodurch eben Streit erwuchs. Waren aber darunter oder daneben auch heidnische Freigeister, die sich etwa mit einzelnen Lehren des Herrn rationalistisch begnügten, und die Dogmata der heidnischen Philosophen ihnen gleichschätzten, oder die sich mit aftergnostischen Phantasmen trugen (denn man sieht eigentlich nicht, welches Systems die „Christianer" gewesen sein sollen), so wird doch nirgends eine eigene Christuspartei getadelt, sondern nur solche, die sich an Menschen hielten. Mithin ist kein Grund, etwas zu suchen, wozu sich kein Stoff darbietet. Paulus weist im Folgenden des 1. Capitels gradezu auf das Kreuz Christi, wirft ganz im Allgemeinen rechts und links jüdische und griechische Afterweisheit bei Seite, und befiehlt vor Allem die tiefste Demuth. Für diese einfache Ansicht redet nicht nur die Natur der Sache und das Stillschweigen der Epistel, sondern auch, wie der Verf. einräumt, die Tradition, die in solchem Fall allerdings zu ehren ist. Denn es kommt hier auf einen historischen Umstand an, von dem die Nähern in der Vorzeit nichts wissen. — Bei §. 2., dem Verhältnifs Pauli zur korinthischen Kirche (S. 463), kann die Frage sein, ob Paulus schon in dem ersten, verlorenen Brief an die Korinther in Bezug auf den unerlaubten Umgang mit der Stiefmutter, wie der Verfasser annimmt, oder damals nur überhaupt vor der Gemeinschaft mit Hurern gewarnt habe. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Die Aechtheit und Integrität der Korintherbriefe wird gegen Semler und spätere Chorizonten in Schutz genommen. Eben so richtig wird der Inhalt der Briefe zergliedert; nur tritt immer wieder die Hypothese von den gnostisch-spiritualistischen Christianern hervor, die doch in der That in der (S. 473) angeführten Stelle 1 Kor. 15, 12. genannt sein müfsten, während hier nicht einmal von einer Partei (wie etwa heut zu Tage den die Auferstehung läugnenden Swedenborgern), sondern von „Einigen" (*τινὲς ἐν ὑμῖν*) die Rede ist, wobei der Apostel verhüten will, dafs sie keine Partei machen. Gleicherweise verhält sichs mit der Vertheidigung gegen die falschen Lehrer 2 Kor. 10, wo der Verf. (S. 474) hinzusetzt: „namentlich unter den Christianern." Denn dieses aus den Worten V. 7. zu folgern: „Trauet Jemand sich zu, dafs er Christo angehöre, der denke solches auch wiederum aus sich selbsten, dafs, gleichwie er Christo angehöret, also auch wir" — ist gewagt, und der Verf. gibt hernach (S. 791) selber zu, dafs hier nicht auf die Christianer allein Rücksicht genommen sei. Vg. noch *οἱ τοῦ Χριστοῦ* C. 15, 23, wo Paulus, um nicht mifsverstanden zu werden, hätte hinzufügen müssen: *οὐχ' οἱ καλούμενοι, ἀλλ' οἱ ὄντως.*

Zu dem Commentar selbst bemerkt Rec. folgendes. C. 1, 2 läfst wohl verschiedene Auslegung zu. Wenn aber (S. 481) gesagt wird, die Worte seien nicht so zu verstehen, als schriebe Paulus erstlich an die Christen in Korinth, und zweitens auch an die in der übrigen Welt, so werden dadurch besonders die letzten Worte: „an allen ihren und unsern Orten," oder was der Verf. vorzieht: „an allen Orten," müfsig, und der Grufs scheint vielmehr wirklich alle Christen anzugehen, bei denen der Brief werde gelesen werden; vg. 2 Kor. 1, 1. Coloss. 4, 16. Das *αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν* aber nicht mit *τόπῳ*, sondern mit *κυρίου ἡμῶν* zu verbinden (S. 482), widerräth eben dieses letzte Wort, das dann doppelt stünde. In diesem Fall würde Paulus gesagt haben: *σὺν πᾶσι τοῖς ἐν παντὶ τόπῳ ἐπικαλουμένοις τὸ ὄνομα τοῦ κυρίου αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν, Ἰησοῦ Χριστοῦ.* — Bei V. 7—9 (S. 484 f.) wird in der Verbindung der Gnadengaben mit der Erwartung der Zukunft des Herrn „eine leise Hindeutung auf die Irrthümer der Christuspartei" vermuthet. Allein der Grund ist wohl erstlich der, dafs zu den Charismen auch der prophetische Blick in die Zukunft gehört, und zweitens dafs die Unvollkommenheit dieser und aller Gaben (das Stückwerk, C. 12, 9—13) sich bei der Apokalypsis des Herrn an den Gläubigen mit verklären wird, worauf sie denn warten. Zu dieser Vollendung der Charismen oder Wunderkräfte fügt der Apostel V. 8. die der Heiligung hinzu. Alsdann, mittelst des Uebergangs durch die „Gemeinschaft Jesu Christi" kommt er auf den Gegensatz der Einheit und Vollkommenheit in den vorhandenen Spaltungen, die stets theoretische und praktische Krankheit (*ἀβεβαιότης*) bis auf unsere Zeit verrathen. — V. 20 zielt offenbar auf Jesai. 33, 18, wiewohl nach andrer Wortübersetzung oder Anwendung, als namentlich die LXX darbieten, die jedoch für שקל *συμβουλεύοντες* haben (Vulg. legis verba ponderans) = *συζητηταὶ* des Apostels, nämlich die Disputirer (Zänker) der Jüdischen und Griechischen Schulen. Der bei Jesaias folgende V. 19. gibt noch weitern Grund der Anwendung, besonders hinsichtlich der Syzeteten oder Sophisten, und die מגרלים des Jesaias finden sich wieder 2 Kor. 10, 4; wobei überdem zu bemerken, dafs מגרל auch eine Rednerbühne bezeichnet, Nehem. 8, 4. — Zu V. 21 (S. 493) ist richtig bemerkt, dafs die *σοφία τοῦ Θεοῦ* nicht auf das Evangelium geht. Der Vers wird aber nur klar auf folgende Art: In der heilbringenden göttlichen Weisheit hat die Welt Gott nicht erkannt *durch die*

Digitized by Google

Weisheit (hierauf liegt der Nachdruck, und man kann zwar unmittelbar verstehen: durch *ihre* vermeinte Weisheit, aber besser: durch die wirkliche Weisheit, die Einzelne besafsen, verkündigten, und die der Welt offen stand, die aber verkannt wurde, auch selbst allmählig versank und zur Afterweisheit umschlug); darum gefiel es nun Gott, (das umgekehrte Mittel anzuwenden und) *durch die Thorheit* der Predigt eine Heilsanstalt zu eröffnen u. s. w. Denn, wie der Psalmist spricht, „mit den Verkehrten handelst du verkehrt." — Zu C. 2, 1. 2 (S. 500) wird sehr wahr von dem Wesen des Evangeliums und von der Wissenschaft geredet. V. 2 aber heifst ἔκρινα nicht: „ich hatte die volle, gewisse Ueberzeugung." Auch hat V. 4. ἀνθρωπίνης zwar Griesbach herausgeworfen, aber die Unächtheit ist nicht entschieden. Ferner hat zu V. 6 der Verf. darin völlig Recht, dafs die wahre höhere Weisheit nur in dem Evangelium wurzeln, sich nur auf dessen Boden entfalten kann, scheint sie aber (wie mehrere Neuern) mit der Predigt von dem Gekreuzigten für identisch zu halten, da der Apostel doch sagen will, er besitze auch eine ὑπεροχὴ der Weisheit, rede aber davon nur unter den τελείοις, den mündigen Christen, nicht vor Säuglingen (C. 3, 2); diese geheimnifsreiche Gottweisheit mit ihren wunderbaren Kräften reiche in die Ewigkeit hinüber zu unserer Verherrlichung, und sei lediglich dem Unterricht des heiligen Geistes zuzuschreiben. Sie kann aber um so weniger einerlei mit der einfachen Predigt vom Kreuz oder von Sünde und Erlösung sein, da sie als vor der Kreuzigung Christi schon vorhanden gedacht wird, und von den weltlichen Archonten hätte erkannt werden können, damit sie den Herrn nicht gekreuzigt hätten (V. 8), worauf auch das alttestamentliche Citat zielt. Noch ist (bei S. 506) zu erinnern, dafs die Redensart עלה על לב nicht das „Aufsteigen einer lebhaften Empfindung im Herzen" sondern „in den Sinn kommen" bedeutet. — Wenn (S. 513 zu C. 3, 1. 2) ein Bedenken darin gefunden wird, dafs Paulus in diesem Brief doch auch schon stärkere Speise auftrage, so ist wohl ein Unterschied zu machen zwischen dem, was er bei seinem ersten Auftreten zu Korinth gethan hatte, und was er jetzo zu thun wagt, um sie weiter zu führen, obgleich er sie mit den Worten niederschlägt: „auch könnet ihr jetzt noch nicht," und hiedurch auf ein Mehreres im Hintergrunde deutet. — Bei dem „Seligwerden als durchs Feuer" C. 3, 15 (S. 519 ff.) sucht der Verf. das Purgatorium auf die Art abzuweisen, dafs er einen Unterschied zwischen Feuer der Reinigung und Prüfung macht; der alte Mensch müsse sterben, eine allmähliche Reinigung desselben sei nicht möglich; der neue Mensch aber bedürfe keiner Reinigung, er sei als solcher absolut rein, es könne bei ihm nur von Graden der Entwickelung die Rede sein. Man könnte dieses gelten lassen, wenn von verschiedenen Personen die Rede wäre, während wenigstens in den allermeisten Gläubigen sich beide Menschen noch mehr oder weniger beisammen finden, und der alte eben dadurch abstirbt, dafs der neue sich von ihm reinigt. Vg. 1 Joh. 3, 3. Jak. 4, 8. Röm. 7, 24. 25. Koloss. 3, 9. 10, und im Comm. selbst S. 547 die Worte: „Ja in den wahren Gliedern" u. s. w. und S. 555: „Sodann aber bleibt" u. s. w. Der Verf. scheint überhaupt die „Wiedergeburt" nur in dem Sinne zu nehmen, wo sie eine plötzliche Gemüthsveränderung, die Bekehrung, anzeigt. Es giebt übrigens kein Probirfeuer, das nicht zugleich ein Läuterfeuer wäre; vg. noch Mal. 3, 2. 3. — S. 527 zu C. 4, 1: „Ἄνθρωπος steht nach dem Hebräischen אדם für ἕκαστος, vergl. 1 Sam. 8, 22. Sprichw. 14, 12. mit 1 Kor. 6, 18. C. 7, 1. Gal. 1, 12." Allein in den citirten Stellen des A. T. steht nicht אדם sondern איש, und nur dieses ist in der Regel = ἕκαστος. אדם heifst *der Mensch* überhaupt, bisweilen *Jemand*. Die LXX haben ἕκαστος für אדם nur Sprichw. 24, 12, wo es gleichgeltend ist, hingegen Sprichw. 14, 12 παρὰ ἀνθρώποις für לפני איש. Der Apostel gebraucht ἄνθρωπος für unser *Man*, allerdings auch Jedermann, aber mit Bezug auf menschliches Urtheil. — S. 529, zu C. 4, 6, möchte das Citat 5 Mos. 17, 20 nicht das passendste sein. — S. 530 zu V. 6: „In dem εἷς ὑπὲρ τοῦ ἑνὸς liegt ein sich Ueberbieten in Anmafsungen angedeutet, womit denn natürlich ein κατὰ τοῦ ἑτέρου εἶναι verbunden ist." Hier fragt sich also, ob ὑπὲρ mit dem Genitiv in dieser Stelle *supra*, oder, wie auch *super* und *über*, so viel als *wegen*, *für*, bedeutet. — Das. zu V. 7. Auf τίς γὰρ σὲ διακρίνει; ist nicht die Antwort: „Niemand," sondern: Du selbst nicht, Gott allein. Denn es bedeutet nicht: „Wer erkennt höhere Vorzüge an dir an?" das thaten ja die Anhänger; sondern: wer giebt sie dir? Die folgende Frage ist der gleich, aber verstärkend. Wir würden

Digitized by Google

etwa sagen: Woher bist du etwas? und woher hast du etwas? Das δὲ ist hier nicht adversativ sondern copulativ. — S. 536 zu C. 5, 1. Dafs ὅλως *nur* „überhaupt, im Allgemeinen," heifsen könne, ist so ausgemacht nicht; es verhält sich damit wie mit dem etymologisch ähnlichen *omnino* und *allerdings* oder *allerdinge*. — S. 540 zu V. 5. Die Uebergabe an den Satan zum Verderben des Fleisches ist, wie auch der Verf. annimmt, als ein Ausflufs oder Zubehör der apostolischen und Gemeindemacht zu denken, wobei sich das Gebet von selbst versteht; die beste Erläuterung aber giebt 1 Petr. 4, 1. — S. 543 V. 10. Οὐ πάντως läfst nur zweierlei Bedeutungen zu: keineswegs, oder eben nicht, nicht schlechthin. — S. 549 C. 6, 2 kann das Komma nach κρινοῦσι nicht wohl gelöscht und die Frage auch von ὅτι abhängig gemacht werden. Auch kann Rec. nicht annehmen, dafs V. 4 die „Verachteten in der Gemeine" die heidnischen Obrigkeiten sein sollen. Dawider spricht der Ausdruck selbst und V. 5: „Euch zur Beschämung sage ich das." Καθίζετε ist Imperativ und ironisch, wie es längst Andre genommen haben; schon Vulg. richtig: contemtibiles, qui sunt in ecclesia, illos constituite ad judicandum. — S. 552 V. 11 ταῦτά τινες zusammen = τοιοῦτοι zu fassen, ist, wo nicht der Sprache, doch dem zarten Charakter der Ermahnung, sogar der historischen Wahrscheinlichkeit zuwider. — S. 552 ff. Der Uebergang auf V. 12 möchte kein weitläufiges Bedenken erfordern, wenn wir, was ganz nahe liegt, die leise Warnung suppliren: „Und hütet euch in dem schlüpfrigen Korinth (vg. C. 5, 9) vor jedem Rückfall" (selbst in Betreff der Mitteldinge, aus vermeinter christlicher Freiheit, wie viel mehr der Hurerei!). — V. 18 wäre zu den Worten: πᾶν ἁμάρτημα — ἐκτὸς τοῦ σώματός ἐστι, eine Erörterung zu wünschen gewesen. — Zu C. 7 über die Ehe (S. 560 ff.), wird zwar im Ganzen richtig von der γνώμη des Apostels in den Adiaphoris gehandelt, aber wieder die Partei der „hochmüthigen Christianer" als diejenige unterstellt, welche der falschen Askese der Ehelosigkeit und Enthaltung in der Ehe gehuldigt habe. Die Lehre des Apostels: „Es ist dem Menschen gut, dafs er kein Weib berühre", soll sich dann blofs auf die damaligen Zeitumstände (V. 26. 29) beziehen, und Paulus nur scheinbar von einer sehr niedrigen Ansicht der Ehe, als Verhinderungsmittel der Hurerei, ausgehen, während auch die positive Seite geltend zu machen sei, namentlich die Seelenverbindung, auf der die leibliche Vereinigung und die dadurch vermittelte Kindererzeugung als auf ihrer Basis ruhen solle. So wahr und ehrwürdig diese letztere Ansicht ist, so spricht doch Paulus V. 1. ganz allgemein ohne Zeitrücksicht, befiehlt auch eben so Ehe und Beiwohnung denen, die nicht ehelos leben können, hebt dagegen für die, welche ledigen Standes bekehrt worden, noch besonders die Bedenklichkeiten der vorwaltenden Noth hervor, wünscht überhaupt, die Christen könnten ledig bleiben, und sagt in der Hauptsache nichts Anderes, als was der Herr Matth. 19. andeutet, und was auf einem tiefern Grunde beruht. So nothwendig denn ferner für die Erhaltung des Menschengeschlechts und so empfehlungswerth die Ehe für den gröfsten Theil der Sterblichen ist (nämlich die geordnete leibliche Vereinigung der Geschlechter, die allein das „Specifische der Ehe" bildet, wie der Verf. S. 565 mit Recht anerkennt), so übersehe man doch nicht, dafs besonders in der Christenheit, und vollends in unserer abnormen Zeit, viele Menschen beiderlei Geschlechts an der rechtmäfsigen Befriedigung der Ehelust verhindert sind, oder ihr Elend, vielleicht grade die Unmöglichkeit der Befriedigung, heirathen müssen, und schlage den Werth der Ehe nicht idealisch höher an, als die Offenbarung (namentlich Matth. 19. und unser Capitel) der historisch-dogmatischen Wirklichkeit nach, zum Trost für mancherlei Leiden, und insonderheit für die, welche ohne Cölibatsgesetz die Ehe entbehren müssen, thun lehrt. Man geht aber hiebei meist nur flach zu Werke. — Zu V. 15 (S. 572) wird geläugnet, dafs in den Worten: οὐ δεδούλωται, die Erlaubnifs zur anderweiten Verheirathung liege. Zunächst wohl nicht; aber die Vorschrift ist absichtlich so allgemein gehalten, dafs sie auf die verschiedenen Fälle pafst (ἐν τοῖς τοιούτοις), die hier vorkommen können, und davon ihre Auslegung erhält. Z. B. wenn der unglaubige Theil mit Verlassung des ersten Gatten selbst eines Andern wird, so hat er die Ehe ganz gewifs gebrochen, und der Glaubige ist nicht gehalten, ledig zu bleiben (Matth. 19, 9). — V. 25. πιστὸς εἶναι heifst nicht (wie S. 576 mit Flatt angenommen wird): „des Glaubens, d. i. des Vertrauens, würdig sein." Der Sinn ist zu suchen C. 4, 2, und diese seine Treue nennt der bescheidene Apostel eine Gnade von Gott. Er äufsert, wie auch wir sagen,

Digitized by Google

seine treue Meinung. — Wenn ihm das. u. S. 577, auch S. 634, die Voraussetzung der Nähe des αἰὼν ὁ μέλλων zugeschrieben wird, die sich nicht verwirklicht habe, so nöthigt hiezu, sofern es im schliefslichen Sinn genommen werden soll, der Text nicht, obgleich als möglich gedacht werden kann, dafs die Apostel in solchem Fall κατ' ἄνθρωπον selbst nicht klar verstanden, was der heilige Geist sie κατὰ Θεὸν schreiben lehrte (vg. C. 13, 9. 12.); hiebei redet jedoch der Verf. richtig von der Bedeutung für die ganze Kirchenzeit. Es kam hernach schon wirklich eine neue Welt mit vorhergehenden Messiasschmerzen, als nach der Märtyrerperiode das Christenthum herrschende Religion der damaligen Oekumene wurde. Vg. den Plural τὰ τέλη C. 10, 11. — V. 35. (S. 580) ist der Strick weder Fallstrick noch schweres Joch, sondern Fangstrick, Bindung, im Gegensatz der Freiheit. — V. 36 (S. 581) möchte das ἀσχημονεῖν nicht blofs vom Standpunkt der Judenchristen aus zu erklären sein; es ist umfassender. — Warum C. 9, 22. (nach S. 599) die „Schwachen" eine Modification der Heiden sein müfsten, ist nicht einzusehn. Vg. was gesagt ist S. 615 zu C. 10, 25. 26: „Die Judaisirenden" u. s. w. — S. 602 zu C. 9, 27. ist zu bemerken, dafs die Herolde bei den Kampfspielen nicht blofs den Sieger verkündigten, und es zu dieser Anwendung der Worte der Conjectur ἄλλους nicht bedarf. Darum ist aber die andre Auffassung, welcher der Verf. folgt, nicht falsch. — S. 606 zu C. 10, 8.: „Entweder irrte sich Paulus in der Zahl" — was in diesen Worten den Anthropinisten eingeräumt wird, ist schwerer zu glauben, als dafs tausend mit dem Schwert Getödtete hinzuzurechnen sind. Paulus scheint die unmittelbare göttliche Strafe andeuten zu wollen, da die Hinrichtung durch Menschenhand für Fleischessünden nicht neutestamentlich ist. Auch die Verschweigungen haben in der h. Schrift ihren Sinn. — S. 616 V. 29. 30, wird verstanden: „warum sollte ich Veranlassung geben, gerichtet — verlästert zu werden?" Allein die im 29. V. vorausgehenden Worte rathen, die folgenden zunächst als Gegensatz davon zu verstehen. — Bei den Vorschriften der Kleidung C. 11. wird sachgemäfs über deren Sinn gehandelt, und die ἐξουσία V. 10. mit Recht als Zeichen der Unterwürfigkeit, als Symbol der Macht des Mannes über das Weib, verstanden, was einzig in die Demonstration pafst, nicht schlechthin als Kopfputz oder als Name eines besondern Kopfputzes. Allein wenn es daselbst (S. 624) von den Worten: „um der Engel willen" heifst: „Man darf nur die allgemeine Beziehung festhalten: um der Freude willen, welche die Engel an allen Heiligen und Guten haben (vergl. Lc. 15, 10.):" so vermifst man die zuvor gründlich festgehaltene specielle Beziehung; denn dieser Empfehlungsgrund würde auf alles und jedes Wohlverhalten der Menschen passen, und steht doch hier ganz allein als ein besondrer Wink. Rec. hat sich darüber in seinen Anmerkungen geäufsert, und will hier noch den Umstand hinzufügen, dafs die Engel, wie schon die Cherubsbilder der Stiftshütte und des Tempels andeuten, die Begleiter der Gegenwart Gottes und die unsichtbaren Repräsentanten seiner Macht, obgleich selbst unterthan sind, das Weib aber ganz eigenthümlich die schuldige Unterwürfigkeit des jetzigen Menschen gegen Gott vorstellt, wie der Mann die Gottähnlichkeit des ursprünglichen und des zukünftigen Menschen. Im Gegensatz also ist das Weib in der Versammlung „ohne Macht auf dem Haupt" ein Bild der Frechheit, der Empörung, und dadurch für die dienstbar-machthabenden Heerschaaren abschrekkend (wobei zu vergl. Off. 8, 3. 4.). — V. 19. ist καὶ nicht an ἐν ὑμῖν zu schliefsen, sonst stünde es unmittelbar davor; es hängt entweder von δεῖ ab, oder unterscheidet (wider den Verf.) die αἱρέσεις von den σχίσματα, beides im Sinn von *sogar*. — (S. 630 adstrictus teneri wird ein Schreib- oder Druckfehler für adstrictum sein, da kein Nominativ vorhergeht.) — Den Grundsatz S. 640: „Charismatisch wirkt der h. Geist seit der Apostelzeit gar nicht mehr in der Kirche; Alles, auch Weisheit und Erkenntnifs, mufs durch allmählige Uebung erworben werden, während es in der apostolischen Zeit eine Folge unmittelbarer göttlicher Wirkung in den Seelen war" — diesen Grundsatz kann Rec. nicht unterschreiben; er ist pelagianischer Natur, steht im Widerspruch mit den Verheifsungen, die das Gebet hat (Luc. 11, 13.), und ist der Erfahrung der ganzen Kirchenzeit zuwider, wenn auch die Gaben sich vermindert und einzelne scheinbar ganz aufgehört haben. Allein schon in der Apostelzeit waren die Charismen theilweise unvollständig (C. 13, 9.) und der Kritik unterworfen (C. 14, 29), und Sache der Uebung oder des eifrigen Bestrebens (C. 14, 1. 12.). —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Schlufs.)

Zu S. 641 ist zu erinnern, dafs wenn Weisheit und Erkenntnifs unterschieden werden, erstere nicht die praktische, letztere die theoretische Einsicht ist, sondern umgekehrt. Sie verhalten sich wie Wissenschaft und Erfahrung, und sind solches in höherm Bezug. Vg. den Verf. selbst S. 656: „Allein es ist dabei" u. s. w. — C. 13, 3. (S. 651) möchte weder die Lesart καυχήσωμαι vorzuziehen, noch παραδοῦναι τὸ σῶμα in der Bedeutung „das Leben aufopfern" zu fassen, sondern die LXX Dan. 3, 28. zu vergleichen gewesen sein: παρέδωκαν τὸ σῶμα αὐτῶν εἰς πῦρ. — Ueber die Sprachengabe ist S. 660 ff. im Allgemeinen richtig geredet. Nur wird unt. and. S. 664 etwas undeutlich νοῦς für den menschlichen Geist und S. 666 für die προφητεία genommen. Das Wort scheint hier kein Vermögen, sondern schlechthin den Verstand (Sinn) und die Verständlichkeit zu bezeichnen. Ferner die schwierige Stelle C. 14, 20 ff. (S. 667) wird sich am besten so erklären: Gott deutet im A. T. darauf hin, dafs er in fremden Sprachen werde reden lassen, um die Ungläubigen zu erschüttern, obgleich im Ganzen ohne gründlich eindringenden Erfolg; demnach sind die Zungen vielmehr als ein Wunder für die Ungläubigen gegeben, den Gläubigen selbst aber die Weissagung. Die Zungen, wiewohl anreizend, wirken jedoch jener Andeutung nach so wenig, dafs selbst die ganze versammelte Gemeine, mit Zungen redend, nur ein Gegenstand flacher Verwunderung oder des Spottes bei den Unverständigen und Ungläubigen werden würde, wie am ersten Pfingstfest; weissagend aber würde sie, wie damals durch Petrus geschah, wirkliche Bekehrung hervorbringen. — Daher kann hier μαίνεσθαι nicht (wie S. 669 angenommen wird) heifsen: „von einem Gott erfüllt sein." Diese gelinde Bedeutung hat das Wort nirgends im N. T., auch nicht Apostelg. 26, 24. (gegen Schleusner), wo Festus die Gelehrsamkeit des Paulus als Ursache seiner Ueberspannung oder Extravaganz ansieht, und kann daher höchstens mit „schwärmen" vertauscht werden; sogar beweisen hernach die Worte V. 25: ὅτι ὁ Θεὸς ὄντως (nicht etwa ὁ ἀληθινὸς Θεὸς) ἐν ὑμῖν ἐστι, ausdrücklich dagegen. — S. 673 zu V. 34. 35: „Die Abirrung der Korinthier vom rechten Wege im Gebrauch der Charismata zeigte sich endlich noch darin, dafs sie Frauen, welche solche Gaben hatten (denn an andere ist nicht zu denken), öffentlich reden liefsen." Rec. meint, dafs hier grade an andre Frauen zu denken sei, an unbegabte, wie V. 35. und C. 11, 5. zu verstehen gibt, und wogegen C. 14, 4. nichts beweist, an „Fragerinnen," welche in der Versammlung über Glaubenswahrheiten disputiren wollten, wozu die lebhaften, gebildeten Korintherinnen sehr geneigt sein mochten. — S. 688 f. erkennt der Vf. (gegen s. Commentar zum Römerbrief) die gänzliche Wiederbringung in der Stelle C. 15, 24—28 an, will nur, und das mit Recht, dafs sie so wenig Gegenstand des öffentlichen Unterrichts werden solle, als die Schrift sie offen und in bestimmter Lehrform ausspricht. Auf dergleichen deutet ja eben C. 2, 6 ff. — Die Taufe über den Todten V. 29. wird (S. 690 f.) so erklärt, dafs die Todten im Herrn Verstorbene sein sollen; ὑπὲρ sei nicht „anstatt", sondern „für, zum Besten", insofern als eine gewisse Zahl, ein πλήρωμα, der Gläubigen erforderlich sei, die erst vollzählig sein müsse, ehe die Parusie und mit ihr die Auferstehung erfolgen könne. „Jeder, der sich daher taufen läfst, thut es zum Besten der gläubigen Gesammtheit, der bereits im Herrn Verstorbenen." Nach diesem ganz eigenen Gedanken (zu dem aber schon Döderlein den Weg gebahnt hat), wären also wir und unsere Väter und Kinder allesammt ὑπὲρ τῶν νεκρῶν getauft, während der Ausdruck, einzig dastehend, etwas ganz Besonderes

Digitized by Google

bezeichnen mufs. Die zweimal wiederholten Worte ὑπ. τ. νεκρ. (oder das 2te Mal ὑπὲρ αὐτῶν) könnten nach jener Ansicht gradezu wegfallen. Wenn nun der Vf. glaubt, dafs „alle andre Erklärungen an wesentlichen Schwächen leiden", und die seinige weiter dahin ausbildet (S. 692), dafs die neuen Täuflinge „sich anstatt der durch den Tod der Gemeine entrissenen Glieder taufen liefsen und so die Lücken ausfüllten", so möchte eins wie das andre sich keiner gröfsern Stärke rühmen dürfen. Das Natürlichste, worauf die Stelle selbst führt, ist eine Taufe, welche, aber wohl nur hin und wieder, an den Neubekehrten auf deren Verlangen bei oder über den Gräbern Verstorbener vollzogen worden, um diese des Taufsegens mit theilhaftig zu machen. Dazu pafst die Frage des Apostels vollkommen, und dadurch kann allerdings das πληρωμα als gemehrt gedacht werden. Eine genaue Erwägung des Grundes, warum Jesus sich taufen liefs (Matth. 3, 15.), spricht für diese Ansicht. Ist sie irrig, so bleibt kaum eine andre als die von Bengel oder ursprünglich Calvin übrig, nämlich die Taufe in der Nähe des Todes, worüber der Gnomon des erstern Rechenschaft gibt, und es ist nicht zu läugnen, dafs V. 30. sich sehr gut hieran anschliefst. Indessen hat sie auch Manches gegen sich. — S. 701 f. Bei der βασιλεία τοῦ Θεοῦ V. 50 ff. ist nicht schlechthin an die nächste Parusie zu denken, sondern nach dem prophetischen Styl werden zweierlei Ereignisse der Zukunft im Folgenden zusammengezogen, welche ihre Zurechtlegung in der, eben defswegen unentbehrlichen Apokalypse finden. Die Anmerkung S. 702 aber ist offenbar irrig und unbegründet; die Widerlegung würde zu weitläufig sein, und man will hier nur Eph. 4, 13. entgegenhalten, die keineswegs auf diese Welt allein geht.

In der 2ten Epistel ist C. 1, 5. bei dem Ausdruck παθήματα τοῦ Χριστοῦ das Leiden um Christi willen nicht ausgeschlossen, s. gleich den folg. V. mit der Erkl. des Vfs. und 1 Kor. 4, 10 ff. 2 Kor. 4, 11. C. 12, 10. Phil. 1, 29. C. 2, 30. Der Vf. sagt also sehr mit Unrecht (S. 715), es werde diese Auffassung „wohl schwerlich mehr Jemanden einfallen"; jenes und das Leiden Christi, „das sich an den Glaubigen wiederholt", gehören zusammen; es sind die חבלי המשיח. — Vs. 13. (S. 719) macht ἀπὸ μέρους ganz ungezwungen einen Gegensatz mit ἕως τέλους, und ist Ausdruck der Bescheidenheit. — V. 17 (S. 721) erklärt sich, man mag das ναὶ und das οὔ verdoppelt lesen oder nicht, sehr leicht, wenn καὶ entweder = simul oder = etiam genommen wird. (Vulg. aut quae cogito, secundum carnem cogito, ut sit apud me Est et Non?) Daran schliefst sich natürlich V. 18.: Wenigstens ist meine Lehre nicht schwankend u. s. w. und V. 23.: Ich hatte aber auch guten Grund zur Aenderung meines Reiseplans u. s. w. — C. 2, 3. (S. 727) kann besonders nach V. 4. schwerlich auf den jetzigen Brief, vielmehr allein auf den vorigen gehen. Auch bei V. 5. ist Rec. nicht einverstanden, es sei denn, dafs man einen feinen Doppelsinn unterstelle, und V. 10. 11. bezieht sich nothwendig auf das Vorhergehende, wozu schon das copulative δὲ und 1 Kor. 5, 5. einlädt, nicht auf die korinthischen Spaltungen. — C. 3, 2. (S. 735) scheint der Plural. καρδίαις ἡμῶν die Wechselseitigkeit auszudrükken, s. V. 1. u. 3. — V. 12. (S. 741) hat das πρὸς nicht sowohl den Sinn der Absicht, *damit*, als den der Uebereinstimmung oder Folge, *so dafs* (ita ut, = ὥστε V. 7.), vgl. V. 16., womit bei diesem reinen Vorbild alle Bedenklichkeit hinwegfällt. Es kann höchstens auf die positive Handlung der Verstockung damit gedeutet, nicht aber der nähere Zweck der Verhüllung selbst ausgedrückt sein. — Ueber die schwere Stelle C. 5, 1 ff. wird (S. 755 ff.) im Ganzen gut geredet, obgleich für das Umfassende derselben in Betreff der verschiedenen Zustände der Abgeschiedenen aus dieser Welt Einiges übrig bleibt. Von der innern Wiedergeburt aus reift die Seele zu einer himmlischen Bekleidung schon vor, und dann zu der wirklichen verklärten Auferstehung des Leibes oder leiblichen Verwandlung. — V. 13. wird (S. 761) mit Andern vom Selbstlob verstanden; allein die Stelle wird aus V. 11. erklärt werden müssen, wozu V. 14 ff. am besten pafst, wie selbst aus dem Commentar zu V. 16. 17. (S. 762) zu ersehen ist. — V. 16. (S. 764) ist die Auffassung von der judaisirenden Messiasidee so verwerflich nicht; sogar kann in diesem Sinn κατὰ σάρκα entweder subjectiv auf ἐγνώκαμεν oder objectiv auf Χριστὸν ohne Artikel (*einen* Christus) bezogen werden. — S. 771 f. zu C. 6, 14. und C. 7, 1. findet sich wieder der oben getadelte Widerspruch gegen die fortwährende Reinigung der Seele. „Die katholische Vorstellung von einer stufenweisen Reinigung des Wiedergeborenen pafst zu dieser apostolischen Darstellung nicht. Diefs ist zur Erklärung von 7, 1. höchst wichtig." Allein eben hier wird ja

Digitized by Google

diese Reinigung zur Vollbringung der Heiligung empfohlen; der Verf. beruft sich umsonst darauf, dafs C. 6, 14. die Glaubigen schon „als durchaus rein", als „die Gerechtigkeit" und „das Licht", aufgefafst werden, da diefs weder in den Worten liegt, die er gradezu subjectiv nimmt, während erst V. 15. Glaubige und Unglaubige gegen einander gestellt werden, noch verschiedene Beziehungen im Wortgebrauch und verschiedene Stufen der Reinigkeit und Heiligkeit in der ganzen christlichen Erfahrung zu verkennen sind; und er will die selbstgemachte Schwierigkeit, indem er nur das sich rein *erhalten* gelten lassen will, eben so vergeblich (S. 773) mit den Worten lösen: „Der Erscheinung nach (?) gestaltet sich aber dieser Procefs des Wachsthums des neuen und des Sterbens des alten Menschen als ein Gereinigtwerden, weil dasselbe Individuum Träger des alten wie des neuen Menschen ist." In der That ein ganz leerer confessioneller Wortstreit! Grade das sich rein *erhalten* kann eine „Erscheinung" sein, die dem innern Weg der Bufse Gefahr droht. Mufs denn die göttliche Traurigkeit, von der C. 7, 10. redet, sich nicht oft an uns wiederholen? Welcher in Christo geheiligte Mensch hat sich für „durchaus rein" erklärt? Nicht dafs ichs schon ergriffen hätte u. s. w. sagt der Apostel Phil. 3, 12. Sprechen nicht beide Episteln dafür, dafs die glaubigen Korinther *nicht* „als durchaus rein aufgefafst werden?" S. besonders unten C. 12, 20. 21. Die Sache ist praktisch von grofser Wichtigkeit. — C. 7, 2. (S. 777) soll *αδικηθεὶς* der Vater des Blutschänders sein; allein man sehe C. 2, 5. — C. 9, 4. (S. 785) heifst *ὑπ'στασις* schwerlich blofs „Wesen, Sache, Gegenstand", sondern Zuversicht, Erwartung; eben so C. 11, 17. (S. 802). — (Ebendas.) V. 5. ist unter *πλεονεξία* zunächst die Kargheit, Spärlichkeit, der Gabe selbst zu verstehen, s. V. 6. den Gegensatz von *φειδομένως* und *ἐπ' εὐλογίαις*. — C. 10, 7. möchte die Erklärung: „Sehet doch, was so klar vor Augen liegt", durch V. 1. u. 10. und durch die gleich folgenden Worte des 7. Verses widerlegt werden, die nicht vom Augenschein, sondern vom innern Bewufstsein reden. — V. 12. (S. 794) spricht gegen die participiale Auffassung des *οὐ συνιοῦσιν*, dessen ironischer Sinn schon an sich zweifelhaft ist, das folgende *ἡμεῖς δὲ* doch sehr stark; es müfste also nach der bekannten Variante beides wegfallen, wenn Paulus von sich redet. Denn die Participien *μετροῦντες* und *συγκρίνοντες* hängen sonst von keinem Verbo finito ab, welches nicht *τολμῶμεν* sein kann, und vom folgenden sind sie durch *ἡμεῖς δὲ* abgeschnitten. Dafs sie hebraisirend das Präsens ausdrücken sollten, würde bessere grammatische Begründung erfordern. — Vs. 29 (S. 806) soll nicht von der Theilnahme zu verstehen sein, sondern vergleichsweise: „Wer leidet, wenn ich nicht leide? wer wird versucht, wenn ich nicht im Feuer der Versuchung brenne? d. h. ich leide mehr als alle Andere." Diefs erlaubt schwerlich die Wortfügung und der Ausdruck. — C. 12, 4. (S. 809) ist der dritte Himmel oder das Paradies noch nicht „die erhabenste Lichtregion, die unmittelbarste Nähe Gottes." — Das. (S. 810) ist bei dem *ἐξὸν* freilich nicht an die ungrammatische Uebersetzung zu denken: „es darf einem Menschen nicht gesagt werden"; allein *ἐξὸν* ist nicht unmittelbar oder schlechthin *δυνατὸν*. Vg. Off. 10, 4. — Welche Schwierigkeit (S. 818 f.) die Stelle C. 13, 6. 7. haben soll, ist nicht einzusehn. Allerdings ist vom „sittlichen oder unsittlichen Wandel" im Vorherigen die Rede, oder mit andern Worten, vom praktischen Christenthum. Wären sie dem nicht getreu, will Paulus sagen, so würden sie fühlen, dafs er ein tüchtiger Apostel sei. Er bitte aber Gott, dafs sie ihn nicht durch irgend ein Unrecht zu diesem Beweise nöthigen möchten, und bitte das nicht in der Absicht, dafs er, ihr Apostel, den Ruhm der Tüchtigkeit eines Meisters erntete, sondern dafs sie die Ehre eines edeln Wandels hätten (*τὸ καλὸν* mit Auswahl, wie vorhin *φανῶμεν*), und er, weil nichts an ihnen zu tadeln, wie ein untüchtiger, blofser Zeuge dastünde. — Schliefslich erlaubt sich Rec. noch die unbedeutendere Erinnerung, dafs nach den herkömmlichen Regeln der griechischen Rechtschreibung ein einzelnstehendes Oxytonon nicht mit dem Acutus, sondern mit dem s. g. Gravis, wie im Context, bezeichnet zu werden pflegt, wohl aber ein solches Wort mit ersterm am Ende einer griechischen ganzen Periode, oder wenn eine Enklitika folgt.

J. F. v. Meyer.

IV.

D. F. Eschricht und J. Müller: Ueber die arteriösen und venösen Wundernetze an der Leber des Thunfisches und einen merkwürdigen Bau die-

Digitized by Google

ses Organes. Mit 3 *Kupfertafeln. Berlin*, 1836. 36 *S. Fol.*

Die vergleichende Anatomie ist in neuern Zeiten mit solchem Eifer bearbeitet worden, dafs sie, wenigstens dem Aeufsern nach, einem schon der Vollendung nahen Gebäude gleichet, und nur noch der innere Ausbau zu vollbringen und anzuordnen ist. Um jetzt eine neue Entdeckung in dem Gebiete der vergleichenden Anatomie zu machen, ist es nothwendig, dafs wir tiefer in das Innere dieses Gebietes eindringen, da sonst und früher schon eine oberflächliche Untersuchung grofse Ausbeute gewährte. Aber dadurch erhalten auch diese neuen Entdeckungen ein um so höheres Interesse. Zu solchen mehr in die Tiefe der thierischen Organisation eingehenden Entdeckungen gehört auch vorliegende neue Beobachtung über die arteriösen und venösen Wundernetze an der Leber des Thunfisches, welche von Hrn. Eschricht zuerst eingeleitet, Hrn. Prof. Müller mitgetheilt, und von Letzterem näher erkannt wurde. Beide Naturforscher haben diese Entdeckung sodann, gleichsam als wahre Thunnispices, ergänzt und bis zur Vollendung ausgeführt. Die Wundernetze, diese wirklich bewunderungswürdigen Gefäfsnetze, welche gleich Binnenseen bestimmt zu sein scheinen, die Kraft des Blutstromes zu brechen und diesen Strom an einzelnen Stellen des Organismus sich anhäufen zu lassen, sind bisher nur bei den Säugethieren, Vögeln und Amphibien vorgefunden worden. Die Wundernetze der Bradypoden wurden als blos von dem Arteriensysteme ausgehend betrachtet. Ref. fand aber bei Bradypus tridactylus, dafs die Wundernetze der arteria cruralis anterior, der art. hypogastrica und der art. axillaris auch von ganz ähnlichen venösen Wundernetzen begleitet werden. Von den Fischen war ein solcher Bau noch nicht bekannt, wenn man nicht den grofsen hintern Blutbehälter bei Petromyzon, die vielen kleinen Venenstämme, welche bei den Cyprinen zu den Nieren gehen, die Gefäfsnetze an der Schwimmblase mehrerer Fische, z B. insbesondere des Aaales, hieher rechnen will

In ausgezeichnet schöner Entwickelung tritt aber nun in diese Reihe der Wundernetze das des Gefäfssystemes der Leber des Thunfisches.

Das Nähere der innern Beobachtung ist kurz Folgendes:

Die Substanz der Leber des Thunfisches als aus strahlenförmigen Röhren bestehend, erregte zuerst die Aufmerksamkeit des Hrn. Eschricht Von Hrn. Prof. Müller wurde diese Structur als von den Lebervenen, in deren Sinus diese Röhren einmündeten, herrührend, erkannt. An einem Präparate des anatomischen Museums fand Derselbe diesen strahlig-röhrigen Bau nicht nur allein bestätigt, sondern zugleich auch Wundernetze an der concaven Seite der Leber liegend und mit ihr verwachsen. Diese Netze gehören der Pfortader an. Sie bildeten besondere Bündel oder Quasten und der Vf. unterscheidet ein spindelförmiges Netz für die Magenvenen, ein birnförmiges für die Milzvene, ein plattes für die Magen- und Darmvene und ein kleines Wundernetz für die Venen der Pförtneranhänge. Alle diese Gegenstände werden durch sehr schöne Abbildungen erläutert. Aus diesen Wundernetzen entspringen nun zahlreiche Aeste, welche sich sodann in die Leber, als pars hepatica der Pfortader, vertheilen. Allein nicht blos die Pfortaderstämme zerfallen vor ihrem Eintritte in die Leber in solche Wundernetze, sondern auch die Eingeweidearterie nimmt Theil an der Bildung dieser Wundernetze und schickt sodann Aeste zur Substanz der Leber. Dieser so auffallende Bau des Gefäfssystemes der Leber des Thunfisches veranlafste J. Müller nachzusehen, ob nicht an andern Fischen eine ähnliche Structur wahrgenommen werde; er fand den strahlig-röhrigen Bau nicht bei Caranx trachurus und nicht bei Scomber Scombrus. Ref. suchte ihn vergebens bei Scomber Kleinii, obwohl die Pfortader hier mit mehreren kleinern Aesten zur Leber geht.

Bei Auxis vulgaris sah J. Müller einen Anfang dieser strahligen Bildung der Lebervenen und bei einer Leber, welche Derselbe für die von einem Plagiostomen, entweder für die von Carcharias vulpes oder für die von Zygaena malleus hält An der Leber von Zygaena Tudes konnte Ref. nichts Aehnliches wahrnehmen, auch nichts an der von Sq. Carcharias. Aehnliche Wundernetze fand J. Müller noch vor bei Thynnus brachypterus und bei Squalus cornubicus, bei diesem jedoch zur Seite des Schlundes.

In Betreff der Bedeutung dieser Wundernetze spricht sich J. Müller für die Idee aus, dafs diese eine Retardation der Blutstromung bezwecken. Es würden nämlich die Wundernetze der Leber des Thunfisches die Blutbewegung, welche bereits in der Pfortader langsamer als an andern Stellen des Blutsystemes vor sich gehet, noch mehr retardiren. Aber auch die Blutbewegung in der Fingeweidearterie nimmt an dieser Retardation Theil. Ob in diesen Wundernetzen nicht eine qualitative Umänderung des Blutes statt finde? Es lasse sich diese Idee nicht abweisen. Vielleicht liege hier der Grund der hohen Temperatur von 90° F., welche J. Davy bei Thynnus Pelamis beobachtete. Auch der gemeine Thunfisch soll nach Schiffer-Nachrichten warmblutig sein! Aber vielleicht hängt die Temperatur-Erhöhung mit der Phosphorentwickelung, welche man bei Pelamis bemerkt, zusammen? Es läfst sich auch diese Ansicht nicht wohl vereinigen, mit dem Factum, dafs die arteriösen Wundernetze der Säugethiere, Vögel und Amphibien nicht ähnliche Effecte bewirken, daher immer die Frage sich aufdrängt, was der eigentliche Grund und die Ursache solcher Retardation des Blutlaufes in und vor der Leber des Thunfisches oder der daselbst sich befindenden Wundernetze sei?

Ueberhaupt scheint nicht so fast eine Retardation des Blutstromes durch das Wundernetz bewirkt zu werden als vielmehr eine Hemmung desselben und Brechung seines mechanischen Anstofses; sodann eine Anhäufung und Ansammlung der Blutmasse in demselben. Das Wundernetz an der innern Carotis der Wiederkäuer und des Schweines scheint blos die Bestimmung zu haben, den Andrang des Blutes durch die Carotis wegen fehlenden Gegenstofses des Blutstromes der art vertebralis zu vermindern.

Da bei dem Thunfische wegen der aufserordentlichen Länge der Gallenblase, welche schon Aristoteles auffiel und wegen der Enge des Gallenblasenganges eine andaurende Contraction der Gallenblase nothwendig wird, um eine gewisse Quantität Galle in den Zwölffingerdarm zu treiben, so liegt vielleicht hierin der Grund des in den Lebergefäfsen desselben sich zeigenden Wundernetzes? Wie sich die Sache verhalten mag, in jedem Falle erhält die Lehre von den Wundernetzen durch diese neue Beobachtung eine sehr interessante Bereicherung.

Mayer.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

V.

Etudes sur la richesse des nations et réfutation des principales erreurs en économie politique. Par Louis Say, ancien membre de la Chambre de commerce de Nantes etc. Paris, 1836. *VI u.* 172 S. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, ein Bruder des bekannten, im Jahr 1832 verstorbenen Jean-Baptiste Say, ist bereits früher mehrmals als Schriftsteller im Fache der Wirthschaftslehre aufgetreten. Im Jahr 1822 sind von ihm erschienen: Considérations sur l'industrie et la législation, sous le rapport de leur influence sur la richesse des états, et examen critique des principaux ouvrages qui ont paru sur l'économie politique. Hierin findet man indefs nur den letzten Theil des auf dem Titel angezeigten Inhalts; die Betrachtungen über die Gesetzgebung und die Industrie versprach er später zu liefern, wenn sich das Publikum über seine Arbeit günstig äufsern würde. Eine frühere Schrift desselben, welche J. B. Say in seinen Noten zu Constancio's Uebersetzung Ricardo's und in der 4ten Ausg. seines Traité d'économie politique anführt, und die nach der Angabe des Verfs. den Titel hat: Principales causes de la richesse etc. Paris, Deterville, libraire, ist dem Referenten nicht zu Gesicht gekommen. Im Jahr 1829 gab Hr. Louis Say heraus: Traité élémentaire de la richesse individuelle et de la richesse publique et éclaircissemens sur les principales questions d'économie politique. Im Ganzen ist es ein richtiger Gedanke, der durch alle Arbeiten desselben hindurchgeht. Er hebt nämlich die Widersprüche hervor, in welche englische und französische Schriftsteller über politische Oekonomie, und insonderheit J. B. Say selbst, sich dadurch verwickeln, dafs sie zu wenig Rücksicht auf den Gebrauchswerth der Güter nehmen. Nachdem sie ihn wohl alle von vornherein als Grundbedingung des Tauschwerths selbst anerkennen, wenden sie ihre Aufmerksamkeit doch ausschliefslich dem Tauschwerth zu, der nur im Verkehr über die Wichtigkeit der Güter entscheidet, wogegen eine isolirte Wirthschaft ihren Reichthum lediglich an der Brauchbarkeit der Güter bemessen kann. Abgesehen vom Aufsenhandel läfst sich aber eine Nation im Ganzen weit eher mit einer isolirten als mit einer im Tauschverkehr begriffenen Einzelwirthschaft vergleichen; denn auch der Nation kommt es vor allem darauf an, dafs alle die Güter, welche den wichtigsten Bedürfnissen aller Einzelnen wie des Ganzen dienen, möglichst reichlich sich darbieten und es ist nicht zu läugnen, dafs in Bezug aufs Bedürfnifs Getraide, z. B., ein gleich wichtiges Gut bleibt, es mag theuer oder wohlfeil werden. Diese Ansicht verdiente allerdings in der französischen Literatur eine Vertretung; die deutschen Schriftsteller dieses Faches sind bereits seit *Hufeland's neuer Grundlegung der Staatswirthschaftskunst*, 1807, über die Sache im Reinen und der Gebrauchswerth ist in den bessern deutschen Schriften überall mehr hervorgehoben, als es von unsern Nachbarn geschieht. Indefs beschränkt sich das Verdienst des Verfs. auch für seine Landsleute lediglich auf die Kritik ihrer Mängel; fruchtbare Folgerungen aus seiner Lehre vom Gebrauchswerthe abzuleiten, ist ihm darum nicht gelungen, weil er nirgend mit genügender Schärfe dessen Verhalten zum Tauschwerth erforscht: ja indem er ihn einseitig ins Auge fafst, geräth er sogar in auffallende Irrthümer; denn so rechtfertigt er damit unter andern die Lehren des Verbotwesens, ganz wie es noch heut zu Tage in Frankreich blüht *). Hieraus erklärt es sich, warum andere französische Schriftsteller dem Richtigen, das die Arbeiten des Hrn. Louis Say enthalten, so wenig Aufmerksamkeit schenkten

*) Traité élémentaire de la richesse (L. 11. ch. I. et II.).

Digitized by Google

und warum ihn besonders sein Bruder nie anders als tadelnd erwähnte, und ihn sogar veranlafste, den considérations die Erklärung vorauszuschicken, dafs J. B. Say von dem Buche vor seinem Erscheinen nichts gelesen habe. Unter diesen Umständen mufs man es etwas auffallend finden, dafs sich der Verf. in der Vorrede zu der vorliegenden Schrift den Depositar der Gedanken seines Bruders nennt *), der es dessen Andenken schuldig sei, die Entwickelung der wahren Principien der Wirthschaftslehre fortzusetzen und die Hauptirrthümer zu bezeichnen, welche beim Studium dieser Wissenschaft gleich von vorn herein auf Abwege führen. Zwar versichert er in einem der Vorrede vorausgehenden Avertissement, alle von J. B. Say getadelten Behauptungen seiner früheren Schriften in der vorliegenden geändert zu haben; wir zweifeln indefs, ob derselbe mit dieser Aenderung zufrieden sein würde. Denn während Hr. Louis Say früher noch Achtung für die ausgemachten Wahrheiten der Wissenschaft zeigte, und nichts verwarf, ohne wenigstens mit Sorgfalt, wenn auch nicht immer mit Consequenz, seine eigene Meinung zu entwickeln, verfällt er in der vorliegenden Schrift ganz in das Gerede des gemeinen Lebens, das sich so gern mit seinen Erfahrungen über wirthschaftliche Angelegenheiten breit macht, weil es vom ökonomischen Thun und Treiben so völlig durchdrungen ist. Die Kunstwörter sind die Maschinen der Wissenschaft, ohne sie denken zu wollen, ist geradeso als ob man auf Spaten und Pflug verzichtete, um den Boden mit den Händen umzugraben. Was läfst sich daher von einem Schriftsteller über politische Oekonomie erwarten, der in der Vorrede als einen Vorzug seines Werks rühmt, dafs er all die wissenschaftlich sein sollenden Ausdrücke, wie Tauschwerth, Grundrente, Kapitalgewinn, Arbeitslohn, fixes und umlaufendes Kapital, Arbeitstheilung und andere zum bessern Verständnifs der Sache ganz vermieden habe, da man sich mit dem Reichthum so allgemein beschäftige, dafs schon die Sprache des gemeinen Lebens zu seiner Betrachtung ausreiche? Die Durchsicht der Schrift zeigt denn auch, dafs hier nicht blos nichts Neues gegeben ist, sondern dafs ein Anfänger durch ihre Lectüre leicht für alle schärfere Auffassung wirthschaftlicher Verhältnisse verdorben werden kann. Es wird genügen, diefs aus den ersten Kapiteln nachzuweisen. Der Verf. beginnt mit einer Betrachtung des Reichthums im Allgemeinen. Er tadelt hier alle besseren Autoren darüber, dafs sie unter Reichthum Dinge von Tauschwerth verstehen; wie alle Welt, so nenne auch er denjenigen reich, der jährlich den gröfsern Theil der Dinge geniefsen könne, die dem Bedürfnifs dienen. Zwar führt er später von den getadelten Schriftstellern ganz ähnliche Erklärungen an, versichert aber, diese ständen im Widerspruch mit der Erklärung des Reichthums, als einer Fülle von Tauschgütern, was keineswegs der Fall ist. Fürs Erste nämlich beschäftigt sich überhaupt die Wirthschaft nicht mit allen Dingen, die dem Bedürfnifs dienen, sondern nur theils mit den Gütern, welche von der Natur in geringerer Menge dargeboten sind, als das Bedürfnifs erheischt, und die darum im ausschliefslichen Besitz gehalten werden, theils mit denen, welche die Thätigkeit des Menschen dem Menschen gewährt, und die für den, der sie leistet, mit einer Aufopferung verbunden sind: beide Arten aber erlangt man von Andern in der Regel nicht ohne Vergeltung; es sind daher nur Güter von Tauschwerth, die man unter dem Reichthum im wirthschaftlichen Sinne versteht. Fürs zweite bemerkt der Verf. ganz richtig, dafs es für eine Nation im Ganzen nicht blos auf die Summe der jährlich fürs Bedürfnifs disponibeln Güter ankommt, sondern zugleich auf deren Vertheilung an die einzelnen Wirthschaften: aber eben darüber giebt der Tauschwerth Aufschlufs, an dem allein sich der Anspruch auf die Gesammtmasse aller Güter bemifst, den man demjenigen zugesteht, der in diese Gütermasse irgend ein Gut einträgt. Nicht dafs viele Güter von grofser Brauchbarkeit im Ganzen sich zum Verbrauch darbieten, sondern dafs sie auch ohne grofse Aufopferung, oder, was dasselbe ist, zu mäfsigen Preisen zu haben sind, entscheidet über den Wohlstand einer Nation im Ganzen. Man kann also den Tauschwerth bei der Würdigung des wirthschaftlichen Zustandes einer Nation nicht entbehren.

Im zweiten und dritten Kapitel sucht der Vf. den Gebrauchswerth näher zu bestimmen und zu schätzen; er findet als unterscheidendes Merkmal die unmittel-

*) In den mélanges et corréspondance d'économie politique, ouvrage posthume de J. B. Say, publié par Charles Comte, son gendre, Paris 1833. ist von dem Letzteren eine Biographie J. B. Say's, in welcher des Hrn. Louis Say nicht einmal erwähnt wird.

Digitized by Google

bare oder mittelbare Anwendbarkeit einer Sache für's Bedürfnifs, und als Mafsstab der ersteren die gröfsere oder kleinere Beschwerde, welche die Nichtbefriedigung der verschiedenen Bedürfnisse mit sich führt. Beides ist wichtig, aber nicht erschöpfend. Denn aufser der *Wichtigkeit* des Bedürfnisses, dem ein Gut dient, entscheidet über dessen Gebrauchswerth zugleich die Allgemeinheit des Bedürfnisses, die Anwendbarkeit desselben Guts für ein oder mehrere Bedürfnisse, die Möglichkeit einem gewissen Bedürfnis besser oder schlechter zu dienen als andere Güter.

Das vierte Kapitel handelt vom *Kapital*, das überhaupt als Grundlage jedes Einkommens bezeichnet wird, statt dafs nur *Vermögen*, das nicht zum Verbrauch, sondern zu dauernder Benutzung bestimmt ist, Kapital heifsen sollte. Unter jenen Begriff fällt dann auch die Arbeitskraft, die wohl eine Quelle wirthschaftlicher Güter, aber, als nicht vertauschbar, nicht selbst ein wirthschaftliches Gut ist. Nur für eine Nation im Ganzen ist sie *ähnlich* dem Kapital (etwa dem Boden); für den Einzelnen sind die Differenzen zu augenfällig, als dafs man die Arbeitskraft mit dem Kapital, die Arbeit mit der Nutzung, den Lohn mit dem Gewinn zusammenfassen könnte.

Der Verf. theilt die Kapitale ein in unbewegliche, bewegliche, industrielle Fähigkeiten und Geld, was offenbar zu keinerlei Einsicht in ihre ökonomischen Beziehungen führt und ergeht sich darauf in Tadel der tiefgegriffenen Scheidung Adam Smith's in fixes und umlaufendes Kapital. Er läfst Smith den Unsinn sagen: die Wolle und die Milch, welche man von einer Heerde gewinne und verkaufe, sei fixes Kapital und schliefst seine Kritik mit der Bemerkung: man habe über das fixe und umlaufende Kapital Bände geschrieben, die kein Mensch verstehe, was denn auch nach einer solchen Klassification nicht Wunder nehmen werde. Hätte freilich Hr. Louis Say aufmerksamer gelesen, so mufste er statt des angeführten Satzes, im 1. Kap. des 2ten Buchs von Adam Smith's Inquiry folgenden finden: „Eine Heerde, weder zur Arbeit, noch zum Wiederverkauf angeschafft, sondern um an ihrer Wolle und Milch zu profitiren, ist ein fixes Kapital". Vielleicht überzeugte ihn diefs, dafs Unverstand und Verwirrung nicht immer in den Schriften über politische Oekonomie, sondern oft auch in Lesern stecken, die sich, wie Hr. Louis Say, schon als Erwerbtreibende alle Kenntnifs, die sie suchen, von vornherein zutrauen. Mit welcher Gründlichkeit der Verf. die wichtige Lehre von der *Bodenrente* behandelt, geht zur Genüge aus folgendem Schlusse seiner Betrachtung hervor. „Hiernach ist es einleuchtend, dafs man alle nützlichen Dinge, die unsern Reichthum ausmachen, der gleichzeitigen Anwendung der Productiv-Kräfte verdankt, welche die Natur der Erde und dem Menschen gegeben hat, und dafs es eine nutzlose Verschränkung der Wissenschaft ist, zu fragen, was hievon der Erde, was dem Menschen angehört." Nach dieser Aeufserung ist es wohl eben so unnöthig, die Prüfung der vorliegenden Schrift weiter fortzusetzen, als ein näheres Urtheil über ihren Werth auszusprechen.

F. B. W. Hermann.

VI.

***Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Zwei Theile. Wien,* 1835. *Verlag von Kupffer und Singer. I. Vor. VIII.* 334 *S. II.* 389 *S. gr.* 8.**

Herr Kurz hat in einer Reihe schätzbarer Monographieen die Geschichte der österreichischen Habsburger im Mittelalter bearbeitet. Schon im Jahre 1812 gab er zu Wien in zwei Bänden: *Oesterreich unter K. Friedrich IV.* heraus. Dann aber ging er auf die frühsten Zeiten der Habsburger in Oesterreich zurück und in chronologischer Reihenfolge erschienen zu Linz 1816: „*Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albert dem Ersten*" 2 *Bände*; 1818: „*Oesterreich unter K. Friedrich dem Schönen*"; 1819: „*Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen*"; 1821: „*Oesterreich unter Herzog Rudolf IV.*"; 1827: „*Oesterreich unter Herzog Albrecht III.*"; 1830: „*Oesterreich unter Herzog Albrecht IV.*" Von den beiden letztern Werken umfafst ein jedes zwei Bände. Den Schlufs dieser Monographieen, welche dem Geschichtschreiber des habsburgischen Hauses im Mittelalter höchst wichtige Beiträge und Materialien liefern, macht vorstehendes Werk der Geschichte des K. Albrecht des Zweiten.

Bei der Abfassung seiner historischen Schriften über Oesterreich setzt sich Hr. Kurz einen doppelten

Digitized by Google

Zweck: er wollte nicht nur die Kenntnifs der vaterländischen Geschichte dadurch unter seinen Landsleuten mehr verbreiten, sondern auch einem künftigen Geschichtschreiber Oesterreichs durch die Abfassung einzelner Regentengeschichten tüchtige Vorarbeiten liefern, worin man nicht nur die gedruckten Quellen nachgewiesen findet, sondern auch die an vielen Orten zerstreuten urkundlichen Nachrichten nicht vermisset.

Ist auch die Darstellung des Verfs. nicht musterhaft, die Erzählung nicht gedrängt und kraftvoll, die historische Kritik nicht tief eingehend, so bleiben ihm doch andere Vorzüge, die Anerkennung verdienen. Es gebührt ihm das Lob fleifsig und eifrig die Thatsachen aus den Quellen erforscht, mit einem gesunden Urtheil zusammengestellt und vor allem mit dem sichtbaren Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit erzählt zu haben.

Die Vertheilung und Anordnung des historischen Stoffes ist in der Weise getroffen, dafs der erste Theil in fünf Abschnitten die Geschichte Oesterreichs zur Zeit der Minderjährigkeit Albrecht's unter seinen Vormündern, den Herzogen Wilhelm und Leopold, und seine ersten Regierungsjahre und Streitigkeiten mit dem Herzoge Ernst enthält. Der zweite Theil umfafst in vier Hauptstücken die Geschichte des Herzogs Albrecht vom J. 1415—1437, besonders seine Theilnahme an den Hussitenkriegen, und im letzten Hauptstück (im zehnten) die Geschichte seiner kurzen Regierung über das R. Reich. Besonders schätzbar und wichtig sind die den beiden Theilen beigefügten Beilagen und Anhänge. Die in den Beilagen gegebenen dreifsig bisher ungedruckten Urkunden und Quellen enthalten nicht nur für die österreichische, sondern auch für die böhmische, mährische, ungarische, bairische Geschichte manche nicht unbedeutende Notizen. Die in den Anhängen zu den Beilagen mitgetheilten Urkunden der Städte Krems und Stein, 39 an der Zahl, sind zum Theil für die Geschichte der Herzoge Leopold und Ernst, zum Theil auch für die Sittengeschichte der Zeit wichtig.

Das Werk gibt aber nicht allein für die Darstellung des österreichischen Hauses, sondern auch für die gleichzeitige Geschichte der benachbarten Länder von Böhmen, Mähren, Ungarn, Baiern wichtige Aufschlüsse. Daher ist die Geschichte K. Albrechts II. ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte Deutschlands über den gröfsern Theil der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu nennen. Um ihren Werth und das, was sie Bedeutendes enthält, einigermafsen darzulegen, wollen wir in einige Theile des Buches näher eingehen.

Wie der junge Albrecht nach dem Tode des Herzogs Leopold der Vormundschaft des Herzogs Ernst entzogen und obwohl erst 15 Jahre alt selbständig zur Regierung gelangt, wird in dem vierten Hauptstück S. 159 nach den Quellen und zum Theil aus ungedruckten Urkunden erläutert. Die vormundschaftliche Regierung der Herzoge Wilhelm und Leopold hatte das Land Oesterreich sehr ausgesogen und zu gleicher Zeit vielfältige Veranlassungen zu Bürgerkriegen unter den Habsburgern gegeben. Denn über viele Puncte schwiegen die Hausgesetze und der Willkühr und der Gewalt war ein grofser Spielraum gegeben. Hauptsächlich dem Schutze des Königs Sigmund von Ungarn, der damals auch auf den römischen Königsthron erhoben worden, verdankte Albrecht die Befreiung von der lästigen Vormundschaft. Sigmund verlobte ihn mit seiner Tochter, die damals erst einige Jahre alt war, und vertrat an seinem künftigen Schwiegersohne Vaterstelle. Ueber diese Verhältnisse hat Hr. Kurz einige wichtige Urkunden mitgetheilt, wie auch über die dadurch mit Herzog Ernst von Steyermark entstandenen Streitigkeiten. Zur Würdigung des feindlichen Benehmens gegen Albrecht und Sigmund wäre es jedoch nöthig gewesen die damaligen Verhältnisse des römischen Königs zu Polen und Venedig näher anzugeben. Offenbar wartete Ernst nur auf den Ausgang der Streitigkeiten zwischen dem deutschen Orden und Polen, welche Sigmund schlichten wollte, und auf die Wendung, welche der Krieg zwischen Venedig und Ungarn nahm, um gegen den römischen König zur günstigen Zeit loszubrechen. Allein weder von Polen noch von Venedig, sah Ernst bald ein, war Hülfe und Beistand zu erwarten; daher hielt er sich ruhig. Auf König Wenzel von Böhmen, mit dem er sich auch insgeheim verbunden hatte, konnte er allein nicht rechnen, weil dieser ungeachtet neuer Mifshelligkeiten mit seinem Bruder Sigmund, doch gegen diesen nicht die Waffen ergreifen wollte. Diese Verhältnisse hat Hr. Kurz nicht klar auseinander gesetzt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Von Franz Kurz.

(Schluſs.)

Auch ist zu verwundern, daſs er die wichtige ungedruckte Urkunde von Sigmund (dat. zu der Burge des nächsten Samstag nach S. Katharina 1411) über den Streit der Herzoge Ernst und Friedrich und die angebotene Vermittlung des Königs, welche Urkunde sich ohne Zweifel in Wien befindet, nicht gekannt und mitgetheilt hat. Die spätere Friedensvermittlung zwischen Sigmund und den beiden genannten Herzogen (im J. 1413) ist S. 188 nach Urkunden von Hrn. Kurz zum erstenmal nachgewiesen worden.

In dem fünften Hauptstück handelt der Verf. von dem Concilium zu Constanz, jedoch nur nach den bekannten Quellen. Von Johann Huſs wäre nicht nothwendig gewesen in der Geschichte Albrechts so ausführlich zu handeln. Freilich nahm Herzog Albrecht sehr thätigen und eifrigen Antheil an den Hussitenkriegen; deſshalb muſste aber die Geschichte des Johann Huſs auf dem Concilium zu Constanz nicht vollständig mitgetheilt werden: nöthiger wäre es gewesen die hussitischen Lehrsätze, welche nach Hussen's Tod in Böhmen verbreitet wurden und sehr von den Lehren Wiclef's und Hussens abwichen, anzugeben, weil Herzog Albrecht sich sehr bemühte dieselben in seinen Ländern auszurotten.

Der Darstellung der Schicksale des Herzogs Friedrich auf dem Concilium, welche Hr. Kurz unparteiisch beurtheilt und nicht unverschuldet findet, hätte dagegen eine gröſsere Ausführlichkeit gewidmet werden dürfen, da dieselben auf die habsburgischen Besitzungen so groſsen Einfluſs ausübten. Handschriftliche Quellen sind dabei nicht benutzt worden. Sehr auffallend ist es, daſs Herzog Albrecht, der soviel bei König Sigmund galt, soviel bekannt ist, gar keine Schritte, wenn nicht für den unglücklichen Vetter, wenigstens doch für die Erhaltung der vorderösterreichischen Besitzungen in der Schweiz und am Rhein beim habsburgischen Hause that. Herzog Ernst von Steyermark, der nicht sehr freundschaftlich für seinen Bruder Friedrich gesinnt war, handelte doch mehr im Interesse seines Hauses: hauptsächlich seinem kräftigen Einschreiten, verdankte das habsburgische Haus, daſs ihm noch der gröſste Theil der vorderösterreichischen Besitzungen erhalten wurde. Das passive Benehmen des Herzogs Albrecht hätte der Geschichtschreiber nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs der Herzog von Sigmund, seinem künftigen Schwiegervater, durch groſse Versprechungen gewonnen war, in dieser Sache ruhiger Zuschauer zu bleiben.

Eigentlich handelt der erste Theil sehr wenig von Herzog Albrecht selbst: desto mehr aber ist der zweite dem Gegenstand gewidmet, welchen der Titel des Buches benennt. Bei weitem der gröſsere Theil dieses Bandes umfaſst Albrecht's Theilnahme an den Hussiten-Kriegen. Unstreitig ist hier ein überaus schätzbarer Beitrag zur Darstellung dieser Kriege, insofern der Kriegsschauplatz Mähren und Oesterreich war oder insofern Oesterreicher am Kampf Theil nahmen, gegeben. Seitdem Herzog Albrecht Sigmund's Schwiegersohn geworden und Mähren zum Lehen erhalten, waren alle seine Interessen an die des römischen Königs geknüpft. Wichtige Urkunden und Verträge, welche bisher noch nicht gedruckt waren, theilt Hr. Kurz über diese enge Verbindung Sigmunds mit Albrecht mit; wir zählen dahin besonders den Vertrag vom 28. September 1421, wodurch dem Herzog Albrecht für die Hülfe gegen die Hussiten Städte und Festungen in Böhmen und Mähren eingeräumt werden (II. S. 39 u. S. 321) und die frühzeitigen Bemühungen des römischen Königs, daſs seinem Eidam die Nachfolge auf dem römischen Königsthrone von den Churfürsten zugesichert wurde (S. 110 fll.)

Digitized by Google

Sehr merkwürdig ist die Fortdauer des Hasses Friedrichs von Tyrol gegen den römischen König Sigmund und sein Bestreben auf der einen Seite mit den Hussiten in Verbindung zu treten, auf der andern Seite sich an den von dem Concilium in Basel bedrängten Papst Eugen IV. gegen König Sigmund anzuschliefsen, ungeachtet die frühere Verbindung mit Papst Johann XXIII. auf dem Concilium zu Constanz ihm so theuer war zu stehen gekommen. Was die Unterhandlungen mit den Hussiten betrifft, so weist Hr. Kurz aus zwei Original-Urkunden des fürstlich Schwarzenbergischen Archives in Wittingau vom 5. Sept. 1431 (sie sind Beilage Nr. XXVI. abgedruckt) nach, dafs Friedrich mit dem Oberburggrafen Ulrich von Rosenberg in Prag einen Vertrag abschlofs, um durch dessen Mitwirkung nach König Sigmunds Tod mit Ausschlufs des Herzogs Albrecht, die Nachfolge im Königreich Böhmen zu erwerben. Offenbar erwarteten die Böhmen, welche den gegen die Hussitische Lehre äufserst strengen Albrecht hafsten, von Friedrich mildere Ansichten. Hr. Kurz bemerkt über diese Unterhandlungen S. 186 noch Folgendes: „Ob H. Friedrich oder Ulrich von Rosenberg dieses Project entworfen und welche Schritte sie zur Ausführung desselben gethan, wissen wir nicht. Den gleichzeitigen Geschichtschreibern ist dieser Vertrag ein Geheimnifs geblieben. Sind K. Sigmund und H. Albrecht von demselben in Kenntnifs gesetzt worden, so sind beide wohl ganz gewifs über Friedrich's hinterlistiges Betragen sehr unwillig geworden. Sigmunds fortdauerndes Bestreben war schon seit mehreren Jahren dahin gerichtet, seinem Schwiegersohne die drei Kronen, die er selbst trug, zum Erbtheile zu hinterlassen; und nun wagte es Friedrich dem Könige zu widerstreben und seinen Vetter Albrecht von der Nachfolge in Böhmen zu verdrängen. Ob ihn Sigmunds Mifshandlungen in Constanz oder eine andere jüngere Unbild zu diesem Wagestück verleitet habe, können wir nicht angeben; und eben so ungewifs bleibt es, was für eine Ursache den Ulrich von Rosenberg verleitet habe, sich mit H. Friedrich zum Nachtheile H. Albrechts zu verbinden." Nicht weniger merkwürdig ist der Brief des Papstes Eugen IV. an eben diesen Herzog Friedrich von Tyrol v. 6. Jan. 1437 (zum erstenmal durch den Druck bekannt gemacht Beilage nr. XXVIII. S. 351). Wir erfahren daraus, dafs bei dem Ausbruch der Uneinigkeit zwischen dem genannten Papste und dem Basler Concilium der Herzog Friedrich sich für Eugen IV. erklärte und den zu der Kirchenversammlung Reisenden wie auch den von Basel Abreisenden das sichere Geleite verweigerte. Der Papst dankte dem Herzog für seine Anhänglichkeit nicht nur in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, sondern schrieb ihm auch, dafs er von den zwei Bitten, welche ihm durch dessen Abgesandten Caspar Frowi vorgetragen, die eine, wie er gewünscht, sogleich bewilligt habe. Dann fährt Eugen fort: die zweite, welche die Vergröfserung deines Ansehens und der deinigen betrifft, sind wir mit herzlicher Zuneigung zu erfüllen bereitwillig, was wir auch dem vorgenannten Caspar gesagt haben (Super reliqua petitione et in ceteris rebus tuum et tuorum honorem respicientibus sicuti dicto Gaspari diximus, tua filialis devotio nostros favores honeste paratos cum sincera cordis affectione semper habebit).

Diese geheimnifsvolle Stelle bezieht Hr. Kurz (II. S. 260) auf den Wunsch des Herzogs Friedrich König in Böhmen zu werden nach Sigmunds Tod. Vielleicht ging der ehrgeizige Friedrich, der schon früher, in der Zeit des Anfangs des Constanzer Conciliums, nach der Kaiserkrone strebte und sich defshalb so eng mit Papst Johann XXIII. verband, noch weiter, und liefs sich von Eugen die Zusage geben, dahin zu wirken, dafs er auf den Kaiserthron, dessen Erledigung bei der Kränklichkeit und dem hohen Alter Sigmunds bald bevorstand, erhoben werde.

Was S. 264 fll. bei Gelegenheit der Verschwörung der Kaiserin Barbara gegen ihren Gemahl, den Kaiser Sigmund, von deren schändlichen Lebens- und Denkungsweise erzählt wird, ist nach des Aeneas Sylvius Bericht. Dafs derselbe aber nicht ganz unverdächtig ist, haben schon mehrere böhmische Geschichtschreiber bemerkt. Hr. Kurz meint zwar, weil Eberhard Windeck von der Kaiserin auch unsaubere Dinge erzähle, so wäre um so weniger an der Wahrheit des Berichtes des Aeneas Sylvius, der alle mögliche Verworfenheit und Schamlosigkeit von der Kaiserin angibt, zu zweifeln. Dafs aber Aeneas Sylvius in der böhmischen Geschichte nicht vorzügliche Quelle ist, dafs er manche grelle Farben den Thatsachen beigemischt, dafs er einseitig, schief, mangelhaft erzählt

Digitized by Google

und die Kaiserin Barbara über Gebühr verunglimpft, hat Palacky (Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber) nicht mit Unrecht behauptet.

Erst das zehnte Hauptstück ist der Geschichte des römischen Königs Albrecht gewidmet. Da seine Regierung nicht zwei Jahre dauerte, so ist von derselben nicht viel zu erzählen. In Böhmen und Ungarn sah man ihn ungern auf dem Thron, und in ersterm Reiche mufste er gegen einen Theil der Unterthanen mit Gewalt der Waffen seine Rechte behaupten. Sigmund hatte seinem Schwiegersohne die Königreiche Ungarn und Böhmen mit Genehmigung der Stände dieser Länder als Nachfolger hinterlassen, und dabei nichts versäumt zu thun, was in seinen Kräften lag. Hr. Kurz tadelt Sigmund darüber heftig, dafs er die frühern Erbverbrüderungen zwischen Böhmen und Oesterreich, welche auch von den Landständen bekräftigt worden, vergessen und die Erhebung Albrechts auf den Thron Ungarns und Böhmens von den Grofsen dieser Reiche erbitten konnte. Hr. Kurz aber vergifst, dafs dazwischen nicht nur Kriege, sondern auch neue Erbverbrüderungen geschlossen wurden, wodurch die frühern schon von selbst sich auflösten. Was aber der Verf. S. 274 behauptet, ist offenbar unrichtig. Er sagt: „Seit den Regierungen der Prinzen aus dem Hause Anjou in Ungarn und der Prinzen aus dem Hause Luxemburg in Böhmen hat man in diesen beiden Ländern an keine Königswahl gedacht; es hat die Erbfolge des Regentenstammes allenthalben bestanden." Wenn wir auch nicht von den vorgenommenen Königswahlen in Böhmen zur Zeit der Hussitenkriege reden wollen, so pafst doch diese Behauptung auf Ungarn durchaus nicht: denn selbst Sigmund verdankte die Krone von Ungarn der Wahl: wäre dieses nicht der Fall gewesen, so mufste er nach dem Tode seiner Gemahlin Maria, der Tochter Ludwigs des Grofsen, die ihm keine Kinder gebar, die Krone entweder an seine Schwägerin, die Königin Hedwig von Polen, oder an den König Ladislaus von Neapel, den nächsten männlichen Erben aus dem Hause Anjou, abtreten. Da demnach Sigmund nicht vermöge eines Erbrechts auf dem ungarischen Thron safs, so konnte er auch denselben seinem Schwiegersohne nicht anders verschaffen, als dafs er dazu die Genehmigung der Grofsen einholte oder ihn zur Wahl förmlich vorschlug. Seiner Tochter Elisabetha, Albrechts Gemahlin, hatte er durch die ungarischen Stände schon auf dem Reichstage zu Presburg (4. Oct. 1411), als dieselbe zwei Jahre alt war, die Nachfolge zusichern lassen, wie man aus einer spätern Urkunde der Königin Elisabeth bei Kollar Analect. Vindobon. II. p. 919 ersieht.

Am Schlufs des Werkes S. 307 fl. entwirft der Verf. folgendes Bild von Albrecht: „Alle gleichzeitigen Schriftsteller stimmen in dem Urtheil überein, dafs Albrecht ein frommer, gerechter, gutmüthiger Landesfürst, im Kriegeskampf mit seinen Feinden ein tapferer Anführer der Truppen gewesen. Dafs er von Geburt kein Magyar, kein Slawe war, hat seinen Werth bei Manchen freilich vermindert; als Anhänger und warmer Vertheidiger der römischen Kirche wurde er von den Hussiten und Utraquisten gehafst und verfolget. Läugnen läfst es sich nicht, dafs seine Rechtgläubigkeit in Unduldsamkeit, ja sogar in Verfolgung Aller ausgeartet ist, die anders dachten, etwas Anderes glaubten, als er. Wer könnte sein grausames Verfahren gegen die Juden in Schutz nehmen, wer das Wüthen gegen die Hussiten in Böhmen und Mähren gutheifsen? — Dem K. Albrecht war ein unglückliches Loos beschieden. Während seiner Kindesjahre stritten sich in seinem Erblande die Vettern um die Vormundschaft und stürzten Oesterreich in ein fürchterliches Verderben. — Später wurde er in mancherlei Fehden mit den benachbarten Fürsten und ihrem raubsüchtigen Adel verwickelt; dann folgte der schreckliche Hussitenkrieg. — Die Unruhe stieg noch höher, als er drei Kronen auf seinem Haupte vereinigt hatte. Im deutschen Reiche hat man sich nach ihm gesehnet, aber seine Vorschläge zur Herstellung der Ruhe und Ordnung nicht angenommen. In Böhmen schwangen Hussiten und Utraquisten die Fahne des Aufruhrs und riefen aus Pohlen einen andern König herbei. Das Königreich Ungarn wollte er gegen den Andrang einer zahlreichen türkischen Armee vertheidigen, aber nur Wenige begleiteten ihn auf dem Zug, und selbst von diesen haben einige treulos das Lager verlassen, worauf sich die ohnehin kleine ungarische Armee gänzlich auflöste. Tief gekränkt, ruhmlos und todtkrank wollte Albrecht in sein getreues Oesterreich zurückkehren, — aber der Tod ereilte ihn auf dem Wege."

Als besondere Merkwürdigkeit von dem römischen König Albrecht ist noch anzugeben, dafs er wegen der Kürze seiner Regierung und der Kriege und Unruhen

Digitized by Google

in Ungarn und Böhmen nicht nur nicht die Krönung in Achen empfangen, sondern auch nie einem Reichstag in Deutschland als römischer König persönlich beigewohnt hat. Auf dem Reichstag in Nürnberg (13. Juli 1438) liefs er durch seinen Kanzler, den berühmten Caspar Schlick, den Plan zu einem allgemeinen Landfrieden vorlegen. Als dieser keinen Beifall fand, liefs er auf einem zweiten Reichstag (16. Oct. desselben Jahres) einen andern Entwurf, wornach Deutschland in vier Kreise eingetheilt werden sollte, den Reichsständen vorlegen; offenbar war es derselbe, den der römische König Sigmund schon früher vergeblich den Reichsständen vorgelegt hatte. Diese nicht unwichtigen Reichsverhältnisse hat Hr. Kurz S. 286 fl. nur kurz berührt: sie hätten aber eine ausführlichere Darstellung verdient.

Aschbach.

VII.

M. Vipsanius Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Von D. P. S. Frandsen, Prof. am Gymnas. in Altona. Mit Agrippa's Bildnifs. Altona, 1836. 260 S. 8.

Vorliegende Biographie hatte Hr. F. schon durch die im Decemberheft 1835 dieser Blätter angezeigte Probe angekündigt und durch dieselbe eine nicht geringe Erwartung erregt. Allein wenn auch diese Monographie gewifs zu den schätzbarsten unserer Tage zu zählen ist, so möchte doch wohl nicht leicht Jemand das ganze Werk mit derselben Befriedigung aus den Händen legen, als jene interessante Probe; und dies zum Theil durch die Schuld des Verfassers. Denn indem derselbe erstlich gerade den interessantesten und wichtigsten Abschnitt des ganzen Buches vorher mittheilte, in welchem ihn selbst die Einheit und Klarheit der Grundidee zu einer gelungenen Darstellung begeisterte; regte er eine gröfsere Erwartung auf, als er nachher zu befriedigen schon vermöge des Materials im Stande war; und dann befolgte er in der weitern Ausführung der Untersuchung eine Anordnung, die keineswegs geeignet ist das Interesse des Lesers zu fesseln, sondern das lebendige Bild, welches wir erst von Agrippa erhalten haben, durch die unzweckmäfsige Zerfahrung des Stoffes verwischt und verflacht.

Die Darstellung zerfällt nämlich in folgende 6 Abschnitte: 1) Agrippa als Staatsmann; 2) als Feldherr; 3) als Kunstfreund; 4) als Gelehrter; 5) öffentliche Anerkennung seiner Verdienste; 6) persönliche und Familienverhältnisse desselben. Wenn nun auch die Behandlung der einzelnen Abschnitte keineswegs mifslungen ist; so eignet sich doch diese Trennung der einzelnen Richtungen in der Thätigkeit Agrippa's nicht, uns sein Leben und Wirken in einem innern Zusammenhange und die verschiedenen Kreise desselben in ihrer wechselseitigen Bedingtheit darzustellen; sondern wir haben in jedem Abschnitte fast ein andres Individuum vor uns und statt mehrerer concentrischer Kreise um einen und denselben Mittelpunkt, mehrere gesonderte Kreise, deren Peripherien sich eben nur berühren. Selbst die einzelnen Kapitel stehen wegen ihrer chronologischen Trennung wieder als einzelne Fragmente aus Agrippa's Leben da und bei jedem derselben müssen wir erst selbst uns die Zeitverhältnisse im Allgemeinen und die persönlichen des Agrippa zusammenstellen, um *ihn* im Zusammenhang mit seiner Zeit und sein thätiges Leben in seiner Ordnung zu begreifen: und unstreitig wäre Beides durch eine chronologische Darstellung, die darum keine annalistische zu sein braucht, weit klarer vor Augen getreten. So giebt z. B. der fünfte Abschnitt in der Aufzählung seiner Ehren, eigentlich blofs einzelne Nachrichten, die sich zum Leben des Agrippa verhalten, wie Inschriften zu einer pragmatischen Geschichte; der dritte zählt und beschreibt seine Bauwerke einzeln, als ob wir in den Trümmern Rom's das Andenken eines geliebten Todten verfolgen wollten. Der letzte Abschnitt insbesondre verliert, so einzeln dastehend, wegen Dürftigkeit der Nachrichten über sein Privatleben gar sehr an Interesse, und der tragische Untergang seines Hauses ist weniger ergreifend, da man schon den halben Band hindurch Agrippa in kleineren Wirkungskreisen betrachtet hat, in denen das welthistorische Interesse desselben erloschen ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

M. Vipsanius Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Von D. P. S. Frandsen.

(Schluſs.)

Alles dies kann uns natürlich nicht durch die kurze chronologische Tabelle am Ende des Buches ersetzt werden. Ja, selbst der Eindruck des ersten Abschnittes, der in 7 Kapiteln jene oben erwähnte gelungene Schilderung der Stellung und Bedeutsamkeit Agrippa's für seine Zeit enthält, wird durch die von Kap. 9. an beginnende Aufzählung seiner Aemter (Prätur, erstes Consulat, Aedilität u. s. w.) geschwächt. Der Verf. hätte dieselben, auch seinem eignen Plan zufolge, offenbar richtiger unter den Beweisen der öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste aufgezählt; denn was waren solche Aemter für den, der *neben* Augustus stand als sein präsumtiver Nachfolger, anders als äuſsere Ehren, die nicht ihm Macht verliehen, sondern durch ihn allein Bedeutsamkeit hatten? Alles dies würde wesentlich an Interesse gewonnen haben, wenn es in seiner natürlichen Folge, Verbindung und Abwechslung dargestellt worden wäre; dadurch hätte der Zusammenhang und die Bedeutung des Einzelnen an Klarheit gewonnen und am Ende des Ganzen wäre der Ort gewesen, die einzelnen Hauptrichtungen seines Wirkens übersichtlich darzustellen: obwohl wir anderseits ganz damit einverstanden sind, daſs der erste Abschnitt, jedoch innerhalb der oben bezeichneten Grenzen, die beste Einleitung bildet, weil er Interesse für Agrippa erregt, wie kein anderer.

Sehen wir aber von dieser verfehlten Anordnung des Stoffes ab, so verdient die Monographie das Lob gründlicher und klarer Darstellung und entbehrt auch nicht interessanter Resultate und Ideen, deren einige wir im Folgenden noch hervorheben, so wie auf Anderes, wo wir Hrn. F. nicht beistimmen, aufmerksam machen wollen.

In der Einleitung überhebt sich der Vf. einer Musterung sämmtlicher Quellen, weil diese nicht hieher, sondern in eine Literaturgeschichte gehöre. Allein hierin können wir demselben gar nicht beistimmen; denn einmal kann eine Literaturgeschichte gar nicht die Zuverläſsigkeit der Quellen in Bezug auf jeden einzelnen Specialpunkt angeben; und dann müssen eben diejenigen Gelehrten, welche einzelne Partheien der Geschichte mit genauer Quellenprüfung behandeln, die Resultate der letztern darlegen, damit aus diesen speciellen Forschungen eine gründliche Literaturgeschichte hervorgehen und ein desto sichreres Gesammturtheil über die einzelnen Schriftsteller darauf gegründet werden könne. Wie denn z. B. die beiläufige Bemerkung des Verfs., daſs Dio, von seinem eignen Verhältniſs zu Alexander Severus ausgehend, in Agrippa ebenfalls nur einen so hochgestellten Beamten des Augustus erblicke, gar nicht ohne allgemeines Interesse ist: denn dieselbe Uebertragung späterer Verhältnisse auf die erste Kaiserzeit findet sich auch in andern Punkten, und man muſs daher den Standpunkt, von welchem aus Dio die erste Kaiserzeit darstellt, stets mit Vorsicht erwägen, um nicht seiner Anschauung ohne Prüfung zu folgen. Eine solche Quellenmusterung würde auch die weitläufigen Urtheile des Vfs. über die Schriftsteller entweder besser begründet, oder auch wohl unterdrückt haben. So z. B. daſs die groſse Wahrheitsliebe des Dio sich besonders 50, 12. verrathen soll, wo er es nämlich nicht wahrscheinlich findet, daſs Augustus Schiffe habe zu Lande auf eingeölten Fellen aus dem äuſsern Meere in den ambrakischen Busen bringen lassen, indem er (Dio) nicht finden könne, daſs dieselben zu irgend etwas gebraucht seien. Berechtigt dieser unbedeutende Zweifel in einer gleichgültigen Sache zu solch' einem allgemeinen Lobe? So fer-

Digitized by Google

ner, wenn bald darauf (S. 115) die Angabe des Plutarch über die Streitkräfte des Antonius eine nicht zu bezweifelnde heifst, da doch S. 114 die Vermuthung ausgesprochen ist, dafs Plutarch seine Angaben aus Augustus selbst geschöpft habe.

Wenn Sueton im August. 35. *zwei* Senatsmusterungen, das Monumentum Ancyr. *drei*, Dio Cassius aber *fünf* angiebt: so weifs ich nicht, warum man annehmen soll, dafs im Monum. ein Fehler stecke und „Augustus am Ende seines Lebens selbst nicht mehr „gewufst habe, was er während seiner langen Regie„rung gethan; Dio hingegen viel zu bestimmt spreche, „um irren zu können." Die dritte Musterung mag schon unwichtiger gewesen und daher selbst dem Sueton entgangen sein: dem Augustus selbst aber war diese aufserordentliche Mafsregel zu wichtig, als dafs er hierin so leicht irren sollte. Wenn ferner das Monum. Ancyr. den Agrippa dabei nicht erwähnt, wohl aber gleich nachher bei dem census populi; so hat dies nichts Auffallendes; denn bei der Musterung des Senats war es Nebensache, ob es Augustus allein oder mit Agrippa that; der Census aber, damals noch nach republikanischer Form gehalten, erforderte zwei Beamte und Augustus nennt deshalb auch seinen Collegen dabei. — Gut gelöst ist der Widerspruch zwischen Dio, der den Agrippa 733 praefectus urbi sein läfst, und Eusebius der mit Tacitus den Messala 738 den ersten praefectus urbi nennt. Es habe nämlich Agrippa diesen Titel nicht amtlich geführt, sondern nur in einer schwierigen Zeit dessen Gewalt ausgeübt. Eben so heifse Messala bei Frontinus primus curator aquarum, während derselbe Schriftsteller von Agrippa sagt: primus M. Agrippa post aedilitatem, quam consularis gessit, operum suorum et munerum velut perpetuus curator fuit. Für jeden andern nämlich als den Schwiegersohn und präsumtiven Nachfolger des Augustus mufste das Amt seinen bestimmten Titel und Wirkungskreis haben, was bei Agrippa überflüssig war: hatte ja Agrippa auch gleich den Kaisern die potestas tribunicia, ohne den Titel tribunus zu führen. Messala aber, der schon nach 6 Tagen jenes Amt niederlegte, ist bei Dio gar nicht genannt, sondern gleich dessen Nachfolger Statilius Terus als der des Agrippa angeführt. — Eben so scharfsinnig ist S. 135 die Stelle Vell. II, 96. erklärt: Subinde bellum Pannonicum, quod inchoatum Agrippa M. que Vinicio, avo tuo, coss. magnum atroxque et perquam vicinum imminebat Italiae, per Neronem gestum est; woraus man entweder ein *viertes* Consulat des Agrippa machte, welches er als consul suffectus geführt haben mufste, oder nach Lipsius Conjectur annimmt, dafs Agrippa unter dem Consulat des Vinicius einen pannonischen Krieg geführt habe, was nicht möglich ist, weil er in diesem Jahre (735) mit den Cantabrern in Hispanien genug zu thun hatte. Hr. F. macht darauf aufmerksam, dafs an dieser Stelle nur vom Tode des Agrippa und der hierauf erfolgten Annäherung zwischen Augustus und Tiberius die Rede sei; welcher letztere auch sogleich den pannonischen Krieg übernommen habe, den Agrippa, und Vinicius als Unterfeldherr, im Jahre vorher begonnen hatten. Vinicius sei aber von Vellejus nur aus Schmeichelei gegen den Enkel genannt, während Dio den unbedeutenden Unterfeldherrn nicht nennt. Die Note cos. oder coss. sei aber hier, wie auch sonst noch, nicht für consul, sondern für consularis zu lesen, indem es jetzt immer mehr Sitte wurde den Titel eines geführten Amtes zu einem beständigen zu machen; was Hr. F. aus mehreren Beispielen, die zum Theil Agrippa selbst betreffen, beweist: so dafs also Hirt's Behauptung, dafs die Titel auf den Inschriften in dieser Zeit nicht mehr für eine Zeitbestimmung gelten können, sich bestätigt. — Bei der Beschreibung des portus Julius wäre ein Kärtchen, wenn auch nur ganz einfach, sehr wünschenswerth gewesen, da ohne dasselbe die gegebene Beschreibung undeutlich ist; aber treffend ist die Bemerkung des Verfs., dafs kein Widerspruch darin sei, dafs die *Verbindung* des Avernus und Lucrinus mit dem Meere, von Einigen eine *Abschliefsung* desselben genannt werde; indem ein Damm dem zu ungestümen Andrang des Meeres wehrte, während zugleich der künstliche Durchbruch einen schiffbaren Ausgang gab. — Auf einem geographischen Irrthum scheint aber die Behauptung (S. 155) zu beruhen, dafs μεταξύ und *inter* in Bestimmung der Lage sehr ungenau gebraucht werde, wie man aus Tacitus Worten (Agric. 24.): Hibernia media inter Britanniam et Hispaniam sehen könne. Tacitus sagt c. 10. ausdrücklich, Hispanien liege im Westen von Britannien; also mufs Irland seiner Vorstellung nach dazwischen sein. Eben so wenig beweist der Ausdruck, Sardinien liege zwischen (μεταξύ) Italien und Sicilien, sobald Italien im weitern Sinne das cisalpinische Gallien mitumfafst. —

Digitized by Google

Agrippa's Verdienste um die Wissenschaften sind jedenfalls zu hoch angeschlagen, namentlich in dem Vergleiche mit Mäcenas. Er war ein Mann, der, von der Gunst der Zeitumstände gehoben, seine Stellung begriff und benutzte, sich aber so wenig als Augustus selbst über dieselbe erhob, sondern in seinem politischen Streben seine ganze Thätigkeit aufgehen liefs. Wenn Hr. F. nicht einmal zu bestimmen wagt, wieviel Antheil an seinen Bauten und Kunstwerken die Kunstliebe, wieviel die Politik hatte; so können wir kaum zweifeln, wie es mit seiner Liebe zu den Wissenschaften stand, da das Schweigen der Zeitgenossen über diesen Punkt ein Zeugnifs gegen ihn ist, denn seine Stellung hätte Veranlassung selbst zu übertriebenem Lobe werden müssen. — Sinnreich ist die Vermuthung, dafs die Vereinigung der corona rostrata und turrita auf Agrippa's Haupt als allgemeine Bezeichnung seiner Land- und Seesiege gelten solle und letztere Krone ihm daher nicht für Besteigung einer Mauer, sondern als ornamentum triumphale terrestre für den cantabrischen Krieg gegeben sei. — Sehr wahrscheinlich macht es der Verf. im 32. Kapitel, dafs Agrippa aufser seinem Antheil an der Vermessung des römischen Erdkreises und der öffentlichen Aufstellung der Karte im porticus Europae, auch noch durch eine Schrift sich um die Geographie verdient gemacht habe; dafs aber diese Commentarien zu *geheimen* Staatszwecken gedient und nur im Staatsarchiv allein vorhanden gewesen seien, ist minder glaublich, da die Resultate derselben veröffentlicht wurden. — Was Agrippa's Geschlechtsnamen betrifft, so entscheidet sich Hr. F. für die Form Vipsanius, behält jedoch, wir wissen nicht warum? die Beweisführung einer andern Gelegenheit vor. Wie stimmt jedoch an dieser Stelle (S. 224) die Berufung auf die Autorität der Inschriften und Münzen, auf denen Vipsanius stehe, mit der Behauptung S. 254, dafs sich auf echten Inschriften und Münzen stets nur M. Agrippa ohne Vipsanius finde, so dafs das Vorkommen des Gentilnamens als ein sicheres Kriterium der Unechtheit gelte. — Der Verf. macht es ferner wahrscheinlich, dafs unser Vipsanius zuerst den Namen Agrippa geführt habe und zeigt durch genaue Zeitberechnung, dafs der Atticus Vipsanius in Seneca Controv. II, 13. nicht der Sohn, sondern der Vater unsers Agrippa sein könne, woraus sich dann auch die gemeinschaftliche Erziehung des Agrippa mit dem Erben Cäsar's bei Apollodor auf eine ungezwungene Art erklären würde. — Was endlich Agrippa's Charakter betrifft, so schliefst der Verf. mit Recht aus dem Schweigen, wie aus dem Lobe, der Historiker, dafs Agrippa sich von den Lastern seiner Zeit im Privatleben frei gehalten habe; allein der Vorwurf, dafs er seinen Namen Vipsanius als einen ignobilem vermieden, ist wohl von Seneca nicht grundlos ihm gemacht, da das Nichterscheinen desselben auf Münzen und Inschriften ihn bestätigt. Der Mangel an Religiosität aber kann nicht befremden, da wir nicht blofs bei Cäsar nichts mehr von Auspicien, Opfern, Gelübden in seinen Feldzügen lesen; sondern Cicero (de Nat. Deor. II, 3.) ausdrücklich diese Vernachlässigung als eine allgemeine anklagt.

Es ist der Tendenz dieser Blätter nicht angemessen, noch weiter in das Detail dieser Monographie einzugehen, und wir schliefsen hier, indem wir unser Urtheil begründet zu haben glauben, dafs diese Biographie ein sehr erfreulicher und wesentlicher Beitrag zur Specialgeschichte jener wichtigen Zeit sei, reich an einzelnen Untersuchungen; nur durch die Anordnung des Stoffes das Interesse an dem Gegenstande nicht so lebendig hervorrufend, als es die sonst klare, angenehme Darstellung des Verfs. vermöchte. —

Johannes v. Gruber.

VIII.

Conr. Steph. Matthies Propädeutik der Neutestamentlichen Theologie. Greifswald, 1836. *bei E. Mauritius. XII.* 386. *gr.* 8.

Es ist stets als ein grofser Gewinn geachtet worden, wenn eine Wissenschaft gegen die anderen und eine jede Disciplin innerhalb ihrer gegen die übrigen so hat abgegränzt werden können, dafs die Gebiets-Verwechselungen und Ueberschreitungen mit den daraus entspringenden Confusionen und Streitigkeiten immer seltener und unbedeutender werden und jede Disciplin auf dem ihr eigenthümlich zugewiesenen Gebiete sich einrichten, ausbreiten und darstellen kann. Nur darf man dabei nicht vergessen, dafs eben so gewifs alle einen *gemeinschaftlichen Boden* haben, als sie ein *gesondertes Gebiet* auf demselben besitzen, und dafs die Grenze eben so sehr *verbindet* als *scheidet*, ja dafs eine jede erst dadurch in ihrem selbstständi-

Digitized by Google

gen Besitzthum, wie in der freien Ausbildung und Ausübung ihrer Kräfte und Rechte gesichert ist, dafs sie die übrigen in gleicher Weise anerkennt und sich mit ihnen als die zusammengehörigen Momente eines Systems, als die untrennbaren Glieder eines beseelten Leibes begreift und weifs. Das Bewufstsein dieser organischen Zusammengehörigkeit der unterschiedenen Disciplinen einer Wissenschaft hervorzubringen und darzustellen, ist von jeher die Aufgabe und Bemühung der encyklopädischen Bearbeitungen derselben gewesen, nur dafs man bis auf die neuesten Zeiten darin mehr auf eine gewissenhafte Aufzählung des *Vorhandenen* und auf eine gefällige, übersichtlich-bequeme Anordnung des *vorgefundenen* Stoffes ausging, als auf eine durch die Idee der Wissenschaft und durch die lebendige Selbstbewegung ihres Inhalts hervorgebrachte, gliedliche Darstellung desselben. Daher glichen denn auch die besseren nur einer theils nach historischen, theils nach ästhetischen Gesichtspunkten geordneten Gemäldesammlung, während die schlechteren zu einem blofsen Katalog derselben zusammenschrumpfen. Seitdem aber die Methode für die Seele der Wissenschaft erkannt ist, hat auch ihre Form für nichts anders als für die Selbstdarstellung des Inhalts gelten können, wie deren Gliederung für den durch die Natur des Inhalts bedingten und durch dessen Selbstbewegung vermittelten Organismus.

Wenn wir defshalb die vorliegende Schrift als eine Encyklopädie oder einen Grundrifs der exegetischen Theologie des N. T. bezeichnen, so wollen wir sie mit dem Hrn. Vf. angesehen wissen für „ein propädeutisches Ganze, als systematische Entwickelung des N. T. Gesammtinhaltes", bei welchem es „keineswegs auf äufserliche Stoffhäufung und gefällige Anordnung verschiedenartiger Materien abgesehen ist, sondern auf Entwickelung des Gegenstandes in seiner gesetzmäfsigen Fortbestimmung und nothwendigen Selbstvermittelung durch die besondern Disciplinen, welche dem N. T. Gebiete angehören"; und stimmen mit der Erklärung desselben (S. 7) überein: „ein solcher propädeutischer Inbegriff mufs, wenn er anders den objectiven Anforderungen entspricht, das N. T. Gebiet im vereinten Stoffe und im gegenseitigen Verhältnisse seiner Theile deutlich erkennen lassen, weil es bei der übersichtlichen Beleuchtung der besondern Disciplinen sowohl auf den wesentlichen Inhalt, als auch auf den wissenschaftlichen Zusammenhang derselben ankommt."

Wie nun die christliche Theologie überhaupt die Idee der geoffenbarten Religion zu ihrem substantiellen Inhalte und Gegenstande hat, so hat die historische Theologie es ebenfalls mit dieser *Idee* zu thun, aber mit ihr wie sie als das Wesen *erschienen*, wie sie in die Welt gekommen und in ihr sich dargestellt und verwirklicht hat. Sehen wir von der dreifachen Verwirklichung derselben als That, Wort und Handlung oder als Geschichte, Lehre und Cultus an dieser Stelle ab, so bleibet uns doch dieselbe hier in zwiefacher Hinsicht zu betrachten; 1) in Hinsicht auf das *Eintreten* der geoffenbarten Religion in die Erscheinung, welches dann als beendigt zu betrachten ist, wenn alle zu ihrer Constituirung erforderlichen Momente auf einfache Weise vorhanden sind; 2) in Hinsicht auf die allseitige *Ausbildung* der constituirten, durch alle Veränderungen und Verwickelungen sich mit sich selbst identisch erhaltenden, den Reichthum ihrer Momente entfaltenden Religion. Dadurch theilt sich die historische Theologie selbst in eine exegetische oder biblische und in eine kirchenhistorische; von denen die erstere, welche den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmacht, die Erkenntnifs von der Gestalt der absoluten Religion in ihrer primitiven Existenz vermittelt. Da nun das einzige authentische Dokument über dieselbe und damit auch die einzige sichere Quelle ihrer Erkenntnifs in der Sammlung der N. T. Schriften vorliegt, so „ist und bleibt das N. T. der Gegenstand dieser Wissenschaft nur mit dem Unterschiede, dafs derselbe zuerst in seiner ursprünglichen Totalgestaltung, zweitens in der Formentfaltung, und drittens in der Lehrentwickelung sich darstellt." Demnach begreift der erste Theil die Canonik, der zweite die Grammatik, Texteskritik und Hermeneutik, der dritte die biblische Theologie des N. Testaments in sich.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Conr. Steph. Matthies Propädeutik der Neutestamentlichen Theologie.

(Schluſs.)

Bei der Entschiedenheit, mit welcher der H. Vf. darauf dringt daſs jede dieser Disciplinen „um vom objectivwissenschaftlichen Gehalte und Bestande zu sein, in den Kreis der übrigen genetisch einzufügen, zur Rechtfertigung ihres selbständigen Begriffes und Inhaltes als frei aus der Sache sich erzeugendes und dadurch nothwendiges Moment des gesammten N. T. Studiums darzuthun, und zu den vorgehenden und nachfolgenden in ihr begriffsmäſsiges Verhältniſs zu stellen" sei, haben wir nur ungern den wissenschaftlichen Nachweis für die von uns kurz angedeutete Stellung, welche dieser ganze Kreis von Disciplinen in dem Systeme der Theologie einnimmt, in der Einleitung vermiſst.

In dem ersten Theile mit der Ueberschrift „N. T. Schriften" werden zuerst die Sammlung, Authentie und Integrität derselben in der klaren und gediegenen Sprache, in der scharfen Charakteristik, und in der richtigen Hervorhebung des Wichtigen vor dem minder Bedeutenden, welche Vorzüge sich fast druchgängig in diesem werthvollen Buche finden, behandelt und dadurch der Kundige eben so sehr erfreut, als der Anfänger zu einer richtigen Einsicht in die Lage der Sache und den gegenwärtigen Stand der Untersuchung gebracht. Jedoch wünschten wir, daſs neben der Wirksamkeit Christi im Kreise der Jünger und der Befreiung ihres Bewuſstseins, welche ihnen durch den Geist der Wahrheit zu Theil wurde, noch etwas bestimmter, als es geschehen ist, die Bedeutung der evangelischen Predigt und des apostolischen Zeugnisses *vor* seiner *schriftlichen* Fixirung hervorgehoben wäre, damit auch nicht einmal der *Schein* entstehe, als könne die christliche Gemeinde jemals ohne das geoffenbarte Wort gewesen sein, dessen Verkündigung vielmehr ein Factor ihrer Existenz ist. Auſserordentlich anziehend, lehrreich und eben so tief- als scharf-sinnig sind der zweite und dritte Abschnitt dieses Theiles behandelt, von denen jener den „besonderen Charakter der N. T. Schriften" der andere „das Verhältniſs des Evangeliums zur Vor- Mit- und Nachwelt" darstellt, dessen „besondere Gestaltung in der *Prophezeihung*, dem *Wunder* und der *Inspiration* begriffen wird." Die richtigen Bemerkungen über die sich selbst aufhebenden Unterschiede der historischen, didaktischen und poetisch-prophetischen Form, wie des geschichtlichen, dogmatischen und ethisch-paränetischen Momentes dieser Schriften, an denen wir nur ihre Kürze bedauern; die meisterhafte Entwickelung des evangelischen Gesichtspunktes in Ansehung der Person Christi, dessen „Lebensgeschichte das gemeinsame Grundelement bildet, von welchem jene gleich sehr in einander verschlungenen als von einander unterschiedenen Momente innigst durchdrungen werden und das „Bewuſstsein der N. T. Schriftsteller zu einem wesentlich christlichen machen;" die an feinen und glücklichen Bemerkungen so überaus reiche Charakteristik der eigenthümlichen Darstellung, welche der gemeinsame objective Grund des Glaubens und der Lehre in den einzelnen Schriften erhalten hat; die lichtvolle Schilderung der Religion des A. T. in ihrem wesentlich prophetischen Charakter, die Entwickelung dieser Prophetie selbst in ihrem innern Unterschiede der Verheiſsung, prophetischen Beziehung (Deutung) und Weissagung; die Beweisführung über die reale Möglichkeit, Wahrheit und Wirklichkeit des Wunders in der Zeit der Erfüllung, welche so gehalten ist, daſs man sieht, wie die „Anerkennung der göttlichen Geistesmächtigkeit in Christo keinesweges die naturgemäſse menschliche Lebensentwickelung desselben ausschlieſst, durch welche Ausschlieſsung das wirkliche leibhaftige Dasein Christi zu einem abstrak-

Digitized by Google

ten Scheine gemacht würde;" die Entfaltung des Begriffs der Inspiration in ihrem Zusammenhange *mit* und in ihrem Unterschiede *von* der Offenbarung überhaupt und der absoluten Manifestation Gottes in Christo insbesondere einerseits und der in der Kirche fortbestehenden evangelischen Begeisterung andererseits: — dies alles verlangt und verdient das ernsteste Studium und die gründlichste Berücksichtigung und wir hoffen, dafs diese Schrift durch die Macht ihrer aus der Sache geschöpften, begriffsmäfsigen Darstellung wesentlich dazu beitragen werde, der Unklarheit und Verwirrung zu wehren, in welcher die Mehrzahl der Zeitgenossen über diese Hauptfragen und Grundbegriffe der N. T. Theologie befangen ist, und den vagen, zwischen trübem Glauben und subjectiver Bedenklichkeit schwankenden, oft bis zur Indifferenz herabsinkenden Ansichten über die Theopneustie, Axiopistie und Stellung der Schriften des N. T. zu einander und zu denen des A. T. zur wissenschaftlichen Einsicht zu verhelfen. Welche Theilnahme diese Darstellung dem Ref. abgewonnen hat, glaubt derselbe dem H. Verf. am besten durch die Bemerkungen an den Tag legen zu können, welche derselbe sich gegen zwei Punkte derselben erlaubt. Der erste bezieht sich auf den Inhalt selbst. Die prophetische Wirksamkeit des evangelischen Geistes in der urchristlichen Zeit scheint nämlich dem Ref. nicht die ausdrückliche und gründliche Berücksichtigung empfangen zu haben, welche dieselbe als ein Moment in der Gesammtthätigkeit desselben verdient, und welche der Alttestamentlichen Prophetie und der Behandlung der Alttestamentlichen Weissagungen von Seiten der Neutestamentlichen Schriftsteller zu Theil geworden ist. Hiermit scheint auch die Ausschliefsung der Apokalypse in der Schilderung der jeder N. T. Schrift eigenthümlichen Darstellung des gemeinsamen Gegenstandes und Inhaltes zusammen zu hangen, so wie das ungünstige, bei der Untersuchung über die Authentie gefällte Urtheil über dieselbe als eine Schrift, in der sich „eine jüdisch-messianische Hoffnungssphäre kund" thue und „deren Verfasser, namentlich im Widerspruch mit dem Evangelisten Johannes, von welchem mehr als von den übrigen Neutestamentlichen Schriftstellern das Heil der Zeit und des Lebens nicht im prophetischen Sinne erst von der Zukunft abhängig gemacht, sondern vielmehr mit intuitiver Gewifsheit als in Christo geoffenbart und der Gegenwart einverleibt lebendig erfafst werde, stets in eine von der Gegenwart geschiedene Zukunft spähe und dadurch meist in Ueberspannung der evangelischen Anschauung sich fixire." Wir dürfen uns hier nicht in eine Untersuchung über diesen wichtigen, aber mit schwierigen Fragen und grofsen Weitläufigkeiten zusammenhangenden Gegenstand vertiefen; wir wollen nur an die Nothwendigkeit einer solchen erinnern und bemerken, dafs, wenn in den Evangelien, den Briefen und der Apostelgeschichte „der evangelische Geist nach der absoluten Wesenserscheinung, objectiven Lehrentfaltung und subjectiven Lebensbethätigung seinen substantiellen Inhalt allseitig ausgeprägt hat und in diesem durch Christum und die Apostel offenbar gewordenen Dasein zur Gegenwart wie zur Vergangenheit die engste Beziehung erweis't", derselbe in der Apokalypse eben dieses Dasein in die engste Beziehung zur Zukunft setzt und in unendlicher Selbstgewifsheit und Siegesfreudigkeit, im Commentar zu den Johanneischen Worten 1. Joh. 3, 2. seq. den Gang seiner factischen Verwirklichung zur „universellen Realisirung des absoluten Zweckes der Religion, wozu in der evangelischen Heilsverkündigung der substantielle Grund gelegt ist", beschreibt; so dafs *sie* erst wirklich die ursprüngliche Religionsentwickelung beschliefst und die Sammlung der kanonischen Schriften des Neuen Testaments nicht blofs zufällig beendigt. Der andere Punkt betrifft die Anordnung und Folge der Theile. Nach der Untersuchung über die Sammlung, Authentie und Integrität der N. T. Schriften als der *allgemeinen*, bei jeder Dokumentensammlung zunächst hervortretenden Seite erwarteten wir — und die Ueberschrift „*besonderer* Charakter der N. T. Schriften" bestärkte uns darin — eine Darlegung des specifischen Charakters zu finden, durch welchen sich diese Schriften aus der sonstigen Litteratur als heilige *aus*scheiden, wodurch sie ferner als Neutestamentliche sich von denen des A. T., welche den Charakter des Inspirirten mit ihnen theilen, *unter*scheiden, wodurch endlich die Glaubwürdigkeit derselben bei dem Wundervollen des Inhalts, Differenten der Darstellung u. s. w. begründet und vermittelt ist. Damit wäre zugleich als dritter Abschnitt die Entwickelung des allen diesen Schriften gemeinsamen evangelischen Gesichtspunktes nach der Besonderheit seiner historischen, didaktischen u. s. w. Auffassung in der concre-

Digitized by Google

ten Individualität der einzelnen Schriften eingeleitet und durch die Darstellung dieser *innern* Form ein sachgemäfserer Uebergang zur Darstellung der *äufsern* Formentfaltung gegeben worden, wie sie der Verf. im zweiten Theile nach den drei Abschnitten „Sprache, Text und Auslegung" giebt.

Ausgezeichnet ist hier der erste Abschnitt „von der Neutestamentlichen Sprache", und darin wieder die erste Abtheilung „von der syntaktischen Wortfügung" am gelungensten behandelt; ohne dafs wir durch dieses Urtheil den übrigen ihren eigenthümlichen Werth verringern wollen. Die Entwickelung der gesetzmäfsigen Grundbestimmungen des Nomen, Verbum und der Partikeln, welche ein nothwendiges Moment einer wissenschaftlichen Grammatik und ein unentbehrliches Erfordernifs zum richtigen Verständnisse der vorliegenden Schriften bildet, ist mit solcher Gedankenschärfe aus dem Begriffe dieser Redetheile, mit solcher Berücksichtigung des N. T. Sprachmaterials und mit solcher Anschaulichkeit der Darstellung gegeben, dafs wir uns nur mit Mühe enthalten, einiges als Probe derselben hervorzuheben. Aber der Raum gebietet uns kurz zu sein. Wir sprechen deshalb nur noch unser Bedauern aus, dafs der Hr. Verf. nicht ausdrücklicher und tiefer, als es geschehen ist, bei der Schilderung der „bildlichen Redeform" auf die Untersuchung über das Verhältnifs der Sprache zum Geiste, des Bildes zur Vorstellung und beider zum religiösen Gefühl und Gedanken, sowie über den Unterschied des Mythischen und Symbolischen und seiner Bedeutung auf N. T. Gebiete eingegangen ist; und sparen uns für einen andern Ort auf, was wir über die Theorie der Auslegung auf dem Herzen haben.

Was sollen wir schliefslich noch von dem dritten Theile sagen, welcher, wie er an Umfang der bedeutendste ist, so auch an Gehalt die Krone des Ganzen bildet?! Sollen wir durch Hervorhebung der Glanzpunkte eine nähere Vorstellung von dem Werthe und damit zugleich von der Struktur des Ganzen geben? Dann müfsten wir von diesem Grundrisse des Neutestamentlichen Lehrbegriffs einen abermaligen Grundrifs liefern. Oder sollen wir die wenigen Punkte namhaft machen, in denen der Hr. Verf. der Tiefe und Fülle der N. T. Vorstellungen durch den Begriff, den er von ihnen giebt und worin er ihren geistigen Gehalt zusammenfafst, uns nicht ganz Genüge zu thun dünkt? Auch dies würde Untersuchungen erfordern, welche, um erspriefslich zu sein, nicht mit wenigen Worten abgemacht werden können. Wir sprechen lieber unsere unverholene Freude über diese wahrhafte Bereicherung der theologischen Litteratur, sowie unsere innige Ueberzeugung aus, dafs nur durch solche Arbeiten, welche mit der vollen Energie des Denkens und mit der ganzen Strenge der wissenschaftlichen Methode den gegebenen Stoff durchdringen und darstellen, die biblische Theologie im Wesentlichen gefördert und in ihrer Würde, wie in ihrem Einflusse befestigt werden kann; denn wenn sie als *historische* Wissenschaft allerdings einen gegebenen Stoff zu ihrem Inhalte hat, so ist doch dieser Stoff an sich selbst geistiger Natur, der gedankenreiche Vorrath der biblischen Vorstellungen; und die systematische Darstellung derselben als *Wissenschaft* kann sich des Gebrauches der Gedankenbestimmungen, der logischen Kategorien, nicht entziehen, deren Ausbildung wiederum mit der Entwickelung des Geistes überhaupt in einer gegebenen Zeit aufs innigste zusammenhängt. Eben so frei von dem Wahne, durch Enthaltung des eigenen Urtheils und durch Abstraktion von den bestimmten Denkformen, in denen sich die wissenschaftliche Bildung unserer Zeit bewegt, eine reinobjective Sachdarstellung geben zu können, als frei von der Einbildung, durch subjective Zuthaten den Gegenstand erst lebendig und interessant machen zu müssen, ist der Hr. Verf. auch frei von der Furcht geblieben, dafs er den N. T. Schriftstellern einen fremdartigen Sinn unterlegen möchte, dadurch, dafs er die Vorstellungen und Bilder, in denen sich ihr religiöses Selbstbewufstsein dargestellt hat, nicht blofs getreulich referirt und sachgemäfs geordnet, sondern auch durch Uebersetzung in die Form des Begriffes mit dem wissenschaftlichen Selbstbewufstsein unserer Zeit vermittelt hat.

Moll.

IX.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez. I. Theil. Bonn, 1836. 334 S. 8.

Bei dem historischen Sprachstudium der jüngsten Zeit haben sich *zwei Hauptrichtungen* herausgestellt, die beide gleichmäfsig verfolgt werden müssen, wenn die Sprachwissenschaft zu den höheren Stufen der Vol-

Digitized by Google

lendung, deren sie eben so fähig als noch bedürftig ist, fortschreiten soll. Jede Sprache, als ein von ihm selbst geschaffenes oder zum mindesten umgeschaffenes Besitzthum eines Volkes, ist somit ein Nationales, d. h. in dieser ihrer Umgrenzung und Zurückziehung in sich selbst: Individuelles und Besonderes; aber *Besonderung* hat zur Voraussetzung ein im Besonderen liegendes und zu gleicher Zeit darüber hinausgreifendes *Allgemeines*, deren beider Kenntnifs, als solcher, sich nur durch *Vergleichung* er- und vermitteln läfst. So treten die *besondere* und *vergleichende* Grammatik, welche letztere sich mit der Zeit zu einer wahrhaft *allgemeinen* heranbilden wird, einander gegenüber, nicht aber, wenn sie anders ihr beiderseitiges Interesse verstehen, als Gegnerinnen, sondern wie zwei Liebende, die im sich kreuzenden Hinüber und Herüber wechselsweise ihren Halt und ihre Ergänzung finden. Sieht es jene auf Hervorhebung des *Unterschiedenen* und Charakteristischen einer Einzelsprache ab, so läfst umgekehrt letztere vielmehr den Unterschied fallen, hebt ihn theilweise als etwas Nichtiges oder doch Unwesentliches auf und sammelt im Hinübergreifen über eine Mehrzahl von Sprachen, insbesondere stammverwandter, deren Gemeinschaftliches in den immer mehr sich verdichtenden Brennpunct höherer *Einheiten*. Leicht ergiebt sich hieraus, wie die besondere Grammatik, falls sie sich nicht auf eine blofse, Art- und Gattungs-Merkmale ungesondert lassende *Beschreibung* einzuschränken oder innerhalb rein praktischer und sprachmeisterlicher Grenzen zu halten vornimmt, eben mit dem Aufzeigen des Unterschiedes *einer* Sprache von anderen, über jene eine hinausgehend, zu der aufser ihr gelegenen Mehrheit, zunächst genealogisch verwandter Sprachen sich wenden mufs. Gerade die Einsicht in die Nothwendigkeit, nicht bei Einzelsprachen, selbst wenn man nur die Ergründung solcher sich zum Ziele gesetzt hat, stehen bleiben zu dürfen, verbunden mit einer auf vernünftigen Principien beruhenden und gesetzmäfsig, nicht tumultuarisch und sprungweise sich fortbewegenden Methode, die, in nutzlose Gedankenspiele und in eine Skiamachie mit Lug- und Truggestalten, wie man sie der früheren Etymologie nur mit zu grofsem Rechte vorwerfen kann, auszuarten, ängstlich vermeidend, mehr im Zusammenhange der *Analogie* die Massen, als losgerissene und eben um ihrer Versprengung willen schwerer verständliche Einzelnheiten in den Sprachen zu flüssigen und durchsichtig zu machen strebt, dazu das unaufhörliche Zuströmen neuer Quellen haben der Sprachwissenschaft neuerdings einen solchen Stofs vorwärts gegeben, dafs sich nicht leicht ein Stillstand befürchten, wohl aber stets weiter um sich greifende und rasche Fortschritte hoffen lassen; und auch dahin werden wir auf dem nunmehr eingeschlagenen Wege gelangen, die Natur der Sprache und der Sprachen im Allgemeinen wie im Besonderen in ihrer durchgängigen Zweckgemäfsheit und Vernünftigkeit zu erfassen und wahrhaft zu begreifen, — wohin weder die empirische Beobachtung noch die philosophische Abstraction *allein*, jede für sich, führen können.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, dafs die jüngeren Sprachen, je weiter vom Ursprunge, je mehr der Ursprünglichkeit entfremdet und *verdunkelt* sind, so dafs die Sprachgeschichte in einem gewissen Sinne mit der eigentlichen Historie in einem umgekehrten Verhältnisse steht, indem letztere, je tiefer in der Zeit zu uns herabwärts, desto lichter zu werden pflegt. In der historisch-comparativen Grammatik nun nimmt die *Morphologie* der Sprachen eine bedeutende und weithin sich erstreckende Stelle ein; ihr nämlich liegt es ob, blutsverwandte Sprachen, welche durch den theils wirklichen, theils scheinbaren und blofs äufserlichen Unterschied, der sich allmälig in sie eindrängte, und durch ihren Entwickelungsgang, gleichsam ihre Dialektik, zu Dialekten (dies Wort im weiteren Sinne genommen) aus einander gefallen sind, auf ihre unmittelbare, anfängliche Einheit und gemeinschaftliche Grundlage wissenschaftlich wieder zurückzuführen. Buchstabe und Wort sind nur — *Schatten* des Gedankens; dieser selber aber ist nicht sichtbar, nicht hörbar, überhaupt keinem Sinne zugänglich; an und aus seinem Schatten aber müfst ihr ihn erkennen, wenn er sich nach aufsen drängt, und das ist es, was der aufmerksamen Betrachtung dieses Schattens, in so fern er auf das, was ihn umzeichnet und wirft, einen Rückschlufs erlaubt, insonderheit auch seines Wandels, den zu einem grofsen Theile eben der Gedanke, der nie ruhende, ewig bewegliche, hervorruft, ein so hohes Interesse leiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Fortsetzung.)

Allein man übersehe es nicht: in den Sprachen gehen auch Veränderungen vor, an denen der Gedanke gar keinen oder wenigen Antheil hat; das sind die *blofs* phonetischen, welche lediglich in physischen Gesetzen der Harmonie und Disharmonie von Lauten unter einander begründet sind. Eben dies könnte mit Gleichgültigkeit gegen sie erfüllen, aber man sehe zu, wie weit man ohne eine genaue und eindringliche Kenntnifs derselben kommen mag. Ohne sie in der ganzen Formlehre nicht ein einziger sicherer Schritt! und, dies sehr wohl erkennend, hat der sehr verehrte Hr. Verf. diesem Gegenstande in Bezug auf die romanischen Sprachen mit Recht eine grofse Sorgfalt und einen breiten Raum, nämlich fast den ganzen, bis jetzt allein vorliegenden ersten Band seines Werkes, gewidmet.

Die *Lautlehre* der 6 romanischen Hauptsprachen, Portugiesisch und Spanisch, Provençalisch und Französisch, Italiänisch und Walachisch wird darin in vergleichender Darstellung, und zwar ungefähr in der Weise von J. Grimm's deutscher Grammatik, zusammengefafst, und, wären noch die romanischen Mundarten der Schweiz, über deren Nichtmitaufnahme sich der Hr. Vf. selbst erklärt, und das lateinisch-romanische Element im Englischen, dessen Berücksichtigung, ohne sie eigentlich fordern zu können, man dennoch einem so gelehrten und einsichtsvollen Forscher, wie Hr. Diez, als eine, gerade durch ihn leicht an das Publicum abtragbare Schuld aufzuerlegen nur zu geneigt ist, mit in den Kreis der Untersuchung gezogen, so hätte dieser dadurch nach aufsen seinen Abschlufs erhalten. Indefs, wir wollen uns nicht durch die Sehnsucht nach dem, was der nimmersatte Wunsch vermifst, den Genufs des grofsen Reichthums der schönsten Früchte, welche Hrn. Diezens fleifsige Hand in den Hesperidengärten der romanischen Sprachen gepflückt und zudem uns in der sinnigsten Anordnung freundlichst vorgesetzt hat, verkümmern lassen, und dem Danke, zu welchem ihm die Sprachforschung aufs Höchste verpflichtet ist, werde kein Jota geraubt.

Die romanischen Zungen blieben lange, eben weil man erst so spät sie *methodisch* unter einander und mit denjenigen Sprachen, aus denen sie hervorgingen oder doch ihr Material nahmen, in Beziehung zu setzen versuchte, wenigstens in ihrem tieferen Zusammenhange und Wesen unerkannt, und, wenn gleich neuerdings, namentlich durch Deutsche und Franzosen (das Werk von Lewis Oxf. 1835 kenne ich noch nicht aus eigner Ansicht), Vieles zur Aufhellung derselben geleistet worden ist, so hat doch bis jetzt niemand in so umfassender, gründlicher und auch für andere, über das Engere hinausliegende, Sprachgebiete fruchtbringender Weise den Gegenstand zu behandeln unternommen als Hr. Diez, was sich nach Vollendung des Werks, wie wir nicht zweifeln, noch schlagender herausstellen wird.

Wie schon von Vielen bemerkt worden, stehen die *Romanischen*, die *Romaïsche* oder *Neugriechische* und die *Prâkrit*-Sprachen nicht nur mit ihren zubehörigen Muttersprachen im ähnlichsten Verhältnisse, sondern bieten auch so viele analoge Erscheinungen dar, dafs eine vergleichende Betrachtung eben dieser Erscheinungen, da die äufsere Unabhängigkeit der Bildung jener drei jüngeren Sprachkreise von einander (ein paar Beziehungen des Romaischen zum Italiänischen und Rumunischen, s. Heilmaier, Entstehung der romanischen Spr. S. 34 ff., abgerechnet) keinem Zweifel unterliegt, nothwendig zu dem Schlusse führen mufs, es habe in ihnen ein gleichmäfsiges Princip gewaltet, und so mit Nothwendigkeit aus ähnlichen Umständen und Ursachen ähnliche Wirkungen erzeugt. Es handelt sich hier nicht um die Urschöpfung von Sprachen,

Digitized by Google

sondern um die Verjüngung alter, aus dem Gebrauche lebendiger Rede verschwundener. Aus dem Tode ist ein erneutes Dasein entsprossen, und, wie Tod und Zerstörung nicht aufserhalb des Naturgesetzes stehen, noch weniger eigentliche Vernichtung sind, so weht auch in der neuen Rede, zwar ein anderer als in der alten, aber doch auch ein schöpferischer Geist, der mit Lebensodem die durch ihn selbst niedergeworfenen Trümmer durchdrang und aus ihnen einen neuen Sprachleib wiedererstehen liefs.

Ein grofser Theil des Wortschatzes in den vorgedachten jüngeren Sprachen unterscheidet sich von dem der älteren *nur* durch den Buchstaben. Wir bemerken in allen jenen Sprachen namentlich 1) einen grofsen Hang zur *Wortverkürzung*, zu *Auslassungen* von Buchstaben, aus denen oft ein, im Sanskrit streng verpönter *Hiatus*, den sie nicht immer wieder zu tilgen vermochten, erst entstand; — wogegen blofs phonetische *Zusätze* hier, wie in allen Sprachen, nur unter ganz besonderen Umständen vorkommen. 2) Einen nicht minder grofsen Hang zur *Assimilation*, und zwar zu deren höchstem Grade, d. h. völliger Angleichung, während z. B. im Sanskr., Griech. und Lat. die niederen, welche den wahren, grobkörnigen und kantigen Charakter der Lautgruppen nur glätten, nicht abstofsen und verwischen, noch in überwiegendem Maafse vorwalten. 3) Zur Laut-*Herabsenkung* und *Abschwächung*, z. B. der Tenues zu Mediä (S. 250 vgl. mit Hoefer, Prakr. dial. p. 12), eines lat. f zu span. h (184), wie im Prakrit unzählige Male h für aspirirte Consonanten, von welcher Verderbung sich im Sanskr. erst spärliche Spuren zeigen; langer oder vollerer Vocallaute zu kurzen und dünneren u. s. w. 4) Theilweise eine grofse, aus dem alten sanskritischen und gothischen Dreiklange a, i, u hervorgegangene *Mannichfaltigkeit* und *Buntheit* zwielichtiger, aus der ursprünglichen scharfen Umgrenzung ausgewichener *Vocale* (vgl. Lepsius, Paläogr. S. 24), z. B. das kurze o im Bengalischen, welches im Sanskr. mangelt, für das ă des letzteren; frz. u, wie griech. υ, st. u; und die Menge romanischer Concretiva (nicht eig. Diphthonge), welche durch Vorschlag eines zur Consonanz hinneigenden Vocals, bes. des i und u, (namentlich auch im Slaw.) häufig entstehen. Uebrigens versteht es sich von selbst, dafs diese jüngsten Sprachen nur weiter als die zwischenliegenden Mittelstadien, z. B. Griech. und Lat., zum Extrem fortgetrieben sind, und auch einzelne, den vorigen entgegengesetzte Tendenzen (z. B. p—f S. 178; b—f 181) in ihnen sich finden.

Jene Idiome zeichnet ferner, aufser ihrem *modernen* Geiste, der in der neu-griechischen, wie in den neu-lateinischen Sprachen offen genug am Tage liegt, und aufserdem auch selbst den Prakritsprachen sammt dem Pali, und zwar dem letztgenannten schon als der Sprache der neologischen und reformatorischen Religionsrichtung in Indien, des Buddhismus, wiewohl in einem etwas abweichenden Sinne, zugesprochen werden mufs, namentlich noch ihr *regressiver* Charakter aus, welcher sich in der häufigen *Einbufs-* und *Rückauflösung* von Flexionen und Derivationen, die in den älteren indogermanischen Sprachen gröfstentheils synthetisch ausgedrückt sind, kund giebt, und zum Theil gewissermafsen ein Zurückfallen ist in den ursprünglichen, unkräftigen Zustand der Unverbundenheit, aus dem die einsylbigen Sprachen sich nie emporrafften. Zu diesem Allem kommt endlich bei den meisten jener Sprachen ihr Conflickt mit anderen verwandten oder unverwandten, der weniger belebend als destructiv auf sie einwirkte, ihnen dafür aber eine Menge *neuen Sprachstoffes* zuführte, ohne dafs dieser auf deren *grammatischen Bau* einen grofsen *positiven* Einflufs zu üben vermocht hätte.

Hr. Diez leitet sein Buch zweckmäfsig mit einer gediegenen und interessanten Abhandlung über die *Bestandtheile* der romanischen Sprachen ein; natürlich gilt ihm das *Latein*, namentlich in seiner späteren Gestaltung als romana rustica, für deren bei weitem vorwiegendes Element und einheitliche *Basis*; daneben wird den, von Gelehrten romanischer Zunge nur zu lange verkannten *germanischen* Bestandtheilen der *zweite* Platz, den wir ihnen nicht streitig machen wollen, eingeräumt; und beide sind nach ihrem Buchstabenwandel gesondert betrachtet, was ebenfalls unsern ganzen Beifall hat. Was nun aber dem Refn. sehr leid gethan, ist, dafs darin über die *iberische* und die von ihr, trotz solcher Mischungsverhältnisse, als im Keltiberischen vermuthet werden dürfen, streng verschiedenen *keltischen* Sprachen so eilig weggehuscht wird. Kelten haben gesessen, überall, wo man Romanisch oder *Wälsch* spricht; Wales, Cornwallis, Wallonen,

Digitized by Google

Churwallis, Welschland und selbst Walachei sind Namen, die sämmtlich auf ein romanisirtes oder reineres keltisches Geschlecht zurückdeuten; und noch heute grünen jene Sprachen, die keltischen in 4 Sprössling en, als *Bas-Breton* in Frankreich, das ihm zunächst verschwisterte *Wallisische* (mit dem vorigen und der Sprache in Cornwallis zusammen unter dem Namen *Kymrisch* befafst) und sodann das abermals enger unter sich verbundene (eig. *keltische*) Schwesternpaar, *Erse* und *Gaelisch*, in Grofsbritannien; das iberische aber im *Waskischen* auf spanischem Gebiete fort. Wer möchte nun die kecke und nachweislich falsche Behauptung aufstellen, dafs in den romanischen Sprachen namentlich vom altkeltischen Wortvorrathe kaum eine Spur übrig geblieben sei? Auch thut es unser Verf. nicht; offenbar aber ist es ihm peinlich gewesen, die von ihm sehr verständig dargelegten Schwierigkeiten, welche eine Benutzung neukeltischer Sprachquellen zum Behufe der etymologischen Forschung innerhalb des romanischen Sprachgebiets allerdings darbietet, in so weit selbst zu überwinden, als es mit einiger Aufmerksamkeit schon jetzt möglich ist. Bei der Ueberfüllung neukeltischer Sprachen insbesondere mit lateinisch-romanischen und germanischen Elementen, während andrerseits auch die letzteren (namentlich zahlreich das Englische) Vieles aus ersteren herübergenommen haben, und wiederum alle diese Sprachen manches *Nichtentlehnte* gemeinschaftlich besitzen, hat freilich die Kritik in vielen Fällen das schwierige und mifsliche Geschäft, in ihnen erborgtes Gut vom erbeigenthümlichen auseinander zu halten; aber selbst, wenn hie und da, — oft kann man es aber ohne sonderliche Mühe —, jene Abscheidung nicht mehr gelingen will, bleibt auch so die Gegenüberstellung derjenigen neukeltischen Elemente mit romanischen, zu denen diese stimmen, höchst nützlich, weil nicht selten gerade dort dieselben in weniger oder doch anderswie angegriffenen und entstellten Gestalten geborgen sind. Ohnehin wird ja eine kritische Untersuchung der keltischen Sprachabkömmlinge durch eine solche Vergleichung erst möglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.

Poesie filosofiche di Tomaso Campanella publicate per la prima Volta in Italia da G. G. Orelli, Professore all' Universita' di Zurigo. Lugano, 1834.

Von deutscher Hand gesammelt, Deutschen gewidmet, erscheinen hier, in Italien zum erstenmal, Thomas Campanella's Gedichte. Ihr äufseres Schicksal ist sich also gleich geblieben, von ihrer Entstehung an bis auf den heutigen Tag. Denn als Campanella noch bitter in seinem Gefängnifs zu Neapel schmachtete, lange vorher ehe Frankreich ihm Rettung und Sicherheit des Lebens, Richelieu ihm Ruhe und Pflege des Geistes gab — war es ein Deutscher, Adami, der von einer Reise aus dem Morgenlande kommend, ihm Trost brachte in seinen Martern, und Heil und Ehre, indem er aufser andern Schriften auch die Lieder des Gequälten, frisch wie sie erwachsen waren aus seinen Leiden, mit sich nahm nach Deutschland, und von dort aus, freilich in sparsamer aber doch bedeutungsvoller Auswahl, der Welt bekannt machte. Anderthalb Jahrhunderte vergingen, bis wieder ein Deutscher, Herder, sich dieser Poesieen, die im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen waren, annahm. Wenn irgend einer voll gewesen ist von dem Beruf seiner Nation, — eine Roma des Geistes zu gründen, Alles was Geist ist zu ihrer Provinz zu machen, das einzige Weltreich das nicht zerfallen kann — so ist es Herder gewesen. Sein grofses Herz, sein allhegender Sinn wandte sich auch auf Campanella; aus der Adamischen Sammlung wurden ungefähr zwanzig Stücke in freier Uebertragung von ihm in der Adrastea mitgetheilt. Und diesen Landsleuten sich anschliefsend bietet nun Herr Orelli jene Auswahl philosophischer Gedichte Campanella's, den Mangel ihrer ersten ärmlichen Ausstattung „im barmherzigen Samariterlande" tilgend, der Heimath dar, die den merkwürdigen Mann geboren und in der sein Leib gelitten.

Eine ähnliche Bewandnifs, wie mit Campanella's philosophischen Bestrebungen, hat es auch mit seinen Poesieen. Wie er auf dem Felde der Philosophie mehr angeregt als geschaffen, mehr gewollt als geleistet hat, wie ihn der gährende Trieb Alles dessen, was das Menschengeschlecht jemals Grofses gedacht, bewegt hat, ohne dafs er des unendlichen Stoffes bildend Meister werden können; wie alle Elemente der philosophischen Vergangenheit und Zukunft gleichsam um ihn aufgebraust und er in der Geschichte der Philosophie doch nur eine kleine Stelle einnimmt — so fehlt auch seinen Gedichten jene Energie der Gestaltung, jene individualisirende Kraft, die das Eigenthümliche in den Productionen der Natur und Kunst ausmacht. Nicht sowol Schöpfungen der künstlerischen Phantasie, reine heitre Geburten der Schönheit sind es, sondern mehr Ergüsse eines gewaltigringenden Gemüthes, Denkwürdigkeiten eines erhabenen Geistes, ein Gedankentext von Vers und Reim einer schon an und für sich melodischen Sprache gleichsam musikalisch begleitet. Die poetische Form ist mehr das Gewand, in dem diese Seele einhergeht, als der eigne blühende Leib, mit dem zusammen aus *einer* Fülle seeligen Lebens sie empfangen und geboren worden. Nicht als selbstständige Wesen, in sich selber ruhend, wie aus sich selber hervorgewachsen, dafs man ihren Meister über ihnen vergäfse, wandeln sie vor unsern

Digitized by Google

Augen, sondern nur Verkündigungen seines Wesens sind sie, Worte, die Er zu uns spricht. Aber als solches ist jedes derselben interessant, bedeutend, grofsartig. Der Mensch, der Charakter ist es, der unsere Theilnahme und Bewunderung in höchsten Anspruch nimmt. Das erhebende Schauspiel wird uns dargeboten, einen freien Geist zu sehn, der seiner göttlichen Würde, der Kraft seines Ursprunges voll, ungebeugt, unerschüttert, unangreifbar im innersten Kerne, allen Schrecken der Tyrannei Trotz bietet und nach mehr als zwanzigjährigem Kampfe mit dem Grimm einer frevelnden Welt als ihr Sieger hervorgeht. Der höchste Muth und die höchste Kraft, der Muth der Wahrheit und die Kraft des reinen Willens sind die Pulse seiner Seele, und hochhinweg über Gewalt und Schmach der Zeitlichkeit wird er von ihnen getragen. So singt er: *)

„In Banden frei, nicht einsam und doch einsam,
Sitz' ich hier, stumm, doch meine Glocke klingt.
Der niedern Welt ein Thor, und doch dem Auge
Göttlichen Sinn's ein Weiser. Himmelwärts
Schweb' ich empor mit Schwingen, die die Erde
Daniederdrückt; von aufsen tief bedrängt,
Traurig gefangen; in mir frei und froh. —

Ein zweifelhafter Krieg bewährt den Muth,
Im Ewigen schwindet alle Zeit;
Die schwerste Last erträgt am leichtsten sich. —

Mir auf die Stirn ist meiner Liebe Bild
Geprüget; sicher führet mich die Zeit
Dahin, wo ohne Worte man versteht."

Und zum Eingang:

„Ich, entprossen von euch, Verstand und ewige Weisheit,
Ich, ein liebender Forscher des Wahren, Guten und Schönen,
Rufe die aberwitzige Welt, die im Kampfe mit sich ist,
Rufe sie freundlich zurück zur Milch der Mutter. Die nährte
Treu mich ihrem Gemahl. Sie gofs mich, schnell wie sie selbst ist,
Ein in alle Gestalten, ihr Ueberschauer und Künstler.
Ist das Ganze wie unsere Wohnung, o Freunde, so fliehet,
Flieht die zweiten Schulen! Ein Punkt, eine Linie, ein Halm
Führt zum Unendlichen euch. — Wenn Worten Dinge voran gehn,
Weit übertreffend sie, ach, so zerschmelze die stolze
Unwissenheit, die uns so viele Leiden gebracht hat,
Sie zerschmelz' an dem Feuer, das ich dem Himmel entwandte."

Was ihm fehlt, das ist das Höchste, was dem Philosophen wie dem Dichter zu Theil werden kann — jener Frieden der Vollendung, in dem der Genius das Vollkommne gebiert, den wir dem Kundigen mit einem Worte aussprechen können: die Form — die das Geheimnifs aller Meisterschaft enthält, sie, die des Dichters Hand so rein macht, dafs, wenn sie schöpft, das Wasser sich ballet.

Wer dieses höchsten Looses theilhaftig werden soll, über dessen Geschick müssen die freundlichsten Sterne leuchten. Dem Campanella waren eherne Lasten auf die Brust gewälzt; den Wust seiner Zeit und das Grauen seines Schicksals von seiner Seele loszulösen war der Drang und Zweck seiner Canzonen; jene Lasten ihn wegathmen zu sehn von seinem Busen, ist unser Interesse und Genufs an diesen Gedichten. Unter den Höllenqualen der Folterbank sind sie empfangen, in der Luft des Kerkers aufgekeimt, und die Glut des nahen Scheiterhaufens hat sie gezeitigt. Das ist ihre Schönheit.

Er ist ein Sohn einer Uebergangszeit, eins ihrer willigsten Organe, das sich in ihrem Dienst verzehrt. Hingegeben in aufopfernder Begeisterung rüttelt er an den verschlossnen Pforten der Zukunft, ihr Licht ahnend — in dem Fundamente unsrer Freiheit liegen seine Thaten versenkt.

Er war ein Mann; so möchten wir Alles zu Allem genommen am liebsten von ihm sagen — das heifst, wenn wir es commentiren sollten, „ein Herr und König des eignen Lebens!" die Würde, die Jedem erreichbar und doch so hoch liegt, dafs nur wenige Häupter zu ihr hinanreichen.

Dies Wort aber mahnt uns, des Dichters, von dem wir es entlehnt, und des Werkes, das es charakterisirt und das in mannichfacher Hinsicht zur Vergleichung mit der vorliegenden Sammlung auffordert, zu gedenken — Leopold Schefer's und seines Laienbreviers.

In Campanella wie in Schefer lodert eine und dieselbe Lebensflamme — jene sittliche Glorie, sich zu fühlen als das Ebenbild Gottes. Was aus diesem Marke gedeihen, an diesem Stamme wachsen kann, das finden wir auch im Laienbrevier, nur Alles noch reiner, holder, schöner Alles, alle Früchte ganz süfs, unter der milden Sonne eines linden Schicksals gereift, Alles reicher und einfacher, tiefer und unschuldiger zugleich, und unendlich mehr noch. Aus der volleren Dichterbrust ist es entsprungen; die Farben- und Gestaltenfülle der Natur quillt in seinen Blättern, und die Grazie des Friedens ist darüber ausgebreitet. Ein wahrer Seelenschatz liegt es vor uns, so schwer von Liebe und Weisheit, von Seegen und Gnade, so durch und durch eine gute That und ein schönes Gedicht zugleich, dafs der rasche Erfolg, den es im Publikum gewonnen, als ein wahrhaft erfreuliches Ereignifs zu begrüfsen ist.

Eben dieser Erfolg läfst uns auch den Wunsch aussprechen, dafs von den verehrten Herren, denen der Herausgeber die vorliegende Sammlung auf so auszeichnende Weise gewidmet, wenigstens einer sich veranlafst fühlen möchte, der deutschen Nation diese Gedichte durch eine Uebertragung völlig zuzueignen.

Werder.

*) Nach Herders Uebersetzung.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Fortsetzung).

Ich habe nicht die Anmafsung, in den wenigen mir zugemessenen Zeilen den Beweis von dem eben Gesagten führen zu wollen; aber doch wünschte ich durch sie in einigen Beispielen es eindringlich zu machen, dafs wir verpflichtet sind, endlich das popanzartig umherschleichende Vorurtheil gegen die neukeltischen Sprachen, das leider Unwissenheit oder mehr noch eine gleich schmähliche als unsinnige Behandlung und Verwendung derselben, wodurch sich seither, mit Ausnahme weniger besonnener und würdiger Forscher, nicht blofs Einzelne, sondern sogar ganze keltische Akademieen an ihnen versündigten, mit Stahl und Eisen umwaffnet und gepanzert hat, zu Boden zu treten, und den mehr durch die Hand unberufener Arbeiter nutzlos umwühlten und durcheinander geworfenen, als durch sich selbst verwilderten Acker, der Natur zurückgebend in sorgfältige Pflege zu nehmen, um demnächst von ihm mit reichem Wucher, dessen er sich nicht weigern wird, den eingestreuten Fruchtsamen zurückerwarten zu dürfen. Trotz der Revision und Erweiterung, welche das von *Adelung* im Mithr. Bd. II. zusammengestellte Verzeichnifs alter, in den Schriften der Griechen und Römer uns aufbewahrten keltischen Wörter bedürftig ist, zeigt dasselbe doch, in Verein mit einer ruhigen Betrachtung der obigen von mir neukeltisch genannten Sprachen, zur Genüge, zwar nicht, was ein sonderbares und unvernünftiges Verlangen wäre, dafs letztere die altkeltischen Sprachen selber, wohl aber, dafs sie deren, wenn auch gewifs mehrfach entartete und verunreinigte Abkömmlinge seien, welche, der mannichfachsten Bedrückungen der Kelten durch andersredende Völker, sowie ihrer Einverleibung in die Herrschaft der letzteren ungeachtet, selbst heute noch eine unverkennbare Selbständigkeit und Unabhängigkeit athmen. Indem ich eine andere Gelegenheit suchen werde, um Adelungs vorgedachte Sammlung mit Hülfe besserer Quellen zu bestätigen oder zu berichtigen, beschränke ich mich jetzt auf wenige Beispiele jenen Sprachen entnommener Wörter, die zur Aufklärung der Herkunft oder sonstiger Erläuterung romanischer etwas beizutragen vermögen. Im BBret. *bada* v. n. Etre étourdi; badauder, und das damit verwandte *badalein* (l mouillé) v. n. Baailler, bâiller, das also d verloren hat. Altfr. bei Roquefort I. 122. *Badaier* (bayer, béer) Bâiller; être dans l'étonnement; *bedaist* Étourdi, fat, womit auch fr. *badin* zusammenhängt. — Das fr. balai, welches Diez nicht erklären zu können gesteht S. 82, ist BBr. *balaen*, von *balan* (genêt), woraus man häufig Besen fertigt. Das Wort *Besen* ist allem Anscheine nach ebenfalls keltischen Ursprungs; altfr. „*bes* De la glue (vgl. Lat. viscum); et le bouleau, dont les menus brins (BBr. *briénen* f.) servent à faire des balais; en bas Bret. *bez*" Rqf.; nämlich im BBr. steht z häufig für eine Lingualmuta, und Welsch *bedwen* f., Gael. *beith*, Ir. *beith* u. *beth* ist Primitiv zu dem Lat. Dem. *betula* alba, (altfr. bool, beou bei Rqf., und mit doppelter Deminutivendung fr. bouleau), welches Wort Adelung Mithr. II. 48. unbegreiflicher Weise von der *rothen* (?) Rinde so benannt glaubt, was, selbst wenn couleur *bete*, sang *bete* bei Rqf. „roth" bedeuten und die rothe Beete daher den Namen haben sollte, der Natur zuwiderzulaufen scheint. Aehnlicher Weise kommt fr. tan, holl. taan, E. tan, Lohe, vom BBr. *tanne* (chêne; seltener in der Bedeutung: Lohe), nicht, wie fälschlich Diez 322 meint, vom Deutschen tanne (abies), und fr. ruche, BBr. *rusken* f., weil man die Bienenkörbe besonders aus Eichenrinde verfertigte, von *rusk* m., Ir. *rusg* m., mlat. *rusca* (Baumrinde), Gael. *rùsg* An external covering, a rind, skin or Rusk; the bark of a tree; a flecce of wool. — BBr. *bouzellen* (z. st. d) f., altfr. *budel*, *boel*, fr. boyau,

Digitized by Google

E. bowels, Diez 9., Lat. botulus bei *Freund*, der auch, jedoch vielleicht mit Unrecht E. *pudding* vergleicht, wie Welsch *poten* f. What bulges out; a paunch; a pudding; *poth* m. That swells out; a boss (vgl. E. puds) muthmafsen lassen. Aachenisch der puttes, Blutwurst; geputz, Kaldaunen, bei Müller u. Weitz (Aachener Mundart); altfr. baudan, pr. baoudan, Boyaux, tripes bei Rqf., fr. boudin, it. boldone, entweder durch Einschub, oder, wie im Aachen. noeld, Nadel, Umstellung des l, wofern sie sich nicht an das von Rqf. angeführte *bullâda* st. budellâda zunächst anschliefsen. — BBr. *botaoui* v. a. Faire ou mettre une chaussure, fr. botter; *botez* Chaussure en général, fr. botte, E. boot, poln. bót Diez 39. 316. Radlof, Bildungsgesch. S. 282; aber *bôtel foin* Botte de foin, E. bottle (Bündel Heu). Welsch *potel* What is puffed out; a leathern bottle; a bottle; mndl. bottelghier, E. *butler* (mlat. buticularius). Unter Voraussetzung, dafs „schwellen" Wurzelbedeutung dieser Wörter sei, lassen sie sich mit denen unter der vorigen Nummer, so wie auch mit Welsch *putan* m. A. button, bud, fr. bouton, mit Deutsch boot (scapha), ferner mit fr. pot, Lith. pûdas (Topf), vereinigen; in πυτίνη, βοῦτις bleibt meines Bedünkens zweifelhaft, ob τ radikal sei; jenes liefse sich z. B. zu πω (potare) ziehen. — Fr. fol, fou; Welsch *fôl* Adj. Round; blunt, silly; simple, foolish; *fiôl* m. A blunt one, a fool; altn. folska (imprudentia) Grimm II. 374. — Fr. fringuer, BBr. *fringa* Sauter; gambader; se divertir. — BBr. *poulout* m. = fr. pelote (Dem. vom Lat. pila); *peùl* m. = fr. pieu, pilier, mndl. pilaer, mlat. pilarium, aus pilum, pila. — Ir. *pighe* A pie (pica), aber *pighe — feola* (*feol*, flesh) A pasty, auch pie im Engl., vielleicht fr. pie (auf dem Rost gebratenes Stück von dem Vordertheile eines Schöpsen). — Gael. *plum* v. n. *Plunge* like lead, fr. plonger, it. piombare, deutsch plumpen (plump, Lat. plumbeus), sämmtlich aus plumbum, altfr. plunc, plonc Diez 270. — Zum Schlusse hier noch einige zwar indecente Ausdrücke, an die sich aber doch, aus leicht einzusehenden Gründen, ein gewisses sprachliches Interesse knüpft: BBr. *piden* ou *biden* f. Verge (penis) Welsch *pid* m. A point; what tapers to a point; *pidyn* A pintle; unstreitig, obwohl v im Anlaute an die Stelle von p, b nur selten tritt, fr. vit und auch vielleicht mit einem Derivativsuffixe altfr. veille Nerf de boeuf. Sonst Welsch cal f. A stalk (Lat. cala, Diez 10, Lith. kûlas oder kólas, Russ. kól" Pfahl); a pricke; penis (wie Lat. contus, Ruthe); dagegen *caill* f. A testicle, altfr. coile, E. cullion, die sich an Lat. culeus (s. Freund's Lat. Lex.) = Russ. kýl' (Sack aus Binsenmatten), Lett. kulla Tasche, Reisebündel, Lith. kullys, lederner Sack, Schlauch, Hodensack, kulikẽlis, Klingsäckel, anlehnen. Vgl. ags. codd (pera), E. cod Schote; *Hode*; Stockfisch, in welchem letzteren Sinne das Erse *codog* m. Haddock aufweist. Im Esthnischen bedeutet *kel:* männliche Ruthe; Hode; aber auch Glocke, Uhr. — Dem franz. cul, Lat. culus entsprechen Gael. *cul* (The back of any thing; the hinder part, not the front: auch the hair of the head, in welchem Sinne es Verderbnifs aus Lat. capillus sein mag); Welsch *cil* f. A back; a recefs; a place to fly to; BBr. *kil* m. Le dos. Le revers. Le derrière, die, eben um der Uebereinstimmung der beiden kymrischen Sprachen im i willen, wohl schwerlich aus dem Lat. *entlehnt* sind. — Dies gilt auch unstreitig von Gael. *cac*, Welsch *caç* To cack (caccare), da auch im Pers. kak (qui se ipsum exonerat) vorkommt.

Unter den Lautveränderungen befindet sich eine, welche durch das *intellectuelle* Princip der Sprache in so fern herbeigeführt wird, dafs diese durch falsche Etymologieen oder Anklänge eines Worts an andere sich zu Umgestaltungen desselben in diesem Sinne verleiten läfst, die aus dem blofsen Lautprincipe durchaus unerklärlich wären; namentlich geschieht dies bei *Lehnwörtern*, welche natürlich, dem grofsen Haufen etymologisch unverständlich, am leichtesten Mifsverstand erzeugen. Es sind viele Pseudoetymologieen in den Sprachen, nicht blofs in den Köpfen ihrer Bearbeiter, current geworden, die man kennen zu lernen suchen mufs, weil sie oft nachtheilig auf die Wörter einwirkten und diese in eine falsche Richtung brachten; denn gerade die scheinbar am nächsten liegenden und *wahrscheinlichen* Etymologieen erweisen sich nicht selten als historisch unwahr. *Etymologie* ist das Γνῶθι σεαυτόν, das Selbstbewufstsein, dessen eine Sprache, welche dieses ihr Paradies mehr oder weniger verloren hat, mittelst jener sich wieder bemächtigen mufs. Viele Abweichungen von der gewöhnlichen Analogie, z. B. das b in It. brugna (prunum) wegen bruno, braun, bottega (apotheca) wegen Bude (von bauen); pipistrello neben vipistrello (vespertilio) wegen pipire Diez 248; sp. verdolaca (portulaca) wegen viridis Diez 177, be-

Digitized by Google

sonders aber mehrere ganz unorganische Buchstabenzusätze (Diez 263—269) erklären sich ohne Schwierigkeit auf diesem Wege. So z. B. sp. floresta (Wald), als enthalte es flores; it. fiavo (favus) wegen dessen gelber Farbe (flavus), fiaccola (facula) wegen flagrare, flackern; walach. octombrie, altfr. witembre wegen Septembre, Novembre, Decembre (Quatember, im It. quattro tempora ist mit jenen nicht analog) fr. sombre, wahrscheinlich aus sub umbra, und so auch sp. sombra (Schatten); das altsp. solombra hat entweder Dissimilations halber, oder weil man an sol (Sonne) oder sollus (ganz) dachte, l st. b, Diez 265, wie eben da n als präpositionaler Vorschub st. in vorkommt, den die Neugriechen namentlich in Ortsnamen z. B. Negroponte (aus ἐν Ἐγρίπῳ) lieben. It. bestemmiare = biasimare, lat. blasphemare Diez 21. mit Anklang an bestia und aestimare, altfr. aasmer 262.; übrigens haben altfr. blastenge, fr. blâme (blasphemia) sich dissimilirt, wie schon aus gleichem Grunde im Gr. βλασφημεῖν für βλαψι-φ. steht. MLat. palafrenus neben parafredus wohl wegen frenum. Mifsleitet durch die in lat. Suffixen häufige Gruppe tr haben romanische Sprachen öfters ein r hinter t angenommen; so schon Lat. culcitra st. culcita; It. balestra (balista); genestra, Ginster (genista); glastro und glasto; balausta, balaustra (balaustium); celestro (wie silvestris, campestris); inchiostra (encaustum; als läge claustrum, altfr. encloistre, was allerdings keinen Sinn giebt, darin), fr. encre, holl. inkt (noch mit t) und ink.

Es ist nicht zu verwundern, dafs viele Lautverhältnisse in sehr weit abliegenden Sprachen gleichmäfsig behandelt werden, indem dies in ihrer Natur, so wie in der Beschaffenheit der menschlichen Sprachorgane, tief begründet ist. Davon einige Beispiele. Um den Hiatus zu vermeiden, pflegt das Sanskrit unter gewissen Umständen i und u in die Consonanten j, v oder in ij, uv, und den zweiten Bestandtheil von Diphthongen ebenfalls in j, v zu verwandeln (Bopp, Gr. crit. r. 50 sqq.); ganz ähnlich verfährt auch häufig der Romane; aus i und dem nächstverwandten e wird oft j, das sich dann weiter zu g, zu Zischlauten (selbst z. B. in fr. fils aus filius, puits aus puteus, zu s st. des fr. j, was von Diez 158 übersehen ist) u. s. w. umgestaltet; z. B. Diez 156. it. librajo (arius); deutsch Latwerge aus electuarium (ἔκλειγμα, Sskr. *lèhja* von lih, lecken); deutsch durtich (Möser, patr. Phantas. I. S. 45 Ausg. 3.) = fr. dortoir (dormitorium) mit Auswurf des r und ch st. j = i. Ferner sp. scarabajo, it. scarafaggio aus scarabaeus, ganz ähnlich wie Achâja aus Ἀχαΐα u. s. w. (Ag. Benary, die römische Lautlehre Th. I. S. 298) und im Sanskr. âj aus âi. U-Laute entwickeln aus sich v (Diez 154. 162) z. B. it. fluvido (fluidus), wie Lat. fluvius, pluvia, fovere aus fô, lavere aus lau u. s. f.; it. piovere, fr. pleuvoir (pluere); it. rovina (ruina), belva (bellua), pg. ouvir (audire; nach Verlust seines d). It. ladico neben laïco Diez 154. erklärt sich, wie S. 219 diacere (jacere) diaspro (Jaspis), und der Einschub des y im sp. suyo, tuyo verhält sich wie der im Sanskr. yûyam Bopp Gr. crit. r. 265. — Merkwürdiger noch ist das Uebertreten eines Vocales in eine andere Sylbe Diez 157—161. z. B. pg. raiva (rabies), fr. muid (modius), selbst eines erst zu i, j erweichten Lat. g S. 167, besonders in den Endungen arius z. B. 1) it. primiero, fr. premier (primarius (S. 124. 2) fr. arbitraire (arbitrarius) und orius, woraus oire, z. B. repertoire, wird. Eben so namentlich in den griech. Feminalendungen τειρα st. τερ-ια; αινα st. αν-ια z. B. σώτειρα, μέλαινα u. s. w., was anderwärts bewiesen worden ist. Auch das Zend hat dieselbe Erscheinung, jedoch mit dem Unterschiede, dafs sie hier den Charakter einer Assimilation fest hält, indem der auf frühere Vocale einwirkende Buchstabe *nicht*, wie im Romanischen, schwindet; z. B. der Gentilname Airja (Lat. Arius) = Sanskr. arja (nobilis) Burnouf, Yaçna p. 460 und Bopp Vgl. Gr. §. 41.: bavaiti, stûidhi.

Statt l finden wir im Romanischen oft einen Vocal, wie im Pali und Prakrit statt des jedenfalls mehr consonantischen r-Vocals andere Vocale; es fragt sich nun, wie das zugehe. Die franz. Diphthongen au, eu, ou u. s. w., wie holl. oud (alt) u. s. w. statt eines voc. cum l sind aus diesen wohl so entstanden, dafs sich der Vocal vor l, wie z. B. im E. walk, verdumpfte und sodann das l allmälig ganz verdrängte z. B. falsus, fr. fauls, faus, faux; sollte wirklich das Element u Stellvertreter eines l sein, so müfste wohl der Halbvocal v (vgl. Sanskr. svap, goth. slêpan, altn. sofa) als Mittelstufe zwischen beiden angenommen werden, wie umgekehrt al sich aus au (wohl durch av hindurch) Diez 150. entwickelte. Vgl. port. diabo st. diáboo (diabolus) u. s. w. Diez 242. mit Serb. wô st. wûl (Ochs) Etym. Forsch. I. 119. Gleicherweise kann ich mir ein romanisches i st. l nur so denken, dafs sich l zu li, lj

Digitized by Google

mouillirte, dann aber schwand (wie z. B. r in It. librajo) und an seiner Statt i zurückliefs, ohne dafs man sagen könnte, l sei *direkt* zu i vocalisirt. Das virgulirte l im Lettischen steht für lj (Rosenberger, Lett. Gramm. S. 7); daher wird Lett. plaut (metere) mit virgulirtem l im Lith. zu pjáuti (schwinden), wie die Stadt Tapiau im Lith. Teplewa heifst; so ferner im Walach. iubire st. ljubiti (lubere) im Slaw. u. a. Diez 240. Was denn auch den umgekehrten Uebergang von j zu l z. B. it. luglio (Julius) Diez 221. und giglio (gli st. gli) 241. ins gehörige Licht setzt. —

Die *Mouillirung* von Consonanten, welche namentlich in slawischen und romanischen Sprachen, auch im Ungarischen, beliebt ist, hat eine Fülle von Lautveränderungen nach sich gezogen, die, ohne Achtsamkeit auf jene Mouillirung, im höchsten Grade räthselhaft bleiben würden, indem sie Laute vermittelt, die sich sonst ziemlich fremd sind. Das u hinter q und g (im Germanischen auch hinter h) ist so schwankender Art, dafs es sich eben so leicht bildet als wegfällt, sich oft in den Alleinbesitz des durch Verdrängung der Gutturalis leer gewordenen Platzes setzt, weder streng Vocal noch Consonant ist und mit gleichem Rechte sowohl Nachschlag der Gutt. als Vorschlag des folgenden Vocals heifsen kann; daher das häufige Wechseln von v, w mit gu, g (nicht unmittelbar, sondern höchstens in zweiter Stufe, mit qv, k, weil diese zu hart sind) in vielen Sprachen (Et. F. I. 122); namentlich auch im Romanischen (Diez S. 187. 294), und eben so im Bas Breton gw st. v z. B. *gwîn* (vinum); *gwiber* m. (écureuil; s. Et. F. I. 120. viverra, Lett. wáwerinsh, woraus sich wohl der zweite Theil des ags. âcvërn Grimm III. 360. erklärt); *gwîk* f. Bourg. Cité (vicus); *gwîr* Vrai (verus); *Gwasta* v. a. Gâter, it. guastare (entw. st. ahd. wastan Diez 294. oder lat. vastare); *gwan* Adj. Faible. Infirme. Malingre. Vain. Inutile. Vague; wahrsch. altn. *vanr* (inops, vanus) Grimm II. p. 56. *Gwagen, goagen* f. Vague (unda), dessen v, den Mifslaut zu verhindern, blieb, altn. vâgr. Grimm II. 28. vgl. Diez 295., während im Engl. wave v für g eintrat. *Gwaz* m. Vassal, vgl. mlat. vassus Diez 36., wie fr. garçon st. altfr. warçon Rqf., das man aus diesem Grunde mit Unrecht auf Pers. kerz (Puer, *pec.* qui prostituitur, scortum) beziehen würde. Gewinnt in Lautgruppen mit v dieser Buchstabe die Oberhand, so hat dieses den Wegfall des vorhergehenden Consonanten leicht zur Folge; daher z. B. wallach. p st. qu, im Zend und Lat. b st. dv, wie walach. capë (equa) vgl. mit Gr. ἵππος (daher Lat. Epona) = S. açwa; apë (aqua), das dadurch wieder zum Sanskr. ap, dessen p im Lat. durch qv vertreten ist, zurückkehrt, u. a. Diez 213., und Lat. Zend. (Bopp, Abh. über Zahlw. S. 16) bis = S. dwis; v ward hinter dem dumpfen q (wie in S. çw = Zend ŝp) zur dumpfen, hinter dem tönenden d zur tönenden Labialis, worauf dann q und d abfielen. Dies Verhalten des u oder v klärt nun ähnliche von i oder j, und da sich namentlich l gern mouillirt oder jerirt d. h. mit einem schnell nachtönenden i oder j verbindet (ital. gli, span. und fr. ll, pg. lh), auch des l. Man vgl. z. B. it. oreglia, sp. oreja (auricula) Diez 210., in denen hinter l sich i oder j bildete, welches letztere im Sp. ein gutturaler Laut ist, vor dem l erlosch. So erklärt sich leicht das portug. ch st. cl, pl, fl; es hat seinen Grund in dem hinter l entwickelten, deutschen j, welches sich in die Stelle aller jener Consonanten drängte, aber freilich, nicht als j, welches, nach dem Sprachgebrauche der Sanskritgrammatik, ein *tönender Palatal*-Laut ist, sondern als *dumpfe* Palatalis: port. ch = engl. ch (tsch); defshalb nämlich, weil es durch den Einflufs der dumpfen Laute c, p, f selbst dumpf ward, ehe diese unterdrückt wurden. Vgl. oben p st. des v in qv; und das it. tönende palatale gi an der Stelle eines Lat. j. Z. B. port. chamar = sp. llamar (ll = lj) = Lat. clamare, wie it. giglio (lilium; deutsch Gilge, Lilje), giovane (juvenis). Umgekehrt hat der ostsüdliche Slawenstamm oft ein l, das sich aus den durch i afficirten Concretiven und dem Jer entwickelt. Dobr. Inst. p. 47. Wenn S. 200 einer Bemerkung des Referenten in Betreff der palatalen Natur des j, i und e gedacht wird, so ist die Anführung dahin zu berichtigen, dafs im Lettischen k vor i, e nicht blofs „*anlautend*" in den „*feinen*" (im Gegentheil sehr groben, ganz dem Deutschen z d. i. ts entsprechenden) Zischlaut z übertritt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Schlufs.)

S. 192 ff. hat Hr. Diez die feine Bemerkung, dafs Lat. c vor a (nicht vor andern Vocalen) zu dem zischenden fr. ch wird, und erklärt dies 196. aus dem Durchgange durch die Aspirate ch. Unseres Bedünkens sehr treffend; h steht zu a, als einem gutturalen Laute (s. die englischen Sanskritgrammatiken, Frank p. 10, und Schleiermacher l'Influence cet. p. 112), in ähnlichem Verhältnisse, als j zu i, w zu u; daraus begrsift sich, warum die Aspiration gerade vor a und nicht vor u, o (e, i unterliegen ganz anderen Gesetzen) um sich griff. Nun vgl. man aber Deutsch sch st. des älteren sk, und Engl. sh = fr. ch, ferner den Wechsel χ st. sch im Slaw., kh in indischen Mundarten für sh; Pers. z (nach fr. Geltung) st. h, Lith. ž (= fr. je) st. h und Zend. h st. s im Sanskr., im Pali nh st. Sanskr. shn u. s. w. und man wird die nahe Lautverwandtschaft zwischen Zischen und Hauchen nicht mifskennen. Dies rechtfertigt auch ein span. x (spr. wie deutsches ch) oder it. sce (deutsch sch) an der Stelle eines Lat. s Diez 231. oder sc, st, x 259.; ganz ähnlich hat der Perser khw mit verstummendem w und das Zend kh (Bopp, Vgl. Gramm. §. 35.) für sw im Sanskr. Genau so im BBret. c'h mit einem o-Laute für s z. B. *c'hoar* f. Soeur = Erse *siur*, *sethur* = Arm. khuir, Zend khanha (abj. r) = swasâ im Nom. vom Thema swasri im Sanskr.; *c'houck* Suave (S. swâdu); *c'houéz* Sueur (z st. d; Lat. sudor von S. fwid), und, was äufserst merkwürdig ist, *c'houéach*, *c'houec'h* Six, indem dies Wort einzig noch im Zend. csvas (Oss. achsefs, Alban. γιά̈στι, v. Xylander S. 505) den Labiallaut hat, welcher im Sanskr. shash, Lat. sex und sonst fehlt (Bopp, Abh. über Zahlw. S. 9); auch *c'hoalen* m. En Vannes *halen* Sel und *c'hoalenner* m. Saunier, worin c'ho für ein blofses s ohne v zu stehen scheint, wie auch hu st. swa z. B. *hùn* m. Sommeil, auch somne, Lat. somnus, poln. sen neben Lith. sápnas (somnium) = *suan* m. Sleep, im Erse für Sanskr. swapna.

Im Span. steht das palatale ch oft für Lat. sc, st, ct Diez 212. 226. 259.; dieser Erscheinung kommt sehr nahe ein Slaw. sh-tsh aus sk, st Dobr. Inst. p. 39, und aus kt z. B. noshtsh = Lith. naktis, wie sp. noche (nok); Sl. weshtsh (res) Dobr. Inst. p. 87 wahrsch. = Goth. waihts, Graff's Sprachsch. S. 730, die ich an Lith. weikti (thun, machen), Lett. weikt (gelingen, gedeihen) anzuknüpfen, kein Bedenken trage.

Dem romanischen Eintausch eines z st. d Diez 226 ff. hat der Vf. Parallelen aus anderen Sprachen gegenübergestellt; unbemerkt geblieben ist aber der kymrische, namentlich im BasBreton, das aber wiederum st. z in einigen Mundarten c'h darbietet. Beispiele: *névez* (En Vannes: *néoué*) = Gael. *nuadh* (novus); *neiz* m. En Vannes *nôac'h*, *noec'h*, *nuac'h* (nudus); *neix* m. En Vannes *nec'h* ou *neic'h* (nidus); *néz*, *nîz* (En Vannes *né*, *néc'h*) m. Lente (altnord. nit, ahd. niz, Slaw. gnida Et. F. I. 107.); *Garz* f. clôture faite d'epines. En quelques endroits: jardin (altn. gerdi, sepes; ahd. karto, hortus Grimm II. 39.). Auch für die Lingualtenuis *Breiz* f. Bretagne; *Leaz* m. Lait (Lat. lact-); *nizez* f. Hors de Leon, *niez* Nièce (neptis).

Gar leicht liefsen sich noch viele Analogieen zwischen den romanischen und sonstigen Sprachen in Betreff des Lautwandels nachweisen; wir begnügen uns aber, hier noch auf ein Gesetz aufmerksam zu machen, das von den Romanen oft befolgt wird, von Hrn. Diez aber nicht minder als von anderen Sprachforschern fast gänzlich übersehen scheint. Wir meinen die *Dissimilation*, welche sich am häufigsten unter den *Liquiden* geltend macht. Indefs auch *sonst* z. B. altfr. tiephagne, tiephaine (la fête de l'épiphanie, it. befanía) Rqf.; blastenge (blasphemia) Diez 159. It. padiglione

Digitized by Google

(papilio) 16. 164., nämlich d für b, p, wie ahd. pêdemo (pepo) Grimm II. 147.; stinco Schienbein (ahd. scinco, crus) Diez 298.; fr. chartre 193. = goth. karkara (das ignoble Kerker neben dem lateinisch gebliebenen Carzer), aber ahd. charchella Grimm II. 317., sp. carcel, E. carcel mit einer anderen Dissimilation (l st. r). Fr. fournir (n st. m, wegen des labialen f), ahd. frumjan 328, wie walach. furnicë (formica) u. a. 188. Auch halte ich fr. sot, holl. zot nicht mit Diez 278. für altsächs. sôt (süfs; engl. sweet), noch für altnord. stoltr (superbus) 327, sondern für stultus (wo nicht stolidus) vgl. 145., indem mir Dissimilations halber t abgestofsen scheint; auch l dürfte unregelmäfsiger Weise, wie in doc, dolc bei Rqf., pg. doce (dulcis) 246., fr. mote, ahd. molta (pulvis, terra), untergegangen sein, ohne ou zu bilden. Lett. Didshis, Dibriks (Egn. Dieterich), aber Lith. witrikis (Dieterich d. i. Nachschlüssel). Häufig r — l, l — r st. l — l oder r — r: Calimala oder Calimara (d. i. der schlimme Weg, callis mala) in Florenz (Reumont, Reiseschilderungen S. 9); MLat. multrarius (meurtrier); faldestolium und -storium, it. faldistoro, fr. fauteuil Diez 278. (Goth. stôls, Stuhl); it. Beltran (Bertram; also auch n st. m, wegen b); Lett. Bahrbule, Barbe, Babbe, E. Bab (Barbara). It. albergo (ahd. heriberga) Diez 328.; sp. coronel, fr. colonel; sp. corcel, fr. coursier; altfr. flairie st. frairie (confrérie), wie Gr. φατρία st. φρατρία; sp. lirio (lilium, λείριον). Bei Diez S. 247—249: wal. curechiu (cauliculus); it. fragello, moltipricare, sp. almario, altfr. armaire, almaire cet. Rqf., mlat. almarium (armarium); sp. roble, plegária; altpg. alvidro (arbiter), sp. albedrio, prov. albir (arbitrium) S. 122. 162; prov. Alvernhe, fr. Auvergne (Arverni).

Dissimilations halber wird auch oft ein Buchstabe *weggelassen* z. B. S. 278: it. arato, propio; it. cirugiano, altfr. seorgien (chirurgus) 204; paraveredus und palafredus (auch l Diss.) 33., woher mhd. pfaerît, nhd. pferd, holl. paard, das von Reland diss. misc. II. p. 218. mit völligem Unrechte auf arab. farfs (equus) und hebr. parasch (eques) bezogen wird; mlat. belfredus, prov. beffroi, bierfroi, ital. battifredo (tt st. r; s. u.) 322 aus mhd. berchfrit, Benecke z. Wig. S. 530. — Altfr. keville, fr. cheville, sp. cabillon 210 (clavicula); fr. foible (flebilis), altfr. flave, (etwa daher deutsch flau), flebe, fleve, floive; fr. Licar (Glycerius) Weinhart S. 45, it. pasmo st. spasmo Diez 234.; sp. impla (ahd. wimpal) 296. — Merkwürdig in dieser Beziehung ist der Name der Wachtel, welcher in mehreren Sprachen ein reduplicirter, die Stimme dieses Vogels nachahmender Laut ist, der in einigen Fällen aber Dissimilation erleidet. Die Wachtel Grimm II. 52. heifst Aachen. „Quattel, die, Holl. kwartel, m. Engl. quail (coturnix)" Müller u. Weitz, Aachener Mundart S. 193, fr. caille aus mlat. quaquila, quasquila Diez 303.; Sardinisch la quaglia: *circuri-* Esthn. „rukki (Roggen) rääk (κρέξ?), putspassard, rev. wattulanne, watwalang, watwallane, watwalla lind (lind, Vogel)" bei Hupel, Esthn. Lex.; Croat. plepelitza, poln. przepiórka, aber serb. prepelitza, böhm. krzepelka (mit Diss. der Liq. u. Lab.) Dobr. Inst. p. 245; Lett. paipala, Lith. putpella; Alban. ποτ-πολόσκα, Vask. pospolina s. v. Xylander Alb. Spr. S. 287.

Auch die it. Formen mit d st. r Diez 248: armadio, contradiare (contrariare, vgl. contradicere), pórfido, alfido, proda, rado (rarus; Lith. rétas, Lett. rets, dünn, selten, liegt zu fern) möchten sich so deuten lassen, obwohl auch im Sanskr. zuweilen r, l mit cerebralem d und in polynesischen Sprachen r, d, l (v. Humb. Versch. d. menschl. Sprachk. S. 497) wechseln, und der Wechsel zwischen d u. l 229, 241. ganz analog ist; im Slaw. steht oft dl für l z. B. Poln. kadzidło = Lith. kodylas (thus).

Nasale dissimiliren sich gern. Beispiele: altfr. none (3 Uhr Nachmittags), nonner (faire un petit repas vers le soir) Rqf., Gael. *nòin* m. ind. Noon, mid-day, Holl. noon, Mittag, *na-noon*, E. after-noon (Nachmittag) erklären sich sämmtlich aus der hora nona, zu welcher Zeit die alten Römer ihre Hauptmahlzeit hielten. Dafür nun Esthn. *laun*, Mittag, Süden (wie Lith. pẽtus, Mittags-Mahl und Gegend), launang, Mittag, Mittagsmahl, Süden, launanga tuul (Südwind), aber Lettisch launaga webjsh (Südwestwind), weil in dieser Sprache launags (Vesperbrot); also l st. n. Fr. Tirlemont d. i. Thienen, entstanden aus Thenae in montibus, s. v. Aufsefs, Anzeiger. Fr. Fulcrand (Volchnand) Diez 324., wie Lett. Werlands (Ferdinand); fr. magalaise st. maganaise (magnesia). Altfr. *velin* Rqf., it. veleno, pr. verè (wie serè aus serenus) = Lat. venenum Diez S. 127. Andere Beispiele eines r, l st. n wegen eines zweiten Nasals bei Diez 235. z. B. Lormanos altpg. st. Normanni. So auch pg. laranja st. sp. naranja (arab. narangah) S. 334, S. nâgaranga, nâranga.

Digitized by Google

Ref. hat an einem anderen Orte schon das Gesetz der Dissimilation zu begründen und auch für viele nichtromanische Sprachen (wie Lobeck in der diss. I. seiner Paralipomena für das Griechische) gültig darzustellen gesucht; eigentlicher Zwang zu dessen Befolgung ist nicht, wohl aber ein starker Drang dazu vorhanden. Wenn sich hie und dort den vorigen entsprechende Lautwechsel finden, ohne dafs diese unter die Dissimilation fallen, so heben derlei Einzelnheiten natürlich das Gesetz noch nicht auf. Wir finden sogar mitunter ein der Dissimilation schnurstracks zuwiderlaufendes Streben, mit Ueberhörung feiner Lautunterschiede einen Gleichklang, gewissermafsen einen Stabreim, unorganischer Weise erst zu schaffen. Z. B. it. Piperno (das Doppel-p) 187; sp. mimbre (vimen) 189.; wal. cununë (corona) 248., funingine (fuligo), asemenare (assimilare), pg. mungir, it. mungere (mulgere) 241. u. a. Beispiele von n 268; sp. enzina, mortandad 245. Beispiele von r 269: pr. refreitor (refectorium), appropriar (prope), fr. trésor (s. o.), remorquer (v. remulcum), perdrix, tristre, Rossôre (Luxorius) Weinhart S. 45, sp. ruiseñor (rossignol) Diez 241., pg. regra (regula), it. cristero 247. Nhd. Tölpel, mndl. dorper (villanus, rusticus) Hoffm. Hor. Belg. III. p. 132.

Welche tiefe Bedeutung ein Werk, wie das vorliegende, theils an sich, theils in seinen Folgen und Beziehungen habe, das noch ausdrücklich zu bemerken, dürfte fast überflüssig erscheinen: es ist ein Gewinn nicht blofs für die Sprachkunde überhaupt und für die Einsicht in die lateinischen Töchteridiome insbesondere, sondern ein Gewinn, zugleich für drei der europäischen Hauptsprachen, Latein, Germanisch und Keltisch, die, indem ohne sie natürlich die romanischen Sprachen nicht zu verstehen sind, ihrerseits von dort her wiederum, was Hr. Diez an mehreren Stellen seines Buches klar gezeigt hat, einiges Licht zurückgestrahlt empfangen; überdem aber, wie die Sprachen, welche sich nach Rom benennen, einer der hauptsächlichsten Träger und Fortleiter römischer Bildung bis in unsere Zeiten herab waren und sind, so mufs rückwärts mittelst eines genaueren und tieferen Eingehens in deren Kunde immer mehr die wahrhaft nur in der Einbildung unvermittelt dastehende Kluft zwischen der neueren und antik-römischen Bildung sich ausfüllen und zusammengehen. Aug. Fr. Pott.

XI.

Manuel des Consuls. Tome I. Auch unter dem Titel: *Tableau du developpement des institutions judiciaires et administratives créées pour l'utilité du commerce, ainsi que de la legislation commerciale et maritime des principaux états de l'Europe et des états unis de l'Amérique du Nord, par Alex. de Miltitz, Chambellan de S. M. le Roi de Prusse, ancien ministre près la porte Ottomane. Londres et Berlin*, 1837. *A. Asher.*

Das Völkerrecht, als eine Disciplin, welche eigentlich auf zweien Anhöhen, der Geschichte und dem Rechte erbaut ist, welche in sich einerseits die Festigkeit von Rechtsregeln enthalten möchte, andrerseits offen der Bewegung des Factischen und der Geschichte zugewandt bleibt, ist dieser verschiednen Standpunkte wegen von jeher von *Historikern*, *Rechtsgelehrten* und *Diplomaten* behandelt worden. Die Diplomaten sind hier gleichsam die Praktiker, und können über die Theoretiker um so mehr lachen, als sie einzig und allein sattelfest in Beziehung auf die lebendigen Erscheinungen sind, in welchen das Völkerrecht angewandt werden soll. In den übrigen Theilen der Rechtswissenschaft mufs die Praxis an der Theorie erstarken: im Völkerrecht ist die Theorie überhaupt nur der Praxis entlehnt.

Darum ist das Völkerrecht, von Hugo Grotius anzufangen, den Diplomaten stets für gute und dankenswerthe Beiträge verpflichtet gewesen. Der Hr. Verf., welcher eine geraume Zeit in Constantinopel den Posten eines Preufsischen Gesandten versah, und daselbst Gelegenheit hatte, grade die dort so wichtige Consularthätigkeit zu betrachten, beschenkt uns hier mit einem Buche, das in Beziehung auf Vollständigkeit, geschickte Zusammenstellung, und der daraus hervorgehenden Brauchbarkeit in der Litteratur des Völkerrechts stets bemerkenswerth bleiben wird.

Die früheren Bearbeiter des Consularrechts waren immer kurz gewesen, weil die Lehre im engern Sinne gefafst, eigentlich keine grofse Ausbreitung zuläfst. Herr von Steck, dessen *Essai sur les Consuls* im Jahre 1790 erschien, hat seine ganze Abhandlung in siebenzig Seiten vollendet, auf welchen er von der

Digitized by Google

Consularbenennung, von den Richtern und Consuln in den Handelsstädten, von den Consuln in fremden Ländern, von deren Ursprung, von den sie betreffenden Conventionen, und endlich von den Resultaten dieser Verträge, das heifst von der Theorie des Consulates handelt. Angehängt sind alsdann dieser Abhandlung die wichtigsten Schiffahrts- und Handelsverträge, so wie die Ordonnanzen des Königs von Frankreich über die Consulate in der Levante und Barbarei u. s. w. Der Nachfolger des Hrn. von Steck, Hr. Borel, dessen Buch ursprünglich in Petersburg 1807 und späterhin in einer Leipziger Ausgabe 1831. erschien, ist ausführlicher, sowohl rücksichtlich des Ursprungs der Consuln, über den recht gute historische Notizen und Studien sich vorfinden, andrerseits auch über das sogenannte Dogmatische der Lehre. Im Appendix finden sich zum Theil Aktenstücke, die schon bei Steck vorkommen, zum Theil andere recht interessante für die Geschichte der Lehre, z. B. die Urkunde König Jacob des ersten von Arragonien von dem Jahre 1266, wodurch er der Municipalbehörde von Barcellona erlaubt, Consuln für Syrien und Egypten zu bestimmen, und die von 1268, wonach derselbige Municipalrath zur Ernennung von Consuln für die Häfen der Levante für berechtigt erklärt wird. Die Schrift von Warden *on the origin nature progrefs and influence of consular establishments* ist mir weder im englischen Original, noch in der französischen Uebersetzung jemals zu Gesicht gekommen.

Hr. *von Miltitz* handelt nun in diesem ersten Theile seines Werkes von dem Ursprunge und der Entwickelung der Consularjurisdiction im Innern der Länder selbst, in welchen sie festgesetzt wurde, von den sowohl richterlichen, als administrativen Einrichtungen, die an die Stelle dieser Consularjurisdiction traten, und von der Handels- und Seegesetzgebung überhaupt. Er betrachtet im ersten Kapitel den Ursprung und die verschiedenartige Bedeutung des Titels Consul, sei es nun im Sinne regierender Staatsoberhäupter, oder blofser Handelsrichter, im zweiten Kapitel handelt er von den Handelsrichtern bei den Alten, bei den Egyptern, Phöniciern und Carthagern, bei den Griechen und Römern; im dritten Kapitel wird von der Seegesetzgebung von Europa und von der Levante vor dem siebzehnten Jahrhundert gesprochen und zwar sowohl von der der Römer, als von der der Barbaren, so wie von der mittelaltrigen überhaupt. Es wird von der Geschichte der *Rooles* oder *jugements d'Oleron*, von den Seegebräuchen der Niederlande und Holländer, von dem Seerecht von Wisby, von dem *consolato del mare* und von dem Werke gehandelt, welches *Guidon de la mer* genannt wird; nicht minder von dem Seerechte des hanseatischen Bundes. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit dem Ursprung der Consularjurisdiction vom 9ten bis zum 16ten Jahrhundert. Der Hr. Verf. geht hier die verschiedenen Länder, namentlich die handeltreibenden des Mittelalters durch, Italien, Frankreich, Spanien, die hanseatischen Städte und England, und setzt hier den Ursprung der inländischen Consulargerichtsbarkeit auseinander. Pisa, Amalphi, Pistoja, Messina, Siena, Venedig, Modena, Lucca, Genua, Florenz und Rom, dann Montpellier, Marseille, Rouen, endlich Barcellona, Valencia, Burgos, Bilbao, Sevilla, die Hansestädte u. s. w., werden hier vorübergeführt. Im fünften Kapitel wird von den richterlichen und administrativen Einrichtungen von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit gehandelt. Auf Frankreich (S. 184—280) ist hier die meiste Aufmerksamkeit gewendet. Ausführlich wird erst von den richterlichen Institutionen, und dann von den administrativen dieses Landes gesprochen. Unter den richterlichen werden sowohl die alten Behörden, die *prevots des marchands*, die *Jurés et Gardes des communautés*, die *Juges conservateurs des Foires*, die *Juges consuls* betrachtet, als auch die neuen, die *tribunaux de commerce*, die *Prudhommes*, die Admiralitäts- und Prisenhöfe, und zwar wird sogar die Procedur vor den Handelstribunälen abgehandelt. Was die administrativen Einrichtungen betrifft, so wird zuerst von dem unter Heinrich IV. eingesetzten *Conseil du commerce* gesprochen: dann von dem von Ludwig dem funfzehnten 1716 unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans instituirten: alsdann von dem *bureau de commerce*, welches im Jahre 1722 an die Stelle des *Conseil* trat, und dem die von der Revolution an beginnenden *Conseils de commerce*, *chambres de commerce*, ja das heute wiederum statt findende oft vorhandene, oft nicht vorhandene *Ministère du commerce et des travaux public* folgte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Manuel des Consuls. Tome I. Auch unter dem Titel: *Tableau du developpement des institutions judiciaires et administratives créées pour l'utilité du commerce, ainsi que de la legislation commerciale et maritime des principaux états de l'Europe et des états unis de l'Amérique du Nord, par Alex. de Miltitz.*

(Schlufs.)

Daran schliefst sich nun drittens eine ausführliche Betrachtung der Seegesetzgebung (S. 261 u. fg.), des *Code de commerce*, und des Rechts in Beziehung auf Fremde. Es würde ermüdend sein, wenn wir eben so die Inhaltsanzeige des unter der Rubrik: Italien (Toscana, Sardinien, beide Sicilien), Spanien, Grofsbritannien, Dännemark, Schweden, Norwegen, Rufsland, Preufsen, Oesterreich, Deutsches Reich, Türkei und vereinigte Staaten von Nordamerica, Enthaltenen mittheilen wollten: wir können aber versichern, dafs Mühe, Arbeit und Fleifs in der Zusammenstellung ebenfalls nicht gespart sind. Den Addendis des zweiten Theils werden die portugiesischen Einrichtungen und ein Theil der Russischen vorbehalten bleiben. Aufserdem wird der zweite Theil den Ursprung, die Entwickelung und heutige Organisation der Consulate in der Fremde, die sich darauf beziehenden hauptsächlichen Conventionen seit dem sechszehnten Jahrhundert, die reglementarischen Gesetze der verschiedenen Staaten, und das Dogmatische, das heifst die darauf nun begründete Theorie des Consulats enthalten.

Wenn wir dieses nunmehr in seinem Umfange beschriebene Werk beurtheilen wollen, so darf allerdings nicht geläugnet werden, dafs es ungleich ausführlicher als seine Vorgänger ist, und dafs der Verf. sich bemühte der eigentlichen Lehre vom Consulate, die erst im zweiten Theile erwartet wird, den Unterbau aller Notizen über Handel und Handelsgesetzgebung, so wie über die sich darauf beziehenden administrativen Einrichtungen zu geben, die er sich verschaffen konnte. Dadurch tritt aber gleichsam das Buch aus dem Kreise des Völkerrechts in das Gebiet des Handelsrechts über, welches, wenn es auch denselben Umfang, wie das erste hat, das heifst den, allen Völkern anzugehören, doch bei jeder Nation besonderen und abweichenden Einrichtungen unterworfen bleibt, was man beim Völkerrecht nicht annehmen kann. Es giebt kein französisches, englisches, deutsches Völkerrecht, wohl aber ein dergleichen unterschiedenes Handelsrecht. Wir, die wir niemals jenen Abmarkungen und Trennungen hold waren, die viele gern in den Disciplinen geltend machen möchten, können in dieser Hineinziehung des Handelsrechts in das Völkerrecht keinen Grund der Beschwerde finden. Da ferner in einem Handbuche für Consuln diese Betrachtung der richterlichen und administrativen Einrichtungen für den Handel von Bedeutung ist, und auch der zweite Titel des Buches darauf hinweist, so hat man am allerwenigsten eine Ursach, hierüber einen Tadel auszusprechen. Trotz dem möchte es dem Referenten scheinen, als wenn bisweilen ein zu grofser Luxus von Gelehrsamkeit, das heifst von Etymologien, Worterklärungen und historischem Apparate zum Vorschein komme, was namentlich, da das Buch auch dem Kaufmann, und den meistens aus diesem Stande gewählten Consuln bestimmt ist, mehr hemmend für dasselbe, als förderlich sein dürfte.

Uebrigens ist die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe des Verfs. höchlich anzuerkennen: er sagt in der Vorrede, dafs sein Werk der Natur der Sache nach nichts Anderes sein könne, als eine Compilation: er verschmäht es auf Rechnung etwaiger eigner Forschungen zu setzen, was er den von ihm citirten Schriftstellern entlehnte. Hauptsächlich sind zwei Autoren von dem Verf. benutzt worden: Pardessus, sowohl in seiner *Collection des lois maritimes*, als in seinem

Digitized by Google

Cours de droit commercial, ferner Schoell in seinem *Cours d'histoire des états Européens*, von dem die meisten der historischen Notizen in den Noten entnommen sind. Eigene Forschungen in Beziehung auf die Handelsgesetzgebung wären hier allerdings nicht an ihrem Orte gewesen; wo es blofs darauf ankam für den folgenden Theil die Grundlage des Handelsrechts und der Handelsgeschichte zu legen.

Diesen folgenden Theil, als den welcher erst das Consulat in der Fremde, und dessen Theorie enthalten wird, erwarten wir mit grofser Begierde. Namentlich wird die Entscheidung der Fragen wichtig sein: welche Stellung ein Consul einzunehmen habe, ob er überhaupt zu den Diplomaten zu rechnen sei, oder nicht: und die andre, ob das Consulat den Kaufleuten zu ertheilen sei, oder besser, wie dies die Franzosen und Engländer thun, einer eignen Classe von Agenten.

Nach dem was dieser erste Theil verspricht, erwarten wir da, wo der Verf. sein eigenes Urtheil auftreten lassen kann, viel von den Resultaten der Untersuchung.

Eduard Gans.

XII.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin. Zweite, verbesserte Ausgabe. Berlin, 1837. *XXIV u.* 206 *S.* 8.

Die Beredsamkeit, wie sie von der Philosophie und Poesie unterschieden ist, von ihrer sittlichen Seite, im Licht der Tugend und als eine solche zu zeigen, ist gewifs eine hohe und würdige Aufgabe und niemand, der das Werk Theremins nur aus seiner ersten Ausgabe kannte, wird leugnen, dafs der Hr. Verf. sie auf eine würdige, edle und feine Weise gelöst habe. Die Anmuth seiner Darstellung selbst hat wesentlich ihren Grund in der schönen Ruhe und sittlichen Haltung und Würde, womit er sich auf diesem Felde bewegt, auf welchem wegen der Mannigfaltigkeit subjectiv bedingter Charaktere, Gemüthsarten und Grundsätze sehr viel darauf ankommt, nicht eine einseitige Stellung zu nehmen, sondern die gröfseste Vielseitigkeit der Bewegung zu gestatten, wenn sie nur von dem Geiste der Wahrheit und Sittlichkeit durchdrungen und getragen ist. Diese Gesinnung tritt besonders auch in der neuen Vorrede hervor, womit der Hr. Verf. die neue Ausgabe ausgestattet und worin er alles das zusammengefafst hat, was er als nähere Bestimmung seines Grundgedankens nicht an die verschiedenen Plätze in dem Buch selbst vertheilen wollte. Da macht er es sich zum besondern Geschäft, uns an seinem Prinzip einen Maafsstab zur Beurtheilung des Werthes einer Predigt zu geben, das Verhalten in Absicht auf Hervorbringen derselben, ihre Form und Sprache näher zu bestimmen. In Ansehung des ersteren Punctes beseitigt der Hr. Verf. mit Recht die mancherlei Vorurtheile, welche durch die einseitige Rücksicht auf den Zuhörer entstanden sind und widerlegt nicht ohne festen Grund besonders die Grundsätze von Tholuck und Harms, welche dem Gottesdienst und der Predigt insonderheit von jener Seite aufhelfen wollen. Gott und nicht den Menschen zu gefallen, ist das Prinzip, in welches der Hrf. Vf. den Hauptgedanken seiner Schrift übersetzt und welches man allerdings als bestimmteren Inhalt der sonst noch sehr formalen Bestimmung ansehen kann, welcher zufolge das Gesetz der Beredsamkeit ist, „dafs die sittlichen Ideen in dem Zuhörenden und eben deshalb zuvor in dem Redenden lebendig und kräftig sein sollen." Nicht gleichgültig soll, nach dem Hrn. Verf., dem Redenden die Bildung des Gedankens und der Form, die Begeisterung und die gesegnete Wirkung, selbst auch nicht der Beifall sein: aber der Werth der Predigt bestimmt sich allein nach dieser Intention und dem subjectiven Maafs, in welchem der Redende sie verwirklicht: dafs er nach Gottes Willen sich verhalte, Gott gefalle. Müssen wir nun zwar bekennen, dafs diese Gedankenreihe ganz scharfsinnig und vielseitig entwickelt worden, so ist doch nicht zu leugnen, dafs auch diefs angegebene Kriterium, als das Höchste, wonach der Redner streben soll, seinen Zuhörer und sich selbst nach Gottes Willen zu bilden, Gott zu gefallen, immer noch viel zu unbestimmt ist, als dafs sich die Eitelkeit und Heuchelei selbst nicht noch dahineinlegen oder dahinterverstecken, ja vielleicht selbst den rauschenden Beifall der Menge und schon die hohe Meinung, welche die Einbildung von sich selbst hat, als das sichere Zeichen ansehen werde, dafs doch ebendamit auch gewifs Gottes Wille erfüllt, das Wohlgefallen Gottes erreicht (besonders vox populi auch

Digitized by Google

gewifs vox Dei) sei. Das Prinzip vom Willen und Wohlgefallen Gottes ist nur dann in allen Fällen zureichend und sicher leitend, wenn es concret und inhaltsvoll und das, was für Willen Gottes ausgegeben wird, auch in sich selbst als wahr, nothwendig, dem göttlichen Gesetz entsprechend gewufst und erwiesen ist. Die Sicherheit des subjectiven Kriteriums, welches, wenn es zureichend sein soll, diefs in allen Fällen verhüten mufs, dafs das Entgegengesetzte sich desselben in gleicher Weise bemächtige und bediene, ist somit wenigstens nicht in der jedesmaligen Anwendung zu entdecken. Der Hr. Verf. sagt dieses im Grunde selbst, indem er die Zufriedenheit mit der eigenen Leistung nicht mit Sicherheit für den Werth der Predigt entscheiden läfst; kann aber das Zeugnifs des Gewissens, die Ueberzeugung, dafs man Gottes Beifall gesucht oder erlangt habe, eine andere Form annehmen, als die der subjectiven Zufriedenheit, somit eine Form, welche die beste Predigt mit ihrem Gegentheil noch gemein hat? Ich möchte vielmehr die auch von dem Hrn. Verf. nicht unberücksichtigt gelassene innere, stets bleibende Unzufriedenheit mit sich selbst und allem, was man in diesem Fach geleistet, die Ueberzeugung, wie weit man selbst mit der redlichsten Bemühung, das Wort Gottes rein und kräftig zu verkündigen, von dem Ziel, Gott zu gefallen, noch entfernt geblieben, den tiefsten Schmerz, ja die Verzweifelung darüber, ohne dadurch die Kraftanstrengung zu immer neuen Versuchen und Fortschritten zu lähmen, — für ein weit mehr sicheres Kriterium halten, dafs die Predigt auf dem besten Wege sei, Gott zu gefallen; denn dieses Kriterium kann sich die Eitelkeit und Heuchelei wenigstens nicht aneignen. Und hat nicht der christliche Prediger in der Erfahrung, dafs ja das Tiefste und Gediegenste, was dem Worte Gottes, ja dem Innersten des Herzens der Zuhörer selbst entnommen ist und ihn selbst fast ganz hinnimmt und verzehrt, dennoch so oft über den gedankenlosen Köpfen, als wäre es nichts, hingeht, das Schaalste und Trivialste dagegen den besten Effect, ja ganz erstaunliches Glück macht — zu jener vollkommen eitelkeitslosen Demuth die schönste Veranlassung? Der Hr. Verf. hat, was der wahre Segen Gottes ist, von allem, was er nicht ist, treffend unterschieden; er macht ihn völlig unabhängig von der Erscheinung, von der entstandenen Rührung und dem Urtheil der Menge; so dürfen wir ja mit Recht nur in demjenigen, was *in sich selbst* gesegnet, was das rein und lauter verkündigte Wort Gottes und als solches *bestimmt* ist, zu wirken, auch wenn die Wirkung ausbleibt oder wenigstens nicht in grofsen Zeichen und Wundern zur Erscheinung kommt, die Gewifsheit des Beifalls Gottes suchen.

Noch viel anders handelt der Hr. Verf. in seiner klaren und überzeugenden Weise in der Vorrede ab über Concipiren und Extemporiren, wie auch über die Sprache der Predigt. Doch wir müssen zu der Schrift selbst übergehen. Aber auch da können wir nur darauf verzichten, den grofsen Reichthum trefflicher Gedanken und Entwickelungen vorzuführen oder auch nur die Ueberschriften der 14 Kapitel des ersten und der 9 Kapitel des zweiten Buchs zu wiederhohlen. Es würde auch zu nichts führen, wenn ich nur meine vollkommene Uebereinstimmung mit einzelnen Ansichten und Aussprüchen des verehrten Hrn. Verfs. erklären oder das alles hervorheben wollte, was von bleibendem Werth und als ein Gewinn für die Wissenschaft anzusehen ist. Zweckmäfsiger dürfte es sein, einigen Einwendungen und Bedenklichkeiten Raum zu geben, soweit die Schrift selbst dazu noch Gelegenheit giebt.

Dieser Widerspruch hätte sich freilich am meisten gegen den Hauptgedanken des Buchs, gegen die Allgemeinheit zu richten, womit darin die Beredsamkeit als eine Tugend dargestellt ist. Hören wir von der Beredsamkeit, so fragen wir gleich: was für eine? ist die der Alten, ihre politische und gerichtliche, oder die neuere, die parlamentarische in England und die in den französischen Kammern und Gerichtshöfen, oder die christliche Kanzelberedsamkeit ausschliefslich gemeint? Schwierig mufs es uns vorkommen, zu beweisen, dafs die Beredsamkeit in allen diesen Gestalten eine Tugend sei. Hiefse es: die Beredsamkeit unter dem Gesichtspuncte der Moral oder Sittlichkeit, so würden so verschiedene Gattungen, als die genannten, in einen Hauptgedanken einzuschliefsen sein. Gelänge es aber auch, wie der Hr. Verf. sich das gleich im 1. Kapitel zur Aufgabe macht, zu zeigen, dafs die Beredsamkeit überhaupt auf einer ursprünglichen Grundkraft der menschlichen Natur, auf einer sittlichen Anlage beruhe, so wäre doch damit noch nicht ein tugendhafter Gebrauch, sondern zunächst nur die Möglichkeit, wie einer tugendhaften, so auch einer untu-

Digitized by Google

gendhaften Anwendung gesetzt, also allerdings eine solche, welche der sittlichen Anlage auch widersprechen kann (was der Hr. Verf. nach S. 10 zu leugnen scheint). Sonach kann es leicht scheinen, als habe der Hr. Verf. einerseits zuviel, andererseits zu wenig bewiesen. Das erstere, indem er vom Streben nach einem äufsern Zweck, vom Wirken eines freien Wesens auf andere freie Wesen ausgehend dieses ganz richtig als ein durch das Sittengesetz bestimmtes darstellt, aber diese Fertigkeit, nach ethischen Gesetzen zu wirken, eine Tugend nennt. Sittlich bestimmt, *unter* dem Sittengesetz stehend ist allerdings auch die unmoralische Ausübung, aber sie ist deshalb noch keine Tugend, welche das Verhalten *nach* dem Sittengesetz ist. Es ist eben dieses Urtheil, welches uns bestimmt, die Beredsamkeit in *einzelnen Fällen* nicht eine Tugend zu nennen, indem wir einen sittlichen Maafsstab an diese Reden legen. Jede Art eines freien Wesens, auf andere zu wirken, ist ein sittlich bestimmtes und es ist kein Zweifel, dafs auch die Beredsamkeit, wie das erstere, so auch das andere sei; aber sie ist es weder allein, noch vorzugsweise, sondern sie steht darin allen andern Einwirkungen des einen auf den andern gleich z. B. auch dem Vortrag der Wissenschaft auf dem Katheder; denn ob er gleich auf Beredsamkeit keinen Anspruch macht, so ist er doch auch auf einen bestimmten, äufsern Zweck gerichtet und ein sittlich bestimmtes; doch ist er nicht nothwendig eine Tugend zu nennen, sondern nur, sofern er dem Sittengesetz gemäfs beurtheilt und zu seinem sittlichen Zweck *tauglich* befunden würde (nach Kantischer Etymologie). Sollte die Beredsamkeit eine Tugend sein, so müfste sie es sein durch ihren Begriff und in einem Sinne, wie es Anderes oder Aehnliches nicht sein kann. Ist sie es also nur in dem Sinne des allgemeinen moralischen Bestimmtseins, so ist, wird sie eine Tugend genannt, zuviel damit gesagt. Aber andererseits auch zu wenig, wenn mit dem Gedanken der Tugend nur ein Sollen bezeichnet werden sollte. Eine Tugend würde die Beredsamkeit nun mit Recht heifsen können, aber nur eine solche, die es doch auch nicht wäre durch ihren Begriff, sondern nur durch die ihr erst von aufsen gegebene Zweckbestimmung, der sie entsprechen soll, mithin eigentlich eine Pflicht, deren Befolgung Tugend ist. Dafs diefs die eigentliche Meinung des Hrn. Verfs. ist, geht wohl daraus hervor, dafs das von dem Redner zu Leistende oft auch als Pflicht, welche der reine Ausdruck des Sollens ist, wie es Gegenstand des Wollens ist, bezeichnet wird, wie S. 29. Es beziehen sich darauf die bestimmtesten Vorschriften, dafs der Redner darauf ausgehen soll, seine jedesmalige Idee, sei es die Pflichtidee oder Tugendidee oder Glücksidee (S. 29) auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückzuführen, als worin der Hr. Verf. das höchste Gesetz der Beredsamkeit findet, wodurch er denn auch die Theorie derselben für einen Theil der Ethik erklärt (S. 23). Auf solche sittliche Zweckbestimmung hat der Hr. Verf. scharfsinnig die wesentlichsten rhetorischen Vorschriften aufgetragen und dagegen, was die Beredsamkeit in sich selbst constituirt, nur als Erleichterung ihrer moralischen Ausübung in den Hintergrund gestellt. So sagt er unter andern: „Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern und mit Demosthenischer Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das alles erleichtert dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht dich nicht zum Redner." S. 66. Nur ist doch nicht zu übersehen, dafs solche sittliche Zweckbestimmung mehr eine gleichsam nur von aufsen an den Begriff der Beredsamkeit herangebrachte, als aus ihm selbst hervorgegangene ist. Was gleich daraus unmittelbar folgen würde, wäre, dafs manche gerade der höchsten und bewundertsten Gestalten der Beredsamkeit aufhören müfsten, es zu sein und der Kreis der geschichtlich berühmten Meisterwerke in dieser Art sich sehr verengen würde, wenn man sie nach den Grundsätzen der Moral allein beurtheilen wollte. Es müfste doch zugegeben werden, dafs Beredsamkeit wenigstens *sein könnte*, wenn auch nicht *sein sollte*, ohne eine Tugend zu sein. Ist es also durchaus zweckmäfsig, nothwendig, unerlafslich, wenn die Beredsamkeit eine christlich-kirchliche sein soll, sich alsdann in den Dienst der strengsten Sittlichkeit zu stellen, so bringt das nicht sowohl der Begriff der Beredsamkeit, als vielmehr der der christlichen Religion mit sich.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin.

(Schlufs.)

Ich halte es daher für ganz unmöglich, „durch die Beredsamkeit (der Hr. Verf. meint die subjective Ausübung) zum Christenthum geführt zu werden" S. 67, sondern es kann nur der schon vorhandene Glaube an die christliche Wahrheit sein, der zur Beredsamkeit begeistert. Mit der Beredsamkeit ist es überhaupt, wie mit der Natur und Natürlichkeit, welche in sich selbst durchaus indifferent ist gegen alle Sitte und Sittlichkeit und sich in gleicher Weise in den Dienst der Tugend und Untugend stellt; sie ist gegen das Gute und Böse, wie gegen das Wahre und Falsche ganz gleichgültig. Wird der Fleifs der Biene oder Ameise, die Treue des Hundes als Beispiel, ja sogar als Muster für den Menschen aufgestellt, so ist eine solche moralische Beziehung eine ganz nur subjective und zufällige. Das Nämliche gilt selbst von vielen Erscheinungen auf dem geistigen und moralischen Gebiet, wie vom Scharfsinn, von der Gelehrsamkeit, von Reichthum und Armuth, deren keins an sich eine Tugend oder Untugend ist, sondern das eine oder andere wird es nur durch die sittliche Gesinnung und das Verhalten darin. Die sittliche Werthgebung bestimmt sich auch geschichtlicherweise mannigfaltig durch die Nationalität, den politischen Geist und Character des Volkes und würde z. B. da, wie bei den Griechen, wo alle Sittlichkeit im Staat aufgegangen war, die Beredsamkeit, sollte sie einer sittlichen Würdigung unterliegen, auch nur nach diesem ethischen Princip zu beurtheilen sein, wie der Hr. Verf. auch nicht ermangelt, zu thun. Nach unsern Begriffen können wir freilich die von den alten Rednern befolgten und von den alten Rhetoren vorgetragenen Grundsätze von der Erregung der Leidenschaften, von der Ueberredung, von der Pfiffigkeit des Redners, der captatio benevolentiae und s. f. dem Sittengesetz nicht sehr angemessen oder für uns nachahmungswürdig finden (das πιθανον des Aristoteles ist für uns die Sache selbst, die göttliche Wahrheit); dennoch werden wir nicht leugnen, dafs ihre Befolgung mit wirklich grofser Beredsamkeit nicht nur vereinbar, sondern auch verbunden war. Dafs die Beredsamkeit auch etwas für sich und von der sittlichen Idee unabhängig sei, zeigt sich auch oft genug darin, dafs das entschieden Unsittliche mit wahrhaft grofser Beredsamkeit empfohlen werden kann. Haben wir es nicht noch ganz neuerlich erlebt, dafs der französische Advocat Parquin in der Vertheidigung seines Bruders mit grofsem rhetorischen Aufwand und unleugbarer Beredsamkeit darauf hinwirkte, die Strasburger Geschworenen zu ihrem bekannten, *so* unsittlichen Urtheil zu bewegen, dafs deshalb ein lauter Schrei durch ganz Europa ging? Denn solche Macht hat allerdings das Christenthum in *seiner* Welt errungen, dafs, man sei öffentlicherweise und anerkanntermaafsen so beredt, als man wolle, man sich doch nicht so verhalten kann, wie in der heidnischen. Der Hr. Verf. selbst sagt: „Wer wird leugnen, dafs ein geübter Redner, der die Leidenschaften zu entflammen weifs, über einen minder geübten, der nur sittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon tragen könne?" S. 45. Was auch der Hr. Verf. Schönes und Richtiges beibringe, diefs Dilemma aufzulösen, so reicht es doch alles nicht so weit, um zu beweisen, dafs wahre Beredsamkeit gar nicht sein könne, ohne grofse tugendhafte Wirkungen hervorzubringen, sondern es kann nur die auf diese bestimmt ausgehende und sie bezweckende Beredsamkeit sein, der das gelingt. Die Selbständigkeit der Beredsamkeit scheint der Hr. Verf. selbst zuzugeben, wenn er S. 91 sagt: die Befolgung aller der gegebenen rhetorischen Vorschriften sei *nicht*

Digitized by Google

ohne sittliche Kraft des Characters, *nicht ohne* Tugend und bei dem geistlichen Redner *nicht ohne* das innere Leben des Glaubens möglich; denn hiemit ist offenbar die sittliche Beziehung der Beredsamkeit nur als eine ihr selbst äufsere, nur als negative Bedingung bestimmt, wobei die Frage noch zu beantworten übrig bleibt: was ist sie aber positiv in sich selbst? Selbst die nothwendigen Ideen, welche der Hr. Verf. entwickelt, als solche, von denen alle Beredsamkeit sich leiten zu lassen habe, sind wohl, wie der Hr. Vf. selber sagt, der Ethik angehörend, aber nicht von der Art, dafs sie durch den Begriff der Beredsamkeit gesetzt, oder nicht ebensowohl auf mancherlei anderen Wegen, als dem der Beredsamkeit, zu erreichen oder zu fördern wären z. B. durch eine philosophische Deduction oder Vorlesung oder durch das Werk des Schriftstellers; es ist nicht gezeigt, dafs der Zweck lediglich und allein auf rednerischem Wege zu erreichen sei. Der Hr. Verf. nennt sie zwar auch rhetorische Ideen, aber nur überhaupt in der Voraussetzung, dafs die Rhetorik ein Theil der Ethik sei. Sicherer und gewisser wäre wohl, zu beweisen, dafs die Beredsamkeit allein auf psychologischen Gesetzen beruhe oder noch bestimmter auf logischen und die Rhetorik der Philosophie oder Logik angehöre; sie ist Beantwortung der Frage: wie spricht der Geist zum Geiste, um eine tiefe lebendige Wirksamkeit über ihn auszuüben. Die Rhetorik ist in Bezug auf das gesprochene Wort, was die Hermeneutik ist in Bezug auf das geschriebene. Der Zweck kann immer ein sittlicher sein; aber das Mittel, die Beredsamkeit, ist noch andern Gesetzen und Bedingungen unterworfen, die auch ohne moralische Beziehung für sich gelten, z. B. auch intellectueller, selbst technischer Art sind. Ist durch das Mittel der Zweck in bestimmten Fällen, z. B. auch in der geistlichen Rede nicht zu erreichen ohne sittliche Gesinnung, so fehlt doch viel, dafs die Beredsamkeit nur in der sittlichen Gesinnung *bestehe*, oder, wie der Hr. Verf. sagt: der Redner *nur* durch wahrhaft sittliche Gesinnung zur Ausrichtung seines Geschäfts fähig werde, oder, der sittliche Character allein den Redner mache S. 183. Zuerst müssen wir doch gestehen, dafs Viele auch bei der edelsten sittlichen Gesinnung und dem besten Willen der Beredsamkeit völlig unfähig sind, weil ihnen entweder von Seiten der Natur oder des Geistes unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt sind; sodann, dafs die, welche es wirklich zur Beredsamkeit, zumal in den heiligen Dingen, bringen, vieles besitzen, was ihnen gegeben, was eine Gabe ist und dafs die Beredsamkeit, ehe sie eine Tugend wurde, zuvor eine Gnade war (2 Mos. 4, 10—12); ferner, dafs eine reiche Mannigfaltigkeit von Mitteln und Umständen vorhanden sein mufs, ohne welche Beredsamkeit, selbst bei der günstigsten Anlage, nicht entstehen kann, wie denn z. B. das öffentliche Leben in England und Frankreich der Ausbildung dieses Talents günstig, da hingegen, wo die Büreauschreibseligkeit herrscht, höchst ungünstig ist; endlich, dafs Vieles auch in dieser Beziehung ist, was durch freie Thätigkeit, Uebung und Anstrengung erworben werden mufs, was auf treuer Benutzung der vorhandenen Mittel beruht und zu sittlichen Zwecken wirksam gemacht werden kann und mufs, in welchen letzteren Beziehungen d. h. also ihrem Gebrauch, ihrer Anwendung nach, dann allerdings die Beredsamkeit Erfüllung von Pflichten d. h. eine Tugend ist.

D. Marheineke.

XIII.

De aetate articuli, quo in Symbolo Apostolico traditur Jesu Christi ad inferos descensus. Scripsit G. H. Waage, Theol. Dr., ad aedem b. virg. verbi divini minister. Hauniae, 1836. 174. 8.

Die näheren Erörterungen der evangelischen Lehre von der *Heiligen Schrift* haben es nicht unterlassen können, sich auf das Verhältnifs derselben zu der in kirchlicher Tradition überlieferten *Glaubensregel* bestimmter einzulassen, den Unterschied und die Einheit beider zum deutlichen Bewufstsein zu bringen. Wie einerseits die Hervorhebung des Unterschieds zu einer unprotestantischen Herabsetzung der Bibel fortgeschritten ist, so ist andrerseits das starre Festhalten einer abstrakten Einerleiheit nicht zu verkennen gewesen in derer Meinung, die sich eine apostolische Glaubensregel nur als eine aus dem geschriebenen Worte ausgezogene Sentenzsammlung haben vorstellen können. Es ist die Sache der Wissenschaft, solche subjectiven Richtungen der Einseitigkeit in ihrer Falschheit und in ihrer Wahrheit aufzuzeigen.

Gehen wir aus von dem protestantischen Prinzip — das Wort Gottes in heiliger Schrift Alten und Neuen Bundes ist die Regel und Richtschnur christlichen Glaubens — so ist in und mit diesem Prinzip zugleich die Nothwendigkeit näherer Bestimmung über das Verständnifs und die Auslegung der heiligen Schrift gegeben. Denn nur als verstanden und ausgelegt kann das göttliche Wort die Lehre regeln und richten. Ausge-

Digitized by Google

legt aber soll es nur werden durch die eigene Bewegung, wodurch es in die Schrift ist hineingelegt worden: es ist der Geist, der sich selbst erklärt, manifestirt, für den Geist ist. Darum ist es eine eingestandenermafsen nothwendige Forderung, dafs die Erklärung heiliger Schrift in christlichem Geiste geübt werde, dafs der christliche Glaube die subjective Bedingung alles Interpretirens sei. Im Geiste legt sich die Schrift aus: im Glauben an den Geist legt sie der Theologe aus. Gott ist der Geist: so ist der Glaube näher der Glaube an Gott als Vater, Sohn und Geist, dieser Glaube ist die Glaubensregel, und diese Glaubensregel ist auch die Regel aller gläubigen Auslegung.

Der Glaube an den dreieinigen Gott ist das christliche, apostolische, biblische Symbolum: die uralte Entfaltung derselben ist unser Symbolum Apostolicum. Es sind die Sätze dieses Bekenntnisses zu begreifen, wie als ihrem Wesen nach gegeben in den Worten der christlichen Taufformel, so als allmälig sich herausstellend aus dem unmittelbaren Bewufstsein in die Vermittelung einzelner Glieder, deren in die Zeit fallende Sonderung sich erst im vierten Jahrhundert, fast gleichzeitig mit der äufserlichen Darstellung der christlichen Kirche als der allgemeinen, und mit dem Abschlufs des Kanons in Weise allgemein gültiger Vorstellungen vollendet. Die Wahrheit der einzelnen Sätze des apostolischen Symbolums hat ihren ewigen Grund im christlichen Glauben, die Erscheinung derselben ihren zeitlichen Anfang im Verlauf der christlichen Kirche.

Es ist damit schon gesagt, dafs das Bestreben mancher Theologen, einen einzelnen Satz des Symbolums als später entstanden aufzuweisen, es dadurch noch keinesweges erreicht, denselben als einen wiederum auszustofsenden darzulegen. Denn ist dessen Hervortreten in der geschichtlichen Entwickelung, der zunächst menschliche Ursprung, nicht eine äufserliche und zufällige, sondern eine aus dem sich entfaltenden Wesen des christlichen Glaubens nothwendig hervorgehende Bestimmung, so ist sie, als in dem ursprünglichen Symbolum an sich enthalten, ächt apostolischen und göttlichen Ursprungs.

Die historische Untersuchung also über das Alter irgend eines apostolisch-symbolischen Satzes hat wie ihren Grund, so ihr Interesse einzig an dessen eigenem Inhalt, mufs sich daher auch durch eine theologische ergänzen, die dem inneren Gange des im Inbegriffe des christlichen Bekenntnisses sich fortbewegenden Begriffs nachdenkt und nachforscht und so das äufserlich Gegebene dem Gebiete des Geistes innerlich aneignet. Diesen Zusammenhang erkennt auch der hochwürdige Verfasser der anzuzeigenden Schrift als einen nothwendigen an, indem er am Schlusse seiner historischen Untersuchung den Vorsatz ausspricht, eine theologische Erörterung desselben Glaubenssatzes nachfolgen zu lassen. —

Der Herr Verf. (jetzt Direktor der Akademie zu Soröe) sagt uns selbst, dafs diese seine Arbeit durch die in unserer Zeit, auch in Dänemark, verschiedentlich angestellten Untersuchungen über die Bedeutung und Autorität des Symbolum Apostolicum veranlafst worden sei, und es ist diese gelehrte und interessante Schrift ein erfreulicher Erweis des sich in kirchlichen Bewegungen durchkämpfenden ächt theologischen Geistes, erhaben über das geistlose und unwissenschaftliche Gerede sich in einseitiger und allseitiger Befangenheit gefallender Polemiker. Wir wenden uns an die Schrift selbst, um ihren Inhalt und ihren Gehalt darzulegen.

Dafs der Satz des zweiten Artikels: „descendit ad inferna" zur Widerlegung der Apollinaristischen Ketzerei im vierten Jahrhundert dem Symbolum einverleibt worden sei, ist eine von King aufgestellte Hypothese, die sich, obgleich nicht ganz unbezweifelt, bis auf die neueste Zeit grofsen Beifall zu verschaffen gewufst hat. Unser Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Meinung zu widerlegen, das symbolische Alter jenes Satzes aufzuweisen und die — erst später erfolgte — allgemeine Aufnahme desselben zu erklären.

Die Kingsche Hypothese hat zu ihrer Voraussetzung die Annahme, dafs jenes Glaubenssatzes als eines in das Symbolum Apostolicum, und zwar der Kirche zu Aquileja, aufgenommenen erst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, von Rufin, erwähnt werde: in dem Symbolum der römischen Kirche, berichtet Rufin, und in dem der orientalischen Kirchen finde es sich nicht. Es schien mithin am natürlichsten die Ursache dieser, wie anderer Erweiterungen in einer zu bestreitenden Häresie zu suchen, und man suchte sie in der Apollinaristischen, da, wie King behauptet, die Höllenfahrt Christi von den Kirchenvätern als das vorzüglichste und entscheidendste Argument gebraucht wurde, um Christo eine vernünftige Seele zu vindiciren. Nun zeigt der Herr Verf., wie diese letzte Behauptung — worauf sich ja die ganze Hypothese stützt — in der Geschichte des Apollinaristischen Streites so gar nicht begründet sei, und geht zu dem Ende mit der gröfsten Genauigkeit die für die Geschichte des Dogmas so lehrreichen Acten desselben durch, woraus es unwidersprechlich hervorgeht, dafs die Berufung auf Christi Höllenfahrt den Bestreitern des Apollinaris (und zwar nicht einmal allen) nur unter vielen Argumenten eins und zwar weder das gewöhnlichste noch das wichtigste war, so dafs in der angeblichen Wichtigkeit dieses Satzes die (alleinige) Veranlassung zur Aufnahme desselben nicht dürfe gesucht werden. Wir können den sorgfältigen Untersuchungen des Herrn Verfs. (p. 6—86), die sich auf die hier zu berücksichtigenden polemischen Schriften des Athanasius, Epiphanius, beider Gregore, des Ambrosius, Chrysostomus, Theodoret, Theophilus von Alexandrien, Philastrius, Rufinus Syrus, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien und Cassiodorus erstrecken, nicht ins Einzelne folgen, sondern müssen uns hier auf das dadurch ermittelte Resultat beschränken. Doch müssen wir es dem Verf. nachrühmen, dafs er uns durch seine zweckmäfsigen Auszüge den geistigen Kampf der kirchlichen Lehrer recht treu und lebendig dargestellt hat. Es zeigt sich denn auch hier, dafs die Polemik der christlichen Kirche sich keinesweges auf einen einzelnen traditionellen Satz gestützt hat, um solche Häresien zu widerlegen, sondern dafs sie sich ihrem Begriffe gemäfs durch das Ganze des christlichen Glaubens, durch dessen schrift- und vernunftgemäfse Auseinandersetzung begründe.

Nun geht der Verf. zur Prüfung des Rufinischen Berichts über und zeigt, wie in demselben nichts enthalten sei, was den Ursprung unsres Glaubenssatzes aus dem genannten Streite wahrscheinlich machen könnte. Darauf werden die öffentlichen Verhandlungen während dieses Streites, namentlich die Acten des Alexandrinischen Conzils von 362, die der römischen des Damasus und die des zweiten ökumenischen, ferner die öffentlichen und privaten Glaubensformeln jener Zeit in den Kreis der Untersuchung gezogen. In diesen Documenten des kirchlichen Glaubens hätte zufolge der Kingschen Hypothese vorzugsweise der Höllenfahrt erwähnt, und dieser Satz selbst dem Symbolum einverleibt werden müssen: von dem Allen zeigt sich aber nicht nur keine Spur, sondern es läfst sich sogar höchst wahrscheinlich machen, dafs auf dem letztgenannten Conzil zu Constantinopel eine andre symbolische Erweiterung — nämlich die im Constantinopolitanischen Symbolum zu dem Nizänischen hinzugefügten Worte: *ἐκ πνεύματος ἁγίου καὶ Μαρίας τῆς παρθένου* — zur Widerlegung des Apollinaris sei aufgenommen worden, eine Bestimmung, die das Symbolum Apostolicum schon hatte, welches also um so weniger eines anderweitigen Zusatzes bedurfte.

Digitized by Google

Es hätte sich auch, wäre jene Hypothese wahr, ein unverkennbarer Eifer aller orthodoxen Väter jener Zeit für die Ueberlieferung und Verbreitung eines solchen Schutzmittels offenbaren müssen, wovon aber nichts zu merken, da vielmehr die Nichterwähnung desselben als eines symbolischen Bestandtheiles sehr gewöhnlich ist.

Nachdem sich nun der Herr Verf. in so gründlicher Weise des ersten Theiles seiner Aufgabe erledigt und gezeigt hat, es könne die Aufnahme dieser Bestimmung ins apostolische Symbolum keinesweges aus deren polemischer Brauchbarkeit im Apollinaristischen Streite erklärt werden, geht er in seiner Untersuchung weiter, um zu erweisen, dafs dieser Artikel schon vor jener Zeit hin und wieder ins kirchliche Symbolum recipirt worden sei. Zunächst kommen hier die drei arianischen Glaubensformeln aus den Jahren 359 und 360 (die dritte Sirmische, die Nicänische und die Constantinopolitanische) in Betracht, die alle diesen von den Arianern nicht unbenutzt gelassenen Satz, doch verschiedentlich ausgedrückt, enthalten: obgleich nun dieser Artikel von den orthodoxen Conzilien nicht so aufgestellt wird, ja sogar jene drei Formeln wegen ihrer Neuheit von der orthodoxen Kirche verworfen wurden, so scheinen doch diese Formeln dem Herrn Verf. für eine frühere symbolische Gültigkeit des Artikels zu sprechen, da in Beziehung auf ihn kein Widerspruch der Orthodoxie Statt fand, ja diese ihn sogar nachher selbst als symbolisch aufführt. Wollte man nun dieser Annahme die Autorität des Rufin entgegenstellen, so beruft der Verf. sich nicht nur auf dessen eigene Worte, die die Annahme, dafs in occidentalischen Kirchen unser Artikel irgendwo vor seiner Zeit könne recipirt gewesen seyn, keinesweges ausschliefsen — sondern er bemerkt auch, wie man gar nicht berechtigt sei, dem Rufin so unbedingten Glauben beizumessen, da sich wohl mancherlei Data finden möchten, die namentlich dies Zeugnifs sehr entkräfteten. Der Verf. bezieht sich hier erstlich auf die Edessenische Sage bei Eusebius (hist. eccl. I, 13). Es geht aus ihr freilich so viel hervor, dafs die Lehre von der Höllenfahrt Christi mitgerechnet wurde zu dem Kreise der allgemeinen christlichen Lehrsätze; doch über die bestimmte Fassung des öffentlichen Symbolums läfst sich daraus schwerlich etwas Sicheres ermitteln, und der Herr Verf. hat sich hier verleiten lassen, mehr in dieser Stelle zu finden, als sie, genau besehen, enthält. Uns scheint sie nicht viel mehr zu beweisen, als wir aus Irenäus und Tertullian weit sicherer nachweisen können. Dann stützt sich der Verf ferner auf die Katechesen des Cyrillus von Jerusalem, in welchen der Höllenfahrt Christi sowohl in der kürzeren, als in der längeren Entwickelung auf eine solche Weise erwähnt werde, dafs man genöthigt sei anzunehmen, sie sei ein Glaubenssatz im Symbolum der Kirche zu Jerusalem gewesen. Wollen wir nun aber auch dem Verf. die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme nicht streitig machen, so können wir doch nicht umhin, sie — wie er auch selbst p. 128 dies gesteht — für keinesweges historisch erwiesen zu erklären, da sie nicht nur dem Zeugnisse Rufins, der doch die Katechesen des Cyrillus kennt, offenbar widerspricht, sondern auch darum dem Zweifel Raum läfst, weil der Höllenfahrt weder in den Ueberschriften der Katechesen erwähnt, noch sie in den Erklärungen beide Mal auf dieselbe Weise den andern Artikeln angeknüpft wird. Auch über die vom Verf. angezogenen Stellen des Epiphanius müssen wir anders urtheilen; man vergleiche nur seine Symbole bei Walch (bibl. symb. p. 50 ff). Uebrigens gehört ja Epiphanius schon zu der Apollinaristischen Periode. Die vom Verf. aufserdem noch berücksichtigten Glaubensformeln (nach Walch bibl. symb. p. 58, 61, 71 ff.), worin unser Satz vorkommt, ermangeln wegen ihres unsichern Alters in dieser Untersuchung der gehörigen Beweiskraft: den ausführlichen Erörterungen des Herrn Verfs in Beziehung auf die letzte derselben, nämlich die altlateinische — deren pseudoathanasianische Exposition von Blanchini dem Vigilius Tapsitanus, von dem Verf. aber einem ältern Schriftsteller der afrikanischen Kirche, etwa ums Jahr 360, zugeschrieben wird — können wir nicht beistimmen und mit ihm behaupten, dafs sich dadurch die symbolische Reception unseres Artikels vor dem apollinaristischen Streite als erwiesen darstellen möchte: denn es hat der Herr Verf nicht darauf geachtet, dafs die in jener Exposition citirte Stelle 1 Joh. 5, 7 dieser seiner Meinung ein schwerlich zu beseitigendes Hindernifs entgegenstellt. Eine andere Stütze seiner Ansicht findet der Verf. noch in Aeufserungen des Augustinus (namentlich in der ep. ad Euod.) und in dem Bestreben der Väter, dieses Faktum durch allegorische und typische Erklärungen in die verschiedensten Schriftstellen hineinzulegen: endlich auch in den alten Liturgien der orientalischen Kirche, sowohl der orthodoxen als der häretischen, worin ihm dieser Satz in symbolischer Weise hingestellt zu sein scheint. Obgleich der Mangel entscheidender Beweise in diesen Nachweisungen nicht zu verkennen ist, wie ihn denn auch der Verf. nicht hat verhehlen wollen, so sind wir doch mit dem Verf. in dem Resultat einig, wozu er am Ende dieser historischen Untersuchung gelangt, es sei nämlich dieser Satz schon vor dem apollinaristischen Streite (schon in alten Zeiten) ein Theil des apostolischen Symbolums gewesen: wann er dies geworden, lassen wir unentschieden, wie dies auch unser gelehrter Verf. hat thun müssen, wenn er es gleich schon vor Irenäus und Tertullians Zeiten (? geschehen sein läfst: für eine übereilte Aeufserung aber müssen wir es halten, dafs der Verf. meint, er habe gezeigt, diesem Artikel „non minorem quam ceteris articulis tribuendam esse antiquitatem" (p. 168).

Wird nun aber auch eingeräumt, es sei dieser Satz schon früher symbolisch geworden, so ist es dennoch unläugbar, dafs ihm diese symbolische Autorität keinesweges überall und gleichmäfsig vom Anfange an gewesen, sondern er ist vielmehr erst weit später allgemein als solcher anerkannt worden. Diese spätere allgemeine Reception desselben sucht nun zuletzt noch der Verf. durch eine Conjectur zu erklären, indem er die Ursache dazu in der seit Gregors des Grofsen Zeiten verbreiteten Lehre vom Fegfeuer findet, einer Lehre, deren Beziehung auf und Verwandtschaft mit der Lehre von der Höllenfahrt, die dadurch auch in ihrer Fassung modificirt ward, nicht zu verkennen sei. Wenn nun aber der Verf. meint, erst aus dieser Lehre von der Höllenfahrt lasse sich der Ursprung jener Fegfeuerstheorie begreiflich machen, und darum sei auch jene dieser letzteren wegen weit mehr beachtet worden, so können wir nicht umhin, dieser Ansicht des verehrten Verfs zu widersprechen, da es uns ganz klar ist, dafs die Lehre vom Fegfeuer ihren eigenthümlichen Grund habe in der späteren katholischen Kirchenlehre von der Sündenvergebung und Bufse (vgl. Marheineke System des Katholicismus. 3 Th. Kap. 5 und 12): so dafs wenigstens die Wichtigkeit der Lehre von der Höllenfahrt in dieser Beziehung von dem Verfasser gar zu hoch angeschlagen sein dürfte, obgleich eine gewisse Verwandtschaft beider Lehren, die der Verf. mit anzuerkennender Sorgfalt als von den Kirchenlehrern anerkannt und verschiedentlich ausgesprochen aufzeigt, nicht in Abrede gestellt werden kann.

Ist es eine ausgemachte Sache, dafs die Hollenfahrt Christi von der apostolischen Zeit an in der christlichen Kirche geglaubt und gelehrt wurde, dafs ihre Bedeutung für die orthodoxe Auffassung der menschlichen Natur und der Person Christi in der Gesammtheit aller Momente seines göttlichen und menschlichen Lebens immer mehr und mehr zum Bewufstsein gebracht und in den kirchlichen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte hervorgehoben wurde, so scheint es uns keiner anderweitigen Erklärungen bedürftig, sondern nach dem sachgemäfsen Gange der auf symbolische Fixirung gerichteten kirchlichen Entwickelung ganz begreiflich, dafs der Satz: descendit ad inferos sich allmälig dem kirchlichen Bewufstsein als ein integrirender Bestandtheil des allgemeinen christlichen Glaubens erwies, und als solcher dem uralten Taufbekenntnisse einverleibt wurde. So wie es unrichtig ist, in einer äufserlichen Veranlassung den alleinigen Grund einer solchen Reception zu finden, so ist es nicht minder unrichtig, sich jede symbolische Veränderung als eine unerträgliche Verfälschung vorzustellen, oder an eine wörtliche constante Uebereinstimmung der kirchlichen Symbole bei der sich in symbolischer Entwickelung bewegenden kirchlichen Thätigkeit denken zu wollen. Was an sich dem allgemeinen christlichen *Glauben* angehörte, ward durch Vermittelung des Zweifels dem allgemeinen christlichen *Bekenntnisse* allmälig angeeignet.

Lic. Kolthoff.

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

XIV.

Le livre des récompenses et des peines, en chinois et en françois; accompagné de quatre cents légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances, et les moeurs de la secte des Tao-ssé. Traduit du chinois par Stanislas Julien. Paris und London (Oriental Translation Fund). 1835. *Ein Band. XVI u.* 531 *S.* 8.

Das *Buch der Belohnungen und Strafen*, oder wörtlicher — *der Vergeltung* (*Kan-ing-phian*), welches bei den *Tao-ssö*, dieser alten und merkwürdigen chinesischen Sekte, in gröfstem Ansehen steht, war uns zuerst durch Abel-Remusat bekannt geworden. Dieser Gelehrte lieferte in einer 1816 erschienenen kleinen Brochüre eine Uebersetzung des *Kan-ing-phian* mit zerstreuten Anmerkungen und *sechszehn* Anekdoten oder Histörchen. Er hatte einen chinesischen Text des Buches zum Grunde gelegt, den, aufser einem fortlaufenden Wort- und Sach-Commentar, *vierhundert* Anekdoten begleiteten. Die Wichtigkeit dieser Zugaben der chinesischen Edition war es hauptsächlich, was Hrn. Stanislas Julien bestimmte, die vorliegende vollständige Uebersetzung zu unternehmen, in der er zugleich manchen Mifsgriff Abel-Remusat's verbessert.

Man weifs, dafs es im chinesischen Reiche drei Haupt-Religionen giebt, die, ursprünglich scharf geschieden, durch Anbequemung und Eklekticismus einander befreundeter geworden sind. Dasjenige System, welches man *Tao-kiao* (Lehre von der Urvernunft) nennt, wird auf den alten Philosophen Lao-dsö oder Lao-kiün zurückgeführt, der 604 vor Ch. das Licht erblickte. Diesen Lao-kiün halten seine Schüler für den Verf. des Buches *Tao-te-king* (Kanon der Vernunft und der Tugend), dessen aufserordentlich dunkle Schreibart noch jetzt den gelehrtesten Sinologen viel zu schaffen macht.

Lao-kiün lehrte, dafs Himmel und Erde aus dem Chaos entstanden seien. Vor dem Chaos war nach ihm Ein höchstes unwandelbares Wesen, die *Mutter des Weltalls* oder die *Urvernunft* (*Tao*) genannt. Das Abbild dieses Urwesens ist der Himmel, und das Abbild des Himmels, die Erde, welche letztere wieder ihr Abbild im Menschen findet. Die Seelen der Menschen sind Ausflüsse des ätherischen Urseins, und kehren nach ihrem Tode in dasselbe zurück.

Als Lebens-Philosoph verlangte Lao-dsö die Bändigung und Unterdrückung aller heftigen Begierden und Leidenschaften. Der Weise erhebt sich nach ihm über allen Schmerz und Verdrufs. Um aber diesen vollkommenen Seelenfrieden — das höchste der Güter — zu erlangen, ist es nothwendig, dafs man sich die Vergangenheit eben so wenig als die Zukunft, zu Herzen gehen lasse. Wer grofse Pläne schmiedet, und den verzehrenden Sorgen des Ehrgeizes oder der Habsucht sich hingiebt, der arbeitet mehr für seine Nachkommen, als für sich selbst. Es ist Thorheit, wenn man seine Ruhe und sein Lebensglück zum Besten Anderer hinopfert; und auch jedes eigne Glück, das mit vielen Sorgen erkauft wird, gilt Lao-dsö für kein wahres Glück.

So weit der angebliche Stifter dieser Sekte, dessen Epikureismus die strengen Confucianer so empörte, dafs Einer derselben nicht ganz mit Unrecht sagt: „Indem Lao-dsö von Vernunft und Tugend spricht, macht er aller edleren Humanität und sogar der Gerechtigkeit das Garaus." Untersuchen wir aber die Lehr-Meinungen und das praktische Treiben der Tao-ssö, so gerathen wir auf Manches, das mit dem Systeme des Lao-kiün, so weit uns ein Blick in dasselbe vergönnt ist, nicht harmoniren will. Nach vie-

Digitized by Google

len chinesischen Angaben soll die Religion der Tao-Sekte in ein weit höheres Alterthum als die Zeit des Lao-kiün, hinaufreichen; dem sehr interessanten Foe-kue-ki zufolge, breitete sie sich zuerst in den westlich von China belegenen Ländern aus, und bildete den Inhalt der uralten, durch den Buddhaismus verdrängten Landes-Religion von Tübet. Vielleicht schliefst sie sich an das untergegangene Schamanenthum Hochasiens, und Lao-dsö war nur ein Reformator mit philosophischem Geiste, dessen System aber seinen Nachfolgern, trotz des in selbigem waltenden epikureischen Princips, zu wenig praktisch und Verbreitungs-fähig erscheinen mochte. Sie holten die alte Dämonologie, mit Zauberei und Geister-Beschwörung verbunden, wieder hervor, und würzten sie mit indischen, besonders buddhaistischen Elementen. Daher die starke indische Färbung, welche das neuere Tao-System unverkennbar an sich trägt *). Von den kanonischen Büchern der Reichs-Religion zogen sie besonders das mysteriöse Y-king, in dem Jeder finden kann, was er sucht, in den Kreis ihrer metaphysischen Grübeleien, und commentirten es nach eignem Plane. Ueberhaupt kann man sagen, dafs sie von den andern Sekten fast Alles annahmen und nur zu anderem Gebrauche verwendeten. Diese jesuitische Accommodation wirkte im Vereine mit Zauberkünsten sehr zu ihrem Vortheil; und besonders war es die Aussicht, kraft eines mystischen Trankes, auf Erden unsterblich zu werden, was ihnen viele Anhänger erwarb.

Unter Kaiser Wu-ti von der Dynastie Han eröffnete sich die Glanz-Periode dieser Sekte. Das Loosen, das Anrufen der Geister und die Zauberei machten damals rasche Fortschritte. Unter der weit späteren Dynastie Thang wurden sie *himmlische Lehrer* (Thisn-saö) genannt; und man errichtete dem Lao-kiün prächtige Tempel. Gegenwärtig hat diese Sekte auch in Anam und in Japan viele Anhänger: ihre Bekenner wohnen getrennt in einer Art von Klöstern; doch verheirathen sie sich. Obschon sie, gleich den Buddha-Priestern, heutzutage nur *tolerirt*, und, was ihren Unterhalt betrifft, auf eigne Fonds oder milde Gaben angewiesen sind: so hat man doch höhern Ortes eine gewisse ehrerbietige Scheu vor ihnen, und der Kaiser selbst schämt sich nicht, in Zeiten öffentlicher Noth auch durch die Ordens-Obern der Tao-ssö zum Himmel beten zu lassen. In der Provinz Kiang-si haben die Tao-ssö ein bedeutendes Etablissement, dem von allen Seiten Menschen zuströmen, die von körperlichen Gebrechen geheilt sein, oder die Zukunft erfahren wollen.

Die vornehmsten, zu der sehr umfassenden Litteratur dieser Sekte gehörigen Werke sind in der grofsen Sammlung *Tao-dschang*, welche im Jahre 1567 begonnen und 1620 vollendet ward, vollständig enthalten. Keines derselben steht — wie schon bemerkt — in gröfserem Ansehen, als das *Buch der Vergeltung*: es wird dem Lao-kiün zugeschrieben, ist aber offenbar eine weit spätere Compilation, und dabei von geringem Umfang. Seinen Hauptinhalt bilden moralische Sentenzen, die den kanonischen Büchern oder den älteren Philosophen theils wörtlich, theils mit einiger Modification entlehnt sind. Nur die ersten sieben, als Einleitung dienenden Sentenzen und noch etwa ein Dutzend anderer weisen mit Bestimmtheit darauf hin, dafs die Compilation von einem Tao-ssö veranstaltet ist. Das Werthvollste zur näheren Kenntnifs der Tao-Lehre, die hier im Ganzen recht harmlos erscheint, sind die Commentare, und der reiche Schatz von Legenden und Anekdoten, welche als praktische Belege für die Wahrheit dessen dienen, was im Texte gelehrt wird. Der unbekannte Commentator zeigt die musterhafteste Toleranz: er lebt mit den anderen Sekten im besten Einverständnifs, und beweist die Wahrheit manches Spruches unbedenklich mit Citaten aus Confucius oder Buddhaistischen Büchern. In einer Vermahnung, die dem Lao-dsö selbst in den Mund gelegt ist, wird der Cultus des Gottes *Foë* (Buddha's) neben anderen guten Werken empfohlen (S. 517), und auf der 223sten Seite heifst es sogar ausdrücklich: „Obgleich die Religion der Gelehrten (des Confucius), die der Buddhaisten, und die der Tao-ssö unter einander verschieden sind, so streben doch die Principien aller drei Religionen gleichmäfsig dahin, den Menschen tugendhaft zu machen."

Der französische Uebersetzer giebt jede Sentenz einzeln für sich, in chinesischer und französischer Spra-

*) So behaupten sie von ihrem Stifter, dafs er vor Himmel und Erde existirt habe, und zu verschiednen Malen, auch unter verschiednen Namen, auf Erden erschienen sei. Er ist das Dritte ihrer *drei Reinen Wesen* (*San-Zing*), welche die höchsten himmlischen Intelligenzen sind, und an die Trimurti der Hindu's erinnern u. s. w.

Digitized by Google

che, und dann folgen, nur Französisch, die dazu gehörigen Wort-Erklärungen und als Sittenspiegel dienenden Erzählungen. Wir geben nun eine Uebersicht dessen, was man aus diesem reichen Material abstrahiren kann:

Glück und Unglück sind keinem Sterblichen vorher bestimmt: er selbst verdankt sie seinem Betragen und Wandel. Wer Gutes thut, empfängt das Gute zum Lohn, und wer Böses thut, wird unglücklich. Lohn und Strafe sind dem Grade der tugendhaften oder lasterhaften Handlungen genau angemessen. Dem Einen wird unmittelbar nach seiner That vergolten; des Anderen harrt die Vergeltung erst spät. Belohnung und Strafe werden um so gröfser, je später sie eintreffen. Die Geister des Himmels und der Erde durchwandern bei Tag und bei Nacht das Weltall, um die Fehler der Menschen zu beobachten, und streichen, je nach der Gröfse dieser Vergehen, gröfsere oder kleinere Perioden aus dem menschlichen Leben. In unserer unmittelbaren Nähe, ja selbst in dem menschlichen Körper wohnen Geister, die unsere Handlungen prüfen und Eine nach der Anderen in ihr Buch eintragen. An jedem 60sten Tage wird in jener Welt Gericht gehalten; alsdann steigen die Genien, während der Mensch schläft, zum Himmel empor, und berichten mit diplomatischer Genauigkeit über seine Gedanken und Handlungen in dem verflossenen Zeitraum.

Wer schwere Verbrechen begeht, dessen Dasein wird einem grofsen Theile nach verkürzt. Sobald diese Verkürzung erfolgt ist, kommt Unglück und Elend von allen Seiten über sein Haupt. Stirbt er, so mufs sein unsterbliches Theil eine der drei Unglücksbahnen durchlaufen: er wird ein Lastthier, ein hungernder Dämon, oder ein höllischer Verdammter. Selbst unschuldige Nachkommen müssen öfter, wenigstens in diesem Leben, die Sündenstrafe ihrer Väter theilen. Ein langes Leben auf Erden nimmt unter den fünf Arten des Glückes die erste Stufe ein. Wer tugendhaft ist, den fürchten die bösen Geister und wagen nicht, ihm ein Leid anzuthun; himmlische Genien stehen ihm schützend zur Seite. Sogar eine selige Unsterblichkeit und den Rang eines Genius darf der Tugendhafte hoffen; um aber ein *Unsterblicher auf Erden* zu werden, mufs er 300, um ein *Unsterblicher des Himmels* zu werden, wenigstens 1300 gute Werke verrichtet haben. Von einem *Tranke der Unsterblichkeit* ist in dem ganzen Buche nicht die Rede.

Der Geisterbannung wird mifsbilligend gedacht, namentlich unter den Textes-Worten: „die Menge durch falsche Lehren irre führen" (S. 423). Die Genien der Tao-ssö sind nicht besser ausgestattet, als man von der phantasielosen chinesischen Anschauung erwarten kann. Oft erscheinen sie den Menschen warnend, tadelnd oder verheifsend im Traume, oft aber auch bei hellem, lichtem Tage, wie gemeine Sterbliche, mit allen Formen der chinesischen Etikette, und verschwinden, sobald sie sich zu erkennen gegeben. Auch Todte erscheinen im Traum, oder kehren ins Leben zurück, um den Ueberlebenden etwas Wichtiges mitzutheilen, auch wohl, um ein unentdecktes Verbrechen zu bestrafen, und bequemen sich dann wieder zur ewigen Ruhe. Einzelne sind mit dem Erdenleben wieder begnadigt worden, weil sie an dem Orte der Pein Besserung gelobt hatten u. s. w.

Das Buch der Belohnungen und Strafen specificirt die grofsen und kleinen Fehler, deren man sich enthalten soll. Selbst Insekten, Pflanzen und Bäumen darf der gewissenhafte Tao-ssö nicht muthwillig Schaden zufügen; und das Zerstören von Vogelnestern oder Ameisenhaufen wird eben so gut, wie die Beleidigung eines Mitmenschen, als Sünde angerechnet. Viele dieser Vorschriften verrathen einen abergläubischen oder am Kleinlichen hangenden Geist, während viele andere von der edelsten Humanität zeugen: jeder unmoralische Gedanke, jede sträfliche Begierde ist verpönt, selbst dann, wenn sie ganz ohne Einflufs auf unser Handeln bleiben. Einen schönen Beleg dazu giebt besonders die Geschichte des Yü-kong (S. 18—27), in welcher einem warnenden Genius folgende Worte in den Mund gelegt sind: „Es ist wahr, dafs Du (Yü-kong) keine unehrbare Handlung begehst; so oft Du aber ein schönes Weib siehst, verschlingst Du sie mit den Augen; Du fühlst Dich innerlich beklommen, und kannst sie Dir nicht aus dem Kopfe schlagen. Von dem Augenblick an hast Du im Grunde Deines Herzens einen Ehebruch begangen; Du hast ihn nur nicht zur Ausführung gebracht." Der Tugendhafte wird zwar schon in diesem Leben Belohnung die Fülle (besonders Ehre und Würden) einärndten; allein er darf nie mit der Aussicht auf solche irdische Vortheile das Gute thun.

Digitized by Google

Die ganze typische Ausstattung dieses interessanten Werkes ist vortrefflich. Wir schliefsen mit dem lebhaften Wunsche, dafs Hr. St. Julien, dessen litterarisches Wirken schon seit längerer Zeit auf Uebersetzungen werthvoller chinesischer Texte sich concentrirt, mit frischer Kraft, und derselben Meisterschaft, die er bisher beurkundet, auf dieser Bahn fortschreiten möge.

Wilhelm Schott.

XV.

Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld, von Fr. Nebenius. Stuttgart u. Tübingen, 1837. *VIII u.* 140 S.

Unter den verschiedenen Arten der neuern Staatsanlehen kommt am häufigsten diejenige vor, wobei dem Darleiher eine fixe Ewigrente um eine gewisse Summe unter dem Vorbehalt zugesagt wird, sie zu festgesetztem Preise zurückzukaufen, falls sie der Besitzer nicht freiwillig wohlfeiler abgiebt. Zwar hat das Geschäft in der Regel nicht die Form eines Rentenverkaufs; sondern man hält sich an den Darlehensvertrag, mit der Beschränkung, dafs der Darleiher das Kapital nicht aufkünden, wohl aber der Borger es heimzahlen kann: sobald indefs ein Darleiher auf sein Aufkündigungsrecht verzichtet, und sich begnügt, jährlich einen fixen Zins zu beziehen, giebt er sein ursprüngliches Kapital auf und dessen Zins wird eine Rente, deren Kapitalwerth forthin mit dem Credit des Schuldners und dem allgemeinen Zinsfufs schwankt. Noch mehr fallen diese Darlehen mit dem Rentenkauf zusammen, wenn der Schuldschein das wirklich eingezahlte Kapital gar nicht erwähnt, sondern blos ein Nominalkapital, als dessen Zins die Rente betrachtet wird. Dieses scheinbar quittirte und verzinste Kapital, eben da es der Gläubiger nicht aufkünden kann, giebt dann nur das Maximum des Werthes an, zu welchem sich der Rentenbesitzer den Rückkauf der Rente gefallen lassen mufs, und damit zugleich den Punkt, über welchen sich der Curs der Rente nur wenig heben kann. In Bezug auf das Verhältnifs dieses Nominalkapitals, oder der Summe, zu welcher der Gläubiger seine Rente abgeben mufs, zu dem wirklichen Darlehen oder dem Ankaufswerth der Rente giebt es drei Fälle. Sind beide gleich, so ist das Anlehen zu demselben Zins aufgenommen, den man fortwährend vom Nominalkapital zahlt und nach welchem man sich in maximo die Wiedereinlösung der Rente vorbehält: hier ist das Anlehen al pari contrahirt. Ist das eingezahlte Kapital kleiner als das Maximum des Rückkaufswerthes, so hat man *unter pari* geborgt. Verzichtet endlich der Staat, wenigstens eine Zeit lang, auf das Rückkaufsrecht, so ist noch ein dritter Fall möglich, der zwar bisher, unseres Wissens, noch nirgend in Anwendung gekommen ist, der indefs doch Beachtung verdient: man kann nämlich auch das Nominalkapital, zu welchem man sich nach Verflufs einer gewissen Zeit den Heimkauf der Rente vorbehält, höher verzinsen als gerade der laufende Zinsfufs ist, zu welchem man al pari zu borgen vermöchte, und dieser höhere Zinsfufs kann entweder nur so lange währen, als das Kapital unaufkündbar ist, oder auch nach dem Eintritt des Aufkündigungsrechts fortdauern. Im ersten Falle ist die Rente zusammengesetzt aus einer al pari abgegebenen Ewigrente und einer Zeitrente auf die Dauer der Unaufkündbarkeit des Kapitals, so grofs als die Differenz des angebotenen und des laufenden Zinsfufses. Das Anlehen wird daher um den baaren Werth dieser Zeitrente über pari stehen; vielleicht etwas mehr, wenn der laufende Zinsfufs, bei dem man während der Unaufkündbarkeit geschützt ist, hoch steht, und ein baldiges Sinken vorauszusehen. Ist der höhere Zinsfufs für immer zugesagt, so fragt es sich, wie grofs die Wahrscheinlichkeit ist, dafs nach Ablauf der Unaufkündbarkeit der laufende Zinsfufs höher, gleich hoch oder tiefer stehen werde, als der Nominalzinsfufs des Anlehens. Je sicherer sich der letzte Fall erwarten läfst und je länger das Aufkündigungsrecht aufgehoben ist, desto weniger Werth kann jener spätere Fortbezug der höheren Zinsen für den Darleiher haben und desto mehr wird ein solches Anlehen im Curs dem vorigen gleichstehen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld, von Fr. Nebenius.

(Schlufs.)

Kann man dagegen voraussehen, dafs der laufende Zins später höher stehen werde als jetzt, und braucht man nach dem Eintritt des Aufkündigungsrechts eine Reduction der Zinsen nicht zu fürchten, so wird der spätere Fortbezug der höheren Zinsen allerdings den Curs eines solchen Papiers noch weiter über pari steigern. Borgt z. B. ein Staat al pari zu $3\frac{1}{2}$ %, so hätte ein 20 Jahre lang mit 5 % und von da an mit $3\frac{1}{2}$ % verzinsliches Anlehen einen baaren Werth von etwa 122 %; eine 20 Jahre hindurch unaufkündbar, dann aber um das Nominalkapital einlösbare fünfprocentige Ewigrente würde dagegen vielleicht 128—130 %, jedenfalls aber etwas mehr werth sein als 122 %.

Uebergehen wir indefs diesen Fall, der blos zur Vervollständigung der Theorie hier beigefügt wurde und fassen wir die beiden ersten und gebräuchlicheren Arten ins Auge, so ist klar, dafs wenn al pari geborgt wird, der Staat, sobald die Leihzinsen sinken, unbeschränkt den Vortheil geniefst, ein Anlehen zu niedrigeren Zinsen zur Tilgung von höher verzinslichen Schulden aufzunehmen, oder, was dasselbe ist, den Zinsfufs dieser älteren Schulden herabzusetzen. Wurde dagegen unter pari geborgt, d. h., zahlt der Staat von dem Nominalkapital niedrigere Zinsen als üblich, so macht ihm der Darleiher einen Abzug bei der Einzahlung des Darlehens. Hat er dann auch vielleicht das wirklich empfangene Vorlehen etwas niedriger zu verzinsen, als wenn er al pari borgte, so entschädigt ihn diefs doch nie für den Verlust, sobald der laufende Zinsfufs sinkt, mehr Kapital heimzahlen zu müssen, als er empfangen hat. Dazu kommt, dafs er so lange an der Herabsetzung der Nominal-Zinsen gehindert ist, bis dieser Kapitalverlust der höchst mögliche geworden, oder die Papiere auf pari gestiegen sind. Diese Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden ist es denn, was Hr. Staatsrath Nebenius in der angezeigten Schrift mit dem Scharfsinn, der Gründlichkeit und dem tiefen praktischen Blick betrachtet, welche die Arbeiten dieses Gelehrten auszeichnen. Das *Recht* des Rückkaufs der Rente findet er, auch wo es nicht ausdrücklich erwähnt ist, vornehmlich in dem Nominalkapital begründet, das der Staat schuldig zu sein bekennt und zu verzinsen verspricht. „Wozu die Benennung eines Kapitals, das weder der Gläubiger, wie anerkannt ist, noch auch der Schuldner künden darf?" Der Staat hat aber nicht blos das Recht, sondern, den Steuerpflichtigen gegenüber, auch die Verpflichtung den Zinsfufs der öffentlichen Schuld so niedrig zu stellen, als es ohne Verletzung des Rechts und der Billigkeit und unbeschadet aller Staatszwecke geschehen kann. Bei den Nutzungen der Kapitale, die er für die öffentlichen Zwecke nöthig hat, darf von der allgemeinen Regel der Sparsamkeit in der Anschaffung des Staatsbedarfs nicht abgegangen werden, und der Kapitalist kann so wenig fortwährend dieselben Leihzinsen verlangen, als der Grundbesitzer unveränderlichen Pachtzins, der Arbeiter fixen Lohn. Mit Unrecht hat man die Herabsetzung der Schuldzinsen als dem Staatscredit gefährlich geschildert: schlagend bemerkt dagegen der Hr. Verf., dafs eine Regierung, welche es unterlassen, in günstiger Zeit ihre Zinsen zu mindern, in der Noth, ihrer fortdauernd höheren Zinsenlast wegen, den Kapitalisten weniger Garantie der Verzinsung und Tilgung neuer Darlehen biete, also ihren Credit geradezu schwäche. Die Gröfse der Schuld hindert die Reduction nicht; doch kann sie es räthlich machen, die Kapitale, deren Besitzer sich nicht zur Herabsetzung des Zinsfufses verstehen, nach dem Loose

Digitized by Google

heimzuzahlen. Dabei räth der Hr. Verf., immer alle Gläubiger gleichzeitig über ihre Bereitwilligkeit zur Schuldumwandlung zu vernehmen und dann erst die Kapitale, deren Heimzahlung verlangt wird, falls ihrer zu plötzlicher Abtragung zu viele wären, in Serien zu ordnen und nach dem Loose zurückzuzahlen. Offenbar werden hierbei sämmtliche Staatsgläubiger gleicher behandelt und der Staat hat weit früher eine bedeutende Ersparnifs an den Zinsen, als wenn man eine Schuld nur theilweise der Zinsreduction unterwirft, etwa so, dafs immer nur die Inhaber einer gewissen, durchs Loos bestimmten, Serie sich über ihre Einwilligung in die Reduction zu erklären haben, die übrigen die höheren Zinsen fortbeziehen. Dabei verlangt er mit Recht, dafs der Staat die Gelegenheit zur Reduction ohne langes Säumen benutzen und schon im Voraus dem Steigen der zu hoch verzinslichen Papiere über pari durch die ausdrückliche Erklärung über seine Absicht Grenzen setzen solle. Hat eine Finanzverwaltung durch ihr Schwanken die Gläubiger in der Hoffnung bestärkt, es werde keine Reduction statt finden, und dadurch den Curs der Papiere beträchtlich über pari steigen lassen, so verfährt sie unbillig, wenn sie ihm nicht einige Entschädigung für den Kapitalverlust gewährt, den er bei der Zinsherabsetzung erleidet. Diesen Fall ausgenommen, wäre eine Erhöhung des forthin den jetzt *üblichen* Zins abwerfenden Nominalkapitals eine Liberalität, zu welcher eigentlich keine Staatskasse befugt ist. Dagegen kann man fragen, ob nicht das neue Anlehen, das bei der Reduction an die Stelle des bisherigen tritt, lieber unter als al pari aufgenommen werden solle? Im ersten Falle könnte der Staat wegen Erhöhung des Rückkaufspreises der Rente die Zinsen seiner bisherigen Schuld vielleicht etwas unter den jetzt üblichen Satz herabdrücken: da indefs bei einer Zinsminderung vornehmlich die Gläubiger zu beachten sind, denen an der regelmäfsigen Verzinsung mehr liegt, als an dem möglichen Gewinn beim Verkauf der Papiere, so räth er, wenigstens nicht allen Gläubigern die Alternative zu setzen, entweder die Heimzahlung anzunehmen, oder sich gegen Erhöhung des Nominalkapitals einen Verlust an Zinsen gefallen zu lassen. Nur wenn der Zinsfufs noch nicht ganz entschieden auf den Punkt des reducirten gefallen ist, will er eine Erhöhung von ein paar Procenten zugestehen; in jedem anderen Falle würde man durch die Erhöhung des Nominalkapitals gerade die wichtigste Folge der Zinsherabsetzung, nämlich die Minderung der Schuldenlast, wieder aufheben. Denn in der That gewährt die Zinsreduction von 5 auf 4 % den Steuerpflichtigen dieselbe Erleichterung und Befreiung ihres eigenen Kapitals, als eine wirkliche Schuldentilgung um 20%; nur dafs jene ganz ohne Aufopferung vor sich geht. Wo ein bestimmter Tilgungsfond auf den Rückkauf der Staatsschuld verwendet wird, und keine älteren Schulden zu niedrigeren Nominalzinsen (die also unter pari stehen) vorhanden sind, hält es übrigens der Hr. Vf. für nothwendig, wenigstens theilweise die der Reduction unterworfene Schuld in eine solche zu verwandeln, für deren (erhöhtes) Nominalkapital ein niedrigerer Zinsfufs angenommen wird. Eine solche Schuld steht dann unter pari und kann fortwährend rückgekauft werden, während man die auf pari stehende Schuld durch den Rückkauf bald über pari treiben wird, was beim Rückkauf einen Kapitalverlust verursacht. Wir erlauben uns indefs die Bemerkung, dafs sobald ein unter pari negozirtes neues Papier über dem Curs heimgekauft wird, zu welchem es emittirt worden, ein ganz ähnlicher, nur in der Regel weit höherer Kapitalverlust die Folge ist, als beim Rückkauf über pari bei solchen Papieren eintritt, die al pari ausgegeben worden. Ist das Steigen des al pari gemachten neuen Anlehens lediglich eine Folge des Aufkaufs der Papiere, so kann ihm leicht Grenze gesetzt werden durch Beschränkung des Rückkaufs, oder durch Tilgung der Heimzahl baarer Kapitale nach dem Loose, wie diefs auch der Hr. Vf. selbst ausführt. Will man von allen diesen Wegen keinen einschlagen, so kann man den Darleihern anbieten, das *bisherige* Nominalkapital forthin unter dem laufenden Zinsfufs zu verzinsen; zur Entschädigung aber für den Verlust am Kapitale irgend einen andern Vortheil, etwa eine Zeitrente einzuräumen. Will z. B. eine Regierung ihre Schuldzinsen von 4 auf 3½ % reduciren, so könnte sie den Gläubigern statt 3½ % Papiere, die al pari stehen, auch 3 procentige ohne Erhöhung des Nominalkapitals, aber verbunden mit einer Jahrrente von 1 % auf 10 Jahre anbieten. Sie bewilligt damit 10 Jahre lang einen höhern Zins als den gegenwärtig laufenden, für die Wahrscheinlichkeit das Kapital nach Ablauf dieser Zeit niedriger als üblich zu verzinsen. Hieran schliefst sich dann der von uns oben angeführte, bisher noch ungebräuchliche Fall des Borgens über pari an. Hat man nämlich 5 procentige Ka-

Digitized by Google

pitale in 4 procentige al pari zu verwandeln, so könnte man die 5 Procente Zinsen noch eine Reihe von Jahren hindurch *von einem kleineren Nominalkapitale* anbieten, nach welcher Zeit entweder nur das freie Aufkündigungsrecht des Staats wieder einträte, oder der Zins von selbst auf einen voraus bestimmten niedrigeren Satz fiele. Die Zinsherabsetzung würde auf solche Weise gleich zu einer effectiven Schuldentilgung benutzt, was sich um so mehr empfehlen möchte, als die Herabsetzung der Schuldzinsen bisher selten den Steuerpflichtigen wirklich zu gut gekommen, das Ersparnifs vielmehr nur zu oft wie ein unerwarteter und die Steuerzahler nicht berührender Finanzgewinn auf Bedürfnisse verwendet worden ist, die ohne die Zinsminderung unbefriedigt geblieben wären. Die Erörterung der Zinsreduction beschliefst Hr. Staatsrath Nebenius noch mit einem neuen, eben so interessanten als wichtigen Vorschlag zur Verminderung der Kapitalschuld eines Staats. Steht nämlich eine Staatsschuld unter Verhältnissen, die dem öffentlichen Credit minder günstig sind, tiefer als der Curs, zu welchem sie contrahirt worden, so verwandle man sie unter verhältnifsmäfsiger Zinserhöhung in eine Schuld, die al pari steht. Dabei gewinnt der Staat an Kapital nothwendig die ganze Differenz des laufenden und des Emissions-Curses der umgewandelten Schuld: er verliert zwar an Zinsen so viel als man für ein Baarkapital, das auf Ankauf eines al pari stehenden Papiers gewendet wird, mehr Zinsen verlangt, als für dasselbe beim Ankauf eines Papiers, das unter pari steht und Aussicht auf Gewinn am Kapital bietet; aber dafür hat er die Hoffnung, mit dem Eintritt friedlicherer Verhältnisse den hohen Zinsfufs fallen zu sehen und von der verminderten Kapitalschuld nur mehr niedrigere Zinsen zu zahlen. Die $3\frac{1}{2}$ procentige Schuld, die al pari contrahirt worden, stehe z. B. auf 75, während der Staat zu 5 % als pari borgt, so hat der Staat nach der Umwandlung der $3\frac{1}{2}$ procentigen in 5 procentige Papiere zwar $\frac{1}{14}$ mehr an Zinsen zu zahlen als bisher; dafür ist er aber $\frac{1}{4}$ weniger Nominalkapital schuldig. Sänke dann später der Zinsfufs wieder von 5 auf 4 oder $3\frac{1}{2}$ Procent, so würde er, abgesehen von der Minderung der Kapitalschuld um 25 %, im ersten Falle $\frac{1}{7}$, im anderen $\frac{2}{7}$ des ursprünglichen Zinses gewinnen und er befände sich besser als wenn er das anfängliche Kapital nur zu 3 oder $2\frac{1}{2}$ % zu verzinsen hätte. Als ein Beispiel dieser Mafsregel führt der Hr. Vf. den Rückkauf 3 procentiger Stocks an, den der Tilgungsfond in Grofsbritannien mit Kapitalien vornahm, die der Staat zu 5 % borgte, und die spätere Herabsetzung der letztern.

Wir übergehen die Zinsreductionen, welche während der gegenwärtigen Friedensperiode in verschiedenen Ländern ausgeführt wurden, und die Rentenreduction in Frankreich, welche in den Abschnitten II. und III. betrachtet werden, um noch einen Augenblick zu verweilen bei der Schlufsbemerkung über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der europäischen öffentlichen Schulden. Nachdem der Hr. Vf. die Gründe ausgeführt, welche es wahrscheinlich machen, dafs der Leihzins noch tiefer herabgehen und zu weiterer Zinsreduction Gelegenheit geben werde, erwähnt er auf der anderen Seite des Einflusses, den neue gewinnversprechende Unternehmungen, die plötzlich viel Kapital an sich ziehen, auf die Erhöhung des Zinsfufses haben können. Dahin gehören denn vor allem die Eisenbahnen, welche in der Zahl begonnen, in welcher sie der Schwindel des vorigen Jahrs projectirte, gewifs diese Wirkung gehabt hätten, bei der Schwierigkeit aber, das Actienspiel zu verhüten, und das Interesse des Publicums gegenüber den Unternehmern zu wahren, wohl nur so langsam und vereinzelt zu Stande kommen werden, dafs an eine Steigerung des Zinsfufses nicht zu denken ist. Theils um diese Unternehmungen in dem Umfang und Zusammenhang sicher zu Stande zu bringen, in welchem allein sie ein Frachtmittel für den Weltverkehr werden und die Staatsverwaltung im Innern selbst unterstützen, theils um die Kapitale, welche sie erfordern, zu dem jetzigen, so niedrigen Leihzins zu erhalten, schliefst er auch hier mit dem Rathe, den er in dem Bericht des Eisenbahn-Comité's im Grofsherzogthum Baden, Karlsruhe, 1837 näher begründet, die Staaten des Continents sollen die Bahnen auf eigene Rechnung bauen, und es ist von Interesse dieselbe Ansicht gleichzeitig in der trefflichen Schrift von David Hansemann (*die Eisenbahn und deren Actionäre in ihrem Verhältnifs zum Staat*, 1837) ausgesprochen zu finden, was zugleich als Beweis dienen mag, dafs in ökonomischen Dingen, die dem Anschein nach sehr verschiedene Meinungen mit gleichem Gewichte zulassen, gründliche und vollständige Unter-

Digitized by Google

suchungen, wie sie in Baden und in Preufsen über diese Angelegenheit angestellt worden, im Wesentlichen auf dasselbe Resultat führen.

F. B. W. Hermann.

XVI.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner. Hannover, 1836. *im Verlage der Hahnischen Hofbuchhandlung.*

Zwei Dinge mufs derjenige, welcher eine Schulgrammatik verabfassen will, vornehmlich besitzen: erstens völlige Herrschaft über den Stoff, aus welcher allein der freie Ueberblick, die Unterscheidung des Wichtigeren und Unwichtigeren und die nöthige Klarheit der Anordnung und Darstellung hervorgehen kann; zweitens Uebung im Lehren, um die Bedürfnisse der Lernenden und Lehrenden ermessen zu können. Das erstere läfst sich nur von demjenigen erwarten, der nicht nur in den Schriftwerken zu Hause ist, sondern auch der Erforschung der Sprache an sich einen grofsen Theil seines Lebens gewidmet hat; zum zweiten gehört nicht minder ein erfahrner Schulmann: beide Eigenschaften aber werden selten in Einem Individuum vereinigt gefunden werden, und darum wird man sich, wie bisher, auch noch fernerhin mit einseitigen Leistungen begnügen müssen. Buttmann z. B. ist ausgezeichnet in dem Ersteren, und minder stark in dem Anderen. Denn nicht blos fehlen überall Paradigmen, die zur Veranschaulichung und Einprägung dienen, sondern man vermifst auch gerade in den schwierigsten Parthieen die nöthige Scheidung und Auseinanderhaltung, worin ja allein die Deutlichkeit besteht, und wodurch allein der Muth des Lernenden belebt wird, wenn er jedesmal das Dargebotene seinen Kräften angemessen findet und nicht durch eine verwirrende Masse des neu Zudringenden aufser Fassung gebracht wird. Denn da ist z. B. keine Sonderung der verba pura und muta, keine Trennung der tempora prima und secunda zu finden, und der Schüler soll in Einem Paragraphe ἔτυψα, ἔπραξα, ἐκόμισα, ἐφίλησα, ἔβαλον, ἔκραγον, ἔφυγον, ἔτραπον bilden lernen, wo doch bei jedem etwas Anderes zu beobachten ist. Sodann sind oft weitläuftigere Deductionen gegeben, wo der Lehrer, zumal wenn die Schüler zum ersten Mal mit einer Sache bekannt gemacht werden sollen, ganz kurze Angabe der Verhältnisse und des Thatbestandes fordern mufs, und überhaupt findet er die Abfassung der Bemerkungen nicht immer so präcis und bündig, wie diefs bei Regeln, die buchstäblich dem Gedächtnisse eingeprägt werden müssen, wohl nicht minder als weiland bei den spartanischen Sprüchen nothwendig ist. In allen diesen Fällen ist er gezwungen, zu thun, als ob keine Grammatik vorhanden wäre, und das Vermifste zu dictiren, wobei nicht nur Zeit verloren wird, sondern auch unrichtige Auffassung von Seiten der Schüler unvermeidlich ist.

Dieser Mangel des allgemein gebrauchten und geschätzten Schulbuches hat mancherlei Aushülfsbücher hervorgerufen, und allmählig hat neben ihm Rost's Grammatik Eingang gefunden, deren Verf. die Erfahrungen des Schulmanns gegen den freien Standpunkt des Gelehrten geltend machte. Nun hat sich aber mit der Zeit noch ein zweiter Uebelstand erzeugt, dafs nämlich der Inhalt jenes Buch mit den Fortschritten des betreffenden Unterrichtszweiges nicht mehr Schritt hält. Zwar mit der Formenlehre, worin Buttmann seiner Zeit vorausgeeilt war, hätte es noch keine grofse Noth: wiewohl auch hier das Bedürfnifs durchgreifender Umgestaltung immer fühlbarer wird, indem z. B. (um nur Eines zu erwähnen) jenes bunte Gemisch sogenannter unregelmäfsiger Zeitwörter, in deren Bildung man doch allenthalben die gröfste Uebereinstimmung gewahrt, in der griechischen Grammatik fürder so wenig als in der deutschen die Aufführung der Verba der starken Conjugation als Anomala geduldet werden kann. Aber die Satzlehre, obwohl klar und einfach, wie kaum eine andere, hat wegen ihrer stiefmütterlichen Begabung schon gleich von Anfang nicht genügen können, geschweige jetzt, wo durch mehrere nicht unbedeutende Untersuchungen über das Einzelne und Ganze vieles Neue hinzugekommen, Vieles anders gestaltet und berichtigt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner.

(Fortsetzung).

Denn so ist, um uns auch hier nicht bei Einzelnheiten aufzuhalten, die Casuslehre auf ganz andere Grundsätze, als früher galten, basirt worden, und diese Umgestaltung ist so gut wie allgemein recipirt: in der Moduslehre kennt Buttmann sowohl bei den Bedingungssätzen als auch im Uebrigen keinen anderen Gebrauch des Conjunctivs als den der *Aussicht auf künftige Entscheidung*, wodurch der Lernende, der mit dieser Regel die Erfahrung in Uebereinstimmung bringen will, in endlose Verlegenheit kommt, weil der bei weitem häufigere Gebrauch in die Rubrik einer *unbestimmten Frequenz* fällt, und dieser Begriff unter jenen unmöglich subsummirt werden kann. Nicht minder liegen der Tempus- und Genuslehre manche unrichtige Ansichten zu Grunde, und vollends sind die Angaben über die Functionen der Präpositionen und die Bedeutung der meisten Partikeln nicht mehr stichhaltig. Rost's Grammatik hilft diesen Uebelständen nicht vollständig ab, weil ihr Verf. mit den betreffenden Leistungen nur halb und halb bekannt geworden ist, wozu noch der Nachtheil kommt, dafs der Stoff durch allmählige Anhäufung angeschwollen ist, ohne dafs das Neue mit dem Alten immer gehörig verschmolzen und zur Einheit verarbeitet worden wäre.

Dafs unter solchen Umständen, und da auch von Thierschens Grammatik längst keine neue Auflage mehr erschienen ist, die Ausarbeitung eines neuen Lehrbuches nichts Ueberflüssiges war, ist einleuchtend: es fragt sich nun ferner, wie der Verf. seiner Aufgabe entsprochen habe. Ohngeachtet sein Bestreben sichtbarlich auf die Schule gerichtet ist, so wollte er sich doch nicht damit begnügen, vorhandene gröfsere Werke auszuziehen und sodann diesen in die Enge gezogenen Stoff nach Gutdünken anzuordnen, sondern suchte vielmehr des ganzen Vorrathes erst selbstständig Meister zu werden durch Ausarbeitung einer ausführlichen Grammatik zum Gebrauch für Lehrer. Dieses Werk sollte ihm offenbar nur als eine umfassende Vorarbeit für die Schulgrammatik dienen, zu deren Verabfassung er hinstrebte, und darum verweilte er kürzere Zeit dabei, als die Schwierigkeit des Gegenstandes es erfordert hätte. Wie man aber auch über dasselbe urtheilen mag, dessen Mängel wir keinesweges verkennen, so hilft es doch gegenwärtig einem dringenden Bedürfnifs ab, indem es den Schulmännern die Resultate mancher Untersuchungen der letzten Decennien nahe legt, und sie mit den Quellen, aus denen sie Belehrung schöpfen können, bekannt macht: auch verdient der Versuch, die mannichfaltigen Ergebnisse jener Forschungen zu vereinigen, wenn er auch nur unvollständig gelungen ist, doch Anerkennung. Das Gleiche gilt denn auch von diesem kleineren Lehrbuche, das dabei an Inhalt so vollständig ist, dafs wohl schwerlich irgend ein Punkt, worüber man nur immer in der weitläuftigsten Grammatik Auskunft zu finden hoffen kann, hier übergangen ist. Jedoch auch die Fehler sind in dieser zweiten Arbeit noch nicht völlig besiegt: denn noch ist der Werth des Werkes in den einzelnen Theilen ungleich, noch herrschen in mehreren wichtigen Punkten unrichtige Ansichten, noch fehlt es hie und da an der nöthigen Klarheit und Einfachheit. Wir wollen nun dieses allgemeine Urtheil durch Betrachtung des Besonderen zu bestätigen suchen.

Am wenigsten kann wohl der erste Abschnitt, die *Lautlehre* (die mit einem fremden und unpassenden Namen Fundamentallehre genannt ist) befriedigen, und hier fehlt offenbar in des Verfs. eigner Kenntnifs der tiefere wissenschaftliche Hintergrund. Weder durch die Anordnung noch durch irgend eine Andeutung wird man, um sich heimisch zu fühlen, an inneren Zusam-

Digitized by Google

menhang der Erscheinungen oder an Analoges in der Muttersprache erinnert, und dem Schüler mufs, wenn er in diese Vorhalle tritt, Alles so wildfremd und seltsam vorkommen, dafs er je eher je lieber wieder von dannen sein möchte. Am meisten vermifst man hier jenes Durchschimmernlassen eines tieferen Wissens, das so geheimnifsvoll anregt und festhält, und wodurch sich die Buttmannische Grammatik in allen Theilen auszeichnet. Hätte der Verf. die natürlichen Veranlassungen zur Contraction, Krasis und Synizese, zum Hiatus und der Elision, so wie auch deren gegenseitiges Verhältnifs richtig darzulegen gesucht, so würde von ihm unter anderem Ungenügenden nicht πὰρ ποσὶ zur Elision gerechnet worden sein. Wenn bei οὕτως das ς blofses Anhängsel ist, warum soll dann nicht auch bei ὀρθῶς u. s. w. derselbe Fall stattfinden? Weder diese Bemerkung noch auch die Angabe, dafs die stummen Buchstaben in ὅππως und ὅττι willkührlich verdoppelt seien, machen dem jetzigen Stande der etymologischen Kenntnisse Ehre, indem diese Verdoppelung vielmehr eine Erinnerung ist an die ehemalige Zusammensetzung jener Wörter mit der vollständigen und unveränderten Form des Relativums, so dafs z. B. ὁππόσος aus ὁσπόσος verändert erscheint. Bei der Tabelle über die Contraction der Vokale hat der Verf., wie auch sonst oft, vergessen, dafs eine Grammatik nicht zum Nachschlagen, sondern zum Lesen und Auswendiglernen bestimmt ist: sonst würde er die Laute nicht nach dem Alphabet, sondern nach ihrer Verwandtschaft zusammengestellt haben. So wäre es auch besser gewesen, den Wandel der Laute in den Mundarten nach den Mundarten auszuscheiden, damit man deren Eigenthümlichkeiten leichter übersehen könnte, und diese abgesonderte Darstellung ihrer Abweichungen vom gemeinsamen Dialekte durch die ganze Formenlehre durchzuführen, damit der Lehrer, wenn er die Schüler auf die Lesung Homers, Herodots, Theokrits vorbereiten will, das Nöthige beisammen fände. §. 45, a. ist unnöthiger Weise eine neue Regel gemacht: der Fall gehört zur Regel über muta cum liquida.

Von der *Formenlehre* wird gesagt, sie betrachte die verschiedenen Wortarten erstens in Hinsicht des *Begriffes* und dann in Hinsicht der *Form*. Hier hätte sich der Verf. williger vom Namen führen sollen lassen, um keinen solchen Widerspruch zu begehen. Der *Begriff* von den Wortarten ergiebt sich lediglich nur aus ihrem gegenseitigen Verhältnisse im Satze: der Satz aber ist als organisches Erzeugnifs etwas Ursprüngliches, das man wohl, so wie es vorliegt, seciren, aber nicht stückweise machen und zusammensetzen kann: die Sprache beginnt mit dem Satze, und nicht mit dem Worte. Dafs man trotz dem die Formenlehre der Satzlehre voranschickt, geschieht darum, weil der Verstand, vom Einfachsten beginnend und zum Zusammengesetzten aufsteigend, den umgekehrten Weg der Natur nehmen mufs, indem er ihre Spur verfolgt. Daraus folgt nun ferner, dafs der Verf. nicht recht gethan hat, das Verbum früher als das Nomen zu behandeln: und auch das ist falsch, dafs schon im Verbum ein ganzer Satz enthalten sei. Zum Satz gehören immer zwei Dinge, Nomen und Verbum oder Subject und Prädikat: und ein Wort wie scribit *er schreibt* ist so weit entfernt, die ursprünglichste Form des Satzes darzustellen, dafs es vielmehr eine abgeleitete Erscheinung desselben erkennen läfst, indem zu seiner Vollständigkeit etwas von draufsen herein bezogen werden mufs, und solche Hindeutung nach aufsen zum Wechselbezug verbundener Sätze den Uebergang bildet. Was den Inhalt und die Einrichtung der Formenlehre des Verfs. betrifft, so scheint sie uns das Beste im ganzen Buch zu sein. Sie ist gründlich, vollständig, wohlgeordnet, bietet überall bequeme Zusammenstellungen und reichliche Paradigmen nebst Beispielen zur Uebung dar. Bei den Zeitwörtern machen die nicht zusammengezogenen pura und das Paradigma βουλεύω den Anfang: dann werden die drei Klassen der muta nach einander und endlich die liquida dargestellt, auch die Stammverstärkung durch Vokale und Consonanten, der Umlaut und die Bildung der tempora secunda abgesondert betrachtet. Die sogenannten Anomalien sind auf die Erscheinungen der Synkope, Metathesis, Stammverstärkung, Reduplication, Bildung aus der Perfektform, Ansetzung besonderer Endsylben, verstärkte Formen und Mischung der Wurzeln zurückgeführt. Eben so lichtvoll und zweckmäfsig ist auch die Behandlung der Conjugation auf μι. Zum Schlufs ist statt des herkömmlichen Anomalenverzeichnisses ein Register über alle Zeitwörter, bei denen irgend etwas zu bemerken ist, mit Hinweisung auf die betreffenden Paragraphen beigegeben. Gleiche Gründlichkeit leitet den Verf. auch bei den Declinationen: aber bei der Comparation hat er sich dasjenige nicht

Digitized by Google

genug zu Nutzen gemacht, was neuere Untersuchungen zu Tage gefördert haben.

Um uns nicht bei Einzelnheiten aufzuhalten, gehen wir sogleich zur *Syntax* über. Wenn diese hinter der Formenlehre an Werth zurücksteht, so verdient der Verf. bei dem Mangel an umfassenden Vorarbeiten einige Entschuldigung. Denn das vollständigste Werk der neueren Zeit ist bekanntlich das von *Matthiä*, und dieser Mann entbehrt so sehr des Sinns für die Regelmäfsigkeit der Sprache und der Schärfe des Urtheils, dafs von seinem Werke fast nichts als die Beispiele zu gebrauchen sind. *Bernhardy* aber, welcher dieses Chaos mit Geist zu durchdringen gestrebt hat, bietet bei vielem Guten und Brauchbaren doch oft statt klarer Begriffe nur fremde, hochklingende Worte dar. Wir betrachten zuerst die Anordnung und dann den Inhalt dieser Syntax. Sie besteht aus einer Einleitung, einer Lehre vom einfachen Satz, einer Lehre vom zusammengesetzten Satz und der Beschreibung einiger Spracheigenthümlichkeiten. Hiebei ist der Name zusammengesetzter Satz nicht richtig: es sollte heifsen die verbundenen Sätze. In der Einleitung findet sich die Abhandlung über die Arten (genera) des Verbums, über den Numerus des Nomens, über die Comparation der Adjectiva und über den Gebrauch der Pronomina. Die Lehre vom einfachen Satz stellt dar die Zustände des Subjects und Prädikats und ihre Congruenz, womit die Lehre über Tempus und Modus des Verbums sammt der Partikel *ἄν* verbunden ist, sodann den Gebrauch des Artikels, die Apposition und den Genitiv, als zum attributiven Satzverhältnifs gehörig, die Lehre von den Casus, den Präpositionen, der Infinitiv- und Participialconstruction und endlich den Adverbien oder Partikeln, als Bestandtheilen des objectiven Satzverhältnisses. In der Lehre von den verbundenen Sätzen ist fürs Erste eine Beschreibung der copulativen, disjunctiven und argumentativen Partikeln enthalten, dann kommen die mit den Conjunctionen *dafs*, *damit* eingeleiteten Sätze sammt denen mit Fragwörtern, mit relativen Fürwörtern und deren Adverbien, die sich auf Ort, Zeit, Grund u. s. w. beziehen, ferner die Bedingungssätze, Folgesätze, Vergleichungssätze u. s. w., und bei jeder Rubrik ist der Gebrauch der Modi besonders abgehandelt. Dafs diese Anordnung einfach und zweckmäfsig sei, wird niemand sagen können, und die Erfahrung beweist auch ihre Unzulässigkeit nur zu deutlich, indem, abgerechnet die Wiederholungen, überall das Fremdartigste gelegentlich, um es nur unterzubringen, angeklebt werden mufste. Es wird daher niemand leicht in dieser Syntax einheimisch werden, so dafs er ohne Beihülfe der Register die einzelnen Regeln an ihrem Platze finden lernte. Dafs sie aber auch nicht natürlich und richtig sei, darf man, ohne weiter nach den tieferen Gründen zu forschen, sogleich beim ersten Anblick behaupten, da sie das Zusammengehörende dergestalt auseinander reifst und das Ungleichartige mengt. Die Einleitung zur Syntax ist von jeher nur zur Entwickelung der Verhältnisse des Satzes und seiner Bestandtheile bestimmt gewesen, und nachdem man so das Ganze zur Anschauung gebracht und den wissenschaftlichen Forderungen Genüge gethan hatte, konnte man wieder ungestört der Deutlichkeit fröhnen, und das Nomen, das Verbum sammt den übrigen Redetheilen nach einander, abgesondert und vollständig nach allen ihren Beziehungen beschreiben. Diese Ordnung lehrt die Natur, und eine bessere wird niemand je erfinden können. Die Lehre von den in Wechselbezug stehenden und verbundenen Sätzen hat allerdings bis jetzt in den Grammatiken meistens gefehlt, und statt ihrer war höchstens eine lexikographische Beschreibung der wichtigsten Partikeln gegeben: der Verf. würde jedoch mehr Dank für ihre Ausarbeitung verdienen, wenn er dabei entweder besseren Gewährsmännern gefolgt oder selbst tiefer in die Sache eingedrungen wäre. Zu zeigen, wovon hiebei auszugehen sei, mufs Verf. auf eine andere Zeit versparen. Hier genügt es, zu bemerken, dafs die Lehre von den verbundenen Sätzen mit anderem Namen nur die Lehre vom Gebrauch der Pronomina und Partikeln ist, wozu noch Berücksichtigung des Modusgebrauches kommt, und somit durch sie der Grammatik nichts Neues sondern nur bessere Ordnung des schon bisher behandelten Stoffes zugemuthet wird.

Auch über den übrigen Inhalt können wir nicht immer mit dem Verf. einverstanden sein. Wir heben daher noch einige Punkte, die von durchgreifender Bedeutung sind, heraus. Arten der Verba werden drei aufgestellt: Transitiva, Passiva und Intransitiva. In der Natur aber finden sich Transitiva und Intransitiva in Einer Form vereinigt, und es giebt kein Transiti-

Digitized by Google

vum, das nicht irgend einmal als Intransitivum gebraucht worden wäre, oder doch gebraucht worden sein konnte, und kein Neutrum, das nicht auf irgend eine Weise ein Object im Accusativ zu sich nehmen könnte, und wäre es auch nur ein Object des nämlichen Stammes und Sinnes, wie πεσεῖν πτῶμα, βῆναι πόδα, ἀστράψαι σέλας. Ferner kann man erkennen, dafs sich das Medium zum Passivum ähnlich, wie das Intransitivum zum Transitivum verhalte. Also mufste der Verf. entweder zwei oder vier Classen machen und in keinem Fall drei. Die active Form enthält jedenfalls den Begriff einer Thätigkeit, sei es auch nur einer unwillkührlichen, z. B. wenn ich sage *die Bäume schlagen aus*, und die passive immer den eines passiven Vorganges, er beruhe nun im Subject oder rühre von aufsen her. Bei jenem ist die Beziehung auf ein Object, bei diesem die Beziehung auf einen Urheber, wenn auch nicht der Wirklichkeit, doch der Möglichkeit nach überall vorhanden: und sobald diese Wirklichkeit eintritt, nennen wir die erstere Form activ, die andere passiv. Die Scheidung der medialen und passiven Formen der Zeitwörter, die nur bei den Aoristen und Futuren stattfindet, ist in der That nicht gar viel weiter als die der transitiven und intransitiven (man denke z. B. an ἔβησα und ἔβην) durchgeführt, und man thut unrecht, von jener so viel Aufhebens zu machen, während man diese ganz ignorirt. Dafs aber das Medium, trotz dem dafs es einen passiven Vorgang bezeichnet, mit Objecten wie das Activum verbunden werden kann, ist sehr natürlich, da ja nichts hindert, dafs nicht das Bewegte zugleich ein Bewegendes sei.

Was die Modi betrifft, so ist es gewifs ein unglücklicher Gedanke, den Optativ einen Conjunctiv der Vergangenheit zu nennen. Denn da der Conjunctiv augenscheinlich mit dem Futur verwandt und gewissermafsen als eine Art von Futur zu betrachten ist, so lautet jene Behauptung ohngefähr so, wie wenn man den Aorist ein Futur der Vergangenheit nennen wollte. Das Richtige davon ist, dafs die Vorstellung einer Sache, die sich über deren Verwirklichung hinwegsetzt (gleichsam hinter dieselbe zurückweicht) zu derjenigen Vorstellung, welche der Verwirklichung entgegensieht oder strebt, sich eben so wie die Vergangenheit zur Zukunft verhalte, und somit der Optativ allerdings in der nämlichen Beziehung zu den Präteritis wie der Conjunctiv zum Futurum steht, dergestalt dafs z. B. εἴθε ἔχοιμι mit εἴθε εἶχον, und dagegen ἴδωμι (lafs sehen) mit ὄψομαι synonym und parallel erscheinen. Diefs konnte aber einfacher und einleuchtender gesagt werden, als diefs S. 241 und sonst geschehen ist. Gelegentlich mufs bemerkt werden, dafs es unrichtig ausgedrückt ist, wenn man lehrt, dafs für den Conjunctiv der Aufforderung in der dritten Person der Optativ eintrete (S. 245), während man sagen sollte, was in der ersten Person als Aufforderung und berathende Frage erscheine, könne in der zweiten nur als warnendes Verbot und in der dritten nur als berathende Frage stattfinden.

Die Behandlung der *Casus* und der Präpositionen gehört zu dem Besten was diese Grammatik enthält. Indefs verleitet es zu falschen Vorstellungen, wenn man lehrt, dafs der zweite Nominativ, welchen gewisse Passiva und Intransitiva zu sich nehmen, die objective Beziehung einer *Wirkung* der Thätigkeit ausdrücke (S. 264). Der Verf. hätte fast besser gethan, diese Verba für lauter Copulae auszugeben, da es ihm doch einmal beliebt hat, dem alten Irrthume von der Copula zu huldigen. Sodann ist beim Genitiv die Angabe zu unbestimmt, dafs er auch gebraucht werde, um gewisse Wechselbeziehungen anzuzeigen: denn Wechselbeziehung findet bei jedem gegenseitigen Verhältnisse Statt.

Das Wesen des Particips und Infinitivs kann nicht eher begriffen werden, als bis das Verhältnifs des abhängigen Satzes (denn dessen Stelle vertreten sie) zum Hauptsatze entwickelt ist. Wie konnte also ihre Behandlung der Lehre vom einfachen (für sich stehenden) Satze einverleibt werden? Dieses Versehen hat theils Irrthümer erzeugt, theils auch dem Richtigen Anfechtungen zugezogen. Unrichtig behauptet nämlich der Verfasser von den Substantivsätzen, dafs sie als Subjecte der Hauptsätze auftreten können (§. 639.): denn wenn ich z. B. sage, *dafs du kommst ist mir lieb*, so ist das Subject keineswegs in den Worten, *dafs du kommst*, sondern vielmehr in dem ausgelassenen *das* (das ist mir lieb) zu erkennen, gleichwie auch in *wer kommt ist mir lieb* nicht *wer kommt* für das Subject zu halten ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner.

(Schlufs.)

Der mit *dafs* eingeleitete Satz aber ist jedesmal einem accusativus absolutus gleichzuachten, und auch ganz so wie die bekannten accusativi absoluti δόξαν, προσῆκον, ἐξόν, ἀδύνατον ὄν u. s. w. (vgl. §. 580.) zu deuten. Nun kann aber jeder solcher Satz mit einem Infinitive vertauscht, und umgekehrt jeder Infinitiv mit *dafs* aufgelöst werden: also ist jeder Infinitiv mit seiner Zubehör einem absoluten Accusativ gleich zu achten, und dafs dem so sei, wird gleichergestalt von der Vernunft und Erfahrung bestätigt, so wie es auch der Verf. selbst eingesehen hat.

Die responsiven Partikeln, die der Verf. irrig für Adverbia ansieht, werden von ihm gut und zweckmäfsig beschrieben, doch fehlt es auch hier nicht an Inconsequenzen, indem z. B. οὐ μή §. 607. als elliptisch erkannt wird, was §. 398. noch nicht gewesen ist. So ist auch die Darstellung der conjunctiven Partikeln (d. h. der copulativen, disjunctiven und argumentativen) löblich, wenn nur die Einsicht in die Satzverhältnisse klarer wäre. Wie kommt z. B. das comparative ἤ und vollends gar der dessen Stelle vertretende Genitiv unter die Zweiheit der Sätze hinein? Ueber das Einzelne wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, und begeben uns sofort zum letzten Abschnitte, der Lehre von den abhängigen oder untergeordneten Sätzen, den wir am wenigsten loben können, indem er auf unklaren Vorstellungen ruht, welche allenthalben Weitschweifigkeit, unnöthige Zersplitterung, Vermengungen und Inconsequenzen herbeigeführt haben. Es giebt nur zweierlei Arten von abhängigen Sätzen, substantivische und adjectivische, die dem Infinitiv und dem Particip parallel sind; und sie haben entweder besondere oder mit dem Hauptsatz gemeinsame Subjecte. Jede andere Eintheilung als diese herkömmliche und von der Sprache selbst gebotene ist vom Uebel. Will man sich aber hier ein neues Verdienst erwerben und etwas leisten, was noch keiner geleistet hat, so kann es dadurch geschehen, dafs man die Grade der Innigkeit im Abhängigkeitsverhältnifs der Sätze, nach welchen der Gebrauch der Tempora, Modi und Partikeln sich ändert, genau und im Zusammenhang mit allen analogen Erscheinungen bestimme und auf allgemeine Grundsätze zurückführe. Es ist z. B. nicht durch den Inhalt des betreffenden Satzes an sich veranlafst, dafs in Absichtssätzen (bei der Gegenwart) der Conjunctiv stehen mufs, dafs in indirecten Fragen immer μή und meistens ὅστις gebraucht wird, dafs bei Zeitsätzen der Lateiner zu quum den Conjunctiv zu setzen pflegt; sondern diefs rührt von dem regierenden Satze her, der dem beherrschten so und so zu sein gebietet. In welchem Zusammenhang stehen diese Erscheinungen mit anderen gleichartigen und in welchem Verhältnisse unter einander? Klare Uebersichten dieser Verhältnisse würden dem Unterricht mehr genützt haben, als solche Entfremdung und Zersplitterung, bei welcher es jedem Schüler wirr im Kopfe werden mufs.

Die Darstellung, welche in diesem Buche herrscht, ist zwar im Ganzen lobenswerth, aber doch nicht überall klar und einfach genug. Gesuchter und philosophischer Ausdrücke hätte sich der Verf. ganz enthalten sollen: denn was nicht mit gewöhnlichen Worten gesagt werden kann, gehört auch nicht in die Schulbücher. Die übermäfsig vielen Eintheilungen müssen mit zunehmender Richtigkeit der Ansichten gleichfalls verschwinden.

Haben wir an diesem Buche auch mancherlei zu tadeln gefunden, so mögen die Leser dagegen bedenken, dafs Vieles davon auf Rechnung der Umstände zu setzen ist: denn die griechische Grammatik ist dermalen in einer Gährung und Krisis begriffen und die

Digitized by Google

Zeit des Niederschlags und der Läuterung ist noch zu ferne. Dasselbe enthält dennoch des Guten und dessen was bisjetzt keine andere Grammatik gewährt, so viel, dafs kein Lehrer, zumal wenn ihm die Quellen, aus welchen das Neue geschöpft ist, nicht gegenwärtig sind, auf seinen Besitz verzichten kann.

J. A. Hartung.

XVII.

Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel. Paris, Techener. Londres, W. Pickering.* 1836. 8. *V et* 144 *pag.

Auch die vorliegenden Gedichte, deren Bekanntmachung wir abermals der unermüdlichen Thätigkeit des um die altfranzösische Literatur schon so vielfach verdienten Hrn. Fr. Michel verdanken, gehören zu jenen, die sich unter dem Namen der „*Lais*" als eine eigene Gattung der nord-französischen Poesie geltend gemacht haben. Wir haben bei ähnlicher Veranlassung schon früher in *diesen* Blättern (1834. August, No. 30. u. 31.) unsere Ansichten über diese Dichtungsgattung mitgetheilt, und werden nächstens an einem anderen Orte Gelegenheit haben, sie zu berichtigen und zu ergänzen, so dafs wir uns hier darauf beschränken wollen, den Inhalt der in vorliegender Sammlung enthaltenen Lais zu besprechen.

Sie enthält *drei* solcher Gedichte: das „*Lai del Désiré*"; das „*Lai de l'ombre*" und das „*Lai du Conseil*"; alle drei in den üblichen kurzen Reimpaaren der höfischen Kunst.

In der kurzen „Préface" erwähnt Hr. M. bei Aufzählung der Handschriften, die er zu seiner Ausgabe benutzt hat, auch einer, das „Lai du Conseil" enthaltenden Handschrift aus dem Anfang des 14ten Jahrh. (früher im Besitz des Hrn. Techener, seitdem nach Belgien verkauft), die schon früher Hr. *Paulin Paris* im „Bulletin du Bibliophile" (Paris. Techener. 2e Série. 1836. No. 7.; p. 243—248) ausführlich beschrieben hatte. Da diese Hdschft. für die Geschichte der Literatur und der Erfindungen merkwürdige, die bisherigen Ansichten berichtigende Aufschlüsse gewährt, so wollen auch wir uns etwas dabei aufhalten. Sie enthält nämlich, aufser dem *zuletzt* stehenden Lai du Conseil, noch folgende (alle von *derselben* Hand) Stücke: 1°. eine besonders wichtige Abschrift des „Roman de la Rose", woraus sich folgende, die gewöhnlichen Angaben über diesen berühmten Roman berichtigende Resultate ergeben: 1) dafs Jean de Meung nicht, wie man früher glaubte, seine Fortsetzung unter der Regierung Carl's IV, sondern schon in *den letzten Jahren des* 13*ten, oder höchstens in den ersten des* 14*ten Jahrh.* vollendet habe; denn am Ende dieser Abschrift, die auch die Fortsetzung Jean de Meung's *vollständig* enthält, steht von derselben Hand: „Explicit liber speculorum amantium. — Chis livres fu escris l'an mil CCC..XX et neuf (1329), ou mois de octobre le vendredy après le saint Denis de Franche." In einigen (17) darauf folgenden Versen von seiner Fabrik nennt sich der Abschreiber: „On m'apele *Robechonnet* (Robert) *De Goumecourt* par men surnom." 2) geht daraus hervor, dafs *Guillaume de Lorris* nicht, wie man bisher noch fast allgemein angenommen findet, *sein Werk unvollendet* gelassen, und *defshalb Jean de Meung es fortgesetzt und beendet habe* *); denn nach den beiden Versen in Guillaume's Gedicht:

Car jou n'ai mie ailleurs fiance
Se je pers vostre bien veuillance

findet sich hier noch *von ihm* eine in allen bisher bekanntgewordenen Hdschr. weggelassene Tirade von 72 Versen, worin er erzählt, dafs „dame Pitié", erweckt durch die Verzweiflung des Liebenden, diesem in Begleitung von „dame Beauté", „Bel-Accueil" und „Loyauté" erscheine. „Malebouche und Jalousie", spricht sie, „haben zwar die Pforte des Thurmes wohl verschlossen:

Mais amours, la bele et la blonde,
Embla les clés; hors nous a mises.

---

*) Zwar hat *Raynouard*, schon vor mehr als zwanzig Jahren (bei Anzeige von Méon's Ausgabe des Roman de la Rose im *Journal des Savans*, Octobre, 1816; p. 69—70) gegen diese, so lange für ausgemacht geltenden Angaben gewichtige Zweifel erhoben; nichts destoweniger wurden sie seitdem noch oft wiederhohlt, als wäre nichts dagegen vorgebracht worden; man kann daher die Berichtigung solch eingerosteter Irrthümer nicht laut und eindringlich genug verkündigen, damit sie endlich auch zu den Ohren des nachschreibenden Heeres der Compendien- und Encyklopädien-Macher durchdringe! — (vgl. den gutgeschriebenen Artikel über den Roman de la Rose von *Le Roux de Lincy*, in der *Revue de Paris*, Livr. du 5 Mars 1837.).

Digitized by Google

Tantost delez moi les a mises.
Lors si fu la douleur passée:
Dame biauté a recelée
Le biau bouton m'a presenté,
Et je le pris de volenté....
J lueq fusmes à grant delit
D'erbe fresque furent no lit,
De beles roses de rosier
Fumes couvers, et de baisier
A grant soulas, à grant deduit
Fumes trestout à cele nuit
Mais mout me sembla la nuit briève.....
Et sans faille la douche rose
Au departir ne fu pas close;
Mais anchois que se departissent,
Ne que de moi congié présissent
S'en vint biauté humeliant
Vers moi et dit tout en riant....
Biau dous amis, iche me dites
En tex services, tex merites
Pensez de servir sans trichier.
Se cuer avés bon et entier
Tous jours serez du bouton maistre....
A tant m'en pars et pris congié,
C'est li songes que j'ai songié.
„Explicit primus. —
„Incipit secondus."

Durch die Auffindung dieser Schlufsverse ist daher die so lange für ausgemacht geltende und so oft wiederhohlte Behauptung: dafs Guillaume de Lorris durch den Tod verhindert worden sei, sein Werk *selbst zu vollenden*, hinlänglich widerlegt; und es steht kaum mehr zu bezweifeln, dafs Jean de Meung *eigenmächtig diesen Schlufs seines Vorgängers unterdrückt habe*, um *seinen* anreihen zu können! — Aufserdem enthält diese Recension des Roman de la Rose zahlreiche wichtige Abweichungen von der gewöhnlichen Lesart und dürfte daher bei einer neuen Ausgabe derselben vorzüglich zu berücksichtigen sein. — Hierauf folgt in der in Rede stehenden Handschrift 2°. ein unedirtes, und, nach der Versicherung der Hrn. M. und P., sonst nirgend vorkommendes, aber sehr unzüchtiges fabliau „*Du Moigne*". — 3°. Der ebenfalls noch ungedruckte „*Bestiaire divin*" des *Guillaume le Normand*, eines Trouveres aus dem Ende des 12ten und Anfange des 13ten Jahrh. *); 4°. „*Les deux Besans*", nach Hrn. P. von demselben Dichter *). 5°. endlich eine „*Complainte d'amour*", die Hr. P., freilich aus dem ziemlich schwachen Grunde, weil sie unmittelbar auf die beiden erst angeführten, von ihm dem Guillaume le Normand beigelegten Werke folge, ebenfalls *diesem* Dichter zuschreibt, von dem allerdings auch schon *La Borde* (Essais sur la musique; Tom. II. p. 199), aber ebenfalls ohne alle Belege, angeführt hatte, dafs er mehrere Chansons verfafst habe. Doch dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist diese „Complainte" nicht aus viel späterer Zeit, und daher die darin vorkommende Stelle, in der der Dichter seine Herzensdame mit dem Nordsterne („tresmontaigne") vergleicht und dabei von dem *nautischen Gebrauche der Magnetnadel* eine noch ausführlichere Beschreibung, als die berühmte Stelle der „*Bible Guyot*", macht, für die *Geschichte des Compasses* **) so merkwürdig, dafs auch wir sie hier ganz mittheilen wollen ***):

La tesmontaine (sic) est de tel guise
Qu'ele est el firmament asisse
Où ele luist et reflambie.
Li maronier qui vont en Frise,
En Gresse, en Acre ou en Venisse,
Sevent par li toute la voie:

*) Vgl. über ihn und seine zahlreichen Werke: *De La Rue*, Essais historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères normands et anglo-normands. Caen, 1834. Vol. III. p. 12—32.

*) Hr. P. bemerkt selbst, dafs er hier die vom *Abbé De La Rue* (l. c. p. 24—31) aus einer anderen Hdschr. (ms. de la Bibl. du Roi no. 2560.) ausgezogenen Stellen nicht habe finden können; allein er scheint übersehen zu haben, dafs das von De La Rue angeführte Werk des Guillaume den Titel hat: „*Le Besant de Dieu*"; daher stimmen wir ihm allerdings bei, wenn er sagt: „Je serois donc tenté de croire que se sont deux ouvrages *entièrement distincts*"; müssen aber seine Behauptung: dafs *auch das oben angeführte* Werk von Guillaume le Normand sei, auf sich beruhen lassen.

**) Vgl. hierüber, aufser den älteren bekannten und oft angeführten Schriften und dem Art. *Compafs* in der *Ersch-Gruber'schen Encyklopädie*, besonders: *Hüllmann*, Städtewesen des Mittelalters. Thl. I. S. 123—137; und *Capmany*, Questiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica, y militar. Madrid. 1807. 4to. p. 73—132.

***) Hr. *Paris* und Hr. *Michel* haben diese Stelle aus *derselben* Hdschr. mitgetheilt; aber mit *abweichenden* Lesarten, wir werden sie daher nach Hrn. M.'s Lesung geben, und die wesentlichen Abweichungen bei Hrn. P. in den Noten bemerken, wiewohl sie meist nur *willkürliche* Verbesserungen des von Hrn. M. *urkundlich-treuer* gegebenen Textes zu sein scheinen.

Digitized by Google

Pour nule riens ne se desvoie,
Tout jours se tient en une moie,
Tant est de li grans li servisse,
Se la mers est enflée ou Koie
Jà ne sera c'on ne le voie *)
Ne pour galerne ne pour bise.

Pour bise ne pour autre afaire
Ne laist sen dout **) *servise à faire*
La tresmontaigne clere et pure:
Les maroniers par son esclaire
Jete souvent hors de contraire
Et de chemin les asséure;
Et quant la nuis est trop oscure
S'est ele ***) *encor de tel nature*
C'à l'aimant fait le fer traire,
Si que par forche et par droiture
Et par ruille qui tous jours dure
Sevent le liu de son repaire.

Son repaire sevent à route
Quant li tans n'a de clarté goute
Tout chil qui font ceste maistrise,
Qui une aguille ****) *de fer boute*
Si qu'ele pert presque toute
En .j. poi de liége et l'atise
A la pierre d'aimant bise, †)
S'en .j. vaissel plain d'yaue est mise,
Si que nus hors ne la deboute,
Si tost com l'iaue s'aserise;
Car dons ††) *quel part la pointe vise*
La tresmontaigne est là sans doute.

Doch es ist Zeit, dafs wir nach dieser Abschweifung, welche die relative Wichtigkeit der darin besprochenen Gegenstände entschuldigen mag, zu unseren Lais zurückkehren.

Das „*Lai del Désiré*" theilt Hr. M. nach einer Hdschr., im Besitze des Sir Thomas Phillipps, Baronet von Middlehill in der Grafschaft Worcester, mit, die er ausführlicher in seinem „Tristan. Recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures" etc... (Londres, 1835. Tom. I. p. LXIV—LXVI) beschrieben hatte, und die aufser diesem noch die „*Lais de Haveloc*" und „de *Nabaret*" (letzteres noch unedirt) enthält. Dieses Lai ist ein ächt *bretonisches*, und die ihm zu Grunde liegende Sage bildet ein interessantes Gegenstück zu der in den Lais von Lanval oder Graelent behandelten. Der (anglo-normandische) Trouvere berichtet, wie gewöhnlich, im Eingange, dafs er sich bemühen wolle (nämlich nach den Regeln der höfischen Kunst) ein Abenteuer *nachzuerzählen*, dessen Andenken sich in einem alten *Volksliede* (lai) erhalten habe:

Entente *) *i mettrai e ma cure*
A recunter un aventure
Dunt cil qui à icel tens vesquirent
Par remembrance un lai firent,
Çe est li lais del Dessiré
Ki tant par fu de grant beuté.
En Escoce a une cuntrée
Ki Calatir est apellé[e],
Encoste de la Blanche Lande **),
Juste la mer Ki tant est grande.
Jluec est la neire chapelle
Dunt l'en cunte, Ki mult est bele.

Dort lebte einst ein im Lande hochgeachteter Kronvasall des Königs von Schottland mit seiner Frau, die ihm nicht nur ebenbürtig, sondern auch sehr verständig war. Doch war ihre Ehe nicht ganz glücklich; denn sie blieb kinderlos. Diefs machte ihnen schweres Herzleid; umsonst hatten sie oftmals Gott flehentlich um diesen schönsten Segen der Ehe gebeten. Eines Nachts sagt die Frau zu ihrem Eheherrn, sie habe gehört, in der *Provence*, jenseits des Meeres, ruhe der Körper eines Heiligen, zu dem viele Frauen mit ihren Gatten wallfahren; denn er habe von Gott die Wunderkraft erhalten, die Ehe aller jener, die sich aus der Nähe oder Ferne hinbegäben und seine Fürbitte anflehten, fruchtbar zu machen; dahin sollten auch sie pilgern! —

*) contre la voie.
**) son dous.
***) Est-ele.
****) Quar une aguille.
†) La piere d'aïmant bien bise.
††) Gardons.

*) Wahrscheinlich ist der Raum für den Anfangsbuchstaben in der Handschrift leer gelassen, und es dürfte wohl zu lesen sein:
M'entente.
**) Ueber „Blanche Lande" vgl. *Michel*, Tristan. II. p. 173—174.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel.

(Fortsetzung.)

Der Ritter willigt natürlich ein; sie brechen daher ungesäumt auf und begeben sich zum Grabe des h. Aegidius (Saint-Gile), dem sie zur kräftigeren Unterstützung ihrer Bitte ein Kind ganz von Silber (Sis marz i out, men essient) opfern. Diefs wirkt; denn kaum haben sie ihren Rückweg angetreten:

La dame est d'un fiz enseintée
*Ainz que à mesun seit repeire[e] *).*
Li sire en est joius e lez,
Jl ne fud unkes si haitez,
Jà si fud tut sun parentez.
Al terme qui lur fiz fud nez
Apeler le funt Désiré
Pur ço que tant unt demoré
K[e] il enfant n'urent éu,
Ore ad seint Gile fet vertu.

Désiré wuchs heran, ein schöner Knabe, zur Freude seiner Aeltern und von ihnen zärtlich geliebt und wohl gehütet. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, wurde er von ihnen an den Hof des Königs gesandt, um ihm zu dienen, und sich in allen adlichen Sitten zu vervollkommnen. Vom Könige ausgezeichnet und zum Ritter geschlagen, begibt er sich alsbald übers Meer nach der Normandie und Bretagne:

En Normendie conversa
E en Bretaine turneia
Des Franceis fu mult alosez
E de tuz altres amez;
Dunc ert chevalerie en pris.
Se uns chevaler d'autre païs
Alast ailurs pur sun pris quere,
Ou à turnement ou à guere,
N'ert mie en travers féruz
Ne de ses compaignuns vendus.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrt Désiré in sein Vaterland und an den Hof seines Königs zurück, der den durch Schönheit und Tapferkeit weitberühmten Ritter so sehr ehrt und liebt, dafs er sich gar nicht mehr von ihm trennen will. Nur auf die dringende Einladung seiner Aeltern, sie zu besuchen, erhält Désiré Urlaub.

Am vierten Tage nach seiner Heimkehr nach Calatir, an einem schönen Sommermorgen, läfst sich Désiré zierlich und reich, wie es einem Ritter geziemt, ankleiden, und sein Pferd satteln, um einen Spazierritt zu machen:

Ben s'est vestuz e aturnez,
Chausez s'esteit mult richement
Cum à chevaler apent,
*Braiz, chemise ot de chensil *)*
Plus blanche que n'est flur en avril;
D'un mantel vert ert afublez,
Ses esporuns ad demandez,
Sun bon cheval fet demander,
Pur sei déduire volt munter.

Auf seinem herrlichen, makellosen Gaule so sich mit Reiterkünsten, in denen er Meister war, ergötzend, und, ganz ohne Gefährten, sich der frischen, sangreichen Waldeslust überlassend, vertieft er sich immer mehr in das Gehölze von Blanche Lande. Da erinnert er sich, dafs in diesem Walde ein heiliger Siedler hause, von dem er oftmals als Knabe, wenn er mit seinem Vater dem Waidwerk oblag, mit Früchten ge-

*) Wallfahrten in *dieser* Absicht und mit *gleichem* Erfolg zu den Gräbern der Heiligen, vorzüglich zu dem des heil. Jacob von Compostella, kommen häufig in den Erzählungen des Mittelalters vor, wie in Flore und Blanchefleur; Triamoure, u s. w. —

*) „*Chensil*" oder „*cainsil*", feines Weifszeug aus Lein oder Hanf, und im Mittelalter sehr geschätzt. Vgl. hierüber: „*Roman de la Violette*" publ. p. M. *Fr. Michel*; p. 122—123; note 1); — und *Raynouard*, Lexique roman; s. v. *Canebe*; 3. *Cansil*, toile de chanvre.

Digitized by Google

labt wurde. Den beschliefst er aufzusuchen. Als er sich der Kapelle nähert, erblickt er eine reizende Jungfrau, zierlich gekleidet; aber ohne Schleier und mit zerzausten Haaren *), die nackten Fufses durch den Thau auf eine unter einem grofsen Baume hervorsprudelnde Quelle zuschritt, in jeder Hand ein goldenes Becken haltend.

Li chevalers n'ert pas vileins:
A pié desent, si l'a saisie,
Jl en vodra fere s'amie;
Sur la freche herbe l'ad cochée;
Jo quid qu'il l'éust asprivée
Quant ele li cria merci:

Sie beschwört ihn, ihrer Ehre zu schonen, und verspricht ihm dafür, ihn zu ihrer Dame zu führen, die an Schönheit nicht ihres Gleichen habe; er möge sich nur in Acht nehmen, dafs sie ihm nicht entwische, sie sage auch was sie wolle; denn wenn er ihre Liebe erringe, so werde er an nichts Mangel leiden und Gold und Silber, so viel er wolle, ihm zu Gebote stehen. Um ihm zu beweisen, dafs diefs keine leeren Ausflüchte seien, verpflichtet sie sich, im Fall er sich getäuscht fände, ihm zu Willen zu sein, und verspricht, ihm in allen Nöthen stets hülfreich beizustehen. Désiré läfst sich von dem Mädchen bereden und zu ihrer Gebieterin führen. Diese ruht in einer blühenden Laube auf einem kostbaren Küssen, aus zwei, künstlich geschachten Stoffen verfertigt **); an ihrer Seite sitzt eine Jungfrau. Die, welche den Ritter führte, bleibt schon von weitem stehen, zeigt ihm die Dame, macht ihn auf ihre aufserordentliche, ihre Beschreibung noch weit übertreffende Schönheit aufmerksam, und ermahnt ihn, nun muthig sein Glück zu versuchen. Désiré steigt vom Pferde, und geht auf die Dame los. Als diese ihn erblickt, flüchtet sie in das Dickicht des Waldes. Der Ritter verfolgt sie so feurig, dafs er sie bald erreicht; und, indem er ihre Rechte ergreift, bittet er sie, ihm Rede zu stehen, sagt, dafs er ein Ritter aus dieser Gegend sei und für Minnelohn ihr treuer Dienstmann werden wolle. Die Schöne dankt ihm, sich züchtiglich verneigend, für sein Anerbieten und nimmt es an:

Ottri[ée] est la druerie:
Jl fait de li cum d'amie;

Lange verweilt er bei ihr; endlich mufs er scheiden. Als sie ihm Urlaub gibt, sagt sie ihm, wo und wie er sie wieder finden und sprechen könne.

„Ami, fet ele, Désirez,
Al Calatir vus en irez;
Un anel d'or vus baillerai *)
E une chose vus dirai.
Or vus garder de méserrer,
Si vus penez de ben amer;
Si vus meffetes de nent,
L'anel perdrez hastivement;
E si ço vus seit avenu
Ke vus aiez l'anel perdu,
A tuz jorz mès m'avez perdue
Sanz recoverer e sanz véue.
Gardez ke mult le facez ben,
Ne vus targez, pur mei de ren.
Ainz ke vus éussez m'amur,
Futes-vus de mult grant valur:
N'est mie dreiz à chevaler
Ke pur amur deive enpeirer."

Sie steckt ihm den Goldring an den Finger; er küfst

---

*) *„Sanz guimple esteit échevelée"* gerade so erscheint im *Partenopeus* Urrake, die Schwester Melior's, nach jener verhängnifsvollen Nacht, noch halb im Morgen-Negligé:

„Et vient sains guimple, eschievelée"

(*Partenopeus de Blois*; publ p. Crapelet Paris. 1834. Tom. I. p. 166, v. 4891). — Die hier angeführte Jungfrau ist offenbar eine *Schwanjungfrau*, die ihr Schwanhemd abgelegt (sanz guimple), um in der Quelle zu baden (vgl. J. *Grimm*, deutsche Mythologie. S. 241).

**) *„Sur un bon lit s'ert apuiée;*
La coilte fu à eschekers
De deus pailles ben faiz e chers;
E tut pareit la flur novele."

„à eschekers", échiqueté, geschacht, schachbretförmig gewirkt oder verbunden; ebenso heifst es in der erst aus dem *Partenopeus* (l. c. p. 167, v 4896–4898) angeführte Stelle von Urrake's kostbarem Mantel:

„La pene (fourrure) en est à eschiechiers,
A poins menus, blans et sanguins,
D'ermine et de bons sebelins".

*) So hat im *Roman de Brun de la Montagne* (oder „du petit Tristan le restoré") die *geneigte Fee* dem Kinde einen *Goldring* angesteckt, der es schützen soll:

„L'enfant desvelopa qui li fist maint dous ris;
Quant desvelopé l'ot, l'anel vit d'or massis
Que ses cors proprement li ot en son doi mis,
Et quant choisi l'anel, ses cuers fu esjouis
Et li dit doucement: mes amoureus chiers filz,
Encore te sera cis aniax bons amis."

(Le Livre des Légendes par *Le Roux de Lincy*. Paris, 1836. p. 283). — Ueber das *Ringgeben*, von Seite des Weibes, als Zeichen „von *eingegangenem Liebesbund*", vgl. J. *Grimm*, deutsche Rechtsalterthümer; S. 177.

Digitized by Google

sie, besteigt sein Pferd und kehrt heim. Hier lag er nun fleifsig allen ritterlichen Uebungen ob, und zeichnete sich vorzüglich durch Freigebigkeit aus, ja er verschenkte mehr in einem Monat als der König in einem halben Jahre.

Oft aber führt ihn die Liebe in die Arme seiner Dame zurück.

Tant s'entre-amèrent lungement
Ke un fiz e une file en out;
Ele ne li dit ne il nel sout.

Einst mufste er den König auf einem Zuge nach fremden Ländern begleiten; kaum aber sind sie heimgekehrt, als er Urlaub nimmt, nach Calatir eilt, und schon des andern Morgens sein Rofs besteigt, um nach Blanche Lande zu reiten, wo er seine süfse Freundin zu finden gewohnt ist. Bei der Hütte des ihm wohlbekannten Einsiedlers angelangt, fällt ihm plötzlich ein, dem heiligen Manne zu beichten. Er findet ihn in der Kapelle, beichtet ihm und bekennt ihm auch unter anderen sein Verhältnifs zu seiner Freundin. Nach erhaltener Absolution besteigt er wieder sein Rofs:

Par les estrus munte e tent le frein;
Les deiz esgarde pus sa mein,
N'aveit mie de sun anel.

Heftig betroffen und tief betrübt über diesen unerwarteten Verlust eilt er hastig nach dem Orte, wo seine Freundin ihn sonst zu erwarten pflegte. Diefsmal aber zeigt sie sich nicht; umsonst harrt er den ganzen Tag, beschwört sie, ihm die Ursache ihres Zürnens kundzugeben, betheuert seine Treue und Unschuld; umsonst bereut und verwünscht er nun, dem Einsiedler sein Verhältnifs zu ihr in der Beichte gestanden, und sie etwa dadurch beleidigt zu haben:

„Si jo ai fet ultre raisun,
Bele, ne vus en corucez:
Ma pénitence m'en chargez.
Co ke li hermites me dit
E les enjinnes qu'il m'aprit,
A vostre pleisir le lerrai,
E vos comandemenz f[e]rai."

Sie bleibt taub gegen seine Bitten, seine Reue, seine Verwünschungen. Schmerzgebeugt kehrt er endlich nach Calatir zurück. Gram und Verzweiflung werfen ihn auf das Krankenlager; ein ganzes Jahr siecht er; alle geben ihn verloren, und er selbst erwartet den ersehnten Tod.

Eines Tages erwacht er nach langem Schlafe; alle seine Knappen und Dienstmannen hatten sich entfernt, um seine Ruhe nicht zu stören; mit Verwunderung und Verdrufs sieht er sich ganz allein gelassen. Da erscheint ihm seine Freundin; er sieht, er erkennt sie; vor Freude richtet er sich auf; sie ruft ihn, sie spricht zu ihm: „Désiré, Du bist übel berathen; warum beschleunigst Du, ein Verzweifelter, Wahnsinniger, selbst Deinen Tod? Ermanne Dich! — Ich habe Dich lange gehafst, und Du hast es wohl verdient. Du hast Deine Liebe zu mir als eine Sünde gebeichtet, und *das* werde ich Dir nie vergessen. Was war auch sündhaft dabei? — Ich war nie einem Anderen vermählt, noch angetraut, noch verlobt; Du bist meinetwegen keiner Gattin, keiner Braut untreu geworden. — Du hast wohl öfter geglaubt, dafs ich Dich bezaubert hätte (ke jo te eusse *enfantesmé*); aber ich will Dir beweisen, dafs Du nichts Arges bei mir zu fürchten hast (Ne sui mie de male part). Wenn Du wirst in das Münster gehen, die Messe zu hören und Dein Gebet zu verrichten, sollst Du mich an Deiner Seite stehen und die Hostie geniefsen (E le pain bénéit user) sehen *). — Wohl hast Du Dich schwer an mir vergangen; weil ich Dich aber so sehr geliebt habe, will ich Dir meine Gunst wieder so weit zuwenden, dafs Du mich wieder sollst täglich sehen, mit mir lachen und kosen können (Ensemble od mei rire e juer). Lafs daher Deinen Schmerz; fürder sollst Du, fürwahr, in Deinem Verhältnifs zu mir keine Ursache mehr dazu haben, nur mufst Du das nicht wieder beichten wollen!" —

Diese tröstenden, verzeihenden Worte seiner Freundin geben dem Ritter neues Leben, und die Aussicht auf eine fröhliche Zukunft beschleunigt seine Genesung so sehr, dafs er bald wieder gänzlich hergestellt ist.

---

*) Ebenso mufs *Mélior* den *Partenopeus* (l. c. Tom. I. p. 53, vers 1529 sq.) beruhigen:

„Mais je sai bien que vos cremés
Que jo ne soie aucuns maufés
Qui tant vos face par losenge
Qu'en aucun mal pechié vos prenge
Por faire vostre arme périr;
Mais ne vos voel de ce servir.
Je croi en Deu le fil Marie," etc.

Digitized by Google

Est trespassé de grant turment.
Quant il vait al muster pur orer,
S'amie vait lès lui ester
E le pain bénéit manger
E la croiz fere e lui seigner;

Er sieht nun seine Freundin wieder so oft wie früher, und lebt, wie bevor er ihren Hafs sich zugezogen hatte, wieder in Freude und Ueberflufs. Auch ist er wieder der unzertrennliche Gefährte des Königs geworden. Einst gingen sie zusammen auf die Jagd, mit Bogen und Pfeil ausgerüstet, um im Gehege zu bürschen (As aceintes volent berser). Der König und Désiré schiefsen zu gleicher Zeit auf einen grofsen Hirsch; aber weder tödten noch verwunden sie ihn; sie sehen ihre Pfeile in geringer Entfernung von ihnen auf das Gras hinfallen. Voll Schaam und Aerger über ihre Fehlschüsse, werfen sie den Bogen um, lassen absitzen, und eilen an den Ort, wo sie ihre Pfeile niederfallen sahen, um sie wiederaufzunehmen; wie grofs aber ist ihr Erstaunen, als sie sie nicht finden können! — „Bei Gott, rief der König dem Ritter zu, wir sind alle verzaubert (enfantesmé); fast vor meinen Augen sah ich die Pfeile hier niederfallen; und nun ist keine Spur von ihnen zu entdecken. Kömmt euch das nicht auch höchst wunderbar vor?" — Während sie noch also sich besprachen, sahen sie plötzlich einen wunderschönen Knaben vor sich stehen, von einnehmendem, blühendem Antlitz, mit schön gelocktem Haupte, zierlich und schlank gewachsen, in einem scharlachrothen, enganschliefsenden Ueberkleide; dieser trug die Pfeile in seinen Händen. Er grüfste zuerst den König, und gab ihm seinen Pfeil zurück; dann that er mit Désiré desgleichen und redete ihn also an: „Herr, ihr seid mein Vater. Meine Mutter hat mich hiehergesandt; sie will, dafs ich bei euch bleibe und meine Verwandten kennen lerne. Als ihr sie zuerst spracht in Blanche Lande, wo ihr mich erzeugtet, hat sie euch einen Goldring gegeben, den ihr später verlort, was euch grofses Leid machte; hier bring ich ihn euch wieder; steckt ihn, Herr, an euren Finger." Désiré erkannte den Ring sogleich; schlofs den Jüngling in seine Arme und überdeckte ihn mit Küssen. Auch der König und seine Gefährten, denen Désiré nun sein Abenteuer erzählte, empfingen den Junker aufs freundlichste. Désiré nahm seinen Sohn mit sich, und liebte ihn so zärtlich, dafs er sich weder bei Tag noch bei Nacht von ihm trennen konnte. Nachdem der Jüngling so zwölf Monate bei seinem Vater geweilt und alle seine Verwandten kennen gelernt hatte, besteigt er eines Morgens, völlig ausgerüstet, sein Jagdpferd, und reitet seinem Vater entgegen, der eben aus dem Münster heimkehrt. Er begehrt Urlaub von ihm, indem er zu seiner Mutter rückkehren müsse. Désiré ist darüber aufser sich vor Schmerz, und will ihn durchaus nicht von sich lassen. Doch der Sohn ist genöthigt, seinen Vorsatz auszuführen, gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt gestreckten Galopps davon. Désiré, in der gröfsten Angst, seinen Sohn zu verlieren, wirft sich schnell auf ein Pferd, und, oft den Theuren beim Namen rufend und beschwörend, ihm Rede zu stehen, jagt er ihm mit verhängtem Zügel nach. Aber umsonst war sein Rufen, umsonst all seine Anstrengung; schon hatten sie den Wald erreicht, schon neigte der Tag sich zu Ende, und Désiré hatte seinen Sohn noch immer nicht einholen können; sein treffliches Rofs war zu Schanden geritten, es stolperte, rannte an einen Baum an und stürzte rücklings über. Nachdem sich der Ritter wieder aufgerafft, um, sein Rofs an der Hand führend, zu Fufse seinen Weg zu verfolgen, war der Jüngling ihm schon ganz aus dem Gesichte gekommen, ja er wufste nicht einmal mehr, welchen Weg er genommen hatte.

Kaum war der Ritter so auf gut Glück eine kurze Strecke durch den Wald gegangen, als er zu seiner Rechten unter einer dichtbelaubten Eiche ein Feuer erblickt. In der Meinung, Jäger hätten es angezündet und sich darum gelagert, schreitet er auf dasselbe los; findet aber dort niemand als einen Zwerg, der, in ein kurzes Mäntelchen gehüllt (Vestu de paille estreitement), Pfeffer in einem Mörser stiefs, und ein Stück von einem grofsen, fetten Eber über der Gluthpfanne schmorte. Désiré grüfst den Zwerg; dieser aber, ohne ein Wort zu erwiedern, läuft sogleich von seiner Arbeit weg nach des Ritters Pferde, führt es bei Seite, zäumt und sattelt es ab, und gibt ihm frisches Futter; dann bereitet er aus Gras, Binsen und Laub, worüber er einen Teppich deckt, einen Sitz, und bedeutet dem Ritter, sich darauf niederzulassen, immer aber, ohne ein Wort zu sprechen, vielmehr fuhr er fort, wieder Pfeffer zu stofsen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel.

(Schlufs.)

Als er das Essen bereitet hatte, nahm er in jede Hand ein goldenes Becken und hing sich ein Handtuch um den Hals *). Der Ritter erkannte sogleich die Becken als dieselben, welche jene Jungfrau trug, die er zuerst an der Quelle im Walde von Blanche Lande traf; doch liefs er diefs dem Zwerge nicht merken.

Cil (li neims) li mit un dobler devant
E la salere e les cutels
E pus après dous simenels.
En une grant coupe d'or fin
Li ad li neims porté le vin,
En un esquele d'argent
Li met le hastés en présent.
Li chevalers prist un cotel,
Del lard tailla un morsel,
En la peivere l'amoilla,
Al neim l'ofri: il le manga.
Le hanap ad descoverdé,
Del vin l'a primes enbeivré;
Unkes n'i manga un morsel
Ne li donast autre si bel **).

*) Bekanntlich war es im Mittelalter Sitte, sich auch *vor* dem Essen die Hände zu waschen, aus dem guten Grunde, weil man meist paarweise (gewöhnlich ein Herr und eine Dame) aus einem Teller afs (vergl. *Legrand d'Aussy*, Hist. de la vie privée des François. Paris. 1815. Tom. III. p. 312 et 313).

**) Es war, nach der Sitte des Mittelalters, ein Zeichen besonderer Gunst und grofser Herablassung, wenn ein Höhergestellter zuerst aus dem Becher trank und dann ihn einer Person niedereren Ranges reichte; hier treibt der Ritter die Höflichkeit so weit, mit dem Zwerge jeden Bissen zu theilen.

Diefs adelich-zierliche, und doch dabei so herablassend-höfliche Benehmen des Ritters schien auf den Zwerg einen grofsen Eindruck zu machen, und als wenn er deshalb nicht länger in seinem Schweigen hätte verharren können, sprach er zu ihm: „Herr Ritter, Ihr seid weder übermüthig noch gemein; auch seid Ihr, fürwahr, hier höchlich willkommen! — Ich mufs, und sollte ich auch für die Uebertretung dieses Gebotes Schläge bekommen, ich mufs mein Schweigen brechen, um es Euch zu sagen; seid frohen Muthes! — Ich will Euch nur bekennen, dafs man mich eigens deshalb hiehergesandt hat, um Euch zu beherbergen und zu bedienen; denn wir wufsten sehr wohl um Eure Hieherkunft!" — Der Ritter antwortete: „Freund, habt grofsen Dank; auch Jenen bin ich sehr verpflichtet, die euch hiehergesandt und mich dadurch so sehr erfreut haben." — „Ei, das that ja eben Eure Freundin!" entgegnete der Zwerg, „die Euch mehr liebt als ihr eigenes Leben." — „Wie, meine süfse Freundin?" rief Désiré, „dann bin ich allerdings wohl aufgehoben!" — „Traun, edler Herr, Ihr sprechet wahr! — Auch will ich mein Möglichstes thun, damit Ihr sie sprechen könnt; wenn Ihr mit mir kommen wollt, werde ich Euch bis zu ihrem Schlafgemach führen, so dafs Ihr sie ruhen sehen sollt." — Der Ritter war natürlich gleich dazu bereit und liefs sich von dem Zwerge zu dem Schlosse führen, in dem sich seine Dame aufhielt. Als sie aber zu ihrem Schlafgemach gekommen waren, konnten sie keinen anderen Eingang finden, aufser durch ein Fenster. Durch dieses sahen sie in das Gemach, das durch viele Wachskerzen spiegelhell erleuchtet war; in der Mitte desselben standen zwei kostbar geschmückte Betten, auf denen zwei Damen ruhten. Der Zwerg zeigte sie dem Ritter, sagte ihm, dafs eine davon seine Freundin, und die andere deren Schwester sei, und ermunterte ihn, ohne Umstände einzusteigen; er werde da nur

Digitized by Google

noch ein ihm wohlbekanntes Mädchen wachend und an einem Oberkleide (bliaud) der Herrin nähend finden. Désiré ist sogleich dazu bereit, und springt mit beiden Füfsen durch das Fenster; verliert aber das Gleichgewicht und stürzt vor den Betten nieder, so dafs er sich in der Seite schwer verwundet und von dem harten Falle das ganze Gemach wiederhallt. Die Schwester seiner Freundin erwacht darüber und schreit vor grofsem Schreck laut auf; sie ruft die Ritter herbei und heifst sie sich schnell waffnen. Da ergreift das Mädchen, das gewacht und an dem Kleide genäht hatte, den Ritter bei der Hand und zieht ihn fort, indem sie sagt: „Edler Herr, nun trage ich Euch meine Schuld ab; denn wenn Ihr in diesem Zimmer wäret ergriffen worden, so hättet Ihr wahrlich den Tod davon gehabt. Von Eurem Edelmuthe erwarte ich, dafs ich meinen Dienst an keinen Unwürdigen verschwendet habe, und dafs Ihr, könnt Ihr mir je vergelten, meiner eingedenk sein werdet." — Als sie aber an dem Zwerge vorbeikamen, schlug das Mädchen nach ihm, warf ihm seinen boshaften Verrath an dem edlen Ritter vor, und befahl ihm, sich alsogleich zu packen *). Eilig geleitet nun die Jungfrau den Ritter zum Feuer zurück, wo er in dem doppelt schmerzlichen Gefühle, das ihm seine schwere Wunde und der Verdrufs über den erlittenen Schimpf verursachen, den noch übrigen Theil der Nacht zubringt; kaum aber graut der Tag, so sattelt und besteigt er sein Rofs, und kehrt nach Hause zurück.

Einige Zeit darnach kam der König nach Calatir und entbot alle Barone dieser Gegend, seine Vasallen, zu einem Hoftage, den er nächste Pfingsten hier halten wollte. Natürlich fand sich auch Désiré, der Liebling des Königs, dabei ein. — Das Hochamt war vorüber; der König war mit seinen Baronen bereits aus dem Münster zurückgekommen und wollte sich eben zur Tafel setzen, als eine Dame mit einem Mädchen, auf Maulthieren reitend, in dem Saale erschien;

Vestues furent richement:
Lur dras valent cent marz d'argent,
Dous blancs mulz chevauchèrent
E dous blancs espereveres portèrent.

Der König und alle, die sie sahen, konnten sich nicht genug verwundern ob ihrer aufserordentlichen Schönheit und zierlichen Haltung; ihnen folgte ein Junker (damaisel), der ebenfalls an Schönheit alle übertraf. Vor dem Könige hielten sie, und die ältere der beiden Damen verneigte sich züchtiglich und sprach also zu ihm: „Sire, ich habe Euch diese beiden jungen Leute zugeführt, damit Ihr den Junker zum Ritter schlaget, und das Mädchen versorget. Das wird Euch Ehre bringen; denn, in Wahrheit, *ich* bin ihre Mutter, und *Désiré* ist ihr Vater. Mit Fug mögt Ihr daher Euch *der* Kinder annehmen, die einen so ausgezeichneten Ritter und eine Dame meines Gleichen zu Aeltern haben. Grofse Ehre habe ich Euch heute erzeugt, dafs ich mein Gebiet verlassen und hieher an Euren Hof gekommen bin." — Der König erklärt sich bereit, das Begehren der Dame nach besten Kräften zu erfüllen, und ladet sie ein, an der Tafel Platz und Theil an dem Feste zu nehmen. Sie lehnt jedoch diese Einladung ab, und verlangt von ihm, ihr nur noch eine Bitte zu gewähren: er möge sie nämlich nach feierlichem Brauche (lealment) mit ihrem Freunde vermählen lassen; denn sie wolle ihn mit sich führen,

„Od mei vivera tut sun eé,
Jà n'en quera confessiun
Ne pénitence ne pardon."

Der König läfst nun den Junker mit reichen Waffen ausrüsten (aduber), gürtet ihm selbst das Schwert um, und ertheilt ihm eigenhändig den Ritterschlag;

De Moreis e de Leoneis
Aveit à la feste dous reis,
Ç'à li chauçat les espèrunz
Par grant honur à genuluns.

Dann erklärt der König vor der ganzen Versammlung, dafs er selbst die wunderschöne Jungfrau zur Gemahlin nehmen und zur Königin machen wolle. — Endlich wird Désiré mit seiner Freundin in dem Münster feierlich getraut. Kaum ist diefs geschehen, so erklärt die Dame, nicht länger weilen zu wollen; sie begehrt Urlaub, um sogleich in ihr Land zurückzukehren, und fordert den Ritter auf, ihr zu folgen; denn sie hätten nun ihre Kinder hier reich versorgt, die, sobald sie könnten, sie gewifs besuchen würden.

Désirez munte, si s'en va
Od o'amie ki l'enmena.

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dafs der *Zwerg* auch hier ganz den *elbischen* Charakter zeigt; er ist kunst- und dienstfertig; aber boshaft und hinterlistig, weil er wider seinen Willen dienen mufs (vgl. *Grimm*, Irische Elfenmährchen; S. LXXXVII—LXXXIX; und Deutsche Mythologie; S. 259 ff.).

Digitized by Google

Od li remeist en tele manere
Ke pus ne repeira arere,
De returner n'ot-il mès cure.
Pur remembrer cest aventure,
En (ont) ancient un lai trové,
Si l'apel[er]ent Désiré.

Ueber die beiden anderen Lais können wir uns kürzer fassen. Zwar erscheint der Text derselben auch hier zum erstenmale nach der Hdschr. 7218 der k. Bibliothek, wozu der Herausg. die Varianten aus der Hdschr. 7615, die sie ebenfalls beide enthält, im Anhange gegeben hat (zu dem Lai du Conseil sind noch überdiefs die abweichenden Lesarten aus der Eingangs ausführlich besprochenen Hdschr. des Hrn. Techener beigegeben); ihr Inhalt aber ist auszugsweise bereits bekannt gemacht worden; nämlich vom „*Lai de l'Ombre*" durch *Le Grand d'Aussy* (Fabliaux et Contes. Edition de Renouard, Paris, 1829. Tom. I. p. 255—257) und besser durch Hrn. *Amaury Duval* (in der *Histoire litt. de la France*; Tom. XVIII. p. 777—779; Art. *Jehan Renax*); Hr. Michel hält jedoch den „*Jehan Renart*", wie sich der Bearbeiter dieses Lai nennt, nicht für dieselbe Person mit jenem Renax oder Renault, dem Verf. eines Theils des „Roman du Chevalier au Cygne" und des „Lai d'Jgnaurès"? *); und vom „*Lai du Conseil*" ebenfalls durch *Le Grand d'Aussy* (l. c. Tom. III. p. 240—245) und durch Hrn. *Paulin Paris* (im „*Bulletin du Bibliophile*"; 2e. Série, 1836. No. 7. p. 247—248) **). Ueberdiefs unterscheiden sich diese beiden Lais schon sehr merklich, und sehr zu ihrem Nachtheile, von dem „del Désiré", und tragen, wenn ihnen auch ächte Volkslieder zu Grunde gelegen haben sollten, schon *durch und durch das Geprüge höfischer Künstelei*; denn ihren Bearbeitern war es, wie sie ganz nach höfischer Art ausdrücklich und mit breiter Selbstgefälligkeit gleich im Eingange erklären, hauptsächlich darum zu thun, *ihren Witz* (sens) zu zeigen, *ihre subjektiven Ansichten* anzubringen, und durch *zierliche Rede* (bien dire; biaus diz) ein *den Freunden höfischer Kunst gefälliges* Werk zu liefern (Se ma *cortoisie* s'aoevre A fere aucune *plesant oevre*); daher ist auch in diesen Lais das stoffliche Interesse schon durch endlose Dialogen, spitzfindige Liebesdialektik und breites Moralisiren geschwächt und zurückgedrängt. Doch enthalten auch sie mehrere, für die Sittengeschichte interessante Details, und jedenfalls ist schon in sprachlicher Hinsicht ihre Bekanntmachung im Originale ein wahrer Gewinn, wodurch sich Hr. Michel, der noch aufserdem eine ziemlich lange, eine Anspielung im Lai de l'Ombre erläuternde Stelle aus dem noch ungedruckten „*Roman de l'Escouffle*" im Anhange mitgetheilt hat, neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der altfranzösischen Literatur erworben hat.

Ferdinand Wolf, in Wien.

*) Wenigstens ist das Lai de l'Ombre aus derselben Zeit, *dem Ende des XII. Jahrh.*, wie das Lai d'Jgnaurès, wie aus folgender Erwähnung *Salaheddin's* (st. 1193) in dem *ersteren* (p. 51) hervorgeht:

Je voudroie estre en la prison
Salahadin .V. anz ou .VI.

**) Der Verf. des „Lai du Conseil" nennt sich zwar nicht; gibt aber im Epiloge folgende Auskunft über sich:

Uns chevaliers qui ne vout mie
Que l'aventure fust périe
Nous a cest lai mis en romanz
Por enseigner les vrais amanz;
Le plus bel que il pot l'a fet,
L'un mot après l'autre retret;
Mès moult se puet esmerveillier
Que il ne se set conseillier
D'une amor dont il est sorpris,
Ainz dit qu'il est autressi pris
Com cil qui en la bée maint.
Or prions Deu que il l'amaint
A droit port et à droit rivage,
Qu'en la fin se tiegne por sage.

XVIII.

Adolphi Eduardi Grube, Dr. Phil., de Pleione carunculata Diss. zootomica cum tabula aënea. Regiom. Boruss. 1837. 30 *S. gr.* 4.

Von den im Meere lebenden Anneliden, die den Arten nach in nicht geringer Zahl vorkommen, sind bis jetzt nur höchst wenige auf ihren innern Bau näher untersucht worden. Ein jeder Beitrag, der diesen kennen lehrt, mufs daher den Zootomen und Zoologen recht sehr erwünscht sein. In der angeführten Schrift nun ist einer der gröfsern Seewürmer, den der Verfasser an der Küste von Sicilien in Menge erhielt, und im noch frischen Zustande zu zergliedern Gelegenheit hatte, ausführlich beschrieben, die Beschreibung aber auf sorgfältige und, wie es scheint, sehr genaue Untersuchungen begründet worden; weshalb denn diese Schrift wohl als eine erfreuliche Bereicherung der Literatur über die Würmer betrachtet, und einer besondern Beachtung werth sein dürfte. Als Einleitung ist eine Beschreibung des Aeufsern gegeben und unter andern die Bemerkung gemacht worden, dafs die Zahl der Leibesringel sehr stark variirt, und kleinere Exemplare mitunter derselben weit mehr, als gröfsere besitzen. Darauf folgt die Be-

Digitized by Google

schreibung der Hautdecken, der Muskeln und Borsten, des Nervensystemes, der Augen, des Darmkanales, des Blutgefäfssystemes, der Kiemen und der Geschlechtswerkzeuge Am ausführlichsten sind das Nervensystem, das Gefäfssystem und der Darmkanal abgehandelt worden.

Die Anordnung der Muskelfasern ist nach der davon gegebenen Schilderung eine ähnliche, wie bei Nereis; nur scheinen seitliche Längsbündel zu fehlen. Die Borstenbündel dagegen besitzen nicht blos, wie bei Nereis, hervorziehende, sondern auch zurückziehende Muskel-Fasern. Die beiden Stränge des Bauchmarkes sind in *jedem* Leibesringe ganglienartig angeschwollen, und liegen, wie gewöhnlich bei den Anneliden, mit Ausnahme ihres vordersten, oder des den Schlundkopf umfassenden Theiles in einer gemeinsamen Scheide: dicht hinter dem Schlunde aber sind sie durch eine aus zwei Nervenfäden bestehende Brücke untereinander verbunden, was an manche Crustaceen erinnert. Aufser dem Bauchmarke kommen, was Stannius früher schon bei Amphinome rostrata bemerkt hatte, noch zwei Ganglienketten vor, die nach der ganzen Länge des Körpers an den Seitenwänden verlaufen, durch nervöse Querfäden mit dem Bauchmarke verbunden sind, und vorzüglich für die Borstenbündel bestimmt zu sein scheinen: eine jede besteht nur aus einer einfachen Reihe von Ganglien und Längscommissuren. Das rundliche Gehirn schickt zwei, der vorderste Theil eines jeden Stranges des Bauchmarkes vier zarte Nerven zum Schlundkopfe, die aber in diesem bald verschwinden. Die vier sehr kleinen Augen enthalten eine Schichte purrothen Pigmentes (Choroidea) und besitzen eine Pupille. Wie das Nervensystem, ist auch das Gefäfssystem weit zusammengesetzter, als bei Nereis. Von Längsgefäfsen der Leibeswand kommen nicht, wie bei dieser zwei, sondern sieben vor. Vier von ihnen liegen auf der Bauchwand, und zwar so, dafs die des einen Paares dem Bauchmarke, das sie zwischen sich haben, dicht anliegen, die des andern Paares aber in geraumer Entfernung von ihm verlaufen. Die drei übrigen Längsgefäfse gehören der Rückenwand des Leibes an. Jene unteren haben eine venöse, diese obern, die übrigens eben so, wie jene, durch einfache quere Anastomosen unter einander zusammenhängen, eine arterielle Function. Das mittlere obere Längsgefäfs sendet einen starken Ast zum Darmkanale, der sich in einen hintern gröfsern Zweig, der auf der gröfsern hintern Hälfte des Darmes nach hinten verläuft, und zwei bis drei kleinere Zweige theilt, die auf dem vordern kleinern Theile des Darmes sich nach vorne begeben, und von denen der eine in zwei paarige Wundernetze übergeht. Diese haben auf dem Magen und Schlundkopfe ihre Lage, und hängen durch zwei Kanäle mit den beiden äufsern untern Längsgefäfsen zusammen. Nach den Beschreibungen und Abbildungen zu urtheilen, ist bei Amphinome die transverselle Strömung des Blutes über die longitudinelle bei weitem vorherrschender, als bei Nereis, überhaupt aber die Strömung bei ihr bedeutend von der verschieden, welche Referent bei Nereis pulsatoria zum Theil wirklich beobachtet hat, zum Theil annehmen zu müssen sich aus physiologischen Gründen genöthigt sah. Ob sich dieselbe jedoch ganz so verhält, wie der Verfasser angegeben hat, wird sich künftig nur erst durch Beobachtung lebender jüngerer Exemplare der Amphinome entscheiden lassen. Durch welche Vorrichtung der sogenannte Rüssel hervorgezogen werden kann, ist von dem Verfasser nicht angegeben worden. Ob zwischen Darm und Leibeswand häutige Diaphragmen vorkommen, wie bei manchen andern Anneliden, geht aus der Schrift nicht hinreichend hervor: doch scheint es, dafs sie fehlen, und dafs nur allein Muskelfasern von der Leibeswand zu dem Darm herübergehen. Dafs die Kiemen nur aus Blutgefäfsen und sie bekleidender Epidermis bestehen sollten, ist nicht gut möglich; ein Corium ist gewifs auch an ihnen vorhanden, wenn gleich vielleicht von grofser Zartheit. Eier fand der Verfasser in grofser Menge zwischen Darm und Leibeswand, desgleichen äufserlich an den Borsten: auch zwischen Epidermis und dem übrigen Theile der Haut fand er dieselben; hierhin jedoch konnten sie wohl nur durch widernatürliche Oeffnungen gelangt sein. Die Eierstöcke sind ansehnlich grofs, und von ihnen liegt in je einem Leibesringel immer ein Paar: ihren Bau konnte der Verfasser nicht genau erkennen: männliche Geschlechtswerkzeuge liefsen sich nicht auffinden. — Druck und Papier sind zu loben. Die Kupfertafel ist, was den Stich anbelangt, ausgezeichnet schön: Hinsichts der Zeichnung aber wäre zu bemerken, dafs in Fig. 1. die Faltung des Darms viel zu stark angegeben und widernatürlich zu sein scheint.

H. Rathke.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

XIX.

Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird: drei Bücher von Dr. C. J. Lorinser. Berlin, 1837. *Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin. XII. u.* 461 S. 8.

Seit langer Zeit hat Ref. kein Buch gelesen, das einen so angenehmen Eindruck der Befriedigung zurückgelassen hätte. Klarheit und Einfachheit der Darstellung, Genauigkeit der Thatsachen, Richtigkeit der Folgerungen, Beschränkung derselben auf das, was aus den Vordersätzen unmittelbar und unbestreitbar folgt, Vermeidung völlig willkürlicher Voraussetzungen sind Eigenschaften, die man nur selten von den neuern Untersuchungen über Gegenstände der Medicin zu rühmen sich berechtigt halten kann. Freilich kann eine Untersuchung, wie der Verf. sie unternahm, ihrer Natur nach die Aufstellung von Hypothesen nicht entbehren. In grofser Anzahl finden sie sich auch hier entwickelt. Allein es sind nicht, wie so oft, Vermuthungen, die ihre Begründung erst von zukünftigen Untersuchungen, Beobachtungen und Versuchen erlangen sollen, sondern, was sie nur sein können und sein müssen, Voraussetzungen, durch welche Einheit und Zusammenhang in die bis jetzt bekannten Thatsachen gebracht wird. Sie müssen in einer Erfahrungswissenschaft so lange als gültig und für fernere Untersuchung als leitend angesehen werden, als sie mit keiner bestimmten Thatsache im Widerspruch stehen. Führt die Erweiterung des Wissens auf Thatsachen, die mit ihr nicht zu vereinigen sind, so mufs die Voraussetzung erweitert, oder verändert werden, bis auch die sich ihrer Herrschaft fügen. Gelänge dies nicht, so müfste sie als unwahr verlassen, und eine neue gebildet werden. Denn entbehrlich sind nun einmal solche Hypothesen nicht, wenn das Gebiet unseres aus der Beobachtung geschöpften Wissens nicht ein unzusammenhängendes Chaos von vereinzelten Thatsachen bleiben soll, wo wohl die Masse verworren aufgehäuft ist, aber der Geist fehlt, der sie entwickelt und ordnet. Diese Ansichten hat auch der Vf. immer im Auge behalten, und selbst bestimmt ausgesprochen (p. 271).

Die vorliegenden Untersuchungen gehen nach zwei Richtungen, die nur wenig mit einander in Verbindung stehen. Die erste ist eine rein historische, das wiederholend, was Andere vor und mit ihm beobachteten, und welche Vorschriften sie darauf baueten, um die Verheerungen der Pest abzuhalten, zu vermeiden, zu unterdrücken. Der Natur der Sache nach können diese Mittheilungen nur Bekanntes enthalten. Das Verdienst kann nur in der Art der Darstellung liegen. Ist diese zweckmäfsig, der Absicht gemäfs, erschöpfend, deutlich, einfach und edel gehalten; was kann man mehr fordern? Und wer könnte diese Eigenschaften der Darstellung unseres Verfs. absprechen? Ohne sich in ermüdende und unwesentliche Einzelnheiten zu verlieren, beschränkt er sich mit Recht allein auf diejenigen Beobachter, die als die Repräsentanten der herrschend gewordenen Ansichten einer bestimmten Zeit über die Entstehung, Verbreitung, Abhaltung, Beschränkung, Unterdrückung und Behandlung der einzelnen Formen der Pest angesehen werden müssen. So blieben alle die Schriftsteller unberücksichtigt, die nur wiederholten, was schon früher bekannt und benutzt war. Im ersten Buche bis pag. 110 werden die Grundsätze über Entstehung und Behandlung der Pest, sowohl als Seuche, wie bei Einzelnen, von Thucydides, bei dem sich die erste Pestbeschreibung (430 v. Chr.) findet, bis auf Russel am Ende des 18ten Jahrhunderts in den wichtigsten Zügen genügend nachgewiesen. Das dritte Buch (pag. 307—461) ist den Vorschriften gewidmet, die man in den verschiedenen Ländern Europas in Ausübung brachte, um dem Eindringen der Pest einen Damm entgegen zu setzen, und war sie einmal aus-

Digitized by Google

gebrochen, ihre Verbreitung entweder völlig zu unterdrücken, und war auch dies nicht mehr ausführbar, doch möglichst zu beschränken. Die Einfachheit und Klarheit des Vortrages sowohl, wie die Bemerkungen, womit der Verf. ihn durchwebt, machen diesen Abschnitt höchst beachtenswerth, nicht blos für die Aerzte, die berufen sind als Kunstverständige ihre Meinung abzugeben, sondern hauptsächlich für die Mitglieder der Regierungsbehörden, denen die Entwerfung und Ausführung der erforderlichen Mafsregeln in letzter Instanz zusteht.

Das zweite Buch (p. 115—306) enthält die Entwickelung und Begründung derjenigen Erfahrungssätze, von denen alle im dritten Buche dargelegten Mafsregeln abgeleitet werden müssen. So sehr man nun auch im Allgemeinen den Ansichten des Verfs. beistimmen mufs, so darf man sich doch auch nicht verhehlen, dafs die aufgestellten nicht die unbedingte Gültigkeit in Anspruch nehmen können, die der Vf. ihnen zugesteht, und dafs man mehrere beschränkende Zweifel ihnen mit Recht entgegensetzen kann. Allein wo fände sich in einer Erfahrungswissenschaft vollkommene Gewifsheit der abgeleiteten Sätze? Es mufs genügen, wenn diese nur keiner Thatsache widersprechen; ein Ziel, das zu erreichen auch dem Verf. genügte. Doch darf dies keinen mit dem Gegenstande Bekannten abhalten, diese Zweifel ohne Scheu auszusprechen, selbst wenn er sich auch nicht im Stande fühlt ein Besseres mehr Begründetes an die Stelle zu setzen: eine Bemerkung, die das Folgende zur Entschuldigung in Anspruch nimmt.

Aus der bedeutenden Reihe von hypothetischen Sätzen, die in den Kreis der Untersuchung gezogen sind, sollen hier die wichtigsten herausgehoben werden. Wenn sie einzeln beschränkt wurden, so konnte das nicht in der Absicht geschehen, sie zu entkräften. Nur sollte nachgewiesen werden, dafs sie nicht berechtigt sind, ihren hypothetischen Ursprung zu verläugnen, und sich in dem Gebiete der keinem weitern Zweifel unterliegenden Wahrheiten zu behaupten. Eine Stellung, die der Vf. vielfältig für sie in Anspruch nimmt.

I. *Die Pest wird ursprünglich in Egypten erzeugt.* Hier treffen alle Umstände zusammen, die geeignet sein können ein Miasma zu bilden, das so verderblich auf die in seinem Bereiche lebenden Menschen einzuwirken im Stande ist. Das Nilthal ist aus dem Wasser selbst erst nach und nach gebildet; es war ursprünglich nicht vorhanden. Später war es ein Sumpf, den die Kunst bewohnbar machte. Wie das Land unter die Herrschaft der Mahomedaner kam, wurden die zur Regulirung der Ueberschwemmung errichteten Bauwerke vernachläfsigt. Mit ihrem Verfall verminderte sich die bisherige aufserordentliche Fruchtbarkeit. Die Ausdünstung der vielen faulenden vegetabilischen und animalischen Substanzen wirkte krankmachend auf die Bewohner. Freilich erfolgt die Anschwellung des Nils auch jetzt noch regelmäfsig. Das Wasser steigt mit Anfang des Junius, und erreicht seine gröfste Höhe am Ende des Septembers. Das ganze Nilthal ist dann von Wasser bedeckt. Dies dauert 14 Tage. Mitte Novembers ist das Wasser wieder zur Hälfte abgelaufen, am Ende Mai völlig. Die letzten drei Monate sind die ungesundesten. Dann wehet der heifse Südwind fast unausgesetzt (Chamsin). Der Thermometer steigt oft bis auf 40 Grad R., und wechselt wohl in einem Tage zwischen 14 und 40 Graden. Der reichlich sich verbreitende Staub ist mit Salmiac und Salpeter vermischt. Dieser Ueberflufs von Wärme, Feuchtigkeit und Licht bedingt einen wuchernden Bildungstrieb, nicht blos zum Guten, auch zur Erzeugung schädlicher Stoffe (p. 124). Vom September bis Junius herrscht die Pest regelmäfsig, wenn auch nicht immer als Seuche, doch einzeln, oder in geringerer Kraft als ein Faulfieber mit Drüsen-Anschwellungen (Bäulenfieber). Vom Junius an verschwindet sie vollkommen, selbst die mit Pestkranken in Berührung gewesenen Sachen verlieren die ansteckende Kraft (p. 240). In diesen freien Monaten wehen Winde, die einen nördlichen Strich halten, früher Etesien genannt (Diodor I. 39.), jetzt die elisäischen. Die durch die Ueberschwemmung und die grofse Hitze herbeigeführten schädlichen atmosphärischen Einwirkungen verschwinden mit dem Eintritt und als Folge dieser kühlen regelmäfsig denselben Strich wehenden Winde. Der Einwurf, dafs die alten Schriftsteller die Eigenthümlichkeit des Klimas von Egypten die Pest zu erzeugen nicht erwähnen, kann die Folgerung, dafs dies jetzt der Fall sei, nicht entkräften. Denn der auf dies Nicht-Erwähnen gestützte Schlufs ist eines Theiles nicht richtig, da in der Bibel so oft, wenn auch nur in allgemeinen Ausdrücken, von der Pest die Rede ist, da das dem April entsprechende Sternbild nur aus dem Grunde Scorpion

Digitized by Google

genannt sein konnte, und da die Thiere, die sich von Insecten und Leichen nähren, göttlich verehrt wurden; andern Theils ist die Art zu leben, zu wohnen der jetzigen Einwohner weit weniger der Gesundheit gemäfs. Sie sind jetzt gezwungen in niedrigen, feuchten Hütten zu wohnen, sich mit groben Speisen zu nähren, sich schlecht zu kleiden, und die durch die nicht mehr gut geregelte Ueberschwemmung verdorbene Luft einzuathmen. — Dies sind in zusammen gedrängten Zügen die Thatsachen und Gründe, die von dem Verf. mit Gewandheit benutzt sind, um den egyptischen Ursprung der Pest nachzuweisen. Man wird einräumen, dafs die Eigenthümlichkeit des Klimas in Egypten hinreichend die Bedingungen liefert zur Erzeugung einer Luftverderbnifs (Miasma), die bei gleichfalls begünstigenden Bedingungen in den Bewohnern eine krankhafte Reaction hervorbringt, die unter den Erscheinungen der Pest sich ausspricht. Doch die Möglichkeit ist immer noch nicht Wahrheit. Der Einwurf, dafs früher in Egypten die Pest nicht bekannt war, wie noch 18000 Städte, und selbst zu den Zeiten Diodors (I. 31.) noch 3000 den Raum bedeckten, wie man 20000 Einwohner auf einer Quadrat-Meile zählte, kann nicht durch die angeführten Umstände beseitigt werden. Herodot sagt bestimmt, Egypten sei ein gesundes Land (III. 77.), Plinius der jüngere schickte seinen freigelassenen Zosinus, der am Blutspeien litt, des gesunden Klimas wegen nach Egypten (V. 18). Auch Galen empfiehlt seinen an der Brust leidenden Kranken den Aufenthalt in Alexandrien, Alpin widmet ein eignes Kapitel den Ursachen: cur longaevi sint Aegyptii (I. 9.). Auch ist der erbärmliche Gesundheits-Zustand der jetzigen Bewohner gewifs mit zu starken Farben gezeichnet. Alpin bemerkt ausdrücklich, viele erreichten ein sehr hohes Alter. Auch redet der Umstand, dafs der jetzige Regent eine Armee von 100,000 Mann bei einer Bevölkerung von etwa 2 Millionen daurend unterhalten kann, dieser Ansicht nicht das Wort. Dafs aufserdem die Gründe für den immer lokalen Ursprung der Pest in Egypten nicht von der Stärke sind, die Beobachter an Ort und Stelle zur Ueberzeugung zu zwingen, ist aus vielen Aeufserungen derselben ersichtig (Alpin, Volney, Wolmar etc.).

II. *Aufser Egypten erzeugt sich die Pest in keinem Lande.* Jedes Land ist die Bildungsstätte eines eigenthümlichen Seuchen-Giftes. Amerika erzeugt das gelbe Fieber, Indien die Cholera, Europa den Typhus, die Steppen zwischen der Donau und der Wolga die Rinder-Pest; Afrika die eigentliche Bäulen-Pest (p. 128). Es läfst sich von keiner einzigen Pestseuche beweisen, dafs sie in Europa ursprünglich oder von selbst entstanden sei (p. 261); im Gegentheil hat man den Ursprung immer auf die Levante zurückführen können. — Wenn man nun auch die erste Hypothese als hinreichend begründet einräumen mufs, so erscheinen doch offenbar die Gründe, die für die zweite vorgebracht werden können, zu schwach, um auch sie einzuräumen. Die zu Beweisen benutzten historischen Umstände haben nie allgemeine Anerkennung gefunden, und konnten es ihrem zweifelhaften Ursprunge nach auch nicht. Und um die Behauptung geltend zu machen, es habe bei Entstehung und Unterhaltung der Pestseuche in Europa an den Bedingungen der Erzeugung gefehlt, müfste man die Bedingungen, die wesentlich zur Erzeugung in Egypten erforderlich sind, mit Bestimmtheit angeben können. Das ist aber nicht thunlich. Nur zwei sah man jedesmal dem Ausbruch der Pest in Egypten vorhergehen, und ihre Verbreitung begleiten: Feuchtigkeit und Wärme in einem bestimmten, jedoch unbekannten Verhältnifs verbunden. Diese finden sich aber auch in vielen andern Gegenden, wo man die Pest entstehen sah, und auch da, wo sie nie beobachtet wurde, wenn schon die Oertlichkeit viele Aehnlichkeit mit der des Nilthals zeigte, wie die Niederungen an den Ausflüssen mehrerer Ströme. Was mufs nun in Egypten noch hinzukommen, um die zur Erzeugung der Pest nothwendigen Bedingungen zu vervollständigen? Freilich zählt man viele Einflüsse auf; allein keiner kann für einen jedesmaligen Begleiter, oder Vorläufer eines Pest-Ausbruches erkannt werden; und einzeln findet man auch jeden in andern Gegenden. Jede Gegend, wo die Pest ausbrach, weiset daher auch die ursprüngliche Erzeugung, wie einen unbegründeten Vorwurf zurück, und beschuldigt eine andere, woher sie eingeschleppt sei. So beschuldigt man in Constantinopel Egypten und umgekehrt hier jenes (p. 263). Aus den bisher bekannt gewordenen Thatsachen läfst sich der Satz, nur allein in Egypten habe sich die Pest ursprünglich erzeugt, und alle übrigen Gegenden der Welt könnten nur von Egypten aus durch Verschleppung sie erhalten, nicht ableiten; und wenn auch keine Beobachtung dieser Behauptung gradezu wider-

Digitized by Google

spricht, so darf man derselben doch keine höhere Stellung einräumen, als die einer unerwiesenen und nicht zu erweisenden Voraussetzung.

III. *Die Pest, wenn erloschen, erzeugt sich unter den zurückkehrenden begünstigenden Bedingungen jedesmal wieder von neuem.* Die Behauptung, das einmal erzeugte Contagium der Pest sei fortbestehend, nur schlummernd, nie vertilgt, bei zufälligen Begünstigungen wieder zur Thätigkeit erweckt, ist gänzlich grundlos, und willkürlich (p. 128). Das Gegentheil wird durch den Gang, den die Pest in Egypten regelmäfsig nimmt, hinreichend erwiesen. Vom Juni bis September herrscht sie daselbst nie, selbst die von Pestkranken getragenen Kleidungsstücke verlieren die ansteckende Eigenschaft. Das Zurückkehren der erloschenen Bedingungen erzeugt sie im September wieder. Für diese Hypothese spricht die Analogie vieler andern Seuchen, wie das gelbe Fieber, der Typhus, die Cholera, selbst die Blattern, Masern u. s. w.

IV. *Die Pest entwickelt sich aus niedern Krankheits-Formen desselben Ursprungs.* Die Analogie redet dieser Ansicht das Wort. Allen Seuchen gehen gelindere Fälle voraus, ehe die bestimmte Form in einzelnen und mehreren völlig ausgebildet erscheint, so dem Wechselfieber, dem gelben Fieber, dem Typhus (p. 141). Ein eigenthümlicher Lebens-Procefs liegt ihnen zum Grunde, der entstehet, blühet, vergeht. Anfangs fehlen noch die charakteristischen Erscheinungen, oder sind erst in der Anlage, der eigentlichen ausgebildeten Form mehr oder weniger ähnlich. In Egypten beobachtet man einzeln, oder auch häufiger, doch dann nur an einzelnen Orten ein Faulfieber, in dessen Verlauf auch Bubonen zum Vorschein kommen. Wer könnte hier die auf einer niedern Stufe stehende Pest verkennen? (p. 148, 245) — Allerdings wohl niemand aus dem einfachen Grunde, weil dies wirkliche Pestfälle sind. Welche andere bestimmte Erscheinungen um die Pest zu karakterisiren, könnte man wohl aufstellen, als Fieber mit gesunkenen Lebenskräften und Bubonen? Das Fieber kömmt unter den mannigfaltigsten Gestalten und Formen vor, nur allein der Ausbruch der Bubonen berechtigt zu dem Namen derjenigen Pest, deren Schilderung Vorwurf der ganzen Untersuchung ist. Wenn nun auch im Verlaufe einer Pest-Seuche öfterer Fälle beobachtet wurden, wo entweder der Tod früher erfolgte, ehe die Bubonen sich ausbildeten, oder wo eine günstige Reaction des Organismus die Ausbildung der vollendeten Form verhinderte, und folglich Fieber in Folge der Pest-Ansteckung entstanden ohne Bubonen, so darf man sich doch nie berechtigt halten, einem Fieber mit tief gesunkener Lebenskraft und Entmischung des Blutes, wenn Bubonen unter die Zahl der Symptome gehören, den Namen der Pest zu verweigern. Wenn in solchen Fällen sich die Pest nicht auf andere Menschen verbreitet, so darf man nicht vergessen, dafs die Ausbildung eines Contagiums nicht in jedem einzelnen Falle eine nothwendige Eigenschaft der Pest ist. Dies hängt von Bedingungen ab, die sich in jedem Kranken begünstigend gestalten müssen; und auch selbst dann, wenn das Contagium sich wirklich vollkommen ausbildete, so ist die Uebertragung desselben auf andere Menschen, die in dessen Bereich kommen, wieder kein nothwendiger Erfolg. Auch dies hängt von Bedingungen ab, die begünstigend für den Uebertritt und für die Empfänglichkeit dessen sein müssen, den es erreicht. Unmittelbar vor Ausbruch der Pest hat man die verschiedenartigsten Krankheitsformen beobachtet, und sie als Vorläufer der Seuche erklärt, bald die Blattern, die mannigfaltigsten katarrhalischen Beschwerden, bald sogenannte Gallen- und Faulfieber, bald Ruhren u. s. w. Es erscheint demnach auch hier, wie bei allen allgemein in einer Gegend verbreiteten Krankheiten die Behauptung, die unmittelbar vor Ausbruch derselben beobachteten Krankheiten hingen von denselben Ursachen ab, oder wären, wie man sich ausdrückt, niedere Formen derselben, wie eine nicht hinreichend begründete. Die Krankheiten sind Folge des Streites des Organismus gegen die schädlichen, auf seine Zerstörung ausgehenden Einflüsse. Die Erscheinungen müssen wechseln, je nachdem einer dieser Krankheitsfactoren sich verändert, sei es der Quantität oder Qualität nach. So ist jede Krankheit, als Resultat dieses Streites eine andere, eigenthümliche, keine eine niedere Form der andern.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird: drei Bücher von Dr. C. J. Lorinser.

(Schlufs.)

V. *Nicht allein das erste Entstehen, auch die Fortdauer der Pest hängt von dem Zustande der Atmosphäre ab.* Die Art der Einwirkung der Atmosphäre auf die animalische Natur ist im Allgemeinen das Resultat der Veränderung, die in ihrer chemischen Mischung sich ausgebildet hatte. Wurde diese herbeigeführt und unterhalten durch Einflüsse, die der Oberfläche des Erdbodens entsteigen, so sprechen sich die Gegenwirkungen im Organismus in dessen vegetativer Sphäre aus. Die Energie des Lebens sinkt herab, und die krankhaften Aeufserungen bestehen in Ausleerungen und Blutverderbnifs. Oder die Atmosphäre erleidet die Veränderung durch Kräfte höherer Art, durch Wärme, Licht, Electricität u. s. w. Die irritabile Sphäre wird dann ergriffen. Entzündliche Tendenzen sind die Aeufserungen, Ausschläge die Produkte. Verbinden sich beide Einflüsse, so werden alle Systeme im Organismus zur Gegenwirkung gezwungen, auch das sensibile. Dann erst erfolgen die pestartigen Seuchen. Jede Veränderung in der Thätigkeit der die Atmosphäre bildenden und unterhaltenden Kräfte bildet ein Miasma, das so lange dauert, als jene (p. 220), und mit demselben entstehen dann nicht blos die Seuchen unter begünstigenden in den Menschen selbst hinzutretenden Bedingungen; auch ihre Verbreitung und Fortdauer hängt von ihm ab. Der Organismus tritt mit ihm in Kampf, sucht es sich zu assimiliren und auszuscheiden; geschieht beides nicht vollkommen, so wirkt das Product wohl nachtheilig auf andere Menschen, allein ohne bestimmte Formen krankhafter Thätigkeit hervorzurufen (Mephitis). Ist diese Assimilation aber vollkommen, so ist die Wirkung auf andere auch eine bestimmte, im Wesentlichen unter denselben Erscheinungen wiederkehrende (Contagium). Jedoch bedürfen beide zu ihrer Wirksamkeit das Fortbestehen des Miasmas als der einen Bedingung ihrer Erzeugung, als ihrer Mutter (p. 229). Diese aus dem Conflicte des Lebens mit dem Miasma entsprungenen Effluvien können sich auch an leblose Gegenstände hängen, ihre ansteckende Kraft behalten, und so verschleppt werden. Treffen sie dann in mehr oder weniger entfernten Gegenden ein begünstigendes Miasma, so erfolgt eine Reaction in einzelnen oder mehreren Menschen, die sich in Erscheinungen ausspricht, die denen gleich oder ähnlich sind, unter denen sich dieser Stoff ausgebildet hatte. Treffen sie dieses nicht, so zerstreuen sie sich ohne weiteres (p. 235). Durch eine umständliche Untersuchung nach allgemeinen Principien der Naturphilosophie sucht der Verf. im 20sten Kapitel die zur Bildung dieses Miasmas erforderlichen Abweichungen in der Thätigkeit der die Atmosphäre bildenden Kräfte zu verdeutlichen. Ref. gesteht offen, dafs er eine solche subtile Untersuchung nicht zu würdigen weifs. Die dadurch gewonnenen Resultate haben seine Zweifel nicht gelöst. Es ist zu fürchten, dafs die meisten Leser nicht weniger unbefriedigt das Buch niederlegen werden. Im Allgemeinen gebührt dem Verf. das Lob sich immer bestrebt zu haben, den Kreis der Thatsachen nicht zu verlassen, seine Schlüsse nicht weiter zu führen, als diese reichen. Allein hier ist er in ein Gebiet gerathen, wo ohne willkürliche Voraussetzungen keine Fortschritte gemacht werden können. Doch hiervon abgesehen ist die obige Hypothese eine nothwendige Folgerung aus allen bei der Entstehung und dem Verlaufe der Pest vorkommenden Erscheinungen und Nebenumständen. Ohne sie würde es nicht begreiflich sein, warum die Pest, selbst unter anscheinend begünstigenden Bedingungen sich nur auf einen Ort, vielleicht

Digitized by Google

eine Strafse beschränkt, sich nicht weiter verbreitet, warum sie in Egypten im Juni aufhört, warum dann die mit dem Contagium geschwängerten Sachen ohne Gefahr benutzt werden können, warum bei einer allgemein verbreiteten Seuche auch diejenigen sich mehr oder weniger unwohl befinden, die von der herrschenden Krankheitsform nicht ergriffen wurden (p. 275) und viele andere Beobachtungen.

VI. *Die in einer Gegend ursprünglich oder durch Verschleppung ausgebrochene und verbreitete Pest wird immer sich selbst überlassen wieder verschwinden.* Alle Beobachtungen stimmen hiermit überein. Noch nie sah man eine Pestseuche länger dauren, als höchstens 2 bis 3 Jahr (p. 258). Die eine Bedingung zur Wirksamkeit des Contagiums ist unerläfslich nothwendig das Miasma. Nie wird sich die Pest verbreiten können, wenn dieses fehlt, nie wird sie fortdauren, wenn es verschwindet. Wie oft sah man, dafs ein Pestkranker, oder auch mehrere in eine Gegend kamen, daselbst starben, ohne dafs andere Menschen befallen wurden, wie oft sah man die Pest unerwartet ihre Verheerung einstellen, wenn noch Individuen genug übrig waren, und alle erkennbaren begünstigenden Bedingungen sich nicht verändert hatten, nicht verschwunden waren. So mufs nothwendig die Verbreitung der Pest mit dem Grade der Stärke des Miasmas im Verhältnifs stehen. So wird sich die Pest in den Ländern, wohin sie verschleppt wurde, anders gestalten, als da, wo sie ursprünglich erzeugt war. Sie verschwindet in diesen im Sommer, und herrscht in jenen dann am heftigsten, verschwindet daselbst auch mit Eintritt des Winters nicht (p. 251). Wie häufig auch die Verbindung einer Gegend, wo das Miasma fehlt, mit einer andern, wo die Pest herrscht, sich wiederholt, die Pest wird nicht entstehen, und erkrankte auch ein Einzelner unter den charakteristischen Erscheinungen, sich nicht verbreiten. Constantinopel liefert hierzu hinreichend die Belege (p. 253). Diese Beobachtungen und viele andere, die der obigen Hypothese zum Grunde liegen, sind ohnstreitig wahr und hinreichend. Allein sie drückt im Grunde die Thatsache nur mit veränderten Worten aus, und weiset zur weitern Erklärung auf ein Unbekanntes in der Atmosphäre. Was ist hiermit gewonnen? Hippokrates nannte es vor 2000 Jahren das Göttliche. Wie nennen wir es jetzt?

VII. *Das Contagium der Pest zeichnet sich durch bestimmte Eigenthümlichkeiten aus.* Die hier aufgeführten sind meistens Wiederholungen dessen, was in der ganzen Untersuchung entwickelt ist, wie: dafs es sich nicht daurend erhalten kann, sich immer wieder erzeugt, sich verschleppen läfst, sich dann verändert, nur bei begünstigender eigenthümlicher Luftverderbnifs thätig sein kann, durch freie gesunde Luft zerstreuet oder zerstöret wird u. s. w. Nur gegen die Eigenthümlichkeit, die der Verf. ihm beilegt, es könne durch Vermittelung der Luft ohne unmittelbare Berührung übertragen werden, lassen sich begründete Zweifel erheben. Bestimmte Thatsachen können nicht hierfür aufgestellt werden. Dafs sich die Pest in kleinen, engen Räumen, die von Armen bewohnt werden, häufiger und schneller verbreitet, kann unmöglich als Stütze gelten (p. 273). So weit es erlaubt ist aus negativen Beobachtungen zu schliefsen, und, da nicht eine positive widerspricht, hier mit vollem Recht, mufs man sich berechtigt halten, dem Pest-Contagium die Eigenschaft, sich durch eine Luftschicht ohne unmittelbare Berührung mitzutheilen, völlig abzusprechen.

Diese und viele andere weniger wichtige Sätze sind von dem Verf. umständlich, klar und meistens befriedigend entwickelt, mit Thatsachen belegt, und zu Folgerungen benutzt, die den wesentlichsten Einflufs auf die Mafsregeln haben müssen, die zur Vermeidung und Unterdrückung der Pest erforderlich sind.

C. Matthäi.

XX.

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford. Oxonii, e typographeo academico. 1836. *XXIV u.* 432 *S.* 8.

Unter den Schriften des griechischen Alterthums, welche subsidiären Werth für die Philologie haben, nehmen *die Sammler der Sprüchwörter*, wenn man ihre innere Bedeutung in Anschlag bringt, nicht den letzten Platz ein; wenn wir aber die bisherige Nutzung derselben erwägen, welche wenig über das gelegentliche Bedürfnifs hinausgeht, so mögen sie kaum einen Platz behaupten. Eine solche Gleichgültigkeit, welche mit dem grofsen und allgemeinen Interesse des Objekts in offenbarem Widerspruch steht, darf wohl be-

Digitized by Google

fremden; und vielleicht sind manche geneigt den Grund in einer nahe liegenden Voraussetzung, in der Seltenheit jener Parömiographen zu finden. Allerdings haben sie sich gewöhnlich in den Händen nur weniger und fast als beiläufiges Gut erhalten; und der Herausgeber des Arsenius, welcher die (keineswegs übertriebene) Bemerkung macht, dafs sie nicht einmal in jeder öffentlichen Bibliothek angetroffen würden, sprach seine Verwunderung aus, weshalb bei der grofsen Betriebsamkeit unserer Tage, die viele ziemlich überflüssige Dinge aufzufrischen geschäftig sei, gerade so treffliche Denkmäler des griechischen Geistes im Hintergrunde blieben. Indessen sind nicht die Exemplare noch anderer gelehrter Hülfsmittel (namentlich keine geringe Zahl Byzantiner) gleich selten gewesen, ohne darüber gänzlich vergessen zu werden? Vielmehr kann man versichern, dafs selbst wenn die Sprüchwortsammler eine gröfsere Verbreitung und überdies einen beträchtlichen Zuwachs an neuen Stücken erlangt hätten, die Ansicht und Neigung wenig verrückt wäre, so lange für das Objekt kein lebhafterer Sinn sich bildete. Es ist wol hinlänglich bekannt, dafs z. B. nach den attischen Rednern, welche nothdürftig in etlichen alten Texten bestanden, ehemals gar spärliche Nachfrage war, und auch die Aufopferung von Reiske wenig Frucht trug, ehe das Studium der verwandten Zeit- und Sachverhältnisse sich ein eifriges Publikum erwarb; und wieviel Empfänglichkeit soll man für Plato voraussetzen, der bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in alten, unsicheren, nicht jedem zugänglichen Folioausgaben genügte. Vielleicht also würde, was die uns vorliegenden Schriftsteller betrifft, die Schuld nicht in äufserliche Thatsachen zu setzen sein; aber es steht um sie bei weitem einfacher, woraus die Beurtheilung ohne weiteres sich ergibt. Diese *Paroemiographi Graeci* sind überhaupt keine *Autoren* und besitzen keine Tradition, die wie sonst üblich um ihrer selbst willen in einer gewissen Unabhängigkeit durch Kritik und Erklärungskunst zu gestalten und zur Lesbarkeit zu bringen wäre; sondern ihr etwaniger Text mufs in ein Gemeinsames verschmolzen und in einem höheren Ganzen aufgewandt werden. Geht mithin die Gesammtmasse in einer wissenschaftlichen Bearbeitung auf, so mag man sich nicht länger wundern, dafs was Mittel zum Zweck, und zwar zu einem gering geachteten Zweck war, keine Theilnahme zu erwecken vermochte. Dies zu erläutern und im gehörigen Lichte zu fassen ist eine nähere Betrachtung des litterarischen Stoffes nöthig.

Was wir noch gegenwärtig von nationalgriechischen Sammlungen der Proverbien besitzen, ist weder in einer Gesammtausgabe vereinigt noch auf einmal bekannt gemacht worden; übrigens aber durch die alphabetische Anordnung und den Mechanismus von Centurien, welcher das Inventarium der Sprüchwörter fast Schockweise beisammen hält, ziemlich gleichartig. Zuerst erschien *Zenobius*, in einem der seltensten Drucke, *Florenz* 1497. welcher sonst, nach den angeführten Varianten zu urtheilen, nichts eigenthümliches verräth. Hieraus zog *Aldus* seine Ausgabe, worin hinter dem Aesopus (Venet. 1505.) eine Zugabe von allerwärts gesammelten Proverbien sich findet. Nach einem umfassenden Plan unternahm der gelehrte Jesuit *Andreas Schott* ein Kollektivwerk, das zu Antwerpen 1612. unter dem Titel *Παροιμίαι Ἑλληνικαί. Adagia sive Proverbia Graecorum* erschien und im Ganzen mehr als viertausend Nummern (worunter freilich viele Wiederholungen derselben Redeweise, so dafs kaum tausend als wahrer Bestand verbleiben) aus den verschiedensten Quellen lieferte. Diese sind erstlich der vulgäre *Zenobius*, wie man ihn bereits in der Aldine las; dann ein Ueberschufs von mehr als dreihundert funfzig Sprüchwörtern, welche der vollständigere römische Codex des Zenobius enthielt, hier *Vaticana Appendix* genannt; ferner zum ersten Male *Diogenianus*; die Sprüchwörter aus dem Lexikon des *Suidas*, zu denen sich die des *Hesychius* gesellen, vierzehnhundert an Zahl, und eine nicht viel geringere Menge grofsentheils versifizirter Parömien, welche schon *Joseph Scaliger* in seinem *Stromateus* vereinigt hatte: dies insgesammt ausgestattet mit einer lateinischen Uebersetzung und immer nützlichen, wenn auch öfters leicht gearbeiteten und aus Erasmus gezogenen Noten, sowie die griechischen Texte manche Verbesserung aufgenommen und für den Gebrauch durch Register die nöthige Uebersichtlichkeit gewonnen haben. Gleichwohl dachte Schott von seinen Bemühungen nicht zu hoch, sondern er forderte die Freunde des Alterthums auf die von ihm gelassenen Rückstände — *quae a nobis in argumento prope infinito sunt relicta, re-*

Digitized by Google

licta autem fateor plurima — nach Kräften zum Besten der Wissenschaft zu beseitigen. Dieser Wunsch war vergeblich, nur dafs die vollständige Ausgabe des früher schon zu Basel gedruckten *Michael Apostolius*, welche des Schott Zeitgenosse *Petr. Pantinus* begonnen hatte, von *Daniel Heinsius* besorgt wurde. Der ehrliche Apostoles hatte sich's in seiner Trübsal angelegen sein lassen, freilich ohne ängstliche Scheidung des eigentlichen Sprüchworts von der Sentenz und dem Apophthegma, das Material auf mehr als zwanzig Centurien zu bringen, und die zerstreuten Formeln in einem bequemen Ueberblick zu sammeln, den die ausführlichste Komposition des Vortrags empfiehlt; wenn er aber manches gelehrte Detail abstreift, so darf man noch zweifeln, ob ihn selber die Schuld treffe, worüber wir von denen Auskunft erwarten, welche Gelegenheit haben Codices zu vergleichen, z. B. den *Rehdigeranus* in Breslau. Denn auch der magere Anhang des *Gregorius Cyprius* findet sich in Pantinus Edition minder vollständig als in der Leydener Handschrift: s. *Catalog. Codd. Darvill.* p. 28. Uebrigens beabsichtigte Apostoles noch eine zweite Miscellansammlung, *Ἰωνιὰ* genannt, zu veranstalten, worin moralische Sprüche, mythologische, historische und litterarische Notizen unter Rubriken aufgespeichert würden; doch erlebte er die Vollendung nicht, und erst spät redigirte sein Sohn *Arsenius* diesen Nachlafs des *Violetum*, doch nach einem verschiedenen Plan, indem er namentlich eine Auswahl von Sprüchwörtern hineinzog. Wiewohl wir nun selbst den Arsenius, durch dessen Herausgabe *Walz* die Parömiographen erheblich bereichert hat, nicht in allen Beziehungen kennen, da seine Codices von einander abweichen sollen, so gewährt er doch einen kritischen Nutzen, vorzüglich zur Berichtigung oder Ergänzung der Darstellungen bei Suidas. Aehnlich, obgleich verdünnt ist die Abfassung der Sprüchwörter, welche *Macarius Chrysocephalus* (von ihm *Villoison Anecd.* T. II. p. 4.) in sein anthologisches Repertorium aufnahm. Ebenso wenig kann es an Stoff mangeln, wenn man Lust hätte die handschriftlichen Kollektaneen reicher Bibliotheken zu durchlaufen (wie unter anderen dergleichen ein *Codex Florentinus* bietet, *Plut.* 59. *cod.* 30.); und auch in unseren Tagen herausgekommene *Anecdota*, wie die von *Boissonade*, sind nicht arm. Selbst unter dem Namen von *Plutarch* besteht ein kleines Register alexandrinischer Parömien.

Soweit reichte der Vorrath von Sammlungen, ehe *Thomas Gaisford*, der neulich durch seinen *Suidas* sich hinlänglich bekannt gemacht hat, mit der vorliegenden Ausgabe hervortrat, die gewissermafsen ein Supplement des Oxforder Suidas abgibt. Denn die Beschäftigung mit jenem Lexikographen liefs ihn wol häufig genug einen Blick auf Zenobius mit seinen Genossen werfen; wenigstens verräth die Einrichtung des Buches keinen tieferen Grund, der in einem vieljährigen Verkehr mit diesem Stoff und in irgend einer wissenschaftlichen Neigung seine Quelle gehabt hätte. In einem kurzen Vorwort bezeichnet er sowohl die neuen Hülfsmittel, welche ihm hauptsächlich die reiche Bodlejanische Bibliothek, meistentheils aus dem nach Oxford verkauften Nachlafs von *Bast*, gewährte, als auch die Bestandtheile seiner Sammlung. Erstlich *Proverbia* (959) *e codice Bodleiano*, häufig im Texte (doch nicht so zuverläfsig als man erwartet, s. deshalb *Bast. Ep. Crit. p.* 134.) und gegen Ende von 859. an durch e. Pariser Codex ergänzt: übereinstimmend mit Zenobius und der sogenannten *Vaticana Appendix*. Die Fassung ist gewöhnlich kürzer als sie dort gefunden wird, trifft wohl auch mit Diogenian zusammen, leidet überdies an vielen Schreibfehlern (merkwürdig 458. *Ζεύδου τῶν* unter *Z* für *Εὐδόντων*) und gröfseren oder kleineren Lücken: z. B. in n. 44. 106. Die hin und wieder vorkommenden kleinen Defekte sind zuweilen ausgefüllt, dann auch beibehalten, wie in 7. *ἀλλὰ. κρατος*, wo Zenobius *εὔκρατος* darbot. Etwas empfindlicher ist das Verfahren des Herausgebers darin, dafs er sich begnügt die parallelen Stellen in Zenobius und der Appendix, einigemal im Diogenian und Suidas blofs namhaft zu machen, ohne die erheblichen Differenzen anzugeben: und doch sieht man leicht, noch abgesehen vom zeitraubenden Blättern, dafs die Bodlejanische Sammlung einzig kritischen Vortheil, in anders gestalteten Worten und nicht in sachlichen Notizen, schaffe. Neue Redensarten, die sogleich zu nennenden Kleinigkeiten abgerechnet, trifft man nicht an; eher völlig fremdartige Dinge, wie die Glossen *Μέδιμνον* (633.). *Νεάτη* und *Ῥέας πόντος*: selbst die gar nicht seltene Stellung nackter Artikel ohne Erklärung läfst vermuthen, dafs dieser Auszug nicht bis zum Ende gebracht sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford.

(Fortsetzung.)

Bemerkenswerth dürften also nur die folgenden Einzelheiten sein, wenn man gewisse metaphorische Wendungen ausschliefst, wie 289. *Γῆ θάλατταν συναναμίγνυσιν*, 581. *Κατὰ ῥοῦν φέρεται* oder 674. *Μελάντερος ζοφου, μελάντερος πίσσης*, vollends blofse Memorabilien wie 531. *Κάμπιος δρόμος*, und grammatische Lehren, z. B. über *ἤτοι* 490. In 139. *Ἅπερ τὴν γλαῦκα θηρᾶν*, Ausdruck des geringfügigen Treibens: allem Anschein nach aus einem Schriftsteller gezogen. In dieselbe Klasse gehört 715. *Οὐκ ἄσκιον* (l. *ἀσκίῳ*), von schreckhaften gesagt (eine falsche Deutung, die sich wohl auf *Ἀσκίῳ μορμολύτιεσθαι* anwenden läfst), und bestätigt durch einen Vers, *Κράτης Ἥρωσιν· Οὐκ ἀσκίῳ γ' ἐμορμολύττετ' αὐτούς*. Hiedurch wäre mindestens ein Name für das Fragment gefunden, welches bei ***Hesychius*** anonym steht: *Οὐκ ασκίῳ μεντᾶρ' ἐμορμολύττετ' αυτούς, εἰ ταδ' ἐστ' ἀληθῆ*: man kann zweifeln, ob dies Trümmer von zwei jambischen Versen oder einem iamb. tetrameter seien. Ferner hat alterthümliche Farbe 146. *Ἀργυρᾶν λιμόν*: mit solchem bedrohte das Orakel ungehorsame, *ὡς μέλλουσιν ἀργυρίου σῖτον ὠνήσεσθαι*. Bekannter kündigt sich an 243. *βουλήσεταί τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται*, wenn es irgend unter dieser Form vorkam: verwiesen ist aber auf die weiterhin zu suchende Erläuterung des berühmten Ausspruchs, *μωμήσεταί τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται*, die in der Bodlejanischen Abtheilung fehlt. Auch steht im Stromateus (wie sonst manches, das Gaisford ohne Nachweisung läfst, mit einigen Abänderungen bei Parömiographen sich findet) 354. *Δρυὸς πεσούσης πᾶς ἀνὴρ ξυλεύεται*, nebst der Variante *ξυλοχίσδεται Δωρικῶς*. Auf der anderen Seite bleiben als populäre Sprüche: 178. *Αἰγῶν ὀνόματα*, Bezeichnung des Unnützen; 180. *Ἄλλα μαρτυρεῖ τρία καὶ ἄλλα λήψει* (besser *κλητεύει* ***Prov. Coisl.*** 4.) *τρία*, Charakteristik der um Gewinnes willen zu jeder That bereitwilligen; 189. *Ἀλλ' εἰ λύκος καλεῖ τὰς αἶγας μολών* (besser in ***Prov. Coisl.*** 325. *λύκος αἶγας ἐκκαλῶν* gefafst), von hinterlistiger Täuschung gesagt; 218. *βόσκουσι τοὺς κάμνοντας* (wo mindestens *ἐλπίδες* zu denken), auf diejenigen, welche sich am Anblick des fremden Wohllebens weiden; 746. *Ὅτι κακὸν* (sollte heifsen *εἴ τι κακὸν* mit ***Zenob.*** IV, 2. und ***Coisl.*** 161.) *εἰς Πύῤῥαν*, eine aus der Feindschaft, welche zwischen den Pyrrhäern und ihren Nachbarn stattfand, entstandene Formel; 879. *τὸν αὐλητὴν αὐλεῖν*, seltsam von Leuten gesagt, die den Takt verfehlen; unverständlich ist 856. *συμβαλούμενος*, mit der vermeinten Ellipse *εἰς ἔρωτα*, geschöpft aus *Ἀλέξανδρος*, vielleicht *Ἀναξανδρίδης*. Auf Kritik des einzelen, die meistentheils schon aus Vergleichung mit den übrigen Texten sich ermitteln läfst (wie z. B. 29. *Κορίνθου θυσίαν τελοῦντος* mit anderen zu lesen *Κορίνθιοι θ. τελοῦντες*, oder 445. *ἐκκεκόφθω μουσική* in *ἐκκέκοφθ' ἡ μ* umzuändern), haben wir nicht einzugehen.

Zweitens ***Proverbia*** (398) ***e codice Coisliniano.*** Bekannt ist durch Montfaucon's Beschreibung der ***Codex Coislinianus*** n. 177. welcher den grammatischen Gehalt des Suidas, nicht ohne eigenthümliche Zusätze, darstellt und für einen Auszug jenes Lexikographen gelten kann. Später hat ***Bast Epist. Crit.*** p. 39. von neuem auf ihn die Aufmerksamkeit hingelenkt, besonders auf den Abschnitt der Proverbien, der so vorzüglich sei, dafs man seiner für eine neue Bearbeitung der Schottischen Parömiographen nicht entbehren dürfe. Derselbe Bast nahm hiervon eine Abschrift, und aus ihr liefs Gaisford den vorliegenden Abdruck machen. Da nun jeder den vermeinten Schatz prüfen kann, so wird man ohne zu grofse Mühe begreifen, was die Ansicht von etlichen Seiten darthut, dafs der Gewinn des Coislinianus überschätzt sei, und dafs man noch we-

Digitized by Google

niger seine mangelhafte Gestalt, insofern er beim Buchstaben π abbricht, zu bedauern habe. Selbst Gaisford, welcher genöthigt ist fast überall auf Suidas zu verweisen, läfst einen nicht geringen Theil ungedruckt, weil der Codex bis auf kleinere Zusätze mit jenem übereinstimmt. Im wesentlichen gilt aber von dieser Sammlung, was von der Bodlejanischen bemerkt ist: sie besitzt keinen unmittelbaren Werth, sondern den Rang eines Supplements. Wenn einmal die verschiedenen Autoren des Proverbien-Faches als selbständige Glieder einer Kette figuriren sollen, so war ***Suidas*** zum Grunde zu legen, wie bei Schott bereits geschehen ist, und was der Coislinianus von Abänderungen oder Erweiterungen darbietet, bald einzuschalten bald in dem ohnehin unvermeidlichen Apparate von Varianten anzuführen; während jetzt das alles, losgerissen von seinem Texte, kaum seinen eigenthümlichen Nutzen und das Verhältnifs, in welchem es zum Suidas steht, ahnen läfst. Ueberdies hat der Urheber der Coislinianischen Sammlung für seinen Zweck zusammengetragen, was ihm bei Diogenian, Zenobius und anderwärts brauchbares entgegentrat: wodurch von neuem ein Ueberflufs an Wiederholungen entsteht. Auch ist nicht zu übersehen, dafs Redeweisen und Formeln, selbst historische Denkwürdigkeiten hier Platz gefunden haben, welche den Sprüchwörtern fremd sind und von Bast fortgelassen sein sollten; bisweilen gibt der Kompilator sogar einen falschen Ausdruck an. Letzteres z. B. 214. *Ἔστι καὶ Δούλων πόλις*: wenig besser ***Bodl.*** 675. *Μὴ ἔνι Δούλων πόλις*, wo bald darauf der Trimeter folgt, *Οὐκ ἔστι δούλων οὐδ' ἐλευθέρων πόλις*. Dagegen 349. *Νεμέας αὐλητρίδος*, wie Suidas lehrt, ebenso zweckwidrig als 310. die Phrase *λήθαργος κύων*, 300. *λάβρακας Μιλησίους*, 263. die Bemerkung über das Adverbium *θύραθεν* (wo der Schlufssatz, *εἴληπται δὲ ἀπὸ τῶν αἰτούντων πτωχῶν καὶ ἔξω τῆς θύρας ἱσταμένων*, zum vorigen *Θύραζε Κᾶρες* gehört), oder die über *βύας* 61. Ohnehin erleidet die Masse einen Abzug an denjenigen Wendungen des Aristophanes, welche zum Theil schon bei Suidas seltsam genug als Parömien ausgesprochen werden, ohne deren Komposition und Bedeutung irgend an der Stirn zu tragen: so 50. *Βδελύττομαι τὸν Λεπρεὸν ἀπὸ Μελανθίου* (mit der schlechten Nutzanwendung, *λήψῃ δὲ τὸν λόγον ἐπὶ τῶν ὁμοίων κακῶν*), 115. *Δοῦλον οὐκ ἄγω, εἰ μὴ νεναυμάχηκε περὶ τῶν κρεῶν*, 201. *Ἐοίκασι τοῖς ἐκ Πύλου ληφθεῖσι τοῖς Λακωνικοῖς*, 134. *Εἴπερ ἐκ πεύκης κἀγὼ ἐκ ξύλων ἐπηγνύμην*, 206. *Ἕπεσθε μητρὶ χοῖροι*, 280. *Καὶ ταῦτ' ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκάλαις*, wozu noch ein Vers des Euripides 282. hinzukommt. Kurz, eine leichte Sichtung wird aus diesen bunten Kollektaneen einen mäfsigen Haufen zurücklassen, von dem Gebrauch zu machen wäre: und allerdings gestattet der Pariser Codex einen häufigeren Gebrauch als der Bodleianus, in Zusätzen wie in eigenthümlichen Sprüchen. Unter den Zusätzen ist keiner so merkwürdig als der in 248. auf Anlafs des bei Zenobius ähnlich erklärten *ἠλιθιώτερος τοῦ Πραξίλης Ἀδώνιδος*, bestehend in drei (zuletzt von ***Rossignol*** im ersten Stück des diesjährigen ***Journal des Savans*** besprochenen) Hexametern der Sikyonischen Dichterin ***Praxilla:*** diese liefs (*ἐν τοῖς ὕμνοις*, ein Problem für Kombinationen) ihren Adonis in der Unterwelt, auf die Frage, welche Güter des Lebens ihm vor anderen schön däuchten, ganz naiv antworten,

Κάλλιστον μὲν ἐγὼ λείπω φάος ἠελίοιο,
δεύτερον ἄστρα φαεινὰ σεληναίης τε πρόσωπον,
ἠδὲ καὶ ὡραίους σικύους καὶ μῆλα καὶ ὄχνας.

Oefter trifft man ausführliche und vollständigere Erläuterungen für die Proverbien bei Suidas an: darunter zu bemerken 91. für *γυμνῷ φυλακὴν ἐπιτάττεις*: dies sei entstanden, als die bei Arginusä geschlagenen Spartaner ihrem Anführer Eteonikus, der sie ermahnte auf der Hut zu sein, Bescheid gaben und hiedurch die Hülflosigkeit ihrer Lage als hinreichenden Antrieb zur Wachsamkeit bezeichneten. Dann 124. für den Spruch *ἐγὼ ποιήσω πάντα κατὰ Νικόστρατον*: Nikostratus ein tragischer Schauspieler habe vielen Beifall gefunden, namentlich in den erzählenden Theilen, *ἐν ταῖς τῶν ἀγγέλων ἐπαγγελίαις*. Weit bedeutender ist jedoch der Zuwachs an neuen oder wesentlich modifizirten Sprüchwörtern, deren einige den Witz des gemeinen Volks verrathen, andere von der besten Quelle des korrekten Vortrags abstammen; Gaisford würde daher den billigen Forderungen eher genügt haben, wenn er sich die Mühe gab die Neuheit im Ausdruck kurz anzudeuten oder in einer vergleichenden Analyse zu charakterisiren, statt uns mit dem Zusatz „*Cf. Suid.*" „*Cf. Zenob.*" abzufertigen; sogar mangelt seinem (ohnehin nirgend vollständigen) Register mehr als eine Nummer. Auch wird etliches der Emendation weichen müssen: z. B. 54. *Βουλίας δικάζει*, das anderweitig *Βούνας δικάζει* heifst; und das nächste *Βοῦς ἐνάλιος*, wo letzteres

Digitized by Google

nur Variante von ἐν αὐλίῳ ist. Dennoch bleibt genug, was Beachtung verdient; am meisten lohnt es die Formeln zu erwähnen, welche durch historische Bezüge, poetischen Anklang und Eigenthümlichkeit des Gedankens anziehen. Unter den metrischen 189. ἐν παντὶ μύθῳ καὶ τὸ Πέρδικος σκέλος, von Flickwörtern gesagt, wie der bekannte Parode *Hegemon* in Ermangelung eines besseren auf die Lahmheit des Krämers Perdix zu spotten pflegte; Parodie des bekannten Verses von Euripides 239. ἡ γλῶττ' ἀνέγνωχ', ἡ δὲ φρὴν οὐ μανθάνει, auf einen harten Kopf; 253. ἤτοι κρίνον ἢ κολοκύντη, dem *Menander* zugeschrieben, während *Zenob.* IV, 18. ἢ κρίνον ἢ κολοκύντην mit Trimetern von Diphilus belegt; auch 125. ἔθυσας, ἀντιθύσῃ mag aus einem Komiker herrühren, da *Bodl.* 456. sagt, τοῦτο ὁ Κύκλωψ λέγει πρὸς τὸν Ὀδυσσέα: und 343. wird zu μόχθος οἱ τηλοῦ φίλοι angeführt, vermuthlich aus einem Tragiker, Τηλοῦ φίλοι ναίοντες οὐκ εἰσὶν φίλοι. Trivial klingt aber 75. γέρων ὁ βοῦς (sonst γηρᾷ β.), τὰ δ' ἔργα πολλὰ τῷ βοί, 76. γέρων ἐρινὸς (l. Ἐργῖνος, s. *Valck. Diatr. p.* 275.) εὐφραίνει τοὺς γείτονας ist wol nie metrisch gewesen; eher wol 323. λύκος ἐν αἰτίᾳ γίνεται, κἂν φέρῃ κἂν μὴ φέρῃ: ausdrücklich wird genannt *Pherekrates* 172. bei der Wendung Ἐκποτέον καὶ τὴν τρύγα, welche der Aristophanischen *Plut.* 1086. gleicht; ferner ein Hexameter 173. ἔκ τε φέρει γενεή τ' ἀγαθὴ καὶ πατρὶς ἄρουρα, dessen bedenkliche Fassung auf unser „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" hinausläuft; sonst sprechen nur gewöhnliches aus die Verse oder Versglieder, 85. γλάττης δ' ἔνεστι καὶ παρ' αὐληταῖς ψόφος, 106. Δελφοῖσι θύσας αὐτὸς οὐ φαγῇ κρέας, von denen die beim Schmause leer ausgehen, 123. ἐγώ τοι πάντα ποιήσω θέρος, von denen die goldene Berge verheifsen, 322. λύκος λέοντι συμβάλλει (συμβαλεῖ) πεφραγμένῳ. Für geschichtliche Notizen: 157. εἰς τὴν Ἡροδότου σκιάν, ein schon von *Montfaucon Bibl. Coislin.* p. 609. mitgetheiltes, auf Herodots Olympische Vorlesung bezügliches Sprüchwort; in der Erklärung ist behauptet, dafs Herodot nicht zum Vortrag kam, weil er keinen schattigen Platz im besonnten Olympia finden konnte; und 182. ἐν ἀοῖ τὰ σπουδαῖα, dafs der Aufschub wichtiger Geschäfte Verderben bringen wird aus dem bekannten Schicksale des Archias in Theben begründet. Vonseiten gewisser moralischer Gemeinplätze: für den Ausdruck des geringfügigen, 34. ἀντ' ἰσχάδος, 101. δέκα τοῦ ὀβολοῦ, 110. δοίδυκος σκιά, und für irgend Verhältnisse des Erwerbs, der Geschicklichkeit und Klugheit, 26. ἃ μὴ κατέθου, μὴ ἀνέλου (l. ἀνέλῃ), 58. βοῦς ἐπὶ φάτνην, 120. ἑαυτῷ νουμηνίας κηρύττει, von denen die mühelos ein behagliches Leben suchen, 137. εἰς βόλον ἐλθεῖν vom glücklichen Treffer, 139. εἰσὶ καὶ κυνῶν ἐρινύες, auch der schwache sei nicht zu verachten, 144. εἰς Κορυβάντιον von frommen Leuten, 150. εἴ σοι Μυσὸν ἥδιον καλεῖν, von denen die fremdes dem einheimischen vorziehen, umgekehrt 162. ἕκαστος τὸν ἑαυτοῦ ὀβελίσκον τρέφει, seltsam 163. ἐκ βορβόρου φιλολογεῖς (ähnlich *Diogenian.* I, 9. ἀπὸ νεκρῶν φορολογεῖν), von einem schlechten Handwerk, 174. ἐκ τῆς πληρεστάτης εἰς τὴν κενοτέραν, nach Plato's *Symp.* p. 175. gebildet, 202. ἔοικα τῷ τοὺς ἅλας καὶ τὸ ἕλος πριαμένῳ, von denen die unverträgliches aus Habsucht paaren, 220. εὖ μέν, ἀλλ' οὐδὲν πρὸς τὴν Παρμένοντος ὕν abgeleitet vom trefflichen Bilde eines sonst unbekannten Malers *Parmenon*, 297—99. κύων ἐν προθύρῳ, κύων ἐν ῥόδοις, κύων κυνὸς οὐχ ἅπτεται, 336. μηδὲν ὑπὲρ τὸν καλάποδα *sutor ne ultra crepidam*, 361. ὁ Λυδὸς τὸν ὄνον ἐλαύνει, von unwürdigem Treiben, 369. ὄνος τὰ Μελιταῖα, von unglücklichen Nachahmern, 381. ὅταν τὸ ὕδωρ πνίγῃ, τί δεῖ ἐπιπνίγειν; dunkel bleibt 62. Βύβλινον τοὐμὸν μέθυ (παροιμία πρὸς τοὺς διαφθείραντάς τινα ἔργα), und 166. ἐκ μητρὸς αὐλεῖς.

Ein dritter Bestandtheil der Sammlung ist *Diogenianus:* unter einer Ueberschrift, welche blofse Auszüge zu versprechen scheint, Παροιμίαι δημώδεις ἐκ τῆς Διογενιανοῦ συναγωγῆς, der man jedoch füglich eine andere Deutung beilegen darf, wenn man bedenkt, dafs neben mancherlei Massen im Lexikon jenes Grammatikers auch Sprüchwörter aufgezählt wurden. Schott gab Diogenian's Proverbien aus zwei Handschriften, von denen der *cod. Pantinianus* vieles ergänzen half; Gaisford gebrauchte noch drei, zwei Bodleysche und eine Vatikaner nach Bast's Kollation, deren Ergebnisse sich auf die Abänderung einer und der anderen Kleinigkeit ohne Resultate für das Ganze beschränken; nicht nachgetragen sind die Varianten eines Codex der *Bibl. Mazarinea*, dessen *Boissonade* in den *Notices et Extraits* und sonst gedenkt: z. B. *in Herodiani Epim.* p. 271. wo er für I, 61. συνευναστικὰ statt συνδυαστικὰ erwähnt, oder *in Aristaen.* p. 440. die Bemerkung, dafs VI, 91. die Schlufsworte ὁμοία τῇ ὄνος εἰς ἄχυρα dem MS. fehlen. Immer leidet noch der Text an Lücken, die nicht immer wahrgenommen sind, wie VIII, 50. Wer nun auch nur einen flüchtigen Blick

Digitized by Google

auf das magere Büchlein wirft, mufs sogleich auf das Bedenken gerathen, ob dieser Diogenian ein ursprüngliches Werk sei: denn kaum wagt man zu glauben, dafs ein Gelehrter von Rang und Ruf aus der regsamen Zeit Kaisers Hadrian einen so nüchternen Abrifs werde verfertigt haben. Es mag doch seltsam scheinen, dafs das Ganze sich hauptsächlich durch sein Maximum von Sprüchwörtern empfiehlt; die Erklärungen selber sind halb und geben namentlich bei historischen Thatsachen wenig über die ersten Andeutungen hinaus, die zum Theil wol zu errathen gewesen wären, häufig ist auch blofs der Sinn mit drei Worten (zuweilen noch bündiger durch φανερόν und δῆλον) ausgesprochen; was endlich dem ungelehrten Ton etwas nachgeholfen hätte, Citationen erlesener Namen und Autoritäten, das nimmt sich vollends kärglich aus.

(Der Beschlufs folgt).

XXI.

Ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831, κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις, 1835.

Wenn gleich das vorliegende Buch bereits im J. 1835 erschienen, und nun auch schon in einer, in gegenwärtigem Jahre (Berlin, Herbig) gedruckten Verdeutschung, unter dem Titel: „Der Verbannte von 1831," dem deutschen Publikum näher gerückt worden ist, so dürfte es doch nicht unpassend und zu spät sein, folgende kritische Bemerkungen über dasselbe hier kurz zusammenzustellen.

Der Verf., bereits vor 1835 in der neugriechischen Literatur vielfach und namentlich durch seine „Histoire de la revolution grecque" (Paris, 1829) und sein „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος" (Nauplion, 1833, 2 Bde) vortheilhaft bekannt, bezeichnet sein Buch als ein κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα, und es wäre also darnach eine Art von komisch- (oder satirisch-) tragischem Roman, wenn gleich es, seiner Form und der Erfindung nach allerdings Roman, in Ansehung des Hauptgegenstandes und der wesentlichen Tendenz des Ganzen, mehr in das Gebiet der Geschichte hinüberstreifet. Etwas Anderes war auch von Alexander Sutsos, wenn man sein bisheriges Auftreten auf dem Felde der neugriechischen Literatur und seine erste Haltung, besonders in den politischen Satiren wider die Kapodistrianische Herrschaft im ersten Bande des obgedachten Πανόραμα, erwägt, in der That kaum zu erwarten. Nach der ganzen Anlage des Planes und dessen Durchführung stellt sich das Buch als ein historisch-politischer Roman, als eine politische Satire dar, und auch hier sind die Pfeile auf den Präsidenten Joannis Kapodistrias und dessen Anhang gerichtet. Es erscheint in dieser Hinsicht gleichsam als ein Ausflufs der früheren politischen Grundsätze des Verfs., wozu ihn eben diese selbst drängten, und es war ihm, schon nach demjenigen, was er in dem Vorworte ausspricht, jedenfalls mehr darum zu thun, zu belehren und zu nützen, so wie zu züchtigen und zu strafen, als nur zu unterhalten. Zum blofsen Kitzel der Phantasie sollte das Buch eben so wenig dienen, als auch ihm selbst die Dichtkunst in den obenerwähnten Satiren nur zu ernstem Kampfe die Waffen darbot. Ob er sich mit Glück auf diesem Gebiete des Romans bewege, ist freilich eine andere Frage, die man, unbefangen prüfend, eher verneinen, als bejahen möchte; wie es denn auch nicht minder die Frage ist, ob derselbe in einem anderen, als griechischem Gewande besonderen Eindruck zu machen im Stande sei. Für Griechen, die zum Glück noch nicht die Pest der gewöhnlichen Romanenliteratur kennen, war er berechnet, und namentlich nach dem Sturze der Kapodistrianischen Herrschaft, auf die er sich bezieht und den er schildert, konnte es um so weniger fehlen, dafs das Buch in Griechenland Beifall fand, je mehr Stoff zu ähnlichen Satiren auch nachher noch in Griechenland sich zeigte. Uebrigens lassen sich aus obangedeuteter Tendenz nicht nur die vielen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten erklären, auf welche der Leser stofst, sondern auch die langen Raisonnements, die nicht selten den Gang der zum Grunde liegenden Erzählung auf unangenehme Weise unterbrechen, wenn gleich diese Längen in gewisser Hinsicht auch durch die, der ganzen Darstellung eigenthümliche Einfachheit gleichsam bedingt sind. Die politische Gesinnung dagegen, welche sich in der ganzen Darstellung kund giebt, und welche trotz jener Uebertreibungen nicht verkannt werden kann, verdient als eine ächtgriechische, die jede einseitige, die griechische Nationalität in ihrer freien Entwickelung nicht anerkennende Fremdherrschaft zurückweiset, in demselben Grade Achtung und von jeder Seite thatsächliche Anerkennung, als auch namentlich in den komischsatirischen Stellen, die besonders gelungen sind, das poetische Talent des Verfs., gleich feurig schäumendem Champagner, hervorsprudelt. Ein gleiches Lob läfst sich jedoch von der Charakteristik der einzelnen politischen Personen, die im Buche, mehr oder weniger hervortretend, dem Leser vorgeführt werden, nicht aussprechen, während es der Schilderung einzelner Sitten und Zustände des griechischen Volkes an Leben und Witz keineswegs fehlt. Als eine Frucht des in der neugriechischen Literatur sich regenden Lebens ist der „Ἐξόριστος" jedenfalls eine interessante Erscheinung; denn er beweist von Neuem, dafs, wenn Vieles versucht werden mufs, ehe das Ziel selbst erreicht werden kann, den neuen Griechen die Kraft nicht fehlt, zu versuchen und nach dem Ziele zu streben. In Ansehung der sprachlichen Darstellung ist es erfreulich, wahrzunehmen, dafs Sutsos gewagt hat, nach dem Sprachreinigungssysteme des A. Korais auch für das Volk in einem reineren Neugriechisch zu schreiben.

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford.

(Schlufs.)

Denn was wollen bei fast achthundert Proverbien ein Paar alltäglicher Anführungen aus Sophokles (nichts aus Aeschylus oder Euripides), Aristophanes, Plato, einzele Stellen von Solon, Pindar, Epicharmus und Menander, von anonymen Dichtern (wie VI, 24.), mehrere von Lucian bedeuten? Das Citat nämlich des *Lysias* in IV, 77. ist ohne Zweifel aus Suidas eingeschoben, wie überdies die falsche Stellung der Formel *Ἐμπεδοκλέους ἔχθρα* Verdacht erregt; ja sogar dünkt Lucian, welcher jünger als Diogenian und aufs Höchste gleichzeitig war, dieser spärlichen Gesellschaft fremd zu sein. Indessen schildert *Hesychius*, welcher das Lexikon des Diogenian zum Grunde legte, und von den darin aufgespeicherten Glossen in Verbindung mit Parömien erzählt, in seiner Dedikations-Epistel die Proverbiensammlung wenig anders als wir sie noch gegenwärtig finden: die Sprüche seien meistentheils nackt und sonder Erläuterungen aufgestellt, *ψιλῶς καὶ ἄνευ τῶν ὑποθέσεων*, er aber habe mit gröfstem Fleifs diese Lücken auszufüllen versucht. Damit steht es jedoch nicht besser als mit anderen Verheifsungen und lexikalischen Elementen des Hesychius: wer ihn mit Diogenian zusammenhält, kann sich nur über die Menge der Sprüchwörter, mitunter der interessantesten, verwundern, welche jenem mangeln, und anderseits genug antreffen, wo Diogenian nicht minder Erklärungen gibt als sein Nachfolger, ohne dafs beide gehörig übereinstimmen (z. B. bei *Ἀράβιος αὐλητής, Αἶξ τὴν μάχαιραν, Ἀμαλθείας κέρας, Ἄρα προβάλλει* etc.), und es mögen wol noch mehr die übrigen Parömiographen mit der Form des *Hesychius* sich vereinigen; kurz, die Differenz ist ungefähr dieselbe, die uns bei so vielen Glossen des Diogenian begegnet, von denen dort, wo man sie vorzüglich suchen sollte, keine oder geringe Spuren wahrzunehmen sind. So scheint also auch dieses Moment die sonstige Ueberzeugung zu bestätigen, dafs wir im Hesychius einen stark interpolirten Auszug besitzen, der mit dem Inhalt der *Epistola ad Eulogium* im Widerspruch steht; man darf aber annehmen, dafs er selber keinen vollständigen Diogenian las, da *Suidas* nächst dessen Lexikon ein Buch anführt *περὶ παροιμιῶν, ἐπίτομον ἀναγραφήν*. Ohne Nutzen ist auch ein von Gaisford p. V. mitgetheiltes Excerpt, *Διογενιανοῦ περὶ παροιμιῶν*, das aus einem anderen Codex etwas weniger vollständig schon in *Rhett. Graec. ed. Walz.* T. II. p. 10—12 gedruckt war und Definitionen wie die Grammatiker sie lieben über die Klassen der Fabel vorträgt; genannt sind darin besonders *Timokreon* der Meliker und *Simonides ἐν τῷ εἰς Ὀρίλλαν ἐπινικίῳ*, und *Μαισωνικὴ παροιμία*, nach dem Megarischen Dichter *Maeson* benannt. Demnach bleibt es unverwehrt den jetzigen Diogenian als Abrifs eines gröfseren und innerlich reicheren Corpus anzusehen, das vieles eingebüfst hat (vgl. etwa VII, 26. mit *Zenob.* V, 41.), dem manche Nachträge von später Hand zugewachsen sind: dahin rechnen wir die so häufige Zusammenstellung ähnlicher Sprichwörter, die nicht alle Mss. anerkennen; auch liefert der *Vaticanus* vereinzelte Nachträge. Zum Schlufs hält Ref. eine kurze Nachweisung historischer Notizen, die sich irgend durch Eigenthümlichkeit empfehlen, für angemessen; denn das Verzeichnifs der Redensarten, welche man dem Diogenian verdankt, würde mehr Raum erfordern als dieser Anzeige zugedacht ist. Diese wenigen Notizen, die nicht beim Zenobius vorkommen, sind nur folgende: II, 50. *ἀεὶ Λεοντῖνοι περὶ τοὺς κρατῆρας*: die Leontiner, stets den Bechern zugethan, wurden von Phalaris ihrem Sieger an denselben gestraft (die unvollständige Rede ergänzt *Bodl.* 168. *ἐκέλευσεν ὠμῶς εἰς τοὺς τῆς Αἴτνης*

Digitized by Google

ἀποῤῥιφῆναι κρατῆρας). II, 71. ἀρχαιότερος Ἰβύκου: einfältiger als Ibykus: welcher seine Tyrannis freiwillig aufgab (ἀπεδήμησεν εἰς Ἰωνίαν sagt *Bodl.* 203.). II, 74. Ἄκις ποταμός: von frostigen Dingen gleich dem Gewässer des Sicilischen Akis. II, 80. Ἀττικὴ πίστις: weil die Treue zu Athen einen Tempel hatte, gegenüber die spöttische Charakteristik eines gewinnsüchtigen III, 12. Ἀττικὸς ὑπέχει τὴν χεῖρα ἀποθνήσκων. IV, 57. Ἐρετριέων ῥῶ: den Rhotacismus der Eretrier bezeugt auch Plato. Der Hexameter IV, 93. εἰς Σκῶλον μητ' αὐτὸς ἴμεν μητ' ἄλλῳ ἕπεσθαι, vom unwegsamen Skolus entnommen, steht schon bei Strabo. V, 79. Κολοφωνία ὕβρις, genauer auseinander gesetzt in *Bodl.* 578. V, 92. Κρὴς πρὸς Αἰγινήτην, vom Verkehr der Schlauköpfe; ähnlich VIII, 19. Σύροι πρὸς Φοίνικας: dagegen auf die Beschränktheit der Megarer VI, 57. μηδέποτε μηδεὶς Μεγαρέων γένοιτο σοφώτερος, wo umzustellen σοφώτερος Γένοιτο. VII, 34. ὃς [αὐτὸς] αὐτὸν οὐκ ἔχει, Σάμον θέλει: die Veranlassung erzählt Plutarch *Apophth. Lac.* 5. Dann 52. Προμέρου κύνες (cf. *Bodl.* 782.): Promerus wird als Anlafs zum Tode des Euripides genannt. Endlich finden sich VIII, 28. τὸ Ἐπιμενίδειον δέρμα, 31. τὸ Μηλιακὸν πλοῖον, 41. τὸ βασιλικὸν βοίδιον umständlicher in der Bodleyschen Sammlung und zum Theil von Suidas erläutert.

Den Beschlufs macht *Zenobius*, welcher als Grund und Mittelpunkt unserer Parömiographen, auch des Suidas, wie früher den ersten Platz hätte behaupten sollen. Seine Quellen sind in der Ueberschrift bezeichnet: Ἐπιτομὴ τῶν (lies mit dem Paris. ἐκ τῶν) Ταῤῥαίου καὶ Διδύμου παροιμιῶν συντεθεισῶν (l. mit demselben συντεθεῖσα) κατὰ στοιχεῖον. *Tarrhaeus*, eigentlich *Lucillus* aus Tarrha in Kreta, kennt man als Kommentator des Apollonius von Rhodus; und seiner Aeufserung über den Begriff des Spruches und Sprüchworts im ersten Buche παροιμιῶν gedenken Ammonius, Apostolius und Arsenius in ihren Einleitungen und *Eustathius in Il.* p. 855. Beiläufig citiren ihn wenige (wie *Schol. Plat.* p. 496), dafs er aber Grammatiker vom Fach war zeigen *Bekk. Anecd.* p. 652 (wo Λούκιος ὁ Ταῤῥαῖος fehlerhaft) und seine Ansicht über eine Homerische Stelle beim *Etym. M.* p. 302. *Didymus*, ohnehin der berühmtere, mag länger gelesen sein; wie *Helladius* sagt, hatte er 13 Bücher Proverbien zugleich mit einer Kritik der Parömiographen hinterlassen; bei Zenobius selbst wird er zweimal genannt, und nach anderen führt ihn zuletzt an *Apostol.* 19, 41. Dieser Auszug nun des Zenobius, welcher unter Kaiser Hadrian schrieb, ist von seiner Ursprünglichkeit sehr entfernt. Dafs *Suidas* ihn gerade zu drei Büchern angiebt, streitet mit der jetzigen Eintheilung in sechstehalb Centurien wenig oder gar nicht. Denn die Unordnung, welche verbunden mit mäfsigen Lücken einige Stellen zerrüttet hat (s. I, 30. II, 59. VI, 15.), geht auf Zufall und verschiedene Gründe zurück: dahin gehört die Interpolation aus *Apollodor*, woher z. B. in I, 18. zwei zusammengeflickte Bruchstücke stammen; ferner ist aus diesem geschöpft I, 33. 41. II, 6. 48. 68. 87. vollends IV, 92. V, 33. VI, 26. und andere mythologische breit gezerrte Digressionen. Eher dürfte man die Ungleichheit, die in den Erklärungen stattfindet, als ein Zeichen starker Veränderungen ansehen; denn während keine geringe Zahl derselben sich ausführlich und mit gelehrten Beiwerken in allem Detail bewegt, ein grofser Theil mindestens eine gewisse Sachkenntnifs darlegt, und fast durchaus der Vortrag von Gewandtheit zeugt, bleibt doch ziemlich viel aphoristisches übrig, welches sehr an den mageren Diogenian erinnert. Ein so berühmtes und fleifsig erläutertes Wort wie z. B. Διὸς Κόρινθος, ist III, 21. mit zwei Worten abgethan. Indefs liegt ein entscheidender Beweis dafür, dafs Zenobius mehr Völligkeit in seinem Umfang und gröfsere Dehnbarkeit in den Erläuterungen besessen habe, in der sogenannten *Appendix Vaticana* oder im oben besprochenen *Bodleianus* war; und die Nachträge beider Codices müssen, allenfalls durch eigene Zeichen ausgeschieden, zum hergebrachten Stamm des Textes herzutreten, um ein übersichtliches Bild des ehemaligen Zenobius leidlich herzustellen. Denn die Hülfe der Handschriften ist hier von keinem Belang, sondern sie betrifft, wie jeder den Varianten der beiden von Gaisford benutzten MSS. des Pariser, dem allein eine Bedeutung zukommt, und des Londoner ansieht, blofs Einzelheiten im Ausdruck. Der britische Kritiker hat sich mit Konjekturen und Einsetzung der statthaften Emendationen begnügt, und kurze Nachweisungen wie sonst beigefügt, die öfters mit den Noten zum Suidas übereinkommen. Von Zenobius selber ist es bekannt, dafs er einen Schatz gelehrter antiquarischer Tradi-

Digitized by Google

tionen verbunden mit erlesenen Citationen und Fragmenten bewahre; das Detail derselben geht über das Mafs einer gedrängten Anzeige hinaus.

Es bedarf nunmehr kaum eines flüchtigen Rückblickes auf die erörterten Momente, um zu begreifen, dafs die griechischen Parömiographen zu viel gleichlaufendes und überflüssiges besitzen, um in ihrer jetzigen Breite sich nützlich zu behaupten. In diesem Augenblick hat auch Hr. Prof. *Schneidewin* (Gött. Ang. v. Mai d. J. Stück 85. 86.) das Vorhaben angekündigt, in Verein mit Hrn. *v. Leutsch* eine praktische Ausgabe zu veranstalten, so dafs den Kern derselben Zenobius und Diogenian, die übrigen Sammler, soweit sie den beiden genannten sich anschliefsen, den kritischen Apparat bilden, und tüchtig revidirt werden; eine *Appendix* derjenigen Sprüchwörter aufnimmt, welche bei jenen beiden fehlen; aufserdem Anmerkungen den Inhalt des Textes kommentiren. Ein solches Unternehmen, welches die Parömiographen jederman zugänglich macht, und ihnen mehr Leser gewinnen mufs als sie vielleicht seit zwei Jahrhunderten hatten, verdient in der That allen Dank des philologischen Publikums; indessen bleibt manches Bedenken, ob gerade dieser Plan zu dem erwünschten Ziele führe. Nehmen wir zuvörderst Zenobius und Diogenian: haben nicht beide vollauf Wiederholungen, die uns nirgend fruchten aufser etwa um irgend eine Lesart zu berichtigen oder zu bestätigen? und wie sehr mufs dieser Wust variirender Redensarten noch durch die beabsichtigte *Appendix* wachsen? sollen wir auch dergleichen Auswuchs wie die mythologischen Geschichten bei Zenobius mitnehmen? weit erheblicher aber ist die Thatsache, dafs wir mit den Proverbiensammlern viele Sachen bekommen, die aufser Gemeinschaft mit Sprüchwörtern stehen, von deren Natur jene gar keinen klaren Begriff kannten, und die bald Phrasen bald Gnomen oder Apophthegmen darstellen. Unter diesen Verhältnissen wird der obige Ausspruch des Ref., dafs die genannten Schriftsteller keine *Autoren* gleich anderen, sondern mittelbar zu verarbeitende Subsidien seien, nicht so paradox erscheinen. Alles was wir aus den Reichthümern des Zenobius und seiner Genossen lernen, ist ein mäfsiger Beitrag zur Kenntnifs der griechischen Sprüchwörter, welche zu mannigfaltig sind und zu vielfältig in allen literarischen Perioden der Nation seit Hesiodus entwickelt, um sie nach den kargen Mittheilungen der Kompilatoren und zwar aufser ihren geistigen Kreisen in der mechanischen Folge des Alphabets zu ermessen. Referent müfste sehr weitläuftig in einer an sich evidenten Sache werden, wenn er nach dem was anderwärts (Grundr. d. griech. Litt. p. 56.) erinnert worden, nochmals an die Pflicht und die Nothwendigkeit mahnen wollte, jenen Schatz hellenischer Lebensweisheit, in dem Aristoteles die Ueberreste einer alten volksthümlichen Philosophie sah, welchen Dorier und Attiker mit scharfer Charakteristik und heiterer Grazie, dann jedes Zeitalter, jede Schule, überhaupt jede Gesellschaft geistvoller Männer von den Alexandrinern bis zu den äufsersten Byzantinern förderten und in so erstaunlicher Fülle ausprägten, dafs kaum ein langwieriges Studium ihrer mächtig wird, — auf einen Punkt zu sammeln und sowohl historisch als systematisch, ergänzt durch die Analogieen dessen, was andere Nationen bieten, zum Wissen und zum Genufs zu bringen. Das philologische Interesse des Fachgelehrten ordnet sich hier billig einem allgemeineren Gesichtspunkt unter; und die alten Parömiographen, ein Theil gröfserer Materialien, können nur in einer Monographie, wie wir sie wünschen, als Zeugen oder Erklärer verarbeitet und dem Ganzen einverleibt werden. Vorläufig wäre schon viel gewonnen, wenn die gelehrten Herausgeber der *Paroemiographi Graeci*, wofern sie bei dem angedeuteten Plane beharren, doch sorgfältig trachten die breiten Wiederholungen der Texte einzuschränken, welche uns nicht an Gedanken und anziehenden Wahrnehmungen, sondern an eitlen Worten reicher machen.

Bernhardy.

XXIII.

Grundrifs der Seelenheilkunde von Dr. Karl Wilh. Ideler, Privatdocenten u. Lehrer der psychiatrischen Klinik an der Friedrich Wilhelms-Universität, technischem Mitgliede des K. Curatorii für die Krankenhausangelegenheiten, dirigirendem Arzte der Irrenabtheilung in der Charité u. s. w. Erster Theil. Berlin, 1835. *Enslin. X u.* 809 S.

Unstreitig ist Hauptgegenstand der Heilkunde — der *Mensch*. Dieser bietet den doppelten Charakter

Digitized by Google

eines natürlich-organischen und eines geistig-persönlichen Wesens dar. Nun sind zwar seine Gesundheit, Krankheit und Heilung, durch welche er zunächst Gegenstand der Heilkunde ist, an und für sich Sache seines natürlich-organischen Wesens. Allein sowohl die tägliche Erfahrung im Kleinen und Einzelnen als die Geschichte der Gesundheit und Krankheiten des Menschengeschlechts im Grofsen und Ganzen lehren deutlich genug, wie mannichfach und grofs der Einflufs der geistigen Persönlichkeit des Menschen auf jene sei. Schon darin liegt Grund genug für die Heilkunde, sich mit ihrem Forschen und Handeln auch auf diese zu beziehen. Aber es ist auch überhaupt Eine Seite eines mehrseitigen Ganzen gehörig nicht zu erkennen und zu behandeln, ohne Rücksicht auf die anderen Seiten und ohne jede einzelne Seite in Beziehung auf das Ganze zu betrachten.

Anstatt nun zu erkennen, dafs psychische Krankheiten wirklich *Krankheiten* und keinerlei andere Abnormitäten sind, dafs sie aber an und für sich ebenso auch wirklich *psychische* Krankheiten sind, d. h. Krankheiten der eigenthümlichen Sphäre eines menschlichen Individuums, die, im Gehirn- und Nervensystem palpabel-materiell erscheinend, ohne selbst ganz nur ihre Erscheinung zu sein, dergestalt ein Mittelglied zwischen dem Physischen (Somatischen, Leib im engeren Sinne) und der *freien*, wesentlich erst religiös-sittlich beurtheilbaren geistigen Persönlichkeit bildet, dafs sie mit ihrer vorzugsweise *willkührlichen* Lebensführung über ersterer als nächstes Principales steht und zugleich in das Gebiet der letzteren als Basisches erhebbar erscheint — und anstatt damit zugleich zu erkennen, dafs bei diesen eigenthümlichen Krankheiten, sowohl in Bezug auf ihre Ursache als ihre Wirkungen, theils und bald mehr das unterste Glied dieser Trias theils und bald mehr das oberste mitbetheiligt sei — — wollen die Einen sie nur als Abnormitäten des persönlichen Lebens, die Andern sie nur als solche physische Krankheiten angesehen wissen, welche gelegentlich mit vorstechender symptomatischer Störung des Seelenlebens vorkämen. So läfst man aber im Grunde von beiden Extremen aus die wirklichen eigenthümlichen psychischen Krankheiten fast unberührt in der Mitte liegen. Doch auch wo man es anders mit ihnen vorhat, erscheint man nur zu oft all' zu sehr in einem abstrakten Dualismus der Auffassung des Menschen als aus Leib und Seele oder Körper und Geist bestehend befangen und führt mit diesen Bezeichnungen, sowie mit den Namen Organismus, Organisch, Materiell, Somatisch u. dergl. um so mehr blofse Wortgefechte, aus welchen weder für noch gegen die Wahrheit viel folgt, als man damit gar oft nur sehr unbestimmte und abweichende Vorstellungen oder blos abstrakte Begriffe verbindet, einer all zu wenig gesicherten wissenschaftlichen Methode sich erfreut und den Menschen ohne eine wahrhaft und vollständig anthropologische Basis zu häufig blos als Naturding betrachtet. Und so sind denn auch Vermittelungsversuche zwischen den streitenden Parteien zum Theil wunderlicher ausgefallen als das Zuvermittelnde. —

Diesen Kampfplatz betritt nun Hr. Ideler durch den anzuzeigenden ersten Band eines umfassenden Werkes jedenfalls in ziemlich eigenthümlicher Weise. Er erscheint dabei mit einer Fahne, welche die Bilder G. E. Stahl's und Langermann's führt, indem der erste Abschnitt des Werkes bis S. 94 unter Aufschrift „Langermann und Stahl als Begründer der Seelenheilkunde" eine Charakteristik dieser Männer mit besonderer Beziehung auf die Sache der Psychiatrie gewährt. Wenn man daraus schliefst, dafs im Werke, soweit es vorliegt, die psychologische Haltung vorwalten werde, so irrt man nicht wesentlich. Man hat zwar gegen diese Einleitung bereits namentlich bemerkt: Stahl komme als Psychiater von Profession kaum in Betracht. Allein diefs selbst zugegeben, so handelt sich's bei einem Werke über Psychiatrie wesentlich auch um medicinische Grundlagen überhaupt und dergleichen können zu diesem Behufe sicherlich aus der Stahl'schen Lehre wenigstens zum Theil vortheilhafter entnommen werden als aus irgend einer gleichzeitigen, früheren oder späteren. Man vergleiche defshalb nur, was S. 85 u. f. über die Pathologie Stahl's beigebracht wird. Und was Langermann anlangt, so ist aufser seiner praktischen Wirksamkeit im Felde der Psychiatrie und seiner bekannten Dissertation zu bedenken, dafs vielleicht das Meiste, was die Psychiatrie Reil's vortheilhaft auszeichnet, zugleich als Langermannisch betrachtet werden mufs, indem L.'s Erfahrungen und Ansichten mittels häufiger Correspondenz eine Hauptquelle für R. waren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Grundrifs der Seelenheilkunde von Dr. Karl Wilh. Ideler.

(Schlufs.)

Wir verweisen jedoch aus diesem Abschnitte, mit Uebergehung manches Trefflichen, nur auf das, was derselbe S. 72 über das Halten Stahl's und Langermann's an der Idee des Einklangs zwischen dem Geistig-Sittlichen und dem Physischen des Menschen, S. 68 über die allerdings viel zu wenig beachtete Unterscheidung Langermann's zwischen idiopathischen und sympathischen psychischen Krankheiten, S. 79 über die Antipathie mancher heutiger Psychiater nicht blos gegen alles höhere eigentlich Geistige im Menschen, sondern auch gegen Psychologie im engeren Sinne, sowie über Fehlschätzung sogenannter Evidenz und Exactheit und der pathologischen Anatomie in der heutigen Medicin, über die Würdigung der Kraft des Willens in Bezug auf Physisches, über Verwandtschaft zwischen Leidenschaften und psychischen Krankheiten u. s. w. enthält.

Der nächste Abschnitt „zur Methodologie der Psychologie" bringt zuerst Betrachtungen über verschiedene Verhältnisse der Erkenntnifskräfte in den einzelnen Beobachtern und Forschern, wesentlich mit der Absicht, auf Versöhnung zwischen den streitenden Parteien und zwar besonders durch die Anerkenntnifs hinzuwirken, „dafs Jeder vermöge seiner eigenthümlich gearteten Sinnesweise genöthigt ist, den gemeinsam behandelten Gegenstand von seiner Seite anzusehen" — eine Liberalität, die auch andererseits zu Liberalität auffordert. Dann werden in besonderen §§. die metaphysische, mystische, ethische, logische, empirische und materialistische Psychologie zu charakterisiren gesucht. Hier, sowie im folgenden Abschnitte „Quellen der Psychologie", als welche gleichfalls in besonderen §§. specieller in Betracht gezogen werden: innerer Sinn, Menschenkenntnifs, Weltgeschichte, praktische Philosophie, Poesie und Seelenheilkunde — giebt sich die Eigenthümlichkeit des Hrn. Vfs. immer deutlicher und vollständiger zu erkennen. Es kann nur Achtung für denselben einflöfsen, ihn sich in einer sehr nachahmungswürdigen edlen Sprache auf diesen verschiedenen Gebieten mit der Wissenschaft allein nur würdigem Ernste und mit grofser Gewandtheit bewegen und eine reiche Fülle von Leben und Wissen in vorzüglicher Form äufsern zu sehen. Was die dabei in Betrachtung gezogenen Gegenstände anlangt, so wird man schwerlich siegreich darthun können, dafs sie an sich und durchaus nicht hieher gehörten. Eher möchte man mit Recht, auch in Anbetracht des weiteren Fortganges des Werks, manches Andere vermissen. So vorzüglich eine Darstellung der Grundgliederung des menschlichen Individuums nach seinem organischen und persönlichen Sein, nach Körper und Geist, Leib und Seele oder Physischem (Somatischem) und Psychischem, Gemüth u. s. w., sowie deren Grundverhältnisse zu einander und zur Einheit des Individuums. Nach solchen Grundbestimmungen sucht man allerdings vergeblich. Und es gehört zur Charakteristik des Hrn. Verfs., dafs, wie er vorherrschend psychologisch verfährt, er geflissentlich allen derartigen mehr speculativen Grunderörterungen und Begriffsbestimmungen ausweicht und solche dahin gestellt sein läfst. Im verhältnifsmäfsigen Gegensatze hiezu geht er vielmehr überall empirisch-praktisch in einem höheren und edleren Sinne zu Werke. Im Uebrigen ist sein philosophischer Standpunkt vorzugsweise der Kantische, und es lautet schon defshalb ziemlich sonderbar, wenn er, wie mit besonderer Rücksicht auf vorliegendes Werk geschehen ist, ein Mystiker gescholten wird. Vielmehr wäre ihm vom mystischen Elemente im besseren Sinne zur Berichtigung und Ergänzung des religiösen Fundamentes seiner Grundansichten etwas Mehreres zu wünschen. Was sich übrigens in Bezug auf eine in diesem Abschnitte gelegentlich

Digitized by Google

und vorläufig vorkommende Definition von psychischer Krankheit aufdrängt, versparen wir mit Anderem auf den Schluſs dieser Anzeige.

Der folgende Abschnitt ist den „Gemüthstrieben" gewidmet. Darunter wird das Streben des geistigen Lebens noch den ihm förderlichen Reizen, diese aufzusuchen und mit ihnen in Conflict zu treten, verstanden. Es werden sodann drei Grundtriebe, nämlich in Bezug auf Gott, auf die eigene Person und auf andere Menschen, anerkannt und aus jedem derselben eine Reihe untergeordneter entwickelt und charakterisirt.

Der nächste hat das Verhältniſs der Gemüthstriebe zum Verstande (und zur Phantasie) zum Gegenstande, wobei zugleich von Besonnenheit, Gewissen, Begeisterung und Schwärmerei gehandelt wird.

Der nächstfolgende Abschnitt handelt vom Verhältniſs der Gemüthstriebe zu den Gefühlen, die als subjektive Ausdrücke der Zustände ersterer bezeichnet werden. Es werden solche der Lust, des Schmerzes und eine Reihe gemischter geschildert und wird dabei mannichfach an Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten angeknüpft.

Demnächst ist von der verschiedenen Beschaffenheit des Gemüths, ihren Bedingungen und Folgen die Rede, wobei unter den „physischen" Bedingungen besonders die Lebensalter, das Geschlecht und die Temperamente zur Sprache kommen, als ob diese nur etwas Physisches wären, indeſs doch die beiden ersteren ebensowohl eine psychische als eine physische Seite haben, die letzteren aber vollends gar nur Sache der psychischen Sphäre sind, denen in der physischen die Leibesconstitutionen entsprechen. Doch dieser Fehlgriff kommt auch anderwärts noch immer nur zu häufig vor.

Der nächste Abschnitt sucht die Gesetze der Gemüthsthätigkeit zu entwickeln, als welche sich jedoch wenigstens zum Theil solche des organischen Lebens überhaupt wiederfinden — und der darauffolgende die Leidenschaften aufzuzählen und zu schildern, unter welchen je ein so übermäſsig vorherrschend gewordener Gemüthstrieb verstanden wird, daſs der Mensch dadurch der Möglichkeit beraubt wird, die übrigen frei zu entfalten und mit jenem ins Gleichgewicht zu setzen. Affekte gelten als mehr nur vorübergehende Bruchtheile von Leidenschaften, letztere aber selbst schon als Seelen- oder Gemüthskrankheiten, die jedoch gerade nur bei gutartigeren Gemüthern und bei noch unvollkommenerer Reife zu psychischen Krankheiten im gewöhnlicheren engeren Sinne des Worts vollends gedichen, weil dann noch mehr Widerstreit der übrigen Triebe mit dem leidenschaftlichen und dadurch eine gröſsere innere Zerfallenheit und Zerrissenheit Statt finde, als bei andersartigen Individuen und vollendeter Leidenschaft. Aehnlich bei Lasterhaften. Auch hierauf sollen sich die Schluſsbemerkungen zurückbeziehen.

Der letzte Abschnitt endlich handelt vom „Verhältniſs des geistigen Lebens zum körperlichen" (und umgekehrt), und schildert den Einfluſs des ersteren überhaupt, besonders aber mittels der Affekte und Leidenschaften, auf das letztere, sowie umgekehrt von diesem in gesunden und krankhaften Zuständen auf jenes, umständlich und groſsentheils treffend und anschaulich. —

Was sogleich der Anfang dieses Werkes, von dem dieser erste Band freilich nur erst Vorbereitung, Grundlage und Vorhof zur Psychiatrie selbst enthält, von welcher aber eben deshalb um so mehr zu erwarten ist — zu erkennen gab, das findet sich auch nach dem Ueberblicke dieses ganzen ersten Bandes bestätigt: daſs Hr. I. sich's nämlich zur Aufgabe gesetzt habe, die Psychiatrie möglichst ab ovo und vollständig vom Grunde und Boden der (empirischen) Psychologie aus an- und aufzubauen. Nehmen wir dabei Psychologie im weitesten Sinne, so wird hier die Aufgabe nicht, wie es in Deutschland schon geschehen ist, ausschlieſslich von der religiös-sittlichen Höhe des freien Geistes aus zu lösen gesucht, sondern vorherrschend von einer mittleren und niedrigeren Region des Gebietes der Psychologie aus, besonders vom Gemüthe im engeren Sinne des Worts.

Und dieses Unternehmen erscheint vor Allem schon deshalb erwünscht, weil dieser Gesichts- und Ausgangspunkt in neuster Zeit wenigstens verhältniſsmäſsig mehr als je vernachlässigt, ja proscribirt ist. Und warum das Letztere? In der That groſsentheils nur wegen theoretischer Vorurtheile und Miſsverständnisse. Weil ein blos abstrakter Begriff von Seele vorschwebt, auf welchem sie unter Anderem als etwas absolut Immaterielles, ja, wohl selbst jeder Veränderung Unfähiges erscheint; weil man unter der Benen-

Digitized by Google

nung Seele Verschiedenes als Eins zusammenfasst — Geist, Seele und das gewisser Mafsen von beiden noch zu unterscheidende Gemüth — auf welches Ganze dann Manches nicht passen will, was eben nur von einem Theile gilt, sowie umgekehrt, und weil man überdiefs noch insbesondere entfernte Ursachen und Wirkungen von psychischen Krankheiten oder mit ihnen auch überhaupt mehr nur Coëxistirendes zum Theil mit ihrer nächsten Ursache und ihr selbst verwechselt: so findet man Veranlassung, die Eigenthümlichkeit und relative Selbständigkeit psychischer Krankheiten zu bezweifeln und zu leugnen. Zum Theil ist man dem Seelenleben überhaupt auch durch eine allzu einseitige Zuneigung für das Physische abgewendet. Würde man aber dagegen Blick und Interesse nur mehr über den ganzen Menschen ausdehnen, die bezeichnete Verwechselung vermeiden und das Seelenleben concreter und im engeren Sinne auffassen, wornach es selbst als besondere Sphäre des Organismus mit eigenthümlicher materieller Erscheinung sich kund giebt, die nur beim Menschen zugleich bestimmt erscheint, seine Persönlichkeit constituiren zu helfen: so würde man weiter keine besondere Schwierigkeit finden, eigenthümliche psychische Krankheiten anzuerkennen, und zugleich gewahr werden, wie dieselben einerseits sowohl von anderweitigen nicht eigentlich oder wenigstens nicht blos krankhaften Abnormitäten des Seelen- und Geisteslebens (Irrthum, Leidenschaft, Thorheit, Sünde u. dergl.) als von entschieden physischen oder somatischen Krankheiten gar wohl zu unterscheiden seien, und andrerseits doch auch sowohl mit der freien geistigen Persönlichkeit als mit der physischen Sphäre des Organismus mannichfach und innig zusammenhängen. Dann würde man auch das Unternehmen unseres Hrn. Verfs. besser würdigen, da ja jeder besondere Gegenstand vor Allem von seinem eigenen Standpunkte aus betrachtet sein will.

Indessen kann andrerseits nicht verhehlt werden, dafs Hr. I. durch den nur erst vorliegenden Band seines Werkes Gegnern auch selbst manche Handhabe darzubieten scheine. Durch geflissentliche Zurückweisung aller „metaphysischen Dialektik" unterläfst auch er grofsentheils eine wissenschaftliche Begriffsbestimmung und concretere Betrachtung von Seele, schwebt auch ihm mehr nur ein abstrakter Begriff davon vor, weifswegen zu wenig Anknüpfung an den Organismus überhaupt, das Gehirn- und Nervensystem aber insbesondere Statt findet, und unterscheidet auch er Geist, Seele (und Gemüth) nicht, ein Unterschied, an den sich doch grofsentheils besseres Einverständnifs und Versöhnung unter den Psychiatern wesentlich anknüpft. Desgleichen dürfte sich Hr. I. die Sache selbst schwierig zu machen Gefahr laufen dadurch, dafs er einen zu weiten Begriff von psychischer Krankheit zuläfst. Es ist diefs zu nicht geringer Erschwerung und Verwirrung mehr oder weniger auch anderwärts der Fall, wenn man gewisse, obwohl krankhafte Gemüths-Störungen und Verstimmungen, ferner Hallucinationen und Illusionen für sich, desgleichen gewisse Abnormitäten des Geschlechtslebens u. dergl. allzu unbedingt als den Hauptformen psychischen Krankseins ebenbürtig und coordinirt betrachtet. Hr. I. erklärt vollends die Leidenschaften sammt und sonders und ziemlich unbedingt für psychische Krankheiten, indefs sie gar wohl als Abnormes, zum Theil selbst als Krankhaftes angesehen werden können, ohne dafs sie deshalb Krankheiten sein müssen. Letzteres sind nun einmal nicht alle Abnormitäten überhaupt, sondern nur eine besondere Gattung dieser, nur an sich ganz und blos Abnormitäten eines *Organischen*, die einmal zu Stande gekommen einen naturnothwendigen und naturgesetzlichen Bestand, entschiednere und vollständigere Analogie mit ganzen Organismen und insbesondere in einer bestimmten nächsten Ursache, in der palpabel-materiellen Erscheinung ihres Sitzes, gleichsam ihre besondere eigenthümliche Leiblichkeit haben. Von Leidenschaften gilt diefs aber keineswegs hinreichend und diese sind namentlich auch der Freiheit keineswegs ganz entzogen und entfremdet. Der dabei von Hrn. I. zugelassene Begriff von Krankheit, wornach solche Alles wäre, was dem Progressus zu unendlicher und zuletzt wesentlich auch sittlicher Entwickelung widerstrebt und zuwider ist, ist gewifs zu weit.

Auch dasjenige, was aufserdem gemeinhin nur als psychische Krankheit gilt, erscheint bei Hrn. I. von der Pathogenie und Aetiologie zu einseitig auf die Leidenschaften zurückgeführt. Eine so grofse Rolle auch unleugbar die Leidenschaften bei Erzeugung psychischer Krankheiten spielen, so kann man letztere doch nicht so unbedingt „das Werk tiefer Selbstzerrüttung durch zurückgehaltene und unbefriedigt im Innern tobende Leidenschaften" nennen. An manchen hat wohl

Digitized by Google

von Seiten ihrer Entstehung auch mehr der Kopf mit seinen Vorstellungen, Begriffen u. s. w., oder die physische Organisation Theil.

Wir wünschen daher auch in dieser Beziehung sehr, daſs die Fortsetzung des Werks namentlich an Einen Punkt mehr anknüpfen möge, der auch in der That in diesem ersten Bande gelegentlich schon in Betracht kommt und für die ganze Psychiatrie von groſser Wichtigkeit ist. Wir meinen das Selbstbewuſstsein als solches, so zu sagen, die centrale Spitze und Hauptsumme des ganzen Seelen- und zugleich des Geistes-Lebens, die gesammte eigentliche Ichheit des Individuums, die über allem einzelnen Inhalte der psychischen Sphäre beherrschend stehen soll. An sie scheint wenigstens Hr. Ideler namentlich Behufs der Erklärung der Umwandlung des Charakters von Wahnsinnigen angeknüpft zu haben, wenn dieselbe S. 432 daraus erklärt wird, daſs der Wahnsinn das ganze Bewuſstsein erfülle und so ihm widerstreitende Interessen gar nicht aufkommen lasse.

Hieran haben glücklicher Weise neuerlich auch Andere die Definition von psychischer Krankheit im Grunde wohl angeknüpft, wenn sie dabei an die Stelle des entfernteren negativen Merkmals der Unfreiheit das Unvermögen des Psychischkranken setzten, sich selbst als solchen zu erkennen. Dieſs ist aber eben weiter wohl nur daraus zu erklären, daſs bei psychischer Krankheit als solcher wesentlich das Selbstbewuſstsein des Individuums in einem andauernden oder zeitweise öfter wiederkehrenden fieberlosen Kranksein mitbefangen ist. Und in der That giebt es psychische Krankheit im eminenten Sinne, wie sie der persönlichen und Eigenthums-Rechte, der Zurechnungsfähigkeit u. s. w. entschieden verlustig macht, überall nur da, wo dieses Schicksal der Einheit des eigentlichen Selbstbewuſstseins gegeben ist.

Dieser Gesichtspunkt gewährt aber noch manchen andern ergiebigen Blick und führt auf eine fruchtbare Weise weiter. Namentlich weist er unausweichlich auf das Gehirn als den eigentlichen Sitz und das die wirkliche nächste Ursache entschiedener psychischer Krankheit Enthaltende hin, wo auch entferntere Ursachen derselben und sonst mit ihr Zusammenhängendes zu suchen sein mögen; denn überall zeigt sich das Selbstbewuſstsein vorzugsweise an das Gehirn geknüpft. Sodann wird von selbst begreiflich, daſs jenes Schicksal des Selbstbewuſstseins bei psychischer Krankheit bald mehr von ihm selber, bald mehr von Anderem bedingt sein könne. Ein schon im relativ normalen und gesunden Zustande schwaches und wenig consolidirtes oder stärker desorientirtes und einseitig fixirtes oder allzu reizbares und heftig reagirendes Selbstbewuſstsein kann von denselben ursächlichen Momenten zu Kranksein und und von diesem selber vollends so aus den Angeln gehoben und in ihr Spiel gezogen werden, daſs entschiedene psychische Krankheit zu Stande kommt, was da nicht der Fall ist, wo ein anders geeigenschaftetes Selbstbewuſstsein besteht. Aber auch ein ziemlich gut beschaffenes, namentlich auch von Leidenschaften eben nicht ausgezeichnet bestochenes und zerrüttetes, kann der Uebermacht von Krankhaftem zur Constituirung psychischer Krankheit unterliegen. Und eben so leicht ersichtlich ist, daſs solches Resultat übrigens bald mehr von oben herab und innen heraus aus der Sphäre der eigentlichen Persönlichkeit, bald mehr von unten herauf und auſsen herein aus dem Gebiete der eigentlich nur physischen Organisation, bald endlich aber auch mehr aus der psychischen Sphäre im engeren und concreteren Sinne selbst, bedingt sein könne, nie aber wohl *nur* von Einer dieser Seiten her.

Diesen pathogenetischen und pathologischen Verhältnissen ist aber natürlich je und je genau auch die Behandlung zu accommodiren. Auch deren Elemente, die persönliche und organische, therapeutische oder arzneiliche und diätetische, sowie die psychische Behandlung im engeren Sinne, sind einander nicht nur so im Allgemeinen neben-, unter- und überzuordnen, sondern je nach Maaſsgabe der verschiedenen ätiologisch-pathogenetischen und pathologischen Verhältnisse zu mischen und sonst zu ordnen. Ein Gesichtspunkt, der mehr als manches Andere zur gegenseitigen Ergänzung, Berichtigung und Versöhnung in den Zerwürfnissen der Psychiatrie beizutragen geeignet erscheint. Insbesondere aber sichert die bezeichnete Betheiligung des Selbstbewuſstseins als solchen, des Ich, bei psychischer Krankheit der psychischen oder moralischen und eigentlich persönlichen Behandlung im Allgemeinen ihr gutes Recht, das jedoch allerdings so wenig überschätzt, als zu gering geschätzt werden soll und nach mehrfachen Rücksichten näher zu bemessen ist.

Möge diesen Punkt auch Hr. Ideler bei Fortsetzung seines schätzbaren Werkes gehörig beachten, das sich jedoch selbst im anderen Falle, bei durchgreifender einseitig psychologischer Haltung, als ein sehr ehrenwerthes Element in's Ganze einfügen würde.

In Bezug auf gar Vieles, was der Unterzeichnete als Ref. bei dieser Gelegenheit von Seiten des vorliegenden Werkes nur flüchtig andeuten konnte, ladet er zuversichtlich zu näherer Kenntniſsnahme im Buche selbst ein, und in Beziehung auf Manches, was er als Rec. nur allzu kurz anregen konnte, erlaubt er sich auf sein kürzlich erschienenes Lehrbuch der Psychiatrie zu verweisen.

Leupoldt.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

XXIII.

1) *Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Ein Leitfaden für Schüler von Gymnasien, Militair- und höheren Bürgerschulen. Für einen stufenweisen Unterrichtsgang berechnet und entworfen von Albrecht von Roon. Drei Abtheilungen. 2te, verbesserte Auflage. Berlin,* 1835. *bei G. Reimer.* 280 S. *gr.* 8.

2) *Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Zweite vermehrte Auflage. Mit* 6 *Kupfertafeln. Leipzig,* 1835. *bei F. A. Brockhaus.* 488 S. *gr.* 8.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und zur Geschichte des Menschen, wie sie ihr berühmter Begründer, C. Ritter in seinen classischen Worten und Werken hinstellt, mufs, als die wissenschaftliche und wahre Erdkunde, als welche sie zur Erforschung des innigen Zusammenhangs der physischen Individualität unseres Planeten und der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts die Anwendung der Gedanken erheischt, und bei der Fülle von einander bedingenden, auf die historische Entfaltung bezüglichen, irdischen Erscheinungen zu combiniren nöthigt, in einer systematischen Zusammenstellung ihrer elementaren Prinzipien die Fähigkeit in sich tragen, nicht nur auf eine humane, sondern auch auf eine formelle Bildung des Geistes hinwirken zu können, und dadurch einen höheren Rang unter den übrigen Schul-Disziplinen einzunehmen, als der Geographie in ihrem alten Zuschnitt gebührte. Im Bewufstsein dieses Vorzugs der neuen und höheren Lehre haben schon vor einigen Jahren einzelne von C. Ritters Zuhörern schätzbare geographische Unterrichts-Schriften dargeboten, die sich aber gleichwohl, bei näherer Prüfung, mehr die Verbreitung der geistreichen Ansichten des Meisters unter den weniger begünstigten, entfernteren Freunden der Erdkunde zur Aufgabe gestellt zu haben scheinen, als die gründliche Befriedigung des Schulbedürfnisses.

Mit pädagogischer Erfahrung ausgerüstet und in näherer, amtlicher Beziehung zu dem verehrten Lehrer und Meister verfafste dann, vor etwa fünf Jahren, Hr. von Roon ein Lehrbuch unter dem Titel: Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, nebst statistischen Tabellen, welches nicht allein die verschiedenen Zweige der geographischen Wissenschaft in ihrer Stellung als Schul-Disziplin, zum erstenmal in ein richtiges Verhältnifs unter sich und zu dem gemeinschaftlichen Object zu setzen bemüht war, sondern auch die geistige Bildungsstufe der Schüler einsichtsvoll berücksichtigte. Die, der Geographie in den Unterrichts-Anstalten noch immer nur kärglich zugemessene Zeit machte aber bald einen Auszug aus den Grundzügen nothwendig, welchen Hr. von Roon, mit noch schärfer äufserer Sonderung des Materials und mit Beachtung der geographischen Systematik in drei Abtheilungen und mit wesentlichen Verbesserungen unter dem Titel: Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde entwarf, und welcher jetzt in der, schon seit länger als einem Jahre, nothwendig gewesenen zweiten Auflage zur Bericht-Erstattung vorliegt.

Insofern aber die Geographie nicht blos ihrer Tendenz nach, durch ihre erkannte Beziehung zur Geschichte, sondern auch durch die glänzenden Resultate, die aus den Forschungen in den Gebieten ihrer vorzüglichsten Hülfswissenschaft, der Naturwissenschaft, besonders seit Alexander von Humboldt's lichtverbreitender, grofsartiger Thätigkeit, welcher stets eine Physik des ganzen Erdkörpers ins Auge fafste, hervorgegangen sind, eine andere, tiefer begründete Erdkunde geworden ist, insofern müssen wir bei Beurtheilung von

Digitized by Google

geographischen Elementar- und Lehrbüchern auch nach ihrem Verhalten zu jenen Resultaten und zu den Lehren der Naturwissenschaft überhaupt fragen; und diese Frage ist um so nothwendiger, als einerseits die neue Lehre eine grofse Anzahl neuer, reingeographischer Begriffe eingeführt hat, welche den, mit der Naturwissenschaft nicht hinlänglich vertrauten geogr. Schriftsteller wichtige, ihr entlehnte Daten leicht übersehen lassen und andererseits der, vermittelst der philosophirenden Erdkunde kaum geahnte, höhere Zusammenhang tellurischer Verhältnisse mit historisch-localen Erscheinungen zu Versuchen geführt hat, schon im Elementar-Unterricht und Schulbuch die Geographie mit der Geschichte zu verbinden und darüber den gründlichen Anbau der Erdkunde nach physikalischen Beziehungen verabsäumen läfst.

Eine Schrift, welche nicht allein von diesen Mängeln frei ist, sondern auch in ihren mathematisch-geographischen und physikalischen Abtheilungen eine vorzügliche, dem Standpunkt der Naturwissenschaften entsprechende Belehrung darbietet, ist dem geogr. Publicum von einem Gelehrten vom Fach, dem Hrn. von Raumer in seinem Lehrbuch der allgemeinen Geographie, welches ebenfalls zur Beurtheilung vorliegt, geschenkt worden. Aber wie erstere, die v. Roon'sche Arbeit, in denjenigen Abschnitten, welche wir so eben als die vorzüglichsten des Lehrbuchs von Hrn. v. Raumer bezeichneten, nicht ganz ausreichend erscheint, so vermissen wir in diesem die pädagogisch wichtige Anordnung des Lehrstoffs für den ersten Unterricht in der Geographie, so wie auch das richtige Verhältnifs zur neuen und ächten Lehre, wodurch die Schrift des Hrn. v. Roon ausgezeichnet ist; wie sich auf solche Weise die beiden vorliegenden Arbeiten trefflich unterstützen, zu einander ergänzen und gemeinschaftlich eine gründliche Belehrung zu gewähren vermögen, wird ihre gesonderte Beurtheilung noch näher nachzuweisen versuchen.

1) Die Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde zerfallen nach der geistigen Entwickelungsstufe der Schüler in drei Abtheilungen; für die unterste Classe: die topische Geographie, mit vorläufigen Erläuterungen aus der mathematischen und physikalischen Geographie; für die mittlere Classe: die physikalische Geographie mit ferneren Erläuterungen aus der mathematischen und physikalischen Geographie, den oro- und hydrographischen Umrissen der Continente und climatischen Umrissen der Erde, und für die obere Classe: die dritte Lehrstufe oder Völker- und Staatenkunde.

Die topische Geographie hat es nur mit der Benennung unter Gruppirung geogr. Objecte, unter steter Berücksichtigung ihres Orts zu thun, nimmt daher das frische Gedächtnifs der jüngeren Schüler besonders in Anspruch. Schon in dieser Abtheilung wird auf die construirende Selbstthätigkeit des Lernenden Rücksicht genommen, alle Angaben sind darauf berechnet, und die Anführung der Flüsse, nach Namen und astronomischer Lage, geht daher sehr zweckmäfsig der Gebirgsbeschreibung, die erst in der zweiten Abtheilung erfolgt, voran. Die häufige Angabe der astronomischen Lage, der namhaft gemachten Gegenstände, wodurch sich Hr. Verf. der vortrefflichen Methode des Swen Ågren nähert, ist ein besonders wichtiges Verdienst dieser Abtheilung, denn die Geographie darf über die Würdigung orographischer und anderer physischer Verhältnisse nicht, wie es bisher geschehen, die der astronomischen oder absoluten Lage übersehen; auch wird durch solche Angaben ein leichtes Orientiren, ein Einheimischwerden auf der Erdkugel erreicht, worauf dann der beschreibende Vortrag mit Nutzen folgen kann. Ein anderer bedeutender Vorzug dieses topischen Theils beruht in der Betrachtung der räumlichen Verhältnisse der Unebenheiten, getrennt von den plastischen derselben, welche in der zweiten Lehrstufe beschrieben werden; bisher hatte man, alter Gewohnheit folgend, bei Gebirgen nur die Höhe, Richtung und nur die Dimensionen des Haupttheils berücksichtigt, und doch ist, sobald es auf bedingenden Einflufs ankommt, oft die Ausdehnung des Flächenraumes, der von Gebirgen, Hoch- oder Tiefebenen eingenommen wird, ein wichtigeres geographisches Moment.

Ihre wahre Bedeutung erhält die erste Lehrstufe durch den innigen Zusammenhang, in welchem sie mit der zweiten Abtheilung oder Lehrstufe steht, welche sich vorzüglich eine anschauliche, charakteristische Beschreibung der plastischen Gestaltung der Unebenheiten und der Gewässer, die im topischen Theil nur nach Namen, Gröfse oder astron. Lage vorgeführt wurden, angelegen sein läfst, so dafs die Einzeichnung derselben in, nach den Angaben der vorigen Abtheilung von den Schülern entworfene Flufsnetze und Umrisse

Digitized by Google

unter einiger Anleitung des Lehrers, dem wir zu dem Ende die schätzbaren Grundzüge u. s. w. des Hrn. v. Roon und den im Sinne derselben entworfenen Atlas von Theodor v. Liechtenstern empfehlen, sehr leicht ausführbar ist. Eben so vortrefflich ist die Behandlung der climatischen Umrisse der Erde, welche den Schlufs dieser zweiten Abtheilung bilden und zu deren Veranschaulichung sich in der Karte von der Verbreitung der nutzbarsten Pflanzen von Philipp v. Canstein ein sehr werthvolles Hülfsmittel darbietet.

Nach System und Gehalt weniger zweckmäfsig und vollständig, als die oben genannten Abschnitte, erscheinen, wie wir schon andeuteten, die mathematische und eigentlich physikalische Geographie, welche beide in dieser zweiten Lehrstufe beendigt werden. Die gewählte Benennung: vorläufige und fernere Erläuterungen, deutet schon darauf hin, dafs Hr. Vf. nicht die Absicht hatte, diese Zweige der geogr. Wissenschaft systematisch gründlich zu behandeln, und doch bedürfen die mathematische und physikalische Geographie vorzugsweise einer solchen Behandlung, wenn sie verständlich gemacht werden sollen; ob dies hinsichtlich der mathemat. Geographie auf vierzehn Seiten, die ihr in den Grundzügen gestattet sind, möglich, bezweifeln wir, und noch weniger scheinen uns sieben Seiten in den Anfangsgründen hinreichend, sobald nicht blos Stichwörter gegeben werden sollen. Möchte sich der Hr. Vf. für den Fall einer neuen Auflage, die seinen so sehr brauchbaren Schriften gewifs bevorsteht, zu einer Verbesserung der genannten Abschnitte bewogen finden und dann bei der Entfaltung der Prinzipien der math. Geographie dem histor. Entwickelungsgange folgen, den dieselbe genommen hat, und zugleich auch das Verhältnifs und die Stellung unseres Planeten zu den Gestirnen und besonders zur Sonne, so wie unsern Trabanten mit seinen eigenthümlichen Erscheinungen, Bewegungen, und seinem Einflufs durch reflectirtes Licht mehr berücksichtigen; dann würden unbefriedigende Erklärungen, wie die der Weltgegenden, welche nur für die Bewohner der nördlichen Halbkugel richtig sind, der Wendekreise, zu deren Bezeichnung nur gesagt wird, dafs sie diejenigen Parallelkreise seien, welche $23\frac{1}{2}$ Grad nördlich und südlich vom Aequator entfernt sind, vervollständigt werden. Aehnliche Wünsche erlauben wir uns in Betreff der phys. Geographie auszusprechen, und dürfte vielleicht bei ihrer Verbesserung eine gröfsere Rücksicht auf die Veranschaulichung zu nehmen sein, damit der Schüler auch zu graphischen Darstellungen rein physischer Verhältnisse des Erdkörpers, nach den Angaben der Anfangsgründe oder der Grundzüge, genöthigt werden könnte; dazu würde die genauere Nachweisung der Localität gewisser geogr. Objecte, z. B. der Passate, der Windstillen, der Westströmung, isothermischer Linien u. s. w. nothwendig sein.

Ueber die dritte Lehrstufe, die Völker- und Staatenkunde, mufs wieder dasselbe günstige Urtheil ausgesprochen werden, zu welchem wir schon so oft Veranlassung gefunden haben; Rec. tritt zwar dadurch der Meinung Einiger entgegen, welche besonders diesen Abschnitt, wegen Mangel an historischer Beimischung, zu mager und trocken finden, glaubt aber, dafs eine so unzeitige Zuthat im Compendium dem gründlichen Studium der Geographie und daher der Erzielung von reiferen Früchten, wie sie uns in neuster Zeit Meinicke, in einer Monographie von Australien, Mendelssohn, in der geistvollen Arbeit: das Germanische Europa, und Müller, in seinen Untersuchungen: der Ugrische Volksstamm, dargeboten haben, hinderlich ist; der Lehrer aber mufs freilich im Felde der geschichtlichen Erdkunde hinlänglich bewandert sein, um den Vortrag durch Reflectionen aus diesem Gebiete zu beleben.

2) Lehrbuch der allgemeinen Geographie von Carl v. Raumer. Diese, der Wissenschaft aus den oben angeführten Gründen ebenfalls sehr willkommene Schrift ist zwar nicht eigentlich im Sinne der neueren Erdkunde verfafst, welche schon in ihrem elementarsten Theile ihrer Aufgabe: die Erde als das grofse Erziehungshaus des Menschen, des Schauplatzes seiner historischen Entwickelung, unter unzähligen, in Wechselverkehr stehenden, cosmisch-physischen Einwirkungen kennen zu lehren sich bewufst ist, und daher schon frühzeitig die Grenzlinien, nach den Gebieten ihrer Hülfswissenschaften hin, zieht, um sich vor divergirender Richtung und Abirrung zu schützen; dafür entschädigt aber diese inhaltsschwere, aus der Feder eines eben so durch das Studium der Alten, als naturwissenschaftlich gebildeten Gelehrten entsprossene Arbeit durch eine Fülle geogr. Materials, durch die Klarheit der Darstellung, die Benutzung der neuesten und besten Hülfsmittel und deren Nachweisung in vielen Anmerkungen. Wenn nun Ref. im Verfolg seiner beurtheilen-

Digitized by Google

den Bemerkungen auch in Betreff dieser Schrift noch einige Wünsche ausspricht, so geschieht dies, um aus dem seltenen, sehr günstigen Umstand, dafs ein mit der Natur so vertrauter Schriftsteller sich der Ausarbeitung eines geogr. Lehrbuchs unterzieht, für die Wissenschaft alle mögliche Vortheile zu gewinnen.

Die erste Abtheilung des Lehrbuchs, die mathematische Geographie, ist, auf allerdings 130 Seiten, sehr anschaulich und umfassend behandelt; sie führt, dem Entwickelungsgange der Wissenschaft folgend und die Beobachtung des Himmels von einem freien Punkt, der scheinbar im Mittelpunkt desselben ruhenden Erde, beginnend, durch Irrthum zur Wahrheit, und enthält viele interessante Citate aus Plinius, Cicero's, Seneca's, Copernicus u. a. Werken. Bei §. 38. vermissen wir jedoch mehrere Beweise für die Axendrehung der Erde, die zwar unwichtiger wie die in diesem §. angeführten, aber bei einer so ausführlichen Behandlung doch nicht fehlen dürfen; dahin gehört die Abplattung der Erde und die Verschiedenheit der Schwere auf derselben, der Fall der Körper von gröfseren Höhen herab, die beständigen Ostwinde, die Rotation anderer Himmelskörper, wovon in andern §§. aber in anderer Beziehung die Rede ist; ebenso wünschten wir auch das zweite Kepplersche Gesetz mit gröfserer Ausführlichkeit vorgetragen und erläutert zu sehen, wie auch die Anführung des daraus hervorgehenden, für die Physik des Erdkörpers interessanten Resultats, dafs auf der nördlichen Halbkugel der astronomische Sommer 8 Tage länger dauert, als auf der südlichen; die Erklärung und figürliche Darstellung der Mondsbahn und Mondsphasen befriedigt uns auch nicht ganz, weil dabei keine Rücksicht auf die eigenthümliche, wahre Gestalt dieser Bahn, ihre sanft gekrümmten Ausweichungen nach beiden Seiten der Ekliptik hin, genommen ist. Die einem Rückblick auf die astronomischen Wahrheiten, S. 115, gewidmeten Schlufsbemerkungen, dürften vielleicht noch eher einige wissenschaftliche Erläuterungen über die Stellung und das Verhältnifs der Erde im Sonnensystem, als religiöse Betrachtungen enthalten, welche beim Studium der mathemat. Geographie, ohne absichtliches Hervorheben angeregt werden. — Wenn die klare, lichtvolle Darstellung schon vorhin als ein besonderer Vorzug dieses Lehrbuchs genannt worden ist, so findet dies Urtheil vorzüglich auch auf diese erste Abtheilung Anwendung, der man überall ansieht, dafs sie auf dem Wege des Unterrichtens entstanden und bemüht ist, jedem Zweifel, jeder Unklarheit des Zuhörers zu begegnen. Die 2te Abtheilung, Beschreibung der Erdoberfläche, ist als der topische Theil des Lehrbuchs zu betrachten, und enthält die Meere und Meerbusen nach Namen, Gröfse und astronomischer Lage, dann die Erdtheile nach folgenden Gesichtspunkten, und diese in nachstehender Ordnung: Grenzen, Gröfse, Gebirge, Vorgebirge, Flüsse und Flufsseen, Seen, Niederungen und Ebenen und Inseln; die Gründe, warum wir weder mit der Anordnung, noch mit der Ausführung dieses Theils, namentlich nicht mit den Gebirgsbeschreibungen, einverstanden sein können, dürften vielleicht aus unserer Beurtheilung der v. Roon'schen Schrift zu erkennen sein.

Die dritte Abtheilung: die physische Geographie, und die vierte: Pflanzen und Thiere, sind dagegen wieder vorzüglich empfehlenswerth. Aus allen Zweigen der Naturwissenschaft werden eine Menge interessanter Daten auf belehrende Weisen mitgetheilt, die dem Lehrer und Freunde der Erdkunde sehr willkommen sein müssen, zumal die neuesten Resultate berücksichtigt sind. Vielleicht fügt Hr. Verf. in einer neuen Auflage noch einige Bemerkungen über die geographisch wichtigen, chemischen Einwirkungen des Wassers auf die Veränderung der Erdoberfläche hinzu; z. B. die verschiedenartige Zersetzung oder Auflösung verschiedener Gebirgsarten, ferner über die geognostische Beschaffenheit der europäischen Gebirge, über die Eintheilung der Erde nach der Form des Niederschlags und in Pflanzenzonen; auch die numerische Vertheilung der natürlichen Pflanzenfamilien auf dem Erdkörper, wie sie Alexander von Humboldt durch Verhältnifszahlen so lehrreich ausgedrückt hat und welche als ein wichtiges physikalisches Moment zu betrachten, findet dann vielleicht noch Raum, damit dies Lehrbuch ein ebenso vollständiger als zuverlässiger Rathgeber für die grofse Anzahl solcher Lehrer der Geographie sei, welche, mit Unterricht aus anderen Lehrgegenständen überladen, dieser Wissenschaft nicht Zeit und Mittel widmen können, um durch eigene Nachforschung in gröfseren Werken sich die nöthige Belehrung zu verschaffen. Dafs der Hr. Verf. sich auch diese Aufgabe zum Theil schon gestellt hatte, scheint aus der Aufnahme mancher Gegenstände, z. B. der geologisch wichtigen Beschreibung der Höhle zu Kirkdale, mehrerer vulkanischer Eruptionen, zoologischer und botanischer Systeme, des vergleichenden Verzeichnisses der Sanskrit-Wörter mit denen sechs anderer Sprachen u. s. w. hervorzugehen.

Eine politische Geographie giebt der Hr. Vf. nicht; die letzte Abtheilung handelt vom Menschen nach Gattung, Sprache, Religion und Staat im Allgemeinen; nach unserer Ansicht über die Stellung dieses Lehrbuchs zur Wissenschaft vermissen wir die eigentliche statistische Geographie in demselben nicht, wir würden aber dann den Mangel dieses wichtigen Theils beklagen, wenn der Hr. Verf. sich überhaupt die Aufgabe gestellt hätte, direct auf ein philosophisches Studium der Geschichte und Politik, soweit es dem Geographen möglich ist, vorzubereiten.

von Bennigsen-Förder.

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

XXIV.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte und einer Beilage über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros von der Zerstörung Trojas bis zur ersten Olympiade. Breslau, 1836. *in Comm. bei Grafs, Barth u. Comp. VIII u.* 324 S. 8.

Dafs auch nach K. O. Müller's Meisterwerke die Geschichte der lykurgischen Staatseinrichtungen nach Entstehung und Entartung noch vielen Forschungen Raum gebe, noch viele Einzelfragen zu beantworten, Dunkelheiten zu erhellen und Lücken zu füllen übrig lasse, davon hatte sich Ref. durch eigene Erfahrung dergestalt überzeugt, dafs vorstehendes Buch, solange er es nur erst noch dem Titel nach kannte, recht freudige und gespannte Erwartungen in ihm erregte; aber so wenig auch diese rücksichtlich der Neuheit und Selbständigkeit der Forschung getäuscht worden sind, so kann er doch das traurige Endergebnifs nicht verhehlen, dafs ein Verfahren wie das hier beobachtete, nur dazu dienen kann, die Wissenschaft in endlose Verwirrung zu stürzen, der Subjectivität Thor und Thüre zu öffnen, und die schönste Ausstattung von Talent und gelehrtem Fleifse, welches beides wir in unserm Verfasser in vollem Maafse anerkennen, dem endlichen Schicksale des Ikarus preiszugeben. Ref. kann es überhaupt nicht billigen, wenn ein junger Mann seine gelehrte Laufbahn sofort mit der Behandlung eines *Ganzen* beginnt, das zwar dem Begriffe nach stets vor dem Einzelnen vorhanden sein und dieses organisch beleben und vergeistigend durchdringen soll, gleichwohl aber selbst der Vermittelung durch viele Einzelforschungen bedarf, um in der Reife concreter Allgemeinheit ans Tageslicht des Bewufstseins treten zu können; und dafs wir deren hier nicht etwa mehr stillschweigend voraussetzen dürfen, zeigt schon die Anlage des Buches selbst, in welchem Hr. L. offenbar mit jugendlicher Freigebigkeit die ganze Ausbeute von Combinationen und Hypothesen, die sein mit der Milch der neuesten Forschungsmethode genährter Geist von seinem ersten Ausfluge in das Gebiet der griechischen Vor- und Urgeschichte mitgebracht hat, vor uns ausschüttet, und statt seinen Gegenstand aus dieser Hülse blank und eben herauszuschälen, ihn mit einer Wolke von Ansichten über ionisches, achäisches, athenisches Alterthum umgibt, worunter sein eigentliches Thema, um uns eines gemeinen Gleichnisses zu bedienen, wie das Küchlein mit der Eierschaale auf dem Kopfe herumirrt. Vielen von Hrn. L.'s Vermuthungen oder Einwürfen gegen die hergebrachte Auffassungsweise wollen wir zwar Tiefe und Scharfsinn, manchen auch Glück und unumstöfsliche Richtigkeit nicht absprechen; aber so wenig man um einiger gelungenen Conjecturen willen sofort einen ganzen Schriftsteller ediren soll, so wenig berechtigen einige Lücken und Risse, die ein feines Auge an dem Gebäude der überlieferten Geschichte wahrnimmt, sofort an seiner Stelle ein neues aufzuführen, das jedenfalls die Spuren seiner übereilten Entstehung an sich tragen wird: wie es nur wenigen Bäumen einer schöneren Zone verliehen ist, Blüthe und Frucht zugleich zu tragen, so ist es auch einer besonderen Begünstigung des Genies vorbehalten, Kritik und Darstellung dergestalt zu verbinden, dafs in demselben Augenblicke, wo jene die Felder von den alten Stoppeln säubert, eine neue Saat unter ihren Füfsen aufspriefst; und doch geht auch bei jenen in der Regel eine lange Saatzeit stiller Pflege und eine Selbstverläugnung voraus, die nach Niebuhr's grofsem Ausspruche die Forschungen ganzer

Digitized by Google

Monate in eine Zeile zusammenzudrängen weifs, während unsere jungen Forscher, sobald sie gesäet, auch ärndten zu dürfen glauben, und dann begreiflicherweise die Mehrzahl der Früchte unreif in ihre Scheunen sammeln. Wer diesen Gegensatz nicht berücksichtigt, wird allerdings zwischen den Werken eines Böckh, Müller, Niebuhr, und eines Lachmann, Plafs, Uschold auf den äufseren Blick keinen wesentlichen Unterschied wahrnehmen: es sind dieselben Formeln der höheren Kritik, dieselben Kategorien des historischen Pragmatismus, dieselben Auskunftmittel zur Beseitigung unhistorischer Widersprüche oder Unwahrscheinlichkeiten, dieselbe Anwendung von Analogien und Parallelen, dasselbe combinatorische Verfahren in Zahlenverhältnissen, Namens- oder Begriffsvergleichungen und Benutzung fragmentarischer Einzelspuren, dieselbe Geltendmachung entlegener oder in den Hintergrund gedrängter Localsagen oder gelehrter Zeugnisse gegen die hergebrachte Ueberlieferung — und wenn daher die Ergebnisse bei weitem nicht so befriedigend und allgemein überzeugend ausfallen, als es dort der Fall ist, so kann der Grund nur in dem Mangel desjenigen Factors liegen, den erst Uebung, Erfahrung und Lebensreife zu geben vermag, nämlich des historischen Tactes und jener σωφροσύνη, ohne welche nach Sokrates ewig wahrer Lehre alle die guten Eigenschaften, die mit jener gepaart die herrlichsten Früchte tragen würden, nur den gröfsten Schaden anrichten können. Was die niedere philologische Kritik längst eingesehen hat, dafs das nämliche Verfahren, das zwanzigmal gute Dienste geleistet hat, an der einundzwanzigsten Stelle doch verkehrt sein kann, und so gewifs es ist, dafs die Abschreiber oftmals die schwerere Lesart mit der leichteren vertauscht, Worte eingesetzt oder ausgelassen, ähnliche Züge oder Laute unter einander verwechselt haben, es doch sehr gewagt sein würde, aus jeder Möglichkeit eines solchen Versehens sofort auf die Wirklichkeit desselben zu schliefsen — dessen scheint die höhere Kritik noch keineswegs in dem gebührenden Maafse inne geworden zu sein, wenn sie, weil allerdings nicht selten Anticipationen geschichtlicher Ereignisse für die vorgeschichtliche Zeit oder Verwandlung vorgeschichtlicher in geschichtliche, Uebersiedelungen von Mythen und Culten mittelst Colonien oder Zurückverpflanzungen solcher in das Mutterland, Vergötterungen verdienter Männer oder Umdeutungen localer Gottheiten in Landeskönige und Helden, Vermischungen von Zeiten, Geschlechtern u. s. w. in der älteren Sage nachweislich statt gefunden haben, sich sofort berechtigt glaubt, bei jeder Ueberlieferung, die sich nicht sofort in ihr Prokrustesbette schicken will, ein solches Reagens in Anwendung zu bringen; und je seltener es gleichwohl einem Kritiker gelingt, einen rein objectiven Standpunct zu gewinnen, desto verschiedener müssen begreiflicherweise bei der Mannichfaltigkeit und dem Gleichgewichte der entgegengesetzten kritischen Kategorien die Ansichten über einen und den nämlichen Gegenstand ausfallen, sobald der Forscher noch nicht bis zum Mittelpunkte der Sache vorgedrungen, sondern erst noch auf dem Wege nach demselben Begriffe ist, wo denn, um der Seitenwege oder Sehnen noch gar nicht zu gedenken, selbst der Radien eben so viele sein müssen, als es individuelle Ausgangspunkte an der Oberfläche gibt. Recht deutlich beurkundet sich diese subjective Verschiedenheit der Resultate bei anscheinend völlig gleicher Methode gerade an den beiden jüngsten ganz gleichzeitig und unabhängig von einander erschienenen Werken dieser Art, von welchen das eine, Uschold's Geschichte des trojanischen Kriegs, zwar bereits in diesen Blättern angezeigt worden ist, von uns aber wenigstens in so fern noch einmal wird berührt werden dürfen, als es mit dem andern, dessen Beurtheilung uns hier obliegt, trotz eines gemeinschaftlichen Hauptgedankens, nämlich der schon von Völcker behaupteten Antedatirung der Eroberung Ilions in der gewöhnlichen Sage und der ursprünglichen Unabhängigkeit derselben von dem Pelopidenhause, gleichwohl in so vielen andern selbst innig damit verknüpften Punkten in so diametralen Gegensatz tritt, dafs eine Vergleichung beider fast allein schon zur Würdigung dieser ganzen Verfahrungsweise hinreicht, wie sie von Hrn. L. namentlich in dem ersten Abschnitte seines Buchs oder der Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte (S. 1—86) beobachtet worden ist. Nach Hrn. Uschold (S. XXVII und 177) sind Kadmos und Jasion Namen des thracischen Hermes, während sie unser Verf. (S. 7 und 10) mit dem griechischen Zeus identificirt und (S. 63) Jasion einen minyeischen Gott nennt; jenem sind die Kadmeonen Thraker (S. XVIII und 44), während sich nach diesem der Dienst des Kadmos an das

Digitized by Google

pelasgische Dodona anknüpft (S. 41); jener erklärt Pelops für einen Karer (S. XVII und 171), dieser hält seinen Dienst für uralt pelasgisch (S. 50), findet ihn nur bei Achäern (S. 52) und vermuthet, dafs erst die Aeoler ihn nach Kleinasien gebracht hätten (S. 53); jenem gilt Erichthonius als Symbol der aufsprossenden Saat (S. 277), diesem als menschliches Abbild Apoll's (S. 41); jener schliefst aus dem Vorkommen des ächt hellenischen Apollodienstes in Troja auf Vermischung der Teukrer mit pelasgischen Colonisten (S. 47), dieser glaubt ihn den Achäern eigenthümlich (S. 39); die Trojaner selbst sind jenem Thraker (S. 262), diesem tyrrhenische Pelasger minyeischen Stammes (S. 63); die Minyer nennt jener den vorzüglichsten Zweig der Aeoler (S. 215), während dieser nicht die geringste Stammverwandtschaft zwischen beiden erblickt (S. 39) und vielmehr Minyer und Jonier verbindet (S. 37); jenem gilt Odysseus als Repräsentant des äolischen Stammes, so wie Achill für die myrmidonischen Achäer (S. 62), diesem scheint der Name der Aeoler erst durch Uebertragung auf die Achäer in Asien zur Stammbezeichnung geworden zu sein (S. 39), während er die Myrmidonen mit in dem Kreise des ionischen Stamms begreift (S. 38); jener erblickt in den Pelasgern einen Hauptzweig der Achäer (S. 215), dieser läfst gerade mit den Achäern das Hellenische in einen bestimmten Gegensatz mit dem Pelasgischen treten (S. 45); jenem ist Herakles ein pelasgischer Heros und die Herakliden ein Zweig der Pelasger (S. 44 und 215), bei Hrn L. heifst er einmal der achäische Nationalgott (S. 63), ein anderesmal der erste und älteste dorische Nationalheros (S. 88) mit dem nachträglichen Zusatze (S. 98): „die Vermischung beider Gottheiten, welche vielleicht auch ursprünglich dieselben waren, liegt so ganz in dem Wesen alter Sagenverbindung, dafs es zu ihrer Erklärung nicht der Annahme einer besonderen politischen Ursache bedarf"; eben so rechnet Hr. Uschold Tyndareus mit seiner ganzen Sippschaft zum lelegisch-thracischen Volkstamme oder vielmehr unter dessen Gottheiten (S. 116 fgg.), Hrn. L. dagegen gilt Tyndareus für minyeisch, seine Söhne, die Dioskuren, für dorisch (S. 57), die Leleger aber als ein pelasgischer Volkstamm, der von den Minyern in Unterthänigkeit gebracht worden sei (S. 81) u. s. w. Ref. überläfst es seinen Lesern, sich selbst aus dieser kurzen Parallele ein Urtheil über die alle Begriffe übersteigende Schwindelei dieser jüngsten Geschichtforschung zu bilden, und fügt seinerseits nur die Bemerkung bei, dafs, so wenig er auch das strenge Gericht mifsbilligen kann, das in diesen Jahrbüchern über das Uscholdische Buch ergangen ist, ihm letzteres gleichwohl in den hier berührten Partien noch bei weitem den Vorzug vor dem Lachmannischen zu verdienen scheint, insofern es theils den Aeolern, diesem Hauptvolke der heroischen Zeit Griechenlands, wenigstens einige Berücksichtigung angedeihen läfst, theils das unbestreitbare Verdienst hat, auf die noch lange nicht genug erwogene Wichtigkeit der Lelegerherrschaft für Griechenlands Vorgeschichte und Mythenbildung zuerst aufmerksam gemacht zu haben, während Hr. L. diese, obschon sie gerade für Lakonika den Anfangspunkt geschichtlicher Erinnerung bilden, mit drei Zeilen abfertigt, die Aeoler aber, wie es scheint, ursprünglich auf die einzigen Böoter beschränkt und statt deren den ganzen Zwischenraum zwischen der pelasgischen Periode und der dorischen Wanderung mit Joniern und Achäern ausfüllt, von welchen die letzteren deutlichen Spuren zufolge selbst nur ein Zweig des äolischen Stamms zu nennen sind *), die erstern aber für die vorgeschichtliche Zeit Nichts vor den Doriern voraus haben und die Bedeutung, die sie hier gewinnen, nur durch die willkürlichsten Voraussetzungen und Combinationen erhalten können. Die Geschichtskundigen unter unsern Lesern haben sich gewifs schon verwundert, als wir vorhin anführten, dafs Hr. L. Myrmidonen und Minyer von ihren überlieferten Stämmen trenne und dem ionischen beigeselle; je überraschender aber eine Behauptung ist, desto näher liegt der Gedanke, dafs ein Mann von Geist und Kenntnissen sie doch nicht ohne Gründe aufgestellt haben werde, und defshalb wollen wir wenigstens an diesem Beispiele die Verfahrungsart beleuchten, durch welche Hr. L. auf die in dieser Einleitung aufgestellten unerhörten Resultate gekommen ist; auf die Theokrasien, mit welchen er das Buch beginnt, auf seine Hypothesen über den Entwickelungsgang der griechischen Religion von Dodona bis Kreta, auf seine Ansichten von den Kure-

*) S. Lehrbuch d. griech. Staatsalterth. §. 8, n. 11, wozu ich noch Pindar's Zeugnifs füge, der Nem. XI. 45. den Zug, den der Achäer Pisander mit Orestes von Amyklä aus führt, *Αἰολέων στρατιὰν χαλκεντέα* nennt.

Digitized by Google

ten und Kabiren, von der Urgeschichte Theben's u. s. w. werden wir dann nicht näher einzugehen brauchen. Nur einen Punkt müssen wir auch in der letztgenannten Beziehung hier berühren, weil er sowohl mit der dem ionischen Stamme gegebenen Ausdehnung, als auch mit Sparta's Vorgeschichte enger zusammenhängt; nämlich die Art und Weise, wie Hr. L. die tyrrhenischen Pelasger, die bekanntlich nach der Eroberung Theben's durch die Böoter über Attika nach Lemnos gezogen sein und dort die Minyer zur Auswanderung nach Lakonika genöthigt haben sollen (Herod. IV. 145), mit diesen nämlichen Minyern identificirt und daraus S. 79 folgende Schlüsse zieht: „es ist *also* sicher, dafs die tyrrhenischen Pelasger oder Minyer, mit welchen Philonomos Amyklä bevölkert haben soll, nicht von Lemnos abzuleiten sind; *also* müssen sie schon vor der dorischen Wanderung in diesen Gegenden gewohnt haben, sie müssen *also* damals in einem untergeordneten Verhältnisse zu den Achäern gestanden haben — vor der Ankunft der Achäer können *demnach* nur sie allein die Herrschaft des Landes besessen haben;" woraus dann der minyeische Tyndareus und die ganze Bedeutung, die er Pausanias und allen Zeugnissen entgegen diesem Volke auf Kosten der Leleger in Spartas Geschichte gibt, nothwendig folgt. Doch auf diese kommen wir erst später; was aber die genannte Identität der Minyer und Tyrrhener betrifft, so stützt sie sich nur auf eine ähnliche Schlufsfolgerung, wie sie auch seiner Identificirung der Minyer und Jonier zu Grunde liegt, weil letzterer Name den ganzen Gegensatz des Nichtachäischen umfasse (S. 45): eben so schliefst er auch jene Stammeinheit daraus (S. 74), dafs die Tyrrhener in demselben Gegensatze zu den kadmeischen Königen erscheinen, wie die Sparten, die er nach Müller's Vermuthung (Orchom. S. 230) für einen minyeischen Volkstamm hält; die Rückkehr der Kadmeer mit den Böotern aber sei spätere Erdichtung, *folglich* auch ihre Vertreibung durch die Tyrrhener, und wenn *also* die Tyrrhener die früheren Bewohner Thebens gewesen seien, so könnten sie auch wohl schwerlich ein anderes Volk als die in Theben befindlichen Phlegyer oder Minyer gewesen sein! Wie sich Hr. L. dabei ihr Verhältnifs zu den Kadmeern denkt, wollen wir gar nicht fragen; denn wenn (S. 32) die Kadmeer, von welchen nach Herod. I. 56. die Dorier aus ihren Sitzen in Histiäotis vertrieben wurden, keine andern als die Böoter gewesen sein sollen, so müfste Kadmus selbst und sein Dienst erst mit der böotischen Eroberung in Theben einheimisch geworden und das ganze Kadmeerreich mit allen seinen Mythen antedatirt sein, wie er denn auch S. 33 die nachherige Flucht zu den Böotern mit der früheren zu den Encheleern zusammenwirft: gleichwohl aber sollen (S. 75) die tyrrhenischen Pelasger oder die Minyer (S. 44) durch langen Aufenthalt in Theben den kadmeischen Cultus angenommen haben, und müfste dieser demnach schon vor der Vertreibung der Tyrrhener durch die Böoter dort vorhanden gewesen sein, wie denn auch (S. 102) Eteokles und Polynices als Vertreter zweier königlichen Familien dargestellt werden, deren letzterer als Minyer gelten *müsse*, während ersterer, der ältere, als Kadmeer erscheine — man sieht, es geht dem Vf. wie dem Zauberlehrling, der, nachdem er alle Schleusen mythischer Deutungsweise auf einmal aufgezogen, sich am Ende selbst nicht mehr vor ihren Consequenzen zu retten weifs! So viel ist jedenfalls gewifs, dafs die Verwechselung der Tyrrhener und Minyer in Lakonika bei späteren Schriftstellern (nicht in den lacedämonischen Colonialsagen, wie es S. 75 heifst) Niemanden berechtigt, sie in Böotien zu identificiren, wo von allen Schriftstellern die Minyer als altansäfsige, die Tyrrhener als eingewanderte betrachtet werden, und wenn wir auch zugeben, dafs das Verhältnifs beider zu den thebanischen Kadmeern gleich feindselig erscheine, so findet doch erstens das Gleiche auch zwischen Sparten und Phlegyern statt (Welcker kret. Colonie S. 82) und zweitens mufs den Spuren der Sage nach in der Zeit, wo die Tyrrhener übermächtig gegen die Kadmeer auftreten, die Kraft der Minyer bereits als gebrochen betrachtet werden (Diodor. IV, 10; Strabo IX, p. 401).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt findet der Schlufs, dafs zwei Gröfsen, die einer dritten entgegengesetzt sind, unter sich gleich sein sollen, in der Geschichte noch weniger Anwendung als der mathematische, der aus ihrer Gleichheit mit einer dritten ihre eigene folgert; mit demselben Rechte dürfte ein anderer Forscher, Parther und Perser, Sarazenen und Osmanen, Gallier und Franken, Britten und Angelsachsen assimiliren, die ja auch manchmal mit einander verwechselt worden sind, und wenn auch Hr. L. aus diesen Beispielen selbst wenigstens für seine Verknüpfung der Minyer und Jonier Analogien einer allmähligen weiteren Ausdehnung eines ursprünglich besonderen Stammnamens herleiten könnte, so bliebe ihm doch immer noch gerade diese mifsbräuchliche Ausdehnung für das griechische Mutterland, um das es sich hier allein handelt, zu beweisen übrig, während nach Herod. I, 146. erst in den kleinasiatischen Colonien die Verschmelzung dieser ursprünglich stammverschiedenen Völker, und zwar NB. eben sowohl Kadmeer als Minyer mit den eigentlichen Joniern vor sich ging. Auch sind seine weiteren Gründe für diese letztberührte Verwandtschaft von der Art, dafs sie, richtig erfunden, vielmehr ein inneres als ein äufseres Band andeuten würden, indem er sich namentlich auf Gleichheit des Poseidoncultus zwischen Joniern und Minyern stützt. Doch was diesen letzteren betrifft, so finden wir Poseidon entweder nur in solchen Städten Böotiens, wo keine nachweisliche Spur von Minyerherrschaft vorkommt, wie in Onchestos, oder in Genealogien, wie die bei Pausan. IX. 36. 3., wo Chrysogoneia, die Tochter des Halmos, mit Poseidon den Chryses und dieser den Minyas erzeugt, und wo sein Name offenbar nicht der Stammgott, sondern das personificirte Meer ist, auf welchem die Minyer Reichthümer und Gold erwarben; ja das Schönste ist, dafs dieselbe Genealogie, nach welcher die Königsreihe von Orchomenos ihren Ursprung von Poseidon abgeleitet haben soll (S. 37), uns durch Sisyphus und Athamas auf Aeolus hinausleitet, mit welchem Hr. L. die Minyer schlechterdings nicht verbunden wissen will (S. 39), und ebenso sind die Meliden in Pylos, die Nachkommen von Aeolos Enkelin Tyro mit Poseidon, gleichfalls Aeoler, während der Zusammenhang, worin sie mit den Minyern gesetzt werden (Müller Orchom. S. 370) für Hrn. L. um so weniger Beweiskraft haben durfte, je geneigter derselbe sonst ist, sagenhafte Zustände als rückdatirt aus späteren geschichtlichen zu betrachten. Dafs die pylischen Könige bei Pausan. IV. 3. 3. Minyer heifsen, hat Hr. L. S. 190 sich freilich ohne weiteres angeeignet, doch durfte er nicht übersehn, dafs jene Lesart auf blofser Conjectur beruht und aus dem handschriftlichen ὁμιλίαι sich ebensowohl mit Sylburg auf Νηλεῖδαι schliefsen läfst; wäre es freilich richtig, was er S. 75 sagt, dafs, wo ein bestimmtes Volk unter dem Namen Pelasger vortrete, es fast immer die Tyrrhener seien, so könnte er auch Paus. IV. 36. 1. zu Hülfe rufen, wo diese nämlichen Neliden Pelasger aus Jolkos heifsen, was denn nach ihm = Tyrrhener und diese = Minyer sein würden; doch werden sie dort offenbar nur als griechische Aeoler (Lehrbuch §. 8. u. 10.) den barbarischen Lelegern entgegengesetzt, und wenn man jenen Schlufs in Hrn. L.'s Weise weiter fortsetzen wollte, was würde dann aus jener Trennung von Joniern und Pelasgern, die Hr. L. so weit ausdehnt, dafs er die religiöse Cultur der Minyer ganz von Dodona unabhängig macht (S. 42) und selbst die Aegialeer den ionischen Namen erst in Attika angenommen haben sollen (S. 35), während doch hier, wenn irgendwo, der Cultus des helikonischen

Digitized by Google

Poseidon (Herod. I. 148.; Strabo VIII, p. 384.) auf uralte ionische Stammsitze deutet! Nach diesen Proben können unsere Leser bereits entnehmen, wie es mit des Vfs. Annahme bestellt ist, dafs der ionische Stamm vor dem achäischen im Besitze des Peloponnes gewesen sei (S. 45); ihre Verwunderung wird aber noch zunehmen, wenn sie hören, dafs darunter auch die Myrmidonen in Aegina und die Danaer begriffen sind, von welchen in der gewöhnlichen Sage die ersteren Achäer, die andern ägyptische Kolonisten, nach Müller die ersteren Hellenen, die letzteren bereits Achäer waren. Ref. will sich hier über diese kitzliche Puncte nicht weiter aussprechen, da er jedenfalls auch nur Hypothesen bieten könnte; aber so viel weifs er, dafs Hrn. L.'s Gründe hier wo möglich noch unhaltbarer als bei seiner Ansicht von den Minyern sind. Denn dafs die Amphiktyonie von Kalaurea, als deren Theilhaber Hr. L. die Aegineten ebensowohl als die Orchomenier zu Joniern macht, eben so wenig als jede andere Amphiktyonie eine Stammverwandtschaft voraussetzt und vielmehr gerade den Mangel eines verwandtschaftlichen Bandes zwischen verschiedenen in Berührung tretenden Stämmen zu ersetzen bestimmt war, ist seine feste auch im Lehrbuch d. griech. Staatsalterth. §. 11. niedergelegte Ansicht; der Name *Aktor* d. h. *Führer* aber, den die Genealogie der Myrmidonen mit der orchomenischen, lapithischen, elischen gemein hat, beweist um so weniger, als der ionische Ursprung aller dieser Völker selbst noch mehr als problematisch ist, während der athenische *Aktäus* einer ganz andern Sprachwurzel angehört; und was die Aufnahme der salaminischen Aeantiden oder der pylischen Alkmäoniden in den athenischen Adel betrifft, so kann diese eben so wenig als die der kadmeischen Gephyräer (Her. V. 57.) oder die der Agiden in Sparta als Zeugnifs einer Stammverwandtschaft gelten in einer Zeit, wo der Adel sich gern mit den zersprengten Resten fremder edler Geschlechter verschwistert und verstärkt zu haben scheint. Gleiches gilt von der Ausdehnung des ionischen Reichs über alle diejenigen Städte, die der homerische Schiffskatalog B. 559 fgg. dem Diomedes gibt (S. 46), während es doch Hrn. L.'s eigenen Grundsätzen weit angemessener gewesen wäre, auch hier eine Rückdichtung aus der Zeit, wo Homer lebte, in jene trojanische anzunehmen, wo Epidaurus und Trözen leicht noch eben so getrennt von Argos gewesen sein mögen, als Mycenä und Korinth, die der Dichter unter Agamemnon's Scepter vereinigt; der Schlufs von dem ionischen Charakter einzelner dieser Städte auf alle ist um so mifslicher, als Homer sie ausdrücklich unter dem Namen κοῦροι Ἀχαιῶν zusammenfafst, und die Willkür des Vfs. um so gröfser, als sowohl Diomedes als auch sein Grofsvater Adrastus, von dem er sein Reich geerbt haben soll, in der überlieferten Sage mit Aeolus zusammenhängen, und man urtheile von dieser Genealogie was man wolle, jedenfalls der äolische und ionische Stamm im Alterthume so getrennt erscheinen, dafs eine spätere Verwechselung beider kaum denkbar ist; ja wäre eine solche erfolgt, so hätte sie gewifs mehr Aeolisches auf ionischen Namen geschrieben als umgekehrt, weil der letztere geschichtlich in demselben Maafse wuchs als der erstere einschrumpfte. Dafs nun aber diese ionische Herrschaft von Argos und Tiryns sich selbst bis auf die Danaer hinauferstrecken soll, beruht auf keinem andern Grunde, als auf der mythischen Feindschaft der beiden Brüder Akrisius und Prötus, die nach Hrn. L. zwei entgegenstehende Dynastien von Joniern und Achäern repräsentiren, gleichwie er auch in dem Bruderzwiste von Eteokles und Polynices (S. 102) und in dem Zwiespalte der beiden spartanischen Königshäuser (S. 137) sofort den Gegensatz zweier ursprünglich getrennter Stämme ausgeprägt sieht; für seine Ansicht freilich, die, wie Ref. schon anderswo gerügt hat (de vestig. instit. vett. in Plat. Legg. p. 26), den modernfeudalen Grundsatz der Majorate in's griechische Alterthum hinüberträgt (S. 172 fgg.), ist diefs ein sehr willkommenes Auskunftmittel, um die Erbtheilungen oder Gesammtregierungen der griechischen Sagengeschichte zu beseitigen; uns hingegen, die wir der Sage zwar häufig eine allzugrofse Annäherung an den geschichtlichen Charakter, aber niemals eine auffallende Abweichung von der herrschenden Anschauungsweise des Volkes zutrauen, scheint ein solcher Pragmatismus weder den Ansprüchen der Geschichte noch der Mythendeutung zu entsprechen, von welchen jene zu viele Beispiele feindseligen Hasses stammverwandter Städte kennt, um aus jeder Feindschaft sofort auf Stammverschiedenheit zu schliefsen, diese aber in Danaus ganzer Genealogie zu viele symbolische Stoffe enthalten findet, um ihr nicht vielmehr eine rein mythologische als eine halb historische Bedeutung beizulegen (Völcker's

Digitized by Google

Mythol. d. iapet. Geschl. S. 192). Namentlich wundern wir uns billig, dafs Hr. L. in Perseus lieber hat den Erbauer Mycenä's und mythischen Gründer der achäischen Herrscher als ein Sonnensymbol (Creuzer's Symbol. B. IV, S. 59) oder eine andere derartige Beziehung erblicken wollen, wozu er hier wenigstens eben sowohl als bei Kadmus berechtigt war; aber auch abgesehn hiervon ist es die gröfste Willkür, ihn von dem Namen der Danaer abzulösen, der in seiner Mutter Danae noch in ganz specielles Verhältnifs zu ihm tritt, und ihn dem achäischen, jene dem ionischen Stamm zuzuweisen, die Hr. L. gerade, je richtiger er sie im Principe getrennt hat, hier in der Anwendung nicht hätte wieder so nahe an einander bringen sollen. Dafs die Jonier sich im alten Argolis auf den östlichen Küstenstrich, die s. g. ἀκτή beschränkten, dafs Danaus und sein Geschlecht für jeden, der sie nicht zu Aegyptern macht, schon durch die Thesmophorien (Herod. II. 171.) zu Pelasgern werden müssen, dafs der Name der Achäer sich im Peloponnes auf's Engste an die Atridendynastie anknüpft, sind bekannte Dinge, und wenn Hr. L. diese Annahme blofs defshalb verwirft, weil er sie durch ein künstlicheres Systém ersetzen zu können glaubt, so findet hier, wenn irgendwo das Sprüchwort *le mieux est l'ennemi du bon* seine Anwendung; genauer betrachtet aber hat seine Ansicht auch nicht einmal das Verdienst gröfserer Consequenz als die allerdings wunderlich verschränkte Tradition; denn da er die Atridenherrschaft in Argolis ganz läugnet und auf Lakonika allein beschränkt, während er dort die Persidenherrschaft bis auf den Heraklideneinfall fortbestehn läfst und Eurystheus mit dem letzten Pelopiden gleichzeitig denkt (S. 59), so fällt aller Grund weg, wefshalb er überhaupt Achäer in Mycenä anzunehmen berechtigt wäre, und man weifs doch am Ende nicht, welcher Stammunterschied in jenem Streite der beiden Brüder enthalten sein könnte! Auch Pelops, der ihm, wie oben bereits bemerkt, ein achäischer Heros ist, scheint ihm in Argolis nicht verehrt worden zu sein (S. 61); gleichwohl aber läfst er den Cultus desselben durch die Aeoler nach Kleinasien bringen (S. 58), und diese Aeoler gingen nach Angaben, die er selbst als auf sicherem geschichtlichen Grunde stehend bezeichnet (S. 60), gerade unter Penthilus von Argolis aus und Hr. L. macht selbst darauf aufmerksam, wie dieser Penthilus nach der Dichtung aus dem den Atriden feindlichen Hause des Thyestes dargestellt werde (S. 61) — so schwimmt und gährt hier Alles durch einander, und obschon wir nach den reichen Elementen, die diese Gährung darbietet, nicht zweifeln, dafs sie bei Hrn. L. selbst dermaleinst zu edlem Weine gedeihen werde, so müssen wir doch für die Wissenschaft die hier mitgetheilte Probe als verloren betrachten, weil sie viel zu frühe aus dem Fasse geschöpft ist, als dafs sie irgend Klarheit und Consistenz haben könnte.

Dieselbe Erscheinung haben wir nun auch in dem eigentlichen Haupttheile des Buchs, der Entwickelungsgeschichte des dorischen Stamms und der spartanischen Verfassung insbesondere zu verfolgen, wo sie zwar durch die Concentrirung auf einen bestimmten Gegenstand nicht in so sichtbarer Mengerei des Verschiedenartigsten hervortritt, für den tieferen Blick dagegen sich nur um so intensiver und unbegreiflicher kund gibt. Gleich der erste Satz, auf den wir hier stofsen, bestätigt diefs auf merkwürdige Weise. Hr. L. spricht von den drei Phylen der Hylleer, Dymanen und Pamphylen, und fährt, nachdem er mit Recht in den Hylleern als Nachkommen des ältesten dorischen Nationalheros Herakles den vornehmsten Stamm erkannt hat, S. 89 wörtlich so fort: „Wir kennen aber kein anderes Volk der Hylleer, als das in den akrokeraunischen Bergen in dem äufsersten Norden von Epirus, wo Hyllos in *selbständiger* Gestalt als einheimischer Stammheros verehrt wurde; wir müssen dieses Volk um so mehr für die Stammväter der späteren Dorier halten, da aus diesen Gegenden, wie oben wahrscheinlich gemacht worden ist, der den Doriern und Achäern eigenthümliche Apollocult überhaupt herstammt."

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

Lehrbuch der christlichen Religion für Schule und Haus. Erster Theil: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der katholischen Kirche. Zweiter Theil: das christliche Leben, dargestellt für höhere Unterrichtsanstalten und gebildete Christen überhaupt. Von Dr. Joseph Beck, Professor am Gymnasium zu Freiburg und Mit-

Digitized by Google

glied der histor. Gesell. daselbst. Hannover, 1835 *und* 36.

Nur eine kurze und gedrängte mehr den Charakter, als das Einzelne des vorliegenden Buchs in Anspruch nehmende Beurtheilung kann nach der Bestimmung der Jahrbücher hier gegeben werden. Es gereicht dem würdigen Verfasser dieses Buchs nicht zum geringen Verdienst, dem auch in der kathol. Kirche neu erwachten Bedürfnisse, nehmlich eine im gebildeten Geiste der theologischen Behandlung verfafste Glaubens- und Sittenlehre für höhere Unterrichtsanstalten besitzen zu wollen, entgegen gekommen zu sein. Wie die protestantische Kirche fast an einer Ueberfülle solcher Schriften leidet: gab sich bisher in der katholischen Kirche ein auffallender Mangel kund. Nehmen wir das Beck'sche Buch als das erste, welches in dieser Beziehung einen erfreulichen Anfang macht: so kann die Kritik weniger strenge sein, und das um so eher, als Schriften dieser Art durch die Mitte, welche sie zwischen einer Dogmatik und einem Katechismus einnehmen, nicht nur eine tüchtige theologische Bildung, sondern, was fast noch mehr sagen will, eine gewisse pädagogische Popularisations-Kunst des eigentlich theologischen speculativen Inhalts voraussetzen. Denn nothwendig ist die Forderung zu stellen, dafs ein solcher Schriftsteller auf dem Höhepunkte der philosophisch-theologischen Bildung unserer Zeit stehe, um sowohl den veralteten Kategorien bereits verschollener Philosophien, als auch den einseitigen Gegensätzen des sogenannten Rationalismus und Supernaturalismus auszureichen. Zwar könnte man geltend machen, dafs hier wohl die concrete unmittelbare Einfachheit eines biblischen Christenthums die sicherste Stellung gewähren würde; aber wir wissen und sehen es täglich, wie auch eine biblische Theologie, will sie anders nicht ein geistloses Convolut von Bibelstellen sein, des theologischen und darum auch des philosophischen Gedankens nicht entbehren kann. Daher denn auch die sogenannte biblische Dogmatik, so partheilos sie erscheinen will, immer eine bestimmte Stellung zur Philosophie kund giebt.

Nach diesen Vorbemerkungen müssen wir bei aller lobenden Anerkennung eines gebildeten in diesem Buche herrschenden Geistes doch auch bedauern, dafs der Verf. nur einer Philosophie im Sinne eines *Fries* anhängt und dadurch nicht blofs in der formellen Einleitung dieses Werks, sondern auch in der Behandlung der dogmatischen und ethischen Bestimmungen den eigentlichen Lebenspunct der theologischen Sätze an so vielen Stellen in seinem frischen Pulsiren aufhält, so dafs sehr oft bleiche Schatten statt seelenvoller Bilder uns vorgeführt werden. Es mufs diefs Hinneigen zu einer aplanirenden Generalisirung der Sätze um so mehr in einer Kirchengemeinschaft auffallen, welche immer ein Eigenthümliches und Bestimmtes in ihren Dogmen, Symbolen und Ritualien aufrecht zu halten, so eifrig bemüht gewesen ist. Wüfste man nicht durch den Titel, so wie durch die Erwähnung der dem Katholicismus eigenthümlichen Sacramente, dafs der Verf. dieser Schrift Glied der genannten Kirche wäre: man würde das Buch sicherlich für ein Product eines gebildeten protestantischen Supernaturalisten halten. Warum sagte der Verf. auf dem Titel „nach den *Grundsätzen* der kath. Kirche?" Doch darüber mögen sich katholische Beurtheiler näher erklären. Wir erwähnen und tadeln die abstracte und fast aller confessionellen Bestimmtheit entkleidete Allgemeinheit nur in so fern, als dieselbe mehr eine Frucht eines verständigen, als vernünftig speculativen Anschauens und Denkens ist. Eine nothwendige Folge der zu grofsen Hingabe an diese verständige Richtung war es auch, dafs in dem in Rede stehenden Buche der christliche Glaube und die Sitte gänzlich gesondert wurden.

Sollte das Buch, was wohl zu erwarten steht, eine zweite Auflage erleben: so möchten wir den Herrn Verf. dringend ermahnen, die formelle Einleitung ganz wegzulassen, da sie aufser allem Zusammenhang mit der Glaubens- und Sittenlehre selbst steht. Die aus der gewöhnlichen Schullogik und Psychologie entlehnten Sätze werden ja auf Gymnasien füglicher in eigenen Unterrichtsstunden zum Gegenstande der Lehre gemacht. Auch noch aus dem Grunde möchten wir dazu rathen, da zu auffallend veraltete Ansichtsweisen uns hier begegnen. Denn die *Vernunft* unter die Kategorie der Unmittelbarkeit zu stellen, (S. 6 ff.) dagegen nur dem *Verstande* ein vermitteltes Wissen zuzuschreiben, ist doch einestheils eine willkürliche Verwirrung des auf Etymologie gegründeten philos. Sprachgebrauchs, als es auch beim Verf. aus der Neben-Absicht geschah, um von Vorn herein den Streit der Vernunft mit der Offenbarung als unstatthaft zu bezeichnen. Hatte der Verf. eine Kenntnifs von der Dialektik des Unmittelbaren und Mittelbaren, des Objectiven und Subjectiven; so möchte er nicht so steif an Sachen hängen, über die der Gedanke längst Gericht gehalten hat.

Ungeachtet dessen wird die höchst achtbare christlich-religiöse Gesinnung, die bescheidene Milde, die gediegene Schriftkenntnifs, die gehaltene würdevolle und hin und wieder auch geistreiche Darstellungsgabe des Verfs. alle Anerkennung verdienen und seinem Buche den Weg bahnen zu vielen Schulen und Häusern. Und so wie nun auch in neurer Zeit aus den theologischen Schriften der protestantischen Kirche immer mehr die einseitige negative Stellung gegen den Inhalt der Schrift- und Kirchenlehre verlassen worden, und nicht minder gebildete zur Pflege der Wissenschaft berufene Katholiken sich von dem lebensvollen Geiste der protestantischen Kirche haben bewegen lassen: so deuten gewifs diese Vorzeichen auf eine bessere Zukunft unsers christlichen und kirchlichen Lebens. In diesem Sinne schenken wir dem Verf. alle Anerkennung und wünschen, das das Buch von Vielen mit Nutzen gebraucht werde.

Klöpper.

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung).

Hier fällt uns ein, dafs wir oben zu erwähnen vergessen haben, was hier bereits als erwiesen vorausgesetzt wird, dafs nämlich nach Hrn. L. (S. 39) wie den Joniern Poseidon, so den Achäern Apollon eigenthümlich ist; — wie er es dann auch den Doriern sein soll, die so entschieden feindselig gegen jene auftreten und im Uebrigen gar nichts mit ihnen gemein haben, begreifen wir freilich eben so wenig, als wir Apoll's Verfahren gegen die Achäer im trojanischen Kriege mit dieser Annahme einer ursprünglichen Beziehung desselben zu jenem Stamme vereinigen können; aber prüfen wir Hrn. L.'s Gründe für seine Behauptung, so finden wir auch nur solche Spuren apollinischen Cultus bei Achäern, die sich eben so wohl und noch besser auf spätere Aneignung beziehen lassen. Denn das Bundesfest, welches die achäisch-äolischen Städte Kleinasiens beim Tempel des gryneischen Apoll gefeiert haben sollen, ist eine durch nichts bestätigte ganz unhaltbare Vermuthung von St. Croix, wie ich diefs in meinem Lehrbuche §. 76, n. 12 längst bemerkt habe; die zahlreichen Weiheplätze Apoll's an der äolischen Küste aber rühren aller Wahrscheinlichkeit nach bereits von den älteren Einwohnern her, die hier, wie die Ilias zeigt, einen dem hellenischen Apoll analogen Gott verehrt haben müssen, und nicht besser steht es auch mit der Nachweisung dieses Cultus im Achaja des Mutterlandes; in Aegeum wenigstens ist Apoll nach Pausanias VII. 23. 7 (nicht VII. 27. 7) in keinem andern Sinne *Stadtgott* als die übrigen dort genannten Hera, Athena, Dionysos, Zeus Soter u. s. w., die doch nicht alle werden den Achäern eigenthümlich sein sollen; in Pallene erinnern die Theoxenien (Paus. VII. 27. 2) aufs Deutlichste an delphischen Ursprung (Boeckh ad Pind. Ol. IX. 102), und wenn wir auch anderswo ein höheres Alter dieses Cultus voraussetzen wollen, so leiten wir ihn am Besten bereits von der vorachäischen Bevölkerung der Jonier her, die Hr. L., wie wir oben sahen, ganz ohne Grund in Abrede stellt. Zwar sind wir völlig mit ihm einverstanden, wenn er (S. 40) den ionischen Apoll ursprünglich als verschieden von dem dorischen betrachtet, dafs aber beide nachmals verwechselt wurden, zeigt Athen's Beispiel (s. Lehrbuch §. 96, n. 8 fgg.) und was das Schönste ist, Hr. L. hat sie an der Stelle, von der wir ausgingen, selbst verwechselt, wenn er seinen dorisch-achäischen Apoll aus der Gegend von Dodona herleitet; denn nach S. 10 kann es wohl nicht bezweifelt werden, dafs der Gott, welcher in Dodona als Apoll erwähnt wird, ganz eigentlich der dodonäische Zeus, der Kadmilos selbst ist (*sic*), der auch ein Sohn des Hephästos genannt wird, und gerade dieser Sohn des Hephästos oder die niedere Potenz desselben (*sic*), das altpelasgische Sonnensymbol, ist ihm der ionische (S. 40), dessen Vorkommen in Dodona folglich, auch alles Uebrige zugegeben, doch nichts für die Ursitze der *Dorier* beweisen würde! Auch die „Verehrung des Hyllos in selbständiger Gestalt als einheimischen Stammheros" ist ein reines Phantasiebild des Verfs.; die Alten erzählen ganz einfach von einem illyrischen Volke der Hylleer, dessen Stifter Hyllus, Herakles Sohn von der Melite, gewesen sei, und wie nahe lag hier nicht nach Hrn. L.'s eigenen Principien die Vermuthung, dafs die Griechen, durch einen ähnlichen Klang verleitet, wie sie die Meder von Medea, die Perser von Perseus ableiteten, ein barbarisches Volk mit einem bekannten Namen ihrer Mythologie in Zusammenhang

Digitized by Google

gesetzt haben? Ohnehin hat jener Hyllus nicht einmal die nämliche Mutter mit dem Stammvater der dorischen Hylleer, wefshalb auch der Scholiast zu Apollon. Rhod. IV. 1149 geradezu zwei Heraklessöhne dieses Namens annimmt; und gesetzt auch man wollte dieses Auskunftsmittel verschmähen und jene Hylleer wirklich mit diesen für stammverwandt halten, könnten sie nicht eben sowohl ein versprengter Zweig des dorischen Gesammtvolkes sein, der, wie Scymnus Chius v. 409 sagt, mit der Zeit barbarisirt worden wäre? Doch das Etymologicum Magnum nennt diese angeblichen Stammväter der Dorier schlechtweg ἔθνος κελτικὸν und so ergibt sich, wenn wir Hrn. L. folgen, das Unerhörte, dafs das ächteste und ursprünglichste aller hellenischen Völker ein Conglomerat von Celten, Illyriern und einem gemischten Haufen namenloser Fremdlinge sein würde; denn diefs ist, um nun weiter in unserm Berichte fortzufahren, mit kurzen Worten des Verfs. Ansicht von jenen drei Stämmen, dafs die Pamphylen (S. 94) erst auf dem Zuge in den Peloponnes durch die Menge von fremden Genossen, die sich demselben anschlossen, entstanden, die Dymanen aber (S. 95) nur als ein und derselbe Stamm mit den Makedonern zu betrachten seien, deren Namen nach Herodot I. 56 die Dorier am Pindus angenommen haben sollen, die er aber nach Müller (über die Makedoner S. 42) zu Illyriern macht und aus ihrer Vereinigung mit den Hylleern in Histiäotis das dorische Volk entstehen läfst; dieses, meint er dann S. 97 fgg., habe sich darauf bis nach Trachis ausgedehnt, welches die Lacedämonier noch später als ihre Metropole betrachtet hätten (S. 98), und was Herodot von den Kadmeern erzähle, die es aus Histiäotis vertrieben hätten, gehe vielmehr auf die Böoter, deren Aufbruch aus Arne es zuerst in Attika, dann im Peloponnes neue Sitze zu suchen genöthigt habe! Welche Willkürlichkeiten und Entstellungen, nicht blofs der überlieferten Sage, sondern auch der darin enthaltenen geschichtlichen Spuren auch in diesen wenigen Seiten enthalten sind, bedarf kaum der Andeutung; dafs Hr. L. Herodot's Erzählung nicht unbedingt annimmt, wollen wir zwar keineswegs schelten, aber wenn er, um sie zu widerlegen, noch andere Sagen hereinzieht, wie die von Deukalion's Wohnsitzen am Parnafs, an die Herodot nicht gedacht hat und die er selbst als spätere Rückdichtung anerkennen mufs, so fällt der Vorwurf, den er den Logographen macht, verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung zu einem Ganzen verbunden zu haben, auf ihn selbst zurück, und wenn wir den anmafslichen Leichtsinn, mit welchem er die geschichtlichen Thatsachen bald verschmäht bald verdreht, mit Herodot's anspruchloser Treuherzigkeit vergleichen, die gerade in ihrer losen Verknüpfung wenigstens den Verdacht absichtlicher Entstellung von sich fern hält, so müssen wir bekennen, dafs uns Hr. L. nur aus dem Regen in die Traufe bringen würde. Phthiotis, wo schon der Name der Stadt Hellas an den dorischen Hellen erinnert, unter dessen und seines Vaters Regierung das Volk nach Herodot daselbst gewohnt hätte, bleibt nach des Verfs. Hypothese von der ganzen Wanderung unberührt, die sich nur an dem Gebirge entlang, nie in das Innere des Landes erstreckt haben soll (S. 92); eben so leichtfertig beseitigt er (S. 91 Note) die Gründe, die der fortdauernde Apollocult in Larissa und der Nachbarschaft für die ehemaligen Wohnsitze der Dorier zwischen Olymp und Ossa abgiebt, die ihnen Herodot anweist, der Verf. aber abspricht, weil Histiäotis später nur das nordwestliche Thessalien bedeute, als ob dieser Name nicht auch auf der benachbarten Nordspitze von Euböa vorkäme und erst nachmals eben so hätte beschränkt werden können, wie wir die einstigen Bewohner des pelasgischen Argos zuletzt nur in einem Winkel des nördlichen Thessaliens als Perrhäber wieder finden; — dagegen ist es wieder viel zu weit gegangen, wenn aus Diodor XII. 59, wo Trachis die Lacedämonier seine ἀποίκους zu nennen scheint *), sofort gefolgert wird, dafs diese es nun auch wirklich als Metropole betrachtet hätten, was ohnehin nur für die Herakliden gelten würde und auch dann keine gröfsere historische Beweiskraft hätte, als wenn bei Tacitus Annal. IV. 55 die Gesandtschaft der Ilienser *parentem urbis Romae Trojam* vorbringt oder die Sardianer *decretum Etruriae recitavere ut consan-*

*) Ich sage *scheint;* denn wenn es nicht gälte Hrn. L. gegenüber hier allen Schein ähnlicher Willkür zu vermeiden, so würde ich statt ἐρήμου δ' οὔσης τῆς πόλεως ἠξίωσαν Λακεδαιμονίους ὄντας ἀποίκους ἐπιμεληθῆναι τῆς πόλεως unbedenklich corrigiren πέμποντας ἀποίκους: denn der Grund, wefshalb es die Lacedämonier thun, folgt erst nachher.

Digitized by Google

guinei; und eben so gewagt finden wir es, aus der Sage von dem Wohnen der Herakliden in der Tetrapolis stracks auf dorische Einwanderung in Attika zu schliefsen. Freilich ist Hrn. L. hierin gewissermafsen schon Müller vorangegangen (Dorier I, S. 56 und 438); aber wie er in den meisten Punkten nur einzelne hingestreute Andeutungen und Vermuthungen seines Vorgängers aufgelesen und darauf weiter gebaut hat, ohne sich um Quelle und Grund derselben zu bekümmern, so hat er auch hier die wichtige Bemerkung übersehn, dafs jene Sage sich aller Wahrscheinlichkeit nach an den Heraklescult in Marathon und den benachbarten Demen anknüpfte, und da diesen ausdrücklichen Angaben zufolge in Attika auf ähnliche Art wie der delisch-ionische *Ἀπόλλων πατρῶος* der Athener in den delphisch-dorischen überging, nur an die Stelle des früheren Theseuscults getreten war (s. Lehrbuch §. 96, n. 12), so ist es ganz erklärlich, wie gerade in jener Gegend, die ein Ursitz der Jonier und besonderer Schauplatz von Theseus Heldenkraft war, Heraklesmythen einheimisch werden konnten, ohne dafs darum jemals Dorier dort gewohnt zu haben brauchen; die Schonung der Gegend im archidamischen Kriege möchte wohl eher in der abgeschiedenen Lage der Oertlichkeit ihren Grund haben, und was die Vierzahl betrifft, die Hr. L. allerdings sehr scharfsinnig mit seinen zwei dorischen Urstämmen in Verbindung bringt, während in Lakonika, nachdem die Pamphylen hinzugekommen, die Sechszahl vorgeherrscht habe, so brauchen wir uns zum Beweise, wie trügerisch dieses Argument sei, nur auf die Tetrakomie, Piräeus, Phalerus, Xypete und Thymötadae zu berufen, wo Hr. L. freilich ganz consequent (S. 142) auch Dorier hinverpflanzt; aufserdem kommt die attische Tetrapolis bereits unter den cekropischen Zwölfstädten vor, und selbst die dorische könnte, nach Strabo IX, p. 434 zu schliefsen, bereits von den Dryopern auf die Dorier übergegangen sein. Auch können wir jene späte Entstehungszeit der Pamphylen keineswegs in der von dem Verf. aufgestellten Weise zugeben; lassen wir uns auch der in dem Namen liegenden Andeutung zufolge eine Entstehungsart, wie sie derselbe will, aus allerlei Volk gefallen, so mufs diese doch nothwendig einer solchen Zeit angehören, aus der die Erinnerung sich nur noch in mythischer Form erhalten hatte, wie diefs aus der Anknüpfung des Pamphylus an den gemeinschaftlichen Vater Aegimius hervorgeht, und jedenfalls vor die Eroberung des Peloponnes fallen, wo wir bekanntlich in Argos und Sicyon jene drei als längst bestehend noch mit einer vierten Phyle ursprünglicher Landeseinwohner vermehrt finden, während Hr. L. in Sparta gerade die alte Bevölkerung der Minyer bereits als Hauptbestandtheil seines dritten neu errichteten Pamphylenstamms annimmt (S. 103), so dafs schwer zu begreifen ist, was dieser denn anderswo soll enthalten haben, wenn Aegialenser, Hyrnathier u. s. w. erst den vierten bildeten? Ueberhaupt müssen wir es als einen Grundfehler der vorliegenden Forschung betrachten, dafs Hr. L., sobald er den Peloponnes berührt, den übrigen Zweigen des dorischen Stamms nur noch eine accessorische Berücksichtigung angedeihen läfst, und statt von der gemeinschaftlichen Entwickelung des letzteren nach der Eroberung ausgehend, wozu namentlich Plato de Legibus III, p. 683 fgg. schätzbare Anleitung geben konnte, Sparta's Eigenthümlichkeiten im Verhältnifs zu jenen zu betrachten und zu begründen, diese gleichsam als Typus des dorischen Staatslebens auffafst und mit seinen allgemeinen Vorstellungen von demselben dergestalt combinirt, als ob es aufserdem gar keine Dorier mehr gegeben hätte; zwar scheint er sein Verfahren damit rechtfertigen zu wollen, dafs er Sparta für den ersten Staat, den die Dorier im Peloponnes errichteten (S. 58), für den dorischen Hauptstaat von Anfang an (S. 99) erklärt, aber auch abgesehn von den geographischen und militärischen Schwierigkeiten dieser Annahme widerspricht ihr schon der Vorzug, den Argos als Sitz des ältesten Herakliden Temenus in der frühesten Geschichte erhält und auch später wenigstens in seinen fortwährenden Protestationen gegen Sparta's Hegemonie zu behaupten sucht, und wenn er sich darauf beruft, dafs sich in Sparta allein die dorische Eigenthümlichkeit in ihrer Reinheit erhalten habe (S. 100) und dort allein es den Doriern gelungen sei, ihren ursprünglichen Stammcharakter in dem neuen Verhältnisse auf selbständige Art auszubilden (S. 72), so kann diefs die Geschichte für die vorlykurgische Zeit nicht gelten lassen, wo sich Sparta vor seinen Bruderstaaten höchstens nur durch das Gegentheil des dorischen Charakters, innere Zerrüttungen und Gesetzlosigkeit ausgezeichnet haben soll (Herod.

Digitized by Google

I. 65.; Isocrat. Panathen. §. 177.; Plut. V. Lycurg. c. 2.). Freilich sind, wie sich unten zeigen wird, auch über diesen Punct wie über Lykurg's ganze Gesetzgebung, die Ansichten des Verfs. von allem was alte Ueberlieferung und neuere Forschung lehren, wesentlich verschieden; so viel bleibt jedoch gewifs, dafs der Maafsstab jener frühern Zeit ein anderer als der späteren ist, und je weniger sie darum ihren eigenen in sich trägt, desto nothwendiger war die Vergleichung mit andern Staaten, die sich aus gleicher Wurzel unter ähnlichen Bedingungen entwickelt haben; für die äufseren Bedingungen hat er es auch, nur, wie wir sogleich sehn werden, mit allzu grofser Kühnheit gethan, um so unbegreiflicher aber ist die Vernachläfsigung dieser höchst nöthigen Rücksicht für das Innere, die ihn namentlich zu dem unerhörten Mifsgriffe geführt hat, das spartanische Doppelkönigthum seiner urkundlichen Geschlechtsverwandtschaft zu berauben (S. 138) und aus der ursprünglichen Trennung der beiden Hauptstämme Hylleer und Dymanen herzuleiten, in welchem Falle es doch auch bei allen andern Doriern, die aus der Vereinigung jener hervorgingen, wiederkehren müfste, während es Plato de Legibus III, p. 691 D. als einen besonderen Vorzug Sparta's und eine Fügung der Gottheit preist, *ὃς τὰ μέλλοντα προορῶν, δίδυμον ὑμῖν φυτεύσας τὴν τῶν βασιλέων γένεσιν ἐκ μονογενοῦς, εἰς τὸ μέτριον μᾶλλον συνέστειλε*! Denn die übrigen Gründe, die Hr. L. beibringt, sind so beschaffen, dafs sie gegen eine geschichtliche Thatsache gar nicht in Betracht kommen können: dafs jene Zwillingsherrschaft eine Abweichung von der alten geheiligten Regierungsform gewesen sein würde, ist eine *petitio principii*, die wir bei einem Volke, das Untheilbarkeit der Güter und sogar Weibergemeinschaft unter Brüdern kannte, gar nicht von vorn herein zugeben können, wenn gleich Lykurg auch in dieser Hinsicht später eine Ausnahme zu Gunsten der königlichen Erstgeburt eingeführt haben mag, wie diefs rücksichtlich der Erziehung des Thronfolgers bekannt ist (Plut. V. Ages. c. 1.); und wenn sich der Vf. weiter darauf beruft, dafs die Könige in der Gerusia zwei verschiedene Oben repräsentirt hätten, so ist weder die Zahl der dreifsig Oben, welcher die achtundzwanzig Geronten sammt beiden Königen entsprechen sollen, exegetisch sicher (vgl. Krebs lectt. Diodor. p. 145) noch überhaupt die Besetzung der Gerusia nach Oben, wie sie Hr. L. auch S. 256 ohne Weiteres als gewifs voraussetzt, auch abgesehen von dem Schweigen aller Zeugen, dem Begriffe dieser Behörde als *νικητήριον τῆς ἀρετῆς* für den Würdigsten gemäfs, so dafs wir auch hier wieder nur einen Beleg für unsere obige Bemerkung finden, dafs der Vf. auf hingeworfene Vermuthungen seines Vorgängers (s. Müller's Dorier B. II, S. 78) Schlüsse gegründet hat, die das Gebäude der gewöhnlichen Tradition an Unhaltbarkeit noch weit übertreffen *). Dafs aber in Argos nur ein einziger König war, bezeugt, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, Herodot VII, 149. ausdrücklich, und was Messenien betrifft, so bestätigt der vereinzelte Fall eines Doppelregiments zweier Brüder bei Pausan. IV. 4. 3. nur die lacedämonische Sage, während Hr. L., indem er ihn zur Unterstützung seiner Ansicht verallgemeinert, sich selbst so wenig gleich bleibt, dafs er dort dorische und minyeische Fürsten neben einander annimmt (S. 193), die dem Obigen zufolge vielmehr Hylleern und Pamphylern entsprechen würden, der Unglaublichkeit zu geschweigen, dafs diese Herrschaft minyeischer Fürsten unter der Rückkehr des *Herakliden* Aegyptus verborgen liegen soll, zu welcher nach Pausan. IV. 3. 5. die übrigen *dorischen* Könige mitwirkten!

*) Wie trügerisch überhaupt alle solche namentlich durch Niebuhr in die alte Geschichtsforschung eingeführten Zahlencombinationen sind, kann Ref an einem neuern Beispiele zeigen: seine Vaterstadt Frankfurt a. M. hat 14 Quartiere und 42 Senatoren, wenn nun aber nach 2000 Jahren ein Historiker daraus schliefsen wollte, dafs jedes Quartier drei Mitglieder zum Rathe gegeben habe, so wissen wir, dafs er sich gröblich irren würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Von solchen Inconsequenzen ist übrigens seine ganze Eroberungsgeschichte voll, und wenn wir schon vorhin gesehn haben, welche unbegründete und willkürliche Vorstellungen er sich von der älteren Bevölkerung dieser Länder macht, so erreicht diefs hier seinen Gipfel, wenn er die Idee durchzuführen sucht, dafs die Dorier allerwärts an der früheren Einwohnerschaft einen Stützpunct gegen die Achäer oder sonstigen Oberherren des Landes gefunden hätten: so soll sich in Argolika (S. 101) die dorische Herrschaft auf die Jonier gestützt haben und darauf bei Paus. II. 13. 1. die Worte *ὡς πολλὰς μὲν τῶν πόλεων συνοίκους ἐκ τοῦ Δωρικοῦ προσλαβεῖν*, zu beziehen sein, wo doch wahrlich eben sowohl an achäische Städte gedacht werden kann, während die einzige Stelle, die etwa hier angewendet werden konnte, Aristoteles apud Strab. VIII, p. 374 übersehn ist; in Messenien sind es, wie vorhin bemerkt, minyeische Fürsten, die früher durch die Neliden zurückgedrängt jetzt neben den Doriern als zweites Königshaus fortbestehn (S. 193), obschon nach S. 37 die Neliden selbst Minyer sein sollten, so dafs sie ihre eigenen Stammverwandten verdrängt und diese gegen sie bei den Doriern Schutz gefunden hätten; und wenn auch in dieser Hinsicht in Lakonika, wo Hr. L. erwähntermafsen von den Achäern unterdrückte Minyer annimmt, gröfsere Consequenz herrscht, so verwickelt er sich doch auch hier in so viele Unklarheiten und Widersprüche, dafs nicht einmal ein deutliches Bild von seiner Gesammtansicht zu gewinnen möglich ist. Schon von vorn herein bleibt es ein Räthsel, wie er (S. 179) Amyklä und die übrigen Burgen des Periökenlandes erst nach Jahrhunderten durch Taleklos und Archelaos einnehmen läfst und eine zweimalige Eroberung ausdrücklich für unstatthaft erklärt (S. 110), gleichwohl aber (S. 101) von einem *schnellen Siege* der Dorier mit Hilfe der unterworfenen Minyer spricht und zu diesem Ende sich namentlich auf den Verrath von *Amyklä* durch Philonomos beruft; eben so lesen wir S. 244 von jahrhundertlangen Kämpfen, durch welche der Periökenadel in Lakonien habe unterjocht werden müssen, während S. 112 die einzige Veränderung, die durch die Ankunft der Dorier in Lakonien veranlafst worden sei, darein gesetzt wird, dafs der spartanische König an die Stelle der Pelopiden zu Amyklä trat, die übrigen Fürsten aber, welchen es gleichgültig sein mochte, ob der Atride oder der dorische König den Oberbefehl führte, zu diesem in dasselbe Verhältnifs wie zu dem achäischen Herrscher kamen; und wenn wir nach dieser Stelle die Bevölkerung der Periökenstädte im Gegensatze der Achäer für *Minyer* nehmen müssen (vgl. S. 111), während die *Heloten* als Bewohner der Gegenden am Eurotas, die schon früher das Eigenthum der *achäischen* Herrscher gebildet hatten, und daher *ohne Beeinträchtigung der Periöken* auf die Spartaner übergehn konnten (S. 113), einer noch ältern Bevölkerungsschichte angehören sollen *), so begreift man wieder nicht, wie jene Mi-

*) So scheint es wenigstens nach S. 124, wo es von diesen Bewohnern der Umgegend von Sparta heifst: „Pausanias bemerkt von ihnen als etwas besonderes, dafs ihnen der Kult der Artemis Orthosia, einer *ohne Zweifel* weder minyeischen noch dorischen, sondern *pelasgischen* Landesgottheit eigenthümlich gewesen sei, und diefs bestätigt unsere Ansicht", die also mit der von Lewis im Cambridger Philol. Museum T. II. p. 45 u. 55 übereinkommen würde; nur ist dieser besonnen genug, nicht von Pelasgern zu reden, wo deren vielleicht nie gewohnt haben, oder gar diesen einen Cultus zuzuschreiben, der mit den achäischen Stammsagen innig verschmolzen ist, und wenn doch ja einmal gedeutet werden soll, tausendmal eher Karern und Thrakern angehört; s. Uschold S. 191.

Digitized by Google

nyer gleichwohl mit den Doriern selbst als dritter Stamm der Pamphyler verschmolzen sein und dann erst mit diesen gemeinschaftlich die Heloten geknechtet und die Periöken unterworfen haben sollen (S. 260); auch bei der Helotie scheinen Reminiscenzen früherer von ihm selbst verworfener Ansichten nichtsdestoweniger seine Hypothesen zu durchkreuzen, wenn er zwar die Entstehung derselben wie ihren Namen von der erst durch Alkamenes eroberten Stadt Helos unabhängig macht (S. 113); dennoch aber ihre Unterdrückung durch wiederholte Aufstände motivirt (S. 147), für die gar kein urkundlicher Grund vorhanden ist, sobald man nicht mehr mit Ephorus bei Strabo VIII, p. 365 eben die Eroberung von Helos dahin ausdeutet und *Εἵλωτας* mit dem Vf. für Sumpfbewohner nimmt, so dafs der *εἱλωτικὸς πόλεμος* bei Polyän und Plutarch auch schon die erste Unterwerfung der Sumpfebene bedeuten kann; und gehn wir erst in's Einzelne, so lassen sich die Uebereilungen und Willkürlichkeiten kaum zählen. Um gleich bei dem letztberührten Gegenstande anzufangen, ist es gewifs eine grofse Uebereilung, aus der Analogie der Eroberung Messeniens den Schlufs zu ziehen, dafs auch die lakonischen Heloten anfänglich nur Zinsbauern ohne Leibeigenschaft gewesen seien (S. 114), weil diese dort erst nach dem zweiten Kriege eintrat — welche Modificationen Messeniens ursprüngliche Stammverwandtschaft mit Sparta hier im Gegensatze mit stammverschiedenen Feinden für die Strenge des Kriegsrechts hervorbrachte, hat Ref. in seinem Lehrbuche §. 31. angedeutet; und eben so schief ist die Annahme eines fortwährenden Rechtszustandes zwischen ihnen und dem Staate, der sie als Ganzes unterjocht und ihnen dadurch die Unveränderlichkeit ihrer dermaligen Lage und die Verbindung mit dem väterlichen Boden gewährleistet habe (S. 148); *ἐπὶ ταχτοῖς τισὶν* (nicht *ἐπὶ τάχτοις*) bei Strabo ist nicht so viel als *ἐπὶ ῥήποῖς*, sondern bezeichnet bestimmte Auflagen und Anordnungen rücksichtlich ihrer, also ein ganz einseitiges Rechtsverhältnifs, das vom Staate nur um seiner innern Bürgerpolitik willen eingeführt war, so wie auch die Bestimmung, dafs jeder Spartiate, auch ohne dafs sie unmittelbar zu seinem Ackerloose gehörten, ihren Dienst in Anspruch nehmen konnte (S. 149), nicht aus dem öffentlichen Charakter ihres Sclaventhums, sondern aus der laxen Begränzung des Eigenthumsrechts in Sparta überhaupt herrührte, die ja auch Pferde und Hunde eines jeden zur Disposition des andern stellte, ohne dafs sie darum Staatseigenthum gewesen wären (Aristot. Politic. II. 2. 5). Was dagegen die Periöken betrifft, so möchten wir die Bezeichnung *Kronbauern*, die Hr. L. S. 180 tadelt, nicht geradezu verwerfen, da theils die Trauer, wozu sie für einen jeden verstorbenen König verpflichtet waren, theils der *βασιλικὸς φόρος οὐκ ὀλίγος, ὃν τελοῦσιν οἱ Λακεδαιμόνιοι τοῖς βασιλεῦσι* (Plat. Alcib. I, p. 123 A) ein näheres Verhältnifs zwischen ihnen und der Krone anzudeuten scheint *); jedenfalls ist die Berufung auf Aristoteles, der mit den in diesem Verhältnifs stehenden kretensischen Periöken nicht die lacedämonischen, sondern die Heloten vergleiche, unstatthaft, da in Kreta bekanntlich auch die Staatscasse von ihren auf der Abgabe der Periöken beruhenden Einkünften zu den Syssitien beisteuerte (Aristot. Politic. II. 7. 4.), so dafs jene allerdings rücksichtlich ihrer Mitwirkung zur Subsistenz der Bürger mit den lacedämonischen Heloten verglichen werden konnten, ohne dafs darum ihr Tribut (*φόρος*, nicht *ἀποφορὰ*) dem der letzteren ähnlicher als dem der dortigen Periöken wäre; und für den Unterhalt der Könige wenigstens scheint es, dafs auch in Lacedämon mittelbar die Periöken sorgten, insofern die Annahme besonderer königlicher Domainen, die Hr. L. S. 116 seiner Gewohnheit nach als zweifellos voraussetzt, oder gar von Staatsländereien, die von Neodamoden unter ähnlichen Bedingungen wie die Privatgüter von den Heloten bewirthschaftet worden wären (S. 128), gar keinen urkundlichen Grund hat, und im Gegentheil das *δημόσιον* oder die öffentliche Casse, aus welcher die Könige verköstigt wurden (Herod. VI. 57) und den der Verf. mit *τέμενος* oder Staatsdomaine verwechselt, aller Wahrscheinlichkeit nach hauptsächlich auf eben jene Periökenabgabe angewiesen war. Bei kleineren Ungenauigkeiten, wie S. 112 die Uebersetzung von *χάραδρος* durch *Wasserfall* ist, wollen wir nicht verweilen; doch fragen wir billig an eben dieser Stelle, mit welchem Rechte Hr. L. die Abgränzung der Spartiaten-

*) Hr L. hat zwar S. 117 richtig bemerkt, dafs die gewöhnliche Meinung, wornach die Periöken im Gegensatze der spartiatischen Bürger *Λακεδαιμόνιοι* hiefsen, irrig sei; da inzwischen von einem Tribute der Bürgerschaft keine Rede sein kann, so wird man bei obiger Stelle doch zunächst an jene denken müssen.

Digitized by Google

mark nach der Ländervertheilung des letzten Agis ohne Weiteres auf den Zeitpunkt der ersten Eroberung überträgt, was Müller (Dorier B. II, S. 48) mit gewohnter Besonnenheit nur als wahrscheinlich andeutet, Hr. L. aber ohne weder seinen Vorgänger zu nennen noch den problematischen Charakter der Sache auch nur mit einem Worte zu bezeichnen, zum Fundamente weiterer Vermuthungen nimmt; und wenn wir auch selbst diese Annahme nicht unwahrscheinlich finden, so ist doch das Verfahren des Verfs. eben so unverzeihlich, wie wenn er S. 115 für die obengenannte Ansicht von dem ursprünglichen Zinsbauernverhältnifs der Heloten das Beispiel von Chalcis in Euböa anführt, nach dessen Eroberung die Einwohner nur einen Tribut an die athenischen Kleruchen entrichtet hätten, während Herodot V. 77 und Aelian V. H. VI. 1 nur erzählen, dafs das Land der Hippoboten vertheilt und nach Ausscheidung des Tempelguts für die Gottheit der Rest verpachtet worden sei (*τὴν δὲ λοιπὴν ἐμίσθωσαν*); wollte Hr. L. auch vielleicht nach seiner Combinationsmethode das Lösegeld von zwei Minen, das bei derselben Gelegenheit die gefangenen Chalcidenser und Böoter zahlen mufsten, zu einem jährlichen Grundzinse umdeuten, wie ihn nach Thucyd. III. 50 die Lesbier nach ihrer Unterjochung in gleichem Betrage zahlten, so mufste er diefs wenigstens sagen, obschon der Preis von zwei Minen als Lösegeld so gewöhnlich gewesen zu sein scheint (Müller's Dorier B. I, S. 139), dafs kein Grund vorhanden ist Herodot's Worte anders als sie dastehn zu nehmen. Höchst ungründlich und widersprechend ist endlich auch S. 111 und 131 die Behandlung der beiden wichtigen Stellen aus Ephorus bei Strabo VIII, p. 364 u. 366, wo der Augenschein lehrt, dafs die *ἐπήλυδες ἄνθρωποι*, durch deren Aufnahme Eurysthenes und Prokles sich mächtig und dadurch verhafst gemacht haben sollen, und die *ξένοι*, die sie *διὰ τὴν λειπανδρίαν συνοίκους δέχεσθαι ἐπέτρεψαν*, eine und dieselbe Menschenclasse ist und Ephorus nur den Ausdruck *ξένοι*, den er wahrscheinlich in seiner Quelle gefunden hatte, durch *ἐπήλυδες* erklärt, obschon *ξένοι* nach spartanischem Sprachgebrauche (Xenoph. Hellen. V. 3. 9; Plutarch. Instit. Lacon. T. VIII, p. 252; vgl. de Homoeis p. 11) auch jeden eingeborenen Nichtspartiaten und namentlich Heloten bedeutet zu haben scheint, und auch hier der Artikel *τοὺς βουλομένους τῶν ξένων* auf eine bestimmte Menschenclasse dieser Art deutet; Hr. L. dagegen übersetzt gerade hier ganz unbestimmt: „*fremde Ankömmlinge aufzunehmen, so viel als ihrer immer wollten*" und bezieht es auf die Sage von der Ankunft der *Minyer* aus Lemnos, während er die *ἐπήλυδες* in der andern Stelle mit der Bildung eines *niederen Demos*, wie er ihn sich denkt, *aus freigelassenen Heloten* in Zusammenhang setzt; und wenn man auch von diesem seinem Widerspruche absehend beide Stellen auf diese seine letztere Ansicht anwenden wollte, so dafs sie etwa das nämliche wie Aristot. Politic. II. 6. 12 bedeuteten: *λέγουσι δὲ ὡς ἐπὶ τῶν προτέρων βασιλέων μετεδίδοσαν, τῆς πολιτείας, ὥστε οὐ γίνεσθαι τότε ὀλιγανθρωπίαν πολεμούντων πολὺν χρόνον*, so würde doch eine nähere Vergleichung lehren, dafs Ephorus nur von der Bevölkerung der *Periökenstädte* spricht, während die aristotelische Stelle ganz bequem auf die Recrutirung der Bürgerschaft durch Mothaken gedeutet werden kann, die Hr. L. begreiflicherweise erst unten bei der Geschichte des Verfalls (S. 294) mit zwei Worten beiläufig erwähnt, weil sie in seinem Systeme vom Charakter des spartanischen Bürgerthums allerdings nur ein *hors d'oeuvre* und eine Ausnahme sein können *).

Doch hier sind wir an einem Punkte angekommen, der trotz des Umfangs, den diese Anzeige bereits gewonnen hat, dennoch als Kern und Ziel des ganzen Buchs noch einer besonderen Erörterung bedarf, um den zahlreichen Mifsverständnissen und Entstellungen, die sich der Verf. auch hier und namentlich rücksichtlich des lykurgischen Verfassungswerkes

*) Dafs die Adoption der Mothaken seltener als das Bedürfnifs sie verlangte, angewendet worden sei, wird Hr. L. für die Zeit, von der Aristoteles spricht, durch nichts beweisen können, und dafs dessen Stelle auf sonstige Bürgeraufnahmen gehe, steht mit Herod. IX. 35 und Dionys. Hal. II. VI in directem Widerspruche. Auch in der scheinbar gründlichen Unterscheidung von Mothaken und Mothonen hat sich Hr. L. eine arge Blöfse gegeben; denn was er von den ersteren sagt: „es war Sitte, dafs Spartaner Kinder ihrer Leibeigenen mit ihren Kindern in die Agelen schickten, wo sie dieselbe Erziehung als jene genossen" sagt Harpocration von den andern: *μόθωνας δὲ καλοῦσι Λάκωνες τοὺς παρατρεφομένους τοῖς ἐλευθέροις παῖδας*: und wenn es auch richtig ist, dafs *μόθων* allgemein jeden *verna* bedeutete, so konnte es doch so gut wie *τρόφιμος* bei Xenoph. Hellen. V. 3. 9 (vgl. Olearius ad Philost. p. 558) auch auf solche Adoptivkinder übergetragen werden.

Digitized by Google

hat zu Schulden kommen lassen, nach Kräften entgegenzuarbeiten; über den Rest und insbesondere die Darstellung der älteren athenischen Verfassung, welcher derselbe eine eigene Episode S. 244—283 gewidmet hat, behalten wir uns bei einer andern Gelegenheit zu sprechen vor, zumal da die Parallele, die Hr. L. zwischen beiden Staaten zieht, für Ref. schon den Principien nach bei weitem nicht die Bedeutung hat, die sie für jenen nach seiner Auffassungsweise gewinnt. Während nämlich der Verf. nicht blofs ionische, sondern auch vorionische Einwanderungen in Attika annimmt (S. 247) und daraus Analogien mit spartanischen Periöken- und Helotenverhältnissen ableitet, von denen die Geschichte entweder gar nichts oder wenigstens in ganz anderem Sinne weifs *), glaubt sich Ref. nach Thucydides I. 2 und andern Zeugen berechtigt, die ionische Herrschaft und die mit ihr verknüpften oder aus ihr hervorgegangenen Veränderungen vielmehr als Folge innerer Bewegung als äufserer Eroberung zu nehmen, und wundert sich nur, wie Hr. L. trotz jener äufseren und folglich nothwendig störenden Einflüsse von einer *sehr naturgemäfsen und allmähligen* Entwickelung aller Dinge in Griechenland spricht und den Ref. tadelt, dafs er den Uebergang des vorgeschichtlichen Zustandes in den geschichtlichen im Allgemeinen mit einer „Zertrümmerung älterer Formen" verbinde, während er selbst S. 105 die frühere Bevölkerung durch die Hellenen *mit der Gewalt des Schwerdtes* in Unterthänigkeit bringen läfst *); auf der andern Seite aber trägt derselbe auch die Aristokratie, die wir in der früheren Zeit von Attika und den meisten andern griechischen Staaten finden, auch auf die spartanisch-dorische Staatsgemeinde über, wo wir vor den Zeiten ihrer Entartung schlechterdings kein solches Verhältnifs anerkennen können (vgl. de Homoeis p. 3), und hier bedarf es denn allerdings um so mehr einer näheren Prüfung, als in dieser Annahme eigentlich der Schlüssel und Angelpunct des ganzen neuen Systems enthalten liegt. Ist ja doch der Zweck der lykurgischen Staatseinrichtungen selbst dem Vf. zufolge kein anderes als Vereinigung des Volkes und Adels zu einem gemeinschaftlichen Staatsbürgerthume (S. 153), und so sehr uns auch hierin schon die Aehnlichkeit mit athenischen oder römischen Verhältnissen auffallen und auf die Wahrscheinlichkeit hinweisen mufs, dafs Hr. L. ohne Rücksicht auf das ganz verschiedene Auftreten dieser Staaten in der Geschichte nur die Analogie eines allerdings im Alterthume ziemlich allgemeinen politischen Bildungsgesetzes auf ein Volk übergetragen habe, das gerade nur als eine Ausnahme und besonderer Contrast mit den übrigen dargestellt zu werden pflegte, so ist doch diese Abweichung von der gewöhnlichen Auffassung wichtig genug, um auf ihre Gründe etwas tiefer einzugehen; zu diesem Ende aber müssen wir vorher noch einen Blick auf seine Ansicht von den Periöken zurückwerfen, weil sich hier die Grundlage und der Charakter seines Verfahrens an einem recht deutlichen Beispiele zeigen läfst.

*) Hr. L. bedient sich in dieser Beziehung mehrmals auch der allerdings merkwürdigen Stelle des Dicäarchus (vgl. Creuzeri Melett. T. III, p. 182), um den Gegensatz zwischen Lacedämoniern und Spartiaten mit dem zwischen Attikern und Athenäern zu parallelisiren (S. 118, 126); er bemerkt ganz richtig, dafs man eher das umgekehrte Verhältnifs erwarten sollte, und leitet die Verdrängung des Namens des Landes durch den der Stadt in Attika mit grofser Wahrscheinlichkeit von dem frühen Synoikismos her; doch befremdet uns, dafs er nicht bemerkt hat, wie dort *Ἀθηναῖοι* und *Ἀττικοὶ* nothwendig ihre Stellen vertauschen müssen, was namentlich durch die Vergleichung der Stadt- und Landbewohner bei Philostr. 8. Sophist. II. 1. 7 klar wird.

*) Von der Genauigkeit des Vfs. in Beziehung auf den Ref gibt dieselbe Seite noch ein anderes Beispiel, das wir hier zur Selbstvertheidigung mit zwei Worten berühren müssen. Nach Hrn L. hätte zuletzt noch Hermann die Ansicht behauptet, die attischen *Stämme* als *Stände* zu betrachten, obschon sich diefs nur auf ihre *Namen* gründe, die auch bei dem *Adel* ihre Anwendung finden könnten; in meinem Lehrbuche aber wird man finden, dafs ich §. 98. *mit demselben Grunde* Phylen und Stände *unterscheide*, und obschon ich erstere für die älteste Zeit mit Strabo als Kasten (*βίους*) nehme, gleichwohl §. 5. (N. A. §. 6.) n. 9. ausdrücklich vor der Verwechselung von *Stand* und *Kasta* warne!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Denn während in Sparta selbst wenigstens das Bild, das Aristoteles von den dortigen Zuständen nach seiner Beobachtung entwirft, einen urkundlichen Schein für jene Trennung der Stände und die darauf basirte Verfassungsgeschichte des Vfs. darbietet, so fehlt es dagegen bei den Periöken an jeder auch nur irgend annehmlichen Spur, dafs hier eine Analogie, sei es mit der Hauptstadt oder mit auswärtigen Staaten stattgefunden habe; gleichwohl aber nimmt Hr. L. nicht nur einen Adel unter ihnen an, der allein die Stellen der Municipalverwaltung besetzt habe (S. 182), sondern gestaltet sich auch diese Municipalverfassung ganz nach dem Muster derjenigen, die Lysander im peloponnesischen Kriege in den eroberten oder unterworfenen Städten einführte, und gibt demnach jedem Periökenorte Dekaduchen, die aus dem Ortsadel genommen worden seien und unter dem Schutze und der Beaufsichtigung spartanischer Harmosten die sämmtliche Regierungsgewalt geübt hätten (S. 181); und da er nun hinwiederum vermuthet, dafs die Verfassungen der Periökenstädte mit Sorgfalt nach dem Vorbilde der spartanischen eingerichtet gewesen seien (S. 180), so geht er sogar soweit, von jenen eroberten Städten auf Sparta selbst zurückzuschliefsen und auch hier theils die Dekadarchie für die ursprüngliche Verfassung zu halten (S. 145), theils den Adel von dreitausend Mitgliedern, die Kritias in Athen, als dort nach Gründung der Herrschaft der Dreifsig Alles streng nach spartanischem Muster umgestaltet worden sei, aus den wohlhabenderen Bürgern ausgewählt habe, auf Sparta's älteste Bürgereintheilung überzutragen (S. 132), indem kleinere Orte nach den Periöken, gröfsere, welche selbst andere Städte unter sich hatten, nach Sparta selbst eingerichtet worden seien (S. 181). Nach solchen Principien wird es wohl klar, wie Hr. L. dazu gekommen ist, ähnliche aristokratische Elemente, wie in den von Sparta begünstigten Verfassungen, in Sparta selbst aufzusuchen, indem er die Politik der athenischen Demokratie auch hier voraussetzte und die Sympathie der Spartaner für das oligarchische Princip aus keinem andern Grunde als heimischer Gewöhnung ableiten zu dürfen glaubte; hier aber möchten wir erstens einmal fragen, ob er sich denn aus derjenigen Art von Demokratie, wie sie die Athener in der Zeit des peloponnesischen Kriegs beförderten, einen Rückschlufs auf die solonische getraue? und wenn er darauf vielleicht zu der gerühmten Stabilität der spartanischen Verfassung seine Zuflucht nehmen sollte, die anders als die athenische auch aus spätern Zuständen Schlüsse auf frühere gestatte, so fragen wir, auch ohne dieses unbedingt einzuräumen, nur weiter, wie es möglich gewesen wäre, dafs die Ephoren, wie wir aus Xenophon's Hellen. III. 4. 2. lernen, die von Lysander eingerichteten Dekarchien wieder auflösten, wenn diese wirklich altspartanisches Regierungssystem und nicht vielmehr eine ähnliche Neuerung gewesen wären, wie sie jener ja in Sparta selbst, wenn er es vermocht hätte, beabsichtigte? Ueberhaupt glauben wir dem politischen Axioma des Vfs. mit Fug und Recht das andere entgegensetzen zu können, dafs Sparta gewifs zu eifersüchtig auf die Eigenthümlichkeiten seiner geschichtlich begründeten Verfassungsform war, und den Grund seiner Herrschergröfse, der in dieser lag, zu klar einsah, um ein solches Geschenk auch andern und noch dazu gedemüthigten und verachteten Staaten aufzunöthigen und nicht vielmehr dadurch die nöthige Sympathie in diesen zu erzeugen, dafs es auch dort das Hergebrachte, τὰς πατρίους πολιτείας, wie Xenophon sagt, aufrecht hielt, während Athen's neugeschaffene Demokratie in

Digitized by Google

ihrer *νεωτεροποιΐα* (Thucyd. I. 70.) auch überall wohin sich ihr Einflufs erstreckte, neue Verhältnisse herstellen mufste; und dafs diefs nicht blofses Postulat von unserer Seite ist, sondern Lacedämon's ächte und ursprüngliche Politik auch in dieser so wie in den meisten andern Rücksichten nicht nach der Analogie, sondern im Gegensatze Athen's beurtheilt werden mufs, mögen zum Ueberflusse noch die bedeutsamen Worte beweisen, die Thucydides IV. 86. seinem Brasidas in den Mund legt: *οὐ γὰρ συστασιάσων ἥκω οὐδὲ ἀσαφῆ τὴν ἐλευθερίαν νομίζω ἐπιφέρειν, εἰ τὸ πάτριον παρεὶς τὸ πλέον τοῖς ὀλίγοις ἢ τὸ ἔλασσον τοῖς πᾶσι δουλώσαιμι· χαλεπώτερα γὰρ ἂν τῆς ἀλλοφύλου ἀρχῆς εἴη, οἷς τε τοὺς Ἀθηναίους ἐγκλήμασι καταπολεμοῦμεν, αὐτοὶ ἂν φαινοίμεθα ἐχθίονα ἢ ὁ μὴ ὑποδείξας ἀρετὴν κατακτώμενος.* Auch im Einzelnen leidet Hrn. L.'s Begründung seiner obigen Sätze an so vielen Blöfsen, dafs diese schon allein hinreichen würden ihre Beweiskraft zu zerstören: Athen soll keinen Rath von Zehn, sondern von Dreifsig erhalten haben, weil es eine gröfsere Stadt gewesen sei, die andere Städte unter sich gehabt habe (S. 181), als ob die Lacedämonier ihm nicht gerade alle diese Städte genommen hätten; oder sollen die *Demen* des attischen Landes vielleicht *Städte unter* Athen gewesen sein, wie Hr. L. selbst den Piräeus in das Verhältnifs einer Periökenstadt zu Athen setzt? und waren denn die Dreifsig ein *Rath*, nach dem Vorbilde der kretischen oder spartanischen Gerusia *), und nicht vielmehr ursprünglich eine Verfassungscommission zur Wiederherstellung der *πάτριοι νόμοι* selbst (Xenoph. Hellen. II. 3. 2.), später eine angemafste Regierungsbehörde *neben* und *über* dem Rathe (Lehrbuch §. 168, n. 8.), die Diodor XIV. 3. *ἁρμόζοντας* nennt und die bei weitem eher mit den spartanischen Ephoren oder den kretischen Kosmen verglichen werden kann! Freilich hält Hr. L. in dieser ganzen Sache die Unterschiede so wenig fest, dafs er selbst die kretischen Kosmen, die neben der Gerusia von dreifsig Mitgliedern bestanden, als Beweis für seine vermeintliche anfängliche Dekadarchie bei den drei spartanischen Stämmen aufführt, aus deren Verschmelzung dann die bekanntlich ganz der kretischen entsprechende Gerusia entstanden sei (S. 145), und der ähnliche Fall ist auch mit den Harmosten, die er, wie bemerkt, auch auf die Periökenstädte überträgt und namentlich hier den *Κυθηροδίκης* in diese Kategorie wirft (S. 183), obschon von einer Gerichtsbarkeit und überhaupt Civilgewalt der wirklichen Harmosten, wie sie Hr. L. S. 182 den römischen Proconsuln und Proprätoren vergleicht, nach Kortüm's richtiger Bemerkung (zur Gesch. hellen. Verf. S. 69) nirgends eine Spur ist; aber wie kann auch überhaupt davon die Rede sein, wie es Hr. L. S. 181 mit beispielloser Anmafslichkeit unterstellt, dafs nach spartanischem Begriffe die unterthänigen Städte aufserhalb der peloponnesischen Symmachie, die fortwährend mit Waffengewalt im Zaume gehalten werden mufsten, sogleich in die Reihe der Periöken getreten seien, die bekanntlich einen wesentlichen Theil der lacedämonischen Kriegsmacht selbst bildeten? Hr. L. bemerkt richtig S. 180, dafs die Periöken in dem Heere als Hopliten und zwar in den spartanischen Heeresabtheilungen selbst gedient hätten — wir bitten ihn diefs von den Contingenten der genannten Bundesgenossen nachzuweisen; wir lernen aus Xenophon's Hellen. III. 5. 12., dafs selbst Heloten zu Harmosten bestellt wurden — glaubt der Vf., dafs solche auch in den Periökenstädten regiert hätten? Und wie willkürlich ist nicht die ganze Zahlencombination, durch welche er die Analogie der Hauptstadt im Periökenlande durchführen will! Weil irgendwo (die Stelle Schol. Pind. Ol. VI. 145. ist falsch citirt) zwanzig Harmosten erwähnt werden, so bezieht er diefs auf Lakonika und seine fünf Landdistricte, die Ephorus bei Strabo schon von den ersten Königen ableitet und Hr. L. selbst S. 112 von minyeischen Unterkönigen regiert glaubt, S. 184 aber erst nach den Eroberungen der Könige Archelaos und Taleklos nach dem Vorbilde der fünf Bezirke der Stadt Sparta gebildet darstellt; nach der Eroberung Messeniens sei diese Zahl verdoppelt worden, und da nun jedem Bezirke *zwei* Harmosten, den beiden Königen Sparta's entsprechend vorgesetzt worden seien, so gewinnt er die obige Zahl zwanzig, so wie die wiederholte Zerlegung des Bezirks eines jeden dieser Harmosten in fünf Theile nach dem Muster der Hauptstadt die *ἑκατόμπολις Λακωνικὴ* des Strabo (VIII, p. 362) ergibt — gewifs ein Meisterstück von Rechenkunst, wobei es nur Schade ist, dafs wir von Doppelharmo-

*) Vgl. was Lewis a. a. O. p. 54 gegen eine ähnliche Vermuthung Müller's erinnert hat.

Digitized by Google

sten in den unterthänigen Städten, woher doch diese ganze Behörde bei Hrn. L. übertragen ist, kein Wort wissen, dafs die spartanischen Könige, auf deren Analogie seine ganze Annahme beruht, nicht jeder einen besonderen Bezirk regierten, und dafs man so gut, wie Hr. L. von den sechs Provinzen Lakonika's bei Strabo, um seine fünf Periökenbezirke zu gewinnen, die Hauptstadt wegläfst, auch von den fünf Bezirken der Hauptstadt, wie er sie S. 124 nach Müller u. A. annimmt, die eigentliche πόλις als Mittelpunkt des Ganzen weglassen mufs, für die sich doch unter den völlig gleichen Periökenbezirken kein Analogon nachweisen läfst, so dafs weder die sechs Theile des ganzen Landes mit den fünfen der Hauptstadt, noch die fünf Periökenbezirke mit den vier κώμαις oder προαστείοις jener irgend eine Zahlenähnlichkeit darbieten! Doch genug von den Periöken, zumal da uns die Erwähnung der πόλις im Gegensatze der vier κῶμαι den besten Uebergangspunkt zu Hrn. L.'s spartanischer Verfassungsgeschichte selbst darbietet; denn von jener sollen nach S. 123 fgg. die *Spartiaten* im engeren Sinne oder die *Homöen*, der Geburtsadel der Spartaner, wie die Eupatriden in Athen, ihren Namen haben, während in den Komen die *eigentlichen* Lacedämonier wohnten, wie sie der Verfasser zum Unterschiede von den *dorischen* Herren in der Stadt nennt, eingeborenes Volk, welches entweder ursprünglich in den benachbarten Ortschaften gewohnt hatte, oder von den Doriern erst daselbst angesiedelt, später zu dem Bürgerrechte zugelassen wurde; und diefs ist denn jener niedere Demos, dessen Verschmelzung mit dem Adel Lykurg bewerkstelligt haben soll, dessen Ursprung aber der Verf. gleichwohl nicht anders zu erklären weifs, als durch die Annahme freigelassener Heloten oder Neodamoden (S. 127), die schon in den ersten Jahrhunderten nach der Dorierwanderung der Stadtgemeinde gleichsam als Vorhut beigefügt worden seien (S. 131) und sich allmälig zu solcher Bedeutung erhoben hätten, dafs sie die Grundlage für die dorische Macht in Lakonien wurden (S. 125). Man sieht, wie diese Annahme ganz nach der Analogie der ältesten römischen Geschichte gebildet ist, zumal wenn man sich dort mit Cicero ursprünglich *plebem in clientelas principum descriptam* denkt, und wenn sich auch der Verf. genöthigt sieht, den griechischen δῆμος nicht sowohl mit der *plebs* als mit dem *populus* im römischen Sinne des Wortes zu vergleichen (S. 129 und 240), so hilft er sich doch durch eine andere Analogie, die jenes Verhältnifs freigelassener Heloten ganz mit den Wirkungen der römischen *manumissio per vindictam* gleich setzt (S. 130: „denn der Leibeigne gehörte bereits als solcher mittelbar durch seinen Herrn zu dem Demos; wenn sich also das Verhältnifs der Hörigkeit allmälig löste, so trat er hierdurch unmittelbar neben denselben als Genosse derselben Gemeinde"); noch deutlicher tritt dieser Einflufs römischer Vorbilder in den Theilen des Adels selbst hervor, wo niemand in den Hylleern, Dymanen und Pamphylen des vorliegenden Buchs die römischen Ramnes, Tities und Luceres verkennen wird, von welchen die letzten ja auch nach Niebuhr erst später als *patres minorum gentium* zur Rechtsgleichheit gelangen, und wir würden dem Verf. Unrecht thun, wenn wir ihm das Zeugnifs versagten, dafs er ein würdiges Seitenstück Niebuhrischen Scharfsinnes und combinatorischen Talentes geliefert habe; wenn wir es aber schon oben mifslich fanden, dafs er auf Müller's Vermuthungen so oft ohne Weiteres fortbaut, so mufs uns die Waffe Niebuhrischer Kritik in seinen Gründen noch viel gefährlicher dünken, und wenn es überhaupt bei der Verschiedenheit der Völkerindividualitäten im Allgemeinen und hohen Eigenthümlichkeit des dorischen Volkes und seiner Geschichte insbesondere mit solchen Analogien eine gewagte Sache ist, so steigert sich diefs noch bei der Nachbildung eines Systems, das selbst noch in vielen seiner Theile gegründeten Bedenken Raum gibt. Aufserdem hat Hr. L. wenigstens in einem Punkte, der gerade ein Hauptverdienst Niebuhr's ausmacht, seinem Vorbilde zu folgen verschmäht: wir meinen die Kritik der Quellen, die noch neuerlich einem viel besseren Buche aus der alten Geschichte mit viel gröfserer Härte, als es hier geschieht, vorgerückt worden ist, und ohne welche sein ganzes Gebäude auf Sande ruht; wenn Beaufort nur umgestürzt, Niebuhr umgestürzt und gebaut zugleich hat, so hat Hr. L. eigentlich nur ein neues Gebäude neben dem alten errichtet und seine Auctorität der eines Xenophon und Plutarch zur Seite gestellt, als ob nun auch kein Zweifel übrig bleiben könnte, dafs jeder, der beide nebeneinander sähe, sich sofort für

Digitized by Google

das seinige entscheiden, und jene alten Götzenbilder von freien Stücken vor seiner Herrlichkeit in den Staub sinken müfsten; und so schön er auch selbst in dieser Hinsicht einen Anfang gemacht und im Anhange die Unhaltbarkeit der älteren Ueberlieferung in chronologischer Hinsicht herausgerechnet hat, so sind doch Apollodor und Eratosthenes keine Quellen für die überlieferte Verfassungsgeschichte, so dafs mit ihrer Auctorität auch diese ohne Weiteres erschüttert wäre. Fast sollte man meinen, der Verf. habe sich durch einige Partien des Niebuhrschen Werkes, die gewifs zu den scharfsinnigsten, aber defshalb noch nicht zu den gelungensten desselben gehören, verleiten lassen, die ganze Geschichte für ein Rechenexempel zu nehmen, wovon wir schon vorhin bei den Periöken ein Beispiel gesehen haben und auch bei dieser ältesten Stadtgeschichte selbst in den allerdings frappanten Zahlencombinationen die Bestätigung finden: nach Isokrates (Panathen. §. 255) sollen die Spartiaten (nicht die Dorier) anfänglich nur zweitausend Mann stark gewesen sein; diefs sind begreiflicherweise die beiden Stämme der Hylleer und Dymanen, nach deren Vereinigung mit den Pamphylen die Zahl auf 3000 wuchs, wie wir sie oben bereits Hrn. L. mit den 3000 athenischen Privilegirten unter Kritias vergleichen sahen (S. 132); dann soll Lykurg 4500 oder nach andern 6000 Ackerloose gemacht haben, womit er also die Bürgerschaft zum Drittheil oder zur Hälfte aus dem niederen Demos verstärkte (S. 170), und nachdem dann Polydor die Zahl der 9000 vollgemacht hatte, denkt sich Hr. L. die ganze Bürgereintheilung so, dafs jede der drei Phylen zehn Oben, jede Obe dreifsig Geschlechter (τριακάδες, Herod. I. 65.), jedes Geschlecht zehn Häuser enthalten habe (S. 133); dafs er ferner den dreifsig Oben die Geronten entsprechen läfst, haben wir gleichfalls schon berichtet, und da nun in Lykurg's Geschichte zwanzig Männer erwähnt werden, welchen Lykurg seine Plane vorgelegt habe (S. 155), so deutet er diefs auf die Geronten der beiden ersten Phylen, zu welchen „gewifs" auch die Pamphylen damals erst hinzugetreten seien (S. 145), so wie er aus den 300 Rittern schliefst, dafs der Adel 300 Geschlechter gehabt habe und jedem von diesen zwei Damodengeschlechter hinzugefügt worden seien, um die Zahl der 900 Geschlechter oder 9000 Häuser zu gewinnen (S. 133); — aber so schön sich auch alles das rundet, so können wir doch nur darauf erwiedern, was Jean Paul an seinen künftigen Sohn schreibt (sämmtl. Werke B. XXXV, S. 113): „Lies — ich sage nicht einmal die verschiedenen Hypothesen der Geologen, deren jede mit tausend Factis zusammen trifft — oder jene Beweise, dafs Homer nur eine Allegorie sei — oder die Alten, dafs die Göttergeschichte nur eine versteckte biblische — oder die Neuern, dafs sie nur eine verhüllte Sternkunde sei — ich sage, lies nicht einmal das, sondern lies die spafshaften Aufsätze, die du von deinem Vater geerbt, und worin der Mann für tolle Lügen die Stützen aus allen Wissenschaften zu seinem eignen Erstaunen zusammentreibt; und dann wag' es einmal, aus der blofsen Harmonie und Analogie eines Systems sogleich dessen vorherbestimmte Harmonie mit der Wahrheit zu schliefsen!" Die grofse Bedeutung der Zahlenverhältnisse in der alten Geschichte verkennt auch Ref. nicht, weil in der Gestaltung des alterthümlichen Staatslebens dem Zufalle und der ungefähren Willkür weit weniger Macht als bei uns eingeräumt werden darf; gleichwohl aber gilt auch hier, was Hegel (Logik B. I, S. 166) von dem Gebrauche der Zahlen in der Philosophie sagt: „die Gedanken, das Lebendigste, Beweglichste, nur im Beziehen Begriffene, werden in diesem Elemente des Aufsersichseins zu todten, bewegungslosen Bestimmungen; je reicher an Bestimmtheit und Beziehung die Gedanken werden, desto verworrener einerseits und desto willkürlicher und sinnleerer andererseits wird ihre Darstellung in Zahlen", und so wichtig die Zahlen als Verbindungsmittel des Inhaltes sind, so bleiben sie doch immer zu äufserlich gegen diesen, um uns durch ihre scheinbare oder wirkliche Verknüpfung unter sich der Prüfung der sachlichen Gründe selbst zu überheben; hier aber sieht es sowohl um die urkundliche Bestätigung als um die innere Uebereinstimmung der Ansicht des Verfs. nicht besser als bei den vorhergehenden Puncten auch aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Was zuerst den niederen Demos betrifft, so haben wir oben bereits beiläufig bemerkt, dafs der Cultus der Artemis Orthia in den Vorstädten Sparta's noch kein Zeugnifs für einen vordorischen oder gar vorachäischen Ursprung ihrer späteren Bewohner abgibt; dafs er nicht pelasgisch ist, zeigt der Name Orest's, der ihn selbst nach den meisten andern Cultusstätten hinbegleitet (vgl. Schneidewin's Diana Phacelitis et Orestes, Gott. 1832. 8.); dafs er ferner auf ähnliche Art, wie es Hr. L. selbst rücksichtlich des karneischen Apoll anerkennt (S. 84), auch von den dorischen Spartanern angeeignet war, erhellt aus der berüchtigten Geiselung an dem Altare jener Göttin, die man ja so häufig als Beispiel spartanischer Zucht und Strenge aufgeführt findet; und wenn zum Ueberflusse Pausanias gerade an der Stelle, die Hr. L. zum Belege anführt, dafs die Bewohner jener Komen, *wie ihr Namen zeige*, eingeborene Lacedämonier gewesen seien (S. 124), οἱ Λιμνάται Σπαρτιατῶν καὶ Κυνοσουρείς u. s. w. sagt (III, 16, 6.), so verschwindet auch jeder Schatten eines Beweises für den verschiedenen Ursprung der Bewohner der Burg und ihrer Vorstädte; könnte man gleich auch diefs mit Hrn. L. so erklären, dafs der Name der Hauptstadt *später* auf alle Bewohner derselben im Gegensatze mit den Periöken übergegangen sei, so wie er den ursprünglichen Volksnamen des niederen Demos mit der gröfseren Bedeutung des letzteren zur allgemeinen politischen Bezeichnung der Landesbürger erhoben denkt (S. 125), so wäre diefs doch eben so willkürlich als wenn derselbe S. 121 fgg. Brasidas, der bald ein Lacedämonier (Thuc. IV. 70.) bald ein Spartiate heifst (Thuc. II. 25.), jenen Namen im Gegensatze der Homöen, diesen im Gegensatze der Periöken führen läfst, als ob Thucydides hier so genau den Verhältnifsausdruck beobachtet hätte, während er in den Worten V. 15.: ἦσαν γὰρ οἱ Σπαρτιᾶται αὐτῶν πρῶτοί τε καὶ ὁμοίως σφίσι συγγενεῖς, gegen besseres Wissen dem Sprachgebrauche seiner Landsleute gefolgt wäre, die mit der engeren Bedeutung des Wortes unbekannt, es dem Zufalle zugeschrieben hätten, dafs sie lauter angesehene Spartiaten gefangen genommen hatten! Es läfst sich überhaupt kein ärgeres Prokrustesbett denken, als jene engere und weitere Bedeutung, nach welcher diese Namen bei Thucydides, Xenophon und Aristoteles aufser der allgemeinen Beziehung auf Stadt und Land noch als besondere Bezeichnung bestimmter Stände in Sparta selbst erscheinen sollen (S. 119), und wenn wir auch einräumen, dafs bei den zwei letztern Schriftstellern, zu deren Zeit sich allerdings schon im Innern der Spartiatengemeinde selbst ein Unterschied zwischen Voll- und Minderberechtigten gestaltet hatte, wo Spartiaten erwähnt werden, in der Regel nur an die erste Classe zu denken sei, so folgt doch daraus nicht, dafs dieser Name an sich schon als Zeichen einer privilegirten Bürgerclasse oder gar eines Stammunterschiedes betrachtet werden dürfe; ja die angeführten Worte des Thucydides werden für jeden, der nicht erst geflissentlich die späteren Homöen hineinträgt, gerade den Beweis enthalten, dafs alle Spartiaten im Gegensatze der Periöken als gleich und verwandt unter sich betrachtet wurden, da der Ausdruck πρῶτοι ἄνδρες sie keineswegs anderen Spartiaten, sondern eben nur den übrigen Gefangenen entgegenstellt, worunter sich jedenfalls auch Periöken befanden; und eben so wenig können wir in der andern Stelle Thuc. IV. 108, die Hr. L. vergleicht, τὰ μὲν καὶ φθόνῳ ἀπὸ τῶν πρώτων ἀνδρῶν οὐχ ὑπηρετοῦντες, den Beweis einer besonderen Spartiatenclasse im Gegensatze des Brasidas als Lacedämonier finden, da erstens jener Aus-

Digitized by Google

druck überhaupt nur die regierenden Behörden oder was Hr. L. S. 202 die ἐκκλησία nennt, bezeichnen könnte, zweitens aber gesetzt auch er bezeichnete, wie in der obigen Stelle alle Spartiaten, Brasidas darum nicht mehr auszuschliefsen wäre, als z. B. bei Cicero ad Famil. I. 6. Lentulus aufhört Consular zu sein, weil diese ihm aufser Hortensius und Lucullus *partim obscurius iniqui, partim haud dissimulanter irati* genannt werden. Noch unhaltbarer erscheint diese ganze Vermuthung verschiedener Elemente im Innern der spartanischen Bürgerschaft, wenn man sieht, aus welchem Ursprunge Hr. L. seinen niederen Demos ableitet: Neodamoden sollen es sein, von welchen er selbt sagt (S. 127), dafs sie unter allen lacedämonischen Ständen den leibeigenen Heloten am nächsten standen, und gleichwohl den Hauptbeweis für seine Ansicht aus ihrem Namen hernimmt, der junge Bürger im Gegensatze der alten dorischen Gemeinde bezeichne; diese freigelassenen Heloten sollen schon mittelbar durch ihre Herren zum Demos gehört haben (S. 130), und gleichwohl vermuthet Hr. L., dafs sie sich auf den Staatsländereien befunden und diese unter ähnlichen Bedingungen wie die Heloten die Privatgüter bewirthschaftet hätten (S. 128); ja auch darin bleibt er sich wieder so wenig gleich, dafs er anderswo (S. 170) nur von einem Viertheile oder der Hälfte derselben annimmt, dafs sie zu Staatsländereien gehört und demzufolge schon unter Lykurg das Bürgerrecht empfangen hätten, während die *übrigen* noch im Stande der Neodamoden geblieben seien und sich mit der Hoffnung eines späteren Landerwerbs hätten begnügen müssen, und verbindet damit ebendaselbst noch den andern Widerspruch, dafs er sagt, es sei demnach nur ein Viertheil oder die Hälfte des *Demos* schon damals in den Genufs des Bürgerrechts gekommen (S. 171), obschon er es S. 128 als *sicher* erkannt hatte, dafs die Neodamoden *nicht* zu dem spartanischen Demos gehörten! Von der Unwahrscheinlichkeit, dafs die Spartaner dieselbe Menschenclasse binnen wenigen Menschenaltern erst zu Zinsbauern, dann zu Leibeigenen, dann zu Freigelassenen, dann zu Bürgern gemacht hätten, wollen wir gar nicht reden; aber das bleibt jedenfalls unbegreiflich, wie entweder die Dorier sich aus einer Race hätten recrutiren, ja dieser zuletzt die Grundlage ihrer Macht (S. 125) verdanken sollen, die nach Hrn. L.'s Systeme bereits zum drittenmale den Herren gewechselt hatte, oder diese selbst nach ihrer Befreiung sich zu Ansprüchen erheben konnten, wie sie anderwärts nur das Bewufstsein ursprünglicher Gleichheit oder die nie verlöschende Erinnerung früherer Selbständigkeit veranlafste — blofse Clienten hätten in Rom eben so wenig als in Etrurien je die Patricierherrschaft geschmälert! — und fragen wir zuletzt, wozu denn Hr. L. diesen ganzen Aufwand der gewagtesten und halsbrechendsten Vermuthungen gemacht hat, so kann es nur sein, um entweder das Dasein eines Geschlechtsadels in Sparta zu beweisen, das einen solchen im gewöhnlichen Sinne des Wortes nie besessen hat, oder die lykurgische Gesetzgebung zu erläutern, deren Wesen und Geist in den Schriften des Alterthums so klar vor uns liegt, dafs wir ihn nur aus diesen zu ermitteln, keineswegs aus zerstreuten Bruchstücken und Spuren mühsam neu zu construiren brauchen. Rücksichtlich des ersteren Punktes läugnen wir geradezu, dafs Sparta auch nur den Namen eines Geschlechtsadels, wie er in andern Staaten des Alterthums vorkommt, gekannt habe; dafs die 300 ἱππεῖς nichts damit zu thun haben, hat Ref. de Homoeis p. 5 auf eine Art dargethan, die er von Hrn. L. nicht widerlegt glaubt, weil dieser gar keine Rücksicht darauf genommen hat; der Ausdruck Homöen aber bezeichnet keineswegs ein patricisches Hervorragen *über* der gleichen Linie der Gesammtheit, sondern nur ein Vollbürgerthum im Gegensatze mit denjenigen, die *unter* die gleiche Linie heruntergedrückt sind, wie diefs auch in dem urkundlichen Correlativum ὑπομείονες ausgedrückt ist, während Hrn. L.'s Neodamoden vielmehr zu dem Adel heraufgezogen und in aristokratischem Sinne constituirt werden (S. 153), ja jeder Bürger in gewissem Sinne ein Adeliger ist (S. 167), und wenn wir noch obendrein sehen, wie dieses Standesunterschieds erst in den Zeiten nach dem peloponnesischen Kriege gedacht wird, wo sein Entstehen in der Art, wie es Ref. in seinen beiden Abhandlungen *de Homoeis* und *de causis turbatae apud Lacedaemonios bonorum aequalitatis* versucht hat, wenigstens erklärt werden *kann*, so bedurfte es ganz anderer Beweise, als sie hier gegeben sind, um sein Dasein auch der frühesten Zeit zu vindiciren; Hr. L. erkennt es selbst an (S. 158), dafs der Name δῆμος, mit dem Aristoteles dem Sprachgebrauche seiner Zeit zufolge die Geringeren im Gegensatze der Homöen bezeichnet, ursprüng-

Digitized by Google

lich nach dem urkundlichen Zeugnisse der lykurgischen Rhetra die gesammte souveraine, folglich dorische oder spartanische Bürgerschaft bezeichnet habe (vgl. Höck's Kreta Bd. III, S. 79 fgg.) und darauf führt auch die Glosse bei Hesychius p. 884: *δαμώδεις οἱ ἐντελεῖς παρὰ Λάκωσι*, obschon diefs nicht *Vornehme*, wie Hr. L. S. 131 übersetzt, sondern nur *Vollbürger* bedeutet; wenn er aber nun gleichwohl diesen Namen *Damoden*, der ohnehin bei Hesychius selbst auf blofser Conjectur beruht, schon zu Lykurg's Zeiten (S. 170) und später mehrmals (vgl. namentlich S. 296 Note 2) zur Bezeichnung seiner eingebürgerten Neodamoden als *Plebejer* im Gegensatze der Homöen gebraucht, so ist das eine Sprachverwirrung, der nichts gleichkommt, als die Unklarheit, in der wir ihn rücksichtlich dieses Adels selbst und seiner Entstehung befangen sehn. „Jeder ursprüngliche Adel, heifst es 1. 124, beruhete wie bei allen Völkern, so bei den Griechen auf dem Rechte der Eroberung", ebenso S. 130: „nur auf einen erobernden Adel gründete sich das heroische Leben; wie konnte nach der Unterwerfung gleiches Recht zwischen Siegern und Besiegten stattfinden"? und dafs zwischen den Doriern einerseits, den Periöken und Heloten andererseits ein Rechtsunterschied stattgefunden habe, hat noch Niemand geläugnet; soll aber daraus sofort ein Clientelarverhältnifs abgeleitet werden, wie es z. B. in Attika wahrscheinlich nur aus dem patriarchalischen Regimente der Eupatriden hervorgegangen war, so ist das ein Sprung, den wir nicht unbedingt einräumen können, und gesetzt auch es hätte sich in eroberten Landen etwas dem Analoges gebildet, so ist darum noch kein Tadel im Innern der Bürgerschaft selbst gegeben, zumal da Hr. L. S. 108 ganz richtig den Einfall Kortüm's von Gefolgschaften u. s. w. abweist, und die dorische Eroberung als ein Nationalunternehmen darstellt; es ist vollkommen wahr, was der Verf. S. 151 sagt, dafs die frühere Verfassung der griechischen Stämme rein demokratischer Natur unter Stammesältesten gewesen sei, erst in ihren neuen Sitzen die Hellenen durch das Verhältnifs zu den Urbewohnern zu einem Adel wurden, und diese Aristokratie auf einem um so festeren Grunde ruhte, je mehr sie den hörigen Bauernstand zur dauernden Leibeigenschaft hinabdrückte; wie diefs aber *nur* durch die Bildung eines niederen Bürgerstandes aus dem hörigen Stande selbst *möglich* geworden sein soll, gesteht Ref. nicht zu begreifen, und wo aufserdem ein so ewiger *Kriegszustand* zwischen den Siegern und Besiegten vorausgesetzt wird, wie es hier S. 149 rücksichtlich der Spartaner und Heloten geschieht, da kann eigentlich selbst in dieser Hinsicht nicht von einem Adel, geschweige denn Patronats- und Clientelverhältnissen die Rede sein. Sollen wir noch irgend eine Consequenz in dieses Chaos hereinbringen, so scheint sich Hr. L. die Sache so gedacht zu haben, dafs die dorischen Eroberer, um sich gegen ihre schwierigen Hörigen zu verstärken, einen Theil derselben in ihr Interesse gezogen, zuerst frei gemacht und dann gar in's Bürgerrecht aufgenommen, also (S. 258) von Staatswegen einen niederen Demos gebildet hätten, um (S. 158) dem Adel dadurch „einen ethischen und politischen Einflufs auf denselben zu eröffnen, welcher früher nur in geringem Maafse stattfinden konnte", und so wenig wir auch glauben, dafs hierdurch „der alte Glanz des Adels noch höher gestiegen sei", so könnte sich hier ein solches *divide et impera* allerdings in der Geschichte des römischen Bundesgenossenkriegs oder dem Gebrauche, den die Patricier früher von ihren Clienten zur Paralysirung plebejischer Uebermacht machten, eine Analogie ergeben, wenn sich nur für die Sache selbst irgend eine geschichtliche Bestätigung fände; dafs aber ein solcher Gang *nothwendig* angenommen werden müsse, um die lykurgische Gesetzgebung und die spartanische Verfassung in der classischen Zeit zu erklären, wird niemand dem Vf. einräumen, und die Art, wie er diefs seinem eigenen Geständnisse nach im Widerspruche mit bewährten Zeugen S. 222 fgg. durchzuführen sucht, ist nicht geeignet seiner Ansicht Vorschub zu leisten. Gleich der erste Grund, dafs man nicht begreife, wie sich eine aristokratische Verfassung ohne Adel bilden könne, zeigt auf's deutlichste die oben gerügte Begriffsverwechselung; denn wenn Hrn. L.'s eigener Erklärung nach, der spartanische Adel erst durch die Eroberung entstanden war, so genügte ja der Gegensatz gegen Periöken und Heloten, ohne dafs darum noch eine niedere Bürgerclasse nöthig wäre; eben so begeht er eine unbegreifliche *petitio principii*, wenn er die Ansicht des Ref., dafs der Unterschied zwischen Homöen und Nicht-Homöen auf der Theilnahme an der *ἀγωγή* und den *συσσιτίοις* beruht habe, durch die einzige Bemerkung zu beseitigen glaubt, diefs sei nicht Bedingung des Homöenthums, sondern des Bürgerthums

Digitized by Google

überhaupt gewesen (S. 224), als ob der Gesetzgeber schon zwischen Homöen oder vollberechtigten und minderberechtigten Bürgern einen anderen Unterschied gemacht hätte, als den welchen Xenophon de Republ. Lac. X. 7 ausdrücklich angibt, dafs derjenige von den Gleichen ausgeschlossen sein solle, der die Mühe des gesetzlichen Lebens scheue; und die Gründe, mit welchen er diesen Zeugen selbst bekämpft, sind so beschaffen, dafs man deutlich sieht, wie er weder ihn noch Lykurg selbst verstanden hat: „war die Ehre vom Verdienste abhängig, sagt er S. 225 fg., wer wäre derselben würdiger gewesen als der edle Brasidas?" — als ob gesetzmäfsige Erziehung und hinlängliches Einkommen zur Theilnahme an den Syssitien ein Verdienst wäre! — „in keinem Lande, lesen wir S. 229, mufste die persönliche Würdigung unabhängiger von der Vermögenschätzung sein" — als ob er nicht selbst so eben eingeräumt hätte (vgl. auch S. 167), dafs die Beisteuer zu den Syssitien Bedingung des Bürgerthums selbst gewesen sei! — „nur der sittliche Charakter der spartanischen Aristokratie sei es, behauptet er S. 233, den Xenophon in seiner Erklärung der Homöen hervorgehoben habe" — als ob nicht dieser sittliche Charakter, wie ihn die Staatserziehung aufprägte, nach Lykurg's ausdrücklicher Willensmeinung (vgl. de Homoeis p. 11) eben das ausschliefsliche Zeichen und den wesentlichen Berechtigungsgrund des ganzen spartanischen Bürgerthums ausgemacht habe; und wenn er sich wundert (S. 225), wie nach allem diesem von einem erblichen Stande der Homöen die Rede sein könne, so ist die Antwort ganz einfach die, weil die Erziehung doch wahrlich nicht vom freien Willen eines Jeden und die Beisteuer zu den Syssitien ganz von dem Erbe abhing, das der Vater dem Sohne hinterliefs, so dafs auch ohne ein eigentliches Vorrecht der Geburt doch die künftige Stellung des Mannes unter seinen Mitbürgern schon durch die Umstände seiner Aeltern prädestinirt sein konnte. Wie wenig aber Hrn. L.'s System auch dem übrigen, was wir von Lykurg's Gesetzgebung aus dem Alterthume wissen, entspricht, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, dafs er ihm zu Liebe genöthigt ist, wie Kortüm die Nachricht von der gleichen Ackervertheilung des Gesetzgebers zu verwerfen, weil (S. 168) der mächtige dorische Adel gewifs nicht seine Familiengüter hergegeben hätte, um die neuen Bürger damit auszustatten, gleichwie er auch (S. 195) Plutarch's Angabe von dem monatlichen Ertrage der spartanischen Bürgerbesitzungen auf die messenischen Loose beschränkt, welche nach ihm das einzige Grundeigenthum eines grofsen Theils der Damoden bildeten, weil er für die Adelsgüter offenbar zu gering sei! Gegen Kortüm hat nun zwar Ref. schon anderswo das Nöthige bemerkt, da diefs jedoch Hrn. L. so wenig von gleicher Behauptung abgehalten hat, dafs er dem Ref. sogar vorwirft (S. 170), eine Stelle (Plat. de Legg. III, p. 684) für seine Ansicht beigebracht zu haben, die sie vielmehr unmittelbar widerlege, so möge uns darüber noch ein Wort vergönnt sein, nachdem wir vorher auf ein ähnliches Versehen des Verfs. aufmerksam gemacht haben, der S. 194 zum Beweise, dafs Polydor's 9000 Loose nur für Messenien gelten sollen, auf Aristot. Politik V. 6 verweist, wo man weit eher das Gegentheil finden könnte *); was aber jene Stelle selbst betrifft, so braucht man sie nur im Zusammenhange zu lesen, um sich zu überzeugen, dafs sie gerade das sagt, was Ref. *de causis* etc. p. 21 damit beweisen will, nämlich dafs Gütergleichheit ein so *ursprüngliches* Institut und Herkommen bei den peloponnesischen Doriern gewesen sei, dafs einen Gesetzgeber, der sie *wiederherstellte*, keineswegs der Vorwurf treffen konnte, der anderswo mit *legibus agrariis* verknüpft zu sein pflegte, und zum Ueberflusse erklärt sich Plato noch einmal selbst im fünften Buche p. 736 C, wo er das Glück der Heraklidencolonie preist, die Ackervertheilung und Schuldenerlast nicht erst durch langwierigen Streit zu erkämpfen gehabt habe, während sie in andern Staaten, die sie durch positive Gesetzgebung bewerkstelligen müfsten, immer nur ein frommer Wunsch bleibe, mehr s. *de vestigiis institt. vett. in Plat. Legg.* p. 27.

*) Hr. L. sagt: „dafs aber der Adel sein gleiches Anrecht an die eroberten Ländereien dem Volke sollte aufgeopfert haben, ist schon an sich nicht wahrscheinlich", und citirt dafür Aristot. Polit. V. 6. 1, wo aber nur von den Partheniern die Rede ist, die um ihrer politischen Ansprüche willen zur Auswanderung nach Italien genöthigt wurden: wahrscheinlich ist §. 2 gemeint, wo es heifst, um die Zeit des messenischen Kriegs hätten einige θλιβόμενοι διὰ τὸν πόλεμον, neue Vertheilung des Landes begehrt (ἠξίουν ἀνάδασιν ποιεῖν τῆν χώραν): das kann aber nur auf Lakonika selbst gehn und gehört auch wahrscheinlich in den zweiten Krieg, weil Tyrtäus erwähnt wird; vgl. Müller's Dorier II, S. 191.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Schluſs.)

Wäre freilich der niedere Demos des Verfassers für jene Zeiten eine geschichtliche Thatsache, so würden auch jene Stellen sich so umdeuten lassen, daſs sie nur auf die ersten Eroberer oder ursprünglichen Homöen gingen, ohne darum einen Schluſs auf die später Eingebürgerten zu gestatten; dazu aber müſste man beweisen, daſs jene Mittheilung des Bürgerrechts unter den früheren Königen, wovon Aristoteles spricht, nicht *aequo jure* geschehen sei, oder daſs nicht Lykurg's groſses Werk selbst zum wesentlichen Theile darin bestanden habe, solche Neubürger auch rücksichtlich des Besitzes als des obersten Grundes der Bürgerberechtigung, mit den übrigen auf gleichen Fuſs zu setzen; und daſs auch diesen Beweis gegen ausdrückliche Angaben, wie die des Polybius VI. 45. 3, zu führen in den sonstigen Verhältnissen der lykurgischen Gesetzgebung und altspartanischen Verfassung kein Grund vorhanden ist, werden wir schlieſslich noch mit ein Paar Worten zeigen müssen. Was Hrn. L. wahrscheinlich mit zur Annahme eines niederen Demos vor Lykurg bestimmt hat, sind die oben berührten Angaben der Alten über Verwirrungen in Sparta und Parteikämpfe, die er sich aus keinen andern Elementen zu erklären wuſste, als woraus wir die ähnlichen Erscheinungen in der späteren griechischen Geschichte hervorgehn sehn, demokratischen Ansprüchen gegen aristokratische Berechtigung, und zu diesem Ende nach der Möglichkeit der Entstehung solcher suchte; ein anderer würde freilich vielleicht einfacher durch jene Pamphylen Rath geschafft haben, die ja Hr. L. auch als mindere Geschlechter den beiden andern Phylen entgegensetzt; da er jedoch fühlen muſste, daſs zwischen Stämmen, deren Väter in der Sage Brüder heiſsen, an eine dauernde Ungleichheit kaum gedacht werden könne, so gelangte er endlich dazu, einen doppelten Kampf anzunehmen, indem einerseits die Pamphylen auf Gleichstellung mit den Hylleern und Dymanen Ansprüche gemacht hätten, andererseits aber in alle diese Kämpfe innerhalb der adeligen Gemeinde auch der neue Demos hereingezogen worden sei (S. 145), was denn allerdings einen tüchtigen Vorrath von Gährungsstoff für Lykurg zu beschwichtigen abgab. Aber leider beruht auch dieses schöne Gebäude auf lauter unhaltbaren oder wenigstens unerweislichen Fictionen, und wenn wir auch ganz von dem Mangel urkundlicher Bestätigung absehen wollen, so fehlt ihm doch auch der innere Halt, so sehr es durch äuſsere Concinnität blenden mag: erstens behaupten wir kühn, daſs in so früher Zeit und vielleicht im ganzen Alterthume keine Anflehnung des Demos zur bloſsen Erlangung von Rechtsgleichheit stattgefunden habe, wenn er nicht durch materiellen Druck von Seiten der Aristokratie gereizt und zur Nothwehr gezwungen war, wovon aber Hr. L. nichts nachgewiesen hat; zweitens würde in solchem Falle Lykurg's Erscheinung nicht das Auſserordentliche haben, was ihr im ganzen Alterthume beigelegt wird, sondern in die Kategorie einer gewöhnlichen politischen Combination heruntersinken, wie sie in der griechischen und römischen Geschichte zu wiederholten Malen vorkommen; drittens aber sind auch in derjenigen Zeit Griechenlands, worein Lykurg's Thätigkeit fällt, zwei ganz andere Elemente im Kampfe begriffen als einige Jahrhunderte später, wo der Adel bereits das Königthum verdrängt hat; und hier wünschten wir nun insbesondere wieder, daſs Hr. L. dem Entwickelungsgange der übrigen dorischen Staaten mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, um sich zu überzeugen, daſs es vielmehr der Kampf des

Digitized by Google

Königthums mit der freien Gemeinde oder dem Adel selbst war, was jene Wirren herbeiführte, deren Beschwichtigung Lykurg unsterblich gemacht hat. Dafs δῆμος ursprünglich die Vollbürger oder Gleichen selbst bezeichnete, haben wir vorhin gesehen, und dürfen also auch wohl zwischen dem δῆμος, der nach Pausan. II. 19. 2 den letzten argivischen König absetzte, und den τὰ χρήματα ἔχουσι bei dems. IV. 13. 4, die bereits Messeniens ersten König mordeten, keinen solchen Unterschied annehmen, wie ihn der spätere griechische Sprachgebrauch geschaffen hat und Pausanias selbst ihn an der letzteren Stelle macht, wenn er Kresphontes Tod durch die Begünstigung motivirt, die er dem δῆμος habe angedeihen lassen; was *hier* unter dem δῆμος zu verstehen ist, hat Hr. L. S. 191 sehr richtig eingesehen, es sind die *Periöken*, die Kresphontes den Doriern gleich machen wollte, wie wir auch Prokles und Eurysthenes in Lakonika die Periöken organisiren und verstärken sahen, und so ergiebt sich denn für alle jene Staaten das gemeinschaftliche Entwickelungsgesetz, dafs ihre Könige gestützt auf die Bevölkerung der eroberten Länder, sich von dem Rechte und den Gewohnheiten ihres Volkes unabhängig zu machen suchten und darüber in den übrigen Ländern früher oder später dasselbe Schicksal hatten, wie es gleichzeitig in ganz Griechenland die Aristokratie der Monarchie bereitete, während Lykurg allein durch weise Mäfsigung dem Königthume seinen alten Glanz und seine Ehrenrechte sicherte, ohne es darum zu der Despotie werden zu lassen, womit nach Aristoteles (Polit. V. 10. 3) sein Neffe Charilaus bereits den Staat bedrohete. Ganz ist freilich auch Hrn. L. die Betheiligung der Könige an diesen Gährungen nicht entgangen, da er aber in Sparta den Demos anders als in dem Bruderstaate Messenien auffafst, so weifs er aus der Stelle Plutarch's V. Lycurg. c. 2 nichts weiter zu machen (S. 140), als dafs auch schon die Dymanen sich erst mit Hülfe des niederen Demos ihre Gleichstellung mit den Hylleern erkämpft haben sollen, weil dort Eurypon, den er zu einem Dymanen stempelt, als Volkschmeichler genannt wird, obschon diefs Plutarch nur in der Absicht thut, um zu erklären, wefshalb Lykurg's Geschlecht nicht von seinem ersten Ahnherren Prokliden, sondern Eurypontiden genannt worden sei, so dafs er, wenn Lykurg zufällig Agiade gewesen wäre, gewifs auch dasselbe von Eurypon's Collegen Agis erzählt haben würde, den Hr. L. jenem als Hylleer entgegensetzt; und wenn er auch bemerkt (S. 156), dafs die Trennung und vorragende Gewalt der Könige besonders die früheren Spaltungen verursacht habe, so hat diefs doch bei ihm nur den Sinn, dafs dieselben als Vertreter der beiden ersten Stämme die Eifersucht derselben gegen einander stets rege erhalten hätten, bis Lykurg sie zu blofsen Vertretern einzelner Oben in der Gerusie degradirt habe; — von den Verträgen, die Lykurg nach Xenophon zwischen dem Volke und den Königen aufrichtete, von dem gegenseitigen Schwur gesetzmäfsiger Regierung und unerschütterter Aufrechthaltung der Königswürde von Seiten des Volks wird erst unten S. 220 kurz und nachträglich aufser allem geschichtlichen Zusammenhange gehandelt, wobei noch der Widerspruch vorkommt, dafs dem Königthume sein alter Glanz geblieben und seine Vorrechte aufbewahrt worden seien, während nach S. 164 Lykurg ihre Würde zu einem *Amte*, sie selbst nur zu den Ersten unter den Gleichen gemacht haben soll, so wie es auch hier einleuchtet, dafs nach einer solchen Veränderung, wie sie Hr. L. annimmt, die Theilung des Königthums den politischen Vortheil, den er ihr S. 146 beilegt, das politische Leben in seinen einzelnen Stämmen selbständig zu entwickeln, gar nicht mehr haben konnte. Doch mit solchen Einwürfen wollen wir uns nicht mehr aufhalten, da wir bereits erinnert haben, wie weder die Vertretung einzelner Stämme noch selbst einzelner Oben durch die Könige auf irgend haltbarem Grunde beruht, und bemerken nur noch, dafs auch jene Ansicht, die spartanischen Könige seien erst durch Lykurg in die Gerusie eingeschlossen worden, nach der dafür angeführten Beweisstelle vielmehr so ausgedrückt werden mufste, durch Lykurg sei die Gerusia den Königen an die Seite gesetzt worden (Plut. V. Cleom. c. 10: τοῖς βασιλεῦσι συμμιχθῆναι τοὺς γέροντας); Hr. L. meint zwar (S. 157) diefs sei nur im Sinne der Sage gesprochen, dafs Lykurg die Geronten zuerst *eingesetzt* habe, aber diese übereinstimmende Angabe des Alterthums, die wohl nicht so schlechthin als Sage tractirt werden durfte, gibt gerade die richtige Ansicht für die von Lykurg dem Königthume verliehene Stellung, indem er, ohne es zu

Digitized by Google

degradiren, doch auch seinen allzuhohen Flug durch den Ballast der Gerusia hemmte: Geronten mochte es wohl auch schon früher, gleich dem homerischen, zur Seite haben, aber wie dort ohne rechtlich an ihren Rath gebunden zu sein, so wie wir auch bei blofsen Geronten der heroischen Zeit noch keine gesetzlich bestimmte Anzahl wie bei einer Behörde, annehmen können, und als nun die Könige die moralische Macht dieser berathenden Stimme nicht mehr achteten, da erst gab ihr Lykurg die rechtliche Gewalt, die Sparta, ohne es in eine Aristokratie zu verwandeln, doch zu der weisen Mischung führte, die das Alterthum gerade so sehr an seiner Verfassung pries. Von einem besonderen demokratischen Elemente kann jedoch dabei noch nicht die Rede sein, aufser insofern diese nämliche Aristokratie, welche die Dorier gegen Periöken und Heloten bildeten, unter sich selbst, wie oben bemerkt, einen δῆμος mit völliger Rechtsgleichheit vorstellte, und wenn diesem auch Lykurg's Rhetra durch die ἀνωγὰ καὶ κράτος gröfsere Befugnisse einräumt, als sie einer homerischen Volksversammlung zustanden, so beruhete er doch auf keinem anderen politischen Principe als die Gerusia, die nur sein Stellvertreter und engerer Ausschufs war; selbst die Ephorie trägt den demokratischen Charakter, den man ihr gewöhnlich beilegt, ursprünglich nur in diesem Sinne dem Königthume, nicht der Aristokratie gegenüber, und wenn sie in derjenigen Verfassungsform, die Plato und Aristoteles in Sparta kannten, wirklich als ein drittes Element erscheint, so hat diefs seinen Grund nur darin, dafs sie als jüngeres Institut weniger an die Strenge der lykurgischen Bestimmungen gebunden, auch den Minderberechtigten, die sich damals immer und mehr von den Vollbürgern aussonderten, offen blieb und gleichsam zum Troste für ihre Zurücksetzung diente. So wenig aber Polybius Urtheil über die kretensischen Verfassungen ein Zeugnifs gegen Aristoteles Darstellung derselben abgeben kann, die auf eine weit frühere Zeit geht, so wenig kann in Sparta Aristoteles selbst, der erwiesenermafsen (vgl. Hrn. L. selbst S. 300, Note 1) die durch Neuerungen modificirten späteren Zustände dieses Staats vor Augen hat, für die früheren einen gültigen Maasstab abgeben; so dankbar wir auch seine Notizen für die Zeit, für welche er sie gibt, annehmen, so kann doch seine Schilderung für nichts weniger als ein treues Bild der durch Lykurg begründeten Staatsform gelten, und so ergibt es sich denn von selbst, wefshalb wir weder (S. 157) eine ursprüngliche Beschränkung der Gerusia auf einen gewissen Adel, wie sie allerdings bei Aristoteles auf die Homöen vorkommt, einräumen, noch den Schlufs anerkennen können, mit welchem Hr. L. allein schon das „Widersinnige" der auf Xenophon begründeten Ansicht von der Entstehung des späteren Standesunterschiedes „in helles Licht" stellen zu können glaubt (S. 226): „weil die Ephorie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit einen demokratischen Ursprung verrathe, so müsse es auch, so lange es eine Ephorie gab, einen niederen Demos gegeben haben", wo das Wörtchen *niederen* sehr geschickt hereingeschwärzt ist, um Hrn. L.'s Folgerung zu begründen, obschon eine demokratische Behörde blofs einen *Demos* voraussetzt, dieser aber nach Hrn. L.'s eigenem Geständnisse (S. 158) in Sparta die ursprüngliche Bezeichnung der alten *adeligen* Gemeinde war! Nur wenn man ihm auch die ganze Art und Weise, wie er S. 160 fgg. die Entstehung der Ephorie schildert, zugäbe, würde sich daraus jener Schlufs nothdürftig rechtfertigen lassen, obgleich man auch dann eher vier als fünf Ephoren erwarten sollte, weil der niedere Demos des Vfs. nur vier von den Komen bewohnte, nach welchen die Ephoren gewählt worden sein sollen; dafs aber diese ganze Annahme eines niederen Demos eingeborener Lacedämonier in den vier Vorstädten Sparta's eine ganz unhaltbare Erfindung ist, glaubt Ref. hinlänglich dargethan zu haben und will sich defshalb auch mit der neuen Wortableitung des Vfs., wornach die Ephoren ursprünglich nicht *Aufseher*, sondern Marktrichter an den ἐφορίαις oder Gränzmärkten (Bekk. Anecdd. p. 204) der einzelnen Komen gewesen sein sollen, nicht aufhalten, um noch ein Wort über die Wahl derselben zu sagen, wo Hr. L. nach gewohnter Weise wieder so verfährt, dafs er zuerst ein Zeugnifs, das ihm in Wege steht, als eine anachronistische Uebertragung eines alten Zustands auf die spätere Zeit beseitigt und dann „ohne Zweifel" annimmt, dafs sie wie die Geronten durch das Volk gewählt worden seien, blofs weil die spätere Ausbildung ihres Amtes zeige, dafs sie von den Königen nicht mehr erwählt werden konnten (S. 165); wir

Digitized by Google

meinen, in dem Apophthegma des Anaxilas bei Plutarch T. VIII, p. 197 Hutt. liege das *Bewufstsein* dieses scheinbaren Widerspruchs (*διὰ τί οἱ ἔφοροι τοῖς βασιλεῦσιν οὐχ ὑπεξανίστανται, καὶ ταῦτα ὑπὸ τῶν βασιλέων καθιστάμενοι*) zu deutlich ausgedrückt, um ein anachronistisches *Versehen* vermuthen zu lassen, und entscheiden uns also mit Rücksicht auf die im Lehrb. §. 44, n. 4 citirten Stellen vielmehr dahin, dafs die Ephoren allerdings fortwährend der Form nach von den Königen bestellt wurden, diese aber dabei nicht ihrer freien Wahl, sondern einem loosähnlichen Zufalle folgten (*ἐγγὺς τῆς κληρωτῆς*, Plato; *ὄντες οἱ τυχόντες*, Aristoteles). Doch damit möge es genug sein, obschon wir noch eine ganze Weile so fortfahren könnten, wenn wir alle Frag- und Ausrufungszeichen erledigen wollten, die wir an den Rand unseres Exemplars gesetzt haben; so viel aber mufste gesagt werden, um sowohl dem Leser dieser Blätter ein Urtheil möglich zu machen, als auch zu verhüten, dafs der Leser des Buchs selbst durch die glänzenden Aufsenseiten desselben, durch den Aufwand umfassender Gelehrsamkeit und überraschenden Scharfsinnes, durch die neuen und blendenden Resultate der Untersuchung, und vor Allem durch die Zuversichtlichkeit des Vfs. irre geleitet werde; und je mehr sich Hr. L. durch die beständigen „also", „daher", „demnach" den Schein eines bündigen Raisonnements gegeben, und in stets wiederholtem „gewifs", „sicher", „ohne Zweifel" seinen Lohn dahin genommen hat, desto weniger glaubte ihm Ref. seine Blöfsen verhüllen zu dürfen, um ein so reiches Talent nicht in frühzeitiger Selbsttäuschung und Flüchtigkeit untergehen zu lassen. Denn dafs sein Widerspruch auf keiner persönlichen Feindschaft gegen den Vf. beruht, geht schon daraus hervor, dafs er von den Stellen, wo dieser ihn speciell angegriffen hat, nur wenige zu nothgedrungener Selbstvertheidigung in dieser Anzeige berührt hat, und er verhehlt nicht, dafs er bei einer erneuerten Bearbeitung dieses Gegenstands manches auf Anlafs des vorliegenden Buchs modificiren oder anders fassen dürfte; auch will er Niemanden durch diese Anzeige davon abhalten es zu studiren und die Anregung zum weiteren Nachdenken zu empfangen, die es jedenfalls in reichem Maafse gewährt; sollte er aber einmal sein Urtheil über den Inhalt desselben im Ganzen abgeben, so konnte dieses nicht anders ausfallen, als wie er es im Vorhergehenden hinlänglich begründet zu haben glaubt, dafs es ein Gebäude der übereiltesten Schlüsse auf den heterogensten Grundlagen sei, das nur durch die Subjectivität seines Urhebers zusammengehalten werde und bei objectiver Betrachtung in Hunderte von Widersprüchen auseinanderfalle.

K. Fr. Hermann.

XXVI.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner. Göttingen, 1837. 421 S. 8.

Der Verfasser wurde mit den neusten Hülfsmitteln zur Kenntnifs des philippischen Zeitalters, namentlich mit Clinton's Fastis Hellenicis, Flathe's Geschichte von Macedonien und Winiewski's Commentar zu Demosthenes de Corona erst bekannt, nachdem er mit seiner Arbeit schon geraume Zeit beschäfftigt gewesen, „und glaubte theils in dem Plane derselben, welcher mit den angeführten Schriften wenig gemein „hat, theils in mancher einzelnen eigenthümlichen Ansicht Entschuldigung zu finden, wenn er sie gleichwohl noch durch den Druck veröffentlichte." Dieser Plan hat keinesweges die Ausdehnung, welche der Titel erwarten läfst; „denn so wenig der Verf. auch", heifst es in der Vorrede, „für eigentliche Gelehrte „schrieb, so dachte er sich doch solche Leser, die „mit hinreichender Kenntnifs der früheren griechischen „Geschichtschreiber und des griechischen Alterthums „überhaupt versehen zum Lesen der Redner übergehen." Es soll ein Versuch sein, die Begebenheiten zu erörtern, aus denen der Grundzug der makedonischen Hegemonie in Griechenland gefolgt ist, und insbesondere die Schwierigkeiten, welche dem Leser der Redner in dem historischen Theile derselben sich darbieten, durch einen kritisch-historischen Leitfaden zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner.

(Fortsetzung).

Allein der Verfasser hat sich nicht streng innerhalb der Grenzen des angedeuteten Planes gehalten, und deshalb bei seinen Lesern bald zu viel, bald zu wenig vorausgesetzt, zu viel, wenn er z. B. die inneren Zustände Griechenlands kurz vor dem Auftreten Philipp's auf kaum zwei Seiten bespricht, und auch an anderen Stellen die verwickeltesten Beziehungen der gröfseren und kleineren Staaten in einer nur für die eigentlichen Gelehrten verständlichen Kürze darstellt, worauf Ref. später zurückkommen wird; zu wenig, wenn er lange Auszüge aus Demosthenes giebt, welche für diejenigen Leser, die selber zu der Lesung der Redner übergehen wollen, mindestens überflüfsig scheinen, anderen aber, etwa des Griechischen unkundigen, kaum zu gute kommen werden, da das Buch weder durch Neuheit und Fülle der Ansichten, noch durch Anmuth und Lebendigkeit der Darstellung ein allgemeines Interesse ansprechen will und darf. Wenn wir nun das Buch am treffendsten im ganzen Sinne des Verfs. zu bezeichnen glauben als ein historisches Compendium zu den auf die gleichzeitigen politischen Verhältnisse Griechenlands und Makedoniens bezüglichen Reden, besonders des Demosthenes, so dürfen wir an dasselbe nicht den Mafsstab der Beurtheilung anlegen, welchen Flathe's Geschichte Makedoniens darbietet. Flathe hat sich bestrebt, die makedonische Geschichte, die bisher nicht anders als in trüber Vermischung mit der griechischen und römischen vorgetragen worden, aus dieser dienstbaren und verwirrenden Stellung zur Selbstständigkeit zu erheben, und indem er in dem philippischen Zeitalter den König selbst in den Vordergrund stellt, das Hauptinteresse des Lesers auf ihn zu richten gewufst und zugleich das allen griechischen Staaten Gemeinsame, wodurch sie der makedonischen Hegemonie entgegenreiften, ausführlich, und in seiner inneren und äufseren Beziehung auf Philipp's Pläne und Unternehmungen dargestellt. Unser Verf. hat dagegen in dem Glauben, „dafs das „Zusammentreffen der verschiedenen Thatsachen zu „demselben Endresultat es dem Ganzen nicht an Ein„heit werde fehlen lassen", und dafs es gleichgiltig sei, ob Philipp oder die hellenischen Staaten den Mittelpunkt bilden, sich darauf beschränkt, dem Studium der Redner einen historischen Leitfaden zu bieten, in welchem die Ergebnisse aus den Zeugnissen der Alten zusammengestellt, und alles Zuverläfsige, Zweifelhafte und noch weiterer Untersuchung Bedürfende als solches bezeichnet, und ohne allen Aufwand an rhetorischem Schmuck und Reflexionen vorgetragen werden sollte. Nicht die Beschränktheit des Plans tadeln wir, sondern die Art der Ausführung, die den Faden der Geschichtserzählung durch historische namentlich chronologische Detailuntersuchungen und Einmischung früherer diesem Zeitalter mehr oder weniger fernliegender Ereignisse oft unterbricht, Bedeutendes und Unbedeutendes nicht selten unterscheidungslos neben einander stellt, und selbst die blofs chronologische Auffassung der gleichzeitigen und auf einander folgenden Begebenheiten und Verhältnisse vielfach erschwert. In der letzten Beziehung wäre als Anhang eine chronologische Tabelle wünschenswerth gewesen, welche sowohl die unzweifelhaften als auch die noch problematischen Resultate enthielte. —

In der Einleitung werden, wie schon oben bemerkt wurde, auf kaum zwei Seiten zuerst die politischen und sittlichen Zustände der einzelnen griechischen Staaten seit der Schlacht bei Mantinea angedeutet, z. B. S. 2:

Digitized by Google

„Thessalien ist, nachdem hier der thebanische Einfluſs „aufgehört hat, dem Streit der Pheraeer und Aleuaden „auf's Neue preisgegeben; Phokis schon jetzt wohl „mit Theben verfeindet u. s. w.", darauf ist von den Thessaliern erst S. 98 wieder die Rede, und wird eine übersichtliche Geschichte der Aleuaden und pheräischen Tyrannen gegeben. Wir halten diese allerdings nicht für überflüſsig, glauben aber, daſs sie nicht hierher, sondern schon in die Einleitung gehörte. Aehnlich ist des Verfs. Verfahren in Betreff der Verhältnisse auf Chalkidike. Diese sind in der Einleitung ganz übergangen.

Im 7. Abschnitte: „der olynthische Krieg" wird die Geschichte von Olynthus bis auf die Gründung der Stadt zurückgeführt und nun alles zum Verstehen des Krieges Wissenswerthe beigebracht, aber von der Bedeutsamkeit, die Olynthus schon 8 Jahre früher, nach der Einnahme von Amphipolis für Philippus hatte, wird an jener Stelle nur gelegentlich und so gesprochen, daſs dort ganz unklar bleibt, in welches Verhältniſs der König durch die Eroberung von Amphipolis zu Olynthus gekommen. Zwar heiſst es schon dort (S. 52), die Olynthier hätten, Philippus Eroberungspläne durchschauend, zu zeitiger Abwehr derselben Unterhandlungen mit Athen angeknüpft; was aber, auſser der Lässigkeit, mit der die Athener in jenen Gegenden den Krieg gegen den König führten, die Olynthier endlich geneigt machte, einen Bund mit dem Könige zu schlieſsen, nämlich die ihnen vorgespiegelte Aussicht auf die so lange und vergebens erstrebte Oberherrschaft über die chalkidischen Städte, ist an dieser Stelle nicht einmal angedeutet. Wenn nun auch ausdrückliche Zeugnisse fehlen, so beweist doch das Faktum, daſs Philippus, nachdem er Pydna, Anthemus und Potidaea den Athenern entrissen, die beiden letzteren Städte nicht für sich behält, sondern den Olynthiern übergiebt, mit wie schlauer Politik er schon damals, in den ersten Anfängen seiner Regierung, zwischen den beiden Hauptmächten in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, den Athenern und Olynthiern, verfuhr; und darauf hätte der Leser schon bei der ersten Berührung zwischen Philippus und Olynthus vorbereitend hingewiesen werden sollen. Der zweite Theil der Einleitung giebt eine alles Wesentliche umfassende Charakteristik der Geschichtsquellen. Ueber den ersten der 17 Abschnitte, in welche die ganze Geschichtserzählung getheilt ist, haben wir Folgendes zu bemerken gefunden. Es scheint uns zu wenig Gewicht gelegt auf die anerkannt hellenische Abkunft des makedonischen Königsgeschlechts. Die Nachrichten ferner über Perdiccas II. stehen zu isolirt und zusammenhangslos da. Mag auch Flathe in dem Bemühen, aus den zerstreuten Notizen über diesen König ein Ganzes zu bilden, zu weit gehen, wenn er ihm einen bewuſsten Plan beilegt, die griechischen Hauptmächte von der thrakischen Küste und besonders von der chalkidischen Halbinsel zu verdrängen, weshalb er bald mit Athen, bald mit Sparta verbunden, die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen beiden in jenen Gegenden sich zur Aufgabe fein berechnender Politik gemacht habe; so hebt er doch wohl mit Recht seine Regierung hervor, als den ersten folgereichen Eintritt in die Verwicklung griechischer Verhältnisse, und als den Anfang der langen Kette von Ereignissen, durch welche Makedonien zu einer herrschenden Macht erhoben worden. Auch über die wichtige Frage, wie weit hellenische Sprache und Gesittung schon vor Philippus in Makedonien verbreitet und wirksam gewesen sein möchte, giebt der Verf. keinen Aufschluſs. Da er anführt, daſs griechische Wissenschaft und Kunst wenigstens bei einzelnen Königen in hoher Achtung stand, hätte doch als wahrscheinlich angedeutet werden können, daſs dem Hofe die griechische Sprache geläufig, und auch der vornehmere Adel, als der den Königen nächststehende und auf des Reiches Schicksale einflufsreichste Stand, jener Sprache und Bildung nicht fremd gewesen. Eben so vermissen wir eine Andeutung der moralischen und rechtlichen Verhältnisse des makedonischen Volks. Zwar gehören fast alle Nachrichten darüber erst den Zeiten Alexanders und der Diadochen an, und muſs zugegeben werden, daſs der rasche Uebergang von politischer Eingeschränktheit und Bedeutungslosigkeit zu weitreichender Macht auf die neueren Verhältnisse, Sitten und Einrichtungen theils auflösend, theils umgestaltend gewirkt haben mag; dennoch scheinen aus jenen späteren Zeiten Schlüsse zuläſsig auf die Verfassung des Kriegswesens, Beschränkung der Königsmacht durch den Adel, Theilnahme des Volks an der richterlichen Gewalt, überhaupt auf uralte Gewohnheitsrechte, die überzeugender als die freilich sehr dürfti-

Digitized by Google

gen historischen Ueberlieferungen auf ursprüngliche Verwandtschaft mit dem dorischen Stamme hinweisen. —

Was den Aufenthalt Philipp's in Theben betrifft, so haben die widersprechenden Nachrichten unzuverläfsiger Geschichtschreiber allerdings die Wahrheit so sehr getrübt, dafs gar nicht zu bestimmen ist, welche geistige und moralische Einflüsse Philipp diesem Aufenthalte verdankt haben mag. Da aber die achtbarsten neueren Geschichtschreiber den jungen Fürsten in Theben, damals dem Mittelpunkte einer über ganz Griechenland und bis zu dem Perserkönige verbreiteten politischen Thätigkeit, mit den wichtigsten Beziehungen unter den einzelnen Staaten, ihren einflufsreichsten Bürgern und der thebanischen Taktik bekannt werden lassen; so hätte der Vf., statt diese Ansicht blofs in's Zweifelhafte zu stellen, eben wegen ihrer allgemeinen Verbreitung und ihres anziehenden Scheins mindestens auszugsweise das Clinton's Fast. Hellen. ed. Krueger enthaltene Resultat entgegenstellen können, zumal da er selbst S. 308 doch jener Ansicht zu huldigen scheint, indem er sagt: „der Aufenthalt in Theben mochte ihn „nicht blofs das Treiben der griechischen Staaten gelehrt, „sondern auch den Gedanken zu der Kriegskunst, de„ren Schöpfer er wurde, geweckt haben."

In der Darstellung des Bundesgenossen Krieges (2. Abschnitt) vermissen wir kein wesentliches Faktum, doch ist unter den Nachtheilen, die er den Athenern gebracht hat, die bedeutende Verminderung der Staatseinnahme unerwähnt geblieben. — Der 3. Abschnitt: „Wiedererwerbung des thrakischen Chersones" ist dem Verf. als ein eigenthümliches Verdienst anzurechnen, da eine zusammenhängende Darstellung der dahin gehörenden Begebenheiten und die aus Stellen des Demosthenes gezogene abenteuerliche Lebensgeschichte des Söldnerführers Charidemus bisher, so viel wir wissen, noch nicht versucht worden war. Indessen beruht diese Geschichte der Wiedererwerbung der wegen des Kornhandels aus dem Pontus und ihrer Zölle für Athen höchst wichtigen Halbinsel zum grofsen Theile nur auf Wahrscheinlichkeiten, und das Resultat selbst, dafs Charidemus in einem förmlichen Frieden in die Abtretung der ganzen Halbinsel willigen mufste, (nach des Verfs. Annahme Ol. 105. 3. 358 v. Chr.) scheint uns aus den unbestimmten Ausdrücken des Demosthenes nicht mit voller Sicherheit gefolgert werden zu können. Abschnitt IV: Amphipolis. V: Kriege des Philippus mit den Illyriern und Thraciern. Der VI. Abschnitt behandelt den phokischen Krieg. Zuerst werden die Nachrichten des Diodor und Pausanias über die äufseren Veranlassungen geprüft. Was dann der Verf. über die damalige Bedeutung des Amphiktyonenbundes und über die Interessen der am Kriege theilnehmenden Staaten sagt, kann, unsers Erachtens, weder in klarer Verständlichkeit, noch in geschickter Verbindung alles in diesen höchstverwickelten Verhältnissen faktisch oder auch nur muthmafslich Zusammengehörigen mit der Flathe'schen Darstellung (I. S. 123—140) sich messen. Allerdings läfst gegen den Letzteren sich einwenden, dafs mehr oder weniger einleuchtende Folgerungen aus zerstreuten Stellen der Redner noch keine sichere historische Grundlage bilden. Allein bei der Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit Diodor's über diesen Theil des philippischen Zeitalters giebt es wohl keinen anderen Weg, und auch der Verf. hat oft auf blofse Folgerungen sich stützen müssen; hier aber, wo es weniger auf Constatirung einzelner Fakta als auf klare Zusammenfassung der politischen Bezüge ankam, giebt er blofs Andeutungen, welche keinesweges die wichtige Bedeutung dieses Krieges in's Klare stellen und den Leser, der einen Mittelpunkt und eine Einheit in den äufserlich an einander gereihten Begebenheiten sucht, ziemlich rathlos läfst.

(Der Beschlufs folgt).

XXVII.

Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden. Von Joh. Caspar Fehr. Drei Hefte. St. Gallen, 1835. 8.

Die Blätter für wissenschaftliche Kritik sollen sich zwar nicht mit literarischen Produkten befassen, die ganz unwissenschaftlich und werthlos sind; doch liegt es in der Bestimmung einer jeden kritischen Zeitschrift, hie und da auch Warnungstafeln auszustellen, damit der Freund der Wissenschaft seine kostbare Zeit nicht an taubes Stroh vergeude. Möge nun der gütige Leser diese Anzeige als eine solche Warnungstafel betrachten.

Das vorliegende Buch giebt eine in das Gewand einer Reise eingekleidete Beschreibung der Insel Sicilien, in welche die Geschichte der geschilderten Orte oft sehr umständlich verflochten wird; dies erscheint aber zunächst nicht besonders anstöfsig, da der angeblich dreizehnjährige Aufenthalt des Verfs. auf Sicilien ihm ja Veranlassung gewesen sein kann, aus der Ge-

Digitized by Google

schichte der Insel ein besonderes Studium zu machen. Bald befremdet es aber, dafs der Verf. bei seinen historischen Excursen nie eine Quelle anführt, aufser dafs er zuweilen mit den Worten anhebt: „Diodor sagt", oder „Livius sagt". Hieran knüpft sich nach einigem Fortlesen die Bemerkung, dafs der Verf. weder in der Geschichte sehr taktfest, noch in den alten Sprachen sonderlich bewandert sei, wie er denn z B. S. 68 von einem Briefe des *Cicero* an den *Kaiser Hadrian* spricht, und S. 228 Syrakus aus *Sambuken* beschiefsen läfst, da doch sambuca (σαμβύκη) im Kriege nichts anderes als eine Sturmleiter bedeutete. Diese und viele andere Stellen, wohin namentlich diejenigen gehören, welche altgriechische Mythen als vollkommen beglaubigte Thatsachen aufführen, erwecken Mifstrauen; man fragt und forscht, woher der Verf. seine historischen Data entlehnt haben könne, und findet endlich, dafs — des Grafen Leopold zu Stolberg Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien seine Hauptfundgrube gewesen ist. Hier hat unser Reisender nun seitenweise abgeschrieben; was ihm überflüssig scheint, wird weggelassen, und deutlich erkennt man, wie der Verf. durch meist sehr ungeschickt vorgenommene Veränderung der Ausdrücke und Umstellung der Sätze, nach Schüler Art, sein Abschreiben verdecken will. Wer sich die Mühe nehmen wollte, würde fast Blatt für Blatt den ausgebeuteten Stolberg wieder erkennen, so dafs wir, wenn wir den edlen Grafen nicht noch im Tode zu beleidigen fürchteten, schreiben würden:

Fehr S. 154 und 155	=	Stolberg	IV. S. 10. u. 11.
— S. 165	=	—	IV. S. 17.
— S. 174 — 239	=	—	IV. S. 25 — 160.
— S. 271	=	—	IV. S. 192 ff.
— S. 273	=	—	IV. S. 195.
— S. 312	=	—	IV. S. 226.
— S. 316	=	—	IV. S. 229 u. s. w. u. s. w.

Also steht es mit der Geschichte. Aber die Natur und die Bewohner Siciliens, hofft man, werden nach dreizehnjährigen Beobachtungen doch gründlich aufgefafst und wo möglich mit Frische und Lebendigkeit geschildert sein. Allerdings; es finden sich sehr belebte und stylistisch vollendete Schilderungen, die man nur mit wahrem Vergnügen lesen kann, aber — auch sie sind abgeschrieben. Hier genügt unserem Reisenden Stolberg nicht mehr, und deshalb wird auch blos die angebliche Wanderung auf den Aetna aus ihm kopirt; dafür aber werden neben Anderen, welche — wir gestehen es offen — wir uns nicht die Mühe gegeben haben aufzuspüren, Parthey's Wanderungen durch Sicilien und die Levante (Berlin 1834) recht gründlich ausgebeutet. Nothwendig war das letztgenannte Buch erschienen entweder ganz kurz bevor, oder unmittelbar nachdem man begonnen hatte, das vorliegende zu drucken; unser Verf. hatte daher auch nicht Zeit, mit dem, was ihm für seinen Zweck brauchbar erschien, noch grofse Umänderungen vorzunehmen, sondern er hat, da es ihm an Dreistigkeit offenbar nicht fehlt, Alles gelassen, wie es ist, und getrost abgeschrieben. Wir würden gern durch Nebeneinanderstellung einiger gröfseren Abschnitte aus beiden Büchern dem Leser das Vergnügen bereiten, selbst zu erkennen, dafs bei der Abformung eines Bildwerkes in Ton oder Gips die Kopie dem Originale nicht ähnlicher sein kann als hier; wenn wir nicht gerechtes Bedenken trügen, durch eine so umständliche Abfederung unseres Vogels anderen Erörterungen über würdigere Gegenstände den Raum unnöthig zu verkürzen. Wir begnügen uns daher, hier die Seitenzahlen einiger korrespondirenden Stellen aus Fehr und Parthey anzugeben, und versichern den Leser, dafs er bei einigem Nachblättern die Zahl derselben noch beträchtlich vermehren kann. Also

Fehr S. 150 u. 151	=	Parthei	S. 125 — 127.
— S. 305	=	—	S. 260.
— S. 319 — 323	=	—	S. 295 — 301.
— S. 324 ff.	=	—	S. 303 ff.

Welche beneidenswerthe Naivität den Verf. bei seinem Kopistengeschäft unterstützt, würde der Leser vorzugsweise bei Betrachtung der ersten hier angeführten Stelle, welche den Besuch des Schlammvulkans Moccaluba schildert, zu bewundern Gelegenheit haben. Nicht genug, dafs dem Verf. bei seinem Ritte nach jenem Orte eben so wenige Menschen begegnen wie Parthey, nein, er macht auch dieselben Experimente mit seinem Spazierstocke, labt sich an derselben kalten Küche und denkt dieselben Gedanken wie Parthey. O Leibnitz! Hier gäbe es wirklich nicht zwei völlig gleiche Wesen?

Nach solchen Entdeckungen fafsten wir natürlich zuerst die Meinung, das vorliegende Büchlein sei, wie Vollmer's Natur- und Sittengemälde der Tropenwelt unrühmlichen Andenkens eine blofse Stubenpflanze, und sein Verf. habe sich nie mit einer Reise nach Sicilien inkommodirt; diese Ansicht erwies sich indessen bei näherer Betrachtung des Buches als unrichtig, da der Verf. an mehreren Stellen sich in einer Weise kund giebt, die zwar weder Gelehrsamkeit, noch Geschmack, aber doch Originalität verräth. Hören wir ihn selbst (S. 80): „Sehr nahe von diesem Kloster (Sta. Maria di Jesu bei Palermo) — ist die sogenannte Knochenhöhle, welche sich ziemlich tief in einen hohen Felsen hineinzieht und aufserordentlich viele und grofse Knochen enthält, die nun alle gröfstentheils versteinert sind. Wahrscheinlich wurden zur Zeit des ersten punischen Krieges, bei den häufigen Schlachten, die Amilkar von dem Pellegrino aus in der ganzen Umgebung lieferte, *die getödteten Elephanten daselbst begraben*, welche anfänglich dem römischen Heere so grofse Furcht eingeflöfst hatten."

Genug. Wir überlassen es dem Leser, seine naturwissenschaftlichen Ansichten nach dieser und anderen Originalstellen des Buches zu berichtigen, so wie wir auch demjenigen, welchem der Verf. seine Blätter „zum Zeichen besonderer Hochachtung" gewidmet hat, es anheim stellen müssen, ob er den Dedicirenden wegen dieser Beleidigung in Anspruch nehmen will, oder nicht.

Walter.

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner.

(Schluſs.)

„Duldeten", sagt er, „die Thebaner die Besetzung „des delphischen Tempels (durch die Phokier), so be„gaben sie sich ohne Weiteres ihres bisherigen Anse„hens und lieſsen eine Macht aufkommen, die ihnen in „der fortwährenden Feindschaft einzelner böotischer „Städte in ihrem eigenen Lande gefährlich werden „muſste. Dieſs stellte sie an die Spitze der Vertbei„diger der Amphiktyonen." Der erste Theil dieses Satzes führt auf die unbeantwortet bleibende Frage, inwiefern vorzüglich Thebens Ansehen durch jene Besetzung gefährdet worden sei, in dem ganzen Satze aber scheint die Meinung zu liegen, daſs die Thebaner erst dann sich zum Kriege entschlossen hätten, als die Phokier mittelst der Tempelschätze ein bedeutendes Heer aufgestellt hatten. Und doch spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daſs die Strafdekrete der Amphiktyonen, durch welche die Phokier zur Besetzung des Tempels gedrängt wurden, hauptsächlich unter dem Einfluſs der Thebaner entstanden waren. Was ferner die Thessalier von Anfang an zur lebhaftesten Theilnahme am Kriege bewog, deutet der Verf. zu unbestimmt an, nämlich entweder der von den Vorfahren angeerbte Haſs gegen die Phokier, oder die Verbindung, in welche die Herrschaft der pheräischen Tyrannen die Thessalier und Thebaner gesetzt hatte. Aber welcher Art war diese Verbindung? die Beantwortung dieser Frage muſs, wie schon oben gesagt wurde, der Leser erst in einem folgenden Abschnitte suchen. Die Kriegsbegebenheiten sind nicht zu einer Erzählung verwebt, sondern in fast tabellarischer Form nach Diodor und mit Beibehaltung seiner Chronologie vorgetragen, und damit ist eine Entwicklung der Verhältnisse verbunden, auf welche Demosthenes Rede für die Megalopoliten sich bezieht. — In dem 7ten Abschnitte: „der olynthische Krieg" fehlt jede Beziehung auf die gleichzeitigen Verhältnisse im übrigen Griechenland. Statt mindestens andeutungsweise den Leser zu belehren, daſs Philippus gerade diese Zeit, wo die Hauptstaaten Griechenlands theils durch Theilnahme am phokischen Kriege, theils durch eifersüchtig feindselige Spannung untereinander gehindert wurden, auf des Königs Vergröſserungspläne zu achten, benutzen muſste, um die thrakischen Städte zu erobern, giebt der Verf. erst die Hauptmomente der früheren Geschichte von Olynthus und dann die Erzählung des Krieges selbst. Daſs die Athener wahrscheinlich durch den gleichzeitigen Krieg auf Euboea zu sehr beschäfftigt waren, um gleich im Anfange den Absichten des Königs auf Olynthus kräftig entgegenzuwirken, bleibt wieder dem Leser überlassen, sich im Gedanken zu ergänzen. Die Kämpfe auf Euboea werden im 8ten Abschnitte ausführlich besprochen; aber sowohl ihre Veranlassungen, wie die einzelnen Begebenheiten bleiben unbestimmbar. Als das Jahr, wo die Athener in einem förmlichen Friedensschluſs die Unabhängigkeit der Euboeer anerkannt haben sollen, wodurch diese vollends dem Einflusse des Königs hingegeben worden, nimmt der Verf. Ol. 107. 4. an. Der 9te Abschnitt enthält eine befriedigende Uebersicht der thessalischen Verhältnisse.

Vom 10ten Abschnitte an: „Zustand der Athener. „Demosthenes" treten die bisher gerügten Mängel in der Behandlung und Vertheilung des geschichtlichen Stoffs weniger hervor. Wenn nämlich bisher der sehr verworrene Gang und Zusammenhang der Begebenheiten meistentheils in einer Zerstücktheit dargelegt wurde, in welcher der Faden der Geschichtserzählung mit jedem neuen Abschnitte abreiſst, so daſs der Leser sich die Anknüpfung suchen muſs, so hat von

Digitized by Google

jetzt an der Verf. an Demosthenes und Aeschines Reden eine Leitung gefunden, deren Wirkungen sich sofort darin erfreulich kundgeben, dafs die Geschichte statt des verwirrenden Neben- und Durcheinanders so vieler scheinbar sich gleichgiltig gegeneinander verhaltender Begebenheiten mit einem Mittelpunkte, der von nun an Athen ist, auch eine bemerkbarere Spannung aller Einzelheiten auf ihr gemeinsames Endziel gewinnt. Was der Verf. in diesem Abschnitte über die inneren Verhältnisse Athens sagt, ist der Bestimmung des Buches angemessen und empfiehlt sich durch Klarheit, Bündigkeit und vorsichtige Vermeidung aller Hypothesen. Ein kurzer Auszug möge dieses Urtheil begründen. Milderung und Berichtigung der übertreibenden Behauptungen der Redner über die Schlaffheit, Langsamkeit und Unthätigkeit des athenischen Volks in allen Unternehmungen gegen Philipp. Dafs die Athener ihrer vielfachen sehr bedeutenden Anstrengungen unerachtet doch überall bisher unglücklich waren, ist nicht ausschliefslich aus dem Verfall ihres politischen und sittlichen Lebens zu erklären, sondern nicht weniger „aus der Art der Kriegführung" — wobei hervorgehoben wird, wie schwierig auch in glücklicheren Zeiten die Kriege auf Chalkidike für sie gewesen — „aus den Vortheilen, die Philipp als Alleinherrscher „für sich hatte, und den Nachtheilen, denen die demo„kratische Verfassung sie in einem solchen Kampfe „aussetzte", und in dem Mangel ausgezeichneter Feldherrn. Der Versuch, die Demagogen jener Zeit zu charakterisiren, konnte nichts Neues bieten, da wir von allen fast nur die Namen kennen. Nur über Eubulos giebt Demosthenes etwas befriedigendere Nachrichten, welche der Verf. zusammengestellt hat. Auf einen kurzen Abrifs der früheren Lebensverhältnisse des Aeschines bis zum Frieden des Philokrates — vorher hatte er sogar gegen Philipp gesprochen — folgt eine ausführlichere Darstellung der politischen Thätigkeit des Demosthenes, nebst einer kurzen Inhaltsanzeige der Reden über die Symmorien, eine ausführlichere der ersten gegen Philippus und der über die Freiheit der Rhodier. Die Meinung des Dionysius, dafs die 2te Hälfte der ersten Philippica von den Worten ἃ μὲν ἡμεῖς eine Olympiade später als die erstere Hälfte gehalten worden, sucht der Verf. durch beachtungswerthe, aber, wie uns scheint, keinesweges entscheidende Gründe zu widerlegen. Wünschenswerth wäre gewesen, in diesem Abschnitte alle demosthenischen Reden bis zu dem Frieden des Philokrates zusammengestellt zu finden, während so die olynthischen Reden unerwähnt bleiben, weil schon im 7ten Abschnitte über sie gesprochen worden. Der Abschnitt XI. „Friede des Philokrates, Ende des phokischen Krieges" umfafst 59 Seiten und trägt in besonderer Ausführlichkeit den Streit vor, der hauptsächlich an diesem Frieden zwischen den beiden grofsen Rednern sich entzündet hat. Demosthenes Antheil an diesem verderblichen Frieden, wie eifrig er auch ihn bestreitet, wird dargethan, doch die Beweggründe, die ihn dazu bestimmt zu haben scheinen und der Schritt vor Schritt geführte Beweis, dafs er im entscheidenden Augenblick alles aufgeboten hat, ihn rückgängig zu machen, sprechen ihn von aller bewufsten Schuld frei. In den folgenden Abschnitten werden zuvörderst als die wesentlichen Folgen jenes Friedens dargestellt: Philipp's Aufnahme in den Amphiktyonenbund, — über dessen damalige Bedeutung und Wirksamkeit aber der Leser nirgends einen genügenden Aufschlufs erhält — sein dauernd begründeter Einflufs auf Thessalien und Böotien, die bereits durch bestochene Verräther angeknüpfte Verbindung mit den gegen Sparta feindlich gespannten Staaten, Athens verschlechterte Lage, nachdem es aufser dem thrakischen Chersones und wenigen Inseln seine auswärtigen Besitzungen verloren, Euboea in den Händen makedonisirender Tyrannen, Boeotien auf's Neue den Thebanern unterworfen, die Thermopylen in Philippus Gewalt sind. Daran schliefst sich eine Charakteristik der von nun an entschiedener und kräftiger auf Hemmung und Bekämpfung des Königs gerichteten Thätigkeit des Demosthenes und der mit ihm nun energischer wirkenden antimakedonischen Partei, als deren Sachwalter zuvörderst Hyperides gegen Philokrates auftritt. Bei der immer zunehmenden Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit Diodors sind alle hier in Betracht kommende Verhältnisse und Bezüge nur aus den Rednern zusammenzustellen, und der Verf. hat in dieser Hinsicht alles geleistet, was nur einer gründlichen Prüfung und Vergleichung so vieler durch Parteilichkeit der Betheiligten in Widerspruch untereinander gesetzter Stellen gelingen konnte. Auch die Hauptzüge aus der Thätigkeit Philipp's in den nächsten Jahren sind in ein helles Licht gestellt, so dafs die Umstände zu deutlicher Anschauung kommen, unter welchen Demo-

Digitized by Google

sthenes die Rede vom Chersones hielt, „über die an „Kraft, Lebendigkeit und Würde wohl kaum eine „seiner Reden gesetzt werden kann."

In der Erzählung der folgenden Begebenheiten bis zum Tode Philipp's bleibt der Vf. seiner überwiegenden Richtung auf Constatirung und Zusammenordnung des Faktischen treu, ohne selbst in der Beschreibung der Entscheidungsschlacht und der ihr vorangehenden Bewegungen in Athen und Theben einen Aufschwung zu versuchen; denn in der Vorrede hat er die Absicht ausgesprochen, „die Hebung des Ausdrucks, wodurch „die Geschichte die Schilderung grofsartiger Begeben„heiten belebt, zu vermeiden, und mehr nach Kürze und Deutlichkeit zu streben." — Erst am Schlusse des Werks folgt eine Charakteristik Philipp's, aus welcher wir folgende Schlufsworte herausheben, um anzudeuten, in wie weit des Verfs. nüchtern verständige und trockene Darstellungsweise seiner Reflexionsbildung und seiner Fähigkeit entspricht, die geistigen und sittlichen Eigenschaften zu würdigen, durch welche Philippus über die Hellenen siegte und siegen mufste: „Geist, Klug„heit und Tapferkeit war allein das Grofse an ihm, „Gerechtigkeit nur Mittel zu seinen Zwecken, die Die„nerin seiner Selbstsucht. Aber wahrhafte menschli„che Gröfse ist nur ein Ausflufs der Tugend, das „Uebrige nur, insofern es edel und gut ist."

Im Anhange folgen 5 Abschnitte (S. 316—421): Ueber Plan und Inhalt der philippischen Geschichte des Theopompus; das Geburtsjahr des Demosthenes; das Verhältnifs der olynthischen Reden zur Zeitgeschichte; die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Urkunden in der Rede vom Kranze. Alle geben das vortheilhafteste Zeugnifs von der gelehrten Belesenheit des Verfs. und seiner durch gründlichen Fleifs und glückliche Combinationsgabe förderlichst unterstützten Fähigkeit, neue und dankenswerthe Ergebnisse für die kritisch historische Begründung seines Gegenstandes zu gewinnen. H. Wendt.

XXVIII.

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes Minckwitz: 1tes Bdchn. die Phönizierinnen (2te, von der 1sten ganz verschied. Ausgabe). XVI u. 126 *S. kl.* 8. *2tes Bdchn. Iphigenie auf Tauris. X u.* 110 *S. kl.* 8. *Leipzig,* 1836 *u.* 37. *bei Kummer.*

Es wäre wohl der Mühe werth, Charakter und Gedichte des Euripides wieder einmal einer unbefangenen Betrachtung zu unterwerfen. Feine Uebersetzungen würden auch eines der Mittel sein, verkannte Seiten dieses grofsen und seltsamen Talents in ihr Licht zu setzen. Gewifs wird man bei den bisherigen Urtheilen nicht stehen bleiben. Die letztvergangene Epoche unserer Kritik hatte wohl Recht, von der Ueberschätzung, womit Jahrhunderte lang Euripides dem Sophokles gleich oder über ihn gestellt wurde, sich loszusagen. Was Composition betrifft, hält er weder mit Sophokles, noch mit Aeschylos die Vergleichung aus. Dennoch war das Verfahren jener Kritik einseitig. Die Vorwände, mit welchen sie den Euripides vor den moralischen Richterstuhl zog, die Klagartikel, unter welchen sie ihn verdammte, waren fast sämmtlich gar ernsthafte Wiederholungen der Schlappen, die Aristophanes als Komiker, in seinem Sinne ganz mit Recht, doch nicht ohne die gebührenden Uebertreibungen und Verschiebungen, ihm angehängt hatte. Man bediente sich sogar des Mittels, einzelne Verse seiner tragischen Personen dem Dichter selbst in's Gewissen zu schieben — der sicherste Weg, um über jeden dramatischen Dichter nach Belieben den Stab zu brechen. Dem Komiker stand das frei. Wenn von ihm Euripides mit dem Ausrufe seines Hippolyt: „Die Zunge schwur, doch unvereidigt ist der Sinn" wiederholt geneckt wurde, so geschah es auf der Bühne bacchischer Festlust. Wenn aber Hr. v. Schlegel den lustigverschossenen Pfeil mit ernster Miene wieder aufnimmt und denselben Vers, der sich zwar in seinem Zusammenhang rechtfertigen lasse, „wegen des möglichen Mifsbrauchs der Anwendung" tadelt: so hatte darauf Euripides zu seiner Zeit schon geantwortet. Er hatte einem Ankläger, der im Processe gegen ihn eben diesen Vers zum Beweis der Gottlosigkeit des Dichters brauchte, entgegnet: „Du vergehst Dich, indem Du Entscheidungen, die dem Fest-Saal des Dionysos zustehen, den Gerichtsälen aufdringst." Indessen soll nicht geleugnet werden, dafs Hr. von Schlegel in einigen Punkten besser als so viele, die seitdem seine Censur wiederholen, die wahren Schwächen des Euripides bezeichnet habe. So, wenn er sagt, wie man das Wesen der antiken Tragödie nicht mehr rein, nicht unvermischt bei ihm finde; wie er meist das Ganze den Theilen aufopfere und selbst in diesen mehr fremde Reize, als echte poetische Schönheit suche. Diefs

Digitized by Google

bleibt, wenn schon die beigebrachten Belege zum Theil nicht gültig sind, im Ganzen sehr wahr. Man hat inzwischen wohl auch in entgegengesetzten Sinne über Euripides reden hören; wie es z. B. von Tieck bekannt ist, dafs er ihn hochschätze, und wie seiner Goethe ein paarmal ehrende Erwähnung gethan. Gleichwohl fehlt es noch an der eindringenden Widerlegung oder Zurechtstellung jener Vorwürfe. — Eine gründliche Würdigung des Euripides müfste von seiner Theilnahme an den Bildungsbewegungen seiner Zeit, ihren sittlichen Zuständen, politischen Kämpfen, grofsen Reizen und grofsen Leiden ausgehen, müfste die Stellung seiner Natur zu diesen Anregungen und Gewalten begreifen. Sie würde einen eigenthümlichen Menschen finden, zu frei denkend, um nicht mit der volksthümlichen Bildung in Widerspruch zu gerathen, zu wenig frei, um sich ihrer entschlagen zu können, redlich genug, um warm, ja leidenschaftlich am Vaterlande Theil zu nehmen, um so tiefer gekränkt durch Unglück und Verderb desselben, um so öfter zurückgetrieben zur abstrakten Reflexion und dann doch wieder zu reizbar, zu sehr Menschenfreund und Lebefreund, um sein Speculiren nicht mit praktischen Bestrebungen und Wünschen, mit Einbildungen und Herzensergüssen zu vermischen und zu trüben. Weder sein Denken und Wissen, noch die Ideale seines Volks, noch die Erfahrungen seiner Zeit konnten ihn befriedigen, weil deren jedes das andere verkürzte und störte, und seine Empfänglichkeit zu getheilt, sein Leben zu bedrängt war, um sich in einem derselben zu erschöpfen. Er *mufste* daher dichten, um die dringenden Vorstellungen selbstthätig vorzunehmen, wo möglich zu läutern, wenigstens los zu werden. Und was ihm die Betrachtung gewährte, war mittelbar eine mannichfaltige bessere Einsicht. Wenn auch oft nur freudlose oder gegen die Wirklichkeit unmächtige Erkenntnifs, däuchte sie ihm doch Gewinn und ein möglicher Keim des Besseren. Er *wollte* daher auch dichten, um sich und seine Mitbürger zu belehren. Und das wufste er oft recht gut anzugreifen. Weil aber sein Geist nicht erhaben genug, weil Stoffe und Absichten seiner Dichtung oft einander widerstreitend und weil seine Interessen selbst verschiedenartig waren, konnte die Belehrung keine vollkommene sein. Noch seltener war der äufsere Erfolg günstig. Dann *mufste* er wieder dichten, um von Verstimmungen sich klagend, schwärmend, ironisirend zu befreien. — Hieraus wird sich die Ungleichheit der Euripideischen Dichtungen untereinander, in einigen die ganz rhetorische, in andern die romantisch abenteuerliche Conception erklären; hieraus der Abstand in den Anstalten, auf der einen Seite sorgfältiges Motiviren, auf der andern ein willkürliches und übergreifendes Anwenden der Mittel. Es wird sich ferner der Contrast im Styl, jene ächt attische Härte im Ausdruck von Gesinnungen und Bedürfnissen, die farblose Trockenheit bei leidenschaftlichem Inhalt und wieder umgekehrt die weiche Breite, volle und feine Malerei, der glühende und phantastische Schwung — diefs und Anderes wird aus dem Gesagten sich erklären lassen. Liebe und Wahnsinn sagten die Alten habe kein Dichter stärker als Euripides vorzustellen vermocht. Auch erhaltene Scenen belegen diefs. Es war die ungestillte Gluth und die Ueberspannung des eigenen Inneren, die ihm die Farben reichten. — Aber dann, wie phantasielos ist er wieder, charakterisirt prosaisch und niedrig, läfst die Leute in langen Reden und Gegenreden nicht einen lebendigen Streit, sondern eristische Uebungen vorstellen, oder Vers für Vers einander die Gedanken abzetteln, läfst sie aus ihrem Charakter herausgehen, und am Ende oft die Maschine ohne rechte Noth oder Gebühr den Schlufs dekretiren. Diese Anstöfsigkeiten hängen genau mit seiner Tendenz, mit dem Zweck zusammen, durch Auseinandersetzungen, durch Beispiele, durch Ironie zu belehren. Darum hielten ihn auch die Alten für einen besonders philosophischen Dichter und Geistesverwandten des Sokrates. Euripides war allerdings ein Aufklärer. Er hat dadurch, wie es zu gehen pflegt, theils genützt, theils geschadet. Darauf reducirt sich auch Alles, was Aristophanes im Ernst gegen ihn hat. Nur wenn dieser die Immoralität, die in Athen mit der Aufklärung hereinbrach, dem Euripides als Zweck aufrückt, so ist das eine ächt komische Consequenzmacherei, die dem Meister seine draufsen entarteten und verkehrten Gedanken in die eigene Physiognomie zurückzeichnet; niemals aber hätte man das für trockene Wahrheit nehmen sollen. Nicht die unmoralische, die moralische Tendenz war Euripides Fehler.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes Minckwitz.

(Fortsetzung.)

Mit Diatriben kann die tragische Poesie, konnten zumal die Mythen der attischen sich am wenigsten vertragen. Aber wer da sagt, Euripides habe um jeden Preis nur gefallen wollen, kennt weder seine Manier, noch die Zeitgeschichte. Jene formale Bildung, in die Euripides frühe durch eigenen Trieb sich einliefs, worin auch Einflüsse von Zenon etwa und Anaxagoras ihn bestärkten, war, als er auftrat, kaum angeregt, und wurde erst, während er alterte, vom Volksgeist allmählig und unter Kämpfen angenommen. Euripides daher, indem er durch rhetorische Exposition und reflektirte Motivirung, und durch einseitig praktische Anwendung, den herkömmlichen Stoffen der Kunst diejenige Form oder Brauchbarkeit zu geben suchte, in der sie für seine Standpunkte erst natürlich oder bewerthet wurden, stand noch gar nicht im Einvernehmen mit seinem Publicum, gar nicht im Vortheil gegen seine Nebenbuhler. Aufser dem Antheil weniger ähnlich angeregter Köpfe hatte er höchstens für sich das Interesse eines originellen und eigensinnigen Denkers, eines kühnen und seltsamen Neuerers. Er hat während einer fünfzigjährigen Laufbahn nur fünfmal oder gar nur viermal den Preis gewonnen. Er war bereits vierzehn, nach andern Angaben achtzehn Jahre lang auf der Bühne thätig, als er zum erstenmal siegte. Beweifs genug, dafs seine Kunstmittel keinen grofsen Anklang fanden, Gefallsucht sein Talent auf andere Strafsen geleitet hätte, wäre er nicht von theoretischen und didaktischen Interessen bewegt worden. In der That, wenn Euripides auch die grofsartige Beharrlichkeit seines jüngeren Freundes Sokrates nicht hatte, so theilte er doch mit diesem, aufser der Verketzerung durch die Komiker und sonstiger Verdächtigung als Atheist, die Richtung auf Befreiung des Geistes durch Erkenntnifs des Allgemeinen und Guten. Nicht zu verkennen ist sein Bestreben, Vorurtheile der Geburt und der Politik zu widerlegen, dem Volke seine Leidenschaften, am meisten aber die Beredungsmittel, von welchen es mittelbar sich beherrschen liefs, unmittelbar Preis zu geben, indem er selbst sie brauchte mit eingestreuten Lichtern und, ähnlich seinem Freunde Sokrates, mit Ironie. Indirekt läfst auch Aristophanes diefs wohl erkennen. Und haben denn unsere Censoren des Euripides in dem, was noch vorliegt, nichts davon bemerkt, wie er öfter Gelegenheit nimmt, dem Volke bittere Vorwürfe zu machen? Eine der erhaltenen Tragödien ist doch ganz und gar darauf angelegt, den Terrorismus seiner Mitbürger zu züchtigen. Wenn er nun andere politische Leidenschaften derselben auch sichtlich theilte, so darf das nicht gleich Gefallsucht heifsen, so lange man ihn eben so sehr Tendenzen verfolgen sieht, die ihn, wie überliefert wird, mehrmals persönlicher Gefahr aussetzten.

Es ist ein Unterschied unter den Männern der Aufklärung. Die den Anfang machen, sind meist redlich und nur empfänglicher als ihre Mitlebenden für Widersprüche, welche doch reifen und die vorhandene Bildung lösen müssen. Bei den Nachfolgern kann es Gefallsucht, Bequemlichkeit, Frivolität sein. Euripides gehört zu den Ersteren. Man glaubt irrig, er habe die Mode der Sophisten mitgemacht. Eher könnte man mit dem Aeschylos der Frösche sagen, Euripides habe die Sophistik aufgebracht, wenn überall der Zeitgeist von einem Einzelnen angelegt würde. Früher wenigstens waren seine Symptome an Euripides als die Epidemie der Sophisten. Und man will die Bildung dieses Tragikers und seine Richtung fälschlich von Männern ableiten, die zwischen seinem funfzigsten und sechszigsten Lebensjahr erst anfingen, in die Studien vornehmer Athener einzugreifen, auch jetzt noch,

Digitized by Google

bei steigender Bedeutung, mit der öffentlichen Meinung zu kämpfen hatten. Die Alkestis, deren Aufführung früher ist als die Sophisten in Athen lehrten, war allermindest das siebenzehnte Stück des Euripides; in ihr aber und in den Fabeln und Bruchstücken jener drei zugleich mit ihr aufgeführten Dramen, läfst sich mit Sicherheit die schon fertige Euripideische Manier nach allen ihren Seiten erkennen. Sie war nichts weniger als Mode, sie war sein Charakter. So wie das Feuer in lyrischen Ergüssen ihm eigen war, so auch auf der andern Seite seine pathologische und rhetorische Taktik. Nur Anregungen, nicht die Mittel selbst konnten ihm wenige Vorbilder gewähren. Es gilt dasselbe von seiner Sprache, die ungeschminkt und doch gewählt, von einer geschäftsmäfsigen und lebensähnlichen Biegsamkeit, oft trefflichschildernd, immer mundgerecht und fafslich ist. In dieser ganzen Kunst der attischen Prosa hatte Euripides eigentlich keinen Vorgänger, und dafs er, sie zu bilden, das Bedeutendste gethan, was, auch verglichen mit späteren Leistungen immer noch musterhaft erschien, war ein Hauptgrund der Verehrung, die ihm nach seinem Tode so dauernd und in so hohem Grade zu Theil wurde.

Wer in das Bisherige einstimmt oder Euripides Dramen in ihren Anomalien und Schönheiten geprüft hat, wird zugeben, dafs eine schmiegsam nachbildende Uebersetzung das Verdienst überwundener Schwierigkeiten, wie das einer interessanten Belehrung für sich haben würde. Auch H. Minckwitz, der mit den vorstehenden zwei Stücken eine Gesammtübersetzung eröffnen will, beabsichtigt, laut der Vorrede zum ersten und dem Schreiben an Graf Baudissin vor dem zweiten Bändchen, hierdurch der Mifsachtung des Euripides entgegenzutreten. Bothe's Uebersetzung verdunkelt, seiner Meinung nach, die Vorzüge des griech. Dichters eher, als sie dieselben enthüllt, weil sie „zu flüchtig, kunstlos, dem Geiste des E. fremd, eine veraltete Stümperarbeit" sei. Die „Schiller'schen Scenen aus den Phönissen sind ohne Werth"; andere Versuche, wenn auch besser als Bothe's, doch „den Ansprüchen der gegenwärtigen Zeit" nicht angemessen, da „eine deutsche Uebertragung der attischen Dichter, ja eines griechischen Dichters überhaupt, erst seit dem Auftreten des Grafen von Platen möglich geworden." Dagegen hofft H. Minckwitz durch *seine* Uebersetzungen „immer deutlicher zu beweisen, dafs die deutsche Sprache alle Schwierigkeiten, die ihr die Kunst der kunstvollsten griechischen Versarten entgegenstellt, auf eine glänzende Weise besiegen kann." Er verlangt, dafs, „wer Platen's Verdienste erwogen, anerkennen müsse, dafs H. Minckwitz in der Uebersetzungskunst denselben Weg eingeschlagen habe, den Platen in der Dichtkunst vorangegangen ist." Er erwartet von seiner Uebersetzung der „Iphigenia auf Tauris", dafs das deutsche Publikum „dem diese Tragödie so gut als unbekannt ist, ihr eine lebendigere Theilnahme als einer andern schenkt, da ihm nun die Möglichkeit geboten wird, eine Vergleichung mit der *Götheschen Iphigenia* anzustellen" und einzusehen, dafs „in der *Kunst* und der äufseren Anlage ihrer Gedichte alle deutschen Dichter hinter den Hellenen weit zurückgeblieben, keiner ausgenommen, als der Graf Platen, der als einziger Heros dasteht". H. M. „rechnet mit einiger Zuversicht auf den Dank des Publikums für seine Nachdichtung" und legt seine Arbeit „zur Beurtheilung gelehrten strengen Richtern vor, deren Ausspruch er nicht scheut." Uebrigens ist H. M. nach Italien abgereist, „um sich aus dem Süden jene reichere Bildung zu holen, die ihm der undankbare Norden zu gewähren gesäumt hat". O ja; man kann von den Italiänern Manches lernen. Unter anderem wird ihnen Höflichkeit und artige Sitte nachgerühmt.

Was die Uebersetzer-Grundsätze des Hrn. M. betrifft, so will er dem, was er an andern Ortern davon sagte, „in einiger Zeit eine besondere Schrift über die Uebersetzungskunst" nachschicken. In der Vorrede hier läfst er sich auf das Besondere nicht weiter ein, als dafs er dem Urtheile von Konrad Schwenck „über die Berlinische Uebertragung des Aeschylus von J. Droysen" (in der Ztsch. f. A. W.) beistimmt; „indefs gewünscht hätte, dafs er sich nicht auf den Tadel einiger Trimeter beschränkt, sondern unzählige Fehler in der Quantität gerügt, aufserdem ausführlicher bemerkt hätte, dafs Droysen oft redet, wie weder ein Grieche sprechen würde, noch ein Deutscher, *und so weiter*"! Hierzu erlaub' ich mir die Bemerkung, dafs K. Schwenck an jenem Ort seinen Tadel einfach ausgesprochen, aber nicht erwiesen hat. Denn er äufserte sich weder über die Natur des griechischen, noch des deutschen Rhythmus, noch über das Verhältnifs beider. Er forderte nur gleiche Quantität. Dafs aber diese Regel harte Folgen haben könne, scheint mir

Digitized by Google

Schwenck's eigene Uebersetzung der Homerischen Hymnen zu beweisen. Im übrigen überlass' ich die Vergleichung von Droysen's Sprache und Vers gegen Herrn Minckwitzens getrost jedem andern Richter, und selbst dem strengen K. Schwenck. Denn gewiſs irrt Hr. M., wenn er besser vor ihm zu bestehen glaubt. Verse z. B. wie *Phöniss.* 408: *Was führte dich nach Argos? Was dachtest Du zu thun?* 549: *Was gilt die Herrschaft, glückliche Gesetzlosigkeit —?* 860: — *Mit den Danaiden, Theben droht ein schwerer Kampf* — oder *Iphig.* 239: *Von wannen? Was für Landsleute sind die Fremdlinge?* 270: — *Seeleut' im Schlunde lagerten, die angstvoll des Brauch's vernommen* u. s. w., oder 70: *Wohin wir durch's Meer aus Mykenä steuerten.* 522: *Er sterbe, komme nimmer zur Heimat zurück* — die sollte K. Schwenck für ächte Trimeter gelten lassen? — Nicht einmal ich. Und ich fürchte nicht minder, daſs Platen's Geist trotz den Hekatomben, die Hr. M. ihm opfert, schwerlich seine Verse wird in Protection nehmen wollen. Denn wenn auch die Trimeter im Durchschnitt leserlich, zum Theil recht gut gebaut sind, entsprechen dagegen die melischen Verse selbst mäſsigen Ansprüchen nicht. Der gute Rhythmus *Phöniss.* 135: *οὗτος ὁ τὰς Πολυνείκεος, ὦ γέρον* — ist in der Uebersetzung: „Der ist's, der mit der leiblichen Schwester, der" — ganz zerbröckelt. V. 156 u. 165 sind im Original lebhaftbewegte Dochmier; was Hr. M. gibt: „Siehst du den Bruder, der leiblich mit mir absproſs" — und: „Zu dem mit mir Entsprossenen und meinen Arm" — sind weder Dochmier, noch überhaupt Verse. 175 f. ist im Text dieselbe Versart, nur etwas feierlich gehalten, dabei in der Sprache ohne abnormen Ausdruck; Hr. M. gibt in bombastischem Ausdruck einen fremdartigen Rhythmus: „Tochter des lichtstreifumgürteten Helios Göttin Selene, goldglänzender Sternlichtball!" Dann der Parodos, in welchem glykonische und pherekratische Verse herrschen, ist von Euripides durch wechselnde Auflösungen und durch Wort- und Satzverbindung, welche die rhythmischen Glieder verkettet, leicht gehalten, ohne in Monotonie und Erlahmung zu fallen. Die letzteren Uebelstände treten aber bei Hrn. M. ein, weil er blos das Grundmaſs in laxer Weise erhalten, die bei Euripides rein aufgelösten oder aber vollwichtigen Auftakte zu iambischen oder trochäischen abgeschwächt und die syntaktische Verkettung der metrischen Glieder oft vernachlässigt hat. Man vergleiche nur mit dem Griechischen das Deutsche V. 229 ff.: „1) Weinstock, der du jeglichen Tag 2) treibst aufblühende Reben 3) austropfst Trauben beerenerfüllt; 4) o du geheiligte Drachenkluft, 5) ihr Bergwarten der Himmlischen, 6) schneeiger, heiliger Berg, zum Tanz, 7) als unsterblicher Göttin Chor, 8) möcht' ich nah'n, von Schrecken befreit, 9) in's Erdnabelgefild des Apoll, 10) Dirke hinter mich lassend!" Das ist, was man eine Leier nennt. Im Griechischen aber ist von diesen kurzen Zeilen die zweite zur dritten syntaktisch hinübergezogen, die vierte durch ein hinübergehendes Wort an die fünfte geschlossen und der Auftakt dieser fünften vollwichtig, der bei Hrn. M. iambisch anbricht; die sechste wieder durch ein untrennbares Wort an die siebente geschlossen, deren Anfang ebenfalls vollwichtig, nicht wie bei Hrn. M. trochäisch, und die ihrerseits wieder syntaktisch mit der folgenden viel treibender verbunden ist. Diese endlich, die achte, aus einem Diiambus und Choriambus bestehend, bringt eine neue Bewegung herein, die noch krätiger die beiden folgenden, wieder sprachlich zusammengeschlossenen, Zeilen als *einen* Schluſsvers von sich abrollen läſst. Diese Bewegung hat Hr. M. durch seinen Ditrochäus erlahmt, und, indem er den Tribrachys im Anfang der vorletzten Zeile zum Jambus zusammengezogen und den Zusammenschluſs der ganzen Zeile mit dem Ausgang zertheilt hat, wird dieser, der bei Euripides graziös lebhaft ist, matt gemacht. Wegen derselben Fehler klingen oder hinken vielmehr die unmittelbarfolgende Strophe und Gegenstrophe vollends wie Parodie den Rhythmen des griechischen Dichters nach. Es sind trochäischkatalektische Verse, durch spondeische zu einem wieder trochäischen Ausgang geführt, der aber mittelst Auflösungen, längerer Gliederung und einer schweren Ekbasis vor der Clausel einen trefflichen Nachdruck gewinnt. Hr. M. hat durch Abspannung jeder Art ein lockeres Geklapper daraus gemacht. Es ist durchhin so in den melischen Theilen, auch des zweiten Stücks, die, nur stellenweise etwas kräftiger, immer hinter dem Original und hinter dem, was deutsche Verskunst vermag, zurückbleiben. Niemand spricht: (Iphig. 839:) „Thörigten Sinnes mein Vater das Eisen schwang" — (841) „Als ich, o Bruder, zum bräutlichen Zelt Achills" — und gibt man diesen und ähnlichen Zeilen *nicht* die-

Digitized by Google

sen falschen Accent, so erhält man vollends, anstatt dochmischer, schlechte daktylische Verse. Niemand spricht: „Und unbetretenen Pfad durchziehst" — Durchziehen kann man Tadelnswerthes; Pfade nur durchziehen. Jedermann liest (1237) „es schwand sein Ansehn", dem Original zufolge müfste man aber lesen: sein Ansehn. Man befindet sich überhaupt, wenn man ein Chorlied von Minckwitz überliest, stets in dem unangenehmen Gefühl, nicht zu wissen, wo man den Accent hinlegen soll, da der Redebau charakterlos und das Metrum des Originals in der Zerhackung nicht mehr erkennbar ist. Nimmt man dazu, was für die ganze Uebersetzung gilt, dafs Hr. M. die Gedankenfassung des Originals, die Farbe in Ausdrücken, Bildern, Wendungen nichts weniger als genau wiedergibt: so kann man wohl in seiner Arbeit keine „glänzende" Ueberwindung griechischer Kunst durch deutsche sehen. Nachläfsig ist die Uebersetzung z. B. *Phöniss.* v. 199.: „und falls sie finden zum Geschwätz *Anlafs gering*" — 381 „dein Vater freite sündlich mich, du *wardst sodann.* (κακῶς δὲ γῆμαι πατέρα σόν, φῦναι τε σέ.) 94: „Und mich den Sklaven zwar geringer Tadel trifft, doch dich, die Fürstin." (Satz ohne Schlufs; im Gr. anders.) *Iphig.* 657: ἔφθης με μικρόν· ταῦτα δὲ φθάσας λέγεις; wie deutlich! und wie unverständlich Hr. M.: „*Ich kam zu spät*; ich theile ganz, was du gesagt." 951 und 960 „himmlische Bildsäule" und „Himmelbild", worunter schwerlich ein deutscher Leser ein vom Himmel gefallenes (διοπετές) verstehen wird. Dergleichen geringere Nachläfsigkeiten begeht nun Hr. M. sehr häufig. In den Chorgesängen sind sind sie noch zahlreicher. Aufserdem aber spricht er nicht selten ganz *undeutsch*, z. B. *Iph.* 244: „Wir wissen's Keiner." 794: „Erzeugte dich die *lakänische* Tochter Tyndareus'?" (würde im Deutschen nur angehen, wenn Tyndareus in verschiedenen Landschaften Töchter erzielt hätte). 856: „*Was ersinn' ich nun aus!*" 623 will, nach H. M., Iphigenie den Scheiterhaufen des Orest mit der *bergigen* goldgelben Biene — Saft bestreuen." V. 208 wird sie „auf *reisigen Wagen* geführt", 393 spritzt sie Blut „*auf Altar und auf säuligen Tempel*", 1431 soll sie als Priesterin der Artemis Brauronia „*die heiligen Treppen zieh'n*" (auf und ab, nämlich). Hr. M. erlaubt sich nicht nur Elisionen, wie die „*Ersehnt'*, die *Küst'*, die *Roll'*," „Artemis, *welch'* an dem kynthischen Hügel wohnhaft" (Iph. 207. 421. 1073); er schneidet auch unentbehrliche Endungen ab und spricht „mit zerbrochenem Herz" (Iph. 149); thöricht sein „mit dem Thor" (Phöniss. 394); und dann setzt er wieder Endungen an, wo sie nicht statthaben können, wie *Phöniss.* 114: „Wurden die eisernen Riegel gefügt in amphionischen Mauerbau, *unseres* Steinkunstwerk? (Das Letztere soll Apposition zu „Mauerbau" sein! Auch müfste es, um deutsch zu sein, nothwendig heifsen: „in *den* amph. Mauerbau", da von den Stadt-Mauern, die Amphion einst erbaut hat, die Rede ist). Hr. M. übersetzt sehr oft geschmacklos: *Phöniss.* 632 ἄδικος ἡ θεός: „*ein böses Weib*", und wieder v. 343 — in falscher Uebersetzung, mit falscher Apposition — „fremder Sippschaft gingst du nach, was deine Mutter peiniget und Laios, der Ahnen zählt: *ein fremdes böses Ehweib!*" (γάμων ἐπακτὰν ἄταν)! v. 606: „Tempelhaus der *schimmelstolzen* Götter" (λευκυπώλων). 355 „*Kinder liebt und gängelt jede Weibsperson*" (φιλότεκνόν πως πᾶν γυναικεῖον γένος) *Iphig.* v. 63 „mit meinen Mägden — *hellen'schen Frauenzimmer'n.*" 1121: „*Wo 'st dieses Tempels Wächterin, das griechische Frau'nzimmer?*" *Phöniss.* 837: „Schwach ist dein Papa." 378. „*Sie seufzen kläglich über mein Exil*" (1679 wieder). Wer kann sich des Lachens enthalten, wenn der Chor recitirt (Iph. 446.) „*So stattete denn wahrhaften Bericht uns der Kuhhirt ab — O Göttin*" —! Hr. M. gibt im Ausdruck Gemeinheiten, von welchen das Original nichts weifs. *Phön.* 391 — „*Phönizisches Geschrei*" vernehmend — *reifs' ich zu dem Sohn den Fufs!*" 713: „Wohin, o *Brauskopf!*" — Iph. 67: Orest: „*Pass' auf* und sieh, dafs Keiner auf dem Wege kommt." Pylades: „*Ich pass' und luge, werfend rings den Blick umher.*" 1269 „*Zum Herrscherpallast packe Dich so schnell Du kannst!*" Die Sprache ist bei Hrn. M. überall niedriger und roher als bei Euripides.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes Minckwitz.

(Schlufs.)

Das Erhabene sucht er in Ausdrücken, wie *Erzglanzmeer*, *Steinkunstwerk*, *Siebenniobejungfraungrab*, *Sternlichtball*, *Luftschlaghall*, *Dreizackquellstrom*, *bei dem Sterngott Zeus*, *schrecklicher Schreckensmord*, *Hellas Rofsland*, *kyklopgebauter Heerd — dein Haus, das sich prachtsäulig aufthürmt und prangt mit Goldsims — Rofslaufbahn* (der Sonne). Phöniss. 1351 schlägt der Chor „*mit weifsarmigen Händen auf das Haupt.*" Jokaste ruht 1696 *überhäuft von Jammernifs*, und diese *Jammernifs*, nebst einem *Jammersal*, kommt noch sechsmal vor. — Endlich übersetzt Hr. M. nicht selten *ganz falsch*, bisweilen sinnlos. Ganz falsch ist z. B. Iphig. 284—87 übersetzt. Das Original sagt da vom rasenden Orest: Man sah sein Aeufseres nicht in *einer* Gestalt, sondern sich verwandelnd brach er aus in Rinderstimmen und Hundegebell, Entstellungen, die, wie man sagt, von den Erinnyen herkommen. Hr. M.: „Nichts war zu schau'n von diesen Schreckgestalten; nein, er (Orest) achtete der Rinder Brüllen und den Lärm des Hundgebells für Furienlaute, die, man sagt's, gleichklingend sind." Eben so falsch v. 560 ff. Euripides: Auch die weisen Mächte, wie wir sie nennen, sind minder nicht, als flüchtige Träume, trügerisch. Es ist viel Unbestand in der Götter, wie in der Sterblichen Wesen. *Nur Eins empfindet schmerzlich, wer nicht durch Leichtsinn; durch Vertrauen auf Prophetenwort zu Grund geht, dafs er den Wissenden zu Grund geht* (eine Schmähung von Orest gegen den Propheten Apollon, der ihm Muttermord geboten und Schutz verheifsen, nun, da er diesen Schutz gegen die Erinnyen nicht durchführen können, ihn hiehergesandt, seinen Untergang vorherwissend). Hr. M.: „Es herrscht in Allem, Göttlichen, wie Menschlichen ein grofser Wirrwar; *blos der Schmerz ist Herr darin; und wer so klug ist, dafs er horcht auf Scherspruch, der endet, wie er endet vor des Kund'gen Blick.* Falsch auch V. 405 f. Euripides: *deren Sinn sich keines Glücks zu versehen hat, gerade Diesen erscheint es.* Hr. M. „*Wer ruhig der Zeit des Glücks harrt*, dem kommt es von selber." (γνῶμα δ' οἷς μὲν ἄκαιρος ὄλβου, τοῖς δ' εἰς μέσον ἥκει. Eben diesen Satz wollte Hermann einmal erklären: „Der Einen Sinn weifs nicht Mafs zu halten im Reichthum, der Andern Sinn ist mäfsig." Aber εἰς μέσον ἥκειν heifst nicht „das Mittel halten", sondern „hervorkommen", „sich zeigen". Und das Ganze ist Antithese zum Vorhergehenden; da waren die genannt, die, wohlausgerüstet zum Glück, darumkommen; jetzt dagegen die, welche, ganz unvorbereitet, es finden). — Unsinn macht Hr. M. z. B. wenn er Iphigenien V. 528 sagen läfst: Ich stamme dorther; *starb jedoch als Kind hinweg* (statt: ging verloren); da denn Orest's Antwort: „So hast du Grund zu forschen, wie's dort steht", — nur lächerlich wirken kann. — So mufs aus der Uebersetzung v. 1434 der Leser entnehmen, es werde einst die Leiche der Iphigenie in Kleider gestorbener Wöchnerinnen gehüllt werden, da im Original nur von Weihgeschenken auf ihr Grab die Rede ist. Und schwerlich wird irgend jemand die Choen-Legende nach der unrichtigen Uebersetzung V. 925 f. verstehen können. So mufs V. 914 der Leser glauben, Orest wolle die That der Klytämnestra verschweigen, da er vielmehr seinen Muttermord nicht aussprechen will. So spricht 1196 Hr. M. von *schuldreinen* Händen der Tempelwächter, während das Original von ritualer Verhütung äufserlicher Verunreinigung spricht, indem die Tempelpfleger Anblick und Begegnung von Blutbefleckten meiden müssen, um ihre Hände für den Dienst rein zu halten. So verwandelt Hr. M. V. 963 einen Wunsch, dessen Erfüllung

Digitized by Google

von der Wünschenden nicht abhängt, in Beschluſs, 1091 ein Urtheil, welches dem Uebergange aus Glück in Unglück das erträglichere Los eines von jeher Unbeglückten vorzieht, in die Hyperbel: „Glückseelig preis' ich den stets Unglücksvollen!", so V. 1440 eine Vergleichung billiger Befreiung in eine ganz unpassende Gesetz-Anwendung, so Phöniss. 1436 die Klage der Antigone, daſs ihre Brüder sie unversorgt lassen, in eine „Störung des Vermälungsfestes." Kurz, eine unbefangene Vergleichung dieser Verdeutschung mit ihrem Original wird wohl zu dem Urtheil führen, daſs sie dasselbe weit öfter entstellt als erreicht habe und keineswegs, was Hr. M. voraussetzt, leisten könne, den griechischen Tragiker bekannt machen und seine Vorzüge zeigen. Sie würde vielmehr, wenn Euripides nicht sonst bekant wäre, geeignet sein, eine schlechtere Meinung, als er verdient, von ihm zu erregen. Indessen über eine solche Arbeit auſser sich zu gerathen und in dem naivsten Selbstlobe, wie es die Vorreden posaunen, sich zu wiegen, ist dessen ganz würdig, der sein „satyrisch-komisches Lehrgedicht: *die deutsche Dichtkunst*", diese Combination von Bewunderungen der eigenen Uebersetzungskunst und persönlichen Schmähungen der Nichtbewunderer, „*eine That* nennt, *die alle Völker Deutschlands gleich betheiligt, Die ein unschuldvoller Busen, wie der meine, hat geheiligt*". Fürwahr, welches Urtheil man auch über Platen fällen möchte: Hrn. Minckwitz wirklich für seinen Nachfolger zu erkennen, wäre das härteste.

Adolf Schöll.

XXIX.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur, ord. Prof. d. evang. Theol. an der Univers. Tübingen. Tübingen, 1835. *Verlag von C. F. Osiander. XX u.* 762 *S.* 8.

Indem Ref. die Anzeige dieser geistreichen Schrift beginnt, dringt sich ihm eine erfreuliche Eigenthümlichkeit der schriftstellerischen Thätigkeit des eben so fruchtbaren, als tief forschenden Verf. auf, deren Berücksichtigung hier um so nothwendiger erscheint, da sie über Entstehung und Organisation des vorliegenden Werks einiges Licht verbreiten dürfte. Es ist die, daſs alle Forschungen und herausgegebenen Schriften desselben in so engem Zusammenhange stehen, daſs eine auf die andere hinweist, weshalb unwillkürlich in demjenigen, welcher eine derselben einer nähern Betrachtung unterwirft, sich das Verlangen regt, auch die übrigen in den Kreis derselben zu ziehen. Ueberblickt man die Reihe der Leistungen des Verfs. auf dem Gebiete der Theologie, so beginnen sie mit einem Werke, das noch mehr aufsen vor zu stehen scheint, indem es theils der allgemeinen Religionsgeschichte, theils der Religionsphilosophie angehört; es ist das seine *Symbolik und Mythologie oder die Naturreligionen des Alterthums* (1824); dieſs Werk schlieſst sich dem berühmten gleichnamigen Creutzerschen an, ohne doch der Combinationsweise desselben sich gar zu sehr hinzugeben. Umfassende Studien auf dem Gebiete der Religionsgeschichte offenbaren sich aber auf jeder Seite. Die allgemeine, nichtchristliche Religionsgeschichte ist, soviel Ref. bekannt, in weiteren Schriften, eigens diesem Gegenstande gewidmet, nicht vom Vf. behandelt, wenn nicht vielleicht in einzelnen ihm unbekannt gebliebenen kleineren Abhandlungen; der Verf. wandte sich jetzt der christlichen Religionsgeschichte zu und gab namentlich in der Tübinger Zeitschrift für Theologie eine Reihe von interessanten Aufsätzen, als: *über den idealen Christianismus der Gnostiker* (auch lateinisch in einem Programm 1827) *mit Vergleichung des Schleiermacherschen Systems* (1828), worin die Grundgedanken der vorliegenden Schrift schon enthalten waren; *über das γλωσσαῖς λαλεῖν*; über *die Christuspartei in Korinth*, den Gegensatz des petrinischen und paulinischen *Christenthums in der ältesten Kirche und den Apostel Petrus in Rom* (1831); diesen folgte eine Hauptschrift des Vfs., welche eigentlich seinen Ruhm gegründet hat, sein *Manichäisches Religionssystem* (1831), dessen Inhalt wieder nicht so sehr dem Gebiete der christlichen, als der heidnischen Religionsgeschichte angehört. Morgenländische und abendländische Religionslehren sind hier mit Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt; der Vf. zeigte in dieser Schrift aber zuerst auf das Glänzendste das Talent, einen Gegenstand von einer hypothetischen Voraussetzung aus durchgreifend und einleuchtend so zu behandeln, daſs nur entweder Verwerfung oder Annahme des Ganzen möglich schien. —

Digitized by Google

Unmittelbar darauf folgte sein „*Apollonius von Tyana und Christus, oder das Verhältnifs des Pythagorismus zum Christenthum*", wie der Vf. es selbst nannte, ein Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte nach Christus (1832) *). Hier charakterisirt er in der Vorrede seine Art zu verfahren, nachdem er bemerkt, wie es auf diesem Gebiete vielfacher Hypothesen und Combinationen bedürfe, recht gut so: „Nur scheint es mir auch in einem solchen Falle das Bessere, statt zweifelnder Fragen und halber Urtheile, wie sie nur zu oft von Hand zu Hand weiter gehen, einen aufs Einzelne eingehenden, eine bestimmte Ansicht durchführenden Versuch zu wagen, und die Consequenz, mit welcher sich die aufgestellte Ansicht verfolgen und durchführen läfst, als das Criterium für die Objectivität des Resultats zu betrachten. Diese Verfahrungsweise hat der Verf. auch in der Folge in allen seinen religionshistorischen Darstellungen befolgt. Die Brücke von diesen Studien aber zu der weiteren Geschichte des Urchristenthums bildeten solche Untersuchungen, wie manche der angeführten in der theol. Zeitschrift, überhaupt aber fortgesetztes Studium des N. T. und der clementinischen Homilien, auf deren dogmenhistorische Wichtigkeit zuerst aufmerksam gemacht zu haben, kein geringes Verdienst von Neander ist. Daraus ergab sich besondere Aufmerksamkeit auf den Gegensatz der Paulinischen und Petrinischen Richtung in der ersten Kirche (für den einzelne Abhandlungen bald die eine, bald die andere Seite beleuchten, wie das Programm *über den Märtyrertod des Stephanus*, und die neulich mitgetheilte *über den Gedankengang des Briefs an die Römer* u. A.) und auf das Verhältnifs der heidnischen Religionsphilosophie zum Christenthume.

Besser vorbereitet konnte nach dem Angeführten wohl nicht leicht ein Schriftsteller für die Aufgabe, die Gnosis und ihre Geschichte zu behandeln, gedacht werden, als der Vf. in seinen öffentlichen dem Publikum vorliegenden und von demselben beifällig aufgenommenen Arbeiten erscheint, zumal es ihm auch weder an philosophischem Geiste, noch an gründlicher Kenntnifs der philosophischen Bestrebungen älterer und neuerer Zeit fehlt, wie er auch auf dem Gebiete der Polemik der christlichen Kirchen mit Geist und entschiedenem dogmatischen Interesse aufgetreten ist, und so seine Fähigkeit für die Auffindung der religiösen Wahrheit in allen auch den versteckteren Gestalten derselben beurkundet hat. Es konnte demnach an sich schon nicht anders erwartet werden, als dafs seine Leistung als eine höchst ausgezeichnete hervortreten würde, da er in seltnem Grade die Gaben überraschender und durch Neuheit anregender Combinationen und die der scharfen Durchführung eines Grundgedankens verbindet.

Zweierlei ist es aber, was mit Recht vornehmlich als das vorliegender Darstellung des Vfs. Eigenthümliche betrachtet werden kann; zuerst, dafs er die Gnosis mit der Religionsphilosophie identificirt, sodann, dafs er das Wesen der Gnosis in dem Verhältnisse findet, in welchem ihre Urheber Heidenthum, Judenthum und Christenthum zueinander stellten. Beide Punkte sollen hier einer nähern Betrachtung unterzogen und dann die einzelnen Erscheinungen in Bezug darauf betrachtet werden. Es kommen übrigens bei dieser Erweiterung des Begriffs Erscheinungen mit in die Geschichte der christlichen Gnosis, die nach der gewohnten Darstellung sehr verschieden davon sind, J. Böhmes Theosophie (das liefse man sich wohl noch gefallen), aber auch Schellings Naturphilosophie, Schleiermachers Glaubenslehre, Hegels Religionsphilosophie; doch behandelt der Vf. diese Erscheinungen darum nicht eben mit einer vorausgefafsten Ungunst, auch macht er es nicht wie jene Schriftsteller, die um den starr ihnen gegenüberstehenden Stoff in die ihnen genehme Form zu bringen, gleich den Bearbeitern schwer schmelzbarer Metalle verfahren, indem sie ihre Eigenthümlichkeit durch einen Beisatz vergiftenden Arseniks erst auflösen und nun mit dieser Mischung schalten, wie es ihnen gefällt; — er vertieft sich vielmehr mit Liebe in eine jede ihm entgegentretende Erscheinung und sucht das Wahre darin vorkehrend sie in ihrem eigenen Wesen zu begreifen. Dabei bezeugt er mit Recht von sich, dafs er, ohne ein entschiedener Anhänger Hegels zu sein, doch durch seine Philosophie sich in seiner geistigen Entwicklung vielfach gefördert gesehen habe. Sein Verhältnifs zu derselben wird bei

*) So eben ist eine Parallele dazu von dem fruchtbaren Vf. erschienen: *Das Christliche des Platonismus oder Sokrates und Christus, eine religionsphilosophische Untersuchung. Tüb.* 1837.) Im wesentlichen Zusammenhang mit der gegenwärtig anzuzeigenden Schrift steht auch die *über die sogenannten Pastoralbriefe des Ap. Paulus, aufs neue kritisch untersucht.* Stuttg. u Tüb. 1835.

Digitized by Google

Gelegenheit seiner Betrachtung der Hegelschen Religionsphilosophie noch klarer ins Licht treten.

Wir haben also zuerst den Begriff der Gnosis nach ihren Hauptmomenten und namentlich die daraus abzuleitende Eintheilung derselben, dann ihre einzelnen Erscheinungen näher zu betrachten.

I. Begriff der christlichen Gnosis. Nach einem kurzen Eingang über die bisherigen Behandlungen der Gnosis (S. 1—9) kommt der Vf. im ersten Abschnitt zu *Begriff, Ursprung und Eintheilung der Gnosis* (S. 10—121). Rec. beschäftigt sich hier zunächst mit ersterem, welchen der Vf. auf eine eben so feine als neue Weise bestimmt; er bemerkt namentlich, wie es bei den neusten Schriftstellern darüber (Neander, Gieseler, Matter) entweder zu keiner rechten Bestimmtheit oder nur zu einer einseitigen Bestimmung (Möhler) gekommen sei. Bei der Ableitung des eignen Begriffs geht der Vf. aber davon aus, dafs die Religion das Objekt sei, mit dem die Gnosis es zu thun habe, und zwar nicht ihrer abstrakten Idee nach, sondern in den conkreten Gestalten und positiven Formen, in welchen sie sich zur Zeit der historischen Erscheinung des Christenthums objektivirt hatte. „Das Heidenthum, Judenthum und Christenthum sind die integrirenden Elemente, die den materiellen Inhalt der Gnosis in allen ihren Hauptformen ausmachen, und so negativ und schroff auch das Verhältnifs sein mag, in das sich einzelne gnostische Systeme zu der einen oder andern Religionsform setzten, die Aufgabe, um die es sich handelt, ist doch immer, das Verhältnifs, in welchem die genannten drei Religionsformen ihrem Charakter und inneren Werth nach zueinander stehen, zu bestimmen, um auf diesem Wege erst, durch eine kritisch vergleichende Betrachtung, zu dem wahren Begriff der Religion zu gelangen." Hierin ist eine Reihe von Bestimmungen und Annahmen eingewickelt, die der weiten Ausdehnung, welche der Vf. seiner Aufgabe geben will, zu widersprechen scheinen und allerdings nach der Stellung, die er ihr im Anfange anzuweisen scheint, auch wirklich widersprechen; denn wie kann es der Religionsphilosophie wesentlich sein, gerade auf das Verhältnifs jener drei Formen zu reflectiren? Doch ist dabei nicht zu vergessen, dafs dieselben wirklich die verschiedenen wesentlichen Stufen des religiösen Lebens repräsentiren sollen, was der Vf. gegen das Ende seiner Untersuchung zu begründen bemüht ist (S. 131—135). An der erstern Stelle erscheint diese Ableitung jedenfalls unberechtigt; diese Willkürlichkeit soll zwar durch eine historische Nachweisung, wie in den drei Principien, neben dem höchsten absoluten Princip der Gottheit, dem der Materie, dem Demiurgen und Christus, die drei Religionen repräsentirt sind (S. 25) gut gemacht werden, da hier überdiefs der Beweis versucht ist, dafs jedes vorangehende Moment die nothwendige Voraussetzung des folgenden sei; es hatten dieselben aber ursprünglich die gegenseitige Beziehung noch nicht, in welcher sie uns in den gnostischen Systemen erscheinen; „sie erhalten dieselbe erst durch die zu diesen religionsgeschichtlichen Elementen hinzukommende Religionsphilosophie". (S. 29) Deren Charakter wird nun näher untersucht und bestimmt als ein heidnischer, indem „Gott" und Welt durch die Momente eines Prozesses vermittelt gedacht werden, der mehr oder minder den Charakter eines durch physische Gesetze bedingten Naturprocesses an sich trägt; entweder Emanation, Prozefs von Oben nach Unten, oder Evolution, indem „letztere als Erstes und Ursprüngliches ein Unvollkommneres setzt, das zwar alle Elemente einer höheren Entwicklung in sich schliefst, aber nur die unterste Grundlage für das höhere geistige Leben ist, das sich erst durch eine Reihe von Gestaltungen, in welchen das materielle Prinzip mit dem geistigen im fortgehenden Kampfe begriffen ist, entwickeln kann" — griechisches Religionssystem, wie ersteres das orientalische. Dieses läfst bei allen sonstigen Verschiedenheiten im Einzelnen die Vermittelung zwischen den beiden entgegengesetzten Prinzipien auf irgend eine Weise vom Geiste aus geschehen, der beim Emanatismus als Erstes gesetzt wird und woraus die materielle Welt erst dadurch entsteht, „dafs der Geist durch eine Reihe von Potenzen und Wesen, welche gleich Lichtstrahlen von ihm ausgehen, aber je mehr sie sich von ihm als vom Urlicht entfernen, an innerer Kraft verlieren, mit der Materie in Verbindung kommt." (S. 30).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur.

(Fortsetzung.)

Die gnostischen Systeme stehen offenbar auf Seiten dieser orientalisch-emanatischen Ansicht, welche in grofsartigen Anschauungen und Bildern hervortritt. Dem Hervorgehen aus Gott mufs aber auf der andern Seite auch wieder das Zurückgehen und Wiederaufgenommenwerden in die Einheit des göttlichen Wesens entsprechen: diese Seite stellen in den gnostischen Systemen meist die Leiden der durch ihre Verbindung mit der Materie hart bedrängten Sophia-Achamoth dar, die nach vielen Kämpfen zuletzt zu der Geisterwelt zurückkehrt, der sie entsprungen ist. Hier hat die Phantasie bis zur allegorischen Dichtung den freiesten Spielraum. „Die ganze Ansicht der gnostischen Systeme mufs aber nothwendig eine verfehlte sein, wenn wir solche Wesen, welche, wie die Sophia-Achamoth, der Demiurg, Christus, die Wendepunkte des Systems sind, nur als einzelne, für sich bestehende Wesen betrachten und ihr Verhältnifs zueinander für ein äufserliches und zufälliges halten." (S. 36) Es ist immer derselbe Geist, der sich mit sich selbst vermittelt, zum Bewufstsein seiner selbst kommt; es ist daher in der Natur der Sache begründet, dafs viele der Bilder, in welchen diefs ausgedrückt wird, nur das Ansehen leicht verhüllender Allegorien haben. Der Ausdruck ist ein bald bewufst, bald unbewufst symbolischer. Damit scheint es freilich im Widerspruch zu stehen, wenn der Vf. S. 11 den emanatistischen Charakter des Marciontischen Systems leugnet; er will aber wohl nur sagen, es sei dasselbe nicht im gewöhnlichen Sinne emanatisch, während es nach seiner Bestimmung des Emanatistischen den Charakter desselben nicht ganz verleugnet. Hier liegt aber offenbar der eigentliche Wendepunkt für diese Systeme nicht, er mufs sich ergeben in der Antwort auf die Frage: ob die Erklärung der irdischen Welt und ihres Bestandes neben Gott, oder die des Vorhandenseins des Bösen in derselben (des πολυθρύλλητον πόθεν ἡ κακία) also ihr Widerstreit gegen das reine, göttliche Wesen, nicht blofs ihre Beschränktheit gegen das Absolute, — als die eigentliche Hauptaufgabe der Gnosis erscheine. Im ersten Falle ist sie aus einem eigentlich spekulativen, im letztern aus einem religiös-moralischem Bedürfnisse hervorgegangen; in jenem ist der Emanatismus, das Hervorgehen aus Gott, das Wesentliche, die Rückkehr in ihn nur eine nothwendig damit verbundene Folge, im letzten Falle dagegen ist die Rückkehr das erste, die Emanation nur der Ergänzung zum vollständigen System wegen hinzugefügt. — Erst nach Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage ist das eigenthümliche beseelende Princip der Gnosis mit Sicherheit nachzuweisen. „Orientalische Theosophie, Synkretismus, ungezügeltes Streben des Geistes, diese und ähnliche Bezeichnungen des Wesens der Gnosis sind offenbar sehr allgemeine und schwankende Merkmale, die uns noch keinen klaren und befriedigenden Begriff geben können, und zum Theil mit Bestimmungen in Verbindung gesetzt sind, die nicht einmal unter sich recht zusammenzustimmen scheinen." So sagt der Vf. von der gewöhnlichen Bestimmung des Begriffs der Gnosis: (S. 17) „Wie können aber Solche die Gnosis für eine blofse Mischung halten, welchen sie zugleich das originellste aller Systeme des Alterthums ist?" — Nach dem Vf. wäre die Gnosis nun Spekulation über die Religion, mit Beziehung auf den Gegensatz der drei Hauptreligionen, wie wir oben gesehen haben: darin beantwortet sich aber die oben aufgeworfene Frage noch nicht; der Vf. läfst diese aber zu ihrem Recht kommen, — indem er zugibt, wie der Inhalt der gno-

Digitized by Google

stischen Systeme sich gröfstentheils auf die Frage zurückführen lasse über den Ursprung des Bösen — und antwortet, es würde diefs nicht blofs im moralischen, sondern besonders im metaphysischen Sinne genommen, so dafs das Böse das Endliche, das vom Absoluten Verschiedene und Getrennte, also die Erklärung des Bestehens einer endlichen Welt vom religiösen Gesichtspunkte aus dasjenige sei, was den gnostischen Systemen vorzugsweise ihren eigenthümlichen Charakter verleihe. So würde aber ein Unterschied der Gnosis von heidnischer Philosophie, nämlich Neuplatonismus und Neupythagoreismus, kaum sicher zu bestimmen sein; daher nimmt der Vf. nun eben die Beziehung auf jene drei Religionen zu Hülfe, als die „Elemente, welche die gegebene Grundlage und den materiellen Inhalt der Gnosis ausmachen, so dafs wir sie in diesem Sinne aus dem Gesichtspunkte der Religionsgeschichte zu betrachten haben." (S 21) Diefs ist sie aber nur, insofern sie zugleich Religionsphilosophie ist, indem „die eigenthümliche Art und Weise, wie sich diese beiden Elemente und Richtungen, das Historische und Philosophische gegenseitig durchdrungen und zu einem Ganzen verbunden haben, uns auch den eigentlichen Begriff ihres Wesens gebe." Sehr treffend fährt der Verf. dann weiter fort: „die ganze Religionsgeschichte ist nichts anders, als der lebendige, sich selbst entfaltende und fortbewegende, und eben dadurch sich selbst realisirende Begriff der Religion"; allein bei alle dem läfst sich gewifs nicht behaupten, dafs „diefs der Gesichtspunkt sei, aus welchem die Gnosis die historisch gegebenen Religionen in ihrem Verhältnifs zu einander betrachtet (S. 22), wenn wir sie gleich von der Höhe der Spekulation aus unter diesen Gesichtspunkt sollten stellen können. Auch das ist unrichtig, dafs der Gnosis die Idee der Religion mit demjenigen, was sie zu ihrem wesentlichen und nothwendigen Inhalt hat, mit der Idee der Gottheit, in eine Einheit zusammenfalle" (S. 22), obwohl gegründet ist, dafs ihr die Geschichte der Religion zugleich Geschichte des Göttlichen ist, „der Entwicklungsprocefs, in welchem das ewige Wesen der Gottheit selbst aus sich herausgeht, sich in einer endlichen Welt manifestirt und mit sich selbst entzweit, um dadurch zur einigen Einheit mit sich selbst zurückzukehren." Die sich offenbarende Gottheit wird daher mit der Welt in den schärfsten Gegensatz gestellt, die „ganze göttliche Offenbarung und Weltentwicklung wird zu einem Kampfe zweier entgegengesetzter Principien, in welchem es die höchste Aufgabe der Gottheit oder des absoluten Geistes ist, den durch die Materie gesetzten Gegensatz zu überwinden und aufzuheben". Schliefslich aber wird der Begriff der Gnosis mit Verwechslung ihrer eignen innern etwanigen unbewufsten Geltung und ihrer Bedeutung im Gebiet der Religionsgeschichte so aufgestellt (S. 24): sie sei „der merkwürdige Versuch, Natur und Geschichte, den ganzen Weltlauf mit Allem, was er in sich begreift, als die Reihe der Momente, in welchen der absolute Geist sich selbst objectivirt und mit sich selbst vermittelt, aufzufassen, um so merkwürdiger, da die Gnosis in diesem Sinne in der ganzen Geschichte der philosophischen und theologischen Spekulation nichts Verwandteres und Analogeres hat, als die neuste Religionsphilosophie." Ref. mufs aber entschieden gegen die Behauptung protestiren, dafs sie etwas Religionsphilosophisches oder ein Versuch sei, das Verhältnifs von Gott und Welt *durch Gedanken* zu erklären; sie ist vielmehr eine Form der Religion oder ein in Bilder der Phantasie gefafstes Gefühl jenes Verhältnisses, mit welchem sich freilich Versuche der Lösung jener Aufgabe verbinden, die aber schon durch ihre symbolische Form sich als das verrathen, was sie sind, als Versuche des religiösen Triebes im Menschen sich in seinem Gottesbegriff und in seinem Bewufstsein des Endlichen mit sich selbst in Einklang zu setzen.

Dann entwickelt der Vf. den eigentlichen Charakter der diese historischen Elemente organisch verbindenden Religionsphilosophie (S. 25—36); hier macht er die scharfsinnige Bemerkung (S. 31), dafs die gnostischen Systeme, indem sie den Uebergang von dem in sich verborgenen, absoluten Geiste, vom Idealen zum Realen, vermitteln, den gröfsten Reichthum ihrer produktiven Kraft entfalten, indem sie zur Lösung der Aufgabe, einen Gegensatz zu vermitteln, welcher an sich nie vermittelt werden kann, mit wetteifernder Anstrengung ringen. Die Annahme des Emanatismus, dafs das Emanirende in demselben Verhältnifs, in welchem es sich von seiner Urquelle entfernt, an Realität und Vollkommenheit verliert, ist hier die gewöhnliche, aber wie sich von selbst versteht, ungenügende Aushülfe; der Geist bleibt dabei immer derselbe und es kommt gar nicht zu einem wahren

Digitized by Google

Unterschiede, daher das Ende auch immer ist, dafs die Lichtkeime wieder zusammengesucht werden und endlich ins Pleroma zurückkehren, womit dann nichts geändert ist.

Nach dieser interessanten Bestimmung des Begriffs der Gnosis wird auch der Ursprung derselben besser entwickelt, als es bisher geschehen. Auf dem Boden der jüdischen Religionsphilosophie zuerst geboren, mit heidnischen Elementen aus den orientalischen Religionssystemen imprägnirt, nahm sie das neue Element des Christenthums in sich auf: die heidnische Religion theilte ihr durch ihren spekulativen Charakter das Wesen der Religionsphilosophie mit; so entstand die Gnosis aus dem Bewufstsein, wie der Einheit, so der Verschiedenheit der Religionen (S. 36—68). Es ist aber bei dieser ganzen Untersuchung aufser Acht gelassen, dafs das religiöse Wissen als solches noch gar nichts Philosophisches, wenn gleich, wie sich versteht, möglicher Gegenstand philosophischer Betrachtung ist.

Weiter wird nun der Begriff der Gnosis an der Bedeutung des Wortes nachgewiesen; besonders lenkt der Vf. die Aufmerksamkeit darauf hin, dafs γνῶσις in der jüdisch-christlichen Sprache vorzugsweise von einem durch allegorische Deutung gewonnenen höheren Sinne gebraucht wird; diefs mufste aber von selbst zur Umdeutung des Gehalts der verschiedenen Religionen führen. Derselbe Sprachgebrauch wird schon in 1 Kor. VIII 1. XII 8. XIV 6 ff. nachgewiesen. „Es liegt daher in dem Worte γνῶσις ein solches religiöses Wissen, durch welches erst das, was auf einer niedrigen untergeordneten Stufe noch mit mangelhaften und beschränkten Vorstellungen verbunden ist, auf seinen wahren Begriff gebracht wird, ein Wissen, durch welches man sich des Verhältnisses dessen, was im religiösen Glauben historisch gegeben ist, zum wahren Begriffe der Sache selbst, oder auch im allgemeineren Sinne, des Verhältnisses verschiedener historisch gegebener Religionen zur Idee der Religion selbst bewufst wird". (S. 93) Die letzte Bestimmung ist eine gar nicht in der Sache liegende und hier ganz willkürlich eingeschaltete. Das unmittelbar in der πίστις gegebene Wissen ist Voraussetzung.

Ist diese aber der Stoff, die γνῶσις eine sich darüber erhebende Einsicht, so läge es nahe nach dem Verhältnifs, in welchem letztere zur ersteren steht, eine Classification der gnostischen Sekten zu versuchen, in der man solche unterschiede, welche die γνῶσις mit der πίστις in Einklang stehen lassen, also die Sekten, welche sich näher an die Geschichte, mithin auch an das Judenthum und Heidenthum anschlossen, und solche, die einen Gegensatz zwischen beiden annehmen und die πίστις auf eine niedrigere Stufe stellen (Neanders judaisirende und anti-jüdische Gnostiker), endlich solche, welche vom ethischen Gesichtspunkte aus den Unterschied zwischen πίστις und γνῶσις wieder als einen mehr unwesentlichen erscheinen lassen — Marcion und seine Schule. So hat Ref., welcher die Gnosis der Clementinen unbedenklich der erstern Classe mit zuweisen würde, früher in diesen Jahrbüchern (1831 Mai Nr. 91. 92), unbefriedigt durch die bisherigen Versuche, die Systeme der Gnostiker zu classificiren versucht. Die Gründe dafür ergeben sich von selbst in der bisherigen kritischen Betrachtung von des Verfs. Begriff. Durchgreifender ist freilich diejenige Eintheilung, welche der Verf. aufstellt, und worin zugleich eine Art von Probe für seinen Begriff der Gnosis enthalten sein soll. (S. 97—121) Allein bedenklich ist dabei, dafs die Eintheilung von einem Grundgedanken aus gemacht wird, welcher mit der Gnosis gar nicht wesentlich zusammenhängt, die so überhaupt auf ein ihr fremdes Gebiet versetzt wird.

Ganz übereinstimmend mit seinem Begriffe der Gnosis legt der Vf. das Verhältnifs zum Grunde, in welchem in jener höhern Erkenntnifs oder religionsgeschichtlichen Philosophie die drei Formen des Heidenthums, dessen Princip die Materie, des Judenthums, dessen Princip der Demiurg, und des Christenthums, dessen Princip Christus, zu einander stehen. Nimmt man nun hinzu, dafs in der christlichen Gnosis das Christenthum irgendwie würde im Vordergrunde stehen müssen, so kommen folgende Formen heraus. 1) *Die das Christenthum mit Judenthum und Heidenthum näher zusammenstellende*, 2) *die das Christenthum vom Judenthum und Heidenthum streng trennende*, 3) *die Christenthum und Judenthum identificirende und beide dem Heidenthum entgegensetzende Form der Gnosis.* Könnte es schon Bedenken gegen diese Eintheilung erregen, dafs nach ihr bei Weitem die Mehrzahl der Systeme in die erste Classe, in die zweite eigentlich nur das des Marcion, in die dritte das pseudoclementinische System gehört, von dessen Geltung zu irgend einer Zeit wir keine Nachricht haben: so ist

Digitized by Google

zu bemerken, dafs das im Grunde auch gegen die bisherigen Klassificationen gilt. Entscheidend bleibt aber, dafs die des Vfs. die Eintheilung von einem fremden Gebiete herübernimmt. — Mit Recht vermifst man auch eine vierte mögliche Beziehung, in der sich das Christenthum, mit dem Heidenthum enger verbunden, dem Judenthume entgegensetzte; Karpokrates und sein Sohn Epiphanes möchten hierher gerechnet werden können, was der Vf. auch selbst bemerkt (S. 118) worauf er aber gleich hinzusetzt: „Wenn das Christenthum auf diese Weise nicht dem Judenthum, sondern dem Heidenthum gleichgestellt wird, und wenn der Einen absoluten Monas gegenüber alle historische Religionen so tief herabgesetzt werden, dafs in Beziehung auf sie die religiöse Ansicht in einen völligen Indifferentismus übergeht, so steht die Gnosis auf dem Punkte, auf welchem sie nicht blos aus dem Gebiete der christlichen Gnosis, sondern überhaupt der eigentlichen Gnosis heraustritt". Allein man sieht nicht, mit welchem Rechte die beiden angeführten aus der Reihe der Gnostiker verwiesen werden, da ihre ganze Denkweise sie denselben doch beigesellt. Mufs man aber diese vierte Form auch mit aufnehmen, so könnte doch stehen bleiben, was der Vf. sagt (S. 120): „die erste Form (die Valentinianische im Allgemeinen) will auch dem Heidenthum neben den beiden andern sein Recht zu Theil werden lassen, der zweiten (der Marciontischen) ist es vorzugsweise um das Christenthum zu thun, die dritte (die pseudoclementinische) nimmt sich ganz besonders des Judenthums an"; und, könnte man nun hinzusetzen, der vierten (der Karpokratianischen) kommt es vorzüglich auf die Rechtfertigung der Wahrheit im Heidenthum an. —

Scheinbar hat diese Eintheilung viel Empfehlendes, doch fehlt es bei allem Schein der Gedankentiefe an einem Grundgedanken, wornach die angeführten Classen sich wirklich als Stufen zu einander verhielten. Offenbar steht die erste, welche das Christenthum näher mit dem Juden- und Heidenthume zusammenstellt, dem Gedanken nach am höchsten; die andern verhalten sich gegen sie als einseitige Auffassungen. Zwar versucht der scharfsinnige Vf. an einer andern Stelle (S. 721 und ff.) einen Gesichtspunkt für einen solchen Stufengang nachzuweisen: hier charakterisirt er das Heidenthum überhaupt als Naturreligion, da in ihm das Bewufstsein in natürlicher Bestimmtheit befangen ist, und vertheidigt diese Auffassung gegen Hegel dadurch, weil das religiöse Bewufstsein dabei immer durch die Natur vermittelt, die Befangenheit des Bewufstseins im Natürlichen immer dieselbe bleibe. Es sei ein wesentlicher, durch das Ganze sich hinziehender Mangel der Hegelschen Darstellung, dafs sie nirgends den bildlichen oder symbolisch-mythischen Charakter der Naturreligion ins Auge fasse. „Ist die Natur nur ein Moment im Prozesse des Geistes, so mufs auch der Geist durch die Natur hindurchblicken und sie so zu einem Bild des göttlichen Geistes verklären, der die Wahrheit der Natur ist". (S. 724) Dagegen ist der Verf. von dem Bestreben nicht freizusprechen, überall zu viel Bildliches zu finden. Wenn er aber weiter sagt (S. 727 Anm.), es zeige sich (neben der Einseitigkeit, das Heidenthum vorzugsweise in sittlicher Hinsicht als das Naturleben des praktischen Geistes zu definiren) das Verfehlte darin, dafs das Princip der Naturreligion nur in das Gefühl und nicht in die Anschauung gesetzt wird: so liegt darin eine offenbare Verwechselung des Princips und der Form, worin sich dasselbe darstellt; denn die Anschauung ist zwar die natürliche Gestalt, in welcher sie zur Erscheinung kömmt, aber in keinem Sinne ihr Princip, was eher vom Gefühl oder von der unmittelbaren Auffassung der Macht des Objectiven in der Natur gelten kann; in der Anschauung wird der Inhalt des natürlichen Daseins nur indifferent aufgefafst, erst durch das Hinzutreten des Gefühls ist es etwas Religiöses geworden, das nun allerdings sich in Anschauungen ausspricht und in fester Gestalt ausprägt. Uebrigens soll das Naturleben des praktischen Geistes das Heidenthum keinesweges vorzugsweise in sittlicher Hinsicht bezeichnen, obwohl Rust es vielleicht so fafst, wenn er es als eine unmittelbare Sittlichkeit betrachtet; Hegel selbst aber will dabei nur einfach behaupten, dafs die Beziehung des Individuums zu dem Göttlichen darin nur die Form der unmittelbaren Auffassung der Macht in der Natur habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur.

(Fortsetzung).

Die schon mehrfach getadelte, neuerdings aber von Erdmann wieder in Schutz genommene Stellung des Judenthums in der Hegelschen Religionsphilosophie greift auch der Vf. an, indem er mit Grund hervorhebt, wie der Begriff der Erhabenheit das Wesen der jüdischen Religion nur sehr einseitig bezeichne, wie namentlich die Gesetzlichkeit, als Charakter derselben nicht genügend daraus abgeleitet werden könne, wie sie ferner nach der ihr dort gegebenen Stellung vor der griechischen Religion zu dieser, als einer höheren, Vorstufe sein müfste; in der griechischen Religion wird aber Gott nicht erkannt als freies Subject, als Geist. Ist bei ihr die Natur das Vermittelnde, so zeichnet sich dagegen die jüdische Religion dadurch aus, dafs „in ihr das sittliche Handeln mit dem Bewufstsein eines bestimmten sittlichen Zweckes, welcher in dem Willen Gottes seine Einheit hat, verbunden ist". (S. 729) Wollte man daher das Judenthum kurz bezeichnen, so würde es wohl die Religion der Gerechtigkeit oder Heiligkeit heifsen können. Gott ist als der freie, als Persönlichkeit Schranke für sich und die Welt; der Ausdruck derselben ist das Gesetz. Im Uebrigen sagt der Vf. viel Gutes über die religionsphilosophische Stellung des Judenthums. Schon der grofse Fortschritt vom Polytheismus zum Monotheismus mufs die jüdische Religion hoch über die heidnische erheben. (S. 730) Richtig ist anerkannt, im Judenthum sei das Verhältnifs des Menschen zu Gott das freier Persönlichkeiten zu einander (S. 731), womit aber, wie der Vf. anzunehmen scheint, nicht das Verhältnifs des Geistes zum Geiste gleichbedeutend ist. Die Vermittlung jenes Verhältnisses ist aber hier nicht, wie im Heidenthume, die Natur, sondern das Volks- und Staatsbewufstsein, wie es in der Geschichte eines bestimmten einzelnen Volks hervortritt. (S. 732) „Das Princip aber, auf welchem die Vermittlung des religiösen Bewufstseins beruht, ist, wie im Heidenthum, die Anschauung, so im Judenthum die Reflexion, die Thätigkeit des Verstandes", welche namentlich in der Idee eines Bundes hervortritt. — Ref. kann nicht umhin, das Scharfsinnige in diesen Bestimmungen anzuerkennen, der Vf. scheint ihm aber mit Aufstellung von Principien wahrhaft verschwenderisch umzugehen. Wie sollten z. B. die Anschauung und Reflexion *Principien* der Vermittlung sein können?

Das Christenthum ist natürlich als die Religion der Vernunft die absolute Religion, wogegen nichts zu erinnern ist. Die Vermittlung ist hier die Geschichte und Person eines einzelnen Individuums, als *Gottmensch* zugleich der allgemeine, der urbildliche Mensch, der Gottmensch ist (S. 734). Hier ergibt sich also das Verhältnifs der drei Religionen zu einander, als das der Anschauung, des Verstandes und der Vernunft; der Natur, der Individualität und Persönlichkeit. Verhalten sich nun auch die gnostischen Systeme nach dieser Stufenfolge? Das hat der Vf. nicht nachgewiesen, obwohl es in Beziehung auf die Systeme der ersten Ordnung angedeutet ist, wenn behauptet wird, die Form derselben sei vorzugsweise mythisch und allegorisch, die der zweiten Ordnung vorzugsweise subjectiv, die der dritten vermittle mit klarerem Bewufstsein der Aufgabe, zwischen beiden. Auffallend erscheint aber dabei gleich auf den ersten Blick, dafs gerade in der zweiten Form der Gnosis der Gegensatz gegen das Judenthum hervortritt, während diefs doch hier eigentlich vorzugsweise repräsentirt werden sollte. Doch tritt diese Schwierigkeit an sich nicht hervor, sondern nur dann, wenn das Verhältnifs dieser Religionen zu einander selbst als Bestimmungsgrund für die verschiedenen Arten der Gnosis gebraucht werden

Digitized by Google

sollte, was der Vf. freilich nicht will, der aber dadurch einer im Grunde prinziplosen, blofs syntaktischen Stellung der verschiedenen Religionsformen nebeneinander, als so vielen Möglichkeiten, verfällt. So leitet er auch wirklich seine Klassification ein: es seien hier eigentlich vier Möglichkeiten; entweder würden die drei Religionen im Einklang gedacht, oder das Christenthum mit Heiden-Judenthum, oder ersteres mit letzterem zusammen, zu dem Heidenthum, oder dieses mit dem Christenthum zum Judenthume im Gegensatz gedacht. Doch werde der letzte Fall nicht vorkommen (warum nicht? Weil er kein geeignetes religionsgeschichtliches Verhältnifs denken lasse. Aber nach welchem Entwicklungsgesetze? Hier liegt eigentlich der Knoten und der Vf. bleibt die Antwort schuldig), daher nur die drei ersten Fälle zu berücksichtigen. — Das Weitere ist schon oben besprochen.

Das Verdienst des Vfs., die Gnosis der Clementinen als eine eigne Form der gnostischen Systeme der alten Kirche hingestellt und vindicirt zu haben, ist nicht gering anzuschlagen und verdient hier noch besonders hervorgehoben zu werden.

Nun ist aber noch ein zweiter Punkt zu berücksichtigen, die Vereinerleiung der Gnosis mit der christlichen Religionsphilosophie, welche letztere durch einige hervortretende Erscheinungen hin verfolgt wird. Ist aber, wie oben angedeutet worden, die Religionsphilosophie die Auffassung der Religionsgeschichte im Gedanken, in solchen Bestimmungen, dafs sie nothwendige Momente in der Selbstentwicklung des Begriffs der Religion bilden: so sieht man nicht ein, mit welchem Rechte die Gnosis mit Religionsphilosophie vereinerleit werde, während sie höchstens als eine Reihe verunglückter Versuche eine solche, und zwar im christlichen Geiste aufzustellen, betrachtet werden könnte. Aber auch so würde sie nur dann erscheinen können, wenn das Interesse der Gnostiker mit Recht als ein vorwiegend intellectuelles und philosophisches anzusehen wäre; diefs ist aber (wie schon oben bemerkt) gar nicht der Fall, vielmehr bilden die Gnostiker meist nicht sowohl Schulen, als religiöse Sekten. Gestehen darf man indessen, dafs in ihnen ein Interesse des Gedankens öfter verfolgt wurde, aber sicher fast immer in einer krankhaften Gestalt. Daher kann Ref. ihnen nicht ganz die ehrenvolle Stelle anweisen, welche der Vf. ihnen als Schlegels, Schleiermachers und Hegels Vorläufern einräumt. Höchstens kann er zugeben, dafs bei den Gnostikern sich erste schwache Versuche einer christlichen Religionsphilosophie finden, wodurch sie in eine ähnliche Stellung kommen, wie die morgenländischen poetischen Spekulationen zu der eigentlichen Geschichte der Philosophie. Damit ist aber eigentlich diesem Buche die objektive Berechtigung abgesprochen, gerade in dieser Gestalt zu existiren und es bleibt nur das übrig, was man denn freilich ohne Bedenken wird gelten lassen können, dafs die gnostischen Systeme mit ebenso grofsem, ja mit noch gröfserem Rechte einen integrirenden Bestandtheil der allgemeinen Geschichte der Religionsphilosophie, insbesondere der christlichen, als der christlichen Religions- und Kirchengeschichte bilden.

II. Einzelne Erscheinungen der christlichen Gnosis. Nachdem im vorigen Abschnitt der Begriff und die Eintheilung der Gnosis näher in Erwägung gezogen worden, kann Ref. bei Betrachtung der einzelnen Erscheinungen, welche in diefs Gebiet gehören, kürzer sein. Der Vf. unterscheidet im zweiten Abschnitt (S. 122—414) die angeführten drei Hauptformen der Gnosis, die jene Erscheinung in dem Sinne darstellen, in welchem sie von jeher vorzugsweise ihren Namen geführt hat. Unter den Gnostikern, welche 1) das Christenthum mit dem Judenthum und Heidenthum näher zusammenstellen, zählt der Vf. drei Nebenformen auf, die valentinianische, die ophitische, die, welche die Systeme des Bardesanes, Saturninus und Basilides begreift. Das Valentinianische, welches in der Idee des Abfalls, in Folge dessen die endliche Welt entsteht, und in der Art, wie sie den Gegensatz des Idealen und Realen fafst, seinen Platonismus offenbart, (S. 124) wird nach den drei Momenten des absoluten Seins, des Falls und der Rückkehr behandelt und scharfsinnig werden die Gedanken nachgewiesen, die zu dessen bildlichen und mythischen Formen gehören (S. 142). Auch die Trichotomie des Pneumatischen, Psychischen und Hylischen, worin das Valentinianische System ebenfalls seinen platonisirenden Charakter beurkundet, wird scharf zergliedert: interessant ist hier besonders die Untersuchung, ob Valentin eine ewige Materie angenommen, was der Vf. aus dem Grunde leugnet, weil er den Begriff der Hyle ursprünglich negativ gefafst

Digitized by Google

habe (S. 162) und die Entstehung der Materie so erkläre, dafs damit eine Präexistenz derselben nicht wohl zu vereinigen sei. —

Das System der Ophiten soll dagegen einen mehr realistischen, minder geistigen und ideellen Charakter an sich tragen; es wende sich dem Dualismus zu und lasse die Sophia ganz besonders als das in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit thätige Prinzip erscheinen (S. 171). Sehr gut sagt auch der Vf. (S. 198): „Seiner äufsern Form nach scheint das Ophitische System sich auf der einen Seite näher an das Judenthum anzuschliefsen (wofür namentlich die jüdischen Namen der verschiedenen Planetengeister sprechen), auf der andern aber auch wieder in ein um so schrofferes Verhältnifs zu demselben zu setzen, während in dem Valentinianischen vor dem vorherrschend Platonischen Charakter das Jüdische Element überhaupt mehr zurücktritt." Setzen sie gleich den Judengott als Jaldabaoth auf eine tiefe Stufe, so erkennen sie doch viel Göttliches im A. T. an. Ein helles Licht fällt von diesem Gesichtspunkte aus auf die Sethiten und Kainiten (198, 99), diese sonst so räthselhaften Sekten. Geistreich bemerkt der Vf. zum Schlufs (S. 207): „Die Syzygie, welche die weibliche Sophia mit dem männlichen Christus bildet, veranschauliche am besten das Verhältnifs, das diese Systeme zwischen dem Heidenthum und Judenthum, als vorchristlichen Religionen, und dem Christenthum annahmen." — Besonders scharfsinnig, wenn auch nicht durchaus überzeugend, ist die S. 175 u. ff. versuchte Deutung der vielbesprochenen Stelle, Irenäus I, 30, 4, wo davon die Rede ist, wie die Sophia-Prunikos durch die Menschen den Jaldabaoth des Lichtkeims beraubte. Hier scheint der Vf. anzunehmen, dafs, nachdem Adam und Eva das Gebot des Weltschöpfers durch Essen der Frucht vom Baume der Erkenntnifs übertreten, Sophia voll Freude, dafs der Schöpfer durch seine eigenen Geschöpfe besiegt worden, diesen jenes geistige Princip wiedergegeben. Schwerlich aber hatte sie es ihnen *gänzlich* entzogen, daher auch an ein *Wieder*geben wohl nicht zu denken ist.

Merkwürdig und charakteristisch für die Art, wie der Vf. diese gnostischen Bilder in Gedanken umsetzt, ist die innere Begründung der Richtigkeit seiner Erklärung, welche daher hier mitgetheilt werden soll. „Jene Handlung der Sophia ist nur der mythische Ausdruck für dasjenige, was den Uebergang von der abstrakten Idee des Menschen zur conkreten Wirklichkeit vermittelt. Der Mensch, wie er ursprünglich ins Dasein tritt, mufs sich auch sogleich in seinem höchsten Vorzuge darstellen, mit dem Vermögen, sich des höchsten Gottes bewufst zu sein, gedacht werden. Aber es ist diefs nur der ideale Mensch, die abstrakte Idee des Menschen, die erst negirt werden mufs, wenn die abstrakte Idee zur concreten Wirklichkeit werden soll. Denn ohne diese Negation und den dadurch vermittelten Uebergang vom Abstrakten zum Conkreten kann keine Bewegung und Entwicklung Statt finden" (S. 179) — hier offenbart sich recht deutlich, wie der Vf. nicht zu der klaren Einsicht gelangt ist, dafs solche bildliche Darstellungen freilich aus dem Drange entstehen, einen gewissen im Gefühl dunkel vorhandenen Gedanken zu verwirklichen, aber keinesweges doch entsprechende Bezeichnungen desselben abgeben, vielmehr durch die dunkelen Vorstellungen, welche das Bild ihnen ungehöriger Weise beimischt, ihrem innersten Wesen nach so verkehrt werden, dafs sie gar nicht mehr dieselben bleiben, und nicht dafür angesehen werden können, dafs sich in ihnen eine Seite der Wahrheit offenbare, vielmehr nur als Irrthum erscheinen, der freilich nie für sich, sondern nur an der Wahrheit vorkömmt. Den Gnostikern, die ihren eignen dunkeln Drang nicht erkannten, erschienen ihre Träume ohne Zweifel als lauter Wirklichkeiten.

Zur Lösung der verschiedenen und widersprechenden Ansichten der Ophiten vom Ophiomorphos nimmt Baur verschiedene Parteien derselben an (S. 185 f.), was unstreitig die leichteste Auskunft ist und das Zeugnifs des Irenäus für sich zu haben scheint (S. 182). Namentlich konnten Parteien, wie die Kainiten, die alles Böse im A. T. in Gutes verkehrten, auch auf den Ophiomorphos diese Umkehrung gleichfalls ausdehnen. — Die Erklärung der Stelle des Irenäus (S. 191 Anm. 35) überzeugt Ref. nicht; Christus heifst dexter ohne Zweifel mit Beziehung aufs Pleroma, nicht auf Jaldabaoth; wie also gesagt werden könne, er habe zur Rechten des Letztern gesessen für: er habe im Pleroma seinen Sitz, ist nicht wohl einzusehen; daher bleibt es das Wahrscheinlichste, dafs in der Stelle Jesu statt Christo zu lesen ist. — Dagegen bisher wenig beachtet und doch überraschend ist die Aehnlichkeit des Ophitischen mit dem Manichäischen Sy-

Digitized by Google

steme (S. 192 ff.). — Die verwickelten und wenig bekannten Systeme des Basilides u. s. w. sind mit vieler Umsicht entwickelt (S. 207 ff.); hinsichtlich des Archon (S. 217) hat aber Gieseler gewifs Recht, dafs er nicht durchaus böse war und dafs ihm die Furcht, welche er empfand, als er den Ausspruch des zur Vollendung des Heils thätigen Geistes vernahm, zum Anfang der Weisheit ward; sonst hätte Clemens in der S. 216 angeführten Stelle nicht sagen können, die Worte ἀρχὴ σοφίας φόβος seien von Basilides auf ihn angewandt worden, da es gewifs höchst gezwungen ist ἀ. σοφ. blofs in der Periode der Scheidung und Wiederherstellung der Welt ohne Beziehung auf den Archon selbst zu verstehen, so dafs er nur dadurch „auf eine eigenthümliche Weise afficirt worden."

2) Die das Christenthum vom Judenthum und Heidenthum streng trennende Form der Gnosis wird dem Vf. eigentlich nur durch das System Markions vertreten, als dessen Vorgänger nur etwa Cerdo anzusehen sein möchte. Die Richtigkeit der Bezeichnung ist hier klar, aber trefflich bis ins feinste Geäder der Marcionitischen Lehre nachgewiesen (S. 240—300). „Quelle der Gotteserkenntnifs ist den Heiden die Natur, wie den Juden das Gesetz" — beide Werke des beschränkten Weltschöpfers, die daher den unbekannten guten Gott nicht offenbaren können: daher Doketismus und Antinomismus. — Das Christenthum ist ihm die Religion, wie der Freiheit von Furcht und Gesetz, so auch von der Materie, ja die *absolute Religion* (S. 267); diese letzte Bestimmung, so wahr sie auch in sich ist, erscheint doch für Marcions Standpunkt zu spekulativ, wie überhaupt sein Gedankengang schwerlich so klar, fest und entwickelt war, wie er beim Vf. erscheint. Obwohl im Antithetischen die verständige Betrachtung ihr Recht erhielt, herrschte doch der Gefühlsausdruck vor. — Wenn der Vf. (S. 277) die von Hahn angenommenen drei Principien des Marcion verwirft, mufs man ihm gewifs Recht geben und den Dualismus fest halten; man begreift, wie die unklaren Ausdrücke entstehen konnten, welche sich aus dem christlichen Alterthum für die erste Ansicht anführen lassen; der Demiurg erscheint aber zu abhängig und nirgends in der Dignität eines eignen Princips. Eine interessante Bemerkung des Vfs. ist es auch, wie es auffallen müsse, dafs sich ein so bedeutender Theil von Marcions System entwickeln lasse, ohne jene Principienfrage näher zu untersuchen. Er kam aber, wie es scheint, selbst erst vom christlichen Interesse aus auf jene Untersuchungen; zunächst lag ihm am Herzen das Christenthum als etwas Neues hinzustellen, von allem Früheren durch einen absoluten Gegensatz getrennt. (S. 289) Darin stimmt ihm auch der Vf. bei (S. 288), worüber weiter unten noch die Rede sein wird. Marcions Verhältnifs zu den frühern Gnostikern wird sehr glücklich als Gegensatz des objectiven und subjectiven Standpunkts (von welchem er unstreitig ausging) bezeichnet; dagegen sagt die (schon früher gebrauchte) Bezeichnung der Thätigkeit Marcions als einer reformatorisch-polemischen Ref. wenig zu, weil M. gar nicht auf Zurückführung eines urchristlichen Zustandes ausging.

3) Besonders wichtig ist, wie schon bemerkt, des Vfs. *Darstellung der Christenthum und Judenthum identificirenden und beide dem Heidenthum entgegenstellenden Form der Gnosis im Clementinischen System.* (S. 300—414) Konnte es, wie an einem andern Orte behauptet worden, Bedenken machen, diese neue Form in die Geschichte der Gnosis einzuführen, da geschichtliche Erscheinungen in der Regel nach einem richtigen Gefühle in den Zeiten ihrer Entstehung und kurz nachher abgegränzt zu werden pflegen, so ist dagegen mit Grund zu erinnern, dafs eine mehr isolirte Erscheinung, wie die des pseudoclementinischen Systems, das überhaupt nur wenig Aufmerksamkeit scheint erregt zu haben, da es noch in seiner Blüthe war, von diesem im Allgemeinen richtigen Urtheile wird ausgenommen werden müssen und dann, dafs die Aufgabe dieses Standpunktes es mit sich bringt, dafs mit dem Zurücktreten des Judenthums auch diese Richtung mehr und mehr verschwinden mufste. Lactanz ist in dieser Hinsicht eine interessante Erscheinung, da er bekanntlich grofse Einflüsse vom pseudoclementinischem System erfahren. Eher könnte man den Umstand mifslich finden, dafs so eine eigne Hauptklasse der Gnostiker so wenig vertreten wäre, dafs man sie ganz übersehen konnte. Dieser Einwurf verschwindet aber bei Annahme einer andern Classification. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur.

(Schlufs.)

Manches Einzelne ist hier nicht erwiesen, so namentlich (S. 411) die Behauptung, dafs die Veränderung, welche im System des Marcioniten Apelles vorgegangen, dem Einflusse des Clementinischen Systemes zuzuschreiben sei; vielmehr erscheint es nach Eusebius V, 13. so, als habe er sich wieder mehr zur orthodoxen Kirche hingelenkt und als sei diefs daraus hervorgegangen, dafs er Marcions praktische Richtung mehr auf die Spitze trieb. —

Der Schlufs dieses ganzen Abschnitts ist mit dem Gedanken gemacht, dafs auch das Heidenthum darauf Anspruch machen könne, nicht der absoluten Negation der Wahrheit anheimzufallen, sondern eins der Entwicklungsmomente zu sein, durch welche der Begriff der Religion sich realisirt. Mit tiefer Sachkenntnifs und inniger Durchdringung des Stoffes, welcher jedoch, dem Zwecke dieser Arbeit gemäfs, nicht vollständig dargelegt ist, wie nicht minder mit grofsem Scharfsinn ist die ganze Untersuchung geführt und durch sie die Gnosis aus der bisherigen Stellung einer interessanten Abnormität hinüber versetzt auf das Gebiet der Selbstentwicklung des Begriffs der Religion oder der in ihren geschichtlichen Entwicklungsmomenten gefafsten Religionsphilosophie. Sie ist zu einer selbstständigen Entfaltung des menschlichen Geistes erhoben, ohne dafs doch damit die Auswüchse der Willkür geleugnet sind, die darin erscheinen, und wenn auch der Standpunkt, den sie einnimmt, nur ein untergeordneter bleibt.

Im *dritten* Abschnitt (S. 415—543) folgt eine Entwicklung der Gnosis im Kampfe mit dem Neuplatonismus und der Kirchenlehre, worin der Vf. mit derselben Umsicht verfährt und besonders in *einer* Hinsicht zu rühmen ist, dafs er nämlich bei den Gegensätzen, welche in dieser Polemik erscheinen, nicht leicht zu angeblich unbekannt gebliebenen Formen der Gnosis oder ihr entgegenstehender Theorien seine Zuflucht nimmt; vielmehr bleibt er bei den bekannten Erscheinungen und sucht durch genauere Ergründung derselben Alles zu erklären z. B. S. 227—30, 35—49. Sollte aber (447 u. 48) der Tadel des strengen Festhaltens der Einheit nicht die Art von Gnostikern treffen, welche der Vf. in den Clementinen als eine bisher nicht beachtete nachgewiesen? Die Beziehung von Plotin gegen die Gnostiker (K. 1.) auf die christliche Lehre in der vornicenischen Gestalt erscheint wenigstens minder deutlich. — Trefflich ist die innere Verwandtschaft von Plotins und Valentins Systemen nachgewiesen, welche darin eins seien, die intelligible Welt als Urbild der sinnlichen Welt, als ihres Nachbildes, zu betrachten, deren Differenz aber darin beginne, dafs Plotin die Welt möglichst Gott gleich stelle, die Gnostiker dieselbe durch die weiteste Kluft von ihm trennen. Doch geht der Vf. zu weit, wenn er (S. 457) behauptet, zwischen beiden Systemen sei keine gröfsere, ja selbst nicht einmal eine so grofse Verschiedenheit, als zwischen den einzelnen gnostischen Systemen selbst (dann müfste ja Plotin, was widersinnig wäre, geradezu in die Reihe der christlichen Gnostiker aufgenommen werden); aufser dem Dualismus bleibt noch immer der Unterschied, dafs den Gnostikern die Welt immer mehr oder minder per nefas existirt. — Bedeutend aber ist die Bemerkung (S. 459) dafs die Verwandtschaft sich vollends charakteristisch darin ausspreche, dafs auch der Neuplatonismus erst durch Vermittlung der heidnischen Religion zu dem Ziel seiner Spekulation gelangen wollte, wie die christliche Gnosis ihre absolute Religion nur durch Heidenthum, Judenthum und Christenthum vermittelt werden liefs.

Weniger Eigenthümliches enthält die Betrachtung

Digitized by Google

der Polemik der christlichen Kirchenlehrer, unter welchen der Vf. den Origenes wohl nicht mit Recht übergeht; denn ist es gleich gegründet, dafs sich bei ihm weniger mit der Gnosis Verwandtes, wie auch weniger Polemik dagegen findet, als beim Clemens, so hat er doch manche Punkte weiter ausgeführt und seine Lehren vom Geisterreich, von der Wiederbringung aller Dinge, von dem Gegensatze der psychischen und pneumatischen Naturen hätten wohl zu manchen hierher einschlagenden interessanten Betrachtungen Anlafs geben können; der Vf. scheint aber gefürchtet zu haben, der Umfang seines Buches möge allzusehr anschwellen und deshalb aus der Fülle des Stoffes, den er mit gleicher Berechtigung hätte ausführen mögen, nur einzelne Partien ausgewählt zu haben, aus welchen sich erkennen liefse, in welchem Geiste die Geschichte der Gnostiker als ein integrirender Bestandtheil der Geschichte der Religionsphilosophie behandelt werden könne.

Diefs zeigt sich besonders im *vierten* Abschnitt (S. 544—740), wo der Manichäismus, das Augustinische System, die Scholastik des Mittelalters, das Verhältnifs des Katholicismus und Protestantismus zur Gnosis, die Trennung der Theologie und Philosophie seit der Reformation kurz behandelt werden, um den Uebergang von der alten Gnosis zu der neuern Religionsphilosophie zu zeichnen. Aus letzterer sind Jakob Böhmes Theosophie, Schellings Naturphilosophie, Schleiermachers Glaubenslehre und Hegels Religionsphilosophie ausgehoben, während mit eben so grofsem Rechte die Mystiker des Mittelalters, Raimundus Lullius, Raimund von Sabunde, die Kabbalisten und manche arabische Philosophen und Mystiker, Theophrastus Paracelsus, Valentin Weigel, Jordanus Brunus, Spinoza und Andere hätten behandelt werden können. Doch hätte eine solche Behandlung des Gegenstandes den eigentlichen Hauptgegenstand dieser Schrift leicht fast ersticken können; deshalb scheint dem Ref. der anderwärts gegen den Vf. um dieser Uebergehung willen erhobene Tadel nicht ganz gegründet, wenn er nicht gegen das Unrichtige in seinem ganzen Unternehmen gerichtet wird; vielmehr findet er darin einen neuen Beweis von dem schriftstellerischen Takte des Verfs., der sich auch da, wo in der Anlage ein Fehlgriff ist, vor den schädlichen Folgen desselben, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, zu verwahren weifs. Eben in dieser Gestalt wird das vorliegende Werk für jeden künftigen Geschichtschreiber der allgemeinen und namentlich der christlichen Religionsphilosophie eine unschätzbare Vorarbeit sein. — Obgleich Ref. beinahe fürchtet, die Gränzen seiner Anzeige schon überschritten zu haben, so nöthigt ihn doch die Wichtigkeit des Gegenstandes, bei diesem letzten bedeutenden Theile noch einen Augenblick zu verweilen, wobei er nur bedauert, viele interessante Punkte nicht besprechen zu können, z. B. das auffallende Zugeständnifs, welches Baur der neusten katholischen Polemik macht in Hinsicht auf die von derselben gezogene Parallele zwischen dem Gnosticismus und Protestantismus, welche der Verf. (S. 550—55) auf sehr sinnreiche Weise durchführt. — Bei Schelling, wie bei Böhme vor ihm, ist die Vermittlung durch die drei positiven Religionen, wo sie etwa hervortritt, nur die der Geschichte und daher unwesentlich. Die Stellung ist nicht mehr die der alten Gnosis: Judenthum und Heidenthum sind völlig überwunden und der Geschichte anheim gefallen. Es ist aber offenbar, dafs der Vf. diese Systeme deswegen mit hierherziehen mufste, weil, was in der alten Gnosis und spätern schwärmerischen Erscheinungen auf diesem Gebiete in trüber Gährung vorhanden war, in der neusten Philosophie zum klaren Bewufstsein gekommen ist. Wozu aber die unpassende, den Gesichtspunkt ganz aus den Augen rückende Ueberschrift der Schellingschen *Naturphilosophie* (S. 611), da mit Recht die Untersuchung über das Wesen der menschlichen Freiheit der Betrachtung zum Grunde gelegt ist?

Sehr wunderlich erscheint der Abschnitt über die Schleiermachersche Glaubenslehre in diesem Zusammenhange, welche der Vf. übrigens schon einmal in der Tübinger Zeitschrift (1828 erstes Stück) aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hat. Ist es gleich gegründet, dafs der reine Determinismus sich leicht mit einem pantheistischen Elemente verbindet, so ist doch diese Verbindung nicht nothwendig und von Schleiermacher gewifs um so weniger vollzogen, als man ihm nur durch eine von ihm selbst nie anerkannte Consequenz das System der Immanenz Gottes in der Welt zuschreiben kann, während nichts seinem subjektiven Standpunkte mehr entgegensteht. Er behauptet vielmehr entschieden die Dependenz der Welt von Gott, aus welcher freilich ein schlechthinniges Bestimmtsein des Einzelnen hervorgeht, das für den, welcher auf

Digitized by Google

entgegengesetztem Standpunkte steht, wohl den Schein des Pantheismus haben kann. — Ferner war oben die Vermittlung des Gefühls mit sich selbst im religiösen Bewufstsein keinesweges das, was als wesentlicher Charakter der Religionsphilosophie betrachtet wurde; deshalb mufs gegen das Lob protestirt werden, welches der Vf. (S. 633) ausspricht. „Diese Zurückführung des Eigenthümlichen auf das Allgemein-religiöse, diese Zerlegung des Abhängigkeitsgefühls in seine verschiedenen Momente, um den Ort zu finden, der dem Christlichen als seine besondere Stelle anzuweisen ist, so dafs es zwar nicht als historische Erscheinung aus den vorangehenden Stufen apriorisch heraus construirt wird, aber doch seinem genetischen Begriffe nach jene Stufen zu seiner nothwendigen Voraussetzung hat, überhaupt diese ganze, das Christenthum in das Gemeinsame der vergleichenden Religionsgeschichte hineinstellende, Betrachtung ist eine der gröfsten und schönsten Eigenthümlichkeiten der Schleiermacherschen Glaubenslehre." Ueberhaupt geht der Vf. über Schleiermachers Theorie durch Folgerungen, die er auf eigne Hand daraus zieht, ganz unberechtigt hinaus und gelangt daher zu unrichtigen Resultaten. Sünde und Erlösung können Schl. nicht als die beiden Momente gelten, durch welche das Abhängigkeitsgefühl *sich mit sich selbst vermittelt* (S. 636 vgl. 633). Seine Aufgabe war durchaus nicht die, das Verhältnifs zwischen Idee und Realität in Christus begreiflich zu machen (S. 643), vielmehr sollte innere Erfahrung über seinen urbildlichen und geschichtlichen Charakter Belehrung geben, das Urbildliche in der Wirklichkeit seiner Existenz zum Bewufstsein kommen (S. 646). Die Berechtigung der subjektiven Erfahrung kann nur vom testimonium spiritus sancti ausgehen. Sollte die göttliche Schöpferkraft auf wunderbare Weise die Vorstellung der Urbildlichkeit erzeugen, so konnte diefs nicht anders geschehen, als indem das Urbild faktisch selbst hingestellt würde. — Hinsichtlich des Bedenkens, welches der Vf. (S. 648 Anm.) wegen Schleiermachers Behauptung äufsert, dafs in der ganzen Einleitung zur Dogmatik kein eigentlich dogmatischer Satz zu finden sei, ist zu erinnern, dafs der Gegenstand einer Wissenschaft vorläufig auf einem andern, etwa dem empirischen, psychologischen oder ethischen Gebiete besprochen werden kann. — Schwerlich läfst es sich auch rechtfertigen, dafs Schleiermachers Grundsätze gradezu auf Kants Religion innerhalb der Gränzen der blofsen Vernunft zurückgeführt werden und diese wichtige Schrift bei dieser Gelegenheit blos auf einer einzigen Seite (667) besprochen worden.

Bis dahin könnte man beinahe versucht sein, den Vf. für einen Anhänger der Hegelschen Philosophie zu halten; aber bei ausdrücklicher Behandlung derselben verschwindet dieser Schein. Ist ihm Schleiermachers Glaubenslehre einseitig subjektiv, so hingegen die Hegelsche Religionsphilosophie nur objektiv. Ref. bezweifelt aber, ob Hegel mit der Darstellung seiner Lehre zufriedener gewesen sein würde, als Schleiermacher es mit der seinigen war; namentlich hat hier die zum Theil sehr mifsliche Parallele mit der Gnosis mancherlei Verkehrtes hineingebracht; so S. 677 u. 78, wo das Verhältnifs Gottes zur Natur auf eine wenig entsprechende Weise dargestellt wird z. B. in der Art, wie das Reich des Vaters als eine *Sphäre* dem Reiche des Sohnes gegenübergestellt wird, und wie (683) beide mit dem Reiche des Geistes zusammengestellt werden, um zu zeigen, dafs dieselben Momente, in welchen der absolute Geist sich mit sich selbst vermittelt, *auch* den Begriff des dreieinigen Gottes bestimmen, grade als wenn das zwei verschiedene Bestimmungen wären und als ob es noch eine andere Art der Vermittlung Gottes mit sich selbst gäbe, als in der Trinität. Die Erinnerung an die obere und untere Sophia (S. 685) erscheint ebensowohl als unangemessen. — Die Aehnlichkeit mit den Clementinen (S. 690 Anm.) hat zwar etwas Ueberraschendes, allein die Aehnlichkeit besteht doch nur in der gleichen Annahme des Prozesses der Entwicklung des Göttlichen, die allerdings in der Gnosis liegt, aber so, dafs die Bestimmungen des Gedankens zu wirklichen Geschichten, zu endlichen Veränderungen werden. Die Beschreibung der Naturreligion (691) und der Religion der geistigen Individualität (695) leistet durch ihre Unbestimmtheit dem Streben des Vfs. Vorschub, seinen Vergleich mit der Gnosis durchzuführen. Ganz unberechtigt also wird (S. 710) gesagt: wie Hegels Lehre von Gott nichts anderes sei, als die rein wissenschaftliche Auffassung und Durchführung der Idee des absoluten Geistes, so sei auch ihre Christologie von der der alten Gnosis im Wesentlichen *nur* der *Form* nach verschieden — als wäre das so etwas Geringes und leicht vom Inhalte zu trennen. Doch überläfst Ref. die weitere Prüfung derselben und ihre eventuelle Vertheidigung Anhängern der Hegelschen Schule und wendet sich noch einen Augenblick zu des Vfs. eigenen Ansichten hin.

Diese kommen hier natürlich nur in so weit in Betracht als sie auf den Charakter der gegenwärtigen Untersuchung Einflufs üben und grade in dieser Hinsicht ist die Stellung des Vfs. zu seinem Gegenstande eine äufserst glückliche. Er steht im Ganzen auf dem Standpunkte der spekulativen Philosophie, jedoch in jener Weise, welche die Wahrheit zwar schon zu besitzen meint, aber dieselbe auch immer mehr zu realisiren trachtet. Besonders charakteristisch ist in die-

Digitized by Google

ser Hinsicht die kurze Bemerkung gegen Jul. Müller (S. 717) hinsichtlich seiner Behauptung, an Stellen, wie 1 Korinth. 4, 25—40; 13, 9. müsse auf einmal die ganze Philosophie unserer Zeit sich zerstofsen. Eben so auch die letzte Anmerkung (S. 736—739), aus welcher man erkennt, wie der Vf. sich zwischen den verschiedenen Ansichtsweisen gewissermaafsen schwebend erhält, um von seinem Mittelpunkte aus, die Wahrheit vornämlich an der Geschichte zu entwickeln; daher der Schlufs des ganzen Buchs durchaus den Charakter eines Strebenden ausdrückt. Wie man oben, heifst es hier (S. 740), auch über den neuesten Standpunkt der Religions-Philosophie urtheilen mag, gewifs ist doch, dafs die durch Jahrtausende fortgehende Arbeit des Geistes nie als eine geschlossene betrachtet werden kann, und wie die christliche Religionsphilosophie sich von Anfang an nur auf der Grundlage des objectiven Christenthums entwickeln konnte, so gibt dieselbe Grundlage, von welcher sie sich nie trennen kann, auch für die Zukunft die beruhigende Bürgschaft, dafs sie ihre Aufgabe nie für gelöst, ihr Ziel nie für erreicht halten kann, so lange nicht alle Interessen, die sie auf ihren wahren Begriff bringen und in sich ausgleichen soll, zu ihrem vollen Rechte gekommen sind.

Schliefslich ist zu bemerken, dafs dieses treffliche Werk würdig ausgestattet, mit einem sehr guten Register und einer weitläuftigen Uebersicht des Inhaltes versehen ist, welche bei dem oft verwickelten Gange der Untersuchung sehr willkommen erscheint. Wäre ja für die Bequemlichkeit des Lesers noch etwas hinzuzuwünschen, so wären es Rubriken über dem Texte.

L. Pelt.

XXX.

Enumeratio plantarum, quas in novae Hollandiae ora austro-occidentali ad fluvium Cygnorum et in sinu regis Georgii collegit Carolus liber Baro de Hugel. Vindobonae, 1837, apud Fr. Beck Univ. Bibliopol. 8. (Erstes Heft S. 1—83).

Mehrere Zeitschriften haben bereits der vielseitigen Leistungen Erwähnung gethan, durch welche Herr Baron von Hügel alle Zweige der Naturwissenschaft während einer mehrjährigen Reise in Afrika, Asien und Neuholland bereichert hat. Während derselbe gegenwärtig mit der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung beschäftiget ist, haben sich seine botanischen Freunde in Wien vereinigt, die Entdeckungen auf dem Gebiete des Pflanzenreiches, welche er zurückgebracht, und theils in den Herbarien Wiens niedergelegt, theils in seinem Garten zu Hitzing vervielfältigt hat, bekannt zu machen. Das vorliegende Werkchen beschäftigt sich mit der Flora eines südwestlichen Theiles des grofsen südlichen Continents, und ist als Vorläufer einer gröfseren, mit Abbildungen ausgestatteten Arbeit zu betrachten.

Baron von Hügel botanisirte in der Gegend von Freemantle, dem Hafen der Colonie am Schwanenflusse, so wie in den landeinwärts gelegenen Gebirgen Darlington vom 17. November bis 19. Dezember 1833, und in der Nähe des König-Georg-Sundes während der ersten Hälfte des Januars. Diese Gegenden sind vor ihm nur flüchtig, von Allan Cunningham, Lechenault und Gaudichaud besucht worden, und boten deshalb eine verhältnifsmäfsig grofse Ausbeute früher unbekannter Pflanzenarten dar. Wir geben hier die Liste aller, sowohl früher bekannten, als neu hinzugekommenen Arten, nach natürlichen Familien geordnet, so wie sie in dem vorliegenden Werkchen bekannt gemacht werden sollen.

	früh. bek. Arten.	neu hinzugek. Arten.		früh. bek. Arten.	neu hinzugek. Arten.
Ranunculaceae	—	3	Haloragеae	—	3
Dilleniaceae	1	4	Myrtaceae	11	22
Cruciferae	2	1	Portulaceae	1	—
Violarieae	—	1	Ficoideae	1	—
Droseraceae	—	5	Saxifrageae	—	1
Polygaleae	2	3	Umbelliferae	7	7
Tremandreae	—	2	Loranthaceae	1	1
Pittosporeae	1	2	Rubiaceae	2	2
Frankeniaceae	1	—	Compositae	11	18
Paronychieae	1	—	Goodeniaceae	2	12
Phytolaccaceae	1	—	Stylideae	8	9
Malvaceae	1	1	Lobeliaceae	5	2
Buttneriaceae	3	4	Campanulaceae	1	1
Hypericinae	—	1	Epacrideae	14	3
Sapindaceae	—	2	Myoporinae	2	1
Geraniaceae	2	1	Labiatae	2	7
Rutaceae	2	4	Convolvulaceae	1	—
Stackhousieae	—	2	Apocyneae	—	1
Euphorbiaceae	—	5	Gentianeae	3	1
Rhamneae	2	4	Solanaceae	1	—
Leguminosae	28	37	Sirofularinae	2	—
Rosaceae	1	—	Lentibulariae	3	1
Cephaloteae	1	—	Primulaceae	2	—
Oenothereae	—	1			

Neue Arten 177, alte 130.

Die neuen Arten sind mit Definitionen und Beschreibungen versehen, welche von den gegenwärtig in Wien anwesenden Botanikern ausgeführt worden sind. Herr Georg Bentham hat die Leguminosae, Rosaceae und Umbelliferae, und überdies alle Monopetalen, Herr Fenzl die Paronycheae, Rhamneae, Halorageae, Portulacaceae, Loranthaceae, Restiaceae und Cyperaceae, die Kryptogamen hat Herr Heinrich Schott, und alles Uebrige der so überaus und polyhistorisch thätige Stephan Endlicher übernommen. Besonders schätzbar erscheinen in dem vorliegenden Hefte die Mittheilungen über zwei neue Gattungen aus der Familie der Pittosporeae (Marianthus und Pronaya), über die Familie der Rutaceae und eine Uebersicht der bis jetzt in Neuholland entdeckten Rhamneae, unter welchen sich zwei vorher unbeschriebene Gattungen (Trymalium und Spyridium) befinden. Besonders reich erscheint die Classe der Hülsenfrüchte, welche bekanntlich durch mehrere eigenthümliche Bildungen in dem Continente der Südsee repräsentirt werden. Auch die Classe der Korbblüthler bietet mehrere früher noch unbeschriebene Gattungen dar. Die Ausführung des vorliegenden Heftes erregt den Wunsch, recht bald mit der Fortsetzung einer Arbeit beschenkt zu werden, welche so wesentlich beitragen wird, die immer noch höchst mangelhafte Kenntnifs der Flora Neuhollands zu bereichern. Besonders wünschenswerth wäre eine möglichst vollständige systematische Bearbeitung derjenigen Pflanzengattungen, welche häufig in den botanischen Gärten cultivirt dennoch einer kritischen Beleuchtung in vielen Beziehungen ermangeln.

v. M.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

XXXI.

Verhandlungen der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie d. Naturforscher. Des 17. Bds. Supplem. enthaltend: Die fossilen Farrnkräuter von H. R. Göppert. Breslau und Bonn, 1836. 4. 486 S. *mit* 44 *Steindrucktafeln.*

Dieser Theil der Verhandlungen der Kais. Akad. der Naturforscher verdient eine besondere Anzeige, da er ein besonderes ausführliches Werk über die fossilen Farrnkräuter enthält. Hr. Prof. Göppert hat sich dadurch den Dank aller Naturforscher erworben, nicht allein wegen der genauen Beschreibung vieler zum Theil neuer Arten, die man als eine Bereicherung unserer Kenntnifs ansehen mufs, sondern auch wegen der äufserst fleifsigen Zusammenstellung des Bekannten. Der Gegenstand hat in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit der Naturforscher sehr beschäftigt. In Deutschland machte v. Schlotheim den Anfang mit einer bessern Bearbeitung der fossilen Farrn; ihm folgte das vortreffliche Werk des Grafen Sternberg: die Engländer Artis, Witham und Lindley fanden Stoff genug dafür in ihrem Lande; Ad. Brongniart in Frankreich hat ausgezeichnete Verdienste um diese Forschungen und diesen allen schliefst sich der Verf. des vorliegenden Werkes würdig an. Den Eingang macht eine vollständige Geschichte der Bemühungen der Naturforscher um diesen Gegenstand, die dadurch einen gröfsern Werth erhält, dafs der Verf. die Abbildungen von Farrn in Scheuchzers Herbarium Diluvianum, in Volkmanns Silesia subterranea, in Walch's Naturgeschichte der Versteinerungen und in andern ältern Werken nach den neuern Ansichten bestimmt hat. Bei Gelegenheit einer Aeufserung von Schlotheim, dafs der feine Steinkohlenüberzug eigentlich das Blatt selbst darstelle, führt der Verf. einen Versuch an, der die Richtigkeit dieses Ausdrucks beweist. Er brachte Farrn der Jetztwelt zwischen zwei weiche Thonplatten und setzte sie nach dem Austrocknen kurze Zeit einer der Glühhitze nahe kommenden Temperatur aus. In mehreren Fällen, wenn die Erhitzung allmälig erfolgte, gelang es beim Zerschlagen der Thonplatten die Pflanze glänzend schwarz, fest anliegend auf der Thonplatte, den fossilen Abdrücken täuschend ähnlich, vorzufinden. Wenn ein durch Asphalt oder gepulverte Steinkohlen geschwärzter Thon angewendet ward, so zeichnete sich der Abdruck immer durch eine von der Umgebung verschiedene, meistens dunklere Färbung aus. Er schliefst daraus, dafs der Kohlenstoff des Thons keinen Einflufs auf die Umwandlung der Pflanze ausübe. Es sei also keineswegs Steinkohlenmasse, welche den Raum einnimmt, den früher die Pflanze erfüllte, sondern die in Kohle verwandelte Substanz der Pflanze selbst, die wir in den Abdrücken vor uns sehen. Wenn auch die von dem Verf. widerlegte Meinung wohl niemand gehabt hat, der sich mit diesen Abdrücken ernstlich beschäftigte, und wenn auch in manchen Fällen man diese Verwandlung in Kohlensubstanz deutlich sieht, so bleibt es doch immer zweckmäfsig, Irrthümern von solcher Art zuvor zu kommen. Auf die Geschichte folgt eine ungemein fleifsige und verdienstliche Vergleichung der Farrn der Jetztwelt mit denen der Vorwelt, wobei der Verf. einen Theil nach dem andern und zwar nach den Verschiedenheiten, worin er jetzt noch vorkommt und vormals vorkam, genau durchgeht. Nur müssen wir hier, so wie überhaupt erinnern, dafs der Vf. eine zu grofse Meinung von dem hat, was bis jetzt für die Naturgeschichte der Farrn geleistet ward. Ohne genaue Kenntnifs der Jetztwelt können wir nicht über

Digitized by Google

die Vorwelt urtheilen. Der Erfolg dieses Mangels kann nicht anders sein, als eine zu rasche Verknüpfung und Verbindung von Gegenständen, die gar sehr von einander verschieden sind. Aus den Steinkohlenlagern von Charlottenbrunn, so wie aus denen bei Waldenburg, erhielt der Verf. Abdrücke, welche er von den horizontalen Stämmen der Farrn (den wahren Stämmen) ableitet. Das ist wohl möglich, aber ohne den innern Bau zu kennen, kann man weiter nichts als dieses sagen. Der Verf. konnte keine Spur von Wurzelfasern entdecken, mit denen die Farrn der Vorwelt doch wohl versehen waren und er hält dieses für ein Räthsel, welches die Wissenschaft einst lösen werde. Seitdem Witham, Hutton und Karsten angefangen hätten die verschiedenen Arten der Steinkohle mit dem Mikroskop zu betrachten, sei gefunden, dafs die einzelnen Modificationen der Kohlen von eben so vielen vorhandenen Pflanzen herrühren. Mir scheint das Letztere viel zweifelhafter als das Erstere: denn ich zweifle nicht, dafs die Wurzelfasern in dem Boden der Vorwelt, den uns die Kohle darstellt, untergingen. Wenn Witham an einzelnen Stücken von Kohlen einen organischen Bau zu sehen glaubte, so mufs man bedenken, dafs man wiederum Massen genug sehen kann, woran man dergleichen nicht entdeckt. Witham sucht überall Reste von Tannen auf; Tab. XI. (die unser Verf. anführt) sehe ich nichts davon u. F. 8. u. 9. scheinen mir gar deutlich Monokotylenbildung. Auch die zusammengerollten Wedel der Farrn fand der Verf. unter den fossilen Farrn, wie Ad. Brongniart. In einer Thoneisensteinkugel, vermuthlich aus England, fand der Verf. Abdrücke, die er von einem folium primordiale der Farrn ableitet, wie sie einige (die meisten) Farrn haben. Das ist wohl möglich, aber auch weiter nichts. Denn wie hängt diese Thoneisensteinkugel mit den fossilen Farrn zusammen? Aus der Vergleichung der fossilen Farrn mit den Farrn der Jetztwelt, zieht der Verf. den Schlufs, dafs fast alle bei den lebenden Farrn vorkommenden Verschiedenheiten des Strunkes und der Spindel auch bei den fossilen vorhanden gewesen sind. Soll heifsen: Nach den wenigen flüchtigen Beobachtungen, die wir über die Farrn der Jetztwelt haben, und den erst seit kurzer Zeit an einzelnen Stellen untersuchten Steinkohlenlagern, scheint es, dafs die Farrn der Vorwelt denen der Jetztwelt sehr ähnlich waren. Der Verf. läfst sich auch durch diese Aehnlichkeit zu sehr hinreifsen, wenn er Schlotheims Bemerkung verwirft, dafs die Farrn der Vorwelt viel dickere Wedel-Stiele als die jetztlebenden besafsen. Erstlich sei hiebei leicht eine Täuschung möglich, indem man nicht zu den Wedeln gehörige Strünke genommen habe (das ist doch wohl kaum geschehen) und dann sei die Dicke wirklich so grofs nicht, der Strunk von Aspidites silesiacus sei nur 6—8 Lin. breit, obschon der Wedel an dieser Stelle 3 Fufs im Durchmesser hatte, der Strunk von Neuropteris conferta sei nur von 8—10 Lin. Breite, bei 3—4 Fufs langen Wedeln, u. dgl. m., nur Pecopteris platyrachys Br. scheine eine Ausnahme zu machen. Als ich (der Ref.) dieses las, unterliefs ich nicht, sogleich in unserm botanischen Garten einige Farrn zu messen. Ich fand an Pteris deflexa, deren Wedel 3 Fufs im Durchmesser hat, den Wedelstiel unten 2½ Lin. breit, oben wo der Wedel anfängt, kaum 2 Lin.; eben so Pteris lata, deren Wedel 2½ Fufs im Durchmesser hat; die prächtige Pteris umbrosa R. Brown (Pt. allosora mihi) mit einem 4—5 Fufs langen Wedel, hatte einen Stiel unten 6 Lin. breit, oben wo der Wedel anfing 2½ Lin.; Alsophila aspera, die anfängt, baumartig zu werden, mit einem 6 Fufs langen Wedel, hatte da, wo der Wedel anfängt, einen Stiel von 5 Lin. Breite und nicht breiter war der Stiel von Cibotium Schiedei, dessen Wedel eine Länge von 6 Fufs und eine Breite von 4 Fufs hat. Wirklich sind die Wedelstiele der Farrn in der Jetztwelt auffallend dünn, und Schlotheims Bemerkung durchgreifend richtig. Ich stelle anheim, ob nicht die Wedelstiele der Farrn in fossilem Zustand plattgedrückt wurden, da man grofse Stämme der Kalamiten, z. B. im fossilen Zustande offenbar plattgedrückt findet; welches allerdings eine wichtige geognostische Thatsache sein würde. Ein solches Abplatten ist gar wohl möglich, da jene Stiele oben schmal gerinnt, unten sehr erhaben gewölbt sind. — Was nun die Beschreibung der einzelnen Arten betrifft, so mufs davon gerühmt werden, dafs die Beschreibungen genau und die Abbildungen sehr gut sind. Es sind hier alle dem Verf. aus Schlesien bekannt gewordene Arten beschrieben, und viele abgebildet, unter diesen viele neue. Die Gattungen der fossilen Farrn sind unter verschiedene Familien zusammengestellt, welches keinesweges zu

Digitized by Google

tadeln ist. Aber wie konnte der Verf. von Brongniarts wirklich sehr zweckmäfsigen Art und Weise die Gattungen zu benennen, abgehen und Namen wie Gleichenites, Adiantites, Cheilanthites, Asplenites u. s. w. wiederum einführen? Die Botaniker bestimmen nun einmal Adiantum, Cheilanthes, Asplenium u. s. w. nach Kennzeichen, die an den fossilen Farrn nicht mehr zu erkennen sind, nach dem in den meisten Fällen leicht verschwindenden indusium, und es ist sehr möglich, dafs ein Asplenites oder Cheilanthites oder irgend ein solcher ites von der Gattung, wovon er den Namen hat, ganz abweicht. Wozu nun diese neue Verwirrung? Brongniarts Methode, die Gattungen der Farrn nach dem Nerven zu bestimmen, hat der Verf. angenommen; er mag sie genauer bestimmen, mit der Blattform verbinden und so bessere Gattungen bilden, wohl, aber es müssen neue Namen für neue Eintheilungen gegeben werden, denn nichts schadet der Wissenschaft mehr, als Verwirrungen. Die Familie Filices desciscentes geht voran, und darunter zuerst eine sonderbare Vegetabilie, Bokschia flabellata, noch nicht beschrieben, aber im höchsten Grade zweifelhaft, wie der Verf. selbst gesteht. Die zweite Familie Gleicheniae enthält zuerst die Gattung Gleichenites, die er durch eine frons dichotoma pinnatave charakterisirt. Zwar haben diese Farrn keine Knospe in der Theilung, aber darauf, meint der Verf., komme nicht viel an. Darauf kommt alles an; diese Knospe deutet auf einen eigenthümlichen Bau, von dem sich keine Spur an den Polypodiaceen zeigt. Viele von den hier zu Gleichenites gerechneten sind Nebenäste von Wedeln, die häufig gablicht getheilt an den Polypodiaceen vorkommen, besonders an Pteris, gewifs gehört dahin Gleichenites Linkii t. 2. f. 1. Gl. Neesii t. 3. könnte eher einige Zweifel erregen, aber G. neuropteroides, eine schöne neue Art, gleicht einer Pteris gar sehr. Die Wedel haben auch sonst keine Aehnlichkeit mit den Wedeln von Gleichenia. In die Nähe bringt der Verf. Asterocarpus Sternbergii, ein noch nicht beschriebener Farrn, unstreitig die Krone der ganzen Sammlung, von Saarbrück, worüber wir dem Vf. Dank wissen, dafs er ihn aufgenommen. Er zeigt wohl erhaltene Früchte, wo ganz deutlich mehrere Sporangien in ein Sporocarpium zusammengestellt sind. Also gewifs eine Marattiacee, keine Gleicheniee. III. Fam. Neuropterides. IV. Sphenopterides. Hier macht der Verf. auf die Querstreifen des Wedelstiels von seinem Cheitanthites elegans (Sphenopteris elegans Brongn.) aufmerksam, die er immer fand, genau beschreibt und sich mit Recht enthält, eine Erklärung davon zu geben. Sie ist nur an diesem fossilen Farrn gefunden worden. Der Verf. bringt zu dieser Abtheilung Hymenophyllites und Trichomanites, weil einige Arten Fruchthaufen an den Enden der Blättchen zeigen. Aber die Hymenophylleae zeichnen sich durch ihr Sporocarpium so sehr aus, und sind überhaupt so sehr von den Polypodiaceen verschieden, dafs man sie nicht nach oberflächlichen Aehnlichkeiten beurtheilen darf. Auch ist die Aehnlichkeit der hier angeführten mit den jetztlebenden sehr gering. Steffensia. Mit Recht als eine neue Gattung aufgestellt, mit häufigen Spuren von Fruchthaufen. Eben so Beinertia als neue Gattung. Wir übergehen die Menge anderer genau beschriebener Abdrücke von Farrn, die immer eine vortreffliche Grundlage zu einer Beschreibung der fossilen Farrn bleiben wird. Hierauf folgt: Ueber die Verbreitung der fossilen Farrn in den verschiednen Gebirgsschichten überhaupt und in Schlesien besonders. Im Anhange handelt der Verf. über die Stämme der fossilen Farrn, Lykopodiaceen u. s. w.; dieses ist ein sehr schwieriger Gegenstand, auch hat ihn der Verf., wie er selbst gesteht, nur als Nebensache betrachtet. Wir vereinigen mit dieser Schrift die Anzeige einer andern später erschienenen kleinen Schrift, welche ebenfalls in den Abhandl. d. Kaiserl. Akad. d. Naturf. erscheinen wird.

De floribus in statu fossili, quam etc. publ. def. H. R. Göppert. Vratislav. 1837. 4.

Der Verf. beschreibt hier einige fossile Pflanzentheile, welche zu den Blüthen gehören; vorzüglich merkwürdig ist aber, dafs der Verf. an solchen fossilen Pflanzentheilen noch wahren Blüthenstaub (pollen) entdeckte; allerdings nicht in der ältern Steinkohlen-, sondern in der spätern Braunkohlen-Formation. Voran geht eine sehr fleifsige Zusammenstellung alles dessen, was die Schriftsteller über die fossilen Blüthen haben. Dann folgt die Beschreibung der fossilen Pflanzen und zwar zuerst Alnites Kefersteinii, ein blühender Zweig mit Blüthen und darauf liegendem Blüthenstaub. Das Stück Braunkohle

Digitized by Google

mit dem Abdruck erhielt der Verf. von Keferstein in Halle, aus dem Braunkohlenlager vom Dorfe Salzhausen bei Nidda in der Wetterau. Der Verf. hat den Zweig vergröfsert abbilden lassen, und daneben einen Zweig von Alnus glutinosa, der mir mit der fossilen Pflanze durchaus keine Aehnlichkeit zu haben scheint. Wie kann man die von einander abstehenden, deutlich zu einer andern Klasse von Pflanzen gehörenden Blüthen mit den über einander liegenden Schuppen der Kätzchen von Alnus zusammenbringen! Die Stellung der weiblichen Blüthen gegen die männlichen ist eigenthümlich an Alnus, und hier in der Abbildung richtig ausgedrückt; damit nun aber des Verfs. Alnites Aehnlichkeit habe mit Alnus, wird von einem abgebrochnen Zweige gesagt: pedunculi amentorum femineorum, quae quidem deficiunt. Ja wohl! der Verf. hat bei b einen Absatz an seinem Alnites abgebildet, der ihn hätte leiten können. Der Blüthenstaub der fossilen Pflanzen mag dem Blüthenstaube von Alnus glutinosa ähnlich sein, aber man darf nur einen Blick auf Mohls Werk vom Pollen werfen, um zu finden, wie ähnlich der Blüthenstaub sehr verschiedener Pflanzen ist, und an Hypericum perforatum findet man oft Blüthenstaub von sehr verschiedner Form, sogar in derselben Blüthe. Die Abbildung des Blüthenstaubes beim Verf. ist nicht deutlich. Aber noch mehr ist zu tadeln, dafs der Verf. zwei fossile Kätzchen in der Braunkohle aus der Kön. Sammlung zu Berlin ohne Bedenken als zu seiner Pflanze gehörig hat abbilden lassen, ferner eines aus der Kefersteinschen Sammlung, ja sogar noch wirkliche Zapfen und Samen aus derselben Kefersteinschen Sammlung, die nun alle dazu gehören sollen! Es ist wirklich ein Schade für die Wissenschaft, dafs der Verf. hier und auch in dem grofsen Werke so unkritisch bei der Vergleichung der fossilen Pflanzen mit den jetztlebenden verfahren ist. — Betulites salzhausensis nach einem zerbrochenen Kätzchen in einer Braunkohle der Kön. Samml. z. Berlin sehr merkwürdig, aber sehr ungewifs. Der fossile Blüthenstaub soll mit dem von Betula alba übereinkommen, aber die Abbildungen sind so, dafs man die Gestalt nicht herausbringen kann. Zum Beweise der Aehnlichkeit hat der Verf. die Oberfläche der fossilen Schuppen und die Oberfläche der Schuppen von Betula alba vorgestellt. Man sieht da eckige Zellen! — Cupressites Brongnarti aus einer Braunkohle. Auch hier fossiler Pollen und der Verf. mufs gestehen, dafs dieser mehr dem Polle von Populus alba als Cupressus ähnlich sei. Die fossile Pflanze ist gar zu deutlich ein Cupressus oder Juniperus. Der Verf. räth auf Cupressus lusitanica, und bildet aus Lamberts Werke über Pinus einen Zweig dieser Pflanze ab. Lamberts Abbildung ist hier gerade schlecht — Cucubalites Goldfussii, aus der Braunkohle. Sieht einer aufgebrochnen Blüthe von Cucubalus Behen nicht ganz unähnlich. Carpantholites Berendtii aus dem Bernstein. Die geognostische Frage, welche hiebei Rücksicht verdient — denn die Botanik hat von diesen Untersuchungen wenig Vortheil —, ob nämlich die Pflanzen in den Braunkohlen mit den noch lebenden übereinstimmen, ist hier ganz unerörtert geblieben. Nach den vielen fossilen Pflanzentheilen, die Ref. im Bernstein gesehen hat, besonders aus der vortrefflichen Sammlung des Hrn. Dr. Berendt, worin ausgezeichnete Stücke vorkommen, mufs er sie ganz verneinen. Wir wünschen sehr, dafs der Verf. fortfahren möge in seinen glücklichen und mit Erfolg gekrönten Untersuchungen, da es ihm leicht sein wird, das zu vermeiden, was zu unsern Bemerkungen Veranlassung geben konnte.

Link.

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

XXXII.

Études de droit public, par C. F. Schützenberger, Docteur en droit. Paris, 1837. *chez J. G. Levrault, libraire. Strasbourg, même maison. VIII* 235 S. 8.

Jede wissenschaftliche Leistung steht in einem Zusammenhange mit der Zeit, der sie angehört, und dem Orte, von welchem sie ausgegangen; sie wird, eben weil sie wissenschaftlich ist, jene organischen Beziehungen nicht verleugnen können und wollen, aber sie wird als freie und gerade um ihrer nothwendigen Grundlage willen, alle fremden, die Freiheit des Begriffs beengenden Schranken von sich abweisen, und ihre Selbstständigkeit behaupten, in welcher auch das die Wissenschaft vertretende Individuum sein besonderes Recht und seine Schranke findet.

Davon mufs auch die Würdigung der einzelnen Schrift aus einer besondern Disciplin ausgehen. Der Standpunkt, den dieselbe zu einer bestimmten Zeit, und in einem bestimmten Lande behauptet, das Verhältnifs, in welches sich dieselbe, in dem Gebiete des Gesammtwissens und der Intelligenz, theils zu andern Zweigen der Wissenschaft, theils zu der Bearbeitung derselben in andern Ländern gesetzt hat, der nothwendige Zusammenhang hinsichtlich dessen, was als Arbeit des Geistes überhaupt, unabhängig von localen und geographischen Grenzen, im geschichtlichen Verlauf, auf ein gemeinsames Ziel gerichtet ist, mit dem, was als nothwendige Besonderung des Allgemeinen und Individualisirung, gerade als zeitgemäfse, nationale Ausprägung der Idee sich zu erkennen giebt, — Alles dieses verlangt in seiner Geltung, so weit diese vor der Idee besteht, gebührende Anerkennung, und wenn auch, bei der Kritik einer bestimmten Schrift es nicht stets am Orte und an der Zeit ist, diese Grundlagen ausführlich aufzuzeigen, die für die Arbeit des Verfs. und des Berichterstatters gemeinsam sein sollen, so bedarf es doch mindestens der Andeutung, dafs man sich selbst hierüber Rechenschaft gegeben, und auch den Leser auf den richtigen Standpunkt sogleich zu versetzen bemüht habe.

Kaum wird die Wahrheit jener Sätze in Zweifel gezogen werden, wo von solchen positiven Lehren gehandelt wird, welche in dieser Eigenschaft eine historisch nationale Gestalt, und als wissenschaftliche zugleich eine allgemeine Grundlage und einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt, an dem Begriff der Sache, und dem sie bestimmenden Princip haben. Vielleicht könnte man sie in Abrede stellen, für die Philosophie, und in einem gewissen Sinn nicht ohne Grund, aber doch auch nur bis zu einer Grenze, bei der sich auch das Geistige, in seiner Darstellung, Verwirklichung und Auffassung, jenen nothwendigen Bedingungen unterwerfen mufs, von denen uns die Geschichte der Wissenschaft Kunde giebt. Ueber den Besonderungen steht das Allgemeine, welches dieselben durch ein unsichtbares, nur der Wissenschaft und zwar der speculativen, erkennbares Band (man kann sagen synchronistisch und chronologisch) verknüpft, und als Momente eines Ganzen, als Stufen eines höhern Prozesses betrachten lehrt; aber jene Besonderungen behaupten als solche und soweit sie zugleich die Darstellung des Allgemeinen sind, ihr nothwendiges Recht. Hat doch die Philosophie selbst ihre Geschichte und zwar nicht als äufserlich neben sich, sondern als wesentliches Glied, ja man darf wohl sagen, ohne dafs es für ein Paradoxon genommen wird, die Philosophie ist eine Geschichte des Geistigen, und dieses, in einer dem Inhalt entsprechenden Form aufgefafst, wird unvermeidlich zur Geschichte führen. Um so weniger bedarf es wohl der Ausführung, dafs unsere Bemerkung für die Rechts-Philosophie gelte, — weil *die* Wissenschaft, die man auch mit andern Benennungen als solche bezeichnet, die

Digitized by Google

Seiten des Allgemeinen und Besondern, des an sich seienden Begriffs und seiner positiven Gestaltung vereinigt, und zwar nicht in äufserlicher Weise, sondern durch ihren Begriff, und die Nothwendigkeit der Geltung der Freiheit, bedingt und unmittelbar gegeben.

Betrachten wir die Schicksale, welche die Bearbeitung des s. g. Naturrechts in Frankreich, so sind diese allerdings sehr verschieden von denen, welche dieselbe in Deutschland erfahren hat, wo eine im Ganzen von politischen Einflüssen freiere Behandlung der Philosophie überhaupt, auch jener Disciplin schon früher zu Statten kam. In Frankreich erscheint sie im Ganzen vernachläfsigt, sowohl von Seiten der Schriftsteller, als der Universitätslehrer; die Juristen ignoriren es gröfstentheils, die Philosophen aus einem andern Grunde nicht minder. Die deutschen Systeme finden, zwar nicht als solche, aber in ihren Ergebnissen, so weit man sie glaubte gebrauchen zu können, Eingang, und für die eine Zeit lang dauernde Gemeinsamkeit der Literatur beider Länder erscheinen die Niederlande und die s. g. französische Schweiz als Vermittler, beide auch selbstständig thätig: Holland durch Hugo Grotius vertreten, der lange Zeit grofses Ansehen, auch in Frankreich behauptete; die Schweiz, freilich in einer spätern Periode, durch J. J. Rousseau.

Was früher in Frankreich geleistet ist, trägt, gleich den vielen Werken, die England seit dem 16. Jahrh. geliefert, das Gepräge der verschiedenen politischen, nicht sowohl Theorien als wirklichen Begebenheiten, welche auf die, durch sie hervorgerufenen Schriften Einflufs haben, es sind nicht, wie in Deutschland unbefangene rein wissenschaftliche Forschungen, deren Ergebnisse dargelegt werden, sondern Tendenz-Schriften von vorgefafsten politischen Ansichten eingegeben, auf bestimmte Zwecke berechnet; Rechtfertigungen, die den Charakter von Partheischriften an sich tragen, und bei denen die Ausbeute für die Wissenschaft nicht im Verhältnifs mit den gemachten Anstrengungen steht, vorausgesetzt, dafs es mit diesen überall Ernst war. Diesen Charakter verleugnet allerdings auch die deutsche Literatur nicht zur Zeit und nach der begonnenen Kirchen-Reformation, wie denn hier besonders die theologischen Streitschriften auch für unsere Wissenschaft wichtig sind. Dafs übrigens solche Kämpfe und Reibungen auch der Förderung von Rechtswahrheiten günstig gewesen seien, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Montesquieu, dem Vico an die Seite gestellt werden kann, der zuerst und allein die wahrhafte Idee des Rechts erkannt und in grofsartiger Auffassung der Geschichte, in verschiedenen Theilen mit mehr oder minder günstigem Erfolg durchgeführt, ist für Frankreich der eigentliche Rechtsphilosoph, und gehört durch den Fortschritt, den er gemacht, der Wissenschaft überhaupt, nicht blos seinem Vaterlande an, in welchem er mehr Bewunderer, als Nachfolger gefunden, und auf dessen weitere Ausbildung in Betreff der dortigen Geschichte der rechtsphilosophischen Ansichten, er nicht den Einflufs ausgeübt hat, den man zu erwarten berechtigt war.

Wir finden in der Periode vor der Revolution eigentliche Bearbeitungen des Naturrechts weniger von Seiten der Philosophen und der Rechtsgelehrten, als der Politiker; aber die Philosophen, ohne ein System zu liefern, verbreiten gelegentlich eine Menge von guten und übeln Gedanken aus dem Gebiet jener Wissenschaft, die in der Form wie sie gegeben wurden, in ihrer praktischen Richtung, und mit dem Stoff, dem sie einverleibt sind, um so sicherer bei dem Volk und bei denen des s. g. gebildeten Standes Eingang und Billigung finden, welche lieber Resultate als fertige aufnehmen, als sie begründen und ableiten, und wiederum am meisten solche, die ihrer sonstigen Denk- und Handlungsweise zusagen, und die in dem damaligen religiösen und sittlichen Zustande und dem Egoismus einen dankbaren Boden finden. Wie verschieden auch die materialistischen Grundsätze von Helvetius, später die von Voltaire, Diderot, und den s. g. *Encyklopädisten* sind (in denen Rousseau mehr persönliche Gegner sahe) und nach diesen die derer, welche in den ersten Stadien der Revolution eine Rolle spielen — sie stimmen überein in dem negativen Verhalten gegen das Objective und Positive, die Sittlichkeit, das Recht und die Religion — welche freilich in der Gestalt, in der sie damals hervortraten, das Denken — das sich als blos abstraktes erzeigt, zum Gegensatz aufzufordern schienen. Solche negative Tendenz mufste sich denn vernichtend, sie konnte nicht schaffend sich äufsern, — *ihre* Schöpfungen gehen sofort nothwendig, nach ihrem eignen Princip sich selbst zerstörend, zu Grunde, — aber sie mufs, dieses erkennend, zuletzt

Digitized by Google

ein Bedürfnifs des Positiven fühlen, dem die s. g. Ideologie nicht genügt: so erklärt sich denn, wie bei der Beziehung auf das angeblich Praktische und Nützliche, die Systeme der *Utilitarier*, deren Vorkämpfer der Engländer Bentham ist, und den Dümont den Franzosen zugänglich macht, und des St. Simonismus eine bereite Aufnahme bei Vielen in der Periode der Restauration fanden. Jetzt sind, abgesehn von den *Eklektikern*, die sich mehr den englischen als den deutschen Philosophen anschliefsen, vorherrschend die Systeme der *Theologen*, und der religiösen Politiker, in verschiedenen Richtungen, ähnlich wie wir sie auch bei uns in diesen Gebieten finden, die ihren Gegensatz theils in sich selbst, theils aufserhalb ihres Kreises nicht erst seit der Julirevolution gefunden haben, und die *neuern* Systeme, welche, um hier nur der bekanntesten zu gedenken, von Cousin, Renouard, Michelet, Lerminier, in einer Weise aufgestellt worden sind, die unser Interesse unter andern auch darum in Anspruch nimmt, weil sie wieder den Einflufs des Studiums deutscher Philosophie bekunden, wie dieser in einer frühern Periode, und vornehmlich nach Wolf, seitdem aber nicht wieder statt gefunden hat. Die kritische Philosophie konnte aus mehrern, in ihrer Zeit zusammentreffenden Ursachen nicht solchen Eingang in Frankreich finden und dessen Literatur hat über Naturrecht keine solche Werke aufzuweisen, wie sie seit Kant so häufig in unserm Vaterlande erschienen sind. Erst in der neuesten Zeit, wo ein allgemeines wissenschaftliches Band die Gelehrten der verschiedenen Länder vereinigt und kleinliche Eifersucht und Nationalvorurtheile seltner sich behaupten, hat ein tieferes Bedürfnifs die Franzosen der deutschen Rechtswissenschaft und Philosophie, dieser besonders in ihrer letzten Entwicklung, mehr zugewendet. Die Spekulation beginnt Anerkennung zu erfahren, jedoch kaum mehr; es giebt, scheint es, hier eine durch die Nationalbildung und den eigenthümlichen geistigen Typus, bestimmte Grenze, über welche nicht hinausgegangen wird *).

*) Es sei erlaubt hier zur Vergleichung aufmerksam zu mamachen auf einige lehrreiche Abhandlungen von Warnkönig, über: „Rechtsphilosophie in Frankreich" in der kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. I. u. s w. und auf den nicht minder gelungenen Aufsatz: „zur Geschichte der Rechtsphilosophie im Auslande" von Göschel in den „zerstreuten Blättern" Th. III. S. 281 u. s. w.

Die Schrift, die wir hiedurch eingeleitet haben, gehört der neuern französischen Schule an, welche auf deutsche Philosophie mehr Rücksicht nimmt, nicht weil, oder ohnerachtet sie deutsch, sondern weil sie Philosophie ist, und die Geistesverwandschaft mit den Schriftstellern unsers Vaterlandes ist nicht zu verkennen, wenn auch nicht die häufige Berufung auf Deutsche, selbst Dichter wie *Schiller* und *Goethe*, dieses bezeugte und nicht der Name wenigstens des Verfs. auf deutsche Abkunft hinwiese, worauf hier jedoch um so weniger Gewicht gelegt werden soll, als die Arbeit übrigens durchaus das Geprüge der französischen Methode hat, woraus sich ihre Eigenthümlichkeit, mit ihren Licht- und Schatten-Seiten erklärt.

Interessant ist für die Stellung des Verfs. zur Wissenschaft seine Aeufserung in der Vorrede, die fast gänzlich mit der von *Lerminier* *) in einer der frühern Schriften desselben übereinstimmt. Er sagt: „Dans un âge, où l'on ne calcule guère ses forces, nous avions conçu le projet d'étudier les rapports qui rattachent le droit à la philosophie et à l'histoire; avec la foi naïve de l'enthousiasme nous nous étions promis de consacrer notre avenir à ce vaste travail: il n'en a pas été ainsi." Der Eintritt in das Geschäftsleben erlaubt ihm nur fragmentarische Studien, die er jetzt in ihren Ergebnissen theilweise vorlegt. „Cédant au désir de donner de l'unité aux résultats de notre travail, nous avons écrit les prolégomènes dont nous publions la première partie; elle traite de la nature du droit." Der folgende Theil, der sich mit dem Staate beschäftigen soll, wird dem Ziele näher treten, welches der Hauptitel: „Études de droit public" bezeichnet.

Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man mit dem Tadel beginnen wollte, dafs er mit sprachlichen und etymologischen Forschungen seine Untersuchung einleitet, da allerdings diese nicht geeignet sind, eine wahrhafte Grundlage für die Sache zu gewähren. Er sucht damit nur vorläufig den Gegenstand zu bezeichnen, und die Wahrnehmung der ver-

*) Introduction à l'histoire du droit: P. XIII. „Mais nous ou commencer? Jeune, sans charactère officiel, avec une mission que je me donnais moi-même au milieu d'une préoccupation presqu' exclusive pour la jurisprudence pratique, comment des les premiers pas réveiller pour la science théorique l'attention et lui concilier l'interêt dont elle est digne?"

Digitized by Google

schiedenen Bedeutungen, in denen das Wort „droit" gebraucht wird, führt ihn darauf hin, theils deren gegenseitiges Verhältnifs und Verbindung, theils deren Ableitung von einem Grundgedanken um so mehr nachzuweisen, als jener verschiedene Sprachgebrauch sich auch im Deutschen und allen romanischen Sprachen finde. Hiermit ist zugleich die Methode seiner Darstellung gegeben, die denn freilich eine mehr äufserlich an die Sache gebrachte, als dem Gegenstande immanent ist. Wo daher zuerst gehandelt wird: „du droit considéré comme une faculté d'agir" macht die Freiheit (la liberté d'action) den Ausgangspunkt, ohne welche jene faculté nicht denkbar sei. Aber, welche untergeordnete Freiheit sieht man aus dem plötzlichen Uebergang zu dem „droit *de necessité, ou Nothrecht*, comme les philosophes allemands l'ont appété;" welches der Verf. zwar richtig läugnet, aber nicht aus dem rechten Grunde, wonach er es überhaupt nicht als Recht, sondern als eine Reihe von *Thatsachen* anerkennt „et de faits déplorables, qui attestent avec quelle sauvage énergie l'instinct de la conservation annulle toutes les facultés morales." Hier war überhaupt nicht die Stelle von dem s. g. *Nothrecht* zu handeln; sie gehört zu den Collisionen verschiedener Systeme und Gebiete, die in solche selbst nur kommen können, wo sie sämmtlich auch als Recht auftreten; aufserdem und selbst in den meisten Fällen, die man hieher zu rechnen pflegt, hat das höhere Gebiet auch seine Nothwendigkeit, die es zum Herrn über das niedere oder beschränktere macht. Solchem Rechte als besonderer Willkühr, wie es der Verf. hier annimmt, entspricht dann die Verpflichtung (*obligation*). Aber das führt ihn zu der Forderung einer Gewährleistung „par une communauté d'opinion sur la nature, l'étendue et la durée des droits et des obligations", wobei wieder ein Sprung ist, schon hier zu verlangen: „chacun doit connaître d'une manière positive ce qui est ordonné, ce qui est permis, ce qui est défendu"; denn das gehört nicht mehr dem Gebiete der einander entsprechenden subjectiven Berechtigungen und Verpflichtungen an, vielmehr ist hier schon ein Verhältnifs gedacht, wie es als solches, als Forderung, auf dem moralischen Standpunkte vorkommt, und auf einer späteren Stufe seine Verwirklichung erlangt. Diese *identité d'opinion* kann jedoch durch die blos formelle Uebereinstimmung der Individuen, selbst wenn sie sämmtlich nur ein und dasselbe Moralgesetz anerkennten, nicht hervorgebracht werden und zwar nicht blos darum, weil, wie es hier heifst, der Eigennutz oder die Leidenschaft das Geschäft der Auslegung oder Anwendung übernehmen. Der Verf. fordert daher eine positive Grundlage für das Recht, ein Gehorsam in Anspruch nehmendes Gebot, dessen Ansehen nicht von der Willkühr abhängt, „en un mot, des regles générales et obligatoires, connues ou censées connues de ceux dont elles régissent les actions." Und daraus folgert er: „la *loi* sera dont la *seconde* condition du droit." Aber wo kommt denn diefs Gesetz her? davon ist hier bei ihm nicht die Rede, und diefs ist um so mehr ein Mangel, als schon die Forderung von *allgemeinen Regeln* (in der *Mehrheit* wo man *einen* Grundsatz erwartet,) deren Kenntnifs auch schon vorausgesetzt werden dürfe, auf ein anderes Gebiet hinweiset, wenn man nicht etwa annehmen will, dafs der Verf. sich gleich anfangs auf einen Standpunkt versetze, der in einer philosophischen Betrachtung sich erst als Ergebnifs, im Verlaufe der Bewegung des Begriffs darstellen sollte. Und in der That sind es Anticipationen dieser Art, denen wir hier so häufig begegnen: kann man diese Freiheit ihm zugestehen, so läfst sich gegen die Ausführungen nicht viel erinnern; sie sind meist treffend, obschon für uns nicht neu: denn sie sind die meist verbreiteten der Naturrechte im Sinne des Kantianismus, wie sehr sich auch der Verf. dagegen sträubt und durch theilweise Abweichungen seine Selbstständigkeit zu behaupten sucht. Wir wundern uns daher auch nicht, zumal da die Freiheit, die allerdings der Ausgangspunkt und die Heimath des Rechts, und selbst das Recht ist, hier in ihrer niedrigsten Bedeutung genommen ist, dafs schon jetzt der Begriff des Zwangs hinzutritt, „ainsi la possibilité de contraindre au respect du droit est la *troisieme* condition de son existence," und ihm dann Veranlassung giebt, von dem Unterschied der Rechtspflichten (*obligations*) und der moralischen (*devoirs*) zu sprechen: ein Unterschied, den er auf deren Ursprung und Sanktion gründet, wobei er jedoch, mit Rücksicht auf jenes Merkmal des Zwangs, die Unterscheidung in s. g. vollkommene und unvollkommene Pflichten verwirft; ich glaube mit Grund, obschon seine Methode nicht nothwendig darauf führt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Études de droit public, par C. F. Schützenberger.

(Schlufs.)

Den subjektiven Standpunkt der Moralität erkennt der Verfasser an — „les devoirs reposent en définitive sur l'idée toute individuelle que chacun s'en est formée. La moralité des actions n'est autre chose que leur conformité avec l'idée du devoir"; er hätte bemerken, oder hier schon mindestens andeuten sollen, wo das Recht des Gewissens seine Stelle und seine Schranke hat, und wo die Forderung ihrer Erfüllung, das Formelle, Leere, seinen Inhalt als einen wesentlichen, vom Denken erkannten und von dem besondern Willen als seine Aufgabe gewufsten und gewollten, erhält, wo der Widerspruch von dieser Freiheit und einer ihr so nur äufserlich gegenüberstehenden Nothwendigkeit sich in eine höhere Einheit auflöset: wenigstens bedurfte es hier schon einer Hinweisung auf das Substantielle, und auf die Wahrheit, ohne welche jene für sich gültigen Sätze gefährlich sind. So aber kommt er zu dem bekannten Ergebnifs, das ohne weitere Bemerkung hier mitgetheilt werden möge: „Le droit peut être defini une faculté d'agir déterminée par la loi et garantie par un pouvoir qui en assure l'efficacité. L'idée de droit, considérée sous ce point de vue, est une idée complexe, renfermant plusieurs conditions essentielles: la liberté physique des actions, la loi, la nécessité morale de respecter les rapports fondés par la loi, enfin, une contrainte extérieure, qui en garantit l'exécution."

Die Dürftigkeit dieser Ergebnisse wird vielleicht später beseitigt. Denn die erwähnte Methode, zuerst die Bedeutungen zu untersuchen, die der Sprachgebrauch dem Worte beilegt, führt nun (S. 15) den Verf. dahin zu sprechen: „du droit comme synonyme de la loi, et de la science des lois." Eine Stelle von *Montesquieu* *), über die Bedeutung der Gesetze, wie sie die Gottheit, die materielle Welt, die höheren Intelligenzen und der Mensch haben, dient als Motto, dessen Erläuterung die Betrachtung gewidmet ist, der wir nicht überall folgen dürfen; wir heben hervor die einem Reflexions-Standpunkt angehörige Hinweisung auf den Kampf des besondern Willens und Denkens, im Verhältnifs zu einem allgemeinen höhern Gesetz, über dessen geahndetes Dasein die Rechenschaft fehlt. „L'existence de la loi morale est un *fait:* nous savons qu'un *fait existe*, parceque nous en avons *conscience.*" Wie bei uns Gewohnheit, Erziehung, Religion hinwirken, jenes Gesetz achten zu lernen, welches die meisten so in seiner Unmittelbarkeit und als gegeben aufnehmen, denn „peu d'hommes arrivent à la connaissance des idées absolues par la voie transcendante de la réflexion; les uns manquent du loisir que réclame la vie spéculative; les autres sont dépourvus d'énergie intellectuelle et de cette impulsion instinctive qui entraîne les âmes privilégiées dans les hautes régions de la spéculation" — wird nun ferner gezeigt und die *Verschiedenheit* der Moralgesetze, die man als Beweis des Mangels eines absoluten Gesetzes anführt, als eine bedingt nothwendige gerechtfertigt. Hier finden denn die verschiedenen Bedeutungen des Worts „droit" ihre Verhältnifsbestimmung, bei welcher, wie der Vf. sagt, die meisten (?) Schriftsteller in ihren Untersuchungen über die Natur des Rechts stehen geblieben sind, während er in der nun folgenden Abhandlung „*de l'essence du droit*" (S. 41) über diese Grenze hinausgeht. Seine Untersuchung, oft mehr Polemik, lebhafter Ergufs und in Beispielen sich

*) „Les lois, dans leur signification la plus étendue, sont les rapports nécessaires qui dérivent de la nature des choses, et dans ce sens tous les êtres ont leurs lois: la divinité a ses lois, le monde materiel a ses lois, les intelligences supérieures ont leurs lois, l'homme a ses lois."

Digitized by Google

ergehende Darlegung, mehr dem öffentlichen Rechte mit schon vorausgesetzten organischen Anstalten angehörig, schliefst (S. 72) mit der gegründeten, noch in einem weitern Sinn als es hier geschieht, zu nehmenden Bemerkung: „que la nature du droit renferme un élément supérieur aux conditions extérieures de sa réalisation". Folgt dann eine Prüfung der „*théories sur le juste et l'injuste*", deren einige *negativ* sind — „elles substituent le fort au droit", andere nicht so weit gehen, sondern sich darauf beschränken „à dépouiller le juste et l'injuste de tout charactère absolu"; eine dritte und letzte Classe, „reconnaissent aux idées développées plus haut une nature invariable, mais elles different d'opinion sur la source qu'il leur faut assigner." Dieser ausführlichste Theil der Abhandlung, nach den hier aufgestellten Kategorien, welche wir nicht unbedingt für erschöpfend und richtig gegliedert anzuerkennen vermögen, sei es, dafs man von dem Begriffe der Sachen und den möglichen verschiedenen Betrachtungsweisen, oder von der Erfahrung ausgehe — letzteres ist der Gesichtspunkt, der den Verf. geleitet zu haben scheint — müssen wir besonders auszeichnen vornehmlich, was gegen das *Nützlichkeitssystem* erinnert ist (obwohl es hier nicht an Vorgängern fehlt, die sich dagegen längst entschieden erklärt haben: wie z. B. unter Schriftstellern in französischer Sprache Rossi): doch trägt dieser Theil der Arbeit weniger das Gepräge fortschreitender Untersuchung nach nothwendigem, durch die dialektische Betrachtung selbst sich ergebendem Gang, der dann den Uebergang zu positiver Darstellung und speculativer Betrachtung machte, deren Werth und Nothwendigkeit (S. 145) anerkannt ist; als vielmehr einer geistreichen Kritik, die an die Systeme einen andern Standpunkt, als ihren eignen, nach dem sie zu würdigen wären, heranbringt. Nicht als ob dieses unrichtig wäre: der höhere, auch relativ mehr berechtigte Standpunkt, vollends der höchste wahrhaft berechtigte, mufs sich gegen die untergeordneten und die darauf gegründeten Systeme behaupten; aber diese sind, in ihrer bedingten Nothwendigkeit und Wahrheit, so zu erfassen, dafs ihre geschichtliche Entstehung und Berechtigung (wir meinen nicht die blos äufsere erfahrungsmäfsige), in Zusammenhang, wie sie als stufenweise Entwicklung sich ergeben, darzulegen und dann die Stelle zu bestimmen gewesen wäre, welche sie und jedes für seine Zeit wahrhafte System, als Momente in dem Begriffe des Ganzen einnehmen — eine concrete Einheit, die ihrer Unterschiede und Gegensätze als nothwendiger sich bewufst ist, und dieselben vermittelt. Die Kritik der Kant'schen metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre, die meist mit den Worten ihres Begründers am Schlufs (S. 166 u. s. w.) gegeben ist, wonach, wie freilich in Deutschland längst schon dargethan ist, ein nur formeller Satz an die Spitze gestellt erscheint, ist nicht unrichtig, insofern der Vf. (S. 179) bemerkt: „la formule de Kant épuise l'idée du droit quant à sa forme; mais la stérilité en est choquante, lorsqu'on essaye d'en déduire les principes même du droit." Hätte er jedoch das ganze System Kant's in seinem Zusammenhange und das Verhältnifs der kritischen Philosophie zu ihren Vorgängen und zu ihrer Zeit mehr gewürdigt, so würde er doch ein anderes Urtheil gefällt haben als das folgende, welches den eigentlichen Punkt, auf den es ankommt, verfehlt, und dem grofsen Denker Unrecht thut. „La doctrine à laquelle Kant a donné le nom de principes métaphysiques du droit, n'est qu'un résumé de la législation romaine sous une forme abstraite et degagée des dispositions qui tiennent à des particularités nationales et historiques."

Unter der Aufschrift: „*Analyse, Synthèse, Hypothèse*" — denn die bisher erwähnten Ueberschriften trennen einzelne Abhandlungen, deren logischer Zusammenhang und Uebergang der einen zu der andern oft schwer zu erkennen und wobei der, welcher einen solchen fordert und ahndet, vielleicht in Gefahr ist, mehr hineinzulegen, als der Vf. selbst beabsichtigt — werden nun andere Systeme kurz dargestellt, nachdem jene drei Methoden in einer Weise mit ihren Vortheilen und Nachtheilen geschildert sind, die zu mancher Erinnerung Anlafs gäbe. Von allen aber ist die Rede in Beziehung auf die Aufgabe, die höchste und letzte Wahrheit, Gott selbst, zu erkennen. „L'analyse et la synthèse se proposent l'une et l'autre un but idéal, la connaissance de la synthèse divine." Der Verf. setzt sogleich hinzu — und das ist zu beachten, weil sich daran sein Urtheil über die Hypothese knüpft, was nur richtig ist in der doppelten Voraussetzung, dafs er sie richtig verstanden, und dafs die philosophischen Systeme, die er in diese Klasse stellt, wirklich dahin gehören — eine Annahme, die selbst nur auf einer Hypothese seinerseits beruht: „Le but ne sera jamais at-

Digitized by Google

teint, mais l'homme peut s'en rapprocher indéfiniment. L'orgueilleuse intelligence s'est trouvée blessée de rencontrer ainsi une limite infranchissable, qui recule lorsqu'on croit la toucher du doigt. Humiliée de cet obstacle, elle s'est posée l'égale de l'intelligence divine, assimilant sa pensée finie à la pensée infinie, elle en est venue à se persuader que l'Être et la pensée etant identiques dans Dieu, il devait en être de même pour l'homme. — Nous appelons hypothèse, cette audacieuse tentative de construire par l'enchaînement dialectique du raisonnement la synthèse divine" *). Es folgt nunmehr die von diesem Standpunkt aus gegebene Charakteristik der *hypothetischen* Systeme, wie der Verf. sie nennt, nämlich: *du panthéisme de Spinoza*, neben den sich stellt, *l'idéalisme de Fichte*, modifié plus tard par l'influence des *opinions de Schelling*; die denn kurz nicht minder in ihrer Unhaltbarkeit aufgezeigt werden sollen, als das System von Hegel, „basé sur l'hypothèse de l'identité absolue de la pensée et de l'être." Von allen diesen Systemen aber heifst es (S. 185) „mais si l'hypothèse n'atteint jamais le but idéal qu'elle se propose, il n'en est pas moins vrai que l'espoir immense qu'elle inspire pousse à des efforts intellectuels qu'aucun autre stimulant n'eût provoqués. Il y aurait injustice à ne point reconnaître que toutes les sciences lui doivent de nombreux progrès." Je weniger aber diese kurzen Betrachtungen des Vfs. — zum Theil mehr Versicherungen als Gründe und Beweise, — für hinreichend gelten dürfen, um über Gegenstände von so hoher Wichtigkeit abzuurtheilen, um so weniger ist es hier der Ort darüber in besondere Erörterungen einzugehen. Wenn es richtig ist, sich über die Weise unserer Erkenntnifs und die Quellen und den Stoff, deren Schranken oder die Versuche über dieselben hinauszugehen, Rechenschaft zu geben, so wollen wir zwar nicht tadeln, dafs hier der besondere Gegenstand, dessen Würdigung die Aufgabe war, das Recht fast bei Seite gesetzt erscheint, weil sich, falls eine Grundlage gewonnen wäre, der Anknüpfungspunkt von selbst darbietet, im entgegengesetzten Falle aber die Bemühung ohnehin vergeblich wäre, was hier wohl gezeigt werden sollte — aber es wäre dann offenbar diese ganze Untersuchung, die freilich mit mehr Gründlichkeit und Unpartheilichkeit hätte angestellt oder selbst nur, als bereits in zugänglichen Quellen zu finden, referirt werden müssen, besser am Anfang des Werks als in die Mitte und gegen das Ende gestellt worden. Zwischen dieser, die, wie wir sehen, mit einem negativem Ergebnifs endet, und der nun zuletzt (S. 212) folgenden: „*Synthèse anthropologique du droit*" die etwas Positives hinstellen soll, finden wir keinen innern Zusammenhang, ja, nachdem vorher auch für die *Synthese* (S. 183) die Unmöglichkeit die Wahrheit zu erkennen behauptet ist, so wissen wir nicht, welche Gewährleistung der Verf. für die seinige hat oder giebt. Indefs dieser letzte Theil, den wir hier nicht auszugsweise wieder geben, sucht doch die innern Zusammenhänge mehr zu bezeichnen: aber die anthropologische Betrachtung des Rechts ist doch selbst wieder nur eine Seite, und, obschon eine wesentliche und wichtige, doch nicht die ausschliefsende. Was wir aber hier finden, ist das Ergebnifs gerade der Methoden, die der Verf. in zu grofser Lebhaftigkeit abgewiesen hat. Die Darstellung dreht sich um die Stelle: „En décomposant l'idée du droit, nous y trouvons le *rapport*, la *règle* qui le détermine, la *contrainte* qui le rend obligatoire:" aber, um nur eines anzudeuten, nicht der Zwang macht das Gesetz verpflichtend, sondern weil es als solches verbindlich ist, hat es den Zwang mit sich, während die Natur des Rechts das Gegentheil, die Freiheit ist. Wenn so die Analyse nur zu fragmentarischen Ergebnissen führte, (S. 215) und das Bedürfnifs der Synthese eintrat (S. 217), so wird nunmehr aus dem Begriff des Verhältnisses der Person zu andern geschlossen: „*la loi fondamentale de la personnalité sera le principe suprême du droit.* La loi fondamentale de la personnalité est *donnée* avec son idée — scheint also keiner Begründung zu bedürfen — nous la formulons ainsi: *le développement libre et complet de la personnalité.* Nier cette loi, c'est vouloir qu'une chose soit et ne soit pas." Andeutungen über die Bedingungen, denen die Verwirklichung dieses Gesetzes unterworfen ist, über die Relativität und Beschränktheit der hier vorkommenden Principien, machen die Einleitung zu der Forderung, dafs mittelst der Intelligenz „l'homme puisse s'élever à la liberté morale," (S. 219) und unmittelbar folgt nun: „l'état social étant l'état de nature de l'homme, il en résulte que sa personnalité ne se développe d'une manière libre et complète que par ses rapports avec d'autres personnalités. L'association sera donc la *seconde* condition de la loi fondamentale que la synthèse nous a fournie."

Aber dieser subjektive Standpunkt, wonach jede Persönlichkeit für sich das Grundgesetz zu erfüllen strebt, ist unzulänglich — geschähe es im wahrhaften Sinne, wären Zwang und Regierung entbehrlich; im andern Fall aber würde dieses zu einem Kampf und Widerspruch führen, und „l'autonomie individuelle étant impuissante pour la faire cesser, l'on se demande quelle sera la solution de cette contradiction élémen-

*) Die Aeufserung: „de tout temps l'hypothèse s'est annoncée à grand bruit, comme le seul système vrai", liefse sich eben so gut auf jedes andere System anwenden, von dessen Richtigkeit der Begründer sich überzeugt hielt.

Digitized by Google

taire. La nature des choses l'indique. — L'intelligence et la volonté sociale suppléeront à l'impuissance de la volonté et de l'intelligence individuelles. L'autonomie sociale et juridique se substitue à l'autonomie individuelle et morale, et la *société* se transforme en *Etat*."

Das Verhältnifs des Menschen zur Aufsenwelt, zu den Sachen u. s. w. die er bedarf, führt zu dem *Eigenthum*, und den sich daran knüpfenden Rechten, welche die Societät regelt (S. 123). Die Familie, die Ehe sind die Grundlage der Gesellschaft. Hier wird denn Einiges über das Verhältnifs der Religion und Kirche zu dem *Staate* bemerkt, dessen Definition lautet: „la société, considerée comme une personnalité, s'appelle l'Etât (respublica)." Die kurzen Betrachtungen über das Wesen vom Staat, Regierung und Gesetzgebung, schliefsen damit: „Enfin la personnalité de l'Etat se trouve en rapport avec celle d'autres Etats. Il faudroit une autonomie supérieure à chacune de ces personnalités collectives pour rendre juridiques leurs rapports respectifs. Le droit des gens n'existe encore que dans ses premiers élements." Darüber hätte nun freilich noch mehr bemerkt werden können: wenn die Gesetzgebung und eine die Staaten als souveraine, beherrschende äufsere Macht hier nicht möglich ist, so wäre hier der Ort gewesen anzudeuten, wo und wie diese sich, als eine höhere und nothwendige bekunden und erkannt werden, wo das Recht für und über die Staaten, wie es die Vorsehung in der Weltgeschichte übt, sich geltend macht. Aber es scheint die Furcht vor der Hypothese hier eingewirkt zu haben, die jedoch bisher nicht abgehalten hat, einen aus deutscher Philosophie entlehnten Progrefs, bis an diese Grenzen vom individuellen Willen zum Staat aufsteigend, darzulegen.

Ueberblicken wir diese, kürzlich meist mit den Worten der Quelle wiedergegebene Synthese, so wird man die *Thatsachen*, die sie giebt leicht zugeben. Darauf kommt es aber weniger an, wenn man sich einmal darüber verständigt hat, dafs das Wesen des Rechts und Staats zu begreifen, deren wahrhafte Natur zu erkennen eben diefs sei, mit der Wirklichkeit es zu thun zu haben, und das Vernünftige als solches zu erfassen. Das *Recht der Natur* oder Naturrecht in diesem Sinne ist eben so sehr die *Natur des Rechts*, und letzteres vielmehr der eigentliche Gegenstand der philosophischen Betrachtungsweise. Als solche bedarf aber das anthropologische Element einer wesentlichen Ergänzung, die nicht schon durch den Sprung von einem individuellen Willen und Intelligenz zu einem höhern gegeben wird, sondern eine tiefere Begründung erfordert. Bei dem Zusammenhange aller Wissenschaften ist der Anfang und das Ende einer jeden besondern in einer andern besondern zu finden und hierin liegt ihre Grenze und Unendlichkeit zugleich, hierin die Schwierigkeit eines Systems, das sich, jenes Verhältnifs verkennend oder bei Seite setzend, eine gröfsere Selbstständigkeit geben will. So wird es selbst entweder der Grundlage entbehren und hypothetisch, oder es mufs sich durch lemmatische Sätze helfen, oder endlich mehr den Charakter einer Abstraktion aus dem Positiven in einen andern Sinne haben, als es das Verhältnifs der Idee zu der Wirklichkeit mit sich bringt.

So vielfach erfreulich der Eindruck ist, den dieses gut geschriebene Werk hervorbringt, so lebhaft unser Interesse an Leistungen dieser Art ist, welche immer mehr zur nähern geistigen Verbindung führen, wie sie aus solcher hervorgegangen sind, und so aufrichtig wir wünschen, dafs der Verf. uns die Fortsetzung und Ergebnifse seiner Etudes nicht zu lange vorenthalten möge, so wollen wir es doch nicht verhehlen, dafs die vorliegende, von ihm selbst als jugendlich, bezeichnete Arbeit die Empfindungen erweckt, die die Wahrnehmung einer noch im Kampfe begriffenen, durch eine noch unerfüllte Sehnsucht hervorgerufenen, Bestrebung zur Begleitung hat. Die Rechtsphilosophie mag nicht isolirt, sondern in Zusammenhang mit umfassenderen Studien erfafst werden, und erfordert immer längere Zeit, und innere Durcharbeitung, möge das Individuum sich, wie man so gern sagt, sein eigenes System bilden, oder ein fremdes in sich geistig reproduciren. Man sieht, dem Verf. genügte die bisherige Methode der Franzosen nicht; ein höheres Bedürfnifs führt ihn gleich andern neueren Mitarbeitern zu den Leistungen der Deutschen, und es ist eben so erklärlich, dafs diese einerseits mit aller Lebhaftigkeit des Geistes aufgenommen, als mit Mifstrauen — wenn man nicht von andern Hindernissen sprechen will, — gewürdigt werden. Das Gefühl der Unbefriedigtheit bei dem, was die einheimische Literatur enthält, wird fast gesteigert durch den neuen Kampf, den die Wahrnehmung der Gegensätze erweckt, welcher zwischen den deutschen Systemen untereinander, und denselben im Verhältnisse zu den französischen, statt findet. Es bedarf eines weitern Fortschritts zu dem höhern Standpunkt, solche Gegensätze zu beherrschen, sie jeden frei und in seinem Werth gelten zu lassen, und zugleich auf die Einheit zurückzuführen. Weniger in den Ergebnissen, s. g. Rechtswahrheiten, als in der Begründung und dem Beweise — der Methode, liegt die Verschiedenheit. Aber diese Methode wird freilich mit ihrer Rechtfertigung vorausgesetzt, wenn sie in der besondern Wissenschaft sich erzeigen soll. So hat der Vf. Resultate, ja selbst den Gedankenfortschritt der neuesten Gestaltungen deutscher Philosophie festgehalten, aber sie in einer Form und Weise aufgestellt, die einen Mangel grade deshalb wahrnehmen läfst, weil er — und wieder aus nicht fern liegenden Rücksichten, sich gegen die durch den *Inhalt gegebene* polemisch verhält. Wir sind aber weit entfernt ihm, auch wo er fremdes auf seine Weise reproducirt, dessen Inhalt er sich zu eigen gemacht hat, und den er in einer, dem Geschmack unserer Nachbarn mehr zusagenden Form, vorlegt, das Verdienst der Selbstständigkeit und die Anerkennung redlichen Strebens zu schmälern.

J. F. H. Abegg.

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

XXXIII.

Csoma de Körös: A Grammar of the Tibetan Language in English. Calcutta, 1834. *gr. 4to.*

Ueber die Geschichte und den religiösen Zustand der Tübeter ist in der neuesten Zeit, aus chinesischen und mongolischen Quellen, viel Belehrendes ans Licht gefördert worden; allein die Sprache Tübet's war bis auf das Erscheinen des vorliegenden Werkes in Europa noch sehr oberflächlich bekannt. Selbst in diesem Augenblick dürfte der verdiente J. J. Schmidt in St. Petersburg vielleicht der einzige tiefere Kenner sein, dessen unser Welttheil sich rühmen kann, und aus dessen Händen wir, seinem Versprechen gemäfs, in kurzer Zeit eine Tübetische Grammatik erhalten werden, die gewifs in Ansehung der Methode ihre eigenthümlichen Vorzüge haben wird. Die vorliegende Sprachlehre und das gleichzeitig erschienene Wörterbuch *) verdankt man einem gelehrten Ungarn, den ein rühmlicher Eifer, das Stammland der Ahnen seines Volkes aufzusuchen, vor längerer Zeit nach Indien und Tübet geführt hat **). Wenn nun auch der ursprüngliche Zweck des Verfs. als verfehlt zu betrachten ist, indem er zur Erreichung desselben im buchstäblichen Sinne des Wortes einen falschen Weg eingeschlagen, so hat ihm dafür eine noch wenig bekannte reiche Litteratur ihre Schätze aufgeschlossen, und allem Anschein nach wird diese Litteratur der vornehmste Gegenstand seiner Bestrebungen bleiben.

Ob Csoma de Körös das Lexikon und die grammatische Skizze des Missionairs Schröter ***) benutzt habe, können wir nicht sagen: er selbst gedenkt weder dieses, noch irgend eines andern etwanigen Vorgängers. In Hinsicht des Materials dürfte seine Grammatik wohl ziemlich befriedigend sein, obgleich sie nur bis zur 145sten Seite reicht, und wenigstens 40 dieser Seiten mit sehr entbehrlichen Registern von Adjectiven und Verben angefüllt sind; die ganze Methode aber erschwert eine übersichtliche Betrachtung und ist überhaupt den Bedürfnissen unserer Zeit nicht angemessen. Indem wir, auf die Leistungen des Vfs. gestützt, eine Charakteristik der tübetischen Sprache versuchen, enthalten wir uns directen Tadels, der die meisten Leser ermüden würde, und geben nur *implicite* zu verstehen, was uns in der Auffassungs-Weise des gelehrten Ungarn, oder in seiner Disposition des Stoffes irrig und mangelhaft erscheint.

Auf dem eisigen Hoch-Plateau des tübetischen Landes hat sich eine Sprache entwickelt und ausgebildet, die man, obgleich sie in mehreren Phasen ihrer Bildung den tatarischen Sprachen der nördlichen und nordöstlichen Hochländer eben so entfremdet ist, wie den einsilbigen Idiomen Hinter-Indiens und China's, doch gewisser Mafsen als eine Mittelstufe zwischen beiden Sprachen-Klassen betrachten kann. Wir hoffen hier, nicht mifsverstanden zu werden; bei *Mittelstufe* denken wir blofs an geistige oder logische Verwandtschaft (Analogie), obschon wir auch eine leise historische Berührung nicht für unerweislich halten.

Der Fond der tübetischen Sprache besteht aus einer Anzahl Wurzeln, die mit noch gröfserem Rechte *einsilbig* heifsen können, als viele Wurzeln des Chinesischen, von denen aber der gröfsere Theil weit consonanten-reicher ist. Während die chinesische Spra-

*) Sein bescheidner Titel ist: *Essay towards a Dictionary Tibetan and English.* Eine Beurtheilung desselben behalten wir uns vor.

**) S. Ritter's Asien, Band II., S. 584.

***) Dictionary of the Bhotanta, or Boutan Language; printed from a Ms copy made by the late Rev. Schroeter, edited by Marshman; to which is prefixed a *Grammar of the Bhotanta Language*, by Schroeter, edited by Carey. Serampore, 1826. 4to.

Digitized by Google

che Wurzeln mit Triphthongen, wie z. B. *siuan*, *lieu*, aufzuweisen hat, enthalten die Grundwörter der Tübeter immer nur *einen* Vocal, wogegen sie oft mit *drei*, ja *vier* Consonanten anfangen, z. B. *smreng*, *bskrad* u. s. w. Am Ende der Wurzel duldet man höchstens *zwei* vocallose Mitlauter, von denen der letzte ein s sein mufs, z. B. *phyugs*, *tschhibs* — veraltet sind Formen auf *nd*, *rd*, *ld* — und selbst der einfachen End-Consonanten giebt es nur folgende: g, *ng*, d, n, b, m, r, l, s, welche auch in Provinzial-Dialekten des Chinesischen — namentlich dem von Fukian und dem von Canton — gröfstentheils in dieser Eigenschaft vorkommen. Solche Wurzeln, die, mit Aufopferung ihrer Selbständigkeit, lediglich als Kennzeichen grammatischer Beziehung fungiren, fangen gewöhnlich nur mit *einem* Consonanten an; die meisten selbständigen Wurzeln aber mit mehreren. Keine tübetische Wurzel hat einen blofsen Selbstlauter als Initial.

Es ist übrigens faktisch, dafs die Sprache der Tübeter im Verlauf der Jahrhunderte gar sehr sich erweicht und gemildert hat — ja, nach Körös's Anweisung zur Aussprache des heutigen Tübetischen mufs fast jede Härte beseitigt sein, und die Sprache im Munde des heutigen Tübeters ungefähr so klingen, wie z. B. der chinesische Dialekt von Canton. Von den initialen Consonanten, selbst wenn ihrer *vier* zusammentreffen, ist gewöhnlich nur Einer (der Letzte) lautbar, und das finale s wird nach einem andern Consonanten unterdrückt. Daneben giebt es auch Lautwechsel: *phy* wird *tsch*; *sl* wird ein d; K-Laute und P-Laute (mit und ohne Aspiration) verwandeln sich, selbst wenn R folgt, in ein blofses t oder th u. s. w. Alle diese Modificationen in der Aussprache haben jedoch niemals auf die Schrift zurückgewirkt.

Die meisten tübetischen Wurzeln haben schon für sich allein selbständige Bedeutung, und gering ist die Zahl derer, welche, nach eingebüfster Selbständigkeit, nur als integrirende Theile zusammengesetzter Wörter, oder nur als grammatische Formen eine Rolle spielen. Eine Menge Begriffe werden je durch *eine* Wurzel ausgedrückt, und wo man für nöthig gehalten hat, zur Verdeutlichung oder Vervollständigung des Begriffes noch eine andere zu Hülfe zu nehmen, da ergiebt sich das Compositum lediglich aus dem engeren Aneinandersprechen beider Wurzeln. In den meisten Compositis haben die einzelnen Glieder für sich schon Bedeutung, und kommen auch aufser der Zusammensetzung als selbständige Wurzeln vor; doch ist dies, wie schon angedeutet, nicht immer der Fall. Die Schrift der Tübeter, in welcher alle Silben (d. h. alle Wurzeln) durch Interpunction getrennt werden, läfst uns auf den ersten Blick erkennen, was zum einen und was zum anderen Theile des Compositums gehört; aber selbst ohne dieses Mittel würden wir jedes mehrsilbige Wort hier viel sicherer, als in den tatarischen Sprachen, zerlegen können, da man im Tübetischen alle möglichen Anfangs- und Endlaute der Wurzeln zu übersehen im Stande ist. In den tatarischen Sprachen ist eine solche Abgränzung der Grundwörter viel weniger ausführbar; denn hier hat das Zusammentreten einfacher Wurzeln oft wahre Amalgamation erzeugt; die einzelnen Bestandtheile des Compositums erlitten Verstümmelungen und Laut-Metamorphosen, deren Gesetze noch nicht ermittelt worden. Bei dem Tataren findet lose Anfügung vornehmlich in der Grammatik statt, bei dem Tübeter aber sogar in der Composition zur blofsen Bildung eines Begriffes, und insofern kommt er dem Chinesen sehr nahe.

Die tübetische Sprache besitzt wahre grammatische Formen, d. h. Silben oder Wörtchen, deren ausschliefsliche Bestimmung die ist, Redetheile und ihre Verhältnisse zu unterscheiden. Sie folgen in dieser Eigenschaft den selbständigen Wurzeln nach, wie die grammatischen Partikeln der tatarischen Sprachen, und ihre Anfangs-Laute sind dann öfter gewissen Veränderungen unterworfen. So erscheint eine Partikel, die Substantiva bezeichnet, in drei Formen: sie lautet *ka*, wenn die vorhergehende Wurzel mit g, d, b oder s schliefst — kh (d. h. k mit folgender Aspiration), wenn die Laute n, r, l — *ga*, wenn *ng*, m, oder Vocale vorhergehen. Die den Genitiv andeutende Partikel ist abwechselnd *kyi*, *gyi*, *gi* und *yi*: die erste Form folgt einem schliefsenden d, b, oder s; die zweite, dem n, m, r, oder l; die dritte, dem g und *ng*; die vierte, nur Vocalen, u. s. w.

Alle diese Partikeln bewahren ihre Einsilbigkeit eben so streng, wie die selbständigen Wurzeln; keine derselben kommt *nur* in Verbindung mit einer anderen vor, keine hat einen bedeutungslos scheinenden Zusatz oder Ablaut. In den tatarischen Sprachen finden wir die Wurzeln, mögen sie nun Bedeutung oder Beziehung

Digitized by Google

ausdrücken, sehr häufig durch blofse *vocalische* Anhänge oder Einschiebungen erweitert und ausgedehnt, ja, die Verbindung des Grundwortes mit dem Affixum geschieht oft nur so, dafs ein Vocal zwischen Beide tritt, der keinem von Beiden ursprünglich angehört. Von einem solchen Verfahren weifs die tübetische Sprache nichts, und kann auch der grammatischen Zusätze, selbst insofern sie Redetheile trennen, weit eher sich entrathen, als ihre tatarischen Nachbarinnen.

Eine andere Eigenschaft des Tübetischen ist die hin und wieder statt findende Veränderung des *Wurzelvocals*, die theils euphonischen, theils nur grammatischen Zweck hat. Viele Diminutiva werden z. B. durch ein angehängtes 'u gebildet, vor welchem die Vocale a und o sich in e verwandeln, z. B. *rta*, *Pferd*; aber *rte'u*, *Füllen* (*rta+u*); *rdo*, *Stein*, aber *rde'u*, *Steinchen* (rdo+u). Einige Verba derivata unterscheiden sich durch blofse Veränderung des Wurzel-Vocals von ihren Stamm-Verben, und in vielen Verbis mit *Präfixen* bleibt dieser Vocal nicht in jedem Tempus und Modus derselbe.

Die Consonanten g, d, b, m, und h (gelinde), mit denen sehr viele tübetische Wurzeln anfangen, werden *Präfixa* genannt, wenn sie noch wenigstens Einen Initial-Consonanten nach sich haben *). In der heutigen Aussprache bleiben diese Präfixa immer stumm, es sei denn, dafs das vorhergehende Wort auf einen Vocal ausginge, und selbst in der Schrift fallen sie zuweilen aus, ohne an der Bedeutung des Wortes Etwas zu ändern. So finden wir abwechselnd *g'nag* und *nag* für *Schwärze*; *d'man* und *man* für *Niedrigkeit*; *d'mang* und *mang* für *Vielheit* u. s. w. **)

(Der Beschlufs folgt).

XXXIV.

***Die Neumark Brandenburg im Jahre* 1337 *oder Markgraf Ludwig des Aeltern Neumärkisches Landbuch aus dieser Zeit, herausgegeben und erläutert von Georg Wilhelm von Raumer. Mit einer zum Landbuch gehörigen Karte. Berlin,* 1837. *Nicolai. VIII und* 114 *S.* 4.**

Grade jetzt vor einem halben Jahrtausend liefs Markgraf Ludwig der Aeltere von Brandenburg aus dem Baier'schen Hause ein Landbuch der Neumark Brandenburg anfertigen, um darnach eine ihm, zur Wiedereinlösung der zehn Jahre vorher an den Herzog Rudolph von Sachsen verpfändeten Markgrafschaft Lausitz, von den Neumärkischen Landständen gemachte Steuerbewilligung, einen sogenannten Landschofs, richtig und unverkürzt einzuziehen. Die Originalschrift dieser für die damalige Landesbeschaffenheit so wichtigen Urkunde wurde bis auf die neueste Zeit im Lehnsarchive der ehemaligen Regierung zu Cüstrin aufbewahrt, ist aber gegenwärtig verloren gegangen und nur in Abschriften, von der Hand des Consistorial-Rathes Seyffert und des Kriegsraths Wohlbrück, noch aufbehalten. Nach diesen Schriften ist in dem vorliegenden Werke ein Abdruck des neumärkischen Landbuches besorgt worden.

Die historische Wichtigkeit solcher Landbücher, wie in alter Zeit fast bei jeder Erhebung von aufserordentlichen Landessteuern, um die Zahl der steuerbaren und freien Hufen jedes Dorfs, den Betrag der Kornpächte und Geldzinsen der Vasallen und dergleichen in Erfahrung zu bringen, aufgenommen werden mufsten, von denen aber nur wenige vollständig erhalten geblieben sind, ist besonders durch das im Jahre 1375 unter der Regierung Kaiser Karls IV. angefertigte Landbuch der Kurmark Brandenburg, dessen Herausgabe der verewigte Staatsminister von Herzberg besorgt hat, zu allgemeiner Anerkennung gekommen. Es hat wohl kein deutsches Land zur Kenntnifs seiner innern Verfassungs- und Territorialverhältnisse im vierzehnten Jahrhundert ein seinen damaligen Zustand so vielseitig, vollständig und klar beleuchtendes Document aufzuweisen, wie die Mark Brandenburg in dem sogenannten Landbuche Karls IV. besitzt, worin dieses Land gleichsam einen Ersatz für die ihm mangelnden, sonst gewöhnlichern Geschichtsquellen, die Chroniken, erhalten hat. Dies Landbuch enthält nicht nur eine allgemeine Zusammenstellung aller Quellen des kurfürstlichen Einkommens, indem es damit zugleich über die allgemeine Landesverfassung überhaupt viel Aufschlufs giebt, sondern es führt aufserdem jede Stadt und jedes Dorf besonders auf, beschreibt die Vertheilung des Feldgebietes unter die Einwohner, die Leistungen und Abgaben derselben, die Hörigkeit des Hebungsrechts von Zinsen und Pächten, des Gerichts, des Patronats, des Zehntrechts und dergleichen mehr, indem es also über den Anbau, die Bevölkerung und die Lage der Bewohner der Mark in einer so lehrreichen Weise Auskunft giebt, als wäre dasselbe ein eigens für die damalige Statistik und Landeskunde gearbeitetes Handbuch.

So ausführlich und lehrreich, als dies Landbuch Kaiser Karls IV, ist nun das Landbuch Markgraf Ludwigs zwar keinesweges. Es sind in dem letztern nur die einzelnen Orte, mit Ausnahme der den Klöstern und Stiftern gehörigen Besitzungen, in interessanter Ordnung und Reihfolge, nach der damaligen Landeseintheilung, aufgeführt und bei den einzelnen Orten ist

*) Doch sind sie *nie* Präfixa, wenn der unmittelbar folgende Consonant y (Jod), r, oder l mit einem Vocale ist, wie z. B. in *bya*, *glang* u. s. w.

**) Dieses gelegentliche Ausfallen bemerkt man jedoch auch bei anderen Radicalen. So kommen für *geben* die Formen *sbyin* und *byin* (also mit und ohne s) neben einander vor.

Digitized by Google

die Hufenzahl ihrer ganzen Feldmark, imgleichen die Zahl der steuerfreien also von jener Gesammtzahl in Abzug kommenden Kirchen- oder Pfarrhufen und Ritterhufen angegeben, in der Regel ist auch der Besitzer der letztern namhaft gemacht und zugleich bemerkt, wie viel dieser an Zinsgetreide oder dafür zu zahlender Geldvergütung von den Einwohnern des Dorfes zu erheben berechtigt sei, ferner wie hoch sich die Pachtabgaben aus dem ganzen Dorfe überhaupt beliefen und was die etwa vorhandenen Mühlenwerke und Krüge des Dorfes zu leisten hätten. Denn von diesen Hebungen war es, von welchen die aufserordentliche Steuer als eine pars quota abgeführt wurde, während die Ritterhufen selbst verrofsdienet und daher mit dem Geldbeitrage zur Deckung von Landesbedürfnissen verschont wurden. Die summarische Allgemeinheit, worin sich darnach die gedachte neumärkische Landesbeschreibung hält, konnte dem Verf. nicht zu so vielfach lehrreichen Bemerkungen Gelegenheit geben, wie die Spezialität des Karolinischen Landbuches dazu Veranlassung enthält. Dennoch bildet dieses neumärkische Landbuch zur Ergänzung des letztern, welches seine allgemeinen Vorerinnerungen zwar auf die Neumark mit erstreckt hat, eine spezielle Ortsbeschreibung jedoch nur von der Kurmark liefert, ein vortreffliches Supplement. Die Ortskunde der Neumark ist dadurch sehr erweitert und aus jener frühen Zeit ein topographisches Bild von der Provinz gewährt, dessen Vergleichung mit dem Bilde, welches eine heutige Landkarte davon giebt, zu mannigfaltigen interessanten Bemerkungen anregt und auffordert. Um solche Vergleichung noch mehr zu erleichtern fügte der Herausgeber zugleich eine auf dem Grunde des Landbuches und anderer glaubhafter Documente entworfene Karte von dem Zustande der Provinz im Jahre 1337 bei.

Ueberhaupt beschränkt sich das hier angezeigte Werk keinesweges auf die blofse Mittheilung des besprochenen neumärkischen Landbuches, dessen Umfang geringe ist und nur wenige Bogen eingenommen haben würde, sondern der Herausgeber liefert zugleich aus dem beträchtlichen Reichthume seiner gesammelten Materialien für die vaterländische Geschichte, theils eine sehr interessante Territorialgeschichte der Neumark von der Zeit ihrer Entstehung bis zu dem Jahre, in welchem die Abfassung des Landbuches geschah, theils zahlreiche, aus einer Menge zum Theil noch ungedruckter Urkunden geschöpfte Noten zum Texte, letztere zur Erläuterung, erstere zur Einleitung des Landbuches.

Die das Landbuch einleitende Territorialgeschichte, welche über die Hälfte des Werkes ausmacht, und des Verfs. ausgedehnte Kenntnifs des vaterländischen Alterthums und gewandte Geschichtsforschung überall bekundet, erregt um so mehr Interesse, je gröfser bis jetzt der Mangel ist an gründlichen Forschungen, welche der Neumark gewidmet gewesen wären, während solche der Kurmark vielfach zugewendet wurden. Die ältesten Theile der Mark Brandenburg erregten immer am meisten die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher, die spätern Zuwüchse des Landes wurden dagegen vernachlässigt und die Studien von diesen ab und auf jene hingezogen. Während daher die Altmark das historisch am vorzüglichsten cultivirte Gebiet des Kurfürstenthumes ausmacht, sind die historischen Verhältnisse der Neumark, über welche, aufser Gerckens Aufsatze über die Entstehung der Neumark, kaum eine etwas allgemeinere Abhandlung zu nennen ist, eigentlich ganz unbearbeitet geblieben, obwohl es einer mit gehöriger Tiefe in die Verhältnisse dieses Landes eindringenden Geschichte keinesweges an eigenthümlichem hohen Interesse mangeln würde: und undurchdringliches oder wenigstens bis jetzt undurchdrungenes Dunkel ruhet daher noch auf vielen Theilen der neumärkischen Geschichte, ja selbst auf der Entstehungsgeschichte dieses Landes als einer märkischen Provinz, oder auf der Art, wie die einzelnen Lande, welche die Neumark bilden, ursprünglich von den Markgrafen von Brandenburg erworben sind.

Das vorliegende Werk hat das Verdienst, zur Aufklärung dieses Dunkels in vielen Beziehungen beizutragen. Es giebt zunächst einen, durch Herbeiziehung mancher bisher unbenutzter Quellenschriften vervollständigten Ueberblick der Geschichte der Neumark, besonders der in ihr stattgefundenen Territorialveränderungen und des allmähligen Erwerbs dieser Territorien durch die Markgrafschaft seit dem dreizehnten Jahrhundert. Sodann folgt eine nähere historische Darstellung und Beschreibung der einzelnen im vierzehnten Jahrhundert zur Neumark gerechneten Kreise, worin dasjenige, was der vorangeschickte Ueberblick nur andeutet, zum Theil näher ausgeführt wird. In dieser Darstellung der einzelnen Länder wird indessen nur deren Geschichte im Allgemeinen, sodann die Geschichte der darin belegenen Städte und Klöster berührt. Was über die einzelnen Dörfer zu sagen war, ist in den Noten zum Landbuche enthalten. Den Beschlufs machen endlich einige interessante Bemerkungen über die älteste Verfassung und Verwaltung der Neumark als Resultate, welche sich dem Verf. beim Lesen vieler Urkunden dieses Landes ergeben haben.

Mittelst der Noten zum Texte des Landbuches hat der Herausgeber an die darin vorkommenden Orts- und Familien-Namen kurze Notizen aus ältern Urkunden geknüpft. Es ist bei diesen Notizen weder Vollständigkeit der Sammlung alles dessen, was darüber in ältern Urkunden enthalten, noch genaue Ausführung des Mitgetheilten beabsichtigt. Doch sind fast von jedem Orte einige ältere Verleihungen desselben oder sonstige historisch interessante Nachrichten angegeben und von den Familien gewöhnlich einige ältere Vorfahren namhaft gemacht. Auch ist bei den im Landbuche erwähnten Namen von Städten und Dörfern deren heutige oft sehr abweichende Benennung angegeben und vielfach ist darneben der kurze, dem mit märkischen Geschichtsquellen weniger Vertrauten unverständliche Ausdruck des Landbuches erläutert und erklärt.

Die Geschichte der Neumark hat also mit dem vorliegenden Werke sowohl an ihren Quellen einen wichtigen Zuwachs, als auch einen schätzenswerthen Beitrag zu ihrer Bearbeitung gewonnen. Möchte derselbe zugleich zu fortgesetzten Forschungen auf diesem Gebiete anregen!

Riedel.

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Csoma de Körös: A Grammar of the Tibetan Language in English.

(Schlufs.)

Eine durch die Präfixa vermittelte Aenderung der Bedeutung, oder vielmehr der *Beziehung* findet nur in einer Anzahl *Verben* statt, welche Einen der erwähnten fünf Laute zu ihrem ersten Radical haben: der Wechsel der Präfixa weist hier auf den Unterschied der *Tempora* hin, oder hilft wenigstens zur Unterscheidung derselben, obgleich ein und dasselbe Präfix keinesweges immer das nämliche Verbal-Verhältnifs bezeichnet. Mit dem Gebrauche der Präfixa am Verbum ist öfter auch Modification des folgenden Wurzel-Consonanten und selbst Vocal-Veränderung verbunden. So z. B. lautet die Wurzel *h'khal* (*spinnen*), im Präsens *khal* (ohne H praefixum); im Präteritum und Futurum *b'kal* (B statt H, und Tenuis statt Aspirata); in der gebietenden Form aber *khol* (ohne Präfix, und o statt a).

Obschon besonders das Hinzukommen der Präfixa manche unserem verwöhnten Organe widerstrebende Consonanten-Verbindung erzeugt, so ist doch wenigstens keine dieser Verbindungen unnatürlich oder unaussprechbar zu nennen. Der Tübeter hat bei der Wahl eines solchen Vorschlag-Lautes nie gestattet, dafs ganz unverträgliche Laute, wie b'p, d't, g'k, zusammenstiefsen, und doch wäre selbst diese Art von Verbindung gleichgültig, wenn das Präfix, wie Einige vermuthet haben, seiner ursprünglichen Bestimmung nach lautlos bleiben sollte; ja, durch so unnatürliche Gruppirung am Anfang des Wortes würde der Leser sogar am Besten erinnert worden sein, dafs er den ersten Buchstaben in der Aussprache zu übergehen habe. Was aber die Lautbarkeit dieser Buchstaben ganz aufser Zweifel stellt, ist ihr modifizirender Einflufs auf den nächsten Consonanten, sofern sie Verbal-Verhältnisse unterscheiden. Dennoch waren sie gewifs schon von Anbeginn beweglicher und konnten leichter verhallen, als die übrigen Initiale. Zuweilen unterscheidet sich ein tübetisches Wort von dem urverwandten oder erborgten ausländischen Worte nur durch ein Präfixum: so ist *g'ser* (Gold), wenn man g abrechnet, dem Persischen ژر (*s'er*) ganz gleich — so nähern sich die tübetischen Zahlwörter *g'ñis* (*zwei*), *g'sum* (*drei*), *b'shi* (vier), *d'gu* (neun), *b'tschu* (zehn), nach Abzug ihrer Präfixa, gar sehr den entsprechenden chinesischen Formen: *ñi*, *san* oder *sam*, *schi*, *kiu* und *schi*.

Die selbständigen tübetischen Wurzeln können, von jedem grammatischen Zusatz entblöfst, als wahre *Nomina*, und in mehreren Verhältnissen auch als wahre *Verba finita* gebraucht werden. Eine grammatische Partikel, die dem Verbum nicht minder, als dem Nomen angehört, ist *pa* oder *ba:* man darf diese Partikel das allgemeinste Kennzeichen der Verbal-Nomina nennen; bald tritt sie unmittelbar, bald nur als Begleiterin eines anderen grammatischen Zusatzes, an die Wurzel. In unmittelbarer Verbindung mit der letzteren läfst sie es dahin gestellt, ob man sich eine *Handlung* oder ein *Handelndes*, ein Selbstands- oder Eigenschafts-Wort zu denken habe, und hier können nur der Zusammenhang oder die materielle Bedeutung entscheiden. Dagegen weisen die offenbar verwandten Zusatz-Wörtchen *po* oder *bo*, *ma* oder *mo*, wie schon aus ihren Urbedeutungen (*Vater* und *Mutter*) hervorgeht, immer auf eine Persönlichkeit hin, oder zunächst auf den Unterschied der Geschlechter, der nur mit dem Begriffe der Persönlichkeit denkbar ist. So bildet man von *rgyal*, *sieghaft sein*, *rgyal-ba*, Majestät, aber *rgyal-po*, *König*, und *rgyal-mo*, *Königin*. *Byed-pa* (von der Wurzel *byed*, *machen*) schwankt zwischen *Machen* und *Machendes*, wogegen ein hinzutretendes *po* oder *mo* (*byed-pa-po*, *byed-pa-mo*), auch schlechthin

Digitized by Google

byed-po, *byed-mo*, nur eine *handelnde Person* bezeichnen kann. Es giebt ferner Partikeln, die ausschliefslich Abstracta der Handlung, und wieder andere, die ausschliefslich *Adjectiva des Besitzes* bilden; denn zum Ausdruck eines reinen Adjectivums hat die tübetische Sprache eben so wenig, als die Tatarischen, sich erheben können.

Von den für Casus-Verhältnisse gebräuchlichen Partikeln hat man zur Bezeichnung des Dativ-Locativs wenigstens *fünf*, von denen mehrere, namentlich *tu*, *du*, *ru* (r), mit Local-Partikeln der tatarischen Sprachen die gröfste Aehnlichkeit darbieten. *) Der Genitiv (*kyi*) und der Instrumental (*kyis*), der Dativ-Locativ (*la*, *na*), und der Ablativ (*las*, *nas*) unterscheiden sich nur durch ein fehlendes oder angehängtes *s*, und es liegen also diesen sechs Partikeln nur *drei* Formen zum Grunde. So ist das i oder *ni* der Mandschu zugleich *Genitiv* und *Instrumental*; so wird die Postposition *den* im Mongolischen als *Locativ*, und im Türkischen als *Ablativ* gebraucht. Die Casus-Partikeln der Tübeter bilden in Verbindung mit Wurzeln aller Art, Gerundia, Adverbien und zusammengesetzte Postpositionen. — Zum Ausdruck des Plurals giebt es verschiedne Partikeln, von denen *rnams* als selbständiges Wort s. v. a. *Klasse*, *Abtheilung* bedeutet.

Das *Verbum* der Tübeter hat, gleich dem der Tungusen und der Mongolen, keine Pronominal-Affixa, die ihm Persönlichkeit geben könnten. Zur Unterscheidung der Vergangenheit oder Vollendung, der Dauer und des Bevorstehens hat man verschiedne participiale Ausdrucksweisen, worunter nur *zwei* innigere, vielleicht symbolische Anbildungen: wir meinen das Participium Präteritum in S, vor welchem D als letzter Stammbuchstabe ausfallen kann, und die Bezeichnung der bestimmteren Gegenwart und Vergangenheit vermittelst eines, der Wurzel oder dem erwähnten Particip nachtönenden O. Mehrere Formen für absolute und relative Zeitverhältnisse entstehen aus dem Zusammentreten der Wurzel oder des Particips eines concreten Verbums mit Wurzel oder Particip eines abstracteren, wie z. B. *Machen* und *Existiren*; abstracte Verba wandeln sich durch Zusammensetzung mit ihren Synonymen ab. Den Imperativ unterscheidet zuweilen Modification des Wurzel-Vokal's. Ein Infinitiv ist eigentlich gar nicht vorhanden; denn was Körös so nennt, ist nichts anders, als eine Art *Gerundium* von häufigem adverbialem Gebrauche, dessen charakteristisches Affixum *par* (*bar*) sich deutlich als eine Zusammensetzung der oberwähnten vagen Partikel *pa* (*ba*) mit dem lokalen R zu erkennen giebt. Endlich hat man noch einen Conditional auf *na*, und einen Subiunctiv auf *tschig* oder *schog*.

Bei einem Theile der mit *Präfixen* (s. oben) verbundenen Verben kommt, wie bereits angedeutet, der Wechsel dieser Präfixa in Betracht, obschon keines derselben ein bestimmtes Verbal-Verhältnifs ausschliefslich charakterisirt. Wo ein Präfix Kennzeichen des Präteritum's ist, bedarf man des vorhin erwähnten charakteristischen S am Schlufse nicht mehr. H präfixum begleitet am Häufigsten das Präsens, und bisweilen den Imperativ — B wird vorherrschend dem Präterito, aber oft auch dem Futur eines und desselben Verbi präfigirt — G charakterisirt in vielen Fällen nur das Futur, in Einigen Präsens und Futur — M ist nur zuweilen Kennzeichen des Präteritums und des Futurs.

Obschon das Verbum der Mandshu und das der Mongolen vor dem der Tübeter in vieler Hinsicht wenig voraus haben, so mufs man doch gestehen, dafs die Verbindung der Wurzel mit den modalen oder temporalen Zusätzen in den Sprachen der Erstgenannten nicht so unmittelbar ist, wie im Tübetischen: alle Mandshuischen Verbal-Wurzeln erscheinen in jedem Verhältnifs nur mit einem überhängenden Vocale, d. h. als *Thema*, und will der Mandshu oder der Mongole z. B. ein Präsens bilden, so verknüpft er die Wurzel des abstracten Verbums mit einer Participial-Form des concreten, z. B. *sambi*, Mandsh. (ich, du, er) *weifs*, aus dem Particip *san* (von d. Wurzel *su*) + *bi*, *sein*, wobei auch N euphonisch in M übergeht. Der Tübeter allein kann das Präsens schon durch rohe Zusammenstellung zweier nackten Grundwörter ausdrücken, wie er seine Composita bildet: *hgro-byed*, d. h. √*Gehen* + √*Machen* ist so viel als (ich, du, er) *geht*. Oft begnügt man sich im Tübetischen sogar mit Einer Wurzel, ohne Veränderung oder Zusatz, um das Verbum finitum zu bezeichnen: so kann *hgro* für sich allein (ich, du, er) *geht* heifsen. Diese Li-

*) Man vergleiche besonders das *du* und *dur* der Mongolen. Ein r, als die Richtung nach Etwas hin bezeichnend, findet sich in der ganzen tatarischen Sprachen-Klasse, von Tungusien bis Ungarn.

Digitized by Google

cenz ist dem Genius der tatarischen Sprachen noch weniger angemessen.

Gewisse Verba derivata werden am Häufigsten durch Vertauschung oder Veränderung von Wurzel-Lauten aus ihrer Stammform abgeleitet: so heifst *hkhum*, *zusammenfahren*, aber *skum zusammenziehen* — *h'khod*, *sitzen*, aber *h'god*, *setzen* — h'tschhad, *to be rent*; *h'tschod*, *to cut off* — *h'gye*, *to go asunder*, aber *h'gyed* (mit hinzutretendem d), *to disperse* etc. Active und passive Verba unterscheidet gewöhnlich nur der Casus des Subjects, z. B. *nga rdung-bar byed-do*, *ich schlagen thuend* (auch blofs *nga rdung-byed*); aber *nga-yis* (oder *ngas*) *rdung-bar byed-do*, *durch-mich schlagen thuend*, (er wird) von mir geschlagen.

Die syntaktische Anordnung ist sehr ähnlich, wie in den tatarischen Sprachen; nur hat das Substantiv sein Attribut am Liebsten *nach* sich. Geht Letzteres voran, so ist es ebenfalls wahres Substantiv und wird in den meisten Fällen mit einem Genitiv-Zeichen versehen: *mi b'sang-po* (aus *mi*, Mensch, und *b'sang-po*, Güte oder *gut*) heifst der *gute Mensch*; *b'sang-po-i mi* aber wörtlich *bonitatis homo*, ein *Mensch der Güte*.

Ihre *Schrift* haben die Tübeter im 7ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch den gelehrten Fürsten *Thumi Sambodha* erhalten. Man erkennt sie schon auf den ersten Blick als eine blofse Abart des Dewanâgari. Während aber der Indier seine Sätze, wie einzelne Wörter, orthographisch verknüpft, beobachtet der Tübeter ein ganz entgegengesetztes, übrigens dem Charakter seiner Muttersprache sehr analoges Verfahren: er trennt alle Silben durch diakritische Punkte. Grammatische Zusätze werden dem Grundworte nur dann orthographisch einverleibt, wenn sie aus einem einfachen Laute bestehen.

Die Grammatik des Herren Csoma de Körös enthält noch allerlei sehr nützliche und willkommene Zugaben, namentlich: 1) Eine Notiz über die tübetische Zeitrechnung S. 147—54. 2) Ein Verzeichnifs von Wörtern, die symbolisch als Zahlzeichen gebraucht werden S. 155—57. 3) Eine kleine Chrestomathie und Sammlung von Unterhaltungs-Phrasen S. 158—80. 4) Eine chronologische Tabelle mit gelehrten Anmerkungen S. 181—202. 5) Vier und funfzig lithographirte Seiten, welche die minder gewöhnlichen Schriftarten sehr genau darstellen.

Wilhelm Schott.

XXXV.

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen. Regensburg, 1837. *bei Friedrich Pustet. XVI.* 191 S. 8.

Es ist höchst erfreulich, dafs jetzt einzelne Parthien der vaterländischen Geschichte von mehrern Seiten zugleich bearbeitet werden. So scheint die lange vernachläfsigte Periode der sächsischen Kaiserzeit vorzüglich Gegenstand der Bearbeitung deutscher Historiker geworden zu sein. Schon in den beiden letzten Decennien wurde durch Monographien und Abhandlungen Manches Einzelne aus dieser Zeit aufgeklärt und erläutert. Doch ein Werk, welches die ganze sächsische Kaiserzeit umfafst und den jetzigen Anforderungen der Kritik entspricht, besitzen wir noch nicht, obwohl es nicht an vortrefflichen Vorarbeiten dazu fehlt. Diese Lücke in der historischen Literatur wird nach den nunmehr begonnenen oder schon beendigten Werken bald ausgefüllt werden. Indem Pertz die Scriptores und andere Quellen für diese Periode in dem nächstfolgenden Bande der Monumenta Germaniae historica zum Druck vorbereitet und uns verspricht durch die Bekanntmachung des für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts höchst wichtigen Richerus von Rheims manche Theile der Geschichte der sächsischen Kaiserzeit aufzuhellen: indem Ranke's Schüler zu Berlin in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause die vorhandenen Nachrichten kritisch durchzuarbeiten und zu sichten und die Thatsachen nach der chronologischen Folge festzustellen sich bemühen; stellt Hr. Contzen in vorstehender Schrift die Geschichtschreiber und alle übrigen historischen Quellen jeder Art mit einer kritischen Würdigung ihres Werthes und einer vollständigen Angabe der dahin gehörigen Literatur zusammen. So wird es einem Geschichtschreiber möglich gemacht diesen wichtigen Theil der deutschen Geschichte nach allen Richtungen und Beziehungen und nach allen Anforderungen der historischen Wissenschaft darzustellen.

Digitized by Google

Was Stenzel im zweiten Bande seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern für die Kritik der Quellen des eilften und Anfang des zwölften Jahrhunderts geleistet, hat sich der Verf. vorliegender Schrift als Aufgabe gesetzt für die sächsische Kaiserzeit zu leisten. Er hat diese Aufgabe in einer Weise gelöst, dafs seine Schrift als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur genannt werden mufs. Es wäre höchst wünschenswerth über jeden Theil der deutschen Geschichte solche Darlegungen und Beleuchtungen der Quellen zu besitzen: eine wahrhafte gründliche Darstellung der vaterländischen Geschichte wäre dadurch nicht nur möglich gemacht, sondern auch unendlich erleichtert.

Was nun näher den Inhalt der Schrift des Hrn. Contzen selbst angeht, so hat er nach den einleitenden Bemerkungen über den Character der Quellen im Mittelalter im Allgemeinen zuerst eine Würdigung der Geschichtschreiber Widukind, Luitprand, Thietmar, Albert, Glaber Rodulphus, Flodoard, Ademar gegeben, zu welchen er noch zuletzt die S. Gallener Scriptores und den Fortsetzer des Regino fügt. Aber auch die kleinern Annalen und die Necrologien der Zeit, wie auch mehrere Chronisten der beiden nächstfolgenden Jahrhunderte, welche über die sächsische Kaiserzeit Nachrichten geben, werden aufgezählt und es wird dabei in der Kürze nachgewiesen, in wieweit sie von Wichtigkeit sind und Glauben verdienen. Doch dürfte über Adam von Bremen und den Annalista Saxo ausführlicher gehandelt worden sein als geschehen ist. Einen besondern Werth erhält die Schrift des Hrn. Contzen durch die Aufzählung und Würdigung der Biographien, welche manche schätzbare Beiträge zur Geschichte jener Zeit geben, und besonders für die Sittengeschichte von höchster Wichtigkeit sind. Diese Biographien von Königen und ihren Gemahlinnen, von Bischöfen und Heiligen sind meist von Gleichzeitigen oder doch nicht viel später Lebenden geschrieben und erhalten dadurch schon einen nicht geringen historischen Werth. Auch die Briefe einzelner Männer aus der sächsischen Zeit sind nicht übergangen: ihre Zahl ist freilich nicht grofs, und sie sind auch nicht von besonderer geschichtlicher Bedeutung, wenn man die Briefe Gerbert's von Rheims ausnimmt. Doch gehören sie zu den historischen Denkmalen der Zeit. Ueber Gerbert's, des nachmaligen Papstes Sylvester II. Briefe bemerkt Hr. Contzen S. 180: „die von ihm hinterlassenen theils in seinen Angelegenheiten, theils im Namen mehrerer damaligen Fürsten geschriebenen Briefe, sind für die Aufhellung der vielen verwickelten Verhältnisse jener Zeit von der höchsten Wichtigkeit; aber sie sind zugleich sehr schwierig, sowohl weil wir über manches, was er bespricht oder andeutet, nicht weiter unterrichtet sind, sondern es erst durch ihn kennen lernen, als auch weil sie in einem ziemlich ungeordneten Zustande sich befinden und bis jetzt weder vollständig noch nach einer bewährten Handschrift genau und richtig gedruckt sind." Hr. Contzen verspricht über diese Briefe in einer besondern Schrift ausführlich zu handeln und den historischen Gewinn, der aus ihnen gezogen werden kann, näher darzustellen.

Zum Schlusse wird von den Beschlüssen und Verhandlungen der deutschen National-Concilien, die wichtige Beiträge zur Geschichte, zum Staats- und Kirchenrechte, liefern, und von den Urkunden gehandelt.

Nachdem wir den Inhalt im Allgemeinen angegeben, wenden wir uns zu dem Haupttheile der Schrift, zu der Beurtheilung der Geschichtschreiber und wählen von ihnen die drei wichtigsten Schriftsteller Widukind von Corvey, Liutprand und Thietmar von Merseburg, aus, um zu zeigen, in welcher Art und Weise Hr. Contzen die Quellen der sächsischen Kaiserzeit dargelegt und gewürdigt hat.

Mit Recht weis't der Verf. von allen zeitgenössischen Geschichtschreibern der Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause dem Mönche Widukind von Corvey den ersten Platz an, da dessen Annalen für die meisten spätern Schriftsteller die Grundlage ihrer Erzählungen bilden. Nachdem er (S. 11—16) über die Ausgaben und Handschriften Widukinds ausführlich gehandelt, und sein Leben (S. 16 ff.) nach den kurzen Notizen darüber theils in dessen Schriften selbst, theils aus der Chronik des Abtes Johann Tritheim erzählt hat, geht er zur Beurtheilung der Annalen Widukind's selbst über (S. 18), gibt den Gang und Inhalt derselben in der Kürze an und untersucht, um welche Zeit sie geschrieben worden und was für Quellen ihnen zu Grunde liegen (S. 20—28).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen.

(Schlufs.)

Bei dieser Gelegenheit wird auch von dem Verhältnisse der Corveyschen Annalen bei Wigand, und der Corveyschen Chronik bei Wedekind zu Widukind's Annalen gesprochen. Da Hr. Contzen an der Authenticität der Corvey'schen Chronik nicht zweifelt (S. 94), so stellt er bei der Untersuchung nur die Frage: ist diese Chronik (welche vorzüglich die Ungarnkriege im Jahre 932, 933 und 938 erzählt und, obschon im ersten Theil sehr übereinstimmend mit Widukind, doch im Ausgange des Krieges von ihm sehr abweicht) die letzte Quelle oder Widukind? Wie wäre es möglich, wenn die Chronik von Corvey letzterm zur Quelle gedient, dafs der Chronist den Feldzug Heinrich's gegen die Ungarn in zwei Jahre vertheilt, indefs Widukind nur von einem Feldzuge in einem Jahre erzählt? Hr. Contzen meint, dafs der Erzählung von dem zweiten Feldzug des Königs Heinrich I. in der Corvey'schen Chronik ein anderer Bericht eines zweiten Augenzeugen zu Grunde liege, der weil er von dem frühern abwich, von dem Chronisten nach Art so vieler Compilatoren neben jenem in seine Chronik eingetragen und auf passende Weise mit demselben verbunden worden sei. Daher geht der Verf. nicht so weit als Luden, dafs er dieser Chronik den Vorzug vor Widukind gibt: jedoch glaubt er, dafs der erste Bericht von dem ersten Feldzug allerdings Quelle zu Widukind könnte gewesen sein, der zweite aber auf keine Weise. Dem Ref. scheint, dafs der aus Redensarten Cäsar's zusammengesetzte Bericht über den Krieg Heinrichs mit den Ungarn in der Corvey'schen Chronik wenig Glauben verdient, nicht nur weil er mit dem zuverläfsigen Widukind im Widerspruche steht, sondern auch defshalb weil die Authenticität der Chronik, ungeachtet ihr Herausgeber Wedekind und einige andere Geschichtsforscher sich entschieden dafür ausgesprochen haben, keinesweges aufser Zweifel gesetzt ist. Auf jeden Fall ist diese Chronik viel jünger als Widukind, der nicht aus ihr geschöpft haben konnte, wohl aber umgekehrt mag der Chronist Einiges aus dem sächsischen Geschichtschreiber entlehnt haben.

Von dem was (S. 29—45) über Liutprand's Geschichte, dessen Leben, Schriften, Quellen, Glaubwürdigkeit gehandelt ist, heben wir hier nur letztern Punct aus. Hr. Contzen stimmt nicht ganz mit Martini's Abhandlung über Liutprand's Glaubwürdigkeit (in den Denkschriften der k. Academie zu München) überein, der dessen Nachrichten überall historische Glaubwürdigkeit zuspricht. Wenn auch Hr. Contzen Martini's Ausspruch in Bezug auf die deutschen Angelegenheiten in der sächsischen Periode nicht verwerflich findet, so ist er doch anderer Meinung in Rücksicht auf die Nachrichten über italienische Begebenheiten. Aber das Urtheil Luden's, dafs Liutprand weder von Wahrhaftigkeit noch von wirklicher Geschichtschreibung eine Ahnung gehabt habe, hält er für zu hart. Auch die Urtheile Muratori's, Tiraboschi's u. a. über Liutprand werden mitgetheilt: zuletzt spricht sich der Verf. dahin aus, dafs viele von den Nachrichten, die sich bei Liutprand allein finden, einestheils von innerer Unwahrheit nicht frei zu sprechen seien, anderntheils auch die Vorliebe durchblicken lassen, mit welcher er sie erzähle, um seine an Obscönitäten gewöhnte Zeitgenossen zu unterhalten. Daher müsse es dem Tacte des spätern Geschichtschreibers überlassen bleiben, wie er manche Nachrichten bei Liutprand benutzen wolle.

Ausführlicher noch als über Liutprand ist (S. 46—71) über Thietmar von Merseburg gehandelt. Besonders hat sich Hr. Contzen bei der schwer zu beantwortenden Frage verweilt, ob Thietmar Widukind gekannt

Digitized by Google

und benutzt habe. Doch möchten wir nicht mit dem Ergebnifs von Hrn. Contzen's Untersuchung übereinstimmen: „dafs Thietmar den Widukind gekannt und vor sich gehabt habe, ist mir mehr als wahrscheinlich, denn die Gegengründe, dafs er Widukind nie nenne und im Einzelnen auch von ihm abweiche, sind leicht zu beseitigen und beweisen nichts." So sehr auch der Verf. sich bemüht seine Meinung, welche auch mehrere deutsche Historiker aufgestellt haben, als die richtige zu beweisen, so dürfte ihm dieses doch nicht gelungen sein: auch lassen sich noch andere Gründe als die angeführten gegen eine Benutzung Widukind's durch Thietmar angeben. Sehr richtig aber ist, was Hr. Contzen über den geringen innern Zusammenhang von Thietmar's Chronik sagt: „Es ergibt sich, was auch Ursinus dagegen sagt, doch beim Lesen bald, dafs er (Thietmar) eigentlich gar keinen festen Plan hatte, sondern sich beim Aufschreiben der Begebenheiten frei gehen liefs, und die Geschichte einer Person, einer Familie, eines Landes da einflocht, wo ihn die zufällige Anführung des Namens darauf brachte."

Wir schliefsen die Anzeige dieser für die historische Literatur Deutschlands wichtigen Schrift, indem wir den Wunsch aussprechen, dafs Hr. Contzen auch von andern Perioden der deutschen Geschichte die Quellen mit solchem Fleifse und Studium zusammenstellen und kritisch beleuchten möchte: er wird sich durch solche tüchtige Leistungen um die historische Literatur unsers Vaterlands sehr verdient machen.

Aschbach.

XXXVI.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Mit 2 Steindrucktafeln. Berlin, 1837. *Sander'sche Buchhandlung (C. W. Eichhoff.) VIII.* 344 *S.* 8.

Es ist in unsern Tagen oft wiederholt worden, dafs die Meteorologie, bei dem allgemeinen, raschen und erstaunenswerthen Fortschritte der Naturwissenschaften, ganz zurückgeblieben sei, und, — so wenig glaublich es bei dem immer lebhafter werdenden Interesse für diese Gegenstände scheinen mag, — man hat selbst behauptet, dafs die Zahl derer, welche durch eigene Forschungen diese Disciplin zu fördern suchten, immer geringer geworden. Wenn dem so wäre, so könnten unbefangene Prüfung der Schwierigkeit der in ihr gestellten Probleme, die Beweglichkeit ihres Elements, die Unmöglichkeit Versuche anzustellen, wie in andern Theilen der Physik, der Mangel an Vorarbeiten, welche das zur Förderung der Wissenschaft Nothwendige enthalten, und noch manche andere Umstände eine solche Erscheinung vielleicht erklären. Aber seitdem der Weg der Speculation, der so lange Zeit in der Physik herrschte, auch in diesem Gebiete seit Saussure's Untersuchungen mehr und mehr verschwand und der Beobachtung Platz machte, welche sich jetzt nicht blofs auf die anomalen und auffallenden Witterungserscheinungen beschränkte; seit dem Anfange dieses Jahrhunderts und namentlich in den letzten beiden Decennien sind eine so grofse Anzahl höchst wichtiger und lehrreicher Werke und Abhandlungen über meteorologische und klimatologische Gegenstände erschienen, — wir erinnern an die Arbeiten der Herren A. v. Humboldt, L. v. Buch, Brandes, Schouw, Dove, Kämtz, Schübler u. v. A., von denen eine unzählige Menge von Beobachtungen theils verarbeitet, theils kritisch zusammengestellt sind, wodurch die überraschendsten Resultate über den Gang und die Vertheilung der Wärme, die Erscheinungen des Luftdrucks, die Wind- und Regenverhältnisse u. s. w. an's Licht gefördert wurden, — dafs schon hierdurch die Behauptung sicher gerechtfertigt erscheint, dafs Vieles, was vor Kurzem noch in tiefes Dunkel gehüllt erschien, jetzt enträthselt oder doch dem Verständnifs unverkennbar näher getreten ist.

Hätte das Studium der Meteorologie, nach Hrn. v. Humboldt's Bemerkung, nicht in einer Zone begonnen, wo die Verwicklung der Ursachen, die in der Nähe und Ferne wirken, wo die Intensität perturbirender Kräfte am gröfsten sind, sondern einen ihrer Hauptsitze unter den Wendekreisen aufgeschlagen; so würde man ohne allen Zweifel bei dem einfachen und regelmäfsigen Gange aller Erscheinungen in den Tropen bald deutlich erkennen, was in unsrer Zone im zusammengesetzten Spiel gleichzeitig wirkender streitender Kräfte lange verborgen bleiben mufste; man würde eine weit leichtere und glücklichere Einsicht in ihren Causalzusammenhang gewinnen. Aber nicht genug, dafs die positive Klimatologie in der Aequatorialzone

Digitized by Google

seit einem halben Jahrhundert, mit wenigen Ausnahmen in der neuesten Zeit, z. B. in Indien, erstaunlich langsame Fortschritte gemacht, und dafs die Wissenschaft erst aus vieljährigen Beobachtungen in den Erscheinungen der gemäfsigten Zone zu den Gesetzen vorzudringen vermochte; sie mufste hier noch durch den Umstand aufgehalten werden, dafs sie im Gebirge entstand und erst jetzt langsam in die Ebene herabsteigt mit einer Menge von Thatsachen, in denen das Locale vom Allgemeinen zu trennen wir oft noch nicht in den Stand gesetzt sind. Dafs bei Untersuchung meteorologischer Erscheinungen früher nur auf die Bestimmung ungewöhnlicher Witterungserscheinungen gesehen wurde, ist bekannt; aber den Irrthum, die Begrenzung des Problems durch Feststellung der *Extreme* für seine Lösung anzusehn, erkannte man leider erst sehr spät, und die Aufsuchung des Auffallenden im Wetter ist ein bedeutendes Hindernifs für das Fortschreiten der Wissenschaft gewesen. Es war daher ein wichtiger Schritt, welcher namentlich durch Hrn. v. Humboldt herbeigeführt wurde, dafs man nach dem *mittlern Zustande der Atmosphäre* fragte. Um zu allgemeinen empirischen Gesetzen bei dem Conflict partieller Störungen zu gelangen, mufste man die Thatsachen gehörig ordnen, und so die störenden Ursachen auszuscheiden suchen; aus den so gewonnenen mittleren Resultaten als der festen Grundlage sind wir erst im Stande, die Extreme zu beurtheilen.

Da in den atmosphärischen Erscheinungen jedoch das Wesentliche eben darin besteht, dafs die Mittel nicht unmittelbar in die Erscheinung treten, so durfte man auch bei ihnen nicht stehen bleiben; es war weiter der Typus *der periodischen Veränderungen*, z. B. bei der Temperatur eines Ortes zu erforschen. Wie früher die Extreme, so übten in unsern Tagen die Mittel eine mächtige Herrschaft auf diesem Gebiete des Wissens aus, was man schwerlich in irgend einem Theile der Meteorologie verkennen dürfte. In einem viel höhern Grade noch machte sich der Einflufs einer so einseitigen Betrachtung bei den sogenannten unregelmäfsigen Veränderungen der Atmosphäre geltend, denen jene periodischen im Allgemeinen zur Grundlage dienen, und doch sind diese kaum in grofsen Umrissen erkannt. Man betrachtete es gewöhnlich als die letzte Aufgabe, die periodischen Veränderungen auch für unsere Breiten nachzuweisen und ihre Gröfse zu ermitteln; dafs sie oft die schwierigste sei, wird Niemand leugnen; denn die Schwierigkeit, die Gesetze der periodischen und der unregelmäfsigen Veränderungen zu sondern, hängt ja von der Gröfse der Störungen im Verhältnifs zur Gröfse der Mittelwerthe ab. Man hat jedoch bei der Betrachtung der meteorologischen Phänomene gewöhnlich ganz übersehen, dafs wir nicht nur das in allen Zonen analog Vorkommende zu untersuchen haben, sondern dafs endlich auch das Unterscheidende der einzelnen Zonen in dieser Beziehung in's Auge gefafst werden müsse; denn so wichtig es auch für die Wissenschaft erscheint, solche Gesetze, wie die für die täglichen Veränderungen des Luftdrucks als allgemeine auf der Erde zu bestätigen, so finden wir darin noch keine Rechtfertigung für die Physiker, welche darüber die viel mächtigeren und uns fast täglich in die Augen springenden Schwankungen des Barometers, welche von der Windrichtung abhängig sind, so gänzlich vernachläfsigten.

Nachdem Ref. am Schlusse dieser einleitenden Betrachtungen die Gesichtspunkte zusammengestellt hat, welche in den vorliegenden „meteorologischen Untersuchungen" und in früheren Abhandlungen des Hrn. Verfs. über verwandte Gegenstände sich zerstreut finden, bemerkt derselbe noch, wie sie schon hinreichen werden, auf die Wichtigkeit seines Werks aufmerksam zu machen, was uns unnöthig schiene, wenn es uns nicht bei der Bearbeitung des Forbes'schen Werkes: „Abrifs einer Geschichte der neueren Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie," ungemein aufgefallen wäre, wie Hrn. Dove's Arbeiten über den Wind und die von demselben abhängigen Erscheinungen verhältnifsmäfsig wenigen Physikern näher bekannt sein dürften: dafür spricht theils das Schweigen der physikalischen Lehrbücher über dieselben, theils, so weit wir wenigstens in Erfahrung haben bringen können, die fast vollkommene Unbekanntschaft des gesammten Auslandes damit. — Um hier einem scheinbaren Widerspruche zu begegnen, müssen wir bemerken, dafs Hr. Dove in seinem Werke den gröfsten Theil seiner meteorologischen Abhandlungen, welche er seit 1827 in Poggendorff's Annalen und in den „Vorträgen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften in der physik.-ökon. Gesellsch. in Königsb., herausgeg. von v. Baer. Königsb. 1834. I. Bdch." bekannt gemacht, in systematischer Folge zusammengestellt hat. Wir

Digitized by Google

finden darin neben unverändert Wiedergegebenem sowohl im I. Theil der Schrift, in welchem der Vf. in einer möglichst populären und höchst anziehenden Darstellung uns den Gesammtinhalt dieser Disciplin vorführt, als auch besonders im II. Theile mit dem wesentlichen Inhalte des Werkes, Vieles durchaus umgearbeitet, nach neueren Erfahrungen vervollständigt oder berichtigt, und vor Allem eine weitere Ausführung der theoretischen Seite seiner Untersuchungen.

Bei einem Werke der Art kann es nicht die Absicht des Ref. sein, daraus einen genügenden Auszug zu geben; dies verbietet die Fülle von Beobachtungen und Resultaten, die zum Theil erst aus der Ansicht der vielen Tabellen im Werke abgeleitet werden müssen, wie auch der innere Zusammenhang der hier behandelten Witterungserscheinungen; — eben so wenig eine Kritik, da Theorie und Erfahrung fast überall zu ganz übereinstimmenden Gesetzen führen, und jene bei all ihrer Einfachheit den Erscheinungen vollkommen Genüge leistet, so weit die vorhandenen Beobachtungen zur Entscheidung gezogen werden konnten. Wir beschränken uns daher auf die Darstellung des Ideenganges und der gewonnenen Haupt-Resultate, und werden nur bei einzelnen besonders wichtigen oder neuen hier entwickelten Ansichten länger verweilen. Nur hin und wieder wird sich eine Veranlassung finden, eine erläuternde oder vervollständigende Bemerkung einzuschalten.

Da mit Ausnahme der rein optischen Phänomene und einiger Meteore, wie der Sternschnuppen u. dgl., sämmtliche Witterungserscheinungen als durch die Vertheilung der Wärme auf der Erde bedingt anzusehen sind, so giebt uns der Verf. im I. Th., dem Vorläufer der meteor. Untersuchungen, eine geistreiche Darstellung von dem inneren Zusammenhange der atmosphärischen Erscheinungen. Das Problem der Wärmevertheilung, deren Urquelle die Sonne, wird daher als die Grundlage zuerst behandelt, und die Unterschiede des solaren und realen Klimas führen zu den von A. v. Humboldt in die Meteorologie eingeführten isothermen Linien und Flächen und zu den Kältepolen. Die Ursache der Inflexionen jener Linien sind namentlich von ihrem Urheber in den Fragm. Asiat. umfassend behandelt worden. (S. auch darüber dies Werk p. 339) Ueber den Einflufs des Golfstroms auf W.-Europas Klima sind wir jedoch noch nicht im Reinen, so lange derselbe auch geltend gemacht ist. Durch des allgemein verehrten Geographen Rennell's treffliche „Investigation of the Currents of the Atlantic Ocean" ist dessen Lage erst vor wenigen Jahren genauer bestimmt worden, und es erscheint die ganz allgemeine Vorstellung, dafs die nördlichen Ausläufer des Golfstroms die europäischen Gestade zwischen der Strafse v. Gibraltar und den norwegischen Küsten erreichen, durchaus irrig, da von allen Beobachtern im östlichen Theile desselben nur zwei, Franklin und Sabine, eine anomale Verlängerung bis an die Westküsten S.-Europas gefunden haben, und somit derselbe im Allgemeinen die europäischen Küsten *gar nicht* trifft. Aus Rennell's Untersuchungen ergiebt sich, dafs die Fläche warmen Wassers sich zu Zeiten von 32° w. Lg. (Merid. der westl. Azoren) bis zu 77½° (den verein. Staaten N.-Amerikas) erstreckt und an ihrem östlichen Rande zwischen den Parallelen 33 oder 34° u. 45° n. Br. liegt, während ihre Breite am Westende 160—170 Meilen betragen kann. In der Richtung von O. nach W. umfafst dieser Strom also über 2000 M., und seine mittlere Breite von S. nach N. ist auf 350 M. anzuschlagen. Der Einflufs dieses merkwürdigen Riesenstroms, dessen Flächeninhalt den des mittelländischen Meeres an Gröfse übertrifft, ist daher für Europa gar *kein unmittelbarer*; er vermehrt aber noch die Wärme des atlantischen Oceans, die in 50° n. Br., also in der Zone des nördl. Deutschlands, nach A. v. Humboldt noch so bedeutend ist, dafs die Wintertemperatur des Meeres die Temperatur des Januars in dem glücklichen Klima von Marseille noch übertrifft. —

Hr. Dove kommt darauf zur Betrachtung der Wärmeänderungen mit der Tiefe und der Quellentemperatur, über welche neuerlichst Bischofs Untersuchungen (Jameson's Phil. Journ. 1836 p. 365 fg.) zu sehr beachtungswerthen Resultaten geführt haben: im Allgemeinen geht z. B. daraus hervor, dafs die mittlere Temperatur des Bodens daraus keineswegs mit Sicherheit deducirt werden kann. — Ueber den quantitativen Einflufs der eigenthümlichen Wärme unsers Erdballs auf die jetzige Vertheilung der Wärme konnte bisher keine genügende Bestimmung erhalten werden, und daher kann sie nicht, nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse, bei dem Problem der Isothermen ein Erklärungsmoment abgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Fortsetzung).

In gedrängter Kürze behandelt der Vf. die Wärmeänderung mit der Höhe, die Extreme (+ 43°, 1 in der Oase Murzuck und — 45°, 3 R. zu Fort Reliance am Sklavensee), — woran sich die schöne Bemerkung knüpft, dafs die Bewohner der gemäfsigten Zone, an grofse Wärmeunterschiede gewöhnt, jede klimatische Aenderung so leicht ertragen; die Wärmeverhältnisse der Ozeane und der periodische Gang der Temperatur in der täglichen und jährlichen Periode. Ehe die Richtung der Isothermen nach Kämtz' mühevollen Untersuchungen mitgetheilt wird, giebt der Verf. einen Ueberblick von den Windverhältnissen, denn in den Luftströmen haben wir den Hauptgrund der Temperaturverschiedenheit in gleicher Breite unter verschiedenen Meridianen zu suchen.

Die eigenthümliche Ansicht von den wässrigen Niederschlägen und ihre Eintheilung reiht sich naturgemäfs an die Winde. Wolken sind dem Verf. kein Product, sondern ein Procefs. Die scharfsinnige Classification der Niederschläge überhaupt unterscheidet drei Arten: 1) solche, welche durch die Wirkung des Courant ascendant entstehen. In der eigentlichen Regenzone zwischen beiden Passatgürteln soll sich die Zeit des Eintritts der Gewitter täglich allmälig ändern; doch sind uns eine Menge einzelner Berichte bekannt, welche es rechtfertigen, wenn der Verf. sagt, dafs diese Erscheinungen wesentlich durch locale Verhältnisse modificirt werden dürften. Aufserhalb jener Regenzone findet sich ein Wechsel der trocknen und nassen Jahreszeit und in der Mitte der Passatzonen eine Gegend mit constantem Passat und sehr seltnen Niederschlägen. Von der Furchtbarkeit solcher Niederschläge in den Tropen vermag sich der Europäer keine Vorstellung zu machen. Temple erzählt von einem Nachtgewitter: „It seemed as if the flood-gates above had been opened and all the waters there concentrated, poured down upon us. To call these inundations by the European term: „rain" would be far from conveying any idea of what they actually are. Three drops, the size of „tea-saucers" give a hint, that it is going to rain. You have scarcely time to reflect upon this hint, before you may fancy, that the ocean, having shanged places with the skies, is rushing impetuously down again to take possession of its natural position." Besonders heftig erscheinen diese Niederschläge auch bei den Typhoonen. In Cochinchina machte man bei einem 82 St. anhaltenden Typhoon die bis dahin unbekannte Erfahrung, dass in einer gegen den Sturm geschützten Bai sich das Meer mit einer Schicht süfsen Wassers bedeckte, aus dem man Trinkwasser schöpfen konnte (Crawfurd). Das Regenquantum in Arrakan, dessen Klima mit dem der Guinea-Küste zu vergleichen ist, betrug nach Dr. Stevenson 1825 (von Anf. Juni bis Ende Oct.) 196 e. Zoll. — Die 2. Classe der Niederschläge, welche am häufigsten aufserhalb der Tropen vorkommt, entsteht durch Vermischung ungleich warmer Winde, wovon späterhin ein Mehreres. Dafs die Ausrottung der Wälder und Cultur des Bodens die Temperaturvertheilung in der jährlichen Periode zuletzt wesentlich modificirt, namentlich die Extreme abzustumpfen scheint, bestätigt sich immer mehr; daher vielleicht die allgemeine Ansicht von einer Veränderung des Klimas. — Was die Elektricität bei den Niederschlägen betrifft, so ist es bemerkenswerth, dafs im Widerspruch mit der gewöhnlichen und von Vielen noch lebhaft vertheidigten Ansicht, drei der ausgezeichnetsten Meteorologen Deutschlands, die Hrn. Dove, Schübler und Kämtz, unabhängig von einander, den Vorgang beim Gewitter, ohne auf die Elektricität als wirkende Ursache Rücksicht zu nehmen,

Digitized by Google

aus den Gesetzen über die elastischen Flüssigkeiten einfach entwickeln, da kein Fall bekannt ist, wo die Elektricität auf Aenderung des Aggregatzustandes Einfluſs hätte. Schon Lichtenberg glaubte, daſs alle Wolken in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes Gewitter wären, nur dem Grade nach verschieden. Vgl. auch v. Humb. Rel. hist. t. VI. p. 183. Die genannten Physiker zeigen nun, daſs jene Vermuthung richtig sei, daſs die Elektricität am stärksten hervortritt, je plötzlicher irgendwo ein Niederschlag statt findet. Ueber die Entstehungsweise der Elektricität läſst bis jetzt kein Versuch entscheiden; nicht unwahrscheinlich ist, daſs es verschiedne Quellen derselben giebt. Den Hagel, der unstreitig eins der schwierigsten Probleme der Meteorologie ist, hält Hr. D. für Schnee, der im Fallen vielleicht Graupel und unten erst Hagel geworden ist.

Die 3te Klasse der Niederschläge sind die an der Erde entstehenden, z. B. der Thau, welcher in manchen Gegenden der Tropen so reichlich fällt, daſs es von den Bäumen regnet. Die Bedingungen ihres Erscheinens sind von Wells befriedigend erklärt.

Das letzte Gebiet der eigentlich atmosphärischen Erscheinungen, welches der Verf. behandelt, sind die Aenderungen des Luftdrucks. Hr. v. Buch hält es für wahrscheinlich, daſs Veränderungen im Druck der Atmosphäre an einem Orte im Laufe der Zeiten vorgehen, aber die vorhandnen Materialien sind noch nicht geeignet, darüber zu entscheiden; durch eine Vergleichung der barometrischen Windrosen für diese verschiednen Zeiten würde man sogleich die Ursachen dieser Veränderungen erkennen, welche Winde mehr oder weniger deprimirend, welche erhöhend geworden sind und auf welche Art sich demzufolge die Richtungslinie der mittleren Barometerhöhe geändert habe. Die Abhängigkeit des Barometerstandes von der Wärme, der höchst wichtige Einfluſs der verschiednen Windrichtungen und der Vertheilung der Wasserdämpfe in den verschiednen Zonen kommen zuerst zur Sprache. Einen constant geringeren Druck finden wir nach den Beobachtungen der neuesten Zeit, wo Westwinde beständig herrschen, z. B. zu Port Famine, auf der Nord-Westküste von Nordamerika und im ochotskischen Meere, wo, nach den Berichten der Seefahrer zu schlieſsen, das ganze Jahr hindurch südliche und südwestliche Luftströme vorzuherrschen scheinen. Schouw's treffliche Abhandl. über den mittleren Barometerstand am Meere hat hierüber das meiste Licht verbreitet. — Die scharfsinnige Erklärung, welche Hr. Dove von den doppelten Maximum und Minimum der täglichen Barometerschwankungen gegeben, brauchen wir nicht zu erwähnen; sie ist allgemein bekannt und würde allein hingereicht haben, ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Meteorologen zu sichern.

Von den Erscheinungen der Atmosphäre, in denen die Sonnenwirkung als das primum agens erkannt ist, wendet sich der Verf. zu den Aërolithen, welche nach Bessel dieselbe Fallgeschwindigkeit zeigen als Steine terrestrischen Ursprungs; auch ihre chemische Zusammensetzung zeigt viel Uebereinstimmendes. — Die Sternschnuppen, welche in Folge ihrer periodischen Wiederkehr vom 12—14. Nov. die Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt haben, beweisen, daſs es Phänomene giebt, die den Processen der Erdatmosphäre fremd sind und unabhängig in unserm Luftkreise sichtbar werden. — Der Einfluſs des Mondes scheint kaum zu bezweifeln, aber die Art und Weise, in welcher der Erreger der Meere in unserer Atmosphäre waltet, ist noch nicht erkannt. — Bei der Untersuchung des Nordlichts, dessen Zusammenhang mit der magnetischen Vertheilung auf der Erde nicht mehr des Beweises bedarf, sollte man nunmehr nach dem Vorbilde der Engländer durch ein regelmäſsiges System von Beobachtungen die Bedingungen ins Auge fassen, unter denen sich der Einfluſs dieses Meteors auf Declination, Inclination und Intensität der Nadel äuſsert.

So führt uns der Verf. zu der Ueberzeugung, daſs der Erdkörper nicht bloſs der todte Träger eines auſser ihm sich gestaltenden Lebens ist, sondern selbstthätig eingreift in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen. Der Zusammenhang der Bewegungen der Magnetnadel mit den thermischen Verhältnissen der Erde, welcher seinen eifrigsten Verfechter in Moser gefunden, zeigt sich nicht nur in ihrer täglichen und jährlichen Periode, sondern auch in der mittleren Vertheilung der magnetischen Kraft. Doch offenbart sich hier ein Widerspruch, dessen Lösung uns einen bedeutenden Schritt weiter in der Erkenntniſs der verschiedenen Seiten des Gesammtlebens der Erde führen würde. Hr. A. v. Humboldt spricht sich in seinem Examen critique darüber folgendermaſsen aus: „So sinnreich auch die Analogieen sein mögen, die man

Digitized by Google

zwischen den Inflexionen der isothermen Linien und denen der isodynamischen Curven des Erdmagnetismus bemerkt zu haben glaubt, so scheint es doch, dafs die Stetigkeit der isothermen Linien, welche von den Luft- und Meeresströmungen und der gegenwärtigen Gestalt der Continentalmassen oder vielmehr von den Flächenraum- und Lagenverhältnissen zwischen den mehr oder weniger diaphanen und die Wärme zu absorbiren fähigen Massen, den Meeren und den Ländern, abhängig sind, sich nicht recht wohl mit der Beweglichkeit (der translatorischen Bewegung) der magnetischen Curven in Einklang bringen lasse." (Das Argument, welches von angeblich regelmäfsig wiederkehrenden klimatischen Veränderungen hergenommen worden ist, haben bekanntlich mehrere Physiker: Schouw, Schübler, Arago, Idler u. A. zurückzuweisen versucht).

Am Schlusse des I. Theils des vorliegenden Werkes kommt der Verf., um eine vollständige Aufzählung der noch übrigen Ursachen zu geben, durch deren Zusammenwirken die Temperatur unseres Erdkörpers bedingt wird, zu den Hypothesen über die Ursachen der eigenthümlichen Wärme der Erde. Unter diesen ist die von Fourier wohl am allgemeinsten angenommen, welcher die Erde als eine an der Oberfläche erstarrende glühende Kugel betrachtet und die Temperatur an allen Punkten unseres Sonnensystems als constant und gleich setzt. Vor Kurzem erst hat Poisson dieser Theorie vom mathematischen Standpunkte aus widersprochen: er betrachtet die Erde, wie der Verf. sich ausdrückt, als einen Reisenden im Weltraume, der sich noch der glücklichen Zeiten seiner Wanderschaft in wärmeren Gegenden erinnert, jetzt, wo er in eisig kalten wandelt, die er aber später wieder zu verlassen hofft. Poisson mifst die Temperaturzunahme nicht einer primitiven Erdwärme zu, sondern einer verschiednen Intensität der Sternwärme an den verschiednen Orten, welche das Planetensystem unserer Sonne in einem grofsen kosmischen Jahre bei seiner langsamen Bewegung im Weltenraume erreicht. Nach unserer Ansicht zeigen indessen u. a. die Einwürfe der Hrn. de la Rive und Poggendorff, dafs eine so extravagante Hypothese der Fourierschen an Wahrscheinlichkeit nicht wenig nachsteht und mindestens vor den bisher angenommenen keine Vorzüge habe. Auch wäre es nicht unmöglich, dafs beide vereinigt würden; doch mufs bei so mifslichen Hypothesen die Entscheidung unsern Nachkommen überlassen bleiben. — Endlich berücksichtigt auch der Verf. bei dem vorliegenden Problem noch die astronomischen Elemente, welche jedoch zunächst nur theoretische Bedeutung haben. — Aus Allem geht hervor, dafs Aenderungen der magnetischen Vertheilung nur auf Aenderung der *Vertheilung* der Wärme *in* oder *auf* der Erdkugel und nicht der Temperatur der ganzen Erde zurückgeführt werden können; denn letztere kann sich seit 2000 Jahren nicht um $\frac{1}{170}$ ° geändert haben. Soviel ist ausgemacht: In der Zeit, wo erfahrungsmäfsig sich die magnetische Vertheilung auf der Oberfläche der Erde bedeutend verändert hat, scheinen wirklich angestellte Thermometerbeobachtungen auf Beständigkeit der Temperatur zu weisen *). —

Im II. Theile der Schrift stellt der Verf. seine Theorie auf, welche er „*das Drehungsgesetz des Windes*" nennt, und auf welche, als das Grundphänomen, er mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinn die Gesammtheit der atmosphärischen nicht periodischen, darum aber doch nicht regellosen Veränderungen unsrer Breiten zurückführt. Seit nahe drittehalb hundert Jahren hatte man die Thatsache eines regelmäfsigen Ueberganges der verschiedenen Windrichtungen in einander wiederholt ausgesprochen, aber immer wieder geleugnet, weil die Gesetzmäfsigkeit sich in den scheinbar willkürlichen Veränderungen der Windfahne versteckte. Die Richtung des Windes wird wie die der Meeresströmungen durch die Rotation der Erde, wenn die flüssigen Theile, im Fortschreiten gegen den Aequator oder gegen die Pole, nur allmälig die jedem Breitengrade entsprechende Rotationsgeschwindigkeit annehmen, durch die Configuration der Küsten und die Höhen- und Tiefen-Verhältnisse und ihre relative Lage, durch Gegenströmungen u. s. w. mannichfach modificirt. Es sind daher, wie sich Hr. v. Humboldt ausdrückt, die *numerischen* Elemente dieser Verhältnisse (die primitiven Ursachen der Bewegung und ihrer Störungen) nach dem freilich unerreichbaren Vorbilde der astronomischen Wissenschaften zu bestimmen, und dann ununterbrochen zu berich-

*) Wir können nicht umhin, auf die von Hrn. August über die von Bellani entdeckte Veränderlichkeit des Thaupunktes am Thermometer erhaltenen Aufschlüsse aufmerksam zu machen. S. Fischer's mech. Naturl., bearb. v. August. 1837. I. 429.

Digitized by Google

tigen, damit so die ewigen Gesetze erkannt werden, welche die meteorologischen Erscheinungen und klimatischen Veränderungen der Feste von den Strömungen der flüfsigen Umhüllung, des Ozeans und des Luftkreises abhängig machen. Nur auf diesem Wege kann man hoffen, zur Erklärung von Thatsachen zu gelangen, welche, namentlich in der Meteorologie, oft durch vorgefafste und höchst abenteuerliche Hypothesen, — z. B. bei den elektrischen Erscheinungen der Wolken, bei den Oscillationen des Barometers, welche als ein Pulsiren des Erdballs bezeichnet worden u. v. a., — in ein um so gröfseres Dunkel gehüllt wurden. Diefs machte eine ausgedehntere Anwendung der Mathematik, dieses für jede genaue Untersuchung so wichtigen Werkzeugs, nothwendig, wodurch die Schwierigkeit quantitativer Bestimmung, namentlich für periodische Erscheinungen leicht besiegt werden mufste. Während ein unkritisches Zählen der einzelnen Schwankungen der Windfahne z. B. die Regelmäfsigkeit in der Aenderung der Windrichtung noch theilweise zu verdecken vermochte, zeigt der Gang der meteorologischen Instrumente in dieser Beziehung eine ungestörte Regelmäfsigkeit, und es ist in der That der Bewunderung werth, wie Hr. v. Buch in seiner so lehrreichen Abhandl. über barom. Windrosen bemerkt, wie regelmäfsige Veränderungen von solcher Kleinheit, dafs wir sie auf unsern Instrumenten, wären sie uns auch ganz rein gegeben, kaum noch beobachten könnten, durch die Mittel aus einer grofsen Zahl selbst sehr oberflächlich angestellter Beobachtungen mit gröfster Klarheit erscheinen, und wie so die einfachen Gesetze der Natur am Ende durch Ziehung solches Mittels aus der Menge der von allen Seiten umherliegenden störenden Einflüsse nothwendig hervortreten.

Da es ein fast bei allen meteorologischen Untersuchungen sich bestätigender Satz ist, dafs auf die bezeichnete Art indirecte Beweise oft in weit gröfserer Bestimmtheit eine Erscheinung zeigen, als directe, so können wir dem Verf. in der Anordnung seiner Untersuchungen über den Wind in diesem Werke nur beistimmen: die Windfahne selbst ist ein viel zu unvollkommnes Instrument, deren Beobachtung bis jetzt noch ganz die Messung der Intensität fehlt, als dafs wir nicht den aus directen Beobachtungen derselben abgeleiteten Resultaten die geringste Zuverläfsigkeit beilegen müfsten.

Die „meteorol. Unters." zerfallen in 6 Abschn. Im ersten stellt Herr Dove meist von ihm selbst herrührende Untersuchungen über die von der Windesrichtung abhängigen Veränderungen des Drucks, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre zusammen. Hier zeigt sich wieder, wie vortheilhaft auch in diesem Gebiete der Physik ist, analytische Untersuchungen anzustellen; er bedient sich dabei der bekannten empirischen Formel, in welcher der Stand der meteorologischen Instrumente als eine Function der zur Zeit der Beobachtung herrschenden Windrichtung angesehen wird. Daraus ergiebt sich auf's Deutlichste für die untersuchten Orte im mittleren Europa ein continuirliches Abnehmen der Barometerstände vom höchsten Stande bei N. oder NO. aus nach dem niedrigsten bei S. oder SW. auf beiden Seiten der Windrose. Directe Beobachtungen zeigen jedoch an einem und demselben Orte die gegenseitige Abhängigkeit der barom. und thermischen Werthe der Winde nur undeutlich, und der Verf. eliminirt daher auf geschickte Weise die täglichen und jährlichen Veränderungen, wie auch den verschiednen Einflufs des bedeckten oder heitern Himmels. Werden so die Temperaturen der einzelnen Winde bestimmt, so schliefsen sich diese Verhältnisse sehr gut und ganz gesetzmäfsig an die barometrischen an, namentlich im Winter (selbst in den einzelnen Monaten), während vorzugsweise im Sommer erst Beobachtungen an höheren Orten jenen gesetzmäfsigen Gang, welcher durch die Wärme des Bodens verdeckt wird, offenbaren. Der kälteste Wind liegt im Mittel zwischen N. und NO., der wärmste zwischen S. und W. Obgleich die Extreme in der Windrose nicht genau einander gegenüberliegen, so nimmt der Verf., was wegen eines Mifsverständnisses bemerkt werden mufs, der Kürze halber an, dafs die Extreme in die Nähe von NO. und SW. fallen, und die (eigentlich gebrochne) Linie nennt er jetzt passender die *Axe der Windrose* (früher den meteor. Meridian), welche die Ost- und Westseite mit ihren einander grade entgegengesetzten meteorolog. Veränderungen scheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Fortsetzung.)

Jene Punkte der Extreme, deren Lage sich jedoch in der jährlichen Periode etwas ändert, und welche in Bezug auf die sie charakterisirenden Eigenschaften die stärksten Gegensätze bilden, heifsen die *Pole* der Windrose *). Endlich betrachtet der Verf. die Vertheilung der Elasticität des Dampfes in der Windrose, (er nennt sie „die atmische"), und bestätigt durch seine Berechnung des Londoner Beob. Daniell's Bemerkung, dafs die Abhängigkeit des Drucks der Dampfatmosphäre von dem Winde so grofs ist, dafs man meist auf eine Aenderung der Windrichtung rechnen darf, wenn sich der Thaupunkt seines Hygrometers ändert. Leider besitzen wir eine einigermafsen genügende Berechnung dieser Windrose erst für *einen* Ort; der Druck der Dampfatmosphäre für London ist am gröfsten bei südl. und westl. Winden, am kleinsten bei nördl. und östlichen.

So merkwürdig auch die Modificationen sind, welche die Windrichtung nach den geistvollen Ansichten des Herrn v. Buch und des Verfs. im Stande der meteor. Instrumente hervorbringt, so wichtig u. a. auch die Frage erscheint, welche Verschiedenheiten in den Windrosen blofs localen Ursachen zuzuschreiben sind, so sehr mufs man es bedauern, dafs L. v. Buch's Aufforderung (1818) bisher so wenige Meteorologen vermocht hat, sich einer allerdings viel Zeit raubenden und höchst mühsamen Rechnung zu unterziehen, welche jedoch zu Elementen führen mufs, die für jeden Ort unserer Erde eben so sorgfältig aufzusuchen uns obliegt, als die Ermittlung seiner Breite, Länge und Erhebung über dem Meere. Die feste Bestimmung der Windrosen sollte das vereinte Bestreben aller Meteorologen sein, denen die Entwicklung der Gesetze in den Veränderungen unseres Luftkreises am Herzen liegt. Vielleicht, fügt jener ausgezeichnete Naturforscher hinzu, könnte man dahin kommen, durch einen einfachen Ausdruck, eine Linie auf der Windrose die Natur des Klimas eines Ortes zu bestimmen; und eine Ansicht dieser Directionslinie der mittleren Barometerhöhe in verschiednen Zeiträumen würde mit einem Blicke (vielleicht) zeigen, ob sich hier die Zone des Seeklimas, wie es in einem grofsen Theile von Europa jetzt wirklich der Fall zu sein scheint, in der Breite über die Continente ausdehne, oder ob sie sich wieder zusammenziehe.

Die Kenntnifs der mittleren Vertheilung der Wärme, des Drucks und der Feuchtigkeit in der Windrose genügt aber noch nicht, um zum Verständnifs der Veränderungen des Barometers, Thermometers und Hygrometers zu gelangen; unerläfsliches Mittelglied ist, dafs man wisse, in welcher Weise die verschiedenen Windrichtungen in einander übergehen. Defshalb beginnt der Verf. den 2. Abschn. mit der theoretischen Ableitung der Nothwendigkeit eines hierin sich aussprechenden Gesetzes: des *Drehungsgesetzes*. Seit Halley war man in der Theorie der Winde bei der Erörterung der regelmäfsigen Erscheinungen in den Tropen stehen geblieben; Herr Dove thut zum ersten Mal einen Schritt weiter zur allgemeinen Lösung der Aufgabe, indem er die Erscheinungen der Passate und Moussons mit den verwickelten Windverhältnissen der

*) Auch Herr Kämtz hat einige Windrosen berechnet, welche für die untersuchten Orte im Allgemeinen die angeführten Gesetze bestätigten (Meteor. II. 26 u. 315). Ein deutliches Bild der Verrückung der Axe in der jährlichen Periode haben wir in Forbes' Abrifs pp. Taf. III, durch Combination der Windrosen für die Jahreszeiten in *einer* Zeichnung zu geben versucht. Wir müssen der Kürze halber auf diese Arbeit diejenigen Leser verweisen, welche es interessirt, die Untersuchungen andrer Meteorologen mit den hier betrachteten zu vergleichen.

Digitized by Google

gemäfsigten und kalten Zone, als nothwendigen und einfachen Folgen derselben physikalischen Grundbestimmungen, in Zusammenhang bringt. In einem skizzirten theoretischen Entwurf der Windverhältnisse auf der Erde gelingt es dem Verf., auf eine höchst sinnreiche Weise aus dem Wechsel der Polar- und Aequatorialströme und aus der verschiednen Rotationsgeschwindigkeit bei gleicher Winkelgeschwindigkeit an Punkten in verschiednen Breiten sein Drehungsgesetz abzuleiten.

Es ergiebt sich nämlich, dafs sich der Wind auf der nördl. Hemisphäre im Mittel im Sinne S. W. N. O. S., auf der südlichen entgegengesetzt im Sinne S. O. N. W. S. durch die Windrose drehen mufs. Dort springt er am häufigsten, im Uebergange der beiden Ströme zwischen S. und W. wie zwischen N. und O., hier zwischen N. und W. und zwischen S. und O. zurück. So erklären sich leicht 1) jene mächtigen Luftströmungen der Passate, ohne vollständige Drehung herrschende Polarströme, 2) die Moussons mit *einer* Drehung im Jahre, deren Existenz allgemein bekannt ist, und 3) in der gemäfsigten (vielleicht auch in der kalten Zone) das Gesetz der Drehung; die Aufeinanderfolge der Winde läfst sich leicht behalten, da die Winde bei uns wie die Tageszeiten sich folgen: *Der Wind weht nach einander von Morgen, von Mittag, von Abend, von Mitternacht.* Für diefs Gesetz besitzen wir nun mehrfache empirische Beweise. Durch directe Beobachtung erkannte dasselbe zuerst Baco von Verulam (1600), und seitdem ist es wiederholt und unabhängig von einander von den achtbarsten Physikern ausgesprochen worden; in Nordamerika, wo die Wechsel der Witterung noch weit plötzlicher als bei uns eintreten, haben sogar zwei Beobachter *nie* einen durchgehenden entgegengesetzten Lauf des Windes bemerkt. (Dies scheint auch in Berlin sehr selten der Fall zu sein.) Wir erlauben uns hier, noch auf zwei Stellen aufmerksam zu machen, über welche aus Mangel an näheren Nachrichten die Entscheidung schwer fallen dürfte: Chardin erzählt von Gamroon (nahe bei Ormus) und Volney (Reise in Syrien und Aegypten. Uebers. 1788. I. p. 252) von der Küste Syriens übereinstimmend, dafs sich der Wind zu gewissen Zeiten täglich mit der Sonne nach allen Gegenden des Horizonts herumdrehe. Hat vielleicht le voyageur philosophe jene Beobachtung benutzt, um Syriens Windverhältnisse vollständig darzustellen? Wir wagen es nicht, darüber zu entscheiden.

Durch die Combination der beiden in den vorigen Abschnitten behandelten Elemente: der Windrosen und des Drehungsgesetzes, ergeben sich im 3. Abschn. die Gesetze für die mittleren thermometrischen und barometrischen Veränderungen. Der Druck der trocknen Luft und das Barometer verhalten sich hierbei grade umgekehrt wie die Temperatur der Luft und die Elasticität des in ihr enthaltnen Wasserdampfes. Auf der n. Halbkugel steigt das Barometer und der Druck der trocknen Luft continuirlich auf der Westseite, von SW. durch W. nach NO., und fällt auf der Ostseite (von NO. durch O. nach SW.); das Thermometer fällt nach Winden der Westseite und die Elasticität des Dampfes nimmt ab; es steigt nach Winden der Ostseite, mit ihr nimmt die Elasticität des Dampfes zu. Bei SW. und NO. finden die Uebergänge statt. Diese theoretisch abgeleiteten Sätze erhalten ihre empirischen Beweise wenigstens für das westl. Europa durch die Berechnung der Beobachtungen zu Paris, London und Danzig. Leider fehlen noch immer brauchbare Beobachtungsjournale, um die Berechnung eines Ortes in Rufsland oder Nord-Amerika vorzunehmen, was ein wesentlicher Schritt zur allgemeinen Begründung des Gesetzes für die nördl. gemäfsigte Zone sein würde. So unvollkommen auch folgende Bestimmung noch ist, so glaubt Ref. doch, einstweilen darauf aufmerksam machen zu müssen, da es wahrscheinlich war, dafs bei der in N.-Amerika, wie es scheint, regelmäfsigeren und mehr in die Augen fallenden Drehung des Windes im Sinne des Dove'schen Gesetzes auch das Barometer dieses leichter erkennen lassen müfste, als bei uns. Ogden, in Newharmony (38° 11′ n. Br., Indiana) sagt nämlich: „Eine allgemeine Regel ist, dafs das Barometer steigt, wenn der Wind von NW., N. und NO. weht, und fällt, wenn er aus SO., O., S. (soll wohl heifsen O., SO., S.) kommt."

Die mittlere jährliche Wärme des Ortes äufsert dabei wahrscheinlich eben so wenig Einflufs auf das Resultat, als die Veränderung der mittleren Windrichtung in der jährlichen Periode und die die Hydrometeore begleitenden Erscheinungen. Auch weist der Verf. die Unabhängigkeit des Gesetzes von der täglichen und jährlichen Periode nach. — Für die südliche Halbkugel ist die von Hrn. Dove theoretisch vor-

Digitized by Google

ausgesagte Regel der Barometerveränderungen durch Galle's Berechnung der auf dem Preuss. Schiffe Prinz. Louise angestellten Beobachtungen erst vor kurzer Zeit empirisch nachgewiesen worden. Der Gang der andern Instrumente konnte zur Prüfung der Theorie wegen Mangel an Beobachtungen noch nicht in Untersuchung gebracht werden.

Die Veränderungen der vornehmlichsten meteorologischen Instrumente sind aber nichts Anderes als ein treuer Ausdruck des Drehungsgesetzes. Es blieb daher dem Verf. zu einer vollständigen Lösung der sich gestellten Aufgabe, die Witterungserscheinungen auf den Kampf zweier einander abwechselnd verdrängenden Luftströme zurückzuführen, noch die wichtige Frage zu beantworten: Ob die Hydrometeore das in den übrigen Veränderungen gefundene Gesetz unterbrechen oder ob sie es bestätigen? Dies ist der Gegenstand des 4. Abschn. Hier zeigt sich nicht nur, dafs alle von der Windesrichtung abhängigen atmosphärischen Niederschläge (Regen, Hagel oder Schnee, elektrische und nicht elektrische) nichts Anderes sind, als eine nothwendige Folge des Drehungsgesetzes; sondern durch dies Gesetz giebt Hr. Dove zugleich die überraschendste Lösung des Problems der Hydrometeore und so mancher Dunkelheiten darin. In der hier ausführlicher (s. ob.) dargestellten Classification der Hydrometeore liefse sich die Zahl der angeführten Beispiele leicht vermehren. Nur die von der Vermischung der Winde, d. i. von der Veränderung der Windrichtung abhängigen Niederschläge stehen in unmittelbarem und im genauesten Zusammenhange mit den Veränderungen des Barometers und Thermometers. Schon directe Beobachtung läfst das Vorhandensein zweier entgegengesetzten Winde, dem südlichen und dem nördlichen Luftstrome, welche durch die ganze Atmosphäre hindurchwehen, leicht erkennen; ihre Richtung ändert sich nach der Lage und Jahreszeit mehr oder weniger. Die Erscheinungen der Westseite sind ein Uebergang des südl. Stromes in den nördlichen, welcher zuerst in den untern Schichten der Atmosphäre eintritt; die der Ostseite hingegen ein Uebergang des nördl. Stromes in den von oben herabkommenden südlichen Strom. Die Extreme beider Ströme fallen daher nothwendig auf die Uebergangspunkte derselben, auf W. und O. —

Aus den Windbeobachtungen an 40 Orten in Europa zieht der Verf. den Schlufs, dafs die der Richtung der beiden Ströme entsprechenden Winde in Bezug auf ihre Anzahl zwei in der Windrose sich gegenüberliegende Maxima (in O. oder NO. und W. oder SW.) haben, und so erscheinen SW. und NO. (oder W. u. O.) als die very monsoons unsrer Gegenden, was für N.-Amerika schon A. v. Humboldt und Kämtz erkannt zu haben scheinen. In der Betrachtung des Charakteristischen derselben finden wir in Vergleich mit den früheren Arbeiten des Verfs. viel Neues. Er macht z. B. auf die Gründe aufmerksam, wefshalb die zahlreichen Schwankungen bei NO. und SW. statt finden, so dafs das Uebergewicht der Drehungen im regelmäfsigen Sinne zuweilen sehr klein werden kann; ferner zieht er aus empirischen Belegen wie aus der Theorie den Schlufs, dafs der südl. Strom in den obern Schichten der Atmosphäre nur dann den nördl. verdrängt, wenn dieser beinahe O. geworden ist, und defshalb geht der Wind in diesem Viertel, von O. bis S., fast nie zurück. Zugleich wird der anscheinend auffallende Umstand erklärt, dafs die Extreme des Drucks und der Temperatur in der Windrose nicht genau zusammenfallen; und aus der grofsen Differenz der beiden Luftströme in den untern Schichten der Atmosphäre folgt ungezwungen, dafs bei barometrischen Veränderungen der steigende Theil einer Welle steiler ist als der fallende. — Entgegengesetzte Drehungen sollen dann eintreten, wenn der Beobachtungsort an der Grenze zweier Ströme liegt und der nördliche Strom östlich von ihm. Auch des Stauens dieser Winde wird gedacht.

Der Verf. hat hier aus dem Detail der Erscheinungen zur oben erwähnten Skizze seiner Theorie eine bedeutende und wesentliche Ergänzung geliefert. — Wenden wir uns nun mit ihm zu einer genaueren Betrachtung der Niederschläge, so finden wir deren zweierlei; entweder sind es Niederschläge des Stroms selbst, der von S. vordringt und das sogenannte eigentliche „schlechte Wetter" bringt; oder es sind Niederschläge des Ueberganges, und diese haben wir gleichsam als die Symptome des Kampfes jener beiden Ströme anzusehen. Aus dem Drehungsgesetz folgen eine Menge wichtiger Resultate, z. B. über die relative Anzahl der Niederschläge auf beiden Seiten der Windrose, über ihre Anzahl in den Jahreszeiten, über den entschiedner im Winter als im Sommer hervortretenden Zusammenhang des Ganges der meteor. In-

Digitized by Google

strumente mit den Hydrometeoren, über die Veränderung der mittleren Windrichtung während des Regens, die Erscheinung, dafs das Barometer, was bisher wegen Unkenntnifs des Drehungsgesetzes räthselhaft schien, während des Regens mit Westwinden steigt, mit Ostwinden fällt, bei SW.- und W.-Niederschlägen aber weder entschieden steigt noch fällt u. s. w. Daher folgt im Winter auf der W-Seite Schnee auf Regen, auf der Ostseite Regen auf Schnee; Schnee mit W-Winden zeigt neue Kälte an, mit Ostwinden eine Verminderung derselben.

Ferner bestätigen Hrn. v. Buch's Untersuchungen der Beobachtungen zu Berlin die theoretische Folgerung, dafs der Barometerstand während des Regens niedriger ist, als der barometrische Werth des Windes überhaupt, bei Schneefällen selbst am tiefsten unter dem allgemeinen Mittel des Windes steht; Hrn. Dove's Berechnung einer thermischen Windrose beim Regen aus 24jähr. Beob. zu London beweisen dagegen, dafs umgekehrt die Temperatur eines Regenwindes der Westseite niedriger, die Temperatur eines Regenwindes der Ostseite höher ist als die mittlere Temperatur dieses Windes.

Aus der Bildung der Wolken und dem Verhalten der Winde beim Verdrängen geht hervor, dafs auf der Westseite der Wind mit den andern Erscheinungen zusammenfällt oder ihnen häufig vorangeht; auf der Ostseite hingegen ist die Wolkenbildung früher, als der Wind unten bemerkbar wird. Im Uebergange zeigt sich bei vorherrschendem nördlichen Winde das *Brechen der Wolken*. Charakteristisch für die Westseite ist der Cumulostratus, plötzliche Bildung der Niederschläge; für die Ostseite der Cirrus und allmälige Niederschläge. Die Phänomene der Westseite sind ein Uebergang von der Trübung zur Helle, die der Ostseite von der Helle zur Trübung. — Der Verf. verbreitet sich nun noch über die Quantität des Regens in verschiednen Höhen, und tritt der Ansicht bei, dafs der Niederschlag nicht nur in den Wolken, sondern auch in der Luftschicht zwischen den Wolken und dem Boden geschieht. Die Zunahme der Regenmenge im untern Regenmesser wird aber bei allen diesen Niederschlägen vorzugsweise von der Höhe der untern Wolkenschicht über dem Boden abhangen. Dies leitet auf die aus der Erfahrung gezogene Folgerung, dafs die Temperaturabnahme bei verschiedenen Winden verschieden und zwar bei nördlichen und östlichen gröfser als bei südlichen und westlichen ist. Ferner rückt die Wolkenbildung um so höher hinauf, je mehr sich am Boden des Luftmeeres die barom. und therm. Windrose von einander unterscheiden, und sie zeigt sich in einer *bestimmten* Höhe, was ein wichtiges Erklärungsmoment für das Schweben der Wolken ist. Hier würde die Aeronautik noch Vieles leisten, wenn nur erst der Luftballon völlig permanent gemacht werden könnte. — Die Zunahme des Niederschlags in den untern Schichten ist, wie die Pariser Beobachtungen ergeben, im Winter gröfser als im Sommer; die Verdampfungskälte mufs im Sommer gröfser sein als im Winter; doch fehlt noch quantitative Bestimmung.

Unter den elektrischen Niederschlägen, zu deren Betrachtung der Verf. nun übergeht, wurde das Gewitter, als der auffallendste, zur Untersuchung gewählt. Dafs eine Wolke zur Gewitterwolke durch *plötzliches* Hervortreten wird, beweisen theils directe Beobachtung, theils alle das Gewitter begleitenden Erscheinungen, denn sie sind nichts Anderes, als die eines plötzlichen Niederschlags. Sie gehören meist wie die Schneegestöber und Graupelschauer der Westseite an. Gewitter der Ostseite sind am häufigsten eine Erscheinung der fallenden Seite eines barometrischen Minimums. Aus einer grofsen Anzahl von Beschreibungen dieser Phänomene giebt der Verf. die empirischen Belege für seine Annahme.

Aus der Gesammtheit der in diesem Abschnitt behandelten Bewegungen der meteorologischen Instrumente zu der Zeit, wo überhaupt Niederschläge beobachtet werden, gelangen wir zu dem Endresultat, dafs auch sie nichts Anderes als ein einfacher Ausdruck des vom Verf. aufgestellten Drehungsgesetzes sind, und dafs überhaupt jedes Gebiet dieser Erscheinungen für sich umgekehrt als ein Beweis für dasselbe angesprochen werden kann, der desto entscheidender wird, je unabhängiger von einander für die unmittelbare Beobachtung die Phänomene selbst, in denen es sich ausprägt, zu sein scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Fortsetzung.)

Im 5. Absch. wendet sich der Vf., nachdem der meteorologische Theil seiner Aufgabe, so weit diese zu lösen bis jetzt möglich war, geschlossen, zum klimatologischen Theile derselben, zu den allgemeineren Bewegungen der Atmosphäre in ihren jährlichen durch die Sonnenhöhe bedingten Veränderungen, wozu die nähere Betrachtung der physikalischen Eigenschaften jener beiden einander verdrängenden Ströme den unmittelbaren Uebergang abgiebt, da in dem Ursprunge der Ströme jene Eigenschaften ihre nähere Erklärung finden müssen. Naturgemäfs beginnt er die Totalität der Windverhältnisse mit der Betrachtung der beständigen und periodischen Winde der Tropen, welche so aufserordentlich durch ihre Regelmäfsigkeit gegen die anscheinend willkürlichen Bewegungen der Atmosphäre in unseren Breiten contrastiren. Zuerst macht der Verf. auf den bei uns allgemein verbreiteten Irrthum aufmerksam, dafs die richtige Hadley'sche Theorie gewöhnlich mit der älteren Halley'schen dem Namen nach verwechselt wird. (Vgl. indefs Brandes' Beitr. p. 366, v. Humboldt's Voy. t. VI. p. 3.). Hadley's Theorie ist bekannt, und wir bemerken nur, dafs erst neuerdings Basil Hall eine Lücke in derselben ergänzt hat. Hr. Dove fafst dagegen die Aufgabe weit allgemeiner auf. Nach ihm sind Passate und Moussons nur die speciellsten Fälle des von ihm aufgestellten Grundphänomens, des Drehungsgesetzes, und die Ableitung desselben ist als *der erste Versuch einer allgemeinen Windtheorie* anzusehen. Wir berühren ganz kurz seine Eintheilung der Winde: 1) Eine tägliche Periode besitzen z. B. die Land- und Seewinde, von denen selbst in Norwegen und Grönland sich Spuren gezeigt haben; 2) die Moussons befolgen eine jährliche Periode. In Bezug auf die Vertheilung der Wärme giebt es 2 Classen: 1) Winde, die von der kälteren nach der wärmeren Gegend hinströmen: Passate und Moussons, und 2) Winde, welche von der wärmeren nach der kälteren abfliefsen: die SW. und NW.-Winde an der äufsern Grenze der beiden Passate. Zwischen jenen liegt die Region der Calmen, mit den stärksten Regen des courant ascendant, welche durch den Einflufs der Vertheilung von Land und Wasser sich so weit in der jährlichen Periode verschiebt, dafs das Phänomen der Moussons auftritt, indem die beiden Passate an demselben Orte nacheinander erscheinen, wie wir sie zur selben Zeit neben einander finden. An andern Orten weht das ganze Jahr hindurch der constante Passat, an noch andern endlich wechselt der Passat mit der Zeit der Windstillen im Verlaufe eines Jahres. — Bei dem fast gänzlichen Mangel an regelmäfsigen Beobachtungen über die Passate tiefer im Innern der Continente mufste sich der Vf. darauf beschränken, die Windverhältnisse der tropischen Meere der Berechnung zu unterwerfen, wozu ihm mehrere treffliche Werke von englischen Seefahrern gutes Material lieferten. Ueber die Breite der beiden Passatzonen im atlantischen und stillen Ozean besitzen wir bereits einige Näherungswerthe: Für die mittleren Meridiane des atlantischen Ozeans scheint die Zone des NO.-Passats 20°, im stillen Ozean 16—17°, die Zone des SO.-Passats im atlant. Ozean 25° und im stillen etwa 26° Breite zu betragen. Die Polargrenze des NO.-Passats in der Südsee liegt ungefähr 3° näher am Aequator als im atlantischen Meere, während seine Aequatorialgrenze in beiden Meeren nahe gleiche Breite hat; auch dürfte die Polargrenze des SO.-Passats in beiden Meeren unter nahe gleichen Parallel zu setzen sein. Aus einer Zusammenstellung, welche Hr. Berghaus von den Beobachtungen vieler Seefahrer gemacht, bestätigt sich das Uebergreifen des südl. Passats auf die nördl. Hemi-

Digitized by Google

sphäre im stillen Ozean, was schon Dampier's Zeichnungen darstellen. — Welchen Einflufs mögen aber die Flächen Hochsudans und die dürren Ebenen Neuhollands auf die Passate äufsern? Wir ahnen davon äufserst wenig; der Uebergang der Windverhältnisse Afrikas und Australiens in die indischen Moussons ist uns völlig unbekannt. Allgemein angenommen wird, dafs die Erscheinung der Moussons sich aus dem gewaltigen Einflufs der das indische Meer umschliefsenden Continentmassen auf die Passate zu erklären ist. Wir kennen die Grenzen der Moussons noch nicht genau; aus den meist sehr unvollständigen und zerstreuten Nachrichten darüber, welche wir zum Theil aus den genauen Auszügen des Hrn. C. Ritter in seiner Erdkunde entnahmen, ergiebt sich, dafs ihre äufserste östl. Grenze bei den Philippinen, zuweilen selbst bei den Marianen (145° östl. Länge) noch deutlich erkannt ist. Eine geringere Regelmäfsigkeit ihrer Erscheinung zeigen sie im nördl. Theil des chinesischen M. bis zu den japanischen Inseln hin, während sie südlicher auf der hinter- und vorderindischen Halbinsel viel beständiger wehen. Ihre nördl. Grenze hier ist nicht bekannt; nach Turner sollen sie bis Tassisudon (27° 50′ nördl.) reichen und nach einem chinesischen Geographen (bei Ritter: Erdk. v. Asien Th. III. p. 230) kommen die Winde in Tübet nicht wie in China zu ganz bestimmten Epochen (keine Moussons)! Während die vorderen Alpenlandschaften des Himalaya: Kamaun, Kanawar, Kotgerh, wie die Alpenterrassen von Kaschmir *) und dem Hindukhu noch Antheil an den SW.-Moussons und deren Regen nehmen, scheinen sie den höheren Plateaulandschaften keinen Regen mehr zu bringen. In Guzerate, Tatta (Indusmündung), in Mekran (27° nördl.), am Südfufse der Terrassenabfälle Beludschistans, in Fars prägt sich die Erscheinung meist noch deutlich aus, während die Windverhältnisse des persischen Golfes weit weniger bestimmt zu sein scheinen, als wir sie noch auf dem arabischen Busen antreffen. Das Cap Guardafui sieht Hr. Ritter (Afr. I. 164.) als eine grofse Wetter- und Windscheide an; der SW.-Mousson stirbt sogleich fort, sowie dies steile Vorgebirge nach N. umsegelt ist, und plötzlich bleibt das Schiff wie angenagelt stehen, daher das arabische Mährchen vom Festbannen der Schiffe in diesen Meeren. Der Wechsel der Moussons zeigt sich wieder regelmäfsig an der Ostküste von Afrika bis Madagaskar. Sehr regelmäfsig ist im O. ihr Erscheinen in der Sunda- und Molucken-See bis östlich nach Neu-Guinea hin, und sie scheinen nördl. vom Aequator bis zur Radack-Gruppe vorzudringen. Nach Meinike's trefflicher Monographie über das Festland Australien werden die Jahreszeiten an der Nordküste Australiens durch die Moussons bedingt, und Krusenstern scheint den im Winter an der NO.-Küste herrschenden SO. mit Recht Mousson zu nennen. Der gelehrte Admiral sagt: In den an das chines. Meer grenzenden Gewässern finden wir nördlich vom Aequator dieselben Winde; südl. vom Aequator dagegen ist die Winddirection (bis zu 10 oder 12° südl. Br.) um 10 bis 12 Rhumben verschieden, d. h. wenn im N. der NO.-Mousson weht, so ist er im S. des Aequators WNW. und W., und ist der Mousson im Norden SW., so ist er südlich OSO. und O., daher ihr Name (vgl. Hrn. Dove über Dampier p. 266). — An der NW.-Küste Australiens zeigen sich die regelmäfsigen Moussons nur bis zum Golf Jos. Buonaparte. Dafs sich eine Menge localer Modificationen, namentlich durch die Küstenwinde, zeigen müssen, ist klar, daher tritt das Phänomen nicht überall deutlich hervor. — Die südl. Grenze der Moussons ist wegen ihrer grofsen Unbeständigkeit auf der südlichen Hemisphäre sehr mangelhaft bekannt; sie werden gewöhnlich vom Parallel von 10—12° südl. zwischen Madagaskar und der NW.-Küste von Neuholland begrenzt, von wo im S. der SO.-Passat das ganze Jahr hindurch weht, welcher nach Rennell im Meridian der J. Bourbon in etwa 27° Br. sich einstellt.

Von dem Vorgange des Wechsels der Moussons giebt uns u. a. schon La Loubère (Descript. de Siam, Paris 1691. t. II. p. 80.) eine ganz deutliche Beschreibung, welche er mit den Worten schliefst: So vollenden die Winde im Jahre ihren Kreislauf um den ganzen Horizont; geschieht dies aber mit einem Male in der kurzen Periode eines Tages, so wüthet ein Orkan (Typhoon). Der Schauplatz dieser furchtbaren Stürme in den Tropen, wie der Hurricanes u. ähnl., welche durch zu frühzeitig herabkommende Theile des obern Passats wahrscheinlich entstehen, scheinen uns vorzugsweise die Ostküsten der Continente zu sein. Auch sie fangen erst in gewissen Breiten an; so wird z. B. Pulo

*) Bernier fielen beim Aufsteigen zum Passe des Pirepenjal die in verschiednen Luftschichten wechselnden Süd- und N.-Winde auf.

Digitized by Google

Sapata bei C. Pataran unter 10° n. Br. von den Schiffern als die südlichste Grenze des Vorkommens der Typhoone im chinesischen Meere an der Küste Hinterindien angesehen, und während Guiana, die J. Trinidad und Tobago von der Geissel der Westindia-Hurricanes befreit sind, leidet Grenada (12° n. etwa) schon davon, und die kleinen Antillen sind der Hauptsitz ihrer Zerstörungen; so wurde Barbadoes am 10. Oct. 1780 von einem so fürchterlichen Orkan heimgesucht, dafs ein Zwölfpfünder vom Brückenkopf auf den Kai 140 Ellen weit — fortgeblasen wurde. Besonders genau hat Redfield diese Luftwirbel untersucht (Sill. Journ. a. m. O.); ihr Durchmesser beträgt zuweilen über 500 e. Meilen, und mit einer ziemlich plötzlichen Ablenkung nach N. oder O. in 30° n. Br. verfolgen sie ihren Zug bis New-Foundland. Sie stimmen mit der localen Erscheinung der Typhoons darin ganz überein, dafs sich der Wind auf einem der Ränder des Orkans, wie die Seeleute sagen, mit der Sonne, auf dem gegenüberstehenden aber gegen die Sonne, d. h. von rechts nach links dreht.

Wenn man auch von den Localverhältnissen, wie sie manche Meerengen und Inseln der Tropen in dem Phänomene der Moussons zeigen, absieht, so zeigt sich doch, dafs selbst in dieser Zone mit den regelmäfsigsten Witterungserscheinungen der Wind das Veränderlichste bleibt. Die Grenzen dieser Winde der heifsen Zone sind namentlich auf dem atlantischen und indischen Meere zu verschiednen Jahreszeiten und unter verschiednen Meridianen sehr schwankend, besonders beim NO.-Passat. Meyen's Bemerkung, dafs diese Grenzen selbst an einem und demselben Tage sich verändern können, hat sich öfter bestätigt, und die Beobachtungen müssen jedenfalls sehr vervielfältigt werden, um für verschiedene Längen den mittleren Zustand und die mittleren Schwankungen in der jährlichen Periode besser als bisher zu bestimmen. So finden wir auch die in vielen Lehrbüchern vorgetragene Regelmäfsigkeit im Einsetzen der Moussons nicht in der Wirklichkeit; die Zeit verschiebt sich an der Westküste Dekans um mehr als einen Monat.

Um den wesentlichen Unterschied zwischen den SW.-Winden an den äufseren Grenzen des NO.-Passats im atlant. und ind. Ozean zu erklären, tritt der Verf. der Ansicht des Hrn. v. Buch bei, dafs die meteorologischen Veränderungen das Himalaya-Geb. gar nicht übersteigen, und dafs jenseits ein ganz neues meteorologisches System anfange. (Vergl. oben unsere zwar sehr unvollkommene Bestimmung der Grenzen der Moussons im Continente von Asien und Schouw's Einwürfe gegen Hrn. Dove's Theorie in Pogg. A. XIV. 553). Dann würde hier die tropische Zone nicht von der subtropischen begrenzt werden und Asiens Norden die charakteristischen Erscheinungen fehlen, welche den Kampf des Aequatorial- und Polarstromes bezeichnen. Der Verf. erblickt in dem Herabkommen der nördlichen Moussons einen neuen Erklärungsgrund für die merkwürdige Anomalie der Höhe der Schneegrenze an den entgegengesetzten Abhängen des Himalaya (vgl. L. v. Buch in Pogg. XV. 358). — Die Berechnung weniger Windrosen für Nordasien würde leicht entscheiden, ob diese Ansichten richtig sind; denn es müfste alsdann jenes Klima durch einförmige Beständigkeit und Mangel an bedeutenden Extremen der barom., therm. und atmischen Windrosen bezeichnet sein; oder ob nicht, vielleicht im Sommer, jener Riesendamm dem Andrange der Aequatorialfluthen nicht widersteht und von ihnen überströmt wird. Heftige Niederschläge scheinen sich indefs *nur* in den vordern Ketten des Himalaya zu ereignen. Nach Gerard u. A., welche von dem merkwürdigen Steigen und Senken der Wolken an den Piks berichten, erheben sich die meisten Wolken gewöhnlich nicht zu sehr bedeutenden Höhen, so dafs die Hauptmasse der schweren Regenwolken Bengalens vom Innern der Himalaya-Thäler ausgeschlossen zu werden scheint. Am 11. Sept. sagt Gerard zu Lidang (8163′ abs. in Kunáwar): Hier verliefsen wir die Klarheit des Plateaubimmels und dessen Reize; vor uns lagen schon wieder dunkle Wolken der Tiefe, schon fühlten wir die feuchte Wärme der periodischen Regen des Tieflandes! Aus dem von Hrn. Kämtz nachgewiesenen Umstande, dafs die Temperatur im Sommer bei trübem Wetter geringer ist als bei heiterem, dünkt uns, dürfte das Herabziehen der Schneegrenze am Südabhange dieses Gebirges leicht näher motivirt werden, da der SW.-Mousson grade im Sommer die südl. Vorhöhen des Himalaya in einen dicken Wolkenschleier hüllt.

Unmittelbar darauf geht der Vf. zur Betrachtung des obern Stromes der Tropen und seines Herabkommens über. Welche Aufschlüsse könnten hierüber anhaltende Beobachtungen auf den Höhen des Mouna

Digitized by Google

Kea und des Pics de Teyde für die grofsen Ozeane liefern! Die Beweise für ihre Existenz sind in der neuesten Zeit bedeutend vermehrt worden. An ihrer Grenze auf dem Meere treffen wir häufig die beiden Passate im Kampfe an, so dafs man in gewissen Gegenden, z. B. an der Ostküste von Amerika zwischen 27—32° n. der Zone dieser Stürme einen eignen Namen beigelegt hat (bei den Amerikanern horse-latitude nach dem Spanischen el Golfo de las Yeguas, während die Zone des Passats auf dem Meere el Golfo de las Damas genannt wird).

Dieser obere Strom ist der sogenannte südliche, der bei uns, mit dem nördl. streitend, die Witterungsveränderungen vorzugsweise bedingt. Aber diese Luftströme erzeugen nur dann den normalen Witterungszustand, bei der Veränderlichkeit ihres Bettes und ihres Ufers, wenn sie in gehörigem Maafse der Dauer und Aufeinanderfolge einander das Gleichgewicht halten; oft durchströmt jedoch einer das Bett des andern, und ein einseitiges Vorwalten mufs das Charakteristische eines jeden im Extrem zeigen. Dann kann jedoch *dieselbe* klimatische Eigenthümlichkeit nicht auf der ganzen n. Erdhälfte statt finden, wie auch einige Beobachtungen, z. B. der milde Winter Europa's $18\frac{34}{35}$ und der strenge in Amerika (s. Americ. Alman. f. 1836) nach des Verfs. Untersuchungen beweisen. Nichts berechtigt zu der Annahme, dafs auf einen heifsen Sommer stets ein kalter Winter folgt. Aus dem Vorwalten des einen oder des andern Stromes erklären sich die grofsen Unterschiede zwischen den jährlichen Wärmemitteln eines Ortes. Tritt dasselbe beim Südstrome ein, so haben wir die Erscheinung eines barometrischen Minimums und einander entgegengesetzter Drehungen an den beiden Seiten desselben, daher die anomale Witterung nach einem solchen. Selbst im Extrem bewährt sich das Barometer als ein Differentialthermometer, welchen Namen Herr Dove *zuerst* gab (vgl. Kämtz' Met. II. 310.).

Die folgende Betrachtung der mittleren Windrichtung ergiebt mit Rücksicht auf die störenden Elemente und die Ungenauigkeit bei directen Windbeobachtungen nach den mühsamen Untersuchungen der Herren Schouw, Kämtz und des Verfs. nach Lambert's Verfahren die Abhängigkeit der Windrichtung für die Jahreszeiten, am deutlichsten für Nordamerika. Im mittleren Europa ist sie WSW., im Frühling NW., im Sommer W. Wir bemerken noch: Zwischen Ireland und New-Foundland neigt sich der Wind im Sommer durchgängig zur WSW. Richtung, im Winter weht fast beständig WNW.; in Canada weht im Sommer W. und SW., im Winter NW. Je weiter nördlich wir in Nordamerika's Vereinstaaten kommen, desto stärker wird dieser Luftstrom, desto mehr geht er zugleich nach N. (Kämtz). Grönland hat während 7 Wintermonaten nördliche Winde, in nahe demselben Verhältnifs Spitzbergen, Jan Mayen und Novaja Semlja. In Californien soll an der W.-Küste das ganze Jahr hindurch ein scharfer NW. „den Meister spielen", nächst ihm SW.; dagegen ist in 17 Jahren Ostwind nur bei starkem Ungewitter beobachtet worden. (Aehnliches sagt Molina von Chili.) An der Westküste von Amerika scheinen im Winter nördliche, im Sommer südliche Winde zu herrschen, an der Ostküste von Kamtschatka scheinen sie das ganze Jahr hindurch zwischen S. und W. zu variiren (nach v. Krusenstern u. And.).

Hier tritt uns nun eine schwierige Frage entgegen, deren Entscheidung nicht nahe zu liegen scheint. Verdankt nämlich unter den südl. Winden unsrer Zone die *geringere* Anzahl ihre Entstehung dem zurückfliefsenden obern Passate, und haben wir defshalb die Windverhältnisse der Tropen häufig als einen für sich abgeschlossenen Wirbel zu halten, an dessen Polargrenze sich ein Wirbel aus den Luftströmen der gemäfsigten Zonen nach der entgegengesetzten Richtung wendet? Oder sollen wir der allgemeineren Annahme mit dem Verf. beitreten, dafs der südl. Strom seinen Ursprung in der heifsen Zone hat? In *diesem* Falle mufs für die südwestl. Windrichtung in einem Theile der gemäfsigten Zone sich anderswo das Umgekehrte zeigen, und, aus der Krümmung der Isothermen zu schliefsen und aus dem vom Vf. nachgewiesenen Einflufs der mittleren Windrichtung auf die mittlere Temperatur eines Ortes, ist es demselben nicht unwahrscheinlich, dafs über die beiden Continente der alten und neuen Welt auf der nördlichen Halbkugel zwei nördl. Strömungen, über die zwischenliegenden Ozeane zwei südliche gehen, welche sich bis in eine gewisse Breite über die Continente ausdehnen, deren Bestimmung im Mittel jedoch eine Vergleichung der Windverhältnisse der *ganzen* nördl. Hemisphäre erfordert. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Schlufs.)

Die Einwürfe des Herrn Schouw gegen des Verf. Ansichten sind nunmehr berücksichtigt oder zu Gunsten der hier aufgestellten Theorie eben so treffend als scharf zurückgewiesen.

Um zu einer endlichen Entscheidung der hier angeregten Fragen wenigstens den Weg zu bahnen, möchten indirecte Beweise allerdings am passendsten sein, und so sucht der Verf. im 6. und letzten Abschnitt dieses Werks den Einflufs der mittleren Windrichtung auf die mittleren Zustände der Atmosphäre zu ermitteln, und die Rückwirkung der oben erwähnten periodischen Veränderungen in den allgemeineren Bewegungen der Atmosphäre auf die constante und periodische Vertheilung der verschiedenen physikalischen Qualitäten auf der Oberfläche der Erde, nämlich die Witterungserscheinungen der einzelnen Zonen in allgemeinen Umrissen darzustellen.

Die Totalität der Phänomene tritt local in der Gegend der Moussons hervor, und daher war es am passendsten, sie hier zu studiren, was das Interesse der Engländer in Indien für die Meteorologie in den letzten Jahren erst jetzt möglich macht. Hier müssen in der jährlichen Periode ganz dieselben Phänomene hervortreten, welche wir in unsrer Zone bei jedem Durchgange durch die Windrose beobachten. Denken wir uns an den NO.-Punkt der Windrose Januar, an den SW.-Punkt Juni geschrieben, so giebt die barom., therm. und atmische Windrose ein Bild der jährlichen meteorologischen Veränderungen in der Gegend der Moussons. — Die Mächtigkeit der Regen der Moussons übertrifft alle Vorstellung: In Bombay fielen an einem Tage 12 Zoll (engl.); das Maximum der jährlichen Regenmenge war in Anjarakandy 169″, 2; zu Guzerate selbst erlebte J. Forbes ein so schnelles Herabstürzen des Regens, dafs in *einer* Nacht 200 Menschen und 3000 Stück Vieh in einem Mahrattenlager umkamen. Die mächtigsten Niederschläge finden wir auf der Westseite der Gebirge, so an der Küste von Malabar, in Arrakan und auf Ceylon; das Tiefland Coimbatore soll, da hier beim Gap kein Gebirge einen Wolkendamm bildet, mit Antheil an der Regenzeit Malabar's haben. Mit der Höhe nimmt die Regenmenge schnell ab, was auch die Centralkette der Nila Giri zeigt, obgleich sie an den Regenschauern *beider* Monsoons Theil nimmt! (1825 fielen hier vom Mai bis Sept. 39,7, vom Oct. bis Dec. 19,6 Zoll). Aus ihrem Fortschreiten erklärt sich, wie das Maximum im Sommer auf Malabar und das Maximum im Herbst auf Koromandel auf den Höhen im Innern zusammenfallend 2 Max. veranlassen; so tritt auch das Maximum im Süden in höheren Breiten und weiter östlich in 2 Max. auseinander, und das Eintreten desselben erfolgt mit dem Fortgehen nach NO. immer später. Leider fehlen noch die Beobachtungsreihen zu Delhi und an einigen andren Orten, um zu einer noch vollständigeren Kenntnifs der Regenverhältnisse von Dekan zu gelangen. — Das Phänomen der grofsen periodischen Veränderung des Luftdrucks konnte der Verf. genauer als früher untersuchen. Das Barometer steigt von den wärmeren Monaten nach den kälteren hin ganz regelmäfsig; in Benares scheinen es eher 2 halbe Drehungen des Windes als eine ganze zu sein. Auffallend ist es, wie unmerklich in Dekan die Erscheinung mit der Höhe abnimmt (der Vf. hat die jährl. Periode für 20 Orte berechnet); die Abnahme der Elasticität des Wasserdampfes nach der Höhe mag hierbei von grofser Bedeutung sein. Entschiedner zeigt sich jedoch die Abnahme nach Oben am Himalaya. Der mittlere barom. Druck scheint auch hier vom Aequator nach den Wendekreisen hin zuzunehmen. — Die Gegend der W.-Moussons der Linie (Christiansburg in $5\frac{1}{2}$° n. Lat.) folgt in der mittleren Barometerhöhe der Curve südlicher Orte, wie Santa Fe de Bogota; dies

Digitized by Google

ist nach Hrn. v. Buch „eine schöne Bestätigung des Eingreifens der südlichen klimatischen Verhältnisse über den Aequator weg", was sich in Guiana u. s. w. auch in den tropischen Regen zeigt. — Durch Vergleichung der Hygrometerbeobachtungen Prinsep's in Indien mit den gleichzeitigen in Apenrade, welche der Verf. bei einer andern Untersuchung berechnete, findet sich, dafs die Curven der Elasticität des Wasserdampfes nicht übereinstimmen: vom Januar bis Mai bleiben sie einander fast parallel, im Juni entfernen sie sich plötzlich um mehr als das Doppelte, und erst vom Sept. an nähern sie sich von diesem gröfsern Abstande allmälig wieder. Das hier den Druck der Dampfatmosphäre so wesentlich modificirende Element erblickt der Verf. in der veränderten Windrichtung, welche in Europa und Indien grade entgegengesetzt statt findet. Mit verminderter Breite und zunehmender Höhe nehmen die Veränderungen des Drucks der trocknen Luft und der Dampfatmosphäre schnell ab. —

Zwei Tabellen von 26 Orten *) der Zone der Moussons auf der südl. und nördl. Halbkugel für die Temperaturänderungen im Jahre zeigen, dafs in Folge der abkühlenden mächtigen Niederschläge dem Maximum im Frühlinge eine Temperaturdepression folgt, desto später, je weiter nördlich der Beobachtungsort liegt; an vielen Orten folgt eine zweite Steigerung beim Aufhören der Regen. Und hier zeigt sich die merkwürdige Thatsache, dafs das Verhältnifs der Küsten in Beziehung auf die mittlere Temperatur sich umzukehren scheint, da in der gemäfsigten Zone es für einen allgemeinen Satz gilt, dafs die Temperatur der Westküsten höher ausfällt als die der Ostküsten. Zugleich findet sich (nach den Formeln für die Temperaturvertheilung auf der Erde) hier eine unverhältnifsmäfsig höhere Temperatur, wohl weil (im Frühlinge besonders) Hochasien die kalten Polarströme abhält. — Aus dem vom Verf. nicht mitgetheilten Detail der Beobachtungen über die täglichen Oscillationen, bemerkt er noch, wird der sehr evidente Beweis für den Satz geführt, dafs es die täglichen Temperaturänderungen sind, welche die Veränderungen der übrigen Instrumente bedingen. Hoffentlich wird uns Herr Dove darüber bald mehr mittheilen. — In der Temperaturvertheilung liegt die nähere Begründung der Verhältnisse der Feuchtigkeit, über deren Gang eine Tabelle für 5 Orte berechnet ist.

In der Gegend der Passate, welche die Phänomene nur verkümmert hervortreten lassen, indem sie überall mehr oder weniger unvollständige Versuche machen, Moussons zu werden, nimmt der Druck im jährlichen Mittel zu von der Gegend der Windstillen nach den Wendekreisen, was zuerst von A. v. Humboldt, für die südliche Hemisphäre neuerdings noch von Herschel, für die Gegend der Moussons als wahrscheinlich vom Verf. nachgewiesen worden. Aus der Analogie folgt ferner: Der Aequator ist nicht die wärmste Linie, sondern das Maximum der Temperatur findet sich in einiger Entfernung von der Gegend der Calmen zu beiden Seiten derselben; der indirecten Beweise dafür giebt es zwei, ein directer fehlt noch. Auch läfst die Abnahme der Elasticität des Dampfes mit zunehmender Breite noch keine Bestimmung zu; defsgleichen die Zusammenziehung der beiden Regenmaxima der Calmen in eine Regenperiode mit einem Maximum im Jahre.

Aus der Verschiebung der Passate in der jährlichen Periode hatte Hr. v. Buch die Winterregen an der Grenze der Tropen und die Herbstregen Süd-Europas erklärt; Gasparin bemerkte, dafs Europa in eine Region der Sommerregen und in eine der Herbstregen zu theilen sei, was Kämtz bestätigte. Hr. Dove geht aber, die Regenverhältnisse der gemäfsigten Zone in ihrer Gesammtheit und Entstehungsweise schärfer in's Auge fassend, noch einen Schritt weiter, und zeigt an den Beobachtungen in Italien die Richtigkeit des theoretischen Schlusses, dafs die Winterregenzeit an den Grenzen der Tropen, je weiter wir uns von diesen entfernen, immer mehr in zwei, durch schwächere Niederschläge verbundene Maxima aus einander tritt, welche in Deutschland in einem Sommermaximum wieder zusammenfallen, wo also temporäre Regenlosigkeit vollkommen aufhört. Die Ansicht, dafs das mittelländische Meer im Sommer in eine locale Verlängerung des Passats aufgenommen werde, bestätigt sich auch in diesen Verhältnissen; dagegen scheinen im Winter, der Theorie gemäfs, die Barometerveränderungen beim Regen dem Gesetze der Drehung unterworfen zu sein.

Wir folgen dem Verf. zur Betrachtung unserer gemäfsigten Zone. Hier untersucht er den Einflufs

*) Für Anjarakandy fehlen dem Verf. genauere Angaben. Nach Buchanan liegt dasselbe nahe bei Tellichery ($11\frac{1}{4}$° n. Br.) auf den Vorhöhen der Ghatkette.

Digitized by Google

der mittleren Windrichtung auf die mittlere Temperatur, den Luftdruck und die Dampfatmosphäre. Aus der Berechnung der Beobachtungen zu Paris und London, zwei Orten, welche an den convexen Scheiteln der Isothermen liegen, kommt er zu dem Resultat, dafs die südlichere mittlere Richtung des Jahres (WSW.) in Paris eine weit bedeutendere Temperaturerhöhung bewirkt, als die mittlere Richtung, der indifferente W., in London; und dafs die Veränderung der mittleren Windrichtung innerhalb der jährlichen Periode einen merklichen Einflufs auf den Gang der Temperatur äufsert, was beide Orte sehr übereinstimmend darthun. Wie wichtig und interessant erscheint also die Aufgabe, die Lage des Mittels innerhalb der Windrose zu bestimmen! Durch Bestimmung des Winkels, welchen das thermische Mittel mit der Linie W-O. macht, d. i. des Winkels der Isotherme des Beobachtungsortes mit dem Breitenkreise könnte man ermitteln, ob die mittlere Windrichtung einen erwärmenden oder abkühlenden Einflufs äufsert und vielleicht auf die Veränderung des Klimas eines Ortes schliefsen. Aus der Betrachtung der physischen Ursachen der Isothermen geht hervor, dafs die von Acosta, Dalton und Leopold v. Buch gegebene Ableitung der Unregelmäfsigkeit der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde zwar richtig ist, aber zur Lösung des Problems der Isothermen nicht auszureichen scheint (s. p. 339). —

Dieselbe Ursach, welche die Temperatur erhöht, vermindert den Luftdruck. Ist der deprimirende Einflufs der südwestl. Windrichtung gröfser als der erhebende im Sommer, wie zu Paris, so steht das Barometer im jährlichen Mittel zu tief (0,307^{mm}); analog mag der Einflufs an andern Orten sein. Wie wichtig dies für die barometrische Höhenmessung ist, leuchtet ein. (Ueber die Höhe des caspischen Meeres dürfen wir hoffen, nächstens Aufschlüsse zu erhalten). Ob im barometrischen Mittel eines Ortes eine Aenderung in bestimmtem Sinne oder nur ein Schwanken um eine constant bleibende Gröfse statt findet, läfst sich durch die barom. Windrose für verschiedne Zeiträume entscheiden; in Paris scheint das Maximum von NO. nach N. zurückgegangen zu sein, während die nördlichen Winde auf Kosten der nordöstlichen das Uebergewicht erhalten haben, was auf eine klimatische Aenderung deutet.

Für die kalte Zone ergiebt sich aus der Berechnung der therm. und barom. Windrosen nach den Parry'schen Beobachtungen, dafs in der Nähe des Kältepoles von einer therm. Windrose kaum die Rede sein kann; dafs die Windrichtung im Jahre sich sehr wenig ändert, die mittlere Richtung auf den Gang der monatlichen barom. Mittel dort ohne Einflufs ist, und feuchte Niederschläge bei niedrigem Barometerstande sich bilden.

Die in diesem Abschnitt angestellten klimatologischen und höchst folgereichen Untersuchungen, von denen das Meiste hier zum ersten Male veröffentlicht worden, zeigen, dafs die Windrichtung in den verschiednen Zonen einen sehr verschiednen Einflufs auf die mittleren atmosphärischen Zustände äussert, und dafs dieser, verbunden mit den periodischen Veränderungen bald zu Extremen, bald zu höchst verwickelten Bewegungen der Instrumente Veranlassung giebt. Aber auch durch Combination erkannter Elemente erhalten wir noch nicht Aufschlufs über *alle* Eigenthümlichkeiten der mittleren Veränderungen in der jährlichen und täglichen Periode; noch *andre* Ursachen müssen hier mitwirken! —

Fast könnte es den Anschein haben, als hätten wir bei diesem Werke das Maafs überschritten, welches die Tendenz dieser Zeitschrift erlaubt; aber wer die gedrängte, oft nur andeutende Darstellung des Verfs. kennt und das Werk mit Aufmerksamkeit studirt, wird mit uns lebhaft fühlen, wie dürftig diese Anzeige noch gegen die Reichhaltigkeit desselben ausfallen mufste, um von dessen Wichtigkeit nicht nur den Physiker von Fach, sondern auch den Geographen u. A. zu überzeugen. Dafs wir dieser Theorie so lange beitreten, als nicht durch neue Beobachtungen nachgewiesen wird, dafs das, was sich als Kampf zweier Ströme local und in einzelnen Fällen schon auf weiten Räumen der Erde bestätigt hat, zur Ausnahme gehöre, rechtfertigt sich aber besonders darin, dafs sie ihre Realität nicht nur erwiesen, indem sie den bekannten Thatsachen genügt, sondern dafs sie die schärfste Probe jeder Theorie bestanden hat: aus ihr wurden die Bewegungen der meteorologischen Instrumente für die südliche Hemisphäre *im Voraus* abgeleitet, und diese Gesetze haben sich bereits am Barometer vollkommen bestätigt, wefshalb es sehr wahrscheinlich ist, dafs sie auch für die andern Instrumente sich bewähren werden. — Die Gelehrsamkeit,

Digitized by Google

der Scharfsinn und der unermüdliche Fleifs des Herrn Verfs. erheben dies Werk zu einem solchen, auf welches Deutschland stolz sein kann. Möchte Herr Dove mit gleicher Ausdauer seine geistreichen Untersuchungen auf diesem Gebiete verfolgen, welche ein so bedeutsames Licht über die Physik der Erde in Bezug auf ihre Atmospäre verbreitet haben!

(Druckfehler p. 44. Z. 3. v. o. l. concav st. convex).

W. Mahlmann.

XXXVII.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Gottlieb Friedlaender, Custos, der Königl. Bibliothek. Berlin, 1837. *Enslin'sche Buchhandlung (Ferdinand Müller) VIII. u.* 286 *S. in* 8.

Zur wahren Erfassung des geschichtlichen Lebens gehört die Erkundung sowohl der Entwickelung des von unten herauf stufenweise fortschreitenden Geistes nach dem in ihr ruhenden und sie leitenden Gesetz einer ewigen Vermittelung der Gegensätze, als auch der die Zeit bewegenden Einzelleben, welche jenes Gesetz in seiner stärksten, concentrirten Thätigkeit abspiegeln. Beider Seiten Förderung pflegt unsere Zeit mit Recht und strebt zur Verbindung derselben an. Das Studium der Geschichte des sich entwickelnden Geistes der Menschheit, ist der Schlüssel für das wahre Verständnifs einer besonderen, um so mehr einer bewegten Zeitperiode, aber die Entwickelungsweise selbst wird erst klarer bewufst durch die Kenntnifs der einzelnen Fäden, aus welchen sich das Ganze wirkte. Darin liegt denn die Nothwendigkeit von Monographieen, namentlich erregter Zeiten, und von Biographieen erregender, einflufsreicher Männer. Besonders dankenswerth sind hiezu, als Vorarbeit, die Mittheilungen von Briefen, weil sie gleichsam in die Arbeitsstätte, in das sanctuarium des Geistesmenschen führen, die reinsten Spiegel der Zeit- und Personenstimmungen sind. Hr. F. kann demnach schon deshalb unsern Dank für seine Brief-Mittheilungen aus den Schätzen der königl. Bibliothek und seines Privatbesitzthums fordern, und dies um so mehr, da sich bei so manchen Schwierigkeiten sein Fleifs und seine Sorgfalt im Abdruck der Briefe und in den Einleitungen dazu nicht verkennen läfst, wenn schon, wie ja natürlich, die Arbeit von Mängeln nicht frei ist. In 4 Theilen giebt Hr. F. Briefe des Joh. Reuchlin, Theodor Beza, Heinrich Bullinger und einiger Jesuiten. Die Mittheilung der letzteren an der Zahl 5, zwei eigenhändige lateinische Briefe des Jgnaz von Loyola, einer des Jacob Laynez, einer von Joh. Maldonad (worin S. 282 Z. 4. für das plus des Herausgebers, pejus, der Handschrift und dem Sinne gemäfs stehen mufs, und S. 283 Z. 4. u. 6. die gebräuchliche Abkürzung für patris und patre irrthümlich mit principe gegeben ist) und ein spanischer, von Jgnacio Dazevedo) S. 6 heifst er fehlerhaft Dazenido, vgl. jedoch S. 274 Anm. 1 der Brief selbst ist correct abgedruckt) entschuldigt er durch die zufällige Vereinigung derselben mit dem Handschriftenbande der reuchlinischen Briefe. — Jene ersten drei sind Männer von verschiedner Weltstellung: Reuchlin, ein Organ zur Entwickelung einer neuen, jugendlich gährenden, aus einer vor Schwäche sich auflösenden, im Gegensatze gegen jene noch einmal alle Kräfte zusammenfassenden, aber dann um so schneller dahinsterbenden Zeit; Bullinger und Beza dagegen sind Grenzpunkte jener frischen und einer zwar noch kräftigen, doch bereits in einseitiger Richtung der Kraft sich schwindsüchtig, abzehrenden, verknöchernden Zeit. Dafs demnach das weltgeschichtliche Interesse für den ersteren gröfser sein mufs, weil er ein stark ruckender Hebel der Entwickelung und seine Wirkung durch das Innere auch nach aufsen am umfassendsten ward (im reuchlinischen Bunde), ist durchaus natürlich. Die Briefe, welche uns Hr. F. mittheilt, umfassen den Theil seines Lebens, in welchem die fortrückende Entwickelung ihn zum Angelpunkt des längst vereinzelt gährenden Kampfes, ihn weltgeschichtlich machte, weil er vorher mächtig auf sie wirkend, dazu geeignet geworden war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin, mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Gottlieb Friedlaender.

(Schluſs.)

Nur der erste Brief (worin S. 10 Z. 3 v. u. aurifabrilis st. aurifribilis zu lesen ist) gehört einer früheren Lebensperiode an, die übrigen beleuchten seinen Kampf mit den Dunkelmännern in 26 eignen Schreiben, einem des Faber an Reuchlin und 5 andern, die weder von ihm noch an ihn sind, wobei man freilich den griechischen des Reuchlin an Bernhard Trebatius, welcher in einen Brief des letzteren an Stephan Rosinus eingefügt ist (bis auf den Druckfehler S. 106 Z. 3 βασιλείαν statt βασιλείας correct abgedruckt), ausnehmen muſs und eine Widerlegung der antireuchlinischen Sentenz der theologischen Facultät zu Paris, welche in dem schon genannten Handschriftenbande sich gedruckt vorfindet (beim Abdruck dieser haben sich einige Fehler eingeschlichen: S. 118 Z. 1 v. u. lies ipsi st. ipse. S. 120 Z. 7 l. votaverint st. notaverint; ein par Mal theologi st. thelogi u. S. 122 Z. 12 füge e vor contrario hinzu). Der Herausgeber theilt diese Briefe, unter dem besondern Titel des Johann Reuchlin, in 5 Abschnitte, und schickt jedem derselben eine Einleitung voraus, worin er über die Personen, an welche sie gerichtet sind, bald mehr bald weniger umfassende Nachricht giebt und den Inhalt der einzelnen Briefe im Allgemeinen andeutet. Am umständlichsten ist Hr. F. bei den reuchlinischen Briefen, die er als die wichtigsten in dieser Hinsicht mit einer gewissen Vorliebe behandelt hat. Spärlich, ja fast zu spärlich sind die Briefe Bezas eingeleitet, weitläuftiger und wieder aufs Einzelne mehr eingehend die des Bullinger. Die Anmerkungen unter dem Texte hätten wohl nach Consequenz gemacht werden müssen, denn nur hier und da stöſst man auf dergleichen und findet sie nicht, wo sie oft zur Erklärung höchst nöthig waren. Ueberhaupt wäre es besser gewesen, jedem einzelnen Briefe, wie es De Wette, Bretschneider u. a. gethan, den Inhalt überzudrucken und die Bemerkungen über die Personen und den Text unter die Briefe zu stellen, weil man so Alles leichter überblickt. — Nach jenem oben bezeichneten Briefe Reuchlins vom Jahre 1504 eröffnet der Herausgeber die Reihe der den bekannten Proceſs betreffenden Briefe mit einer kurzen Darstellung der Entstehung und des Fortgangs des reuchlinischen Kampfes S. 14. Die Briefe vom Jahre 1513, welche Hr. F. mittheilt, gehören einer späteren Zeit an, und sind theils in der Handschrift mit falscher Jahrszahl, theils von dem Herausgeber durch einen Lesefehler irrthümlich so mitgetheilt worden. Der erste derselben, mit dem Datum, XII Kal. Majas 1513, gehört dem XII Kal. Majas 1514 an, denn Reuchlin erwähnt darin des Versuchs der Verbrennung des Augenspiegels zu Mainz durch die Cölner Mönche (im Septbr. 1513), der Vereitelung derselben durch seine Appellation an den römischen Stuhl, der wirklichen Verbrennung zu Cöln (im Februar 1514). Es kann sich daher nur noch fragen, ob der Tag und Monat richtig sei. Dies erhellt aus der Verwandtschaft mit dem 4. Briefe, datirt vom 25. April 1514, der nur einige Tage von ihm entfernt liegt. In beiden erwähnt Reuchlin der 3jährigen Dauer des Kampfes (triennio namque me fratres praedicatores vexant), in beiden sagt er, daſs er gehört, die Cölner hätten auch an den Papst appellirt und dies konnte nur nach dem 24. April 1514, dem Appellationstage Reuchlins geschehen (audivi, extrajudicialiter appellasse ad curiam, und in N. 4.: a qua, ut audio, ad sedem apostolicam appellarunt extrajudicialiter. Auch

Digitized by Google

die Vergleichung mit dem 3ten, dem 4ten gleichzeitigen Briefe bezeugt die Tagsangabe jenes Briefes als richtig: in beiden wünscht er, dafs die causa maneat in curia et committatur aliquibus cardinalibus non Thomistis etc. Das richtige Datum ist demnach XII Kal. Majas 1514, wohin die Handschrift mit dem Abdruck zu verbessern ist. — Der folgende (3te) Brief S. 24 f. an den Card. Adrian hat das Datum 4 Kal. Jan. (29. Decbr.) 1513 durch einen Lesefehler des Herausgebers erhalten und dieser Fehler hat sich auch in die Einleitung zu diesem Briefe S. 20 eingeschlichen. Die Handschrift hat das Jahr MDXIIII. Aber auch dies Datum ist ein Versehn des Reuchlin selbst, der Brief gehört noch späterer Zeit an, es mufs heifsen 4 Kal. Jan. 1515, das ist d. 29. Dec. 1514. Ohne nehmlich Gewicht zu legen auf eine Vergleichung mit dem folgenden Briefe vom 25. April 1514, wo es in Bezug auf den Streit heifst: non enim tribus istis annis licuit..... incumbere studiis atque literis, und in dem vorhergehenden angeblich ein Vierteljahr früheren Briefe: qui jam *plus* triennio neglectis humanioribus litteris mihi videor etc., läfst sich aus dem Innern die Zeit des schon vorgeschrittenen Processes in Rom, zu welcher beide Parteien am 8. Juni 1514 citirt waren, leicht erweisen. Wenn es heifst, dafs die Cölner Mönche sich in Deutschland rühmten: se Romae habere defensorem Bernardinum S. Crucis cardinalem, und dafs sie viel Geld nach Rom gesandt, wohin Hogstraten selbst gereist war (gloriantur de multis pecuniis Romam missis), so war das gegen Ende des Jahres 1514. Der Card. Grimani war vom Papste Leo X. zum Richter in dem Processe bestellt, — und das bestätigt auch unser Brief (quae ostendunt imperitis eo vera esse, quod papa causam meam Rev. Grimano primum commiserat), — die Cölner wünschten ihm entgegen den Bernhard zum Richter, allein ihr Wunsch ging nicht durch, und der Card. Petrus von Ancona ward dem Grimani beigesellt. Auf denselben Brief an den Card. Adrian weist auch ein Schreiben des Propstes Welfer an Conrad Peutinger, vom 27. Jan. 1515, hin (Reuchlins Briefsammlung ed. Hagenau 1519 S. 197: Cardinalem Adrianum tuo nomine visitabo .... accepit enim elapsis diebus a Capnione doctam et elegantem epistolam apologeticam; Reuchlin wünschte nehmlich in jenem Briefe an den Card. durch ihn dem Pabste empfohlen zu sein. — Bei dem 5ten Briefe (S. 29—32) hatte der Herausgeber mit einer sehr schlechten und beschädigten Handschrift zu kämpfen und hat in der That, wenn auch Mehreres hier zu bemerken bleibt, durch Ausdauer das Mögliche geleistet. Die Lücke S. 29 Z. 7 v. u. ist durch tunc auszufüllen; S. 30 Z. 7 l. annuente mit der Handschrift st. accnuente. S. 32 Z. 2 füge hinzu durch poena das übersehene Wort excommunicationis und quaestionaria nach dem Wort instituta (nicht institues); überhaupt ist der ganze folgende Satz nicht recht richtig, er ist wol folgends umzugestalten: qua propter, egregie et eximie doctor, oro vehementer quantis possum viribus, ut diligentissime et fidelissime instituta quaestionaria causa haec ulterius non committatur ad partes, sed maneat in curia romana. Cum inhibitione omnibus aliis judicibus et casu, quo voluerint in curia procedere, dabo vobis plenum mandatum etiam cum libero. Ad hoc consequendum etc. — Der Herausgeber vermuthet nach S. 39 mit Recht, dafs der 8te Brief an den Caspar Wirt gerichtet sei; ein verzeihlicher Irrthum ist es jedoch, wenn ihm, weil er das r in dem Namen Wirt für ein k ansah und deshalb immer Wikt schrieb (S. 18 Anm. S. 21, 29, 33) aus den Worten desselben Briefes: ego vobis me prioribus literis expostulavi, purgavi, excusavi, qua ego necessitate commissionem Spirensem doctori Caspari Wirt permisi commendari (S. 39) schliefst, dafs jener Caspar Wirt Commissar des reuchlinischen Processes in Speier gewesen und verschieden sei von dem Caspar Wirt in Rom, dem dortigen Anwalde Reuchlins. Auf derselben Seite sind die Worte: „die Kosten, welche ihm der langwierige Kampf bis jetzt verursacht" so zu berichtigen, „welche ihm der erst kürzlich begonnene Procefs in Rom schon verursacht habe", denn nur von diesem spricht Reuchlin im 8ten Briefe (feci autem post praetensam adversarii appellationem assertam has necessarias expensas, quae sequuntur: etc.). Der 9te Brief S. 46 ist durch einen Druckfehler ins Jahr 1513, statt 1514, zurückversetzt. In den folgenden Briefen dieses Abschnittes sind noch folgende Lese- und bedeutenderen Druckfehler zu verbessern: S. 50 Z. 7 lies venunciatio st. renunciatio, S. 53 Z. 13 accensis st. accensi, S. 55 Z. 9 v. u. infulas st. infulam, S. 59 Z. 3 partis st. partes. Der vierte Abschnitt umfafst 11 nach Rom gerichtete Briefe Reuchlins aus den Jahren 1518—1520, und unter ihnen einen hebräischen, den der Herausgeber mit

Digitized by Google

einer zwar freien, aber sinngemäfsen Uebersetzung begleitet hat. Zwar ist auch er nicht ohne Fehler, aber die flüchtige Handschrift forderte einen ausdauernden Fleifs und gründliche Kenntnifs der Sprache, um ihn so rein wiederzugeben, als er vorliegt. S. 93 Z. 15 ist zu lesen שבירם ושבאותם statt שבאותם, שבירם; S. 92 Z. 9 ist יי, die Abkürzung für יהוה, irrthümlich mit ר gegeben; Z. 21 ist טוב st. טיב zu lesen; Z. 3. v. u. ist im Worte השי das י hinten zu streichen; S. 91 Z. 3 ist statt des ר in לרינים ein ד zu setzen; Z. 11 hinter dem ש in ישבת ein י einzuschieben; Z. 14 ist in dem Worte שאותו vorn das ש zu löschen; Z. 16 lies אותה st. אותו; Z. 19 mufs im Worte והלשונו das zweite ו mit einem י vertauscht werden; Z. 8 v. u. lies יכולת st. יכלת; Z. 5 v. u. mufs im Worte גדיל das י mit einem ו vertauscht werden. S. 90 Z. 1 ist das ו in לבוא hinauszuwerfen. Die übrigen Briefe dieses Abschnittes sind ziemlich rein; nur einige wichtigere Fehler mögen hier Erwähnung finden: S. 71 Z. 10 l. misi st. nisi; S. 72 (Br. N. 16.) ist im Datum XVI. Sept. was die Zeit wesentlich ändert, Kalendas ausgelassen; S. 74 Z. 13 v. u. lies den Dat. isti st. istae; S. 83 Z. 13 v. u. l. pontifice st. pontifici; S. 88 Z. 10 Capnionius st. Capnionis. In dem 27sten Briefe, (des Abschnittes in welchem nicht reuchlinische, aber ihn betreffende Briefe mitgetheilt werden) ist S. 109 Z. 7 v. u. ut vom Herausgeber parenthetisch bezeichnet worden, es ist in der Handschrift später nachgeschrieben, doch den Inf. succurrere zu ändern vergessen worden. Am Ende desselben Briefes ist dignetur aus dem Druckfehler dignet zu machen. Im 28sten Briefe S. 111 hat der Herausgeber Z. 15. v. u. cum für plurium gelesen, desgleichen Z. 13 v. u. haec für das richtige hic und Z. 7 v. u. insidiae anstatt des Worts infidio; auch mufs der Acc. vestram auctoritatem mit dem Abl. vertauscht werden, wie im 29sten Br. S. 113 Z. 13 das Activum habere mit dem Pass. haberi.

Die 29 hier mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe Bezas, welche bis auf 2 (an Paul Crocius und Grynaeus) an den Grafen Ludwig von Sayn zu Wittgenstein gerichtet sind und die Jahre 1578—1596 umfassen, liefern manche anziehende Aufklärung über Bezas Leben, über Genfs, Frankreichs politische und kirchliche Verhältnisse. Ich beschränke hier meine Bemerkungen, wie auch über die 11 Briefe Bullingers, welche ebenfalls gröfstentheils an denselben Grafen gerichtet sind, nur auf den vorliegenden Text und dessen nöthigster Berichtigung. S. 131 Z. 8 ist die Abkürzung der Handschrift irrthümlich durch quum gegeben, sollte aber quod sein; S. 134 Z. 16 mufs das fut. habebo st. des praes. stehen; S. 139 Z. 4 v. u. giebt die Handschrift comitia st. concilia. Mifsverstanden ist S. 141 Z. 5 v. u. das kirchlich dogmatische Wort syncretismo und daraus syncretissimo geworden; S. 144 Z. 2 ist nach publicis noch liberisque hinzuzufügen und im 8ten Briefe Z. 7 nostram nach scholam. S. 149 Z. 1 v. u. sind die Worte quis sit Belgiae status vides et ad qua consilia umzuwandeln in quis sit Belgicae status vides et ad quorum consilia. Mifsverstanden ist die Unterschrift desselben Briefes, wo Beza hinzufügt: manu sic titubante ut alteram cogatur requirere, welches der Herausgeber, weil der Brief selbst von anderer Hand geschrieben ist, auf diesen Schreiber bezog, indem er alteram für einen Schreibfehler haltend, alterum setzte, während der kranke Beza sagen wollte, dafs er um der Schwäche der schreibenden Hand willen die andere Hand zu Hülfe genommen habe. Er hätte in jenem Falle nicht alterum, sondern alium setzen müssen. S. 185 Z. 12 l. audivimus st. audimus etc. etc. Ich übergehe hier andere gewöhnlichere Druckfehler, da sie dem Leser leicht in die Augen fallen, und füge noch die Aufforderung an den Herausgeber hinzu, dafs er fernerhin die verborgenen handschriftlichen Schätze der Königl. Bibliothek ins Licht fördern helfe und zunächst sich zu einer Gesammtausgabe der reuchlinischen Briefe entschliefsen möge, da die älteren Ausgaben theils höchst selten und viele Briefe überdies zerstreut sind, theils einer kritischen Hand und eines Kenners der Zeit bedürfen.

Mayerhoff.

XXXVIII.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen u. Deutschen von Franz

Digitized by Google

Bopp. Zweite Abtheilung. Berlin, 1835. *bei Ferd. Dümmler VIII. von p.* 289—488.

Ueber Plan und Einrichtung dieses Werks im Allgemeinen hat Unterzeichneter schon früher bei der Anzeige der 1sten Abtheilung desselben in diesen Blättern das Nöthige mitgetheilt. Es bleibt also für diese 2te Abtheilung, bevor ihr Inhalt und die eine oder andere besonders interessante Einzelnheit angezeigt und besprochen wird, Nichts übrig, als zu berichten, inwieweit etwa in diesem Hefte Aenderungen oder Modifikationen im Vergleich zum ersten eingetreten sein möchten, und welches überhaupt sein Verhältnifs zu jenem ist. Wenn nun auch im Allgemeinen Zweck und Behandlung, wie natürlich, dieselben geblieben sind, so scheint doch auch auf der anderen Seite einige Verschiedenheit bemerkbar zu sein. Zwar hat der Hr. Vf. seinen Gegenstand so vollkommen in sich aufgenommen und so sicher verarbeitet, dafs allerdings sowohl in der ganzen Auffassungs- und Behandlungs-Weise wie in der dabei zu Grunde liegenden Absicht trotz mancher Berichtigungen im Einzelnen doch wesentlich Nichts zu verändern nöthig gewesen ist, allein, wenn z. B. der Hr. Vf. im 1sten Theile mit einer gewissen Vorliebe das Zend und Deutsche, besonders das Gothische, berücksichtigte, so ist es dagegen hier mehr das Slawische und Deutsche, welches seine vorzüglichere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, und dies um so mehr, als das Slawische bisher selbst von den eingebornen Grammatikern noch öfters nicht in dem rechten Lichte betrachtet worden ist. Und diese vorzüglichere Mühe damit ist allerdings nicht unbelohnt geblieben, indem Hr. Prof. Bopp durch eine durchgreifende Vergleichung mit den anderen Stammverwandten und durch eine comparative Untersuchung über das slawische Lautsystem zu oft sehr überraschenden Resultaten gekommen ist, die eben so sehr für das besondere Idiom der slawischen Sprachfamilie, wie für das allgemeine Sprachstudium von grofser Wichtigkeit sein müssen. Ferner scheint dem Ref. dieses neue Heft schwerer und inhaltsreicher zu sein, als das erste, wie es auch der Natur der Sache nach nicht füglich anders sein kann. Dies wird sich schon bei der blofsen Angabe des Inhalts ergeben. Jedoch möchte ich auch behaupten, dafs hier die ganze Art der Untersuchung, wenn ich mich so ausdrücken darf, gemachter und sicherer sei und mehr für den schon unterrichteten Sprachforscher berechnet als dort. Besonders haben dem Unterschriebenen die Artikel über die Gradus-Steigerung und die Numeralia zugesagt, die ein überaus anschauliches und übersichtliches Bild eines wohlgeordneten Ganzen darbieten. Etwas schwieriger stellt sich meines Erachtens die Lehre von den Adjj. dar, besonders für den minder Eingeweihten, dem nicht, wie dem Hrn. Vf., eine so klare und tiefe Anschauung des gesammten Grundtypus dieses ganzen Sprachstammes und eine gleich gründliche Kenntnifs der einzelnen Familienglieder desselben zu Gebote steht. Anders freilich mufs sich die Sache für den stellen, der mit Einsicht und Fleifs diese ganze Materie hinter einander durchstudirt hat und nun aus den gewonnenen Resultaten das Wichtigste und Interessanteste zur öffentlichen Mittheilung zusammenstellt, als für den, der eben diese Resultate zu einem Wegweiser für eigenes Studium gebrauchen will. Jener hat eben dadurch, dafs er vorher, ehe er diese einzelnen Resultate mittheilte, ein gründlich geordnetes Studium darauf verwandt hat, das geistige Band in sich, welches alle diese Einzelnheiten zur systematischen Einheit verbindet, während der Letztere sich es erst durch sehr genaues Studium derselben mit einiger Anstrengung verschaffen mufs, welche um so gröfser ist, je gröfser, wie hier, und neuer die Resultate sind. Mit einem Worte, diese zweite Abtheilung verlangt, wie mich dünkt, ein bei weitem sorgfältigeres und aufmerksameres Studium, als die erste, wenn sie für den minder mit der Sache schon durch eigenes Studium Vertrauten den recht ächt ersprieflichen und selbstthätig anregenden Nutzen haben soll. Ich habe so wahrhaft, wie ich glaube, den Eindruck geschildert, den die sorgsame Lektüre dieses 2ten Bandes auf mich wenigstens gemacht hat, wobei freilich auch nicht aus der Acht gelassen werden darf, dafs begreiflicher Weise eine vergleichende Grammatik so vieler Sprachen, die so Vieles erst neu finden mufs, nicht in eben so einfacher Uebersichtlichkeit gehalten werden kann, als die einer einzelnen Sprache allein, besonders wenn letztere schon lange ein Gegenstand der vereinten Bemühungen vieler tüchtiger Männer gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp.

(Fortsetzung).

Jedenfalls aber ist die genannte Eigenschaft, die sich in des Hrn. Verfs. Sanskritgrammatiken in so hohem Grade findet, sehr wesentlich für scientifische Evidenz und Beweiskraft. Vielleicht hätte sich, wenn ich mir eine Art von Rath erlauben darf, dadurch Etwas gewinnen lassen, wenn noch Mehreres aus den Paragraphen in die Anmerkungen gestellt worden wäre, wobei dann Rekapitulationen und Resumé's den Faden des Ganzen immer festgehalten hätten. Hr. Prof. Bopp giebt gröfstentheils nur eigen gewonnene Resultate, wobei auch mehrere nicht unwahrscheinliche Aenderungen von Grimm's und Anderer, so wie auch eigenen früheren Ansichten zu bemerken sind, bei denen es hie und da, wie z. B. bei der definiten und indefiniten Declin. der Adjj., für das gröfsere Publikum der Grammatiker erleichternd gewesen sein würde direktere Erklärungen darüber zu geben. Dies wäre es etwa, was ich im Allgemeinen über diese 2te Abtheilung sagen zu müssen glaubte, um dem so wichtigen Werke wo möglich eine ganz allgemeine Beachtung zu erleichtern. Nun zur Inhaltsangabe und einigen einzelnen Bemerkungen.

Von §. 251—254, pg. 289—293 (Seitenzahlen und §§. geben fort) reichen noch die Bemerkungen über den locat. plur. Von pg. 293—329 folgt in §. 254. eine zur Erleichterung des Ueberblicks sehr passende Sammlung von Beispielen der wichtigsten Wortklassen aus sämmtlichen verglichenen Sprachen in ihrer zusammenhängenden Declinat. P. 294 spricht sich der Hr. Vf. nochmals über die griech. Genitivsendung οιο aus, die er bekanntlich mit der sanskrit. auf asya zusammenstellt und sie aus οσιο erklärt. Dazu vergleicht er dann gewifs richtig δημόσιος und in Ansehung des genitivischen Ursprungs dieses Wortes das lat. cujus, a, um und die Identität des sanskrit. Suffixes shya in Wörtern, wie manushya *Mensch*, als Abkömmling von Manu, mit der Genitivsendung shya für sya, z. B. amushya, *illius*. Was dabei die Merkwürdigkeit betrifft, dafs in δημόσιος das ς sich erhalten hat, während es in δήμοιο ausgefallen ist, so ist noch zu vergleichen z. B. ἄλλοῖος, ἑτεροῖος, die gewifs auf keine andere Weise entstanden sind. Ferner möchte ich auch die gentilia Ἀθηναῖος etc. (vgl. ἐνθάσιος) so erklären und die korrelativen ποῖος, τοῖος, οἷος als πόσιος, τόσιος, ὅσιος zu πόσος, τόσος, ὅσος. Dafs ferner ὁμοῖος und γελοῖος hierher gehören, beweist erstlich dieser alte Ton und 2tens für Jenes folgende Analogie: δημόσιος, δήμοιο, δήμου und ὁμός, ὁμοῖος, ὁμοῦ, und für dieses die alte Form γέλος, γέλου für γέλως (ad Gregor. Cor. p. 608) und dafs, so wie es für ὁμοῖος auch ὁμοΐος heifst, auch γελοΐος vorkommt. Unentschieden aber bleibe, ob auch solche Formen, wie Μιλήσιος, Φλιάσιος, Ἀμαθούσιος, ἐνιαύσιος, hierher gehören, oder ob in diesen das τ nach ionischer Weise in s verwandelt ist, wie gewöhnlich angenommen wird, und wofür allerdings Manches zu sprechen scheint, z. B. dafs im Jonischen häufig τ in ς erweicht wird, und dafs statt ἐνιαύσιος wirklich ἐνιαύτιος steht in einer delphischen Inschrift bei Böckh I. p. 805 n. 1688 vs. 44, so wie auch das Etym. M. p. 156, 19 sqq. als bei den Lakonen gebräuchlich anführt ἐνιαύτιος, πλούτιος, πλητίος, wie auch Κορείτιος für Κορίνθιος in der Inschrift des Petrizzopulus n. 43 bei Böckh I. p. 59 mit Bekker nach der Analogie von Προβαλίσιος aus Προβάλινθος zu erklären sein würde, wenn diese Inschrift anders ächt sein sollte. Es gehören aber meines Erachtens noch hieher ἐνθάσιος bei Hesychius und die Zahl-Proportionalia, z. B. πολλαπλάσιος, und ὅσιος, denn offenbar falsch ist es, dies Letzte mit dem Etym. M. p. 156, 11 sq. aus ἄσιος von ἄζω zu

Digitized by Google

erklären. Dafs derlei Wörter so selten sind, beweist weiter Nichts, als dafs sie aus der ältesten Formationsperiode stammen.

Von §. 255—280 folgt die altslawische Declin., wozu als Einleitung eine sehr interessante Untersuchung über das Lautsystem dieser Sprache vorangeht, durch deren Resultate gar manche Erklärungen einheimischer Grammatiker, z. B. Dobrowsky's, berichtigt werden. Wenn aber p. 336 sq. g) bei dem Nachweis, dafs im Slaw. zuweilen u einem Nasal der verwandten Sprachen entspricht, auch die 1ste pers. sing. praes. der Verba, z. B. schivū, *ich lebe*, hierher gezogen und dies ū in o + ŭ = o + m zerlegt wird, so möchte dies doch so ganz ausgemacht noch nich sein. Sollte nicht, wie im Griech. und Lat., die Länge als Ersatz für die ausgefallne Sylbe mi anzusehn sein, wie ομι = ω, εσι = ης und εις, ετι = η und ει, εναι = ην und ειν, wie im Lat. sum (welches selbst in zwei Inschriften bei Orelli n. 4810 und 4811 *so* heifst) und amo sich verhalten, grade wie cum und co? Auch Berichtigungen eigner früherer Ansichten des Hrn. Vfs. finden sich, wie z. B. p. 351 der Neutralnominativ z. B. nebo, *Himmel*, nicht mehr, wie früher, mit dem Sanskritisch-Zendischen ō = as aus a + u verglichen, sondern als eine nach Ausfall des Schlufs-s (nebes) eintretende Kräftigung des e zu o. Dafs in solchen Fällen nicht ε sondern ες der Stamm ist, ist vom Hrn. Vf. schon früher ausgesprochen und von mir an einem andern Orte weiter erhärtet worden. Hier mögen noch die Vocatt. erwähnt werden, wie Σώκρατες, und die Neutra von Adjj. auf ης, z. B. ἀληθές, die beide erst dann ihr volles Verständnifs erhalten, wenn man weifs, dafs in beiden Fällen nicht blofs ε, sondern ες Stamm ist, denn dieser Vocat. sowohl, wie jene Neutra haben im Griech. bekanntlich den reinen Stamm. Ferner ist eine Berichtigung einer früheren Ansicht p. 352 *).

Von §. 281—290 reicht die Lehre von den Adjj., die sehr reichhaltig ist. P. 366 sq. ist den Freunden der deutschen Grammatik zu weiterer Beachtung die sehr wichtige Entdeckung zu empfehlen, dafs „Grimms *starke*, Fulda's abstrakte Declinationsform der adjj. aus keinem anderen Grunde in nicht weniger als neun Punkten von den starken (d. h. im Thema vokalisch ausgehenden) Substantiven sich ab- und der Pronominaldeklination sich zuwendet, als weil sie wirklich, wie im Slaw. und Litthauischen die definiten Adjj., mit einem Pronomen komponirt sind, welches natürlich seiner eigenen Declin. folgt." Dieser Pronominalstamm, der in seiner Urform ya = dem sanskrit. ya *welcher* heifst (p. 368), wird dann im Folgenden weiter nachgewiesen. Die Erklärung der griech. Partikel εἰ p. 376, nach welcher sie unmittelbar aus dem sanskrit. yadi stammen soll, so dafs es dazu „mit abgelegtem Halbvokal (y) sich so verhält, wie im Prakrit in der 3ten sing. praes. ai, z. B. bhamai, *er wandert*, zu dem gewöhnlichern adi für sanskrit. ati. Auch findet man im Prakrit für yadi wirklich dschai, so dafs in dieser Conjunktion, wie in der 3ten sing. praes. (λέγει aus λέγετι), das Griech. der Entartung des Prakrit parallel läuft," diese Erklärung, sag' ich, wird schwerlich von den griech. Grammatikern angenommen werden. So sehr einflufsreich auch unzweifelhaft das wissenschaftliche Studium des Sanskrit, wie es Bopp unter uns begründet hat, sich erweist, was nur leidenschaftliches Vorurtheil so frischweg läugnen kann, eben so sehr mufs sich aber auch Unterzeichneter seiner festen Ueberzeugung nach gegen ein oft so ganz und gar unvermitteltes Herleiten erklären. Das hiefse Nichts anderes, als einer Sprache gradezu ihr unverletzliches Recht, eine *eigene* zu sein, nehmen wollen. Unstreitig sind gewifs seit der Auswanderung aus Indien bis zur festen Bildung der ächtgriechischen Sprache Jahrhunderte genug vergangen, um derselben ihren unabhängigen Bildungscharakter zu geben. Und wenn ich diesen fest im Auge behalte, was meiner Meinung nach vor allen Dingen geschehen mufs, ehe man sich nach Analogieen in den verwandten Sprachen umsieht, so kann ich mich unmöglich überzeugen, weder dafs εἰ folgender Maafsen entstanden sei: yadi, yai, αἴ, εἴ, wenn ich auch zugestehe, dafs αἴ älter ist als εἴ und dafs die Stämme dieser Wörter einerlei sein mögen, noch dafs λέγει aus dem ursprünglichen λέγετι nur durch Weglassung des τ kommt, sondern das Wahre zeigt sich einmal durch Vergleichung der absoluten und der relativen Verbalendungen, z. B.:

λέγ-ο-μ-ι	(ομαι)		ἔ-λεγ-ο-μ	(όμην)
λέγ-ε-σ-ι	(εσαι)	und	ἔ-λεγ-ε-ς	(εσο)
λέγ-ε-τ-ι	(εται)		ἔ-λεγ-ε-τ	(ετο)
λέγ-ο-ντ-ι	(ονται)		ἔ-λεγ-ο-ντ	(οντο)

und 2tens des Lateinischen. Wenn nämlich der Stamm ἐς von εἶναι im Griech. eben so, wie im Lat. zum Theil wenigstens, den Bindevokal erhält, so verhalten

Digitized by Google

sich die Formen dieses Verbi in beiden Sprachen folgender Maafsen:

ἔσ-ο-μ-ι	(ομαι)		es-u-m
ἔσ-ε-σ-ι	(εσαι)	und	es....
ἔσ-ε-τ-ι	(εται)		es-.-t
ἔσ-ο-ντ-ι	(ονται)		es-u-nt
leg-ō			
leg-i-s			inqu-a-m
leg-i-t			inqu-i-s
leg-u-nt			inqu-i-t

Ich habe bei dieser Vergleichung mit Absicht das Sanskrit weggelassen, weil es, so sehr auch bestätigt und weiter belehrt, doch nicht grade nöthig war, um dies zu finden. Man sieht aus Obigem, dafs o und ε, lat. u (u) und i Bindevokale sind, und m, s, t Personencharakter, folglich ι und im med. αι, eine Verstärkung von Jenem, ein Merkmal des Absoluten, welches mithin dem Relativen fehlt. Zunächst nun zeigt das Lat. das Wegfallen dieses i, des, besonders wenn er kurz ist, flüchtigsten aller Vokale; est ist ohne Bindevocal, vermuthlich wegen es-i-t = erit, und es noch dazu auch ohne Personsendung, wohl weil ess, wie es nach est heifsen müfste, gar zu auffallend erschien. Gehen wir nun mit der Sprachgeschichte Hand in Hand weiter, so sehen wir, dafs auch im Griech. die Endungen λέγεις und λέγει nicht durch Metathesis des ι und blofse Ausstofsung des τ, sondern zunächst durch Wegfallen des ι entstanden sind. Denn wenn bekanntlich *historisch* feststeht, dafs aus λέγεσι zunächst λέγες, legīs, und aus diesem erst äolisch λέγης und ionisch λέγεις ward und aus λέγοντι legunt, so wird's wohl mit λέγετι nicht anders sein, sondern λέγετι gab zunächst λέγετ, legīt und dann λέγη, λέγει. Wenn in dieser Darstellung nicht Alles für neu, oder auch meinetwegen Alles für nicht neu befunden werden sollte, so ist's doch wahr und, wie Beispiele aus der neusten Zeit beweisen könnten, auch für unsere Zeit noch nichts weniger als unnöthig zu bemerken. Was aber εἴ betrifft, so ist es gewifs trotz dem nicht weiter hervorgehobenen Umstande, dafs das der Erklärungsart des Hrn. Vfs. scheinbar günstige αἴ unstreitig älter ist, eine ächtgriechische Form und in seiner Erklärung nicht zu trennen von anderen ähnlichen, nämlich den alten dorisch genannten Formen τουτεί, τηνεί etc., auch wohl αὐτοβοεί, ἀμαχεί etc., welches offenbar Nichts ist als die böotische Form des dat. fem. sing., s. Böckh. inscrr. Gr. I. p. 720 sq., wie es böotisch auch heifst z. B. μεί, νεί, ἐπιδεί, μεῖλον für μή, νή, ἐπειδή, μῆλον u. s. w. Da nun aber die Böotier für den Diphthong ει sagten ι, s. Böckh. l. l. p. 723, ἴ aber für den conjunct. εἴ bei ihnen sich nicht findet aufser in ἐπιδεί für ἐπειδή [die Griechen glaubten aber allerdings ἐπεί zusammengesetzt aus εἴ s. Anecdott. Bkk. p. 925 im.], sondern ἤ, s. inscr. n. 1569 a, III, vs. 45 et 48, η aber bei ihnen für αι steht, so setzt dies ebenfalls das ältere αἴ voraus, dies aber verhält sich wie χαμαί u. A., und eben dahin führen auch die lat. Formen, si, se, sei (Orell. inscr. n. 558 et 4801), suae (Müller Etrusker I. p. 31 not. 62), in denen das s auf ein altes griech. Digamma deutet, so dafs es auch da zum Relativum gehören mag. Es ist Schade, dafs βαίκα im Hesych. für ἐάν bei den Kretern blofs Conjektur ist, soviel ich weifs, s. ad Gregor. Cor. p. 250. Was Hartung darüber sagt, weifs ich nicht, da ich sein Buch hier nicht habe. Zu diesen dativischen Adv. auf αι und ει stimmen auch die auf οι, z. B. οἴκοι, für welches Theognostus auch οἴκει anführt, s. Anecdd. Bkk. ind. s. v. Vielleicht gehört auch ἀεί, αἰεί, von welchem saepe, semper hergeleitet wird, hierher, welches dann in der Verdoppelung, wie lat. utut, quisquis etc., hiefse: wenn auch nur, d. h. immer. — Eben so kann ich mich auch von der Richtigkeit der Erklärung der Femm. ἡδεῖα etc. p. 379 nicht überzeugen. Der Hr. Vf. sagt: „Und so entspricht suādvī, *die süfse*, (Thema und Nominat.) dem griech. durch ein unorganisches α erweiterten ἡδεῖα (§. 119) für ἡδϝια." Schwerlich aber ist sich, um des Hrn. Vfs. gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, das griech. Fem. dieser Adjj. seiner indischen Verwandtschaft noch bewufst, ich mufs es vielmehr nach reiflicher Erwägung alles dessen, was man weiter in alten und neuen Grammatikern darüber nachlesen kann, für eine auf rein griech. Boden erwachsene Form ansehn. Das α des Fem. griech. Adjj. ist für das griech. Idiom durchaus nicht unorganisch, und eben durch diese wesenhafte Verschiedenheit des ächtgriech. Bildungscharakters in den Femininen der Adjj. tritt diese Form gleich von Haus aus offenbar aus aller Analogie mit jener indischen ganz heraus. Meiner Meinung nach (leider! kann man in sehr vielen dieser Forschungen nur eine Meinung äufsern, welches leicht der gröfste Uebelstand der etymologischen Wissenschaft ist, der den Gegnern so oft scheinbaren und bisweilen auch nicht blofs schein-

Digitized by Google

baren Stoff zu Angriffen bietet) meiner Meinung nach sind die griech. Adjj. auf ύς, εῖα, ύ sämmtlich Anomala. Von der uralten Form auf ύς, ύ, deren Identität mit dem sanskrit. us, u unzweifelhaft ist, hat sich grade wie in πολύς, πολύ, πολύν, wofür aber bekanntlich auch — έα sich findet, nur Masc. und Neutr. des Nomin. und Accus. erhalten. Alles Uebrige, namentlich das Fem. war wegen der dem Griech. ganz widerstrebenden alten sanskrit. Form desselben verloren gegangen. Beweise oder doch wenigstens Andeutungen davon finden sich ja in mehreren Communien dieser Adjj. und in πρέσβυς, bei dem Formen, wie πρέσβα und πρέσβειρα, beweisen, dafs der griech. Sprachgeist ein ächtes Fem. von Wörtern auf ύς für völlig unmöglich hielt. Da nun aber doch das Bedürfnifs Formen der Art verlangte, so griff man natürlich zur ächtgriechischen, welche σα oder α (η) ist. Und da das υ hierin nicht wurzelhaft ist, wie von ἡδύς z. B. ἥδομαι, ἡδονή, τὸ ἧδος (ἥδε-ος), ἀηδής beweisen, so gerieth man auch durch die Substt. auf υς geleitet in die sehr ausgebreitete Klasse des Stammes ε, und das Fem. ward erst ἡδέσα (indem ἡδέσα und ἡδέσι sich verhalten wie τύπτουσα und τύπτουσι), dann auf die bekannte Weise erst ἡδέα und daraus erst ἡδεῖα. Dafs die Griechen das ει hierin nicht für wesentlich feminin hielten, beweisen erstens eben Fem. auf έα und 2tens Neutra auf εῖα, die nicht etwa blofs in der oft gewagten Sprache der Alexandriner, wie im Aratus, sich finden, sondern auch schon im Hesiodus und Archytas, s. Matthiae Gr. I. p. 241. A. 1. Es ist sehr Schade, dafs, so viel mir bekannt ist, die Grammatiker und die Inschriften uns grade in diesem Punkte über die von den Böotiern gebrauchte Form im Stich lassen, denn diese würde uns Aufschlufs geben. Wäre nämlich ἡδεῖα das ursprüngliche, so würden sie Ϝαδῖα sagen, s. Böckh. l. l. p. 723 n. 9. Ich möchte aber vermuthen, dafs sie eben so, wie sie sagten Φωκεῖ, Χηρωνεῖα etc. aus ῆος etc. für älteres έος etc., s. Böckh. p. 721, b, Ϝαδεῖα bildeten, und dafs eben aus ihrem Dialekte diese Form für das ursprünglichere — έα gewöhnlich geworden ist, indem diese Adjj. wegen des ursprünglichen υ im Nom. Acc. M. N. auch in die Declin. auf εύς übergegangen waren, wofür ἑῆος im Homer und πρεσβῆες oder, wie Buttmann will, πρέσβηες im Hesiod. scut. Herc. 248 zeugen. — Eben so bedenklich mufs es erscheinen, wenn p. 386 sq. über das i in ferenti, ferentia, ferentium behauptet wird, es müfsten im Lat. ursprünglich aus consonantisch ausgehenden Adjektivstämmen weibliche auf i oder ī entstanden sein, ferenti aus ferent. Das mit Berufung auf §. 119. beigebrachte Beispiel genitrī-c-s scheint mir ganz anderer Natur zu sein und für Obiges Nichts zu beweisen. Dies i ist schwerlich aus einer durch Nichts Lateinisches zu beweisenden Femininform, wie ferenti, sondern vielmehr aus der 3ten Declin. der Substt. entlehnt, und hier muthmaafslich euphonischer Natur.

Von §. 291—307. reicht die Lehre über die Vergleichungsstufen der Adjj., die, wie schon gesagt, besonders gelungen ist; sie ist ungleich klarer und instruktiver, als die zunächst vorangegangene, welche durch das Massenhafte und bisweilen nicht stätig genug in einander Greifende eine recht überzeugende Belehrung öfters etwas erschwert. P. 389 ist die Art, wie die Endungen sanskrit. taras, tamas, griech. τερος, τατος, lat. timus, simus, issimus sowohl in jeder einzelnen Sprache erklärt, als auch, zum Theil nach Grimm unter einander in Zusammenhang gebracht werden, jedenfalls scharfsinnig und geistreich, aber doch für das Griech. wenigstens sehr hypothetisch. taras nämlich und τερος werden von der Wurzel tri, *überschreiten*, die in gewissen Fällen tar wird, und aus diesem das indische tamas und griech. τατος hergeleitet vermittelst einer ursprünglichen Form taramas und ταροτος, ταρτος, τατος. Die griech. Endung -τερος verlangt noch eine genauere Untersuchung, auch schon um zu bestimmen, ob es wirklich, wie Buttmann mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, eine gleiche von dem Comparativ ganz unabhängige adjektivische Ableitungsendung giebt, z. B. in δημότερος, ἀγρότερος, ὀρέστερος, ἡμέτερος etc., und in welchem Zusammenhang damit die Endung τριος steht, z. B. ἀλλότριος, wofür (man vgl. auch τρίτος und *ter*tius) die Aeolier ἀλλότερος oder nach Anderen vielmehr ἀλλότερρος sagten, s. Etym. M. p. 529, 22 sq. und ad Gregor. Cor. 639 und 907. Ueber τατος möchte sich auf griech. Grund und Boden schwerlich Etwas ermitteln lassen, denn von τείνω kommt es gewifs nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp.

(Fortsetzung.)

Wäre es vielleicht Nichts, als derselbe Pronominal-Stamm ta (το) zweimal, und so ta-ras, τε-ρος, tamas Nichts, als eben dieser Stamm ta mit den auch im Griech. so häufigen Endungen ras, ρος, mas, μος, so wie ja wirklich tas und τος, mas und μος allein vorkommen, z. B. ἕχθισ-τος, δέκα-τος, pantscha-mas, *der fünfte*, ἕβδο-μος, πρό-τερος, (πρό-ατος) πρῶ-τος, πρό-μος (πρά-μος)? Es ist auch nicht uninterressant zu vergleichen, was Adolphe Pictet im Journal Asiatique Mai 1836 in seinen Briefen an Hrn. v. Schlegel aus den celtischen Sprachen beibringt p. 430 sqq. — Sehr überzeugend ist dagegen p. 407 die Erklärung von is im lat. Superlativ is-simus. „Der aus īyas [auch blofs yas, ya aber sehr oft = i] zusammengezogenen Form ish — euphonisch für is — im Griech. und Zend is entspricht das lat. is in issimus, welches ich durch Assimilation aus is-timus erkläre (vgl. §. 101.), das einfache is aber, welches vom Lat. Standpunkte aus eine Zusammenziehung von iōs ist (§. 22.), erscheint im Adv. magis, welches mit μεγις in μέγιστος verglichen werden mag." — Dasselbe ist gewifs auch plūs = plu-is (ploirumi), wie auch Pictet das celtische bhus anführt, welches offenbar das sanskrit. bhūyas ist, Beides von gleicher Bedeutung. — P. 411 wird sicherlich mit Recht mel-ior mit βέλ-τερος zusammengestellt, eben so sehr aber hängt es unstreitig mit μάλα zusammen, auch wohl mit der p. 421 erläuterten slaw. Form boliĭ, Posit. veliĭ, dessen primitive Form *vel* voraussetzt, die der Hr. Vf. selbst mit dem sanskrit. balīyas, *stärker*, zusammenbringt. Wenn ich nun dieses Alles vergleiche, μαλ, mel, βελ, vel, so scheint mir ein Verhältnifs, wie z. B. zwischen ἔ-μολ-ον und βλώσκω, mort-alis und βροτός, und der Stamm dieser Formen auch in βλα, βαλ, βλε, βελ zu sein, lat. val-ere, validus, valde, sanskrit. bala, vis, robur. Hinsichtlich der gewöhnlichen Bedeutung von βαλλειν kann unser *trefflich* verglichen werden. Endlich möge auch noch der Vocat. ὦ μέλε, der bekanntlich auch im guten Sinne vorkommt, erwähnt werden, unberührt aber bleibe hier die anderweitige Verwandtschaft dieses weit verbreiteten Stammes, auf welche theils die Form theils die Zweideutigkeit der Bedeutung in ὦ μέλε und anderen führt. — Die p. 412 besprochenen Formen Ἀπόλλω etc. müssen wohl, wenn man die verschiedenartigen Beispiele alle unter einander vergleicht, durch Heteroklisie und Metaplasmus entstanden scheinen. Wie es aber eigentlich mit Ἀπόλλω zugegangen sei, darüber mit Bestimmtheit entscheiden zu wollen halte ich für vermessen, aufser dafs entschieden zu verneinen ist, dafs es unmittelbar aus Ἀπόλλωνα durch Apocope von να, oder durch Syncope von ν und Zusammenziehung, zu erklären sei. Wenn man Γοργών und Γοργώ u. A. vergleicht, so kann man glauben, es habe ursprünglich auch einen Nomin. Ἀπόλλω gegeben, worauf das lat. Apollo zu deuten scheinen kann, auch führe ich ein merkwürdiges Scholion zu Hom. Il. γ, 71: ὁππότερος δέ κε νικήσῃ κρείσσων τε γένηται an: κρείσσωνν· διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος γράφει χωρὶς τοῦ ν κρείσσω. τὰ δὲ τοιαῦτα συγκριτικὰ ἐπὶ τῆς ὀρθῆς ἔχει τὸ ν. Fand Zenodot wirklich in alten Handschriften κρείσσω und hielt er es für Nomin. Sing.? Auch mufs an die Dorier erinnert werden, die für ὄντων bekanntlich ὄντω sagten, wie die Lateiner sunto. Oder wäre Ἀπόλλω etwa Acc. Sing. nach der 2ten attischen, wie Κέω etc.? In diesem Falle wäre die eigentliche Akkusativsendung μ ganz nach der griech. Weise entweder weggefallen oder ν geworden und dabei an die lat. Ekthlipse des End-m und des sanskrit. Anuswara zu denken. Ein solches Schwan-

Digitized by Google

ken zwischen der 3ten und 2ten Declin. beweisen die Wörter auf ώ und ώς im Dual und Plural, und meiner Meinung nach die ionischen und äol. Formen τὴν ἠοῦν (Gregor. Cor. p. 427 sq. [ἕων] ἕω) und τὰν Λάτων. Auch ist ἥρως und Nom. ἥρων zu vergleichen, s. ad Gregor. Cor. p. 621. n. 51. Jedenfalls ist in allen diesen Punkten nur mit der äufsersten Vorsicht zu untersuchen, und wenn z. B. mein Verfahren hierbei auch nicht den geringsten ingeniosen Schein hat, so steht sich doch, denk' ich, die Wahrheit besser dabei. — Die Ableitung von ἀγαθός aus dem sanskrit. agādhas, *tief*, p. 411, ist gewifs nicht die richtige, unstreitig richtig stellt es Passow mit ἄγαν zusammen, wenn er dies aber von ἄγω herleitet und mit *vehe*mens vergleicht, so kann ich dies nicht billigen, denn in vehemens ist mens nicht zu übersehen, welches dem vehe erst seinen Sinn giebt. Ich leite es mit Eustathius von ἄγαμαι ab, obwohl dieser in der Art irrt, indem er es unmittelbar aus ἀγαστός erklärt. Es hat vielmehr die Endung αθος, oder, wenn man lieber will, blofs θος, welche mit der verbalen ἀθω verwandt sein mag, ἀμύνω, ἀμυνάθω, ψάμμος, ψάμαθος, ἄμμος, ἄμαθος, κύαθος, κάλαθος, dafs der Ton anders ist, thut Nichts, denn abgesehen davon, dafs es ein Adj. und kein Subst. ist, führt Arcadius p. 49, 16 sqq. auch ὁρμαθός und γυργαθός an. Vgl. auch λάπαθον etc. schol. ad Hom. Il. β, 676. Eben so wenig kann ich glauben, dafs χείρων das sanskrit. adhara, *der untere*, sei; es ist vielmehr, wie χερείων, χέρης beweist, vom Stamm χερ, und wird richtig von Passow mit (ὑπο) χείριος verglichen, *der in Jemandes Hand ist*. Richtig dagegen scheint es mir, wenn p. 428 das sanskrit. ut-tara, *der höhere*, von der Praep. ut, *auf*, mit dem griech. ὕστερος, verglichen wird, nur glaube ich um so weniger, dafs im Griech. der Spir. asper unorganisch sei, als auch im Lat. s ist in sus, susque deque, sustollere etc.

Von §. 308—325. sind die Zahlwörter recht interessant behandelt. Es finden sich da unter Anderem scharfsinnige und tiefeindringende Untersuchungen über einige, namentlich germanische, merkwürdige Ausdrücke, „in denen das Eins der Form und zum Theil auch dem Begriff nach sehr versteckt liegt," z. B. *halb*, auch über ἥμισυς, die jedoch noch weitere Begründungen zu verlangen scheinen, wie wenn p. 433 ὅλος [sollus, solidus, *voll*] vermittelst einer vermutheten Form ὁκαλος oder ὁκελος oder ὁκολος mit dem sanskrit. sakalas, *ganz*, identifizirt wird. P. 434 hätte bei dem goth. Stamme tveihna Fem. tveihnō (wobei hna als ein Ueberbleibsel der im 1sten Theil so viel besprochenen sanskrit. Partikel sma aufgefafst wird), Ahd. Nom. Acc. M. zuēnē, die räthselhafte sogenannte attische Form δυεῖν erwähnt und erörtert werden können. Vergleicht man δυεῖν mit νῶϊν, σφῶϊν, σφωΐν, χάραιν, λόγοιν, so setzt es ein Deklinationsthema δυε voraus, welches allerdings in die Analogie der verwandten Sprachen pafst und sich vielleicht auch noch erhalten hat, denn in der Inschrift 1511, vs. 7. bei Böckh. I. p. 697 steht μνᾶς δύε καὶ τριάκοντα. Hätte vielleicht die Behauptung, dafs δυεῖν nur Fem. sei, doch Wahrheit? P. 435 scheint die Behauptung, dafs δι in den Composs. nicht als Verstümmelung von δίς angesehn werden dürfe, sondern (sanskrit. dvi, zend. und lat. bi) eine alte Stammform sei, wohl begründet zu sein. — Ingenios, aber äufserst problematisch ist p. 436 die Erklärung der lat. Endung ber in den Monatsnamen, wie September. Der Hr. Verf. vermuthet nämlich, dieses ber sei identisch mit altnordischem var in tvisvar, thrisvar, *zweimal*, *dreimal*, und entspreche dem sanskrit. Subst. vāra, *Zeit*, *Mal*, z. B. in ēkavāra, *einmal*, vāramvāram, *zu wiederholten Malen*; davon stamme das persische bar-i, *einmal*. Da nun die ursprüngliche Bedeutung *Zeit* sei, so sei September wörtlich die *Sieben-Zeit*, d. h. der 7te Zeitabschnitt im Jahre. Wie aber, wenn das ber, bekanntlich eigentlich bris, Nichts ist, als die bekannte Endung ris, mit eingeschobenem b wegen des m, wie in μεσημβρία, templum, sumptus? — §. 311. p. 438, womit p. 462 not. 2 zu vergleichen, ist für die Entdeckung des Geheimnisses der Zahlenbenennung von höchster Wichtigkeit.

(Der Beschlufs folgt).

XXXIX.

Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Grofsbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima. Von Hewett Cottrell Watson. Uebersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. Beilschmied. Breslau, 1837, in Commission bei J. Max et Comp. XX und 261 S. 8.

Der Verf. des Originals dieses Werkes, der Esquire H. C. Watson, welcher es zu Ende d. J. 1835 zu London unter dem Titel: *Remarks on the geogr. distribution of British Plants, chiefly in connection with latitude, elevation and climate* — er-

Digitized by Google

scheinen liefs, ist des *nonum prematur in annum* eingedenk gewesen. Ein dem jetzigen ähnliches Buch mit gleicher Haupteintheilung hatte er bereits Ende 1832 zu Edinburg drucken lassen (seine *Outlines of the geogr. distr. of Br. Pl. belonging to the division of Vasculares or Cotyledones. Edinb.: printed for private distribution*) und es, obgleich es, zugleich in blühendem Stile geschrieben, eine Masse von Daten den Gegenstand betreffend nebst anregenden Winken darbot und als ein Muster für Behandlung dieses Stoffes dienen konnte, dennoch nur privatim an seine botanischen Correspondenten vertheilt, „ihnen darin andeutend, welcherlei Mittheilungen und Belehrungen über einzelne Punkte er von ihnen erbäte;" gleicherweise hatte er gedruckte Listen aller britischen Pflanzen vertheilt, zur Eintragung der Höhen, wo die Freunde sie gefunden oder finden würden. — Nachdem der Verf. in der 1sten Abtheilung dieser älteren *Outlines* eine chorographisch-physikalische Beschreibung des ganzen Gebietes, seiner Flora und hauptsächlich der verschiedenen Höhenregionen mit ihren charakteristischen Pflanzen, ferner Bemerkungen über die aufserbritannische Verbreitung britischer Pflanzen gegeben, folgte in der 2ten, gröfseren Abtheilung ein Verzeichnifs sämmtlicher einzelnen britischen Gewächse nach natürl. Familien geordnet von *Ranunculaceae* an, welches für jede Pflanze 1) die von ihr in Grofsbritannien bewohnte Region, 2) ihre Verbreitung durch die britischen Grafschaften unter Nennung dieser, 3) ihre Verbreitung auf dem ganzen Erdballe überhaupt mit Nennung der Länder angiebt. (Der Uebersetzer des neueren Buches (der *Remarks*) hat im Schwed. botan. Jahresberichte über 1833, S. 128 ff. den Inhalt dieser älteren *Outlines* näher angegeben.

Nunmehr, 3 Jahre später, nachdem Hr. Watson neuere Mittheilungen von Freunden erlangt, Vieles selbst weiter gesehen und alles dies In-einander-greifende geprüft und vereinigt hat, hat er oben-genannte *Remarks* herausgegeben. In diesem neueren Buche ist nun Manches, was früher nur nach vereinzeltern Beobachtungen an wenigen oder einzelnen Gebirgen hatte aufgestellt werden können, z. B. in Betreff der Aufeinanderfolge von Pflanzen der Höhe nach, theils (als nicht normal für alle geltend) hinweggelassen, theils modificirt worden, indem in der *ganzen* Flora eines *Landes*, je durch Localverhältnisse bestimmt und nach speciellen Bedürfnissen der Pflanzenarten, ihre Begränzungslinien einander vielfach durchschneiden, wobei die normale Folge oft schwer zu ermitteln ist; vgl. S. 63 und 231 ff. der Uebers. — Die Aufzählung der Species (nebst einigen Varietäten) nach ihrem Vorkommen ist im neueren Werke in kürzere Tabellenform gebracht und ihr Vorkommen im Gebiete nur nach der *Anzahl* der Special-Floren und Cataloge, worin sie genannt sind, angegeben worden, die Nennung der Grafschaften selbst aber, als fast nur den Einheimischen interessirend, in einem besondern Buche des Verfs., im botan. Wegweiser (*New Botanist's Guide* etc. I. England and Wales. Lond. 1835. VI et 403 pp. 8.) mitgetheilt: s. darüber in der Uebersetzung S. IV der Vorrede.

Durch diese neueren *Remarks* oder „Bemerkungen" u. s. w. stellt sich als recht dringend heraus, wie nothwendig genauere Angaben des Höhenvorkommens der Pflanzen in den verschiedenen Regionen der einzelnen Gebirge und deren mehreren Seiten, Lage u. dgl. erforderlich sind, welche Angaben in den meisten unserer Länder-Floren noch gröfstentheils — und wenn man die Bestimmung der untern und oberen Gränzen der einzelnen Pflanzen verlangt, aufser De Candolle in Mém. d'Arcueil, III. und Mehreren von Wahlenberg u. A., fast gänzlich — vermifst werden. Wir stellen deshalb die 4te der vom Verf. an seine Correspondenten und an alle Botaniker gestellten Aufgaben hierher, aus S. VI der Uebers.: Beobachtung der „höchsten „und der niedrigsten Stellen wo irgend eine Pflanzenart be„merkt worden, sowohl nach der absoluten Höhe und *in Ver„gleichung* mit dem Erscheinen oder Aufhören *anderer* Arten „(vgl. S. 231 ff.), als auch in Bezug auf die Theile einzelner „Berge, ob am Fufse oder Gipfel, oder in der Mitte" u. s. w. — Dieses Aufmerksammachen auf dergleichen nicht genug beachtete Forderungen der Wissenschaft, dazu die beispielgebende Musterhaftigkeit der Arbeit, endlich die Data selbst über die britischen Vorkommensverhältnisse, welche in einer *comparativen* Phytogeographie auch allgemeineren Werth haben — alles dies hat (laut Vorwort) den kenntnifsreichen Uebersetzer, welcher Mühe und Ausgaben zu wissenschaftlichen Zwecken nicht scheuet, vermocht, Watson's Arbeiten den Deutschen näher zu rücken. Wohl ward die Pflanzengeographie durch einen grofsen Deutschen begründet, ferner haben, wie auch der Uebers. S. XII sagt, Deutsche sie cultivirt, aber fast sind es Ausländer, welche, wie Wahlenberg, R. Brown, Schouw, De Candolle, Watson, durch Reisen befähigt dem Gründer dieser Scienz folgend, das Wichtigste zum weitern Ausbaue derselben thaten und thun. Specielle Höhenangaben schenkte uns neulich für Schweizer-Pflanzen *Heer* in s. „Mittheilungen zur Pflanzen-Geogr." Was numerische Bezeichnung betrifft, so hat jüngst *Philippi* (in Wiegm. Archiv, II. Jahrg., 1836. S. 337 ff.: über Siciliens Flora u. s. w.) den bisher angewandten Bruchzahlen zur Angabe der relat. Verhältnisse des Artenreichthums der Familien, bei welcher Bezeichnungsart der Nenner des Bruches bei mehrerer *Armuth* der Familie *gröfser* wird, lieber Angaben nach *Procenten* (oder pro-Mille) vorgezogen, wonach z. B. *Leguminosae* und *Gramineae* für manche Provinz statt als „$\frac{1}{20}$" und „$\frac{1}{14}$ oder $\frac{1}{13}$" lieber als 5 p. C. und 7 oder 8 p. C. darzustellen wären.

Watsons neueres Werk nun und die Uebersetzung desselben stellen ihren Gegenstand in folgender Ordnung dar: In der Vorrede erwähnt der Verf. seiner ferneren Arbeiten und bittet um Angaben über vielerlei hier namhaft gemachte Punkte. Des Uebersetzers Vorwort berührt aufser Watson's Arbeiten auch die von *Heer*, *Unger* u. A., ferner Wünsche für Deutschland hinsichtlich pflanzengeographischer Darstellung, und bemerkt Einiges über Verhältnisse der Monocotyledonen u. s. w. — Das Buch selbst enthält: I. Bemerk. über die physikal. Geographie Britanniens: 1) Ausdehnung und Lage; 2) Höhe der Oberfläche: hier sind die Höhen sämmtlicher wichtigeren Punkte in England und Schottland aufgeführt: der Ben Nevis, am höchsten, ist 4374′ hoch; 3) Klima, namentlich: Temperatur, Regen, Vorschreiten der Jahreszeiten durch das der Veget. angezeigt. II.

Digitized by Google

Allgem. Bemerk. über die Flora und Vegetation Britanniens; 1) Zahlenverhältnisse: eine Tabelle giebt die in ganz Grofsbrit., die in England und die in Schottland bestehenden Verh. der Familien an; 2) botan. Charakter. III. Bem. über das vorhandene Material. IV. Bem. über die Verbreitung von Pflanzen innerhalb Britanniens: 1) Vertheilung und Verbreitung in Höhen-Regionen, jede Region ist S. 46 aufser der (oft wechselnden) Höhe besonders durch sie *charakterisirende Pflanzen* bezeichnet mit Angabe der dort bestehenden Boden- und mittlern Luft Temperatur) und zwar: Region der Ebene; Hügel-Region oder ansteigendes Land; R. der mittleren Höhen; subalpine R.; alpine R.; 2) Verbreitung nach der absoluten Höhe: *a*) in den Hochlanden von Schottland — hier eine Tabelle über die Zahlenverhältnisse der Familien in verschiedenen Regionen; *b*) in Cumberland; 3) Verbr. nach Längen und Breitengraden; 4) Verbreitung als abhängig von geogr. und örtlicher Lage. V. Bemerk. über die Verbreitung britischer Pflanzen über andere Länder (von Melville-Insel und Spitzbergen u. s. w. bis Frankreich; eine Tabelle zeigt die Höhenerstreckung aller britischen Bäume und Sträucher auf britischen und *andern* europ. Gebirgen und ihr nördlichstes Land; ein Verzeichnifs der Anzahl der in vielen andern Ländern gefundenen brit. Species, verglichen mit ihrer ganzen Flora schliefst diese Abtheilung). — Hierauf folgen 2 grofse Tabellen im Originale *nach* einander, in der Uebersetzung immer auf 2 Seiten einander *gegenüber*gestellt von S. 110 bis 221: die eine die Verbreitung der einzelnen Pflanzen nach der Reihenfolge der nat. Familien in *Grofsbritannien* angebend, die 2te die Verbreitung in der ganzen nördlichen *Halb*kugel nordwärts vom 30° n. Br.; als Beispiel stehe hier: *Pinguicula vulgaris a*) in Grofsbrit.: von 52° bis 59° Br. (also bis ins nördlichste Schottland), Ebene bis alpine Region, aufgezeichnet zu finden in 9 gedruckten Floren und in 14 handschriftlichen Katalogen des Verfs. (demnach in etwa ¾ aller britischen Districte), häufiger und vollkommener in Schottl. als in England; aufserdem *b*) in Amerika von der arctischen Zone bis in die Verein. Staaten, in Europa von der arct. Zone bis in die gemäfsigte, der *Länge* nach gefunden in 123,456, . 89 (d. h. in West-, Mittel- und Ost-Europa, desgl. Asien und Mittel- und östl. Amerika). In der Uebersetzung sind bei wichtigeren Pflanzen, z. B. *Coniferae* u. s w., in Noten speciellere Data über Länder und Höhen, wo sie wachsen, hinzugekommen, grüfstentheils aus Watson's *Outlines*. — Nach diesen Tabellen folgen Listen von Pflanzen, die in *allen* britischen Localfloren vorkommen, und von solchen, die in nur etwa ¼ derselben zu finden sind; aus diesen Listen, die mehr den in England Botanisirenden angehen, hat der Uebersetzer nur die wichtigern oder die bei *uns* umgekehrt seltenen Pflanzen ausgezogen; noch ein Anhang stellt Synonyme von bei Hooker und bei Lindley verschieden benannten Pfl. gegen einander. Das Original schliefst mit dem Register der Gattungen, welches nur auf die Tabellen hinweiset; in der Uebers. sind auch *die* Seiten genannt, wo in der 1ten Abth. des Buches dieselben Gatt. schon vorkommen. Die Uebersetzung enthält aber vorher noch (S. 227—256) 4 Beilagen: I. *a*) Höhe von Pflanzen auf schottischen Gebirgen nach einer gedruckten vom Verf. mit handschriftlicher Bemerkung der Höhen dem Uebersetzer mitgetheilten Liste; *b*) eine Abhandlung Watson's aus dem *Edinb n. philos Journ* über relative Höhen von Pfl. gegen *einander:* Der Verf. hebt nämlich hervor, wie eine Betrachtung dieser Höhenverhältnisse der Pflanzen gegen einander naturgemäfser und belehrender sei als blofse Betrachtung der absoluten Höhe, wo auf verschiedenen Bergen bei Verschiedenheit des Gesteins, der Bewässerung, Beschattung u. s. w. Gewächse von ganz verschiedenen Aggroupements auf gleicher absol. Höhe vorkommen können; hiermit zu vergleichen S. 63; *c*) einige Pflanzen Irlands u. a. Die IIte Beilage ist ein Auszug aus *Al. v. Humboldt's* Angaben über Verbr. der *Coniferae* und *Amentaceae* etc. in *Nov Gen. et Sp.* II, mit einer Tabelle. Die IIIte enthält *a*) Watsons Abh. über die Beziehungen zwischen den Pflanzen und den Gebirgsarten, worauf sie wachsen, aus London's *Mag. of Nat. Hist*: W. glaubt nur wenig an ausschliefslichen Einflufs des Gesteins; er giebt eine Reihenfolge der Hauptbedingnisse der Pflanzenvertheilung an (S. 244), wo Temperatur, dann Feuchtigkeit, voran stehen, die mechanischen und chemischen Eigenschaften der Felsarten aber zuletzt; — *b*) dieser Abh. hat der Uebersetzer aus *Unger's* Werke „über den Einflufs des Bodens" Listen der von U. für ausschliefslich kalk-fordernd („kalkstet") gehaltenen Pflanzen, desgl. „schiefersteter" und einander vertretender Pfl, gleichsam zur Prüfung entgegengestellt. Aehnliche Listen hatten beide Brüder *Sauter* und *Hoppe* (vgl. botan. Jahresber. über 1832, S. 117 und 1833, S. 119 f.) schon in der botan. Zeitung 1831 gegeben, welche *C. Stein* ebendas. 1834 beschränkte; solche Verzeichnisse gab auch *Zahlbruckner;* aus Unger's Verzeichnisse hat nun Dr. *Sauter* als Rec. jüngst im Lit.-Ber. der bot. Zeit. 1837 wieder einige gestrichen. — Endlich hat in der IVten Beilage der Uebersetzer die Zahlenverhältnisse der Pflanzenfamilien, wie sie in der pariser Flora bestehen, berechnet und sie mit den für ganz Frankreich und den für England gefundenen in einer Tabelle vergleichend zusammengestellt.

Wohl ist zu wünschen, dafs dieses Buch von allen Botanikern gelesen und benutzt werde. Die in Gebirgen wohnenden werden daraus lernen, auf was alles sie zu achten haben, damit sie manche ihnen zum Beobachten gebotene Gelegenheit vielseitiger benutzen, viele scheinbar gleichgültige ihnen vor Augen liegende Thatsachen wirklich notiren und die Wissenschaft mit noch mehrerem Material und daraus sich ergebenden Folgerungen bereichern. Dies war ja der Hauptzweck, weshalb Hr. Watson seine *Outlines* aus Eifer für die Wissenschaft schrieb und schenkend vertheilte, und um dessen willen er nun auch dieses neuere noch vollkommnere Buch auszuarbeiten sich getrieben fühlte. Die deutsche Uebersetzung empfiehlt sich nicht nur durch getreue Wiedergabe des Originals, sondern vorzüglich auch durch die mit grofser Sachkenntnifs hinzugefügten Materialien der vaterländischen Pflanzengeographie zu deren Bereicherung der geschätzte Uebersetzer schon manchen wichtigen Beitrag lieferte.

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen u. Deutschen von Franz Bopp.

(Schlufs.)

Der Hr. Vf. vermuthet nämlich bei der Zahl *Vier*, deren weibliches Thema im Sanskrit tschatasar ist, während das weibliche Thema der Dreizahl tisar ist, mit einem sehr glücklichen Gedankenblitze, es möge der Grundbestandtheil auch der Zahlen in den Pronomin. enthalten sein, eine Vermuthung, die meines Erachtens die gründlichste, gewifs allen Fleifs belohnende, Untersuchung verdient. P. 441 ist quadru in Composs. sehr glücklich durch die zendische Umstellung des schwachen Thema's der *Vier*, tschatur in tschathru, erläutert. Auch die Untersuchungen über die folgenden Zahlen sind höchst interessant, aber zur Zeit noch sehr unsicher. Den Germanisten besonders zu empfehlen ist die p. 447 sqq. versuchte Nachweisung, dafs in *eilf*, *zwölf* (goth. ainlif, tvalif) die Zehnzahl, lif, libi, slaw. lika = δέκα enthalten sei, wozu dann noch das p. 455 über tigus Gesagte zu vergleichen ist. Die Endungen für die Zehner, sanskrit. sati, sat, ti, zend. saiti, sata, ti, griech. κατι, κοσι, κοντα, lat. ginti, ginta erklärt der Hr. Verf. p. 454 sq., so wie auch satam, zend. satem, ἑ-κατ-όν, centum, für Verstümmelungen von dasati etc. aus dasan, *zehn*. Und so könnte aus diesem Capitel, welches unstreitig bei weitem das vorzüglichste ist, noch viel sehr Scharfsinniges angeführt werden.

Von §. 326. endlich bis an's Ende, §. 342, beginnt die Lehre von den Pronomin. Auch dieser so überaus wichtige Theil rückt durch die sehr glücklichen Bemühungen des Hrn. Vfs. recht vielversprechend vorwärts. Da *Ich* im Sanskrit aham, Zend azĕm [z für γ, wie μέγας, μέζων, mazyo etc.], Gr. ἐγώ, Lat. ego, Goth. ik, Litth. asz, Altslaw. az heifst, worin man die Endung am sieht, wie im tvam (tu+am), *Du*, ayam, *dieser*, svayam, *selbst*, vayam, *wir*, yūyam, *ihr*, so meint der Hr. Vf.: „Besser als ἐγώ stimmt das äol. ἐγών zu aham, doch würde ich ἐγόν vorziehen, um in ἐγώ die Verlängerung des Vokals als Ersatz des weggefallenen Nasals zu erklären. Es könnte aber auch das verstümmelte ἐγώ auf das vollständigere ἐγών zurückgewirkt und diesem die Länge seines Vokals mitgetheilt haben." Dagegen erlaube ich mir mehrere Einwendungen, schicke jedoch, bevor ich in's Einzelne gehe, eine mir eben deshalb nothwendig scheinende allgemeine Bemerkung voran. Jeder nämlich, der unpartheiisch und vorurtheilsfrei die Sache selbst untersucht, wird, denk' ich, die Behauptung aus inneren und äufseren Gründen wohl befestigt finden, dafs, je höher man in die Urperiode der Sprachbildung hinaufsteigt, bei aller Analogie doch auch um so mehr Anomalieen sich finden, und dafs die 1ten Pronomina eine Deklination in dem Sinne, wie die gewöhnlichen Subst. sie haben, ganz und gar nicht erkennen lassen. Die primäre Urbildung im Sprachbau, gleichsam seinen Granit, machen die Urpronomina aus, sekundärer Formation sind die Adj., tertiärer die gewöhnlichen Subst. Nun zum Einzelnen. Was ist denn diese Endung am, die den Hrn. Vf. im Griech. ein ursprüngliches ἐγόν vermuthen läfst? Dies ἐγόν ist schon deshalb unmöglich, weil es im Griech. nur Neutrum ist, und das *Ich*, wenn es auch ganz natürlich Masc. und Fem. nicht unterscheidet, sich doch unmöglich als ein Keins von Beiden darstellen darf. Die Endung am zeigt sich im Sanskrit aufser den vom Hrn. Vf. angeführten Fällen in noch mehreren, und zwar so, dafs daraus geschlossen werden darf. Ich finde es auch im Dat. mahyam, bekanntlich = mahi + am, so dafs also das lat. mihi sich aufser dem veränderten Vokal blofs durch dies fehlende am davon unterscheidet. Der Grieche hat

Digitized by Google

Beides, mit und ohne den griech. Stellvertreter des sanskrit. am, denn ἐμίνη (ἐμήνη bei Hesych. ist falsch, das vermuthete ἐμεύνη, Gen., sehr zweifelhaft) und ἐμίν verhalten sich zend. so, wie ἐγώνη und ἐγών, ἐμοί und μοί aber, mögen sie nun nach dem Hrn. Vf. dem sanskrit. und zend. mē entsprechen, oder μοί = μοῖ, mahi, mihi sein, was am Ende auf Eins hinausläuft, sind ohne dies am. So ist es auch mit σύ, τύ, τού, τούν, τούνη (Kühner und Bopp hätten nicht den falschen Ton τουνή aus Hesych. beibehalten sollen), τίνη, τίν, τεῖν, σοί. Das sanskrit. tubhyam = tubhi + am, tibi, (lat. b für bh) scheint eine Veränderung des Stammes tava, tav zu sein, zu welchem τεῖν i. e. τεϝίν stimmt. Ferner finde ich es auch ursprünglich im Accus., denn μέ, σέ, ἕ sind offenbar der reine flexionslose Stamm, wie ἄμμε, ὔμμε, σφέ (weshalb dies Letztere sowohl Sing. als Plur. ist). Was beweist nun die Länge im lat. mē, tē, sē, sanskrit. mām und mā, tvām und tvā, zend. manm und mā, thwanm und thwā? Erstlich sieht man, dafs m am Ende weggefallen ist, wozu bekanntlich im Gr. und Lat. überhaupt so viel Neigung vorhanden ist. Wenn ich nun die mir oft aufgefallene unläugbare Analogie des Nom. und Accus. im Goth. und Neudeutschen *ik* und *mik*, *ich* und *mich*, thu und thuk zusammenhalte mit der Notiz, die Quinctilian giebt Institt. oratt. 1, 5, 21, dafs die ältesten Römer für me auch mehe sagten, so sehe ich im sanskrit. mām und tvām Zusammenziehungen aus maham und tvaham (mehem, mehe), und auf diese Weise stimmt auch das Sanskrit im Nom. aham, Acc. maham zu der oben berührten merkwürdigen Analogie von *ik*, *ich* und *mik*, *mich*. So erklärt sich meines Erachtens die Vokallänge in mām, mā, tvām, tvā auf das Ueberzeugendste, von welcher der Hr. Vf. p. 469 zwei Erklärungen giebt, an deren Wahrheit er aber, wie es scheint, selbst sehr gezweifelt hat. Im Lat. würde maham heifsen mehem, und das dem entsprechende aham liegt vielleicht fast ganz unversehrt vor in der lat. Interjektion ĕhĕm, zu der merkwürdiger Weise eho stimmt, wie ἐγω, ego zu aham. Obigem zufolge kann ich weder in mām das bekannte Zeichen des Accus. Sing. m, wofür der Hr. Vf. p. 470 lat. mem nach hostem, und nicht mum, postulirt, noch in mihi mit ebendemselben l. l. das i Dat. Sing. 3ter Declin. anerkennen, es sind vielmehr Stämme, die aller Casuszeichen der späteren Declin. ganz entbehren. Warum aber ist im Griech. lang ων statt des sanskrit. kurzen am? Auch das wird sich finden lassen. Das sanskrit. am nämlich findet sich auch noch in einigen Endungen der Verba, und zwar gehören ganz unzweifelhaft hierher die dualen Endungen tam, tām. Eben so nun, wie da, wechselt der lange und kurze Vokal auch im Pronomen. Ich kann nämlich in den dualen Formen āvām, *wir beide*, yuvām und vām, *ihr beide*, und dem Instrumental., Dat. und Ablat. derselben Pronomina āvābhyām und yuvābhyām das lange ām nicht mit dem Hrn. Vf. p. 483 als eine Erhärtung des gewöhnlichen Dual-Ausgangs an betrachten, sondern finde das obige am wieder, nur verlängert, und so wie tam, tām ist griech. τον, την und im Imperat. των, so ist im Griech. schon im Sing. lang ahām geworden ἐγών. Mein Kollege, Hr. Dr. Schütz, bemerkt, dafs dergleichen Verlängerungen von Verbal- d. h. also Pronominal-Endungen im Vedadialekt ziemlich häufig seien. Nach diesem ἐγών wäre δύων für δύο bei den Doriern nach Hesych. anomal zu erklären, wenn es ächt sein sollte. Was ist denn aber dies am und ām? Betrachten wir die Stämme dieses Pronom., so finden wir ah, ἐγ, eg, ik, ma, mat, maha, mahi, mai (mē), das Griech. zeigt με, μο und ἐμε, das Lat. me, mehe, mihi, mi, das Germ. mi, mei. Von diesen ist offenbar ma das Einfachste, und mat (nicht blofs Ablat., sondern auch Stamm, wie viele Composita beweisen, eine Sache, die nur dadurch verständlich wird, dafs die Casus dieses Urpronomens gar keine Casuszeichen im Sinne der späteren Declin. haben), wegen des angesetzten t mufs man sich erinnern, dafs auch andere auf einen kurzen Vokal ausgehende Wurzeln ein solches annehmen, maha, mahi, mai sind Erweiterungen durch Ansetzung von t, ha, hi, i, ebenfalls ursprünglichen Pronominalstämmen. So weist auch aham auf am nach Absonderung von ha, welches eben so wie hi auch noch gebräuchliche Partikeln sind. Wechselformen aber ma und am zeugen von einer anderen, ama, wie die Negationen an und na, ἀν und να (νε), in und nĕ, un und nĕ von ana, und dieses ama liegt im griech. ἐμε wirklich vor, über welches ἐμε ich der Vermuthung des Hrn. Vfs. p. 468, dafs das ε vorgeschoben sei, wie in ὄνομα, ὀδούς etc., nicht beistimmen kann, wenn auch die Neugriechen auf diese Weise ἐσύ etc. aus σύ gemacht haben. Wenn man nun beachtet, dafs in dem *Ich* so leicht ein Nachdruck liegt, ferner den sanskrit.

Digitized by Google

genit. ma-ma, und das lat. meme, tete, sese, und endlich, dafs Hesych. ἐγών erklärt αὐτὸς ἐγώ, so ist man, denk' ich, zu dem Ausspruch wohl berechtigt, dafs aham den doppelten Stamm des 1ten Pronom. vereinigt enthält. Wer etwa daran Anstofs finden sollte, dafs dieses am auch in der 2ten und 3ten Person steht, der erinnere sich an die dreifache Potestät von αὐτοῦ und an met in egomet, tumet, ipsemet, nosmet, vosmet, semet. Dieses met nämlich kann ich nicht mit dem Hrn. Vf. p. 478 und Pott aus der Partikel sma erklären, deren *einfache Ursprünglichkeit* mir überhaupt sehr verdächtig ist, obwohl ich ihre faktische, von Bopp mit so viel Scharfsinn in so weiter Verzweigung nachgewiesene, Erscheinung nicht läugne. Es ist offenbar das sanskrit. mat, welches wir oben seiner Flexionslosigkeit halber zugleich als Stamm und Ablat. des 1ten Pronom. erkannt haben, aus welchem selben Grunde es im Lat. als med sowohl Ablat. als Accus. ist. Eben dies mat, met, med finde ich auch im Griech. als μεθ in den medialen Endungen μεθα, μεθον; die ersterem entsprechende sanskrit. Endung mahi hat gewifs früher madhi gelautet (s. auch grammat. crit. lingu. sanscr. p. 146 not. **). So kommt also auch hier mat und madh zusammen, wie ich oben tubhi zu tava gestellt habe. Vgl. auch die Präfixe apa, ava, api, abhi, ati, adhi. Der im Sanskrit durch Schlufs gefundene Stamm ama, der im Griech. faktisch ist ἐμε, liegt auch im griech. Plural als ἁμε (ἄμμε) zu Tage. In diesem ἁμε ist der spir. asper sehr interessant, meiner Meinung nach ein Ueberbleibsel von dem oben nachgewiesenen sanskrit. ha (γά, γέ?). Wenn nämlich der asper im Griech. sich in der Wurzel nicht halten kann, so tritt er öfters an den Anfang oder auch an das Ende, wie offenbar πάσχω aus πάθ-σκω, und der asper in ἵστημι zu erklären ist, wo das Sanskrit in der Wurzel ihn hat, sthā, das Griech. vorn, Der Einflufs dieses ha zeigt sich ferner auch in den böotischen Formen ἰών, ἴωγα, wofür Matthiae mit grofsem Unrecht ἴωγα schreibt, da ja aus den Worten des Apollonius de pron. p. 324 ganz entschieden hervorgeht, dafs der asper, welcher das unterdrückte γ repräsentirt, alt überliefert war. Das νη endlich in ἐγώνη, τούνη, ἐμίνη, τίνη ist ebenfalls ma, unstreitig verwandt mit μη in der medialen Endung μην, so wie mit μαι, welches bekanntlich böotisch μη ist. Hinsichtlich des Wechsels vom m und n aber mufs an νή, ναί und μά, an sanskrit. mā, griech. μή, lat. nē, an μίν und νίν, an me und nos erinnert werden. —

Doch hier breche ich endlich ab, und wünsche dem höchst verdienstvollen Werke von Herzen den durch Scharfsinn und Fleifs so wohl verdienten Einflufs, der ihm auch bei der nöthigen Mäfsigung und Vorsicht in den Ansichten und deren Entwickelungen und bei der gröfstmöglichen Klarheit und Bündigkeit in der Fassung wie in der Behandlung nicht fehlen kann noch wird. Und es ist wahrhaftig im Interesse der Wissenschaft, dafs diese durch Bopp begründete Richtung sich die ihr im Kreis der menschlichen Erkenntnifs zukommende Stellung erringe, denn es ist durch sie unläugbar ein wesentlicher Fortschritt in der wissenschaftlichen Sprachforschung gemacht. Während die Grammatik, ich spreche vom etymologischen oder formellen Theile, bisher meist bei der induktiven Beobachtung der Lebens*äufserungen* einer Sprache stehen blieb, oder ohne die nöthige Begründung und sachgemäfse Methodik verfuhr, geht unser Vf. auf einem im Ganzen des Systems wohlbegründeten Wege auf die Erforschung der Quellen und Ursachen dieses sprachlichen Lebens und seiner Aeufserungen aus. Fallen dabei Menschlichkeiten vor, nun so bekämpfe man sie; es würde im höchsten Grade auffallen müssen, wenn oft so tief eindringende Fragen, als dieses System sie bedingt und bewirkt, gleich das erste Mal richtig und befriedigend beantwortet würden. Beide streitende Richtungen *sind* nöthig und *haben* einander selbst nöthig, sie sollten also statt unerfreulicher und unerspriefslicher Streitereien über Werth und Priorität einander lieber friedlich die Hände bieten. Indessen seien wir immerhin homines, da wir doch einmal nicht anders können, wenn nur immer auch humani.

C. Schmidt, in Bielefeld.

XL.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Erster und zweiter Band. Mannheim, 1837. *Verlag von Heinrich Hoff.*

Im zweiten Theil dieses Werkes (S. 155) sagt der Verf. „In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit zusammengehöriger und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten war mir

Digitized by Google

schon einigemal das Heil wiederfahren, mich durch das blofse Lebensbegegnifs, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmäligkeit, sondern im Schwunge des vollen Glückes, und gleichsam durch einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt zu sehen, wo schon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirkten und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten." Dieses Bekenntnifs giebt uns den passendsten und bequemsten Gesichtspunkt für das so inhalt- als gedankenreiche Buch, das wir hier anzuzeigen unternahmen. Denn abgesehn davon, dafs ein grofser Theil desselben aus Bruchstücken einer Biographie des Verfs. besteht, ist auch der übrige Bestandtheil desselben, meistens kritischer Art, fast ein Erlebtes zu nennen. Hr. V. v. E., geb. zu Düsseldorf i. J. 1785, ursprünglich zum Arzt bestimmt, macht seine Studien, die bald einen viel weiteren Kreis als den ärztlichen bilden, in Berlin, Hamburg, Halle; überall schliefst er sich an eine strebende Jugend an, von der späterhin manches Bedeutende und Treffliche ausgegangen ist, überall hat er das Glück, die Aufmerksamkeit ausgezeichneter Männer auf sich zu ziehen und an sie sich anlehnen zu können. Aus den stillen Studien zu Halle wird er durch den Kriegeis-Dämon herausgerissen; in Berlin findet er gleichgesinnte, edle Jünglinge, die mit ihm den Hafs gegen den Unterdrücker deutscher Art und Selbständigkeit theilen; er streitet unter des Erzherzogs Karl Fahnen mit bei Wagram. Dann finden wir ihn, angeschlossen an ein diplomatisches Corps, in Paris, zu der Zeit, da Napoleons Stern am hellesten leuchtete; er sieht den glänzenden Hof des mächtigen Kaisers in der nächsten Nähe und ist Zeuge des Festes, das so ahndungsvoll den dem Gipfel des Glücks so nahen Sturz zu bezeichnen schien. Das Friedensjahr endlich bringt ihm das höchste Glück mit der Hand einer ausgezeichneten Frau, von deren Werth er lange auf das innigste durchdrungen war. Gewähren so die Mittheilungen aus dem eignen Leben ein lebendiges Interesse, so wird das übrige Biographische und Kritische belebt durch des Verfs. persönliches Verhältnifs zu den Personen, die Biographie und Kritik betreffen. Einen Theil der höchst interessanten Denkwürdigkeiten Bollmanns machen Briefe an Varnhagen aus; mit Wolf, Schlabrendorf, Arnim und Andern, denen in unserm Buche ein Gedächtnifs gestiftet wird, ist er persönlich bekannt; Erhard ist sein Lehrer und Freund; so manche andre, die uns hier vorgeführt werden, sind seine vertrautesten Freunde, Rahel seine Gattin; ein ansehnlicher Theil des Buchs beschäftigt sich mit Goethe, und auch zu ihm steht er in ehrenvollem Verhältnifs.

Aus dem angegebenen Gesichtspunkte gewinnt die Sammlung so vieler und verschiedenartiger Aufsätze, die, wenn Recensent nicht irrt, grofsentheils zuvor schon einzeln erschienen sind, ein eigenthümliches Interesse.

Bei dem grofsen Reichthum dieser Sammlung würde es einer Anzeige nicht möglich sein, auf alles Einzelne einzugehn; wir heben nur das Wichtigste hervor; und freilich ist, bei den verschiedenen Anlässen, denen die biographischen und kritischen Aufsätze ihre Entstehung verdanken, Wichtiges mit Unwichtigerem, Ausführliches mit skizzenhaft Hingeworfenem untermischt. Von den biographischen Artikeln des ersten Bandes ist unbedenklich der erste, *Denkwürdigkeiten J. F. Bollmanns* überschrieben, der bedeutendste. Wir werden durch ihn mit einem Manne bekannt, eben so wenig durch ausgezeichnete Talente als durch Geburt vorragend, aber von einem kräftig-deutschen Sinne, von durchaus praktischer Richtung und, wie nur Einer, fähig den Augenblick zu ergreifen. In einem Kreise liebevoller und ernstgesinnter Verwandten wird er, als angehender Arzt, gereizt, sein Glück in der gröfseren Welt zu versuchen. Er kommt nach Paris, in einer Zeit, wo die hier zusammengehäuften Gährungs-Stoffe eine Explosion vermuthen lassen, die nur zu bald erfolgt. Hier ist es höchst interessant, den jungen Mann sich mitten im Strudel der furchtbarsten Revolution bewegen zu sehn. Schilderungen derselben haben wir in Menge; selten finden wir dieselbe als einen Hintergrund, vor dem sich merkwürdige Individuen bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

In unsern Denkwürdigkeiten haben wir das wohlthuende Schauspiel: einen jungen Mann, einen Deutschen, der unangetastet bleibt, damals, in Paris, vom Franzosenthum. Von Haus aus liberalgesinnt, erhält Bollmann Geist und Gemüth frei von dem Schwindel, den eine mifsverstandene Freiheit erzeugt hat. Unter Gräuel-Scenen wird er Retter eines dem Tode geweihten Anhängers der alten Ordnung; und in einer Zeit, an einem Orte, wo es fast nur Rasende und Eingeschüchterte giebt, gehört er zu den Wenigen, die mit Besonnenheit und Ruhe selbst Schwieriges durchführen. Er erwirbt sich dadurch das Vertrauen hochgestellter, ausgezeichneter Menschen, und würde Lafayette's Retter aus der Olmützer Gefangenschaft geworden sein, wenn nicht Umstände, die aufserhalb seines Bereichs lagen, gehindert hätten. In Wien, London und Amerika finden wir Bollmann dann in der mannigfaltigsten und ausgebreitetsten Geschäftsthätigkeit; denn der Heilkunst, über die ihm Zweifel gekommen, hat er entsagt; und in Westindien trifft ihn der Tod, den grofse Thätigkeit zu früh herbeigeführt hat.

Ein besonderes Interesse hat diese Biographie dadurch gewonnen, dafs die Hauptereignisse in Bollmanns Leben von ihm selbst in vertraulichen Briefen dargestellt sind. Merkwürdige Personen, unter denen wir hier nur der Frau von Stael gedenken, spielen darin eine Rolle. Auch an interessanten, wenn auch nicht Bollmann geradezu betreffenden, Einzelheiten fehlt es nicht; wie denn die Aufführung von Voltaire's Mort de César am 19. März 1792 mit einer Lebendigkeit geschildert ist, die uns die Aufregung jener Zeit in ihrer Gewaltsamkeit vor die Augen stellt, zugleich den Schreiber stark charakterisirt.

Mit einer durchaus andern Persönlichkeit werden wir dann bekannt gemacht durch die *Biographie des Grafen Schlabrendorf*, den der Verf. gleich auf dem Titel treffend bezeichnet als amtlosen Staatsmann, heimathfremden Bürger, begüterten Armen. Aber auch er ist einer der kräftigen Naturen, deren freier Geist durch Stürme nicht erschüttert, nicht gebeugt wird. Voll von grofsen Hoffnungen auf eine Umgestaltung des Veralteten, Erschlafften, ist er Augenzeuge der Französischen Revolution; doch bald schmachtet er, und achtzehn Monate lang, im Kerker; sein Haar ergraut; aber sein Sinn bleibt fest. Auf die seltsamste Weise wird er, dessen Name schon auf der Todten-Liste steht, dessen der Henker schon wartet, gerettet; und recht eigentlich kann man von ihm sagen, dafs des Menschen Sinn sein Schicksal ist; seine seltsame, unbefangene Eigenheit ist es, die ihm das Leben erhält. Sehr anmuthig wird dies (S. 147) erzählt. Der langgewachsene Bart, den er aus dem Luxemburg mitnimmt, bleibt ihm als ein Andenken an die bestandene Gefahr, ein Zeichen seiner barocken Eigenthümlichkeit. Die Hoffnung auf einen würdigen Bürgerstand ist in ihm nicht erloschen; er strebt unter den mannigfaltigsten Phasen der Revolution diesem Ideale nach, richtet aber zugleich die Kräfte seines Geistes und ansehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger, menschenfreundlicher Unternehmungen; „er betrachtete sich als einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute" (S. 155), und für den dürftigen war seine Hand immer offen. Rührend sind die Anecdoten, die von dem landsmännischen Sinne des Grafen, dem kein Stand gering war, wenn das Herz in Anspruch genommen wurde, erzählt werden. Vor allem suchte der tiefe, mit unglaublicher Geschichts- und Weltkunde ausgerüstete, in die Geheimnisse der Staatskunde eingeweihte Geist mit der ihm eigenen Beredsamkeit Andre, namentlich Deutsche, aufzuklären

Digitized by Google

und zu belehren. Das Jahr 1813 begeistert auch ihn; Ränke hindern ihn Paris zu verlassen; aber was er an Geld und Gut aufzubringen vermag, bringt er dem Vaterlande dar. So erwirbt er sich das eiserne Kreuz, was ihm, der keine Orden und Ehrenzeichen achtete, für eine ausgezeichnete Zierde galt. Gewohnheit fesselt ihn ferner an Paris, wo er i. J. 1824 stirbt. Nicht ohne Bewegung, ja Wehmuth kann man diese Biographie lesen; und immerfort drängt sich der Gedanke auf: Was hätte ein Mann wie Schlabrendorf, mit diesem Geiste, diesen äufsern Mitteln, diesem Einflufs, diesem wohlwollenden Gemüthe dem Vaterlande sein können, wenn er früh über die Liebe zum Sonderbaren und Excentrischen, die ihm eigen war, Herr geworden wäre! Von dieser Liebe sind die am Ende der Biographie mitgetheilten „Einzelblicke", wie Schlabrendorf sie nannte, ein lebendiges Zeugnifs. In der That, es kostet Ueberwindung, um der einzelnen geistvollen Blicke willen sich durch diese barocke Derbheit, diesen Ungeschmack durchzuwinden. Den edleren, hätte er sich recht erkannt, wahrhaft edlen Geist sehen wir aus solchem Ungeschmack vorblicken aus folgenden Zeilen, die Verse sein sollen:

Mehr wird, und schädlicher, Völkern gehöfelt ... als Fürsten.
Volkthümlichkeit, Bürgersinns Urhauch, stürmt menschenfeindlich.
Bürgersinn schmelzen in Menschenthum, der Aufgaben höchste!
Kindisch bleibt Gränzrain, sinnlich verstümmelnd geist'gen Allkreis.
Nur in Schranken dreist, lähmt einseit'ger Zweck . . . auf Riesenbahn.

Merkwürdig ist die Belehrung, die wir S. 150 erhalten, dafs das zu seiner Zeit so viel Aufsehn erregende, noch immer wichtige Buch: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat (1804) im Wesentlichen von Schlabrendorf ist, dafs auch die 1816 erschienene Schrift: „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung" mit Wahrscheinlichkeit ihm beigelegt werden darf.

Das Buch, welches wir hier anzeigen, wird dem, der einmal eine Geschichte der deutschen Literatur seit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts zu schreiben unternimmt, von entschiedener Wichtigkeit sein; wie nicht minder eine frühere Sammlung von Kritiken desselben Verfassers. Er ist recht eigentlich dazu gemacht, das Bedeutende, in welcher Form es auch erscheinen möge, aufzufinden und darzustellen, und seine Verhältnisse bringen ihn mit dem Bedeutendsten in Berührung; er hat den reinen, humanen Blick in alles Gute, wenn diesem auch Zeit und Mode nicht günstig; er gehört ferner nicht zu denen, die, wenn sie in heifsem Drange mit einem salto mortale sich über das, was ihnen gemein erscheint, erhoben, das Frühere verachten, nicht ahnend, was sie demselben zu verdanken haben. Zu dieser Bemerkung geben uns die *Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. C. Erhard* Anlafs. Wie wahr ist die Bemerkung in der Vorrede, dafs, da die Literatur der Deutschen zu Anfang des 19ten Jahrhunderts als ein Grofses, in sich lebendiges und selbstbewufstes Ganzes zuerst eine Haltung gewonnen, die auch nach Aufsen ein sicheres Auftreten erlaube, es um so nöthiger sei auf die Anfänge zurückzugehen. Grund und Kern um der literarischen Entwicklung Deutschlands ist die Philosophie, und zwar die Kantische. Wie bedeutend in dieser Hinsicht das Leben eines Mannes sein müsse, der, in beschränkten Verhältnissen geboren und erzogen, durch eigne Kraft sich hervorarbeitet und vermittelst der Kantischen Philosophie eine freie, weitere Lebensansicht gewinnt, dessen Wissenschaft durch diese Philosophie einen geistigen Schwung nimmt, das springt in die Augen. Ein solcher war Erhard. Sehr merkwürdig ist das, was der treffliche Mann selbst über sein Leben berichtet; ja es ist in einer Hinsicht erbaulich, indem es uns einen Mann schildert, in dem Geistes- und Charakterbildung Hand in Hand gehen. Doch giebt es auch zu einer niederschlagenden Betrachtung Anlafs; denn wie nahe liegt der Gedanke: ein wie andres Ansehn würde unsre Literatur haben, wenn in allen, die sie schufen, die für sie wirken, ein sittlicher Geist und Charakter gewaltet hätte und waltete, wie in Erhard! Dafs dieser so oft vermifst wird, das ist es, was die Hoffnungen, die Varnhagen für die nächste Zeit ausspricht, trübt, ja an Erfüllung derselben zweifeln macht. „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth, sagt Goethe (Gespr. mit Eckermann, Th. I., S. 226); denn wodurch ist dieser so grofs als durch seinen Charakter!"

Erhards Selbstbiographie ist nur ein Fragment, welches aber von Varnhagen ergänzt ward; ihm sind Bemerkungen zu der Sammlung der Erhardschen Briefe, mit welchen unser Autor dieselben früher herausgab,

Digitized by Google

zugefügt, geistreiche, wie sich dieses erwarten liefs, sich an den Gegenstand haltende und in denselben eindringende, daher von tiefer Charakteristik.

Mit dreizehn Personen beschäftigt sich, unter dem Titel *Biographisches* der erste Band des Werks, das wir hier anzeigen. Die drei Artikel, die wir hervorgehoben, sin die wichtigsten; aber auch die übrigen, kürzeren haben ihr Verdienst. Sie erinnern zum Theil an Männer, die weniger bekannt geworden, oder fast vergessen sind, doch in der deutschen Literatur mitzählen. So ist besonders dankenswerth, was über *F. W. Meyern*, den Verfasser der Dya-Na-Sore, mitgetheilt wird. Ausführlicher hätten wir den Aufsatz über *Achim von Arnim* gewünscht; es hätte sich gar manches Bedeutende, die Literatur, die Persönlichkeit, die Verbindungen, in denen der Dichter lebte, anknüpfen lassen. Die übrigen, von denen in diesem Bande die Rede ist, sind *F. A. Wolf*, *Kaiser Alexander von Rufsland*, *W. Nolte*, Königl. Preufsischer wirkl. Ober-Consistorialrath, *Ludwig Robert*, *Wilhelm Neumann*, *C. Günther Graf zu Bernstorff*; angehängt sind zwei Artikel: *Angelus Silesius* und *St. Martin*, Einleitungen in die Auszüge, die V. im Jahre 1833 aus den Schriften dieser Männer machte und dem Publikum schenkte.

Eine besondere Abtheilung des ersten Bandes ist *Goethe* überschrieben; und hier stofsen wir zunächst auf einen schon im letzten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilten merkwürdigen Aufsatz: „Im Sinne der Wanderer". Er geht von einer schon i. J. 1808 niedergeschriebenen Bemerkung aus, der zufolge der ganze Wilhelm Meister ein Gewächs sei, um den Kern zweier Stellen im Buche herumgewachsen: „O wie sonderbar ist es, dafs dem Menschen allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" und: „dem Menschen nicht ist jeder Strich Erde, Flufs und Alles genommen." Lesen wir jenen Brief v. J. 1808 und vergleichen ihn mit dem hier in Rede stehenden Aufsatze, so werden wir auf die Vermuthung geführt, dem Verf. desselben sei erst in späterer Zeit die Bedeutung dessen, was jene Stelle früher aussprach, recht klar geworden; wenigstens ist die Weise, in der zuerst auf jene wichtigen Stellen im W. Meister aufmerksam gemacht wurde, von der Klarheit verschieden, womit sie später erläutert werden. Man ist ferner anzunehmen versucht, Goethe selbst sei sich des Gewichts derselben beim ersten Niederschreiben nicht so bewufst gewesen, wie der Erklärer meint, und die Wanderjahre entfalten sich aus den Lehrjahren nicht mit der Consequenz, wie V. ausspricht. In den Tag- und Jahres-Heften (zum J. 1786) wird ein Vorgefühl einer ganz andern Wahrheit, aus der der W. Meister entsprungen, angegeben; Andre haben grofses Gewicht auf die Worte gelegt: „Ist doch wahre Kunst wie gute Gesellschaft! sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Mafs zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist;" und gemeint, in dem Romane sei eine Anweisung enthalten, wie man das Leben wie eine Kunst behandeln und treiben solle. Dafs sich an einen in diesem Sinne geschriebenen Roman im Laufe der Zeit und der Ereignisse gar manche durch diese bedingte Ansichten anknüpfen mufsten, ist natürlich. In den Lehrjahren selbst finden wir zu wenig, was als aus jenem Kern hervorgewachsen erscheint; ist Jarno mit einer Auswanderung nach Amerika beschäftigt, so ruft Lothario: „Hier oder nirgends ist America." V. selbst mufs zu Behauptung seines Gedankens die Meinung aufstellen, die beiden letzten Bücher der Lehrjahre sondern sich bereits merklich von dem früheren ab; welcher Bemerkung gewifs etwas zum Grunde liegt, aber schwerlich das, was unser Autor meint.

Vortrefflich ist übrigens, was in diesem Aufsatze über Entstehung, Grund und Tendenz sämmtlicher Goethe'schen Werke gesagt wird: „das Fortschreiten in lebendiger Entwicklung, die Veredlung und Erhebung alles dessen, was besteht, die Reinigung und Harmonisirung der Welt beseelen seinen Eifer unausgesetzt;" man könnte diese Worte als Motto dem Wilhelm Meister vorsetzen. So werden alle Verehrer Goethe's V. für die Worte dankbar sein: „Die Masse der Zeitgenossen vermag den Dichter wohl zu bewundern, aber nicht vollständig zu verstehen; sie wird seine Berichte, wie seine Intentionen tadeln; doch eine spätere Zeit stellt unfehlbar auch in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit her und erkennt an, wie in allen Wagnissen des Herzens und Freveln des Geistes der Künstler unschuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keusch und rein bleibt. — Der Dichter kann nur aufhören sittlich zu sein, wo er aufhört Dichter zu sein."

Die folgenden auf Goethe und dessen Werke bezüglichen Aufsätze sind reich an Erläuterungen, An-

Digitized by Google

sichten, Aufklärungen; überall erkennt man den für den Dichter begeisterten, durch seine Begeisterung zu ernstem Forschen angeregten Mann. Wie hätte *er* nicht begeistert werden, nicht Goethe lieben sollen, der *so* von ihm aufgenommen ward, der ihn *so* reden hörte, wie es hier unter dem Titel: *Besuch bei Goethe. November* 1817 geschildert wird! „Wie gerecht, heifst es hier, umsichtig und unschuldig waren seine Aeufserungen über das Vaterland! von welchem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks, wie der Jahrhunderte beseelt! — Goethe kein deutscher Patriot! ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann!" Und so erscheint überall der begeisterte, aber denkende Verehrer Goethe's, er mag Werthers funfzigjähriges Jubiläum feiern, Goethe'n in seinem Verhältnifs zu dem Geh. O. R. R. Schultz darstellen, Eckermanns Gespräche — nicht kritisiren, sondern *zu ihnen ein Wort mitsprechen*, dem Fräulein von Klettenberg ein verdientes Denkmal setzen, die Charakter-Schilderung von Rameau's Neffen ergänzen, oder von neuem den tiefen Schmerz über die Nichtvollendung der Natürlichen Tochter erregen.

Gegen Einzelnes liefse sich wohl etwas einwenden; wie z. B. gegen die Behauptung, dafs sich für die Wahlverwandschaften ein andrer Gesichtspunkt, ja wohl gar *das gerade Gegentheil* der von Eckermann (in dessen Buche: Beiträge zur Poesie) aufgestellten Ansicht ausführen lassen könne. Doch dieses Opponiren würde uns hier zu weit führen; und die Recension von Eckermanns Werk gehört auch dem zweiten Theile des Varnhagenschen Werkes, zu dem wir jetzt übergehen. Wir bemerken nur noch, dafs jener Goethe'n gewidmete Artikel reich ist, nicht allein an Ansichten und geistreichen Bemerkungen, sondern auch an manchem Factischen, an Anecdoten, an Zügen aus dem Leben des grofsen Mannes, von dem gehandelt wird. So wird dieser durch den *Besuch*, den der Verf. ihm machte, stark und von einer seiner liebenswürdigen Seiten charakterisirt; sehr dankenswerth ist die Mittheilung der Gedichte des Fräuleins von Klettenberg, die, so viel wir wissen, sich nur, und nicht einmal alle, in Lavaters Biographie von Gessner befinden; gewifs ist V. dem Verlangen Vieler entgegengekommen durch das, was er von Madame Guachet, die zu der Natürlichen Tochter Veranlassung gegeben, berichtet; und unbezahlbar ist die Anecdote von Rameau's Vater.

Den gröfsern Theil des zweiten Bandes nehmen die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Verfs. ein, deren Bedeutung und Werth im Allgemeinen im Eingang unsrer Anzeigs angedeutet worden ist. Mit einer tiefgedachten Bemerkung über die Wichtigkeit von Familiennachrichten und Geschlechtsregistern, und wie solche Fäden des Privatlebens, durch gröfsere Zeiträume durchgeführt, selbst den Lauf der geschichtlichen Ereignisse in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen, beginnt das erste Fragment. Denn leider werden uns hier nur Bruchstücke eines reichen und interessanten Lebens mitgetheilt, die aber hoffentlich einst zu einem Ganzen verarbeitet erscheinen werden. Durch das erste Fragment werden wir in die früheste Jugendzeit des Autors eingeführt, die in Düsseldorf verlebt wird, einer Stadt, welcher in den achtziger Jahren von nicht geringer Bedeutung war; und gern wird sich der Leser an die Zeit, wo eine berühmte Gallerie die Stadt schmückte, wo ausgezeichnete, einflufsreiche Männer in Düsseldorf wohnten, erinnern lassen. Ein Beispiel von der schrecklichen Kloster-Disciplin, auch der neueren Zeit wird uns in der Geschichte einer Nonne, einer nahen Verwandten Varnhagens, gegeben.

Das zweite Fragment, welches uns nach Berlin führt, und in die Jahre 1803 und 1804, wird besonders denen werth sein, die in dieser Zeit in jener Stadt lebten. An wie manchen interessanten Kreis von Menschen wird erinnert! an welche Individuen! wie mancher Name, damals schon mit Auszeichnung genannt, der aber später bedeutender wurde, wird ihm begegnen! Fichte, mit seinen für Jünglinge höchst imposanten Wesen, mit der Weise, in der er für das Höhere zu begeistern wufste, erscheint hier lebendig, indem wir sehen, wie er auch auf V. wirkte. An A. W. Schlegel, der damals durch seine Vorlesungen grofse Sensation erregte, an Zacharias Werner, an Frau von Stael, die wie ein Meteor in Berlin erschien, werden wir erinnert; Rahel Levin taucht schon auf; Chamisso, Heinrich von Kleist, Klaproth gehören zu des Autors Freunden und Bekannten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schlufs.)

Auf wie manche andre denkwürdige Namen stofsen wir in diesen Blättern! Anziehend, durch Aufrichtigkeit, ist das Entstehen eines Musen-Almanachs, den Varnhagen mit Chamisso 1803 herausgab, erzählt. Auch er gehört in die Zeit, in die wir hier eingeführt werden. Aber das erscheint ehrenwerth an den Jünglingen, dafs sie, die von Merkel und Andern als Glieder der „neuen Schule" verschrieen wurden, weder durch persönliches Anschliefsen an die Männer, die sie stifteten, noch durch literarische Richtung dahin zu rechnen waren. Dieser Umstand giebt dem Verf. zu einer trefflichen Bemerkung (S. 54) Anlafs, die mancher ehrliche Mann in unsrer Zeit an sich gemacht haben mag. — Zwei Jahre später — wie anders Berlin! das damals als Mittelpunkt aller geistigen Regungen in Deutschland betrachtet werden konnte. Auch das schmerzliche Gefühl wird erneuert: So nahe war das Jahr 1806; und in welchen Bestrebungen und Interessen waren die geistreichsten Bewohner Berlins verloren!

Wie könnten wir die folgenden Bruchstücke einzeln durchgehn? Die Universitätszeit in Halle, diese für die Akademie so denkwürdige Zeit, in der das Wirken eines Wolf, der hier vorzüglich hervorgehoben wird, und Andrer durch das schrecklichste Kriegsereignifs gestört wird; die Mittheilungen über Rahel, die merkwürdige Frau, die Varnhagen späterhin die seinige nennen durfte, die hier, umgeben von ausgezeichneten Namen, in ihrer seltnen Natur und Kraft erscheint; die Schlacht von Wagram — die der Beschreiber selbst mitkämpfte. — Das Fest des Fürsten Schwarzenberg zu Paris sichert dem Verf. einen Namen unter den besten Schilderern; wie die Scene am Hofe Napoleons ein kräftiges Schlag-Licht, vielmehr Schatten auf den merkwürdigsten Mann des Zeitalters fallen läfst.

Es folgen unter dem Titel *Kritiken* Recensionen von 28 mehr oder minder merkwürdigen Schriften, unter denen die interessantesten und gedachtesten die, welche ein Werk von Goethe, oder eins über diesen Dichter zum Gegenstande haben. Liest man die Anzeige des vierten Theils von Dichtung und Wahrheit, so erscheint einem das vortreffliche, in so kleinem Umfang inhaltreiche Buch wie von einem neuen Glanze umleuchtet. Man möchte es gleich wieder zur Hand nehmen; und thut man's, dann wird man finden, dafs der Recensent nur wahr und mit Klarheit ausspricht, was sich dem Leser, so geleitet, offenbart. Sehr erfreulich werden wir in dieser Anzeige an das Wort Jacobi's (in einem Briefe an Dohm) erinnert: „Ich mufs den Erzählungen Goethe's das Zeugnifs geben — ich erlebte ja so Vieles mit! — dafs sie oft wahrhafter sind als die Wahrheit selbst."

Wir müssen uns hier, um nicht Recensionen von Recensionen zu schreiben, kurz fassen. Ueberall finden wir in den verschiedenen Kritiken den einsichtvollen, vielseitig gebildeten, humanen Mann; überall ist er zu Hause, er mag über Goethe reden, oder von dem Leben der Guyon, die Memoiren eines deutschen Staatsmannes beurtheilen, oder an die fast vergessenen Schriften Lichtwers erinnern. Das beste Neue entgeht ihm nicht; aber das Alte bleibt daneben in seinem Werthe. Aufblühende Talente werden aufgemuntert, wie der Uebersetzer der Andria des Terenz, und mit Sachkenntnifs, die auch in die Feinheit der Metrik einzugehn versteht; über ältere, auf die eine strebende Jugend mit Dünkel herabzublicken pflegt, spricht er mit Anerkennung und Billigkeit. Wie wacker ist in dieser Hinsicht das Urtheil über einen Mann aus der Gottsched'schen Schule, über Lichtwer! wie würdig wird bei dieser Gelegenheit Gellerts ge-

Digitized by Google

dacht! Dabei verfällt V. nie in den Fehler, dafs er zu viel aus den recensirten Büchern mittheilt. Wir hören immer den geistreichen Beurtheiler; und giebt er etwas aus den Schriften, so ist es gewifs das Bedeutende, Charakteristische. Wer möchte z. B. die Liederchen der Guyon missen?

Endlich, um die Sammlung, von der wir reden, recht mannigfaltig und bunt, aber auch um das Mafs des Guten voll zu machen, ist am Schlufs des zweiten Bandes eine hübsche Zahl von Gedichten mitgetheilt worden. Der Verf. nimmt keinen höhern Platz unter unsern Dichtern ein, und begehrt einen solchen auch nicht. Aber seine höhere Bildung zeigt sich auch hier. Wo es ihm darauf ankommt, einen tiefen, oder anmuthigen Gedanken rhythmisch concentrirt auszudrücken, einem Bilde seiner Phantasie durch Vers und Reim Gestaltung zu geben, da versagt ihm das Talent dazu nicht. Die Gedichte sind aus verschiedenen Zeiten, wie man an der mehr oder minder ausgebildeten Technik sieht; auch in dieser hat es der Verf. zu einer schönen Fertigkeit gebracht, und die verschiedensten Formen stehn ihm zu Gebote. Wir finden Gedichte, zum Theil Uebersetzungen, in antikem, namentlich elegischem Mafs, selbst die schwierigen Galliamben; dann von den modernen Arten Espinelen, die ihm besonders wohl gelingen, und Sonette. Vortrefflich sind die Gedichte an Personen zu nennen; wir erkennen darin den Meister in biographischer Auffassung; so in denen auf den Prinzen Louis Ferdinand, auf Louise von Preufsen, Rahel, Goethe, Wolf.

Der Stil in den so verschiedenartigen Aufsätzen ist, wie man von diesem Autor erwarten durfte, ein durchaus gebildeter, ernst, wo der Gegenstand es forderte, höchst lebendig, wo es zu schildern gab, leicht scherzend in den Partieen, in denen Humor und Ironie zu walten hatten. Pedanterie und Aengstlichkeit sind fern; nur zuweilen hat die Fülle von Gedanken, wo sie sich in Kürze aussprechen, zugleich bedeutend sein wollte, dem Stile etwas gekünsteltes, geschraubtes, ja ungrammatisches gegeben, so Th. 2, S. 174. „Theils mit sich selber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbestimmten Zukunft gewaltsam hinausstrebend, war die schöne Sommerzeit verflossen, und während der Ferien mufsten die Entscheidungen ausgeführt werden, welche wir gefafst hatten." Abeken.

XLI.

Théorie de la Procédure civile, par M. Boncenne, avocat à la Cour Royale et Professeur à la Faculté de Droit, de Poitiers. 3 *Vol. Poitiers*, 1828—32.

Vorliegendes Buch ist besonders deshalb beachtenswerth, weil es auf eine in Frankreich neue Weise den Civilprocefs abhandelt. Der Hauptcharakter dieser Weise ist das rhetorische, das auf Effect gehende, und da aus blofsen Rechtsprincipien über Civilprocefs wenig Stoff zu rhetorischem Vortrag zu schöpfen ist, so hat sich Hrn. Boncenne die Geschichte des Civilverfahrens als erwünschtes Hülfsmittel dargeboten. Hr. Boncenne ist einer der geschätztesten Advokaten des Barreau von Poitiers, der nicht nur consultirt, sondern auch plaidirt, sogar in Criminalsachen, was freilich dem tiefern Studium des Professors wenig förderlich sein mag. Die Zeit die zum plaidirenden Vortrag erfordert wird, ist's nicht allein, die bei'm activen Advocaten aufgeht; denn die Processe, wenn auch auf einen bestimmten Tag anberaumt, kommen doch erst dann vor, wann die ihnen in der Anberaumung Vortretenden plaidirt sind, was natürlich nicht auf den Tag vorausgesehen werden kann; so mufs also der Advocat vom anberaumten Tag an bis zur wirklichen Vertheidigung seiner Sache den Audienzen wartend und müfsig beiwohnen; man begreift, wie störend für wissenschaftliche Forschung ein solcher Zustand sein mufs. Ohngeachtet dieses Hinderungsgrundes und obwohl die ersten Studien Hrn. Boncenne's in eine Zeit gefallen zu sein scheinen, die in Frankreich dem gelehrten juristischen Studium wenig günstig war, und ob er wohl schwerlich dasselbe im Ausland, namentlich in Deutschland ergänzen konnte, so hat er gleichwohl einen Cursus des Civilprocesses gegeben, der sich unter den Producten der Art in Frankreich auszeichnet. Das Buch ist seinem Ursprung nach der Lehrcursus, den der Verf. als Professor des Civilprocesses zu geben verpflichtet ist; es scheint, es ist dieser Cursus dem mündlichen Vortrage etwa stenographisch nachgeschrieben und somit überfliefst er an den in solchem Falle, besonders in Frankreich, sprudelnden Phrasen. Geistreich und nicht ohne eine gewisse Tiefe ist aber derselbe dennoch. Man könnte ihn eine rhetorische Paraphrase des Code de procédure heifsen. An wissen-

Digitized by Google

schaftlicher Methode, an Systematik ist nicht zu denken; der Verf. raisonnirt und kommentirt etwa nach der Ordnung des Code, die er rationell findet. Gleichwohl schickt er der eigentlichen Erklärung des Gesetzes eine Einleitung voraus, die den ganzen ersten Theil einnimmt und eine wenigstens geistreiche Darstellung der Natur der Processgesetze, der Actionen und Exceptionen, der Jurisdiction und der Competenz und der Geschichte der französischen Gerichtsverfassung enthält. Dafs auch ein Capitel „von der Jury" vorkommt, mag zum Theil dem Streben nach Effect, das in Frankreich so gemein ist, zugeschrieben werden.

Wenn hier der Platz wäre ins Detail einzugehen, so könnten wir wohl Behauptungen aufführen, die, wo nicht von Unwissenheit, doch gewifs von grofser Uebereilung zeugen. Der Art z. B. ist die Erklärung der Eintheilung der actions in actions personnelles, actions réelles und actions mixtes. Bekanntlich geht der Code von dieser Eintheilung, die er namentlich anführt, aus, um die Competenz zu reguliren. Nun soll der Unterschied zwischen den actions mixtes und den andern darin bestehen, dafs durch die ersten eine revindication (im römischen Sinne) auf ein Immobile ausgeübt wird, welche ihren Grund in einer persönlichen Verpflichtung habe. Diesen Charakter hätten nun, dem Verf. zufolge die actiones *familiae erciscundae*, *communi dividundo*, *finium regundorum*. Hätte er sich begnügt auf diese Weise die Natur der actions mixtes im neufranzösischen Sinn zu bezeichnen, so wäre seine Bezeichnung nicht sowohl irrig, als unausreichend, denn jenem Sinn zufolge gehören die sogenannten actiones in rem scriptae unstreitig zu denselben. Allein er stellt diese Charakteristik als gleichfalls dem römischen Recht gemäfs auf. Dafs er auf keine Weise des Charakters von judicium duplex gedenkt, kann hierbei weniger befremden.

Auch in der Geschichte der Justizverwaltung treffen wir auf ähnliche Irrthümer. So erklärt z. B. der Verf. das Adagium: fief et justice n'ont rien de commun so, als wolle es sagen: „nicht alle Lehen begreifen das Justizrecht in sich." Vielmehr aber wollte dasselbe so viel sagen: als folge nicht aus dem Umstand, dafs von Jemand Dies oder Jenes zu Lehen getragen werde, dafs eben derselbe auch der Lehnsherr dessen sei, der die an dies Lehen geknüpfte Justiz zu Lehen trage. In der That konnten früher Lehen und Justiz getrennt und zwei verschiedenen Trägern anvertraut worden sein. Deswegen sprach sich jenes Adagium eigentlich so aus: fief, ressort et justice n'ont rien de commun ensemble. Was Hrn. Boncenne zu wahrer Ehre gereicht, und dies um so mehr, als er durch seine Thätigkeit als Advocat und durch sein rhetorisches Talent der Gefahr mehr ausgesetzt war, sich durch die beliebte Jurisprudence hinreifsen zu lassen, das ist die Abneigung, die er gegen jene Autorität der Urthel äufsert, welche nur zu sehr droht, in Frankreich allem, eben kaum aufkeimenden, gründlichen, Rechtsstudium den Untergang zu bringen. Er sagt hierüber sehr vernünftig: „die Gerichtsprüche „bieten freilich ein Vorurtheil dar, das für die ähnli„che Auflösung analoger Fragen günstig sein mag. „Es ist möglich, es ist sogar nothwendig, dafs der „Advocat sich fortwährend damit bekannt mache; „allein dies Ansehn des Exempels soll die Vernunft „ihrer Rechte und ihrer Kraft nicht berauben. Die „Gewohnheit nur in den Urthelssammlungen Hülfe zu „suchen, nährt die Trägheit, hält den Fortschritt des „Studiums und jene glücklichen Aufschwünge des Ge„nies zurück, denen die Gerechtigkeit ihre glänzend„sten Triumphe verdankt. Wenn man sich auf das „Gesetz stützt, so ist es weder übermüthig noch un„schicklich, dasjenige wieder in Frage zu stellen, was „für Andre entschieden worden zu sein scheint."

Um so mehr ist zu bedauern, dafs der Verf. so oft vernachläfsigt hat, seine Lehrsätze tiefer zu begründen. So spricht er (p. 547) jenen Hauptsatz der französischen Civilgerichtsverfassung: le ministère public n'agit que par voie de réquisition (et non par voie d'action) nur aus, ohne ihn weiter zu erklären, noch viel weniger dessen Grund anzugeben. Es wäre aber gleichwohl der Mühe werth gewesen, diesen in der, besonders in Frankreich, lebenden Maxime zu zeigen, dafs der Unterthan Herr seiner Civilinteressen ist und deshalb nicht unter der Tutel der Gerichte steht, die auch deshalb keine materielle, sondern nur eine formelle Justiz ausüben. Diesen und ähnliche Vorwürfe dürften wir freilich dem Verf. weniger machen, wenn er uns nicht seinen ganzen Vortrag hätte geben wollen, obgleich auch im entgegengesetzten Fall, und wenn er blos ein Compendium geben wollte, jenes Urprincip am gehörigen Platze hätte aufgeführt werden sollen.

Digitized by Google

Immer in jener rhetorischen Art des Vortrags erzählt Hr. Boncenne am Ende seiner Einleitung und da er von dem Advocatenstande spricht, die verschiedenen Manieren, die von frühern Zeiten her im französischen Barreau herrschend waren und so endigt er denn *diesen* Theil seines Cursus mit den Worten: L'alliance de l'étude de droit avec tous les genres d'études, s'est plus intimement formée, à mesure que les circonstances ont aggrandie la carrière. Politique, sciences, histoire, beaux-arts, tout est entré dans le domaine de l'avocat. La France nomme avec orgueil ces notables du Barreau, que nous voyons chaque jour s'engager sans efforts, dans une discussion nouvelle, changer de ton, de manière, avec une merveilleuse facilité, et disposer à volonté de toutes les ressources du style. Au fait de tout, prêts à parler de tout, infatigables et ne fatiguant jamais aux qui les secoutent, ils savent donner à tous les sujets un charme inattendu, tantôt menageant les traits de leur érudition avec un sage économie, et tantôt les sémant avec toute la negligence de la richesse.

Mit dem zweiten Band fängt die Darstellung des Processes selbst an; bekanntlich theilt sich auch der französische Procefs in den ordinairen und den summarischen. Ein eigner summarischer Procefs findet noch statt vor den aufserordentlichen Tribunalien, nämlich dem Friedensgericht, das über die kleinen persönlichen Sachen, und dem Handelsgericht, das über die Handelssachen spricht. Hier ist vom Procefs vor den gewöhnlichen Bezirkstribunalien die Rede, von denen in der Regel Appellation an die königlichen Gerichtshöfe (cours royales) erhoben werden kann. Der Verf. folgt der Ordnung des Code und seiner Eintheilung in Capitel, mit der Ausnahme, dafs er den Procefs vor dem Friedensgericht hinter den Procefs vor den gewöhnlichen Tribunalien verweist. Dies ist aber auch Alles, was er der Methode zu lieb thut. Freilich ist das zweite Buch des Code, betitelt: „von den Untergerichten", nicht unsystematisch in Capitel eingetheilt, allein dafs in dieser Eintheilung das Capitel „von den Vertagungen," vor dem Capitel: „von den Urtheln" steht, ist denn doch noch nicht eine solche wissenschaftliche Einrichtung, wie man sie für ein Lehrbuch annehmen mag. Indefs ist, wie schon gesagt, das Buch des Verfs. eine Paraphrase, und so mag denn freilich die Ordnung, die er befolgt, gerechtfertigt erscheinen. Natürlich aber zeigen sich in der Befolgung derselben alle Uebelstände, die der Systemlosigkeit anhängen, die Wiederholungen, die Hinweisungen auf Gesagtes oder auf Nochzusagendes. So z. B. wird gleich S. 93 die alte Maxime angeführt: les voies de nullité n'ont pas lieu en France; das geschieht bei Gelegenheit der Erklärung der Citation. Da wird nun von den Nullitäten überhaupt etwas gesagt, ohne dafs man erfährt, in wiefern dies auch die andern Procefshandlungen und die Urthel angeht. Natürlich wird dann wieder unter dem Capitel „de l'exception de nullité" von diesem Gegenstand gehandelt werden.

In dem ersten Capitel, das nach der Ordnung des Code von dem Sühne-Versuch (tentation de conciliation) handelt, werden nebst den juristischen Erläuterungen auch solche gegeben, die aus der Politik genommen sind, natürlich giebt dies zu rhetorischen Phrasen Anlafs. Um den Sinn des Gesetzes zu erklären, geht Hr. Boncenne öfters auf die Vorarbeiten zurück, die den Code vorbereiteten, als da sind die Verhandlungen im Staatsrath, die Discussionen im Tribunal, die Vorträge im Gesetzgebenden Corps. Zur Erläuterung ist dies nun füglich sehr gut, allein wenn er diese Documente als eigentliche Entscheidungsmittel im Zweifel annimmt, so geht er zu weit; in einer zahlreichen berathenden Versammlung kann sehr wohl die Mehrzahl der Mitglieder einen Vorschlag aus andern Gründen annehmen, als die ihm vorgelegt wurden. Was die Lehre des positiven Rechts anbelangt, die der Verf. giebt, so ist sie im Ganzen wahr und klar dargestellt; manchmal möchte man eine der seinigen entgegengesetzte Meinung aussprechen, so z. B. da wo er will, dafs wenn der Beklagte eine Incidenzklage vorbringt, die nicht eine rein reconventionelle ist (z. B. die nicht auf Compensation oder dergl. abzielt), die aber gleichwohl ein triftiges Exceptionsmittel aufstellt (als z. B. eine Wiederklage auf Resolution des Kaufs, dessen Preis der Gegenstand der Hauptklage ist) der Richter den Wiederkläger auf den Sühne-Versuch hinweise.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Théorie de la Procédure civile, par M. Boncenne.

(Schlufs.)

Das Kapitel vom Sühne-Versuch nimmt 63 Seiten ein; das Kapitel von der Vertagung 192. Man urtheile! In diesem zweiten Kapitel wird nicht nur die Geschichte der Citation nach altfranzösischem Recht, sondern auch sehr weitschweifig die Geschichte der römischen Berufung vor Gericht gegeben, die zwölf Tafeln werden angeführt, ebenso die Pandecten und die Novellen, während sonderbar genug der Codex mit Stillschweigen übergangen wird. Zum Behuf der französischen Geschichte führt der Verf. an die Capitularien, die Lois anglo-normandes Beaumanois, die Etablissemens de St. Louis u. s. w. *) Die Darstellung ist gut, nur zu weitschweifig.

Der zweite Band behandelt ebenso, und indem meist auch die Ordnung der Artikel des Code befolgt wird, die Bestellung des avoué (Procurator) und die schriftliche Vertheidigung, die Mittheilung der Verhandlungs-Acten an den Staatsprokurator (ministère public), die Abhaltung der Audienzen, den schriftlichen Procefs im eigentlichen Sinne (instruction par écrit), die Urthel. Indem mitunter viel im rationellen Sinne gesagt, und so auch Bentham angeführt und discutirt wird, unterläfst der Verf. die Hauptprincipien herauszuheben und zu begründen, so dafs also die Consequenzen meist als auf sich beruhend dargestellt werden. So z. B. wird nirgends gesagt, wie das Verfahren überhaupt das mündliche ist, wie die Schrift sogar bei den Citationen eigentlich nur probationis causa erfordert wird, wie die Urthel erst durch die Aussprechung derselben in öffentlicher Audienz zur Existenz gelangen. Deshalb erscheint denn auch das Capitel vom *schriftlichen Procefs* weniger als etwas aufserordentliches als vielmehr als etwas gewöhnliches. Die rhetorische Manier des Verfs. zeigt sich auch hier in ihrem vollen Lichte. Das Capitel VI fängt so an: „L'instruction ordinaire est achévée; „les conclusions déposées au greffe ont été lues à „l'audience, les avocats ont plaidé, le ministère public „a été entendu, il ne reste plus qu'à délibérer et „juger. Les faits sont-ils assez nettement établis?" u. s. w. Man bemerke hiebei noch, dafs von dem *legalen Werth* der von Anfang an und auch aller während der Plaidoirien gegenseitig insinuirten Procefsacten, insofern sie Geständnisse, Renunciationen, Reserven u. dergl. enthalten, kein Wort gesagt, noch weniger derselbe mit dem Werth des *bei der Audienz* von den Advokaten, den Avoués oder den Parteien selbst *Gesagten* verglichen wird, was denn doch mit Hinweisung auf jenes Hauptprincip des procédé oral hätte geschehen sollen.

Im Capitel „von den Urtheln" behandelt der Verf. weitläufig die Frage, ob jeder streitige Punkt in seine Theile soll aufgelöst und in eben so viele Fragen zur Entscheidung gebracht werden; er argumentirt hier sonderbar genug von dem was bei der Jury geschieht. Vielleicht hätte er besser gethan, wenn er, anstatt das Werk von Richard Philipps und die Verfassung der Stuart's anzuführen, Cujas (Abh. XII, 16) angeführt hätte.

Der dritte Band, von welchem bis jetzt nur die erste Hälfte erschienen (1834), fängt an mit dem Capitel von den „Confumaz-Urtheln und dem Rechtsmittel der Opposition". Es mag nicht unzweckmäfsig sein zu bemerken, dafs dies Capitel die Artikel 149—165 des Code begreift. Wenn man nun von diesen die 47 ersten abzieht, als welche die Friedensgerichte betreffen, so erhellt, dafs hier der Verf. erst am 103ten

*) Der Verf. citirt auch Gajus, Savigny und Meyer, und zeigt sich überhaupt als mit der juristischen Litteratur ziemlich vertraut.

Digitized by Google

Artikel seiner commentirten Materie angelangt ist. Nun aber umfafst das dem Verfahren in Erster Instanz gewidmete 2te Buch des Code 395 Artikel, und wenn gleich natürlich nicht jeder derselben einen gleich langen Commentar veranlassen kann, so ist doch klar, dafs um jeden Artikel nur gewissermafsen auf die nämliche Manier zu erklären, ein Buch von acht bis zehn Bänden erforderlich wäre, das nun noch erst weniger als die Hälfte des ganzen Code umfassen würde. Dies wäre nun vielleicht nicht zu bedauern, wenn der dadurch verbrauchte Raum zu tiefen Untersuchungen, wie etwa die Carré's, benutzt wäre, da er aber zum Drittel durch rhetorische Deduction eingenommen ist, so steht wirklich zur fürchten, dafs des Lesers Aufmerksamkeit vor der Zeit ermüde.

Um die Natur der Contumazurthel zu erklären, geht der Verf. wieder in ziemliches historisches Detail ein, und spricht von der römischen Procedur sowohl, als von der altfranzösischen. Indem er darauf die einschlagenden Artikel des Code selbst commentirt, erörtert er die Frage, ob der Beklagte, im Fall der Kläger nicht erscheint, begehren kann nicht nur von der Instanz sondern auch von der Klage selbst losgesprochen zu werden; er erklärt sich für die Verneinung derselben. Seine Argumentation, in welcher er den berühmten Merlin auch mit zu bekämpfen gesucht hat, ist triftig genug, jedoch scheint sie uns nicht ganz überzeugend. Auf seinen Hauptgrund, dafs keine Litiscontestation statt gefunden, kann um so weniger gegeben werden, da die Litiscontestation überhaupt nicht mehr das ist, was sie im römischen Recht und zum Theil auch noch im altfranzösischen war; dazu kommt, dafs nach dem Text des Artikel 150 der Kläger gegen den nichterscheinenden Beklagten gleich bei der ersten Audienz, wo die Sache aufgerufen wird, die Condemnation des Beklagten begehren kann, und dafs sie ihm mufs zuerkannt werden, wofern sein Begehren (conclusion) in der Form gesetzlich (juste) und dem Grunde nach bethätigt ist (bien verifié). Es wäre immer der Regel von debet actori zuwider, wenn der Beklagte nicht auch im analogen Fall ein Urtheil erhalten könnte, das die gegen ihn behauptete Action ganz aufhöbe. Der Artikel 434 könnte auch wohl mehr bedeuten, als der Verf. ihn gelten lassen will, er setzt fest, dafs vor den Handelsgerichten der nicht erscheinende Kläger in contumaciam (wir gebrauchen diesen Ausdruck nur der Kürze wegen, denn der französische defaut, Nichterscheinen, begreift eigentlich den Sinn von contumacia oder Ungehorsam nicht in sich) von seiner *demande* soll abgewiesen werden. Freilich kann hier demande auch blos das derweilige Begehren in *dieser Instanz*, und nicht die Action an sich bedeuten. Indem Hr. Boncenne zugiebt, dafs der Cassationsgerichtshof durch ein Urthel vom 29. December 1825 in dem seiner Meinung entgegengesetzten Sinn und zwar aus dem Grunde: actore non probante entschieden hat, führt er unter andern dagegen an, dafs wenigstens im Fall die Citation von einer Abschrift des die Klage begründenden Documents begleitet war, jener Grund und die darauf gebaute Entscheidung wegfallen müfsten. Hier zeigt sich nun wieder scharf der Mangel an systematischer Durchführung. Kein, irgendwo im Buch ausgesprochner, Grundsatz setzt sich dagegen, dafs das Tribunal nicht ex officio für den abwesenden Kläger diesen Beweis untersuche, während doch gewifs ist, dafs aus dem Princip des procédé oral geradezu folgt, dafs das Tribunal jenes nicht thun kann.

Das zehnte Capitel ist betitelt: Une générale des exceptions et des défenses. Hier beginnt der Verf. mit einer wortreichen Uebersicht des schon von ihm beschriebenen Procefsganges: „une action allait être „intenté. J'ai dit quelles seraient les formes de l'ajour„nement ..... L'heure de la décision etait venue. „J'ai dit comment le jugement se formerait etc. Tou„tefois ce coup d'oeil retrospectif, comme dirait *Ben„tham*, n'a résumé que l'allure *simple* du procés .... „Il n'en est pas toujours ainsi." So kommt denn der Verf. wie er sagt, auf seine Bahn zurück, um die Vertagung wieder als Abgangspunkt anzunehmen und von da an die *Involutionen* des Processes zu verfolgen, die aus der speciellen Lage der Parteien und aus der Natur der streitigen Sache entspringen mögen, und die Exceptionen, Special-Discussionen und Incidenz-Verfahren in sich schliefsen. Leider ist diese sogenannte allgemeine Uebersicht äufserst unbefriedigend, der Verf. bleibt hier unter sich selbst. Keine durchgreifende Idee von dem was Exception ist, wird auch nur angedeutet, und *dies* Capitel endigt *hier*, unerwartet, mit seiner siebenten Seite.

Im eilften Capitel wird die cautio judicatum solvi erklärt. Auch hier wird wieder das römische Recht mitgetheilt.

Digitized by Google

Im zwölften Capitel werden die declinatorischen Exceptionen aufgeführt. Bekanntlich nennt man so in Frankreich die von der Incompetenz des Richters hergenommenen.

Die Exceptions de nullité sind der Gegenstand des 13ten Capitels. Unter diesem Namen mufs man aber nichts anders suchen, als was der Code nullités heifst, nämlich die Fehler in der Procedur als solcher. Es ist also ganz überflüfsig, dafs der Vf. in alle die Eintheilungen eingeht, welche die Materie der Nullitäten im Civilrecht verträgt. Seine Manier bleibt auch hier dieselbe. Indem er von der Jurisprudence der Parlamente in diesem Punkte spricht, sagt er: damals disputirte man viel über diesen Satz: ob die besten Gesetze diejenigen seien, welche der Thätigkeit der Gerichte am Meisten, oder diejenigen, welche dieser Thätigkeit am Wenigsten überlassen. Was die Materie selbst anbelangt, so mufs man sagen, dafs der Verf. hier wie überhaupt in diesem 3ten Bande unter der Erwartung seines Lesers geblieben.

Rauter.

XLII.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil Epos. Zweiter Theil Lyrik. Berlin, 1835. 8. 1. *Theil VIII und* 534 S. 2. *Theil IV u.* 624 S.

Nachdem Heyne, Wolf, Hermann, Boeckh zum Theil unmittelbar, zum Theil mittelbar durch ihre Schüler und Anhänger eine neue Richtung der classischen Philologie begründet und unzählige Forschungen in einzelnen Zweigen des unermefslichen Gebietes hervorgerufen haben, stellt sich immer mehr das dringende Bedürfnifs heraus, dafs mit ebenso gründlicher Gelehrsamkeit als mit der Gabe schöner und bündiger Darstellungsweise ausgestattete Philologen irgend einer gröfseren Hauptmasse des an vielen Strecken von diesem und jenem Bebauer schon urbar gemachten, aber noch nicht zu einer zusammenhängenden Flur verbundenen Feldes ihre ganze Kraft zuwenden, um dadurch, soweit das Auge reicht, dem Beschauer eine nirgends durch zwischenliegende Wüsteneien getrübte Uebersicht über das Ganze zu gewähren.

Eine solche und zwar bedeutende Hauptmasse erblicken wir in der Geschichte der hellenischen Dichtkunst, welche vor kurzem Hr. Dr. H. Ulrici auf den Grund fremder und eigner Untersuchungen zu bearbeiten angefangen hat. Schön und wahrhaftig äufsert sich der Verfasser in dem Vorworte über sein Verhältnifs zu den Meistern der Philologie: „Mit Freude und Dankbarkeit bekenne ich daher, dafs ich den grofsen Resultaten, welche seit Heyne und Wolf die neuen gediegenen Forschungen eines Böckh, G. Hermann, Fr. Jacobs, Lobeck, O. Müller, Welcker, Fr. Thiersch u. a. im Gebiete der griechischen Poesie zu Tage gefördert haben, vielleicht öfter gefolgt bin, als es meinem Werke in dieser neuerungssüchtigen Zeit zuträglich sein dürfte. Wo ich von Jener Mittheilungen abwich, da geschah es weniger des Einzelnen als des Ganzen wegen. Gebot diese Rücksicht nicht, da habe ich mich im Gegentheil bemüht dem Alten wie den Alten getreu zu bleiben und mich von der Sucht nach neuen und sogenannten originellen, meist aber nur schiefen und unlautern Ansichten rein zu erhalten. Es ist wahrlich nichts leichter als originell zu sein, wem nichts daran liegt auch wahr zu sein." —

Nach A. W. v. Schlegels Vorgang in der meisterhaften Darstellung der Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst hat Hr. Ulrici sein Werk in die Form von *Vorlesungen* gekleidet, welche uns hier auf dem von dem Verfasser gewählten Standpunkte minder natürlich vorkommt als bei Schlegel. Denn dieser, welcher die gedachten Vorlesungen nicht nur wirklich in Wien gehalten, sondern auch nur auf die wesentlichsten Ergebnisse und gleichsam auf die Blüthe der im Einzelnen angestellten Forschungen beschränkt hat, konnte freilich mit mehr Recht seinen Untersuchungen solch ein dem Anscheine nach etwas nachlafsiges, leichtes und gefälliges Gewand anlegen, um dadurch den bezaubernden Reiz seines Gemäldes oder vielmehr einer ganzen Gruppe von Gemälden noch zu erhöhen. Ganz anders aber verhält es sich mit dem vorliegenden Buche, welches einerseits bei weitem mehr in das Detail der Untersuchung eingeht, andererseits fast überall Belegstellen beibringt, ja sogar nicht selten umfassende gelehrte Noten zur Erläuterung für nöthig erachtet, während Schlegel dergleichen für sich zurückbehalten hat. Ein solches Werk mufste meines Erachtens auch im Aeufsern eine

Digitized by Google

streng wissenschaftliche Vertheilung des reichhaltigen Stoffes vorziehen, ohne darum zugleich den Schmuck der Rede zu verschmähen und etwa zu einer trocknen, minder anziehenden Darstellungsweise herabzusinken.

Dafs die drei Gattungen, worein sich die hellenische Poesie in naturgemäfser Entwickelung ganz wie von selbst geschieden hat, den Haupteintheilungsgrund abgeben, wird gewifs Jedermann gut heifsen. Aber die Charakteristik dieser drei Gattungen müfste nicht blofs im Allgemeinen nach dem Geiste, der sie in gewissen Zeiträumen beherrscht, sondern mehr noch nach den verschiedenen Richtungen, welchen einzelne Unterarten eingeschlagen haben, bis zum völligen Absterben des hellenischen Dichtungstriebes folgerichtig und ohne Unterbrechung fortgeführt werden. Dafs z. B. die Geschichte des Epos, welche den ersten Band ausfüllt, schon mit Antimachos abgeschlossen und nicht wenigstens bis zur alexandrinischen Schule ausgedehnt wird, widerstreitet sowohl dem Titel des ganzen Buches als auch der für den ersten Theil gewählten specielleren Ueberschrift *Epos*. Wollte aber der Verfasser die Geschichte der epischen Poesie nur in ihrer schönsten und natürlichsten Entfaltung darstellen, so gehörten sicherlich Peisandros, Panyasis, Choerilos und Antimachos eben so wenig hinein als Apollonios der Rhodier. Dieselbe Bemerkung gilt von der im zweiten Bande behandelten *Lyrik*, welche weder die elegische noch auch die bukolische Poesie *) des alexandrinischen Zeitalters berücksichtigt hat, ungeachtet die gröfsten Dichter der Römer sich vorzugsweise an diese als ihr Vorbild anzuschliefsen pflegten. Eine Geschichte der hellenichen Lyrik aber kann nicht für vollständig und in sich abgeschlossen gehalten werden, so lange sie wesentliche Momente ihrer, wenn auch erst später eingeschlagenen Kunstentwickelung unbeachtet läfst. Hätte hingegen der Verfasser gleich mehreren seiner Vorgänger die Perioden-Eintheilung für die gesammte griechische Poesie vorwalten lassen und dieser die einzelnen Erscheinungen untergeordnet, so würde allerdings die alexandrinische Epoche als ein entschiedener Wendepunkt in der hellenischen Litteratur überhaupt eine bedeutende Kluft gebildet haben, welche die frühere hauptsächlich dem Gebiete der Kunst anheimfallende Richtung der Litteratur von ihrem späteren mehr wissenschaftlichen und gelehrten Charakter derselben scharf abgrenzt. So aber, indem das Epos und die Lyrik, denen sich hoffentlich später auch noch das Drama anschliefsen wird, gesondert abgehandelt werden (was wir nach dem Vorgange des Quintilianus für die allein zulässige Methode erklären möchten), ist eine vollständige Durchführung beider Gattungen über die alexandrinische Zeit hinaus hier eben so unerläfsliche Anforderung, als bei der geschichtlichen Erforschung und Darstellung jeder andern organischen Erscheinung im Gebiete der Kunst wie der Natur.

Der Geschichte des hellenischen Epos geht eine zwiefache Einleitung vorauf, eine ästhetische und eine historische, worin 1) die Entwickelung der Idee der Kunst überhaupt und der verschiedenen Zweige der Kunst in ihrer Nothwendigkeit, 2) die Bedeutung und der Charakter des hellenischen Volkes und seiner Geschichte, so wie die ersten Anfänge der letzteren behandelt werden.

Wie am Schlusse der Einleitung die *epische Dichtung* als poetische Form des höchst poetischen Inhaltes der alten Vergangenheit und ihrer Thaten, die *lyrische* als Vollendung der poetischen Form für eine reiche, geistige und künstlerische Entwickelung der Gegenwart, die *dramatische* endlich als poetische Form eines völlig ausgebildeten, Vergangenheit und Gegenwart im historischen Bewufstsein umfassenden Geistes dargestellt wird, so finden wir in der vierten Vorlesung das Wesen dieser drei Hauptäste des gemeinsamen Stammes der hellenischen Poesie bestimmter entwickelt.

*) Die bukolische Poesie möchte ich ihrer theilweise dialogischen Form halber mit F. Passow eben so wenig für eine spätere Form der dorischen Komödie ansehen, als aus gleichem Grunde mit demselben Philologen die griechische Philosophie dem Drama gegenüberstellen, da sie doch eher der lyrischen Poesie entspricht, wie dem Drama die Beredsamkeit und dem Epos die Geschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici.

(Fortsetzung).

Gerade bei diesem Volke hat sich, wie bei keinem andern in der Welt, das objective und subjective Verhältnifs der Natur bald in einem scharf gezeichneten Gegensatze, bald wieder in innigster Verschmelzung herausgestellt: die epische Poesie entlehnt ihren Stoff zunächst aus der Aufsenwelt, die lyrische aus der Innenwelt der Ideen und Gefühle, während das Drama mittelst des Dialogs und des Chores beide Elemente in schönster Harmonie mit einander verschmilzt. Und darin erkennen wir gerade das wunderbare Wirken eines bewufstlos waltenden Genius, welcher das gesammte hellenische Wesen im Staate wie in der Kunst instinctartig beseelte.

Die fünfte Vorlesung handelt von der mythischen Vorzeit der griechischen Poesie, insbesondere von Orpheus als Repräsentanten derselben. Indem der Verfasser davon ausgeht, dafs in der ältesten griechischen Poesie epische und lyrische Elemente noch chaotisch in einander lagen, zeigt er im Verlaufe der sechsten Vorlesung, wie in Folge des Heldenthums die epischen Bestandtheile sich immer mehr abgesondert und zuletzt eine unabhängige Richtung eingeschlagen haben. Hr. U. tritt ganz entschieden gegen die Wolfische Hypothese von den homerischen Gedichten auf, welche er in ihren Hauptzügen mittheilt und dann zu widerlegen sucht. Ich glaube, dafs Wolfs Ansicht zum Theil nicht ganz richtig aufgefafst worden ist. Man vergleiche nur was Lachmann über die Nibelungen, A. W. v. Schlegel über den Ramayana gesagt haben, um die früheste Entwickelung der epischen Poesie, wie sie sich im Wesentlichen nach dem von Wolf gewonnenen Resultate herausstellt, der Natur des Gegenstandes gemäfs gehörig zu würdigen und ohne moderne Vorurtheile zu begreifen. Dagegen neigt sich Hr. U. auf die Seite der von Nitzsch angestellten Forschungen, welche vielleicht in Verein mit der Wolfischen Hypothese die Geschichte der allmähligen Ausbildung des homerischen Epos der Wahrheit näher zu bringen und in ihr rechtes Licht zu stellen geeignet sein dürften; wie denn auch bereits 1831 G. Hermann, ohne jedoch hier berücksichtigt zu sein, in den Wiener Jahrbüchern (wiederholt in den Opusc. Vol. VI. p. 79 sqq.) die Untersuchung einen Schritt weiter zu führen den Anfang gemacht hat, um dadurch eine Ausgleichung der entgegengesetzten Meinungen zu vermitteln.

Indem Hr. U. zu zeigen versucht, dafs Peisistratos nicht *zuerst* die homerischen Gedichte aufschreiben liefs, Athen nicht die erste Handschrift von ihnen besafs, ja sogar die Existenz einer von Peisistratos veranstalteten Ausgabe der homerischen Gedichte in Abrede stellt, bedient er sich folgender Argumentation: es sei unmöglich gewesen, dafs man einer Handschrift aus Massilia oder Sinope, den fernen, unter den Barbaren gelegenen Städten, vor jener ersten Urschrift der homerischen Werke hätte den Vorzug geben mögen, wenn nicht eben jene Städte, fern und unberührt von dem Treiben der Rhapsoden, ihre alten Handschriften, die hiernach wahrscheinlich älter als Peisistratos, sicherlich wenigstens nicht aus der pisistratischen geflofsen waren, treuer und reiner bewahrt hatten, wenn nicht an der athenischen, auf jene Weise aus den Zusammenstellungen der Rhapsoden entstanden, der Makel unkritischer Unsicherheit und Unzuverläfsigkeit gehaftet hätte. Diese Beweisführung hält beim Lichte besehen nicht Stich und läfst sich leicht also umkehren: Angenommen, Peisistratos habe die homerischen Werke zum erstenmal aufschreiben lassen, wie er denn zuverlässigen Merkmalen zufolge eine besondere Ausgabe des Homer besorgte, so

Digitized by Google

konnte dieses πρωτότυπον, im Laufe der Zeit durch Rhapsoden und Diaskeuasten in Athen vielfältig abgeändert, abgekürzt oder erweitert, längst zu Grunde gegangen sein (Welcker vermuthet im persischen Kriege), als die Ptolemäer die sogenannten städtischen und andere Editionen zusammenkauften und in die alexandrinische Bibliothek brachten; wogegen es gar nicht unwahrscheinlich ist, dafs von Athen aus schon frühzeitig Abschriften nach den entferntesten Gegenden und Colonieen verbreitet worden sind, die dann, von athenischen Rhapsoden und Diaskeuasten unberührt, den ursprünglichen Text desto reiner bewahrt und mithin den alexandrinischen Grammatikern vorzugsweise als Basis ihrer Kritik gedient haben mochten.

Desto bereitwilliger pflichten wir der Behauptung bei, dafs jede der beiden grofsen Dichtungen des homerischen Namens, mögen sie nun von dem alten Meister selbst oder später erst schriftlich verzeichnet worden sein, mögen sie Einem oder zwei verschiedenen Sängern angehören, in ihrem *wesentlichen* Kerne und Umfange, in ihrer *wesentlichen* Form und Gestalt von Einem Dichter entworfen und ausgeführt worden sind. Daraus folgt aber keineswegs, dafs nicht schon lange Zeit vorher seit Trojas Sturz eine Unzahl von Dichtern sich in demselben Sagenkreise bewegt und durch wiederholte Bearbeitung eines und desselben Gegenstandes die Form zu immer gröfserer Ausbildung gebracht hätten, woraus dann zuletzt, gleichsam auf dem Culminationspuncte der epischen Kunst, die *Urgestalt* der Ilias und Odyssee hervorgegangen wäre. Das von Hrn. U. gewonnene Endergebnifs läuft auf folgendes hinaus: *dafs Homers Dichtungen aus einer reichen Fülle epischer Volkssagen, welche Ein grofser Meister durch nähere Ausführung und Ausschmückung, auch wohl durch einzelne Zusätze zu zwei harmonischen, episch-abgerundeten Ganzen umschuf, am wahrscheinlichsten entstanden sind, dafs sie mit dem Laufe der Jahrhunderte im Einzelnen zwar mancherlei Umänderungen, Verfälschungen und Interpolationen erfahren haben, in ihrer wesentlichen Gestalt, im wesentlichen Umfange aber so, wie sie der alte Meister gebildet hatte, auf die späteren Zeiten des Alterthums und bis auf uns herabgekommen sind.* Dieses Ergebnifs möchte ich dahin modificirt wissen, dafs die dem Meister selbst beigelegte *nähere Ausführung und Ausschmückung* vielmehr von dem ursprünglichen, durch Einen Geist beseelten Leibe der Ilias und Odyssee zum Theil wenigstens gesondert und als eine erst später auf der Stufe vollendeterer Kunstbildung angelegte Bekleidung aufgefafst werden möchte. Denn dafs ursprünglich Ein Geist der Composition der Ilias und Odyssee das erste Leben eingehaucht und den also geschaffenen Körper, aus dem unendlichen poetischen Sagenstoffe reichlich genährt, bis zu seiner organischen Vollendung geleitet habe, dürfte wohl heutzutage nicht mehr in Abrede zu stellen sein.

Wir kommen zur *hesiodischen Dichtung*, welche, gleichwie die homerischen Gesänge in Kleinasien ihre höchste Ausbildung erhalten haben mochten, im eigentlichen Griechenland zur Entwickelung und Blüthe gelangte. Treffend setzt der Verfasser auseinander, wie die uralte heilige Dichtung der Thraker zuerst unterdrückt, später im episch-hesiodischen Gewande wieder erstand. Sofern nun diese Keime und Elemente der thrakisch-pierischen Dichterschule unter dem Einflusse des äolisch-böotischen Geistes sich allmählig erst zur hesiodischen Eigenthümlichkeit entwickelten, wird der hesiodischen Poesie mit Recht der Name *thrakisch-äolische Schule* im Gegensatze zur asiatisch-ionischen des homerischen Epos beigelegt. Nachdem nun ferner in der neunten Vorlesung zunächst die homerischen Hymnen, die Batrachomyomachie und der Margites besprochen sind, wird zu den Kyklikern übergegangen, wobei nur zu bedauern ist, dafs Welckers gehaltreiche Schrift über diesen Gegenstand noch nicht benutzt werden konnte. Weiterhin werden noch in drei kleineren Vorlesungen (X — XII) das spätere ethisch- und mythisch-religiöse Epos (Aristeas, Abaris, Epimenides, Onomakritos), die lyrische Abart der epischen Kunst (Stesichoros, Xenokritos, Sakadas, Erinna), das hellenische Kunstepos seit Peisandros, Panyasis, Choerilos, Antimachos, endlich die parodische, didaktische, lyrisch-religiöse Dichtgattung in äufserlich epischer Form mit Gründlichkeit und gewohnter Schönheit der Darstellung behandelt.

In dem zweiten Theile wird zuvörderst in einem allgemeinen Abschnitt die Entwickelung der lyrischen Kunst der Griechen im Ganzen und in ihren Hauptmassen geschildert (Vorlesung XIII—XV). „Die lyrische Dichtkunst an sich, hebt der Verf. an, ist die

Digitized by Google

poetische Darstellung des innern menschlichen Lebens in seiner Beziehung auf das Unendliche. Ihre Bedeutung liegt in der Tiefe der menschlichen Seele, in der Ewigkeit des persönlichen individuellen Daseins derselben und der Unendlichkeit ihrer Beziehungen auf Gott und Welt, in der wunderbaren Verschlingung aller Gefühle und Bewegungen des Gemüths um den Mittelpunkt der Individualität und der gleichzeitigen Verkettung derselben mit den Bewegungen und Lebenselementen der Aufsenwelt. Sie ist zugleich das unendlich-mannichfaltige Echo, das die unendlich mannichfaltigen Töne des äufsern Lebens, der Natur und der Menschheit in der Seele hervorrufen, zugleich aber der wogende bedeutungsvolle Klang, der aus dem freien, selbständigen Ich und aus der unergründlichen Tiefe seines Verhältnisses zu dem Dasein Gottes und seiner Offenbarung hervordringt. Wie das innere Leben des Menschen nach einem doppelten Princip sich bildet, zugleich abhängig, bewegt, vermittelt und gestaltet erscheint von der es umgebenden Aufsenwelt, zugleich aber aus seinem ursprünglichen göttlichen Keime sich eigenthümlich und concentrisch entwickelt; so theilt sich auch die lyrische Poesie in zwei sich gegenseitig durchdringende Hälften, von denen die eine nach jenem, die andre nach diesem Principe lebt und sich bildet." u. s. w.

Die ungeheuern Lücken, welche in der lyrischen Poesie der Griechen gerade weit empfindlicher sind als in jedem andern Zweige der Litteratur, erschweren eine zusammenhängende Darstellung ihrer Geschichte in nicht geringem Mafse. So viel jedoch stellt sich einem unbefangenen Blick als unleugbare Wahrheit heraus, dafs nach den drei Hauptseiten des hellenischen Lebens der jonische, dorische und äolische Stil der Lyrik wesentliche Verschiedenheiten darbietet. Dafs nun die Elegie gleichsam der Grenzstrich zwischen der epischen und lyrischen Poesie überhaupt sei, dafs sich in der Elegie ein episches Element zu dem vorherrschend lyrischen Stoffe mische, hat Hr. U. mit grofser Ueberzeugungskraft durchgeführt. Wenn dagegen der Satz aufgestellt wird, dafs vor dem sechsten Jahrhundert (vor Mimnermos) schwerlich das eigentliche Versmafs der Distichen zum *poetischen* Ausdruck der *Klage* und des Schmerzes gebraucht worden sei, so geht der Verfasser von einer durchaus unhaltbaren subjectiven Ansicht aus, als sei Mimnermos der *erste threnetische Elegiker*; denn wer weifs, ob nicht schon sogar vor Kallinos Trauerelegieen in Distichen abgefafst worden sind? Nicht in der geringsten Beziehung zu jener Behauptung steht die allerdings spätere Ableitungsform der Namen ἐλεγεῖον und ἐλεγεία von ἔλεγος, und man sieht nicht ein, wie der Verfasser gerade bei der gegenwärtigen Veranlassung (S. 103) die *metrische* Bedeutung jener Ausdrücke zur Sprache gebracht hat: jedenfalls vermifst man einen innern Ideenzusammenhang, was denn auch Hr. U. zuletzt selbst zu fühlen scheint, wenn er meint, dafs die Frage nach der Entstehung und Bedeutung jener Namen nichts für die Erkenntnifs des ursprünglichen Wesens der Elegie, wenig für die Einsicht in den historischen Gang ihrer Bildung darbiete. Um so erfreulicher nehmen wir die scharfsinnige Bemerkung entgegen, wie der Umstand, dafs ursprünglich bis zu Solons Zeiten Gedichte im Versmafse der Distichen nicht *Elegieen* genannt, sondern mit demselben Namen als die epischen Gesänge, ἔπη, bezeichnet worden seien, welcher genüge, um anzudeuten, dafs die erste Bildung der eigentlichen Elegie in Wesen und Form sich am meisten dem Charakter der epischen Dichtung angenähert habe. „Dasselbe beweisen die erhaltenen Ueberreste von den elegischen Gesängen des Kallinos, Archilochos, Tyrtaeos. Das äufsere allgemeine Staatsleben, die That, Krieg und Schlachten und Bürgerkämpfe, die Hauptgegenstände der epischen Poesie, waren es, an welche sich auch der lyrische Gedanke, sobald er sich aus den alten Banden der Religion und des Cultus zu lösen begann, zunächst anschliefsen mufste, wie sie ihm zunächst in die Augen fielen und die mächtigsten Hebel der Geschichte älterer ungebildeterer Zeiten waren. Nothwendig hielt sich die Elegie, ähnlich dem Epos, zuerst an das *allgemeine äufsere* Leben der umgebenden Welt, des Vaterlandes und der Vaterstadt, so lange die Individualität des Einzelnen noch nicht so weit ausgebildet war, dafs der Reichthum an Gefühlen, Gedanken und Begegnissen des Dichters wie ein Auszug das allgemeine Leben selbst hätte vertreten können, so lange letzteres in überwiegender Kraft und Fülle noch den Geist des Dichters an sich zog. Nothwendig war dies die erste Gestaltung und die erste Bildungsstufe der Elegie; einen Schritt weiter that sie, als sie mit der gröfseren Vervollkommnung und Man-

Digitized by Google

nichfaltigkeit des innern bürgerlichen Lebens an die öffentlichen Sitten und an die Gesetze und Formen des innern Staatsorganismus sich anschlofs und ergriffen von der Bedeutung und Mannichfaltigkeit derselben ihrer eignen Natur gemäfs an sie sich anschliefsen mufste. Dies war die Elegie des Solon, Xenophanes, Phokylides, Theognis, Ion von Chios, Ekenos, Kritias u. a." — Alles bis hierher Gesagte möchten wir nach bestem Wissen und Gewissen ohne weiteres unterschreiben: aber wenn Hr. U. fortfährt, dafs sich mit der vollkommneren Entwickelung der Individualität und Persönlichkeit im Organismus der griechischen Welt die dritte Gestaltung insofern bestimmt abgesondert habe, als sie zugleich an jene alten klagenden Sangesweisen näher sich anschlofs; so müssen wir der mifsverstandenen Theorie von dem Grundtypus mimnermischer Elegie gleich vorn herein entschieden begegnen, als welcher nicht in der Darstellung der *Trauer*, sondern der *Liebe* zu suchen ist; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist die mimnermische Elegie allerdings eine durchaus eigenthümliche, mehr aus dem Innern des Dichters herausarbeitende (mehr wahrhaft lyrische) als ihren Stoff von der Aufsenwelt erborgende (zum epischen Elemente hinneigende) Gattung. Es ist daher nur der erste Theil der S. 105 gegebenen Charakteristik des Mimnermos als wahr anzuerkennen, dafs er die Elegie aus dem Felde der Allgemeinheit in das Gebiet der Individualität hinübergezogen und in ihr die Gefühle und Empfindungen seiner weichen Seele, die zärtlichen Seufzer seiner Liebe ausgehaucht, nicht aber, dafs er der Elegie den threnetischen Charakter jener alten klagenden Sangesweisen gegeben habe.

Diese letztere dem wahren Wesen des Mimnermos, welches schon Propertius richtig erkannt und bündig geschildert hat (Plus in *amore* valet Mimnermi versus Homero), geradezu widerstrebende Auffassungsweise, wornach derselbe aufser der *erotischen* auch die *threnodische* Elegie zuerst ins Leben gerufen haben soll, ist dann auch Schuld an der daraus abgeleiteten Behauptung, dafs jene angebliche Zwitternatur der mimnermischen Gattung später zwei besondere Zweige, die threnodische und erotische Elegie, erzeugt habe, von denen die erstere zunächst von Simonides von Keos aufgenommen und weiter gebildet, die zweite hingegen von Antimachos von Kolophon ergriffen worden sei. Es ist aber nach genauerer Prüfung der über Antimachos' Lyde auf uns gekommenen Nachrichten des Alterthums keinem Zweifel unterworfen, dafs der Grundcharakter dieses den frühzeitigen Tod der Geliebten besingenden Gedichtes lediglich threnetischer Art, das Erotische aber darin nichts weiter als poetisches Beiwerk war, also gerade umgekehrt wie bei Mimnermos. Der Kürze halber verweise ich auf mein Programm de lugubri Graecorum elegia Spec. II. p. 3 sq. 22 sqq.

Je weniger wir in Vorstehendem mit Hrn. U. übereinstimmen konnten, desto treffender erscheint uns die nunmehr folgende Bemerkung, dafs dem innern eigenthümlichen Wesen der Elegie, wie es oben im Allgemeinen dargestellt worden, die äufsere Form des Versmafses vollkommen entsprochen habe, dafs das epische Element, der äufsere Gegenstand in epischer Auffassung, mit welchem der lyrische Gedanke sich gleichsam vermählte, durch den Hexameter, den Vers der Wirklichkeit und Objectivität, repräsentirt sei, wogegen der ihm gepaarte Pentameter in seiner Zweiheit, in seinem Steigen und Fallen, das Wogen der Empfindungen und Gefühle schön darstelle. Ferner wird es mit Recht als historisch erwiesen hingestellt, dafs die Elegie ionischen Ursprungs war und stets ganz besonders die eigenthümliche Kunstform der ionischen Lyrik blieb, wie das Vaterland der grofsen Meister der Elegie, und zwar Kallinos an der Spitze, unzweideutig darthut.

In dem *besonderen* der lyrischen Poesie gewidmeten Abschnitte wird zuvörderst eine Entwickelung und Gliederung der verschiedenen Dichtungsarten und Stile der lyrischen Kunst im Allgemeinen gegeben. Diese nun zerfällt in zwei grofse, sich gegenseitig durchdringende und ergänzende Hälften, von denen die eine das innere Leben des Gemüths, sofern es ergriffen und gebildet, durchdrungen und gestaltet wird von den Einflüssen der es umgebenden Aufsenwelt, von den Gewalten der Natur und der grofsen universellen Verhältnisse des Raums und der Zeit, die andere dasselbe innere Leben des Gemüths darstellt, sofern es aus sich selbst, aus dem innersten göttlichen Keime seines Selbst eigenthümlich und concentrisch sich entwickelt und bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici.

(Fortsetzung.)

Insofern sich nun diese Eintheilung lediglich auf den Stoff bezieht, müssen wir dieselbe durchaus gut heifsen; wenn aber die erstere Hälfte mit dem griechischen Ausdruck *elegische*, welcher bekanntlich nur der Form anheimfällt, bezeichnet werden soll, müssen wir uns ganz entschieden widersetzen. Der Ausdruck *melische* Lyrik für die zweite Hälfte dürfte minder gewagt erscheinen, wiewohl die dorisch-*chorische* Lyrik sich wesentlich von der äolisch-*melischen* unterscheidet, und aufserdem Stesichoros, der Schöpfer der Dreitheilung des dorischen Chores, der elegischen Hälfte zugeschrieben werden müfste, da er nicht selten epischen Stoff zum Träger seiner Lieder gewählt hatte. Wer aber weifs nicht, wie innig bei den Hellenen stets Stoff und Form mit einander verschmolzen waren. Aber es würde erst vollends zu einer babylonischen Sprachverwirrung kommen, wenn man mit den in einer Sprache für bestimmte Begriffe ausgeprägten Worten so willkührlich schalten dürfte, wie es hier mit dem Adjectivum *elegisch* geschehen ist, welches doch nur von der in Form von Distichen gekleideten Poesie gebraucht wird: es soll nämlich hier die *elegische* Lyrik in ihrer weitesten Bedeutung genommen und es sollen darunter nicht nur alle im elegischen Versmafse verfafsten Dichtungen, sondern auch alle Arten der Lyrik begriffen werden, welche einerseits ebenfalls in Rhythmus und Versmafs eine bestimmte, stetige Einförmigkeit und Gleichmäfsigkeit bewahren, andererseits ebenfalls mehr ein durch das äufsere Leben und die Aufsenwelt ergriffenes und bewegtes inneres Leben aussprechen. Demnach soll die *Elegie* auch die *iambische Poesie* des Archilochos, ja sogar die äsopische *Fabel* in sich begreifen! Man sieht, Hr. U. hat Genus und Species mit einander verwechselt und sich dadurch in ein Labyrinth von Willkührlichkeiten verwickelt, aus dem er sich nur so wieder loswinden kann, dafs er die lyrische Poesie lediglich nach den drei Völkerstämmen in ionische, dorische und äolische eintheilt und dann unter die Kategorie der ionischen aufser der Elegie, als ihrem Grundbestandtheile, noch die iambische Dichtungsart bringt.

Die gesammte lyrische Poesie behandelt der Verfasser in drei Perioden: 1) Erstes Aufkeimen der lyrischen Poesie als Kunst: Entwickelung derselben aus der alten nomischen Dichtart — Blüthe des alten chorisch-dorischen (Nebenlinie die spätere priesterlich-religiöse Poesie der Reinigungs- und Sühngesänge, Weihelieder und Sehersprüche) und des elegisch-ionischen Stils (Nebenlinie die epigrammatische und iambisch-satirische Dichtung mit der Parodie); 2) lebendige, organische Entfaltung, Ausbreitung und beginnendes Uebergewicht der Lyrik mit der festeren Trennung nach verschiedenen Dialekten und Gattungen — Blüthe der äolischen Lyrik (Nebenlinie das Skolion), Entwickelung und Fortbildung des äolisch-dorischen Stils und neue Gestaltung der ionisch-elegischen Poesie (Nebenlinie die äsopische Fabel) — Abzweigung des lokrischen und erste Bildung des dithyrambischen Stils; 3) Gipfel- und Wendepunkt der lyrischen Kunst: höchste Blüthe des äolisch-dorischen Stils, Zurücktreten der äolischen und ionischen Lyrik, Uebergewicht des attischen Stils.

Wir würden die Schranken dieser Beurtheilung weit überschreiten müssen, wenn wir dem Verfasser in den einzelnen Verzweigungen der lyrischen Kunst Schritt für Schritt folgen und entweder beistimmend oder widerlegend speciell berichten wollten. Nur diejenigen Partieen des Buches, welche den *ionisch-elegischen* Stil der Lyrik betreffen, mögen einer

Digitized by Google

genaueren Darstellung und Würdigung unterworfen werden.

In der S. 162 aufgestellten allgemeinen Behauptung, dafs, sowie sich an die nomische Kitharodik die ersten Anfänge zu einer kunstreicheren Bildung des uralten dorischen Chorgesanges und des äolischen Melos anknüpfen, ebenso in der nomischen Aulodie die Wurzeln der elegischen Lyrik und des alten ionisch-elegischen Stils zu suchen sind, liegt unstreitig viel Wahrscheinliches. Dagegen stofsen wir in der Ausführung und specielleren Deutung mythischer Ueberlieferungen auf allzu willkührliche Beziehungen, als dafs wir darauf irgend ein entschiedenes Gewicht legen möchten. Gewifs aber ist es ein starker Anachronismus, dafs bereits Olympos bei Suidas ein ποιητὴς ἐλεγείων genannt wird, auf welche Notiz nur insofern einige Rücksicht zu nehmen ist, als ἐλεγείων für eine fehlerhafte Schreibung statt ἐλέγων genommen wird. Den ersten festen historischen Haltpunkt gewährt die Bemerkung, dafs ἔλεγος ganz allgemein für einen Trauergesang über den Tod geliebter Personen erklärt wird; der Zusatz aber „für einen *zur Flöte* gesungenen Threnos" enthält bereits etwas aus der Deutung des Vfs. Hinzugekommenes, wofür die in der 126 Note angeführten Belegstellen keinen genügenden Beweis liefern. Warum also nicht lieber die einfache historische Wahrheit von der eignen, wenn auch wahrscheinlichen Vermuthung gleich vorn herein scharf sondern? Fest steht es ferner, dafs ἐλεγεῖον in der Bedeutung von *Pentameter* gebraucht wurde (denn einen kürzlich von C. J. Caesar de carminis Graecorum elegiaci origine et notione p. 30 sq. vorgebrachten Einwand haben wir bereits anderswo als unhaltbar zurückgewiesen): willkührlich aber ist die Supposition des Hrn. U., dafs eben *Pentameter* und nicht *Distichon* die *ursprüngliche* Bedeutung des Wortes gewesen sei, indem uns darüber jedwede bestimmte Nachricht abgeht.

Mit vollem Rechte wird weiterhin die Frage aufgeworfen, ob die alten ἔλεγοι bereits in Form und Charakter wesentlich dasselbe waren, was späterhin *Elegie* hiefs, und gerade darin der zu lösende Knoten gesucht, welcher alle Fäden der Untersuchung über die Entstehung der eigentlichen Elegie verwirrt und verwickelt in sich trage, indem der älteste Gebrauch des Wortes ἔλεγος bei Plutarch and Pausanias zunächst nicht sowohl auf eine ursprünglich poetische sondern mehr *musikalische* Bedeutung desselben hinweise. Wie aber diese aus andern Gründen annehmbare Vermuthung durch die Nachricht, dafs Mimnermos den alten Nomos Kradias geflötet habe, das gröfste Gewicht erhalten soll, vermögen wir um so weniger abzusehen, als der beigefügte Grund, der Nomos Kradias sei ohne Zweifel threnetischen Inhaltes gewesen, lediglich auf der subjectiven Ueberzeugung des Erklärers beruht und durchaus keine objective Gültigkeit an sich trägt. Denn in der angezogenen Stelle des Hesychios v. Κραδίης νόμος· νόμον τινὰ ἐπαυλοῦσι τοῖς ἐκπεμπομένοις φαρμακοῖς, κράδαις καὶ θρίαις ἐπιραβδιζομένοις, möchte man eher die Andeutung einer barbarisch strengen als einer threnetisch rührenden Weise erkennen: wenigstens würde das Schauspiel einen seltsamen Contrast dargeboten haben, wenn zu gleicher Zeit ein wirklich rührender Nomos geflötet und nebenbei der hinausgeführte arme Sünder mit Ruthen von Feigenzweigen gepeitscht worden wäre. Fassen wir dagegen den κραδίας νόμος als eine ursprünglich finstere, jede sanftere Regung des Gemüthes erstickende, aus streng hierarchischem Religionscultus hervorgegangene musikalische Weise auf, so erklärt es sich am einfachsten, warum Hipponax (bei Plutarch) den Mimnermos durchgezogen hat, dafs der letztere sich eines so strengen Nomos zu seinen sanften Elegieen bedient habe. Natürlich versteht es sich dabei ganz von selbst, dafs Mimnermos jene finstere Weise bedeutend modificirt und vielleicht nur dann und wann bei besonderen Veranlassungen angewendet haben mag. Aber der iambische Satiriker mochte leicht eine entfernte Veranlassung haben, um seinen Spott gegen den gefeierten Elegiker auszuschütten. Je unbedenklicher wir ferner die Behauptung theilen, dafs sich Mimnermos wegen der Worte ἐν ἀρχῇ ἐλεγεῖα μεμελοποιημένα οἱ αὐλῳδοὶ ᾖδον an die alte nomische Aulodie angeschlossen haben dürfte, desto entschiedener müssen wir uns hinwieder gegen den mit einem oben schon berührten Vorurtheil zusammenhängenden Zusatz verwahren, die ersten Keime der klagenden Elegie hätten sich mit und nach Mimnermos entwickelt. Aber auch selbst jene Behauptung darf wohl nicht auf alle Elegieen des Mimnermos bezogen werden, da ein Theil derselben zum Gesange unter Flötenbegleitung, ein anderer zum einfachen Vortrage bestimmt gewesen sein mochte; denn nur so läfst sich mit der Plutarchi-

Digitized by Google

schen Stelle eine Nachricht des Athenaeos (XIV p. 620 C.) vereinigen, wornach aufser andern auch die mimnermischen Elegieen von Rhapsoden vorgetragen worden seien.

Eine nicht zu rechtfertigende Vermischung der in mythisches Dunkel gehüllten mit historisch-sicheren Ueberlieferungen findet sich in der Zusammenstellung der alten nomischen Aulodie und Threnodie des Olympos mit Kallinos und Tyrtaeos. Wem kann es einfallen darnach zu fragen, in welchem Verhältnisse Kallinos zum Olympos gestanden, da zwischen beiden entweder eine ungeheuere Kluft in der Entwickelung der griechischen Elegie anzunehmen, oder der letztere auf eine rein erdichtete, der erstere auf eine wirkliche Person zurückzuführen ist? Ganz anders würde es sich herausstellen, wenn gefragt worden wäre, in welchem Verhältnisse die ἐλεγεῖα (Disticha) des Kallinos ihrer metrischen Beschaffenheit gemäfs zu den früheren ἐλέγοις (d. h. θρήνοις), sei es nun des Olympos oder welches andern, gestanden hätten. Diese Frage aber, und nicht jene, „wie alle sonstigen Zweifel und Widersprüche in der Entstehungsgeschichte der Elegie, lösen sich am natürlichsten und leichtesten, wenn man annimmt, dafs jene ἔλεγοι ursprünglich näher mit der Musik als der Poesie (— die jedoch durchaus nicht von jener getrennt werden darf —) zusammenhingen und eine alte aulodisch-threnetische Sangesweise (Melodie, vielleicht phrygischen oder lydischen Ursprungs) waren und bezeichneten." Die Antwort auf eine solche Frage würde nach dem bisher erzielten Ergebnifs etwa so ausfallen, dafs, wenn der Ausdruck ἔλεγος ursprünglich eine den Gesang begleitende musikalische Weise bezeichnete, die davon abgeleiteten, ausschliefslich von Gedichten gebrauchten Ausdrücke ἐλεγεῖον und ἐλεγεία deswegen so genannt worden wären, weil man schon frühzeitig oder gleich mit ihrer Erfindung die Disticha unter musikalischer Begleitung des νόμος, welcher ἔλεγος hiefs, gesungen hätte. „Dafs aber ἔλεγος, fährt der Verfasser seinerseits fort, von den jüngern ἐλεγεῖον und ἐλεγεία zu sondern ist und der letztere Name erst von dem älteren Stammworte abgeleitet wurde, um eine andere von jenem verschiedene Sache, das *Versmafs der Distichen* oder ein *Gedicht* in diesem Versmafse zu bezeichnen, geht aus dieser Ableitung und der Verschiedenheit der Bezeichnung selbst hervor, welche sonst keinen Sinn und keinen Grund haben würde. —' Nicht ohne Bedeutung erscheint es daher, wenn Aristophanes in einem seiner reizendsten Stücke (in den Vögeln) die Nachtigall nicht Elegeia sondern Elegoi singen läfst. Er mochte leicht noch jenen Unterschied der Bezeichnung kennen, und da die Nachtigall nicht Gedichte (ἐλεγεῖα) sondern nur in Tönen, in *musikalischen* Weisen (ἔλεγοι) singt, wohl mit Bedacht nicht jenes sondern dieses Wort brauchen. Endlich läfst Apollonios den König der Mariandyner Lykos in vortrojanischen Zeiten seinen gefallenen Bruder in den jammervollsten ἐλέγοις beklagen. Wie aber hätte er sich dieses Ausdrucks bedienen mögen, wenn derselbe bestimmt im *Gedicht* in Distichen nach dem späteren Sinne des Wortes bezeichnet hätte? Einen solchen Anachronismus würde keine poetische Freiheit [zumal bei den fein fühlenden Hellenen] entschuldigen, da sich ja dasselbe auf jede andre Weise ausdrücken liefs." Wir finden diese Bemerkungen schlagend. Die ἔλεγοι müssen also eine musikalische Weise traurigen Inhaltes bezeichnet haben, die aber nothwendig mit einem bestimmten Versmafs in Verbindung stand. Ob dieses in der einen Hälfte des Pentameters (der Penthemimeris) oder gar in dem Pentameter selbst bestanden habe, möchte ich nicht zu behaupten wagen: die Verwandtschaft zwischen den ersten Distichen und den uralten ἐλέγοις kann ursprünglich eine ganz andere auf der Verschmelzung der Melodie und des Rhythmus beruhende gewesen sein, von der selbst die späteren Griechen, am wenigstens die Grammatiker, keine rechte Vorstellung mehr gehabt haben mochten. Und wer wird überhaupt lange rechten über die occulto in aevo sich entwickelnden Urformen der Poesie?

Unerträglich und allem rhythmischen Gefühl widerstrebend erscheint es daher, wenn Hr. U. durchaus nichts Unwahrscheinliches in der Vermuthung findet, dafs die ältesten elegischen Nomen ohne die Verbindung mit dem Hexameter im pentametrischen Rhythmus allein gesungen worden seien. Wenigstens meinem Gefühle nach würde die unaufhörliche Wiederkehr der Penthemimeris etwas so widrig Monotones an sich tragen, dafs ich die Existenz eines solchen Versmafses selbst in dem frühesten Alterthum dem zartfühlenden hellenischen Tacte unter keiner Bedingung zumuthen möchte. Wenn man nun aufserdem bedenkt, wie die Griechen mit den Ausdrücken εὑρί-

Digitized by Google

σκειν, εὑρετής, εὕρημα geschaltet und ihr willkührliches Spiel getrieben haben, so wird man sicherlich auf die angebliche Erfindung der eigentlichen Elegie (im metrischen Sinne des Wortes) durch Kallinos oder sonst wen kein starkes Gewicht legen, mindestens auf so vage Notizen nicht noch neue Hypothesen gründen, wie die von Hrn. U. gehegte Vermuthung, Kallinos habe zuerst den unsichern pentametrischen Rhythmus der Musik in das bestimmte dichterische Versmafs des Pentameters umgebildet, letzteren, durch die innere Verwandtschaft beider geleitet, mit dem epischen Hexameter vereint und so allerdings das Versmafs der Distichen gewissermafsen erfunden. Wenn es weiterhin heifst, die Disticha des Kallinos und Tyrtaeos seien unstreitig *aulodisch* gewesen, d. h. unter Flötenbegleitung gesungen worden, so ermangelt diese so apodiktisch ausgesprochene Behauptung nicht blofs aller besimmteren Zeugnisse alter Auctoren und scheint vielmehr aus flüchtiger Verwechselung mit den Embaterien des Tyrtäos entsprungen zu sein, sondern läfst sich auch nicht recht mit einer andern Aeufserung S. 181 in Einklang bringen. Ebenso wenig hält die S. 186 dargelegte Aeufserung Stich: „Mit Recht aber wurden ursprünglich letztere (die Disticha des Kallinos, Archilochos, Tyrtaeos) nicht Elegoi oder Elegieen, sondern gleich den epischen Rhapsodieen Epe genannt, da sie mit diesen die nächste und augenscheinlichste Aehnlichkeit hatten." Der Verfasser scheint sich das Sachverhältnifs selbst noch nicht recht klar gedacht zu haben, als er jenen confusen Satz niederschrieb. Erstlich kenne ich keine einzige Stelle (und Hr. U. giebt auch keine an), wo die Disticha der angeführten Dichter ἔπη genannt würden, sondern blofs die des Solon und Theognis, während z. B. Lykurgos gegen Leokrat. c. 28 gerade die Gedichte des Tyrtaeos ausdrücklich ἐλεγεῖα nennt; zweitens der Ausdruck *Elegoi oder Elegieen* vermengt zwei der Zeit und der Form nach ganz verschiedene Begriffe, wie der Verfasser anderswo selbst richtig erkannt hat; drittens hätte es mit gröfserer Bestimmtheit lauten sollen: „die Disticha wurden nicht ἐλεγεῖα (denn *Elegieen* sind ja aus Distichen bestehende Gedichte) sondern ἔπη genannt." Kurzum Hr. U. wollte weiter nichts sagen, als dafs vor Platons Zeiten der Ausdruck ἐλεγεῖα für Disticha noch nicht in Gebrauch gewesen ist.

Betrachten wir die Form der elegischen Poesie ohne alles Vorurtheil, so stellt sich in Vergleich zu dem Charakter des homerischen Epos das Distichon als die einfachste Gestalt der lyrischen Strophe, als die erste Abweichung von dem continuirlichen Gange des heroischen Hexameters dar, so zwar dafs dem Ausdrucke momentaner Regungen und subjectiver Gefühle ein für allemal die natürlichste Bahn gebrochen war, die jedoch immer noch auf epischem Grund und Boden wurzelte, und daher vorzugsweise geeignet war den allmähligen Uebergang von dem Epos zur Lyrik in der Entwickelung hellenischer Kunst zu vermitteln. Schön setzt der Vf. auseinander, wie der Charakter des viel bewegten jonischen Volkslebens zur Zeit der Krisis zwischen der alten Königsgewalt und dem neuen theils aristokratischen theils demokratischen Volksthum in der neuen Gestaltung der Poesie das alte epische Element nicht gänzlich untergehen liefs, weshalb die neugeborne Form der Elegie nur wie eine Verschmelzung des Alten und Neuen erscheint, in welcher der Hexameter gleichsam die Vergangenheit und ihre epische Dichtung, der Pentameter die Gegenwart und ihr poetisches Weiterstreben vertritt und darstellt.

Das Zeitalter des Kallinos, worüber bekanntlich schon die Alten entgegengesetzte Ansichten hegten, setzt Hr. U. in Uebereinstimmung mit Strabo (wie Rec.) etwa um 780—50 v. Chr. G. d. h. um den Anfang der Olympiadenrechnung; und bei dieser ungefähren Zeitbestimmung wird es wohl auch um so eher sein Bewenden haben müssen, als sie allem Anscheine nach dem Resultate der gewichtigsten Stimmen des Alterthums selbst entspricht. Dagegen hielten andre Grammatiker den um 700 v. Chr. blühenden Archilochos für älter als Kallinos oder doch für gleichzeitig mit ihm, welche Meinung kürzlich an F. Thiersch und C. J. Caesar eifrige Vertheidiger gefunden hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici.

(Schlufs.)

Der letztere bedient sich dabei eines zwar neuen und eigenthümlichen, aber keineswegs durchgreifenden Arguments: Archilochos, schliefst er, hat zuerst die daktylische Penthemimeris als Epode mit dem Hexameter verbunden; nun aber ist es wahrscheinlich, dafs die Verdoppelung dieser Penthemimeris zu einem Pentameter und des letzteren Verbindung mit dem Hexameter zu einem Distichon später erfunden sei als die Verbindung der einfachen Penthemimeris mit dem Hexameter: also ist es einleuchtend, dafs niemand vor Archilochos sich des Distichons bedient hat. Antwort: Concedo maiorem, nego minorem, ergo nego conclusionem. Mit Einem Worte, die zweite Prämisse beruht auf einer dem einfachen Gange der Natur in der Fortbildung metrischer Formen geradezu entgegenlaufenden Voraussetzung. Dafs Kallinos mit Mimnermos in den alexandrinischen Kanon aufgenommen war, steht historisch fest. Ich möchte ihm aber diesen Vorzug mit Hrn. U. nicht blofs wegen der hohen Vortrefflichkeit, gediegenen Kraft und einfachen Schönheit seiner Gesänge, sondern aufserdem wegen seines hohen Alterthums eingeräumt wissen, keinesfalls aber diesen Beweggrund ohne weiteres wegleugnen. Kallinos, so lautete wohl der Urtheilsspruch des Aristarchos und Aristophanes, verdient deswegen unter die Classiker gezählt zu werden, weil er der älteste bekannte und erhaltene, aber dieses Namens auch würdige Elegiker ist, Mimnermos dagegen, weil er die elegische Kunst auf den Culminationspunkt ihrer Ausbildung gebracht hat. Denken wir doch nur an das fast gleiche Verhältnifs in der Tragödie: Aeschylos entspricht am meisten dem Kallinos, Sophokles dem Mimnermos, Euripides vielleicht dem Philetas. Aufserdem ist der Vf. nicht abgeneigt einer Vermuthung des Rec. beizustimmen, wornach Kallinos (eigentlich ein Appellativum zur Bezeichnung eines Dieners und Koryphäen der Schönheit) vielleicht aus einer ephesischen Sängerfamilie abstammte, die wie die homerische und spätere mimnermische die elegische Dichtung von Geschlecht zu Geschlecht in sich bewahrte und fortpflanzte.

Als der zweite Meister des alten ionischen Stils der Elegie wird Archilochos aufgeführt, jener Proteus hellenischer Poesie, über dessen Leben und Dichten die vorhandenen Nachrichten sehr zweckmäfsig zusammengestellt sind. Nur seine elegischen Gedichte, worauf es hier zumeist ankommt, sind zu kurz abgefertigt. Insonderheit vermissen wir ein bestimmteres Hervorheben des threnetischen Stoffes in derjenigen Elegie, worin Archilochos den Schiffbruch seines Schwagers und anderer Mitbürger besang, während er nach dem Inhalte anderer Bruchstücke zu urtheilen sich auf eigenthümliche Weise an die kriegerische Elegie des Kallinos anschlofs. Bei einer genaueren Betrachtung würde sich dann auch die Unzuläfsigkeit der Behauptung ergeben haben, als wären die Elegieen des Samiers Asios der elegischen Dichtung des Archilochus nahe verwandt gewesen; denn der parodisch-heroische Charakter, wie ihn das kurze elegische Bruchstück des ersteren darbietet, ist dem letzteren, wenigstens nach Mafsgabe der Fragmente, in der dort hervortretenden Manier durchaus fremd geblieben.

„Von den Küsten Kleinasiens ausgehend, über die Inseln des ägäischen Meeres fortschreitend, scheint die elegisch-lyrische Poesie der Ionier bald auch im eigentlichen Hellas Aufnahme und Fortbildung gefunden zu haben. Archilochos ruhmgekrönte Dichtungen verbreiteten sich ohne Zweifel schnell durch den ganzen Länderkreis hellenischredender Völker am ägäischen Meere, am schnellsten gewifs in die benachbarten ionischen Staaten. Nach Attika führen uns denn auch zunächst die Spuren des Bildungsganges der ionischen

Digitized by Google

Elegie." Somit wird S. 282 der Uebergang zum Tyrtäos vermittelt. Eigenthümlich und der Beachtung würdig ist die Bemerkung, dafs die Athenäer, vielleicht aus Eifersucht oder Furcht, den Lacedämoniern einen anscheinend unbedeutenden, in Kriegssachen wenig erfahrenen Mann, vielleicht gar einen Periöken aus Aphidnä zugeschickt, der aber wohl den stillen Funken der Poesie in sich getragen haben mochte, welcher nunmehr durch seine Stellung im zweiten messenischen Kriege geweckt, in hellem Lichte aufloderte. Nicht minder bemerkenswerth ist die Zurückführung der überlieferten Nachricht, welche den Tyrtäos aus Miletos abstammen läfst, auf die Uebereinstimmung seiner Dichtart mit dem Charakter der ionischen Poesie, wie sie vorzüglich auf der Küste von Asien, namentlich wohl in Ephesos und Milet zu seiner Zeit blühen mochte. In der Anordnung der elegischen Fragmente weichen bekanntlich Francke und Thiersch nach zwei entgegengesetzten Extremen von einander ab. Hr. U. folgt mit dem Rec. den alten Ueberlieferungen, welche jedenfalls mehr objective Gültigkeit behaupten als jene divergirenden subjectiven Conjecturen.

Was hernach über Klonas und Polymnestos als Elegiker und über den Einflufs ihrer threnetisch-elegischen Nomen auf die Gestaltung der mimnermischen Elegie bemerkt wird, hängt zu eng mit der schon besprochenen Lieblingsidee des Vfs. zusammen, als dafs die desfalls aufgestellten Ansichten als geschichtliche Wahrheit hingenommen werden dürften. Dafs Hr. U. das alte Mährchen von Mimnermos wieder auftischt, als habe Nanno dem Dichter, vielleicht weil er schon Greis gewesen, Andere vorgezogen, mufs billigerweise auffallen; denn wer sieht nicht selbst den wenigen erhaltenen Bruchstücken gleich an, dafs sie der reine Ergufs eines jugendlichen, von kräftigster und üppigster Sinnlichkeit sprudelnden Gefühles sind! Nach hellenischer Sinnesart würde es sogar lächerlich gewesen sein, wenn ein abgelebter Greis hätte verlangen wollen, dafs eine lebenslustige Hetäre ihn jüngeren Nebenbuhlern vorziehen sollte. Damit hängt denn auch die ganz willkührliche Voraussetzung zusammen, dafs die mimnermischen Dichtungen, während in jüngeren Jahren die Gluth ionischer Sinnlichkeit bis zu hellen Flammen aufloderte, sich später in jenen Nebel trüber, klagender Wehmuth und Unzufriedenheit über die kurze Blüthe des menschlichen Lebens und seiner Lust einhüllten. Wer aber könnte sich bei unbefangener Prüfung zu der Annahme verleiten lassen, dafs die von Hrn. U. angeführten Fragmente 1—4 und 6 gerade im Greisenalter gedichtet seien. Nein im Gegentheil die frischeste Jugendkraft, welche eben den Dichter belebte, machte ihn schaudern vor dem Gedanken, dafs ihn mit der Zeit auch das Loos alles Menschenlebens — Ohnmacht und Siechthum des Greisenalters — treffen werde. Weil nun aufserdem Hr. U. den Mimnermos schlechterdings zu einem threnetischen Elegiker umstempeln will, so vermag er die überlieferte Notiz, dafs er nach dem harmonischen und reinen Klange seiner Poesie (διὰ τὸ ἐμμελὲς καὶ λιγύ) den Beinamen Λιγυστιάδης erhalten habe, mit dem weichen, düstern, klagenden Geiste seiner Gedichte nicht zu vereinigen. Aber erstlich kann heutzutage niemand mehr von dem Totaleindrucke reden, welchen des Mimnermos wahrscheinlich kaum zum hundertsten Theile erhaltenen Gedichte in ihrer Integrität auf uns gemacht haben würden — den Alten aber ist es die *Liebe* gewesen, und mit diesem Resultate müssen wir Spätlinge uns wohl für immer begnügen; — sodann möchte ich den Vf. fragen, ob er denn auch in jenem aus der Nanno herstammenden wunderschönen Bruchstück (fragm. 9) von Helios' Umschiffung des Okeanos das dem Dichter beigelegte ἐμμελὲς καὶ λιγὺ vermisse: sonder Zweifel aber findet sich nicht die leiseste Spur von jenem sogenannten düsteren Geiste darin.

Ein überaus kühnes Wagestück enthält die apodiktische Erklärung, der in Mimnermos vorwaltende threnetische Geist habe im *hohen Grade* (sic) die elegischen Gesänge seines Zeitgenossen, des Auloden Echembrotos aus Arkadien, beseelt, von dem wir weiter gar nichts wissen, als dafs er im dritten Jahre der 48. Olympiade den Preis in der Aulodik erhalten und dafür dem Herakles zu Theben einen goldnen Dreifufs aufgestellt habe, mit einer Inschrift, worin er sich als Sieger bezeichnete ᾀδων μέλεα καὶ ἐλέγους, welche hier gewifs nicht gleichbedeutend mit ἐλεγεῖα genommen werden dürfen. Wenn nun schon der Elegiker (im metrischen Sinne des Wortes) Echembrotos an und für sich eine problematische Erscheinung war, so ist eine Vergleichung desselben mit Mimnermos noch weit unstatthafter.

Auf das Zeugnifs des Diogenes und Diodoros, welche den Solon gegen die allgemine Annahme von Geburt zum Salaminier machen, glaubt Hr. U. keine

Digitized by Google

Rücksicht nehmen zu dürfen. Aber sollten denn jene Historiker ihre Notiz ganz und gar aus der Luft gegriffen haben? Ein Grund dazu mufs gewifs vorhanden gewesen sein, sei es nun dafs Solon, auf Salamis geboren, sich später in Athen niedergelassen hat, oder dafs er von jener berühmten Salaminischen Unternehmung (wie nachmals Perikles *Olimpier*) *Salaminier* genannt worden ist. Diesem Grunde nachzuspüren ist gewifs Pflicht des Litterarhistorikers; am wenigsten aber sollte er sich zu geringschätzigen Aeufserungen über desfallsige Vermuthungen bestimmen lassen, deren Beachtung aller gründlichen philologischen Forschung den Todesstofs versetzen würde. Ueber den Charakter der Elegieen des Solon, Xonophanes, Theognis und Phokylides ist im Allgemeinen zu bemerken, dafs Solon und Theognis, wenn auch in ganz entgegengesetzter Richtung, mehr von politischen, Xenophanes und Phokylides mehr von ethischen Triebfedern geleitet worden sind.

Wenn auch in den zwei ersten von Hrn. U. angenommenen Perioden die Trennung gleichartiger Elegiker nicht so sehr auffällt, so dürfte doch die in der dritten Periode gewählte bunte Reihenfolge — Anakreon, Simonides, Aeschylos, Sophokles, Melanthios, Jon, Dionysios, Euenos, Euripides, Kritias, Antimachos — die Uebersicht über die von den Dichtern behandelten Stoffe bedeutend erschweren. Darum möchten wir überhaupt in einer Darstellung der Geschichte der hellenischen Elegie jedesmal lieber diejenigen Dichter chronologisch zusammengestellt sehen, welche einen gleichartigen Stoff behandelt haben, wie es auch der gründliche und feine Kenner der elegischen Poesie W. E. Weber in seinem geschichtlichen Ueberblick zu halten für gut befunden hat. Wir würden daher auf den Grund der Dreitheilung in *politisch-ethische* (der sich die *heroische* anreiht), in *threnodische* und *erotische* (mit der *symposischen*) *Elegie* die verschiedenen Dichter nach den überlieferten Nachrichten und Bruchstücken zu schildern versucht, dann aber auch die alexandrinische Elegie nicht ausgeschlofsen haben.

Im Einzelnen wollen wir nur noch ein paar Worte über Dionysios den s. g. Ebernen beibringen, von welchem Hr. U. keine genügende Charakteristik gegeben, namentlich eine ihn wesentlich von früheren Elegikern unterscheidende Eigenheit in der äufsern Form ganz übergangen hat, dafs dieser Dichter, wenn auch nicht alle, so doch unstreitig einen Theil seiner Elegieen mit einem Pentameter anfieng, wie Athenaeos XIII. p. 602 C. berichtet und einzelne Ueberreste noch bestätigen. Da nun dieser Sonderling vorzugsweise die symposische Elegie ausgebildet zu haben scheint, so glaubte er vielleicht gerade dadurch, dafs er jedes einzelne symposische Eidyllion mit einem Pentameter anhob und mit eben demselben Verse auch schlofs, dem Ganzen mehr das Gepräge der Skolienpoesie zu geben, wie es im melischen Skolion durch den Amphibrachys geschieht. Das Unschickliche im Ausdruck, das schon Aristoteles gerügt hat, und das Gezwungene in den gewählten Bildern hat auch Hr. U. gehörig hervorgehoben; wenn er aber sagt, Dionysios habe auch von den *Bällen der Pokale* gesprochen, so liefert er sicherlich eine grundfalsche Uebersetzung von σφαῖραι κυλίκων. Die richtigste Erklärung hat kürzlich G. Hermann gegeben, wornach ἐνείρετε χεῖρας ἐς σφαίρας κυλίκων so viel bedeutet als *manus in modum calicum cavate*. Endlich mufs es für einen offenbaren Mifsgriff erklärt werden, dafs eben dadurch des Dionysios Versuche bemerkenswerth seien, indem er in seiner gekünstelten und geschraubten Ausdrucksweise als Vorläufer des Kolophoniers Antimachos zu betrachten und damit zuerst die Bahn angedeutet sei, auf welcher die Elegie allmählig in die Hände der alexandrinischen Gelehrten gerathen. Einen so handgreiflichen Verstofs würde Hr. U. gewifs vermieden haben, wenn er mehr auf die Gleichartigkeit des von den elegischen Dichtern behandelten Stoffes als auf die chronologische Reihenfolge geachtet, wenn er endlich dem Charakter der alexandrinischen Elegie mehr Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Wo aber das Tertium comparationis fehlt (denn des Antimachos gelehrte Anspielungen und Bilder waren ihrer Natur nach wesentlich verschieden von den geschraubten Künsteleien des Dionysios), da kann auch von keiner folgerechten Durchführung der Parallele die Rede sein.

Wir urtheilen schliefslich, dafs durch die gründlichen Untersuchungen des Verfs., ungeachtet mancher Uebereilungen im Einzelnen, gleichwohl im Ganzen die Einsicht in die organische Entwickelung der hellenischen Poesie erheblich gefördert worden ist, und dafs durch seine ebenso anziehende als würdige Darstel-

Digitized by Google

lungsweise bei empfänglichen Geistern immer mehr Lust und Liebe zu einem so wichtigen Zweige der Humanität erweckt werden dürfte.

Dr. N. Bach, in Fulda.

XLIII.

Sin-zoo-Zi-Lin-Gjok-Ben, novus et auctus Litterarum ideographicarum thesaurus, sive collectio omnium literarum Sinensium, secundum radices disposita (rum), pronuntiatione Japonica adscripta. Opus Japonicum, in lapide exaratum a Sinensi Ko-tsching-dschang et redditum curante P. F. de Siebold. Lugduni Batavorum ex officina editoris. 1834. 1 *Vol. Fol.*

Die einheimische Sprache der Japaner ist von der Chinesischen wesentlich verschieden; wohl aber hat die erstere Nation von dem Nachbarvölke, das ihr an geistiger Entwicklung manches Jahrhundert vorangeeilt war, eine Menge Worter entlehnt, die zum Theil Begriffe ausdrückten, fur welche es dem Japaner in seiner Muttersprache an Bezeichnungen fehlte. Die Sinismen fanden in der Sprache Japan's eben so ungehindert Eingang, wie z. B. die arabischen und persischen Worter im Türkischen; und schon ziemlich lange ist es in Japan so weit gekommen, dafs für die meisten Begriffe ein Wort der Landessprache und ein chinesischer Ausdruck neben einander bestehen. Der Sprachgebrauch entscheidet zu Gunsten des einen oder des anderen Wortes, und oft haben Beide gleiches Bürgerrecht.

Es hat sich aber in Japan eine eigenthümliche Aussprache des Chinesischen gebildet, die mit gewissen Provincial-Dialekten des Mittelreichs Manches gemein hat, jedoch keinem derselben ganz entspricht. Dieses Inselvolk, dessen weichlichem Organe die Nasenlaute, die Kehlhauche und fast alle Sibilanten (das einfache S ausgenommen) widerstreben, machte sich die Chinesischen Wörter mundrecht, indem es *ng* verhallen liefs, h oder *ch* in k, *sch* und *tsch* in s verwandelte u. s. w. Der Chinese würde ein Wort seiner Muttersprache im Munde eines Japaners nur selten wieder erkennen, besonders, da der Letztere auch keine Accente unterscheidet.

Beim *Schreiben* bedienen sich die Japaner bald der unveränderten chinesischen Charaktere, bald eines, auf die chinesische Begriffs-Schrift basirten Syllabariums. Als die Japaner zuerst mit den chinesischen Charakteren bekannt wurden, gebrauchten sie dieselben, wie ihre Lehrer, die Chinesen, nicht als Lautbezeichnungen, sondern nur als Symbole von Begriffen, und wenn ein japanischer Gelehrter schrieb, so ordnete er auch die Charaktere nach den Gesetzen der chinesischen Wortstellung. Noch jetzt wird in Japan Alles, was man zur höheren Litteratur rechnet, *Chinesisch* geschrieben, und liest der Japaner Texte von dieser Art, so behält er die chinesische Aussprache bei, d. h. er liest sie in dem oberwähnten chinesischen Jargon.

Nach und nach mufste sich unter den Japanern auch der Wunsch regen, ihre *Muttersprache* schreiben zu können. Als blofse Symbole von Begriffen waren die chinesischen Charaktere zu diesem Zwecke unpassend, da die Landessprache Japan's eine mehrsilbige Sprache ist, und wahre grammatische Formen besitzt. Man fing also damit an, dafs man eine Anzahl chinesischer Charaktere, mit Abstraction von ihren Bedeutungen, als Buchstaben und Silbenzeichen gebrauchte, d. h. nur von Seiten ihres *Lautes* (sofern er einem japanischen Laute entsprach oder analog war) fungiren liefs. Auf diese Weise entstand ein Syllabarium, mit dessen Hülfe jedes japanische Wort in eben so viele chinesische Zeichen zerlegt werden konnte, als das Wort Silben zählte. Wollten die Japaner z. B. *arasuna* schreiben, welches Wort in ihrer Sprache *Sand* bedeutet, so wählten sie für jede der vier Silben (*a* + *ra* + *su* + *na*) ein chinesisches Zeichen, das in ihrer Aussprache den correspondirenden Laut hatte. Da die Zahl der wirklich verschiedenen japanischen Sylben sehr eingeschränkt ist, so hätte man zu ihrer Bezeichnung auch einer geringen Zahl chinesischer Charaktere bedurft; aber der Gebrauch gestattete Abwechslung in der Wahl dieser Charaktere, so, dafs man z. B. die Silbe *su* wenigstens auf zwölferlei Weise schreiben kann.

Beim Gebrauche der chinesischen Schriftzeichen, mögen sie nun blofse Begriffe darstellen, oder, auf die eben beschriebene Weise, nur Laut-Function haben, bedienen sich die Japaner gern eines ausnehmend schwierigen Cursiv's, *Firo-kanna* genannt, in welchem oft die complizirtesten Charaktere durch wenige verschlungene Striche und Züge angedeutet werden, und einer fast unbegränzten Willkühr Thor und Thüre geöffnet scheint. Unendlich leichter lesbar ist eine andere Schrift-Gattung, das *Kata-kanna;* diese besteht aus ungefähr 50, ihrer Form nach deutlich geschiednen Charakteren, von denen es keine Varianten giebt, und die lauter Abkürzungen oder Fragmente regelmäfsig geformter chinesischer Zeichen sind. Die Kata-kanna-Schrift bezeichnet immer *Laute.* Man gebraucht sie (nur leider viel seltner als das heillose Firo-kanna zum Schreiben japanischer und chinesischer Wörter; die Letzteren werden dann wie Japanische behandelt und gewöhnlich durch mehrere Zeichen des Kata-kanna umschrieben.

Das vorliegende Werk, welches unser berühmter Landsmann Siebold durch seinen chinesischen Amanuensis *Ko-tsching-dshang* in Leiden lithographiren lassen, ist die treue und sehr saubere Copie eines in Japan gedruckten Werkes. Es enthalt ein vollständiges Verzeichnifs aller chinesischen Charaktere, nach Wurzel-Zeichen geordnet, jedoch ohne Angabe ihrer Bedeutungen, indem sonst ein Lexicon daraus geworden wäre. Jedem chinesischen Schriftzeichen ist seine japanische Aussprache, und zwar in *Kata-kanna*-Schrift, beigeschrieben. Man hat gewöhnlich zwei, oft auch drei Zeichen dieser Schrift gewählt, um den ganzen Laut des chinesischen Wortes wiederzugeben. Dies ist unerläfslich, wenn die Wörter auf Consonanten oder Diphthongen ausgehen: so z. B. finden wir neben dem Zeichen *Jaspis*, das Chinesisch *yü*, und in Japan, *gyok* lautet, die Kata-kanna-Silben *gi* + *yo* + *ku* (sprich *gyok*); so ist ferner ein chinesisches Wort, das *ehrerbietig überreichen* bedeutet, und dessen Aussprache *tsching* im Munde des Japaners zu *sioo* geworden, durch *si* + *yo* + *u* umschrieben. u. s. w.

Man kann sich also aus dem vorliegenden Buche gründlich darüber belehren, was für Metamorphosen die Aussprache des *Chinesischen* in Japan erlitten hat. Nur verwechsele man dieses Jargon nicht mit der *japanischen Sprache*, welche, wie schon angedeutet, von der Sprache China's himmelweit verschieden ist.

Wilhelm Schott.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

October 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

XLIV.

1) *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. — Ed. Ern. Frid. Poppo. Leipzig,* 1821 *ff.* (2 *Bände Prolegom.,* 4 *Bände Text,* 4 *Bände Anmerkungen, der letzte noch unter der Presse.)*

2) *Θουκυδίδης. Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ex recensione Immanuelis Bekkeri. Oxford,* 1824. 1*ster Band.*

3) *Θουκυδίδου συγγραφή. Thucydidis historia. Curavit Lud. Dindorf. Leipzig,* 1824. 1*ster Band.*

4) *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem — recensuit — et adnotatione perpetua illustravit Franc. Goeller.* 1*ste Ausg. Leipz.* 1826. 2 *Bände.*

5) *The history of Thucydides, newly Translated in to English and illustrated with very copious annotations. — By S. T. Bloomfield. London,* 1829. 3 *Bände.*

6) *The history of the Peloponnesian war by Thucydides. A new recension of the text, though almost always coinciding with one or other of the texts of Bekker, Goeller and Poppo — accompanied with notes — by S. T. Bloomfield. London,* 1830. 3 *Bändchen.*

7) *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo ad optimorum librorum fidem edit: cum varietate lectionis et editorum adnotationibus. Curante Rob. Ad. Morstadtio (d. Text) und curante Georg. Gervino (d. Anmerk.) Frankfurt a. M.* 1830 *ff.* 2 *Theile Text u.* 2 *Theile Anmerkungen. (Der* 2*te Band der letztern theilweise besorgt von F. C. Hertlein.)*

8) *Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Recognovit et cum brevi annotatione — in usum iuvenum studiosorum accurate edidit Christoph. Frid. Ferd. Haacke. Leipz.* 1831. 1*ster Bd.*

9) *Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Iterum recensuit Immanuel Bekker. Edit. stereot. Berlin,* 1832.

10) *Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου — βιβλία ὀκτώ. — Traduction française par Ambr. Firmin Didot. Avec des observations par Mr. de Brussy et Ambr. Firm. Didot. Paris,* 1833. 4 *Bände.*

11) *Θουκυδίδης. The history of the Peloponnesian war by Thucydides. The text according to Bekker's edition with some alterations. Illustrated by maps. — With notes, chiefly historical and geographical, by Thom. Arnold. Cambridge.* 3 *starke Bände in grofs Octav, der letzte* 1835.

12) *Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Ad optimorum librorum fidem — recensuit — et adnotatione perpetua illustravit Franc. Goeller. Editio secunda. Leipz.* 1836. 2 *Bände.*

Der grofse Geschichtschreiber Thucydides gehört zu denjenigen griechischen Schriftstellern, welche in der neuesten Zeit eine Menge von Herausgebern und Bearbeitern gefunden haben, deren Leistungen im Ganzen zu überblicken die Aufgabe gegenwärtiger Collectivrecension ist. Es ist bekannt, dafs bis vor nicht ganz 20 Jahren dieser Schriftsteller, über dessen Stil unter den Gelehrten lange wunderbare Meinungen

Digitized by Google

herrschten, sehr vernachläfsigt worden war, und namentlich, obgleich erst Hudson, dann Wasse und Duker, später Gottleber und Bauer, endlich Gail eine Anzahl von zum Theil trefflichen Handschriften verglichen, und dieselben Gelehrten aufser Gail nebst mehrern andern, vorzüglich aber Duker, auch den Sprachgebrauch und den Sinn in vielen einzelnen Stellen sorgfältig erläutert hatten, der Text gröfstentheils so geblieben war, wie ihn bereits Heinrich Stephanus in seiner 2ten Ausgabe vom Jahre 1588 gestaltet hatte. Nachdem nun zuerst Rec. in seinen Observationibus criticis auf die vielen Fehler dieses Textes aufmerksam gemacht, und durch Classificirung und Prüfung des Werthes der Handschriften das Verfahren zu zeigen versucht hatte, nach welchem eine durchgreifende Berichtigung des Textes vorzunehmen sei, welche Andeutungen theilweise von Haacke in der Ausgabe von 1820 benutzt wurden, erschien, ehe noch Rec. an Ausführung dieses seines Vorhabens gehen konnte, im Jahre 1821 die 1ste oder grofse Bekkersche Ausgabe. In dieser waren nicht nur die Varianten der Gottleber-Bauerschen und der Gailschen zusammengestellt, und durch neue Collationen, die durchgängige zweier vorzüglichen italienischen und die theilweise dreier andern Handschriften, vermehrt, sondern auch der Text selbst nach den besten Handschriften und der gründlichen Kenntnifs des Griechischen, welche der Herausgeber so vielfach beurkundet hat, durchgreifend berichtigt. Es ist daher diese Bekkersche Ausgabe als die erste neue Recension des Textes seit der des Stephanus anzusehen. Rec. hatte sich zwar, wie aus den oben angeführten Observationibus criticis erhellt, einen ähnlichen Text schon früher entworfen; aber da ihm Hr. Prof. Bekker in der Ausführung zuvorgekommen war, so konnte er in kritischer Hinsicht nur den Text dieses einer durchgängigen Recognition unterwerfen, und theils, wo es nöthig schien, begründen, was in der keine eigenen Anmerkungen des Herausgebers enthaltenden Bekkerschen Ausgabe bekanntlich nicht geschehen war, theils, wo er verschiedener Ansicht sein mufste, widerlegen, und zugleich das kritische Material möglichst vermehren. Daneben war es aber seine Hauptaufgabe den Sinn und die Gedanken des Schriftstellers zu erklären, sowohl den Sprachgebrauch desselben, als die historischen, geographischen und antiquarischen Schwierigkeiten zu erläutern, und die ganze historische Kunst und den Stil desselben zu entfalten. Zugleich wollte er ein Magazin für die Auslegung des Thucydides und die Geschichte derselben dadurch liefern, dafs er dasjenige, was für die Erklärung des Thucydides von den frühsten Zeiten an geleistet worden ist, zusammenstellte, die Anmerkungen von Wasse und Duker vollständig wiederholte, die der übrigen ältern Ausleger, so wie unter den neuern die der Ausländer namentlich Bloomfield's, Arnold's und derjenigen Deutschen, welche in kleinen Schriften oder gelegentlich den Thucydides erläutert haben, je nach ihrer Wichtigkeit und Brauchbarkeit bald wörtlich, bald in Auszügen oder Andeutungen mittheilte, endlich auch die Bemerkungen und Erläuterungen der neuesten deutschen Herausgeber, z. B. Goeller's, aber diese möglichst kurz und nur selten mit den eigenen Worten derselben angäbe. Wie weit ihm nun dieses gelungen ist oder nicht, darüber kommt das Urtheil andern Gelehrten zu, von welchen einer in diesen Blättern 1835. Sept. No. 51 ff. das Werk des Rec. geprüft hat.

Alle folgende Ausgaben nun, zu deren Beurtheilung wir uns wenden, schliefsen sich in Ansehung des Textes entweder an den Bekkerschen oder an den des Rec. mit sehr geringen Abweichungen an, aufser dafs die Didotsche, wie in der Beurtheilung in diesen Blättern 1836. Apr. No. 77 ff. gezeigt worden ist, sehr oft die unbegründete und verdorbene Vulgata beibehalten hat. Zuerst liefs Hr. Prof. Bekker selbst (in No. 2.) den Text seiner gröfsern Ausgabe ohne Varianten und Scholien genau wieder abdrucken. Nur einige Veränderungen in der Orthographie sind vorgenommen oder empfohlen, und in der Vorrede ein paar Conjecturen mitgetheilt. Gleichzeitig erschien (No. 3.) die Dindorfsche Ausgabe, welche, wie die genannte kleine Bekkersche, blofs den Text und aufserdem noch 6 Seiten Anmerkungen enthält, und in jenem fast überall mit der gröfsern Bekkerschen übereinstimmt, aufer dafs *a*) in den ersten 120 Seiten einige Lesarten aus den gewöhnlichen Ausgaben durch ein Versehen stehen geblieben sind; *b*) die Art der Interpunction verändert ist; *c*) die Orthographie in einigen wenigen Wörtern abweicht; *d*) ein paar Stellen, über welche die Anmerkungen Rechenschaft geben, nach Muthmafsungen des Herausgebers geändert sind. Ueber diese beiden Ausgaben und die gröfsere Bekkersche

Digitized by Google

hat sich Rec. ausführlicher erklärt in der Allgem. Liter.-Zeit. 1826. März. No. 60 ff. Die bald darauf (1826.) erschienene Tauchnitzer Doppelausgabe hat Rec. in dem obigen Verzeichnifs gar nicht aufgeführt, da sie gar nichts als Bekker's Text, und noch dazu nicht correct genug gedruckt enthält.

Noch immer wurde eine Handausgabe vermifst, die neben einem gereinigten Text und den wichtigsten Varianten das Nöthigste zur Erklärung enthielte, zu welchem Zwecke die genannten kleinen Ausgaben gar nichts darboten, während sich in der gröfseren Bekkerschen nur einzelne Anmerkungen von Duker befanden, und der Commentar des Rec. noch nicht erschienen war, auch beide zuletzt genannte Werke nicht zu Handausgaben bestimmt waren. In den Schulen hatte man sich bis dahin, wenn man mehr als den Text suchte, mit der älteren Ausgabe von Haacke beholfen; aber diese enthielt theils, da sie vor der Bekkerschen erschienen war, noch oft einen verdorbenen Text, theils waren ihre erklärenden und grammatischen Anmerkungen selbst für Schulzwecke nicht hinreichend, geschweige dafs sie das Bedürfnifs von Gelehrten, die den Thucydides ohne grofsen kritischen Apparat zu lesen wünschten, hätten befriedigen können. Hr. Prof. Goeller verdiente daher Dank, dafs es diesem Mangel auf zweckmäfsige Weise (in No. 4.) abzuhelfen suchte. Er liefs den Text gröfstentheils nach Bekker abdrucken, wich jedoch in einigen Stellen, wo das Ungenügende der Bekkerschen Recension vom Rec. schon gezeigt worden war, und in einigen orthographischen Dingen, in welchen er nachdem selben Vorgänger eine gröfsere Gleichförmigkeit herzustellen strebte, ein paar Mal auch nach eigenem Urtheil von jenem Führer ab. Die Varianten fügte er nur in zweifelhaften Stellen bei. Dagegen suchte er der Wort- und Sacherklärung theils durch Auszüge aus den Scholien und aus den neuern Erklärern, theils durch Beifügung der deutschen Uebersetzung von Heilmann oder andern in schwierigen und zweifelhaften Stellen, theils durch Verweisung auf gangbare Bücher, endlich durch eigene Bemerkungen, so weit es die Zwecke der Ausgabe zu erfordern schienen, Genüge zu leisten. Dafs dieses Werk einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abhalf, hat der Erfolg gelehrt, indem es, obgleich nicht wohlfeil, in 10 Jahren vergriffen worden ist. Auch war der Plan zu demselben verständig angelegt, und im Ganzen befriedigend ausgeführt. Jedoch blieben noch manche billige Wünsche unerfüllt, und manche Mängel übrig. Was nämlich zuerst den Text anbetrifft, so hatte sich Hr. Goeller zu streng an die 1ste Bekkersche Ausgabe angeschlossen, und deshalb mehrmals einen weniger begründeten Text geliefert, wie in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Stellen Hr. Prof. Bekker selbst in der Stereotypausgabe durch die vorgenommenen Veränderungen der Lesart anerkannt hat. Diese gröfstentheils unterlassene Recognition des Bekkerschen Textes würde jedoch weniger zu beachten gewesen sein, wenn der Herausg. bei unsicherer Lesart öfter die Varianten mitgetheilt hätte, damit der Leser ein eignes Urtheil hätte fällen können. Wichtiger jedoch, da in dieser Ausgabe vermöge ihrer Bestimmung die Kritik nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen kann, ist, dafs in den erklärenden Anmerkungen zu wenige Gleichmäfsigkeit herrschte, und während auf der einen Seite nicht selten ausführliche Auszüge aus fremden grammatischen Erörterungen gegeben waren, auf der andern nicht selten Erläuterungen der Sprache, des Sinnes und der Geographie und Geschichte fehlten, wo dieselben dem Herausg., der eine annotatio perpetua zu geben versprochen hatte, durchaus nicht zu erlassen waren. Wie ferner in jeden Commentar über einen schweren Schriftsteller nach der menschlichen Unvollkommenheit theils einzelne Unrichtigkeiten theils geradezu falsche Erklärungen schwerer Stellen sich einschleichen, so ist es kein Wunder, dafs sich manche dergleichen auch in dem genannten Werke vorfanden. Endlich ist mit Recht dem Hrn. Herausgeber vorgeworfen worden, dafs er nicht selten die Urheber der gegebenen Erläuterungen, auch wo dieselben ausführlich und wichtig sind, zu nennen unterlassen, oder sie allzu versteckt, auf eine Weise, die nicht erkennen läfst, wo die eigene Erklärung des Herausg. anhebt, angedeutet habe. Dadurch war der weniger Kundige oft verhindert die Quellen nachzusehen, wie denn sogar Erklärer und Herausgeber des Thucydides, namentlich Bloomfield, sehr oft dadurch getäuscht worden sind, und dem genannten Gelehrten lobend oder tadelnd zugeschrieben haben, was er keinesweges als sein Eigenthum in Anspruch nehmen konnte. Die Beweise für

Digitized by Google

alle diese Sätze hat Rec. in der ausführlichen Beurtheilung dieser Ausgabe in der Hall. Lit. Zeit. 1827. Oktob. No. 42. ff. geliefert.

Der nächste Gelehrte, welcher sich um Thucydides verdient machte, ist der eben erwähnte Engländer Bloomfield. Derselbe lieferte zuerst (No. 5.) eine englische Uebersetzung, die mit sehr vielen erklärenden, sprachlichen, geographischen und historischen Anmerkungen ausgestattet ist. Die Uebersetzung ist treuer als die von Smith, aber steht der von Hobbes, von welcher im Jahre 1823 in London eine neue Ausgabe erschienen ist (s. Hall. Lit. Zeit. Erg. Bl. 1827. No. 129.), an Genauigkeit nach, wenn sie dieselbe auch im Stile theilweise übertrifft. Die Anmerkungen beweisen eine grofse Belesenheit des Verfs. besonders in den spätern griechischen Geschichtschreibern, wie Dionysius Halicarnassensis, Dio Cassius, Appian, Josephus, Procopius u. a., so wie auch in mehrern Sophisten, aus welchen allen eine grofse Menge von wirklichen oder angeblichen Nachahmungen oder Parallelstellen angemerkt sind. In diesen Lesarten besteht das Hauptverdienst dieser Anmerkungen. Es mufs jedoch bemerkt werden, dafs der Verf. in dieser Hinsicht mehrmals der veralteten Ansicht folgt auch da Nachahmungen zu wittern, wo sich entweder nur ferne Aehnlichkeiten zeigen, oder es sich von ganz gewöhnlichen Wendungen handelt, die alten Schriftstellern aus der allgemeinen Umgangs- und Schriftsprache zur Hand waren, ohne dafs sie einer von dem andern zu entlehnen brauchte. Auch werden viele der gegebenen Citate dadurch weniger brauchbar, dafs sich eine grofse Menge Druckfehler in die Zahlen (deren viele Rec. in seiner Ausgabe stillschweigend berichtigt hat) eingeschlichen hat, und einige Schriftsteller, wie Josephus, nach Seitenzahlen ungebräuchlicher Ausgaben citirt sind. Von diesen Mängeln abgesehen sind jedoch diese Citate recht schätzenswerth, da sie theils die Richtigkeit des Textes bestätigen, theils wichtige Beiträge zu der Darstellung der Nachahmung des Thucydides bei spätern Schriftstellern geben. In anderer Hinsicht aber leiden die erklärenden und sprachlichen Anmerkungen des Verfs. an grofsen Mängeln. Der schlimmste von diesen ist, dafs er in Ansehung der grammatischen Ansichten noch ganz der alten Schule vor Hermann angehört, und daher eine Menge ganz ungehöriger Ellipsen annimmt, den Partikeln fremdartige Bedeutungen giebt, überhaupt Dinge für sprachlich möglich hält, die unmöglich sind, woraus natürlich auch falsche Erklärungen hervorgehen. In den Ellipsen geht er sogar weiter, als weiland die Anhänger des Lambertus Bosius. Die historischen Anmerkungen bestehen gröfstentheils aus Auszügen aus Mitford, und sind in so fern von geringerem Belange; doch wird dieser neuere Geschichtsschreiber auch nicht selten berichtigt, und auf die Abweichungen des Diodor und anderer Schriftsteller von Thucydides aufmerksam gemacht. In den geographischen Anmerkungen sind einige neuere englische Reisebeschreibungen benutzt, doch ist dies weniger geschehen, als man glauben sollte; ja die Hauptwerke von Gell und Dodwell scheint der Verf. fast nur nach Rec. zu citiren. Aufserdem hat derselbe eine besondere Sucht die geographischen Namen zu etymologisiren, welches bei seiner mangelhaften Kunde der allgemeinen und speciellen Grammatik oft auf die wunderlichste Weise geschieht. Proben hiervon und die Beweise für alles, was sonst eben von diesem Werke Bloomfield's gesagt worden ist, hat Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1831. No. 185—187. beigebracht. Es verdient nur noch hinzugefügt zu werden, dafs die Anmerkungen in dem letzten Bande an Zahl und Umfang abnehmen, und zu dem 8ten Buche viel spärlicher sind.

Auf diese Uebersetzung nun liefs Hr. Bloomfield eine Ausgabe des Textes mit englischen Anmerkungen (No. 6.) folgen. Diese könnte bei dem ersten Anblick und nach dem in der Vorrede entwickelten Plan, wenn man annehmen könnte, dafs dieser wirklich ausgeführt wäre, leicht als die vorzüglichste Handausgabe erscheinen. Drei niedliche Bändchen in klein Octav, jedes von mäfsiger Stärke, auf schönes weifses Papier gedruckt, die Anmerkungen weder so zahlreich, dafs der Text in Noten schwimmt, noch so gering an Zahl und Umfang, dafs man gleich viel Erklärenswerthes in ihnen übergangen zu sehen fürchten mufs, bieten sich uns dar. Auf dem Titel verspricht der Herausg. a new recension of the text, und in der Vorrede erklärt er, es sei in dieser Ausgabe zwar der berichtigte Text von Bekker zu Grunde gelegt, aber, weil dieser Gelehrte zu kühn in seinen Aenderungen sei, mit der gröfsten Prüfung und Vorsicht, die durch kritische Collectaneen von einem Vierteljahrhundert unterstützt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung.)

Es sei sein (des Herausg.) Zweck gewesen durch Revision des Textes der Ausgaben von Haacke, Bekker, Recensent, Goeller und der Vulgata einen neuen Text zu schaffen; er habe aber bei solchen Abweichungen immer hinlängliche Gründe für seine kritischen Entscheidungen anzuführen sich bemüht. Ueberdiefs habe er, weil diese Ausgabe besonders für Studirende bestimmt sei, überall sorgfältig die Abweichungen des neuen Textes von jedem einzelnen der vier oben genannten Texte und gewöhnlich auch von der Vulgata angegeben, so dafs der Leser denselben Vortheil haben werde, als wenn er alle jene vier Texte vor sich hätte, da, wo keine Abweichung angegeben sei, man annehmen könne, dafs alle übereinstimmen. Aufserdem habe er besondere Sorgfalt auf die in frühern Ausgaben oft vernachläfsigte Interpunction verwandt. Was ferner die Erklärung betrifft, so habe er vereinfacht, was von frühern Erklärern in zu dunkler und kritischer Form vorgebracht worden sei, und vor allen unnütze Weitschweifigkeit und Abschweifungen abgeschnitten. Er habe aber verhältnifsmäfsig nur sehr wenig von frühern Auslegern geborgt. Sein Hauptzweck sei gewesen nur alles zu umfassen, was wesentlich sei, um die Construction aufzuklären, und den Sinn jeder schwierigen Stelle in dem Schriftsteller zu bestimmen, und diefs mit der gröfstmöglichen Kürze, so weit dieselbe mit Klarheit vereinbar sei. Gewifs ein sehr verständiger Plan, der, wenn er mit eben so vieler Geschicklichkeit und Consequenz ausgeführt wäre, als er klug in der Vorrede entwickelt ist, dieses Werk zu der besten Hand- und Schulausgabe machen würde. Aber freilich wird derjenige, der die philologischen Leistungen des Hrn. Bloomfield in seiner Uebersetzung, wie sie oben angedeutet worden sind, und namentlich seine sehr mangelhafte Kenntnifs der Grammatik kennen gelernt hat, zum voraus stark bezweifeln müssen, dafs er einen solchen Plan in dem Zwischenraume eines Jahres auszuführen und eine zweckmäfsige Schulausgabe zu liefern im Stande gewesen sei. Und das bestätigt sich denn auch bei näherer Untersuchung der Ausgabe leider im vollsten Mafse. Was zuerst den Text betrifft, so kann von einer neuen Recension bei demselben nicht die Rede sein, sondern nur von einer ohne alle bestimmte Principien und ohne alle Gleichmäfsigkeit unternommenen Recognition des oft auch da, wo er auf unsicherer Grundlage beruhte, beibehaltenen Bekkerschen Textes. Das Versprechen die Varianten der oben genannten andern Ausgaben anzuführen ist in dem erwähnten Umfange ganz unerfüllt geblieben; denn erstens die Vulgata wird nur sehr selten erwähnt; sie bleibt sehr häufig selbst dann ungenannt, wenn Haacke, dessen Abweichungen der Herausg. sorgfältig zu verzeichnen versprochen hat, mit ihr übereinstimmt; endlich die Abweichungen des Textes des Rec. sind zwar häufiger angegeben, aber doch auch nicht selten verschwiegen. Unter den oben erwähnten kritischen Collectaneen von einem Vierteljahrhundert ist nichts weiter als die schon zu der Uebersetzung gröfstentheils angeführten ähnlichen Stellen anderer Schriftsteller zu verstehen. Was die Anmerkungen betrifft, so leiden sie erstens an dem grofsen Mangel, dafs Hr. Bloomf. alle geschichtliche, geographische, chronologische, antiquarische Erläuterungen, sofern sie nicht durch die Kritik oder grammatische Erklärung in ein paar einzelnen Stellen herbeigeführt worden sind, von seinem Plan gänzlich ausgeschlossen hat, in dieser Hinsicht auf die Uebersetzung verweisend. Aber auch in exegetischer und grammatischer Hinsicht haben diese Anmerkungen viele Mängel, man mag nun auf die Auswahl oder auf die Beschaffenheit sehen. Was erstere betrifft, so schweigt der Herausg. theils in einer be-

Digitized by Google

trächtlichen Anzahl von Stellen ganz, wo entweder die Leser, für welche er seine Ausgabe bestimmt hatte, oder sogar Gelehrte eine Anmerkung vermissen; dagegen findet sich vieles Unnütze, namentlich reichliche lexicalische Citate über ganz gewöhnliche Wörter und Redensarten, die noch dazu wiederholt werden; grammatische Anmerkungen über Dinge, welche keinem Schüler, dem man den Thucydides zu lesen giebt, unbekannt sein können, auch diese zum Theil öfter wiederkehrend; endlich Uebersetzungen und Paraphrasen leichter Stellen. Wenn aber die Beschaffenheit der Anmerkungen zu betrachten ist, so ist zwar anzuerkennen, dafs der Verf. in dem Jahre, welches zwischen der Bekanntmachung seiner Uebersetzung und dieser Ausgabe verflossen war, einige grammatische Studien gemacht zu haben scheint. Denn während in den Anmerkungen zu jener Uebersetzung von Benutzung neuer grammatischer Werke kaum eine Spur sich zeigt, ist in dem spätern Werke Matthiae's Grammatik, freilich nach der 1sten Ausgabe (da doch die 2te schon im Jahre 1827 erschienen ist, und also in England 1830 nicht mehr unbekannt sein konnte), nicht selten citirt. Aber der Herausg. ist freilich nicht in den Geist dieses Werkes eingedrungen, und hat lang eingewurzelte unbegründete Meinungen nicht ausrotten können. Daher finden sich dieselben falschen und veralteten Vorstellungen von der Ellipse; daher urtheilt er über grammatische Dinge, besonders über syntaktische Regeln und den Gebrauch der Partikeln, bald geradezu falsch, bald ohne hinlängliche Bestimmtheit; daher giebt er nicht selten in streitigen Stellen nicht die eigentlichen Schwierigkeiten an, sondern geht zu kurz über dieselben hinweg, oder liefert eine Uebersetzung, aus der man nur ungefähr den Sinn, aber nicht den grammatischen Zusammenhang des Einzelnen ersehen kann. Die Beweise für diese gegebene Charakteristik dieses Werkes kann man in der ausführlichen Recension desselben finden, welche Rec. in der Allg. Schulz. 1833. Jan. Abth. II. no. 3 ff. geliefert hat. Es erhellt hieraus, dafs das Buch auch für die, welche des Englischen kundig genug sind, nicht als Handausgabe zu gebrauchen ist. Wohl aber werden die Ausleger des Thucydides daraus die oben gerühmten Citate und einzelne Erklärungen vortheilhaft benutzen können, wenn sie zu diesem Zwecke nicht lieber die Uebersetzung desselben Gelehrten gebrauchen wollen. Eigentlich können sie jedoch weder das eine noch das andere Werk entbehren, da in dem spätern die Sachanmerkungen und auch einzelne brauchbare sprachliche Bemerkungen der Uebersetzung fehlen, hingegen theils manche neue Citate gegeben, theils frühere Erklärungen und Muthmafsungen zurückgenommen, und andere dafür aufgestellt sind. Rec. hat aus beiden Werken alles, was er brauchbar oder doch bemerkenswerth fand, in seinen Commentar aufgenommen, aufser dafs er die Ausgabe bei der Ausarbeitung des Commentars zu dem ersten Buche noch nicht benutzen konnte, weshalb er die Ausbeute für dieses Buch an dem angeführten Orte der Allg. Schulzeitung nachgetragen hat.

Wir wenden uns nun zu no. 7. oder der Frankfurter Ausgabe, deren Zweck ist alles dasjenige übersichtlich zusammenzustellen, was bis dahin für Thucydides geleistet worden war. Diese Aufgabe ist in den zwei Bänden, welche den Text mit den Varianten enthalten, im Ganzen befriedigend gelöst. Unter dem Text, bei welchem der Bekkersche zu Grunde gelegt, aber mehrmals nach der Ausgabe des Rec. berichtigt ist, findet sich die vollständige Variantensammlung der gröfsern Bekkerschen Ausgabe, vermehrt durch die Varianten der für die Ausgabe des Rec. verglichenen Leydener und Münchener Handschriften und eine neue Vergleichung der Pfälzer. Die Angaben sind kurz und zweckmäfsig eingerichtet. Nachgetragen sind in der Vorrede zu Band II. noch die Varianten der unten erwähnten Bekkerschen Stereotypausgabe und die Abweichungen, welche sich bei einer neuen Vergleichung der alten Ausgabe (Ald. Bas. Steph. I.) mit den aus denselben schon angemerkten Varianten vorfanden. Dagegen sind die Varianten der von Arnold verglichenen Handschriften, obgleich wenigstens die beiden ersten Bände von dessen Ausgabe im Jahre 1835, wo der 2te Band der Frankfurter vollendet wurde, von der Brönnerschen Buchhandlung daselbst leicht zu beschaffen sein mufsten, nicht nachgetragen. Auch ist die Uebersetzung von Valla zu der Variantensammlung nicht benutzt. Ein anderer wesentlicher Mangel ist, dafs über den Werth und das Verhältnifs sämmtlicher Handschriften nichts gesagt ist, obgleich Rec., dessen Arbeiten über den Thucydides sonst vielfach benutzt sind, über diesen Gegenstand ausführliche von Goeller, Arnold und andern gebilligte Untersuchungen

Digitized by Google

angestellt hat. Die 2te Abtheilung oder die Anmerkungen ist in dem ersten Theile ganz verfehlt. (Vgl. über diesen Theil und den Text die Beurtheilung des Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1830. no. 181 fg.). Der Herausgeber hatte sich vorgenommen „scriptorem nostrum ita adornare, ut Dukeri commentariis quasi fundamentis positis selectae ceterorum editorum animadversiones et novissima quaeque gravioris momenti subsidia, quae passim in singularibus libellis actisque literariis dispersa iacent, diligenter collecta superstruerentur. Quo consilio id nobis videbamur assequi, ut adnotationum corpus conficeretur, si minus ab omni parte absolutum omniumque usibus accommodatum, at ex multis magnisque commentationum voluminibus circumspecte congestum." Aber er nahm in sein Werk aufser dem, was sich in der Dukerschen Ausgabe findet, nur 1) die Anmerkungen von Goeller auf, und zwar diese, aufser wo sie aus Duker, Krueger oder Rec. entlehnt waren, fast vollständig, oft ohne auf die Quelle zurückzugehen, und selbst nicht mit Ausschlufs der zur Erklärung des Thucydides nichts beitragenden Abschweifungen; dazu fügt er 2) die erheblichsten Bemerkungen von Haacke, und Auszüge aus den Prolegomenen und Recensionen des Rec., hin und wieder endlich etwas von Gottleber. Dagegen Abresch, Heilmann, Kistemaker, Levesque, Neophytus Dukas, Gail und andere Ausleger sind, wenn sie nicht von den oben erwähnten Gelehrten angezogen sind, in dem 1sten Bande entweder gar nicht oder so gut wie gar nicht benutzt, obgleich gerade von diesen Werken mehrere schwer zugänglich sind, während die von Haacke und Goeller allgemein zu erlangen waren. Da nun von diesen beiden überdiefs später neue unten anzuführende Ausgaben erschienen sind, in denen sehr viele frühere Behauptungen zurückgenommen, oder anders begründet, oder neue Erklärungen aufgestellt sind, so ist dieser ganze Theil des ersten Bandes jetzt werthlos, wenn man die jetzigen Ansichten jener Gelehrten daraus erkennen will. Dieses ist zwar auch bei dem 2ten Theile der Fall, bei welchem wenigstens die neue Ausgabe von Haacke schon hätte benutzt werden können, was nicht geschehen ist. Sonst aber hat der 2te Theil bedeutende Vorzüge vor dem 1sten. Denn in der Zwischenzeit waren die beiden oben erwähnten Werke von Bloomfield erschienen, von welchen das erste vom Ende des 4ten Buches oder vom Schlusse des 1sten Bandes, das zweite von Buch VI. Kap. 32. an für diese Ausgabe benutzt ist. Aufserdem sind im 8ten Buche auch einige Anmerkungen aus der unter no. 10. angeführten Pariser Ausgabe zu finden. Dann ist dieser Band von dem genannten Kapitel des 6ten Buches an in die Hände eines Mannes gekommen, welcher der Aufgabe offenbar mehr gewachsen war als seine Vorgänger. Daher finden wir in diesem 2ten Bande theils Abresch öfter benutzt, theils anstatt der Anmerkungen von Goeller, wenn sie von Krueger u. a. entlehnt sind, die ursprünglichen öfter aufgenommen, endlich auch mehrmals kurze eigene Bemerkungen des Herausg., die in der Regel richtig sind, eingeschaltet, während der frühere Herausg. sich zur Regel gemacht hatte, selbst nichts hinzuzusetzen, „nisi interdum error tam manifestus occurrebat, ut intactum praetermittere nefas videretur." Ob aber gleich der 2te Theil der Anmerkungen entschiedene Vorzüge vor dem ersten hat, so erfüllt er doch seinen Zweck gleichfalls nur unvollkommen, 1) weil auch hier mehrere der oben genannten älteren Gelehrten zu wenig benutzt sind, 2) weil, wie bemerkt, viele Anmerkungen von Goeller und Haacke jetzt in der Gestalt, in welcher sie gegeben sind, ungültig sind; 3) weil weder die Bemerkungen von Dobree noch die wichtige Arnoldsche Ausgabe hat benutzt werden können; 4) weil aus den Werken Bloomfield's manches Brauchbare unbeachtet gelassen ist. Von geringerem Belange ist, dafs die nur sparsam Gutes enthaltende Pariser Ausgabe erst seit dem 8ten Buche einen kleinen Beitrag zu dieser Sammlung hat beisteuern können, wiewohl in dem 6ten und 7ten Buche einige nicht zu verachtende Anmerkungen über Oertlichkeiten von Syrakus aus jenem französischen Werke zu entnehmen waren. Die griechischen Scholien sind in den beiden bisher erschienenen Abtheilungen oder 4 Bänden dieses Werkes nicht enthalten, und sollen wahrscheinlich später mit Dodwell's Annalen nachgeliefert werden, da auf dem Titel wenigstens noch versprochen sind Scholia Graeca notis Stephani illustrata und Dodwelli Annales Thucydidei ex Corsinii et Clintoni observationibus emendati.

Als diese Ausgabe, welche in einzelnen Heften erschienen ist, noch nicht weit vorgerückt war, wurde die neue von Haacke (No. 8.) vollendet. Dieselbe ist nicht als eine verbesserte Ausgabe der früheren desselben Gelehrten anzusehen, sondern als ein für sich

Digitized by Google

bestehendes Werk; das zunächst dadurch entstanden ist, dafs der Verleger des Seebodischen Textes des Thucydides denselben mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen zu haben wünschte. Der Text ist unendlich berichtigter als in der gröfsern Haackischen Ausgabe und gröfstentheils der des Recensenten; doch ist noch in einer Anzahl von Stellen der Text der Vulgata ohne gehörigen Grund beibehalten. Die Anmerkungen sind theils kritisch, theils, und viel öfter, erklärend, es bleibt bei ihnen jedoch nach Auswahl und Beschaffenheit noch vieles zu wünschen übrig. Sie lassen viele Schwierigkeiten unerläutert, geben mehrmals den Sinn zu unbestimmt und umschreibend an, beachten die Grammatik, welche in einem Schulbuche besondere Berücksichtigung verdient, zu wenig, und verweisen verhältnifsmäfsig nur selten auf die gangbaren grammatischen Lehrbücher, lassen den Schüler auch in Ansehung der Geographie, Antiquitäten und anderer Realien oft im Stiche. In den Erklärungen selbst hat der Herausg. sein Urtheil dem Goellerschen zu sehr untergeordnet, und daher in der Regel die Auslegungen des genannten Gelehrten auch da wiederholt, wo sich ihre Falschheit leicht darthun läfst, und Hr. Haacke zum Theil selbst früher richtiger erklärt hatte. Aus allen diesen Gründen fehlt viel daran, dafs diese Schulausgabe des Thucydides so zweckmäfsig und nützlich sei als z. B. die Wundersche des Sophocles; vielmehr ist eine gut eingerichtete Schulausgabe des grofsen Geschichtschreibers noch immer ein fühlbares Bedürfnifs, dem wir von Hrn. Prof. Rost in der Gothaer Bibliothek der griechischen Klassiker abgeholfen zu sehen hoffen. Einstweilen aber ist doch diese Ausgabe von Haacke, welche man genauer von Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1831. No. 126. fg. beurtheilt finden kann, die einzige, welche nach ihrem Umfange, Beschaffenheit und Preise für Schulzwecke brauchbar ist, wenn man sich nicht mit dem blofsen Texte begnügen will.

Die zunächst erschienene ist die Bekkersche Stereotypausgabe. (No. 9.) Diese enthält aufser dem Text des Schriftstellers und seiner 2 alten Lebensbeschreiber und aufser Duker's Index historicus nichts als Varianten. Diese Varianten aber erstrecken sich nicht wie in der gröfsern Bekkerschen Ausgabe, über alle bis dahin verglichene Handschriften des Thucydides, sondern nur über 7 von dem Herausgeber selbst eingesehene. Dieses sind 1) vier von Hrn. Bekker schon zu der früheren Ausgabe in derselben Ausdehnung benutzte Italienische; 2) drei, von welchen *eine* der Herausg. früher nur einem kleinen Theile nach, zwei noch gar nicht selbst collationirt hatte. Jenes ist E. oder cod. Palatinus, von welcher Handschrift Hr. Bekker früher nur B. III und IV. verglichen hatte, jetzt aber eine vollständige Vergleichung giebt. Die ganz neu hinzugekommenen eigenen Collationen sind von F. oder Augustanus (jetzt Monacensis 430) und von G. oder Monacensis 228 (ehemals 287.). Diese neue Vergleichungen sind defshalb von geringerem Werthe, weil alle genannte drei Handschriften schon von andern Gelehrten benutzt worden sind. Denn aus der Pfälzer hat schon Rec. eine über alle Bücher sich erstreckende Variantensammlung erhalten und bekannt gemacht, und hernach ist dieselbe Handschrift, wie oben bemerkt, zu der Frankfurter Ausgabe des Thucydides aufs neue sorgfältig zu Rathe gezogen worden. Aus der Augsburger Handschrift waren bekanntlich schon zu der Gottleberschen Ausgabe die verschiedenen Lesarten ausgezogen worden. Endlich aus der Münchener Handschrift (bei Rec. m.) hatte Goeller die wichtigsten Abweichungen an den Rand seines Exemplares der Leipziger Quartausgabe geschrieben, und Unterzeichnetem gefälligst zur Benutzung überlassen. Nun waren zwar alle diese Vergleichungen mit Ausnahme der Morstädtschen des cod. Palatinus zu der Frankfurter Ausgabe nicht genau genug, und es konnte nicht fehlen, dafs, da in der Augsburger und Pfälzer Handschrift die erste Hand oft durch Aenderungen eines Correctors unleserlich geworden ist, und die Münchener sich überhaupt in einem sehr schlechten Zustande befindet, ein Gelehrter, der in dem Lesen der Manuscripte so grofse Fertigkeit erlangt hat wie Hr. Bekker, den gegenwärtig wohl niemand hierin übertrifft, manches neu auffinden mufste, was dem weniger geübten Auge seiner Vorgänger entgangen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung).

Doch sind die neu aufgefundenen Varianten nur entweder offenbare Schreibfehler, oder Bestätigungen schon bekannter Lesarten. Der Text nun ist von dem Herausg. nach diesen Varianten einer neuen Revision unterworfen, und in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Stellen verändert worden, am häufigsten in den letzten Büchern, wo noch consequenter als früher die Vatikanische Handschrift zur Richtschnur genommen ist, und die Lesarten dieser, wo sie die der übrigen Handschriften an Güte nicht übertreffen, sondern ihnen nur gleichkommen, noch öfter als früher aufgenommen sind. Ein Theil der vorgenommenen Veränderungen stimmt mit dem Text des Rec. überein; einige andre, zum Theil gleichfalls schon in den Anmerkungen gebilligte, wird er unten empfehlen; ein beträchtlicher Theil betrifft nur die Wortstellung und den fehlenden oder zutretenden Artikel bei Eigennamen, worüber sich beim Widerstreit der besten Handschriften selten etwas mit Gewifsheit entscheiden läfst, in der Regel aber eine einzelne, wenn auch treffliche, Handschrift kein Gehör zu verdienen scheint; auch mehreren andern kann er nicht beistimmen, von welchen einige auch Arnold gut widerlegt, z. B. VIII, 96. *Βοιωτίας* statt *Εὐβοίας*. Sehr selten (wie einmal III, 107.) ist die Vulgata gegen die guten Handschriften ohne Grund beibehalten. Oft sind Aenderungen in Ansehung der Elision und des Hiatus vorgenommen, ohne dafs man wissen kann, nach welcher handschriftlichen Autorität dieses geschehen ist, da der Herausg. alle hierauf, so wie auf *ἐς* und *εἰς*, *γίγνομαι* und *γίνομαι* und ähnliche orthographische Dinge bezügliche Varianten, wie in der gröfseren Ausgabe, ganz übergangen, und anderes der Art, wie *σύν* statt *ξύν*, noch seltener als dort erwähnt hat. Auch bei wichtigerern Dingen darf man sich auf das Stillschweigen des Herausg. nicht sehr verlassen. Man sollte freilich erwarten, dafs, wo keine Variante angegeben ist, alle Handschriften, deren Lesarten in dieser Ausgabe enthalten sein sollen, mit der im Text befindlichen Lesart übereinstimmten, und wo die Abweichung einer oder der andern dieser Handschriften angegeben ist, alle übrige die Texteslesart enthielten; dafs dieses aber keinesweges durchgängig der Fall ist, sondern mehrmals keine Variante angegeben ist, wo nur eine oder die andre oder wohl gar keine der benutzten Handschriften so liest, wie im Texte steht, und noch öfter für eine Variante nicht alle benutzte Handschriften angegeben sind, in denen sie enthalten ist, hat Rec. durch Vergleichung der gröfsern Bekkerschen Ausgabe und der Varianten der Pfälzer Handschrift in der ihm zugekommenen und der von Morstadt besorgten Collation an einer genügenden Anzahl von Beispielen nachgewiesen in der Beurtheilung in der Allg. Schulzeitung 1832. Abth. II. No. 127.

Ueber No. 10. oder die Didotsche Ausgabe und Uebersetzung des Thucydides hat Unterzeichneter in diesen Blättern 1836. No. 77—79. ausführlich gesprochen, und gezeigt, dafs der Text sehr mangelhaft ist, die Anmerkungen für Deutschland nur sehr wenig Brauchbares darbieten, und grofse Unkunde der Grammatik verrathen, die Uebersetzung in einzelnen Stellen oft den Sinn verfehlt, aber ihrer ganzen Form nach besser als die frühern französischen ist. Rec. hat dieses Werk zu dem Commentar seiner Ausgabe von Buch IV. an benutzt; was sich etwa in den 3 ersten Büchern Gutes findet, soll in den Nachträgen erwähnt werden.

Bei weitem das Vorzüglichste, was das Ausland in der neuesten Zeit für den Thucydides hervorgebracht hat, ist No. 11. oder die Ausgabe von Ar-

Digitized by Google

nold. Dieser Gelehrte steht allein unter den Ausländern, welche das Werk des Thucydides bearbeitet haben, im Allgemeinen auf dem jetzigen Standpunkte der Philologie, und ist mit den Leistungen der Deutschen in diesem Fache nicht nur in grammatischer, sondern auch in antiquarischer Hinsicht vertraut, wie er denn unter den Werken, aus welchen ein Herausgeber des Thucyd. vielen Nutzen ziehen könnte, aufser Matthiae's Grammatik und Lobeck's Phrynichus unter andern nennt Boeckh's Staatshaushaltung, Otfr. Müller's Aeginetica, Orchomenus und die Dorier, Schoemann's Comitia Atheniensium, Wachsmuth's hellenische Alterthumskunde, Kruse's Hellas, welche Werke mit Ausnahme des letzten oder vielleicht der beiden letzten auch in einzelnen Stellen mehrmals citirt werden. Ueber seinen Plan erklärt sich der Herausg. in der Vorrede zu dem ersten Bande folgendermafsen. Sein ursprünglicher Zweck sei gewesen die Geschichte und Geographie des grofsen Geschichtschreibers zu erläutern, ohne in Fragen der philologischen Kritik einzugehen. Für die Geographie namentlich habe er einige gute Materialien zu besitzen oder zu erlangen gehofft, und sich in letzterer Hinsicht auch nicht getäuscht, da er den Herren W. Gell, Kapitän Smyth, Kapitän Beaufort und Hawkins sehr viel verdanke. Aufser diesen Sacherläuterungen habe er jedoch auch einige Erklärungen der grammatischen Schwierigkeiten beifügen wollen. In kritischer Hinsicht mache das Werk geringe Ansprüche. Sein vorzüglichster Zweck sei, wie S. XVI. noch einmal mit bestimmten Worten erklärt wird, die historischen und geographischen Schwierigkeiten des Thucydides so zu erläutern, dafs ein neuer Leser in den Stand gesetzt würde, seine Erzählung vollkommen zu verstehen, und in die Gedanken und Gefühle der Zeiten, auf welche sie sich beziehe, einzugehen. — Was nun die Erreichung dieses Zweckes und die Leistungen des Herausg. überhaupt betrifft, so möchte Rec. von denselben dasjenige, worauf Hr. Arn. einen geringern Werth legt, nämlich die Behandlung des Textes und Zusammenstellung des kritischen Materials und die philologische Erklärung des Sinnes nebst der Rechtfertigung desselben durch Parallelstellen des Thucyd., zum Theil höher anschlagen, als das, was derselbe sich eigentlich zum Ziel gesetzt hat, namentlich wenn man bei letzterem mehr auf die Geschichte und die Antiquitäten als auf die Geographie sieht, welche letztere allerdings durch die mitgetheilten neuern Küstenaufnahmen einiger Gegenden einzelne sehr schätzbare Erläuterungen, namentlich in Bezug auf Amphipolis und Syrakus, auch auf Pylos, bei welchem der Herausg. jedoch eine Hyperkritik zu üben scheint, erhalten hat. Uebrigens tritt die philologische Seite im Fortgange des Werkes immer mehr hervor; es mehrt sich die Zahl der benutzten Handschriften, die sprachlichen Anmerkungen werden im Vergleich zu den sachlichen viel zahlreicher, so dafs endlich zu dem 8ten Buche, welches doch durch den Kampf in Jonien viele Gelegenheit zu geographischen und durch die Staatsumwälzungen in Athen zu historisch-politischen Anmerkungen darbot, nur ein paar einzelne der Art erscheinen. Betrachten wir den Text, die Variantensammlung, die Anmerkungen und Excurse einzeln etwas genauer, und beginnen wir mit dem Text, so ist schon auf dem Titel des vorliegenden Werkes bemerkt, dafs es der Bekkerschen Recension, jedoch nicht ohne Prüfung, sondern mit einigen Veränderungen folge. Diese Veränderungen, deren Gründe nur in wichtigen Punkten und streitigen Stellen angegeben sind, sind grofsentheils die von Rec. vorgenommenen, und können daher von demselben nur gutgeheifsen werden. Er wünschte nur, es wäre sich Hr. Arn. hierin mehr gleichgeblieben, und hätte die Bekkersche Lesart noch in mehrern andern Stellen verändert, wo sie nicht mehr, ja zum Theil noch weniger für sich hat als in denjenigen, in welchen er sie verlassen hat. Im letzten Bande hat er sich noch mehr als früher an Bekker angeschlossen, jedoch zu demselben die neue Recognition des Bekkerschen Textes in der Stereotypausgabe benutzt, und mehrmals, wie unten bei Beurtheilung der Goellerschen Ausgabe gezeigt werden wird, die Lesart dieser statt der der ersten Bekkerschen Ausgabe aufgenommen, jedoch ohne sich hierin gleich zu bleiben, indem er bei Lesarten, deren Wahl gröfstentheils von der Ansicht, die man über die Vatikanische Handschrift hat, abhängig ist, bald dem einen bald dem andern Bekkerschen Texte folgt. Die Variantensammlung umfafst theils die von andern zusammengestellten verschiedenen Lesarten, theils diejenigen, welche der Herausg. durch eigene Vergleichung von Handschrif-

Digitized by Google

ten neu zusammengebracht hat. Mit der Art der Angabe der ersteren kann man nicht genug zufrieden sein. Denn sie ist in den beiden ersten Bänden fast nichts als ein unveränderter Abdruck der Variantensammlung der ersten Bekkerschen Ausgabe mit allen zahlreichen Versehen, welche sich in diese eingeschlichen hatten. Nur wenn Recensent in seiner Ausgabe nicht stillschweigend, sondern ausdrücklich solche Versehen verbessert hatte, sind diese Verbesserungen benutzt. Die Varianten der von Bekker bis dahin noch nicht gebrauchten, aber zu der Ausgabe des Recensenten verglichenen Handschriften, wie in Buch I. II. des cod. Pal. und in Buch I — III. der Münchener Handschriften, sind nicht nachgetragen; auch ist die Baseler Handschrift von Buch III — V. zu Ende, wie bei Bekker, übersehen. Im 2ten Bande oder zu Buch IV. V. sind schon die Varianten der Leydener und der Münchener Handschrift m. aus der Ausgabe des Rec. nachgetragen, doch nicht vollständig, namentlich jene dann nicht, wenn die Lesart des Codex aus dem Stillschweigen des Collators sich ergiebt, und Rec. sie in Parenthesenzeichen angegeben hat. Endlich in den letzten Büchern sind die Varianten der gröfsern Bekkerschen Ausgabe nach der Stereotypausgabe berichtigt und ergänzt, jedoch nicht immer. Die neuen Collationen des Herausg. haben sich auch im Fortgange der Zeit vermehrt. Als er den ersten Band herausgab, hatte er von dem codex Laurentianus (bei Bekker), dessen Collation bei Bekker nur bis zu Ende des 2ten Buches reicht, Buch 3. und 4. vergleichen lassen; ferner hatte er selbst zu Parma die 30 ersten Kapitel des 4ten Buches und einige der merkwürdigsten Stellen der übrigen Bücher in einer dortigen Handschrift, endlich in einigen wenigen Stellen auch 2 einige Jahre vorher aus Venedig nach Oxford in die Bodlejanische Bibliothek gekommene Manuscripte verglichen. Von diesen Handschriften kann die Laurentianische aus der Bekkerschen Ausgabe und der Classification des Rec. als bekannt genug angesehen werden; der cod. Parm. ist sehr neu, und stimmt am meisten mit den Pariser Handschriften d. und i. überein; die der Oxforder Bibliothek sind gleichfalls sehr neu, kommen mit den Manuscripten der schlechtesten Klasse überein, und haben daher gar keinen Werth. Man sieht hieraus, dafs zur Zeit der Herausgabe des 1sten Bandes Hr. Arn. nur sehr unbedeutendes neues kritisches Material zusammengebracht hatte. Viel günstiger hat sich das Verhältnifs bei den folgenden beiden Bänden gestaltet; denn in der Zwischenzeit hat der Herausg. Gelegenheit gehabt mehrere andere und zum Theil werthvollere Manuscripte zu benutzen. Erstens nämlich hat er sich eine vollständige Collation der Venetianischen Handschrift (bei dem Herausg. V.) verschafft, von welcher Zanetti einige von Rec. in seine Ausgabe aufgenommene Proben gegeben hatte. Rec. hatte aus diesen Proben gezeigt, dafs diese Handschrift mit der Clarendonianischen (bei Bekker N.) sehr übereinstimmen müsse. Dieses ist jetzt vollständig bestätigt, wie Hr. Arn. in der Vorrede zu Band II. S. VI. ff. darthut. Aufser dieser Handschrift befinden sich in der St. Marcusbibliothek noch vier andre des Thucydides, von Hrn. Arn. mit den Buchstaben W. X. Y. Z. bezeichnet. Von diesen hat er W. in einigen Kapiteln des 4ten Buches verglichen, X., welches Bekker's Marcianus oder D. zu sein scheint, in 15 Kapiteln des 4ten und einigen 20 des 8ten Buches, Y. und Z. nur in einigen einzelnen Stellen. Man ersieht hieraus, dafs dieses nur Proben von Varianten sind; auch sind diese 4 Codices von geringem Belange. Eben so sind nur Proben einer Turiner Handschrift gegeben, welche der Herausg. zu einigen wenigen Kapiteln des 8ten Buches und ein paar einzelnen Stellen eingesehen hat. Wichtiger ist die neue Vergleichung der oben genannten Clarendonianischen Handschrift in Buch 6. 7. 8. Dazu kommt die Benutzung einer andern Cambridger, bei dem Herausg. mit T. bezeichnet, im 4ten Buche und anderwärts. Endlich sind noch Proben aus 2 andern englischen Manuscripten, die sich in der Bibliothek von Hrn. Severn („of Thenford House, near Banbury") befinden, gegeben. Die Ausbeute, welche alle diese Handschriften gewähren, ist zwar nicht grofs. Denn die allein schätzbaren sind die Clarendonianische und die Venetianische V., und von diesen ist die erstere schon von Hudson verglichen worden, zwar ungenau, aber doch so, dafs die wichtigsten Lesarten derselben mit wenigen Ausnahmen von ihm angemerkt sind; die Venetianische aber ist, wie bemerkt, dieser bis auf Kleinigkeiten gleich. Dennoch ist durch diese Vergleichungen einigen früher auf spärlicher Autorität oder

Digitized by Google

wohl gar (wie einmal VIII, 94.) auf Muthmafsung beruhenden Lesarten mehr äufsere Begründung verschafft, und die hier und da zweifelhafte Genauigkeit Hudson's entweder bestätigt oder widerlegt worden. Alle diese Varianten Arnold's übrigens hat Rec. in den Commentar seiner Ausgabe, die des cod. Clarendonianus zu Buch 6—8 mit Zuziehung einer 3ten Vergleichung, die er Bloomfield's Güte verdankt, aufgenommen mit Ausnahme der nachträglich von dem englischen Gelehrten im 2ten Bande gelieferten verschiedenen Lesarten der Venetianischen Handschrift V. zu Buch 1—3., welche in den Nachträgen nachgeliefert werden sollen. Doch es ist Zeit, dafs wir uns von dem Text und den Varianten der genannten englischen Ausgabe zu kurzer Betrachtung der Anmerkungen und Excurse wenden. Jene bestehen theils in den wichtigsten von Wasse und Duker und in sehr wenigen von Goeller oder Rec. entlehnten in lateinischer Sprache, theils in den eigenen zahlreichen des Herausg., die englisch geschrieben sind. Letztere sind theils sprachliche, theils sachliche, jene wiederum theils kritisch, theils grammatisch, theils exegetisch, diese sowohl historisch, als geographisch, als antiquarisch. Die kritischen sind nicht zahlreich, da der Herausg. gröfstentheils, nicht blofs, wo er den meisten und besten Handschriften folgt, sondern auch, wo er von diesen abweicht, aber mit Bekker oder Rec. übereinstimmt, die Gründe anzugeben unterlassen hat. In grammatischer Hinsicht ist schon oben anerkannt worden, dafs der Verf. die Bemerkungen der neuesten deutschen Philologie aufmerksam berücksichtigt hat. Ob er aber gleich deshalb seinen Landsmann Bloomfield im Grammatischen weit übertrifft, so hatte er bei dem ersten Bande das Gelesene noch nicht ordentlich in sich verarbeitet, und sich noch nicht auf den Standpunkt, welchen das grammatische Studium der griechischen Sprache in Deutschland wenigstens erlangt hat, erhoben. Dieses ergiebt sich schon daraus, dafs er in jenem Bande, obgleich er nur eine sehr kleine Anzahl grammatischer Noten, die nicht zur Begründung der Lesarten oder zur Rechtfertigung der Erklärung nothwendig schienen, gegeben hat, doch einzelne lange Auszüge aus sehr bekannten grammatischen Untersuchungen mitgetheilt oder eigene weitläuftige Noten über ganz bekannte Dinge geliefert hat. Noch sichtbarer aber wird dasselbe aus mehrern wunderbaren Annahmen, die sich bei ihm in jenem Bande finden, namentlich in Ansehung der casus absoluti, der Partikeln u. dergl. Aber in diesen Beziehungen hat der Herausg. nach dem Erscheinen des ersten Bandes offenbar Fortschritte gemacht; denn in dem zweiten und dritten kommen alle diese Mängel theils seltener vor, theils verschwinden sie, wie denn der Herausg. z. B. den seltsamen Nominativus absolutus, den er zu II, 3. in den Worten VIII, 102. *τὴν δίωξιν εὐθὺς ποιούμενοι* angenommen hatte, in der Anmerkung zu letzterer Stelle zurückgenommen hat. Die den Sinn erläuternden Anmerkungen sind schon im ersten Bande lobenswerth. Der Herausg. hat in mehrern Stellen den richtigen Sinn zuerst entwickelt, und da, wo verschiedene Auslegungen gegeben worden sind, stimmt er gewöhnlich der zu billigenden bei, wie dieses mehrere unten bei Beurtheilung der Goellerschen Ausgabe vorkommende Stellen lehren werden. Er erklärt dabei mit Recht seinen Schriftsteller gern durch dessen eigene Worte, und führt deshalb gute Parallelstellen an. Doch ist bei der Erklärung das gehörige Mafs nicht selten nicht beobachtet worden; denn zuweilen wird von sehr schwierigen Stellen nur eine englische Uebersetzung geliefert ohne Andeutung der Schwierigkeiten und der verschiedenen Auslegungen; mehrmals wird auch der Sinn nur ungefähr angegeben; dagegen werden bisweilen lange Noten über ziemlich klare Sätze beigefügt. Von den historischen und geographischen Anmerkungen ist schon oben bemerkt, dafs sie gegen das Ende sehr selten werden; aber selbst in dem ersten Bande ist die Zahl derselben in Vergleich zu den grammatisch-exegetischen nur klein, so dafs die Bezeichnung der Anmerkungen als *chiefly* historical and geographical auf dem Titel offenbar unrichtig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung.)

Wahrscheinlich soll damit zugleich auf die geographischen und antiquarischen Excurse hingewiesen werden; aber auch mit Zuziehung dieser darf man nicht etwa hoffen einen fortlaufenden historischen und geographischen Commentar zu Thucydides zu erhalten; vielmehr sind viele der wichtigsten hier eintretenden Fragen ganz unerörtert geblieben, indem z. B. aufser dem, was oben in Ansehung des 8ten Buches erinnert ist, über den Excurs des Thucydides in Bezug auf den Zeitraum zwischen dem persischen bis zum peloponnesischen Kriege, über die Geographie des nord-westlichen Griechenlands, von welchem viele wenig bekannte Theile in den ersten Büchern des Thucydides vorkommen, über Chalcidice und was unser Geschichtschreiber sonst τὰ ἐπὶ Θρᾴκης nennt, mit Ausnahme von Amphipolis, ferner über das Reich der Odrysen und die diesem benachbarten Gegenden, in welchen auch nach Gatterer's von dem Herausg. nicht benutzten Untersuchungen noch manche Punkte aufzuklären blieben, nichts oder so gut wie nichts gesagt ist. In den Excursen zeigt sich im Fortschritte des Werkes, wie in den philologischen Anmerkungen, dafs der Vf. in der Zwischenzeit das für einen Leser des Thucydides Brauchbare von dem Unbrauchbaren mehr hat scheiden lernen, und von der Vorliebe zu unfruchtbaren Hypothesen und zu Vergleichungen verschiedenartiger Verhältnisse zurückgekommen ist. Denn die Anhänge, welche zu Ende des 1sten Theiles auf eine schätzbare längere nachträgliche Anmerkung über III, 84. folgen, sind mit Ausnahme weniger Theile alle 3 unfruchtbar und, wie es scheint, daraus hervorgegangen, dafs der Vf. von Bewunderung der Niebuhrschen Geschichte erfüllt, auf ähnliche Weise gewisse dunkele Partien der griechischen politischen Verhältnisse erläutern wollte. Dieses geschieht aber theils so, dafs Beispiele der verschiedensten Völker und Zeiten herbeigezogen werden, theils kühne Vermuthungen mit gläubiger Annahme mancher in der neuern Zeit nicht mit Unrecht bezweifelten Sagen sich paaren. Es handeln aber diese Anhänge 1) über die Umgestaltung der erblichen Königsherrschaften in Griechenland und ihren Uebergang in Tyrannenherrschaften zu I, 13., 2) über die Verfassung von Sparta, 3) über die attischen Demen und die alte Verfassung von Athen. Aus allen ist aufser einigen Hypothesen nichts zu lernen, was nicht klarer und kürzer in deutschen Werken entwickelt wäre. Dagegen sind die Excurse zu Band 2. und 3. alle schätzbar. Zu jenem finden sich Abhandlungen 1) über die Küste von Megara nebst einigen Worten über die Küste von Corinth südlich von Cenchreä; 2) über die Umgegend von Sphacteria; 3) über die Umgegend von Amphipolis; 4) über die Zeit der pythischen Spiele; 5) über die Ruder der alten Triremen; aufserdem die oben erwähnte nachträgliche Vergleichung der Venetianischen Handschrift V. zu Buch I — III. Im 3ten Bande ist nur *eine* gleichfalls schätzbare Abhandlung zur Erläuterung der Karte und Belagerung von Syrakus vorhanden. Die beigefügten Karten sind folgende: zum 1sten Bande 1) Map of the passes between Attica and Boeotia, 2) Plan of the isthmus of Corinth, 3) Plan of the north anchorages of Santa Maura; zum 2ten Bande, 1) Sketch of the neighbourhood of Amphipolis, 2) Coast of Megara; 3) Plan of the Paleocastro of Navarino, 4) Plan of the port of Navarino, 5) Sketch of the Corinthian coast south of Cenchreae; zum 3ten Bande 1) Sketch taken from the great harbour of Syracuse, 2) Plan of Syracuse and the adjacent country shewing the site of the ancient walls, 3) Conjectural plan of the Athenian operations before Syracuse. Diese auf neue Aufnahmen gegründete Karten sind eine besondere Zierde des Arnoldschen Wer-

Digitized by Google

kes, dessen Beurtheilung Rec. hier schliefst, indem er nur noch hinzufügt, dafs er die Belege zu den oben ausgesprochenen Urtheilen, soweit sie sich auf den ersten Band beziehen, in der ausführlichen Recension dieses Bandes gegeben hat, die in Jahn's neuen Jahrbüchern der Philologie Jahrg. II. B. V. Heft 2. S. 143 ff. enthalten ist; über das, was von den beiden folgenden Bänden eben gesagt ist, Belege aufser denen, welche die folgende Beurtheilung darbieten wird, hinzuzufügen scheint eben so wenig nöthig, da, wiefern sie sich von dem 1sten Bande unterscheiden, dieses nach dem Obigen nur auf vortheilhafte Weise der Fall ist, was ein Rec. leichter auf sein blofses Wort geglaubt zu sehen hoffen darf, als wenn er Tadel auszusprechen hat.

Dagegen wird Unterzeichneter von dem bisher in diesem Ueberblicke der neuern Literatur des Thucydides beobachteten Verfahren den Urtheilen keine Belege hinzuzufügen in Ansehung des allein noch übrigen Werkes oder der neuen Goellerschen Ausgabe (No. 12.) abweichen müssen, da er über diese allein von allen oben aufgeführten Schriften sich noch nicht anderwärts ausführlicher ausgesprochen hat. Zuerst ist anzugeben, wie sich der Herausg. selbst in der Vorrede über seine Leistungen dieser 2ten Ausgabe und die benutzten Hülfsmittel erklärt. Er bemerkt dort, er habe eine neue Lebensbeschreibung des Thucyd. verfafst, in welcher er in wichtigen Dingen von Krueger abgewichen sei. Die alten Lebensbeschreibungen des Marcellinus und des Ungenannten erschienen jetzt verbessert und, wo es nöthig befunden worden sei, durch Anmerkungen erläutert. Es sei ferner sein Hauptbestreben gewesen den Text des Schriftstellers so berichtigt als möglich zu geben, und durch zweckmäfsige Interpunction sein Verständnifs zu erleichtern. In dem Commentar, den er ganz neu ausgearbeitet habe, sei viel Neues zugesetzt, viel weniger Nützliches oder Falsches weggeschnitten, alles besser geordnet, so dafs es an einer bestimmten Stelle zu finden wäre. Bei der Sacherklärung habe er häufig auf neue vorzügliche Werke verwiesen, bei wichtigen Dingen aber auch ausführliche Erläuterungen hinzugefügt, wobei er zur Erklärung der Lage der Oerter und Gegenden die neuesten Reisebeschreibungen und besonders das Werk von Arnold benutzt habe, auch zur gröfsern Veranschaulichung Karten (B. I. Corcyra, Minoa und Nisaea, Plataeae und die benachbarte attisch-böotische Grenze, die Umgegend des ambracischen Meerbusens, der Hafen von Navarin, Thea, B. II. Amphipolis, Lesbus mit der gegenüber liegenden Küste, Piraeeus, ein Theil von Argolis und Arcadien, Syracus, der Isthmus von Corinth, also nur theilweise von Arnold entlehnt), hinzugefügt habe. Die Dodwellsche Chronologie sei mit Benutzung der hierher gehörenden Werke mehrmals berichtigt. Auch in geschichtlicher Hinsicht sei, was zur Erläuterung des Schriftstellers dienen könnte, beigefügt. In grammatischer Hinsicht sei auf die allgemein gebräuchlichen Bücher verwiesen, aufer wo ein kritisches Bedenken, oder ein besonderer Sprachgebrauch des Schriftstellers, oder die ungenügende Erörterung eines Gegenstandes in den Grammatiken, oder ähnliche Gründe nicht verstattet hätten mit einem blofsen Citate sich zu begnügen. Alle abweichende Auslegungen anzuführen sei theils widrig (taedii plenum) theils des beschränkten Umfanges des Werkes wegen unausführbar gewesen; in Ansehung der schwierigen Stelle III, 31. jedoch werden die verschiedenen Erklärungen noch nachgetragen. Nachdem aufserdem bemerkt ist, der Index grammaticus sei jetzt von dem Index verborum getrennt, und ein Index rerum hinzugefügt, wird zum Schlufs von dem Herausg. bedauert, dafs er einige kürzlich erschienenen Werke über Thucydides nicht habe benutzen können. Namentlich habe er den Commentar des Rec. zu Buch IV und V zu spät erhalten, die beiden Bloomfieldschen Werke habe er nur theilweise zu Rathe ziehen können, die Adversarien Dobree's nur in so weit, als Arnold etwas daraus angeführt habe.

So weit die eigenen Aeufserungen des Herausg. über sein Werk. Rec. will dasselbe jetzt mit Uebergehung der Lebensbeschreibung des Thucyd. dem Texte und den Anmerkungen nach prüfen. Jener hat unstreitig gegen die erste Ausgabe in einer beträchtlichen Anzahl von Stellen gewonnen, indem der Herausg. theils mehrmals da, wo er sich früher an Bekker angeschlossen, Rec. aber gezeigt hatte, dafs die Vulgata nicht zu ändern, oder seltener, dafs sie zu ändern war, dieses gethan hat, theils in einigen wenigen Stellen, in welchen er früher ohne Grund von Bekker abgewichen war, nun diesem gefolgt ist, beides gewöhnlich wie Arnold. Von ersterer Art sind im 8ten Buche folgende Stellen: Kap. 5. αὐτός statt αὖθις hergestellt (s. Arn.) und Ἀρταξέρξῃ statt Ἀρτοξέρξῃ,

Digitized by Google

Kap. 13. zu Anf. *αἱ* vor *ἀπό* hergestellt, wo aber der Artikel wie bei Rec. und Arn. in Klammern eingeschlossen sein sollte, wenn Hr. Goell. nicht in der Anmerkung angeben wollte, dafs derselbe in mehrern guten Handschriften fehlt; Kap. 14. *λεγομένων λόγων* statt *γενομ. λόγ.*, Kap. 23. und 100. *Ἔρεσον* und *Ἔρεσος* statt *Ἔρεσσον* und *Ἔρεσσος*, gleichfalls Kap. 23. *τὸν ἑαυτοῦ στρατόν* statt *τὸν ἑαυτοῦ στρατὸν πεζόν*, Kap. 35. *ἀφεστήκει ἤδη ὑπὸ Τισσαφέρνης*, wie jetzt auch Bekker, statt *ἀφ. ἤδ. ἀπὸ Τ.*; Kap. 48. ist *ἦλθε* und Kap. 50. *κοινοῦσθαι* mit Recht durch Klammern als zweifelhaft bezeichnet; Kap. 66. *προὔσκεπτο*, wie jetzt auch bei Bekk., statt *προὐσκέπτετο* aufgenommen, desgleichen Kap. 76. *προκαθημένης* statt *προσκαθημ.*; Kap. 81. *ἀπ' ἐκκλησίας* statt *ἐπ' ἐκκλ.* hergestellt; Kap. 90. *τὸ ἐντὸς τὸ καινὸν τεῖχος*, wie jetzt auch bei Bekk., statt *τὸ καινὸν τὸ ἐντὸς τὸ τεῖχος* aufgenommen; Kap. 102. *Πρωτεσιλάου*, wie jetzt auch bei Bekk., statt des aus zu weit getriebenem Atticismus ehemals in den Text gesetzten *Πρωτεσίλεω* hergestellt; Kap. 106. *νεκρούς*, wie jetzt auch bei Bekk., statt *τοὺς νεκρούς* aufgenommen. Dazu kommt noch eine Stelle, wo jetzt nach Krueger's und Arnold's Vorgang von Bekker mit Recht abgewichen ist, nämlich Kap. 6. in *αὐτοὶ ἔμελλον πέμπειν* statt *αὐτοῖς ἔμ. π.* Von der 2ten Art, oder Stellen, in welchen früher mit Unrecht von Bekker abgewichen war, sind im 8ten Buche nur drei, Kap. 63. *κατελέλυτο* statt des frühern *κατελύετο*, ebendaselbst *προὐτρέψαντο* und *ἐπαναστάντας αὐτός* statt des frühern *προτρεψάντων* und *ἐπαναστάντες αὐτοί*, endlich Kap. 66. *ὥστε* statt des frühern *ὥς τε*. Aber während alle diese Veränderungen zu billigen sind, kann Rec. doch nicht einräumen, dafs der Herausg. die Worte des Schriftstellers so berichtigt als möglich („quam poteram emendatissima") geliefert habe, und dieses aus 3 Gründen, 1) weil er nicht alle kritische Hülfsmittel benutzt, 2) weil er in mehrern Stellen die richtigere oder mehr begründete Lesart verschmäht, 3) weil er oft in Stellen, deren Lesart unsicher ist, die Varianten nicht angegeben hat. Was nämlich den ersten Punkt betrifft, so hat der Herausg. die Bekkersche Stereotypausgabe nicht zu Rathe gezogen, was um so mehr zu verwundern ist, da dieselbe nicht nur überall leicht zu haben ist, sondern auch von Arnold, dessen Werk unser Verf. benutzte, schon in dem letzten Theile vielfach gebraucht ist. So sind also die richtigeren Lesarten, welche in dieser Stereotypausgabe aufgenommen sind, wenn sie nicht schon von Rec. oder Arn. in den Text gesetzt waren, und mehrmals auch, wie sich unten zeigen wird, wo dieses schon von dem Letzteren geschehen war, vernachlässigt, so dafs in den letzten Büchern der Arnoldsche Text den Goellerschen an Richtigkeit übertrifft, was in den ersten nicht der Fall ist. Aber auch, wo der Herausg. abgesehen von jener Stereotypausgabe das Richtige leicht finden konnte, ist dasselbe mehrmals verschmäht. Hierher gehören erstens einige orthographische Punkte. So ist noch immer *Ἄγις* statt *Ἄγις* was jetzt Bekker aufgenommen hat, geschrieben. S. Rec. Commentar zu IV, 2. So steht noch überall *Θράσυλλος*, ja, so weit Rec. sich entsinnt, selbst ohne eine Angabe der Schreibart mit einem *λ*, obgleich diese schon in den unter dem Text der Ausgabe des Rec. befindlichen Varianten überall in mehrern der besten Handschriften erscheint (VIII, 73. 75. 76. 100. 104. 105.), durch die Arnoldschen Vergleichungen noch mehr Beglaubigung erhalten hat, bei vielen andern Schriftstellern sich findet (s. die Frankf. Ausg. zu VIII, 76.), und von Bekker jetzt in den Text gesetzt ist. Eben so ist noch VIII, 108. *Ἁλικαρνασσέας* statt *Ἁλικαρνασέας* ohne Angabe einer Variante gegen die besten theils früher theils von Arnold verglichenen Handschriften, gegen den Gebrauch des Thucydides und anderer älterer Schriftsteller in solchen Wörtern und gegen die Arnoldsche und Bekkersche Stereotypausgabe geschrieben. Das noch immer Kap. 60. sich findende falsche *Ἐρετρίαν* statt *Ἐρέτριαν* scheint durch ein blofses Versehen stehen geblieben zu sein, da Kap. 95. der richtige Accent hergestellt ist. Eben so, um von diesen orthographischen Dingen zu andern überzugehen, scheint VIII, 17. in *ἐβούλετο — φθάσαι τάς τε ἀπὸ τῆς Πελοποννήσου ναῦς προσαγαγόμενος αὐτοὺς, καὶ τοῖς Χίοις — τὸ ὠγώνισμα προσθεῖναι*, die Auslassung von *τέ* wider Willen des Herausg. aus der ersten Ausgabe in die neue übergegangen zu sein, da in der Anmerk. gesagt ist, Arnold habe die Umstellung dieser Partikel bemerkt, wiewohl dieses nicht erst jener Engländer zu thun brauchte, da Haacke es schon gethan hatte. Kap. 29. in *ἀναγαγόμενος δὲ καὶ ὁ Ἀστύοχος τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ ἐς ὄψε, καὶ προσλαβὼν Χίαν ναῦν μίαν, ἔπλει ἐς τὴν Λέσβον* ist gegen die besten Handschriften und ohne Angabe einer Variante *ἀναγόμενος* geschrieben, wozu das Vorkommen dieser Form in einigen

Digitized by Google

ähnlichen gröfstentheils gleichfalls zweifelhaften Stellen (z. B. Kap. 95., wo Bekk. jetzt aus Vat. ἀναγαγόμενοι) um so weniger berechtigte, da in andern Stellen, z. B. Kap. 19., wo das Particip des Präsens noch etwas mehr Autorität hat, das des Aorists eben so stillschweigend beibehalten ist. Kap. 34. steht geschrieben: Ἐν τούτῳ δὲ καὶ ἡ τῶν Ἀθηναίων στρατιὰ ταῖς ναυσὶν ἐκ τοῦ Κωρύκου περιπλέουσα κατ' Ἀργῖνον ἐπιτυγχάνει τρισὶ ναυσὶ τῶν Χίων μακραῖς· καὶ ὥςπερ ἰδόντες ἐπεδίωκον, καὶ χειμών τε μέγας ἐπιγίγνεται, καὶ αἱ μὲν τῶν Χίων πόλις καταφεύγουσιν ἐς τὸν λιμένα. Hier haben schon mehrere eingesehen, dafs die Worte ὥςπερ ἰδόντες ungrammatisch sind; unser Herausg. aber erklärt sie, in der Hauptsache nach Bauer, also: et quam cito conspectas naves persequuntur, tam continuo tempestas oritur. Allein gegen diese Erklärung hatte schon Haacke erinnert, dafs ὥςπερ nicht, wie ὡς, als Zeitpartikel gebraucht werden zu können scheine. Unser Herausg. versichert zwar dagegen, es enthalte diese Partikel nichts Ungewöhnliches; sie habe vielmehr ungefähr dieselbe Bedeutung wie in der Formel ὥςπερ εἶχε. Aber in dieser ist ὥςπερ entschieden particula comparativa, weshalb man auch Lateinisch sagt *sicut* erat; folglich ist dadurch der Gebrauch desselben als Zeitpartikel nicht im mindesten erwiesen. Zweitens aber widerstrebt dieser Partikel auch das καὶ vor χειμών. Dieses soll continuo heifsen. Allein in den Beispielen des Thucydides, die für diesen Gebrauch angeführt werden, z. B. VIII, 8. ὡς δὲ ἔδοξεν αὐτοῖς, καὶ διεκόμισεν εὐθὺς μίαν καὶ εἴκοσι ναῦς, lehrt schon das hinzugefügte εὐθύς die Unrichtigkeit dieser Erklärung. Besser hat dieses καὶ in dieser Stelle und den ganz ähnlichen von Duker daselbst gesammelten schon Bauer daselbst gefafst. Man vergleiche auch Hartung über die Partik. I. S. 130. Da nun also diese Erklärung nicht zu billigen ist, so hat Bekker jetzt richtig aus der Vatikanischen Handschrift ὡς εἶδον geschrieben. Kap. 48. steht noch ὁ τε Ἀλκιβιάδης, ὅπερ καὶ ἦν, οὐδὲν μᾶλλον ὀλιγαρχίας ἢ δημοκρατίας δεῖσθαι ἐδόκει αὐτῷ, ἢ ἄλλο τι σκοπεῖσθαι ἢ ὅτῳ τρόπῳ — κάτεισι. Dafs aber von dem an sich widrigen dreifachen ἢ das zweite unrichtig sei, hat Rec., dessen Worte der Herausg. beigefügt hat, gezeigt. Ob nun gleich derselbe nichts gegen diese Beweisführung erinnert, und nicht einmal die Art, wie Arnold die Vulgata zu entschuldigen versucht, erwähnenswerth gefunden hat, so ist doch der gewöhnliche Text beibehalten, während Bekker jetzt richtiger aus cod. Vat. οὐδ' aufgenommen hat. Kap. 64. zu Ende steht geschrieben: σωφροσύνην γὰρ λαβοῦσαι αἱ πόλεις καὶ ἄδειαν τῶν πρασσομένων ἐχώρησαν ἐπὶ τὴν ἄντικρυς ἐλευθερίαν, τὴν ὑπὸ τῶν Ἀθηναίων ὕπυλον εὐνομίαν οὐ προτιμήσαντες. Dazu wird bemerkt, Reiske und Arnold billigten ἀπό statt ὑπό, Rec. aber vertheidigte ὑπό in den Anmerkungen zu I, 110, 2. Indefs lehrt Rec. dort keinesweges, *dafs* es beizubehalten, sondern, *wie* es, wenn es von Thucyd. herrühren sollte, zu erklären sei; zu den Varianten unserer Stelle aber hat er bemerkt, dafs ἀπό wahrscheinlich zu billigen sei, und die Worte τὴν ἀπὸ τῶν Λακεδαιμονίων ἐλευθερίαν verglichen; Bekker endlich hat jetzt ἀπό aus der Vatikanischen Handschrift aufgenommen, was auch unser Herausg. hätte thun sollen. Schwieriger ist in derselben Stelle die Entscheidung über die Lesarten αὐτονομίαν und εὐνομίαν; indefs hofft Rec. in dem Commentar zu dieser Stelle zu zeigen, dafs die Gründe Arnold's, durch welche sich Hr. Goell. hat bestimmen lassen das früher aus den besten Handschriften nach Bekker's Vorgange aufgenommene αὐτονομίαν wieder zu verdrängen, nicht zureichend sind. Kap. 69. wird gelesen: τοὺς τετρακοσίους ἤδη ὕστερον τρόπῳ τοιῷδε ἐς τὸ βουλευτήριον ἐςήγαγον. ἦσαν δ' Ἀθηναῖοι πάντες ἀεὶ οἱ μὲν ἐπὶ τείχει u. s. w. Dafs aber das δέ nicht richtig sein könne, da man entweder γάρ oder keine Partikel erwartet, hat Rec. gezeigt. Arnold räumt dieses ein, wenn man nicht eine Parenthese und nach derselben eine verwirrte Construction annehmen wolle, und er hat, wie Bekker in der Stereotypausgabe, δ' eingeklammert; unser Herausg. aber schweigt, und hat keine Klammern hinzugefügt. Kap. 81. steht noch Θρασύβουλος ἀεὶ — τῆς αὐτοῦ γνώμης ἐχόμενος· aber nach Vergleichung der von Rec. in dem Commentare zu I, 140. beigefügten Stellen wird es niemanden zweifelhaft sein, dafs die Lesart der Vatikanischen Handschrift τῆς αὐτῆς γνώμης, die Bekker jetzt aufgenommen hat, den Vorzug verdiene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung.)

In demselben 81sten Kapitel weiter unten steht ohne alle Bemerkung *περὶ πολιτικῶν πολλὰ εἰπών*, obgleich die Auslassung des ehemals hier vorhandenen Artikels vor *πολιτικῶν* in der Didotschen Ausgabe mit besseren Gründen, als gewöhnlich dort zu finden sind, bekämpft ist, und Bekker und Arnold ihn hergestellt haben. Kap. 83. steht noch bei unserm Herausgeber ohne irgend eine Bemerkung *ξυνιστάμενοι πρὸς ἀλλήλους*· aber Recensent hat schon zu den Varianten gezeigt, dafs *κατ' ἀλλήλους*, die Lesart der Vatikanischen Handschrift, den Vorzug zu verdienen scheine, und diese haben Bekker und Arnold aufgenommen. Kap. 95. hatte Hr. Goell, schon in der 1sten Ausgabe abweichend von Bekker *διέχει* statt *ἀπέχει* in den Worten *ἀπέχει δὲ μάλιστα ὁ Ὠρωπὸς τῆς τῶν Ἐρετριέων πόλεως θαλάσσης μέτρον ἑξήκοντα σταδίους* beibehalten. Dagegen hatte Rec. erinnert, 1) dafs *ἀπέχει* in den besten Handschriften (Cass. Aug. It. Vat., man füge jetzt Pal. hinzu,) stehe, 2) dafs die dagegen geltend gemachten Worte des Thomas Mag. *διέχει δοκιμώτερον ἢ ἀπέχει* nichts bewiesen, *a*) weil sie etwas offenbar Falsches lehrten, was Duker zu II, 81. darthut, *b*) weil gerade ihretwegen, wie in anderen Stellen, in mehrern Handschriften *ἀπέχει* verdrängt sein könnte. Diese Beweisführung haben Haacke, der jetzt *διέχει* mit *ἀπέχει* vertauscht hat, wie Bloomfield und Arnold, überzeugend gefunden. Unser Herausg. aber hält noch immer an *διέχει* fest, ohne doch für dasselbe aufser jenem Zeugnifs des Thomas sonst etwas anzuführen, als die Glosse des Hesychius *διέχειν, διεστάναι, διεληλυθέναι*, welche, wie aus den Infinitiven und dem *διεληλυθέναι* klar ist, zu unserer Stelle nicht gehört. Vielleicht soll auch noch ein Grund des Verfahrens des Herausg. darin liegen, dafs *ἀπέχει* nur in wenigen Handschriften steht; denn dieses ist zu Anfange der Anmerkung bemerkt; aber bekanntlich kommt es zunächst nicht auf die Zahl, sondern auf den Werth der Handschriften an, was der Herausg. durch sein eigenes Verfahren an vielen Stellen anerkannt hat. Während in diesen und ähnlichen Stellen es kaum zweifelhaft scheint, dafs die von dem Herausg. gewählte Lesart nicht die richtige ist, so hätte er bei Benutzung der Bekkerschen Stereotypausgabe oder auch nur bei sorgfältigerem Gebrauch der diese schon in den letzten Büchern berücksichtigenden Arnoldschen, noch manche Lesart dort aufgenommen finden können, die, wenn auch weniger evident, doch aus einem oder dem andern Grunde vor der Vulgata Vorzüge zu haben scheint, und also gewifs Erwähnung verdiente. Dahin gehören z. B. mehrere Wortstellungen, als das seltenere *ὕστερον οὐ πολλῷ* statt des gewöhnlichern *οὐ πολλῷ ὕστερον* nach Vat. bei Bekk. ed. Ster. VIII, 95.; desgleichen *τῷ πολέμῳ ἐτελεύτα τῷδε* VIII, 60. nach Vat. bei Bekk. ed. Ster. und Arn. statt *ἐτελ. τ. πολ. τ.*; ferner der Zutritt oder die Weglassung des Artikels vor Eigennamen, z. B. *τῷ Τριοπίῳ* VIII, 35. nach Vat. bei Bekk. ed. ster. und Arn., was dadurch sich empfiehlt, dafs dieser Name, nachdem er das 1ste Mal ohne Artikel vorgekommen ist, in den folgenden Stellen dieses Kapitels immer denselben bei sich hat, und eben so und noch mehr *ἐπὶ τῆς Μυκάλης*, nachdem derselbe Name schon 3 Mal kurz vorher mit dem Artikel da gewesen ist; dialektologische Formen, wie *ἢ κεῖνοι* (*ἢ' κεῖνο*) VIII, 86. gleichfalls nach Vat. bei Bekk. ed. ster. u. Arn. Vgl. dort Rec. in den Variant. Noch gröfser ist endlich die Zahl derjenigen Stellen, in denen zwar ein ganz oder beinahe genügender innerer Grund zur Anwendung der Lesart nicht vorhanden ist, man aber doch ungewifs sein kann, ob die Vulgata oder eine andre Lesart, namentlich der Vatikanischen Handschrift in den letzten Büchern, den

Digitized by Google

Vorzug verdiene, und daher die letztere neben jener in den Anmerkungen, zumal wenn sie von andern neuen kritischen Herausgebern aufgenommen oder empfohlen worden ist, in dieser Ausgabe einer kurzen Erwähnung werth war. Dahin gehören z. B. die meisten übrigen von Bekker und theilweise von Arnold kürzlich in den Text gesetzten Lesarten, etwa mit Ausschlufs der verschiedenen Wortstellungen und der zutretenden oder fehlenden Artikel vor manchen Eigennamen, namentlich solche, wie *πυθόμενος τὰ περὶ τῆς ναυμαχίας* statt *περὶ τὴν ναυμαχίαν* VIII, 63. (vgl. Rec. zu der Stelle), *ἔτι* statt *ἐγγύς* VIII, 92., *ἀμφοτέρωθεν* statt *ἀμφοτέρων* VIII, 25., mehrere Verwechselungen von einfachen und zusammengesetzten Zeitwörtern, z. B. *ξυγκινδυνεύειν* (nicht unwahrscheinlich) statt *κινδυν.* VIII, 24., *ναυμαχεῖν* statt *διαναυμ.* VIII, 78. und 79.

Von dem Text und dem kritischen Theile des zu betrachtenden Werkes wendet sich Rec. zu dem Commentar. Hier ist nun zuerst anzuerkennen, dafs der Herausg. seiner Versicherung gemäfs die Anmerkungen der ersten Ausgabe einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und vielfach berichtigt und vermehrt hat, was, da es bei der Vergleichung beider Ausgaben gleich in die Augen springt, näheren Nachweises nicht bedarf. Es ist daher nicht zu bezweifeln, dafs, wenn dieses Werk schon früher als Handausgabe des Thucydides vielen willkommen war und wesentliche Dienste leistete, es in dieser vielfach berichtigten Gestalt noch mehr diesen Nutzen leisten wird, und mit vollem Recht Empfehlung verdient. Doch darf Rec. nicht verschweigen, dafs er glaubt, es hätte dem Werke in einiger Hinsicht noch leicht eine gröfsere Vollendung gegeben werden können. Zuerst ist allerdings zu bedauern, dafs der Herausg. die oben von ihm genannten Werke nicht benutzt hat, was, wie man meinen sollte, wenigstens in Ansehung der Bloomfieldschen hierher gehörigen und, wie es scheint, nur da, wo ihr Inhalt von andern schon mitgetheilt war, erwähnten Bücher, da sie viel früher erschienen waren, wohl durchgängig ausführbar gewesen wäre; indefs wird der, welcher das Hindernifs nicht näher kennt, hierüber nicht mit dem Verf. rechten können. Allein das kann man wenigstens mit Fug und Recht erwarten, dafs von den Werken, welche benutzt sind, ein gleichmäfsiger Gebrauch gemacht sei. Dieses ist aber namentlich in Ansehung des Arnoldschen nicht der Fall. Während einerseits aus diesem lange Anmerkungen, auch solche, die geringen Werth haben, wörtlich übersetzt und auch bei unwichtigen Dingen das Urtheil dieses Engländers bemerkt ist, so dafs man stellenweise glauben könnte, es sei des Herausg. Absicht alles Gute aus diesem kostbaren ausländischen Werke seinen Landsleuten mitzutheilen, sind auf der andern Seite lange und wichtige Anmerkungen und Excurse desselben ganz unberücksichtigt geblieben. So wird in sprachlicher Hinsicht nichts erwähnt von den Bedenken, die derselbe VIII, 78. gegen die Erklärung von *ἄλλως* durch nil nisi in einer langen Anmerkung aufstellt, in der er die Annahme jener Bedeutung für surely unsuitable to the present state of Greek philology kühn erklärt. Eben so wenig ist VIII, 80. bemerkt, dafs derselbe, wie Portus, die Worte *ἀθρόαις ταῖς ναυσί* mit *ἀντανήγοντο* in der Bedeutung des Ablativs verbindet, und diese Erklärung als die richtige zu rechtfertigen sucht. Desgleichen ist Kap. 87. nicht erwähnt, dafs Arnold in einer längern Note zu zeigen sucht, man müsse entweder *ὡς καὶ βοῆς ἕνεκα τῆς ἐς Λακεδαίμονα, τὸ λέγεσθαι* etc. oder *ὡς καταβοῆς ἕνεκα τῆς ἐς Λακεδαίμονα, τοῦ λέγεσθαι* etc. lesen; dafür wird schlechtweg gesagt, Arnold verwerfe die Lesart *τὸ λέγεσθαι.* In demselben Kapitel sucht dieser Engländer in einer längern Note die Lesart in den Worten *ὁ δὲ χάριν ἂν — μείζω ἔτι ἔσχεν* zu bezweifeln, weil *χάριν ἔχειν*, das unzählige Male *Dank wissen* bedeute, nicht zugleich *Dank empfangen* oder *eine Gefälligkeit erweisen* heifsen könne. Auch hierüber schweigt unser Herausgeber. Wollte nun derselbe das Nichterwähnen der Arnoldschen Erklärungen in solchen Stellen damit rechtfertigen, dafs er, wie in der Vorrede bemerkt sei, überhaupt nicht immer die von seinen abweichenden Erklärungen habe anführen wollen, so würde dieses allenfalls auf die 1ste und 4te der eben erwähnten Stellen Anwendung finden, nicht auf die 2te und 3te, da in jener die abweichende Auslegung des Portus wirklich angedeutet, in dieser die Ansicht Arnold's ungenau angegeben ist. Aber auch in solchen Stellen, in welchen der Herausg. gar keine Erläuterung hinzugefügt hat, und die Aufnahme der Arnoldschen Bemerkungen in Uebersetzung oder in einem Auszug einem fühlbaren Mangel abgeholfen hätte, ist dieses ein und das andre Mal versäumt. Hierher gehört namentlich die Stelle Kap. 37. *καὶ οὐχ ἥκιστα δὴ τὸν πρῶτον χρόνον*

Digitized by Google

ἐπί γε ἐμοῦ Ἀθηναῖοι φαίνονται εὖ πολιτεύσαντες, wo über das dunkele τὸν πρῶτον χρόνον und die Dauer der nach dem Sturze der Vierhundert in Athen eingesetzten Verfassung nichts bemerkt ist, obgleich bei Arnold eine weitläuftige Anmerkung über diese und damit zusammenhängende Punkte sich findet. Allzu kurz angedeutet sind auch die ausführlichen Untersuchungen Arnold's über Pylos, über welche nur zu IV, 8. gesagt ist: Sphacteriam nuper quidam coeperunt accipere esse peninsulam Palaeocastro, quae nunc augustis spatiis cum continente cohaeret; sic vero portum Pyli statuunt non esse sinum Navarini, sed lacum, quem nunc dicunt Osmini Aga. In utramque partem disputat Arn. Vol. II. p. 400 sqq., et disputata duabus tabulis explicat, sed rem sibi liquere negat. Ein dritter sehr fühlbarer Mangel zeigt sich darin, dafs die Citate der Matthiaeschen Grammatik, welche sehr zahlreich sind, und oft die Stelle einer andern Erläuterung vertreten, gewöhnlich nach den Seitenzahlen, nicht nach den Paragraphen der 2ten Ausgabe eingerichtet sind, und dadurch, da gleichzeitig oder nach den Angaben auf dem Titel sogar noch früher von dieser Grammatik eine 3te Ausgabe erschienen ist, für diejenigen, welche die ältere nicht besitzen, unbrauchbar werden. Viertens hat der Herausg., wie in der frühern Ausgabe, nicht selten das Eigenthum anderer als das seinige erscheinen lassen, oder so mit dem letztern verknüpft, dafs die Grenzen beider zu bestimmen ohne Vergleichung der Quellen unmöglich ist. So ist VIII, 22., was von den Periöken gesagt ist, mit Ausnahme der ersten Citate, eine wörtliche Uebersetzung der Anmerkung Bredow's; VIII, 24. die Bemerkung zu ἐκ καταλόγου ἀναγκαστούν mit Ausnahme der Citate ist von Arnold entlehnt; VIII, 29. die zu ὅμως δέ mit ihrer falschen Erklärung (s. Bloomf.) und mit den Citaten ist ein Eigenthum Krueger's zu Dion. S. 354. VIII, 31. S. 396. das über τὰς Πελοποννησίων δέκα Gesagte gehört Arnolden an. Zu Kap. 61. ist die ganze lange Anmerkung zu ναῦς δώδεκα über die peloponnesische Flotte allen Theilen der Untersuchung nach von Krueger zu Dion. S. 299—301. entnommen, der nur in 2—3 Einzelheiten, wo er getadelt wird, wie gelegentlich genannt ist, und dem nacherzählt wird, Hippokrates sei mit 13 Schiffen gekommen, da es doch nur 12 waren. S. Kap. 35. Kap. 62. zu Ende wird, nachdem Arnold's Ansicht in der oratio obliqua vorgetragen ist (Arn. addit sententiam meliorem fieri —) fortgefahren: At aptum erat dicere —; welcher ganze Satz nach den Gesetzen der Latinität nur unserm Herausg. zugeschrieben werden kann, aber Arnolden nicht minder angehört als das Vorige. Kap. 65. zu Ende ist, was über μετέχειν τῶν πραγμάτων gesagt ist, gleichfalls stillschweigend von diesem Engländer entlehnt. Kap. 67. ist nur durch ein Versehen des Setzers das erste Anführungszeichen der von Krueger entnommenen längern Anmerkung ausgefallen, welches Z. 5. der Anm. vor Anecdd. Bekk. zu setzen ist. Nicht eben zu rügen ist es auch, wenn einzelne Citate von andern Gelehrten stillschweigend entlehnt werden, wiewohl die vielen aus dem Scholiasten des Aristophanes zu VIII, 73. über Hyperbolus wohl als von Krueger (S. 378) beigebracht bezeichnet sein sollten. Kap. 90., wo von Eetionea gehandelt wird, ist zwar der Satz vorausgeschickt: Castelli — haec mihi cum Arnoldo et partim Leakio ratio fuisse videtur. Aber aus diesen Worten wird man schwer schliefsen, dafs die folgende Entwickelung mit Einschlufs der beigefügten Worte Leake's bis zu S. 468. Z. 4. der Anm. eine blofse Uebersetzung der Arnoldschen Anmerkung ist. Nachdem der weitere Inhalt dieser später in oratio obliqua vorgetragen ist, addit Arn. — potuisse, fällt der Herausg. zuletzt wieder mit spes erat so in die oratio recta, dafs man nach den Gesetzen der Latinität nicht glauben kann die Ansicht des Engländers noch weiter mitgetheilt zu sehen. Von demselben ist auch einige Kapitel weiter (Kap. 93.) das entnommen, was über das Anaceum und die Ueberreste des Theaters gesagt ist, blofs mit Ausschlufs des Citates von O. Mueller. Und so wird sich wahrscheinlich noch in dem 8ten Buche, aus welchem alle diese Beispiele gezogen sind, andres der Art finden, da Rec. in dieser Hinsicht nur Kap. 22—31. und Kap. 61—93. mit den ihm zur Hand befindlichen Quellen verglichen hat.

So weit hat Rec. die Auswahl, Form und Quellen der Goellerschen Anmerkungen betrachtet; es ist nun nur noch übrig, dafs er sich über die Richtigkeit derselben äufsere. In dieser Hinsicht ist im Allgemeinen zunächst wieder anzuerkennen, dafs der Herausg. in der Regel in Stellen, wo mehrere Erklärungen aufgestellt worden sind, sich für die richtigere entschieden und bisweilen diese zuerst vorgetragen, und gewöhnlich zweckmäfsige Erläuterungen hinzugefügt hat. Doch

Digitized by Google

finden sich, aufserdem dafs in einzelnen schwierigen Stellen das Urtheil natürlich mehrmals schwankend bleiben mufs, auch einzelne Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten; von welchen Rec. einige Proben aus jedem der beiden Bände geben will. Aus dem ersten wählt er zu diesem Zwecke Buch IV. Hier wird zu Kap. 3. behauptet, es sei ungewifs, ob unter Koryphasium eine Stadt oder ein Vorgebirge zu verstehen sei, und angenommen, es sei bei Thucydides bald dieses bald jenes. Aber wie hätte, wenn zur Zeit, wo die Athener diesen Ort besetzten, dort eine Stadt gleiches Namens oder Pylus gewesen wäre, Thucydides sagen können, er sei *ἐρῆμον αὐτό τε καὶ ἐπὶ πολὺ τῆς χώρας*, welche *ἐρημία* auch noch anderwärts angedeutet wird. Auch leistet den Athenern, als sie landen, niemand Widerstand, noch geschieht irgendwo der Pylier Erwähnung. Wenn also ja einige Einwohner vorhanden waren, so können dieses nur Bewohner einzelner Hütten gewesen sein, wie Strabo VIII. S. 359. nach Zerstörung des alten Pylus einige Messenier *ὑπὸ τῷ Κορυφασίῳ* wohnen läfst, zwar ohne bestimmt zu sagen, wie lange, aber doch so, dafs die folgenden Worte vermuthen lassen, dieser Zustand habe nach seiner Ansicht bis zu der Besitznahme durch die Athenienser fortgedauert. Von diesen aber wurde unstreitig keine Stadt, sondern nur ein Castell errichtet, in dem in der Folge, nachdem die Messenier aus Naupactus einen Theil ihrer Leute dorthin sandten Kap. 41., mehrere Häuser erbaut sein mögen, oder eine Art Flecken entstanden sein mag, wiewohl jene messenischen Ankömmlinge den Ort nur als Stützpunkt zur Verheerung von Lakonika benutzten. Wunderbar schreibt unser Herausg.: Restitui Lacedaemoniis non tantum urbem, sed etiam agrum urbis usque ad Buphradem et Tomea inter eos et Athenienses convenerat. Vid. IV, 118. Dort wird ja den Lacedämoniern überhaupt nichts wiedergegeben, sondern bestimmt, in welchen Grenzen die atheniensische Besatzung von Koryphasium während des Waffenstillstandes sich halten solle. Kap. 4. wird die mit Recht aufgenommene Lesart *πεμστᾶσιν* noch mutata sententia gedeutet; aber diese Erklärung, welche durch den Sprachgebrauch nicht zu rechtfertigen ist, haben Bloomfield und Arnold mit Recht verworfen; es heifst nichts weiter als circumstantes. (*Die Soldaten, während sie müfsig an der Küste herum standen*). Kap. 8., wo der Herausg. über den Unterschied von *δυοῖν* und *δυεῖν* spricht, bemerkt er, Rec. habe I. 1. S. 223. gezeigt, dafs der von den alten Grammatikern angenommene Unterschied zwischen dem Genitiv und Dativ nicht nöthig sei; aber er setzt nicht hinzu, was zu wissen für den Leser des Thucyd. die Hauptsache ist, dafs bei diesem Schriftsteller auch im Genitiv immer *δυοῖν* vorzuziehen ist, und dieses jetzt durchgängig gelesen wird. Kap. 9. übersetzt der Herausg. ganz ungrammatisch *ἐπισπάσασθαι* (*τοὺς πολεμίους*) *προθυμήσεσθαι*, hostes attractum iri, ut vires exsererent, indem er das Verhältnifs der Infinitive des Aorists und des Futurums geradezu umkehrt, von welchen überdiefs *ἐπισπάσασθαι* auf keine Weise passive Bedeutung haben kann. Es ist *ἐπισπάσεσθαι*, abhängig von *προθυμήσεσθαι*, zu schreiben, wie Rec. in seinem Commentar weiter entwickelt hat. Kap. 10. zu *εὔελπις ὁμόσε χωρῆσαι τοῖς ἐναντίοις* (*ἕκαστος βουλέσθω*), *καὶ ἐκ τούτων ἂν περιγενόμενος*, wird behauptet, *ἂν περιγενόμενος* habe die Bedeutung des Präteriti, und sei aufzulösen *εἰὰν περιγένηται*. Beides ist falsch, da aufzulösen ist *ἐπεὶ* (*εἰ ὁμόσε χωρήσειε*) *περιγένοιτ' ἄν*, in welchen Worten offenbar keine Bedeutung der vergangenen Zeit liegt. Man vergleiche Rost Gr. S. 120. c. bb. *β'*. Kap. 19. in den schwierigen Worten *Νομίζομέν τε τὰς μεγάλας ἔχθρας μάλιστ' ἂν διαλύεσθαι βεβαίως, οὐκ ἢν ἀνταμυνόμενός τις καὶ ἐπικρατήσας τὰ πλέω τοῦ πολέμου κατ' ἀνάγκην ὅρκοις ἐγκαταλαμβάνων μὴ ἀπὸ τοῦ ἴσου ξυμβῇ, ἀλλ' ἢν παρὸν τὸ αὐτὸ δρᾶσαι πρὸς τὸ ἐπιεικές, καὶ ἀρετῇ αὐτὸ νικήσας παρὰ ἃ προςεδέχετο μετρίως ξυναλλαγῇ*, nimmt der Herausg. an, *αὐτὸ* sei so viel als *τὸ αὐτὸ δρᾶσαι πρὸς τὸ ἐπιεικές*, d. i. *ξυμβῆναι πρὸς τὸ ἐπιεικές*, und *νικήσας* stehe prägnant, so dafs der Sinn sei *es über sich erlangend einen Frieden auf billige Bedingungen zu schliefsen*. Aber wenn *νικᾶν* prägnant mit einem Accusativ der Sache gebraucht wird, bedeutet es blofs *etwas ersiegen, durch Sieg etwas erlangen*, z. B. *νίκην*. Sollte also hier der Sinn darin liegen, *über sich selbst gewinnen*, so durfte dieser wesentliche Begriff nicht fehlen, da ohne ihn die Worte nur bedeuten *die Möglichkeit erlangt habend auf billige Bedingungen Frieden zu schliefsen*, was schon in dem Vorhergehenden liegt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Schluſs.)

Dieses bestätigt die von Hrn. Goell. verglichene Stelle selbst, Soph. Oed. C. 1206. βαρεῖαν ἡδονὴν νικᾶτέ με λέγοντες, wiewohl dort überdieſs Doederlein ἡδονὴν mit λέγοντες verbunden wissen will. Ferner würde nach dieser Erklärung das καί vor ἀρετῇ besser fehlen, da der Sinn, der durch die Interpunction, nach welcher ἦν ohne Verbum zu stehen scheint, verdunkelt und nicht ausdrücklich angegeben ist, offenbar der sein müſste: *sondern wenn jemand, sobald es ihm möglich ist auf billige Bedingungen Frieden zu schlieſsen, dieses durch Herzensgüte über sich gewinnend wider Erwarten einen müſsigen Vergleich eingeht.* Endlich ist dieser ganze Gebrauch von νικᾶν in der Prosa auf νικᾷν νίκην, πάντα, γνώμην und die übrigen von Matthiae Gr. §. 409, 3. angeführten bekannten Wendungen beschränkt, und seine Annahme macht die Rede hier ganz ungewöhnlich und dunkel. Wollte der Herausg. einen ähnlichen Sinn herausbringen, so muſste er die Lesart einiger Handschriften αὐτόν in αὑτόν verwandeln, und übersetzen *sich selbst besiegend*, was jedoch Rec. keinesweges empfehlen will. Kap. 27. zu den Worten ἐδεδοίκεσαν μὴ σφῶν χειμῶν τὴν φυλακὴν ἐπιλάβοι, ὁρῶντες τῶν τε ἐπιτηδείων τὴν περὶ τὴν Πελοπόννησον κομδὴν ἀδύνατον ἐσομένην ἅμα ἐν χωρίῳ ἐρήμῳ καὶ οὐδ' ἐν θέρει οἷοί τε ὄντες ἱκανὰ περιπέμπειν, τόν τε ἔφορμον χωρίων ἁλιμένων ὄντων οὐκ ἐσόμενον, bemerkt Hr. Goell., er sehe nicht ein, wie die Worte ἅμα ἐν χωρίῳ ἐρήμῳ mit den übrigen zusammenhingen, und scheint deshalb nicht abgeneigt sie zu versetzen; wenigstens sagt er: mihi perspicuum videtur ea suo loco legi post ἐπιλάβοι. Sie sind aber ganz an ihrer Stelle, und wir haben hier, wie auch Arnold erkannt hat, die gewöhnliche Thucydideische Brachylogie, vermöge der *die Zufuhr würde ihnen an einem öden Orte unmöglich sein* gesagt ist für *die Zufuhr würde ihnen, da sie sich an einem öden Orte befänden*, oder *da diese an einem öden Orte sehr zahlreich sein müſste, unmöglich sein.* Ἅμα hängt mit dem ganzen Sätzchen zusammen, wie oft τέ — ἅμα-τέ gesagt wird. Zu Kap. 28. wo steht οὐκ ἔχων ὅπως ἐξαπαλλαγῇ, wird behauptet, nach οὐκ ἔχων ὅπως sei das Futurum gebräuchlicher („solennius"). Dieses ist, wie aus den hinzugefügten Stellen II, 52. V, 65. erhellt, bloſses Miſsverständniſs von den Worten des Rec. I. 1. S. 137., wo diese Wendung gerade von andern, in denen das Futurum in der indirecten Frage erscheint, bei Thucydides ausgenommen wird, was freilich als ein bloſser Zufall anzusehen ist, da andre Schriftsteller auch nach οὐκ ἔχειν ὅπως, und Thucydides selbst nach der verwandten Wendung ἀπορεῖν ὅτῳ τρόπῳ das Futurum neben dem Conjunctiv gebraucht. Kap. 40. zu Anf. hält unser Herausg. den Satz Παρὰ γνώμην τε δὴ μάλιστα τῶν κατὰ τὸν πόλεμον τοῦτο τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο· τοὺς γὰρ Λακεδαιμονίους οὔτε λιμῷ οὔτ' ἀνάγκῃ οὐδεμιᾷ ἠξίουν τὰ ὅπλα παραδοῦναι, ἀλλὰ ἔχοντας καὶ μαχομένους ὡς ἐδύναντο ἀποθνήσκειν· ἀπιστοῦντές τε μὴ εἶναι τοὺς παραδόντας τοῖς τεθνεῶσιν ὁμοίους mit ὁμοίους für geschlossen, indem er zu ἀπιστοῦντες aus dem Vorhergehenden ἠξίουν ergänzt, und sagt, der Sinn sei: *und sie erwarteten es so, daſs sie niemand für einen Lacedämonier hielten, der die Waffen übergab.* Aber damit trägt er offenbar etwas in das Griechische hinein, was nicht darin liegt. Dieses giebt mit ergänztem ἠξίων den Sinn: *sie meinten, die Lacedämonier überlieferten die Waffen weder aus Hunger noch aus irgend einer andern Noth, und sie meinten dieſs, indem sie glaubten, diejenigen, welche die Waffen übergaben, wären den Gestorbenen nicht ähnlich.* Damit wird also, auſserdem daſs die ganze Rede holperig ist, eine Meinung, welche die Griechen vor der Zeit, als die Lacedämonier sich ergaben, hatten, mit einer andern, die

Digitized by Google

sie nach diesem Ereignisse fafsten, zusammengestellt, statt dafs die letztere eine Folge der ersteren sein und es nach der Goellerschen Erklärung statt ἀπιστοῦντές τε heifsen sollte ὥστε ἠπίστουν (ἀπιστεῖν). Es ist also der Satz mit ἀποθνήσκειν zu schliefsen, und ἀπιστοῦντες mit dem folgenden zu verbinden. Das dadurch in diesem entstehende Anacoluth ἀπιστοῦντές τε — καί τινος ἐρομένου — ἕνα τῶν — αἰχμαλώτων — ἀπεκρίνατο αὐτῷ erklärt zwar unser Herausg. für nicht zu rechtfertigen. Dafs dem aber nicht also sei, glaubt Rec., dessen Ansicht Arnold theilt, in seinem Commentar zu dieser Stelle gezeigt zu haben. Zu Anfange des 54sten Kap. zu den Worten κατασχόντες οὖν οἱ Ἀθηναῖοι τῷ στρατῷ δέκα μὲν ναυσὶ καὶ διχιλίοις Μιλησίων ὁπλίταις ist eine Anmerkung geliefert, die mit den Worten anfängt: „Advexerant universos graviter armatos bis mille, non tot unorum Atheniensium, totidemque Milesiorum, ut sentit Wachsm. Antt. Gr. II. 1. p. 398, 28. Vid. cap. 53." Aber eben die angezogene Stelle des 53sten Kapitels bestätigt die Richtigkeit der Erklärung Wachsmuths. Denn dort heifst es, die Athener seien zu Felde gezogen διχιλίοις ὁπλίταις ἱππεῦσί τε ὀλίγοις καὶ τῶν ξυμμάχων Μιλησίους καὶ ἄλλους τινὰς ἀγαγόντες. Es werden also die Milesier von den 2000 Hopliten, die als Athenienser anzusehen sind, geschieden. Wie viele und was für Truppen die Milesier lieferten, erfahren wir im 53sten Kap. nicht; hier hören wir, dafs es gleichfalls 2000 Hopliten gewesen seien, die auch in unserm Kapitel, wie unser Herausg. selbst bemerkt hat, von τῷ ἄλλῳ στρατεύματι, d. h. den 2000 Athenienisischen Hopliten und den dazu gehörenden Reitern und andern Bundesgenossen, geschieden werden. Dabei ist es auch möglich, dafs, wie Hr. Goell. vermuthet, ein Fehler in der Zahl der Milesischen Hopliten enthalten sei. Nur mufs der Grund dieses zu vermuthen nicht der sein, dafs die Zahl sämmtlicher anwesenden Hopliten nur 2000 sein dürfe; sondern es konnte gesagt werden, die Zahl von 2000 Hopliten scheine für eine steuerpflichtige Stadt selbst von Milet's Reichthum zu grofs, es stimme diese Zahl, welche beinahe die Hälfte des erwähnten Heeres ausmache, nicht mit der ihr beigegebenen Zahl der Schiffe, die nur $\frac{1}{6}$ der Flotte betrage, und es ergebe sich aus dem, was weiter unten erzählt wird, dafs nicht diese Truppenabtheilung, sondern die mit τὸ ἄλλο στράτευμα bezeichnete die Hauptmacht gewesen sein müsse. Kap. 63. zu Anf. zu den Worten τὸ ἐλλιπὲς τῆς γνώμης, ὧν ἕκαστός τι ᾠήθημεν πράξειν, ταῖς κωλύμαις ταύταις ἱκανῶς νομίσαντες εἰρχθῆναι, bemerkt der Herausg. noch, wie ehemals, der Accusativ τὸ ἐλλιπές sei entweder als abhängig von εἰρχθῆναι anzusehen, oder, was wahrscheinlicher scheine, durch quod attinet ad zu erklären. Beide Erklärungen aber sind gleich unrichtig. Denn wenn τὸ ἐλλιπές von εἰρχθῆναι abhinge, so würde erstens statt des Accusativs der Genitiv zu erwarten sein, und zweitens entsteht der falsche Sinn consiliorum defectu excludi statt consiliis excludi. Was aber den Accusativ, der quod attinet ad bedeuten soll, betrifft, so wird die Richtigkeit dieser Erklärung am besten durch die Stelle selbst dargethan, auf welche sich der Herausg. beruft, nämlich Matth. Gr. S. 789. der 2ten Ausg. (§. 427.) Anm. 3. Denn dort heifst es: „Was man öfters von einem accusativus absolutus erinnert hat, der aufser aller Verbindung mit dem Satze stehend durch quod attinet ad zu erklären sei, beruht auf ungenauen Erklärungen der angeführten Stellen. Gewöhnlich sind solche Accusative dadurch veranlafst, dafs in Sätzen, die durch einen Zwischensatz getrennt sind, der Schriftsteller die vor dem Zwischensatze angefangene Construction nach demselben verläfst, und eine andre befolgt." Als ein solcher Zwischensatz aber kann der relative ὧν — πράξειν schon der Attraction wegen nicht angesehen werden, durch welche er auf das engste mit τῆς γνώμης verschmilzt, und die Anwendung der von unserm Herausg. gesetzten Commata unerlaubt wird. Uebrigens hat schon Bauer unsere Stelle, in der τὸ ἐλλιπές nur Subjectsaccusativ zu εἰρχθῆναι sein kann, richtig verstanden, und ihm sind Arnold und Haacke in der 2ten Ausg. gefolgt, auf die Rec. verweist. Mit Uebergehung der nächsten Kapitel wollen wir nur noch eine Stelle aus diesem Buche, nämlich im 85sten Kap., betrachten, da Hr. Goell. dort mehrere Einwürfe gegen die von Rec. aufgestellte Erklärung gemacht hat. Die Worte sind: τὴν αἰτίαν οὐχ ἕξω πιστὴν ἀποδεικνύναι, ἀλλ' ἢ ἄδικον τὴν ἐλευθερίαν ἐπιφέρειν, ἢ ἀσθενὴς καὶ ἀδύνατος τιμωρῆσαι τὰ πρὸς Ἀθηναίους, ἢν ἐπίωσιν, ἀφῖχθαι. καίτοι στρατιᾷ γε τῇδ' ἣν νῦν ἐγὼ ἔχω ἐπὶ Νίσαιαν ἐμοῦ βοηθήσαντος, οὐκ ἠθέλησαν Ἀθηναῖοι πλέονες ὄντες προσμῖξαι, ὥστε οὐκ εἰκὸς νῆϊτῃ γε αὐτοὺς τῷ ἐν Νισαίᾳ στρατῷ ἴσον πλῆθος ἐφ' ὑμᾶς ἀποστεῖλαι. Die von diesen Worten zur Rechtfertigung des ὥστε von Rec. gegebene Erklärung ist folgende: *Quam-*

Digitized by Google

obrem (quum apud Nisaeam confligere cum hoc exercitu noluerint) *Athenienses navali quidem expeditione* (sumptuosa et difficili, qua maiorem exercitum transvehere non possint) *aequalem ei, qui ad Nisaeam praesto erat, missuros non est verisimile.* Dagegen erinnert Hr. Goell. 1), es müfste νηϊτικόν statt νηΐτῃ heifsen. Wahrscheinlich wollte er ναυτικόν sagen; denn νηϊτικόν konnte Thucyd. nicht schreiben. Aber zu νηΐτη ist aus dem Folgenden στρατῷ zu ergänzen, und νηΐτῃ στρατῷ und νηΐτῃ στόλῳ sind zwei adverbiale oft vorkommende Redensarten. Vgl. Bloomf. zu II, 24. Dann sagt der Herausg.: Si non maiorem, certe aequalem ei, quem apud Nisaeam habebant, exercitum mittere poterant. Sie *könnten* es freilich, aber Brasidas sagt, es sei *nicht wahrscheinlich, dafs sie es thun würden*; denn wenn sie mit einem gleich starken Heere schon einmal in der Nähe von Attika nicht gegen ihn zu kämpfen gewagt hatten, so war es warlich nicht wahrscheinlich, dafs sie ein solches eine kostspielige Seefahrt würden machen lassen, um sich mit demselben Feinde, mit dem es vorher den Kampf ausgeschlagen hatte, an der Grenze von Thracien zu messen. Drittens sagt unser Vf., wenn man das ἴσον nicht von der Zahl, sondern von der Beschaffenheit der Truppen verstehen wollte, so folgte daraus, dafs die Athener bei Nisäa mit dem Brasidas nicht hätten schlagen wollen, nicht, dafs sie keine auserwählteren Truppen gehabt hätten. Man sieht, dieser Einwurf beruht auf demselben Mifsverständnifs; der Vf. spricht wieder von dem *Können*, von dem im Griechischen nichts gesagt ist, statt von der *Wahrscheinlichkeit des Thuens oder Lassens.* Hören wir nun dagegen die Erklärung unseres Verfs., der ἐφ' ἡμᾶς statt ἐφ' ὑμᾶς gelesen wissen will: Ne quis forte dicat me contra Athenienses propugnando parem non esse. Noluerunt Athenienses apud Nisaeam contra me pugnare, unde probabile fit non eos missuros esse parem maritimae certe apud Nisaeam expeditioni exercitum, *sed terrestrem quoque vestrum*, Acanthiorum, et si qui alii socii sunt, quos non in partes meas pertraxero. Quo necesse fit, ut, quum, qui non mecum, adversus me futuri sint, eos, qui recusant, mecum iungi cogam. Diese Auslegung mufs Rec. für ganz verfehlt halten. Der Vf. geht schon von einem unrichtigen Satze aus; denn nicht Ne quis forte dicat steht im Griechischen, sondern καὶ (αἰτίαν ἔξω), *und man wird mich beschuldigen, dafs ich* —. Doch das ist das Geringste und blofs Mangel an Genauigkeit des Ausdrucks. Dann ist die ganze Ergänzung von *sed terrestrem — iungi cogam* rein willkürlich und durchaus nicht im Griechischen begründet. Wollte Thucyd. *sed terrestrem quoque* verstanden wissen, (alles Uebrige, was der Vf. ergänzt, liefs sich gar nicht auslassen), so mufste er μόνον hinzusetzen. Ferner war das Heer, dem Brasidas bei Nisäa sich widersetzt hatte, keinesweges νηΐτης in dem Sinne, in welchem der Vf. dieses Wort verstehen mufs, im Gegensatz zu einem Landheere, vielmehr waren es dorthin übergeschiffte Landtruppen. Wenn dieses also den in Chalcidice schon befindlichen Truppen der Bundesgenossen entgegengesetzt werden sollte, so mufste etwa gesagt werden: ὥστε οὐκ εἰκὸς οἰκεῖον μόνον τῷ ἐν Νισαίᾳ στρατῷ ἴσον πλῆθος ἐφ' ἡμᾶς ἀποστεῖλαι. Endlich pafst der ganze Gedanke durchaus nicht in den Zusammenhang. Brasidas hatte gesagt, er würde, wenn die Akanthier nicht zu ihm abfielen, entweder keine wahre Freiheit zu bringen, oder gegen die Athener zu schwach und zum Widerstande unfähig zu sein scheinen. So wie er nun das erste disjunctive Glied im Folgenden Αὐτός τε etc. widerlegt, so mufs das 2te in unsern Worten als nichtig dargestellt, nicht aber gezeigt werden, warum Brasidas den Akanthiern keine Neutralität zugestehen könne, was erst Kap. 87. entwickelt wird.

So viele Stellen, in denen Rec. mit dem Herausg. nicht übereinstimmen kann, als Probe aus einem Buche des 1sten Bandes. Nun noch einige aus dem 2ten Bande, und zwar hier aus Buch VII vom 55sten Kapitel an. Zu diesem Kap. wiederholt der Herausg., indem er eine Conjectur Duker's empfiehlt, die Behauptung, der Plural μεγέθη werde nicht leicht anders als vom Erhabenen gebraucht. Man sehe dagegen Didot. Bald darauf, wo Bekker in den Worten οὐ δυνάμενοι ἐπενεγκεῖν οὔτε ἐκ πολιτείας τι μεταβολῆς τὸ διάφορον αὐτοῖς, ᾧ προσηγοντο ἄν, οὔτ' ἐκ παρασκευῆς πολλῷ κρείσσους, σφαλλόμενοι δε τὰ πλείω, nach κρείσσους das Particip ὄντες hinzugefügt, aber bemerkt hat, vielleicht sei der Accusativ ὄντας vorzuziehen, erwiedert Goeller: „Qui hic accusativus ferri possit, mihi quidem prorsus ignotum." Zu dem Accusativ aber ist offenbar δυνάμενοι προσάγεσθαι zu ergänzen, da das erste Glied dem Sinne nach so viel ist als οὐ δυνάμενοι οὔτε ἐκ πολιτείας τι μεταβολῆς τὸ διάφορον αὐτοῖς ἐπενεγκόντες προσάγεσθαι. Dann wird die Vermuthung Lindau's, κρείσσους müsse in κρείσσοσι verwandelt werden, weil die Athener damals sich nicht hätten rühmen können den Syrakusanern überlegen zu sein, so widerlegt, dafs behauptet wird, es sei die Rede von dem Zustande, in welchem die Athener zuerst gegen Syrakus gezogen wären. Aber auch von dieser Zeit läfst sich nicht sagen, die Athener seien ihren Feinden weit überlegen gewesen. Man sehe VI, 21. 23. zu Anf. (wo man freilich nicht der sprachwidrigen Erklärung unseres Herausg. folgen darf, die so beschaffen ist, als ob die Partikeln πλήν γε entweder gar nicht daständen, oder *und zwar nicht blofs* bedeuteten) 37. Denselben Zweck nun, welchen Lindau durch κρείσσοσι erreichen wollte, erlangt man durch Bekker's

Digitized by Google

Veränderung. Uebrigens wäre es ganz an der Stelle gewesen zu bemerken, dafs der Vf. πολλῷ κρείσσους verstehe, *obgleich sie weit stärker waren*; denn wenn man οὔτ' ἐκ παρασκευῆς κρείσσους verbinden zu können glaubte, so würde das Bedenken Lindau's durch den Zutritt der Negation von selbst gehoben. Kap. 57. zu Anf. hat unser Herausg. jetzt nach Rec. nur mit Beibehaltung von τις aus der frühern Ausgabe geschrieben: οὐ κατὰ δίκην τι μᾶλλον οὐδὲ κατὰ ξυγγενειαν μετ' ἀλλήλων στάντες, ἀλλ' ὡς ἕκαστός τις τῆς ξυντυχίας ἢ κατὰ τὸ ξυμφέρον ἢ ἀνάγκη ἔσχεν. Aber statt ἕκαστός τις war die Lesart der Handschriften ἑκάστοις beizubehalten, da der ihr entgegengesetzte Grund, ἔχειν in Verbindung mit den Adverbien εὖ. κακῶς und ähnlichen und einem Genitiv scheine nicht impersonell vorzukommen, von Arnold durch ein Beispiel des Herodot VII, 188. widerlegt ist. Auch ist der Plural von ἕκαστος deshalb zweckmäfsiger, weil nicht von Individuen, sondern von Völkern und Völkerabtheilungen die Rede ist. In demselben Kapitel zu Ende, wo von den Thuriern und Metapontiern gesagt wird, sie hätten an dem Sicilischen Feldzuge Theil genommen, ἐν τοιαύταις ἀνάγκαις τότε τῶν στασιωτικῶν καιρῶν κατειλημμένων, wird zu ἐν τοιαύταις ἀνάγκαις nach Bauer (ohne dafs die Worte als dessen Eigenthum bezeichnet sind) bemerkt: Intellige tali necessitate obstrictos fuisse, ut propter seditiones cogerentur fugere, patria excedere, quaerere apud Atheniens es, ut tuto agerent, unde vitam tolerarent. Wunderbar genug, da unser Herausg. selbst vorher gesagt hat, Rec. habe nachgewiesen, es werde auf Kap. 33. Beziehung genommen, dort aber erzählt ist, die Athener hätten bei ihrer Ankunft in Thurii die ihnen feindlich gesinnte Partei eben aus der Stadt getrieben gefunden, und daher die Thurier leicht überredet sich ihnen anzuschliefsen. Kap. 60. werden in dem Sätzchen καὶ τἄλλα ὡς οἷόν τ' ἦν ἐξ αναγκαίου τε καὶ τοιαυτης διανοίας ἐπορίσαντο die schwierigen Worte ἐξ αναγκαίου — διανοίας übersetzt *in solcher Nothdurft und bei solchem Zwecke.* Aber dafs ἐξ αναγκαίου ohne Artikel und in dieser Verbindung, wo es, weil die Präposition auch zu τοιαύτης διανοίας gehören mufs, nicht adverbial gefafst werden kann, so nicht verstanden werden könne, sondern ἀναγκαίου zu διανοίας gehören müsse, wie dieses Adjectiv auch sonst generis communis ist, hält Rec. für sicher. Man vergl. auch Arn. In dem, was kurz vorher über den Tempel des Herkules bei Syrakus nach Arnold gesagt ist, heifst es: Hoc fanum Arn. ait fuisse in Neapoli; quae serius vocabatur, subter Epipolis, verum in iugo *paulo editiori* supra vallem Anapi. Aber für die letzten Worte sagt Arnold: but raised on a sort *of lower* ridge above the valley of the Anapus. Also gerade das Gegentheil von paulo editiori. So sind auch in andern Stellen einzelne Angaben Arnold's falsch oder ungenau ausgedrückt. Zu Kap. 64. εἴ τε ξυμβήσεταί τι ἄλλο ἢ τὸ κρατεῖν ὑμῖν wird noch immer gelehrt, ἄλλο sei oft κακόν, und dieses mit Citaten D'Orville's belegt, die alle nicht hierher gehören, da *etwas andres als der Sieg* natürlich eine Niederlage oder ein κακόν sein mufs. Kap. 65. zu den Worten προηγγέλθη δὲ αὐτοῖς καὶ ἡ ἐπιβολὴ τῶν σιδηρῶν χειρων heifst es: „Cave ἐπιβολή convertas *iniectio*; nam significat *consilium* (*Anschlag*)." Aber die getadelte Uebersetzung ist die allein richtige, da die Worte sich auf Kap. 62. beziehen, wo steht: εὑρηται δ' ἡμῖν ὅσα χρὴ αντιναυπηγεῖσθαι, καὶ πρὸς τὰς τῶν ἐπωτίδων αὐτοῖς παχύτητας — χειρῶν σιδηρῶν ἐπιβολαί, αἳ σχήσουσι τὴν πόλιν ἀνακρουσιν τῆς προςπεσούσης νεώς, und da auch in unserm Kapitel bald darauf gesagt ist: ὅπως ἂν ἀπολισθάνοι καὶ μὴ ἔχοι αντιλαβὴν ἡ χεὶρ ἐπιβαλλομένη. Kap. 66. wird zu der substantivisch gesetzten Wendung τῷ παρ' ἐλπίδα, *durch das Unerwartete*, die schon IV, 62. dagewesen ist, nach einer veralteten Erklärungsweise αποβάντι ergänzt. Zu Kap. 70. wird in dem Satze πολλὴ μὲν γὰρ ἑκατέροις προθυμία ἀπὸ τῶν ναυτῶν ἐς τὸ ἐπιπλεῖν, ὁπότε κελευσθείη, ἐγίγνετο, πολλὴ δὲ ἡ ἀντιτέχνησις τῶν κυβερνητῶν καὶ ἀγωνισμὸς πρὸς ἀλλήλους die von Krueger gegebene Erklärung des Artikels vor αντιτεχνησις getadelt, da der Satz aus πολλὴ δὲ ἡ ἀντιτέχνησις ἦν τῶν κυβερνητῶν, ἢ πρὸς ἀλλήλους ἐγίγνετο, zusammengezogen sei; aber es wird nicht gezeigt, warum im ersten Gliede, das sich eben so auflösen läfst, bei προθυμία kein Artikel steht. Kap. 71. τοῖς σώμασιν αὐτοῖς ἴσα τῇ δόξῃ περιδεῶς ξυναπονεύοντες ἐν τοῖς χαλεπώτατα διῆγον ist ισα τῇ δοξῃ übersetzt *wie es die Kämpfenden machen sollten*, da es nur heifsen kann *ihrem Gedanken* (*ihrer Ansicht von der Schlacht*) *gemäfs*. Wegen des Dativs αὐτοῖς τοῖς σώμασι ist auf Math. Gr. §. 405. Anm. 3. verwiesen, wo von dem Dativ der Begleitung in Beispielen wie ἀλλ' αὐτοῖς ἵπποισι καὶ ἁρμασιν ἀσσον ἰόντες, bei welchem αὐτός seinem Substantiv immer vorangeht, die Rede ist, während wir hier den Dativ des Werkzeuges haben; denn derselbe gehört eigentlich zu διῆγον, und zu ξυναπονεύοντες ist zu ergänzen αὐτά.

So hofft Rec., was er an diesem schätzbaren Werke noch zu erinnern findet, begründet und die ganze Beschaffenheit der zu prüfenden Ausgabe zur Genüge dargethan zu haben. Er fügt nur noch mit wenigen Worten hinzu, dafs die Latinät des Herausg. im Allgemeinen sehr lobenswerth und nur durch wenige Flecken verunstaltet ist. Dahin rechnet Rec. den mehrmaligen Gebrauch von exspectare statt sperare oder putare mit dem accus. c. infin., z. B. exspectandum erat hostes attractum iri zu IV, 9. vgl. 13., das oft vorkommende versus ohne in oder ad bei Appellativwörtern, z. B. altum versus IV, 25., priusquam poterant, noch dazu in der oratio obliqua IV, 33., ait positum esse quia scriptor vult IV, 47., Cythera, ae, wie ehemals bei Tacitus, statt Cythera, orum, IV, 53., im 2ten Bande S. 346. und sonst milliaribus, auch sectio sexies mille hominum, so wie oft ähnliche Zahlbezeichnungen, die der klassischen Prosa fremd sind, Cnidi advehisse statt Cnidum S. 426., antequam proficiscebatur, noch dazu in der oratio obliqua, ebendaselbst, um von miseritudo (I. S. 448.), lacessitio (I. S. 450.) und ähnlichen späten oder veralteten Wörtern zu schweigen.

Poppo.

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

XLV.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung. 2 Thle. (1ster T. XIV u. 320 S. 2ter 298 S. gr. 8.). Erlangen, 1836. bei Palm und Enke.

Diefs Werk vereinigt viele Vorzüge. Der Stoff ist wirklich an den Quellen geschöpft und, was mehr ist, von einer Kritik gesichtet, die auf wissenschaftliche Sprachkenntnifs — vom Verf. bereits in früheren Schriften rühmlich dargelegt — und auf ein intuitives Talent sich gründet, welches in die Natur der Sachen eindringt. Die Abfassung läfst zu ihrem Vortheile bemerken, dafs Kenntnifs und Ueberblick des Ganzen bereits den Beginn der Ausarbeitung geleitet hat. Auch bot Einsicht in das Wesen der Religion als solcher dem Verf. für das Begreifen des Einzelnen, das Anordnen und Verbinden feste Gesichtspunkte dar. Folge davon ist eine zweckmäfsige Beschränkung, die mit Entfernung alles Müfsigen oder Halbklaren nur consequente Gedanken und bestimmte Resultate vorträgt. Dieser gute Haushalt durchdringt auch die Sprache, in deren klarem Ausdrucke die Gesundheit der Gedanken sich spiegelt. Man merkt dem bündigen Vortrage, der einen Nerv hat, die klassische Bildung an. Ich läugne nicht, dafs mir im Einzelnen das Verfahren bisweilen etwas zu peremtorisch, der Verf. zu kurzen Procefs zu machen schien; aber diefs darf nicht hindern, den Forschergeist und die kräftige Sammlung anzuerkennen, die das Ganze bewerthen. Es ist ein lehrreiches Ganze und die Darstellung, so oft sie nach Bereitung der historischen Grundlagen zu erweiterter Betrachtung sich öffnet, von redlicher Begeisterung so schön gehoben, dafs sie einen edeln Genufs gewährt.

Der *erste* Theil behandelt das Allgemeine, die Collektiv-Namen und generellen Begriffe der römischen Religion, die durchgehenden Einrichtungen und Anstalten, so wie das Wesentlichste von der Geschichte der Religion im Römervolk, und von der idealen Religionsgeschichte in seinen Sagen. Der *zweite* Theil nimmt die Gottheiten im Besondern unter fünf Classen durch.

Die *Einleitung* des Ganzen entwickelt populär, aber gedankenmäfsig, die Nothwendigkeit der Religion und in derselben des Anthropomorphismus. Dabei wird der Unterschied der heidnischen Religion von der christlichen darein gesetzt, dafs in jener die Freiheit unter die Nothwendigkeit beschlossen blieb; demgemäfs in ihr auch die Offenbarung mehr im Gebiete der Naturerscheinung als im Innern gesucht wurde; doch so, dafs die Pfänder der Offenbarung, an sich natürlich, der Bedeutung nach übernatürliche waren. Denn eine schlechthin natürliche Religion ist, wie der Verf. mit Recht erklärt, ein Widerspruch. Religion ist Offenbarung, Bund mit Gott, ihre Symbole sind Unterpfänder dieses Bundes, bedeutungskräftige Zeichen. Es wird dieser sprachlich und sachlich richtige Begriff des Symbols vom Vf. mit Nachdruck jener (Creuzer'schen) Ansicht entgegengesetzt, welche die Symbole für abstrakte Bilder nahm und sie aus dunkler Spekulation und verworrener Allegorie herleitete. In der That hat diese Symbolik, die vom Symbol weiter nichts als den Namen hat, den Vofs-Lobeck'schen Puritanern leicht gemacht, ihre Antisymbolik durchzusetzen. Der Verf. steht keineswegs auf Seiten der letzteren. Er verficht vielmehr auch an einer andern Stelle (S. 264 f.) den Satz, dafs nur diejenigen Völker eine Geschichte gehabt, die sich gleich im Anfange durch eine Offenbarung haben binden lassen, und dafs solche Bindung, die zugleich Beschränkung der Willkühr, Sonderung der Rechte, Stände durch heilige Satzungen ist, überall der Anfang der Geschichte sei. Ueber die Griechen bemerkt er (S. 269): „Nur wer von der Bedeutung der alten Religionen, ihrem Einflufs auf Sitten und Denkungsweise und ihrer innigen Verflechtung mit

Digitized by Google

allen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen keine Ahnung hat, kann verkennen, wie fest die Gebräuche und Gesinnungen des epischen Jahrhunderts mit Symbolengebrauch zusammengewachsen sind, und dafs Homer den Orpheus nicht blos hinter, sondern auch vor und neben sich hat. — Diese Formen waren vorhanden, aber das Volk hat durch den stillen Gang der Bildung (welche nur durch solche Formen möglich war) sich über dieselben erhoben?" — Auf der andern Seite weist der Verf. an Rom das merkwürdige Phänomen nach, wie ein Volk beim strengsten Festhalten an den ursprünglichen Ceremonien, wenn ihnen veränderte Lebensweise und Sitten den innerlichen Antheil entwunden, sich binnen weniger Jahrzehende seiner Religion total entfremden, den Symbolen fremde Bedeutungen, den Göttern anderes Wesen unterlegen und in einer neuen Mythologie die einheimische unvermerkt begraben kann (S. 249 ff.). Dieselbe Individualität der Religion, diese Beschränkung, welche die Keime der volksthümlichen Bildung befestigt, gereicht auch, sobald das Volksthum sich umgestaltet, der Religion zum Untergange.

Das Symbol ist, nach dem Verfasser, erstlich Gegenstand der Offenbarung, zweitens Eräugnifs, Art und Weise derselben. Darnach theilt sich der Religionsunterricht in Auslegung der Bedeutung und des Gebrauchs der Symbole, zweitens in Erzählung der besonderen Umstände ihrer Mittheilung: heilige Geschichte, Volkssage, Legende. Der Mythus beginnt mit der Persönlichkeit. Je mehr in einem Religionsglauben Personifikationen enthalten sind, um so reicher quellen die Mythen und kann aus mannichfaltigen und fortgehenden Berührungen des Glaubens mit der Natur und Erfahrung durch deren freie Ausbildung innerhalb der volksthümlichen Grenzen eine subjektive Religion in Theogonieen und Mythen sich entwickeln, die eine gewisse Mitte zwischen Philosophie und Religion repräsentirt (wie bei den Griechen). Doch kann diese Mythenklasse auch fehlen, wenn (wie bei den Römern) die freie Thätigkeit des Geistes die Richtung auf das praktische Leben genommen hat und die subjektive Religion in der positiven ganz aufgegangen ist. Die letztere aber, die vom Bedürfnifs erzeugt und vervollständigt wird und auf speciellen Verkehr der Menschen mit der Gottheit sich gründend, unmittelbar in die Schicksale der Einzelnen wie der Staaten eingreift — diese positive Religion ruft nothwendig eine andere Mythenklasse, die nicht fehlen kann, jene Legenden hervor, welche bestimmt sind, den göttlichen Ursprung der Satzungen und Richtungen, auf deren Grunde der Organismus des Staates ruht, zu überliefern. Diese Mythen sind Correlate der Symbole. Und so kann ihre Deutung nur durch ein Verbinden der Sage mit dem Symbol geschehen; wozu die Mittel in den Religions-Alterthümern liegen. Grundlage der Letzteren ist die Idee des Opfers. Aus dieser gehen die Entnehmung der Offenbarung und Ceremonie, die Ascetik und der Gottesdienst, Reinigung und Sühne hervor. Sie genügen so lange, bis übergreifende Bildung und entbundener Forschergeist, oder aufgepflanzte Bildung und Vermischung, die Bedeutungskraft herausgezogen.

Der *zweite* Abschnitt erklärt in 11 §§. die römischen Begriffe von der *Gottheit* und den heiligen Wesen unter folgenden Abstufungen: numen und deus, genii, semones, manes, lemures, lares, aborigines, larvae, penates, indigetes, novensiles. Von semo macht der Verf. wahrscheinlich, dafs es bei Varro nur nach etymologischer Muthmafsung für Halbgötter gebraucht, ursprünglich gleichbedeutend mit genius sei. Eben so einsichtig unterscheidet er in Betreff der penates blofse Vermuthungen und Schlüsse der einzelnen Schriftsteller von der ursprünglichen Vorstellung. Zugleich ertheilt er in Verbindung mit diesen Religionsbegriffen den Sagen von Hostus Hostilius und Mettus Curtius, von Quirinus, Aeneas, Indiges, Latinus, von Caeculus und Servius Tullius, Gaja (Gegania) und Tanaquil ein erfreuliches Licht.

Der *dritte* Abschnitt handelt in 8 §§. von den *Zeichen:* omen, portentum, auspicium und augurium, haruspicium. In der Erklärung von spectio und nuntiatio sucht der Verf. *Otfried Müller's* Darstellung (Etrusk. II, 112 f.) etwas zu restringiren, besonders will er bei Festus p. 257 mit weniger Aenderungen ausreichen. Allein *Müller's* Emendation: *Spectio et* nuntiatio (für die Augurn, im Gegensatz der Magistrate, die *nur* spectio haben) wird im höchsten Grade empfohlen durch das unmittelbar folgende: qui *omne* jus sacrorum habent, *auguribus:* und das einschränkende spectio *duntaxat* — *magistratibus:* indem es ziemlich sinnlos wäre, zu sagen, *die Augurn haben das ganze Recht des Heiligen, die Magistrate nur die spectio,* wenn die Augurn diese *nicht,* sondern

Digitized by Google

ihrerseits auch *nur* die nuntiatio gehabt hätten. Defsgleichen sind im Nächstfolgenden *Müller's* Aenderungen nach dem Buchstaben leicht und dem Sinne günstig. Wenn dagegen der Verf., bei Annahme desselben Sinnes, die Worte vertheidigt: nuntiando quae cum vidissent satis, weifs ich nicht, ob in ihnen ein passender Gedanke liege, da ich, trotz dem „sc. esset" des Verf. sie nicht verstehen kann. — An einem andern Ort (S. 116 Anm.) hätte der Verf. in Bezug auf Cic. leg. II, 8. sagen mögen, *O. Müller* habe Cicero's Worte nicht genau wiedergegeben (Etrusk. II. p. 116); dafs er sie „gänzlich mifsverstanden," würde der Verf. nicht gesagt haben, wenn er S. 136 desselben Buches, und S. 138, Anm. 46, verglichen hätte, wo die Sache richtig und deutlich bestimmt ist. — Noch minder ist er im Recht, wenn er seiner Erklärung der urbs, als Inneren eines *kreisrunden* pomoerium (S. 114) die kurze Bemerkung anhängt: „Ohngeachtet dieser Wortbedeutung und trotz Varro's und Plutarch's ausdrücklichen Zeugnissen erklärt *O. Müller* die urbs für ein Viereck und verwechselt sie mit der Roma quadrata." — Ist das alles? — So kann replicirt werden: „Ohngeachtet der Wortbedeutung, indem urbs von urvare, Furchen ziehen, herkommt (Fest. s. v. urvat), somit nicht eben Kreis bedeutet, und trotz Dionysius ausdrücklichem Zeugnifs (I, 88.), dafs Romulus die Gründungsfurche auf einem *viereckigen* Plane gezogen, erklärt A. Hartung die urbs für einen Kreis und trennt sie von der ursprünglichen Roma quadrata." Wer hat nun Recht? — Die Sache ist die: Das Zeugnifs des Dionysios, welches der Verf. stillschweigend verwirft, streitet mit dem des Plutarch, welches *Müller* selbst anführt, aber blos durch Varro's Ableitung der urbs von orbis veranlafst glaubt (Etr. II, S. 142 u. 68) und zieht *Müller* die Angabe des Dionysios aus Gründen vor. Aus dem Grunde nämlich, weil bezeugtermafsen diese urbs ein templum nach etruskischer Disciplin, die Form der templa aber nach der Uebersetzung bei Plutarch (Rom. 22. Camill. 32) *πλινθία, πλινθίων ὑπογραφαί,* wie auch nach der Beschreibung und den Resten etruskischer und römischer Götter-Tempel, ferner nach der Gestalt, welche noch jetzt die meisten etruskischen Städte erkennen lassen, ferner nach der Gestalt des Lagers, des Prätoriums und jenes templum, welches wir durch die Geschichte der Samnitischen legio linteata kennen (Liv. X, 38.) endlich nach der Gestalt etruskischer Feldmessung — viereckig war. Darum also und weil *Müller* auch aus einem Verse des Ennius (Etr. II, S. 145 n. 79) entnahm, dafs ursprünglich die Stadt Rom quadrata war, dann, weil Plutarch selbst (Rom. 9) die Stadt des Romulus *Ῥώμην Κουαδράτην, ὅπερ ἐςι τετράγωνον,* nennt, dagegen, wenn er nach Stiftung dieser noch ein kreisförmiges Umfurchen annimmt, wahrscheinlich irrt, — denn nach seiner eigenen Darstellung zeichnet ja der gepflügte Graben die Mauern und seine Unterbrechungen die Thore, somit die Gestalt der wirklichen Stadt vor — aus allen diesen Gründen nahm *Müller* an, dafs die ursprüngliche Stadtanlage vierseitig gewesen und es nur etwas Sekundäres sei, wenn jenes ummauerte Viereck auf dem Palatin, worin die Gründungs-Geräthe für urbes lagen, ebenfalls Roma quadrata genannt wurde. Hier ist also keine Mifsachtung von Zeugnissen, sondern Prüfung; keine Verwechslung, sondern ein Schlufs; und es stand dem Verfasser um so weniger zu, *Müllern* diefs Beides vorzuwerfen, als vielmehr *er* es war, der ausdrückliche Zeugnisse überging, während *Müller* die Akten vollständig und obenein Gründe gegeben hatte, ohne deren Widerlegung des Verfassers Entscheidung für Varro und Plutarch nichts beweist. Es sind noch im Folgenden ein par Stellen, wo der Verf. etwas diktatorisch zu Werke geht. Seine Einwendungen (S. 120 f.) gegen *Niebuhr's* und *Müller's* Ansicht, dafs den Etruskern der Sitz der Götter im Norden gewesen, sind doch nicht entscheidend. Er mufs das bestimmte Zeugnifs des Dionysios (II, 5) verwerfen, das des Varro (bei Fest. p. 260) corrigiren, und das des Servius (Aen. II, 693) dahin erklären, dafs die höheren Blitze und nicht gerade die nördlichen die bedeutsamern seien. Allein für's Erste bezeichnet Servius deutlich die nördliche Seite als die linke, die in der Disciplin der Augurn die stärkere sei; dann giebt er als Erklärung, dafs sie höher und darum den Göttern näher sei. Das Zeugnifs für den Norden als geehrtere Seite würde bleiben, auch wenn die Erklärung falsch wäre. Wenn sie aber im alten Glauben gegründet ist, wie denn der Verf. selbst noch weiter belegt, dafs der Süden für niedriger als der Norden gegolten, so bleibt ja, auch die Höhe als Grund genommen, immer der Norden vornehmer. Dahin führt auch entschieden, was wir durch Livius und Varro von der Inauguration und dem Auspiciren wissen; und der Verf.

Digitized by Google

konnte wohl den Osten als geehrte Seite bezeichnen, weil zwischen Ost und Nord die günstigen Zeichen fallen; dagegen ist seine Behauptung, dafs der Norden nirgends zu Ehren komme, und vielmehr der Süden mit dem Ost die geehrteste Weltgegend sei, ein blofser Machtspruch. Dafs der Auspicirende Süden vor sich hat, bei der Inauguration mit Wendung nach Osten, kann nichts für die Ehre des Südens beweisen, da die östlichen oder die nördlichen, nicht aber die südlichen Zeichen die guten heifsen, und der Einwand des Vfs.: „wer wird den Göttern, wenn er von ihnen Zeichen begehrt, den Rücken wenden?" auch wenn er sehr scheinbar wäre, die Ueberlieferung nicht umstofsen kann. Es ist aber keineswegs widersinnig, dafs der Auspicirende dieselbe Richtung annehme, in welcher die Götter gedacht werden, und erwarte, dafs sie über sein verhülltes Haupt her günstige Zeichen senden mögen. So gehen die Zeichen als schützende über ihm hervor und ihm zur Seite, gleichsam mit ihm, und kehren ihre Spitze gegen das, was ihm entgegen ist. Zu den mehrfachen Zeugnissen, wo in Verbindung mit Augurien die linke Seite für die heilskräftige erklärt wird, gehört auch Plut. quaest. Rom. 78, und wenn der Vf.: (S. 121) diese Stelle zum Beweise brauchen will, dafs solche Gewohnheiten keinen bestimmten Glauben voraussetzen, da sie nicht selten eine geschichtliche Veranlassung hätten: so widerspricht er den Grundsätzen, die er selbst mehrmals im Buche ausspricht und sonst immer befolgt. Wenn er nämlich die Ableitung der Augurien-Ansicht der Thebaner aus einem geschichtlichen Anlasse auf Entstehung solcher Bestimmungen bei den Römern anwenden will, widerspricht diefs seiner Erklärung in der Vorrede, mit Ausschliefsung von Vergleichungen die römische Religion in ihrer Selbständigkeit darzustellen. Und wenn er die Ableitung der römischen Augurien-Ansicht von Askanios oder Aeneas eine Herkunft aus geschichtlicher Veranlassung nennen will: widerspricht diefs seinem wiederholt und ganz bestimmt (z. B. S. 280) ausgesprochenen Lehrsatze, dafs solche Legenden *nicht* für historisch wahr zu halten und einzig als mythische Erklärung bestehender Bräuche und Satzungen zu fassen seien. Endlich, dafs nicht bei allen Zeichen die linke Seite den Vorzug gehabt, zeigt der Verf. freilich aus dem Epitomator des Festus p. 56: dextra auspicia prospera. Diese vereinzelte Glosse aber, die sich auf eine Stelle beziehen konnte, welche nach dem griechischen, nicht dem römischen Brauche gefafst gewesen, da sie wenigstens durch nichts ausdrückt, dafs sie eine Bestimmung der Augural-Disciplin wäre, kann doch wahrhaftig nicht beweisen, dafs „*in den meisten Fällen die rechte Seite für die die günstigere*" gegolten habe. Wäre diefs, so hätten wir uns in der That höchlich zu verwundern, dafs bei dem ersten Anlafs zur Gründung des römischen Volks (Virg. Aen. II, 693) und bei dem ersten Siege der mythischen Stifter in der neuen Heimat (Ibid. IX, 631) und bei Auspicirung und Gründung der Stadt Stadt Rom selbst (Ovid. Fast. IV, 833) immer links der Donner hallt. Diefs und dafs die Capitolinischen Götter dii laevi et laevae, sinistrarum regionum praesides et inimici partium dextrarum heifsen (Arnob. adv. g. IV, 5) sind Beispiele, welche für blofse Ausnahmen zu halten sich schwerlich jemand entschliefsen wird. — Ich erwähne hier gleich einer andern, meines Erachtens eben so einseitigen Polemik des Verfs. *Müller* (Etr. II. S. 125) sagt, wo templum für den Himmel gesetzt werde, sei immer der ganze, niemals, dafs er wüfste, ein Abschnitt des Himmels templum genannt. Diese Behauptung meint der Verf. (I. S. 142), könne durch jede beliebige Stelle bei Classikern widerlegt werden. Bei solchem Ueberflufs an Stellen, hätte er uns billig eine oder die andere nachweisen sollen. Er führt keine einzige an. Er beruft sich aber auf den Ausdruck πλινθίον, womit Griechen templum übersetzen. Hier irrt der Verf. Varro VII, 2. unterscheidet von dem natürlichen templum, dem Himmel, das *für die Auspicien geltende auf der Erde.* Es ist aber das Letztere, von welchem bei Plutarch (Cam. 32. Rom. 22) der Ausdruck πλινθία gebraucht wird. Von eben demselben *irdischen* templum, nämlich dem, welches *der Augur* für die Himmelsbeobachtung begränzt, ist auch bei Varro VII, 8 die Rede, so dafs diese Stelle dem Verf. nichts hilft, ganz richtig aber von *Müller* (Ebd. S. 132) behandelt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung.

(Schluſs.)

Was der Verf. weiter gegen Müller deklamirt: „Umzäunung und Oeffnung gehöre gar nicht nothwendig zum Begriffe des Wortes templum" trifft diesen gar nicht. Etrusk. I. S. 132. 136. An der letzteren Stelle wird ausdrücklich bemerkt, daſs es templa gab, die *blos durch Worte bezeichnet* waren, während die minora templa auf irgend eine Weise eingezäunt wurden. Daſs aber das (ideale oder reale) templum nur *einen* Eingang haben durfte, sagt Varro VII, 2 ausdrücklich. Der Verf. fährt fort: „Vollends steht nirgends geschrieben, daſs ein ummauertes templum seinen Eingang im Süden haben muſste, vielmehr lauten die ausdrücklichen Zeugnisse dahin, daſs der Eingang und die Vorderseite der Tempel sowohl als der Altäre wo möglich immer nach Westen gerichtet war." Hernach wird Vitruv IV, 5 angeführt, daſs, wo möglich, das Bildniſs in der Cella nach Westen, der Altar davor nach Osten sehen müsse, damit auch die Betenden gen Osten blicken — Distinguendum est. Müller spricht vom Tempel-Gebäude nach altetruskischer Anlage und, ausgehend davon, daſs seine Verzeichnung, seine Theile und deren Lage, dem Namen und der Ueberlieferung zufolge, mit der Eintheilung des Auspicien-Templum übereinstimmen, ferner von der wirklichen Lage des Capitolinischen Tempels, endlich von der alten Sitte, nach dem Gebete sich rechts zu wenden, gewinnt er (S. 238 f.) die Bestimmung, daſs die postica an der Nordseite, die antica im Süden gewesen. Nirgends aber sagt er, daſs alle römischen Tempel nach altetruskischem Ritus gebaut sein muſsten und nicht auch ihre Lage, wie bei Vitruv, in griechischer Weise bestimmt werden konnte.

Dieſs sind die Fälle, in welchen ich den Vf. zu kurz angebunden fand, ohne zu verkennen, wie wohlgeordnet er im Uebrigen die röm. Religionsalterthümer, wie treffend die darauf bezüglichen Sagen erläutert. So in dem Abschnitte, von dem ich ausging, die Sage vom Augur Navius Attius, von den Marcii und den italischen Sibyllen. — Der *vierte* Abschnitt bespricht in 8 §§. den *Gottesdienst*, das Heilige und Profane, die heiligen Stätten, Bilder, Zeiten, Personen, Opfer, Speisungen, Spiele, Gebete. — Hier hätten übrigens wohl auch einige Legenden von Tempelgründungen und die historischen Anlässe zur Vermehrung von Heiligthümern und Culten sich anknüpfen lassen. — Der *fünfte* in 5 §§. vom *religiösen Wandel*, Reinheit, Frömmigkeit, heiliger Feier, Observanzen, Büſsung und Reinigung. Der *sechste* in 7 §§. vom *Staat als Kirche*, Einheit der Rel., geistl. Obrigkeit, Religionsschriften, Staat und Haus, Verhalten gegen auswärt. Rell., fremde Elemente im röm. Götterdienst. In diesem Abschnitt werden wieder die positiven Keime verschiedener Legenden, von Numa Pompilius und Numa Marcius, Ancus Marcius und Tullus Hostilius, von Silvius und Julus, Amulius und Numitor, scharfsinnig nachgewiesen.

7ter Abschn. in 7 §§. von der *Geschichte der röm. Rel.*, vom ursprünglichen Charakter, dann der Vermischung mit dem Griechenthum (treffliche Bemerkungen in schöner Darstellung), von der überhandnehmenden Aufklärung, anderntheils dem Festhalten am Gegebenen, vom Charakter des gesammten Alterthums, dessen Blüthe und Verfall. — Einige der allgemeineren Sätze, die hier auf einleuchtende Weise entwickelt werden, hab' ich oben angedeutet. Hier und in der Einleitung, und schon in der lesenswerthen Vorrede, die verwandten Inhaltes ist, gibt der Verf. gründliche und für die Alterthumsforschung fruchtbare Ansichten der Cultur-Geschichte. Nur in Bezug auf eine einzelne Bemerkung der Vorrede (S. IV) möcht' ich das Alter-

Digitized by Google

thum in Schutz nehmen gegen den Verf., wenn er sagt, dafs man bei den Alten vergebens nach allgemeinen Anstalten zur Unterstützung Hilfloser und Nothleidender suche. Was erstlich die Gesinnug betrifft, so kommen ja nach Homer (Od. XIV, 56) alle Fremdlinge und alle Arme von Zeus, müssen gescheut und begabt werden. Dann die Einrichtungen betreffend, gewährte schon die grofse Oeffentlichkeit des Lebens, die Gemeinschaft der Staatsopfer, die Zugänglichkeit der Gemeinde- und Privat-Opfer, in vielen Staaten die gemeinschaftliche Speisung, in den demokratischen die zum Theil gesetzlichen Spendungen aller Art an ärmere Bürger von Seiten der Reicheren — schon diefs gewährte den Armen viele Vortheile. Bei den Gemein-Mahlen in Kreta war es ausdrücklich bestimmt, dafs die Waisen gleichen Antheil haben müssen, und in jedem Speisesaal waren die ersten zwei Tische für Fremde bestimmt (Athen. IV, 143 c. e). In Athen nahm sich der Staat aller Gebrechlichen, Krüppel und Verstümmelten an (Plut. Sol. 31. Schol. Aeschin. 3, 738), hielt Aerzte, welche die Armen unentgeltlich behandeln mufsten (Schol. Acharn. 1029) und verpflichtete zur Ausstattung verwaister Mädchen die Verwandten (Diod. XII, 18). Auch fehlt es nicht an einzelnen Beispielen, dafs der Staat Waisenkinder versorgte, dafs Gemeinden fremde Unglückliche verpflegten u. dgl. Doch diefs beiläufig.

Nach jener Charakteristik des Alterthums geht der Verf. vom Ueberblick der äufseren Geschichte zur mythischen über, indem er nach kurzem Unterricht von den Quellen der römischen Religionsbeschreibung nun im *achten* Abschnitt den *Sagen* eine besondere Behandlung in 11 §§. widmet. Ueber die Entstehung der Sagen, ihre Fortbildung durch Dichtkunst und Veränderung durch Schriftsteller gehen lehrreiche Bemerkungen vorher. Dann werden die vornehmsten Helden der röm. Legende durchgegangen, nämlich, da Aeneas und Latinus, Numa und Ancus Marcius, und Julius Proculus schon früher gedeutet sind, nun noch Quirinus, Horta, Romulus und Remus, Hostus Hostilius und Tullus H., Titus Tatius und Lucumo, Servius Tullius, Tarquinius, Tanaquil und Tarpeja; nebst scharfsinnigen Vermuthungen über Cacus und Horatius. — Gewifs wird diesen Theil jeder Mytholog mit Vergnügen und mit Nutzen lesen. Uebrigens zeigt der Verf. hier, wie durch das ganze Werk bei verschiedenen Anlässen starke Abneigung gegen die Annahme etruskischer Einflüsse auf die Bildung des Römervolkes und seiner Religion, und würden nach ihm neben den Ramnensern nur Sabiner in Betracht kommen. Nicht einmal die Tarquinier, noch minder die Laren gelten ihm für tuskisch, während doch bei jenen der Zusammenhang mit der etruskischen Metropole in reicher und unzweideutiger Tradition und im baaren Namen selbst vorliegt, bei diesen, deren Legenden nicht umsonst mit Tarquinius und Tanaquil verbunden sind, schon der Umstand, dafs Larth ein eigenthümlich etruskischer Ehrentitel und gewöhnlicher Vorname ist, entscheidend erscheinen mufs. Es ist seltsam, da in andern Fällen die Beweise des Verfs. gröfstentheils auf Namensgleichheit, bisweilen auf zweifelhafte sich gründen, dafs sie ihm hier, wo sie ganz offen liegt, gar nichts gilt. Auch die Ableitungen des Lucumo, Lucerus, Caelius, der vicus Tuscus in Rom und Tusculum geniren den Verf. nicht. Und wenn römische Bräuche und Symbole nach vielfachem Zeugnifs von den Etruskern herrühren, so beruft sich der Verf. auf daneben vorkommende Ableitungen von Romulus. Gegen alle Kritik. Denn dafs von aufsen Gekommenes dem Stammheros beigelegt wird, ist sehr erklärlich; nicht aber das Umgekehrte. In vielen andern Punkten, wo die Tradition zwischen Etruskern und Sabinern schwankt, entscheidet sich der Verf. stets für die Letzteren. Aber so scharfes Ausschliefsen ist niemals und um so weniger hier rathsam, als man nach O. Müller's Nachweisungen sich von einem frühzeitigen Zusammenflufs des Etruskischen und Sabinischen in Falerii z. B., in Fidenä, in Crustumerium, in Gabii wohl überzeugen kann. Wie kann daher — um nur ein Beispiel anzuführen — der Verf. so viel Gewicht darauf legen, dafs der Augur Attius Navius ein Sabiner von Geburt heifst, da ihn doch die Legende nicht minder den Schüler eines etruskischen Augurs und den steten Begleiter des etruskischen Tarquinius nennt? Zudem weist der Vf. selbst nach, wie das Gedächtnifs des Attius an ein fulguritum geknüpft war; dafs aber die Blitz-Bestattung ächt etruskisch und immer den tuskischen Haruspices in Rom anvertraut war, ist sattsam bezeugt (S. Müller Etr. II. S. 170 f.). Gedenkt man solcher Spuren nur im Einzelnen und, wie der Verf., gelegentlich in getrennten Artikeln, so lassen sie freilich mit Schein sich beseitigen; die Sache ist aber die, dafs die Tra-

Digitized by Google

ditionen vom Einfluſs der Etrusker auf Roms früheste Geschichte und seine Religionsalterthümer, obgleich in manchem einzelnen Punkt übertrieben und entstellt, im Wesentlichen sehr gut untereinander und mit den Seiten übereinstimmen, die wir am Volks- und Religions-Wesen der Etrusker selbst kennen lernen. Aus diesem Grunde lassen sie gar wohl eine historische Behandlung zu. Daſs der Vf. einer solchen sich enthalten, soll ihm keineswegs zum Vorwurfe gemacht werden — sein Zweck war Darstellung der in Rom geltenden Religionen nach ihrem Begriff, gleichviel, unter welchen Anlässen sie recipirt wurden — aber besser hätte er gethan, seine gelegentlichen Controversen über den historischen Ursprung ganz wegzulassen, wenn er doch die Akten nicht vollständig geben wollte. Wer übrigens von diesem Zusammenhang auch nichts weiter wüſste, als was der Verf. da und dort bespricht, der müſste gleichwohl auf den Gedanken, daſs es mit der einfachen Originalität der Römer-Religion, die der Verf. festzuhalten strebt, nicht so ganz richtig sei, schon durch des Verfs. Darstellung kommen, da diese nicht umhin kann, auf einen und denselben Religions-Begriff und einfachen Glaubens-Träger je vier bis acht Namen von verschiedener Local- und Gentil-Anknüpfung zurückzuführen; Beweis genug, daſs hier theils Gleichartiges aus verschiedenen Gegenden her nebeneinander trat, theils Fremdartiges durch Nachbarschaft allmälig eine gegenseitige Assimilation erfuhr. Jene Beschränkung und Bindung, welche der Verf. mit Recht überall als Gründungsakt der Staatengeschichte und Volkscultur bezeichnet, kann auch bei den Römern keine That abstrakter Entschlieſsung gewesen, muſs bei ihnen, wie bei allen Völkern durch die wirkliche Nothwendigkeit strengerer Bestimmungen als der blos natürlich gattungsmäſsigen erzeugt sein. Diese Nothwendigkeit kommt durch Collision verschiedener Stämme. Wo immer wir ein gröſseres Stück Geschichte überschauen können, sehen wir aus solchen Collisionen nicht nur die Anfänge der Staaten sich concentrirend emporringen, sondern auch die Epochen nationaler Geschichten mittelst ähnlicher Collisionen, Aneignungen des Fremden in verschiedenen Graden, Entfremdungen des Verwandten und Rückbeziehungen, immer durch Zersetzung nationaler Substanzen, Sitten, Rechte ihren Fortschritt finden und nehmen.

Im *zweiten* Theil gibt der Verf. eine systematische römische *Götterlehre*. Nach einem Capitel über die *Eintheilung* der Gottheiten: der *erste* Abschnitt über *die drei capitolinischen G.*, *Jupiter* (in 9 §§.), *Juno* (5 §§.), *Minerva* (1); der *zweite* Abschnitt: die *Gottheiten der Gestirne und Elemente* (8 §§.); der *dritte:* die G. des *Feldbaues und der Viehzucht* (8 §§); der *vierte:* die *Laurenter-Könige* (= Laren: Mars, Picus Martius, Lupercus, Faunus u. s. w. in 14 §§); der *fünfte: Gotth. physischer und psychischer Zustände* (13 §§).

An einzelnen wenigen Stellen schien mir auch hier die Ueberlieferung zu knapp beschnitten zu werden. Vom Begriffe des Vedius z. B. halt' ich es für ein Leichtes, zu beweisen, daſs ihn der Verf. mit Unrecht auf die Namenserklärung des Ovid, welche der Vergleichung nicht Stich hält, beschränken will. Ich erlaube mir, auch dieſs auf Rechnung seiner Antipathie gegen das Etruskische zu schreiben. Doch Dieſs und Aehnliches dahingestellt, verdient der Verf. viel mehr unseren Dank für die Sorgfalt, mit welcher er durchgehends die Grundbedeutungen römischer Götter und den wahren Sinn der Bestandtheile des Cultus hervorstellt und gelehrt belegt. Mit Scharfsinn hat er verdunkelte oder alterirte Formen, wie den Regaranus, Sancus, die Laurenter-Könige in ihre alten Rechte eingesetzt. Und seine reichhaltige, lichtvolle Zusammenstellung ist als ein erwünschtes Geschenk für jeden Selbstforscher, jeden gebildeten Freund des Alterthums zu betrachten. Ein zureichender Index erhöht die Brauchbarkeit des trefflichen Buchs.

Ad. Schöll.

XLVI.

Aeneas Gazaeus et Zacharias Mitylenaeus de immortalitate animae et mundi consummatione. Ad codices recensuit, Barthii, Tarini, Ducaei notas addidit Io. Fr. Boissonade. *Parisiis*, 1836. *pp. XXV. u.* 530. 8.

Das günstige Geschick, welches in unserer Zeit einige fast verschollene griechische Autoren aus langer Vergessenheit an das Licht hervorzog, ist auch dem *Aeneas von Gaza* zu Theil geworden, und seine Bearbeitung von der kundigen Hand eines *Boissonade*

Digitized by Google

wird ihm für die Zukunft Leser sichern, welche in früheren Jahren niemals völlig mangelten. Was ihm bisher in der Meinung abging, um ein frisches und dauerndes Interesse zu geniefsen, wie es den Apologeten durch eine sehr übertriebene Tradition zugefallen war, das mag vielleicht bei näherer Erwägung seinen Werth besser begründen helfen. Allerdings gehört *Aeneas* mit *Zacharias*, seinem gewöhnlichen Begleiter, keinem der Zeitalter an, worin die werdende Kirche durch systematische Polemik, die gewordene und politisch gesicherte durch den Redeglanz vornehmer Geistlichen befestigt und verherrlicht werden mufste; jene beiden besitzen in der That, wenn sie auch nichts an Eifer und religiöser Gesinnung eingebüfst haben, weder den Schimmer der apologetischen Gelehrsamkeit noch das Gepränge homiletischer Beredsamkeit: allein im sechsten Jahrhundert, in dessen Anfängen sie lebten, war die alte patristische Kunst und überhaupt die christliche Wissenschaft arm an namhaften Vertretern, und es bedurfte der gewaltsamen Anstrengungen, welche die Neuplatoniker beim Erlöschen des Heidenthums selbst machten, um ihre Gegner wenigstens vorübergehend zu philosophischen Studien zurückzuführen und die dogmatischen Gegensätze der Parteien namentlich den Christen zur Prüfung näher zu legen. Diesen Kampf gegen die Schulweisheit, deren Mittelpunkt Alexandria, die Pflegerin aller Religionsverwandten, blieb, repräsentiren auf christlicher Seite *Aeneas*, *Zacharias* und *Iohannes Philoponus*, denen sich in ziemlicher Ferne unter lateinischen Autoren *Claudianus Mamertus* anschliefst. Ihre Waffen und Methoden gleichen sich in so hohem Grade, als man von den Jüngern der durch keine Differenz des Glaubens gespaltenen alexandrinischen Gesellschaft erwarten darf; um so tauglicher sind ihre Schriften, um die Geschichte der hinsterbenden Philosophie des Alterthums zu vervollständigen, und ohne hier auf den Zusammenhang einzugehen, in den sie der Theolog zu den kirchlichen Thatsachen beziehen mag (vgl. *Schröckh* christl. Kirchengesch. XVI. S. 81 ff.), kann es nicht uninteressant scheinen die Eigenthümlichkeit und den Gehalt der beiden ersten Männer in kurzen Umrissen zu schildern.

Ueber *Aeneas* hat *Wernsdorf*, der Herausgeber des Himerius, als er sich mit einer neuen Ausgabe beschäftigte, Forschungen angestellt, welchen Boissonade hinter seinem kurzen Vorbericht ihre Stelle eingeräumt. Die Zeitbestimmung anlangend, so war im Allgemeinen kein Bedenken jenen Autor in das Ende des fünften Jahrhunderts zu rücken; er selber bezeichnet den Philosophen Hierokles, der in der Mitte desselben blühte, als seinen Lehrer, die unter Kaiser Zeno bekannten Sophisten *Gessius* und *Zosimus* redet er in Briefen an, ferner gedenkt er der Verfolgung, welche die Orthodoxen von den Vandalen 484. erlitten: Umstände deren Zusammentreffen auf die Regierung des Anastasius hinweist. Seine Vaterstadt Gaza in Syrien hatte damals blühende Schulen der Rhetorik; in Alexandria hörte er den vielbesuchten Platoniker Hierokles (ihn selbst nennen Codices in der Ueberschrift, vielleicht ohne Grund, einen Platoniker); dafs er den heidnischen Glauben mit dem Christenthum vertauschte, diese von *Cave* und anderen aufgestellte Behauptung ruht auf keinem sicheren oder scheinbaren Zeugnifs, eben so wenig dürfte man mit Wernsdorf aus p. 76. schliefsen, dafs er in Konstantinopel gewesen; indessen ist nach sonstigen Spuren nicht zu zweifeln, dafs er die Anachoreten seiner Landschaft besuchte, und, wenn man den Aeufserungen in seinen Briefen trauen soll, dafs er in Gaza Rhetorik oder sophistische Kunst lehrte und viele Schüler gewann. Dies ist alles was man von seinem Leben weifs, zur Ergänzung mag noch dasjenige dienen, was wir aus dem vorliegenden Dialog entnehmen. Ist er Rhetor von Beruf gewesen, so sticht er in Wissen und Schreibart merklich von seinen Kunstgenossen, wie von Prokop dem Gazäer und Choricius ab, welche sich angelegen sein liefsen alle Feinheiten der attischen Diktion mit einer Auswahl gelehrter Kenntnisse geschmackvoll zu verknüpfen. Wenn wir diese zuweilen flitterhafte Ausstattung am Aeneas vermissen, so tritt freilich eine lange Folge rühmender Testimonien entgegen, welche seine Belesenheit, seine Vertrautheit mit Philosophen (*sectarum enim cunctarum placita habuit percepta: Platonem Plotinumque devoraverat!*) und Mythologen, die in einem so kleinen Raume zusammengedrängte Fülle von Notizen, endlich die Eleganz des mit fast kunstloser Natürlichkeit gemischten Stiles nicht müde werden zu preisen: s. namentlich Wernsdorf gegen den Schlufs seiner Abhandlung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Aeneas Gazaeus et Zacharias Mitylenaeus de immortalitate animae et mundi consummatione. Ad codices recensuit, Barthii, Tarini, Ducaei notas addidit Io. Fr. Boissonade.

(Schlufs.)

Allein jeder weifs wie gutherzig unsere Vorgänger waren, sobald es sich um den Ruf einer alterthümlichen Schrift handelte, wie der leise Anflug der Redefertigkeit und Erudition ihnen alle Düfte griechischer Musen und Grazien zu verbergen schien: nämlich in Zeiten, als die Charakteristik der Autoren und die Unterscheidung der Stilarten selbst den Meistern fern lagen. Was nun die Sprache betrifft, so schreibt Aeneas leicht und gebildet, aber etwas trocken und farblos, ohne sophistische Studien zu verrathen und ohne den Forderungen der Korrektheit durchaus zu genügen, wie er unter anderm im Gebrauch der Modi nachläfsig ist; im übrigen schimmern die Erinnerungen aus der platonischen Phraseologie durch. Auch in den philosophischen Studien geht er nicht über die Mittelmäfsigkeit hinaus; am genauesten kennt er *Plato*, doch nur im Gewande eines orientalischen Denkers, welcher die Geheimlehre der Chaldäer und Aegypter (p. 8.) nach Griechenland verpflanzte und besonders mit letzteren (p. 10) stimmt; hiernächst seine Ausleger und die eigentlichen Neuplatoniker, von denen er namentlich p. 12. aufführt *Harpokration*, *Boethus*, *Numenius*, vor allen *Plotin*, dem er einzelne Sätze, auch die Kenntnifs von älteren philosophischen Dogmen verdankt; die letzten in der Reihe sind ihm *Syrianus*, *Proklus* (p. 14.), *Hierokles*. Aufserdem können bemerkenswerth scheinen die Erwähnungen von *Arrian* als Historiker; von *Hierokles*, dem durch Eusebius bekämpften Gegner der Christen und Sammler von Wundergeschichten (p. 19); von *Porphyrius* in Aufzählung der Kulte vergötterter Menschen (p. 38.) und in der Frage über Erschaffung der Materie, wofür Porphyrius die chaldäische Theorie (p. 51.) im Buch *Λογίων συναγωγή* oder *περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας* benutzt hatte; von ägyptischer Chemie, welche Gold aus Schmelzung von Silber und Zinn hervorzubringen versicherte (p. 71); von Wundersagen bei *Theopompus* und *Eudoxus* (p. 72.), der die Wiedererweckung zweier uns unbekannter Menschen, des Lyders Tymon und des Atheners Timosthenes erzählte; neben etlichen mythologischen Kleinigkeiten. Wenn bei diesen geringen Mitteln Aeneas das Verdienst einer irgend selbständigen Forschung behaupten soll, so wird es einzig darin bestehen, dafs er die Spekulation des Neuplatonismus über das Verhältnifs der körperlichen Dinge zu den geistigen völlig auf den Standpunkt des christlichen Glaubens und Ahnens zurückbringt, und den Buchstab des strengen Dogmas mit den kühnen Phantasmen der Alexandriner färbt. Indem er zur Stufe gelangt zu sein meint, wo man Gott mehr als Plato glauben müsse, platonisirt er nicht etwa gleich Klemens und anderen Patres, denen die griechische Philosophie ein bequemes Supplement, eine fafsliche Form zur Verständigung mit gebildeten Kreisen darbot, sondern er setzt die Glaubenspunkte und Wünsche der damaligen Kirche in die plastischen Anschauungen und die Mystik der Alexandriner um, deren ohnehin schwankende Methode hier in kecke willkürliche Sprünge zerrinnt. Kirchliche Gesinnung darf man also von Aeneas, der in seinem Herzen schwerlich ketzerisch dachte, nicht begehren, und noch weniger sich wundern, dafs er z. B. die Schöpfung des Menschen etwas Pelagianisch fafst, oder die Wirkung des heiligen Geistes auf die Kraft der platonischen Weltseele zurückführt.

Doch ehe Referent den Inhalt jener Demonstration angibt, mag es rathsam sein die litterarhistorische Notiz von des Aeneas Schriften einzuschalten. Wir wis-

Digitized by Google

sen blofs von seinen Briefen und dem Dialog *Θεόφραστος*, welcher vom Objekt auch wol den Titel *Ἔλεγχος τῆς παρ' Ἕλλησι λογομαχίας* erhalten hat. Seine 25 Briefe sind seit Aldus nirgend als in den epistolographischen Sammlungen erschienen, und Werasdorf wollte sie deshalb, da sie seit dem letzten Druck 1606. verschollen waren, der Vergessenheit entreifsen: ein nützlicher Plan, den Boissonade mit Zurücklassung einiger zweckloser Zugaben hätte verwirklichen sollen. Denn es fehlt an triftigen Gründen um sie zu verdächtigen: zwar folgen sie dem Ton und Apparat, der in diesen Schaustücken des Schulstaubes von frühen Zeiten her galt, und lassen die Individualität im blauen schweben; aber der Name Aeneas besafs zu geringen Klang, um zur Unterschiebung anzureizen. Einzig bedeutend ist indefs der kleine Dialog (denn er füllt hier nur 78 weitläuftig gedruckte Seiten), den zuerst die lateinische Uebersetzung des Kamaldulenser-Generals *Ambrosius* (angeblich Ven. 1513.) bekannt machte; wegen ihrer grofsen Seltenheit liefs Boissonade sie aus dem Genfer Abdruck 1645. zu Ende wiederholen, nicht ganz nach Willen seines praktischeren Verlegers, *qui cum diu haesisset, tandem se persuaderi passus est.* Füglich konnte sie fortbleiben; denn *Ambrosius Traversari*, der sich als eleganten und sachverständigen Uebersetzer unter seinen Zeitgenossen auszeichnet, hatte keine vorzügliche Handschrift erlangt, vielmehr eine lückenhafte, die von p. 24. an grofse Verwirrung zeigt: darum war es hinreichend in den kritischen Noten, wie der französische Kritiker gewöhnlich thut, die auffallendsten Lesarten (vgl. besonders p. 198. 209.) aus ihm anzumerken. Den Text gab aus dem Augsburger Codex mit lateinischer, etwas flüchtig gearbeiteter Uebersetzung *Johann Wolf* zu Zürich 1559. heraus, worán die Wiederholungen in den verschiedenen *Bibliothecae Patrum*, unter anderen durch den Jesuiten *Fronton le Duc*, sich anschliefsen; der Hauptsache nach auch die Edition von *Casp. Barth* 1653. (nicht 1655. dann mit verändertem Titelblatt 1658.) in allem Betracht ein monstroses Machwerk. Der Name Barth läfst schon einen durch Papier und Typen abschreckenden Sudeldruck erwarten; noch schlimmer, die paar wirklich angebrachte Verbesserungen sind durch zahlreiche Druckfehler und den Ausfall ganzer Linien aufgewogen; daneben eine von Fehlern wie absichtlich erdrückte barbarische Uebersetzung; endlich wie immer ein überströmender selbst in Digressionen (wie über Alexandria p. 379—389.) abspringender, Kommentar zum Aeneas und Zacharias, voll von Citaten und Frömmigkeit, arm an Gedanken und wahrer Belesenheit (Boissonade p. 286. *Bonus ille Barthius, homo melancholicus et hypochondriacus, cerebelli congestione chronica laborabat etc.*), kläglich durch die ärgsten Mifsgriffe der Kritik: kurz, wie Bentley urtheilt, *πολυμαθέστατος*, non *κριτικώτατος*. Dennoch hat der neueste Herausgeber diesen Wust, aus welchem höchstens einige Nachweisungen zu excerpiren waren, der Länge nach aufgefrischt: seine Beweggründe, *libelli Barthiani raritas summa* (in Deutschland wenigstens trifft man ihn oft genug an), *summa quae homini doctissimo debetur reverentia*, stimmen übel zur voraufgehenden Verdammnifs der Noten, *nam plurimae prorsus sunt absonae.* Mit seinen eigenen Leistungen wird man sich besser verständigen können. Bisher war der Text überall verfälscht, öfters unlesbar, und was sich nicht immer entdecken liefs auch verstümmelt. *Boissonade* hat durch eine vollständige Vergleichung der drei guten Pariser MSS. und noch mehr durch zweckmäfsigen Gebrauch derselben seinen Autor bis zu demjenigen Grade der Reinheit hergestellt, welcher durch spätere Bearbeiter wenig gewinnen mag; und die vortreffliche typographische Ausstattung, wie man sie an Pariser Drucken längst gewohnt ist, mufs zur Lesung anlocken. Nächst der durchgehenden Berichtigung der Lesarten verdient die Ausfüllung der zum Theil erheblichen Lücken anerkannt zu werden, wo manches durch die Aehnlichkeit von Endungen und Wörtern verloren gegangen war, z. B. p. 21. bestand in *καὶ τὸ στρεβλοῦσθαι παρὰ τῶν μοχθηρῶν καὶ παίεσθαι* (l. *καίεσθαι* mit *Ambrosius*) blofs *καὶ στρεβλοῦσθαι*, 12. *Ἐπιγενόμενοι δὲ Πορφύριός τε καὶ Ἰάμβλιχος, ὁ μὲν πολυμαθής, ὁ δὲ ἔνθους γενόμενος*, 42. *Ὁ ἀγαθὸς νομοθέτης ἐπιστήμῃ, οὐκ ἐμπειρίᾳ προγινώσκει τῶν ἀνθρώπων τὰ πάθη, καὶ οὐκ ἀναμένει πάντα* etc. (ferner p. 49.) sind die gesperrten Worte hinzugekommen, mehr als einmal (pp. 6. 37. 68. 77.) auch Satzglieder ergänzt, worunter ein merkwürdiges Supplement p. 78. mit der eigenthümlichen Notiz dafs die Arkadier Menschenopfer dem Kronos weihten; überdies sogar halbe Seiten in 39. und 61. neu gegeben, und häufig die Interpolationen oder gemeineren Ausdrücke mit den feineren vertauscht. Wenige Stellen werden nunmehr Bedenken erregen (wie p. 6. *θεω-*

Digitized by Google

ρεῖν, 37. καὶ γείτονος εὐχῆς, wo Barth verständlicher καὶ κρεῖττον ε. hat, 44. ἐπεὶ οὐδ' ἀνθρώπου εἴη) oder Besserung verlangen: so p. 5. extr. ὡς δεσμῷ τινι καὶ οἷον ἐν σήματι τῷ σώματι θαπτομένην τὴν ψυχήν, wo mit p. 44. δεσμῶτιν καὶ οἷον κτλ. zu lesen; 7. τῇδε, vielmehr τὰ τῇδε, und nach Spuren der codd. 9. συμπαραθεῖς für das falsche (in der Note p. 185. nicht passend vertheidigte) συμπαραχθῇς, 14. κτηνώδη für den täuschenden Fehler ἰκτινώδη, 26. 14. συντάττεται, (cf. p. 29.) statt συνταράττεται, auch würden 16. ἢ σκηνῆς und 66. extr. τὸν χαλκοῦν auszustofsen sein. In den bald ausführlichen bald gedrängteren Noten hat Boissonade meistentheils kritisches und sprachliches behandelt, und aus mancherlei Anlässen (ungefähr wie im Kommentar zu Theophylakt, und wie vermuthlich in dem nächstens erscheinenden über Psellus) die von ihm selbst anderwärts und von verschiedenen gemachten Beobachtungen vervollständigt, Stellen aus einem mäfsigen Kreise von Autoren zu berichtigen gesucht und Varianten mitgetheilt: woraus wir z. B. über den von *Tafel* herausgegebenen *Eustathius* besonders p. 354. von neuem lernen müssen, dafs sein Text auf einer ungenauen Kollation der Pariser Handschrift beruhe. So belehrend auch diese Bemerkungen sind, werden sie doch, wenn einmal was sehr zu wünschen unter uns ein Corpus der neuplatonischen Litteratur in einer Handausgabe zu Stande kommt, dort ohne wesentlichen Verlust einen beschränkten Raum erfüllen.

Endlich von der Gedankenfolge dieses Dialogs, welcher zwischen *Euxitheus*, der Hauptperson, und dem Athener *Theophrastus* geführt wird. Letzterer spielt eine zu traurige Figur und in ganz jungen Verhältnissen, um für den Peripatetiker zu gelten; wenn man nicht etwa den Aeneas alles gesunden Verstandes und historischen Wissens berauben will. Nachdem er also die berühmtesten Philosophen über Präexistenz der Seele und ihre Wanderungen verhört und mit allem Eifer die Metempsychose bestritten (dies Proömium bis zu p. 20.), auch dargelegt hat, dafs die Rechtfertigung der Uebel in der Welt, welche zur Schule des Lebens dienen, zu dieser Annahme nicht berechtige (der physiko-theologische Beweis, bis zu p. 39. mit vieler Beredsamkeit ausgedehnt): stellt er die Unsterblichkeit der für dieses Leben geschaffenen Seele auf. Hauptsächlich erweist er sie nur durch die Vorstellung, dafs Gott sie nach seinem Bilde schuf: p. 45. τὸ δὲ τῷ ἀθανάτῳ προσόμοιον καὶ ἀθάνατον: die Zahl der Seelen sei Gott bekannt und gehe in ihm auf (dafür nutzt auch er das berühmte ἓν τὰ πάντα p. 46. und das Resultat der Dämonologie, dafs alle Räume von unendlichen geistigen Kräften erfüllt würden, p. 47. καὶ ὡς ἔφη τις τῶν παρ' ὑμῖν σοφῶν, κενὸν οὐδὲν οὐδ' ὅσον ἀθέρα καὶ τρίχα βαλεῖν), und hiermit schliefst die erste Abtheilung bei p. 48. Noch entschiedener tritt der Neuplatonismus in der zweiten hervor, die Ewigkeit der Welt betreffend: als materielle Schöpfung hat sie Anfang und Ende, Gott aber entbehrt des Anfanges, weil er immer mit Freiheit schafft und alles erzeugte stets in sich behält, folglich die Dinge (der Emanationslehre gemäfs, die auf die Trinität Anwendung findet) aus seiner Vernunft sich entwickeln, τὸν λόγον οὐσιωδῶς τέτοκεν p. 50. Dies führt zur Auferstehung von den Todten, zur Rückkehr des sinnlichen in ein geistiges Dasein, p. 58. οὐδὲν γὰρ ἔσται θνητόν, ἀλλὰ πάντα καινὰ καὶ ἀθάνατα, καὶ ὁ πᾶς οὗτος κόσμος καὶ ὁ ἄνθρωπος. Aeneas beseitigt die Meinung der Platoniker (s. Boisson. p. 283.) dafs die Seele, nach dem Mafse ihrer Reinheit und Vollkommenheit, unter den Hüllen des Lichts oder des Sternenglanzes, der Luft oder eines gröberen Stoffes auferstehen werde; sie bedürfe zwar eines Leibes, doch nicht eines irdischen, welcher völlig verschwinden müsse, sondern eines neu aus den Elementen der Dinge zu gestaltenden: p. 62. ὅταν ὁ δημιουργὸς καλῇ, πάντα πανταχόθεν συλλέγεται, dieses nach der Analogie so vieler physischer Erscheinungen, welche sich aus dem geringsten Keime zum herrlichsten Wachsthum erheben. Ueberhaupt beharre in allem Wechsel der Materie ein formales Element (p. 65. ἡ μὲν οὖν ὕλη φθείρεται καὶ διαλύεται, μένει δὲ σῶος καὶ αὐτὸς τοῦ εἴδους ὁ λόγος): deshalb hätten sowohl die Leichname selbst minder tugendhafter Menschen Wunder gewirkt, als auch zuletzt die der christlichen Heiligen. Da nun einmal das Gebiet der Phantasie eröffnet ist, so bestätigt Aeneas seinen Satz, dafs auch dem Körper ein Antheil an der Seligkeit und an höheren Thätigkeiten gebühre, durch Erweckungsgeschichten aus der griechischen Mythologie, aus dem Leben der Anachoreten und an den Märtyrern der Vandalischen Verfolgung.

Weniges wird über *Zacharias* Bischof von Mitylene hinreichen: welcher in seinem Dialog Ἀμμώνιος so vieles in Plan, Beweisführung, Ausdrücken und selbst

Digitized by Google

im Schlufs, der gleichfalls mit einem Gebet endigt, mit Aeneas gemeinsam hat, dafs man zuweilen ein Bedenken hatte, wer von beiden der Vorgänger gewesen sei, oder (was noch paradoxer klingt) ob nicht dem Zacharias beide Schriften angehörten. Wir hören blofs, dafs letzterer die Kirchenversammlung zu Konstantinopel 536. besuchte; der Titel eines Σχολαστικὸς welchen er führt, worüber die Gelehrten in der Einleitung sich nicht vereinigen können, bezeichnet wie in anderen Fällen einen Rechtsgelehrten, woran um so weniger zu zweifeln, als er deutlich von seiner Person berichtet, er habe einmal die Schulen der alexandrinischen Philosophen mit denen der Juristen in Berytus vertauscht. Seine Bildung ist mittelmäfsig; von Plato hat er sich einige Gedanken aus Phädrus und Phädon angeeignet, weit mehr von Basilius und anderen Patres; er schreibt lebhafter als Aeneas, aber auch redseliger und minder korrekt, überdies sehr ungleich in der Komposition, die sich in kleinliche Sätzchen oder in formlose Perioden verliert. Das Buch selber bietet der Kritik geringe Schwierigkeiten dar, und aus den Pariser Handschriften ist nur weniges verbessert oder geändert worden; um so weitläuftiger sind die erklärenden Anmerkungen von *Tarinus*, *Ducaeus*, *Barth*, deren Gehalt nicht sonderlich befriedigt; *Boissonade* hat eine mäfsige Beisteuer geliefert. Uebrigens zerfällt der Dialog in zwei Abschnitte, welche fast einerlei Objekt mit obigem Theophrastus verhandeln. Zuerst wird gegen *Ammonius* Hermias Sohn erwiesen, dafs die übliche Demonstration für Ewigkeit der Welt, die man aus ihrer Schönheit abzuleiten und durch die Göttlichkeit der Sonne zu symbolisiren pflegte, schwach und voll von Widersprüchen sei. Darauf wendet sich der Streit gegen den philosophischen Arzt *Gessius:* Gott wirke nicht durch stete Schöpfungskraft, sondern durch Erhaltung dessen, was besteht (ungefähr wie Aeneas, p. 104. ἔχων τοὺς δημιουργικοὺς λόγους ἐν ἑαυτῷ); die Welt sei in der Zeit geworden und mit der Bestimmung unterzugehen, im Widerspruch mit der Ewigkeit Gottes, welcher aufser der Welt von Anfang an die Fülle seines Wesens behaupte. Der gröfsere Theil der Schrift erörtert deshalb die Freiheit des göttlichen Willens, gegenüber der Materie; daran schliefsen sich gleichfalls die Lehren von der Trias, von der Unfähigkeit der Welt unsterblich und für unsterbliche Bewohner zu existiren, und von der Auferstehung: alles ohne eigenthümliche oder anziehende Gedanken.

Bernhardy.

XLVII.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster. Mit vier Kupfertafeln. Leipzig, 1835. *bei Brockhaus.*

Dr. Förster aus Altenburg ist Künstler und Kunstforscher. In Italien nahm die mittelalterliche Kunst bereits 1826 seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Von dort zurückgekehrt, malte er zuerst mit Götzenberger in der Universitäts-Aula in Bonn, dann führte er in den Arkaden des Hofgartens in München ein historisches Gemälde aus. Von neuem verweilte er in Italien und arbeitete dann in München im Königsbau nach W. Kaulbach's Entwürfen. Eine von ihm verfafste Erklärung der hier entstandenen Wandgemälde erschien 1834. Seit dem Anfange des Jahres 1833 befand er sich acht Monate auf Befehl des Kronprinzen von Bayern, in Begleitung zweier Kunstgenossen in Pisa, Lucca, Florenz und Siena, um von alten Bildwerken und Gemälden Zeichnungen anzufertigen. Aufsätze in den Zeitschriften, dem Kunstblatt, und Phönix erschienen als viel versprechende Vorboten seiner kritischen Leistungen, deren Ergebnifs den wichtigsten Momenten nach in die „Beiträge" niedergelegt ist. Seiner Reise im verflossenen Jahre nach Berlin und Dresden verdankt das Kunstblatt eine Beleuchtung der dortigen Gemälde-Sammlungen. Mit besonderen Aufträgen sendete ihn, wie es heifst, der König von Sachsen nach Italien. In Padua war es ihm in diesem Jahre vergönnt, eine Entdeckung zu machen, die alle früheren, wie wichtig sie auch sein mögen, weit aufwog. In einer eingegangenen Kapelle brachte er hier Fresken zum Vorschein, welche das Schönste übertreffen, das, seinem Ausspruch nach, im 14. Jahrhundert in Pisa, Siena und Florenz entstand.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster.

(Schluſs.)

Da v. Rumohr's italienische Forschungen durch die herbe Entschiedenheit, mit der sie an den alten Glaubenssätzen rüttelten, eine sichtbare Verschüchterung zuwege brachten, so müssen wir um so dankbarer, als die 1832. erschienenen Streitschriften uns weder Vertrauen noch Miſstrauen in das Urtheil des Schriftstellers setzen lassen, eine Stimme aufnehmen, die unbefangen beipflichtet oder widerlegt. Auch Förster sah wiederholt die Gegenstände, die er beschreibt, und weiſs gleichfalls seine Meinung durch urkundliche Zeugnisse zu begründen. Seine Berichtigungen in den Zeitschriften (hier las man, daſs auf einem Bildwerk des Biduinus der bärtige Judas für eine Magdalena angesehn sei, daſs Taddeo Bartoli nichts weiter als eine handwerksmäſsige Fertigkeit besessen, der in Raphael das eigentliche Licht angezündet haben sollte) hatten einen mehr bitteren Ton, als im vorliegenden Buch, dennoch sind sie nicht weniger aufrichtig. Einige sind dermaaſsen schlagend (wie auf S. 9, 10, 215, wo falsch gelesen wurde, S. 86, wo ein Irrthum von anderthalb Jahrhunderten vorkömmt, S. 100, wo eine leicht zugängliche, für die ältere Kunstgeschichte wichtige, Urkunden-Sammlung unberücksichtigt blieb), daſs man geneigt ist, auch die zu unterschreiben, wo eine subjektive Auffassung manches leicht anders erscheinen läſst.

Die neun von einander unabhängigen Abhandlungen, die das zu besprechende Werkchen bilden, umfassen die wichtigsten Hervorbringungen der Kunst bis etwa zum Jahr 1400. Wenn die Sache vorzugsweise der Materie gilt, und ihren Repräsentanten Cimabue, Giotto, Simon von Siena, Lorenzetti und Petri, so wird auch die Bildhaueri behandelt, die unter Nicolao Pisano „um Jahrhunderte der geschichtlichen Entwickelung vorgegriffen," so wird durch Beschreibung der alten Facade des florentinischen Doms (S. 51 fgg.) gezeigt, welchen Rang damals die Baukunst behauptete, so wird auch die Goldschmiedekunst nicht aus der Reihe der Betrachtungen ausgeschlossen.

Es ist die gewöhnliche Meinung, daſs an dem marmornen Grabdenkmal des h. Dominikus in Bologna der erste und der letzte berühmte italienische Bildhauer Nicolao Pisano und M. A. Buonarrotti gearbeitet habe, daſs wie Giotto, J. van Eyck auch Nicolao von keinem Nachfolger übertroffen sei. Der Verf. schlieſst aus der Aehnlichkeit zwischen dem Werk in Bologna und einem in Pistoja, welches letztere wider Vasari's Angabe einen lombardischen Meister zum Urheber hat, daſs auch das erstere von einem *lombardischen* Schüler Nicolao's um 1270 verfertigt sei (S. 21.), denn der Styl (die Formen sind unbestimmt, die Verhältnisse sehr lang, die Ausführung weich und glatt) stimmt nicht mit Nicolao's Marmorkanzeln in Pisa und Siena überein, welche sich nicht einer gleichen Vollendung rühmen können. Wenn der Verf. einer *unbestrittenen Annahme*, daſs die Arca des h. Dominikus dem Nicolao angehöre, entgegen zu treten glaubt, so irrt er, indem in der von Lanzi oft angeführten Guida: Pitture scolture ecc di Bologna 1782. mit Bezugnahme auf ein Manuscript von Pietro Lamo S. 208. berichtet wird: La cassa è d'incerto autore. Hier wird Niccolò dall' arca und Niccolò Pisano, für Morrona, I. S. 407, freilich nicht deutlich genug, unterschieden. Wenn es unwahrscheinlich ist, daſs man zu einem so kostbaren Denkmal als der Arca nicht die Thätigkeit des Meisters, der damals noch thätig war und der nicht Anstand nahm nach Siena und Pistoja zu reisen zur Darstellung geringerer Werke, in Anspruch genommen haben wird, sondern nur die des Schülers, so erscheinen die Gründe als beifällig, mit denen der Verf. wider Vasari darthut, daſs jenes nicht

Digitized by Google

als eine Jugendarbeit des Nicolao angesehn werden könne. Ein beglaubigtes Relief von 1233 in Lucca zeigt eine auffallende Verschiedenheit und scheint noch ohne Anwendung des Thonmodells (S. 19) gearbeitet zu sein, dessen er bei den späteren Werken, sowohl bei den nackten als bekleideten Figuren, nicht entrathen konnte, wie dieses, was v. Rumohr nur als Vermuthung hinstellt, überzeugend nachgewiesen wird. (S. 35, 50.) Nicht anders als Nicolao die Antiken nachahmte, von denen er nur Motive entlehnte, nahm er sich wohl die Sculpturen seiner Vorgänger zum Vorbild. Auf der ersten Kupfertafel sind zwei ähnliche Reliefs mit Kreuzesabnahmen abgebildet, das von Nicolao 1233. gefertigte und eines in Florenz muthmaafslich aus dem 12. Jahrhundert. Die Composition soll von dem einen auf das andere übertragen sein und daraus folgen, dafs Nicolao einen einflufsreichen Jugendunterricht in Florenz genossen habe. Die Annahme der Entlehnung ist aber zweifelhaft. Unwillkührlich pflanzten sich in weiter Verbreitung Stellungen, Gefühlsäufserungen fort, die bei denselben Gegenständen immer wiederkehren (man vergl. S. 215.), ohne dafs wir die fern liegende, gemeinsame Quelle der Entstehung nachzuweisen vermögen. Das Uebereinstimmende der Reliefs ist mehr etwas allgemeines, als einzelnes. Dafs Johannes und Maria zu beiden Seiten des Kreuzes stehn, bedingte Ev. Joh. 19, 26. Der Nägel ausziehende Nikodemus kömmt öfter vor. Das Motiv, dafs die Leidtragenden eine Erquickung darin finden, den Kopf, die Arme, die Füfse des vom Kreuze abgenommenen Heilandes an die Wange zu lehnen (nach dem Verf. S. 22, 24 mit Thränen zu benetzen) finden wir schon auf der Kreuzesabnahme auf dem Exterstein und noch auf einem Bilde des Castagna (Agincourt. Pl. 163). Da Nicolao's Vater Petrus de Senis genannt wird, so ist es angemessener, ihn zu einem Kunstgenossen des sienesischen Malers Guido zu machen, weil in Siena im Anfange wie noch in späterer Zeit die subjectiv gemüthliche Seite der heiligen Geschichten besonders hervorgehoben wurde. In Pisa ward Nicolao mit den Antiken bekannt und sich nach ihnen bildend gewann sein Streben mit überraschendem Glanz Schönheit der Form vielleicht auf Kosten des Gefühls. Aus der h. Jungfrau wird eine stolze Juno, aus Joseph ein griechischer Weltweiser. In die urkundliche Angabe (S. 4) Magister nicholas petri de apulia und in ihre Ausdeutung kann sich Ref. nicht finden. Nicolao, der zugleich Baukünstler war, arbeitete noch 1273. und war vor 1299 nicht mehr unter den Lebenden (S. 59). Bei der Beschreibung einer Marmorkanzel des Nicolao, bei der, wie oft in Italien, eine Säule auf einem Löwen aufsteht, bemerkt der Vf., dafs ihm die gewöhnliche Erklärung des Löwen nicht genüge und dafs er ihm als Symbol der Stärke den Fels der Kirche zu versinnlichen scheine S. 30. In Deutschland kömmt auf Grabmälern häufig der Löwe vor, der als Wappenemblem die Kraft des beerdigten Mannes bezeichnet, wie der Hund die Treue der Gattin. In Italien scheint dagegen der Löwe stets als das feindliche Princip gebildet zu sein. Der Bildhauer Fuccio stellte das Grabmal einer Königin mit einem Löwen über der liegenden Bildnifsfigur dar, nach Vasari per dimostrare la fortezza dell' animo di lei, wenn man indefs dasselbe betrachtet (Cicognara tav. XIX.), so findet man, dafs der Löwe der Widersacher (1 Petri 5, 8) ist. Bei Betrachtung des silbernen Altarschmucks von S. Jacopo in Pistoja, den Andrea di Jacopo d'Ognabene 1316 in der Art der Pisaner verfertigte (S. 70), weist der Vf. nach, wie Vasari fälschlich die Inschrift einer Silbertafel von 1366, die Leonardo di Ser Giovanni als den Künstler nennt, auf das ganze Werk bezogen habe und zeigt zugleich, dafs wir in dem letzteren den Vorläufer Ghiberti's zu erkennen haben, denn schon er versuchte durch Landschaften und Perspektiven aus den engen Grenzen der Sculptur ins Malerische überzutreten. In den Nachrichten über Malereien in Pisa und Lucca behauptet der Vf., dafs von älteren Sachen, die den Namen Kunstwerke verdienen, weder hier noch dort etwas vorkomme.

In dem todt machenden Urtheil über Giunta di Pisa stimmt er Fr. Köhler'n, dem Vf. der Anfänge italienischer Kunst bei, dagegen rühmt er ein Gemälde des Pisaners Turinus Vanni von 1397. Die Pisaner erkannten, dafs sie zur Ausführung von Gemälden fremder Hülfe bedürftig wären und beschäftigten daher den Sienesen Taddeo Bartoli (S. 89), Niccolò Petri und den bekannteren Cimabue (S. 98). Den Florentinern Cimabue und Giotto sind zwei Aufsätze gewidmet. Cimabue, der noch 1302 lebte, fertigte als eines seiner letzten Werke ein musivisches Gemälde, das nach Vasari von der rohen Hand der Griechen herrühren sollte, die Majestas in der Tribune des Doms in Pisa. Der Aus-

Digitized by Google

druck Majestas, der schon früher einmal vorkömmt, ist nicht ganz deutlich erklärt. Er bezeichnet nur einen thronenden Heiland, wie dies die angeführte Urkunde in den Worten: figura S. Joannis, quam fecit juxta *majestatem* und die von Vasari erhaltene Inschrift eines ähnlichen Tribunenbildes: Vicinus pictor perfecit imaginem B. Mariae, sed *Majestatis* et Evangelistae per alios inceptae ipse complevit. *Majestät* wird später in Kirchen ein Behufs von Feierlichkeiten errichteter hoher Sitz genannt. Die Wandgemälde in der Oberkirche in Assisi, die von Cimabue herrühren sollen, müssen erst (wie S. 101 mit Recht bemerkt wird) „einer genaueren Untersuchung unterworfen werden." Auch der Vf. ist der Meinung, dafs Giotto durch seine Neuerungen der Kunst Gewalt angethan habe, dafs Cimabue und der alte Sienese Duccio in einzelnen Bildundungen (zwei herrliche Köpfe von ihnen befinden sich auf der zweiten Kupfertafel (die vortheilhaft von den giottesken Köpfen auf der vierten abstechen) vorzüglicheres als er geleistet. Indefs bleibt ihm der unbestrittene Ruhm, die Richtung der florentinischen Schule, die durch ihre bewufste Objectivität mit Sicherheit zur Vollendung schritt, bestimmt zu haben. Bei einer unwillkührlichen Hingebung an das Frühere mufsten sich die Formen durch die mechanische Handhabung bis zur flachen Unbestimmtheit abschleifen. Den Schönheitssinn, der sich in den Bildern eines Duccio ausspricht, nennt der Vf. mit Recht, „ein unsicheres Besitzthum. Das Unvollkommene liegt dicht neben dem Vollendeten." Zur Entschuldigung des Unschönen in den Werken Giotto's kann die Bemerkung (S. 174) gereichen, dafs nichts so sehr in der Kunst verwirre „als die nicht vollkommen dienstbar gemachte Natur" „dafs mit dem Natürlichen das Häfsliche kommt" (S. 196). Giotto dachte über seine Bestrebungen nach und rang nach charakteristischem Ausdruck. In seiner Person verband er die drei Schwesterkünste und erkannte daher das Wichtige einer bestimmten Zeichnung, sein rathgebender Freund war Dante, dessen grofses Gedicht, namentlich die Hölle, in alttestamentlicher Klarheit sich plastisch herausbildet, er sah seinen höchsten Beruf in Verherrlichung des h. Franziskus und somit ward ihm die Aufgabe, Begebenheiten nächster Vergangenheit aufzuzeichnen; er gehörte mehr der Welt an, als die übrigen Künstler, deren Talent sich in der Stille bildete. Die Vorstellungen des Heiligsten entzogen sich nicht seinem unbefangenen Prüfungsgeist. Die h. Jungfrau ward ihm zur Mutter und das Christkind, anstatt die Finger segnend zu erheben, enthüllt ihr nach Art der Säuglinge ungestüm die Brust (S. 161); über die traurige Rolle, die der h. Joseph auf den heiligen Familien spielt, kann er sich eines frivolen Scherzes nicht enthalten und, wiewohl er seinen Pinsel der Feier des h. Franziskus weiht, widerspricht er in dem Gedicht: Motti son que' che lodan povertate entschieden dessen Lehren. — Der Vortheil, der ihm daraus erwuchs, dafs er auf Kirchenbildern neben dem h. Franz Darstellungen des Gegenwärtigen anbringen konnte, wäre auch dem Nicolao, der auf des h. Dominikus Marmorgrabmal Szenen aus dem Leben dieses Gottesmannes bildete, geworden, wenn nicht seine Begeisterung für die Antiken ihn auf allgemeine Schönheitsformen gewiesen hätte. Jedoch vermuthet der Vf. (S. 56), dafs in seinen letzten Werken „die Benutzung lebendiger Vorbilder schon bis zum Einführen wirklicher Portraits fortgeschritten sei." Die Abhandlung über den Campo Santo in Pisa stellt beinahe die Autorschaft aller Maler bis auf Antonio Veneziano, Spinello von Arezzo, dessen Verdienste der Verf. nicht so hoch anschlägt als v. Rumohr, und Benozzo Gozzoli in Zweifel.

Die Genesis im Campo Santo, dem zur Mythe herabgesunkenen Maler Buffalmacco zugeschrieben, malte Pietro di Puccio, der Verfertiger eines Bildes, das Vasari (wie dieses schon Morrona dargethan) als ein Werk des Taddeo Bartoli beschreibt. Pietro di Puccio ward 1390. aus Orvieto nach Pisa gerufen. Seine Werke im Campo Santo sind die ältesten wirklichen Fresken in Toskana (S. 127). Die Geschichte Hiobs, als Giotto's Erfindung bekannt, malte wahrscheinlich 1371. Franciscus de Volterra, dessen muthmaafslicher Schüler (S. 114, 115 u. 117). — Wenn Giotto uns statt des Ueberkommenen das Selbstgefundene zeigt, so nehmen wir das Gegentheil bei Simon da Siena wahr, der für einen Schüler des ersten galt. Ein bildungsgemäfses Fortschreiten, kein Umgestalten kann ihm nachgerühmt werden. Der Vf., der defshalb sich gegen v. Rumohr erklärt, nimmt an diesem Künstler ein besonderes Interesse und gleicht das zweideutige Lob aus, das ihm Vasari ertheilt. Dafs ein lyrischer Dichter ihm die Freundschaft, die dem Giotto ein epischer Dichter schenkte, glaubt man in den Werken beider Künstler zu unterscheiden. Dem Vf. wurde die Freude von Si-

Digitized by Google

mon ein seltenes Werk mit seinem Namen, aus mehreren Tafeln bestehend, die einen Raum von 12 Fuſs in der Länge einnehmen, zu gewinnen. Aus der groſsen Zahl der Heiligen wählte er zur Abbildung auf der dritten Kupfertafel die h. Katharina (166). Das Bild mit der streitenden Kirche in der spanischen Kapelle in Florenz, möglich, daſs der Vf. die Abbildung in Agincourt Pl. C. XXII für „keine" (S. 174) gelten läſst, wird dem Simon nicht so entschieden, als sonst abgesprochen. — Das Wesen der sienesischen Schule, Intensivität des Gefühls, das in der Glanzperiode in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich gänzlich verflüchtigt, bewahrte Ambruogio Lorenzetti, wenn er auch in soweit abwich, als er zu den Wandgemälden in der sala delle balestre in Siena eine allegorische Erfindung wählte. Wenn diese, in Bezug auf die Bestimmung des Ortes das gute und schlechte Regiment darstellend (man hat sie ein moralisches Lehrgedicht genannt) genau beschrieben werden, so noch weitläuftiger die Wandgemälde im Kapitelsaal S. Francesco in Pisa, die die Passion enthalten und, wie die Inschrift lehrt, von Niccolo Petri, einem wenig bekannten Florentiner aus dem J. 1390. herrühren. Ueber das Technische der älteren Malerei ertheilt der Vf. vielfache Belehrung mit. Seine Beobachtungen über die Wandmalerei sind in einer besonderen Abhandlung zusammengestellt. Cimabue und die Sieneser blieben auch in der Technik der Weise der Byzantiner treu und bedienten sich einer Tempera, die mit Wachs versetzt ist. Giotto aber nahm dazu Feigenmilch und Eigelb (S. 139). Ein florentinischer Maler Cennino di Drea Cennini, der um 1437 lebte, lehrt, daſs man bei nackten Theilen mit grüner Erde die Schattenpartien anzugeben pflegte, daſs aber Giotto gegentheils auf eine grüne Untermalung die Incarnation, durch die die Grundfarbe durchschimmerte, aufgesetzt habe. Leider giebt der Vf. nicht an, ob die Gemälde Giotto's im Gegensatz zu denen der früheren Meister die Angabe bestätigen. Auf wirkliches Colorit, wie (S. 201) bemerkt wird, sah es die Schule Giotto's nicht ab. Vor 1350 kannte man nicht die eigentliche Frescomalerei. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts begnügte man sich auch die Wände in Secco zu malen, nachdem man den Kalkgrund mit einer Tempera oder bloſs mit Leim überzogen hatte. Da Cennino angiebt, daſs bei solchem Verfahren auch mit Oel auf die Wandfläche gemalt werden könne, so erklärt sich das Auffallende, wenn die Verfertiger von Wandgemälden neben Farben, Leim, Eier und Oel in Rechnung stellen (S. 115, 219). Bisweilen ward der zu bemalende Grund nicht unmittelbar auf die Mauer, sondern auf ein Rohrgeflecht getragen, um die Stockuässe unschädlich zu machen (S. 109). Cennino kannte die Frescomalerei nur in unvollkommener Gestalt, denn er führt an, daſs alles, was in Fresco ausgeführt werde, trocken retouchirt werden müsse. Bei den Werken des Taddeo Gaddi, eines Schülers von Giotto, zeigt es sich deutlich, daſs sie in Fresco untermalt sind. Ob Giotto selbst so malte, ist ungewiſs. Das so gemalte Abendmahl in St. Croce in Florenz wird ihm fälschlich zugeschrieben. Der genannte Pietro di Puccio ist der erste, der wirkliche Fresken darstellte, die nicht mehr der Nachhülfe in Secco bedürfen. Zuletzt macht der Verf. die Farben namhaft, deren sich die alten Maler bedienten.

Einzelnes, das nicht in innigem Zusammenhange mit dem Besprochenen steht, möge als Nachtrag folgen. Merkwürdig scheint es, daſs die Weichheit und Eleganz der lombardischen Kunst, von der Mantegna und seine Kunstgenossen noch nichts wissen, schon bei einem Künstler um 1270. vorgetreten ist, merkwürdiger daſs Vasari ein Werk desselben gerade den Deutschen beilegt. Die Folgerung des Vfs. (S. 21), daſs ein Lombarde der Verfertiger der Arca d. h. Dominikus sein müsse, weil sie der gedachten Arbeit ähnlich sähe, ist wohl nicht zu rechtfertigen. Ob es unumstöſslich ist, daſs kein Maler aus Giotto's Zeitalter „seinen Namen anders als in die Mitte des Bildes, meistens in den Rahmen, jedenfalls in eine Einfassung schrieb" (S. 137)? Gewiſs hat die Vermuthung keinen Grund, daſs die Buchstaben in den Säumen der Gewänder der Heiligen eine Geheimschrift und zwar in griechischer Sprache enthalten (S. 172). Das Auge, so scheint es, hatte sich an die Namen in den Glorienscheinen gewöhnt und verlangte sie auch in anderen Goldverzierungen. Bei Raphael kommen oft Buchstaben vor. Bei der heiligen Familie in Wien deutete man das PZ auf Peruzzi. — Die Spindel, die in der Hand einer die Verkündigung empfangenden Jungfrau gesehn ist (S. 40), das brennende Füllhorn der Charitas (S. 55) fällt wohl in eine Klasse mit der, vom Vf. gerügten, symbolischen Schlange der Magdalena.

Die wohlthuende Wärme der Darstellung in dem Buche wird oft zur Begeisterung und verräth sich dann in einer Farbenbrillanz (wie S. 28), die den schlichten Gebilden, die geschildert werden, bisweilen nicht wohl steht.

Des Rühmenswerthen dieser *wesentlichen* Beiträge zur Kunstgeschichte giebt es jedoch mehr als uns hier anzuführen der Raum gestatten will. Mögte es dem geehrten Vf. gefallen, aus seinem reichen Schatz des Gesammelten auch das weniger allgemein Interessante freundlich mitzutheilen und dafür zu sorgen, daſs ein Theil der Zeichnungen, die er in die Hände seines erhabenen Beschützers niederlegte, durch den Kupferstich vielen zugänglich werde! Den, wahrscheinlich vom Verf. selbst sauber radirten, Blättern, entspricht die typographische Ausstattung des Buchs.

E. A. Hagen.

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

XLVIII.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter, ord. Prof. an der Universität zu Berlin. Zweite Auflage von Asien. Berlin. Th. I. 1832. S. 1143. *Th. II.* 1833. S. 1203. *Thl. III.* 1834. S. 1244. *Th. IV. Abth. I.* 1835. S. 1046. *Abth.* 2. 1836. S. 1248. *Th. V.* 1837. S. 800.

Erster Artikel.

Jetzt nachdem der berühmte Begründer der wissenschaftlichen Geographie die erste Hälfte seines grofsartigen Werkes in der Darstellung des asiatischen Orientes nach seinen Natur- und Völkerverhältnissen vollendet hat und im Begriff ist von den Grenzmarken des Orients innerhalb Asiens zu seinen Westgebieten, die nun überall schon ein mehr europäisches Gepräge tragen, überzugehen, mag es wohl einem seiner Schüler vergönnt sein in einigen Hauptzügen darauf hinzuweisen, welche Bedeutung dieses Werk für die Wissenschaft hat und stets haben werde, und in wie weit die Wissenschaft dadurch im Verhältnifs zu der erstern, frühern Darstellung dieses Gegenstandes von dem Hrn. Verf. gefördert worden sei. Immer wird es ein Ruhm der deutschen Nation bleiben ein so grandioses Werk wie dieses hervorgebracht zu haben, wie es in dieser Art keine andere europäische Nation aufweisen kann. Denn wenn gleich manche andere Völker durch ihre politischen und merkantilischen Verhältnisse, durch ihre geographische Lage und manche andere Umstände, wie zumal die Engländer und Franzosen, mehr begünstigt sind, um das der geographischen Wissenschaft zukommende Material zu beschaffen, und wenn vornehmlich von den erstern auch die trefflichsten, klassisch zu nennenden Leistungen der gelehrten Welt zu Theil geworden sind, so fehlte es doch bis auf die neueste Zeit an einer geistigen Ueberwältigung und Verarbeitung dieses Materiales, das in einem wilden Chaos sich selbst überwucherte und von einem Einzelnen kaum mehr schien umfafst werden zu können. Und so wie es wiederum eigentlich nur Deutsche und Engländer sind, welche durch ihre Entdeckungen und gründlichen Forschungen die Geburt der Wissenschaft der Geographie vorbereiteten, gegen welche alle übrigen Nationen in einem sehr untergeordneten Verhältnisse stehen, so mufste es auch der systematische und spekulative Geist der Deutschen sein, der jenen Zweig des Wissens zur Wissenschaft erhob. Nicht die todte zufällige Kenntnifs von gleichfalls zufälligen Dingen, sondern die Erkenntnifs der Oberflächenbildung der Erde, in so fern dieselbe nach vernünftigen Gesetzen gebaut ist und vornehmlich das Verhältnifs derselben zur Entwickelung der auf ihr und unter ihrem Einflufs lebenden Menschheit oder das Verhältnifs der Natur zum Geiste ist es, was dieser Disciplin einen ideellen Charakter ertheilte und in dem *Begreifen* der allgemeinen in den besondern und einzelnen Erscheinungen sich manifestirenden, aber nicht verlierenden Verhältnisse sie als *Wissenschaft* oder als besondere Offenbarungsweise der Einen Idee sowohl den abstrakten Theorien, wie sie die Leistungen der Franzosen bezeichnen, als auch dem Verlieren an das maafslose Material, wie sie die Leistungen der Engländer bezeichnen, ein für allemal entzog. Diese spekulative Fassung der Sache ist dem deutschen Geiste eigenthümlich und so wenig wie man läugnen kann, dafs diese Behandlungsweise dem allgemeinen Entwickelungsgange des deutschen Geistes in seiner neuern idealistischen Philosophie entsprechend sei, und sich derselbe Geist nur nach verschiedenen Richtungen hin geäufsert habe, so sehr möchte man läugnen, dafs sie gleich jener philosophischen Richtung bei andern euro-

Digitized by Google

päischen Völkern werde heimisch werden, da ja selbst unter uns der Einflufs beider (obschon dies der Wissenschaft selbst sehr gleichgültig sein kann) nur sehr beschränkt ist und bleiben wird.

Grade zwei Decennien sind es jetzt, dafs die Darstellung Ost-Asiens in dem mäfsigen Umfange von nur 400 Oktavseiten von dem Hrn. Verf. herausgegeben wurde, und jetzt sind daraus 6 mächtige Bände von je 1000 bis 1200 Seiten erwachsen. Sowohl die Thätigkeit in der Beschaffung des Materiales von Seiten der Engländer, Deutschen und auch Franzosen in Beziehung auf die chinesischen Quellen nehmen unsere Bewunderung in Anspruch, als auch besonders der aufserordentliche Fleifs und Gelehrsamkeit des Begründers der wissenschaftlichen Geographie. Von der indischen und von der sibirischen Seite her ist für die Kenntnifs Ost-Asiens seit jener Zeit aufserordentlich viel geschehen und die Resultate aller der Entdeckungen und Erforschungen der jüngsten Zeit sind hier mitgetheilt, aber einen Hauptantheil an der grofsen Erweiterung dieses Werkes haben die vielen ethnographischen Nachrichten, welche aus chinesischen Quellen uns erst seit kurzem zu Theil geworden sind, und welche eine völlige Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse scheinen bewirken zu wollen. Es hat sich also die frühere unscheinbare Grundlage in der vergleichenden Erdkunde zu einem mächtigen kolossalen Gebäude ausgedehnt, zu dessen Aufführung in der That ein eiserner Fleifs und eine gigantische Kraft gehört, obwohl demselben nun die ursprüngliche, plastische, harmonische Einheit abgehen möchte, welcher jenes Werk zunächst seinen grofsartigen Einflufs verdankt. Demnach hat dieses Werk im Verhältnifs zu seiner frühern Form einen wesentlich doppelten Charakter erhalten. Einmal liegt der alte plastische Bau, dessen Schönheit die allgemeine Begeisterung erregte, noch immer zum Grunde und tritt überall in grofsartigern Zügen wieder hervor, dann aber ist dies Werk durch die ungeheuere Bereicherung der Wissenschaft in materieller und ideeller Beziehung in der neuesten Zeit auch wesentlich verändert worden, indem es von dem neu errungenen Stoffe nichts hat wollen fahren lassen, um alles, was vorhanden ist, an Ort und Stelle ganz vollständig zu geben, so dafs daher auch vieles, bis jetzt noch bedeutungsloses Material an seinen Ort aufgenommen ist, um dereinst einmal durch weitere Forschung sein Licht und seine Bedeutung zu erhalten. Es ist also das Werk zugleich auch ein Magazin für die jetzige Kenntnifs von Asien und ein Repertorium für alles bis jetzt darüber erforschte geworden.

Natürlich kann es dabei nicht befremden, dafs bei solcher Erweiterung zumal aus heimischen Quellen, deren Erforschung jetzt erst begonnen hat, und zu deren Sichtung noch mehrere Jahrhunderte gehören werden, auch viel unbestimmtes und hypothetisches sich mit einfinden wird, wo auch bei der gröfsten Sorgfalt und Strenge eine Entscheidung noch nicht möglich ist. Dies mufs um so mehr bei den neuen Quellennachrichten der Fall sein, welche von einem uns in aller Beziehung so fremdartigen Volke wie die Chinesen uns überkommen sind, und grade in dieser Beziehung sind die letzten Jahre überaus reich an Ausbeute gewesen, und die jüngern französischen Orientalisten, an deren Spitze für jene Sphäre noch vor kurzem Remusat stand, haben in dieser Sache eben so viel geleistet als wie die ältern Jesuitenpatres des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nun besteht das ganze bisher behandelte Ost-Asien (von welchem Sibirien mit Recht ausgeschlossen ist) nur aus der chinesischen und indischen Welt, welche zwei ganz verschiedenartige fast ganz für sich abgeschlossene Theile Asiens bilden, indem erstere den äufsersten Osten und die Mitte, letztere den Süden umfafst, und durch die sorgfältige Benutzung alles uns seit kurzem aus China dargebotenen historischen, geographischen und ethnographischen Materiales hat jene Darstellung der chinesischen Welt da, wo sie über die ursprüngliche Grundlage hinausgeht, durch die fragmentarische und trocken verständige Anhäufung des Materiales selbst einen gewissen chinesischen Charakter erhalten. Die französischen Kenner der chinesischen Litteratur sind auf solchem Gebiete die einzigen Führer und Gewährsmänner, sie haben auf demselben mit grofsem Fleifse eine Menge von Thatsachen zu Tage gefördert und sich natürlich bemüht diese an unser abendländisches europäisches Wissen anzuknüpfen und dadurch erst lebendig und fruchtbar zu machen, wenn gleich sie sich, wie schon das Beispiel von Deguignes lehrt, nicht von den willkührlichsten Hypothesen freizuhalten gewufst haben. Man wird nie vergessen können, was man jenen französischen Gelehrten für die Wissenschaft verdankt, aber man wird auch nicht umhin können sich zu be-

Digitized by Google

klagen, wenn man Abentheuerlichkeiten lesen mufs von einem St. Martin und Remusat (wie z. B. im journal asiatique. Paris I. p. 72. III. p. 13. IV. p. 258), auf welche sie nicht verfallen sein würden, wenn sie als die grofsen Kenner der angeblichen chinesischen Philosophie nur eine Ahnung von der Philosophie ihrer nächsten Nachbarn, der Deutschen, gehabt hätten. Diese chinesischen Studien bilden einen schwer zu überwindenden Inhalt in diesem so berühmten grofsartigen Werke, welches durch die sonst so glanzvolle und poetische Darstellungsweise des Hrn. Verfs., wie sie in seinen kleinern Schriften rühmlichst bekannt ist, nicht so verarbeitet erscheint, um durch seine Form die Schwierigkeit des Studiums zu erleichtern.

Asien hat seinen Hauptcharakter davon, der *Orient*, das Land des Sonnenaufgangs zu sein, während Africa sich charakterisirt als das Land des Südens und Europa als das Land des Occidents. Asien ist aber auch der Orient für die Entwickelung des Geistes und daher läfst sich bei diesem Erdtheile das geographische und ethnographische gar nicht von einander trennen, beides ist dort noch gleichsam in einander gewachsen. Die Völkerverhältnisse sind in dem asiatischen Orient durchaus abhängig von den Naturverhältnissen, das historische und geographische erläutert sich dort gegenseitig. Aber in der *Wechselwirkung* zwischen der historischen Entfaltung oder der Entwickelung des Geistes und zwischen den Naturverhältnissen zeigt Asien ein eigenthümlich *mittleres Verhältnifs* zwischen Africa und Europa. Denn wenn die Entwickelung des geistigen Lebens oder die historischen und ethnographischen Verhältnisse sich in Asien vollkommen abhängig von der Natur zeigen und sich dem Einflusse der Natur unterwerfen müssen, so sind beide doch immer nur coordinirt und lassen sich auf gewisse Weise auch von einander lösen. In Africa zeigt sich dagegen das geistige Leben vollkommen in die Natur versenkt und auf eine unauflösliche Weise mit ihr verschmolzen, so dafs die ethnographischen und historischen Verhältnisse vor den Naturverhältnissen mit wenigen Ausnahmen fast ganz verschwinden. Dagegen hat sich in Europa das geistige Leben der Völker aus den Banden der Naturverhältnisse herausgearbeitet und hat sich im allgemeinen dieselben schon unterwürfig gemacht, so dafs sie nur noch als ein Moment an der historischen Entwickelung der europäischen Völker erscheinen. Asien aber ist das Land des Ringens und Kämpfens des Geistes sich von den natürlichen Banden zu befreien, wo die geistige Entwickelung über die natürlichen Schranken hinausgeht, aber auch eben so oft in sie zurücksinkt und ihnen wieder unterthan wird.

Als die Wiege und Heimath der ältesten Kulturvölker der Erde hat Asien stets das Interesse der Menschheit in Anspruch genommen. Die Bildung der ersten Staaten und somit der Anfang der Geschichte gehört diesem Erdtheile an, und von dort aus hat sich die Civilisation und die Ausbildung in Kunst und Wissenschaft in ihren Grundelementen über alle übrigen Erdtheile verbreitet. Zugleich ist Asien das Heimathsland aller grofsen welthistorischen Religionen und die Anfänge aller Kultursprachen der modernen Welt führen gleichfalls auf Asien zurück. Auch hat Asien eine solche Fülle von Naturgaben um die Völker im Zustande der Kindheit zu ernähren und zu erhalten wie kein anderer Erdtheil, so dafs erst bei mehr fortgeschrittener Entwickelung und Erstarkung des Menschengeschlechtes die andern Erdtheile Wohnsitze für Kulturvölker werden konnten. Asiens weit ausgedehnte Flächenräume unter einem günstigen Himmel gelegen liefsen die Völker leicht ihre Wohnsitze vertauschen und in ferne Gegenden wandern, wo dennoch dieselben Naturverhältnisse sie umgaben, und daher ist Asien auch stets die Heimath der Wandervölker und das Land der Völkerwanderungen gewesen. Aus allen diesen Gründen hat der asiatische Orient in religiöser, merkantilischer und politischer Beziehung durch alle Jahrhunderte der Geschichte hindurch bis auf die Gegenwart einen solchen Einflufs auf das europäische Abendland ausgeübt, dafs fast stets die Augen der europäischen Völker auf ihr altes Mutterland hingerichtet gewesen sind und dafs man daher mit Recht erwarten könnte, dafs auch unter uns ein gröfseres Interesse für diese Verhältnisse herrschte als es doch leider der Fall nicht ist. Es mufs aber dieses historische Interesse an dem asiatischen Erdtheil noch gesteigert werden durch die Betrachtung seiner eigenthümlichen Naturverhältnisse, und rücksichtlich seiner wunderbaren und grofsartigen Gebirgsbildung und Flufssystembildung, welche auf die Entwickelung der verschiedenartigen Völker daselbst so charakteristisch eingewirkt haben, übertrifft Asien jeden andern Erdtheil.

Digitized by Google

Freilich ist unsere *Kenntnifs* des asiatischen Orients bis jetzt noch sehr unvollständig und fragmentarisch zu nennen, über viele wichtige Verhältnisse sind wir theils noch ganz im Dunkeln, theils hat ihre Lösung erst in der allerjüngsten Zeit begonnen. Nur sehr allmählig hat sich Asien der europäischen Kulturwelt entschleiert, so frühzeitig auch wie in der alten hellenischen Zeit europäische Forscher einen Theil dieser Welt durchwandert und bekannt zu machen gesucht haben, und so frühzeitig selbst eine grofse europäische Herrschaft, das griechisch-baktrische Reich, sich im centralen Asien ausgebildet hat. Die Entdeckung eines ganzen Drittheils von Asien ist ja jünger als die Entdeckung der neuen Welt und die Entdeckung der letztern war selbst nachtheilig für Asien, in so fern die Aufmerksamkeit der Europäer in dem Aufsuchen der amerikanischen Eldoradós, welche mit weniger Mühe geben sollten, was das reiche Indien nicht in Fülle genug zu geben schien, von jenem Mutterlande auf eine Zeitlang abgelenkt wurde. Daher haben auch erst die letzten Decennien für die Erweiterung der Erdkunde Asiens Epoche gemacht und die Ausbildung des politischen Lebens in Europa hatte einen Hauptantheil daran. Denn auf eine eigenthümliche Weise wird das europäische Abendland von dem afrikanischen Süden und dem asiatischen Orient durch eine lange Zone räuberischer und fanatischer Völker geschieden, welche von Senegambien im äufsersten Südwesten bis nach Tungusien hin im äufsersten Nordosten dem Islam ergeben eine fast *undurchdringliche Barriere* zwischen ihnen bilden. Es ist grade die eigenthümliche Bedeutung des Islam, dafs er als die allerabstrakteste und allersinnlichste Religion zugleich sich überall zwischen das Gebiet der Religion des Geistes und der der Natur wie eine fressende Säure eindrängt und Wurzel schlägt, und eine Art von Neutralisation in ihrer Starrheit gegen einander bewirkt. Nur daraus ist die mächtige Ausbreitung dieser Religion, welche auf dem Gebiet der Naturreligion noch jetzt als ein höheres Lebensprinzip immer mächtig um sich greift, zu erklären, so wie nicht minder die geographische Sphäre ihrer Ausbreitung. Dieser Damm mufste aber erst durchbrochen werden, und erst im Rücken dieser Barriere mufste der asiatische Orient für die europäischen Völker zugänglich werden, ehe eine erfolgreiche Erforschung desselben beginnen konnte.

Doch auch so noch war die schon herangereifte Kraft der europäischen Staaten nothwendig um in Asien nur irgendwie festen Fufs zu fassen. Während in America die Völkerschaften und selbst die ausgebildeten Staaten vor der europäischen Ueberlegenheit schnell zusammensanken, zeigten sich in dem asiatischen Oriente mächtige Staatensysteme, welche bei allem anscheinenden Verfall und Auflösung doch noch eine ungemeine Kraft in sich bewahren, um sich in ihrer Selbstständigkeit zu erhalten. Die asiatischen Völker charakterisirt eine grofse Energie alles fremdartige von sich zurückzustofsen; ihre Staatensysteme, ernährt und herangewachsen durch den historischen Verlauf von Jahrtausenden, sind durch die geistige Ueberlegenheit der Europäer nicht plötzlich zu stürzen. Das Recht der Vergangenheit oder der Verlauf der historischen Entwickelung wird die asiatischen Staaten und Völker noch Jahrtausende gegen die Angriffe der modernen europäischen Civilisation aufrecht erhalten. Die orientalischen Religionen, die meistens mit der Entstehung der Staaten Asiens zusammenfallen und meist bis in die Urzeit hinaufreichen sind die festesten Stützen des eigenthümlichen Lebens der orientalischen Völker in politischer und intellektueller Beziehung. Die Europäer in Asien haben bis jetzt immer ihre Eigenthümlichkeit aufgeben müssen, sie haben dort immer zu Orientalen werden müssen, und wie die Geschichte des westasiatischen Mittelalters, die Zeit des hellenistischen Orients bis zum Auftreten des Islam, zeigt, haben europäische Sitten und Verfassung in Asien immer ein orientalisches Gepräge annehmen müssen. Nur eine scheinbare Ausnahme von diesem Gesetze machen die jüngsten historischen Verhältnisse in dem Emporkommen zweier europäischen Herrschaften in Ost-Asien, die Begründung der *russischen* Herrschaft in Sibirien an Altai und die Begründung der *brittischen* Herrschaft in Indien am Himalaja, mit welchen auch erst die genauere wissenschaftliche Erforschung Asiens und vornehmlich Ost-Asiens beginnt, während die politischen Verhältnisse in Europa seit dem Beginn der französischen Revolution einen nicht minder wichtigen Einflufs auf West-Asien äufserten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältniſs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Fortsetzung.)

Englands Rivalität mit Frankreich und Rufsland und die Besorgniſs der Engländer vor einem Angriff und Sturz der brittischen Macht in Indien machten Vorder-Asien zu einem Gegenstande politischer Untersuchungen. Die Besetzung Aegyptens durch die *Franzosen* und das Sichfestsetzen der *Russen* am Kaukasus am Ende des achtzehnten Jahrhunderts macht Epoche in der politischen Geschichte und in der Wissenschaft. Das muhamedanische West-Asien ist seitdem seiner Selbstständigkeit beraubt worden, französische, englische und russische Emissäre zogen zu politischen Zwecken an den Höfen der vorderasiatischen Fürsten umher, und diesen Bestrebungen verdanken wir, vornehmlich von Seiten der Britten, die klassischen Werke für die Kunde von West-Asien.

Der mächtige Stamm des asiatischen Kontinentes, welcher sich mit seiner ganzen Breite durch den schönsten Theil der gemäſsigten Zone über tausend Meilen weit ausdehnt und dessen groſsartige Glieder als Halbinseln südwärts zum indischen Ocean in die heiſse Zone hineinragen, wird gleich wie Africa durch ein nicht minder *mächtiges Hochland* charakterisirt, welches seine ganze Mitte erfüllt, aber sich grade dadurch so wie auch durch seinen eigenthümlichen Bau von dem afrikanischen Hochlande unterscheidet. Es wird daher dieses Hochland auch von Stufenlandschaften und Niederungen der verschiedensten Art nach allen Himmelsrichtungen hin umlagert und hat in den Gliederungen des Kontinentes noch mehrere trabantenartig es umgebende kleinere Plateaus. Auf eine Länge von 1200 geogr. M. bei einer von Westen nach Osten zunehmenden Breite von 50 bis 500 M. erstreckt es sich vom Kaukasus und schwarzen Meere im äuſsersten Westen bis zum daurischen Alpengebirgslande im Norden des gelben Meeres (Hoang-hai) im äuſsersten Osten, und diese beiden groſsen Gebirgsgruppen bilden nebst dem Altai im Norden und dem Himalaja im Süden die groſsen Grenzsteine dieser mächtigen Naturform. Es nimmt dieses Hochland an zwei Fünftheil des ganzen Erdtheils oder bei einer Gröſse von über 300,000 □ M. ein doppelt so groſses Areal als wie ganz Europa ein. Diese *erhabene Mitte* des innern Asiens ist der alle übrigen Gebiete und Naturformen des Erdtheiles beherrschende Kern desselben, dessen Einfluſs auf die Natur- und Völkerverhältnisse sich in allen Erscheinungen auf die frappanteste Weise kund giebt. Dieses gemeinsame Hochland zeigt sich aber nach seinen horizontalen und vertikalen Ausdehnungen von doppelter Art. Es besteht selbst aus zwei verschiedenen Hochländern, welche zusammen als zwei verschiedene Terrassen einer gemeinsamen Erhebung betrachtet werden müssen, und mit dieser Unterscheidung beider Haupttheile, eines östlichen und westlichen Theiles von dem Gesammtplateau, hängt die Eintheilung des asiatischen Orientes selbst in einen Osten und Westen genau zusammen. Asien ist wesentlich ein *doppelter*, in sich *gespaltener Erdtheil*, wo die Ostwelt und Westwelt gröſsere Kontraste darbieten als es selbst bei dem Gegensatze von Asien und Europa der Fall ist. Der 90. Meridian, welcher das erste Viertel des Erdumfanges bezeichnet, scheidet auch das groſse Centralplateau Asiens in seine Ost- und Westhälfte, in das *östliche mongolische*, nach Erhebung und Umfang gröſsere Hochland und in das *westliche persische*, nach Erhebung und Umfang kleinere Hochland. Jenes bildet den Kern und Träger des nach seinem Umfange weit ausgedehntern ostasiatischen Landes, welches drei Viertel des ganzen Erdtheiles umfaſst, dieses ist der Kern und Träger des weit minder

Digitized by Google

ausgedehnten und mehr durchbrochenen westasiatischen Landes, welches nur ein Viertel des ganzen betragend das eigentliche *Land der Vermittelung* bildet zwischen der hinterasiatischen, rein orientalischen Welt mit dem afrikanischen Süden und dem europäischen Abendlande.

Beide Plateaus hängen zwar ununterbrochen durch eine gemeinschaftliche Fortsetzung zusammen und bilden nur Eine Gesammterhebung, aber sie verengen sich grade bei ihrer gegenseitigen Berührung und durch die eigenthümliche Zusammenschnürung ihrer erhabenen, blasenartig emporgetriebenen Massen zu einem mächtigen Alpengebirge sind sie wieder sehr charakteristisch von einander gesondert. Beide Plateaus, welche die neuere Wissenschaft treffend genug mit den Namen *Turan* und *Jran* bezeichnet, berühren sich nicht mit ihren Längenseiten sondern mit ihren Ecken, so dafs das südwestliche Turan (Tübet) mit dem nordöstlichen *Jran* (Kabul) und zwar unter völlig rechten Winkeln zusammenstöfst. Wie ein Isthmus verbindet beide das seit Alexander des Grofsen baktrischen und indischen Feldzügen berühmte Alpenland des *indischen Kaukasus* (Hindukhu), während sich von Nordwest und von Südost her die beiden grofsen Niederungen, das baktrische oder bocharische und das indische Tiefland gleichfalls unter rechten Winkeln zwischen sie eindrängen und wiederum durch die mächtigen Stromsysteme und Stufenländer des Oxus und Iaxartes nach der nordwestlichen und des Indus und Ganges nach der südöstlichen Seite mit jenen mächtigen Erdbuckeln verknüpft werden. So zeigt sich in dem centralen Asien auf dem verhältnifsmäfsig kleinsten Raume der *gröfste Kontrast* in der Konfiguration der Erdoberflächenbildung in der gröfstmöglichen Annäherung und Verknüpfung der Hauptnaturformen der Erde und zwar in einem so kolossalen Maafsstabe wie nirgends, und dieser eigenthümliche Bau gehört zu den gröfsten Merkwürdigkeiten des asiatischen Erdtheiles. Grade dieser Bau war es auch, welcher der gröfsten Anhäufung der Ländermassen auf der Erde dennoch die *allerzugänglichste Gestalt* gab, wie dies aus dem Gegensatz gegen das centrale Africa so wie aus dem Gange der Geschichte erhellt. Jenes Centrum von Asien unter dem 35. Parallel und 90. Meridian, dessen schöne Alpenthäler unter dem mildesten Himmelsstriche mit allen Vortheilen der warmen und polarischen Zone ein stetes Frühlingsklima geniefsen, und wo das vielgepriesene Kaschmir liegt, kann man nicht ohne Grund, wenn man einmal einen äufserlichen Einheits- und Ausgangspunkt der Völkerverbreitung sucht, als das *ursprüngliche Heimathsland* der jungen Menschheit betrachten. Von je an sind diese Gegenden stark bevölkert gewesen und zwar von den allerverschiedenartigsten Völkerschaften, in welchen man nach Sprache und leiblicher Bildung die Reste der Urvölker der Erde erkennen kann. Auch finden sich dort zahlreiche alte Monumente, welche in die Urgeschichte der Menschheit zurückgehen; die Traditionen fast aller orientalischen Völker weisen auf jene Gegend zurück, und merkwürdig genug mufs man bis zu jenem Alpengebirgslande zurückgehen, um die Wurzeln aller Kultursprachen der heutigen Welt aufzufinden.

Einen charakteristischen Zug in der Individualität des asiatischen Erdtheiles bildet sein *innerer Gegensatz* und seine *Doppelheit* nach seinen natürlichen, ethnographischen und historischen Verhältnissen. Wenn Africa in jeder Beziehung nur eine ununterschiedene Einheit darstellt, so zeigt Asien eigentlich die blos äufserliche Verknüpfung von zwei ganz verschiedenartigen Erdtheilen, während diese Gegensätze in Europa wiederum zu einer harmonischen Einheit aufgehoben sind. Der Orient und Occident innerhalb des asiatischen Orientes selbst sind zwei Welten, welche in natürlicher und geistiger Beziehung fast gar keine Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit einander haben, und dieser Gegensatz zwischen einem Osten und Westen oder Aufgang und Niedergang des natürlichen und geistigen Lichtes, der im allgemeinen so dominirend ist, wiederholt sich überall auch in den kleinsten Kreisen und offenbart seinen Einflufs auf die gesammte organische Natur in der Thierwelt und Pflanzenwelt. Ost-Asien ist der für sich *abgeschlossene*, auf sich *beschränkte* oder *in sich seiende Orient* zu nennen, West-Asien ist dagegen der nach aufsen hin *geöffnete*, der zum europäischen Abendlande und zum afrikanischen Süden hin *aufgeschlossene Orient* zu nennen, wie dies seine Individualisirung nach seinen horizontalen und vertikalen Dimensionen am klarsten ausspricht. Eben so verschiedenartig ist die Menschenwelt und alle sich an sie anknüpfenden geistigen Sphären. Den asiatischen Orient und Occident charakterisiren der gelbe und weifse oder mongolische und kaukasische

Digitized by Google

Völkerschlag, dort finden sich die mechanischen, hier die organischen Sprachsysteme, dort herrscht der uns so fremdartige Bramaismus und Buddhaismus, hier der dem europäischen Bewufstsein so nahe liegende Islam und dem entsprechen mehr oder minder alle historischen und politischen Verhältnisse.

Ost-Asien ist es nun, mit welchem die wissenschaftliche Betrachtung naturgemäfs in diesem Erdtheile den Anfang machen mufs, und sie bildet den Inhalt der ersten sechs Bände des vorliegenden Werkes. Die Darstellung seines centralen Hochlandes bietet wiederum den ersten Ausgangspunkt dar.

Das *mongolische Hochland*, welches nach seiner charakteristischen Bevölkerung, nach den Mongolen, diesen Namen trägt, obgleich diese weder seine einzige noch auch zahlreichste Bevölkerung bilden, die sich überdies erst in den letztern Jahrhunderten der Geschichte über einen gröfsern Theil desselben ausgebreitet hat, dehnt sich im Nord-Osten des Hochlandes Iran aus zu beiden Seiten des 40. Parallels, der den Süden Europas durchschneidet. Seine mittlere Längenausdehnung von Westen nach Osten beträgt gegen 550 Meilen, seine Breite wächst von Westen nach Osten, indem sie dort an 200 Meilen, hier an 500 M. beträgt. Demnach füllt diese mächtige Naturform in der Gestalt eines unregelmäfsigen Vierecks ein Areal von ungefähr 180,000 □ M. oder einen Länderraum, der bei weitem die Gröfse von ganz Europa übersteigt. Wegen der gemeinsamen Erhebung dieses grofsen Länderraumes erklärt sich leicht die schon den Reisenden des Mittelalters so auffallende Erscheinung, dafs sich auf diesem weiten Rücken ein so kaltes nordisches Klima findet, welches mit dem milden Klima des südlichen Europa so auffallend kontrastirt. Zwar hat man früher, wie der Hr. Verf. in dem letzten Theile bemerkt, die Erhebung dieser gesammten Hochlandsmasse wohl etwas überschätzt, doch bleibt es nichts desto weniger richtig, dafs hier eine gemeinsame *geschlossene Gesammterhebung* anzunehmen ist, auf welcher sich dennoch mancherlei relative Einsenkungen finden können, woraus sich wiederum in verschiedenen Theilen das mildere Klima erklärt, so wie das Dasein fruchtbarer Kulturlandschaften auf diesem im Allgemeinen immer rauhen und unwirthbaren Hochlande, das von je an nur der Aufenthalt nomadisirender Völker gewesen ist. Die gröfsten Depressionen finden sich, wie aus A. v. Humboldt's jüngsten Forschungen hervorgeht, in dem nordwestlichen Theile, in dem Uebergangsgebiet zur abendländischen Welt oder in dem chinesischen Turkestan, während die Hauptanschwellungsachse dieser grofsen Blähung der Erdoberfläche in der Diagonale des Erdbuckels von Südwest nach Nordost zu suchen ist, wo jedoch noch alle Messungen fehlen, und wo die Bestimmungen nur aus den Angaben der mit den Karavanen jene Gebiete durchsetzenden Reisenden haben entnommen werden können.

Auf vier Seiten wird dieses Hochland von mächtigen *Alpengebirgen* umsäumt, deren Kenntnifs für uns jedoch noch sehr lückenhaft ist, obschon sie zu den kolossalsten und zu den physikalisch wie historisch merkwürdigsten der Erde gehören. Diese vier *Ränder* des ostasiatischen Hochlandes in Verbindung mit der von ihnen eingeschlossenen *Scheitelfläche* desselben bilden dann den nächsten Gegenstand der Untersuchung und Darstellung in diesem Werke, und es ist dabei wieder der Anfang gemacht mit der eigenthümlichen *Nordostecke*, welche sich gleichsam als ein ganz besonderes Glied des Hochlandes weit gegen Nordosten vorstreckt und als Scheidewand von drei grofsen ostasiatischen Ländern an einer Stelle unmittelbar die Gewässer des Ostoceans berührt.

Das *daurische Alpengebirgsland*, welches jene Nordostecke des mongolischen Hochlandes umsäumt, bildet auf der Grenzmark von Sibirien, Tungusien und China das vermittelnde Glied zwischen dem Nordrande und Ostrande von dem Hochlande. Durch die politischen und merkantilischen Verbindungen zwischen den Russen und Chinesen seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts oder seit der Begründung der Mantschu Herrschaft in China ist uns diese Erdstelle einigermafsen bekannt geworden, und giebt daher auch nothwendig auf einem Gebiete, wo durch die Beziehung des russischen und chinesischen Reiches zu einander alle ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse bestimmt werden, den Ausgangspunkt der Untersuchungen. Daran reihet sich sogleich die Betrachtung des *Ostrandes* von Hochasien oder des *chinesischen Alpengebirgslandes*, dessen Steilabfall ostwärts zu dem flachen ringsummauerten chinesischen Tieflande am Ostocean geht. Dieser Ostrand ist uns aber der allerunbekannteste und ist der den Europäern stets am

Digitized by Google

wenigsten zugängliche gewesen. Unsere Kenntnifs von ihm beschränkt sich fast allein auf die Nachrichten, welche uns die Jesuiten mitgetheilt haben, die sich im siebzehnten Jahrhundert an dem chinesischen Kaiserhofe aufhielten und auf kaiserlichen Befehl Charten von dem gesammten chinesischen Reiche zu entwerfen hatten. Im weitesten Sinne breitet sich dieses Alpengebiet von der Nordostecke Dauriens bis zum Innern der indochinesischen Halbinsel an der Südbeugung des grofsen südchinesischen Stromes, des Jantse-kiang, an 500 Meilen oder im engern Sinne von der Gebirgsumsäumung Chinas in Nordwest von Peking bis nach Jünnan noch an 350 Meilen weit aus. Es bildet dieses Gebiet die drei grofsen chinesischen Westprovinzen Schensi, Setschuen und Jünnan, und wird von der kolossalsten Stromgruppe der Erde, dem chinesischen Zwillingsstromsystem des gelben und blauen Flusses, von Westen nach Osten quer durchbrochen. Doch ist hier zunächst nur die *nördliche Hälfte* des chinesischen Alpenlandes am obern Hoangho, wo der grofse Durchbruch des Alpenlandes in dem Passagelande von Tangut von den mongolischen Hochflächen zu dem chinesischen Flachlande hinabführt, behandelt worden.

Die Darstellung dieser Naturverhältnisse bildet die erste Hauptparthie des Werkes in Theil I. p. 85—314. Daran schliefst sich sogleich die Darstellung des gesammten *Nordrandes* des östlichen Hochasien, des im weitern Sinne sich über 500 Meilen weit von Westen nach Osten ausdehnenden Gebirgssystemes des *Altai*, auf welchem die merkwürdige Reichsgrenze des russischen und chinesischen Staates seit einem Jahrhundert entlang geht. Diese zweite Hauptparthie folgt in Theil I. p. 315 — 1143 und in Th. II. p. 1 — 342. Zwischen beiden grofsen Naturformen gelegen folgt sodann als dritte Hauptparthie die Darstellung der *Scheitelfläche* des ostasiatischen Hochlandes, obgleich nur in ihren östlichen Theilen, wo sie als einstmaliger oder noch jetziger Sitz mongolischer und tungusischer Völker das Zwischenland zwischen dem russischen und chinesischen Reiche bildet, und zwar in Th. II. p. 343—406.

Damit wäre in diesen drei Abschnitten die Darstellung der gesammten *Nordhälfte* des ostasiatischen Hochlandes gegeben, was in so fern von Wichtigkeit erscheint, als derjenige Schauplatz seinem gröfsern Umfange nach dargestellt ist, auf welchem sich das Leben der drei wichtigsten mittelasiatischen Völkerschaften, der *türkischen*, *mongolischen* und *tungusischen* Völker, bewegt hat, deren vielfache Kämpfe unter sich und deren Wanderungen und Zersprengungen nicht ohne Einflufs auf den Gang des westasiatischen und osteuropäischen Völkerlebens gewesen sind. Daher kommen hier auch schon die wichtigsten ethnographischen Verhältnisse zur Sprache, auf welche rücksichtlich der uns näher liegenden abendländischen Welt in dieser kritischen Anzeige besonders geachtet werden soll. Doch ist der westliche Theil der Scheitelfläche des ostasiatischen Hochlandes, wo der Einflufs dieser ostasiatischen Völkerwelt auf die abendländische näher nachgewiesen ist, noch nicht behandelt, sondern die Darstellung von Turfan oder des chinesischen Turkestan ist als eines *Uebergangslandes* vom Orient zum Occident erst dem sechsten Theile überwiesen, wo die Gesammtbedeutung des chinesischen Reiches, welches auf diesem Hochlande stets eine dominirende Rolle gespielt hat, für das Abendland in West-Asien und Europa mit allen von den Chinesen in jenem Gebiete überlieferten ethnographischen Berichten ausführlich noch einmal im Zusammenhang dargestellt wird. Ehe aber dazu übergegangen wird, sind im 2. 3. 4. und 5. Bande die Stufenlandschaften, Niederungen und untergeordneten Plateaubildungen Ost-Asiens, wozu denn auch die gesammte indische und indochinesische Welt, das Gegenstück zur chinesisch-mongolischen Welt gehört, behandelt worden.

Wie schon bemerkt, soll es ein Hauptzweck dieser kritischen Anzeige sein dem ethnographischen Zusammenhange nachzugehen, zu vergleichen, in wie weit unsere Kenntnifs im Verhältnifs zur frühern Zeit erweitert worden und in wie weit die seit den letzten Decennien mannigfach erworbenen Kenntnisse sich nicht nur an sich, sondern auch im Verhältnifs zu unserm Wissen rechtfertigen lassen, um die Wissenschaft auf dem Standpunkt der Entwickelung, auf dem sie jetzt steht, nicht mit einem Ballast von Material und Hypothesen zu überladen, welcher sie selbst ertödtet und statt sie zu befruchten ihr die versteinerte Gestalt giebt, welche das charakteristische des chinesischen Lebens in politischer wie intellektueller Beziehung bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältniſs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Fortsetzung.)

Die auf eine eigenthümliche Weise gegen Nordost vorgerückte *Ecke* des *ostasiatischen Hochlandes* bildet unter dem 45. Parallel die Grenzmark von drei groſsen Ländern, von Sibirien im Norden, Tungusien im Osten und China im Süden. Ihre nördliche und östliche Umsäumung gegen Sibirien und Tungusien ist das daurische Alpengebirgsland, welches nach dem tungusischen Zweige den *Dauren* benannt ist, welche die Russen zur Zeit der Entdeckung des östlichen Sibirien als ein durch Ackerbau und Bergbau ausgezeichnetes und in festen Ortschaften wohnendes Volk vorfanden. Diesem Vorsprunge Hoch-Asiens ist wiederum als erhabener Grenzstein gegen Südosten vorgelagert der *Schan Alin* oder *Tschang Peschan* d. h. der weiſse Berg bei Chinesen und Mongolen, eine Gebirgsgruppe, welche das Halbinselland Korea von Tungusien scheidet. An ihrem Westfuſse liegt die Alpenstadt Mukden in der Provinz Leaotong im Norden vom Hoang-hai. Diese Alpenlandschaft ist das gepriesene Stammland der Mantschu, deren Stammfürsten die jetzt in China herrschende tungusische Dynastie bilden. Der Schan-Alin ist ein heiliger Berg, der von den chinesischen Kaisern verehrt wird, hier ist das paradiesische Fabelland der Mantschu, und auch in militärischer Beziehung ist dieses Gebiet ein wichtiger Punkt in der Sicherung der Herrschaft in Peking, der Residenzstadt der Mantschu Kaiser in China. Zugleich bildet dasselbe ein reiches Jagdrevier und die Jagd daselbst ist eine fromme religiöse Pflicht. Die Landschaft *Leaotong*, welche sich an dem Westfuſse des Schan-Alin ausbreitet, liegt schon auſserhalb der groſsen Mauer, welche mit ihrem äuſsersten Ostende den Golf von Leao berührt, sie ist aber durch eine besondere Pallisadenmauer umsäumt.

Nach Süden fällt dieser Nordostvorsprung des Hochlandes sehr steil und plötzlich abwärts zu der nordchinesischen Landschaft Petscheli. Dieser *Südabfall* ist uns bekannt geworden theils durch die Jesuiten, welche wie Verbiest und Gerbillon an dem Hofe der Mantschu Kaiser im siebzehnten Jahrhundert von dem Flachboden Chinas nach Norden hinaufstiegen, theils durch die russischen Gesandtschaften und Karavanen, welche wie Ysbrand Jdes, Ad. Brand, Lor. Lange, Bell, Unverzagt, Timkowsky und andere von Sibirien her die wüsten Hochsteppen übersetzten, um in das chinesische Kulturland hinabzusteigen. Es sind *zwei Karavanenstraſsen*, welche von Sibirien aus den Südrand dieses Vorsprunges des Plateaus durchsetzen, sie gehen aus von Kiachta im Nordwest von Peking und von Nertschinsk im Norden von Peking, beide in grader Distanz an 200 Meilen von der letztern Stadt entfernt. Beide Straſsen führen durch enge beschwerliche Alpenpässe von der Höhe hinab in das Blachfeld von Peking, sie heiſsen Kalgan bei den Russen und Keu bei den Chinesen. Es sind *vier groſse Pforten*, welche hier auf der Grenzmark der Länder der Chinesen, Mongolen und Tungusen in der asiatischen Geschichte stets eine groſse Rolle gespielt haben, und zwar folgen sie von Westen nach Osten als Tschangkia-Keu, Nan-Keu (beide gehören aber genau zusammen, da sie nur die Nord- und Südöffnung einer und derselben Alpenpassage bezeichnen, daher Nan-Keu d. h. Südthor nach Peking zu), Kupe-Keu und Hifong-Keu.

Die *Kiachta-Straſse* durchsetzt in grader Richtung gegen Südost die grauenvolle Wüste des Hochlandes und erreicht so den Alpenpaſs Tschangkia-Keu, der treppenartig steil hinabführt. Die *Straſse* von *Nertschinsk* über Zuruchaitu (daher auch *Zuruchaitu-Straſse* genannt) führt zu der östlichen Pforte Hifong-

Digitized by Google

Keu, dem Golfe von Petscheli benachbart. Diese Strafse bildet einen grofsen nach Osten gekrümmten Bogen, indem sie das wüste kalte Hochland umgeht, daher ist die Länge dieser Strafse auch um die Hälfte gröfser als der erstern. Der gebirgige Grenzsaum der Hochebenen gegen Osten unter dem 140. Meridian heifst bei den Chinesen Khingan, er bildet eine Scheide des Klimas, der Vegetation und der Bevölkerung, er trennt jetzt die mongolischen von den tungusischen Stämmen. Von Nertschinsk und Zuruchaitu steigt die Strafse über den Jalo-Pafs zu seinen östlichen warmen und mildern Thälern hinab nach Tsitsikar am Nonniula, wo sich reichliche Waldungen, Obsthaine und Ackerkultur finden. Von dort aus hat man nur noch einen niedrigen Vorsprung der Steppe gegen Süden zu durchsetzen, um zum Alpenpasse Hifong-Keu zu gelangen. Der *Steilabfall* des Hochlandes, der sich zwischen den beiden Pforten Tschangkia-Keu und Nan-Keu mehrere Tagereisen weit ausbreitet, ist als Gebirgsland mit den schönsten Waldungen geschmückt, die gegen das kalte, öde und baumlose Hochland den gröfsten Kontrast bilden, er schliefst verschiedene und reichlich bewässerte Thäler in sich ein, welche als Längenthäler des Randes als eben so viele Stufen und Terrassen des Abfalles zu betrachten sind; sie sind mit der üppigsten Vegetation geschmückt, sie erzeugen Trauben, Kastanien, Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Aepfel und Birnen. Winter und Sommer grenzen hier schroff aneinander. Aber am Fufse des Hochlandes, dehnt sich ein reich bebautes lombardisches *Fruchtland* aus bis zum Golfe von Petscheli mit zahlreichen Ortschaften bedeckt und von wasserreichen Strömen durchschnitten, auf welchen die Seeschiffe landeinwärts fast bis zum Fufse des Hochlandes fahren. Hier, wo der gewaltigste Kontrast von Höhe und Tiefe auf dem kleinsten Raume sich zeigt, liegt der Sitz des kolossalen Weltreiches von Asien, die Hauptstadt Peking, die Residenz der Mantschu Kaiser in China und der Mittelpunkt der Kräfte im östlichen Asien, nur wenige Tagereisen vom Fufse des Hochlandes entfernt. Hier im äufsersten Norden von China, in der *Nordprovinz* d. h. Pe-Tscheli, sind sie ihrem alten Heimathslande Tungusien jenseit der grofsen Mauer immer nahe.

In der Mitte zwischen den beiden Thoren von Nan-Keu und Hifong-Keu liegt das Thor Kupe-Keu in der grofsen chinesischen Mauer, und durch dieselbe führt eine prächtig gebaute Kunststrafse von 30 Meilen Länge nach dem merkwürdigen Sommerschlosse *Dschehol* am Schangtu-Flusse, der von dem hohen Petscha herabkommend sich gegen Südost in den Golf von Petscheli ergiefst. Diese Lokalität ist uns erst bekannt geworden durch die brittische Gesandtschaft unter Lord Macartney im Jahre 1793, als derselbe den alten ehrwürdigen Kaiser Khien-Iong dorthin begleitete, welcher hier seinen 83sten Geburtstag feierte. Aber weiter aufwärts an diesem Strome liegen noch zwei andere ähnliche Lokalitäten Tsahan Nor und Schangtu, die uns schon durch Marco Paolo bekannt geworden sind, welcher diese Sommerresidenzen der chinesischen Juan-Dynastie oder der mongolischen Kaiser aus der Familie Dschingischans am Ende des dreizehnten Jahrhunderts im Gefolge des Kublaichan besuchte. Ueberall zeigt sich in diesem Alpenlande aufserhalb der grofsen Mauer unter gleicher Breite mit Neapel und Madrid schon ein nordisches Klima und eine ihr entsprechende Vegetation.

Von diesem äufsersten Nordende des Ostrandes von dem östlichen Hochasien geht die Darstellung und Untersuchung gegen Südwest weiter fort zu dem am Durchbruch des grofsen nordchinesischen Stromes (Hoang-ho) gelegenen Theile des chinesischen Alpenlandes von Seite 145 an. Hier, wo wir auf ein ganz neues, früher noch nicht behandeltes Gebiet treten, werden die Nachrichten der Berichterstatter sehr fragmentarisch und so auch die ganze Darstellung ziemlich dunkel und schwerfällig. Als ein Hauptpunkt ist jedoch da festzuhalten das eigenthümliche *Doppelknie* in der grofsen *Nordwendung* des *Hoang-ho* gegen das Innere des Hochlandes zu, woran sich alle Angaben mehr oder minder anschliefsen lassen. Eine doppelte Passage führt von Peking aus westwärts zu dem Nordost-Knie des Hoang-ho nach der Stadt Khukhu-Kotun. Die südliche Strafse geht innerhalb des Gebirgsabfalles in dem Berglande von Schansi d. h. das West-Bergland (im Gegensatz von Schantong im Südost von Peking); sie führt in dem Längenthale des Sankan-ho entlang, und zwar innerhalb der hier doppelt gezogenen Mauerlinie, welche zum gröfsern Schutze Pekings gegen die Angriffe von Norden her sowohl am Südrande des Gebirgsabfalles von Nan-Keu westwärts, als auch am Nordrande desselben von Tschangkia-Keu

Digitized by Google

westwärts aufgeführt ist. Die nördliche Strafse führt auf dem Rücken des Hochlandes aufserhalb der doppelten Mauerlinie westwärts nach jener Stadt Khukhu-Kotun in der Nähe des Mauerthores *Schaho-Keu*, durch welches die Südstrafse in jene Nordstrafse einlenkt. Der *Jnschan* (Onghin Ula bei den Mongolen) bildet dort den erhabenen Rand der Scheitelfläche des Hochlandes, wo der Hoang-ho in seinem nördlichen Vorsprunge von Westen nach Osten hinfliefst. Beide Lokalitäten, sowohl der Gebirgsrand des Jnschan wie das von dem Hoang-ho umflossene Halbinselland scheinen durch ihre physikalischen, wie durch ihre historischen und ethnographischen Verhältnisse von gleicher Wichtigkeit zu sein. Dieses *Halbinselland der Ordos*, wie es nach einem später dort eingewanderten mongolischem Stamme genannt wird, und welches noch durch die grofse Mauer von dem chinesischen Boden abgeschnitten wird, ist ein Nomadenland gleich der Scheitelfläche des Hochlandes und daher seit der Zeit der Hiongnu das Land der Kämpfe, von wo aus jene Reiterschwärme der Türken und später die der Mongolen vornehmlich in die reichern Landschaften Chinas einzudringen suchten. Dieses mit Sandmassen erfüllte Hochthal innerhalb des mächtigsten Gebirgsrandes des Hochlandes gegen die chinesischen Landschaften von Schensi und Schansi zu, tritt so eigenthümlich auf, dafs man seine Bildung nur einer grofsen Naturrevolution zuzuschreiben geneigt sein kann, und dafs man dieses Thal als einen trocken gelegten Seekessel betrachten mufs. Auch schliefst sich merkwürdig genug die chinesische Sagengeschichte daran an, indem hier die grofse *chinesische Fluth* zur Zeit des Jao lokalisirt wird in der Nähe von Schensi (dem westlichen Tschin), dem Stammlande der Chinesen.

Dort wo die grofse Mauer die Westseite des Halbinsellandes am Hoangho berührt, liegt *Ninghia*, eine Stadt, die ihrer Lage in militärischer und politischer Beziehung ihre Wichtigkeit und ihren alten Ruhm verdankt, wozu noch kommt, dafs sie durch ihre reiche Umgebung mitten zwischen weiten Wüsten gelegen für alle von Norden und Nordwest anstürmenden Barbaren gleich wie ein Hafenort an dem Küstensaum des reichen Landes China erscheint. Ferner liegt Ninghia in der Mitte zwischen den beiden grofsen nach China führenden Eingängen zwischen der von Norden kommenden *Mongolen-Strafse* nach Khuku-Kotun und der von Westen kommenden *Türken-Strafse* durch Tangut an dem Westende der grofsen Mauer entlang; für beide ist dieser Ort der sie verbindende und sie beherrschende Schlüssel und daraus erklärt sich das Interesse der chinesischen Politik durch alle Jahrhunderte der Geschichte für diese Lokalität. Darum hatte auch der Weltenstürmer Dschingischan sie als den Schlüssel zum chinesischen Lande erobert und rüstete sich von hier aus gegen Südost durch das Alpenland einzudringen, von wo er den beiden damaligen Herrschergeschlechtern in China, den tungusischen Kin in Katai und den chinesischen Song in Matschin auf gleiche Weise gefährlich werden mufste, als der Tod ihn ereilte und seine Plane seinen Enkeln zur Ausführung überliefs. Es ist dieselbe Lokalität, welche bald darauf Marco Paolo als ein wichtiges Emporium unter dem Namen Egrigaja kennen lernte.

Von gleicher Bedeutung mufs aus den bemerkten Gründen eine unter ähnlichen Naturverhältnissen weiter gegen Südwest liegende Lokalität sein und zwar um so mehr als sie in der bestimmtesten Beziehung zu jenem westlichen Mauervorsprunge steht. Dort folgt ein von dem obern Hoangho im Zickzacklaufe durchsetztes wildes Alpenland, in dessen Mitte der berühmte Koko Nor (der blaue See) gelegen ist. Noch ist uns dieses Land eine Terra incognita, und nur so viel scheint aus den dürftigen Angaben darüber so wie aus dem eigenthümlichen Laufe des gelben Stromes hervorzugehen, dafs sich hier im Lande *Sifan* d. h. Westland auf der Grenze von China und Tübet eine Menge mächtiger Gebirgsketten, die von den Chinesen als Schneegebirge (Siue Schan) bezeichnet werden, in der Richtung von Süden nach Norden und von Westen nach Osten, also dem ganzen Bau des Hochlandes mit seinen alpinen Umsäumungen gemäfs durchkreuzen, wovon die bei den Anwohnern in Verehrung stehende Gebirgsgruppe der 13 Patriarchen an der Südseite des Koko Nor einen solchen Durchschnittsknoten zu bilden scheint, obgleich uns die Naturverhältnisse noch sehr dunkel sind, wie dem auch die Darstellung entspricht. In derselben Gegend in einiger Entfernung von dem Ostufer des Koko Nor liegt nun die Stadt *Sining*, die nordwestlichste Stadt Chinas, wie schon ihr Name anzeigt (nehmlich mit Ausschlufs der sogenannten Mauerstädte) in der Landschaft Kansu oder dem westlichen Theil von dem alten Schensi. Sie ist

Digitized by Google

als die *Westpforte Chinas* zu bezeichnen an der turkestanischen Strafse, aber es sind hier in diesem Alpenlande zwei grofse Gabelthäler, welche sich im Osten des Koko Nor von Nordwest und von Südwest her vereinigen, und dadurch wieder eine grofse Doppelstrafse nach dem übrigen Asien hin darbieten, nehmlich die eigentlich *turkestanische Strafse* durch Tangut nach Turfan und West-Asien (und das ist die grofse *Seren-Strafse*) und die *tübetanische Strafse* durch Sifan nach Süd-Asien, beide schon im siebzehnten Jahrhundert von den Jesuitenpatres bereiset. Hier mufste also stets wie ein friedlicher Verkehr, so auch eine feindselige Berührung mit den türkischen und tübetanischen Völkern statt finden. Die Tübetaner sind hier als das einheimische Volk zu nennen, und als dieselben während des achten und neunten Jahrhunderts sich zu einer grofsen politischen Bedeutsamkeit emporschwangen, mufste hier das Schlachttheater der Kämpfe zwischen den Chinesen und Tübetanern werden, so lange die letztern an dieser Doppelpforte zu China einen dominirenden Einflufs ausübten und China selbst mit ihren Einbrüchen bedroheten.

Da die Gebirgsgaue um Sining herum seit aller Zeit als die wahre Heimath der *Rhabarberpflanze* bekannt sind, so ist dieselbe in Beziehung auf ihre Heimath so wie nach ihrer Verbreitungssphäre durch Hoch-Asien und nach ihrem Einflufs auf den Gang der Völkerentwickelung in merkantilischer Beziehung in einer eigenen Anmerkung näher behandelt worden. Wünschenswerth wäre es dabei nur gewesen, wenn sich der Hr. Verf. bestimmter über den eigentlichen Namen der Pflanze ausgesprochen hätte, indem man im Dunkeln gelassen wird, ob der antike Name der Wolga darin liege, wie es dem Ref. wahrscheinlich ist, und also der erste Theil des Wortes als Hauptsache betrachtet werden, oder ob der letzte Theil mit Beziehung auf den Hafenort am indischen Ocean hervorgehoben werden mufs.

Als die am meisten charakteristisch hervortretende Naturform zeigt sich aber in jenem Gebiete Asiens der *kolossale Durchbruch* des *Ostrandes* von Hoch-Asien, an welchem das Westende der chinesischen Mauer auf eine Strecke von 80 Meilen entlang sich hinzieht und wo bei den drei Mauerstädten Liangtschu, Kantschu und Sotschu das eigentliche Gebiet Chinas auf so seltsame Weise in das Innere der Hochebenen des Plateaus eingreift. Dieser Durchbruch in dem Lande *Tangut*, durch welchen die turkestanische Strafse hindurchführt, ist seit den ältesten Zeiten die grofse Völkerpassage, die Strafse der Handelskaravanen und der Eroberer von dem Westen Asiens zum Osten gewesen. Denn auf der Südseite wird diese Landzunge von mächtigen Alpenmassen (Nan-Schan), auf der Nordseite von der grauenvollen Wüste der Gobi umsäumt, und nur in ihrer Längenstreckung ist sie zur Vermittelung eines Orientes und Occidentes innerhalb des asiatischen Orientes durchgehbar. Hier mufsten daher also zunächst alle die grofsartigen ethnographischen und historischen Verhältnisse in dem Völkerconflikt zur Sprache kommen, sich einander ausgleichen oder den Sieg übereinander davon tragen, ehe sie weiter abwärts an den verschiedenen Thoren und Mauerpforten des eigentlichen China sich aufs neue geltend machen konnten. Wie dies geschah, wie die Herrn des himmlischen Reiches der Mitte nach der Vollendung des grofsen Defensionssystemes der Mauerlinie seit der Zeit von Schihoangti um 200 vor Chr. Geb. hier ein System von Markgrafschaften errichteten mit Kolonisationen aller Art zum friedlichen Verkehr und zur Abwehr der nomadischen Barbaren, wie ferner dieses System zur Spaltung der Völker auf der Nord- und Südseite diente, und wie die Chinesen zur Sicherung ihres Reiches in dem Tieflande am Ostocean ihre Hände von diesem Passagelande aus weit nach Westen, nach den *Si-ju* d. h. Westländer, nehmlich nach Turfan oder den Ländern der Türken ausstreckten und ihren politischen und diplomatischen Einflufs geltend machten — dies alles ist hier trefflich und auf die grofsartigste Weise geschildert worden. Schon anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt bemerken wir hier den Konflikt von vier ganz verschiedenartigen Völkern, von welchen die Chinesen durch ihre Politik unter dem ausgezeichneten Kaiserhause Han den Sieg davon trugen, so dafs Chinas Herrschaft nicht nur hier festgestellt wurde, sondern zum erstenmale sich über die Scheitelfläche des östlichen Hoch-Asien bis zu den Grenzmarken des orientalischen Westens auszudehnen begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältniſs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Fortsetzung).

Denn von Norden her drängten die *Hiongnu* vom türkischen Stamme und ihnen standen gegenüber von Süden her die *Usiun* und die *Juetschi*, von denen erstere von indogermanischem, letztere vom tübetanischen Stamme genannt werden, und ostwärts standen die *Chinesen*, deren politischer Mittelpunkt damals wie auch noch lange nachher diesen Gebieten noch sehr nahe in den Landschaften Schensi zu Singanfu und in Honan zu Lojang war. Von den angeblich indogermanischen Usiun wird noch später die Rede sein, dagegen ist von den Juetschi sogleich zu bemerken, daſs diese im sechsten Bande von dem Hrn. Vf. wenn auch nicht dem indogermanischen, doch einem demselben mehr oder minder nahestehenden Volksstamme vindicirt werden, indem es dort nur als Klaproths Hypothese ausgesprochen wird, sie als Tübetaner zu betrachten. In wie fern auf diese ethnographischen Bestimmungen die Systematik der neuern Wissenschaft Einfluſs habe, lassen wir unentschieden, nur ist dabei nicht zu übersehen, daſs man hier den Gestaden des Ostoceans näher als denen des kaspischen Meeres alle anderen Völker eher erwarten könnte als indogermanische, und daſs man bei der übermäſsigen Ausdehnung der Völker kaukasischen Stammes gegen Osten wirklich in Verlegenheit kommt die Völker mongolischen Schlages, welche so auſserordentlich zahlreich sind und doch keinesweges erst seit jener Zeit oder noch später wie die Pilze aus der Erde geschossen sein können, unterzubringen. Die Angaben der Chinesen, auf welche sich die französischen Gelehrten dabei berufen, sind noch viel zu unbestimmt, als daſs man fest darauf bauen könnte, und bedürfen unstreitig noch der Erörterung und Untersuchung anderer als blos französischer Gelehrten, welche überall finden, was sie suchen. Es ist hier offenbar dieselbe Einseitigkeit, mit welcher man ehemals die frühzeitige und weite Verbreitung der Völker mongolischen Stammes unter dem Namen der Hunnen nach Europa voraussetzte, da es doch selbst jetzt noch an Historikern nicht mangelt, welche in diesem Volke nicht aufs Gradewohl Kalmücken annähmen, und wenn Klaproth das Verdienst hat, die Grundlosigkeit davon nachgewiesen zu haben, so möchte er nur eben so einseitig sein, wie es sich auch in vielen andern Punkten darthun läſst, wovon später die Rede sein wird, Remusats Angaben folgend die Sache einmal umzudrehen, und Schweden und Gothen an der groſsen Mauer zu suchen, wie man die Kalmücken unter Attila bis nach Gallien gebracht hat. Als ein Beispiel der wildesten Abentheuerlichkeit und der völligsten Kritiklosigkeit ist grade für diese Verhältnisse zu nennen des englischen Major Tod Abhandlung über die Abstammung der baltischen Schweden und Gothen aus dem centralen Asien (Journal asiat. Paris 1827. X. p. 277—309). Leider fehlt es auch in unserm Werke nicht an manchen Anklängen und Beziehungen auf solche Auffassung. Dort in Tangut sind, wie es beiläufig zu bemerken ist, stets *tübetanische Völker* heimisch gewesen, und die Ueberreste der Miao (hier der San Miao, wie die Miao-tse in den Kuan-Ländern von Matschin) haben sich bis jetzt noch dort erhalten.

Ueber jene eigenthümliche Naturbildung des groſsen Alpendurchbruches von Tangut fehlen uns jedoch alle neuere Berichte, und für die speciellen Naturverhältnisse sind wir allein an das gewiesen, was uns die Reisenden des Mittelalters darüber mitgetheilt haben oder was uns durch den Gang der Geschichte selbst aufgeschlossen ist. Dort zeigt sich als die erste merkwürdige Lokalität und als der äuſserste Vorposten des chinesischen Reiches der Ort *Scha-tschu* d. h. die

Digitized by Google

Sandstadt, mitten in der Sandwüste gelegen, an 40 Meilen vom Nordwestende der Mauer und an 30 Tagereisen im Osten des Lop Nor. Hier werden uns zwei Grenzpässe genannt Jumen und Jangkuan, zu deren Bewachung jene Feste dient. Hier war immer der Abgangspunkt der chinesischen Heere bei ihren Eroberungszügen nach den Westländern (Si-ju), so wie hier die vom Abendlande kommenden Reisenden zuerst den Boden des himmlischen Reiches betraten. Es spaltet sich zugleich diese turkestanische Strafse oder der Seren-Weg in der Sandstadt in drei Arme, nehmlich die *Nordstrafse* über Hamil nach dem songarischen Steppengesenke nach dem heutigen Pelu zum Jli-Flusse, die *Mittelstrafse* grade westwärts zum Lop-Nor nach dem heutigen Nanlu am Jarkan-Flusse, und die *Südstrafse* nach Khotan, deren Bedeutung aus den Zügen der Völker und der Kriegsheere erhellt. Durch Marco Paolo erfahren wir, dafs Sachion (Scha-tschu) damals schon seit alten Zeiten der Sammelplatz der verschiedensten Religionsanhänger war, welche wie die Buddhisten, Magier und Nestorianer durch die Verfolgungen der Bramanen, Muhamedaner und Christen aus dem Westen ausgestofsen, hier auf der Grenzmark des Orients und Occidents innerhalb des asiatischen Orientes eine Zuflucht suchten, und auf den religiösen und intellektuellen Entwickelungsgang der Völker Mittel-Asiens seit Jahrhunderten einen wichtigen Einflufs ausgeübt hatten. Durch die Mauerpforte Kiaju-Kuan gelangt man ostwärts nach jener vorspringenden Landzunge von Kansu, wo Marco Paolo die drei als Grenzfestungen und Emporien gleich merkwürdige Lokalitäten So-tschu (Succiur), Kan-tschu (Campion, Cancipu) und Liang-tschu (Erginul) in der Richtung von Nordwest nach Südost bereisete, und welche uns hier mit einer Masse von einzelnen Nachrichten überladen vorgeführt werden.

Da Marco Paolo von Liangtschu seine Reise grade ostwärts oder nordostwärts nach Ninghia am Hoangho fortsetzte, so führt dies auf die nähere Betrachtung der Lokalität von *Khukhu-Kotun* am Fufse des Jnschan und am nördlichen Vorsprunge des Hoangho zurück, wo die Mongolen-Strafse von Norden her das chinesische Gebiet berührt. Darum ist diese Lokalität, wo Dschingischans Enkel Kublaichan, der mongolische Eroberer Chinas, nicht selten residirte und wo Marco Paolo ihm seinen Besuch abstattete, für das Verhältnifs der Chinesen zu den mongolischen Völkern von der gröfsten Wichtigkeit, und wie die vielfachen Städteruinen jener Gegend ihre Bedeutung für die ältere Zeit beurkunden, so erhellt die für die jüngere Zeit aus dem Lamaismus, der hier eine seiner Hauptstätten aufgeschlagen hatte. Die nahe Gebirgsumgebung von Khukhu-Kotun erscheint noch vor dem Auftreten der Mongolen als das Heimathsland und als der älteste uns bekannte Stammsitz der Hiongnu oder der Stammväter aller der zahlreichen später auftretenden *Türken-Stämme*, deren Verhältnifs in ihrem grofsen Doppelreiche zum chinesischen Reiche bis zur Zertrümmerung der türkischen Herrschaft daselbst durch die koreanischen Siaupi im Jahre 216 nach Chr. Geb. näher (S. 241) charakterisirt wird. Doch werden diese Verhältnisse nicht blos im Allgemeinen berührt, sondern es wird auch sogleich, obschon gegen die ausdrückliche Versicherung des Hrn. Verfs. (S. 243), auf die speciellen Beziehungen der Türken-Stämme zu dem chinesischen Reiche und auf ihre einheimischen Angelegenheiten, die an diesem Orte zum Theil ganz gleichgültig sind oder doch zur Erläuterung der Raumverhältnisse nichts beitragen, eingegangen, und da kann Ref. nicht verhehlen, dafs dieses Zerstückeln und Durcheinanderwerfen der speciellen historischen und geographischen Verhältnisse die ganze Darstellung sehr schwerfällig und dunkel macht. Unläugbar wird dabei eine grofse Kenntnifs des gesammten ethnographischen Systemes von Asien, so wie eine genaue Kunde der ostasiatischen Geschichte vorausgesetzt, wie man sie nur da zu erwarten berechtigt ist, wo man diese Sache schon zum Gegenstande eines besondern Studiums aus den hier gleichfalls benutzten Quellen und Hülfsmitteln gemacht hat. Gewifs würde eine gröfsere Absonderung der historischen Verhältnisse von den geographischen und eine gröfsere Gruppirung derselben in besondern Abschnitten, wie es auch an verschiedenen Stellen geschehen ist, mit besonderer Berücksichtigung der Chronologie, sehr vortheilhaft und weniger erdrückend beim Studium gewesen sein. Der Ref. weifs aus eigener Erfahrung, dafs für das genauere Verständnifs aller der an unzähligen Orten berührten historischen Verhältnisse ein ganz eigener historisch-ethnograph. Kommentar auf Grundlage der Geschichte des chinesischen Reiches in seiner Beziehung zu den tungusischen, mongolischen, türkischen, tübetanischen und allen andern mittelasia-

Digitized by Google

tischen Völkerstämmen in chronologischer Folge nöthig war, um sich in dem Gewirr der zerstückelten historischen Notizen, die doch nur sehr wenigen in ihrem ganzen Umfange und in ihrer räumlichen und zeitlichen Beziehung zu einander stets gegenwärtig sein werden, nicht selbst zu verlieren und von dem Material erdrückt zu werden.

Dieses verwirrende Durcheinanderwerfen der historischen Verhältnisse wiederholt sich besonders in dem Abschnitte, wo zur Betrachtung des Landes *Tenduch*, welches Marco Paolo zuerst für die europäische Welt an jenem Jnschan entdeckte, als er seine Reise von Ninghia nach des Kublaichan Sommerlager Schangtu gegen Nordosten fortsetzte. Dort werden uns zuerst die türkischen Schato vorgeführt und deren Einflufs auf das nordchinesische Reich geschildert, dann aber als die merkwürdigsten Insassen des Jnschan die mongolischen *Ta-ta*, deren Name nachmals, wie es hier mit Recht heifst, wie ein Phantom als Tataren zu einer grofsen historischen Völkergestalt heranwuchs, welche Jahrhunderte hindurch ganz Europa und Asien mit Schrecken erfüllte. Aber was hier von den Urverhältnissen der Tata als eines Zweiges der Moho, Mokho, Mung-ku oder Mongol beigebracht wird, ist in einer so dunkeln und inkorrekten Sprache und zum Theil mit Widersprüchen versehen (wie das Vorkommen des Namens der Tata bei den Chinesen, und die Verwechselung der Dynastie der Tang mit den Song) ausgedrückt (S. 253), dafs man den eigentlichen Sinn schwerlich errathen kann, wozu noch kommt, dafs die weiter daran angeschlossenen historischen Angaben, die man gern an einem andern Orte in einem gröfsern Zusammenhange sehen würde, für jeden, der mit der ostasiatischen Geschichte nicht genau vertraut ist, die Unklarheit bedeutend vermehren. Es soll nehmlich hier dargethan werden, dafs bei dem mongolischen Stamme der Tata der Fürstentitel Vang-khan von chinesischem und mongolischem Ursprunge durch die europäischen Reisenden die Veranlassung zur Entstehung der Sage von einem *Priesterkönige Johannes* gegeben habe, der hier im Lande Tenduch auf der Grenzmark des mongolischen und chinesischen Landes eine wichtige politische Rolle spielte und durch die Verbreitung nestorianischer und buddhistischer Missionen mit ihrem Glauben und Kultus nach diesem Gebiete in einem eigenthümlichen Lichte erschien. Mit dem Aufblühen der tatarisch-mongolischen Weltherrschaft unter Dschingischan mufste die politische Würde jener fürstlichen Familie des Tata-Stammes verschwinden, aber durch die Begründung des buddhistischen Lamaismus an dieser Lokalität mufste die geistliche Würde um so mehr hervortreten, und so finden wir denn seit der Mantschu-Herrschaft in China den *Kutuchtu Lama* im Lande Tenduch, indem derselbe die Würde eines Katholikos bei den Kalkas-Mongolen bekleidete, wie es jetzt mit dem in der Urga am Nordrande der Gobi-Wüste residirenden Kutuchtu-Lama der Fall ist. Die Huldigung, welche diesem mongolischen Katholikos, wie einst den Päpsten von den römisch-deutschen Kaisern, von dem chinesischen Kaiser Kanghi im Jahre 1696 dargebracht wurde, wobei sich auch der Pater Gerbillon befand, ist hier ausführlich geschildert. Es war derselbe grofsartige Mantschu-Kaiser, welcher als Zeitgenosse Peters des Grofsen die Herrschaft der tungusischen Dynastie in China auf dem gesammten mongolischen Hochlande zuerst begründete und als ausgezeichneter Politiker und Kriegsheld durch die Unterwerfung der Ost-Mongolen (Kalkas) und der West-Mongolen (Oelöth oder Kalmücken) so wie durch die Demüthigung Tübets, auf welche Verhältnisse noch weiter unten vielfach zurückgekommen wird, das chinesische Reich zur ersten Staatsmacht Ost-Asiens erhob.

Mit der Darstellung des Landes Tenduch als des Sitzes des Kutuchtu-Lama und einer der Hauptpunkte der buddhistischen Lamahierarchie ist auch die Darstellung des Ostrandes vom östlichen Hochasien vollendet, es werden daher nun die zuletzt erwähnten Punkte in zwei Anmerkungen als in zwei eigenen Abhandlungen näher erörtert.

Als Kommentar für die dunkle Stelle auf S. 253—255 folgt zunächst die Abhandlung über den Namen der *Tataren* und über das Verhältnifs der tatarischen zu den [illegible]ern mittelasiatischen Völkern, für welche zusammen [illegible] morgenländischen und abendländischen Autoren der Name der Tataren gleich wie der der Scythen bei den Alten und der Kafern bei den Arabern zu einem Kollektivnamen geworden ist und bis in die neueste Zeit die gröfste Verwirrung hervorgebracht hat. S. 274—283.

Es war, wie bemerkt, der Name Tata die Bezeichnung eines mongolischen Stammes am Jnschan, welcher auch schon nach dem Vorgange der Chinesen als

Digitized by Google

Tatar und *Tartar* bei den übrigen orientalischen Autoren vorkommt. Wenn es aber heifst, dafs dieser Name fast gleichbedeutend sei mit Taidschigod, welcher letztere seit Dschingischans Zeit verschwinde, so widerspricht dies der S. 254 gemachten Angabe, wonach die Chinesen selbst im eilften Jahrhundert die vier mongolischen Haupthorden als die *Mongol* (Mungku), *Taidschigod* (Taitschud), *Tata* und *Kerait* bestimmen. Es sind also verschiedene mongolische Stämme, wobei die Namensähnlichkeit eine ganz gleichgültige ist, da der Name der Tata als einzelner Stamm den der Taidschigod nur in so fern absorbirt haben kann, als beide Stämme selbst von den auch im weitern Sinne Tataren genannten Mongolen absorbirt worden sind und als einzelne Stämme später nicht mehr vorkommen. Ueberhaupt zeigt sich hier manche Verwirrung und Verwechselung der alten mongolischen Stämme vor Dschingischans Zeit, welche, wie man wohl sieht, durch die Quellen und verschiedenartigen Berichte veranlafst worden, aber doch hier nicht genug berücksichtigt und zur Vermeidung von Mifsverständnissen hervorgehoben ist. Abwechselnd werden die Namen Tata und Mongol bald als einzelne Zweige des mongolischen Stammes, bald als allgemeine Stammnamen selbst gebraucht. Denn so wird zunächst das, was von der Würde eines Vang-khan bei den Tata am Jnschan angegeben war, wieder auf die Kerait übertragen (S. 256), und dann werden wieder die Tata und Mongol verwechselt, indem Dschingischans Familie (auch abgesehen davon, dafs sie vielleicht gar nicht mongolischen, sondern eigentlich türkischen Stammes ist) als mit dem Stamme der Tata in Feindschaft stehend, von den Tata wie von den Kerait bestimmt unterschieden und zum Stamm der Mongol gerechnet wird (S. 254. 255. 275). Dennoch soll sich Dschingischans Familie selbst wieder Tata genannt haben, obschon sie doch aus diesem Stamme nicht war, vielmehr Dschingischan selbst das gesammte von ihm vereinigte mongolische Volk nach seinem Stammnamen *Mongolen* nannte und auch der diplomatische Name der Oberfürsten dieses Volkes nur *Mogulchan* und nicht Tatarchan war. Dieser letztere Name wurde von den Dschingischaniden gering geschätzt, konnte also unmöglich der Name seines Stammes sein. Er gehörte vielmehr dem besiegten Stamme an, obschon er sich aus einem doppelten Grunde neben dem des siegenden Stammes immer erhalten hat; einmal nehmlich weil die Horden des Tata-Stammes in den Kriegsheeren der Mongol (die nun im allgemeinen Mongolen genannt werden) die zahlreichsten und tapfersten Krieger gewesen sein sollen, und dann weil auch die Chinesen den Namen des mit ihnen am meisten in Berührung stehenden mongolischen Stammes der Tata kollektivisch für diese ganze Völkergruppe gebrauchten. So konnte also der Name Tata (Tatar) bei den Orientalen und Occidentalen die allgemeine Bezeichnung für diese Völkergruppe und für diesen politischen Verein werden, obschon der der Mongolen nur der historische und officielle Name dafür sein konnte.

Seit Dschingischans Zeit also verschwindet mit dem Zusammenfliefsen der verschiedenen mongolischen Stämme der Unterschied der Tataren und Mongolen, und beide Namen bezeichnen einen und denselben dominirenden Völkerschlag auf dem ostasiatischen Hochlande, der sich in diese Unterschiede nicht wieder aufgelöst hat. Aber so wie nun durch die Chinesen jener Name allgemeiner gefafst, bald auch appellativisch genommen und auf ganz andere Völkergruppen mehr ostwärts übertragen wurde, wobei sie allerdings den Unterschied von Tata und *Tatsche* gemacht haben sollen, so geschah eine ähnliche Uebertragung auf einen den Mongolen völlig fremden Volks- und Sprachstamm nach Westen hin durch die Abendländer. Ostwärts ging der Name auf die tungusischen Völker über und erzeugte so die *Tartares Mandchoux* und so viele andere Tataren-Völker, dafs man zuletzt selbst nicht mehr wufste, was man sich dabei denken sollte. Dies zeigte sich aber besonders durch die Verpflanzung des Tataren-Namens nach Westen hin, wo der Schrekken, der durch die Eroberungszüge der mongolisch-tatarischen Horden sich über ganz Europa verbreitete, die Ableitung dieses Völkernamens von dem Worte Tartarus, aus welchem diese Horden hervorgebrochen sein sollten, an die Hand gab, und diesen Namen der Tartaren zu einem allgemeinen für dieses von dem centralen Asien ausgehende Herrschervolk und für alle ihm untergebene Völker auf Jahrhunderte lang bis auf eines Remusat und Klaproth Forschungen stempelte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältniſs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Schluſs.)

Hier steht nun der mongolisch-tatarische Volksstamm in einem wesentlichen Verhältniſs zu dem mächtigen, ausgebreiteten *türkischen* Volksstamme, dessen von den alten Hiongnu ausgehende verschiedene Zweige in dem Verlauf der Jahrhunderte von dem Jnschan westwärts durch alle kaspischen und pontischen Gestadelandschaften sich in den Petschenegen und Uzen schon bis zur untern Donau hin verbreitet hatten. Dieser noch jetzt in Asien am weitesten ausgebreitete Völkerstamm trat mit jenem mongolisch-tatarischen in enge Verbindung, die türkischen Völker wurden die Unterthanen der Mongolen Khane wie besonders in dem westmongolischen Reiche *Kaptschak*, deren Khane aus den an der Wolga einheimischen türkischen Völkern ihre Heere ganz allein rekrutiren muſsten. Ob diese türkischen Völker auch zum Theil, wie es hier S. 282 heiſst, vor dem Einbruch der Mongolen in Europa, den Fürsten der Bulgaren um das heutige Kasan unterthänig waren, ist unerwiesen, und hat vielmehr alles gegen sich, was uns von dem Verhältniſs der ugrischen und türkischen Völker an der Wolga zu jener Zeit bekannt ist. Die Chane der goldenen Horde in Serai an der Wolga waren mongolisch-tatarischen Stammes, ihre Unterthanen aber Türken, dieselben, die noch jetzt in Ruſsland an der Wolga als Tataren bezeichnet werden, obschon sie diese Bezeichnung als einen Schimpfnamen betrachten. Durch jene groſse Wanderung der mongolisch-tatarischen Völker während des dreizehnten Jahrhunderts ist nun aber eine groſse Umwandlung mit dem türkischen Volksstamm vor sich gegangen. Ein groſser Theil der türkischen Völker ist wenn auch nicht seiner Sprache, doch seiner leiblichen Bildung nach durch die Verbindung und Vermischung mit den mongolisch-tatarischen Völkern gänzlich verändert worden, und dies giebt den Unterschied von *eigentlichen Türken* und von *Turktataren* d. h. von den zahlreichen Völkerschaften, welche gröſstentheils auf dem Gebiete des russischen Reiches hausend eine mongolische Gesichtsbildung angenommen, aber sich ihre alte türkische Sprache bewahrt haben und welche in Ruſsland selbst nur Tataren genannt werden. Vom Standpunkt der Russen aus kann man diesen Namen auch wirklich beibehalten, wenn gleich von einem allgemeinern Standpunkte aus nothwendig zwischen den tatarischen Mongolen oder mongolischen Tataren und den türkischen Turktataren in Beziehung auf die Sprache unterschieden werden muſs. Dieser neuere Name Turktataren ist in so fern für die Ethnographie Asiens, für welche wir Klaproth so viel verdanken, von der gröſsten Wichtigkeit um endlich einmal allen Verwirrungen und Miſsverständnissen auszuweichen.

Geographisch in drei Hauptgruppen vertheilt als 1) die westlichen Turktataren, wozu die kasanischen, astrachanischen und krimschen Tataren nebst den Nogaiern und andern gehören, 2) die östlichen Turktataren oder die drei Kirgisen-Horden und 3) die nördlichen Turktataren oder die verschiedenen Zweige der bei den Russen genannten sibirischen Tataren unterscheiden sich dieselben wesentlich in leiblicher Beziehung durch ihre mehr oder minder mongolischartige Bildung von den eigentlichen Türken sowohl den östlichen oder Dschagatai-Turk in Mawaranahar, als den westlichen oder Osmanli-Turk in Europa und Klein-Asien. Dennoch haben jene Turktataren, wie dies Klaproth aus eigener Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wie z. B. die Kirgisen und viele andere Stämme die reinste türkische Sprache. Deshalb ist es auch miſslich, den Namen turktatarische Sprachen

Digitized by Google

gebrauchen zu wollen, indem dies wieder zu neuen Mifsverständnissen Veranlassung giebt, als ob nehmlich das Turki dieser Turktataren sich nach Analogie des Unterschiedes in leiblicher Beziehung von dem Turki der Osmannen unterschiede, obschon ersteres mit Ausnahme von wenigen ganz verbasterten Stämmen vollkommen mit dem in Constantinopel übereinstimmt, und dieses letztere sich nur noch durch die Aufnahme von persischen und arabischen Wörtern aus dem südwestlichen Asien bereichert hat. Dafs übrigens das jetzige Dschagatai-Turki sich von dem ursprünglich Türkischen der Hiongnu nach Erskine's Meinung nur so unterscheide wie die dschagataischen Türken durch ihre Sitte und Kulturfortschritt von jenen, liegt eigentlich in der Natur der Sache, möchte sich aber im einzelnen schwerlich nachweisen lassen.

Die Sage von einem *christlichen Könige* und *Priester Johannes* im centralen Asien, welche von S. 283—299 behandelt wird, hat, wie der Hr. Verf. mit Recht bemerkt, einen so grofsen Einflufs auf den Fortschritt der geographischen und ethnographischen Kenntnifs Asiens und selbst auch Africas ausgeübt, dafs es für die Wissenschaft wichtig genug ist, sie nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Zusammenhange mit dem Leben der asiatischen Völker zu verfolgen. Zunächst hängt sie genau zusammen mit der Verbreitung der *nestorianischen* Gemeinden, welche seit ihrer Vertreibung aus dem byzantinischen Reiche zuerst im Sassaniden-Reiche eine Zuflucht fanden und von dort aus ihre Missionen bis nach dem centralen Asien hin ausdehnten. Dennoch mufs es, wie auch aus den wiederholten Angriffen hervorgeht, sehr zweifelhaft bleiben, ob sich christliche Gemeinden schon während des achten Jahrhunderts bis nach dem eigentlichen China hin verbreitet haben, da das dort aufgefundene Monument mit syrischer Inschrift, dessen Authenticität ein Remusat bei seiner Vorliebe für China sogleich glaubte anerkennen zu müssen, durchaus nicht über allem Zweifel erhaben ist. Ueberhaupt scheint dem Ref. für das in so vielfacher Beziehung noch dunkle Gebiet der asiatischen Ethnographie und Geschichte als Hauptgrundsatz feststehen zu müssen den Zweifel gegen alle Angaben festzuhalten, die nicht durch innere oder äufsere Gründe das Zeugnifs der Wahrheit unbedingt in sich enthalten, vornehmlich aber solche Berichte mit Mifstrauen zu behandeln, welche uns von den so fern stehenden asiatischen Völkern, wie Chinesen und Indern, zugekommen sind, welche Völker uns in ihrer ganzen Denk- und Anschauungsweise viel zu fremdartig sind, als dafs die ihrem Bewufstsein vorliegenden Thatsachen schon darauf Ansprüche machen könnten einen gleichen Werth vor dem unsrigen zu haben. Wie grade in dieser Beziehung die Aehnlichkeit von Namen dazu dienen kann, abendländische Verhältnisse an morgenländische Berichte anzuknüpfen und dadurch historische Verhältnisse zu begründen, deren Zusammenhang sich sonst schwerlich erkennen läfst, davon wird noch später die Rede sein müssen. Durch die Namensähnlichkeit eines mächtigen türkischen Fürsten Nasarat, dessen Name auf die bei den Orientalen für Christen übliche Bezeichnung Nazarener hinweisen soll, und dessen Schaaren im eilften Jahrhundert von Ost- nach West-Asien vordrangen, bahnt sich der Hr. Verf. einen Weg nach Osten zu dem mongolischen Stamm der Kerait am Jnschan im Lande Tenduch, wo den Nestorianern grofse Bekehrungen gelungen und wo der tatarische Fürst, der Vang-khan, zum Christenthum übergetreten sein soll. Die Nachricht davon konnte sich wohl nach dem Abendlande hin verbreiten, aber sehr fraglich bleibt es, ob die Nestorianer selbst aus Oppositionsgeist und aus Rivalität gegen das Oberhaupt der römischen Kirche im Abendlande dazu beigetragen haben sollten, das Gerücht von dieser Bekehrung und von dem für das Christenthum gewonnenen Fürsten zu vergröfsern, da dies nicht nur ein gewisses politisches Bewufstsein voraussetzt, wie wir es bei jenen morgenländischen Christen nicht finden, sondern auch eine weit gröfsere Berührung und Beziehung zwischen jenem äufsersten Ost-Asien und dem Westen im Abendlande voraussetzt, als man bisher kennt. Uebrigens bleibt es bei den vielen zum Theil ganz wunderlichen Erklärungen des Namens Priester Johann immer am wahrscheinlichsten und einfachsten an den *Vang-khan* (Joan Rex) zu denken, so viele Kirchen und Heiligthümer auch der Täufer Johannes bei den nestorianischen Gemeinden im innern Asien gehabt haben mag, und dies entspricht auch am besten der einfachen, hier mitgetheilten Angabe des christlichen syrischen Annalisten Abulfaradsch im dreizehnten Jahrhundert.

Auch nach der Zertrümmerung der Macht jenes angeblich christlichen Fürsten der tatarischen Kerait

Digitized by Google

konnte sich die Sage um so leichter erhalten, als Dschingischan selbst mit dessen Familie verwandt war und er und seine Nachfolger, denen übrigens das religiöse Interesse sehr fern lag, allen Religionspartheien gleiche Freiheit gewährten und vornehmlich den Nestorianern an ihrem Hofe grofsen Einflufs gestatteten, so dafs diese dadurch wie früher auf die arabischen Eroberer in West-Asien, so hier nicht minder auf die mongolischen in Ost-Asien durch die Verbreitung einer gewissen intellektuellen Kultur nicht ohne wohlthätige Rückwirkung gewesen sind. Bei dieser Toleranz gegen die nestorianischen Christen an ihrem Hofe zeigte sich noch der für das Abendland wichtige Umstand, dafs die tatarisch-mongolischen Horden aus politischen Gründen Feinde der Muhamedaner waren und in der That die gefährlichsten Widersacher des Islam geworden sind, bis letzterer sein höheres Recht in der Stufenfolge der Religionen auch in spätern Zeiten überall auf den Gebieten der Dschingischaniden geltend gemacht hat. Wie sehr aber die Abendländer allzu geneigt waren dies politische Verhalten jener Horden zu einem günstigen Vorurtheil für die christliche Kirche und für ihr politisches System zu machen, erhellt aus den verschiedenen Gesandtschaften an die Höfe der Grofschane, durch welche dann auch, wie besonders von Rubruquis, der Ungrund von der lange gehegten Meinung über jene geistlich-weltlichen Macht dargethan wurde.

Das Vorhandensein von Nestorianern und ihrer Gemeinden im mittlern Asien während des Mittelalters vor dem Auftreten der Mongolen unter Dschingischan wird man wohl nicht läugnen wollen, um dadurch die ganze Sache für eine blofse Erdichtung zu halten, und auch das mufs man dem Hrn. Verf. zugeben, dafs es mit dem Christenthum der Nestorianer nicht weit her war, aber nur nicht aus dem Grunde, weil sie es so leicht mit dem Buddhaismus vertauscht haben sollen. Denn dafs dies geschehen sei, davon wissen wir nichts, und ist deshalb gar nicht wahrscheinlich, weil es an sich nicht möglich ist. Denn so wenig, mufs man sagen, der Mohr seine Haut wandeln kann, so wenig kann ein Christ ein Buddhaist werden, wenn überhaupt dem Denken noch ein Recht bei der Beurtheilung von geistigen Verhältnissen eingeräumt wird. Dafs die angeblich zum Christenthum bekehrten mongolischen Stämme sich alsbald zum Buddhaismus gewandt haben, liegt in der Natur der Sache, weil dies für sie ein Fortschritt in ihrem geistigen Leben war, aber dafs die eigentlichen Nestorianer, deren Anzahl überdies immer nur sehr gering gewesen sein kann, gleichfalls dazu gekommen sein sollten, ist das härteste, was man dem europäischen oder abendländischen Bewufstsein, welches doch die Nestorianer gehabt haben müssen, zugeschrieben wird. Auf eine solche Stufe der religiösen Entwickelung hinabzusteigen, ist auch für das elendeste abendländisch-christliche Bewufstsein unmöglich und ist in eben dem Grade undenkbar, in welchem umgekehrt der Uebergang desselben in seiner unentwickelten Form zum Jslam denkbar und zum Theil nothwendig ist. Grade dieser Punkt verdient hier aber um so mehr hervorgehoben zu werden, als in diesem Werke noch späterhin auf die Verbreitung des Buddhaismus vielfach zurückgekommen wird. So wie der Hr. Verf. schon früher die Verbreitung dieser Lehre in der ältesten vorchristlichen Zeit nach den europäischen Gebieten nachzuweisen gesucht hat, so ist auch hier in dem weitern Verlaufe des Werkes noch viel die Rede von ihrer Verbreitung nach den westasiatischen und mehr abendländischen Gebieten oder auf dem Gebiete der Völker kaukasischen Schlages. Schon vorläufig mufs sich daher der Ref. hier im Interesse des denkenden Erkennens gegen jene historisch noch nicht begründeten Annahmen verwahren und kann nur zugeben, dafs wenn diese berührten Verhältnisse im Westen irgendwie einen Grund haben, doch von einem völlig andern Buddhaismus die Rede sei, als von welchem man gewöhnlich spricht und den man allgemein darunter versteht, und welcher nicht das geringste mit der religiösen Anschauungsweise der Völker mongolischem Schlages wie der Chinesen, Mongolen, Tübetaner und der Indochinesen u. a. m. zu thun hat, indem diese letztern Völker in ihrer Gesammtheit das religiöse Bewufstsein der abendländisch-europäischen Völker eben so wenig jemals in sich tragen werden ohne aufzuhören das zu sein, was sie sind, als sie es in ihrer leiblichen wie politischen und intellektuellen Bildung zu thun fähig sein werden.

Ferdinand Müller.

Digitized by Google

XLIX.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse. Leipzig, 1837. 399 S. 8.

Wie die Faustischen Dichtungen noch immerfort die Tiefe der Sage nicht zu erschöpfen vermögen, so ringt auch die Auslegung unaufhörlich, die Tiefen der Dichtung, insbesondere der Goethe'schen, zu erschliefsen. Die Commentare von Enk, Lehrs (über die Helena), Deyks, Düntzer, Carus, Weber, haben jeder auf eigenthümliche Weise den Räthseln des zweiten Theils und seinem Zusammenhange mit dem ersten neue Seiten abzugewinnen gewufst. Bei der vielfachen Besprechung des Thema's konnte man sich zuletzt, auch bei redlichem Willen, einer gewissen Uebersättigung sowohl an Faustischen Productionen als an kritischen Betrachtungen über dieselben kaum entschlagen. Ja, es wurden Stimmen laut, welche die Meinung aussprachen, dafs das ewige Zurückkommen auf Goethe und dessen Faust, statt bildend, nur hemmend wirken könne, indem dadurch die Eigenheit der Anschauung bei den jüngeren strebenden Schriftstellern nothwendig erdrückt werde, weil man endlich gar keinen andern poetischen Maafsstab habe, als immer nur Goethe und über den Problemen, welche die Faustdichtung concentrirt, keine höheren kenne.

Es gehörte die orthodoxe Liebe, die sich doch von Befangenheit frei zu halten sucht, das ausgebreitete Studium des Dichters und die umfassende Bildung, welche Hr. Weifse besitzt, dazu, um schon jetzt wieder für diese Angelegenheit neue Gesichtspunkte auffinden zu können. Hier kommt ihm aber sogleich das Verhältnifs zu Gute, in welches er sich zu Goethe gesetzt hat. Er ordnet sich dem grofsen Dichter unter. Er schaut zu ihm hinauf. Er erbaut sich an seinen Dichtungen, er stählt sich durch die Betrachtung seines arbeitvollen, in so schönem Maafs durchgeführten Lebens. Und indem er in diesem Cultus eben so viel Gemüth als Verstand zeigt, indem seine Verehrung nichts weniger als jenes Extrem einer Alles beschönigenden Schmeichelei ist, so mufs er jeden Leser für sich gewinnen.

Was zunächst als ein tiefer Gedanke Weifse's anerkannt werden mufs, das ist die Nachweisung von dem Verhältnifs des ersten und zweiten Theils des Faust zu der *eigenen Entwickelung des Dichters*. Weifse unterscheidet darin erstens eine Periode des *unmittelbaren*, schöpferischen Dranges, in welcher der Dichter der *Natur*, *heimathlichen Zuständen* und dem *Mittelalter* sich hingab. Die tiefste Schöpfung dieser Zeit ist das *Fragment* des Faust. Alles, was in der Brust des jungen Titanen wühlte, alle prometheische Kühnheit, die in ihm sich bäumte, alle Skepsis, die in ihm nagte, alle Liebe, an der er blutete, alles Elend, das er geschmeckt, alle Weltverachtung, in die er sich gerettet, alle jene erhabenen Schauer der Natur, an denen er sich, wenn Wissenschaft und Menschenleben ihm zum Ekel geworden waren, in Waldesnacht, auf Bergeshöhen, wenn unter ihm die Ströme rauschten und die Thurmspitzen der Städte geisterhaft am fernen Horizont standen, so innig erfrischt hatte — das Alles sammelte er in diesem lyrischen Drama. Seine Sehnsucht fand endlich in der zweiten Periode Befriedigung. In Rom war es, von wo aus er jenes Fragment zum Druck beförderte. An die Stelle der Natur trat der *Mensch* als das höchste Studium; an die der Deutschheit *Italien* (oder überhaupt die Welt, denn Italien war nur das Land, worin er sich auch praktisch von der Gewohnheit eines herkömmlichen Daseins entäufserte); an die des Mittelalters die *Antike*. Goethe erreichte das *Ideal*. In der dritten und letzten Periode seines Lebens war es die *Reflexion* auf seine Poesie, auf den Gang, den seine Bildung genommen, welche ihn vornehmlich beschäftigte. Weifse datirt diese Periode von da an, wo Goethe „Wahrheit und Dichtung" zu schreiben begann. Dieser Zeit gehört nun der *zweite Theil* des Faust im Allgemeinen an, wenn auch Veränderungen des ersten, Entwürfe für den zweiten und theilweise Ausführung derselben, wie insbesondere der Helena, noch in die mittlere Periode fallen. Mit feinem Spürsinn hat W. die verschiedenen Näthe auszufühlen versucht, wo die ursprüngliche Anlage abbricht, wo sie in eine andere Richtung hineingezogen worden, wo ein Einschiebsel gemacht ist, kurz, wo die verschiedenen Perioden sich materiell und formell kreuzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse.

(Fortsetzung.)

Er zeigt, dafs die classisch-romantische Phantasmagorie den eigentlichen Mittelpunkt des zweiten Theils ausmache, d. h. eben das Streben des Dichters, die milde Klarheit, die anmuthige Begrenztheit des antiken Ideals mit der Leidenschaft, mit dem Spröden der modernen Ueberschwänglichkeit zu vereinigen. Nur dichtend konnte der Dichter von seiner poetischen Bildung sich völlige Rechenschaft geben. Der zweite Theil des Faust verknüpft die Gegensätze der ersten und zweiten Periode. Was Goethe in der Iphigenia, im Tasso, im Meister, in der natürlichen Tochter, in den Wahlverwandtschaften und den Wanderjahren *factisch* gethan hatte, das läfst er hier in allegorischen Figuren und Handlungen als den Reflex seines ausdrücklichen Bewufstseins erscheinen. Einem grofsen Theil unserer heutigen Poeten ist mit Recht vorgeworfen worden, dafs sie über dem Besingen ihres Talentes nicht zu seiner Aeufserung, über dem Dichten von dem Dichten nicht zum Dichten selbst kommen.

Göschel hat in seiner Schrift über Hegel und Goethe die Auflösung der Ironie in eine solche leere *Poesie der Poesie* ausführlicher entwickelt. Soll man nun Goethe wegen des zweiten Theils des Faust nicht denselben Vorwurf machen? Eine gröfsere Ungerechtigkeit könnte man wohl nicht begehen, denn darin gerade zeigt sich das Urschöpferische des Genie's, dafs es zur wirklichen Entäufserung, zur Objectivität gelangt, während die Mattigkeit an der velleitas kleben bleibt. Sie sagt nur, dafs sie aus sich heraus möchte. Sie girrt nach Emancipation von der Subjectivität, wie junge Vögel, die noch nicht flügge sind und doch schon den Kopf zum Nest heraus strecken. Alles, was Goethe in seinem Innersten durchgemacht hat, alle Tendenzen, denen seine Poesie huldigte, hat er hier zu Incarnationen sich verdichten lassen, welche in ihrer Gediegenheit nicht blos ihn und seine Geschichte, sondern eben so sehr die Kunst und deren Geschichte überhaupt illustriren.

Ferner zeigt W. sehr gut, dafs in der Darstellung des ersten und zweiten Theils des Faust der Unterschied obwalte, dafs in dem ersteren es der Innerlichkeit darum zu thun ist, zu Worte zu kommen; sie bricht oft in Naturlauten hervor; das Chaos will sich gestalten; der Strom des zerrissenen Gemüths will sich ein Bette graben. Im zweiten Theil dagegen stürmt kein solcher Drang. Die Sprache erscheint in der glänzendsten Meisterschaft. Die Gestaltung ist intensiv schwächer, aber der Ausdruck um so malerischer. Dort wird er vom Pathos beherrscht; hier ist im Symbolischen und Allegorischen gar kein eigentliches Pathos da; die *Breite der Schilderung* wird also mit Nothwendigkeit hervorgelockt und mit ihr die Neigung, recht farbensatt zu malen. Für die Malerei enthält der zweite Theil unstreitig viel mehr Motive, als der erste, und ich wundere mich, aufser den Blättern von Retzsch noch keine weiteren Versuche gesehen zu haben. Nach einer Andeutung in Eckermanns Gesprächen, auf welche W. nicht reflectirt, hat Goethe sogar an eine *theatralische* Darstellung des zweiten Theils gedacht. Dem ersten war sie so lange als unmöglich abgesprochen, bis die erfreulichste Verwirklichung alle Welt überraschte. Warum sollte der zweite nicht auch solche Erfolge haben können? Goethe erinnert bei dieser Gelegenheit an die *Oper* und dies ist gewifs der am meisten befriedigende Standpunkt, den man für die Betrachtung der dramatischen Oekonomie des zweiten Theils nehmen kann. Weil die Oper

Digitized by Google

nur einfache Charaktere und eine einfache Handlung gestatten darf, um der Entfaltung der Melodie Raum zu geben, so neigt sie sich im Aeufserlichen zum Imposanten, zum Phantastischen. So ist auch im zweiten Theil des Faust das Drastische unbedeutend; die Charaktere an sich sind so leicht verständlich, wie ihre Situationen; aber um so elastischer wiegt sich die Sprache in den mannigfachsten Rhythmen und Metren; um so reizender gestaltet sich das Local; um so schöner schlingen sich die Gruppirungen. Eine Aufführung der Mummenschanz oder der Helena müfste von unbeschreiblichem Effect sein und Vieles, was dem *Leser* Schwierigkeit macht, würde sich durch das theatralische Ensemble und seine Anschaulichkeit von selbst erklären. Weifse kann sich für diese eigenthümliche Verschmelzung der Poesie mit dem Pittoresken und Musikalischen nicht anders helfen, als dafs er sie *wunderbar* nennt und als psychologischen Schlüssel für dies Transparente die herrliche Stelle aus Goethe's Werken Bd. 49, S. 87 anführt: „Am Ende des Lebens gehen dem gefafsten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen."

Dafs der zweite Theil als ein ganz selbstständiges Werk unabhängig von dem ersten betrachtet werden könne, wollen wir in Betreff der Handlung und des Tones zugeben; in Betreff der *Tendenz* können wir es nicht und sperren uns deshalb auch dagegen, das lockere Verhältnifs beider Theile so weit, als Weifse, bis zum Indifferentismus zu treiben. Er will nicht, dafs beide Theile zusammen eine *Weltdichtung* in dem Sinne sein sollen, dafs alle menschliche und göttliche Wahrheit sich darin concentrirt findet. Er nennt die Dichtung späterhin selbst eine „weltumfassende." Indessen könnte ihm dieser Ausdruck so nebenher entschlüpft sein und wir wollen kein Gewicht weiter darauf legen. Auch würde dem Dichter in der That ein schlechter Dienst erwiesen, wenn die Dichtung alle Elemente des Universums mit einer encyklopädischen Abgeschlossenheit wie eine Art Encheiridion enthalten sollte. Allein das soll damit gesagt sein, dafs in ihr nicht blos *eine Seite* des Weltganzen, das Universum nur in einer seiner Individualisirungen, sondern in der That die Welt in der Fülle ihres unendlichen Inhaltes, in dem Gewimmel ihrer zahllosen Gestalten erscheint. Um eine Abmarkung, um eine ängstliche Berechnung konnte es dabei nicht zu thun sein. Dergleichen wäre gänzlich prosaisch gewesen. Allein so wie Harolds Pilgerfahrt, die divina Commedia, des Aristophanes Vögel, die *Totalität als Totalität*, die Totalität nicht blos in der Concentration Eines Momentes darstellen, was ja alle wahre Kunst thut, so ist dies auch mit dem Goethe'schen Faust der Fall und das Staunenswerthe liegt eben auch darin, dafs eine so ungeheure Mannigfaltigkeit doch in einen Rahmen hat eingespannt werden können und nicht eine gänzliche Verflüchtigung zur Folge gehabt hat.

Man kann folgende Antithese aufstellen. Der erste Theil des Faust bewegt sich vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Religiös und metaphysisch beginnt er; ethisch endigt er. Vom Hymnus geht er zum Dithyrambus, zur Idylle, zum wirklichen Dialog über. Gretchens Geschichte ist das eigentlich drastische Element desselben. — Der zweite Theil bewegt sich von der Hölle durch die Welt als Unter- und Oberwelt zum Himmel. Ethisch beginnt er, religiös endigt er. Zwischen das Ethische und Religiöse tritt hier das Aesthetische ein, welches hier die nämliche Rolle spielt, wie das Metaphysische im ersten Theil. Der zweite Theil beginnt mit der negativen Versöhnung, von dem Schuldbewufstsein entsühnt zu werden. Das himmlische Mitleid der Geister splitterrichtet nicht.

„Ob er heilig, ob er böse?
Jammert sie der Unglücksmann."

Er endigt mit der positiven Versöhnung, sich selbstbewufst in steter Läuterung mit dem Göttlichen zu vereinigen. Mit einem Monolog hebt er an; zu einer descriptiven Plastik schreitet er fort; mit dem Feierklange des Hymnus schliefst er. Wie nun in der Entwicklung des ersten Theils Faust's Verhältnifs zu Gretchen die eigentliche Katastrophe bildet, so hier sein Verhältnifs zur Helena. Sie ist der einzige, schwache dramatische Hebel.

Fafst man so beide Theile in ihrer inneren Gegenseitigkeit, so bleibt ihre unendliche Verschiedenheit unangefochten. Es springt aber auch mit dem Parallelismus die Einheit hervor. Herr Weifse erinnert ja selbst oft genug daran, dafs Goethe schon in früher Zeit den Plan zu dem zweiten Theil gefafst habe.

Digitized by Google

Schon dieser Umstand hätte ihn bedenklicher machen müssen, die Unabhängigkeit desselben vom ersten so schroff auf die Spitze zu stellen. In der wirklichen Betrachtung des zweiten Theils verschwindet auch bei ihm diese Ansicht, denn er mufs oft genug auf den ersten sich zurückbeziehn. Weifse hat sich in seiner Erklärung, wie schon bemerkt worden, immer an das Leben des Dichters gehalten und allerdings überraschende Beleuchtungen dadurch gewonnen. Allein wird denn dadurch eine Tendenz der Dichtung, ein durch alle ihre Glieder lebendig pulsirendes Blut unmöglich gemacht? Glaubt Herr Weifse, dafs ohne eine solche Idee die lyrische Kraft des ersten, die symbolische und allegorische Mannigfaltigkeit des zweiten Theils der Nation, der Welt ein so grofses Interesse hätte abnöthigen können? Diese Idee des Faust ist die *Freiheit*. Schon in der *Sage* ist sie es. Weifse hat ganz Recht, wenn er meint, dafs die Sage Goethe nur im Allgemeinen die Elemente zu seinem Werk gegeben habe. Allein so gering, als er es thut, ist dieselbe deshalb doch nicht anzuschlagen. Insbesondere ist das metaphysisch-theologische Element darin eben so grofs, als das frivol lebenslustige und mysteriös magische. In meiner Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter habe ich zu zeigen versucht, wie die deutsche Sage mit Faust aus der *Auctorität* aller menschlichen und göttlichen Gesetze herausgeht. Diese Losgebundenheit von allem Objektiven macht ihn aber positiv dem Teuflischen verfallen. In der Sage ist nun freilich der vertrauliche, treuherzige Ton, mit welchem Faust und Mephistopheles sich über das Paradies, die Hölle, den Fall der Geister, die Vorherbestimmung der Einzelnen zur Seligkeit und Unseligkeit unterhalten, vorherrschend; aber doch fehlt es nicht an dem Bemühen, die Ironie des Satanischen auszudrücken. Wenn Faust „der elende Mensch" wie „ein wilder Stier" in seiner Stube sitzt und sich in Sorge um seine Ewigkeit verzehrt, so kommt der Teufel mit Gelächter und spottet seiner Frömmigkeit, räth ihm, darauf zu beharren und zuzuschauen, was sie ihm helfen werde; er solle nur eine Mönchskappe anziehn und stets Bufse thun; es sei ihm wohl Noth, denn er habe es gar zu grob gemacht u. s. w. In Widmanns Bearbeitung der Sage wird ausdrücklich zwischen *Lucifer* und *Mephistopheles* als zwischen dem Höllenfürsten und seinem Diener unterschieden, worin W. für seine Hypothese, dafs in dem Fragment der *Erdgeist* ursprünglich die diabolische Rolle habe übernehmen sollen, hätte Aufschlufs finden können. W. meint auch, dafs für Gretchens Geschichte sich in der Sage „durchaus kein Motiv" dargeboten habe. Dem ist jedoch nicht so, denn, bevor Mephistopheles Fausts Begierden durch das Phantom Helena sättigt, hat er mit ihm einen schweren Kampf zu bestehen, weil der Doctor sich in die Magd eines Krämers aus seiner Nachbarschaft verliebt hatte. Sie wollte aber nicht seine Beischläferin werden, sondern verlangte die Ehe. Schon war Faust dazu entschlossen, als Lucifer selbst ihn durch Qualen, Drohungen, Versprechungen wieder von diesem Vorhaben abzog, denn nicht in den „von Gott verordneten Ehestand" zu treten, war ein Punkt des Vertrages. Mit der Helena zeugte Faust nach der Sage einen Sohn, den Justus Faustus. Beide verschwinden mit Fausts Tode. Also auch hier hat Goethe in dem Euphorion sich nicht so weit von der Sage entfernt, als Mancher glauben möchte, wiewohl er dem *Inhalt* nach eine ganz neue Welt aus diesem Motiv geschaffen hat. Selbst das Heraufbeschwören der Helena aus der Unterwelt hat seine Analogie in dem Volksbuch und dem Puppenspiel, worin Faust vor dem römischen Kaiser den König Salomo und Alexander und zuweilen noch andere Figuren citirt. Doch genug dieser Andeutungen. Sie sollten nur die befruchtende Energie der alten Sage in Schutz nehmen, welche, bei aller Originalität, die Goethe in ihrer Gestaltung bewiesen, nicht so über die Achsel angesehen zu werden verdient, als Weifse es zuweilen thut. Hätten sich andere Faustdichter mehr darum bekümmert, so würden sie vor manchem Mifsgriff behütet worden sein. Der Briefwechsel Goethe's mit *Zelter* zeigt uns auch, wie sorgsam der Dichter mit der Tradition der Sage sich beschäftigte.

Ohne die Freiheit als das Princip der Faustdichtung zu begreifen, mufs man Vieles in ihr als willkürlich ansehen, wie dies W. auch thut. Ich will zugeben, dafs Goethe nicht ein so klares Selbstbewufstsein darüber gehabt haben mag, als dies für uns möglich ist. Das hindert nicht, dafs nicht die Idee beständig in ihm gearbeitet habe, so dafs bei dieser perenniren-

Digitized by Google

den Bewegtheit seiner Seele das *frühere* oder *spätere* Ausarbeiten der einzelnen Scenen in der That gleichgültiger ist, als dasselbe nach Weifse erscheint. Zur Zeit der Reformation war der Untergang Fausts ganz consequent; in der neueren Zeit *konnte* eine andere Wendung eintreten, entweder die Goethe'sche der Wiederversöhnung, oder die Byron'sche, dessen Manfred, mit dem Tode ringend, gegen den Abt ausspricht, dafs sein Geist und dessen Schicksal eben er selbst, *sein Bewufstsein*, sei, dafs Himmel und Hölle seine eigenen Thaten wären. Eine Entsühnung als kirchliche Absolution ist dem Charakter des Faust so unangemessen, als ein Tod durch Selbstmord, wie ihn der Lenau'sche Faust stirbt. Bei Goethe beginnt Faust damit, dafs er von der *Leerheit seiner Subjectivität loszukommen* sucht. Er fühlt den *Widerspruch* des Begriffs, den er von sich als einem göttergleichen Wesen hat, und der Realität, welche ihn, dem Erdgeist gegenüber, in seiner Endlichkeit zusammenleben läfst. Zur rechten Zeit stört ihn der trockne Schleicher Wagner. Kaum hat sich dieser jedoch entfernt, als der himmelstürmende Drang sich wieder regt. Die Giftphiole fällt dem nach einer Umarmung mit dem Universum Lechzenden in die Augen. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! — Weifse findet es nun *psychologisch* schlechthin *unwahr*, dafs man vor dem Selbstmorde sich in einer solchen Extase befinden könne. In dem Volksbuche greift Faust allerdings immer in der „Schwermuth" zum Messer und der Teufel kommt dann und lähmt ihm die Hand. Nach der prometheischen Anlage des Goethe'schen Faust hingegen ist es nichts weniger als unnatürlich, wenn der Verzweifelnde, der doch sich „mehr als Cherub" fühlt, der „schon abgethan das Erdenkleid" von der Lockung „auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen" unwiderstehlich angezogen wird. Ist auch der Selbstmord ein abnormes Thun, so ist doch der Mord eine That, ein Akt der formellen Freiheit, von welchem die Sophistik der Leidenschaft wohl lügen kann „dafs Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht." So kann Faust das Gift mit Entzücken in die Hand nehmen. Tausend Wunder stehen schon an der Schwelle, ihm eine neue Welt zu offenbaren, als plötzlich sein pantheistischer Enthusiasmus von dem vergessenen Christenthum, dessen Osterglocken schallen, contrastirt und paralysirt wird. Wollte ich in die Thatsachen der empirischen Psychologie greifen, so sollte es nicht an Beispielen fehlen, dafs die ernstesten, gehaltvollsten, ja religiösesten Momente, denen allerdings ihre Dosis Wahn nicht mangelte, dem Selbstmord unmittelbar vorangehn können.

Weifse will den *leiblichen* Selbstmord nur als *Symbol* der *geistigen* Selbstvernichtung darstellen. Allein diesem Vorschlag kann ich noch weniger beitreten, als jenem Tadel der Unnatürlichkeit. Weifse ist überhaupt in eine Sucht verfallen, einzelne Momente in einen *Spiritualismus* hinaufzuschrauben, welche dies nicht blos nicht nothwendig machen, sondern bei welchen auch die wahrhaft poetische Kraft dadurch zerstört werden würde. Der Gedanke des Selbstmordes und die Rüstigkeit zu seiner Ausführung können nur als *wirkliche That* Effect machen. Wir sehen darin den Umsprung Faust's von dem abstracten Studiren, dem Brüten über der Magie u. s. w. zur *That*. Und wie er's in der Wissenschaft weit gebracht hat, „sintemal Gott ihn mit einem herrlichen ingenio begabte," so offenbart uns diese Entschlossenheit auch eine grofse praktische Energie. Weifse ist, wie gesagt, mehrmals in eine solche Uebertreibung des Deutens verfallen, die übrigens bei dem Faust mehr als irgendwo zu entschuldigen ist. So will er z. B. Gretchens Fall als ein Symbol für des Dichters Naturzustand und dessen Untergang deuten; er will die *Schätze*, von denen Mephistopheles dem Kaiser spricht, gar nicht als Gold und Silber genommen wissen, für welches später das Papiergeld vicariren mufs, sondern es sollen dies „Schätze des Geistes sein, den Genius, den Gehalt der Wissenschaft und Kunst, der Religion und alles intensiveren Geistesdaseins für das Staatsleben zu gewinnen, um dieses dadurch zu erfrischen und zu erneuen." So sollen in dem Feste des Nereus die Tiefen des „*geistigen Weltmeers*" dargestellt sein. Die Gaukeleien, mit welchen Faust dem Kaiser in der Schlacht beisteht, sollen auch „die Art und Weise bezeichnen, wie Ideen und geistige Kräfte sich in den Köpfen und Sinnen der Masse in leere Zerrbilder und Trugbilder verkehren, aber auch so noch, in dieser Entfremdung ihrer selbst, das eigentlich Wirkende und Mächtige, das in allen Kämpfen der Weltgeschichte Entscheidende sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse.

(Fortsetzung.)

So wenig diese hypersthenische Auslegung mich anspricht, so wenig kann ich mich darin finden, dafs der Niedergang Fausts zu den *Müttern* als solcher einen *ethischen Act*, eine Wiedergeburt durch das Schöne, „eine Reinigung des Gemüths durch die Geister der Poesie" ausdrücken soll. Ich habe mich über diese geheimnifsvollen Wesen dahin erklärt, dafs ich *die Idee* darunter verstünde, wie sie in der einsamsten Selbstbesinnung des Geistes, im lauteren Denken sich als die einfache Seele alles Geschaffenen, als die stille Urkraft aller Production offenbart. Ausdrücklich sagt Faust, dafs er vor der Unvernunft oft genug in Einsamkeit „in Wildnifs" gewichen sei. Und doch sendet ihn Mephistopheles in eine ganz andere Einsamkeit; nicht der Ocean, nicht der Himmel sei so öde:

„Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst."

Von den Müttern namentlich heifst es:

„Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Creatur;
Sie seh'n dich nicht, denn Schemen sehn sie nur."
„Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte u. s. w."

Ich sagte, dafs ich Idee hier ganz in dem *Platonischen* Sinne nähme als das unerschaffen-schöpferische Urbild der Wirklichkeit, denn Faust mufs ja in die Schattenwelt, d. h. in das Innere des Geistes hinabdringen, um das Bild der Helena zu reproduciren; die geschichtliche Tradition kann nicht zu dieser Production verhelfen; Chiron weis't nur hin zum Tempel der Manto, wo wir den Faust nicht hinbegleiten; vates und poeta ist ja bei den Alten identisch. Da aber der Inhalt der Phantasmagorie ein ewiger, ein *absoluter*, nämlich *das Schöne* ist, so erhält das geistig Geborene für Faust die Geltung der realsten Gegenwart. Wie dem Pygmalion der Stein zu zartem Leben erwarmte, so verkörpert sich ihm sein Ideal. An logische Kategorieen im gewöhnlichen Sinn habe ich so wenig gedacht, als daran, dem Faust ein speculatives Studium zuzumuthen. Lieber hätte ich in dem glühenden *Dreifufs*, bei welchem Faust sich im tiefsten Grund befinden soll, eine *Satire* auf die Hegel'sche *Triplicität* des Begriffs gesehen, als solche Prosagedanken zu äufsern. Wenn Weifse statt der Idee das *Ideal* setzt, so ist das kein grofser Unterschied, obwohl der Begriff des Ideals eine zu grofse Bestimmtheit und nicht die Weite des Begriffs der Idee hat. Bei den Müttern kommt es zunächst auf das *Schöpferische*, nicht auf die Schönheit der Erscheinung an. Auch ist Weifse mit mir darin einig, dafs er die Uebergabe des *Schlüssels* durch Mephistopheles durch die Negation erklärt, denn, wie das Absolute durch Negation zur Endlichkeit sich entäufsere, so könne man auch nur auf demselben negativen Wege zu ihm zurück. Von einer ethischen Bedeutung dieses Actes sehe ich gar nichts, kann auch in Goethe's Briefen aus Italien nichts entschiedener darauf Hinweisendes finden, am wenigsten aus ihnen und aus der Iphigenia mir das *Schaudern* Faust's bei Anhörung des Namens der Mütter begreiflich machen. Hr. Weifse mufs auch zuletzt das Bekenntnifs ablegen: „dafs diese Erfindung nicht mit dem Gewicht und Nachdruck, mit dem tiefen sittlichen Ernst, den ihr Inhalt eigentlich zu fordern schien, ausgeführt ist." Dieser Tadel trifft nach meiner Meinung Goethe'n gar nicht, weil er das nicht bezweckte, was Weifse ihm als Plan unterschiebt.

Digitized by Google

Die Kürze, deren sich W. beflissen hat, vornehmlich bei dem schon so oft und ausführlich besprochenen ersten Theil, kann man nur loben. Im zweiten Theil ist am Gelungensten Alles, was sich auf die *mythologischen Elemente* der Dichtung bezieht. Tüchtige Gelehrsamkeit und ein feiner, geistreicher Blick haben sich hier zu vielen glücklichen Aufschlüssen vereinigt, welche im Einzelnen bemerklich zu machen zu weitläufig sein würde. Ueber der Enträthselung des Besonderen und über dem steten Hinblick auf Goethe's Leben dürfte jedoch die Steigerung bis zu dem den Faust tödtenden Moment des Entzückens nicht gehörig beachtet sein. Wenn Faust im ersten Theil nach einander in der Magie, in dem Strudel der Welt, in der Liebe, in dem Wahnsinn der Hölle umsonst eine dauernde Befriedigung suchte, so sehen wir ihn im zweiten Theil von dem Gewirr der Gesellschaft, von der Kunst, von dem militärischen und politischen Treiben zu einer mercantilischen und industriellen Thätigkeit, zum Ackerbau auf einem *selbsterzeugten Boden*, der nicht als ein Geschenk der Natur vorgefunden worden, übergehen. Wie kurz der Dichtergreis auch die ganze Scenenfolge des letzten Actes gehalten habe, so möchten wir doch in ihr die erhabenste Anlage besitzen, der eine weitere Ausführung vielleicht sogar Schaden gethan hätte, denn der Contrast des *werkthätigen Producirens*, das selbst durch *Blindheit* sich nicht stören läfst, zu einem *contemplativen, mystischen Seelenschwunge* würde dann nicht so mächtig haben wirken können. Wir rechnen es Goethe hoch an, dafs er, wie auch die auf Nordamerika deutenden Wanderjahre bekunden, trotz so mancher in seiner Stellung unausbleiblichen Antipathieen, dennoch den Sinn für die Richtung des Zeitalters auf *Association* und auf eine *nationalökonomische Grundlage* (nicht, als wenn Wohlhabenheit der *Grund* des Staatenwohles wäre, wie unsere Ultrabenthamisten predigen) der Gesellschaft sich frei gehalten hat. Wir möchten um Nichts die Worte des sterbenden Faust missen, denen Herr Weifse ganz stumm vorübergeht:

„Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schlufs:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern mufs.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!"

Das Meer duldet keine Stagnation; seine Wogen bedrohen jeden Augenblick den kaum gewonnenen Besitz und doch lockt es zugleich in die Weite, zum Kampf mit seinen mitleidlosen Wellen. Darum siedelt sich der strebende Faust am Seegestade an. Die Kunst und ihre Werke, Herrschermacht und Würden, Gesundheit endlich und Jugend können dem Menschen entrissen werden: die *Freiheit*, welche sich in einem Volke als dessen Gemeindrang befestigt „der die Lücke zu verschliefsen eilt," bringt sich selbst unaufhörlich hervor und ist das Einzige, worauf wir nach allen Bestrebungen im *Diesseits* wieder hinauskommen, denn die höheren Forderungen des Geistes, die allerdings mit solcher Thätigkeit, solchem Ringen aufs Engste zusammenhängen, fordern auch eine Lösung, welche nicht der Geist eines Volkes, nur *der göttliche Geist selbst* geben kann. Faust stirbt nur, um im *Jenseits* noch tieferen Metamorphosen entgegenzugehen, zu welchen das Selbstthun des Menschen nicht hinreicht, die vielmehr den *Synergismus* Gottes, seine Gnade, nothwendig machen. Aber Faust stirbt auch nur, nachdem er sich in dem Gedanken einer allgemeinen, einer *objectiven* Freiheit, wirklich von seiner Subjectivität losgemacht hat: nun erst thut sich ihm der Himmel auf.

Hierauf, so wie überhaupt auf den zweiten Theil des Faust, pafst ganz die schöne Charakteristik der Büste Goethe's von Rauch, welche ich so eben in Hegel's Aesthetik, herausgegeben von Hotho, Bd. II, S. 76 treffe und die hierherzusetzen ich nicht unterlassen kann: „diese hohe Stirn, diese gewaltige, herrschende Nase, das freie Auge, das runde Kinn, die gesprächigen, vielgebildeten Lippen, die geistreiche Stellung des Kopfs, auf die Seite und etwas in die Höhe den Blick gewendet; und zugleich die ganze Fülle der sinnenden, freundlichen Menschlichkeit, dabei diese ausgearbeiteten Muskeln der Stirn, der Mienen, der Empfindungen, Leidenschaften, und in aller Lebendigkeit die Ruhe, Stille, Hoheit im Alter; und nun daneben das Welke der Lippen, die in den zahnlosen Mund zurückfallen, das Schlaffe des Halses, der Wangen, wodurch der Thurm der Nase noch gröfser, die Mauer der Stirn noch höher heraustritt. — Die Gewalt dieser festen Gestalt, die vornehmlich auf das Unwandel-

Digitized by Google

bare reducirt ist, erscheint in ihrer losen hängenden Umgebung, wie der erhabene Kopf und die Gestalt der Orientalen in ihrem weiten Turban, schlotterndem Oberkleid und schleppenden Pantoffeln; — es ist der feste, gewaltige, zeitlose Geist, der, in der Maske der umherhängenden Sterblichkeit, diese Hülle herabfallen zu lassen im Begriff steht und sie nur noch lose um sich frei herumschlendern läfst."

Kleinere Ausstellungen unterdrückend, möchte ich von dieser köstlichen Zeichnung sogleich zu einigen Reflexionen über „*die sittliche Beurtheilung Goethe's*" (wohl etwas mangelhaft gesagt für die Beurtheilung von Goethe's Sittlichkeit) übergehen. Allein zuvor mufs ich noch Weifse's Urtheil über Byron modificiren. Der Glanz seiner Poesie wird zwar im Allgemeinen anerkannt, aber dann wird das alte Lied von seiner sittlichen Unlauterkeit gesungen und ihr Schmuz auf seine Dichtungen hinübergefärbt. Es wird Goethe'n der Vorwurf gemacht, dafs er Byron zu *unvollständig* aufgefafst habe und damit in letzter Instanz gemeint, dafs Goethe denselben als Menschen und Dichter *überschätzt* habe. Das kann man nicht zugeben. Der *Dichter* Goethe hat hier einen richtigeren Blick gehabt, als der *Philosoph* Weifse. Es ist wahrlich nicht blos die Dedication des Sardanapal, nicht blos die englische Sprachcolonie in Weimar gewesen, nicht blos das Faustische Ingrediens in Byrons Poesieen, welche Goethe's Vorliebe für den kühnen und doch auch wieder so Rousseausch zarten Briten bestimmten. Nicht umsonst belehren uns die von Eckermann herausgegebenen Gespräche, zum Theil auch der Briefwechsel mit Zelter, wie Goethe in seinen letzten Lebensjahren sich an der Anschauung Napoleons und Byrons immer von Neuem erquickte und in ihnen ein Studium vom *Dämonischen* machte. Alle anderen Interessen gehen ihm vorüber, aber Napoleon und Byron halten aus und werden immer wieder zu frischen Lebensquellen. Zunächst sollen Byron seines moralischen Defects halber alle seine *weiblichen* Gestalten mehr oder minder mifslungen sein; seine Darstellung der Männer dagegen wird grofs und gewaltig befunden; bei Goethe sollen dagegen die Frauencharaktere den Triumph seiner Poesie ausmachen. Von diesem letzteren Urtheil will ich wegsehen. Was aber das erstere anbetrifft, so denke ich, stimmen die Kritiker mehr in dem Lobe der Byron'schen Frauen, als seiner Männer überein. Hr. Weifse zeige doch, was ihn in Hedchen, in Josephine, in Aholibamah, in Adah, in Gulmare, in Myrrha u. s. w. so sehr verletzt? Kann er so vieler Unschuld, Liebe, Treue, Freiheitssinn widerstehen? Kann er nicht finden, dafs gerade in diesen ätherischen Gestalten, in diesen engelgleichen und doch nicht Klopstockisch abstracten Wesen sich des Dichters bestes Theil, seine Anbetung der Schönheit und Liebe, am reinsten verklärt hat? Hat Haidn's Paradiesesliebliehkeit und anmuthsvoller Kindersinn ihm nie Thränen des Entzückens entlockt? Es ist wahr, solche Frauen voll Gluth und doch voll Hingebung, voll Schönheit und doch voll Leidenschaft, sind uns Männern die reizendsten. Wir wünschen Alle, so geliebt zu sein, wie Byron's düstere Helden es werden. Allein kann dieser Umstand die Wahrheit solcher Charaktere beeinträchtigen? Sollte man nicht gerade dem Dichter in Erfassung der weiblichen Natur Wahrheit zutrauen, der sie in den mannigfachsten Schattirungen beobachten konnte, der sich nie sultanhaft gegen sie betrug, der nie von untergeordneten Persönlichkeiten angezogen ward, der der Geliebte einer Carolina Lamb, der Gemahl einer Milbank, der Freund einer Guiccioli und Blessington war? Dafs ein Dichter von Byrons Umfang der Phantasie und Lebenserfahrung im Don Juan auch eine Julie und Kaiserin Katharina und einen spukenden Mönch zeichnete, der sich zuletzt als eine Lady mit üppiger Brust und derben Waden enthüllt, soll das ein Vorwurf sein? Wahrlich, das wäre eine Kritik, wie sie des ersten Londoner Blaustrumpfs würdig wäre. Oder will man gar Byrons Dandyleben, will man seine venetianischen Bacchanalien seiner Phantasie imputiren? Wäre das nicht eine abscheuliche Insinuation? — Doch genug hierüber. Weifse geht noch weiter. Er sagt: „Gleich Faust ist Byron ein contemplativer Geist, nicht ein nach aufsen handelnder; darum kein Bösewicht, kein Verbrecher im gemeinen Wortsinne. Aber eben dies ist die Bedeutung der Sage, die sich an ihm so furchtbar bewährt findet, dafs es auch eine Sünde des Gedankens, eine Verworfenheit des weltdurchdringenden Schauens und Dichtens gibt; dafs auch die mächtigste Intensität des Talents, die reichsten Gaben des Genius nicht vor der Hölle schützen, die ihren Sitz in den Tiefen des Geistes hat." Gegen die allgemeine Wahrheit dieser Sätze habe ich nichts. Noch weniger werde ich in

Digitized by Google

Abrede stellen, dafs Byron die tiefsten Tiefen der Hölle auf's Genaueste gekannt und ihre Qual mehr als leicht sonst Jemand gefühlt habe, denn auch dazu gehört Tiefe. Aber wenn Weifse mit solchen Phrasen etwas über Byron gesagt zu haben meint, so schiefst er dem Ziele weit vorbei; dann ist er nur ein Wiederhall des Geredes der Lockisten gegen die scool of satan und darüber ist ihm nur die Note zu empfehlen, welche Byron gegen Southeys Verlästerungen den beiden Foscaris hinzufügte. Eins der geistvollsten Capitel in Weifse's Aesthetik ist bekanntlich die Entwicklung des Begriffs der Häfslichkeit, welchen dem System des Schönen als organisches Moment vindicirt zu haben ihm die Ehre gebührt. Aber die *Ausführung* dieses Begriffs ist noch äufserst mangelhaft und schon damals brach Weifse über die Byronsche Poesie als einer *Poesie der Häfslichkeit* den Stab und zog höchst einseitig die Häfslichkeit ganz in die Sphäre des *Diabolischen* herunter. Ich denke aber, zwischen einem Dichter, der so viel ächte Metaphysik und Theologie, so viel Productivität und Empfindung besitzt, als Byron, und zwischen solchen Poeten, die sich des Teufels und der Wollust nur wie spanischer Fliegen bedienen, die welke Haut des Publicums brandig zu ziehen, ist ein *absoluter Unterschied.* Goethen und tausend Andere hat Byron nicht blos unterhalten, sondern wahrhaft erbauet. — Endlich tadelt Hr. Weifse Goethe'n darüber, dafs er in Byrons Nachbild, dem Euphorion, etwas der Dichtung ganz Fremdartiges eingedrängt habe, da man in Byron „jede Spur einer Einwirkung des antiken, hellenischen Kunstideales vergebens sucht." Wie kann man doch so engherzig sein! Also das hellenische Kunstideal sucht Weifse bei Byron? So versteht er jene Meteorepisode? Nein, daran dachte Goethe gewifs nicht, Byron um sein Griechisch und um seine Lectüre zu examiniren, Byron, der da lebte und dichtete, wo Homer und Aeschylus lebten und dichteten, der da kämpfte, wo die Hellenen kämpften. Mufs man denn eben *nachahmen*, wenn es sich manifestiren soll, dafs ein gewaltiger Geist eine Wirkung auf uns gehabt hat? Goethe wollte zeigen, dafs ein Byronsches *Leben*, ein *Erstürmen der Freiheit*, *scheitern* mufs. Das Antike in Byron war seine Freiheitsliebe, welche in dem Kampfe des Griechenvolkes ihren objectiven Anhalt fand. Der englische Aristokrat zog das Schwert für ein fremdes Volk, dessen Genius, wie er in der Enge der Thermopylen die Fittige zum unsterblichen Flug erhob, sich ihm innigst vermählt hatte. Im Gegensatz zu solch tumultuarischem Beginnen sehen wir ja eben im fünften Act Faust's allerdings strenge, herrscherische, selbst zur Unbill fortgerissene, aber grofsartig ruhige Thätigkeit ein Terrain, ein Volk und Freiheit produciren. Jedoch ich will einmal von dieser Beziehung auf Byrons Geschichte abstrahiren, welche so unverkennbar in jener Einflechtung liegt, so würde unter Byrons Werken jener Gesang des Childe Harold, der Hellas Natur, Kunst und Geschichte feiert, so wie das herrliche Drama Sardanapal, der Charakter der Jonierin Myrrha, vollkommen hinreichen, eine Verschmelzung des Antiken und Romantischen im Byron-Euphorion zu rechtfertigen. — Weifse würde nicht zu solchen beschränkten Auffassungen gekommen sein, wenn er sich Byrons Leistungen in ihrer Totalität vergegenwärtigt hätte, ein Fehler, in welchen unsere deutsche Kritik so oft verfällt, dann nicht eins in's andere rechnen kann und zuletzt mit pädagogisch trüben Reflexionen über das Verführerische und Verderbliche der Byron'schen Poesie endigt, wie man sie dem Vater eines *Karl von Hohenhausen* in seinem Entschuldigungseifer zu Gute halten mag.

Wie einen trefflichen Anwald Goethe's weifs doch Herr Weifse gegen die Anklagen zu machen, welche der Professor O. L. B. *Wolff* in dem Büchlein über Goethe und *Gervinus* in seiner Darstellung des Goethe'schen Briefwechsels erhoben haben? Bei Byron fiel ihm das nicht ein und deshalb haben wir uns seiner angenommen. Bei Goethe streift seine Vertheidigung mitunter sogar an sophistische Beschönigung. Hier lesen wir: „dafs die Kunst, eine rechte Ehe zu führen, für den genialen Menschen eine schwerere ist, als für den gemeinen, und eine ausdrückliche Richtung des Genius auf diese *Kunst*, die wie alles besondere Kunsttalent, *angeboren* sein will, voraussetzt. Wir preisen den Genius glücklich, der ausdrücklich dieses *sittliche Talent*, diese hohe und nicht genug zu schätzende Tugend als eine *göttliche Gabe* besitzt, ohne denjenigen gehässig zu tadeln, der, wie wir von Goethe ohne Umschweife eingestehen, ihrer entbehrt."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse.

(Schlufs.)

Gegen den Vorwurf der Beschönigung verwahrt sich Weifse ausdrücklich dadurch, dafs man Goethe nur dann wirkliche Unsittlichkeit vorwerfen könne, wenn man ihm theils *Treulosigkeit*, theils *Frechheit* gegen das weibliche Geschlecht nachzuweisen im Stande sei. Wir sind weit davon entfernt, der *Vertheidigung* Weifse's entgegentreten zu wollen, aber die *Art und Weise* derselben können wir nicht billigen. Die *sittliche Freiheit* mufs frei bleiben von jeder Einmischung des *Aesthetischen*. Ich weifs nicht, was Herrn Weifse zu so paradoxen und trüben Theorien von der Liebe bestimmt, womit er sein System der Aesthetik schliefst und wie sie hier wieder durchblicken; aber so viel weifs ich, dafs weder die Kunst noch die Moralität einen sonderlichen Gewinn von dieser seltsamen Platonik haben. Dafs *genialen* Menschen die Führung der Ehe oft schwer wird, ist nur eben so wahr, als dafs es ordinairen Geistern gerade eben so ergeht. Die Erfahrung gibt also jenen nichts voraus und was man bei jenen durch geistige Ueberfülle entschuldigt, durch Versuchungen der Phantasie, durch leichtere Gereiztheit des zarteren Gemüths, das entschuldigt man bei diesen durch ein Uebermaafs physischer Kraft, durch die ansteckende Gewalt des Beispiels, durch die Rohheit des Sinnes. *Die Ehe ist ein göttliches Institut*, zu dessen Realisation es nur der *Liebe*, ihres heiligen, unerschöpflichen, alle Widerwärtigkeit des gewöhnlichen Daseins, alle momentane Spannung überwindenden Waltens bedarf. Eine Kunst zu lieben gibt es allerdings. Aber die Liebe selbst lehrt sie. Ein *besonderes Talent* für die Ehe zu fordern, würde ganz auf die Schlegelsche Lucinde hinauskommen, welche Herr Weifse mit einem Hegels Bitterkeit dagegen noch überbietenden Ausdruck ein Hurenparadies nennt. Der *Wille mufs gebildet werden*, seine Egoität zu opfern. Solche Entäufserung liegt *an sich* schon in der Empfindung der Liebe. Aber die Ehe ist erst die *concrete Bewährung* solcher Gesinnung, welche in der Treue die sich aufthuenden Widersprüche besiegt und in der *Dauer* der Ehe ihre Lehr- und Meisterjahre hat. Goethe selbst in seiner Philosophie der Ehe, um es so zu nennen, hat niemals einer so gefährlichen Theorie gehuldigt, hinter welcher jeder Verstimmte, verdriefsliche Gatte, dem sein Verhältnifs momentan unbequem, ja wohl gar widrig ist, sich mit dem Freibrief davon lossagen könnte: er sehe ein, dafs es ihm an Talent zu dieser Kunst fehle. Vielmehr liegt ja der Hauptaccent der Wahlverwandtschaften darauf, allen solchen Meinungen dadurch die Zuflucht abzuschneiden, dafs die Geschichte mit der erschütterndsten Anatomie aufdeckt, wie *nicht die wahrhafte Liebe* den Bund der Gatten geschlossen, nur eine wohlmeinende Jugendneigung, welche gegen spätere Collisionen nicht aushält, aber doch die Ehe nicht aufgeben darf.

Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. W. den verschiedenen besonderen Aufsätzen für Goethe's ethische Würdigung eine ähnliche Einleitung vorangesetzt hätte, wie den Betrachtungen über Faust. Wenn wir zuvor die Gegensätze, um die es sich hier immer handelt, *der Mensch in seiner Beschränktheit*, wie die Verhältnisse ihn bedingen, und der *Dichter in seiner Idealität*, wie er auf dem Feuerwagen der Phantasie dem Empyräum des ewigen Seins zuschwebt, in ihrer Wechselwirkung bei Goethe kennen gelernt hätten, so würden wir Müllers Begeisterung, des Jenensers boshafte Anekdoten, Göthe's Tagebuchregistratur seines Daseins, Gervinus durch Goethe's Hofleben abgekältete Bewunderung, Bettinen's Liebe und

Digitized by Google

Zorn noch besser verstanden haben. Worüber wir uns aber noch mehr wunderten, war, dafs Weifse, da er so vieler Anderer Erwähnung thut, nicht die auch in stilistischer Hinsicht ausgezeichnete Schrift Gutzkows: über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte; Berlin 1836; mit in den Kreis seiner Kritik aufgenommen hat. Doch dieser Vernachlässigung, eine solche Schrift nicht zur Sprache gebracht zu haben, könnte ich auch mich selbst anklagen und will deshalb wenigstens aus ihr mit der Stelle schliefsen, in welcher Gutzkow die Entstehung des Faust schildert und so zum Ausgang dieser Betrachtungen zurückkehren. Gutzkow zeigt den Einflufs der Häuslichkeit auf Goethe's Poesie; „sie ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goethe'schen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken nach einem fernen Heimathlande, ein süfses Locken aus den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geistes, es ist der rauschend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt dem geheimnifsvollen Winken nach, mit den rauschend entfalteten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt ist Goethe der freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift, die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuch, einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genius Krankheit wird, die rothwangige, besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hülfe kommt; dann genas er allmählig in eine Mäfsigung, innerlich gesund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit frischgesammelter und die Erinnerung des ganzen Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf."

Karl Rosenkranz.

L.

Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. Struve. Petropoli, 1837. CLXXX u. 331 Seiten in grofs Folio.

Wir haben eine *grofsartige* Leistung anzuzeigen; eine Leistung, welche sich in die Reihe der umfangreichsten stellt, die man in neuerer, die ältere in dieser Beziehung weit übertreffender Zeit, durch astronomische Beobachtungen erlangt hat; eine Leistung, welche einen wesentlichen und merkwürdigen Theil der Kenntnifs des Fixsternenhimmels betrifft. — Der wissenschaftliche Werth und die äufsere Ausstattung des vor uns liegenden Werkes sind einander entsprechend. Der erstere ehrt seinen Verfasser; die letztere ehrt die Petersburger Akademie der Wissenschaften, welche das Werk hat drucken lassen. Vielfältige und grofse Anerkennung, welche eine solche Arbeit ihrem Urheber eingebracht hat, ehrt das Land in welchem er lebt.

Ehe ich den Inhalt des Werkes näher bezeichne, erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit auf den Zustand unserer Kenntnifs des Fixsternenhimmels zu lenken, auf das was er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war, und auf das was er gegenwärtig ist. Damals war Alles in der Astronomie, und damit auch die Kenntnifs der Fixsterne, weit hinter der vorausgeeilten *Newton*'schen Theorie zurückgeblieben; es erschienen aber Männer wie *Bradley*, *Tobias Mayer* und *Lacaille*, welche die Kraft besafsen, das Fehlende deutlich zu erkennen, zu seiner Ergänzung geeignete Mittel zu ergreifen und ihre Anwendung fleifsig zu verfolgen. Wenn man jetzt auf das zurücksieht, was diese Männer, auch für die Kenntnifs des Fixsternenhimmels, welche die Grundlage und der Anfang aller astronomischen Untersuchungen ist, geleistet haben, so wird nur durch einschläfernden Einflufs von Zeitverhältnissen erklärlich, dafs man auf der eröffneten Bahn nicht fortschritt. Jedenfalls ist es Thatsache, dafs, nachdem *Bradley* Beobachtungen gemacht hatte, durch welche die Oerter von mehr als 3000 Fixsternen, mit grofser, den Forderungen der Wissenschaft auch jetzt noch angemessener Genauigkeit bestimmt werden konnten, in vielen Jahren nichts Erhebliches hinzugesetzt wurde; dafs vielmehr die Schritte, welche auf der Sternwarte in Greenwich unterhalten wurden, auf der einzigen deren Leben in dieser Zeit, die Geschichte anerkennen wird, nicht

Digitized by Google

immer *Vor*schritte waren. Indessen unterbrach *Herschel* die eingetretene Ruhe: er schuf sich die Mittel zur erfolgreichen Durchforschung des Himmels; er entdeckte eine grofse Menge doppelter und mehrfacher Sterne; er gründete, auf eine sinnreiche Art von Ausmessung, ein Urtheil über die Figur, welche das, auch unsere Sonne enthaltende Fixsternensystem begrenzt; er entdeckte mehrere Tausend Nebelflecken und suchte zu zeigen, dafs sie dem unsrigen ähnliche Sternensysteme seien. — Nicht durch so grofsartige Uebersichten, aber dagegen auf eine Art, welche die *eigentliche* Astronomie näher berührt, trug *Lalande* zur Kenntnifs des Fixsternenhimmels bei, indem er Beobachtungen anordnete, durch welche die Oerter von 50000 Sternen festgesetzt worden sind. — Gleichzeitig, und später noch einmal, unternahm *Piazzi* eine, auf oft wiederholte und die Kraft seiner Hülfsmittel erschöpfende Beobachtungen gegründete Bestimmung der Oerter von 7646 Sternen. Diese, verbunden mit der Kenntnifs der Oerter der Sterne für *Bradleys* Zeit, zu welcher man ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode gelangt war, führte zu der ersten genaueren Bestimmung der unter ihnen stattfindenden kleinen Bewegungen; auch gab sie die Mittel zur Berechnung der *Lalande*schen Beobachtungen und vieler anderer, welche, bei vorkommenden Gelegenheiten angestellt waren und noch angestellt werden. — Es folgten nun ausgedehnte Arbeiten, deren Zweck war, die Grundbestimmungen am Fixsternenhimmel, auf welchen alle astronomische Resultate beruhen, sicherer zu befestigen, als früher geschehen war. — Nach der Erreichung dieses Ziels wurden, auf einer unserer Sternwarten, die *Lalande*schen Arbeiten wieder aufgenommen und viele Jahre lang fortgesetzt, so dafs, durch eine Masse von 75000 Beobachtungen, die Oerter einer noch weit gröfseren Zahl von Sternen, bis zu geringerer Helligkeit herabgehend und den Himmelsgrund allenthalben füllend, bekannt wurden. — *Struve* und der zweite *Herschel* wandten ihre starken Fernröhre und Spiegelteleskope zur Aufsuchung bisher unbekannter *Doppelsterne* an und vermehrten die Zahl der von *Herschel*, dem Vater, gefundenen weit beträchtlicher, als sie durch andere, nicht geradezu auf diesen Zweck gerichtete Beobachtungsreihen, z. B. die *Lalande*sche und die sich ihnen anschliefsende, gelegentlich schon vermehrt worden war. *Struvens* Verzeichnifs von 1827 enthält alle, bis dahin bekannt gewordene Doppelsterne, 3112 an der Zahl; es ist später noch beträchtlich vermehrt worden, vorzüglich durch den zweiten *Herschel*, der von seinem Vater nicht nur die umfangreichen Ansichten und den Eifer für Forschungen am Sternenhimmel geerbt hat, sondern beide durch grofse mathematische und physicalische Ausbildung erfolgreicher zu machen im Stande ist. — Ihm verdanken wir auch die Hinzufügung einer grofsen Zahl neuer Nebelflecken zu den, schon durch seinen Vater bekannt gewordenen. Auch werden wir ihm die Kenntnifs des südlichen, in Europa unsichtbaren Himmels verdanken, zu dessen Durchforschung er sich jetzt auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung befindet. — Für die Bestimmung der Oerter vieler Sterne in diesem Theile des Himmels, mit welcher *Lacaille* sich schon beschäftigt hatte, ist durch die Bemühungen *Sir Thomas Brisbanes*, *Rumkers*, *Dunlops*, *Johnsons* und *Hendersons* in der neueren Zeit sehr Vieles geleistet worden. — Ueber diejenigen Sterne, welche eigene Bewegungen von einer merklichen Gröfse haben, hat *Argelander* neue Beobachtungen gemacht und sie, in einem diesem Gegenstande gewidmeten Werke, untersucht.

Diese Uebersicht zeigt eine Masse von Arbeiten, durch vieljährige Thätigkeit Vieler hervorgebracht, deren Ziel die Kenntnifs des Sternenhimmels war. Vergleicht man das, was dadurch erlangt worden ist, mit dem was früher vorhanden war, so wird man *der* Zeit, welche diese Arbeiten erzeugt hat, den Ruhm nicht streitig machen, den bei weitem gröfsten Theil unserer Kenntnifs geliefert zu haben. Indessen sind die angeführten Beiträge von sehr verschiedener Art: ein Theil davon besteht in der Aufsuchung früher unbekannter Gegenstände am Himmel, ein anderer in der Bestimmung der Oerter und Bewegungen schon bekannter. Der letztere gehört zu der eigentlichen Astronomie, während der erstere nur die Beschreibung des Himmels vervollständigt. Allein auch dieser tritt in die Astronomie ein, wenn die aufgefundenen Gegenstände Anlafs zu Beobachtungen und Folgerungen gewähren. Dieses ist der Fall bei den *Doppelsternen* gewesen, welche nicht allein aufgesucht, sondern auch ihrer gegenseitigen Lage und Entfernung nach, beobachtet worden sind.

Als *Herschel* I. eine gröfsere Zahl von Doppel-

Digitized by Google

sternen auffand, entging es seinem hellen Verstande nicht, dafs sie, wenigstens der gröfseren Zahl nach, zusammengehörige, durch die Anziehungskraft miteinander verbundene Sternenpaare sind. Er gelangte zu dieser Ueberzeugung, selbst ehe seine Beobachtungen diejenigen gegenseitigen Bewegungen der einzelnen Paare gezeigt hatten, welche nothwendige Folge ihrer physischen Verbindung sind: die grofse Unwahrscheinlichkeit, durch blofs zufällige Vertheilung der Sterne am Himmel, viele derselben einander so nahe gebracht zu sehen, wie sie sich wirklich zeigten, war in der That hinreichend, diese Ansicht zu entfernen. Als *Herschel*, nach einer Reihe von Jahren, die Beobachtungen der Doppelsterne wiederholte und dadurch Bewegungen erkannte, welche nur durch gegenseitige Anziehung erklärt werden können, erhielt er eine unmittelbare Bestätigung dessen, was dringende Wahrscheinlichkeit ihn als wahr anzunehmen veranlafst hatte. — Am auffallendsten trat die physische Verbindung der Doppelsterne hervor, als die Berechnung der Bradleyschen Beobachtungen im J. 1812 zeigte, dafs der 61te Stern des Schwans, ein schöner Doppelstern, eine sehr grofse eigene Bewegung besitzt, welche seinen *beiden* Sternen gemeinschaftlich, und mit deutlicher Umlaufsbewegung beider um ihren Schwerpunkt verbunden ist.

Es ist also, *wenigstens* seit 25 Jahren, nicht mehr der kleinste Zweifel an der physischen Verbindung der Doppelsterne untereinander vorhanden. Jedes Paar derselben besteht aus zwei Sonnen, welche sich um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen. Es ist möglich, dafs einige wenige Doppelsterne von *anderer* Art sind, nämlich wirklich sehr weit auseinanderstehen und nur wegen der zufälligen Nähe unserer Sonne bei der sie verbindenden geraden Linie, in geringer Entfernung erscheinen; aber dieses kann nur seltene Ausnahme von einer allgemeinen Regel sein. — Als die Natur der Doppelsterne bekannt geworden war, trat der Wunsch hervor, sie ihrer gegenseitigen Stellung nach, genau beobachten zu können, um dadurch das zu erhalten, wovon weitere Folgerungen über die Elemente ihrer Bewegung, allein ausgehen können. *Herschel* selbst hatte zwar von einer beträchtlichen Anzahl solcher Sterne sowohl die Entfernung, als die Richtung (den Positionswinkel) angegeben, und zwar hatte er diese Beobachtungen zu *zwei* verschiedenen, 20 Jahre von einander entfernten Zeiten wiederholt; allein dieses war noch viel zu wenig um darauf mehr als ganz allgemeine Folgerungen gründen zu können. Auch wenn es vollständiger gewesen wäre, würde dennoch das Bedürfnifs fortgesetzter Beobachtungen nicht weniger fühlbar geworden sein, denn diese hätten die aus den früheren gezogenen Folgerungen bestätigen und ihre Genauigkeit vermehren müssen. — Indessen waren die Mittel, welche *Herschel* zu seinen Messungen anwenden konnte, nicht geeignet, volles Zutrauen zu denselben einzuflöfsen; namentlich mufsten sie die Entfernungen beträchtlich unsicher angeben, während sie die Richtungen mit gröfserer Sicherheit verrathen konnten. Durch diesen Umstand wurde es zweifelhaft, ob *Herschels* Beobachtungen überall zur genaueren Bestimmung der Bahnen der Doppelsterne mit zugezogen werden durften.

Beobachtungen der Doppelsterne müssen, wenn sie gültige Beiträge zur Bestimmung ihrer Bahnen geben sollen, *höchst genau* sein; eine Ungenauigkeit von einer Gröfse, welche für andere Anwendungen von Beobachtungen vielleicht wenig in Betracht kömmt, kann, wenn sie in der Entfernung eines Doppelsterns stattfindet, die Folgerungen auf welche sie Einflufs erhält, *gänzlich* unrichtig machen. Dieses ist eine Folge der Kleinheit der scheinbaren Entfernungen dieser Sterne, zu welcher ein, seiner Gröfse nach *kleiner* Fehler, schon ein *beträchtliches* Verhältnifs erhält. Unsere genauesten Meridianbeobachtungen sind daher nicht hinreichend, brauchbare Angaben über die Doppelsterne zu liefern; sie sind es desto weniger, da die Nähe der Sterne beieinander die Zuverlässigkeit der Beobachtung einer jeden von ihnen beeinträchtigt. Hier sind immer nur zwei Sterne in *kleiner* Entfernung miteinander zu vergleichen, während die Beobachtungen, welche man im Meridiane macht, von jeder Beschränkung dieser Art frei sein müssen und frei sind. Diese Beschränkung der Beobachtungen auf *kleine* Entfernungen, mufs zur Vermehrung der Genauigkeit der dazu dienlichen Einrichtungen benutzt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae, in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. Struve.

(Fortsetzung).

Wirklich besitzen die Astronomen, seit langer Zeit, Fadenmikrometer, welche in dem Brennpunkte des Objectives eines Fernrohrs, es sei dioptrisch oder catoptrisch, angebracht, die Messung einer kleinen Entfernung mit derselben Sicherheit ergeben, mit welcher man im Fernrohre sehen kann. Diese Mikrometer würden, insofern es sich um Messungen der Doppelsterne handelt, nichts zu wünschen übrig lassen, wenn die tägliche Bewegung der Sterne ihrer Anwendung nicht sehr grofse Hindernisse in den Weg legte. Will man sie anwenden, ohne diese Hindernisse beseitigt zu haben, so wird man gezwungen, auf *beide* Sterne *zugleich* seine Aufmerksamkeit zu wenden, ihren centralen Durchschnitt durch die *beiden* Fäden des Mikrometers in *einem* Augenblicke zu beurtheilen, oder, wenn dieses nicht geschehen kann, dem Fernrohre eine Bewegung zu geben, welche den einen Stern so lange auf dem Faden erhält bis auch die Beobachtung des anderen vollführt ist. Es ist vielleicht möglich, dafs man hierin eine gewisse Fertigkeit erwerben kann; dafs sie von allen Beobachtern erworben wäre, ist, der Erfahrung nach, mehr als zweifelhaft.

Indessen beschränkte sich hierauf die ältere Beobachtungsmethode der *Doppelsterne*. *Herschel* konnte keine andere anwenden. Dafs ihm die Beobachtung der Positionswinkel besser gelang, als die Beobachtung der Entfernungen, ist zu erwarten, weil man den Parallelismus der durch die beiden Sterne gelegten geraden Linie mit dem Faden des Mikrometers, auch bei der Bewegung der ersteren, weit leichter beurtheilt, als die Gleichheit der Entfernungen der Sterne und der Fäden. — Der angelegentliche Wunsch, Beobachtungen über Doppelsterne zu erhalten und die Entbehrung eines von der gerügten Unvollkommenheit freien Apparates, veranlafste nicht nur *Struve*, sondern auch *Herschel* II. und *South*, mehrere Jahre vor dem Anfange der Beobachtungen, welche das gegenwärtige Werk enthält, der älteren Methode zu folgen. Wenn diesen, nach *Herschels* Zeit *ersten* Versuchen, auch bei weitem nicht der Werth zuzuschreiben ist, welchen ein in jeder Hinsicht vervollkommneter Apparat und der durch das Gelingen vermehrte Eifer, gegenwärtig zur Folge gehabt haben, so bin ich doch weit entfernt, ihnen Brauchbarkeit abzusprechen; vielmehr betrachte ich sie als Beobachtungen aus früheren Jahren, welche, so wie auch die noch früheren von *Herschel* dem Vater, wenn sie richtig angewandt werden, ihrer älteren Epoche zufolge, von wesentlichem Nutzen sein können. *Struve* fing im Jahre 1819 an, mit einem *Troughton*schen Fernrohre von 5 Fufs, Positionswinkel von Doppelsternen zu beobachten; er setzte dieses bis zur Mitte 1821 fort, wo er ein *Fraunhofer*sches Fadenmikrometer an demselben Fernrohre anbrachte und nun auch, bis 1823, Entfernungen maafs. *Herschel* II. und *South* machten von 1821 bis 1823 gemeinschaftlich Beobachtungen über Doppelsterne, wozu sie zwei Aequatoreal-Instrumente von 5 und 7 Fufs anwandten; die Zahl der beobachteten Doppelsterne ist 380; die darüber bekannt gemachte Abhandlung vermehrt ihren eigenen Werth noch durch eine Anführung und, wenn Veranlassung vorhanden ist, auch Beurtheilung anderer Beobachtungen derselben Sterne. Von dem Ende dieser Beobachtungsreihe an, bis 1825, machte *South* allein eine neue, deren Frucht die Bestimmung von 458 Doppelsternen ist, worunter jedoch mehrere von so grofser Entfernung vorkommen, dafs man sie wohl nicht mehr zu den eigentlichen Doppelsternen zählen kann. — Schon im J. 1816 hatte *Herschel* II. die Wiederbeobachtung der Dop-

Digitized by Google

pelsterne seines Vaters angefangen; später machte er die auf Beobachtungen von 1829 und 1830 gegründete Bestimmung von 364 solchen Sternen bekannt.

Wir erkennen diese Arbeiten über die Doppelsterne dankbar an; allein *den* Erfolg, welchen die neuere Arbeit von *Struve* besitzt, konnten sie nicht haben; auch übertrifft diese sie an Vollständigkeit. Der Grund der gröfseren Vollkommenheit der neueren Beobachtungen liegt in dem vervollkommneten Apparate und in dem Eifer, mit welchem er angewandt worden ist. Es ist den Lesern wahrscheinlich schon bekannt, dafs die Dorpater Sternwarte eins der gröfseren, jetzt vorhandenen Fernröhre, von 13½ Fufs Brennweite und 9 Zoll Oeffnung, besitzt, welches so aufgestellt ist, dafs seine Bewegung der täglichen der Sterne folgt, so dafs ein angebrachtes Uhrwerk die Sterne ruhig in seinem Sehefelde erhält. So wie die beträchtliche Kraft eines solchen Fernrohres dem *Sehen* der Gegenstände und ihren *Messungen* äufserst günstig ist, so tritt das Uhrwerk als ein *wesentliches* Hülfsmittel zur Vervollkommnung der letzteren hervor. Es soll das Geschäft übernehmen, die Sterne auf den Fäden des Mikrometers zu erhalten und führt es weit vollkommener aus, als eine mit der Hand zu drehende Schraube würde thun können. Wenn die Ruhe der Sterne, beziehungsweise auf die Fäden im Fernrohre, durch das Uhrwerk *vollkommen* erhalten wird, kann das Mikrometer, mit derselben Sicherheit zur Messung der Entfernung eines Doppelsterns angewandt werden, mit welcher es, in dem nicht bewegten Fernrohre, die Messung der Entfernung zwischen zwei festen Punkten auf der Erde ergeben würde; wenn das Uhrwerk nicht vollkommen, sondern näherungsweise leistet, was es leisten soll, so wird zwar von dieser Sicherheit *etwas* verloren; es scheint aber nicht, dafs dieser Verlust merklich ist, wenigstens erwähnt *Struve* keiner Schwierigkeit dieser Art, obgleich er kleiner Abweichungen des Ganges der Uhr gedenkt (P. XVII). Ein durch ein Uhrwerk bewegtes, *den Sternen genau folgendes* und mit einem Mikrometer versehenes Fernrohr, mufs eben so vollkommene Messungen *kleiner* Entfernungen gewähren, als das Heliometer, dessen Vorzug *dann* nur noch in seiner gleich vortheilhaften Anwendbarkeit auf gröfsere Entfernungen und in der Entbehrlichkeit jeder Fadenbeleuchtung besteht. — Die Verbindung des Fadenmikrometers mit einem Uhrwerke ist ein, der gröfseren oder kleineren Vollkommenheit des letzteren nach, mehr oder weniger bedeutender Schritt zur Vervollkommnung der Beobachtung der Doppelsterne; ein Verdienst *Frauenhofers*, welches vorzüglich *die* Astronomen mit Dank erkennen werden, die auf die Anwendung solcher Mikrometer an Fernröhren ohne Uhrwerk, viele Zeit verwandt haben, ohne durch vollkommen sichere Resultate belohnt worden zu sein. Es ist zu vermuthen, dafs, nach den in Dorpat und in Königsberg gemachten Erfahrungen über den Werth eines Uhrwerkes an einem Fernrohre, alle gröfseren, aequatorealartig aufgestellten Instrumente dieser Art, diesen Zusatz erhalten werden.

Der Werth des mit irgend einem Apparate Geleisteten, mufs indessen nicht mit dem Werthe des Apparates selbst verwechselt werden. Der Apparat macht nicht die Beobachtungen; er ist Hülfsmittel für den Mann der sie macht. Es ist nicht zweifelhaft, dafs ein stärkerer Apparat mehr Hülfe leistet, als ein schwächerer; aber es ist auch nicht zweifelhaft, dafs der letztere, in dem Besitze des Einen mehr leisten kann, als der erstere in dem Besitze des Anderen. Es fehlt nicht an Erfahrungen, welche dieses bestätigen; Einrichtungen, welche hundertmal kaum beachtet worden sind, haben zum hundertundeintenmale vortreffliche Früchte erzeugt; die, wovon man grofse Früchte erwartet hat, haben sehr oft nicht die geringsten hervorgebracht. Wir müssen also nicht blofs den Dorpater Apparat, sondern auch die Art wie er angewandt worden ist, kennen lernen.

Die Einleitung des *Struve*schen Werkes giebt davon völlige Rechenschaft; das Werk selbst spricht den äufsersten Fleifs aus, mit welchem die Beobachtungen verfolgt worden sind. Dieser Fleifs ist das, wovon alles was sonst noch zu loben ist, ausgehen mufs: wer so viele Begeisterung für den Gegenstand eines durchzuführenden Unternehmens besitzt, dafs er ihn mit der Anstrengung seiner *ganzen* Kraft verfolgen kann, mufs ihn ganz verstehen und deshalb auch die Mittel finden, ihn *ordentlich* durchzuführen. Wir kehren daher die Reihefolge des Werkes um, und weisen zuerst den Fleifs nach, womit *Struve* sich den Messungen der Doppelsterne hingegeben hat. Von den 3112, in dem Verzeichnisse von 1827 angegebenen Doppelsternen, hat er mehrere ausgeschlossen; namentlich fast alle über 16″ von einander entfernten, falls der Gefährte von geringerer

Digitized by Google

Helligkeit als ein Stern der 9ten Gröfse ist; ferner fast alle über 32″ entfernten, ohne Rücksicht auf die Helligkeit des Gefährten; die in Sternhaufen vorkommenden; die, deren Hauptstern kleiner ist als 9ter Gröfse; endlich einige, deren Gefährte so klein war, dafs er sich einer genauen Messung entzog. Dagegen hat er einige, in dem Verzeichnisse nicht enthaltene Doppelsterne hinzugenommen. Die Anzahl aller Sterne, deren Messung das Werk enthält, ist hierdurch auf 2641 gekommen. Ueber diese Zahl hat *Struve* 11065 Beobachtungen gemacht. *Diese* Masse von Beobachtungen ist es also, welche den Eifer bezeichnet, womit die Arbeit verfolgt worden ist; dafs derselbe damit nicht erschöpft war, sondern sich in der Zusammenstellung und Vergleichung der Beobachtungen noch in voller Frische zeigt, brauche ich Denen nicht zu sagen, die das Glück gehabt haben, grofse Arbeiten, für *den* Lohn den diese selbst gewähren, durchzuführen.

Ich kehre nun zu der Einleitung des Werkes zurück. Ohne sie ganz im Einzelnen zu verfolgen, werde ich die Uebersicht darüber geben, welche mir den Lesern dieser Anzeige wünschenswerth zu sein scheint. Das Fernrohr hatte ursprünglich 6 verschiedene Augengläser, durch welche 86 bis 532malige Vergröfserung erlangt wurde; später kamen noch 4 von kürzerer Brennweite dazu, die 682, 848, 1150, 1500 Mal vergröfsern. Die beiden letzteren hat *Struve* nie zu den Messungen angewandt, bemerkt aber darüber, dafs sie, unter äufserst günstigen Umständen, noch gutbegrenzte Bilder der Sterne gewähren; die beiden erstern der neuen Augengläser zeigten sich oft vortheilhaft, vorzüglich bei den Messungen sehr naher oder sehr glänzender Doppelsterne. Dafs das Fernrohr so starke Vergröfserungen verträgt, rührt ohne Zweifel von der Beschränkung seiner Oeffnung her, welche *Frauenhofer* auf den achtzehnten Theil der Brennweite festgesetzt hat, während andere Optiker sie wohl bis auf ein zwölftel derselben getrieben haben. Ich erlaube mir, bei dieser Gelegenheit, die Bemerkung, dafs ich bedaure, Anstrengungen um die Vervollkommnung der Spiegelteleskope, deren Leistungen in den Händen der beiden *Herschel* schon geeignet sind, Erfolge zu versprechen, noch immer nicht mit der Vorliebe behandelt zu sehen, welche die gröfsten Optiker für die achromatischen Fernröhre gezeigt haben. Ich weifs zwar wohl, dafs beträchtliche Schwierigkeiten, vorzüglich in der *Dauer* der Güte der Spiegel, vorhanden sind; aber ich weifs auch, dafs ein Spiegelteleskop *mathematisch vollkommen* sein kann, während es als eine Merkwürdigkeit angesehen werden mufs, dafs die *unvermeidlichen* Unvollkommenheiten der achromatischen Fernröhre, bei ihren Anwendungen nicht störender hervortreten. Wäre *Frauenhofer* nicht frühzeitig gestorben, so hätten wir wahrscheinlich jetzt, *entweder* Spiegelteleskope, deren vollkommene Ausführung die Arbeiten eines *Short* wenigstens erreichen und sie mit anderen guten Eigenschaften in Verbindung setzen würde, *oder* die Ueberzeugung, dafs der entschiedene Vortheil, den sie vor achromatischen Fernröhren voraushaben, durch nichtzubeseitigende Nachtheile überwogen wird.

Struve hat sein Mikrometer in verschiedenen Beziehungen geprüft und gut gefunden. Den Werth der Drehungen der Schraube desselben hat er mit grofsem Fleifse ausgemittelt; dafs das, einer *ganzen* Drehung entsprechende Fortschreiten, durch die Angabe der Schraubentrommel richtig eingetheilt wird, kann bei einer, ohne Zweifel mit sehr grofsem Fleifse gemachten Schraube vorausgesetzt werden; ein kleiner Fehler darin würde auch kaum der Berücksichtigung werth sein, da die Beobachtungen von willkürlichen und immer veränderten Anfangspunkten ausgehen. Die frühere Annahme einer *Vergröfserung* des Werthes der Schraubendrehungen in der Kälte, wird hier durch eine Untersuchung ersetzt, welche das Gegentheil ergiebt und sich darin der früheren Untersuchung des grofsen Königsberger Heliometers nähert. Ueber die Berichtigungsart der Aufstellung des Instrumentes, von welcher der 4te Abschnitt der Einleitung umständlich handelt, ist es unnöthig, hier etwas anzuführen, da *Struve* darin den schon bekannten Vorschriften folgt. Den Einflufs der Schwere des Fernrohrs auf die Positionswinkel der Sterne, welcher sich bei dem Königsberger Heliometer verrathen hat, hat *Struve* auch bei seinem Instrumente gesucht und fast doppelt so grofs als bei jenem gefunden; Nachtheil für die Beobachtungen erwächst aber nicht daraus, da die Theorie des Fehlers bekannt ist und er also in Rechnung gebracht werden kann.

Um den Umfang des Werkes nicht ohne Noth zu vermehren, ist nicht jede einzelne, am Mikrometer gemachte Ablesung angeführt; sondern Alles, was über einen Doppelstern, an *einem* Tage beobachtet ist, ist

Digitized by Google

in eine einzige Zeile zusammengezogen. Diese Anordnung hat unsern ganzen Beifall; destomehr da *Struve* nicht unterläfst, eine Probe des Tagebuches selbst vorzulegen, aus welcher man die Art des Fortganges der Beobachtungen kennen lernt. Obgleich Messungen so kleiner Entfernungen, wie die der Doppelsterne sind, von der Strahlenbrechung nur Störungen erfahren, welche ohne Zweifel unter der Kraft der Messungen selbst liegen, so hat *Struve* doch nicht versäumt, die, nach einer bekannten Methode berechneten, kleinen Verbesserungen anzuführen, welche die Zahlen die das Mikrometer unmittelbar angegeben hat, aus dieser Ursache bedürfen. Ich erwähne dieses Umstandes, um dadurch zu zeigen, dafs auch in der Ableitung der Resultate der Beobachtungen, wissentlich nichts vernachläfsigt ist. Das was ich von der Berichtigung der Aufstellung des Instruments angeführt habe, wird zwar erheblich, wenn gröfsere Entfernungen gemessen werden, hat aber, in so kleinen wie die hier vorkommenden sind, einen kaum merklichen Einflufs.

Ein eigener Abschnitt der Einleitung handelt von dem Zutrauen, welches die in dem Werke enthaltenen mikrometrischen Messungen verdienen. Offenbar ist die Genauigkeit der Messungen nicht für alle Doppelsterne als gleich grofs anzunehmen; die Verschiedenheiten ihrer Entfernungen und ihrer Gröfsen müssen Einflufs darauf äufsern. *Struve* berücksichtigt diese Umstände, indem er die Doppelsterne in Classen eintheilt, deren jede nur einander ähnliche enthält, und indem er für jede Classe besonders untersucht, wie grofs der wahrscheinliche Fehler ist, den die in den Beobachtungen vorkommenden Unterschiede andeuten. Für die Classe, für welche dieser Fehler am kleinsten ist, erscheint die Entfernung, so wie sie aus den an *einem* Tage gemachten Beobachtungen hervorgeht, mit dem *wahrscheinlichen* Fehler 0″,074 behaftet; während in der auf die Entfernung senkrechten Richtung, also durch den Positionswinkel, mit einem *wahrscheinlichen* Fehler von nur 0″,031 gemessen wird. Diese, der genauesten Beobachtung fähige Classe, enthält alle Sterne bis zur Entfernung von 1″, deren Helligkeit zugleich grofs genug ist, um der Messung keine Schwierigkeit in den Weg zu legen. Die Genauigkeit nimmt ab, so wie die Entfernung wächst; sie wird ferner kleiner wenn der Gefährte des Hauptsterns weniger hell als 8ter Gröfse ist; sie wird beträchtlich kleiner wenn die Helligkeit des Gefährten sehr klein, unter der der 11ten Gröfse entsprechenden ist. Dieses ist was die Untersuchung der unter den Beobachtungen wirklich vorgekommenen Unterschiede unmittelbar ergeben hat. Um von der Art der Abnahme der Sicherheit der Beobachtungen Beispiele anzuführen, entlehne ich aus den Struveschen Tafeln, dafs Sterne, deren Helligkeitsverhältnisse zu den *vortheilhaftesten* gehören, wenn sie zwischen 24″ und 32″ voneinander entfernt sind, statt der oben angeführten wahrscheinlichen Fehler, resp. 0″,156 und 0″,120 zeigen; eben so weit voneinander entfernte Sterne die aber ein *ungünstigeres* Helligkeitsverhältnifs besitzen, sind mit den wahrscheinlichen Fehlern resp. 0″,207 und 0″,178 beobachtet worden; wenn dieses Verhältnifs *das ungünstigste* ist, mit resp. 0″,371 und 0″,365. — Dieser Einflufs der Helligkeiten der Sterne auf die Genauigkeit der Beobachtungen liegt in der Natur der Sache und *Struve* verdient auch für die Aufsuchung des Maafsstabes für die Sicherheit derselben, in den verschiedenen Fällen, den Dank Aller, welche seine Beobachtungen später benutzen werden. Was die Verminderung der Sicherheit mit dem Wachsen der Entfernung anbetrifft, so giebt *Struve* davon eine Erklärung, welche keinen Zweifel darüber läfst, dafs bei der Anstellung der Beobachtungen, nicht auf den völlig richtigen Gang des Uhrwerkes gerechnet ist, sie also nicht so gemacht worden sind, dafs man *zuerst* den einen Stern durch den festen, *dann* den anderen durch den beweglichen Faden des Mikrometer geschnitten hätte; vielmehr ist das Durchschneiden der Sterne durch diese Fäden *gleichzeitig* beurtheilt worden; desto leichter und sicherer, je kleiner die Entfernung der Sterne war; die Schwierigkeit wuchs mit der Gröfse der Entfernung, so dafs Entfernungen zwischen 24″ und 32″ nicht mehr mit 532maliger Vergröfserung, sondern höchstens mit 420maliger gemessen werden konnten. — Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dafs die Uebereinstimmung der Beobachtungen untereinander sehr grofs, jedenfalls *weit* gröfser ist, als andere Fadenmikrometer sie ergeben haben: der kraftvolle Apparat und der Eifer des Beobachters, alle Genauigkeit welche jener gewähren konnte, wirklich zu erreichen, haben günstig zusammengewirkt. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae, in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. Struve.

(Schlufs.)

Indem die Abweichungen der Beobachtungen voneinander, auf welche man gefafst sein mufste, durch diese Untersuchungen bekannt wurden, wurde *Struve* veranlafst, den seltenen Fällen nachzuspüren, in welchen sich gröfsere zeigten; gröfstentheils hält er sie für Schreibfehler. —

Von zwei Abschnitten der Einleitung, welche die Art wie *Struve* die *Gröfsen* der Sterne bezeichnet hat und die *Farben*, in welchen sie sich im Fernrohre darstellten, angeben, können wir keinen Auszug mittheilen. Nachdem der sinnreiche *Steinheil* Mittel gefunden hat, das Verhältnifs der Lichtstärken der Sterne genau zu messen, fehlt es wenigstens nicht mehr an Veranlassung, eine ausgedehnte und gründliche Arbeit über dieselben zu unternehmen. Ich hoffe, dafs dieses von Einem oder dem Anderen geschehen wird und unterdrücke, bei dieser Gelegenheit, den Wunsch nicht, dafs dabei in der üblichen Bezeichnungsart der Gröfsen nichts geändert, sondern nur *bestimmt* werden möge, welche Lichtstärken die so bezeichneten Gröfsen besitzen. Der jüngere *Herschel* beurtheilt die Gröfsen der Sterne nach einem anderen, für die kleineren beträchtlicher anwachsende Zahlen angebenden Systeme; ich glaube dafs das von *Struve* gewählte das anschaulichere ist.

Vorzügliche Aufmerksamkeit werden, wenn ich nicht irre, die *drei-* und *mehr*fachen Sterne, von welchen *Struve* drei Verzeichnisse mittheilt, auf sich ziehen. Die Anzahl der in diesen Verzeichnissen enthaltenen Fälle des nahen Zusammenstehens von mehr als *zwei* Sternen, ist 124, und wenn man die davon ausschliefst, deren Entfernung gröfser als 32″ ist, noch immer 68. Viele davon zeigen eine Verbindung von Sternen, deren Helligkeiten wenig verschieden sind und scheinen dadurch anzudeuten, dafs die Massen der durch Anziehung miteinander verbundenen Sonnen, gleichfalls nur mäfsige Verschiedenheit besitzen. Wenn die Folge der Zeit die Bewegungen dieser verbundenen Systeme entwickeln wird, wird eine Erscheinung hervortreten, deren Verfolgung durch die Rechnung, bis jetzt ungedenkbar ist. Wir können zwar die Aufgabe von der Bewegung dreier oder mehrerer Körper, durch Annäherung auflösen, so wie es die in dem Sonnensysteme vorkommenden Fälle dieser Art fordern; aber diese Annäherung beruhet auf der Voraussetzung, dafs die Masse eines der Körper *weit* gröfser ist, als die Massen der übrigen. Was stattfindet, wenn diese Voraussetzung nicht gültig ist, davon haben wir durchaus keinen Begriff; es wird also sehr lehrreich sein, zu sehen, wie *die Natur* die Schwierigkeit, welche unsere Rechnung hemmt, überwindet. Unsere Enkel einer früheren oder späteren Reihe, werden nach Beobachtungen *dieser* Sterne aus einer früheren Zeit mit vorzüglicher Begierde suchen.

Die Bemerkung, welche die Berechnung der *Bradley*schen Beobachtungen und ihre Vergleichung mit den *Piazzi*schen Oertern der Sterne, vor 20 Jahren erzeugte, dafs nämlich viele Doppelsterne eine beträchtliche *eigene*, beiden Sternen gemeinschaftliche Bewegung besitzen, verfolgt *Struve*, indem er die eigene Bewegung zum Grund legt, so wie die Beobachtungen von *Argelander*, welche sowohl genauer, als auch später sind als die Piazzischen, sie ergeben. Er zählt 53 Doppelsterne auf, deren eigene Bewegung mehr oder weniger unzweifelhaft ist, während die Fundamenta Astronomiae pro A. 1755 ein ähnliches Verzeichnifs von nur 17 gaben. Einige von den 53 scheinen, wegen der Kleinheit ihrer Bewegung, zwar nicht mit gröfserem Rechte aufgenommen zu sein, als das Recht

Digitized by Google

war, welches bei der Zusammenstellung an dem angeführten Orte, ihre Aufnahme nicht hinreichend zu begründen schien; aber dennoch ist nicht zu bezweifeln, dafs vermehrte Zahl, sowohl der Doppelsterne, als auch der merklichen eigenen Bewegungen, gegenwärtig eine ausgedehntere Kenntnifs der mit den letzteren behafteten Doppelsterne zur Folge haben mufs. Indem die Vergleichung der von *Herschel* I. vorgenommenen Beobachtungen der gegenseitigen Stellung vieler Doppelsterne, mit jetzt vorhandenen neueren Beobachtungen, die Art der gegenseitigen Bewegung kennen lehrt, oder indem die letzteren allein, wo die früheren fehlen, diese andeuten, kann näher nachgewiesen werden, inwiefern mit Sicherheit darauf gerechnet werden kann, dafs ein Doppelstern eine beiden Sternen gemeinschaftliche Bewegung besitzt, welche sich also mit der Umlaufsbewegung der beiden Sterne um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt vereinigt. Das Ergebnifs dieser Untersuchung ist, dafs unter 41 Doppelsternen, deren eigene Bewegung unzweifelhaft ist, nur einer vorkömmt, dessen eigene Bewegung den Hauptstern allein betrifft, der also mit seinem Gefährten nicht durch Anziehung verbunden, sondern nur ein *zufälliger* Doppelstern ist. Dieses ist der Stern *δ Equulei*, welcher aus zwei Sternen von äufserst ungleichen Helligkeiten zusammengesetzt ist. Was die Untersuchung ergeben hat, ist dem, was nach allgemeinen Gründen der Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, ganz angemessen. — Merkwürdige Fälle weiter voneinander entfernter, dennoch aber mit gemeinschaftlicher eigenen Bewegung behafteter Sternenpaare, sind d *Eridani* und sein 1′ 24″ von ihm entfernter Gefährte, so wie einige andere; vorzüglich aber der schon in den Fundamentis Astr. angeführte des Doppelsterns A *Ophiuchi* und des nicht weniger als 12 Minuten von ihm entfernten 30 *Scorpii*.

Bekanntlich haben *Savari*, *Encke*, *Mädler* und vorzüglich *Herschel* II. versucht, aus den vorhandenen spärlichen Angaben der gegenseitigen Stellungen einiger Doppelsterne, die Elemente ihrer Bewegungen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt näher zu bestimmen. *Struve* läfst sich hier nicht darauf ein, obgleich er, durch seine eigenen Beobachtungen, noch spätere Grundlagen einer solchen Untersuchung besafs. Hierin hat er, meiner Meinung nach, Recht, indem die bis jetzt vorhandenen Angaben wirklich noch nicht zu einer genaueren Bestimmung hinreichen, und eine dankenswerthe *Uebersicht* schon durch die angeführten Bemühungen erlangt wird. Dieses ist einer von den Fällen, in welchen *Geduld* in Anspruch genommen wird. Das Wesentliche, was für jetzt geschehen mufs, ist die fleifsige Beobachtung der Doppelsterne und die Bemühung, sie von der nachtheiligsten Art der Fehler, den *beständigen* oder immer wiederkehrenden, zu befreien.

Struve theilt eine eigene Untersuchung auch über *diese Art* der Fehler, in sofern sie seine Beobachtungen angeht, mit. Die *zufälligen*, auch oben erwähnten Fehler, die er früher aufgesucht hat, werden durch Unterschiede verrathen, die in den Beobachtungen vorkommen und sind der unvermeidlichen Unvollkommenheit der Sinne und der Störung der Beobachtungen durch äufsere Einflüfse zuzuschreiben; sie sind weder von beträchtlicher Gröfse, noch von einer Art, welche falsche Folgerungen erzeugen könnte. Allein aufser ihnen können andere vorhanden sein, welche verursachen, dafs das, was man unmittelbar, mehr oder weniger übereinstimmend, durch das Instrument erhält, nicht das ist, was man zu beobachten beabsichtigt: es kann in dem Apparate, oder in der Beobachtungsart ein Grund vorhanden sein, *immer* zu viel oder zu wenig, eine Entfernung z. B. *immer* zu grofs oder zu klein zu beobachten. Diesem Grunde, der auf die Uebereinstimmung der Beobachtungen untereinander gar keinen Einflufs hat, kommt man offenbar nicht durch die Betrachtung der Unterschiede zwischen den einzelnen Beobachtungen auf die Spur, sondern nur durch eine umsichtige Beurtheilung des Apparates und der Beobachtungsart. — Ein Fadenmikrometer ist aber eine so einfache Einrichtung, dafs es schwer erscheint, einen Grund zu errathen, welcher zur Folge haben könnte, dafs die damit gemessene Entfernung zweier *festen* Punkte, deren Schnitt durch die Fäden *abgesondert* und mit der gehörigen *Ruhe* beobachtet werden kann, anders erscheine, als sie wirklich ist. Wenn dieser Fall der vorkommende wäre, so gestehe ich, dafs ich jede weitere Untersuchung für überflüssig halten würde; aber der vorkommende Fall ist ein anderer; die Sterne, deren Entfernung gemessen werden soll, haben die tägliche Bewegung und ich habe schon oben bemerkt, dafs die Beobachtungsart nicht auf der Voraussetzung ihrer Unbeweglichkeit im gleichfalls be-

Digitized by Google

wegten Fernrohre beruhet. Dieser Umstand, der die Anwendung des Fadenmikrometers weit weniger unmittelbar macht, als sie in jenem Falle sein würde, ist es, welcher die Prüfung, der *Struve* einen Abschnitt widmet, wesentlich erscheinen läfst. — Die Vergleichung seiner neueren Messungen mit anderen, gleichfalls durch Fadenmikrometer, von beiden *Herscheln*, *South*, *Dawes* und *Struve* selbst vorgenommenen, stellt zuerst ins Licht, dafs diese immer *gröfsere* Entfernungen angeben und zwar bis zum Belaufe mehrerer Zehntel einer Secunde; die Unterschiede dieser Beobachtungsreihen von der neueren sind aber nicht für alle gleich und bringen daher die ersteren, sowohl untereinander, als mit der letzteren in Widerspruch. Indessen kann es vernünftigerweise Niemandem einfallen, diejenige unter den mit Fadenmikrometern gemachten Beobachtungsreihen, welche den Vortheil des gröfseren und besseren Fernrohrs und die Unterstützung der Messungen durch das Uhrwerk auf ihrer Seite hat, durch andere prüfen zu wollen, welche dieses Vortheils entbehren. Allein *Struve* findet sich beunruhigt, durch Unterschiede in demselben Sinne, welche sich zwischen seinen Messungen und den mit dem grofsen Heliometer der Königsberger Sternwarte gemachten zeigen; hierdurch wird er veranlafst, Prüfungen seines Fadenmikrometers vorzunehmen, deren Wesen ich erwähnen werde, während ich nicht für angemessen halte, hier auf die Erörterung des Grundes der gefundenen Unterschiede einzugehen; astronomische Leser werden einiges darüber an einem anderen Orte finden. *Struve* hat sein Werk für Die ausgearbeitet, welche seine Früchte benutzen sollen, nämlich für die Astronomen, welche sich ohne Zweifel beeifern werden, das grofse Geschenk, welches ihnen dadurch gemacht wird, kennen zu lernen; sie können dann diese Anzeige entbehren, welche also für das gröfsere Publicum geschrieben wird. Für dieses haben aber Erörterungen über wissenschaftliche Zweifel einen zweideutigen Werth; nämlich sie können mifsverstanden werden, wenn dabei vermieden werden mufs, die Aufmerksamkeit durch zahlreiche Erläuterungen über Einzelnheiten, ungebührlich in Anspruch zu nehmen. Was ich aber über den, hier in Betracht kommenden Punkt noch hinzufügen zu dürfen glaube, ist die Erklärung, dafs ich, auch in dem Falle der Abweichung meiner Meinung von der *Struveschen*, nichts von der Bewunderung der Gröfse und Art seiner Arbeit einbüfsen werde, welche ihre Kenntnifs in mir belebt hat. — Die Prüfung, welcher *Struve* sein Fadenmikrometer unterwirft, ist in Beziehung auf *dieses selbst* vollständig: sie besteht in der Messung der Entfernungen zwischen weifsen Punkten auf schwarzem Grunde, welche bekannte, von 1″ bis 16″ wachsende Winkel, am Objectivglase des Fernrohrs eingeschlossen, in verschiedenen Neigungen gegen die Lothlinie angebracht und auch in ihren Gröfsen abgeändert wurden. Immer gab das Mikrometer ihre Entfernungen richtig an; auch gegen die Richtigkeit der Messungen der Positionswinkel erzeugten diese Versuche keinen Zweifel. — *Struve* untersucht bei dieser Gelegenheit auch, ob verschiedene Färbung beider, einen Doppelstern zusammensetzender Sterne, Einflufs auf ihre gegenseitige Lage dadurch erhalte, dafs beiden Farben verschiedene Strahlenbrechungen oder Aberrationen zukämen; der Stern ε *Bootei*, welcher *gelb* ist und einen *blauen* Gefährten besitzt, zeigte keinen Einflufs dieser Art. — Eine der Beachtung werthe Bemerkung ist, dafs die Richtung der durch einen Doppelstern gelegten geraden Linie sich ändert, wenn die Lage des Auges geändert wird. Zum Belege dieser Bemerkung führt *Struve* an, dafs er sie bei dem eben erwähnten Sterne gemacht hat; es würde lehrreich sein, zu erfahren, ob etwas Aehnliches sich auch im Falle der Gleichheit der Farbe beider Sterne zeigt; denn wenn dieses der Fall wäre, so würde ein Versuch der Erklärung zurückgewiesen werden, den man auf die Verschiedenheit der Entfernungen, in welchen das gelbe und das blaue Bild durch das Augenglas des Fernrohrs erscheinen, zu gründen veranlafst werden könnte. Ich bitte *Struve*, die Art der beobachteten Erscheinung näher zu erläuteren.

Ein besondere Aufmerksamkeit erregender Abschnitt der Einleitung betrifft die jährliche Parallaxe der Fixsterne. Der Wunsch, diese wenigstens für einige Sterne, und damit die Entfernungen derselben, kennen zu lernen, hat bekanntlich von jeher die Astronomen in Anspruch genommen und ist die Veranlassung der wichtigen Entdeckungen *Bradleys*, der Aberration und Nutation geworden. Diese Entdeckungen stellten aber die Beobachtungen dieses grofsen Astronomen so vollständig dar, wie ihre eigene Feinheit erforderte; sie zeigten daher, dafs die jährliche Parallaxe zu klein ist, um sie durch *diese* Beobachtungen an den Tag legen

Digitized by Google

zu können. Man versuchte also *noch gröfsere* Verfeinerung der Beobachtungen, und wandte in der That jedes Mittel an, welches nur einigermafsen geeignet erschien, sehr kleine Gröfsen, in dem mittleren Resultate sehr häufiger Wiederholungen, merkbar hervortreten zu lassen. Allein obgleich einige dieser Versuche wirklich Spuren einer jährlichen Parallaxe angedeutet haben, so sind sie doch immer zu sehr mit den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern vermischt gewesen, um mehr als die Ueberzeugung von der *äufsersten Kleinheit* derselben hervorzubringen; die unzweifelhafte Bestimmung der jährlichen Parallaxe eines Fixsterns ist noch nicht erlangt worden, vielmehr haben viele, nicht gelungene Versuche veranlafst, die Frage danach ruhen zu lassen. Es ist hier nicht der Ort, die umfangreiche Geschichte dieser Bemühungen zu schreiben; wohl aber mufs ich erwähnen, dafs *Herschel*, der Vater, glaubte, den Beobachtungen der gegenseitigen Lage der beiden, einen Doppelstern zusammensetzenden Sterne, eine Genauigkeit geben zu können, geeignet auch Aenderungen von einem kleinen Bruche einer Secunde hervortreten zu lassen. Dieses beruhete auf der Meinung, dafs die Doppelsterne nicht miteinander verbundene Paare seien, sondern durch zwei Sterne von höchst ungleichen Entfernungen gebildet werden, in deren Richtung wir uns sehr nahe befinden. Dieser Versuch, die jährliche Parallaxe der Fixsterne zu beobachten, war die Veranlassung, dafs *Herschel* die Aufsuchung der Doppelsterne unternahm, und brachte der Wissenschaft, so wie früher die ähnliche Absicht *Bradleys*, zwar nicht die Kenntnifs des Gesuchten, dafür aber andere Entdeckungen, welche zu den werthvollsten gehören, die die Astronomie aufzuweisen hat. In dem Laufe dieser Aufsuchung der Doppelsterne lernte *Herschel* eine so grofse Zahl derselben kennen, dafs er zu der Ueberzeugung ihrer *paarweisen Verbindung* geführt und also veranlafst wurde, die Frage nach der jährlichen Parallaxe fahren zu lassen und dagegen die Beobachtung der Verbindung selbst zum Gegenstande seiner Arbeiten zu machen. — Indessen giebt es auch nahe beieinanderstehende Sterne am Himmel, von welchen die nach und nach erlangte Kenntnifs ihrer eigenen Bewegungen entweder gezeigt, oder wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht hat, dafs sie keine *eigentliche*, d. h. paarweise verbundene Doppelsterne sind. Der Stern *α Lyrae*, welcher bekanntlich von der *ersten* Gröfse ist und dadurch eine verhältnifsmäfsig kleine Entfernung von der Erde anzudeuten scheint, gehört zu diesen, indem er einen 43″ entfernten, sehr kleinen Gefährten besitzt, welcher die eigene Bewegung des Hauptsterns nicht theilt. Er ist also geeignet, der Gegenstand einer Beobachtungsreihe über die jährliche Parallaxe zu werden. *Struve* wählt ihn dazu und führt 17 Beobachtungen, zwischen dem November 1835 und December 1836 gemacht, an, welche wirklich die Spur einer jährlichen Parallaxe von 0″, 125 zu verrathen scheinen. Was *Herschel*, in Beziehung auf die Genauigkeit der Beobachtungen, erreichen zu können hoffte, kann man, mit mehrerem Rechte, von dem Dorpater Apparate hoffen; wirklich stimmen die Beobachtungen so nahe untereinander überein, dafs die Ausmittelung einer Gröfse, welche nur den achten Theil einer Secunde beträgt, nicht als eine zu kühne Hoffnung erscheint. Dennoch können nur weit länger fortgesetzte und weit häufiger vervielfältigte Beobachtungen, die sichere Bestimmung einer so kleinen Gröfse gewähren und durch die wirkliche Erkennung derselben, die schon erlangte Ueberzeugung von ihrer äufsersten Kleinheit ergänzen.

Ueber das Werk selbst, dessen Einleitung wir jetzt kennen gelernt haben, kann ich kaum etwas sagen, indem die Messungen der Doppelsterne selbst keines Auszuges fähig sind. Lehrreich sind die Bemerkungen, welche *Struve* den einzelnen Sternen hinzufügt, wenn Anlafs dazu vorhanden ist. Unter den sehr nahen Doppelsternen kömmt die schon von *Herschel* beobachtete Erscheinung einer Bedeckung des einen Sterns durch den anderen verhältnifsmäfsig häufig vor. Auch sind mehrere Fälle vorhanden, in welchen fortgesetzte Beobachtungen einen der beiden, einen Doppelstern zusammensetzenden Sterne, wieder als doppelt haben erkennen lassen, was entweder Folge einer Umlaufsbewegung, oder durch vortheilhaftere atmosphärische Umstände hervorgebracht sein kann.

Von der Gröfse des Hindernisses, welches die zitternden Bewegungen der Luft den Beobachtungen in den Weg legen, welche nur mit starken Vergröfserungen der Fernröhre gemacht werden können, hat nur Der einen Begriff, dessen Anstrengungen häufig dadurch vereitelt worden sind. *Humboldts* Schilderungen des Himmels von Cumana und *Herschels* Erfahrungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ziehen die sehnsüchtigen Blicke der an den Norden von Europa gefesselten Astronomen nach Gegenden, welche ihr Paradies genannt werden können. Indessen überwältigt ernstlicher Willen alle Schwierigkeiten, und trotzt dem Himmel des Nordens etwas ab, was er dem Süden enthüllen zu wollen scheint. *Struvens* Werke sieht Niemand es an, dafs es unter dem 58ten Breitengrade gemacht ist; man würde es ihm aber ansehen, wenn es dreifsig Grade südlicher gemacht wäre.

F. W. Bessel.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

November 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

LI.

1. *The career of Don Carlos since the death of Ferdinand the Seventh: being a chapter in the history of Charles the Fifth. By his Aide-de-camp, the Baron de los Valles. Lond.* 1835. 384 S. *in* 8. Uebers. unter dem Titel: *Geschichte des Don Carlos und des Krieges im nördlichen Spanien. Vom Baron de los Valles. A. d. Engl. von Ungewitter. Berl.* 1835. 201 S. *in* 8.
2. *The most striking events of a twelve month's campaign with Zumalacarregui by Henningsen. Lond.* 1836. 2 *vols in* 8. 307 *u.* 302 S.
3. *The court and camp of Don Carlos. By Honan. Lond.* 1836. 422 S. *in* 8.
4. *Twelve months in the British legion. By an officier of the* 9th *regiment. Lond.* 1836. 273 S. *in* 8.
5. *Spain; and the seat of war in Spain by Herbert Byng Hall. Lond.* 1837. 328 S. *in* 8.
6. *Personal memoirs and correspondence of Colonel Charles Shaw. Comprising a narrative of the war for constitutional liberty in Portugal and Spain. Lond.* 1837. 2 *vols. in* 8. 500 *u.* 660 S.

Bei der Rückkehr der königlichen Familie aus der französischen Gefangenschaft nach Spanien im Jahre 1814 widersetzte sich Don Carlos entschieden der Annahme der 1812 zu Cadix proclamirten Constitution. Schon aus jener Zeit soll die Verstimmung zwischen der sogenannten liberalen Parthei und ihm herrühren. 1820 trat er der wiedererweckten Constitution nicht minder widerstrebend, und nur nach manchen Zögerungen bei. Als er in jener für Spanien so kritischen Zeit seinen königlichen Bruder um das Commando der Garden bat, da er in dieser Stelle die königlichen Prärogativen wirksamer vertheidigen zu können hoffte, wurde dieser Antrag zurückgewiesen.

Seit der Restauration hatte sich inzwischen in der königlichen Familie ein Zwiespalt ausgebildet, vornämlich durch deren weibliche Mitglieder herbeigeführt. Es bestand nämlich eine heftige Spannung zwischen der neapolitanischen Prinzessin Louise Caroline, Gemahlin des Infanten Francisco de Paula, und den beiden portugiesischen Prinzessinnen, von denen die eine Gemahlin des Don Carlos, ältesten Bruders des Königs, die andere Wittwe des verstorbenen Infanten Peter, Vetters des Vorigen, und somit Mutter des im gegenwärtigen, spanischen Bürgerkriege als Feldherr hervorgetretenen Infanten Don Sebastian war. — Die Unfruchtbarkeit der drei ersten Ehen Ferdinand's VII. gab Gelegenheit genug zur Ausbildung aller persönlichen Intriguen, die sich an diesen Familienzwist knüpften. Die constitutionelle Parthei war eben so interessirt, wie die Prinzessin Louise Caroline, Don Carlos auf alle Fälle vom Throne entfernt zu halten. Beide schlossen sich daher an einander, und ihr gemeinschaftlicher Einflufs bestimmte Ferdinand VII., sich von neuem zu vermählen, und zwar mit der Schwester der genannten Prinzessin, mit Marie Christine, der Tochter Franz I., Königs von Neapel. Diese nunmehr stark gewordene Parthei, entschlossen Don Carlos auf alle Fälle vom Throne zu entfernen, setzte zu dem Ende bei Ferdinand VII. eine Veränderung derjenigen Erbfolgeordnung durch, welche im Jahre 1713 von Philipp V. und den damaligen Cortes gemeinschaftlich eingeführt war. Jene Ordnung, auf ältere Gebräuche gestützt, und von dort her „salisches Gesetz" genannt, schlofs die weibliche Descendenz, selbst des Königs

Digitized by Google

eigene Töchter, zu Gunsten der Prinzen von der Succession aus. Die Aufhebung dieses salischen Gesetzes hatte bereits die Cortes-Versammlung im September 1789 durch ein s. g. Expediente, dem jedoch Carl IV. die Bestätigung versagte, beantragt. Auch Ferdinand VII. scheint sich zwar Anfangs gesträubt, und jenes Expediente nicht anerkannt zu haben. Die constitutionelle Parthei wufste nichts destoweniger seinen Widerwillen durch die Einwirkungen des königlichen Günstlings Juan Grijalba zu überwinden. Somit wurde das mit königlicher Sanction versehene Expediente von 1789 am 29. Mai 1830 wirklich in Madrid feierlichst als Gesetz publicirt; wogegen jedoch die sämmtlichen männlichen Mitglieder der verschiedenen Linien, der Familie Bourbon in Frankreich, Sardinien und Neapel, wegen Rechtsverletzung feierlichst protestirten. Der damalige Herzog von Orleans blieb in jener Zeit mit seiner Rechtsverwahrung nicht zurück, indem er einen Grundsatz bestritt, den er kurze Zeit darauf als König der Franzosen, auf mannigfache Weise zu begünstigen angemessen erachtete.

Der Erzählung de los Valles zufolge soll sich Ferdinand VII. später wegen der Folgen, welche durch die Aufhebung des salischen Gesetzes über Spanien gebracht werden dürften, sehr beunruhigt gefühlt haben. Eine Art von Gewissensangst habe ihn daher gegen Ende des Jahres 1832 bestimmt, während einer schweren Krankheit, am 18. September 1835 durch eine eigene Acte jenes Erbfolgegesetz wieder herzustellen. Dieser Widerruf, so fährt de los Valles fort, sei jedoch nicht zur Publicität gekommen, sondern wurde vielmehr in die Hände des ältesten Mitgliedes des Rathes von Castilien gegeben, in der Absicht im Staatsarchive bis zum Tode des Königs niedergelegt zu werden. Anstatt dessen wurde jedoch diese Urkunde noch bei Lebzeiten Ferdinands VII. der Königin Christine, welche während der Krankheit des Königs als Regentin fungirte, ausgeliefert. Diese von ihrer Schwägerin, der Infantin Marie Caroline und durch das von ihnen angestellte liberale Ministerium unterstützt, wufste den König zu bestimmen, jenen letzten Act bald darauf zu widerrufen, so dafs derselbe, wenn er wirklich vollzogen wurde, doch niemals zur Bekanntmachung gekommen ist. Zu Anfang des Jahres 1831, wurde die Prinzessin von Beira (die verwittwete Infantin Marie Therese), auf Betrieb der Königin Christine und deren Schwester, aus Spanien verwiesen. Am 16. Mai verliefs sie Madrid, um sich nach Portugal zu begeben, und wurde, der vom Könige ertheilten Erlaubnifs zufolge, von ihrem Schwager Don Carlos, dessen Gemahlin (ihrer und Don Miguel's von Portugal Schwester), deren drei Söhnen, und endlich von ihrem eigenen Sohne, dem Infanten Sebastian, so wie von dessen Gemahlin, der Infantin Marie Amalie, in die Verbannung begleitet.

Nicht lange darauf erschien Cordova als Abgesandter Ferdinand's VII. im Palaste von Ramalhaõ, um Don Carlos im Namen des Königs zur Eidesleistung zu Gunsten der Thronfolge der Infantin Marie Jsabella aufzufordern und zu bestimmen. Die Wahl des Gesandten mag mehr vom Partheigeiste, als von der Klugheit eingegeben gewesen sein; denn Cordova wird als mit dem Infanten Carlos schon seit längerer Zeit verfeindet geschildert. Auch verweigerte Don Carlos ausdrücklich seine Zustimmung, und verwahrte zugleich förmlichst seine Rechte. In Madrid schritt die constitutionelle Parthei dagegen so weit fort, dafs am 20. Juni 1833 durch die Ceremonie der s. g. *Jura* die öffentliche Eidesleistung zu Gunsten der Prinzessin Marie Jsabella veranstaltet wurde. Nichts destoweniger scheint sich jene Parthei durch die Nähe des vom Throne ausgeschlossenen Infanten beunruhigt gefühlt zu haben. Wenigstens erhielt Don Carlos im Sommer des genannten Jahres aus Madrid Befehl, Portugal zu verlassen, und sich in die päpstlichen Staaten zu begeben. De los Valles zufolge stand der Prinz im Begriff, dem Befehle des Königs zu gehorchen; er soll sich mit den Vorbereitungen der vorgeschriebenen Reise in Coimbra bereits beschäftigt haben, als Lissabon von den Truppen Don Pedro's genommen wurde. Die Entwickelung der Begebenheiten erfuhr eine noch schnellere und stärkere Beschleunigung durch den Tod Ferdinand's VII., der am 29. September 1833 erfolgte. Maria Jsabella, für welche deren Mutter, die Königin Christina, die Zügel ergriff, wurde von den Regierungen in Frankreich und England sofort anerkannt, um dadurch die Legitimisten, so wie die Tories indirect zu bekämpfen. Gleichzeitig liefs König Louis Philipp, um alle Wechselfälle im Auge zu behalten, ein Observations-Corps unter General Harispe an die Pyrenäen rücken. In derselben Zeit nahm die spanische Regierung die allgemeine Entwaffnung der königl. Freiwilli-

Digitized by Google

gen vor, d. h. desjenigen Theiles der männlichen Bevölkerung, der die Beibehaltung der bisherigen Regierungsform wünschte. Schon zu dieser Zeit zeigten sich in verschiedenen Theilen Spaniens, vornämlich aber in Navarra und in den baskischen Provinzen, Bewegungen zu Gunsten der Beibehaltung jener alten Landesverfassung. Don Carlos versuchte durch eine Invasion von Portugal aus jene Gährung für seine Zwecke zu benutzen, und sich somit des Thrones zu bemächtigen. Es gelang ihm aber nicht einmal die Grenzen zu überschreiten. Vielmehr sah er sich nach einiger Zeit völliger Unthätigkeit, wozu ihn vielleicht gänzlicher Mangel an Mitteln, oder auch eigene Neigung bestimmte, vom spanischen Generale Rodil aufs Aeufserste gedrängt und verfolgt. Rodil nämlich commandirte dasjenige christinische Truppen-Corps, welches ursprünglich dem Don Pedro von der Regierung in Madrid zu Hülfe geschickt war, und das nun als Nebenaufgabe auf Don Carlos Jagd machte. Dieser Act des spanischen Bürgerkrieges fand seinen politisch-militairischen Schlufs in der Convention von Evora, 26. Mai 1834, durch welche sich Don Miguel anheischig machte, gegen eine ihm von der portugiesischen Regierung zu zahlende Rente, die Waffen niederzulegen, und Portugal zu verlassen. Da nunmehr auch Don Carlos an dieser Stelle ferner Widerstand zu leisten, sich ohne alle Mittel sah, segelten beide Prinzen am 3. Juni 1834 auf englischen Schiffen aus dem Tajo ab; Don Carlos nach England, Don Miguel nach Genua.

Inzwischen waren, wie bereits oben angedeutet, bald nach dem Tode Ferdinands VII., im Herbste 1833, bewaffnete Haufen gegen die constitutionelle Regierung und deren Verwaltung aufgetreten. Es möchte nicht wohl möglich sein, schon jetzt diese und andere damit verwandte Erscheinungen, in ihrem Ursprunge und ihrer Ursächlichkeit vollständig zu erklären. Doch geht aus den hier angekündigten Schriften folgendes als glaubwürdig hervor.

Die ländliche Bevölkerung, sowohl adeliger und bürgerlicher Geburt, als auch priesterlichen Standes, ist der Mehrzahl nach fast überall in Spanien der carlistischen Parthei zugethan. Vorurtheilsfreie Beobachter behaupten nicht, dafs dieser Theil der Nation der Person des Don Carlos mit besonderer Vorliebe anhänge; sie bemerken vielmehr, dafs der Spanier, und namentlich der spanische Bauer, sich unter der absoluten Regierungsform einer sehr ausgedehnten, persönlichen Unabhängigkeit erfreuete, welche ihm den damaligen Zustand werth machte, während er durch Einführung der Constitution und den daraus hervorgehenden Verwaltungs-Maafsregeln mancherlei Beschränkungen erfuhr. Jenen alten liebgewordenen Zustand — namentlich die Fueros der baskischen Provinzen — will der Landmann mit den Waffen in der Hand bewahren oder wieder erobern. Nach dieser Darstellung, worin wir Henningsen, der selbst Carlist seiner Gesinnung nach, so wie anderen Schriftstellern folgen, hätte sich die grofse Mehrzahl der Carlisten zwar zur Aufrechthaltung des Principes der Legitimität, eigentlich jedoch für die Beschützung ihres individuellen politischen Standpunktes bewaffnet. Don Carlos gilt ihnen hiernach nur als personificirter Repräsentant und Vereinigungspunkt ihrer Ideen und Wünsche. — Das constitutionelle System findet dagegen, der Menge, so wie der Leistungsfähigkeit nach, seine wichtigsten Stützen in den grofsen Städten. Diese sind in Spanien fast ohne Ausnahme Seehäfen oder doch Handelsstädte an bedeutenden Strömen. Handel- und Wasserstrafsen haben auch hier, wie überall, die Menschen in ferne Länder geführt. So hat die städtische Bevölkerung die Resultate der neuen europäischen Bildung und die damit verbundenen Vortheile kennen gelernt, obschon Grund genug vorhanden, wonach bezweifelt werden darf, ob in ihr die Einsichten weit verbreitet seien, ohne welche ein verbesserter Zustand wohl bemerkt, aber nicht hervorgerufen werden kann. Jedenfalls befinden sich jene Städte im Zustande der Unruhe und des Begehrens nach neuen politischen Formen, während das platte Land sich mit seinen Vorstellungen und Bedürfnissen immer noch im 15ten und 16ten Jahrhunderte bewegt. In diesem Gegensatz, in dieser zwiespältigen Richtung ist der eigentliche Grund des Kampfes zu suchen, unter dessen Verwüstungen eine Bevölkerung leidet, deren Vorfahren einige Jahrhunderte früher unserm Erdtheile Vorbilder und Lehrer waren.

Diese städtische, oder was ziemlich gleichbedeutend ist, constitutionelle Parthei soll dem numerischen Verhältnisse nach sich durchaus in der Minderzahl befinden; Henningsen's Angabe zufolge sogar nur $\frac{1}{10}$ der gesammten Bevölkerung betragen. Sollte diese Angabe wirklich ihre Richtigkeit haben, so mufs die

Digitized by Google

lange Dauer des Widerstandes — nunmehr seit vier Jahren — den die Christinos zu leisten vermochten, in der That überraschen. Dem sei wie ihm wolle, so kommen den Christinos jedenfalls die Gewalt und die Mittel zu statten, in deren Besitz sich jede bestehende Regierung befindet; aufserdem aber die grofsen Reichthümer des Handelstandes in wichtigen Plätzen, wie Cadix, Barcelona, Bilbao u. s. w. Diese Reichthümer des Kaufmannsstandes fallen um so gewichtiger in die Schaale, da der alte Adel in Spanien, wie in den meisten Ländern Europas, in Folge der industriellen und politischen Bewegungen des 18ten und 19ten Jahrhunderts, verarmt und verschuldet ist, und sich daher nicht mehr des wichtigen Einflusses früherer Jahrhunderte erfreuet.

So standen bei Ferdinand's Tode die Partheien scharf gesondert gegen einander, als die Verwaltung bei Don Carlos Entfernung, wie wir gesehen haben, einstweilen ohne materiellen Widerstand von Bedeutung in die Hände der Constitutionellen fiel. Die aus der Constitution hervorfliefsende Gesetzgebung und Verwaltung verletzte die ländliche Bevölkerung in ihren Vorstellungen und Gewohnheiten. Sehr bald zeigten sich dem zufolge Guerilla-Haufen in verschiedenen Theilen des Landes. Schon am 12. Oktober 1833 proclamirte Eraso, welcher eben dadurch der Bedeutendste unter den zuerst hervortretenden Partheigängern wurde, in Roncesvalles den Don Carlos als König. Wenn schon dieser Akt als eigentlicher Ausgangspunkt des neuesten Bürgerkriegs in Spanien angesehen werden mufs, so fehlte es den Unternehmungen der Carlisten doch immer noch an Zusammenhang; denn jeder der carlistischen Chefs handelte für eigene Rechnung, und war eifersüchtig darauf bedacht, seine Unabhängigkeit vor dem Einflufse der übrigen zu bewahren. Dieser Mangel an Einheit mufste um so nachtheiliger auf die Gestaltung der carlistischen Angelegenheiten einwirken, da in jener Periode die Christinos einsichtsvoller und zusammenhängender, als ihre Feinde operirten. Dennoch vermochten die Truppen der Königin-Regentin die kleinen Haufen der Gegner nicht zu bewältigen: so grofs waren die Schwierigkeiten, auf welche die Constitutionellen gleich anfangs stiefsen, und die vornämlich in der Gesinnung ihrer Gegner, so wie in der Beschaffenheit des Bodens, auf welchen diese den Kampf zu bringen wufsten, zu suchen sind. Die Lage der Carlisten wurde jedoch, bei der Ungleichheit des Kampfes, allmälig immer schwieriger, so dafs Zumalacarregui gleichsam als Retter seiner Parthei angesehen werden darf. Durch zwei Eigenschaften gewann unter seiner Leitung die von ihm vertheidigte Sache in merkwürdig kurzer Zeit ein unerwartetes Uebergewicht. Erstlich besafs er das Talent eines Truppen-Organisators in seltenem Mafse. Als er die Oberanführung in seinem Vaterlande, Biscaya, übernahm, folgten ihm 7—800 Mann in ungeordneten Haufen. Und da er nach einer vierzehnmonatlichen Commando-Führung durch den Tod aus seiner glänzenden Laufbahn gerissen wurde, hinterliefs er den Seinigen ein wohl organisirtes Heer von 28,000 M. mit 28 Geschützen, welche erst hatten erobert werden müssen. Diese ganze Schöpfung war sein Werk. Im Felde glänzte er mit einem anderen, nicht minder grofsen Talente. Er wufste Angriff und Vertheidigung so richtig und so ganz sachgemäfs mit einander in Verbindung zu bringen, ferner verstand Zumalacarregui den Feind durch unveränderte Thätigkeit und Marschlust so vielfach zu bedrängen: dafs er, um in den baskischen Gebirgen den Herren zu spielen, nicht langer Zeit bedurfte. Diese Ueberlegenheit verschaffte ihm gleichzeitig in der eigenen Armee ein grofses Ansehen; daher mufsten ihm die übrigen Carlisten-Chefs, wenigstens in Nordspanien, willig oder unwillig den Befehl zugestehen, was als eins der wichtigsten Förderungsmittel ihrer Sache anzusehen ist. Nicht minder günstig wirkte, dafs Don Carlos sich in der Mitte seiner Parthei einfand, und ihr dadurch einen politischen Mittelpunkt verschaffte, wie ihr durch Zumalacarregui ein militairischer zu Theil geworden war. Am 1ten Juli 1834 hatte Don Carlos seine Abreise aus England angetreten, über Paris und Bayonne fortgesetzt, und schon am 9ten Juli betrat er in der Gegend der letzteren Stadt den spanischen Boden. Ueber diese abentheuerliche Reiseunternehmung finden sich die pikantesten Mittheilungen, deren Genauigkeit wir übrigens dahin gestellt sein lassen müssen, in dem unter No. 1. aufgeführten Werke des Baron de los Valles, des einzigen Begleiters des Prinzen bei diesem merkwürdigen Unternehmen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

The career of Don Carlos etc. by de los Valles etc.

(Schluſs.)

Sobald Zumalacarregui sein Corps bis auf einige tausend Mann vermehrt hatte, scheuete er das Zusammentreffen mit den Christinos in gröſseren Gefechten, welche in den spanischen Berichten durchgehends als Schlachten figuriren, durchaus nicht mehr. Zweie unter diesen waren es vorzüglich, deren Gewinn Zumalacarregui gestattete, seine Operationen über den engern Kreis des baskischen Gebirgslandes auf die benachbarten Provinzen auszudehnen. Jene beiden Gefechte sind die am 27ten und 28ten Oktober 1834 bei Vittoria, so wie im Januar 1835 bei Segura. Eine lange Reihe kleiner Postengefechte, deren Namen sogar diesen Blättern fremd bleiben dürfen, bereiteten die wichtigeren Schläge vor, oder folgten denselben.

Nach solchen Siegen wendete sich Zumalacarregui gegen Bilbao, dessen Besitz, als Hafenplatz, wegen der überseeischen Verbindung, für beide Partheien von gröſster Wichtigkeit ist.

Bei den Angriffen auf diese Stadt, zu Anfang des Jahres 1836, empfing Zumalacarregui eine tödtliche Wunde, der bald sein Tod folgte, wodurch seiner Parthei ein bis jetzt noch unersetzter Verlust zugefügt worden ist.

Noch vor seinem Tode hatte Zumalacarregui einen Akt der Menschlichkeit ausgeübt, der zugleich die Früchte der Klugheit brachte. Nämlich seit die carlistischen Bewegungen am Ende des Jahres 1833 gefährlich zu werden droheten, hatten die Anführer der Christinos gegen ihre Feinde mit den strengsten Maſsregeln, als gegen Rebellen verfahren zu müssen, und auf diesem Wege den Widerstand beseitigen zu können geglaubt. Im Januar 1834 wurde aus dem Hauptquartier der constitutionellen Armee in einer eigenen Proclamation verkündet, daſs jeder gefangene Carlist, ohne Unterschied des Ranges, erschossen werden würde. Quesada hatte dieser Maxime zuerst Eingang verschafft; Rodil dehnte sie sogar auf alle unbewaffnete Einwohner aus, insofern man bei ihnen carlistische Gesinnungen voraussetzte. Zumalacarregui sah sich unter diesen Umständen zur Erwiderung dieser eben so unpolitischen als unmenschlichen Maaſsregel fortgerissen. Auf die Weise wurden alle Gräuel des Bürgerkrieges in jene Kämpfe verflochten. Da nahm sich das groſsbritannische Gouvernement der leidenden spanischen Nation an; und Lord Elliot, als englischer Commissarius, vermittelte einen Vertrag, demzufolge Gefangene nicht mehr getödtet werden sollten, wogegen deren Auswechselung bedingt wurde. Der Vertrag, am 25. April 1835 zu Asarta abgeschlossen, sollte nicht als Staatsact, sondern nur als eine militairische Convention betrachtet werden, und wurde deshalb lediglich von den beiderseitigen commandirenden Generalen unterzeichnet. Nichts destoweniger lag der aus der Verhandlung hervorgehende Vortheil auf Seiten der Carlisten, denn die Christinos gaben eine befolgte Maxime förmlich auf; und erkannten, wenn schon nicht de jure, doch faktisch die Carlisten als Macht an.

Minder günstig für Don Carlos fiel eine Einmischung Groſsbritanniens in anderer Beziehung aus. Nämlich schon im Sommer 1834 meldeten die Generale der constitutionellen Nordarmee, Valdez und Cordova, officiel nach Madrid, die zu ihrer Disposition gestellten Streitkräfte zeigten sich zu schwach zur Besiegung der Carlisten. Sie trugen gleichzeitig förmlich darauf an, daſs die Regierung auf Erfüllung des Quadrupel-Alliance-Traktates dringen möchte. Der beregte Antrag erfolgte hierauf wirklich von Seiten der Königin

Digitized by Google

Christine. England und Frankreich verweigerten zwar eine directe Intervention; doch gestattete jenes Anwerbungen zu Gunsten der Königin, und Frankreich überliefs ihr die Algiersche Fremden-Legion. Die ersten Abtheilungen der in England geworbenen Hülfs-Legion landeten auf verschiedenen Punkten der Nordspanischen Küsten, vornämlich in San Sebastian, seit Juli 1835. Die französische Fremden-Legion erschien dagegen später, doch noch in dem nämlichen Jahre in Katalonien. Am mittleren Ebro vereinigten sich beide während des zunächst folgenden Winters. Wenn man den geringen Widerstand erwägt, welcher in dieser Periode von den spanischen Constitutionellen geleistet wurde, so erscheint es allerdings nicht unglaublich, dafs schon damals Don Carlos directe Versuche auf Madrid, oder doch über die Ebro-Gränze hinaus, ganz füglich hätte unternehmen können, wofern jene Hülfsvölker nicht zu bekämpfen gewesen wären, welche in mehreren Fällen sogar durch königlich-englische Truppen unterstützt wurden.

Nämlich schon 1834 nahmen grofsbritannische Marine-Soldaten an der Vertheidigung von Bilbao lebhaft Theil. Diese Erscheinung, welche einen grellen Gegensatz mit dem von jener Seite her so oft reclamirten Grundsatze der Nichtintervention bildet, hat sich seit der Zeit auf verschiedenen Küstenpunkten, wo die Waffen der Carlisten sieghaft fochten, immer wiederholt. Dergleichen Widersprüche in Einklang zu bringen, überlassen wir gern den systematischen Vertheidigern der Volkssouverainität! —

Die fremden Hülfs-Truppen stachen zwar in ihrem Aeufseren sehr vortheilhaft gegen die kaum bekleidete spanische Nationalarmee ab. Aber an Leistungsfähigkeit thaten es diese Fremden, welche den unaufhörlichen Entbehrungen häufig unterlagen, den spanischen Soldaten bei weitem nicht gleich. Das ungewohnte Klima wirkte nicht minder zerstörend auf jene Hülfs-Corps, als die gänzliche Vernachlässigung, welche sie von Seiten der constitutionellen Regierung in Madrid, wahrscheinlich wohl wegen deren eigenen Mittellosigkeit, erfuhren. Die englische Legion, welche am meisten litt, ohne Zweifel, da der englische Soldat an eine sehr reichliche und regelmäfsige Verpflegung gewöhnt ist, scheint zu Ende des Winters $18\frac{35}{36}$ gröfstentheils nicht mehr schlagfertig gewesen zu sein. Neben diesen Ergebnissen mögen die Zerwürfnisse oder die Unfähigkeit der spanischen Generale der Sache der Constitution während der Feldzüge von 1835 u. 36 nicht minder geschadet haben. So die Stellung des Jauregui zu Cordova. Gaspar de Jauregui ist bei Tolosa als Schaafhirte — daher gewöhnlich el pastor genannt — erwachsen, hatte sich aber im Befreiungskriege hervorgethan, und gegenwärtig den Rang eines Brigade-Generals erlangt. Er kommandirte die spanischen Truppen in und um San Sebastian. Cordova, der persönliche Feind des Don Carlos, und daher von dessen Sache abgefallen, so wie gleichzeitig Günstling der Königin Regentin, fungirte als kommandirender General und hielt die Ebro-Linie. Sein Hauptquartier war der Sammelplatz des christinischen Adels. Jauregui wurde dort wegen seines Geburtsverhältnisses nur mit Geringschätzung behandelt. Der commandirende General rechtfertigte jedoch keinesweges die von ihm gehegten Erwartungen. Einige zeihen ihn der Unfähigkeit, Andere der Verrätherei; eine Anklage, welche man in Zeiten leidenschaftlicher Parthei-Aufregungen zu hören gewohnt ist. Die Zeit wird über diesen, durch seine damalige Stellung wichtig gewordenen Mann aufklären. Nachtheilig für die Sache, welcher er nunmehr seinen thatenlosen Arm geliehen, blieb es jedenfalls, dafs er in gänzlicher Selbsttäuschung befangen sich für eine der wichtigsten Personen seines Vaterlandes hielt; und das Vertrauen so wie die Anhänglichkeit der Armee in so hohem Grade erworben zu haben meinte, dafs er durch dieselbe die Cortes-Versammlung beherrschen, und somit zu jeder Zeit seine Gebieterin nach innen, wie nach aufsen schützen zu können wähnte. Wir, bemüht, wahr und billig zu urtheilen, glauben in dieser gänzlichen Selbstverblendung den Schlüssel zu Cordova's Benehmen und erzwungener Flucht sehen zu dürfen. Der geringe Erfolg der kläglichen Operationen der Christinos, nach Ankunft der Fremden-Legionen war folgender. Noch im Jahr 1835, nach Landung des englischen Corps, wurde versucht von San Sebastian her die Stellung der Carlisten in den baskischen Provinzen zu sprengen. Die Unternehmung mifsglückte jedoch, und am Ende führte man die in und bei San Sebastian und Santander aufgestellten Streitkräfte über Bilbao und auf manchen Umwegen an den mittleren Ebro. Hier

Digitized by Google

concentrirte Cordova möglichst viele Truppen — Spanier, Engländer und Franzosen — um mit denselben, von S. her den Angriff auszuführen, der einige Monate früher, aus San Sebastian geleitet, wie gesagt, gänzlich mifslungen war.

Die Gefechte bei Vittoria, im Januar 1836, die wichtigsten, welche bis dahin geliefert waren, fielen für die Constitutionellen völlig nachtheilig aus. In Folge dessen zogen sich diese in die Städte zurück, mufsten sich in denselben auf die Defensive beschränken, und den Carlisten den Besitz des platten Landes überlassen. In der That finden wir nun auch bereits im Mai 1836 die carlistische Bewegung in Galicien, Aragonien und Catalonien nicht nur verbreitet, sondern selbst gewurzelt.

Nur bis zu diesem Abschnitte des Krieges begleiten uns die Zeugnisse der am Eingange genannten Schriften in genügenderer Weise. Die späteren Begebenheiten kennen wir bis jetzt einzig durch die ihrer Natur nach unzuverlässigen Zeitungsberichte. Auch gewähren hier die Begebenheiten selbst dem Berichterstatter einen Ruhepunkt, da von nun an der Kampf einen erweiterten, über den Ebro hinaus liegenden Schauplatz gewinnt, auf welchem Gomez, als Vorläufer gröfserer Unternehmungen, zuerst auftrat. Mag dieser eben so betrübende, als merkwürdige Kampf einen Ausgang nehmen, welchen er will: so wird Don Carlos jedenfalls in der Eifersucht der Navarresen und Basken gegen die ihnen benachbarten Catalonier, so wie im Widerwillen der Ersteren, aufserhalb ihrer Gebirge zu fechten, eine nicht leicht zu besiegende Schwierigkeit finden.

Doch, wir bekennen zu zweifeln, dafs dieser Kampf überall mit den Waffen zu Ende gebracht werden könne. Wir haben oben bereits nachgewiesen, dafs er aus der divergirenden Bildung und der daraus entsprungenen Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile des Volkes entstanden sei. Frieden kann mithin nur der Machthaber über dieses gesegnete, aber unglückliche Land herbeiführen, welcher diese Ungleichheiten zu verschmelzen verstehet. Ein solches Werk kann nicht das Erzeugnifs des Augenblickes sein, wir fürchten daher, dafs die pyrenäische Halbinsel noch geraume Zeit an den unnatürlichen Maafsregeln von Regierungen, welche für keine gleichmäfsige Fortbildung aller Theile des Volkes fürsorgten, nachleiden werde.

Nach dieser Schlufsbemerkung bleibt uns nur noch die Angabe der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der hier in Rede stehenden Schriften, aus denen in den vorhergehenden Zeilen die wichtigsten Thatsachen kurz zusammengestellt waren, übrig.

Der Verfasser von No. 1. heifst ursprünglich Xavier August de St. Sylvain. Seiner Gesinnung nach streng carlistisch und von Geburt Franzose, übernahm er in verschiedenen Ländern Europa's mancherlei legitimistische Missionen. Am Ende schlofs er sich fest an Don Carlos an, wofür ihn dieser zum Baron de los Valles ernannte. Bei Abfassung seiner Schrift, welche den Zeitraum vom Tode Ferdinand's VII. bis zum April 1835 umfafst, beabsichtigte er vorzugsweise eine Darstellung der politisch-diplomatischen Begebenheiten jenes Zeitraums, insofern sie sich auf Don Carlos beziehen. Wir finden Herrn St. Sylvain überall im Vordergrunde seiner Erzählungen, und müssen dahin gestellt sein lassen, in wie weit dieselben gerade in dieser Beziehung vollen Glauben verdienen. Unstreitig lagen ihm gute Materialien vor, und seine Schrift, obschon durchaus im Sinne seiner Parthei abgefafst, läfst tiefe Blicke in den Zusammenhang der dargestellten Begebenheiten thun. Die am Ende der Schrift mitgetheilten Urkunden und officiellen Aktenstücke sind um so willkommener, da sie, wenigstens theilweise, bisher auf keinem anderen Wege zu unserer Kenntnifs gelangt waren. Da der Verfasser nicht darauf ausging, die Hauptwendungen der Begebenheiten in ein helles Licht zu stellen, sondern vielmehr vorzieht, alle Verwickelungen der Verhältnisse und Verhandlungen, oft bis in die kleinsten Nuancen, nachzuweisen, so fesselt seine Darstellungsart nicht immer gleichmäfsig.

Die oben erwähnte Uebersetzung ist in einer fliefsenden Sprache abgefafst; doch vermissen wir in ihr das vom Verf. an die Spitze gestellte Zueignungsschreiben an die Prinzefsin von Beira.

No. 2. Henningsen's Schrift umfafst den Zeitraum vom Ende des Jahres 1833 bis Anfang 1835. In ihr werden viele äufserst interessante Thatsachen, zu deren Kenntnifs nur ein Augenzeuge durch eigene Anschauung gelangen konnte, mitgetheilt. Der Verf.,

Digitized by Google

obschon Carlist, spricht sich dennoch mit so seltener Unpartheilichkeit aus, dafs sein Werk auch für spätere Geschichtsforscher eine wohl zu beachtende Quelle bleiben wird. Zu bedauern ist, dafs das Ganze eines sichern Planes und der Ordnung ermangelt. Daher erscheint Zusammengehöriges nicht selten getrennt, und Fremdartiges dagegen zusammengestellt. Diese Unregelmäfsigkeit erschwert die Benutzung des Buches. — Eine willkommene Zugabe ist das nach der Natur gezeichnete Bildnifs Zumalacarregui's.

Honan, der Verf. von No. 3., reiste wie viele Engländer zum Zeitvertreib, oder um Stoff zu Correspondenzartikeln für Zeitschriften zu erjagen. Er besuchte die baskischen und die denselben benachbarten Provinzen vom December 1834 bis März 1835, und theilt in seinem Buche mit, was er dort hörte und sah. Zwar vorurtheilsfrei, wie ein Mann, dem aus Nachdenken und Erfahrung der Werth einer festbegründeten, monarchischen Regierungsform klar geworden ist; aber dagegen ohne alle hervorstechende Eigenthümlichkeit. Zugleich vornehm flach erzählt er nicht selten mit nüchterner Breite was ihm begegnete, aber für Andere ohne Interesse sein mufs; während er bei viel wichtigeren Gegenständen ungenügend schnell vorübergeht.

Der Verf. von No. 4. kam mit der britischen Legion im Juli 1835 nach San Sebastian, wohnte den Zügen seines Corps bei, und kehrte, nachdem er Anfang Mai 1836 verwundet, noch in dem nämlichen Monate in sein Vaterland zurück. In seiner subalternen Stellung scheint er keine Gelegenheit gefunden zu haben, den höhern Zusammenhang der militairisch-politischen Begebenheiten zu erfahren. Dagegen lernen wir aus seinem Buche die Natur des dortigen Krieges und Landes auf recht anschauliche Weise kennen.

Sir Herbert Byng Hall, Verf. von No. 5., diente vom Sommer 1835 bis zum Frühjahr 1836 in der britischen Legion, und zwar als Adjutant des Generals Evans. In dieser Stellung und während seines längeren Aufenthaltes in Cordova's Hauptquartier, fand er Veranlassung, Personen und Begebenheiten zu beobachten. Nur schildert er oft breit und flach, wo einige kräftige Pinselstriche besser am Platze gewesen wären. Bemerkenswerth ist, dafs dieses Buch — welches übrigens bruchstückweise schon früher in United service journal mitgetheilt worden — neben der Erzählung der Kriegsbegebenheiten des genannten Zeitraums, auch ein Bild der Kriegführung und der Kriegsmittel beider kriegführenden Partheien nicht ohne Geschick liefert.

No. 6. Der Verf. giebt hier in Memoiren und Briefen, meist an Verwandte geschrieben, Nachrichten über Begebenheiten, welche er während seiner ganzen militairischen Laufbahn, d. h. seit den letzten Feldzügen gegen Napoleon, erlebte. Jedoch beziehen sie sich gröfstentheils auf die Bürgerkriege in Portugal und Spanien seit dem Jahre 1831, an denen Shaw dort zu Gunsten Don Pedro's, hier für die Königin Christine Theil nahm. Die letzte Hälfte des 2ten Bandes ist ausschliefslich dem Kriege in Nordspanien gewidmet, in welchem der Verf. die schottische Brigade der britischen Legion commandirte. Ohne Zweifel wäre er im Stande gewesen, in dieser Stellung manche genügende Aufschlüsse über die dortigen Kriegsbegebenheiten mitzutheilen. Anstatt dessen werden wir jedoch von dem innern Getriebe in der Legion, welche schon seit ihrer Entstehung den Keim der Auflösung in sich getragen zu haben scheint; ja wir werden sogar von den Privatverhältnissen und der persönlichen Stellung des Verfassers vielfach unterhalten. Anmafsungen dieser Art scheinen der eigentliche Fluch der gegenwärtig der Veröffentlichung so häufig übergebenen Briefwechsel zu sein! —

H. v. Gansauge.

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

LII.

Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden mit geschichtlicher Berücksichtigung der frühern Agenden. Ein kritischer Beitrag zur evangelischen Liturgik von Georg Friedrich Wilhelm Kapp, der Philos. Dr. u. Pfarrer zu Baireuth. Erlangen, 1831. *bei Johann Jacob Palm und Ernst Enke. XII u.* 364 *S. gr.* 8.

Zu den Büchern, welche ganz besonders auf den Dank der nächsten evangelischen kirchlichen Gegenwart volles Recht haben, gehört unstreitig das oben angezeigte, und diefs sowohl durch die gründliche, gelehrte und denkende Behandlung des Stoffs, als auch durch das durchaus Zeitgemäfse seiner Bestimmung. Wenn nun diefs gehaltvolle Buch bisher in diesen und andern Blättern nicht die ihm gebührende kritische Würdigung gefunden hat, so lag diefs allerdings wohl in Zufälligkeiten, mehr aber noch darin, dafs es nicht leicht ist, über eine solche Fülle von concretem, unter allgemeine Regeln und Grundsätze gebrachtem, Stoff, in der Beurtheilung Herr zu werden, und mit Hintansetzung aller Zeitmeinungen und individueller Ansichten einen Standpunct für die Kritik zu gewinnen. Wohl ist es leichter, nach einer gewonnenen selbst begriffsgemäfsen Erkenntnifs des Wesens des christlichen Cultus und seiner factischen Gliederung allerlei Beachtenswerthes zu sagen; verdienstlicher und schwieriger ist es aber da, wo das usuell und zu Recht Bestandene allmählich, wie jetzt, abolirt wird, und die neue Zeit neue Institutionen nach dem Grundtypus des Alten begehrt, sowohl einen gediegenen Inhalt, als Form und Maafs für das Neue zu finden. Bekannt ist es, dafs seit zwei Decennien von Seiten der zur Handhabung des protestantischen Kirchenregiments Berufenen mit allem Eifer dahin gestrebt worden ist, die in den evangelischen Kirchen eingetretene liturgische Leere und Nüchternheit, als einen unangemessenen Rückschritt fühlbar zu machen, und an die Stelle des willkürlichen Thuns und Lassens, wieder eine feste wohlorganisirte Sitte zu bilden. War es dem preufsischen Staate vorbehalten, zu diesem verdienstvollen Beginnen zuerst kräftig die Hand zu bieten, und durch eine auf den Grund alter Agenden gebaute kirchliche Ordnung ein neues Interesse für den liturgischen Theil des Cultus zu erwecken: so blieben auch andere Staaten nicht zurück, und suchten die Aufgabe auf theils löbliche, theils minder beifallswürdige Weise, zu lösen. Man kann mit aller Sicherheit annehmen, dafs, wo bisher noch die eingerissene Willkür in dieser Beziehung im Schwange ist, schon die Zeit einer neuen Organisirung kommen werde. Wir sagen absichtlich Organisirung; denn das leuchtet ein, an eine unbedingte Repristination, wie sie auch in der preufsischen Agende nicht Statt hat, kann hierbei nicht gedacht werden. Es fragt sich nun, von welchen theoretischen Grundsätzen soll bei dieser Angelegenheit ausgegangen werden. Diese Frage beantwortete für die in Baiern projectirte Agende der geehrte Verfasser des vorliegenden Buchs. Nicht mehr, so urtheilt der Verf. in der Vorrede, könne in dieser Angelegenheit der Mafsstab subjectiver Empfindungen und Erfahrungen gelten. Auch ein blofs politisches Interesse könne allein nicht hinreichen, sondern es müsse auf theologische Forderungen und Einwendungen ernste Rücksicht genommen werden. Das Verhältnifs der Agende zum Glauben, zum Ganzen des Cultus, und zum Leben der Gemeinde, so wie überhaupt den Zusammenhang des kirchlichen Wesens nicht aus den Augen zu lassen, — das sei die Aufgabe für uns're Zeit. So allein liefsen sich Principien gewinnen, nach denen Agenden sich gestalten, und bearbeitete beur-

Digitized by Google

theilt werden könnten. Der Verf. bemerkt dabei, dafs diese sichern Principien sich nicht in abstracto errathen und aussinnen liefsen, sondern sie müfsten sich aus einer geschichtlichen Ansicht des Kirchenwesens, wie das Gegenwärtige sich aus dem Vergangenen gebildet habe, entwickeln. Seine canones und Regeln sollen daher nicht zum Voraus gemachte Normen sein, sondern reine Ergebnisse, die aus der denkenden Beschäftigung mit liturgischen Gegenständen hervorgehen. Diese ausführlicher in der Vorrede dargelegten Principien müssen wir dem Verf. in einer Angelegenheit, die sich auf einem concreten Gebiete bewegt, und die zugleich eine historische Grundlage hat, zugeben. Jedoch ist weniger dem beizustimmen, wenn es (S. VI) heifst: „die alten und neuen Gebets-Verfertiger, deren Arbeiten der Beibehaltung werth sind, schrieben ihre Formulare nieder, getrieben und geleitet von dem, was sie in sich ausgebildet und abgeklärt hatten, und was ihr Inneres bewegte, ohne sich erst zu besinnen, wie dieses und jenes mit anderen Forderungen übereinstimme, oder nicht. Und eben so wird jeder Geistliche in dem Augenblick, wo er an den heiligen Stätten zu Gott sich wendet, oder die heiligen Actus verrichtet, nicht erst an Norm und Form denken, nach welchen er seine Gedanken ordnen und seine Worte stellen soll, sondern es wird in *der* Art aus ihm hervorgehen, wie er sich selbst dafür gebildet hat, und das Gepräge seines übrigen Wesens haben." — Geben wir zu, dafs in allen Momenten der höhern Productivität, im Strom der Bewegung des concreten Gedankens, die sichtende und sondernde Reflexion, also die negative Kritik, zurücktritt: so ist doch diefs letztere beim producirenden Dichter, Redner, Liturgen u. s. w. theils schon vorangegangen, theils begleitet es unbewufst die Thätigkeit, und es ist daher eine falsche Ansicht unsrer Zeit, wenn man als Unmittelbarkeit etwas erdichtet, was in der Wirklichkeit nicht Statt findet. Schon in den sogenannten Liturgieen der Apostel sieht man das *Planmäfsige*, nicht blofs in den einzelnen Gebeten, Antiphonieen, Responsorien, sondern auch in der ganzen, dafs wir so sagen, dramatischen Anordnung und Vertheilung der einzelnen Gebets-Acte. Schon diefs, dafs keiner öffentlich beten wird, ohne vorher für seine Gedanken eine gewisse Form und Einkleidung gesucht zu haben, zeigt uns, wie die Unmittelbarkeit im Sinne des Improvisirens allein nicht ausreicht. Wenn daher der Hr. Vf. noch hinzufügt: der Tonkünstler wird seine Kunst ausüben, ohne dabei die einzelnen Regeln und Griffe derselben seinem Geiste vorzuführen: so trifft dieses Beispiel das nicht, was gesagt werden soll. Freilich in dem Acte der Execution eines Musikstücks tritt die Reflexion auf das Mechanische und Theoretische der Kunst zurück, und es geht die Virtuosität aus einer scheinbar genialen Unmittelbarkeit hervor; aber wer wüfste nicht, welch' eine reiche Vermittelung diesem Acte vorangegangen sei? Ja! wollte der Verf. nur die Unmittelbarkeit auf dem liturgischen Gebiete geltend machen, so möchten wir ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen, denn das ganze Buch ist ja eine kritische Procedur und Remedur, wornach, wenn diese erst angestellt sind, es zu liturgischen Productionen kommen kann. Uebrigens würden wir uns über diesen Gegenstand nicht so ausführlich erklären, wenn der Hr. Verf. nicht in eben der Vorrede den Satz aufstellte: „Ist einmal die evangelische Kirche in sich selbst fester und gewisser geworden, und werden nur solche Prediger in ihr gefunden, die mit wissenschaftlicher Klarheit und heiligem Eifer das Objective der Kirche stets im Auge behalten, dann mögen liturgische Sammlungen überflüssig sein. Dagegen mufs denn bemerkt werden: das feststehende Liturgische hat nicht blofs die Bestimmung, der Willkür des Einzelnen Einhalt zu thun, sondern soll in einem gröfsern confessionellen Verbande von Gemeinden, sei diefs auch nur in einzelnen Provinzen, ein Gemeinsames und Uebereinstimmendes im Cultus hervorbringen. Eine vom wahren kirchlichen Geiste getragene Uniformität in der liturgischen Ordnung der einzelnen Cultusacte giebt den getrennten Gemeinden das Bewufstsein einer ideellen Einheit und glaubigen Gemeinschaft. Die Liturgie im Sinne der Formularen-Sammlung, in die Hände der Gemeindeglieder gelegt, befördert die active Theilnahme der Hörer an dem Gesprochenen. Das, was gesprochen wird, ist ein alter Bekannter, der schon lieb und werth geworden. Das Gerede, der Eine könne unmöglich für den Andern beten, ist ein abgeschmackter Grundsatz, der in der gewöhnlichen Abstraction, womit er aufgefafst wird, eben so gut das beweiset, was er widerlegen soll. — Hätte nun unser Verf. dem subjectiven Talent nicht so viel zugemuthet, und die Producte der Kirche, wie sie im Laufe

Digitized by Google

der glaubensvollen Zeiten, sowohl aus der Tüchtigkeit der Einzelnen, als aus dem objectiven Geiste der Kirche, hervorgegangen sind, mehr gewürdigt: so möchte das ganze Raisonnement an positiver Bedeutung gewonnen haben, wie es denn nun an so sehr vielen Stellen nur einen Werth als negative Kritik behauptet. Ein durchaus gutes Vorurtheil erweckt für des Verfs. gebildete theologische Stellung die Aeufserung (S. IX.): „der oft bis zum Ekel besprochene Widerstreit zwischen Verstand und Gefühl ist im Grunde nur ersonnen und eingebildet, vielmehr soll es das Streben jedes humanistisch und theologisch Gebildeten sein, Beides immer zu einigen; — — es giebt für mich keine Frömmigkeit und keinen Glauben, der nicht vor der schärfsten Kritik Stich hält, aber auch keine Kritik, die nicht vom frommen Sinn geleitet und begleitet wird." Diefs, dafs er die Einheit des Gefühls und des Verstandes, der Unmittelbarkeit und Vermittelung, wenigstens abstract anerkennt, zeigt, dafs er sich schon sehr losgemacht hat von den gewöhnlichen Richtungen; wäre ihm dabei noch die Erkenntnifs aufgegangen, dafs der Geist eben so sehr Gefühl, Verstand und Vernunft ist, und dafs der letztern es in ihrer speculativen Gestalt zukommt, in der absoluten Wahrheit die Einheit in den Unterschieden zu erkennen und festzuhalten, so würde sicherlich auch diefs der ganzen Schrift mehr Haltung und Tiefe gegeben haben.

In der Einleitung hebt der Verf. auch noch, neben diesen Expectorationen, die mehr zufälligen Veranlassungen zur Herausgabe seiner Schrift hervor. Er wurde nehmlich zur Mitredaction eines neu zu bearbeitenden Entwurfs einer Agende für den Consistorial-Bezirk Baireuth erwählt. Daher wollte er seinen Mitarbeitern eine Uebersicht über die Grundsätze geben, *nach* welchen, und über die Art, *in* welcher, von seiner Seite die Sache angesehen und darin gearbeitet werden müfste.

Von hieraus wenden wir uns zu der Schrift selbst. Sollten wir die 66 in diesem Buche aufgestellten und dann näher besprochenen und erläuterten Canones hier beprüfen: so würde unsre Kritik die uns gesetzten Gränzen zu sehr überschreiten. Es mag daher passender und bequemer sein, unsre Bemerkungen unter allgemeine Rubriken zu bringen und zwar so, dafs wir zuerst das, wodurch sich diefs Buch in Wahrheit von den aus dem vulgären subjectiven Protestantismus hervorgegangenen Ansichten über Liturgik, vortheilhaft auszeichnet, hervorheben, und dann auch den Tadel nicht verschweigen.

1) Wer über den Cultus und dessen Theorie schreiben will, soll vor allen Dingen erkennen, dafs den christlich kirchlichen Gemeinschaften in ihrer confessionellen Gestaltung ein ihrem Geiste und Leben angemessener Cultus nothwendig zukommt, in welchem theils *feste*, theils *bewegliche* gottesdienstliche Acte mit einander abwechseln. Wenn nun gleich der Verf. mehr assertorisch, als durch eine aus dem Begriff des Cultus selbst, hervorgehende Entwickelung das Angegebene an vielen zerstreuten Stellen einleuchtend zu machen sucht; so zeugt doch das Beigebrachte von einer tiefern Anschauung vom Wesen des Cultus. In einer noch zu erwartenden Liturgik wird das Vorgebrachte nicht unbenutzt bleiben dürfen.

2) Geht aus dem ganzen Buche hervor, dafs der Verf. erkannt hat, wie der subjective moderne Protestantismus nicht blofs den liturgischen Theil des Cultus zu sehr beeinträchtigt hat, sondern wie diese Richtung auch einen unerbaulichen entweder trocken docirenden, oder verweichlichenden sentimentalen Ton in die neuen Formulare eingeschwärzt, und die eigentliche durch Luther geschaffene kraft- und saftvolle Kirchensprache nebst dem evangelischen Inhalte allmählich abhanden gekommen sei. Wir heben in dieser Beziehung, zugleich aber auch als Probe der Darstellung, S. 38 ff. hervor, wo es heifst: „Man hüte sich in das Extrem der Sentimentalität zu fallen. Die Formulare der frühern Zeit haben einen kräftigen Ton, aber wie ganz anders lauten so viele neuere! Nicht genug, dafs man die Empfindsamkeit und Weinerlichkeit in die Predigten und Reden eingeschwärzt hat, und mit solchem Gut die Menschheit nur in der Schwäche erhält, anstatt erbauet; auch den liturgischen Formularen hat man solche Manier beizubringen gewufst! Anstatt zum Herzen zu sprechen, anstatt das Gefühl, d. h. das Innerste im Menschengeist, anzustimmen, hat man es darauf angelegt, die weichen Empfindungen zu rühren, und gar oft nichts Anderes, als die Register aller wehmüthigen Erinnerungen hervorgezogen. Aber so wie „Herr Herr" sagen keine Gerechtigkeit ist, so ist auch der Thränen-Ergufs und die seufzende Stimmung noch keine Frömmigkeit. Vielmehr ist die Religion, je reiner und vollkommner

Digitized by Google

sie ist, eine innere Kraft, kein zaghaftes, sondern ein starkes, Gott ergebenes und Gott vertrauendes Gefühl. Diesen Charakter soll jedes Formular haben. Mit weinerlichen Empfindungen, süfslichen Stimmungen, und seufzenden Exclamationen, möge ja keine Agende erfüllt sein; denn mit solchem schwachen Zeug hat der christliche Ernst Nichts zu schaffen und einem kräftigen Gemüth, so wie einer einfachen schlichten Natur ist dergleichen ein Anstofs und ein Aergernifs." u. s. w. Vgl. auch S. 24 u. 37.

3) Erkennt der Verf. sehr gut, dafs bestimmte Gränzen zwischen dem Homiletischen und Liturgischen im Cultus seien. Auch diese Einsicht ist nicht gering anzuschlagen, da man eben im neuern Protestantismus Beides in der Weise confundirt, dafs Alles in's Homiletische und Hymnische aufgehen soll.

4) Macht das Buch einen höhern Ernst, eine wahre Erhabenheit der im Cultus geläufigen Gedanken geltend, und fordert, dafs alle unedlen unwürdigen kleinlichen Vorstellungen ausgeschlossen sein sollen. Vgl. besonders S. 50 ff. Hierher gehört auch die Forderung S. 52, dafs das Gebet kein eigentliches Sünden-Züchtigungs-Mittel sei; auch diefs, dafs man in Anreden zu den Sacramenten sich nicht bemühen soll, die Sache plausibel zu machen. Was der Verf. über spiefsbürgerliche Anschauungen sagt, können gewisse theologische Richtungen nicht ernstlich genug beherzigen.

5) Die gewifs gerechte Forderung, dafs die Agende durchaus aus dem kirchlichen Glauben hervorgegangen sein müsse. S. 60 ff. Daher Bewährung des eigenthümlich kirchlichen Charakters. S. 63. Warnung vor dem Verschwimmen in's Allgemeine. Aller geistlicher Segen sei uns nur in und durch Christi Sendung gekommen. Deshalb müsse die Agende einen christlichen Charakter haben. Luthers neugeschaffene Kirchensprache im Gegensatz gegen die Kotzebueische ehr- und zuchtlose Weichlichkeit. In Bezug auf den bibl. Charakter will der Verf. alle solche Stellen aus einer Agende entfernt wissen, deren Auslegung noch streitig und zweifelhaft sei. Auch ist nicht uninteressant, was über Fafslichkeit und Klarheit der Gedanken, über reinen deutschen Ausdruck, über Rundung und Schwung der Perioden, gesagt wird.

6) Entfernung aller homiletischen und liturgischen Uebertreibungen, unbiblischer, nur temporärer Meinungen, wodurch schiefe und unreine Gesinnungen gefördert würden. Weder eine falsche Dogmatik, noch Ethik, noch Physik, sei zu dulden! Besonders mufs hier ausgezeichnet werden, was der Verfasser (S. 80 ff.) vom Satans-Glauben in der plumpsten und abergläubigsten Gestalt, was er vom Verderben der menschlichen Natur, so fern auch diefs Dogma so oft outrirt und alterirt wird, eben so wahr, als gediegen vorbringt.

7) Die Liturgie soll der Ausdruck einer Gesammtgesinnung der Kirche sein. Immer sei der Liturgus nur das Organ, oder der Mund der Kirche, welcher nicht in seinem Namen und nicht das Seinige, sondern im Auftrage der Kirche nur das der Kirche ausspricht und behandelt. (S. 148) Daher sind Kirchengebete nur solche, die im Bewufstsein einer gemeinsamen religiösen Verbindung ausgesprochen werden.

Giebt uns nun das Angeführte, was wir der Kürze halber unter gewisse Rubriken zusammenziehen mufsten, vollgültiges Zeugnifs von dem sichern Tacte, von dem richtigen Mafs und Geschmack des Verfassers: so kann doch auch die Kritik manche Ausstellungen nicht unterdrücken. Auch hier wollen wir uns nicht an den 66 Canones bewegen, sondern den auseinandergehaltenen Inhalt unter gewisse Gesichtspunkte bringen.

1) Bemerken wir, dafs es allerdings nicht die dürftigen Categorien der modernen subjectiven Theologie sind, in welchen der Verf. denkt; es begegnet ihm aber doch, dafs er sehr oft, statt aus der sachlichen Anschauung zu reden, es nur zu abstracten psychologischen Bestimmungen bringt. Zum Beispiel heifst es: (S. 27). Jeder vollkommene Gottesdienst mufs zwei Theile haben. Er soll eben so wohl die Seele in die religiöse Stimmung versetzen, oder darin bestärken, als er auch die religiöse Gesinnung zum Bewufstsein bringen, darüber den Menschen verständigen und ihn zur rechten That leiten soll. Das „in religiöse Stimmung-Versetzen" vindicirt der Verf. dem liturgischen Theile des Cultus. Diese Angabe aber leidet, wie gesagt, an einer vagen Unbestimmtheit.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden mit geschichtlicher Berücksichtigung der frühern Agenden. Ein kritischer Beitrag zur evangelischen Liturgik von Georg Friedrich Wilhelm Kapp.

(Schlufs.)

Denn nicht nur, dafs die übrigen Akte des Cultus, selbst der rein musikalische Theil desselben, diefs leisten, so ist „Stimmung" eine wenig sagende und daher inhaltsleere Bezeichnung für das, was gesagt werden soll. Wenn nehmlich in der Liturgie ein feierliches Sündenbekenntnifs gesprochen wird, Doxologien recitirt, oder abgesungen und der kirchliche Glaube bekannt werden, wenn gemeinsame Bitten, Dank und Fürbitten in diesem Akte ihre Stelle finden, so ist es doch wahrlich keine blofse *Stimmung*, in welche die Hörer und Mitbeter versetzt werden. Daher ist denn auch sicherlich die Liturgie mehr als ein „Anregungs-Mittel." Hätte der Herr Verf. den evangel. Cultus in der concreten Totalität seiner Idee aufgefafst, so wären ihm Gesang, Gebet, Predigt und Sacrament als die nothwendigen Momente und Glieder eines organischen Ganzen erschienen, wobei der Liturgie nicht eine so verdünnte Bedeutung würde gegeben sein. Auch dafs der Liturgie das „Erweckende" und der Predigt das „Belehrende" zukomme, ist zu unbestimmt gesprochen. Wie viel näher wäre man der Wahrheit schon gekommen, wenn beim Gesange an die subjectiv-lyrische Gestaltung der Frömmigkeit; bei der Liturgie an die objectiv episch-dramatische Darstellung, und bei der Predigt an die doctrinelle Vermittelung der christlich-biblischen Elemente gedacht worden, obgleich auch hierdurch die Sache noch nicht erschöpft wäre. Und wollte man gar noch psychologische Zustände, die den einzelnen Akten conform wären, anführen, so mufste der Gesang als das der Empfindung; die Liturgie als das der Anschauung; und die Predigt als das dem Verstande Entsprechende, bezeichnet werden. Auch die Behauptung, (S. 37) dafs die liturgischen Formulare nicht die Absicht hätten, zu belehren, sondern zu erwärmen, und sie daher mehr für das *Gemüth*, als für den Verstand seien, erinnert ebenfalls zu sehr an die für die Wissenschaft aufser Cours gekommenen psychologischen Categorien. Der liturgische Akt soll den Glauben in einer totalen Fassung, in seiner biblisch-kirchlichen, dafs wir so sagen, *episch-dramatischen Unmittelbarkeit*, wiedergeben und an die Gemeinde bringen, wo dann die begleitende freie Rede die Aufgabe hat, sowohl dem Hörer das Unmittelbare durch Reflexion zu vermitteln, als auch das Casuelle hervorzuheben und das Allgemeine zu individualisiren. In so fern freilich ist die vom Verf. gehandhabte Polemik an ihrem Orte, als derselbe von dem Liturgischen das Reflectirte und die verstandesmäfsige Form abzuhalten, bemühet ist. „Stimmungen" und sogar „Mitteninliegende Gemüthsstimmungen" sollten aber keine hier anwendbare Categorien sein.

Was 2) den Verf. zu einseitigen Bestimmungen geführt, und zugleich ihn beengt hat, die reale Wirklichkeit des evangelischen Cultus in seiner ganzen Gliederung richtig zu würdigen, und darin das der Idee Entsprechende zu finden, ist sein gar zu abstract-spiritueller Protestantismus. Man kann nehmlich das protestantische Princip in seiner ganzen Geistigkeit auffassen, und dennoch die Einsicht haben, wie ein dieser Qualität entsprechender Cultus *sinnliche* Elemente nicht blofs in den den Künsten entnommenen Hülfsmitteln, sondern auch in der Tongabe der sprachlichen Färbung haben kann. Wir haben die substanzielle Einheit des Sinnlichen und Geistigen hierbei im Auge. Der Verf. will Alles gar zu sehr zum abstracten Geist sublimirt haben und vergifst, dafs der Cultus

Digitized by Google

als solcher eben die Bestimmung hat, durch Versinnlichung und Individualisirung der absoluten Wahrheit dem blofs Spirituellen entgegen zu arbeiten. Man könnte auch hier von einem Fleischwerden des Wortes reden. Auch hier wäre es gut gewesen, hätte der Verf. die Dialektik des Aeufsern und Innern begriffen. Aus diesem Mangel erklärt sich auch (S. 75 und an mehreren andern Orten) die peinliche Scheu, welche der Verf. vor allem Ceremoniell an den Tag legt. Das Symbol, als die Erscheinung der Idee in einer sinnbildlichen Form, ist im Cultus, als der Veräufserlichung und Verinnerlichung der Religion eben so nothwendig, wie der reflectirende gebildete Verstand. Ein sich aller symbolischen Kunst entäufsernder Cultus wird ein Quäckerthum, worin Alles verschlossen bleibt und von keiner Einwirkung des Aeufsern auf das Innere die Rede sein kann. Diese vielfach zu bemerkende Befangenheit des Verfs. spricht sich auch in der Furcht vor allem Allegorischen und Mystischen in der Sprache aus. Man sollte es kaum glauben, dafs der sonst mit dem Geiste des Evangeliums und einer tiefern Wissenschaft befreundete Verf. sich mifsbilligend über einen Gebetsausdruck aus einer Adventscollecte wie: „kehre bei uns ein und werde auch in uns geboren," äufsern und solche Sachen als unbiblisch, und als dem neutestamentarischen Sprachgebrauch völlig fremd, bezeichnen konnte. Es mag gut und verdienstlich sein, zu allen diesen in Gebeten, Antiphonieen und Responsorien vorkommenden verbis solemnibus altioris sensus das Licht einer gesunden Kritik hinzuzubringen, aber man nehme der kirchlichen Sprache alles Allegorische — mit einem Worte — die Metaphern der Gedanken, und das Ganze wird die ihm eigenthümliche Salbung und Weihe durchaus verlieren. Dafs religiös so gesprochen werden mufs, lehrt uns auch hier das Vorbild aller Homileten und Liturgen — der Herr. Die hingegen vom Verf. mit Recht gerügten aus einer trüben verworrenen Anschauung hervorgegangenen und ans Absurde streifenden allegorischen Sätze verdienen den gerechten Tadel, der Schlufs jedoch, dafs nun auch ein vom blofsen Verstande ausgehender Purismus überall seinen säubernden Einflufs geltend machen soll, ist eine einseitige Forderung. Hiermit hängt auch aufs Innigste das eben so einseitige Begehren des Verfs. zusammen, dafs er alles *Traditionelle*, was keinen biblischen Grund und Boden hat, aus dem evangelischen Cultus hinwegwünscht. Festtage, wie die Erscheinung der Weisen, Marientage, das Fest Johannis des Täufers, welche, neben ihrer historischen Beziehung, auch zugleich einen christlichen Gedanken symbolisiren, — will der Verf. nicht gelten lassen, und zwar, weil man in diese Feste Bedeutungen künstlich hineinsymbolisiren müsse. Vgl. S. 241. Man sollte doch in unsrer Zeit im Protestantismus nicht mehr die Blöfse geben, und vor der Lärmstange der Tradition sogleich fliehen. Schon Lessing hat sich über diese lächerliche Scheu eben so gelehrt, als besonnen geäufsert. — Auch was der Verf. sonst noch (S. 175) von den sinnlichen Bestandtheilen des Cultus sagt, kann wohl als ein Correctiv des katholischen, nicht aber des protestantischen Cultus gelten. Der Cultus uns'rer Kirche wartet noch auf eine Theorie, die nicht mehr blofs eine Polemik gegen den Katholicismus ist, sondern die auch wieder einen positiven Boden gewinnt, und daher aufbauend und wiederherstellend wirket. Diese Zeit wird nicht mehr ferne sein. Das Wort „Sinnlichkeit" wird nicht mehr ein Spitzwort sein dürfen, womit man das Niedrigste bezeichnen wolle. In der Kunst ist diefs längst anerkannt und die Kleriker im Protestantismus wollen noch in der Sprödigkeit einer abstracten leeren Geistigkeit verharren! —

Aus dem oben gedachten einseitigen Purismus geht auch (S. 21 u. a. a. O.) die Scheu des Verfs. hervor, Einweihungen von Orgeln, Kanzeln, Abendmahlskelchen u. s. w. zu gestatten. Diese Weihungen, meint der Verf., hätten gar keinen evangelischen Grund und sollten in einer protestantischen Kirche nicht erlaubt sein. Denn solche Ceremonien würden die Apostel und die ersten Lehrer der Kirche nicht geduldet haben. Auf diesen angegebenen Grund des nicht historisch aus der apostolischen Zeit nachzuweisenden Ursprungs ist kurz zu antworten, dafs diefs auch ganz und gar nicht nöthig ist bei Cultusangelegenheiten. Denn wäre diefs, so möchte am Ende nichts mehr übrig bleiben. Ueberdiefs konnte ja auch das unstäte Wirken der Apostel es nicht zu einem förmlichen Cultus bringen! Das war Sache der Gemeinden! Es mufste auch zuerst zu einer neuen Gesinnung und einem neuen Leben durch die Predigt des Worts gebracht werden. Sobald es aber zu einem wohlgeordneten Gemeindeverbande gekommen war, zeigten sich auch die ersten

Digitized by Google

Anfänge einer liturgischen *Eutaxie*, die um so nothwendiger wurde, als einestheils allem unordentlichen Wesen entgegengearbeitet, anderntheils auch den religiösen Gesinnungen, Gedanken eine ihnen entsprechende Aeufserlichkeit gegeben wurde, damit das Aeufsere wieder auf das Innere zurückwirke. Was ist nun wohl unschuldiger, als einen für ein Gotteshaus bestimmten Lehrstuhl, einen Altar und Kelch, durch eine angemessene Feier zu dem heiligen Zwecke einzuweihen, sie dadurch vor den Augen der Gemeinde als vom Gemeinen abgesondert darzustellen? Freilich wäre es völlig unevangelisch, von einem geweiheten Gegenstande zu glauben, dafs ihm, abgesehen von seinem heiligen Gebrauche, eine höhere durch die Weihung ihm gegebene Kraft inwohne; aber diefs soll ja auch keinesweges durch die Weihung bezweckt werden. Will man Alles auf die erste unmittelbare Gestaltung zurückführen und in diesem Geiste auch in kirchlichen Dingen nur immer nach einem in der heiligen Schrift gegründeten Ursprung fragen, so kommt man in grofse Verlegenheit. Mit eben dem Rechte könnten die ersten unmittelbaren Anfänge der Staaten, als unbedingte Muster für unsere so unendlich concreter gewordene Staaten aufgestellt und der ganze reiche Organismus der neuern Zeit verworfen werden. Künstlich zum Unmittelbaren zurückgehen wollen, ist ein harter Widerspruch, denn das so gewonnene Unmittelbare wäre nicht ein solches. — Wir kommen hier auf den Punct, wo es gesagt werden mufs, dafs das Studium einer objectiven Logik keine so unpractische Beschäftigung und nichts weniger als eine brodlose Kunst sei. Bei jedem noch so geistvollen Raisonnement über Staatsverfassung, Cultus u. s. w. wird sich, wo die Kategorien vom Subjectiven und Objectiven; Freien und Nothwendigen; Mittelbaren und Unmittelbaren; Vernünftigen und Wirklichen, nicht dialectisch erkannt sind, immer Einseitigkeit, und daher unpractisches Wesen zeigen.

Alles diefs konnte einem Schriftsteller gesagt werden, der durch Geist, Gelehrsamkeit und einen practisch-genialen Blick ein Buch geliefert hat, von dem wir ohne alles Bedenken eine neue Aera in der Liturgik datiren werden. Möchte es ihm gefallen, zu einer vollständigen Theorie des Cultus Hand an's Werk zu legen! Gewifs! dazu wäre er ganz der Mann. Aufmuntern, nicht abschrecken soll es unsern geehrten Hrn. Verf., wenn der Referent ihm das Geständnifs macht, dafs auch er seit Jahren mit solchem Studium beschäftigt, gern einen Genossen auf diesem noch wenig betretenen Wege fände. Referent glaubt auch in dieser Beurtheilung dem Verf. für seine Anweisungen den ihm gebührenden Dank nicht vorenthalten zu haben.

Klöpper.

LIII.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm Beer und Dr. J. H. Mädler. Berlin, 1837. *bei Simon Schropp et Comp. XVIII und* 412 S. *in* 4., 5 *Steindrucktafeln.*

Ich habe die Leser dieser Blätter (1834 No. 56—58) mit dem *ersten* Viertel der Beer und Mädlerschen Mondkarte bekannt gemacht. Nach und nach sind die *drei übrigen* Viertel erschienen und das Ganze wird jetzt durch das Werk gekrönt, dessen Titel ich eben geschrieben habe. Das Versprechen der Verfasser ist hiermit *vollständig* erfüllt: indem ich dieses schreibe, prangt das Bild des ganzen Mondes vor meinen Augen; es ist zusammengesetzt und so an der Wand befestigt, dafs es um seinen Mittelpunkt gedrehet und dadurch jedesmal in die Lage gebracht werden kann, in welcher der Mond am Himmel steht. Wünscht man Erklärung über diese oder jene Einzelnheit des Bildes, so giebt sie das, zum Nachschlagen eingerichtete Buch. Aber diese Einrichtung desselben ist der Absicht, ein zusammenhängendes Werk über die Selenographie daraus zu machen, nicht in den Weg getreten. Das Buch liefert nicht nur Erklärungen über die einzelnen Theile der Mondoberfläche, sondern es setzt auch in vollständige Kenntnifs der mathematischen Bestimmungen, welche der Arbeit der Verfasser zum Grunde liegen; es erläutert alles, was sich, im weitesten Sinne genommen, auf die Kenntnifs des Mondes bezieht: seine Bewegungen, die Beobachtungsart seiner Flecken, die Methoden, welche von dieser zu den beabsichtigten Resultaten führen. Wir haben noch kein ähnliches Werk, wenigstens keins, welches, verglichen mit dem vorliegenden, für mehr angesehen werden könnte, als die Andeutung einer Absicht, welche jetzt ausgeführt ist.

Digitized by Google

Von den drei letzten Vierteln der Mondskarte habe ich nichts mehr zu sagen, nachdem das erste Viertel mir Gelegenheit gegeben hat, ihr Wesen im Allgemeinen zu erläutern. Auf die Beschreibung der Einzelnheiten der Karte darf ich mich nicht einlassen; sie würde den Lesern auch zweifelhafte Unterhaltung gewähren. Erfreuet hat es mich aber, dafs auch das südwestliche Viertel derselben, welches einen Theil des Mondes darstellt, der mit Unebenheiten bedeckt ist, in der Zeichnung nicht weniger gelungen ist, als die übrigen Viertel. Ich bewundere die Geschicklichkeit, mit welcher diese unendlichen Einzelnheiten wiedergegeben sind. Das von den Verfassern angewandte Verfahren mufs gerade das rechte gewesen sein, da es sie, selbst hier, nicht verlassen hat.

Ich habe also nur mit dem *Buche* zu thun, welches hin und wieder auf die *Karte* zurückführen wird. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, in die mathematische und physische Selenographie und in die Topographie der sichtbaren Mondsoberfläche. Von der ersteren wird das Meiste zu berichten sein, während die für die Kenntnifs der Mondoberfläche selbst wichtigen Nachweisungen der letzteren, sich nicht zu Auszügen eignen.

Die das Werk eröffnende Darstellung der Bewegungsart des Mondes, ist eine Frucht eindringenden Studiums der verwickelten Theorie; es versteht sich von selbst, dafs hier nicht von einer Entwickelung derselben die Rede sein kann, sondern nur von der Darstellung ihrer Resultate, deren Verbindung mit ihrer Ursache auf eine Art verfolgt ist, welche den Verfassern zur Ehre gereicht. Hieran reihen sich die nothwendigen Angaben über die Axendrehung des Mondes; über seine Parallelen, Meridiane u. s. w.; über Tag und Nacht auf dem Monde; über Finsternisse; über die Himmelserscheinungen auf dem Monde im Allgemeinen. Dieses alles ist keines Auszuges fähig, allein es ist auf eine Art ausgearbeitet, welche Denen nützlich sein wird, die, ohne der Astronomie ernsthafter zu huldigen, den Mond näher kennen zu lernen wünschen. Es ist, seinem Wesen nach, längst bekannt und nur seine Form kann Eigenthum der Verfasser sein.

Dagegen ist die „specielle mathematische Selenographie," welche einen grofsen Theil des Werkes füllt, bis auf einige wenige Ausnahmen, ihr Eigenthum. Sie haben nur einzelne der Bestimmungen, welche sie ihrer Arbeit zum Grunde legen mufsten, von Anderen entlehnt, bei weitem die meisten aber durch eigene Beobachtungen aufgesucht. *Bouvards* und *Nicollets* sehr sorgfältige Bestimmung des Mondfleckens Manilius hat den Ort dieses Punktes geliefert; von *Lohrmanns* Arbeit sind 12 Bestimmungen *ohne* Zusatz, und 6 *mit* einem Zusatze von eigenen Beobachtungen, benutzt, während die Verfasser 86 Bestimmungen ganz auf eigene Beobachtungen gründen. Auch *Schroeters* Messungen von Höhen und Tiefen hätten benutzt werden können. — Aber die Verfasser verlangten weit *zahlreichere* Grundlagen ihrer Arbeit, als sie hätten vorfinden können; auch mufsten sie sich von der Sicherheit derselben vollkommen überzeugen können, denn der blofse Glauben daran ist unzureichende Stütze des Entschlusses, ein Werk von dem Umfange des unternommenen, durchzuführen. Mit der angeführten, verhältnifsmäfsig geringen Ausnahme, ist also das Gerippe des Werkes, so wie seine Ausführung, das Eigenthum der Verfasser. — Die Vergleichung vieler, durch *Schroeter* bestimmten Höhen und Tiefen, mit ihrer neueren Bestimmung, ist erfreulich, indem sie die Güte beider Arbeiten bewährt.

Die grofse Menge der Gegenstände auf der Mondsoberfläche erforderte mehrere, bis jetzt unbenannte, durch Namen zu unterscheiden. *Hevel* vermied, Namen von Personen auf dem Monde anzuwenden und wählte dagegen die Namen von Ländern, Meeren, Bergen u. s. w. der Erde. Ich glaube nicht, dafs er für das was er mit Recht vermied, einen ganz passenden Ersatz gefunden hat, zweifle aber auch, dafs dieser sich finden lasse. *Riccioli* hatte dagegen kein Bedenken gegen die Personennamen, und diese sind im Gebrauche geblieben, während nur gröfsere Theile der Oberfläche des Mondes als Meere u. s. w. bezeichnet sind, welche ihre Benennungen, in älterer Zeit von astrologischen Qualitäten des Mondes, in neuerer von Theilen der Erde erhalten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm Beer und Dr. J. H. Mädler.

(Fortsetzung).

Die Verfasser schliefsen sich dem Gebrauche an, sparen aber die neuen Namen mit Recht, und wählen, wo sie sie ohne Unbequemlichkeit vermeiden können, griechische und lateinische Buchstaben, deren Anordnung unmittelbar andeutet, ob ein dadurch bezeichneter Gegenstand gemessen und berechnet, oder nur bildlich dargestellt ist. Wesentlich, in Beziehung auf die Benennungen, ist eine vergleichende Tafel der älteren und neueren; jeder Zweifel hierüber wird durch eine zweite Tafel zerstreuet, welche alle, sich auf der neuen Mondkarte findende Namen, in alphabetischer Ordnung und von der näherungsweisen Angabe der Oerter der benannten Gegenstände begleitet, enthält.

Zuerst erläutern die Verfasser die Beobachtungsart, durch welche sie hier Kenntnifs von 105, der Arbeit zum Grunde gelegten selenographischen Längen und Breiten gelangt sind, so wie auch das Verfahren, welches sie bei der Berechnung ihrer Beobachtungen befolgt haben, und wozu *Encke* die Vorschrift an *Lohrmann* gegeben hat. Sie finden es vortheilhaft, nur dann zu beobachten, wenn der Mond sich in der Nähe des Meridians befindet; welcher Umstand auch einige Abkürzung der Rechnungen herbeiführt und die Benutzung von ein für allemal berechneten Hülfstafeln erlaubt. Die Beobachtung selbst bestand in mikrometrischen Messungen der Entfernungen des zu bestimmenden Fleckens, sowohl von dem vorgehenden oder folgenden Mondrande, als auch von dem nördlichen oder südlichen. Wir lernen hier alle gemachten Beobachtungen dieser Art, welchen das Jahr 1831 gewidmet worden ist, 919 an der Zahl, kennen. Darauf folgen die, aus dieser beträchtlichen Masse von Beobachtungen abgeleiteten Oerter der Mondflecken, für welche die Resultate der einzelnen Messungen angegeben und in arithmetische Mittel zusammengezogen werden. Man sieht daraus, dafs die Beobachtungen so genau sind, dafs schon eine weit geringere Zahl derselben hingereicht haben würden, für die Karte genügende Bestimmungen zu ergeben; ganz abgesehen von der Karte, ist aber die Tafel der 105 Längen und Breiten von Punkten auf dem Monde, durch die grofse Zahl der dazu benutzten Beobachtungen, ein desto schätzbarerer Besitz geworden. — Um diese festbestimmten Punkte zur Entwerfung der Karte benutzen zu können, mufste ihre Zahl beträchtlich ververmehrt werden, denn sie liegen noch immer viel zu weit voneinander entfernt, um die sich zwischen ihnen befindlichen Einzelnheiten, nach dem blofsen Augenmaafse, verzeichnen zu können. Es wurden daher sehr viele andere Punkte auf dem Monde, durch die Messung ihrer Entfernungen von der vorigen, und durch die Beobachtung ihrer Richtungen an diesen, festgelegt und, ihrer selenographischen Länge und Breite nach, berechnet. Das Verzeichnifs davon ist nicht in tabellarischer Form vorhanden, sondern den Beschreibungen der einzelnen Gegenstände auf dem Monde einverleibt.

In der Form der Gebirge auf dem Monde herrscht bekanntlich die Craterform vor: ein gewöhnlich sehr nahe kreisförmiger Raum, von einem, oft sehr steil aufsteigenden, Bergwalle umschlossen. Der Durchmesser des inneren Raumes geht durch alle Gröfsen, von der kleinsten, welche unsere Fernröhre zeigen können, bis zu 30 Meilen und darüber. Häufig zeigen sich, im Innern des Raumes, kleinere ähnliche Gebilde; häufig bemerkt man sie auf den Bergwällen, oder auf anderen Bergrücken, so wie auch in der Ebene. Diese Form, die an die Crater unserer Vulcane erinnert, sich aber oft von ungleich bedeutenderer Gröfse

Digitized by Google

zeigt, ist, wie ich schon gesagt habe, die vorherrschende auf dem Monde und die Verf. haben sich, durch sorgfältige Messung von 150 der gröfseren *Crater*, bemüht, sie auf der Karte richtig darzustellen. Aufser dieser Art des Gebirges kommen noch viele und grofse Gebirgsmassen vor, welche unseren Gebirgsländern ähnlicher sind, z. B. der *Schweiz*; andere, welche sich in zusammenhängenden Ketten erstrecken, wie die *Anden* und ihre Verzweigungen. Sehr oft findet man auch in der Mitte der Ringgebirge hochaufsteigende, mehr oder weniger steile Berge. — Diese verschiedenartigen Ungleichheiten, die die Oberfläche des Mondes bedecken, hat zuerst *Hevel*, später *Schroeter* zu messen versucht, und zwar hat der letztere sie aus der Länge des Schattens, welchen sie in das Thal werfen, beurtheilt und nach von *Olbers* gegebenen Vorschriften berechnet. Dieser Methode, welche der von *Hevel* angewandten, auf der Entfernung von der Lichtgrenze, in welcher die Berggipfel anfangen oder aufhören sichtbar zu sein, beruhenden, vorzuziehen ist, folgen auch die Verf. Sie ist in der That die beste die man anwenden kann, obgleich sie nicht etwas Aehnliches ergiebt, wie unsere, entweder trigonometrischen, oder auf das Barometer gegründeten, die *von der Oberfläche des Meeres angezählten* Höhen der Berge bestimmenden Methoden. Wenn auf dem Monde eine solche Oberfläche vorhanden wäre und ein Schatten auf ihr läge, so würde die gröfsere oder geringere Genauigkeit der Messung der Höhe des schattenden Gegenstandes, nur von der gröfseren oder geringeren Genauigkeit abhängen, mit welcher die Schattenlänge gemessen wird; allein die Oberfläche des Mondes bietet nirgends ein Kennzeichen dar, wonach man beurtheilen könnte, ob ein Punkt, auf welchen ein Schatten fällt, in der mittleren, als unsere Meeresfläche vertretend anzunehmenden Oberfläche, oder über oder unter derselben liegt. Hieraus entsteht nothwendig eine Unsicherheit der Bestimmung der Höhen der Berge: die Höhe, die man aus der Messung der Schattenlänge berechnet, ist die Höhe über dem Punkte wo der Schatten sich endigt; wie aber die Höhe dieses Punktes, beziehungsweise auf die mittlere Oberfläche ist, weifs man nicht; ein Berg der sich eine Meile hoch über eine Ebene erhöht, welche selbst eine Meile hoch über der mittleren Oberfläche läge, würde nicht zwei Meilen, sondern nur eine Meile hoch gefunden werden. — Die Verf. haben nicht weniger als 1095 Messungen über solche Unterschiede der Höhen angestellt. Der gröfste, den sie gefunden haben, kommt bei einem grofsen, nahe am südlichen Rande des Mondes liegenden Gebirge vor, welches sie *Newton* genannt haben, er beträgt 3727 Toisen; Unterschiede welche 3000 Toisen überschreiten, finden sie nicht selten.

Von einer *grofsen Menge* von Arbeiten, durch welche unsere vortrefflichen Selenographen sowohl ihre Karte fest begründen, als auch zur noch genaueren, d. h. in Zahlen angeblichen Kenntnifs des Mondes, führen, habe ich nur einen äufseren Umrifs vorlegen können. Der Werth dieser Arbeiten ist im Verhältnisse der Kenntnifs, mit welcher sie unternommen, und des Fleifses, mit welchem sie ausgeführt sind; nur das *Zusammenwirken* beider konnte ihn auf die Höhe bringen, auf welcher er sich wirklich befindet und von welcher herab das, was früher schon erlangt ist, nur als eine Andeutung erscheint. — Indessen waren diese grofsen Arbeiten nur Vorarbeiten für unsere Selenographen, auf welche eine mehrjährige, ununterbrochen ihrem letzten Ziele, nämlich der Kenntnifs jeder Einzelnheit der Oberfläche des Mondes und ihrer endlichen Darstellung auf der Karte, zustrebende Beschäftigung mit demselben folgte. Während dieser langen, alle Kräfte in Anspruch nehmenden Beschäftigung mit dem Monde, während der Erlangung der Kenntnifs jeder Einzelnheit welche er uns zeigt, während ihrer Zusammenstellung und Vergleichung, mufsten sich Ansichten von der Beschaffenheit des Mondes bilden, welche als das Gesammtresultat der wahrgenommenen Thatsachen anzusehen sind. Sie sind geeignet, diejenige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, welche Urtheilen immer gebührt, die auf vollständigen und reif gewordenen Untersuchungen beruhen und von Männern ausgehen, deren Aufmerksamkeit sich im Laufe der Untersuchungen bewährt hat, und die zu klug sind um parteiisch zu sein. Ich folge ihnen daher mit Vergnügen in der zweiten Abtheilung der *allgemeinen* Selenographie, nämlich der *physischen*.

Die Beibehaltung der *gebräuchlichen* Benennungen der sich auszeichnenden Theile der Mondsoberfläche z. B. Meer, Sumpf, u. s. w. zwingt keinesweges zu der Annahme einer ursprünglichen Meinung von

Digitized by Google

der Beschaffenheit dieser Theile; sogar hat *Hevel*, der diese Benennungen einführte, sich ausdrücklich dagegen verwahrt, dafs man sie für mehr als *willkürlich* annehme. Sieht man die dunkleren Stellen des Mondes, die sogenannten Meere, mit einiger Aufmerksamkeit an, so verschwindet die Vorstellung einer Wassermasse: ihre Oberfläche erscheint nicht überall in gleichem Lichte, auch zeigt sie zahlreiche einzelne Hervorragungen und fortgesetzte Hügelzüge; ihre Begrenzung gegen die sie umgebenden helleren Theile, ist oft durchaus nicht scharf, sondern beide gehen durch unmerkliche Abstufungen ineinander über. Dagegen sind die helleren Stellen der Mondsoberfläche fast ohne Ausnahme gebirgig, und oft aus Bergen zusammengesetzt, welche die unsrigen, zwar nicht an Höhe, wohl aber an *Steilheit* übertreffen. In welchem Maafse dieses der Fall ist, wird anschaulich, wenn man viele Gebirge des Mondes, mit erhabenen Darstellungen der Erdgebirge, z. B. der Schweizer und Tyroler Alpen, vergleicht. Ich meine nicht etwa, mit solchen Darstellungen, welche für Entfernungen und Höhen *verschiedene* Maafsstäbe haben und sicher *nicht* geeignet sind, die wahre Beschaffenheit einer Gegend anschaulich zu machen, sondern desto mehr davon *ablenken*, je gröfser die Verschiedenheit dieser Maafsstäbe ist. Darstellungen welche wirklich eine Berggegend anschaulich machen, überraschen dadurch, dafs sie weit kleinere Neigungen zeigen, als man, den Bergprofilen und den Schwierigkeiten der Besteigung nach, erwartet haben würde. Der Anblick des Mondes zeigt dagegen Abhänge, welche den Eindruck senkrechter Wände von grofser Höhe machen. Doch besitzen nicht alle Gebirge des Mondes solche Abhänge, sondern sehr viele sind, ihrer Figur nach, den Gebirgen der Erde ähnlicher. — Die vorherrschende Form des Gebirges auf dem Monde ist jedoch, wie schon oben angeführt ist, die sogenannte *Crater*-form: sie besteht, den vielfältigen Wahrnehmungen unserer Selenographen zufolge, *im Allgemeinen*, aus einem hohen, kreisförmigen, nach aufsen fast geradlinig, nach innen concav geböschten Walle, welcher eine sphäroidische Vertiefung umgiebt, deren tiefster Punkt, fast ohne Ausnahme, unter der den Wall umgebenden Fläche liegt, und in deren Innerem sich zuweilen Berge erheben, die zwar oft steil und hoch sind, jedoch die Höhe des umgebenden Walles nicht erreichen, auch nicht mit diesem zusammenhängen. Diese Form ändert sich vielfältig ab, indem sie sich mit anderen Bildungsarten vermischt. Kömmt sie in bedeutenderer Gröfse, von 8 oder 10 bis 30 Meilen Durchmesser vor, so ist der Wall selten einfach, sondern meistens ein verwickeltes System von Gebirgen, in welchem sich jedoch gewöhnlich ein zusammenhängender, höchster Rücken nachweisen läfst. Die innere Fläche ist zuweilen gleichförmig eben oder gekrümmt, zuweilen enthält sie Erhebungen von einzelnen Bergen, Bergketten oder Hügelmassen; oft auch kleinere Crater. In einzelnen Fällen ist sie aufgeblähet, während sie im Allgemeinen hohl ist. Ihre Tiefe und die Höhe des Walles pflegen einander verhältnifsmäfsig zu sein; bei ganz kleinen Vertiefungen pflegt man jedoch keinen Wall zu bemerken, vielleicht nur weil es für unsere Fernröhre zu klein ist. — Die Craterform ist dermaafsen allgemein auf dem Monde, dafs unsere Selenographen Gegenden gefunden haben, welche gewöhnlich ganz eben erscheinen und eine schwache Erleuchtung besitzen, unter ausgezeichnet günstigen Umständen sich aber mit unzählbaren kleinen Cratern bedeckt zeigen, deren Ränder Schatten und dadurch die Lichtschwäche verursachen. Ueber die Häufigkeit der Crater bemerkt *Kunowsky* (Bode Jahrb. 1825) dafs ihre Zahl im verschiedenen der sogenannten Meere, in seinem ausgezeichnet schönen Fernrohre, bei heller Luft und hohem Stande des Mondes, so grofs erscheine, dafs man sie nicht leichter zeichnen könne, als die Sterne der Milchstrafse.

Die Allgemeinheit der Craterform auf dem Monde veranlafst die Verf., über die Vergleichung des Mondes mit der Erde, ihre Ansicht auszusprechen. Sie bemerken, dafs die gröfsten Crater unserer Vulcane, kaum den kleinsten, auf dem Monde sichtbaren vergleichbar sind; sie erklären dafs alle auf dem Monde vorkommenden, ihren Boden zeigen, während sie viele vulcanische Crater auf der Erde als wahre Schlünde betrachten. Ein Bewohner der Erde, mit seinem Fernrohre auf den Mond versetzt, würde sich vergebens bemühen, bei uns etwas zu entdecken, was selbst kleineren, geschweige denn den gröfsten craterförmigen Massen auf dem Monde, wie Copernicus, Tycho und Bulliald, vergleichbar wäre. Selbst unsere Gebirge

Digitized by Google

würden, wenn man sie nach den Vorstellungen beurtheilen wollte, welche die Beschaffenheit *des Mondes* erzeugen kann, wenig verständlich sein. Die grofsen Längenthäler unserer Anden-, Alpen- und Himalaya-Ketten finden keine Analogie auf dem Monde; Spülung durch Wässer und Witterung, welche beide unsere Gebirge vielfältig verändert haben, fehlen auf dem Monde, von welchem also auch ihre *Begriffe* nicht hergenommen werden können. Unsere Flüsse und Meere würden, für lunarische Vorstellungen, ganz räthselhaft sein. Die Deutung des Mondes nach den Vorstellungen der Erde, und die Deutung der Erde nach den Vorstellungen des Mondes — beide sind gleich ungedenkbar. Dieses ist die Ansicht der Verfasser; sie ist vorurtheilsfrei und gesund; ich wünsche ihnen Glück dazu; auch den Lesern ihres Buches, wenn auch schöne sympathetische Träume dadurch gestört werden. —

Indessen kehre ich wieder zur *allgemeinen* Beschreibung des Mondes zurück. Besondere Aufmerksamkeit ziehen die sogenannten *Rillen* auf sich. Dieses sind sehr schmale und lange, gewöhnlich gerade, aber auch mäfsig gebogen, oder auch schlangen- und hakenförmig gekrümmt vorkommende Vertiefungen; in einem Falle vereinigen und trennen sie sich aderartig. Ihre Länge ist sehr verschieden, von 2 bis 30 Meilen. Sie gehen zuweilen durch kleine Crater, oder dicht an ihnen vorbei, haben auch wohl einen derselben zum Endpunkte; oft sind sie von Bergen dicht begrenzt, laufen aber nie quer über dieselben hin. Ihre Vertiefung kann nicht bezweifelt werden, da sich der Schatten ihrer Ränder in ihrem Inneren zeigt. — An die *Erde* denken, wie ich eben bemerkt habe, *Beer* und *Mädler* nicht, wenn sie an den *Mond* denken wollen; dafs man bei den Rillen nicht an unsere Flüsse denken dürfe, setzen sie indessen auseinander; dafs sie sie auch nicht für Landstrafsen ansehen können, würde ich gern glauben, wenn sie auch nichts darüber hinzufügten. Das was sie bei dieser Gelegenheit sagen, um Ideen über Analogien zwischen den Werken der Menschen und dem was man auf dem Monde sieht, in ihre Schranken zu verweisen, würde ich den Lesern wohl im Auszuge mittheilen, wenn ich nicht noch lieber wollte, dafs sie es im Buche selbst, verbunden mit dem Uebrigen wozu es gehört, läsen.

Ströme finden sich auf dem Monde nicht. Dafs die dunkele Färbung der sogenannten Meere, die nicht wirkliche Meere sind, auch nicht auf Wasser schliefsen läfst, geht daraus hervor, dafs gewisse *Berglandschaften* im Vollmonde *noch dunkeler* erscheinen. Der Mond besitzt, an verschiedenen Stellen, verschiedene Fähigkeiten, das Sonnenlicht zurückzuwerfen; in den Meeren immer eine schwache, an einigen anderen Stellen eine noch schwächere, oder eine Fähigkeit, welche sich schwach zeigt, wenn das Licht in entgegengesetzten Richtungen von der Sonne ausgeht und zu der Erde gelangt. Was die Grundursache hiervon ist, mufs man *rathen*; was übrigens in der Entfernung des Mondes in gleichem Maafse schwieriger und weniger eingeengt ist, als auf der Erde, wo das *Rathen* bekanntlich die zahllosen Geheimnisse der Natur noch nicht aufgeklärt hat, auch wohl nicht aufklären wird.

Die Abwesenheit des Wassers auf dem Monde ist sogar *nothwendig*, wenn dem Monde auch eine Atmosphäre fehlt; denn es würde sich, ohne den Druck der Atmosphäre, in Dampf verwandeln und sich, selbst in geringer Wärme, als solchen erhalten. Dafs der Mond keine Atmosphäre hat, geht daraus hervor, dafs das Licht der Sterne, über welche er, bei seiner Bewegung, hinweggeht, an seinem Rande nicht gebrochen wird. Dieses ist zwar von den Freunden der Mondatmosphäre nicht geläugnet worden; sie haben aber versucht, das Fehlen oder die unmerkliche Dichte derselben an dem Rande, den sie mit hohen Gebirgen besetzt annahmen — welche übrigens daselbst *nicht mehr* vorhanden sind als in anderen Theilen seiner Oberfläche — mit ihrer Anwesenheit in tieferen Gegenden zu vereinigen. Der Versuch zerfällt aber, bei näherer Prüfung, ich will nicht geradezu sagen *in Nichts*, sondern in so geringen Erfolg, dafs dem Monde, auch an seinen tieferen Stellen, dadurch keine Atmosphäre gerettet werden kann, die so dicht ist, als der leerste Raum den wir unter der Glocke unserer Luftpumpe hervorbringen können. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm Beer und Dr. J. H. Mädler.

(Fortsetzung.)

Die Freunde der Mondsatmosphäre gingen vielleicht nicht ganz ehrlich zu Werke, indem sie die erwähnte, nähere Prüfung der von ihnen angenommenen Vereinbarkeit nicht vornahmen; aver sie führten zwei Gründe *für* die Atmosphäre an: der eine davon beruhet auf allgemeinen, theoretischen Betrachtungen, von welchen unsere Selenographen bemerken, dafs sie für das Vorhandensein einer Atmosphäre nichts beweisen können; der andere beruhet auf einer Dämmerung, die nahe an der Lichtgrenze des Mondes sichtbar gewesen sein soll und ist allerdings ein *positiver* Grund, der einzige, den man anführen kann, wenn man *Astolfs* Zeugnifs und andere Gründe von gleichem Gewichte, nicht geltend machen will. Man begreift aber leicht, dafs dergleichen schwaches Licht, bei dessen Beobachtung es schwer sein wird, sich vor dem Eintritte einer optischen, oder von dem Instrumente erzeugten Täuschung zu schützen, und welches überdies auf einem Boden liegt, der von dem Lichte der Erde und dem Halbschatten der Sonne erleuchtet wird, nur eine sehr schwache Stütze einer Annahme sein kann, die aufser diesem angeführten Grunde, noch andere Gründe, die man nicht anführen, sondern als Folgen hervortreten lassen wollte, gehabt haben mufs. In Beziehung auf die Mondatmosphäre ist es jedenfalls nicht unwichtig, von unseren Selenographen zu vernehmen, dafs sie an der Erleuchtungsgrenze des Mondes nie Licht gesehen haben, welches von dem Lichte, womit die Erde den Mond beleuchtet, hätte unterschieden werden können. Dem eigentlichen, entscheidenden Grunde *gegen* eine Atmosphäre des Mondes, tritt also, nach *Beer* und *Mädlers* Zeugnisse, auch der schwache Grund *für* dieselbe nicht mehr entgegen. Man glaubt diesem Zeugnisse desto lieber, je unvereinbarer miteinander es sein würde, dafs dieselbe Strahlenbrechung, welche bei dem Lichte der Sterne unmerklich ist, sich bei dem Sonnenlichte zeigte und Dämmerung verursachte. — Der Mond hat also keine Luft und kein Wasser; Feuer kann im luftleeren Raume nicht brennen.

Hiermit ist alles vereinbar, was *Beer* und *Mädler* auf dem Monde beobachtet und nicht beobachtet haben. Von Wolken sahen sie keine Spur; sie sahen keine Spur von Strombetten, von Zerstörungen der Gebirge durch das bei uns so mächtige Wasser. Sie sahen nichts, was der Annahme widerstreitet, dafs die Gebirge noch in der Form sind, welche sie bei ihrer Entstehung erhalten haben; in einer Form, welche auf der Erde bis zum Unkenntlichwerden verändert sein kann. — Sehr auffallend sind die verschiedenen Grade von Hell und Dunkel, welche man auf dem Monde bemerkt; sehr lehrreich ist das, was unsere Selenographen davon sagen. Um die verschiedenen Grade der Helligkeit zu bezeichnen, haben *Schroeter* und *Lohrmann* 10 Abstufungen unterschieden, welchen auch die Verfasser folgen: 1—3 ist grau, 4—5 lichtgrau, 6—7 weifs, 8—10 glänzend weifs; die vollkommene Schwärze der Schatten brauchte auf dieser Scale nicht bezeichnet zu werden. — Die Unterschiede der Helligkeit fehlen nicht etwa im Vollmonde und bewähren sich dadurch als Verschiedenheiten der Fähigkeit der verschiedenen Theile der Oberfläche, das empfangene Licht zurückzuwerfen; denn einer Beschattung können sie nicht zugeschrieben werden, weil man dann die Gegenstände in derselben Richtung, in welcher sie beleuchtet werden, also ohne Schatten, sieht. Die niedrigsten Grade der Helligkeit kommen in den durch Bergwälle umschlossenen Ebenen, doch nicht in allen vor; heller, aber auch sehr verschieden,

Digitized by Google

sind die Meere; die Helligkeit anderer, nicht gebirgiger Stellen ist im Allgemeinen gröfser und wird von der Helligkeit der Ränder der verschiedenen craterförmigen Bildungen und oft auch ihres Inneren, noch übertroffen; einzelne Berge sind oft noch heller; die höchsten Grade der Helligkeit finden sich meistens bei Cratern und einigen Ringgebirgen; der allerhöchste zeigt sich im *Aristarch*. Ich bin zweifelhaft, ob es einen Werth hat, über die Verschiedenheit der Helligkeiten *so allgemein* zu sprechen; wenigstens darf es nicht geschehen, ohne der Ausnahmen zu gedenken, die so zahlreich sind, dafs man der Regel nicht sicher werden kann. Hohe Berge besitzen oft einen geringen Grad von Helligkeit; in einem einzelnen Falle sind sie sogar weit dunkeler als das sie umgebende Land; dafs die höchsten Gipfel auch die hellsten wären, spricht sich nirgends allgemein aus. — Besonders erwähnen die Verfasser der glänzenden Crater, die nicht nur an ihrem Rande, sondern auch an ihrer ganzen inneren Fläche, lebhaft glänzen und sich im Vollmonde als die hellsten der unzähligen Lichtpunkte zeigen, womit er übersäet ist. Man sieht dann keinen Schatten und kann nicht erkennen, was erhaben und was vertieft ist; vor oder nach der Zeit des Vollmondes, wenn der Schatten sichtbar ist, zeigt sich ein, im Vollmonde zu den hellsten gehörender Punkt oft als Crater, oft als einzelner Berg, oft als keins von beiden. Es ist auch etwas gewöhnliches, dafs zwei nebeneinander liegende Crater, die, wenn ihre Schatten lang sind, kaum voneinander unterschieden werden können, im Vollmonde so ungleich werden, dafs der eine nicht von dem Grunde, auf welchem er liegt, zu unterscheiden ist, während der andere sehr glänzend hervortritt. — Diese Veränderlichkeit der Helligkeit tritt ihrer vollständigen Bezeichnung auf der Karte entgegen; auch ist diese mit der Darstellung der Einzelnheiten unvereinbar: die Karte gewährt also kein genügendes Bild derselben und die Beschreibung mufs ihr aushelfen.

Streifen, welche eine gröfsere Helligkeit besitzen, als der Grund, über den sie hinweggehen, überziehen, von mehreren der gröfseren Ringgebirge aus, den Mond bis zu beträchtlichen, 30, 50, ja mehrere hundert Meilen weiten Entfernungen. Sie sind vorzüglich im Vollmonde sichtbar und gehen radienartig von den Ringgebirgen aus, indem sie in geringer Entfernung des Fufses ihres Walles anfangen. Sie setzen ihren Zug über alles, was in ihrer Richtung liegt fort, es sei Ebene, Gebirge oder Rille; oft treten sie sichtbarer, oft weniger sichtbar hervor, welches letztere jedoch die Verfolgung ihrer Richtung kaum erschwert. Ihre Breite ist verschieden, meistens einige Meilen grofs. In der Nähe der Ringgebirge, von welcher sie ausgehen, drängen sie sich so dicht aneinander, dafs sie einen Heiligenschein bilden. Gewöhnlich wird ihr Ende nach und nach unscheinbar, so dafs es sich in der Ebene verliert; in einigen Fällen brechen sie an einem Crater oder Ringgebirge plötzlich ab. — Das auffallendste dieser Strahlensysteme hat *Tycho*, von welchem über hundert Streifen ausgehen; unter diesen ist ein nach Nordosten gehender, doppelter Streifen, durch seine Helligkeit und eine Länge von 150 Meilen ausgezeichnet; so wie auch ein nach Nordwesten gehender, welcher, nachdem er fast verschwunden ist, nach seinem Durchgange durch das Ringgebirge *Menelaus*, neue Lebhaftigkeit erhält und bis zur Länge von 400 Meilen verfolgt werden kann. — Es ist zwar nicht schwierig, diese Strahlensysteme auf einer Abbildung des Vollmondes wiederzugeben; allein auf einer Karte, welche nicht sowohl eins der *verschiedenen Bilder* des Mondes geben, als ihn darstellen soll wie er wirklich ist, treten sie, hinter den Einzelnheiten, mit welchen sie gefüllt ist, etwas zurück und daher nicht so deutlich hervor, als der Vollmond, der diese Einzelnheiten nicht zeigt, sie hervortreten läfst. — Der Anblick dieser Strahlensysteme könnte die Meinung erzeugen, sie seien Erhöhungen; aber sie werfen nie einen Schatten, auch nicht unter den dafür günstigsten Verhältnissen, welche schon einen sehr geringen Böschungswinkel bemerkbar machen würden. Die Beobachtungen von *Beer* und *Mädler* haben nie etwas gezeigt, was zu einer anderen Ansicht dieser Strahlen berechtigen könnte, als der, dafs sie blofs aus gröfserer Fähigkeit ihres Grundes, das Sonnenlicht zurückzuwerfen, entstehen. Auffallend ist es dabei, dafs diese Fähigkeit sich radienartig von einigen der gröfseren Ringgebirge aus, verbreitet; allein wenn dieses auch im Ganzen richtig ist, so mufs man die Streifen doch nicht alle als schnurgerade fortgehend und sich immer in bestimmten Mittelpunkten schneidend, ansehen; oft finden sie sich ohne deutlichen Anfangspunkt, einzeln in der Ebene und den sogenannten Meeren. — *Schroe-*

Digitized by Google

ter hat sie für Bergketten und Bergadern gehalten, was jedoch mit den angeführten Beobachtungen der Verfasser nicht vereinbar ist; *Herschel* nahm sie für Lavaströme, welche aus den grofsen Cratern ausgegangen seien und sich weit und breit ausgedehnt haben, wogegen die Verfasser aber anführen; dafs diese Ströme, welche doch den tiefsten Stellen der Oberfläche des Mondes hätten folgen müssen, selbst an Wällen von 1000—1500 Toisen Höhe, ihre Richtung nicht ändern. Wenn diese Wälle wirklich schon bei der Entstehung der Streifen vorhanden gewesen sind und sich nicht etwa später erst aufgethürmt haben, so geben sie einen entscheidenden Grund gegen jede Erklärung, welche auf Ausströmungen aus den grofsen Cratern beruhet.

Hiermit schliefsen sich die allgemeinen, physischen Bemerkungen der Verf. über den Mond. Sie äufsern die Furcht, die Erwartungen eines Theils ihrer Leser nicht befriedigt zu haben, indem sie vermieden haben, ihre Darstellung durch allerlei Muthmafsungen über animalisches und vegetatives Leben zu würzen. Was die *Erwartungen* anbetrifft, so kann ich freilich nicht wissen, mit *welchen* der eine, oder der andere Leser das Buch in die Hand nimmt; an der Befriedigung der Leser selbst, ihre Erwartungen mögen gewesen sein wie sie wollen, kann ich aber nicht zweifeln; vielen unter ihnen, wozu auch ich gehöre, würde die gesunde kraftvolle Speise, durch die Würze verdorben worden sein. — Nach dem Schlusse der *allgemeinen* Bemerkungen über den Mond, folgt nicht sogleich der Anfang der *speciellen*; sondern zwischen beide sind noch einige Abhandlungen zwischengeschoben, von denen zu berichten ich mir nicht versagen kann. — Zuerst treffen wir auf physische Bemerkungen über die Mond- und Sonnenfinsternifse. Es ist bekannt, dafs verschiedene Mondfinsternisse einen sehr verschiedenen Anblick gewähren: zuweilen verschwindet der verfinsterte Mond gänzlich, so dafs man ihn weder mit blofsen Augen, noch mit Fernröhren sehen kann; zuweilen erscheint er im rothen Lichte, wie eine glühende Kohle; zuweilen erscheint er matt grau. Der Rand des Erdschattens auf dem Monde zeigt ähnliche Verschiedenheiten: oft ist er so gut begrenzt, dafs man die Zeiten, wenn er die Mondsflecken berührt, mit einiger Genauigkeit beobachten kann, oft ist er so unbestimmt, dafs die Beobachtung viel rohere Näherung wird. Die gelehrten Verf. führen zahlreiche Beispiele dieser Verschiedenheiten, aus älterer und neuerer Zeit, an und sprechen dann die Ansicht aus, dafs die Verschiedenheiten von verschiedenen Zuständen der Erdatmosphäre, zur Zeit der Mondfinsternifs, herrühren. Bekanntlich ist die Strahlenbrechung in dieser Atmosphäre die Ursache davon, dafs die Erde, in der Entfernung des Mondes, keinen vollständigen Schatten mehr hat; oder dafs der Raum, der ohne die Strahlenbrechung beschattet sein würde, noch von dem Sonnenlichte erleuchtet wird, welches an den Rändern der Erde, an den Punkten, welche die Sonne auf- und untergehend sehen, durch die Strahlenbrecheng von seinem geraden Wege abgelenkt wird. Man würde nur einen sehr geringen Schatten auf den Mond fallen sehen, wenn die Atmosphäre der Erde vollkommen durchsichtig wäre; allein die am Rande der Erde hinstreifenden Strahlen verlieren so viel Licht, durch ihren Durchgang durch die Atmosphäre, dafs nur ein sehr kleiner Theil desselben, den man auf den dreitausendsten geschätzt hat, von der auf- oder untergehenden Sonne zu uns gelangt. Der Lichtverlust den ein, durch die Erdatmosphäre gehender Sonnenstrahl erleidet, wird zwar desto kleiner, je weiter von der Oberfläche der Erde der Strahl durchgeht; zugleich aber vermindert sich, mit wachsender Entfernung, die Brechung welche er erfährt. Wäre die ganze Atmosphäre, bis zu ihrer äufsersten Grenze, mit Wolken gefüllt, die kein Licht durchgehen liefsen, so würde offenbar nur vollständiger Schatten auf den Mond fallen und dieser vollständig verschwinden; ist sie zum Theil mit Wolken gefüllt, so tritt eine schwächere Beleuchtung des verfinsterten Mondes ein, als als wenn sie von Wolken ganz frei ist. — Durch die Verschiedenheiten der Bewölkung der Erdatmosphäre erklären die Verf. die sich bei den Mondfinsternissen zeigenden Anomalien, deren wirkliches Vorkommen sie durch eigene Beobachtungen zweier Erscheinungen dieser Art nachweisen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dafs die Vorstellung, welche unsere Lehrbücher von den Mondfinsternissen geben, nicht ganz richtig ist: vom Monde aus gesehen verschwindet die Sonne nie, sondern ihr Licht wird, durch die Strahlenbrechung, entweder sichelförmig um einen Theil des Erdrandes, oder kreisförmig um die ganze Erde zerstreut, und dabei mehr oder weniger

Digitized by Google

geschwächt. — Auch über die Sonnenfinsternisse führen die Verf. sehr viele, lehrreiche Beobachtungen aus älterer und neuerer Zeit an und folgern daraus dafs die Sonne von einer Lichthülle, die sich bis zu beträchtlicher Entfernung erstreckt, umgeben ist. — Eine zweite Abhandlung betrifft das Erdenlicht auf dem Monde, dem die Verf. vollständigere Beobachtung wünschen: ihre eigenen Beobachtungen bestätigen, dafs die von einigen Astronomen behaupteten vulcanischen Ausbrüche im dunkelen Theile des Mondes, nichts anderes sind als blofse Wirkungen *dieses* Lichtes. — In einem kurzen Aufsatze (III) führen die Verf. Einiges an, welches darauf zu deuten scheint, dafs die höchst unbedeutende Mondsatmosphäre, welche mit den, auch oben angeführten, Gründen gegen ihr Vorhandensein, noch *möglicherweise* vereinigt werden kann, *nicht gänzlich* fehle. So schwache Spuren als die sind, durch welche eine Ursache von dieser Kleinheit, sich allein wirksam zeigen könnte, werden indessen kaum durch Beobachtung erkannt werden können, ich glaube nicht, dafs man wagen darf, einen schwach *bläulichen* Schimmer, den die Verf. ein paarmal an Gegenständen in der Lichtgrenze bemerkt haben, als eine Wirkung dieser Ursache geltend zu machen; die Formveränderung, welche ein anderer Beobachter an Fixsternen, *beträchtliche* Zeit vor ihrem Eintritte in den Mondrand, wahrgenommen hat, hat gewifs eine andere Ursach gehabt, indem doch nicht an eine *so weit* ausgedehnte Atmosphäre gedacht werden kann. — Eine vierte Abhandlung betrifft den Einflufs des Mondes auf die Witterung und ist dem einen der Verf., Herrn *Mädler*, allein zuzuschreiben. Er führt die verschiedenen, vorhandenen Untersuchungen dieses Gegenstandes von *Schübler*, *Eisenlohr*, beiden *Bouvard's*, *Flaugergues* und *Everest*, meistens umständlich an und vermehrt ihre Zahl durch zwei eigene, deren eine auf 17jährige Barometer-, Thermometer- und Witterungsbeobachtungen, von ihm, in Berlin angestellt, beruhet, während die andere auf 4jährigen Beobachtungen gegründet ist, welche von *Trentepohl* und *Chenon*, zu Christiansburg in Guinea, also in einem Clima gemacht wurden, in welchem die zufälligen Störungen der Regelmäfsigkeit der atmosphärischen Erscheinungen weit kleiner sind, als in Europa. Ich mufs mich begnügen, das Gesammtresultat, welches Herr *Mädler* aus diesen Untersuchungen zieht, blofs anzuführen: der Mond ist nicht ohne allen Einflufs auf die climatischen Verhältnisse des Erdkörpers, aber dieser Einflufs ist gering und den Einflüssen der Sonne und anderer, nicht nachzuweisender Ursachen untergeordnet; er zeigt sich im Stande des Barometers, in der Wärme, in der Heiterkeit des Himmels, und in der Regenmenge; allein die bisherigen Untersuchungen reichen noch nicht hin, in Zahlen bestimmte Formeln dafür festzustellen. — Endlich geht der *speciellen* Selenographie noch eine, von grofser Belesenheit zeugende *historische Uebersicht* voran, welche die sich nach und nach entwickelnden Kenntnisse der Bewegung des Mondes um die Erde, und später auch um seine Axe, so wie auch der Beschaffenheit seiner Oberfläche, verfolgt. Ich überspringe einen sehr grofsen Zeitraum und gehe gleich zu dem über, was die Verf. von der genaueren Bestimmung der Rotationselemente des Mondes sagen. Wenn der Mond sich ursprünglich, in derselben Zeit in welcher er um die Erde läuft, um eine seiner Hauptaxen gedrehet und keine plötzliche Störung, etwa durch den Anstofs eines Kometen, erfahren hat, so ist nur *ein* Element zu bestimmen, nämlich die Neigung seines Aequators gegen die Ebene seiner Bahn; die Knotenlinie des Aequators des Mondes fällt dann mit der Knotenlinie seiner Bahn auf der Ecliptik zusammen. Soll aber über den ursprünglichen Zustand und über das Verbleiben in demselben, nichts vorausgesetzt werden, so kommen noch *zwei* Elemente dazu, nämlich die beiden, von welchen die Kenntnifs der *physischen Libration* abhängt. Wie diese *drei* Elemente in dem Orte eines Punktes auf der Mondscheibe hervortreten, ist theoretisch bekannt; es müssen also *drei* unbekannte Gröfsen durch eine Reihe von Beobachtungen dieses Ortes, an den Tag gelegt werden. Diesen Zweck hatten in der That zwei Beobachtungsreihen, welche auf den Wunsch von *Laplace*, auf der Pariser Sternwarte angestellt wurden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm Beer und Dr. J. H. Mädler.

(Schlufs.)

Obgleich der darauf gewandte Fleifs eines ausgezeichneten Erfolges würdig war und wirklich eine beträchtliche Sicherheit der Bestimmung gewährt hat, so ist der Erfolg doch noch nicht *so grofs* gewesen, dafs man das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer *physischen* Libration, bis auf eine Grenze sicher, über welche Beobachtungen noch aufklären können, behaupten kann; dafs sie so klein ist, dafs nur sehr genaue Beobachtungen sie zeigen können, ist nicht mehr zweifelhaft. Ueber die weitere Vermehrung der Genauigkeit der Beobachtungen bemerken die Verf., dafs es vorzüglich auf die Vermeidung des Einflusses der Ungleichheiten des Mondrandes und auf die Wahl eines möglichst unzweideutig erscheinenden Punktes auf dem Monde, ankömmt. Ich glaube, aus eigenen Erfahrungen schliefsen zu müssen, dafs die Ungleichheiten des Mondrandes gefährlicher aussehen als sie sind, falls man nämlich die hervorragenden Gipfel vermeidet, indem man für den Rand die Kreislinie annimmt, die dem sichtbaren, ungleichen Rande am meisten entspricht, also zwischen den Vertiefungen und Erhöhungen, den ersteren näher, hindurchgeht. Als zu beobachtenden Punkt ziehen die Verf. einen kleinen Crater, dem von den französischen Astronomen angewandten *Manilius* vor. — Noch von einer anderen Seite kann zum vollständigsten Gelingen einer neuen Bestimmung der Rotationselemente beigetragen werden, nämlich durch eine sorgfältige Wiederholung der Entwickelung des Ausdruckes für die Horizontalparallaxe des Mondes, deren jedesmalige Gröfse Einflufs auf den Halbmesser des Mondes hat; dafs aber diese, durch die, unter der Presse befindliche, Mondstheorie von *Hansen*, schon erlangt werden wird, ist nicht zu bezweifeln. Endlich müssen dergleichen Beobachtungen, bei denen die Erlangung der äufsersten Feinheit der Zweck ist, nur vorgenommen werden, wenn der Apparat vollkommen geeignet und die Luft ruhig und in jeder Beziehung günstig ist. — Dafs die Verf. davon sprechen, macht ihren Willen, sich diesen Beobachtungen hinzugeben, wahrscheinlich; dafs sie ausführen, was sie ausführen *wollen*, zeigen ihre Mondkarte und das vorliegende Werk, wobei weit gröfsere Schwierigkeiten zu überwinden waren, als bei der Bestimmung der Rotationselemente zu erwarten sind. — Was in der historischen Uebersicht sonst noch gesagt ist, um die Arbeit der Verf. mit früheren, ähnlichen Arbeiten in Verbindung zu setzen, darf ich jetzt unberührt lassen, da ich schon in meiner Anzeige des *ersten* Viertels der Karte davon gesprochen habe.

Man wird nicht von mir fordern, dafs ich den *zweiten Theil*, die topographische Beschreibung der sichtbaren Mondsoberfläche, welcher den gröfseren Raum des Werkes füllt, im Einzelnen durchgehe. Solche Bemerkungen kann man (wenigstens *ich*) nicht im Zusammenhange lesen und noch weniger verstehen. Man wird angelegentlich danach suchen, wenn Veranlassung vorhanden ist, über irgend eine Einzelnheit Aufklärung zu wünschen. Diese habe ich z. B. über den räthselhaft gewordenen *Alhazen* verlangt, und glaube eine Probe von dem Inhalte dieses Theils des Werkes anzuführen, indem ich den Stand der Frage, wie er *vor* und *nach* demselben ist, auseinandersetze. *Schroeter* zeichnete den *Alhazen* zuerst am 2. Nov. 1788 (§. 85. Taf. VI.), als eine von einem geschlossenen Ringgebirge umgebene Einsenkung; südlich, nahe bei ihr ein 3 Meilen langes Gebirge. Er bemerkt, dafs die Einsenkung, unter allen Erleuchtungswinkeln, mehr oder weniger dunkelgrau erscheine und man sie unter allen Umständen sehen könne, weshalb

Digitized by Google

er sie auch, jahrelang, zur Grundlage anderer Messungen angewandt habe (§. 835). Er fand jedoch den *Alhazen* in seinem Ansehen oft ganz, und bis zur Unkenntlichkeit verschieden, allein zuweilen auch wieder so, wie er ihn zuerst gesehen hatte. Dieses war namentlich am 2. Juni 1794 der Fall; auch am 1. März 1797, als *Schroeter* schon ganz entwöhnt gewesen zu sein scheint, den *Alhazen* deutlich wiederzuerkennen, trat er als ein gegen Norden geöffnetes Ringgebirge, auf eine Art hervor, welche dem anfänglichen Bilde zwar nicht gleich, jedoch wohl *nicht mehr* davon verschieden ist, als durch das nun angewandte stärkere Fernrohr und die immer veränderte Stellung und Beleuchtung der Mondflecken, füglich erklärt werden kann. Wenigstens gab diese Beobachtung *Schroetern* keinen Argwohn gegen die Identität des früher und später gesehenen *Alhazen*; auch ist er der Meinung, dafs man von der Veränderlichkeit der Erscheinung, nicht auf physische Veränderung schliefsen müsse, obgleich er an eine atmosphärische, hin und wieder vorkommende Verdeckung des Craters denkt. Der Unterschied zwischen der ersten und letzten Abbildung, ist hauptsächlich, dafs jene ein geschlossenes, diese ein gegen Norden geöffnetes Cratergebirge zeigt; zwischen beiden liegt wenigstens eine, der ersteren ganz entsprechende Ansicht, während mehrere ganz, und zwar bis zur Unkenntlichkeit, davon abweichende, dazwischen liegen. Um über die wahre Beschaffenheit des *Alhazen* aufs Reine zu kommen, suchte ihn *Kunowsky* im J. 1821 aufs Neue (Astr. Jahrb. 1825), fand aber den Crater, den *Schroeter* zuletzt geöffnet gesehen hatte, gänzlich verschwunden. Im Jahrb. 1827 trat Hr. *Pastorff* (nicht 1828 und nicht *Köhler*, wie die Verf. irrthümlich schreiben) dieser Beobachtung, durch eine Reihenfolge von 6 Zeichnungen entgegen, welche an der Stelle des *Alhazen* etwas zeigen, was wohl mit den *Schroeter*schen Zeichnungen zusammengereimt werden kann. Jedenfalls macht es die beträchtliche Veränderlichkeit des Anblickes dieser Gegend anschaulich; so wie es, übereinstimmend mit *Schroeters* eigenen Wahrnehmungen, zeigt, dafs diese Veränderlichkeit, so auffallend sie hervortritt, auch wieder zu den früheren Zuständen zurückführt. Hierdurch verliert die Annahme *wirklicher* Veränderungen des *Alhazen* die Wahrscheinlichkeit, und würde sie erst wiedererlangen, wenn nachgewiesen werden könnte, dafs entweder das sichtbare Zurückkehren zu dem früheren Zustande nicht vollständig genug, oder kein wirkliches ist. Indessen bleibt es doch wünschenswerth, den Grund näher kennen zu lernen, welcher den scheinbaren gänzlichen Widerspruch zwischen Wahrnehmungen von *Schroeter* und *Kunowsky*, mit anderen, auch von *Schroeter* und Herrn *Pastorff* erzeugt hat. Ich habe also bei unseren Selenographen nachgesehen und nachgelesen: ihre Karte zeigt ein mit zwei Gipfeln versehenes Gebirge (α), welches ich für dasselbe halte, welches *Schroeter* südlich von *Alhazen* gezeichnet hat; nördlich von diesem Gebirge, seiner relativen Lage nach übereinstimmend mit *Schroeters Alhazen*, zeigt sie *ein Thal*, welches von zwei gekrümmten, ihre Höhlungen gegeneinander kehrenden Bergrücken einschlossen, gegen Norden und Süden aber offen ist. Dieses Thal halten die Verf. für *Schroeters Alhazen*; sie erklären seinen Helligkeitswechsel durch verschiedene Beleuchtung und sein zuweilen stattfindendes Verschwinden, durch seine Oeffnungen, durch welche sein Grund mit dem gleich hell erleuchteten Mare Crisium in Verbindung tritt, so dafs es einen Theil desselben auszumachen scheint. — Um ganz vollständige Befriedigung hervorzubringen, müfste man noch zeigen, dafs dieses Thal, unter ähnlicher *Libration* und Stellung des Mondes gegen die Sonne, einen Anblick gewährt, welcher *Schroeters* verschiedenen Zeichnungen gemäfs ist; so wie auch, dafs dasselbe, oder was gelegentlich dafür angesehen sein mag, sich unter den Umständen, unter welchem *Schroeter* veranlafst wurde, es zum Vergleichungspunkte auszuwählen, wirklich mehr oder weniger dazu eignete. — Um keine Verwirrung zu veranlassen, erinnere ich noch, dafs die Verfasser einen anderen, südlicher gelegenen Gegenstand, nämlich ein wirkliches Cratergebirge, *Alhazen* nennen. — Bei einer anderen Gelegenheit bemerken sie, dafs Gegenstände in der Nähe der Ränder des Mondes immer die gröfsten Schwierigkeiten darbieten werden, wenn Zweifel gegen ihre Unveränderlichkeit erhoben werden; in welchem Maafse diese Bemerkung gegründet ist, mag auch das über *Alhazen* angeführte zeigen. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit daran, dafs eine Reihenfolge von Beobachtungen einer Mondsgegend, welche in aufeinanderfolgenden Monaten, immer an demselben Tage des Mondesalters vorgenommen wird, einen ganz anderen Ein-

Digitized by Google

druck davon gewähren kann, als eine andere Reihe, welche man bei demselben Mondsalter, aber die halbe Umlaufszeit der Apsiden später, macht; vielleicht erklärt sich hierdurch einigermafsen, warum *Schroeter* den später oft anhaltend so unbestimmt erscheinenden *Alhazen* zu einem Vergleichungspunkte wählte. —

Ich halte für überflüssig, von *Beer* und *Mädlers* Arbeit über den Mond mehr zu sagen: sollte mir nicht gelungen sein, durch das Gesagte ihr Wesen zu bezeichnen, so würde es mir durch das, was ich noch hinzusetzen könnte, noch weniger gelingen. Auch mein Gesammturtheil darüber brauche ich nicht besonders auszusprechen, da meine beiden Anzeigen klar genug zu Tage legen, dafs der Anfang und das Ende der Arbeit mich erfreuet haben. Aber ich finde gut, zu sagen, welchen wissenschaftlichen Rang ich diesen Beschäftigungen mit dem Monde beilege. Ich lege ihnen *den* Rang bei, den ich astronomischen Arbeiten einräume, die eine *grofse* Lücke der Wissenschaft ausfüllen; die nach einem umfassenden Plane entworfen und mit durchgreifendem Fleifse ausgeführt sind; deren Ausführungsart den Beweis liefert, dafs sie nicht unbedacht, sondern nach erlangter Ueberzeugung von der Hinlänglichkeit der Kräfte, unternommen wurden. Solchen *seltenen* Arbeiten gebührt ein *hoher* Rang, und diesen räume ich der gegenwärtigen mit Vergnügen ein. — Mögen *Beer* und *Mädler* sich ihres schönen Werkes erfreuen, und möge auch der Neid seinen Werth unangetastet lassen! —

F. W. Bessel.

LIV.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz. Scriptorum Tomus I. Hanoverae impensis bibliopolii aulici Hahniani* 1826. *fol. XXVI*, 660 *pag.* — *Scriptorum Tomus II. ib.* 1829. *XIV*, 840 *pg.* — *Legum Tomus I. ib.* 1835. *XXXVI*, 578 *pg.* — *Legum Tomus II. ib.* 1837. *XXIV*, 582, *Pars* 2. 218 *pag.*

Erster Artikel.

Jeder der auch nur gelegentlich den Versuch gemacht hat, über einen Punkt der vaterländischen Geschichte sich aus den Quellen zu unterrichten, weifs, wie schwer, wie fast unmöglich es bislang war, ich sage nicht eine vollständige, sondern auch nur eine irgend befriedigende Kenntnifs derselben zu erlangen. In mehr als 50 Sammlungen und aufserdem in unzählige kleine Schriften zerstreut waren nach und nach die Schriftsteller der deutschen Geschichte, der allgemeinen wie der speciellen herausgegeben worden; fast keine Bibliothek konnte sich rühmen, Alles zu besitzen, was nothwendig hierhin gehörte; einige Quellen waren oft, andre einmal, manche noch gar nicht vollständig edirt, kein einziger Autor — man darf es sagen — genügend, die meisten auf solche Weise bekannt gemacht, dafs ihre Fehlerhaftigkeit allen Glauben übersteigt. Dies hatte die nothwendige Folge, dafs an eine kritische Benutzung der Quellen in der deutschen Geschichte des Mittelalters kaum irgend zu denken war; jeder nahm und brauchte was ihm zur Hand lag; Bestrebungen und Hinweisungen aufs Richtige wie in Semlers interessantem Buche blieben unbeachtet, manche Vorschläge und Versuche wie von Gatterer, Krause, Röfsler u. a., der Sache abzuhelfen kamen nicht zur Ausführung und waren meist schon in ihrer Anlage verfehlt. Die Mangelhaftigkeit der bisherigen Quellenbenutzung gränzt wirklich ans Unglaubliche; grofse und beinahe vollständige Kenntnifs des Materials zeigt sich nur in der sehr mit Unrecht vernachläfsigten Reichshistorie von Hahn; bis auf die neuste Zeit hinab hat nur Stenzel eine umfassendere Arbeit auf kritisches Quellenstudium gegründet.

Da war es denn wohl ein erfreuliches Ereignifs, als ein Mann, den Deutschland als seiner gröfsten einen verehrt, auftrat, und dem lange schwer gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, entscheidende Schritte that. — Auch waren andere Nationen schon mit nachahmungswerthem Beispiele vorangegangen. Italien hatte durch den Fleifs Eines Mannes und den Eifer einer Gelehrtengesellschaft seine 28 Bände Scriptores; in Frankreich hatten die Benedictiner der Congregation S. Maur ihren unsterblichen Verdiensten um Geschichte und Alterthumskunde auch das hinzugefügt, eine vollständige Ausgabe der historischen Denkmäler zu unternehmen; in Dänemark war eine Sammlung der Geschichtschreiber ihrer Vollendung nahe, in andern Ländern wenigstens manches in ähnlichem Sinne gesche-

Digitized by Google

hen. In Deutschland war es bei Versuchen geblieben, und wahrscheinlich noch lange hätten wir an dem Alten uns genügen lassen müssen, wenn nicht Steins Aufruf zur rechten Stunde gekommen wäre. Er mufste in der Zeit, wo jeden ein doppelt lebhaftes Interesse an das gemeinsame, eben befreite Vaterland knüpfte, den allgemeinsten Anklang finden. Die historischen Studien begannen einen neuen Aufschwung zu nehmen; man hatte sich von vielen Seiten dem deutschen Mittelalter zugewandt, Recht, Sitte und Poesie desselben durchforscht und sich angeeignet; allen Bestrebungen kam dieser Aufruf entgegen, und mufste alle, die beizutragen vermochten, zur Theilnahme gewinnen. — Staatsmänner und Gelehrte verbanden sich zur Förderung des Unternehmens, und so bildete sich, um eine Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller des deutschen Mittelalters zu begründen, am Anfang des Jahrs 1819 zu Frankfurt die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte; eine Centraldirection übernahm die Führung des Ganzen; mit der Leitung der Geschäfte und der dereinstigen Ausgabe wurden einige Mitglieder besonders beauftragt. Man vereinigte sich über einzelne allgemeine Grundsätze, eine erste Ankündigung berichtete über das Unternehmen und forderte zur weitern Theilnahme auf.

„Der Zweck dieser Sammlung ist, heifst es hier, alle Quellenschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters dem historischen Forscher in möglichster Aechtheit und Eigenthümlichkeit zugänglich, und jede andre Ausgabe der aufzunehmenden Schriften oder jede Vergleichung derselben zur Verlässigung des Textes ihm entbehrlich zu machen." — Als Werke die in Betracht kommen werden Geschichtschreiber, Biographien und wichtige Briefsammlungen genannt, was aber die Ausgabe selbst betrifft, die deutschen Gelehrten aufgefordert, sich einzelne Schriftsteller zur Bearbeitung zu wählen. Man wünschte aufserdem Vorschläge und Bemerkungen jeder Art, und bestimmte für diese und alle vorläufigen Mittheilungen das heftweis erscheinende Archiv der Gesellschaft. Man fing die Arbeiten damit an, die Bibliotheken zu untersuchen; ein Bundestagsbeschlufs hatte gleich anfangs die Sache der Beachtung und Unterstützung aller deutschen Staaten empfohlen, und in Folge davon wurden alle Archive und Bibliotheken für die Zwecke der Gesellschaft geöffnet. Einzelne Collationen wurden gemacht, die Bearbeitung mehrerer Autoren übernommen. Wichtiger aber war es, dafs auf den Antrag Steins die Untersuchung und Benutzung zuerst der Wiener Handschriften einem Gelehrten besonders übertragen wurde; der jetzige Herausgeber unterzog sich der Arbeit, und ging von hier nach einem 1½jährigen Aufenthalt nach Italien, um hauptsächlich die römischen Schätze auszubeuten. Man weifs, wie Aufserordentliches er hier geleistet hat; seine auf diesen Reisen gemachten Arbeiten sind die eigentliche Grundlage alles dessen, was bisher bekannt gemacht worden ist: keine Klasse historischer Denkmäler ist ohne die wesentlichste Bereicherung geblieben; für alle Perioden des Mittelalters ist vorgearbeitet und wenigstens Einzelnes geschehen.

Auch in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England wurden unterdessen einzelne Arbeiten ausgeführt, das Archiv der Gesellschaft zeigt, was an Beiträgen und Mittheilungen von den verschiedensten Seiten einging, und die Vorrede des ersten Bandes der Monumenta bezeichnet näher die wichtigsten der Förderer des Unternehmens. Ich nenne hier keinen, um keinen zu übergehen.

So sehr aber auch diese Bestrebungen die vollkommenste Anerkennung verdienen, und so wenig hier die Absicht sein kann, den Verdiensten irgend eines der Theilnehmer zu nahe treten zu wollen, so dürfte doch behauptet werden können, dafs auf dem bisher befolgten Wege die Sache nie zur befriedigenden Ausführung gelangt wäre. Die Vertheilung der Schriftsteller war mehr nach Willkühr als mit Urtheil und Einsicht geschehen; viele die Arbeiten übernommen hatten waren gestorben oder auf andere Weise beschäftigt; das Verzeichnifs am Anfang des 4ten Bandes des Archivs zeigt, dafs doch sehr wenig nur in dieser Beziehung geschehen war. Die Herren Büchler und Dümge, Secretär und Redacteur der Gesellschaft, von Frankfurt versetzt, mufsten im Jahr 1823 ihre Stellen aufgeben; auch die meisten Mitglieder der Centraldirection wurden durch Entfernung der Sache entfremdet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.*

(Fortsetzung).

In dieser Lage der Dinge *) wurde schon während seines Aufenthalts in Italien dem jetzigen Herausgeber von Stein der Antrag gemacht, die Leitung des Ganzen zu übernehmen. Er kam im Herbste des Jahres zurück, entwarf einen vorläufigen Plan, der aufser von Stein, von Niebuhr und mehreren anderen Gelehrten gebilligt und auf einer Zusammenkunft in Frankfurt am Anfang des Jahres 1824 von den anwesenden Mitgliedern der Centraldirection, als Grundlage für die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica angenommen wurde.

Es wurden 5 Abtheilungen der Quellen festgesetzt: Geschichtschreiber, Gesetze, Urkunden, Briefe, vermischte kleine Denkmäler, passend als Antiquitates bezeichnet. Die Sammlung sollte im Allgemeinen bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts alles, was hierhin gehört, umfassen, und dabei auf alle deutsche Stämme Rücksicht genommen werden. Erst bei der entschiedenen Trennung der von Deutschland aus gestifteten Reiche wurde ihre Geschichte verlassen: aber eine Beachtung der italienischen Verhältnisse bis gegen das Ende des Mittelalters hin war nicht von der Hand zu weisen, die Geschichte der späteren Ausbreitung deutscher Herrschaft und deutschen Wesens durchaus eingeschlossen. Bei allen Denkmälern wurde diplomatisch treue Herstellung des Werkes aus den besten Quellen das erste und oberste Gesetz. Jedem sollte eine literarische Einleitung vorangehen, die nöthigen Anmerkungen in aller Kürze hinzugefügt werden. Unter den Geschichtschreibern waren besonders nur die zu berücksichtigen, die als ursprüngliche Quellen sich erwiesen; abgeleiteten Erzählungen sollte nur eine geringere Aufmerksamkeit zugewandt, doch immer möglichst die Integrität eines bedeutenderen Werkes aufrecht erhalten werden. Für die Bearbeitung der Urkunden wurden andre Grenzen und nähere Bestimmungen festgesetzt.

Diese Grundsätze wurden öffentlich bekannt gemacht und auch den drei deutschen Academien zur Begutachtung vorgelegt; da keine wesentlichen Einwendungen von irgend einer Seite laut wurden, durften sie als allgemein gebilligt angesehen werden. Zur Ordnung des Ganzen wurde zugleich bestimmt, dafs wer von den ältern Mitarbeitern ein Jahr und länger seine Theilnahme auf keine Weise bezeuge, nach §. 4. der ersten Statuten als der Gesellschaft nicht mehr angehörig betrachtet werden solle. Dafs es bei der völligen Planlosigkeit und Willkühr der ersten Vertheilung einer solchen Mafsregel bedurfte, wird keiner läugnen, der Arbeiten, wie sie z. B. eingelaufen oder auf eigne Hand dem Publikum vorgelegt worden sind, näher kennt. Dagegen wurde um diese Zeit in dem Dr. Böhmer zu Frankfurt ein eben so thätiges als tüchtiges Mitglied gewonnen, der allmählich ganz die Leitung der dortigen Angelegenheiten übernahm und seinen Fleifs bald vorzugsweise den Urkunden zuwandte.

Unterdessen wurde die Herausgabe selbst begonnen, und die beiden ersten Bände noch bei Lebzeiten Steins, der bis zum letzten Augenblicke mit dem regsten Eifer und der ausdauerndsten Thätigkeit an allen Maafsregeln Theil nahm, vollendet. Die nicht geringen Kosten, die in der Reihe der Jahre bisher verwandt waren, hatten theils die grofsmüthigen Beiträge

*) Wahrscheinlich in diese Zeit gehört die Aufforderung Steins an die Berliner Akademie die Leitung des Unternehmens zu übernehmen, ein Wunsch, den sie, mit andern grofsen Arbeiten beschäftigt, nicht erfüllen konnte. Ganz genau bin ich jedoch über die Zeit nicht unterrichtet.

Digitized by Google

des Stifters und einiger Mitglieder des ersten Vereins bestritten, theils die Liberalität mehrerer Regierungen und hoher und höchster Personen bewilligt. Doch war für die Dauer keine Unterstützung gesichert, in dieser Beziehung zuerst schien der Eifer erkalten zu wollen. Die Kosten des Druckes freilich wurden durch den Absatz gedeckt; wer aber die Gröfse der für ein solches Werk erforderlichen Arbeiten und Hülfsmittel kennt, wird leicht ermessen, dafs den übrigen Bedürfnissen dadurch nicht abgeholfen werden konnte. Es schien dies auf einen Augenblick die Fortsetzung des Unternehmens gefährden zu können, zumal als die Bewegungen des Jahrs 1830 ganz Europa erschütterten und mit gewaltsamer Aufregung bedrohten. Unter kriegerischen Rüstungen und Bedrängnissen der meisten Regierungen daheim und nach aufsen konnte den gelehrten Arbeiten die nöthige Beachtung nicht geschenkt werden. Dennoch wurden die Arbeiten fortgesetzt; mehrere spätere Reisen des Herausgebers in Deutschland, Frankreich und England hatten neue Hülfsmittel herbeigeschafft und der Sache neue Freunde gewonnen; im Verein mit diesen bereitete man die künftigen Bände vor. Böhmer lieferte seine trefflichen Register als Vorarbeit zu der Ausgabe der sämmtlichen Kaiserurkunden. Um dieselbe Zeit (1831) erlitt das Unternehmen durch den Tod Steins einen grofsen und schmerzlichen Verlust. Der Staatsminister von Nagler, der seit einiger Zeit an der Centraldirection Theil nahm, sicherte in der Folge durch sein Ansehn der Gesellschaft die Gunst der deutschen Regierungen. — Inzwischen hatte auch die erste Aufregung sich gelegt, die innern Verhältnisse der Staaten wurden geordnet, die augenblickliche Störung vergessen und die ersten Arbeiten wieder aufgenommen. Auch für die Monumenta kam eine günstigere Zeit. Der Versammlung der Abgeordneten des deutschen Bundes in Wien wurde die Lage und der Fortgang des grofsen deutschen Nationalwerkes zur Berücksichtigung vorgelegt, unter Vorgang des Staatskanzlers Fürsten Metternich von allen die Wichtigkeit desselben anerkannt und eine Sicherstellung der Ausführung durch Bewilligung hinreichender Mittel für nöthig erachtet. In Folge hiervon empfahl ein Beschlufs des Bundestags die Sache der Aufmerksamkeit der einzelnen Regierungen, und von den sämmtlichen deutschen Staaten wurde mit hoher Liberalität ein bedeutender jährlicher Zuschufs bewilligt, der die Fortsetzung der Monumenta sichert, und es möglich macht, im vollsten Umfang die begonnenen Arbeiten weiter zu führen und hoffentlich dereinst glücklich zu beenden. Neue Verbindungen wurden angeknüpft, mehrere wissenschaftliche Reisen unternommen, und zahlreiche neue Hülfsmittel herbeigeschafft. Zugleich wurde zu der Herausgabe der nächsten Bände geschritten, von denen zwei uns bereits vorliegen, und die nächsten in möglichst kurzer Zeit nachfolgen werden.

Ich wende mich zu der Betrachtung des Einzelnen. Die beiden ersten Bände der Monumenta umfassen die Geschichtschreiber der karolingischen Periode. Der Grund, dafs mit diesen der Anfang gemacht wurde, lag wohl zumeist in dem zufälligen Umstande, dafs der jetzige Herausgeber des Ganzen zuerst besonders mit dieser Periode beauftragt war und auf seinen Reisen sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Quellen dieser Zeit gerichtet hatte. Hier waren die Vorarbeiten am weitesten fortgeschritten, und die Ausgabe selbst konnte ohne bedeutenden Verzug erfolgen. Die Geschichtschreiber der frühern Zeit bis zum Ende der merowingischen Herrschaft bleiben einigen einleitenden Bänden vorbehalten. Es war aber von Anfang an natürlich nie daran gedacht worden, nach Art des französischen Recueil des historiens de France, deren Vorbild auch die längst schon begonnene, aber bis jetzt durch unangenehme Verhältnisse in ihrem Erscheinen verzögerte Sammlung der englischen Scriptores gefolgt ist, die einzelnen Historiker aller Perioden zu zerstückeln und ihre Fragmente unter gewisse Zeiträume zu zertheilen. Der Nachtheil, der daraus allem ernsten Studium der Quellen erwächst, wird durch die Bequemlichkeit, das Zusammengehörige bei einander zu finden, auf keine Weise aufgewogen, und es trägt jene Anordnung gewifs nicht wenig dazu bei, den Werth jener grofsen Sammlung zu vermindern. — In diesen beiden ersten Bänden konnten also nur Schriftsteller ihren Platz finden, die vorzugsweise dieser Periode angehören. So finden wir am Anfang des ersten Bandes die kurzen Annalen der Zeit, denen die gröfsern annalistischen Werke folgen. Den 2ten Band eröffnet die Sammlung der Sanct. Gallischen Schriftsteller; dann folgen Nachträge zu den Annalen des ersten Bandes, endlich Lebensbeschreibungen und Darstellungen einzelner Begebenheiten und kürzerer Perioden. Die Nach-

Digitized by Google

richten späterer Autoren, die in ihren Werken auch diese Periode behandeln, können natürlich erst in der Folge ihre Stelle finden. — Aufserdem machten noch manche andre Umstände eine Beschränkung des allgemeinen Planes nothwendig. Für einige Quellen fehlten doch für den Augenblick noch die nöthigen Hülfsmittel, bei andern konnte es zweifelhaft sein, ob sie zur merowingischen oder karolingischen Zeit gerechnet werden sollten; die Aufnahme der italienischen Historiker der Zeit, die in dem Kreis der gestellten Aufgabe liegen, wurde durch den Umfang des Bandes unmöglich gemacht. So sind die vitae pontificum, und sie gewifs sehr passend, den einleitenden Bänden vorbehalten; eben dahin kommt des Paulus Diaconus hist. Langobardorum mit ihren Fortsetzungen und was von der historia miscella Aufnahme verdient. Die italienisch-langobardischen Geschichtschreiber des 9ten Jahrhunderts werden mit denen des 10ten vereinigt im nächsten Theile erscheinen. Eher als diese möchte man einige kleine Schriften wie den Anonymus de conversatione Karantanorum und noch einige der wichtigeren vitae Sanctorum, z. B. des Wunebald, Willibald, Gregorius Trajectensis u. a. vermissen. Doch mufs man auf die Gründer des Christenthums namentlich im südöstlichen Deutschland (Rupertus, Kilian, Corbinian) noch einmal zurückkommen, und da lassen die bezeichneten Stücke nicht unpassend sich anschliefsen. Schwerer wird dem Leben der Hathumoda von Agius, dem der Liutburgis und des Bertharius chronicon Virdunense eine Stelle anzuweisen sein, da sie durchaus innerhalb der Grenzen der karolingischen Periode fallen und doch nicht ganz übergangen werden dürfen. Die kurze chronica Francorum im Jahr 855 geschrieben bei du Chesne (I. p. 797) und Labbé (I. p. 330) ist wohl als unbedeutend mit Absicht ausgeschlossen.

In anderer Beziehung sind jedoch die Grenzen der Periode auch nicht selten überschritten worden; es ist theils durch die Aufnahme der sämmtlichen Sanct. Gallischen Schriftsteller geschehen, die aber jeder nur zweckmäfsig finden wird, theils besonders bei den kleineren Annalen. Freilich war hier weniger als irgendwo ein strenges Festhalten einer bestimmten Grenze möglich, da diese oft Jahrhunderte lang aus gleichzeitigen Aufzeichnungen auf Einem Blatte oder doch in Einem Kloster bestehen, und der Zusammenhang der einzelnen unter einander es oft wünschenswerth und nothwendig macht, auch die späteren mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Doch, glaube ich, ist der Herausgeber hier mitunter zu weit gegangen. Eine vollständige Sammlung aller kleinern Annalen der frühern Jahrhunderte konnte in diesen Bänden doch nicht erreicht werden, und war auch nicht der Plan *); es hätten daher manche, die hier mitgetheilt sind, für die späteren Zeiten, denen sie eigentlich angehören, aufbewahrt werden können. Aus dem ersten Bande rechne ich z. Th. schon die Annales Colonienses dahin, deren erste Hand erst 957 schliefst, in weit höherem Grade aber die Ann. Brunuslavenses von 1000—1125, deren Aufnahme mir durch nichts gerechtfertigt scheint, und für die schon der 2te Band uns Supplemente bringt. In diesem scheinen mir die Annales Gandenses — 1350 ungehörig, weniger die Ann. Lobienses, wohl dagegen die Besuenses, Lemovicenses, das Chron. Coloniense, vor allen aber die Ann. Wirciburgenses, die aus dem Hermann Contract abgeleitet, mit dem Ekkehard Uraugiensis und den Ann. Hildesheim. verwandt, gewifs hier unter echten und gleichzeitigen Denkmälern der karolingischen Zeit keine Aufnahme verdient hätten. Denn am Ende der Gesichtspunkt, was für den Augenblick gerade passend gegeben werden kann, darf doch nicht der überwiegende sein bei der Anlage eines Werks, bei dessen Wichtigkeit und grofsem Umfang auch die zweckmäfsige Ordnung in Betracht kommen und einst den Gebrauch erleichtern mufs.

Aber abgesehen von jenen Stücken geben die beiden ersten Bände der Scriptoren eine ebenso reiche als interessante Zusammenstellung von gleichzeitigen kurzen Annalen, die uns über die Entstehung und Verbreitung derselben zum erstenmal ein befriedigendes Licht gewähren. Wir sehen, wie in fast allen Klöstern die Jahrescyclen benutzt werden, alljährig kurze Notizen über die wichtigsten Begebenheiten daheim und in der nächsten Umgebung oder im Heere und am Hofe des Königs, über Himmelserscheinungen und Zufälle der verschiedensten Art aufzuzeichnen, wie diese bei der Stiftung neuer Klöster oder bei andern Gelegenheiten von einem in das andere übertragen, dort abge-

*) Denn von den Ann. Lobienses und Elnonenses sagt der Herausg. selbst I. p. 4, weil sie mehr die spätere Zeit umfassten: inter Carolingii aevi monumenta minime collocandos esse judicavi.

Digitized by Google

schrieben, vermehrt und fortgesetzt wurden, später oft ein fleifsiger Mönch mehrere zusammenschrieb, sie ordnete und erweiterte, endlich bei der wachsenden Bildung und dem zunehmenden Interesse an Geschichte dieses Materials sich fähige Männer bemächtigten und umfangs- und inhaltsreiche Werke bildeten, wie sie in den Ann. Laurissenses und deren Ueberarbeitung durch Einhard uns vorliegen. — Der Herausgeber macht auf diese Fortschritte der historischen Darstellung aufmerksam (I. p. 1—3 vgl. Archiv VI. p. 258); er meint überhaupt nachweisen zu können, wie sie von jenen rohesten Anfängen aus sich auf ganz selbstständige und unabhängige Weise in Deutschland fortgebildet habe. Ich kann doch nicht in Allem beistimmen. Wir dürfen wohl nicht vergessen, dafs jene dürftige Annalistik nie die einzige Art der Geschichtschreibung war, dafs gleichzeitig mit ihren ersten Anfängen auch ausführlichere Werke geschrieben wurden, dafs auch später in der Blüthezeit geschichtlicher Arbeiten in den Klöstern man immer zu der einfachen Aufzeichnung zurückkehrte und durch alle Jahrhunderte sie fortsetzte, ohne dafs doch immer aufs Neue aus diesen Anfängen die eigentliche Geschichtschreibung sich entwickelt hätte. So sehr daher auch immer die Bedeutung dieser mehr und mehr sich vervollkommnenden Annalistik anerkannt werden mufs, so wenig dürfte doch eine stetige Entwickelung aus ihr bis zu den Werken eines Einhard angenommen werden können, und es scheint daher wenig zu bedeuten, ob die ersten Anfänge der vorhandenen Annalen von England, wie doch sehr wahrscheinlich ist (vergl. II. p. 237 Lappenberg engl. Gesch. p. XLVI) übertragen oder in Deutschland selbst aufgezeichnet worden sind.

Sehr zweckmäfsig sind die unter sich verwandten Annalen bei der Ausgabe verbunden, und von spätern, zu verschiedenen Zeiten verfafsten oder aus verschiedenen Aufzeichnungen zu einem Ganzen zusammengesetzten Werken die sich entsprechenden Theile neben einander gesetzt, die übrigen Stücke an ihre Stelle gebracht, der selbstständige oder wenigstens nicht weiter abzuleitende Theil für sich gedruckt. Ich meine, man mufs, wenn Annalen auf solche Weise zusammengesetzt worden sind, dafs sich mit Sicherheit verschiedene Bestandtheile oder um Jahrhunderte von einander entfernte Verfasser nachweisen lassen, überall dies Verfahren festhalten und selbst die nicht zusammengehörigen Stücke, wenn der übrige Zusammenhang es fordert, in verschiedene Bände setzen dürfen. Dasselbe gilt von den Fortsetzungen; es scheint mir unerläfslich, eine solche die um Jahrhunderte später in dem Geiste einer ganz anderen Zeit und mit Benutzung späterer Quellen, die erst nachher herausgegeben worden, geschrieben ist, von dem Hauptwerke zu trennen und an der gehörigen Stelle einzureihen. Wenigstens der Versuch, den entgegengesetzten Plan festzuhalten, überall Hauptwerk und Fortsetzung zu verbinden, wird zu argen Unzuträglichkeiten führen, z. B. beim Lambert von Aschaffenburg unter den fränkischen Kaisern seine Fortsetzungen des 14ten und 15ten Jahrhunderts aufzunehmen, oder bei dem Chron. epp. Merseburgensium (Ludewig Rel. V.), dessen erster Verfasser in der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, die bis ins 16te Jahrhundert fortgeführte Geschichte. Wollen wir aber dies nicht, dürfen wir auch nicht mit dem Ekkehardus Uraugiensis den zweiten Theil des Urspergensis verbinden; wir müfsten wenigstens auch die Ann. Bosovienses, die unter dem Namen des Heinricus Stero bekannten Annalen und andere hinzufügen, da diese nicht minder wie jene an den Ekkehard anknüpfen. Unsere mittelaltrigen Annalen sind grofsentheils Fortsetzungen des Beda, und doch wird keiner dadurch veranlafst werden, alle als Anhang zu ihm zu betrachten. Also, um ein Beispiel zu wählen, das bald zur Entscheidung kommen mufs, wird man von den Ann. Hildesheimenses, deren erster Theil als mit den Ann. Laurissenses minores wörtlich gleichlautend nicht in Betracht kommt, nur den 2ten — 1040 in dem nächsten Band, die Fortsetzung — 1137, die zum Theil aus Hermann Contract geflossen ist und eine ganz andere Behandlungsweise zeigt, später geben müssen. Bisher kam die Sache nicht eben zur Sprache, da unter den Fortsetzungen nur der Cont. Reginonis die Grenzen der Periode überschreitet, gegen dessen Aufnahme aber nichts zu erinnern sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.*

(Fortsetzung.)

Ein zweiter Gesichtspunkt, der bei der Ausgabe beobachtet wurde, ist die Zusammenstellung der Annalen nach den Provinzen, in denen sie entstanden sind. Von Belgien ausgehend finden wir aus fast allen Theilen Deutschlands Beispiele dieser alten und einfachsten Historiographie. Zu bedauern ist nur, dafs die im 2ten Bande gegebenen Nachträge nicht gleich an ihrer Stelle haben eingereiht werden können, wenn es gleich auch erfreulich ist, dafs in so kurzer Zeit eine so reiche Ausbeute z. Th. bisher unbekannter Quellen hinzuzufügen war. Besonders eine Reise des Herausgebers nach Frankreich und England hat dies möglich gemacht. — Im Ganzen sind es über 40 Quellen von verschiedenem Umfang und Werthe, die in dieser Classe uns geboten werden, und die Alles umfassen, was bisher sehr zerstreut und mangelhaft bekannt gemacht oder handschriftlich aufgefunden war. Nachträge werden sich aus gedruckten Werken kaum geben lassen, und nur die in der Einleitung ausgesprochene Hoffnung, dafs noch in den Bibliotheken ähnliche, bisher oft unbeachtete kurze Aufzeichnungen verborgen liegen und dereinst ans Licht gezogen werden möchten, scheint Aussicht auf Vermehrung des Apparats zu geben. Zwei sehr kurze Exemplare von Ann. Augienses hat seitdem Mone bekannt gemacht; die von demselben herausgegebenen Ann. Sithienses werden kaum Beachtung verdienen, da sie nicht, wie er vermuthet, als Quelle des Einhard betrachtet werden können, sondern, wie anderswo zu zeigen ist, aus seinen und den Ann. Fuldenses excerpirt worden sind.

Inhaltsreicher und für die eigentlich historische Belehrung bei weitem wichtiger sind die grofsen annalistischen Werke, wie sie zuerst in Lorsch entstanden, dann durch Einhard die allgemeinste Verbreitung fanden, und bald an mehreren Orten in ähnlicher Weise geschrieben wurden. Was sich in der Art erhalten hat bringt der erste Band, der zweite als neuen Erwerb die ähnlichen Ann. Xantenses; dieser ist aufserdem, wie schon gesagt ist, vorzüglich bestimmt, die Geschichte einzelner Orte, Begebenheiten, so wie die vorhandenen Lebensbeschreibungen zu umfassen. Aufser den Biographien Karls des Grofsen und seines Sohnes Ludwigs sind es vorzugsweise die bedeutender Geistlichen, die entweder vollständig oder auszugsweise hier mitgetheilt worden sind. — Es wird schwer sein, über die Grundsätze, die bei der Aufnahme der vitae sanctorum festgesetzt werden müssen, ganz ins Reine zu kommen. Unzweifelhaft sind sie für viele Begebenheiten, für die Zustände des Lebens überhaupt unsere wichtigste historische Quelle, und sie verdienen gewifs die gröfste Aufmerksamkeit. Auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, wie oft sehr unbedeutende oder wenigstens minder wichtige Erzählungen den gröfsern Theil der vitae selbst bedeutenderer Männer bilden, wie dagegen in manchen, die an und für sich gar nicht in Berücksichtigung kommen würden, sich einzelne sehr interessante und belehrende Stellen finden. Früh schon hat deshalb du Chesne den Weg eingeschlagen, aus sämmtlichen Heiligenleben solche Excerpte, die die Kunde der Geschichte zu bereichern schienen, seiner Sammlung einzuverleiben, Bouquet ist ihm gefolgt, und auch in den ersten Vorschlägen für die Herausgabe der deutschen Quellen ist etwas der Art öfter angerathen worden. Muratori dagegen weist dies entschieden von der Hand, er hat nur einige unedirte oder wenig zugängliche vitae berücksichtigt, diese aber vollständig gegeben. Ein Zusammenlesen kleiner Bruchstücke aus den vitis sanctorum kann nun

Digitized by Google

in den Monumenten gewifs nicht der Zweck sein; aus ihrem Zusammenhang gerissen verlieren die Stellen ihren Werth, und kein gründlicher Forscher wird sich mit ihnen genügen lassen. Auch sind die Acta SS. leicht keinem unzugänglich und in Mabillons chronologischer Anordnung des Einzelnen auch nicht schwer zu übersehen. Es kommen daher überall nur die bedeutenderen vitae in Betracht, die solcher Männer, die durch ihre Stellung selbst einen bedeutenden Einflufs auf den Gang der Begebenheiten geübt oder doch eine selbstständige und öffentliche Wirksamkeit erlangt haben. Diese aber, wenn sie von Zeitgenossen herrühren und mit einiger Einsicht geschrieben sind, dürften auch vollständige Aufnahme verdienen, weil die Schilderung ihres Lebens, wenn sie auch nicht überall die allgemeine Geschichte bereichert, doch zur genauen Kenntnifs der Zeit nicht wenig beiträgt. Nur in einzelnen Fällen möchte es hier noch räthlich sein, gröfsere unnütze Massen auszuscheiden, und überall wäre lieber das zu viel als zu wenig zu geben. Vielleicht ist, um den Stoff nicht zu sehr zu häufen, dies doch nicht immer beobachtet worden, und man könnte wohl wünschen, dafs einige auszugsweise gegebene vitae z. B. die des Adelhard nicht völlig so beschnitten wären, wie es geschehen ist. Ich kann es aus eigener Erfahrung bezeugen, wie ich für rein historische Zwecke zu der Ausgabe der Acta SS. zurückzugehen genöthigt worden bin. Und dies wird bei dem, was einmal hier vorliegt, gewifs nur selten geschehen, und soll, meine ich, nach dem Plan des Unternehmens wohl auch nicht nöthig sein.

Noch schwieriger ist es, da Alle zu befriedigen, wo es auf Aufnahme oder Beseitigung derjenigen Theile eines Werkes ankommt, die aus älteren Quellen entlehnt sind. Der Herausgeber ist hier mit möglichster Schonung verfahren, und ich glaube, er hat sich dadurch bei Vielen Dank erworben. Durch den Druck mit sehr kleiner Schrift ist der Umfang dieser Theile auf einen geringen Raum beschränkt worden; sie sind aber doch immer zur Hand und der historisch-literarischen Forschung näher geblieben, als wenn sie in Zukunft in den gewifs später mehr und mehr vernachlässigten älteren Sammlungen aufgesucht werden sollten. Natürlich wo ein ganzes Werk von einem späteren Verf. fast wörtlich wiederholt wurde, konnte von einem Wiederabdruck nicht die Rede sein, sondern nur eine Benutzung als Handschrift Statt finden. So sind die Ann. Metenses auf einen sehr geringen Umfang reducirt, und die zwei vitae *) Karls des Grofsen, die auf Einhards Annalen zurückzuführen sind, mit Recht übergangen; auch den Anfang von Ados und Erchamberts Chroniken wird man am Ende entbehren können. Aber es ist zu hoffen, dafs auch in Zukunft mit gleicher Behutsamkeit verfahren und der Text eines Autors nicht verworfen wird, wo er in eigner Darstellung wenn auch aus bekannten Quellen seine Geschichte verfafst habe, damit aufser der unmittelbaren Kenntnifs der Ereignisse, auch die Geschichte der Literatur in dieser Sammlung sich Auskunft holen kann.

Die Grundsätze der Behandlung und Bearbeitung, die als Norm für die Ausgabe der Monumenta gelten, sind in den bisherigen Bänden auf eine höchst würdige und alle Anforderungen befriedigende Weise ausgeführt worden. Fast alles was hier vorliegt ist von Pertz selbst bearbeitet; aufser ihm haben nur Ild. von Arx und Dahlmann Beiträge geliefert, viele andere jedoch durch einzelne Mittheilungen und Collationen die Sache gefördert. — Selbst ein Lob aus meinem Munde kann leicht als anmafslich erscheinen, doch mufs ich aussprechen, wie mir neben der umfangsreichen Gelehrsamkeit und den ausgezeichneten paläographischen und diplomatischen Kenntnissen des Herausgebers besonders die Sicherheit und der feste Takt in der Behandlung des Einzelnen, der Entfernung bedeutender Schwierigkeiten und der Begründung eines verläfslichen Textes die vollste Anerkennung, der Fleifs aber, mit dem die ungeheueren Vorarbeiten und die Ausarbeitung selbst vollendet worden sind, eine wahre Bewunderung zu verdienen scheinen. — Nur die grofse Vorliebe für die Sache und alle hierher gehörigen Studien kann mich bewegen etwas näher auf die Behandlung des Einzelnen einzugehen und hie und da einige Bemerkungen laut werden zu lassen.

Unter den kleinen Annalen ist ein grofser Theil wenn nicht zum erstenmal herausgegeben, doch wiederholt aus den Handschriften abgeschrieben worden;

*) Die eine, die des sogenannten monachus Engolismensis ist gar nicht einmal ein selbstständiges Werk, sondern ein Theil des Ademarus Cabannensis, wie, so viel ich sehe, noch nirgends ausdrücklich ausgesprochen ist, obwohl es sich schon aus Labbé II. p. 153 ergiebt.

Digitized by Google

nur bei einigen zuerst von du Chesne bekannt gemachten, mufste man sich bei der Ausgabe begnügen. Neu sind die Ann. Laubacenses, die gleich zu der ersten Gruppe gerechnet werden, deren älteste Heimath das Kloster S. Amand in Belgien ist, aus einem Codex zu Monza. Derselbe gab auch einen vierten Text der folgenden Ann. Alemannici, einer Ableitung der viel verbreiteten Annalen von Murbach im Elsafs, nachdem du Chesne, Zaccharia und Ussermann bereits drei bekannt gemacht hatten. Die verschiedenen Annalen von S. Gallen, unter denen die majores, früher unter dem Namen des Hepidan bekannt, die wichtigsten sind, erscheinen durch die Sorgfalt Ild. von Arx's aus dem Autographon hergestellt. Für die Augienses, die nach Baluzius edirt worden sind, finden sich nicht unbedeutende Nachträge und Berichtigungen im 2ten Band (p. 238), die aus eigner Ansicht der Pariser Handschrift geflossen sind. Ich übergehe die folgenden Stücke, unter denen die Ann. Salisburgenses, Fragmente sehr alter Fuldenses, die S. Columbae Senonenses und Weissemburgenses zum erstenmal erscheinen. Den Uebergang zu den gröfseren Annalen bilden die Laurissenses minores, zuerst von Lambecius herausgegeben, hier durch die Vergleichung einer Berner Handschrift in ihrer ursprünglichen Gestalt auch ohne die Zusätze des Fuldaer Mönchs, die sich im Wiener Codex finden, ans Licht gestellt. Einzelne Varianten aus einer Brüsseler Handschrift sind II. p. 194 nachgetragen. — Ein sehr grofser handschriftlicher Apparat wurde für die Ann. Laurissenses majores, früher als Loiseliani und plebeji bezeichnet, und die damit verbundenen Jahrbücher Einhards zusammengebracht, aus ihm der Text bis zur möglichsten Sicherheit festgestellt und dadurch viele schwankende und leere Vermuthungen beseitigt. Es zeigt ein Verkennen aller diplomatischen Kritik, wenn gegen die Autorität so alter und trefflicher Codices noch immer eigenen Hypothesen zu Liebe abgethane Lesarten aufgenommen und vertheidigt werden, wie in der Literatur unserer Tage nicht seltene Beispiele vorliegen. —

Die Ausgabe des sogenannten Poeta Saxo stützt sich auf die einzige vorhandene Handschrift, früher in Helmstädt jetzt in Wolfenbüttel, die wiederholt und nicht ohne Nutzen aufs genauste verglichen worden ist. — Dasselbe war leider mit der Pariser (früher im Besitze du Chesne's) für das Chron. Noissacense vor der Ausgabe nicht geschehen; ihre spätere Einsicht machte es nothwendig im 2ten Bande die letzten Seiten des Werkes noch einmal abdrucken zu lassen. — Für den aufzunehmenden Theil der Ann. Metences waren keine Hülfsmittel vorhanden, und sind wohl auch keine weiter bekannt; eine Handschrift des Jesuiterkollegiums zu Paris, vollständiger als du Chesne's Text, die Lelong verzeichnet (p. 336), fehlte schon bei der neuen Ausgabe seines Buchs (II. p. 122). Dagegen lassen die Hülfsmittel für die Ann. Fuldenses fast nichts zu wünschen übrig; eine Handschrift des 9ten und 10ten Jahrhunderts aus Schlettstadt gab für das Hauptwerk eine sichere Grundlage: auch die Fortsetzungen sind nicht ohne handschriftliche Berichtigung geblieben, wenn gleich der älteste noch vor einem Jahrhundert von Christ benutzte Codex nicht wieder aufzufinden war. Es ist auffallend, wie leicht selbst in den neusten Zeiten noch Handschriften in Vergessenheit gerathen oder verloren gehen, zumal wenn sie in die Hände von Privaten gelangt und nicht wie die von Bongars an Einem Orte niedergelegt worden sind.

Die Ann. Bertiniani wurden zuerst von du Chesne aus einer vom Jesuiten Rosweid gemachten, vom Pater Bollandus ihm mitgetheilten Abschrift eines Codex des Klosters S. Bertin edirt; Bouquet benutzte bei seiner Ausgabe eine Handschrift, die er anfangs für das Original jener Copie hielt (VI. p. 192), später aber (VI. Praef. u. VII.) für verschieden erklärte. Der Herausgeber konnte nur auf diese Ausgaben zurückgehen und mufste, da der Text an nicht wenigen Stellen Spuren offenbarer Verderbung zeigt, durch Vergleichung der abgeleiteten Quellen und scharfsinnige Conjectur das Richtige herzustellen versuchen. Ebenso ungünstig war er bei der Wiederausgabe der Ann. Vedastini gestellt, bei der nur Bouquets Abdruck aus demselben Codex benutzt werden konnte. Später entdeckte er in Brüssel eine Handschrift, die aufser mehreren anderen Quellen auch diese beiden Annalen enthielt, die aber an den meisten Stellen dieselbe Verderbung zeigt und wenig zur Verbesserung des Textes nützen kann. Man wird schon dadurch geneigt, sie für eine der beiden bisher bekannten

Digitized by Google

Handschriften zu halten, ja, wenn der Herausgeber Recht hätte, nach Bouquets erster Annahme jene beiden als identisch zu betrachten, würde zum drittenmal dieser Codex aufgefunden und benutzt worden sein. Es sind mehrere Gründe, die uns in dieser Ansicht bestärken können; Bouquets Codex enthielt aufser den beiden Annalen auch die jetzt sogenannten Laurissenses minores und die Chronik Bedas (VII. p. 79 n. a.); dieselben stehen in der Brüsseler Handschrift (Mon. II. p. 192); hier folgen die Bertiniani unmittelbar auf Fredegars Chronik und eben das besagt du Chesne von seinem Codex (III. p. 150). Ein Theil der Erzählung des Jahrs 865 fehlt bei du Chesne, war in Bouquets Handschrift am Ende hinzugefügt, steht auch in der Brüsseler auf einem besonders eingefügten Blatte. Rechnen wir dazu die an den meisten Punkten sehr auffallende Zusammenstimmung aller drei Collationen, so wird jene Annahme als sehr wahrscheinlich erscheinen. Dennoch aber, glaube ich, wird sie im ganzen Umfang sich nicht vertheidigen lassen. Bouquets und die Brüsseler Handschrift für identisch zu halten wird durch eine Stelle unmöglich gemacht; in jenem bei du Chesne ausgelassenen Fragmente fehlt der Brüsseler Handschrift ein Satz, dessen Ausfallen durch die gleichen Schlufsworte sehr erklärlich wird, den Bouquet aber gewifs nicht anderswoher ergänzen konnte. Auf der andern Seite möchte die Identität der Handschriften du Chesne's und Bouquets noch manchen Zweifeln unterliegen. Ich komme daher zu der Vermuthung, den Codex, aus dem die Jesuiten jenem eine Abschrift schickten und der jetzt in Brüssel unter ihren Papieren bewahrt wird, für identisch, ihn aber für eine Abschrift des ältern Codex zu S. Bertin zu halten, der von Bouquet und Lebeuf benutzt worden ist, was um so wahrscheinlicher wird, da dieser nach des Letzteren Angabe von mehreren Händen geschrieben war, davon aber beim Brüsseler Codex nicht die Rede ist, vielmehr auch der letzte Zusatz hier von derselben Hand geschrieben ist. — Bei der ersten Annahme wird man freilich für die von Pertz in der Vorrede genannten Stellen besonders die des Jahrs 875 dieselbe Erklärung brauchen wie bisher, da die Cod. Bertin. und Brux. hier durchaus übereinstimmen. Doch treffen an andern Stellen die Varianten des Brux. mit du Chesne gegen Bouquets Text zusammen *). Hiernach würde dieser als aus der ältern Quelle stammend den Vorzug verdienen, wenn wir nur überzeugt sein könnten, dafs Bouquet überall seine Handschrift und nicht eignem Gutdünken gefolgt wäre. Es gilt dies besonders auch von den Ann. Vedastini, und es kann daher nicht als überflüssig betrachtet werden, dafs diese im 2ten Band noch einmal aus dem Brüsseler Codex abgedruckt sind. Wir erreichen nie auf einmal das Vollkommene; und so sehr man daher auch bedauern mag, dafs nach so langen Vorarbeiten nicht gleich bei der ersten Ausgabe auch diese Hülfsmittel benutzt worden sind, so darf doch daraus dem Herausgeber, der diese Quellen auf einer erst später möglich gewordenen Reise entdeckte, kein Vorwurf erwachsen, sondern wir haben den neuen Gewinn dankbar entgegen zu nehmen und uns der Aussicht zu freuen, dafs am Ende nie ein Erschöpfen und Abschliefsen des Forschens und Findens eintreten wird, sondern die Wissenschaft auch ferner noch nicht blofs eine immer vollkommnere Durchdringung des vorhandenen Materials, sondern auch eine Vermehrung desselben hoffen darf.

Für die Chronik des Regino, die trotz einer Reihe von Ausgaben nur in ganz verdorbener Gestalt vorlag, so dafs einige Irrthümer wie das ad Alpes für Adalpertus fast sprüchwörtlich geworden waren, haben die deutschen und benachbarten Bibliotheken reiche Hülfsmittel geliefert; Schafhausen, Karlsruhe, Trier und Wien besitzen sehr alte und treffliche Handschriften, und auf diese, anderer, zu geschweigen, gestützt mufste es gelingen, den Autor in fast ganz verjüngter Gestalt uns vorzuführen, wie es hier geschehen ist. Die Arbeit schliefst sehr würdig den ersten Band. Drei Jahre später wurde der zweite bekannt gemacht, der, wie schon öfter bemerkt ist, zugleich die Resultate einer neuen Reise des Herausgebers brachte. Unter den neu aufgefundenen Denkmälern sind die Ann. Xantenses bei weitem die bedeutendsten, da sie eine selbstständige Erzählung wenigstens der Jahre 829—73 geben und über mehrere Puncte z. B. den Tod des Ludolf, Ahnherrn der sächsischen Kaiser, uns zuerst mit Sicherheit belehren. —

*) z. B. p. 436 n. d., 438 n. e., 440 n. e., 451 n. e., 458 n. d., 482 n. b., 490 n. b. u. s, w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500 auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.

(Fortsetzung.)

Die in den Anfang des Bandes gestellten Sanct. Gallischen Geschichtschreiber sind alle von Ildephons von Arx aus den ältesten Handschriften des Klosters, zum Theil den Autographis, mit Treue und Sorgfalt abgeschrieben und zuerst in ihrer Integrität mitgetheilt worden. Den Anfang bildet die älteste bisher ungedruckte vita des heiligen Gallus. Wunderbar genug, dafs nach so vielen Hagiographen noch eine so wichtige und alte Quelle, die lange bekannt und schon von Goldast benutzt war, hier zuerst mitgetheilt werden konnte. Aus den spätern Lebensgeschichten des Stifters, die sich alle auf diese vita stützen, sind nur einzelne Theile aufgenommen. Mehrere kleine Schriften, die vita Othmar's des zweiten Abtes folgen, dann die Reihe der Casus S. Galli. Wie sehr ihr Text gegen Goldast's unkritische Ausgabe gewonnen hat, ergibt sich beim ersten Blicke. Da fast überall eine Handschrift alle übrigen so sehr überwiegt, dafs aus den spätern kein Gewinn zu hoffen war, so hat der Herausgeber, abweichend von den allgemeinen Grundsätzen der Sammlung nur in seltenen Fällen eine Angabe der Varianten für nöthig gefunden, ein Verfahren, das sich hier vielleicht wird rechtfertigen lassen, aber nicht nachgeahmt werden dürfte. —

Von den in diesen Jahrhunderten noch seteneren ausführlichen Chroniken einzelner Klöster und Kirchen sind nur zwei gegeben, eine dritte für karolingische aber besonders westfränkische Geschichte bedeutende ist die der Bischöfe von Le Mans; die von Verdün habe ich schon oben erwähnt. Des Paul Diaconus Geschichte von Metz ist mit Hülfe der Pariser Handschrift verbessert; bei der von Fontenelle konnte nur d'Achery's Ausgabe benutzt werden *). — Königsverzeichnisse und Genealogien sind in Handschriften und Ausgaben sehr viele bekannt. Nur die älteren, denen spätere absichtliche Erdichtungen noch fremd sind, werden beachtet; über die folgenden weniges zur allgemeinen Charakteristik in der Einleitung gesagt. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein Geschlechtsregister der merowingischen Könige, das die bisher angenommene Reihe um mehrere Glieder bereichert und zu neuen und interessanten Folgerungen über den Werth dieser Stammregister führen mufs. — Eine genealogia des karolingischen Hauses wurde besonders verbreitet und die Grundlage einer kurzen Geschichte der fränkischen Könige, die nach d'Achery's und Ussermanns Ausgaben aus mehreren Handschriften verbessert und bereichert erscheint. Zum Schlufs ist eine genealogische Tabelle, wie sie gleichfalls schon im M. A. sehr häufig sind, aus einer Münchener Handschrift gegeben. — Für den Ado von Vienne sind 5 Codices benutzt, aus dem Berner eine ungedruckte freilich sehr kurze Fortsetzung mitgetheilt. Dagegen liegt bei Erchembert's wenig bedeutendem Buche Ussermanns Ausgabe zu Grunde. Die jetzt in Lindenau bewahrte Handschrift ist erst später bekannt geworden (s. III. p. 267), gewährt aber für den Text keinen Gewinn. — Von besonderem Werthe ist was für

*) Was aus dieser über die gesta Lantberti gesagt wird, scheint auf einem kleinen Mifsverständnisse zu beruhen. D'Achery sagt nicht, einige Fächer vom Codex abgerissene und später angenähte Blätter hätten diese aber unvollständig enthalten, sondern sie wären in der Handschrift unvollständig gewesen, weil die letzten Blätter, abgerissen oder von Motten verzehrt, gefehlt hätten. Auch der App. 2. de transl. S. Wolframmi mufs nach d'Achery in der Handschrift selbst, nicht in du Chesnes Apographon gestanden haben; dagegen ist die hier p. 209 aufgenommene constitutio Ansegisi aus dem letzteren entlehnt.

Digitized by Google

die wichtige vita des heiligen Bonifaz hat geschehen können; die Carlsruher Handschrift aus Reichenau stammend ist um das Jahr 800 geschrieben und übertrifft an Alter weit alle übrigen; zwei Wiener Codices wurden aufserdem benutzt. Für das Leben des Lebuin ist die freilich sehr neue aber einzig bekannte Kölner Handschrift nach Särius zuerst wieder eingesehen, das des Sturm aus dem Codex zu Erlangen verbessert, der Ausgabe der vita des Willenhad eine Handschrift des Domherrn Mayer in Paderborn zu Grunde gelegt. — Nicht so glücklich war der Herausgeber bei dem bekannten carmen de Karolo Magno et Leone papa, dessen von Canisius *) aus S. Gallen erhaltene Handschrift dort vergebens gesucht wurde und erst später in Zürch aufgefunden von Orelli zu einer neuen Ausgabe benutzt worden ist, die für eine vollkommen sichere Kenntnifs des überlieferten Textes nicht entbehrt werden kann. Sehr bedeutend ist der Gewinn jedoch nicht zu nennen. — Für die vita des heiligen Liudger standen 2 Handschriften zu Wolfenbüttel und Berlin zu Gebote.

Ein wirklich unvergleichlicher Reichthum von Hülfsmitteln ist für die vita Karoli Magni Einhards zusammengebracht worden; über 50 Handschriften sind für diese Ausgabe entweder ganz verglichen oder doch an einzelnen Stellen eingesehen und benutzt. Der Herausgeber theilt sie in zwei Hauptclassen, die sich an einzelnen Kennzeichen sehr leicht sondern lassen und von denen die zweite auf eine sehr alte gemeinsame Quelle hinweist, die uns selbst jedoch nicht erhalten zu sein scheint. Bis ins 9te Jahrhundert gehen aber die ältesten Handschriften beider Klassen zurück; in Wien, dem letzten Sitz der Nachfolger des grofsen Karl, werden diese bewahrt. Es mögen sich hie und da noch andere finden; für die Herstellung des Textes aber wird nicht leicht noch ein besonderer Ertrag zu erwarten sein. Nur die p. 440 n. aus einer hannöverschen Handschrift gegebene Vorrede ist vollständiger von mir aus einem Kopenhagener Codex abgeschrieben worden. — War hier der Reichthum fast erdrückend, so ist bei den folgenden Werken des Ermoldus Nigellus der Mangel fühlbar. Das carmen elegiacum an Ludwig hat sich nur in einer Wiener Handschrift erhalten, eine neuere Abschrift in der Bodlejanischen Bibliothek zu London ungerechnet. Die Elegien finden sich sogar nur in dieser; da sie früher aber ganz unbekannt waren und für die Berichtigung das Mögliche geschehen ist, mufs ihre Herausgabe immer als eine sehr dankenswerthe Bereicherung betrachtet werden. — Bei den nächsten vitis SS. sind nur die bisherigen Ausgaben benutzt, dagegen für Thegan wieder bedeutende Hülfsmittel gewonnen; in Wien, Schafhausen und Trier finden sich Handschriften des 11ten Jahrhunderts, zwei andere sind seitdem bekannt geworden, von denen die eine zu Kopenhagen aus dem 15ten Jahrhundert die allen andern unbekannte nur von Pithöus gegebene Vorrede des Walafridus Strabo enthält. — So scheint nicht selten das Mögliche und Genügende gethan, und später bietet sich doch eine neue und unerwartet wichtige Quelle dar. Es ist dies in gewissem Sinne bei des Anonymus vita St. Ludowici der Fall, deren älteste hier benutzte Handschrift bis ins 10te wo nicht 9te Jahrhundert hinaufreicht. Ihr Text von zwei Römischen bestätigt mufste als der ursprünglichen Gestalt sehr nahe kommend betrachtet werden. Ich will auch jetzt nicht das Gegentheil behaupten; allein ein später zugänglich gewordener Codex *) gibt so eigenthümliche und mitunter so ansprechende Abweichungen, dafs für das wichtige Geschichtswerk doch noch manche Verbesserungen nothwendig erscheinen. Darüber wird anderswo das Nähere mitzutheilen sein. Eine Kopenhagener Handschrift weicht weniger ab; eine dritte glaube ich in Hänels Catalogen zu Montpellier zu entdecken **).

Des Nithard Geschichtsbücher sind wieder nur in einer Handschrift auf die Nachwelt gekommen, und diese entzog sich allen Nachforschungen des Herausgebers. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm aber eine sehr genaue in Frankreich gemachte Collation, auf die gestützt die Ausgabe die frühern alle weit hinter sich zurückläfst. — Von Ruodolf's und Meginhards Buch fand sich das Original in Hannover; der Ausgabe der vita des Ansgar konnte Dahlmann eine treffliche Studtgarder Handschrift zu Grunde legen, wogegen für die vita Rimberti der in jener sehr verstümmelte Codex des Domherrn Mayer benutzt werden mufste. — Zahlreich waren die Hülfsmittel, die für den monachus

*) Bd. II. ist Schreibfehler statt VI.

*) Im Archiv I. p. 435 als so gut wie verloren genannt, in der Vorrede nicht erwähnt.

**) Unter dem Titel Aimoinus de Ludowico Pio H. 142.

Digitized by Google

Sanct. Gallensis zusammengebracht worden sind, aber ihr genaues Studium hat zu dem Resultate geführt, dafs sie alle auf ein früh, wenigstens in einzelnen Stellen, verderbtes Exemplar zurückgeführt werden müssen. Doch hat der Text gegen die früheren Ausgaben sehr bedeutend gewonnen. Es gilt dies in gleichem Maafse von Abbo's carmen, dessen Handschrift zu S. Germain wiederholt genau verglichen worden ist, aus der das dritte bisher weggelassene Buch hinzugefügt werden konnte. Die zahlreichen Glossen des Autors stehen am Rande, im dritten Buche über dem Text; das ganze Werk ist mit der gröfsten Sorgfalt hergestellt.

Ich kann diese Uebersicht dessen, was für die kritische Herstellung des Textes einer Reihe so bedeutender Geschichtsquellen geschehen ist, nicht schliefsen, ohne noch einmal das grofse Verdienst des Herausgebers hervorzuheben. Kritische Schärfe und Genauigkeit, wie wir sie hier geübt sehen, ist bisher den historischen Denkmälern des M. A. nur in sehr seltenen Fällen zugewandt worden; eine so umfassende Herstellung der Quellen ist von keinem versucht; die mit ähnlichen Sammlungen vorangingen, haben sich nicht einmal die Aufgabe gestellt, geschweige denn etwas, was hiermit verglichen werden könnte, erreicht. — Man wird nicht überall und an jeder Stelle mit der Aufnahme dieser oder jener Lesart einverstanden sein; es werden, wie ich hie und da schon angedeutet habe, sich noch immer Nachträge und Berichtigungen finden, es kann selbst ein günstiger Zufall für einzelne Werke noch sehr bedeutende neue Aufschlüsse liefern. Allein völlig abschliefsen und bis zur absoluten Vollkommenheit gelangen kann keine Arbeit; was irgend die Kraft Eines Mannes auch bei der reichsten Unterstützung und im Besitze der schönsten Hülfsmittel leisten konnte, ist hier geschehen; ist hie und da geirrt, so würden von Andern leicht andere und schwerere Irrthümer begangen sein. An Beispielen zu zeigen, an wie unzähligen Stellen der Text verbessert, das Richtige gefunden und hergestellt ist, kann hier nicht entfernt meine Absicht sein. Es wächst die Beurtheilung so über das Maafs einer gewöhnlichen Anzeige hinaus, und ich wende mich daher zu der Betrachtung dessen, was für die Erklärung und Erläuterung weiter geschehen ist.

Jedem Werke oder bei den kurzen Annalen jeder Gruppe derselben geht eine Einleitung voraus, in der der Herausgeber über den Schriftsteller, sein Verhältnifs zu anderen, über Handschriften, Ausgaben und sonstige Verhältnisse berichtet. Vielleicht könnte namentlich in literarischer Hinsicht hie und da eine gröfsere Ausführlichkeit gewünscht werden; einige kleine Unrichtigkeiten dürften auch nicht fehlen, die aber bei dem Umfange einer solchen Arbeit kaum jemals sich ganz werden vermeiden lassen. Unberücksichtigt geblieben ist bei den Annales Lemovicenses II. p. 251 die Ausgabe von Labbé nova bibl. mss. I. p. 332: die Floriacenses ib. p. 254 stehen auch bei Baluzius Miscell. II. p. 303—7, das Chron. Aquitanicum ist auch von Chifflet edirt, ein Abdruck der Ann. Wirceburgenses aus Baluzius von Ludewig Geschichtschreiber des Bischoffthums Wirzburg gegeben; von Abbo's Buch de bello Parisiaco finde ich eine Ausgabe cum glossis integris in Toussaint's de Plessis Nouvelles annales de Paris 1753. 4. angeführt. — In der Einleitung zu der ersten Gruppe der Annalen hätte vielleicht bemerkt werden sollen, dafs Labbé's Ausgabe der Petaviani erst mit dem Jahre 726 anfängt. — Uebrigens ist unter den kurzen Annalen die zweite Reihe wohl die interessanteste. Die zu Grunde liegenden Ann. Murbacenses erlangten in Deutschland die weiteste Verbreitung, und ein Nachklang ihrer Nachrichten oft freilich durch drei oder mehrere Zwischenstufen läfst sich noch in sehr späten Chroniken erkennen. Sie zumeist bilden die Grundlage der Ann. Hersfeldenses, von denen 4 oder vielleicht noch mehrere abgeleitete Exemplare sich erhalten haben, die im nächsten Bande ihre Stelle finden werden. — Sehr wichtig für die Geschichte der letzten Hälfte des 9ten und des Anfangs des 10ten Jahrhunderts ist die Fortsetzung der Annales Alemannici in Reichenau und Sanct. Gallen geschrieben. Diese Klöster haben uns aufser vielen andern der schätzenswerthesten Denkmäler namentlich auch werthvolle Aufzeichnungen dieser Art hinterlassen; gleich die nächste Classe (n. 9 u. ff.) gehört hierher.

Vor allen erlangten die Ann. Augienses eine hohe Bedeutung, da sie den Fortsetzern des Regino, dem Hermann Contract und Marianus Scotus als Quelle dienten, und durch deren Vermittelung den gröfsten Theil der spätern Chronisten in ihren Nachrichten über diese Jahre leiteten. Aus den erwähnten Verbesserungen, zu denen die Benutzung des Cod. Par. Gelegenheit gab, sehen wir, dafs die beiden letzten Aufzeichnun-

Digitized by Google

gen zu 953 u. 54 von anderer Hand in den Codex eingetragen sind; bekanntlich erzählt hier der Erzbischof Wilhelm von Mainz selbst seine Erwählung und Ordination. Da dieselben Worte sich im Marianus Scotus finden, der, wie bemerkt, auch die eigentlichen Ann. Augg. benutzte, so wird es wahrscheinlich, dafs er eine sehr nahe verwandte Handschrift *), die auch diesen Zusatz enthielt, vor sich hatte. — Die folgenden kleinen Jahrbücher geben zu besonderen Bemerkungen wenig Veranlassung; ich gehe zu den wichtigen Ann. majores Laurissenses über, die hier nicht allein in wesentlich verbesserter Gestalt erscheinen, sondern über deren Entstehung auch zum erstenmal ein befriedigendes Licht verbreitet wird. Bis zum Jahre 788 im Kloster des heiligen Nazarius verfafst, sind sie von Einhard, dem berühmtesten Historiker dieser Periode, fortgesetzt, später überarbeitet und wiederholt herausgegeben worden. Dafs die letztere Arbeit, über deren Verfasser man früher allerlei wunderliche Behauptungen aufstellte, dem Einhard zuzuschreiben sei, konnte schon nach den Ausführungen mehrerer, zuletzt der Benedictiner in der Hist. litter. de France IV. p. 559 nicht wohl bezweifelt werden; neu und treffend ist es, auch die Ann. Laur. selbst ihm zu vindiciren. Ueber sein Leben wird sorgfältig und erschöpfend in der Einleitung zur vita Karoli gehandelt und nur über die ihm mit Recht oder Unrecht sonst beigelegten Werke hätte vielleicht noch einiges gesagt werden können. Der ihm zugeschriebenen hist. Saxonum werde ich unten noch gedenken. — Unter den Autoren, die aus den Ann. Laur. geschöpft haben, wird p. 130 auch der Ann. Saxo genannt, mit Unrecht, da er seine Nachrichten, die auf jene Quelle zurückgehen, aus dem Cont. Reg. und dem Ekkehard entlehnte. Der letztere hat nach seiner eigenthümlichen Weise die Ann. Laur. und Einhards Jahrbücher neben einander benutzt, selbst wo keine wesentliche Bereicherung für die Geschichte sich daraus ergab.

Sowohl im Chron. Noissiacense als in den Ann. Metenses konnte der gröfste Theil der Erzählung auf die echten uns erhaltenen Quellen zurückgeführt werden: doch ist die Behandlung in beiden zu verschieden, um das gleiche Verfahren in ihrer Ausgabe zu beobachten. — Im Noissiacense tritt die Eigenthümlichkeit des Schreibers fast überall hervor; er bearbeitet aus den Quellen mehr oder minder selbstständig seine Geschichte. Da diese zugleich in einzelnen Theilen uns die interessantesten Nachrichten erhalten hat, durfte dem Ganzen die Aufnahme nicht verweigert werden. Der Verf. der Ann. Metenses dagegen schrieb meist wörtlich seine Quelle aus, und nur ein kleiner Theil zeugt von einer gewissen Selbstständigkeit des Autors. Mit Grund ist auch nur dieser wiedergegeben, das Uebrige als Variante zu den einzelnen Quellen benutzt.

Ueber die wichtigen Ann. Fuldenses haben neue Hülfsmittel neue Aufschlüsse gegeben. Nachdem man früher gegen Goldast's Versuch den Anfang dem Walafrid Strabo zuzuschreiben die Gleichförmigkeit des Styls und der Behandlung eingewandt hatte, finden wir jetzt nicht weniger als 5 Verfasser nachgewiesen. Die älteste Handschrift aus Schlettstadt nennt bis zum Jahre 838 den Enhard, von da bis 863 Rudolf als Verfasser. Ich habe seitdem einen neuern Codex in Kopenhagen aufgefunden und untersucht, der dieselben Randnoten enthält, auch sonst fast ganz mit jener Handschrift übereinstimmt und direct oder durch weitere Vermittelung aus derselben geflossen zu sein scheint. Aber auch noch eine andere Kunde dieser Nachricht hat sich erhalten. In dem Chronicon von Worms des monachus Kirsgartensis (Ludewig Rel. II.) werden die Ann. Fuldenses häufig wörtlich benutzt, als Verf. Einhardus genannt und dieser mit dem Geschichtschreiber Karls des Grofsen für identisch gehalten. Zum Jahr 838 aber heifst es (p. 28): Hucusque scripsit Einhardus. Notamus et quod Rodolphus continuerit, prout hic sequitur. Des Verfs. Handschrift enthielt offenbar dieselben Randnoten, die wir in den zu Schlettstadt und Kopenhagen finden: höchst wahrscheinlich ist es aber die letztere, die von ihm benutzt worden ist.

*) Unsere ist später als die Zeiten des Marianus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.*

(Fortsetzung).

Dieser Codex nämlich ist, wie eine am Schlufs der zu Anfang stehenden Geschichte Turpins hinzugefügte Bemerkung besagt, in dem Kloster jenes Mönches geschrieben: Coeptus fuit liber iste — per supperiorem ordinis canonici — in Kyrsig juxta worm. anno domini 1496 etc. gerade um die Zeit als auch jenes Chronikon verfafst worden ist, dessen Verfasser vielleicht selbst der Schreiber dieser durch wunderlichen Zufall nach Kopenhagen gelangten Handschrift war *). Sein Chronikon obschon lange edirt ist kaum mehr als diese bekannt geworden, und erst die Entdeckung des alten Schlettstädter Codex führte zu der Entdeckung der verschiedenen Verf. Dafs Enhard nicht Einhard sei, bemerkt Pertz sehr richtig; der Irrthum des Wormser Chronisten ist leicht zu erklären. — Der Mönch Rudolf ist schon lange als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit bekannt und die Nachrichten über ihn von Mabillon und den Verfassern der Hist. litt. de France gesammelt worden. Noch ein zweites bedeutendes Werk haben wir jetzt von ihm kennen lernen und wir begreifen das hohe Lob, das ihm seine Fortsetzer spendet, und das durch die früher bekannten Schriften doch kaum verdient zu werden schien. Unter den beiden Fortsetzern gehört nur der erste nach Fulda; der andere scheint in Baiern geschrieben zu haben; ihre Wichtigkeit für die deutsche Geschichte am Ausgang des 9ten Jahrhunderts ist bekannt genug. —

*) Als Quelle aus der er diese Geschichte entlehnte nennt er liber majonis eps. in Wormacia.

Dafs auch die sogenannten Ann. Bertiniani nicht Einem Verf. angehörten, war von Fleury bereits behauptet *), durch Lebeuf und Levesque de la Ravaliere weiter nachgewiesen worden. Der Herausgeber ist ihnen beigetreten und gibt die Jahre 835—61 unter dem Namen des Bischofs Prudentius von Troyes, den Schlufs als vom berühmten Erzbischof Hincmar von Rheims verfafst. Das Erstere ist durch ein ausdrückliches Zeugnifs hinlänglich begründet; ich will auch das zweite nicht bestreiten; allein nicht ganz unerheblich und wenigstens einer Beachtung werth scheinen mir die Einreden in der Hist. litter. V. p. 578 sqq., auf die hier keine Rücksicht genommen ist, und nach denen wir nicht Hincmar selbst, sondern einen seiner leidenschaftlichsten Anhänger als den Verf. annehmen müfsten. — Am wenigsten genau sind wir über Entstehung und Verf. der Ann. Vedastini unterrichtet; auch der Herausgeber hat darüber nichts beizubringen gewufst und auch über ihre Benutzung nur Lebeufs Angabe und wie mich dünkt etwas undeutlich wiederholt. Ob Fulcuin in seinen Gestis abb. Lobiensium sie benutzte, war leicht ins Licht zu stellen; auf diese ist aber gewifs die Kenntnifs des Sigibertus Gemblac. zurückzuführen, da sie sonst zu seinen gewöhnlichen Quellen gehören. — Das angehängte Chron. Normannorum ist unbedeutend und nirgends selbstständig. Nicht ganz genau ist die Angabe, dafs du Chesne es zuerst in seinen Ss. Rel. Gall. edirt habe; schon 17 Jahre früher nahm er es in die Sammlung der Historiae Normannorum Ss. auf.

Den Schlufs des Bandes bildet Reginos allgemein bekannte und höchst werthvolle Chronik. Ein günstiger Zufall hat gewollt, dafs unter den drei wichtigsten Geschichtsquellen der spätern karolingischen Zeit, den Ann. Fuldenses, Bertiniani und Regino, die ersteren

*) Hist. ecclesiastique Lib. I. Par. 1720 Tom. XI. p. 128.

Digitized by Google

in Deutschland, die Bertin. in Westfranken, das Buch des Regino in Lothringen geschrieben wurden. Die Verf. kannten ihre Arbeiten gegenseitig nicht, und so haben wir drei unabhängige, verhältnifsmäfsig ausführliche und sich gegenseitig ergänzende Darstellungen dieser Jahre. Unter allen am namhaftesten und am meisten benutzt im M. A. wie von den Neuern ist Reginos Werk, selbst in den Theilen, wo er nur die frühern Quellen abschrieb oder mit geringen Zusätzen wiedergab. Die Ableitungen sind wohl nicht eben vollständig genannt; selbst noch im Gobelinus Persona glaube ich von einer Benutzung des Regino Spuren zu finden. Dagegen findet sich bei den Ann. Wirciburg. (II. p. 238) davon nichts, sondern sie sind, wie schon bemerkt, blofs aus dem Hermann Contract und zwar aus der unter dem Namen des codex vetus bekannten epitome mit Hinzufügung einiger würzburgischen Nachrichten entstanden. Auch Hermann selbst hat wenigstens den Continuator nicht benutzt, so entschieden auch Ussermann dies behauptet, der sogar zu der Annahme sich fortreifsen läfst, Hermann möge wohl selbst der Cont. sein, eine Vermuthung, die mit Recht hier ganz übergangen ist. — Die Einleitung handelt von dem Leben des Regino, jedoch etwas kurz. Brower (Ann. Trevir. p. 440 a. E.) sagt, freilich ohne Angabe seiner Quelle, er sei vom Erzbischof Ratbod zu Trier zum Abte von S. Martin ernannt worden. — Uber die Person des Continuator ist schwer etwas mit Sicherheit festzusetzen; dafs er in dem Kloster S. Maximin zu Trier gelebt habe, ist kein ausreichender Grund anzunehmen, da die dafür angeführten Stellen meist sich auf die nachträglich als Quelle erkannten und herausgegebenen Ann. S. Maximini zurückführen lassen; nur scheint die vom Cont. benutzte Handschrift vollständiger gewesen zu sein als unser Text, und wird wahrscheinlich auch zum Jahre 950 als Quelle angenommen werden müssen. Hätte er selbst dem Kloster angehört, würde er wohl nicht a. 966 den Abt desselben Willerus Treverensis nennen, eine Bezeichnung, die er den Worten jener Annalen hinzufügte. — Die ehemalige Idee von weitern Fortsetzungen scheint auf einem wunderlichen Irrthum zu beruhen, dessen Grund schwer zu erkennen ist; auch die Cambridger Handschrift (Archiv III. p. 435) enthält nichts der Art. Nur ein Fragment könnte man noch geneigt sein, dem Cont. selbst gegen alle Handschriften zu vindiciren, worüber ich an anderm Orte sprechen werde.

Bei den kleinen Annalen, die im zweiten Bande stehen, weifs ich nur zu bemerken, dafs das Chron. Aquitanicum (ich sehe nicht ein, warum nicht auch dies Annales genannt wird, wie alle ähnlichen Werke) als Quelle der Ann. Engolismenses, die im nächsten Band ihre Stelle finden und des Ademarus Cabannensis zu betrachten ist.

Dafs die Einleitung zu des Paulus Diaconus Geschichte von Metz nicht benutzt worden ist, um über das Leben des Verfs. Einiges zusammenzustellen, darf uns nicht wundern, da die wichtigeren Schriften desselben später gegeben werden müssen und die passendste Gelegenheit dazu geben. — Beim Ado von Vienne dagegen, der in vieler Beziehung als Geistlicher und Gelehrter hervorglänzt, hätte eine ausführlichere Einleitung, scheint mir, nicht fehlen dürfen; nicht einmal über die Entstehung der Chronik und über das Verhältnifs derselben zu der auf den Wunsch des Ado vom Bischof Claudius zu Turin unternommenen ähnlichen Arbeit ist etwas gesagt. Dagegen wird zuerst der Schlufs des eigentlichen Werkes aus den drei ältesten Handschriften gegeben und die Quelle der Continuatio in der kurzen hist. regum Francorum, die aus der Genealogie des Arnulf entstanden ist, nachgewiesen. — Auch über die Verf. der folgenden vitae Ss. ist doch zu ungenügend gehandelt. Von Hucbald heifst es, es sei die vita des Lebuin zwischen 918 und 976 geschrieben; allein er starb schon um das Jahr 930; nur zwischen dieser Angabe, 929 und 932 schwanken die Angaben. Beim Eigil konnte aus seiner ganz gleichzeitigen, freilich hier nicht aufzunehmenden vita des Candidus in der Einleitung passend einiges zusammengestellt worden, was beim Anschar, dem Verf. der vita Willehadi, freilich unnöthig war.

Das carmen de Karolo Magno et Leone papa wird Karls des Grofsen Schwiegersohn, dem bekannten Angilbert vindicirt, mit Gründen, die durch die Behauptung des neusten Herausgebers, die Züge der Handschrift seien Helpericus zu lesen, noch keineswegs entkräftet scheinen. Was es mit der Angabe des Fabricius *), schon Goldast habe 1600 zu Genf das Gedicht edirt, auf sich hat, habe ich nicht zu er-

*) Bibl. Latina m. a. ed. Mansi I. p. 347.

Digitized by Google

mitteln vermocht. — Ich übergehe die erschöpfend und gelehrt bearbeiteten Einleitungen zu Einhards Leben Karls und Ermoldus Nigellus Elegien; nur eine Erwähnung der Verdienste des Lambecius um das Bekanntwerden der letzteren wäre hier vielleicht noch zu erwarten gewesen. — Auf die Geschichte des Paschasius Radbertus, des Verfs. der vitae S. Adalhardi und Walae dagegen ist der Herausgeber nicht eingegangen, mit Recht vielleicht, da das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes weit mehr andern Gebieten des Wissens als der Geschichtschreibung angehört, also unter andern Gesichtspunkten zu betrachten ist. Nur über die Abfassungszeit beider Werke ist nach Mabillon Einiges gesagt, eine Untersuchung, die noch etwas weiter hätte ausgeführt werden sollen, da wenigstens sie hier ganz am Orte ist und für die richtige Beurtheilung der Erzählung ein nicht Geringes austrägt.

Ueber Thegan sind die wenigen Zeugnisse, aus denen wir schöpfen können, vollständig mitgetheilt, und eine weitere Ausführung konnte unnöthig erscheinen. Am Ende sind wir über seine Person sehr wenig unterrichtet *). Dafs er vor Walafrid Strabo († 849) gestorben sei, wie man aus der Vorrede desselben hat schliefsen wollen (Hist. litter. V. p. 46), ergiebt sich wenigstens nicht mit Sicherheit. Nur hierauf und auf der Annahme, dafs Helti Erzbischof von Trier, der hier beatus heifst, nicht 847, wie Regino sagt und auch der Herausgeber annimmt, sondern 851 gestorben sei, gründet sich die Annahme, dafs Thegan den Appendix der Wiener Handschrift nicht habe verfassen können. So werden wir es weder behaupten, noch entschieden in Abrede stellen. — Der Name des Astronomus als Verf. der vita Hladowici ist mit Recht verworfen, des anonymus Namen wird nur ein glücklicher Zufall uns dereinst noch entdecken können. Nithard ist durch seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in den unruhigen Jahren nach Ludwigs des Frommen Tode wie durch sein Buch, das die innern Kriege der Nachfolger schildert, bekannt; was wir von seinem Leben wissen ergibt sich meist aus diesem. Was andere, namentlich Hariulf in seinem Chron. Centulense, dessen Bericht auch der Herausgeber gefolgt ist, erzählen, ist von Mabillon mit so triftigen Gründen angefochten worden, dafs wir darauf wohl nicht zu bauen berechtigt sind. Die spätern Schicksale und der Tod des Mannes bleiben uns unbekannt.

Wir begegnen zum zweitenmal dem gelehrten Rudolf von Fulda. Auf Bitten des Grafen Waltpert unternahm er die Translation des heiligen Alexander und dessen miracula zu beschreiben. Er begann die Darstellung mit einer Uebersicht der ältesten Geschichte der Sachsen, ihrer Zustände und Bekehrung zum Christenthum. Bei der Arbeit ereilte ihn der Tod und Meginhart sein Schüler und Freund setzte die Schrift fort. Jener erste Theil aber hat für uns den gröfsten Werth, und er hat seit Scheidts Ausgabe die Gelehrten vielfach beschäftigt. Was uns hier erzählt wird, finden wir dem gröfsten Theile nach im Anfang des Adam von Bremen wieder, von ihm angeführt als entlehnt aus einer Schrift Eginhards de adventu, moribus et superstitione Saxonum. Er bezeichnet den Verf. ausdrücklich als denselben, dessen vita Karoli er in demselben Zusammenhange nennt; gleichwohl haben Scheidt, Pertz (I. p. 339, II. p. 673 *), und besonders Asmussen: de fontibus Adami Bremensis p. 30 angenommen, Adam habe sich in der Bezeichnung geirrt und Rudolfs oder Meginhards Buch sei seine Quelle gewesen. Andere **) dagegen sind der Meinung, Rudolf und Adam hätten beide Einhards Buch benutzt, jener seine Quelle genannt, dieser sich ohne weitere Angabe die Erzählung angeeignet. Es scheint dafür zu sprechen ***), dafs auch die vita Karoli hier benutzt wird, dafs an einer Stelle, wo die Worte derselben von Rudolf etwas geändert sind, Adam dem Texte des Einhard folgt und von Rudolf abweicht, obschon er diese Stelle nicht aus der vita sondern aus jener historia anführt. Ich will über die Sache nicht entschieden aburtheilen; doch kann ich mich zu der Annahme jener Schrift des Einhard, von der jede weitere Spur fehlt, immer nicht entschliefsen. Adam konnte den Meginhard und Eginhard leicht verwechseln, die

*) Statt chorepiscopus nennt die Kopenhagener Handschrift der Vorrede ihn gar archiepiscopus.

*) Im Archiv V. p. 159 war er anderer Meinung.

**) Bes. Stenzel Fr. Kais. II. p. 98, von Werseba bei Hesse Beiträge p. 6 h. p. 8 ff., Hildebrand de vet Sax. rep. p. 12 sqq.

***) S. Hildebrand p. 13 n. 16, leicht die beste Bemerkung im ganzen Buche.

Digitized by Google

Bezeichnung des Titels ist nicht unrichtig gewählt, die Angabe, es werde aber hier von der Translation des heiligsn Alexander gesprochen, weist mit grofser Bestimmtheit auf unser Buch; Adam, der die vita vor sich hatte, wird am Ende an einer Stelle, wo er fand, dafs sein Autor dieser folgte, sie selbst zu Rathe gezogen und ihre Worte treulich aufgenommen haben können, und dies um so eher, da er beider Verf. für identisch hielt. — Ob Widukind irgend diese Quelle gekannt habe, bezweifle ich; Ekkehard hat gerade des Rudolfs Buch benutzt, wie an der obenangeführten Stelle seine Uebereinstimmung mit diesem gegen Adam zeigt.

Dahlmann in seiner mit gewohnter Umsicht, Gründlichkeit und Scharfsinn geschriebenen Einleitung zur vita Anscharii konnte sich einer genaueren Erörterung über das Leben des Verfs. enthalten, da die wichtige vita desselben später ihren Platz fand *). Er entwickelt besonders die Geschichte des Textes sorgfältig und belehrend, wie man es nur überall wünschen mag. Dasselbe ist von der Einleitung des Herausgebers zum Monachus Sanct. Gallensis zu rühmen; sie hat mich nächst der zum Einhard am mehrsten befriedigt, und es wäre wohl zu wünschen, dafs derselbe öfter aus dem Reichthum seiner Kenntnifs auf diese mehr umfassende Weise die einzelnen Autoren und ihre Werke würdigte und so den Leser gleich überall auf den richtigen Standpunkt zur Auffassung und Beurtheilung der Quellen stellte. — Nur dafs Basnage zuerst den Notker für den Verfasser hielt ist nicht richtig, da schon Goldast (SS. Alem. 1606 II. p. 195) diese Vermuthung aussprach. — Man könnte im Gegensatz die Kürze der Einleitung zur vita Remberti tadeln, wenn nicht alle Mittel zur näheren Bestimmung fehlten. Wir kennen den Verfasser nur aus der vita; die Versuche ihn zu nennen sind zu wenig begründet, um eine Widerlegung zu verdienen; angeführt werden hätten sie allenfalls noch können.

An der Grenze des 9ten und 10ten Jahrhunderts lebte Abbo von S. Germain, dessen Todesjahr, was hier übergangen ist, man auf 925 festgesetzt hat. Sein Werk aber scheint am Ende des 9ten Jahrhunderts geschrieben zu sein; über dies hinaus führen uns bereits die Annalen des ersten Bandes. Aufserdem aber sind es nur einzelne italienische Scriptoren, die den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts angehörig herabführen zu den späteren Sächsischen oder ihnen gleichzeitigen Quellen. Aus diesem Bande aber ist noch der Arbeit des gelehrten Jld. von Arx über die Sanct. Gallischen Geschichtschreiber zu gedenken, die, mit Ausnahme der Annalen an die Spitze des Bandes gestellt, von der ersten Stiftung bis ins 13te Jahrhundert hinab die Geschichte des Klosters und der umliegenden Gegenden führen. Die Einleitungen sind zum Theil zu sehr interessanten Nachweisungen über noch vorhandene oder verloren gegangene früher in S. Gallen befindliche Werke und Handschriften benutzt. In der Einleitung zur vita S. Galli übersehen wir wenn auch in etwas verworrener Darstellung die Reihe der Bestrebungen verschiedener Inwohner des Klosters ihren Stifter und Patron in jeder Art der Darstellung zu verherrlichen und zu feiern. Nur die Versuche Ermanric's, dessen Anfang sogar abgedruckt wird, und Grimolds wundere ich mich nicht erwähnt zu finden. Die ältesten Schriften mit Ausnahme der des Gozbert haben sich sämmtlich erhalten; weniger glücklich ist Othmars Geschichte gewesen, da die erste gleichfalls von Gozbert geschriebene vita desselben verloren und nur Walafrid Strabos Ueberarbeitung sich erhalten hat. Ueber ihn, einen der gelehrtesten Männer des 9ten Jahrhunderts, zu handeln hält Arx für unnöthig; doch wird es in den meisten Fällen nicht überflüssig sein auch nach den fleifsigen und sorgfältigen Arbeiten über die Gelehrtengeschichte dieser Zeit, mit der Schärfe unserer heutigen Kritik dieses Gebiet neu zu durchmustern. Jene freilich läfst sich bei dem gelehrten Bibliothekar etwas gar sehr vermissen; über die Quellen seiner Autoren etwas anzuführen, hat er von vorn herein verschmäht und erst Pertz dies kurz nachzuholen gesucht. Die fast um 30 Jahre verrückte Zeitbestimmung der vita S. Galli ist von demselben berichtigt. Ueber den Ratpert ist wenig gesagt, das Todesjahr c. 900 durch nichts begründet.

*) Die in Deutschland vielleicht wenig bekannte comm. de Remberto scr. P. F. v. Hammerich Hafniae 1834. 8. will ich hier erwähnen. Ich kann sie aber nicht loben. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.*

(Schluſs.)

Die Einleitung zum Ekkehard muſs ich als ganz verfehlt bezeichnen, wie anderswo darzuthun ist. Was über die Fortsetzungen gesagt ist, scheint weniger Ausstellungen zu unterliegen. Arx allein macht in den Einleitungen auch auf die Sprache der Verfasser aufmerksam; sein Urtheil ist nicht eben unrecht, nur hält es sich etwas ans Aeuſserliche und würdigt durchaus nicht die herrlich naiv-treue Darstellung z. B. des Ekkehard. Auch dürfte manches was über die Latinität der Geschichtschreiber geurtheilt ist, über ihren um so viele Jahrhunderte späteren Nachfolger mit fast gleichem Grunde gesagt werden können, wie man denn überhaupt in so barbarischer Nachbarschaft in diesen Bänden klassische Eleganz weder suchen noch finden wird. — Dagegen ist mit besonderer Anerkennung die Sorgfalt zu erwähnen, mit der J. von Arx aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit, seiner Kenntniſs der Verhältnisse des Klosters und der umliegenden Lande und aus den Handschriften der Bibliothek die Reihe dieser Geschichten zu erläutern und zu berichtigen sich bemüht hat.

Im Ganzen ist bei der Herausgabe der Monumenta das gewiſs richtige Princip aufgestellt worden, in den Anmerkungen nur das Nothwendigste zu geben; allein daſs auch wenigstens dies geschehen müsse, damit wird jeder einverstanden sein. Die beste Erläuterung ist freilich die Zusammenstellung aller Denkmäler einer Periode, da so unmittelbar aus der einen sich die Berichtigung und Bestätigung der andern ergibt. Doch wird an einzelnen Punkten eine bestimmte Hinweisung auf Parallelstellen sehr erwünscht sein; auſserdem ist was aus Urkunden, Briefen, Necrologien und sonstigen Denkmälern für die Erklärung einer und der andern Stelle sich ergibt nicht von der Hand zu weisen; geographische Angaben bedürfen einer Erklärung, manche zerstreute Notizen, die weniger der politischen Geschichte als andern Gebieten angehören, werden nicht selten eine kurze Bemerkung fordern. Pertz ist sparsam, vielleicht hie und da zu sparsam gewesen; allein im Ganzen wird man der aufgestellten Regel seine Zustimmung nicht versagen, besonders auch nur loben können, daſs nur dann die Bemerkungen früherer Herausgeber benutzt worden sind, wo noch jetzt und in dieser Zusammenstellung denselben irgend ein Werth beigelegt werden kann; ausführliche Commentare, wie sie Muratori seiner Sammlung einverleibt hat, finden natürlich hier nie ihre Stelle. — Was in den Anmerkungen gesagt ist, beruht, wie zu erwarten ist, auf einem tiefen und gründlichen Studium der Geschichte dieser Periode: daſs aber alles über jeden Zweifel erhaben und unumstöſslich richtig sei, wird der Herausgeber selber am wenigsten behaupten. Es tritt jede dieser Bemerkungen in den Kreis der allgemeinen literarischen Discussion ein, sie haben wie jede selbstständige Arbeit den Widerspruch und die aus fortgesetztem Studium sich ergebende Berichtigung zu erwarten; hie und da ist beides schon geschehen und es wird vielleicht öfter noch in der Folge der Fall sein; allein ihrem Werth und ihrer eigentlichen Bestimmung, beim Lesen und Studium der Quellen die erste und nothwendigste Erläuterung und Verweisung zu geben, kann dies durchaus keinen Eintrag thun.

Auch sonst ist für die Erleichterung des Gebrauchs sehr zweckmäſsig gesorgt; Typen und Einrichtung des Drucks wird jeder loben; selbst die Engländer haben nicht verschmäht, diese bei der von ihnen unternommenen Ausgabe der Scriptoren im Wesentlichen zum

Digitized by Google

Muster zu nehmen. Des sehr zweckmäfsigen Verfahrens, minder wichtige oder ganz unselbstständige Theile oder ganze Werke mit kleinerer Schrift zu drucken, habe ich schon oben gedacht. Die Eintheilung der Bücher in Capitel ist zum Theil aus den frühern Ausgaben beibehalten; mitunter die einer Handschrift zu Grunde gelegt. Wo beiden eine solche fehlt, z. B. beim Ditmar, wird sie gewifs eingeführt werden müssen, dann aber auch durch Anführung der pagg. früherer Ausgaben, wie Niebuhr es in den Byzantinern so sorgfältig betrieb, für die Leichtigkeit des Auffindens früherer Citate zu sorgen sein. Bei einigen vitis SS. ist auch dies bereits geschehen. Aufserdem wird die Chronologie, hie und da eine kurze Angabe des Inhalts oder Aehnliches am Rande verzeichnet. Ein Index, nicht mit lästiger Ausführlichkeit, aber vollständig in Angabe der Namen und geographischer Bestimmungen und zugleich die wichtigsten Puncte für Recht und Verfassung zusammenstellend, endlich ein kurzes Glossar für Germanismen und auffallende Barbarismen beschliefsen jeden Band.

Georg Waitz, in Hannover.

LV.

***Memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair, Baronet. By his son the Reverend John Sinclair M. A. 2 Vol. William Blackwood and Sons, Edingburgh; T. Cadell, Strand, London,* 1837. 8.**

Die Schilderug eines der gediegensten Repräsentanten seiner Nation, als welcher der vielseitig gebildete, für das Gemeinwohl rastlos strebende, erfolgreich und hinhaltig wirkende schottische Baronet, Sir John Sinclair von seinen Zeitgenossen anerkannt wurde, ist eine erfreuliche Gabe für alle die ihm näher standen, gemeinschaftlich mit ihm wirkten oder die Früchte des weisen Rathes, des zeitgemäfsen Entschlusses und der sich selbst aufopfernden Thätigkeit des Dahingeschiedenen nach vielen Jahren dankbar geniefsen. Aber auch das Ausland wird gerne sich aneignen, was in der Heimath bewährt und verehrt war, vielleicht zu noch gröfserem Nutzen als in dieser die Sinnes- und Stammverwandten. Denn sehr lehrreich ist, namentlich uns Deutschen das Leben des Landedelmannes, im fernsten Winkel des öden Nordschottlands, welcher eben nur bemittelt genug um in strenger Aufsicht über den vererbten Pflug und altherkömmlichen Dreschflegel, in liebevoller Sorge für die Wohlfahrt der Kinder unter dem morschen Dache oder auf der holperichten Landstrafse und in gastfreier Bewirthung jagd- und wettlustiger Nachbaren einen behaglichen Lebenslauf und die Abwehr gegen alle höheren Anmuthungen zu finden, wenn wir diesen, unter strengster Beachtung jeder hausväterlichen Pflicht, allès erstreben und gröfstentheils erreichen sehen, was nur dem Vornehmsten und Reichsten beschieden zu werden, so wie auch das was gewöhnlich nur der Ehrgeiz, wenn nicht gar der Erwerb der Unbemittelten zu sein pflegt. Sehr ermunternd mufs uns dieses Vorbild aber vorzüglich zu einer Zeit erscheinen, wo viele wackere Männer mit neuerwachter Liebe zum Vaterlande ihr Leben dem Gemeinwohle und dessen freierer Verwaltung zu widmen bereit sind, und jener sie lehren möge, auf wie vielen Wegen ein einziger Mann — und es giebt deren noch unzählige für Unzählige — ein Mann, ohne durch Geburt, Glücksgüter, Bildung, Verhältnisse auf die allerhöchste Stufe gestellt zu sein, auf seinen District, seine Provinz, sein Vaterland und die übrige Welt einwirken kann, wenn der edle, leicht erregbare Eifer für das Gemeinwohl nicht in einen selbst verzehrenden, ertödtenden Ehrgeiz versteinert ist. Das Interesse aber, welches Sinclair in Anspruch nimmt, ist um so allgemeiner, da er mit grofser Kraft und seltenem praktischen Blicke die vielseitigsten wissenschaftlichsten Anlagen verband, durch welche er auch, wenn er selbst nur zunächst an seinen Heerd und sein Feld dachte, ein Lehrer der Welt durch Rath und Beispiel geworden ist. Dafs wir jedoch an diesem Orte einige Züge aus Sinclairs Biographie hervorheben wollen, erscheint um so begründeter, da auf Anlafs des von dem seitdem verstorbenen Sinclair selbst herausgegebenen Briefwechsels eine anerkannte Meisterhand bereits eine Skizze seines Lebens in diesen Blättern lieferte *): an welche ergänzend sich zu reihen und dadurch das Andenken des verehrungswürdigen Schotten zu erneuern unser wohlgemeintes Bestreben ist.

Die vorliegenden Memoiren des Sir John Sinclair

---

*) S. Jahrgang 1831. Juni.

Digitized by Google

sind das auf den Wunsch des Vaters unternommene Werk seines jüngeren Sohnes, John Sinclair, welcher durch einige im Interesse der anglicanischen Kirche verfafste Schriften sich vortheilhaft ausgezeichnet hat. Dem vorliegenden Werke gebührt die Anerkennung, dafs es in schmucklos anziehender Darstellung abgefafst ist, mit unverkennbarer Pietät für den Vater, zugleich aber mit der gröfsten von seinem Sohne zu erwartenden Unbefangenheit und Wahrheitsliebe. In den reichen Stoff dieses Werkes ist alles verwebt worden, was der verstorbene Sinclair in der kurzen seiner Correspondenz vorgesetzten Selbstbiographie über sein Leben angab, so wie auch jene Briefe und die denselben angefügten Erläuterungen von dem neuen Biographen benutzt sind. Doch ist dessen Streben zu sehr gelungen, um verkannt werden zu dürfen, aus den leider nicht immer treuen, und daher manche fernere Nachforschungen veranlassenden Angaben alter Freunde — denn die Lebhaftigkeit und jedenfalls der Reichthum der Jugenderinnerungen alter Leute gehört zu den ererbten, aber unbewährten Fabeln — aus den Erzählungen des Greises selbst, aus einem Wuste von 40—50,000 Briefen und anderen Handschriften, ein reiches Bild des Lebens seines Vaters zu geben und statt der schon von diesem mitgetheilten Züge und Anecdoten, sowohl von diesen neue, als auch werthvolle umfassende Uebersichten über dessen vorzüglichste Bestrebungen und Lebensepochen zu geben, wodurch denn dieser Biographie auch als reicher Beitrag zur Geschichte Englands in den letzten funfzig Jahren, vorzüglich aber zur Geschichte des Landbaues und der Finanzen, ein bleibender Werth gesichert ist.

Die Abstammung aus einem alten, erlauchten Geschlechte nutzet, wenn auch nicht lediglich, doch vorzüglich demjenigen, welchem persönliche Vorzüge diese Begünstigung entbehrlich zu machen scheinen. Ein altes normannisches Rittergeschlecht, de Sancto Claro, welches für Wilhelm den Eroberer bei Senlac gefochten *), im folgenden Jahrhunderte in den schottischen Niederlanden sich niederliefs und in der Nähe von Edinburg die in ihren Ruinen noch heute bewunderte Kapelle zu Roslin erbaute; durch Heirath die Grafschaft der orcadischen Inseln, welche damals die Bedeutung eines nordischen Malta besafsen, unter norwegischer, hernach dänischer Hoheit, später noch die Grafschaft Caithnefs erwarb; mancher trefflicher Sinclair, den schwedische *) und schottische Balladen und Chroniken preisen; andere, welche unter Gustav Adolfs Banner in Deutschland fochten und Besitzthümer in Schweden erhielten; dieses rüstige, tapfere Geschlecht, welches mehr europäische als provinzielle Berühmtheit erlangt hat, und zwar nicht wie gewöhnlich der englische Adel, dessen Geschichte mehr die des Titels, als des Blutes zu sein pflegt, vererbte seinen ehrenwerthen Namen auf unseren Baronet, geboren 1754. Dessen Grofsvater hatte sich durch Kauf in den gröfsten Theil der seinem Hause nur theilweise vererbten Besitzungen der Grafschaft Caithnefs gesetzt. Der Vater aber hatte durch treffliche Erziehung unter dem bekannten Dr. Watts, Studien zu Utrecht und Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen in seinem Vaterlande, von denen der Geschichtschreiber Robertson und der Prediger Blair uns die bekanntesten sind, seinen Kindern den unvermerkten, aber wichtigen Einflufs höherer Geistesbildung gesichert.

Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dafs die Dichter selten oder nie den Grundstoff ihrer erzählenden Gedichte erfinden: weniger ist beachtet, dafs dem Menschen der Stoff und Inhalt seines anscheinend durch eigene selbstständige Neigung gelenkten Lebens schon in erster Kindheit von aufsen gegeben ist: dafs nicht blofs das Kind der Vater des Mannes ist, sondern dafs das Kind schon einen, wenn gleich nicht immer nahe verwandten, Geistesvater darstellt. Freilich fehlen uns häufig genauere Nachrichten über die Umgebungen ausgezeichneter Menschen in den Kindesjahren, um die Vorbilder der späteren Jahre in den Monocotyledonen der frühesten Entwickelung zu erkennen. Bei Sinclair war jedoch das Wesen, welches in dem seinigen sich weiter ausbilden, kräftigen und verbreiten sollte, die treffliche Mutter. Ihr Enkel theilt uns interessante Züge von dieser würdigen, aus einem der vornehmsten

*) Wir bemerken diesen von dem Biographen nicht angeführten Umstand, und fügen hinzu, dafs Richard von Sancto Claro im Doomesday als Afterlehnsmann in Suffolk und Norfolk erscheint; unter Henry I. aber Wilhelm und Hanno de Sancto Claro als einflufsreichste Männer und besonders letzterer als Herr von Colchester auftrat.

*) Die neueste derselben möchte die von dem unglücklichen schwedischen Major Malcolm Sinclair sein, welcher im Jahr 1739 auf der Reise von Constantinopel nach Breslau ermordet wurde. S. Geyer u. Afzelius Svenska Folkvisor. Th. I.

Digitized by Google

schottischen Geschlechter stammenden Dame mit, welche lange im Wittwenstande ihre Güter mit grofser Sorgfalt und Klugheit verwaltete. Nichts ist charakteristischer und entspricht mehr dem Bilde, welches ihr Sohn von sich der Welt hinterlassen hat, als ihr Abschiedsschreiben an denselben, in welchem die liebevollsten und ernstesten Ermahnungen eines tief religiösen Herzens mit den Resultaten ihrer Wirthschaftserfahrungen, als da sind: die Rechnungen mit den Angestellten häufig abzuschliefsen, Pachtgüter nie auf lange Zeit zu verpachten u. dgl., an einander gereiht sind.

Unter der Leitung dieser Mutter fehlten auch andere treffliche Führer seiner Jugend nicht. Der Theologe und Dichter Logan, dessen Predigten selbst über die vielgepriesenen Blairs zuweilen gestellt sind, ward ihm zum Hofmeister gegeben: doch bedauert er selbst stets zu lange dem öffentlichen Schulunterricht entzogen zu sein und dadurch dem lebendigen anregenden Verkehr mit der kräftigen, ehrgeizigen Landesjugend, deren herrlicher Anblick in den gröfseren Landesschulen Englands auch den lebhaften Verehrer der englischen Nationalität noch mit einiger Verwunderung erfüllen könnte, dafs aus solcher Jugend nicht noch ein ganz anderes, höheres Geschlecht sich bilde. Unser Sinclair, welcher schon im sechsten Jahre durch aufserordentliche Fortschritte öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatte, bezog im dreizehnten schon die Universität zu Edinburg und im siebenzehnten, um die Vorträge des bekannten Juristen Millar zu hören, diejenige zu Glasgow. Sehr viel verdankte auch Sinclair den debattirenden Clubs in Edinburg, in welchen Aufsätze über Politik und Literatur verlesen und besprochen wurden, zunächst durch die Studenten und angehenden Pratiker, aber auch durch die ausgezeichnetsten älteren Männer an der Universität und aus anderen Verhältnissen; eine Einrichtung welche von dem aufserordentlichsten Einflusse auf die Bildung der zu Edinburg studirenden Britten gewesen ist und den Universitäten des Festlandes nicht dringend genug anempfohlen werden kann, besonders in Städten, wo, aufser den Universitätslehrern, zahlreiche gelehrte und redekundige Männer vorhanden sind, deren Gegenwart einer solchen Gesellschaft nicht nur den Anschein und vielleicht den Staub der Schule nehmen, sondern auch durch die Verbindung mit jenen Gründlichkeit, gediegene Kraft und heitere Lebensfrische verleihen würde. Es ist aus den Biographien und den eigenen Aeufserungen der ausgezeichnetsten Männer, welche zu Edinburg studirt haben, bekannt, was sie jener Gesellschaft verdanken: wir nennen nur den Philosophen Dugald Newart und dessen Nachfolger Thomas Brown, Sir James Mackintosh, Sir Walter Scott, Horner, Lord J. Russel, Jeffrei, Lord Landsdowne, Lord Brougham.

Zu den bedeutenden Männern, deren Schottland sich damals erfreuete, gehörte auch Dr. Adam Smith, dessen Verdienste um die Nationalökonomie seinem Namen ein unvergängliches Andenken sichern werden. Sein vertrauter Umgang war von dem wichtigsten Einflusse auf den jungen Sinclair, dessen Arbeiten gröfstentheils die Vermittlung der Wissenschaft mit dem Leben bezweckten. Wir können nicht verkennen, dafs dieser Einflufs ein sehr bedeutender gewesen ist, da praktische Fähigkeiten in Sinclair durchaus vorherrschend erscheinen.

Ein wahrhaftes Talent für Verbesserungen, welches in sich begreift: Unbefangenheit das Mangelhafte zu erkennen, Scharfsinn die zweckmäfsigste Abhülfe zu entdecken, Muth und Beharrlichkeit das neue Bessere einzuführen und zu erhalten, bewährte sich sehr in unserem Sinclair. Er hatte eben achtzehnjährig die Universität verlassen, als er die Bebauung seines Gutes zu verbessern begann. Mit grofser Gewandtheit wufste er die bisher hartnäckigen, in alter Grenzfeindschaft lebenden Nachbaren zu Umlegung und Verbesserung von Wegen zu stimmen. Doch hatte man alle seine Arbeiten für zwecklos erklärt, da über den Hügel Ben Cheilt mit allen Händen der Grafschaft keine Strafse gelegt werden könne. Kurze Zeit verging, als man an einem Frühmorgen sämmtliche benachbarte Pächter mit ihrem Gesinde, 1260 Arbeitende an der Zahl, über den Hügel hin vertheilt fand, welche der junge Sinclair vereinigt und ihnen Geräthe und Lebensmittel geliefert hatte. Mit ungewohntem Eifer arbeitete die froh vereinte Masse an dem neuen Tagewerke und vor Einbruch der Nacht hatte sie die schon nie gehoffte Freude einen fahrbaren Weg über Ben Cheilt angelegt zu sehen. Dennoch blieben manche Spötter über den enthusiastischen Verbesserer, welche den Tag der Unmöglichkeiten, als den Tag, wo John Sinclairs Mail in seinem Thurso anlangte, bezeichneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair, Baronet. By his son the Reverend John Sinclair.

(Fortsetzung.)

Gar manches Jahr noch sah aber Sir John Sinclair die Londoner Mail in das hyperboräische Thursö täglich hereinrollen. Sobald Wege gebahnt sind, folgen andere Verbesserungen leicht. Sinclairs Verdienste um die Anlegung einer neuen Stadt zu Thursö und anderer dortiger Dörfer und Fischerei-Anstalten so wie die grofse Ausdehnung der dortigen Hering-Fischereien, welche an Ergiebigkeit jetzt alle übrigen übertreffen, haben seine Umgegend sehr gehoben: nicht minder die Verpflanzung der Schaafe von den Cheviot-Hügeln im südlichen Schottland nach seiner nördlichen Gegend, wo er der Begründer einer neuen Schaafzucht wurde. Selten nützet der gute Wille der Freunde dem Menschen so sehr als der böse Wille der Gegner und so läfst sich das Verdienst, welches Sinclair sich um Caithnefs und bei der bald erfolgten Ausdehnung seiner patriotischen Bestrebungen über das ganze Schottland um dasselbe erwarb, vielleicht so bezeichnen, dafs sein thätiger Eifer seinem Vaterlande noch mehr genutzt habe als des Doctor Samuel Johnsons bekannte Verhöhnung dieses Landes, welche allerdings dessen Bewohnern ein Antrieb zu mancher Verbesserung geworden ist. Der geistreiche Sinclair selbst freuete sich der Gegenwirkung, welche des Antischotten Hohn hervorgebracht hat, sehr, und benannte die neuentstandenen Holzungen auf Strecken, wo Johnson über ihren Mangel gescholten hatte, in satyrischer Dankbarkeit: Dr. Johnsons Anpflanzungen. Welche Erfolge Sinclairs Bemühungen krönten, läfst sich nicht kürzer und deutlicher ausdrücken, als wenn wir erwähnen, dafs er in dem rauhen unwirthlichen Norden Schottlands Güter von einem jährlichen Ertrage von 150 Lst. zu 1700 Lst. steigen sah, dafs ein bekanntes Gut, welches 1200—1500 Lst. einbrachte, seitdem zu 300,000 Lst. verkauft wurde. Doch nicht nur der Wohlhabende wurde durch die neuen Schaafheerden reich, sondern alle Classen der Gesellschaft gewannen durch die neuen Arbeiten und Anlagen, so dafs von allen Grafschaften in England und Schottland keine ist, deren Bevölkerung so sehr zugenommen hat, als das einst öde, kalte, unfruchtbare Caithnefs, dessen gröfster Schatz in geborgenen Schiffstrümmern zu bestehen pflegte, nämlich nach den beiden Volkszählungen im Jahre 1811 und 1821 um 29 Procent.

Sinclair wurde schon im 26sten Jahre durch die Wahl der übrigen Freihalter der Grafschaft Caithnefs deren Stellvertreter im Unterhause. Er war viele Jahre hindurch der vertraute Freund Pitts. Schon in dieser Zeit und so früh als 1780 bemühte er sich die Minister zu der von ihnen verheifsenen Parlaments-Reform zu bringen. Diese Angelegenheit war schon vor Sinclairs parlamentarischem Auftreten lange ein Gegenstand von Verhandlungen innerhalb und aufserhalb des Parlaments gewesen, und also auch mehrere Jahrzehnte früher, ehe Lord Grey in jugendlichen Jahren sich zum Vorkämpfer der Ansicht aufwarf, deren Erreichung erst seinem vorgerückten Alter gelang. Der Gang dieser Verhandlungen beweist, wie man auch in England anerkennt, dafs selbst eingestandene Mifsbräuche nicht zu rasch geändert werden können, wenn sie wichtige Verfassungsfragen betreffen, aber auch wie ein zu langer Verzug, so sehr er in dem vorliegenden Falle durch die Vorsicht und die Reaction, welche die französische Revolution erforderlich machten, zu entschuldigen sein mag, die Gegner nur zu leicht zu Hintenansetzung billiger und gerechter Grundsätze bringt. Sinclairs Vorschläge, welche man jetzt die eines Conservativen nennen würde, genügten im Jahre

Digitized by Google

1780 den äufsersten Liberalen. In unseren Tagen aber, als die Beibehaltung alter Rechte unter den Bedürfnissen und Forderungen der vielen zahlreichen Städte stets gröfsere Mifsverhältnisse erzeugt hatten, wer hat da noch die von Sinclair einst behauptete Nothwendigkeit anerkennen wollen, die des Wahlrechts entbundenen Burgen als solche durch bedeutende Rente zu entschädigen, ihren stimmberechtigten Bürgern aber ein neues Stimmrecht in ihrer Grafschaft zu verleihen? William Pitt, Fox und die übrigen Minister sprachen damals für die Reform der parlamentarischen Stellvertretung; das Mitglied für Old Sarum, Thomas Pitt, hernach Lord Camelford, stand an der Spitze der gegen dieselben gerichteten, viel verspotteten aber mit einer kleinen Stimmenmehrheit siegreichen Opposition.

Als Redner scheint Sinclair im Parlamente, gegen einige seiner grofsen Zeitgenossen zurückgetreten zu sein, wie überall der Ruhm der glänzendsten Beredsamkeit seinen Landsleuten, den Schotten, deren Naturel sie von jeher mehr zur Beobachtung und Contemplation als zur Dicht- und Redekunst geführt hat, und welche sich früher sehr häufig durch die Furcht, durch den nie ganz zu vertilgenden Dialect Anstofs zu erregen, gelähmt fühlten, selten zugefallen ist. Seine Wirksamkeit war gröfser und eingreifender in vorbereitenden Versammlungen und Committeen, wo vorzüglich seine ungewöhnlichen Kenntnisse des Finanzwesens ihn zum unentbehrlichen Mitgliede machten. Als die Auflösung des Parlamentes im Jahr 1784 ihm gröfsere Mufse verschaffte, theilte er die Ergebnisse seiner Studien über die Geschichte der Einkünfte des englischen Staates in einem gröfseren Werke mit, welches jegliche Anerkennung fand und zahlreichen angehenden Staatsmännern in und aufserhalb England die beste Hülfe zu ihrer Ausbildung und Belehrung im Finanzwesen gewährt hat und so sehr ein solcher Stoff durch Ergänzungen bereichert werden kann, so häufig früher übersehene Gesichtspunkte neue Forschungen erfordern, so wesentlich die Finanzwissenschaft selbst in ihren Grundlagen seit einem halben Jahrhunderte sich umgestaltet hat, auch in Zukunft zu den Grundpfeilern derselben gehören dürfte.

Was über Sinclairs Reisen auf dem Festlande, besonders im Jahre 1786 mitgetheilt wird, erscheint uns nicht ohne Interesse. Er reiste in anderer Weise, als jene Landsleute, deren er gedenkt, von denen einer, als er zu Berlin ankam, Gott dankte in einer Stadt zu sein, wo es keine Gemälde, Bibliotheken und Museen gebe, der andere in Wien es verabscheute mit Oestreichern sich an die Tafel zu setzen und wünschte, dafs es dem Himmel gefallen möge, dafs er zu einer Stadt gelangte, wo es keine Eingeborne gebe. Sinclair erwarb sich die Kenntnifs vieler Fürsten und Höfe, an denen sein bedeutender Ruf ihm die günstigste Aufnahme verschaffte, und man scheint ihn hier als den künftigen Cabinets-Minister, dort als einen Adepten in der Staatskunst angesehen zu haben, welcher Arcana zur Bereicherung des Landes mittheilen könne: allerorten achtete man jedoch in ihm den thätig wohlwollenden, mit den dem Staatsleben unmittelbar nützenden Kenntnissen reichbegabtesten Wohlthäter seiner Nation und aller derer, welche seine Lehren zu verstehen und zu benutzen fähig waren.

In den ersten Jahren der französischen Revolution, in welchen das übrige Europa durch die ausschweifendsten staatsrechtlichen Theorien zerspalten, in leidenschaftlicher Aufregung geistige und materielle Kräfte verzehrte, war es Sinclair, welcher der Staatsverwaltung, welcher der National-Oeconomie und jedem die Volks-Wohlfahrt fördernden Bestreben eine neue und festere Begründung zu verschaffen wufste. Gewifs darf Sinclair, wenn nicht als der Vater der Statistik, dieser Anatomie des Culturzustandes und Staats-Lebens, doch als der erste erfolgreiche Begründer derselben angesehen werden, dieser noch sehr jungen Wissenschaft, welche in ihrer ferneren Ausbildung dem Gemeinwohl die ergiebigsten Früchte verheisset. Wenn auch der Versuche, welche schon im Mittelalter gemacht wurden, zur besseren Kenntnifs und Sicherung der Kronrevenüen oder des Ertrages einzelner von Laien oder Geistlichen zu erhebenden Taxen-Verzeichnisse der Personen, ihrer Besitzungen und Leistungen, in gewissen Districten aufzunehmen, mehrere vorhanden sind, als Sinclair und sein Biograph gekannt zu haben scheinen, — wir erinnern nur an das Landbuch der Mark Brandenburg v. J. 1375 und Census Daniae des dänischen Königes Waldemar II., — so waren doch alle diese Arbeiten nur auf einseitige Zwecke beschränkt, von den Behörden für ihre Interessen unternommen, und hernach für dieselben verheimlicht. Wenn auch einzelne Gelehrte sich zuweilen an das Leben mit leisen Wünschen und

Digitized by Google

schwachen Vorstellungen zur Sammlung des Materials gewandt haben, so finden wir in der Fruchtlosigkeit ihres Bestrebens immer nur wieder die kinderlose Scheinehe, in welcher Theorie und Praxis so manches Jahrhundert auf parallelen Irrwegen nebeneinander umhergewandert sind: nur ein Mann von so vieler Kraft, anerkannt praktischer Einsicht, und bewährtem politischen Character und auch dieser nur in Grofsbritannien, konnte es wagen ein Unternehmen, wie die Statistik von Schottland allein zu beginnen. Dieselbe ist auf den Berichten sämmtlicher Pfarrer in Schottland über ihr Kirchspiel begründet, welche Sinclair auf seine — und wie oft vergeblich? — wiederhohlte Circulare erhielt. Unfähigkeit, Mifstrauen, Trägheit, Mifsgunst — und was sonst alles den Menschen von uneigennützigen Anstrengungen abzuhalten pflegt, waren zu besiegen gewesen. Gedenken wir lieber, wie Sinclairs heitere Laune manchen Widerspänstigen ihm geneigt machte, und ein mit rother Dinte geschriebenes Circular, welches er Draco's Gesetz benannte, bei den erheiterten Empfängern die begehrte Folgsamkeit endlich bewirkte. Dennoch fanden sich noch immer unbesiegbare Schwierigkeiten und Sinclair sandte zuletzt statistische Missionaire über das Land, um die fehlende Auskunft zu ergänzen. So kam in wenigen Jahren jenes Riesenwerk the Statistical Account of Scotland in 21 Bänden aus mehr als 900 Beiträgen durch ihn zu Stande. Er hat keinerlei pecuniaire Vortheile, nicht einmal die Deckung der durch Correspondenz und die Reisenden verursachten bedeutenden Kosten aus diesem Werke bezogen, sondern den gesammten Ertrag, um die Pfarrer zu ihren Beiträgen williger zu stimmen, einer zum Besten der Söhne schottischer Geistlichen bestehenden Stiftung übertragen. In späteren Jahren gab Sinclair selbst einen die Hauptresultate seines Werkes enthaltenden Auszug mit einzelnen Zusätzen in zwei Bänden heraus *), welcher in mehrere Sprachen übersetzt ist.

Von den Maafsregeln, zu welchen die englische Regierung durch jenes Werk veranlafst wurde, der neuen Volkszählung und anderen grofsen von jener geleisteten statistischen Arbeiten, so wie von der Nachfolge, welchen Sinclairs Beispiel auf dem europäischen wie americanischen Festlande bei Behörden wie Literaten erweckte, darf hier nur in flüchtiger Andeutung gesprochen werden: als gröfster Gewinn möchte aber die vermehrte Vaterlandskunde und der Sinn für Beobachtung staatswirthschaftlicher Erscheinungen bei seinen Landsleuten hervorgehoben werden.

In die Zeit dieser grofsen Arbeiten Sinclärs fiel auch seine Stiftung der British Wool Society. So sehr der Ertrag alter Abgaben, des Handels und der Fabrikate in England von jeher von der Erzeugung der Wolle abhing, und den Gesetzgeber täglich sein Wollsack an diese grofse Stapelwaare seines Vaterlandes erinnert, so hatte doch in England niemand, auf dem Festlande vielleicht nur d'Aubenton, der Inspector der königlichen Heerden in Frankreich, ein genaueres Studium aus der Pflege und Veredlung der Schaafe und ihres Vliefses gemacht. Die schon auf vier Millionen Pfund gestiegene jährliche Einfuhr spanischer Wolle erweckte bei Sinclair Besorgnisse für den Fall eines neuen Krieges: und die Wahrnehmung, dafs in den nördlicher belegenen Shetland-Inseln feinere und längere Wolle von den Schaafen gewonnen werde als im mittleren Schottland, veranlasste ihn zu Nachforschungen mit anderen Agronomen, welche bald durch die Errichtung der gedachten Gesellschaft einen bestimmten Sitz, Richtung und Bestand erhielten. Die von ihm als deren Präsidenten ausgegangene Stiftung der früher ungebräuchlichen Schaafschurfeste, die Erwerbung von Schaafen aus allen Gegenden der Welt von Abyssinien bis Schweden, von Schottland bis Neu- Süd-Wales, die vielfach gewandte Experimentirung mit denselben, haben zu den schönsten Resultaten für Schottland und England geführt und nicht minder werden in unseren Gegenden viele andere Schaafzüchter der Vortheile wissenschaftlicher Wolle-Cultur geniessen, deren Urheber ihnen unbekannt geblieben ist.

Diese glücklichen Erfolge der dem Leben zugewandten Theorie führten unseren Helden der neubelebenden und verbessernden Intelligenz zu der wichtigsten seiner Unternehmungen. Seit beinahe einem Jahrhunderte hatte ein Handels-Collegium für England bestanden: für den Ackerbau und die Viehzucht, von denen die Erhaltung und Wohlfahrt seiner Be-

*) Einen Auszug in deutscher Sprache hatte schon J. P. Ebeling 1794—98 herausgegeben.

Digitized by Google

wohner sehr abhängig ist und deren grofse Mängel tief empfunden wurden, hatten nur wenige eine ähnliche Einrichtung vorübergehend gewünscht, und niemand eifrig betrieben. Demnach bedurfte mehr noch als der mehr bewegliche, neuer Belehrung leichter zugängliche Kaufmann, eines solchen vermittelnden Organs für neue Ansichten, Erfahrungen und Erfindungen, der Landmann, welcher stationär in dem Herkommen seiner Grafschaft von Sonne und Regen geduldig sein Schicksal erwartete. Ein Ackerbau-Collegium konnte jedoch nicht ohne die Bewilligung öffentlicher Gelder beschafft werden, weshalb Sinclair viele Hindernisse in der Gleichgültigkeit hochgestellter Mitglieder des Parlaments zu bekämpfen fand. Doch gelang ihm, nachdem er Pitt für sich gewonnen, im Jahr 1793 die Errichtung desselben. Er selbst ward zum Präsidenten ernannt: die Mitglieder waren: die grofsen Beamten der Krone, die Erzbischöfe, einige Bischöfe, der Sprecher des Unterhauses, der Präsident der Royal Society, die Intendanten der Waldungen und der Kronländereien; ferner aus beiden Häusern eine Anzahl der des Ackerbaues kundigsten Mitglieder; der wohlbekannte Arthur Young wurde zum Schriftführer des Collegii ernannt. Doch so einflufsreich diese Commission durch ihre Zusammensetzung erschien, so hatte sie stets mit grofsen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der colossale Plan für England statistische Berichte aus seinen 10,000 Kirchspielen nach dem verbesserten Vorbilde derer über Schottland zu entwerfen, ein grofsartiges Werk, wie kein anderes Land es besessen haben würde, ward durch den Erzbischof von Canterbury vereitelt, welcher, die im Besten des Landbaues beabsichtigte Ablösung der Kirchenzehnten fürchtend, dem Premier-Minister erklärte, dafs die Zurücknahme jenes Planes die Freundschaft und Unterstützung der Kirche bedinge. Das Unternehmen mufste aufgegeben werden und wenn auch gegenwärtig zu den von der Regierung durch das Genie-Corps aufgenommenen Karten statistische Berichte ausgearbeitet werden, von denen namentlich die für Irland, nach einem von uns gesehenen, noch nicht ausgegebenen Bande zu urtheilen, das vollendetste sein werden, was die Statistik bisher kannte, so werden doch bis zu deren Vollendung der englische Patriot und die Wissenschaft ein halbes Jahrhundert verloren haben. Sinclair mufste sich beschränken mit sehr geringen Geldmitteln Untersuchungen über den Zustand des Landbaues in den Grafschaften von England, Schottland, Wales und der Insel Man vorzunehmen, deren Resultate dem Publicum bald in zehn Quartbänden, später in siebenzig Octavbänden mitgetheilt sind. Es möge hier noch angeführt werden, dafs der treffliche und liebenswürdige Monarch Georg III., nicht nur ein grofser Gönner des Ackerbaues, sondern auch selbst ein einsichtsvoller thätiger Landmann in seinem Windsor, allen diesen Bestrebungen unsers Sinclairs sehr geneigt war, und der königliche Schäfer nicht nur das Patronat über die britische Wollegesellschaft übernahm, sondern auch aus seinen eigenen Heerden die ihrigen bereicherte und ein ganz besonderes Interesse für die Bestrebungen des Ackerbau-Collegiums an den Tag legte. An diese reihen sich auch Sinclairs Bemühungen im Parlamente ein allgemeines Gesetz zur Vertheilung der Gemeinweiden zu erreichen. Dieses war in der gewünschten Ausdehnung nicht zu erlangen, wohl aber Maafsregeln zur Erleichterung derselben, so dafs durch jene jetzt mehrere Millionen Morgen Landes zu regsamen Städten, wohlhäbigen Dörfern, blühenden Gärten und ergiebigen Kornfeldern umgewandelt sind. Was der Board of Agriculture für die Gesetzgebung gewirkt, wie er unzählige Landleute belehrt, wie er auf die britischen Colonien gewirkt, auf die vereinigten Staaten, auf alle Staaten des Festlandes, ist in unzweifelhaften Belegen vom Biographen nachgewiesen. Wenn wir nun aber annehmen, wie kleinliche Umtriebe den Stifter des Collegii von dessen Präsidate entfernten, und die segenbringende Anstalt verfiel, so erkennen wir wie der Geist des einen Mannes allein hier mit wunderbarer Energie gewirkt hatte, welche Ansicht auch in der späteren Wiedererwählung Sinclairs zum Präsidate ehrenvoll anerkannt wurde.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair, Baronet. By his son the Reverend John Sinclair.

(Schluſs.)

Im Jahre 1813 bewog jedoch die groſse Kostspieligkeit dieses Amtes, welche das Vermögen des Patrioten bedeutend verringert hatte, ihn dasselbe aufzugeben. Nach dem 1820 erfolgten Tode des A. Young wuſste die Engherzigkeit des Premier Minister Lord Liverpool die Aufhebung des Collegii zu bewirken; eines Institutes, welches zu jener auſserordentlichen Verbesserung des Landbaues in den letzten funfzig Jahren, welche die gleichzeitigen Fortschritte der Manufakturen und des Handels an Werth weit überragen, das thätigste Werkzeug gewesen ist.

Doch es nahet die Zeit abzubrechen und den Leser auf die Biographie des Sohnes zu verweisen. Was Sinclair alles wirkte für Agricultur, Finanzen, Militairwesen, die Wissenschaften, die Künste, wie er den gaelischen Ossian ans Licht zu bringen förderte, wie er stets in die Zukunft wirkend, jede groſse Erinnerung ehrte und ausgezeichneten Männern Denkmäler zu errichten sich bemühte, und selbst auf Macbeths Dunsinnane Hügel Shakespeare zu ehren suchte, die unzähligen Spuren einer oft glanzvollen, stets gediegenen, aus der geläutertsten Humanität hervorgegangenen Wirksamkeit — welcher Griffel vermöchte das Panorama eines solchen Lebens auf wenigen Blättern mikroskopisch und doch deutlich zusammen zu fassen? Gerne wüſsten wir aber unsere Leser von dem Haupteindruck dieser Biographie mit uns bewegt, daſs wenn gleich das Streben des edlen Mannes im engen Raume des Lebens nicht zu fassen ist, dennoch unter der Begünstigung einiger äuſsern Unabhängigkeit die Wirksamkeit des guten und verständigen Mannes, welcher nicht sich, sondern das richtig erkannte Gemeinwohl im Auge hat, eine ungemessene sein und Paradiesesfrüchte mit Lorbeerkränzen in zahlloser Fülle reifen sehen kann. Beneidenswerth das Land, bei dessen Söhnen Wohlhabenheit, Energie und Gemeinsinn gewöhnlich Hand in Hand angetroffen werden!

Sir John Sinclair hat die Herausgabe seines Briefwechsels in nie erschlaffter Thätigkeit, gröſstentheils mit der Ausarbeitung gröſserer Werke, auch eines neuen theologischen, beschäftigt, mehrere Jahre überlebt. Eine besondere Freude hat ihm noch die in diesen Jahrbüchern enthaltene Anzeige seiner Correspondenz bereitet, welche durch den Eindruck eines desfalsigen Briefes von Goethe zu einem sehr denkwürdigen Ereignisse erhöht wurde, welches er nach seiner Weise durch eine die Uebersetzungen mit enthaltende Broschüre gefeiert hat. Seine literarische Thätigkeit, welche wir jedoch vorzüglich in so ferne bei ihm schätzen, als sie ein Bild der im Leben mannichfaltig dargestellten Energie des seltenen Mannes darstellt, war gigantisch zu nennen. Der Biograph liefert ein Verzeichniſs von 18 Bänden der gedruckten gröſseren Werke seines Vaters; der von ihm redigirten Bände sind 106; der vom Jahre 1782 bis 1835 gedruckten Pamphlete nicht weniger als 367, von denen beinahe die Hälfte in den letzten zehn Jahren des Greises geschrieben sind. Sein schönstes Andenken möge aber sich stets erneuern und erhalten in dem ewigen Grün der schattigen Wälder und üppigen Fluren, welche ihm ihre Pflanzung verdanken, in den reichen Dörfern und Städten, welche sein Vaterland durch den hochverdienten Eroberer des Friedens erworben hat!

Erfreulich würde es sein dieses Werk unter Zuziehung einiger Blätter aus Sinclairs Briefwechsel in gutes Deutsch gekehrt, mit einigen Erläuterungen

Digitized by Google

über die Zeitgeschichte Englands, bald gedruckt zu finden. Dieses Unternehmen darf zum Besten der vielen Classen von Lesern, welchen jenes Werk zur belehrenden und erquickenden Unterhaltung dienen müfste, einem unserer thätigen Verleger bestens empfohlen werden.

J. M. Lappenberg.

LVI.

Lettres sur l'Amerique du nord par Michel Chevalier. 2 *Vols. Paris,* 1836. 8.

Der Verf. hat sich auf Veranlassung der französischen Regierung in den Jahren 1834. 35. in den nordamericanischen Freistaaten aufgehalten, und den Zustand des Handels, der Industrie, so wie den bürgerlichen und den politischen Zustand der Staaten im Allgemeinen fleifsig beobachtet. Die Nachrichten, die er darüber giebt, sind von grofsem Werth, und man findet hier nützliche Thatsachen und Berichte zusammengestellt, die belehren und die Erstaunen erregen. Nach der Analogie dessen, was man bei Thieren und Pflanzen beobachten kann, ist es nicht zu verwundern, dafs auch eine menschliche Gesellschaft schneller wächst, je näher sie ihrer ersten Entstehung ist. Diese allgemeine Regel kann aber allein die Riesenschritte nicht erklären, welche die nordamericanischen Freistaaten seit wenig mehr als 50 Jahren gemacht haben. In diesem Zeitraume hat die Bevölkerung sich verfünffacht, der angebaute Boden vervierfacht, und in gleichem Maafse hat sich die Zahl der Städte vermehrt, die fast alle in Reinlichkeit und Wohnlichkeit den besten Städten Europas an die Seite zu setzen sind. Die Staaten besitzen eine Handelsmarine, die mehr als doppelt so grofs ist, als die Französische, ein Canalsystem, welches ungefähr 700 geographische Meilen lang ist, 420 Meilen Eisenbahnen, während Grofsbritannien nur 300 besitzt, und endlich 386 in Bewegung gesetzte Dampfschiffe, die zusammen 9500 Tonnen tragen, während Frankreich nur 82 und Grofsbritannien etwa 480 hat. Die Eisenbahnen und die Canäle haben ungefähr 170 Millionen Thaler gekostet, und es fehlt im Lande noch so wenig an Baulust und an Geld dazu, dafs jedes neue Unternehmen dieser Art schnell seine Theilnehmer findet. Der Wohlstand ist im Lande so allgemein verbreitet, dafs Armuth und Bettelei kaum angetroffen wird. — Die Frauen sind allgemein von jeder schweren Arbeit befreiet, und lediglich mit dem Hauswesen und der Sorge für die Kinder beschäftiget. — Dies sind Erscheinungen, welche ein Statistiker Mühe hat zu glauben, und deren Möglichkeit das Herz jedes Wohlgesinnten mit Freude erfüllen mufs. Was hält uns ab jenes gelobte Land aufzusuchen, wo arbeiten können und arbeiten wollen genug ist, um mit dieser Arbeit eine Familie reichlich zu ernähren, wohl zu kleiden, und anständig wohnen zu lassen — was hält uns ab? In der That, wer nichts will für sich und die Seinigen als essen, gekleidet sein und Wohnung haben, der thut wohl, nach den nordamericanischen Freistaaten zu gehen. Wie ist es aber, wenn man für sich und die Seinigen noch einige andre Wünsche hat? Unser Verfasser kommt oft darauf zurück, dafs der Nordamericaner seine ganze Bestimmung in der Arbeit findet, dafs Litteratur und schöne Kunst für ihn nicht existiren, und dafs er sogar die Freuden des geselligen Lebens nur höchst selten geniefset. Es wird in der Regel mit der Sonne aufgestanden, um an die Arbeit zu gehen, die Familie versammelt sich um die Mittagszeit zur Mahlzeit, welche etwa 10 Minuten dauert, um dann wieder an die Arbeit zu gehen, bis man vor Müdigkeit sich niederlegt. Am Sonntage beten, die Bibel lesen und schlafen. So lebt der Bauer, so der Handwerker, so der Kaufmann, und in der Regel lebt auch der Beamte so. Niemand hat Zeit übrig, und wer sie hätte, wäre unglücklich, er stände allein. Da werden wir wohl in Europa bleiben und arbeiten, um zu leben, nicht aber leben, um zu arbeiten. Es wird dieser Zustand der Dinge sich auch nicht lange in America erhalten, und schon jetzt zeigen sich die Spuren des vermehrten Wohlstandes. Es kommt ein Geschlecht, welches andre Genüsse sucht, als die stete Vermehrung dieses Wohlstandes, und der Weg ist so ziemlich vorauszusehen, den die Zustände in America nehmen werden, um eben so schlecht und eben so gut zu sein als es die europäischen sind. Indessen wird die politische Verfassung des Landes auf lange hinaus einen Damm bilden, der die einfache Lebensweise schützt. Der im Lande geborene Theil der Bevölkerung stehet dem europäischen Ursprunge sehr nahe, jeder hat Vater und Mutter oder doch Grofsvater und Grofsmutter gehabt, die Europäer waren, und der andre Theil der Bevölkerung ist so eben erst von Eu-

Digitized by Google

ropa eingewandert. Es ist daher befremdend, dafs so viele Gegenstände des Luxus, die in Europa häufig sind, hier selten gesehen werden. Die nicht blos den Worten nach, sondern wirklich und in der That democratische Verfassung des Landes erklärt diese Erscheinung. Regierer und Regierte sind in America gar nicht so streng geschieden, als bei uns, dort macht jeder einen Theil der Verwaltung aus, und er ist sich dessen deutlich bewufst. Dieser politische Zustand ist freilich nicht ohne seine sehr finstere Schattenseite. Gesetzlosigkeit, Selbsthülfe und grausame Gewaltthat, in Fällen, wo die Menge sich in ihrem Interesse oder in ihrem Glauben beeinträchtigt glaubt, sind gar nicht selten in America. Das Reisen am Sonntage ist z. B. weder von der Religion, noch von den Gesetzen verboten. Das Volk hält es aber für eine Entweihung des Sonntags, und so wagt es Niemand am Sonntag zu reisen, um das Volk nicht zu reizen. Von solcher Selbsthülfe des Volks erzählt der Verf. schaudererregende Beispiele, und bei allen benahm sich die Regierung als ruhiger Zuschauer, sie wagte es nicht gegen ihre Herren aufzutreten. So haben wir denn abermals einen Grund nicht eben zu eilen, um jenes Land aufzusuchen. Indessen hat diese Volksregierung das Gute, dafs sie den Luxus des Vermögenden zurückdrängt, wenigstens *den* Luxus, welcher darin besteht, theurere Dinge als die Gewöhnlichen zur Schau tragen, wenn sie auch sonst eben nicht viel mehr Genufs gewähren, und man weifs, dafs das der kostbarste Theil des Luxus ist. Alle Bequemlichkeiten, alle Comforts, die wir im Innern des Hauses geniefsen, sind nicht so kostspielig, als die Lust sich nach aufsen durch Gebäude, Kleider, Geschmeide, Dienerschaft u. s. w. auszuzeichnen. Das Volk läfst Jeden in seinem Hause machen, was er will, es wachet aber eifersüchtig auf jede Auszeichnung aufserhalb des Hauses. Das Aeufsere der Gebäude, die Kleidung der Männer und der Frauen, sind bei allen Ständen fast dieselben; Luxusfuhrwerke sieht man höchst selten. Die Wenigen wagen es nicht ihren Reichthum zur Schau zu tragen, und dadurch den Unwillen der Menge zu erregen. Zu läugnen ist es nicht, dafs diese Einschränkung des Luxus den Zustand der unteren Classen verbessert hat. Ein Tagelöhner, ein Mann der nichts herzugeben hat, als seine gesunde und starke Glieder, verdient in America durchschnittlich 3 bis 4mal so viel als in Europa, und wenn er auch dagegen manches Bedürfnifs theurer bezahlen mufs, so bleibt er doch in sehr grofsem Vortheil. Dies kann man zum Theil durch die grofse Ertragsfähigkeit des Bodens erklären. Da ist noch so vieles Urland, welches noch gar keinen Pflug gefühlt hat, und daher in der Ueppigkeit seiner Productionskraft mit weniger Arbeit viel mehr Ertrag liefert, als der europäische durch lange Benutzung entkräftete Boden. In America findet noch Jeder, der den Boden bauen will, die reichste Auswahl, er wählt den ergiebigsten, statt dafs der europäische Bauer mit jeder Scholle zufrieden sein mufs, und bei der zunehmenden Bevölkerung Mancher froh ist, nur eben eine Scholle zu finden, sie sei auch noch so mager. Kann der Mann in America also mit seiner Händearbeit viel mehr erzeugen, als der Europäer, so kann er auch mehr geniefsen, und Alle, die mit ihm leben, mehr geniefsen lassen. Indessen erklärt die grofse Ertragsfähigkeit des Bodens allein den hohen Tagelohn nicht. Man lasse uns in Europa unsere Sitten und verjünge durch einen Zauberschlag unser Areal, so dafs es dem amerikanischen gleichkomme; so wird sich dem ungeachtet der Tagelohn bei uns nicht so hoch stellen, als in America. Wer besitzt, der will geniefsen, und bei uns ist jede Gelegenheit dazu offen. Wenn von zweien, die gleiche Einnahme haben, der Eine viel mehr Menschen für sich und seine Genüsse beschäftiget, als der Andre; so wird er Jeden, der für ihn arbeitet, schlechter bezahlen müssen, als es der Andre kann, und am schlechtesten kömmt dann der weg, der auf der niedrigsten Stufe der Bezahlung steht, dessen Lohn nach Tagearbeit gemessen wird. Je einfacher die Lebensart der Reichen ist, desto besser stehen sich die Armen.

Der Verf. giebt höchst belehrende Aufschlüsse über die Bevölkerung, Abgaben, Gerichtsverfassung, über die Veränderungen, welche der Preis der Ländereien seit 30 Jahren erfahren hat, über das Sclavenwesen in den südlichen Staaten u. s. w., und wer die amerikanischen Freistaaten kennen zu lernen wünscht, der wird das Werk mit vieler Befriedigung lesen. Einige auffallende data mögen hier Platz finden.

Die Abgaben sind in Amerika keinesweges gering. Der Staatenbund, die einzelnen Staaten, die Grafschaften, und endlich die Gemeinden, schreiben ihre besondren Abgaben aus. Nach des Verfs. Angaben

Digitized by Google

zahlt der Landmann ungefähr 4 Thaler für jeden Kopf im Durchschnitt, und dabei mufs er einige Tage im Jahr zum Wegbau frohnen. Der Städter bezahlt viel mehr, die Communalsteuern betragen in den Städten, nach den einzelnen Staaten, 5 bis 9 Thaler für den Kopf. Aufserdem mufs jede Familie in den Städten das Wasser, welches mit grofsen Kosten weit her geleitet wird, sehr theuer bezahlen. — In Philadelphia z. B. kostet das Wasser jeder Familie 9 Thaler, in Cincinnati aber ziemlich das Doppelte.

In den nördlichen Staaten wird Ackerbau und Handel getrieben, hier liegen die grofsen Handelsstädte, welche die treffliche Handelsmarine geschaffen haben, und die nach allen Theilen der Erde verkehret. Die südlich gelegenen Staaten bauen allein den Boden, und zwar erzeugen sie gröfstentheils Baumwolle, Taback, Reifs, und bedienen sich dazu der Sclaven. Sie bringen diese Producte nach dem Norden, von wo der Kaufmann sie verführt. Die westlich gelegenen Staaten sind am spätesten von Ansiedlern besetzt worden. Hier wird hauptsächlich Getraidebau getrieben, doch haben sich auch Fabriken hier eingefunden, besonders Baumwollwebereien, welche Kaufleute aus den nördlichen Staaten gegründet haben.

Es scheint also als wolle man auch in Amerika die Fehler begehen, die in Europa so vielfältig begangen worden sind. Der Getraidebau lohnet überreichlich, man hat noch lange nicht Hände genug für den Boden und jeder arbeitende Mann kann sich und die Seinigen aufs vollständigste versorgen. Man begnügt sich aber damit nicht, man will auch die Stoffe selbst machen, welche die europäische Bevölkerung zum Theil machen mufs, um höchst kümmerlich von dieser Arbeit zu leben. Die natürliche Folge dieser Wuth, Alles selbst zu machen, ist, dafs in Amerika die Fabrikate viel theurer zu stehen kommen als in Europa. Um nun die Fabriken, diese unnatürliche Pflanze in Amerika, nicht untergehen zu lassen, legt man hohe Zölle auf die auswärtigen Fabrikate. Gewebte Stoffe zahlen in Amerika 30 pro Cent Abgaben, wenn sie von Europa eingeführt werden, und im nächsten Congrefs soll es erst versucht werden, sie auf 20 pro Cent herabzusetzen. Daher ein Heer von Zöllnern, welche in Amerika das stehende Heer zur Landesvertheidigung übersteigt. Daher mufs jeder die Waare, die er consumirt, theurer bezahlen als er sie von Europa beziehen könnte, und daher endlich eine nothwendige Verminderung des Absatzes der Landeserzeugnisse nach dem Auslande. Es können noch Jahrhunderte vergehen, ehe der wohlverstandene Nutzen der amerikanischen Freistaaten Fabriken brauchen wird, allein es scheint, was Friedrich der Grofse von den Menschengeschlechtern gesagt hat: les fautes des pères sont perdues pour les enfans, il faut que chaque siècle fasse les siennes: sei auch auf die Welttheile anwendbar.

Sehr schön schildert der Verf. die Wirkung, welche der Gebrauch der Sclaven in den südlichen Staaten auf den Charakter, den Fleifs und die Sittlichkeit der Einwohner äufsert. Der reiche Boden und der schlechte Zustand, in welchem die Sclaven leben, bereichert den Besitzer, der sich von aller Anstrengung entwöhnt, und dem Nordländer die Mühe läfst für ihn zu handeln, zu denken und zu erfinden. Es ist vorauszusehen, dafs der Faule in die Bothmäfsigkeit des Fleifsigen, Gewandten und Denkenden kommen wird. Ganz vortrefflich ist der 32ste Brief im ersten Theil, in welchem der Verf. sich bemühet zu zeigen, dafs es ganzen Ständen in Hinsicht erworbener Vortheile eben so gehet wie den Einzelnen. Wer den erworbenen Reichthum nicht durch Thätigkeit befruchtet, der kann gewifs erwarten, dafs er oder seine nahen Nachkommen, wenn sie es nicht besser machen, bald Bettler werden. Der Verf. wendet sich in diesem Briefe an die haute bourgeoisie von Frankreich, welche, wie er meint, in mancher Hinsicht an die Stelle des ehemaligen Adels getreten ist. Vermögend genug, um ohne Arbeit zu leben, sehen sie es ruhig mit an, wie der Stand, den sie unter dem Ihrigen glauben, der arbeitsame Kaufmann, der Handwerker, ihnen über den Kopf wächst, und an Vermögen und Einflufs sie weit überragt. Der Stand im Staate, der nichts zum Wohl des Staates beiträgt, ist seinem Untergange nahe. Wir können uns nicht enthalten hier herzusetzen, was der Verf. am Schlufse jenes Briefes über den, in der Revolution untergegangenen Adel sagt:

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Lettres sur l'Amerique du nord par Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

„Zwischen dem hohen Adel und dem Könige traten in Frankreich wie in England Reibungen ein, „die in offenen Krieg ausbrachen. Der Erfolg war „jedoch in Frankreich anders als jenseits des Canals. „In Frankreich blieb der König Sieger. Ludwig der „Eilfte warf den Adel zu Boden, Richelieu legte ihm „den Kappzaum an, und Ludwig der Vierzehnte end„lich machte ihn ganz zahm. Von aller politischen „Wirksamkeit zurückgedrängt blieb dem Adel, der „nicht Kaufmann und nicht Handwerker sein wollte „und sein durfte, nichts als die Wissenschaften und „die Künste. Leider aber trieb der Adel diese „um Religion und gute Sitten einzubüfsen. Als da„her 1789 der Adel gewogen ward, fand man ihn „zu leicht, und die Revolution vollzog das über ihn „gefällte Urtheil mit cannibalischer Grausamkeit. Im „Augenblick des Todes kam jener Aristokratie ein „Bewufstsein ihrer Stellung zurück, sie bestieg das „Schaffot mit edler Würde."

Einen grofsen Theil des Werkes machen die Betrachtungen aus, welche der Verf. über die Zustände in Europa, und besonders in Frankreich in Vergleich mit denen in Amerika anstellt, und aus diesen Vergleichungen fliefsen viele Vorschläge, wie in Frankreich verfahren werden müfste, um der Vorzüge theilhaft zu werden, welche Amerika geniefset. Dieser Theil des Werkes scheint der schwächste. Es ist an sich ein mifsliches Ding, einem Alten die Lebensweise vorzuschreiben, welche dem Jungen gut bekömmt. Man wird sich bald überzeugen, dafs es nicht gehet, und wenn man es erzwingen will, so möchten sich höchst verderbliche Resultate ergeben. Es ist wohl vorauszusehen, dafs der Verf. bald einen hohen Posten in der Verwaltung seines Vaterlandes einnehmen wird, wozu ihn sein Geist, seine Kenntnifse, seine grofse Menschenliebe und sein Eifer für das Vaterland vollkommen berechtigen. Kaum zu einem solchen Posten gelangt wird er genöthiget sein zu *machen*, und er wird sich dann überzeugen, wie grofs in der Vewaltung die Kluft von der Speculation zur Ausführung ist. Der Verf. ist ein Schüler des St. Simon. Die Staats-Einrichtungen sollen mehr unmittelbar auf den erhöheten Wohlstand der Meisten im Staate abzwecken, und jeder solle im Staate nur geniefsen nach seinen Verdiensten. — Gutmüthige Träumereien, die an den guten Junker von der Mancha erinnern, und den Verf., dem die Erfahrung noch gar nicht zur Seite zu stehen scheint, zuweilen ähnliche Streifzüge wie diesen machen lassen.

S. 271 im ersten Theile hält der Verf. in seinem heiligen Eifer für das Wohl der Meisten im Staate dem Handelsstande seines Vaterlandes eine strenge Strafpredigt. Die Kaufleute dächten immer noch der alten Zeit, in welcher jede Arbeit den Arbeiter erniedrigte, und nur das Schwerdt adlig machte. Sie vergessen, dafs ihnen jetzt die Aussicht eröffnet ist zu jeder Auszeichnung, zu jedem Amte im Staate zu gelangen, und sie müfsten sich dazu durch Entsagung alles niedrigen Eigennutzes, durch Grofsmuth gegen den Staat fähig machen. So wie der Handel jetzt betrieben wird, wäre es schwer, dafs die Hand des Kaufmannes rein und sein Herz edlen Eindrücken offen bliebe. Wir wollen hoffen, dafs die französischen Kaufleute wenig versucht werden sich diese Strafpredigt zu Herzen zu nehmen, und dafs sie Herrn Chevalier nicht zu ihrem Beichtvater wählen werden. Die Kaufleute in Frankreich haben als Menschen, gegen ihren Nächsten, gegen die Städte, in welchen sie wohnen, so wie gegen den Staat sich oft grofser Aufopferungen fähig gezeigt, und der Vorwurf, den ihnen

Digitized by Google

der Verf. macht, scheint in dieser Hinsicht ungegründet. Wenn aber der Kaufmann als Kaufmann und in seinem Geschäft eine Nichtbeachtung seines gerechten Nutzens eintreten läfst, so wird er weder sich noch dem Staate nutzen. Wer dem Kaufmann in seinem Geschäft Grofsmuth empfiehlt, verfährt eben so, als legte er dem Soldaten in der Schlacht das Gebot an das Herz: du sollst nicht tödten!

Der Verf. ist auch nicht abgeneigt zur Ausführung seiner St. Simonistischen Ideen ziemlich despotische Maasregeln eintreten zu lassen. S. 206 und folgende des 1ten Theils will er die freie Concurrenz in den Gewerben durchaus unterdrückt wissen, und eifert gegen die Theorien, welche diese Freiheit begünstigen. „Ein Maire von Chalons sur Saône hat „es sich sogar beikommen lassen, den Magen der Ar„men nicht zu berücksichtigen, und die Taxen des „Brodtes aufzuheben." Herr Chevalier glaubt also wirklich, dafs die Armen hungern würden, wenn es keine Taxe für die Bäcker gäbe, und er scheint nicht zu wissen, dafs es in Europa Städte giebt, in welchen mehrere hundert tausend Menschen leben, in welchen es keine Taxe für die Bäcker giebt, ohne dafs darum das Brod theurer geworden wäre.

Im 28sten Briefe des 2ten Theils geräth der Verf. in Entzücken über den grofsen und allgemeinen Wohlstand in Amerika, er sinnt über die Mittel Frankreich gleiches Glück geniefsen zu lassen, und da geräth er in folgendes Raisonnement. Was geschiehet jetzt in Frankreich? Die Kammern geben sich die gröfste Mühe das Budget zu vermindern. Jeder, der die Sachen kennt, weifs, dafs eine auch nur wenig erhebliche Herabsetzung des Budgets nur dann möglich wird, wenn man die Armee reducirt, und dies kann wieder nur geschehen, *wenn an die Stelle der Verträge von* 1815 *andre für Frankreich vortheilhaftere eintreten.* Gesetzt aber auch es gelänge das Unglaubliche, und man brächte das Budget um 100 Millionen zurück, so würde dies für Frankreich, in welchem 33 Millionen Menschen in 660,000 Familien leben, etwa 4 Centimen (4 Silberpfennige) für jede Familie täglich ausmachen. Welch ein winziger Erfolg für so grofse Anstrengungen! Machen wir es doch lieber wie in Amerika, da hat der Credit, das Vertrauen zu dem Papier, Canäle und Eisenbahnen gebauet, welche dann wieder die Industrie so sehr gehoben haben, dafs der geringste Arbeiter dreimal so viel verdienet als in Europa. Unsere Franzosen haben kein Vertrauen in Zettel, weil es noch nicht lange her ist, dafs sie damit vom Staate angeführt worden sind. Dies Vertrauen müssen wir wiederherstellen, und wie kann dies geschehen? Wir müssen das Interesse des Einzelnen viel stärker an das Interesse des Staates fesseln als jetzt. Der Staat soll die Gelder aller Sparkassen, aller Wittwen und Waisen zu sich nehmen, er soll ausschliefslich Versicherungen übernehmen gegen Feuer, gegen Hagel und selbst gegen den Tod. Dann wird Jeder bald einsehen, dafs seine Kasse und die des Staates Eins und Dasselbe ist; er wird sich nicht weigern, die Zettel des Staates als baares Geld zu nehmen. Denn hat der Staat zu allen und jeden Unternehmungen Geld so viel er nur haben will, dann wird Milch und Honig fliefsen, und statt einer Ersparnifs von 100 Millionen jährlich im Budget, welche jeder Familie täglich 4 Pfennige einbringt, werden wir das Budget wachsen sehen, der Tagelohn wird aber auf das Doppelte und Dreifache steigen. — Zu solchen — widersinnigen Resultaten führt die Speculation, wenn sie auf praktische Dinge eingehet, und den Boden der Erfahrung nicht beachtet. Wer das vorliegende Werk liest, wird auf mehrere ähnliche Streifereien im Gebiet der Staatswirthschaft stofsen.

In der Zeit, während welcher sich der Verf. in den vereinigten Staaten aufhielt, entspann sich der Streit zwischen dem Präsidenten und den Banken, der eine bedauernswerthe Catastrophe herbeigeführt hat. Wir finden in dem vorliegenden Werke belehrende Nachrichten über den Zustand und die Geschäfte der amerikanischen Banken und eine geistreiche Beschreibung der Entstehung jenes Streites sowohl, als des Ganges, den er durch das Hinzutreten politischer Partheien genommen hat. Am 1ten Januar 1835 waren in Amerika 557 sage: fünfhundert sieben und fünfzig Banken in Thätigkeit. Davon waren ziemlich 500 in den nördlichen Staaten und nur etwa 60 in den südlichen und westlichen. Diese 557 Banken hatten ungefähr für 155 Millionen preufsischer Thaler an Noten ausgegeben, und besafsen an baarem Gelde einen Werth von etwa 66 Millionen Thaler. Die Masse des baaren Geldes in sämmtlichen vereinigten Staaten zusammen ward damals etwa auf 85 Millionen Thaler

Digitized by Google

Werth angeschlagen, wovon also reichlich $\frac{3}{4}$ in den Banken lag. In Amerika so wie in England hat Jeder nur wenig baares Geld in der Tasche und noch weniger in der Kiste. Jeder läfst seine Einnahmen in die Bank fliefsen, und macht durch Anweisungen auf die Bank oder durch ihre Noten alle seine Zahlungen von einigem Belang. Die von sämmtlichen Banken in Amerika am 1sten Januar 1835 discontirten Effecten betrugen 550 Millionen preufsischer Thaler. Die 20 in Neuyork existireneen Banken besafsen allein 90 Millionen Thaler Werth an discontirten Papieren, während die Bank von Frankreich, die doch ausschliefsend für das ganze Land wirkt, nur etwa die Hälfte besafs. Der Streit zwischen dem Präsidenten und den Banken entspann sich, als von der Verlängerung der Charte der Nationalbank die Rede war, welche mit dem Jahre 1837 abläuft, und die andren Banken, welche mehr oder weniger von dem Schicksale der Nationalbank abhängig sind, wurden bald mit in den Streit gezogen. Der Präsident verfuhr gegen die Banken mit einer eigenmächtigen Heftigkeit, welche bei einem unter den Waffen grau gewordenen Manne nicht befremdet, die sich aber an der Spitze eines democratischen Staates höchst sonderbar ausnimmt. Die Bankdirectoren verfuhren wohl auch nicht mit gehöriger Klugheit und Nachgiebigkeit gegen das Oberhaupt des Staates, und der Streit erhitzte sich in einem solchen Grade, dafs er das ganze Finanzsystem des Landes auf eine höchst bedenkliche Weise erschüttert hat. Der Präsident suchte seine Verbündeten unter der ärmeren Classe, und es gelang ihm gar leicht, diese für sich zu gewinnen. Der Aermere weifs in der Regel wenig von dem Mechanismus der Verwaltung, unter welcher er lebt, und er ist geneigt zu glauben, dafs Alles, was die Reichen besitzen, ihm mit Unrecht entzogen sei. So hat es der Präsident dahin gebracht, dafs die Menge gegen sich selbst wüthet, und die Mutter tödten will, von welcher sie ihre Nahrung zieht. Wie stände es um die Menge in America, wenn ihrem Verlangen nach alle Banken geschlossen würden?

Die Banken haben die Reicheren im Lande für sich, und ihre Sache geniefset besondere Gunst in den südlichen Staaten, wo die Sclaverei noch existirt. Diese haben wenig directes Interesse bei den Banken, und nur die Reichen haben in denselben wichtige Stimmen, die Armen sind Sclaven. Auch rechnen diese Staaten, wenn sie in der Bankangelegenheit die Parthei der Reicheren, der Aristocratie in jenem Lande, nehmen, sich von dieser wieder unterstützt zu sehen, wenn die Angelegenheit der Sclaverei im Congrefs zur Sprache kömmt. Dies ist nach der Schilderung des Verfs. die Lage der Bankfrage, welche im gegenwärtigen Augenblick wohl im versammelten Congrefs verhandelt wird. Wir empfehlen dem Leser, welcher sich näher zu unterrichten wünscht, den dritten bis achten Brief im ersten Theil zu lesen.

Der Verf. stellt seine Betrachtungen an über die bis an das Wunderbare gränzenden Schöpfungen, welche die Banken in America hervorgerufen haben. Er möchte sehr gern seinem Vaterlande den Rath geben, Gleiches zu versuchen, allein die jetzigen unglücklichen Mifsstände in dem Geldwesen von America schrecken ihn. Er möchte gern angeben, wie man die Frucht pflücken, und die Dornen vermeiden soll, allein es gelingt ihm damit nicht, er ist schwankend in seinen Begriffen und Urtheilen über das Bankwesen. Es gehet Mehreren so. Man hört und liest gar sonderbare Raisonnements über die Banken. Bald werden sie ganz verdammt, bald werden sie sehr empfohlen, jedoch mit Einschränkungen. Die Banken sollen nur das Doppelte ihrer baaren Bestände in Noten ausgeben dürfen, sagt der Eine, ein Andrer giebt das Dreifache, und wieder Einer das Vierfache zu. Jeder, der das Wesen in Praxi kennt, wird über solche Bestimmungen lächeln. Der Mensch mufs essen, um zu leben, er kann sich aber auch durch Essen krank machen, ja tödten. Indessen hat es noch Niemand gewagt, durch Zahlen die Quantität der Speisen zu bestimmen, die jeder Mensch täglich zu sich nehmen soll, um gesund zu bleiben. Die eigenthümliche Organisation eines Jeden, seine Umgebungen, seine Beschäftigungen, sein geistiger Zustand und viele andre Verhältnisse machen für jedes Individuum eine andre Diät nöthig, und diese Diät ist nicht für alle Tage dieselbe. — Das Maafs, wie viele Schulden ein Kaufmann oder eine Bank im Verhältnifs zum Capital contrahiren soll, kann nicht mit Zahlen angegeben werden. Es mufs dieses Maafs mit Berücksichtigung einer grefsen Menge von Zuständen und Umständen für jeden Fall bestimmt werden, deren schneller Ueberblick den Kaufmann characterisirt, und die man nie in eine Wissenschaft bringen wird.

Digitized by Google

Frägt man aber: was soll der Staat hinsichtlich der Banken anordnen, um den Nutzen derselben zu geniefsen, und die Nachtheile wenigstens in dem Grade zu vermeiden, dafs sie den Nutzen nicht aufwiegen oder übersteigen? so wird sich die Antwort ergeben, wenn man dem Phantom, welches man Bank nennt, und das bald wie eine wohlthätige Fee, bald wie ein tückischer Kobold erscheint, näher auf den Leib rückt.

Der Sprachgebrauch verstehet unter Bank in dem Sinne, von welchem hier die Rede ist, ein kaufmännisches Institut, welches Schuldscheine in bestimmter Form ausgiebt, die bei jeder Vorzeigung und jedem Vorzeigenden bezahlt werden müssen, und welche daher bequem als baares Geld von Jedem genommen werden, der darein Vertrauen setzt, denn eine gezwungene Annahme wird nicht vorausgesetzt, sie ist eine Anomalie, eine Krankheit. Solche Schuldscheine nennt man Noten. In dem Wesen dieser Schuldscheine oder Noten — der Name thut nichts zur Sache — liegt nichts, weshalb sie nicht von einzelnen Kaufleuten oder von einer Gesellschaft von Kaufleuten sollten ausgegeben werden können. Alle Industrie, aller Wohlstand der Menschen, die in einer Gesellschaft zusammen leben, ist auf das Vertrauen gegründet, welche sie in einander setzen. Mit diesem Vertrauen sinkt und fällt der Wohlstand. Jeder gesunde Mann kann mit seiner Händearbeit mehr der Erde abgewinnen, als er und die Seinigen brauchen. Dafs dieser Ueberschufs wieder angewendet werde, um neue Erndten wachsen zu lassen, macht allein das Vertrauen möglich. Ist es der Wille der Regierung, die Industrie, den Wohlstand, und dadurch die Bevölkerung zu heben; so mufs sie jenes Vertrauen unter den Menschen befördern, und da, wo es sich findet, sorgsam schützen. Der Staat befördert und schützt dies Vertrauen oder den Credit durch Erziehung des Volks zum Ehrgefühl und durch eine zweckmäfsige Handelsgesetzgebung. Je mehr derjenige, welcher etwas übrig hat, auf das Ehrgefühl dessen, dem er trauen soll, und im Nothfalle auf die Gesetze rechnen kann, je leichter wird er Vertrauen geben. Weiter darf aber die Einmischung des Staats in die Geldverhältnisse der Einzelnen nicht gehen, er mufs es der Beurtheilung eines Jeden überlassen, wie viel er gut findet zu leihen oder zu borgen. Auch hat wohl noch kein Gesetzgeber in dieser Hinsicht eine Norm für Mündige aufgestellt. Wendet man diese Grundsätze auf die Ausgabe von Noten an; so ist nicht einzusehen, warum man die Ausgabe derselben durch einzelne Kaufleute oder durch eine Gesellschaft von Kaufleuten unter ihrer persönlichen Vertretung nach den bestehenden Gesetzen stören sollte? Der mögliche Mifsbrauch ist von der Befugnifs, die ein Jeder hat Schulden zu contrahiren, unzertrennlich. Wer eine solche Note annimmt, der weifs, dafs er demjenigen trauet, der sie ausgestellt hat. Wollte man die untere Classe des Volks bevormunden; so dürfte man nur verbieten, die Noten kleiner als bis zu einer gegebenen Gränze auszugeben. Will der Staat für eigene Zwecke dergleichen Noten ausgeben; so werden ihn die Noten der Privaten daran nicht hindern, denn ein wohl eingerichteter Staat findet immer mehr Vertrauen als Einzelne, ja man kann sagen, dafs die Gewohnheit, welche jeder Private annimmt, ein Papier mit guter Unterschrift als baares Geld anzusehen, es dem Staate viel leichter macht, ebenfalls dergleichen auszugeben. Die ersten englischen Ansiedler in America waren von ihrem Vaterlande her mit diesen Noten bekannt, und in jeder Ansiedlung von wenigen Häusern fand sich gewöhnlich Einer, der das Vertrauen der Andern besafs, und dessen Noten sie nahmen. Durch dieses Mittel ist America schnell reich und bevölkert worden, und jeder Staat kann unter Berücksichtigung seiner eigenthümlichen Verhältnisse ähnliche Vortheile davon erwarten. Es ist nicht mehr Unheil davon zu fürchten, als der Bankerut von Kaufleuten überall hin und wieder anrichtet. Die Noten der Privaten werden immer nur unter dem Theil des Publicums circuliren, welcher die Verhältnisse der Aussteller, als ihrer Mitbürger, gut kennt, und die persönliche Haftung dieser Aussteller ist an sich die beste Gewähr für die zu weit ausgedehnte Ausgabe der Noten. Daher werden aber auch die Noten von Privaten, die sie unter ihrer persönlichen Vertretung ausgeben, die Wunder nie hervorbringen, welche man von den eigentlichen *Banknoten* gesehen hat. Dazu hat es einer neuen Kraft bedurft, die ungeheuer in ihrer Wirkung ist, also auch ungeheuer schaden kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Lettres sur l'Amerique du nord par Michel Chevalier.

(Schlufs.)

Man hat ein Loch in die Gesetze über die Ausstellung von Schuldscheinen gemacht, indem man erlaubt hat, dergleichen ohne persönliche Haftung irgend einer Person auszugeben. Diese Art von Scheinen ist hypothecirt auf eine grofse Masse von Geld, von vielen Einzelnen zusammengelegt. Das zusammengelegte Geld haftet für die Scheine, die Personen gar nicht. Eine solche Anstalt ist es, die man im eigentlichen Sinne *Bank* nennt. In ihr versammelt sich eine Geldkraft, die von Tausenden im In- und Auslande aus einem gewöhnlich nur kleinen Theil ihres Vermögens zusammengetragen ist. Die Verwaltung der Geschäfte wird Kaufleuten übertragen, welche man als die Fähigsten und Redlichsten kennt, und man fordert von ihnen keine Verantwortlichkeit für den Erfolg. Das Publicum giebt den Noten einer solchen Bank ungemessenes Vertrauen, denn es kennt die grofse zusammengelegte Geldmasse, und würdiget die Fähigkeit der Verwalter. Dafs auf diese Weise Ungemeines geleistet werden kann, ist klar. Ein solcher gewaltiger Hebel war es, welchen man in Frankreich anlegte, um den Credit und die Industrie in die Höhe zu bringen, welche von der Revolution in den tiefsten Abgrund gestürzt waren. Mit diesem Hebel hat Oestreich sein, durch 30jährige oft unglückliche Kriege ganz zerstörtes Finanzwesen wieder aufs Beste geordnet, und seine Industrie auf einen bisher unerreichten Grad von Flor gebracht. Dieser Hebel ist es, den man jetzt in Griechenland anlegen will, um ähnliche Zwecke zu erreichen, und den man im Jahre 1813 bei ähnlicher Veranlassung in America angelegt hat. Der im Jahre 1812 ausgebrochene Krieg mit England hatte durch die plötzlich eingetretene Hemmung des Handels das ganze Geldsystem der vereinigten Staaten in Stockung gebracht, und alle Privatbanken waren genöthiget ihre Zahlungen einzustellen. Unmittelbar nach eingetretenem Frieden errichtete man die Bank der vereinigten Staaten, deren Fortdauer eben jetzt zweifelhaft geworden ist. Es ist dies eine Bank, wie wir sie oben geschildert haben. Kaum war sie in Wirksamkeit getreten; so trat Ordnung ein. Die von dieser Staatenbank wiederhergestellte Circulation der Geldmittel gab Jedem der Vermögen hatte, die Mittel es zu realisiren, bei weitem die gröfste Zahl der Privatbanken, welche ihre ausstehenden Fordrungen einziehen konnten, fingen selbst wieder an zu zahlen, und verhältnifsmäfsig nur sehr wenige Banken waren definitiv bankerut, — ein Unglück, welches unter den Kaufleuten eines Landes nie ganz vermieden werden kann. Seit jener Zeit gingen Staatsbank und Privatbanken in America neben einander, und die Staatsbank übte vermöge ihres Uebergewichts eine Art von Patronat über die Privatbanken, indem sie die Noten derjenigen nicht an Zahlungsstatt annahm, deren Geschäft sie nicht solide hielt. So ging es mehr als 20 Jahre lang ohne Störung zum gröfsten Flor des Landes. Der Präsident Jackson hat diese Maschine gestört, die Banken zahlen wieder nicht, grade wie im Jahre 1812 — und was wird geschehen? Es wird ohne allen Zweifel dasselbe im Jahre 1813 angewendete Mittel sein, welches helfen mufs. Man wird der Staatenbank ihre Charte verlängern, und sie wohl durch vermehrtes Capital verstärken, oder eine neue stärkere errichten, und alsbald werden bei weitem die meisten Privatbanken wieder zahlen.

Hat man aber, um grofse Wirkungen hervorzubringen, ein Ausnahmegesetz gemacht; so ist es nicht zu verkennen, dafs dadurch auch grofses Unheil angerichtet werden kann, und dafs eine Bank in dem zuletzt angegebenen engern Sinne des Wortes unter

Digitized by Google

besonderer Aufsicht des Staates stehen mufs. Es ist zu gefährlich den Credit da ohne Aufsicht benutzen zu lassen, wo persönliche Verantwortlichkeit nicht die Schranken setzt.

Es ist hier der Banken nicht erwähnt, welche vom Staate allein ausgehen, und für Rechnung desselben betrieben werden. Es giebt dergleichen wenige in Europa, und ihre Wirkung auf die Industrie und den Handel des Landes kann nur gering sein. Die Verwaltung solcher Anstalten gehet immer mittelbar oder unmittelbar von Männern aus, welche die Bedürfnisse und die Kräfte derjenigen nicht kennen, mit welchen sie verkehren, und auf welche sie wirken sollen. Nimmt man dazu, dafs diese Verwalter mehr oder weniger dem Staate für den Erfolg ihrer Unternehmung verantwortlich sind; so befremdet es nicht, wenn man nur geringen Erfolg sichet. Von Staatswegen ist man auch mit Ausgabe von Noten gerechterweise sehr scheu, denn man weifs, dafs sie gewöhnlich dann die baaren Geldmittel am meisten in Anspruch nehmen, wenn Ereignisse eintreten, in welchen der Staat das baare Geld zu dringenderen Zwecken braucht.

Das vorliegende Werk hat, wie sich wohl denken läfst, mehrere Uebersetzungen ins Deutsche erfahren. Eine derselben hat dem Titel den im Original nicht befindlichen Beisatz gegeben:

„ein brauchbares Handbuch für Auswandrer jeden „Standes";

mit gleichem Fug könnte man Ritter's Geographie von Asien ein Postbuch für Reisende in Asien nennen. —

Joseph Mendelssohn.

LVII.

1) *Die römische Lautlehre, sprachvergleichend dargestellt von Dr. Albert Agathon Benary. Erster Band. Berlin*, 1837.

2) *Die Aspiration und die Lautverschiebung, eine sprachgeschichtliche Untersuchung von Rudolf v. Raumer. Leipzig*, 1837.

Der Titel des zuerst genannten Buchs steht in geringem Einklang mit seinem Inhalte. Denn erstlich beschäftigt sich dasselbe nicht mit dem ganzen Lautsysteme, sondern blos mit einigen Zuständen einiger Lautklassen, nämlich der *Diphthongisirung* und der *Aspiration*, zweitens ist nicht sowohl die römische als vielmehr die Sanskrit-Sprache Veranlassung und Ziel der Untersuchung, und drittens enthält es nicht einen Theil, sondern die *vollständige* Mittheilung aller vom Verf. über diesen Zweig angestellten und anzustellenden Forschungen, laut folgenden Worten der Vorrede: „Hätte ich systematisch alle Lehren der Buchstaben verfolgt, *so wäre zu befürchten gewesen*, dafs ich zu einer Masse unnützer Wiederholungen gezwungen würde, da durch Bopp, Grimm, Pott natürlich ein grofser Theil dieses Stoffes vorweg genommen war; auch würde sich in der Masse des Gleichartigen das hervorstechende Abweichende verloren haben. Statt dessen schien es rathsam, den Weg einzuschlagen, dafs nur den Punkten, in welchen das römische Lautsystem vorzüglich abwich, folglich den Punkten, welche ihm gerade seine Färbung geben, eine gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet werde." Eine ungegründetere Furcht als die des Verfs. vor Wiederholungen kann es kaum geben. Denn, wie jedermann weifs, und die genannten drei Forscher wohl schwerlich in Abrede stellen werden, ist hierin noch gar nichts aufgeklärt und kaum erst hie und da ein Fingerzeig gegeben worden. Um von den Vocalen zu beginnen, wer hat z. B. den Einflufs, welchen die Consonanten auf die Umwandlung der mit ihnen verbundenen Vocale ausüben; wer hat die Wirkungen des Accents und die Forderungen des Wohllauts nach dem ganzen Umfang der Sprache darzulegen unternommen? wer hat das Verhältnifs der Endconsonanten zur Länge und Kürze der vorangehenden Vocale erörtert? Will man sich aber an die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Lautwesens einer Sprache halten, so wüfste ich in der That nicht, wo sich dieselben auffallender kund thäten, als in den Spiranten und Liquiden, die nicht blos mit einander und mit Muten vertauscht werden (s mit r, r mit l, d mit l) sondern auch bald selbst ausfallen bald andere Laute wegdrängen (μυελός-medulla-mêdas, ψεύδω-fraudo, snushâ-nurus-νυός, *Waurts*-βρίζα oder ῥίζα-radix, βρέχω-rigo, δρόσος-rasas-ros, latum für tlatum, latus-πλατύς-prthus, natus für gnatus, σπλήν-plîhan-lien), allgemein Umstellung erfahren (πνεύμων-pulmo, θνήσκω-ἔθανον, placere-pulcer, σκέλος-crus, γλυκύς-dulcis, vrkas-λύκος-

Digitized by Google

lupus, *βλέφαρον*-palpebra; *μόλυβος*-plumbum) und Umstellung anderer Laute herbeiführen (nervus-*νεῦρον*, gravis-*γαῦρος*-gurus, vulgus-*ὄχλος*, *δύρομαι*-rud-*rinxu*), Umwandlungen der Muten bewirken (*πρόχυν*-*γόνυ*, *θραύω*-*τραῦμα*, *βλήχων*-pulegium, *βρέμω*-fremo, *γλουτός*-clunes-çrônis, *θρίαμβος*-triumpe, *χρόνος*-*κρόνος*, *ἄνθρωπος*-*ἀνδρός*, *βροτός*-*μέροψ*, *βλώσκω*-*ἔμολον*, *θόρυβος*-turba, *χάλιξ*-calx, *θύρα*-dvâra, *φιλεῖν*-prî, forma-*μορφή*, formica-*μύρμηξ*, frendo-mordeo), sowohl euphonisch als auch zur Verstärkung eingeschoben werden (*γαμβρός* von *γαμεῖν*, *ἀνδρός*, *ὄμφαξ*-uva, ambo-ubhau, densus-*δασύς*) u. s. w. Diese Classe von Lauten erzeugt also nicht allein die bedeutendsten Veränderungen und räthselhaftesten Verhüllungen der Wortstämme (man vergleiche z. B. *βάτραχος* und rana, *κάμνω* und labor *) sondern bietet auch wegen ihrer Einwirkung auf die übrigen Lautclassen, Vocale sowohl als Consonanten, den Schlüssel zur Deutung aller Umgestaltungen dar. Hier also war zu beginnen, und dieses Feld nicht zu übergehen, wenn Einsicht und Ordnung dem Ganzen zu Theil werden sollte. Doch da dem einmal nicht so ist, so betrachten wir fortan das was der Verf. gegeben hat, und fragen nicht mehr nach dem was er hat geben wollen. Das Buch enthält also einen Versuch, die Uebereinstimmung oder Abweichung der lat. und der Sanskrit-Sprache in Wortstämmen, Flexionen und Lauten, soweit sie im Bereich der Diphthongisirung und der Aspiration liegen, durch Vergleichung und mit Beiziehung der verwandten, zur Vermittlung dienenden, Sprachen nachzuweisen. Bei einem solchen Unternehmen ist es nöthig, dafs man entweder selbst mit dem Geiste der beiden zu vergleichenden Sprachen vertraut sei, oder bei derjenigen Sprache, wo diefs minder der Fall ist, desto fleifsiger die Schriften derjenigen zu Rath ziehe, die sich dessen rühmen können. Keines von beiden findet bei dem Verf. Statt. Zwar seine Kenntnifs der indischen Literatur und ihrer Nebenzweige vermag Ref. nicht zu ermessen, auch folgt derselbe in diesem Fache guten Gewährsmännern: aber das römische Volk, seine Denkart und Sprache, steht ihm nicht nur an sich ferner, sondern er verschmäht dabei auch diejenigen, welche ihm als Lehrer dienen könnten. Diese werden mit den Worten abgefertigt: „Hingegen konnte ich mich nicht dazu verstehen, die Etymologien einiger neueren Latinisten zu berücksichtigen, welche, statt auf das System der Veränderungen einzugehen, lieber die Willkühr herrschen lassen, und momentane Einfälle des Witzes in der Ableitung für den Grundpfeiler der Etymologie ansehen möchten." In wiefern dieses Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung auf Döderlein passe, dessen fünf Bände von Etymologien und Synonymen sich der Verf. damit vom Leibe geschafft hat, werden diejenigen urtheilen, die diese Leistungen kennen. Einige Beispiele zum Beweis, dafs jener ihm hätte von Nutzen sein können, mögen indessen hier Platz finden. Der Verf. leitet aurīga von der indischen Präposition ava und dem lat. Verbum rĕgo her: Döderlein hätte ihn gelehrt, dafs es von aurea = frenum kommt. Der nämliche hat die Identität von *κλήζω* und laudo erkannt (vgl. *κλῄζω* und claudo), während der Verf. zwischen vand und *ἀνδάνω* schwankt. Döderlein lehrt ferner ganz richtig, dafs fundo dem *σπένδω*, fraudo dem *ψεύδω* entspricht, soleo mit *ἔθος* und *ἦθος*, fretus mit firmus, posco mit petere und *ποθεῖν*, compesco mit *πεδᾷν* in Verbindung stehen, dafs fustis von ferire, jucundus von juvare, frenum von frendo herzuleiten seien u. s. w., Wörter in welchen der Verf. theils seltsame Zusammensetzungen mit indischen Präpositionen theils sehr fremdartige Wortstämme nachzuweisen sucht.

Die Etymologie des Verfs. würde die gründlichste und glücklichste sein, wenn sich vermittelst der Buchstaben Alles abmachen liefse. Allein eine eben so wichtige und schwierige Sache als die Vermittlung der Laute ist die Vereinigung der Bedeutungen, die gleichfalls nicht durch ohngefähres Rathen und willkührliches Muthmafsen zu bewerkstelligen ist, sondern genaue Bekanntschaft mit der Vorstellungsweise, der Gesinnung, den Sitten und Gewohnheiten der betreffenden Völker erfordert. Denn die früheren Menschen haben anders gedacht und gefühlt als wir Neueren, kriegeri-

*) Der Verf. sieht *βάτραχος* irrig als ein Compositum von *βατόν* vadum an. Rana = bracna = *βράγχος* oder *βράχος* = *βάραχος*: vgl. lac — *γλάγος* = *γάλακτος*, glos-*γάλως*, glans-*βάλανος*. In *βάραχος* nun hat das *ρ* durch den Zusatz des *τ* eine Stütze bekommen, wie in *βότρυς* = *βρῦς* von *βρίω* und wie das *λ* in *βελτίων* = melior. Labor wird mit *κάμνω* durch die indische Form dieses Verbums Klamyâmi vermittelt.

Digitized by Google

sche Völker drücken sich anders aus als Hirten, Seefahrer anders als Binnenwohner: und somit fordert es ein eigenes Studium, um zu wissen, welche Begriffe in der Vorstellung dieser und jener Völker sich nahe lagen und welche geschieden waren. Darum ist es die Aufgabe der Etymologen, sich auch mit den Sachen, d. h. dem Inhalte der Wörter, zu befassen, und ehe sie die Gesetze, die Religionen, die Uebungen des Krieges und Friedens sorgfältig untersucht haben werden, wird es ihnen, trotz allem Reichthum sprachvergleichender Zusammenstellungen, mit den meisten Wörtern nicht gelingen, ins Reine zu kommen. Es ist z. B. schnell gesagt, dafs familia von bhag (colere, honorare) herkomme: aber gerathener wäre es gewesen, bei famulus an οἰκέτης zu denken, und somit in familia eine *Hausgemeinde* zu erkennen. Döderlein leitet das Wort von ἅμα ab, und warum sollten die Oscer, von denen dasselbe nach Festus geerbt war, nicht das Digamma statt des Spiritus gebraucht haben können? Dafs auch fanum nicht von bhag sondern von fari herzuleiten sei, glaubt Ref. in seiner Religion der Römer erwiesen zu haben, woselbst auch flamen und infula (das der Verf. sehr seltsam in inf=ula zerlegt und von adhi herleitet), hortus, pontifex (nach dem Verf. pavant-i-fex d. h. *Reinmacher*), orcus, curia, Pales, Gajus und andere Benennungen der Art ihre Erklärung und Deutung gefunden haben. Die Art wie H. Benary cura (co + ira), grex (von grab *nehmen*), rus (ruh *wachsen*), ver (gleichfalls von ruh) und unzählige andere Wörter etymologisirt, beweist, dafs er es mit den Bedeutungen gar nicht genau nimmt. Aber dieses mechanische Rechnen mit Buchstaben, indem man vom Geist der Sprache und des Volkes absieht, kann unmöglich zum Ziele führen. Die Betrachtung der Namen der bekanntesten Thiere und Gewächse sammt den Gliedern des Leibes, deren Identität man wenigstens zugesteht, während man doch den Weg der Veränderung nachzuweisen oft nicht im Stande ist (z. B. ἰχθύς-piscis, ἀλώπηξ-vulpes, σφήξ-vespa, σχῦρος-heres, ursus-ἄρκτος-rxa, γαλῆ-feles, faux-φάρυγξ, humerus-ὦμος, ἧπαρ-jecur-*Leber*, penna-πτερόν-*Feder*, nares-ῥῖνες, σπλήν-phihan-*Milz*-lien, pirum-ἄπιον-*Birne*, laurus-δάφνη) kann jeden überzeugen, dafs man beim Aufsuchen etymologisch verwandter Wörter sich weit mehr von den Bedeutungen als von den Buchstaben leiten lassen mufs. Denn so lange noch nicht alle Gesetze der Verschiebung, Umwandlung, Unterdrückung und Verstärkung der Laute entdeckt sind, d. h. so lange die Etymologie noch nicht fertig dasteht, sondern erst zu machen ist, kann sich auch der Forscher nicht so harmlos von der blofsen Lautverwandtschaft geleiten lassen. Thut er es gleichwohl, so wird oft die strengste Gesetzlichkeit in die freiste Willkühr umschlagen, welche der Verf., um von Anderem zu schweigen, besonders darin zeigt, dafs er viele lat. Wörter gerades Wegs sanskritisirt, z. B. Camoena = Kamayâna, Gnejus = gnêyas, Cajus = gayas, proelium = pralaya, fons = dhavant von dhu (agitare), inferus = adharas und Afer desgleichen, die Endung ôsus = vâsas (habitatio), und der lat. Sprache ohngefähr ein halbes Duzend indischer und anderer Präpositionen aufdrängt, die sich in Zusammensetzungen sollen erhalten haben, wie niti = ni + yat, taedet = ti + ad, uti = vi + yat, polliceor = prati + liceor, coecus = ἐκ + oecus, cocles = ἐκ + ocles etc. Mich wunderts, dafs der Verf. nicht mit diesem allgewaltigen Mittel, nachdem er es einmal zu handhaben begonnen hatte, die ganze lat. Etymologie über Nacht ins Reine gebracht hat. Wenn die lat. Spr. Präpositionen wie ati, ni und vi mit der indischen gemein hat, so hat sie dieselben nach ihrer Weise verändert, so dafs man sie so leicht nicht wieder erkennen kann, und so auch die übrigen Wörter: Beweise davon enthält des Ref. Partikellehre. Im Grunde kann auch jede einzelne Sprache des indogermanischen Stammes ganz unabhängig von den anderen aus sich selbst etymologisirt werden: die Vergleichung der übrigen dient als Beihülfe, aber nicht als alleiniges Mittel; und wenn man die Einheit zweier Wörter, zumal Partikeln, in zwei verschiedenen Sprachen erkannt zu haben glaubt, so ist es damit noch nicht gethan, sondern dann bleibt noch das zweite Geschäft übrig, die Gestaltung und Verzweigung des entsprechenden Wortstammes in der abgeleiteten Sprache bis zu dem Grade nachzuweisen, dafs man am Ende die fremde Sprache als entbehrlich wieder fahren lassen kann. Dieser Pflicht sollte sich kein Etymologe je überhoben glauben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

1) *Die römische Lautlehre, sprachvergleichend dargestellt von Dr. Albert Agathon Benary.*

2) *Die Aspiration und die Lautverschiebung, eine sprachgeschichtliche Untersuchung von Rudolf v. Raumer.*

(Schlufs.)

Ref. bekennt, dafs er den Ableitungen des Verfs. nur bei sehr wenigen Beispielen seine Zustimmung geben könnte: und da ihn das Einzelne nicht überzeugt hat, so scheinen ihm auch die daraus hergeleiteten Resultate zum grofsen Theil nicht richtig. So kennt der Verf. nur *einen* Fall, wo der Römer die Aspirata f statt der Tenuis gebraucht, nämlich wenn dieser Laut mit einer Liquida unmittelbar verbunden ist, z. B. flere neben plorare, friare neben πρίειν. Allein ein fast noch häufigerer Fall, den die lat. mit der griech. Sprache gemein hat, ist der, dafs die nächste Sylbe mit einem r anlautet, z. B. fero- porto, fores-porta-πόρος von der Präposition per, wobei also nicht an θύρα und dvàra zu denken ist, far-πυρός, furnus, fornax, formus, furvus, fuscus sämmtlich von πῦρ und nicht von θέρω, θερμός, welches, wie Bopp bemerkt hat, gharmas ist, fornix-πόρνη nach Döderlein, Februus, Φοῖβος und februo mit purus und dieses wieder mit *fiur*-πῦρ verwandt (s. meine Rel. d. Römer I, 199), indem v in b übergegangen ist, imgleichen febris-πυρετός. Dagegen scheinen die Beispiele vom Uebergang des θ in f, sowohl die man sonst kennt als auch die der Verf. aufstellt, sämmtlich nicht recht sicher zu sein. Denn fĕra steht mit θήρ in keiner Verbindung, fellare kann eher mit βδάλλω als mit θηλᾶν identisch sein, ecfir, suffio und fumus habe ich schon früher zu πῦρ gezogen, firmus ist ὄβριμος. Zugegeben aber, dafs fio = θύω und θύλαξ = follis seien, so hat doch diese Erscheinung in keinem Fall eine ausgedehntere Bedeutung als der Uebergang von θ in b (οὖθαρ-uber, ἐρυθρός-ruber, loebesus-ἐλεύθερος).

So könnten wir alle Kapitel nach der Reihe durchgehen, um zu zeigen, wie sehr unsere Ansichten von denen des Verfs. abweichen: indefs mag wohl dieses eine Beispiel genügen, da diese Mifsbilligung schon durch die früheren Bemerkungen genugsam beurkundet ist. Dankenswerth ist die Erörterung einiger grammatischen Flexionen, wie des lat. Perfects und der Endung sco bei Verbis, ferner die Aufzählung lateinischer Wurzeln, die zugleich mit langem und mit kurzem Vokale vorkommen, welche Erscheinung offenbar dem indischen Guna entspricht. Doch hätten sich auch hier durch aufmerksameres Verweilen innerhalb des Gebietes der römischen Sprache und durch Zusammenstellung von Wortformen wie

dŏcere —	dīcere (δείκνυμι)	und dicare
sĕdere —	sīdere —	sedare
—	dūcere —	edŭcare
nocere	—	necare
placere	—	placare
—	lābi —	labare u. s. w.

leicht fruchtbarere Resultate als durch unmittelbare Anknüpfung an das Sanskrit gewinnen lassen.

No. 2. Das zweite Schriftchen beschäftigt sich gleichfalls mit der Aspiration und Lautverschiebung, aber in anderer Art als Benary's Buch. v. Raumer will nicht neue Gesetze der Lautverhältnisse und neue Etymologien auffinden, sondern bereits vorhandene und angenommene, zumal das Grimmische Gesetz, physiologisch erklären. Mittelst der Etymologie sucht er die eigenthümliche Aussprache der Laute in den todten Sprachen auszumitteln, damit, wenn dieselben nicht allein der Vorstellung, sondern auch dem Organe näher gebracht sind, die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der Uebergänge erkannt, und was möglich oder unmöglich sei, beurtheilt werden könne. Diese Unter-

Digitized by Google

suchung ist mit Umsicht, mit Scharfsinn, mit gründlichem Fleifse geführt und mit Klarheit vorgetragen. Der Verf. beginnt mit der gewifs richtigen Unterscheidung der Muten und Spiranten, dafs man die letzteren ohne Absetzen forttönen lassen könne, z. B. ssss, ffff, chchch, die ersteren aber nicht. Somit unterscheidet er wirkliche Aspiratae, die einen stimmlautenden Bestandtheil haben, und blofse Spiranten, die gewöhnlich aus jenen entstanden sind, nach folgender Tabelle:

	Hart	Weich
I) Gutturale		
a) Mutae	k.	g.
b) Spir.	ch. (Sache)	hh. (mahh libet)
II) Dentale		
a) Mut.	t.	d.
b) Spir.	sz.	s.
III) Labiale		
a) Mut.	p.	b.
b) Spir.	f.	w.

Nun wird sowohl durch etymologische und prosodische Thatsachen als auch durch Zeugnisse der Grammatiker dargethan, dafs die Aspiraten der griech., goth. und indischen Sprache wirkliche Aspiraten und keine Spiranten gewesen sind: woraus denn eine merkwürdige Verschiedenheit jener von der lateinischen (von der das Gegentheil bezeugt ist), hochdeutschen und neugriechischen Sprache hervorgeht. Die bekannte Lautverschiebung beruht auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiraten: wo diese fehlen, hat sie ein Ende: daher kein Uebergang von goth. f. in hd. b. stattfindet. Als Uebergangsstufe aus der dunklen Aspirate k', t', p' in die Media g, d, b, wird die helle Aspirata g', d', b' angenommen, und diesen Hergang sucht der Verf. historisch zu begründen, indem er beweist, dafs das Schwanken der Schrift im altsächsischen Héliand zwischen th und dh, bei Otfried zwischen th und d im Anlaute, bei Isidorus zwischen ch oder chh und hh oder h, keineswegs blos von graphischer Verwechselung herrühre. Gegen diese habe z. B. bei th und dh im Altsächsischen der Umstand geschützt, dafs jenes aufgelös't, dieses aber blos durch gestrichenes d geschrieben wurde: und bei Otfried finde sich der bestimmte Unterschied, dafs th dem anlautenden goth. th, d dagegen dem inlautenden goth. th entspricht, wodurch sich die Vermuthung aufdränge, dafs das Fehlen des dh nichts als ein graphischer Mangel sei, dafs die meisten th für dh zu nehmen seien, und d hinwiederum einen schwachen Nachhauch wie dh gehabt habe. Ein ähnlicher Unterschied stelle sich bei der gutturalen Aspirata heraus, insofern das ch des Isidorus dem nhd. k, dagegen hh dem nhd. ch entspreche, und hh nie im Anlaute, so wie dagegen ch selten im Inlaut stehe. Bei Otfried dasselbe Verhältnifs: denn wo Isid. ch setzt, hat jener k, wo dieser hh setzt, hat er ch u. s. w. Der Vf. hat, um diese Verhältnisse zu ermitteln, genaue Nachforschungen angestellt. Beiläufig wird auch gezeigt, dafs tsch und dsch keine palatalen Laute, sondern vielmehr aus alten Palatalen hervorgegangene linguale oder dental-linguale Diphthonge seien, während die eigentlichen Palatalen eine ganz andere Stelle unter den Lauten einnehmen.

Diefs nebst einigen Zusätzen und Excursen ist der hauptsächlichste Inhalt dieser Untersuchung, der man in den meisten Punkten seine Beistimmung nicht wird versagen können. Doch darin scheint mir der Verf. nicht recht gethan zu haben, dafs er unsere deutschen Laute d, b, g, welche mit Recht *weich* genannt werden, von den entsprechenden griechischen und lateinischen, welchen selbst noch in der Aussprache der Neugriechen ein gewisser Hauch beiwohnt, wefshalb sie mediae heifsen, nicht unterschieden hat. Er hätte dann, um von t mittelst th zum d zu gelangen, nicht, als einer zweiten Mittelstufe, des th bedurft. Denn hinsichtlich der griechischen Sprache glaube ich mit Gewifsheit behaupten zu können, dafs dort die Existenz eines dh, bh und gh unmöglich war, man müfste denn den Lauten δ, β, γ selbst diese Geltung zugestehen wollen. Eben defswegen, weil diese letzteren bereits mit einem Hauche begabt sind, werden sie nicht wie die tenues mit ϑ, φ, χ vertauscht, aufser in ganz seltenen Fällen, wie ἄνθρωπος, πρόχυ, θύρα von ἀνδρός, γόνυ, dwâra. Im Sanskrit, und wo nur immer eine helle Aspirata neben einer dunklen herrschend war, scheint demnach eine andere Aussprache gegolten zu haben. Zweitens bin ich der Ansicht, dafs der Uebergang in die Aspiraten nicht ohne Berücksichtigung der Natur und des Einflusses der Liquiden, vornehmlich des r, gedeutet werden kann. Denn dafs deren Einflufs hiebei der bedeutendste, ja vielleicht sogar der allein wirkende war, zeigen die Thatsachen, da z. B. die lat. Sprache, welche, wie Benary darthut, keinen

Digitized by Google

aspirirten K-laut besafs, doch in einigen Fällen, nämlich in den Wörtern sepulchrum, pulcher und lachrima, einen solchen sich anzueignen begann, indem der dem r eigenthümliche Hauch sich dem c mittheilte. Auch herrscht immer und überall eine grofse Sympathie zwischen den Anlauten zweier auf einander folgender Sylben, wie nicht blos an den wohlbekannten Beispielen πῆχυς = bahu, πεύθω = budh = puto, τεύχω = duh = duco, ταχύς neben θύος und θάσσων, sondern auch an χάρις = çrî, χείρ = kara, θύρα = dwâra zu erkennen ist.

J. A. Hartung.

LVIII.

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen von Dr. Franz Kugler. Erster Band. Berlin,* 1837. *bei Duncker und Humblot.

Das Buch ist gut und angenehm. Es gewährt eine gedrängte, möglichst vollständige Uebersicht vom Entwicklungsgange der Malerei in Italien (ein zweiter Theil behandelt die Malerei in Deutschland und dem übrigen Europa); es führt, vornehmlich mit Benutzung der neusten Untersuchungen in diesem Gebiet, in die verschiedenen Hauptrichtungen der genannten Kunst ein, und empfiehlt sich für den Gebrauch (namentlich auf Reisen) durch eine höchst rühmliche Bequemlichkeit, indem aufs vollständigste durch Ueberschriften, Paragraphen und ein dreifaches Inhaltsverzeichnifs (der Perioden und Schulen, der Städte mit Kirchen, Palästen und Gallerien, und der Meister) dafür gesorgt ist, dafs man sich leicht im Buch orientiren und alles Vorkommende ohne grofse Mühe auffinden kann. Vieljährige Studien, mannigfache eigne Anschauungen, vollständige Kenntnifs der einschlägigen Literatur haben den Verf. auf den Standpunkt gestellt, von wo aus allein ein derartiges Unternehmen zu beginnen und durchzuführen ist, und weit entfernt, eine blofse „Compilation" gegeben zu haben (als welche das Buch p. VI sich ankündigt), ist er vielmehr mit seiner eigenthümlichen Kunstansicht — er mag nun eigne oder fremde Betrachtungen geben, in jedem Theile seines Buches ordnend und bildend gegenwärtig. Der Lehrer der Kunstgeschichte, der Kunstfreund, der Künstler werden ein Jeder die Brauchbarkeit und Annehmlichkeit desselben rühmen.

Ref. könnte nun wohl durch Anführung einzelner Vortrefflichkeiten des Buchs die ausgesprochenen allgemeinen Bemerkungen belegen; inzwischen glaubt er sowohl dem geehrten Hrn. Verf. als den Lesern einen dankenswertheren Dienst zu erweisen, wenn er sich auf Andeutung abweichender Ansichten, und, soweit es in seinen Kräften steht, auf Berichtigungen einzelner Angaben beschränkt.

Das erste, was sich wirklich mit einigem Grund gegen das Buch einwenden läfst, ist sein Erscheinen im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo grade mehrere, vielleicht viele Hände beschäftigt sind, Materialien dafür erst zusammenzutragen. Ref. macht in dieser Beziehung nur auf die Forschungen aufmerksam, die Hr. Dr. Gaye in den toskanischen Archiven für kunsthistorische Zwecke angestellt, und die nach sicherm Vernehmen äufserst ergiebig gewesen sind; ferner auf des Malers Hrn. Passavant Werk über Raffael, das für die nächste Ostermesso angekündigt ist; auch des Dr. Schulz in Neapel Untersuchungen mittelalterlicher Bauten in Italien werden für den Geschichtschreiber italienischer Malerei neuen Stoff liefern. Darin ist denn auch der Mangel einer gleichmäfsigen Behandlung begründet, den der Verf. p. X selbst voraussetzt; allerdings „ist manches Wichtige zu kurz, manches minder Bedeutende zu ausführlich behandelt," wie denn z. B. der über alles Gleichzeitige interessanten Mosaiken in Ravenna nur mit zwei Worten Erwähnung geschieht, während der vatikanischen Pergamentrolle aus dem Buch Josua ein langer Paragraph gewidmet ist u. s. w.

Eine zweite Bemerkung trifft die Kunstsprache des Verfs. und die vermittelst derselben gegebnen Charakteristiken. Grade in unsern Tagen, wo der wunderliche Glaube ziemlich allgemein verbreitet ist, als habe ein Jeder, der Mitglied eines Kunstvereines ist, oder sein Entrée zur Ausstellung bezahlt, auch das Recht, seine in allgemeine oder verbrauchte Redensarten gekleideten subjectiven Empfindungen als Kunstkenntnifs vorzutragen, sollten alle, die am Bau der Kunstwissenschaft arbeiten, in der Auswahl des Materials höchst sorgsam sein. Nicht nur die Künstler, sondern auch ihre Werke sind nur, oder wenigstens am sichersten auf genetischem Wege zu erken-

Digitized by Google

nen, und zu zeichnen; keine subjective Stimmung und Empfindung des Beschauers reicht aus, ein Gemälde zu charakterisiren; „dafs man nichts Reizenderes sehen kann", pafst auf zu vieles, auch andre Sinne, als die Augen, in Anspruch nehmendes, als dafs man damit die Vermählung einer heiligen Katharina von Correggio bezeichnen könnte. „Wundersame Anmuth, eigenthümliche Harmonie" u. dergl. erinnern viel zu sehr an den Conversationston, als dafs man sich dergleichen in der Wissenschaft erlauben sollte. Andre Wörter, wie „Rohigkeit" sind ohne Noth (von einem andern Autor) aufgenommen und möchten unsre Sprachforscher ernsthafte Einwendungen dagegen machen *). Von den Charakteristiken später. — Noch ein Wunsch sei diesen allgemeinen Bemerkungen beigefügt, der vielleicht noch für die gegenwärtige Auflage zu erfüllen wäre. Es fehlt im Buch an einer bequemen Gelegenheit, sich über die chronologischen Bestimmungen Auskunft zu verschaffen. Das nur drei Blätter starke Verzeichnifs der Künstlernamen, wäre, *bereichert mit Angabe der Lebenszeit* jedes Einzelnen, leicht von Neuem gedruckt.

Nun aufs Einzelne eingehend wird vor Allen die Charakterisirung der *christlichen Kunst* im Gegensatz der *heidnischen* ein Gegenstand der Betrachtung und Untersuchung. Dafs ein Unterschied, ein bestimmter Gegensatz vorhanden sei, dafs mit der christlichen Kunst der Geist der Menschheit eine wirklich neue Seite offenbart, fühlt sich leicht durch; allein welches sind die untrüglichen, eigenthümlichen Kennzeichen? Der Verf. erkennt p. II das Wesen der christlichen Kunst darin, „*überall in der dargestellten Form noch einen tiefern Gehalt ahnen zu lassen.*" Die Geschichte der christlichen Symbolik unterstützt diese Bezeichnung sehr. Genügte doch den alten Christen ein blofses Kreuz, ja ein Fisch u. s. w. um an Christus zu erinnern; war doch der gute Hirte nur er, und die Schaafheerde ringsumher Apostel oder die Gemeinde! Die drei Männer im feurigen Ofen, Jonas im Wallfischbauch u. s. w. waren nur Symbole des Todes, oder vielmehr der Befreiung von der Macht des Todes, u. s. f. ja noch mehr, sinkt doch die christliche Kunst sogleich zur Unbedeutendheit, sobald sie die Symbolik verläfst und sich in der möglichst natürlichen Vorstellung der Begebenheiten befriedigt. Aber ist es denn bei der heidnischen Kunst anders, und hat uns der Verf. nicht vielmehr mit obiger Bezeichnung die *jeder ächten Kunstrichtung* gegeben? Was sind denn die Sarkophagbilder der Alten, diese Bacchanale, der Raub der Proserpina, Luna und Endymion u. s. w. anders, als Symbole des Todes? Ueberall liegt hinter der Form der tiefere Gehalt, und es käme sogar noch auf eine Vergleichung christlicher und heidnischer Idololatrie, wo der Gehalt auf die Oberfläche der Form gerückt wird, auf eine Parallele der Anbetung der Götter- und Madonnenbilder an, um auch diesen vermeintlichen Unterschied aufzuheben. Wäre wirklich schon in den ersten christlichen Kunstwerken ein neues Lebensprinzip thätig gewesen, so bliebe es ein unauflösliches Räthsel, wie dasselbe über tausend Jahre in seiner Entwickelung aufgehalten werden konnte. Wäre die christliche Kunst in ihren wesentlichen Bestimmungen das unmittelbare Ergebnifs der Gründung des Christenthums oder selbst der Kirche, so hätte kein Zeitalter dieselbe auf eine höhere Stufe bringen können, als das der Apostel, oder der Kirchenväter oder endlich das der Hierarchie. Statt dessen tritt sie in einer bereits vielfach gespaltenen, der Urstiftung ziemlich unähnlichen Zeit, ja wenn man dies beachten will während der gebrochnen Hierarchie mit einem unbegreiflichen Reichthum menschlicher Kräfte auf. In vielen der ältesten christlichen Kunstwerke ist eine oft sehr weit getriebene Vernachläfsigung der Form unverkennbar, und man hat in dieser „Geringschätzung des Irdischen" ein christliches Element erblickt.

*) Beiläufig sei auch erlaubt, der Schreibart im Allgemeinen gröfsre Strenge zu wünschen. Bei nochmaliger Durchsicht würde der Verf. auf mancherlei Steine gestofsen sein, die den Weg uneben machen. Nur zwei, drei Beispiele: p. V. „Es fehlt an einem — *leicht verständlichen* Faden." Ein Faden ist nie verständlich, etwa fafslich oder so. p. VI. „Der *Standpunkt — bemüht sich*". p. 26. „Man sieht den *gewaltsamen Kampf*, den eine jugendlich kräftige Phantasie zur *Bewältigung* der noch *todt* gegenüber*stehenden* Form beginnt." *Todt* und *stehen* passen nicht zusammen; *Kampf* und noch dazu *gewaltsamer* gegen das *Todte* — da fehlt die Anschaulichkeit; das doppelte „*walt*" thut auch wehe. — Es werden diese Andeutungen genügen, um die gemachte Bemerkung zu erklären und zu rechtfertigen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen von Dr. Franz Kugler.

(Schlufs.)

Der Verf. behauptet sogar p. 3, „dafs man sich absichtlich die Gestalt Christi als häfslich und niedrig dachte." Wie aber: wenn nun einerseits die Reliefs am (heidnischen) Triumphbogen des Severus, und noch mehr die an dem (ebenfalls heidnischen) des Constantin (nehmlich die aus seiner Zeit) und gleichzeitige Sarkophage uns, *ganz unabhängig vom Christenthume*, die Kunst in so tiefem Verfall, so ganz der Wahrheit und Schönheit entfremdet, ja sogar in technischem Unvermögen zeigen; wenn dagegen altchristliche Darstellungen auf Grabmälern (z. B. des Junius Bassus), wenn die Statüe des guten Hirten im christlichen Museum des Vatikans, wenn das aus den Katakomben dahin versetzte enkaustische Christusbild und hundert andre gleichzeitige christliche Kunstdenkmale (*in unverkennbarer Abhängigkeit von heidnischer Kunst*) das Gepräge einer edeln nahebei vollendeten Kunstbestrebung tragen, ja wenn sogar noch die Mosaiken der frühesten Basiliken von Rom und Ravenna im Schein einer untergehenden Sonne glänzen, worauf *allmählig* trotz oder mit der Ausbreitung des Christenthums die Nacht, wie sie schon die spätre heidnische Kunst umgab, sich verbreitet und fast tausend Jahre anhält, bis plötzlich ein neues Geschlecht auftritt und eine Kunst begründet und in wenigen Jahrhunderten vollendet, die sich wesentlich von der alten unterscheidet: so drängt sich unabweislich die Bemerkung auf, *dafs die Kunst unabhängig von der Stiftung und ersten Auffassung des Christenthums gelebt, gestorben und wieder auferstanden.* Bildung aber und Weihe ward der Lebenden von daher zu Theil.

Unter den Werken, an denen in der Dämmerzeit des 13ten Jahrhunderts der anbrechende Morgen sichtbar wird, und die für die Geschichte italienischer Malerei (wegen des wahrscheinlich griechischen Ursprungs) von ganz besondrer Wichtigkeit sind, vermisse ich neben den Fresken in Parma und den Mosaiken in Florenz und Venedig, *das grofse Mosaik des Domes von Torcello* bei Venedig, die Auferstehung der Todten und das Weltgericht, sowohl wegen seines Umfangs, als wegen seines Inhalts, der Gedankenfülle und der Lebendigkeit der Darstellungen eines der allerinteressantesten mittelalterlichen Kunstdenkmale. — In der nächstfolgenden Periode (des 14ten Jahrhunderts) entscheidet sich der Charakter der neuern Kunst, den der Verf. als „*Geltendmachung der Subjectivität*" bezeichnet, „als Scheidung des Gegenstandes und der besondern Auffassungsweise, aber erstre nur, um eine neuere, tiefere (soll innigere heifsen) Vereinigung herbeizuführen." Als die zwei überall wiederkehrenden Hauptrichtungen subjectiver Auffassungsweise, je nachdem *Geist* oder *Gemüth* vorherrschend thätig sind, erkennt der Verf. in der neuen Kunstperiode „die *didaktische*, die in allegorischen Beziehungen bildet, und die *lyrische*, die ihren Gebilden den vorwaltenden Ausdruck einer besondern Seelenstimmung gibt;" für jene Giotto und die florentinische, für diese Symon und die sienesische Schule.

Diese Ansicht ist neu, und unsers Wissens dem Verf. eigenthümlich. Ref. weicht, wenigstens im zweiten Theil derselben, wesentlich in seiner Ansicht von der des Verfs. ab und erblickt in der Sieneser Kunst das Ausklingen der alten, in der Florentiner den Beginn der neuen Zeit mit Geist und Gemüth; inzwischen hängt ein gültiges Urtheil erst von dem Ergebnifs der Forschungen über ältre toskanische Kunst, mit denen man sich gegenwärtig beschäftigt, ab. Hier indefs wär es am Ort gewesen, das Verhältnifs näher zu bezeichnen, in welchem die Kunst überhaupt zur

Digitized by Google

Kirche stand, parallel mit dem ganzen Ritus, davon sie gewissermafsen einen Theil ausmacht. Die Bestimmung der Grenzen der Subjectivität in Bezug zur Kirche würde mit dem eigenthümlichen Werth der ältern Kunst zugleich die Irrgänge der spätern und die Mängel mancher neuesten bezeichnet haben.

In Giotto bietet sich dem Verf. die erste Gelegenheit, das Bild einer grofsen künstlerischen Persönlichkeit zu entwerfen. Zu diesem Ende spricht er zuerst von des Künstlers Ruhm, vom Umfang seiner Wirksamkeit, von seinen Werken. Diese führt er in einer doppelten Reihe als entweder „allegorische," oder „eigentlich historische" auf und schliefst eine Bezeichnung der künstlerischen Eigenthümlichkeiten des Meisters ein. Ref. hält den eingeschlagenen Weg nicht für den glücklichsten, wenigstens nicht für geeignet, die charakteristischen Züge des Mannes aufzufassen; namentlich verwirrt die Scheidung in allegorische und historische Bilder die Ansicht und macht gewissermafsen aus *einem* Künstler *zwei*. Weit entfernt, nur *einer* Methode der Charakteristik Gültigkeit zugestehen zu wollen, hält Ref. doch dafür, dafs für so kurze Schilderungen, wie sie ein Handbuch bedarf, der chronologische Weg näher zum Ziel führt. Sieht man den Künstler und sodann das Kunstwerk gewissermafsen vor sich entstehen, so fafst man alles leichter und obenhin fester, nehmlich an der Wurzel. Wie äufsert sich der Künstler bei seinem ersten Auftreten? wie im Verfolg seiner Laufbahn? ebenso: was ist der Grundgedanke eines Kunstwerks und mit welchen Mitteln wird es allmählig zu der Vollendung gebracht, in der wir es sehen? welche Kräfte sind im Künstler zuerst thätig und wie folgen sie bei der Vollendung des Werkes auf und nebeneinander? Ref. weifs nicht, ob der Verf. Gelegenheit gehabt hat, das wahrscheinlich erste grofse und umfassende Werk Giotto's (etwa aus dessen 30stem Lebensjahre) in der Kapelle der Arena zu Padua näher zu betrachten, wohl aber glaubt er, dafs nach solcher Betrachtung die obige Scheidung nicht leicht angenommen und die einige Quelle der ohnehin nur scheinbar getrennten Ergüsse Giottoscher Kunst bestimmter erkannt worden wäre. Die Schilderung grade dieser höchst vortrefflichen Arbeit ist leider nicht genügend, die Angabe über ihren jetzigen (verderbten) Zustand glücklicherweise irrig, und die Bezeichnung der nichts weniger als flüchtigen Technik Giottos eben danach zu berichtigen. Wie alle frühere Berichterstatter sieht der Vf. in den genannten Gemälden nur eine Vielheit von biblischen Momenten mit allegorischen Figuren und Beziehungen, während sie ein grofses organisch gebildetes, vielfach gegliedertes, kirchlich religiöses Gedicht, einen reichen Hymnus auf den christlichen Glauben der Unsterblichkeit der Seele bilden und die eigenthümliche Kunstrichtung Giottos aufs umfassendste bezeichnen. Es sind vornehmlich italienische Kunstschriftsteller, die sich vor einem Kunstwerk schnell in Einzelheiten verlieren (man lese nur Vasaris Beschreibung der Raffaelischen Stanzen!), und doch hindert nichts so sehr eine klare Charakteristik, als diese Gewohnheit; ja sie tritt selbst bei Bezeichnung der künstlerischen Eigenthümlichkeiten störend entgegen, wie denn der Verf. in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit zuerst auf „eine Weichheit der Bewegungen und die weichen und langgezognen Falten der Gewandung" lenkt, als durch welche sich das Verlassen des byzantinischen Styls zunächst ankündige. Abgesehen davon, dafs diese Bezeichnung ebensowohl, ja noch besser auf die der byzantinischen Schule treu gebliebenen Sieneser und Venetianer oder auch auf die Antike pafst, so hängt sie zu sehr an Einzelheiten, als dafs sie dem Bild des Ganzen dienen könnte. Vor der „Weichheit" der Bewegungen sieht man nach der Wahrheit derselben, vor den Formen der Falten nach den Gewandmotiven, nach den Massen, nach dem Verhältnifs zum Körper u. s. w. Hier tritt auch eine dem Ref. durchaus unverständliche Parallele zwischen Giottoischen Falten und der Giebelform gothischer Architektur ein, die für beide einen gleichen Bildungsgrund vorauszusetzen scheint, was indefs ganz undenkbar ist. Allerdings besteht ein Verhältnifs zwischen der Architektur und den andern Künsten, allein diefs erstreckt sich nicht auf die Falten allein, sondern auf das mehr oder minder Feierliche der Gestalten und ihrer Bewegungen überhaupt, wie denn zuletzt die tollgewordnen Heiligen des vorigen Jahrhunderts von einer in völlige Bewufstlosigkeit über Ursprung und Bestimmung versunkenen Architektur getragen werden.

Diesen Bemerkungen über Giotto sei nur noch zugefügt, dafs die Angabe der Altartafeln dieses Meisters fehlt, welche er für die alte Peterskirche in Rom gefertigt und welche, noch ziemlich wohl erhalten, in der Stanza capitolare der neuen aufbewahrt werden. Sie

Digitized by Google

sind bei der geringen Anzahl ähnlicher Werke Giottos von besondrer Wichtigkeit.

Die Charakteristik des Fra Giovanni da Fiesole ist freier entworfen, als die Giottos und fafst die Züge die dem Vf. in die Augen fielen gedrängter zusammen. Dennoch mufs Ref. grade gegen diese die stärksten Einwendungen machen. „Er ist unerreichbar, heifst es, wenn er Engel und Selige in begeisterter Verklärung darstellt; er ist schwach, zaghaft und — es darf nicht geleugnet werden — er ist kindisch befangen, wenn Menschen in ihrer Menschlichkeit vorgeführt werden sollen." Diese starke Verzeichnung wiederholt sich kurz darauf, wo der Vf. von Fiesole sagt: „seine Darstellungen Christi sind durchweg ungenügend, häufig *unwürdig*." Ist tiefer Seelenschmerz nicht bei dem Menschen in seiner Menschlichkeit? und wer hat diesen geschildert, wie Fiesole (etwa in dem S. Domenikus in S. Marco zu Florenz oder der Passion ebendaselbst)? Wer hat Christum in so wenigen Zügen so erhaben gebildet, als Fiesole, in der Höllenfahrt (an demselben Ort), so gütig als in der Krönung Mariä (in Paris), so edel als in den verschiedenen Passionen, namentlich der Kreuzesabnahme (in der Gallerie der Akademie zu Florenz), so in Milde mächtig, als im jüngsten Gericht (beim Kardinal Fesch in Rom) und wo hat er ihn „*unwürdig*" hingestellt? Das ist ein ungerechtes, ja ein fast unverzeihliches Wort. In der Aufzählung und Beschreibung der Gemälde Fiesole's ist der Vf. in der That zu flüchtig zu Werke gegangen, so dafs es fast den Anschein einer Geringschätzung derselben hat. Es fehlen die o. e. Kreuzesabnahme, die Reliquiarien in St. Maria Novella, die Altartafeln in Cortona, die Fresken in Orvieto, das jüngste Gericht bei Fesch und ein ähnliches bei Valentini in Rom, alles Werke von gröfstem Werth, vieler andrer nicht zu gedenken. Von den Gemälden im Vatikan sagt der Vf., dafs sie blos die Geschichten des *h. Laurentius* enthalten, und doch rühmt er darunter eine Predigt des *h. Stephan*. Von der Passion Christi in S. Marco hätte sich selbst mit Hülfe des Vasari mehr sagen lassen, als dafs es „ein Kruzifix sei, das von einer bedeutenden Anzahl Heiliger angebetet wird." Von den Zellenbildern wird nicht ein einziges namhaft gemacht. Ref. beklagt diese Darstellung um so mehr, als aufser Italien, vorzüglich in Deutschland, die Werke dieses reinen und hochbegabten Genius und ihre Vollendung so wenig gekannt sind und man ihn meist nach den kleinen Predellen oder nach übermalten oder unächten Tafeln, wie sie in verschiedenen Sammlungen anzutreffen sind, beurtheilt. — Bei den Nachrichten über die ältere *Bologneser Kunst* blieb die Kirche der *Mezzaratta* bei Bologna, welcher Lanzi (obschon mit Uebertreibung) den relativen Werth des Pisaner Campo Santo zuschreibt, unbeachtet; ferner der bedeutendste und eigenthümlichste jener alten Meister, dessen Namen auch Dantes göttliches Gedicht feiert, *Franco Bolognese*. Dagegen würde ein Gang nach der Kirche des Campo Santo, so wie nach dem berühmten Freskobild des Petrus Johannis in S. Domenigo, dazu der Vf. p. 80 Veranlassung gibt, Jedermann reuen. Die Angaben über Jacopo d'Avanzi haben erst durch Untersuchungen und Entdeckungen, die im Laufe des Frühjahrs 1837 zu Padua gemacht wurden, wesentliche Berichtigungen erfahren; doch hat der Verf. das Unrichtige bisheriger Annahmen durchgefühlt. Dieser ausgezeichnete Meister gehört nicht der Bologner Schule an, sondern tritt (obendrein wahrscheinlicher Veroneser) in einem besondern Verhältnifs zur venetianischen Schule auf, wie aus den wohlerhaltnen, erst jetzt wieder aufgefundnen Wandgemälden der Kapelle des h. Georg zu Padua erhellt. Der Bologner Jacobus (Pauli) ist ein ganz andrer, späterer und höchst unbedeutender Maler.

Mit besonderer Theilnahme und Ausführlichkeit ist die spätere Schule von Padua, namentlich *Mantegna* behandelt; aber — wohl aus Versehen — des Hauptwerkes dieses Meisters und seiner Schule, *der Kapelle des h. Jacob bei den Eremitanen in Padua*, keine Erwähnung geschehen, und grade hier zeigen sich alle Tugenden und Mängel dieser Kunstrichtung, die mit der vor ihr herrschenden in directem Widerspruch steht. Hier würde sich auch das Urtheil, dafs „ihre Eigenthümlichkeit in einer mehr plastischen, als malerischen Auffassungsweise" bestehe, berichtigt haben, da die dem Mantegna eigne Lust an der Prospective mit plastischer Auffassungsweise nichts gemein hat. *Illusion wird der Bildungsgrund*; die antiken Formen sind blofse Mittel, die man — ohne das Prinzip zu verlassen — bald mit andern vertauschte.

Dafs der ältern lombardischen Kunst, namentlich

Digitized by Google

der Werke des Bocacci u. A. in Cremona nicht gedacht wird, mag zunächst seinen Grund darin haben, dafs diese ganze, allerdings sehr bedeutende Erscheinung überhaupt bisher ziemlich unbeachtet geblieben ist. Unter den Werken des Giov. Bellino fehlt das Mahl zu Emaus in S. Salvatore zu Venedig, ein Bild, das allein des Meisters Namen unsterblich machen würde. Das Hauptwerk des Girolamo di S. Croce, eine *Kapelle in S. Francesco zu Padua*, al Fresco, wonach sich der Charakter dieses keineswegs unbedeutenden Künstlers, ausspricht, fehlt. — Hierher gehört auch *Rocco Marcone*, der mit Unrecht einer spätern Periode zugezählt ist. (Seine letzten Arbeiten fallen nach Lanzi um 1505).

Unter *Perugino's* Werken müfsten zwei seiner ausgezeichnetsten namentlich aufgeführt sein, die Madonna in trono im Vatikan und die (erst neuerdings aufgestellte) Erscheinung der Madonna bei S. Bernhard in München. In diesen Kreis gehört sodann ein Maler, der die Anmuth der umbrischen Schule mit der Tiefe und Reinheit der alten florentinischen verbindet, ein wahrhaftiger Vorläufer Raffaels, *Giovanni da Faenza*, von dem das Servitenkloster seiner Vaterstadt ein herrliches Altargemälde aufbewahrt.

Indem Ref. die Notizen übersieht, die er sich beim Lesen des vorliegenden Buchs gemacht, erkennt er, dafs die weitere Mittheilung derselben in der begonnenen Weise zu weit führen würde. Er begnügt sich defshalb damit, wenigstens für die Abtheilung, welche bisher am wenigsten von den einschlägigen Schriftstellern beachtet worden ist, für die Abtheilung der ersten und zweiten Periode der wiedererwachten Kunst, seiner ausgesprochenen Absicht wenigstens einigermafsen nachgegangen zu sein, und schliefst seinen Bericht, der vielleicht durch die Aufzählung so mancher abweichenden Ansichten, den Schein des Tadels angenommen, mit Wiederholung des bereits durch eigne Erfahrung beim Gebrauch erprobten Ausspruchs, *dafs das Handbuch des Hrn. Dr. Kugler ein gutes, angenehmes und recht brauchbares Buch sei.*

E. Förster.

LIX.

Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Von D. Carl Göttling. Jena, 1835. *in der Krökerschen Buchhandlung.* 422 S. 8.

Der Hr. Verf., welcher bekanntlich schon früher ein kleineres für Schulen berechnetes Werk über den griechischen Accent verfafst hat, dessen Brauchbarkeit durch drei Ausgaben bewährt ist, beschenkt uns jetzt mit einer aufführlichen Accent-Lehre. Diese ist als eine beträchtliche Erweiterung, gröfsere Begründung und theilweise Berichtigung jenes frühern Büchelchens (von 128 S.) anzusehen, dessen Anordnung gröfstentheils beibehalten ist. Es wird erst von dem Wesen des Accentes und seinen Zeichen gehandelt. Darauf folgen die allgemeinen Gesetze des Accentes der griechischen Sprache. An diese schliefsen sich die besonderen Gesetze an, in deren erstem Theile vom Accent der einzelnen Wörter die Rede ist. Hier wird zuerst der Accent des Verbum nach seinen verschiedenen Gattungen mit und ohne Bindevocal betrachtet. Dann folgt der Accent der Substantiva, die nach den 3 Declinationen und diese zum Theil wieder nach den Geschlechtern geschieden sind. Nach den Substantiven wird von den Adjectiven, sowohl den einfachen, als den zusammengesetzten, der verschiedenen Declinationen gesprochen. Hinter diesen werden die Adverbia, sowohl die selbständigen, als diejenigen, welche ursprünglich Verbal- oder Casusformen waren, und endlich die Partikeln, Interjectionen, Zahlwörter und Pronomina in Erwägung gezogen, worauf noch einige Worte über synthetische und parathetische Zusammensetzungen gesagt werden. In dem viel kürzeren zweiten Theile der besondern Gesetze wird vom Accent in zusammenhangender Rede, der Elision und dadurch hervorgebrachten Anastrophe, der Anastrophe der Präpositionen, dem Einflufs der Krasis auf den Accent, tonlosen oder proclitischen und endlich enclitischen Wörtern gehandelt. — Wenn das Buch schon bei seinem früheren geringern Umfange nützlich war, so ist dieses jetzt noch in einem erhöhteren Grade der Fall. Besonders ist Fleifs darauf verwandt die Lehren der alten Grammatiker, die natürlich die Grundlage aller Untersuchungen über den Accent sein müssen, zusammenzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Von D. Carl Göttling.

(Fortsetzung.)

Dagegen sind die abweichenden Ansichten neuerer Grammatiker mehrmals mit Stillschweigen übergangen, z. B. über die Inclination des Accentes von ἐστί S. 393 fg., und noch öfter ist nicht berücksichtigt, in wiefern die Handschriften und kritischen Ausgaben der Schriftsteller mit den Vorschriften der alten Grammatiker übereinstimmen, und was in Ansehung dieses Punctes die Ausleger erinnert haben. Die interessante Frage, welchen Einflufs der Accent in der Poesie habe, z. B. ob die Quantität durch ihn bisweilen geändert werde, und wie weit er beim Lesen von Versen zu beachten sei, ist ganz übergangen. Ferner obgleich die Anordnung im Allgemeinen leicht zu übersehen und zweckmäfsig ist, so ist doch im Besondern in derselben Mehreres zu tadeln. Es ist nicht eben selten das Zusammengehörige getrennt, das Unterzuordnende beigeordnet. Dieses gilt besonders von dem Theile, der von den Nominibus handelt. Endlich finden sich auch einzelne, zum Theil leicht zu vermeidende Unrichtigkeiten, grofsentheils hervorgegangen aus zu grofsem Vertrauen in ungenaue Aussprüche der alten Grammatiker. Dieses allgemeine Urtheil, und namentlich die in demselben angedeuteten Mängel, wird Rec. durch eine Anzahl Beispiele belegen.

S. 31 betrachtet der Verf. den anomalen Accent in den Adverbien πλησίον und ἀντίον als hervorgegangen aus dem Bestreben die adverbiale und adjective Bedeutung zu unterscheiden. Aber die Adjectiva ἀντίος und πλησίος werden ja eben so accentuirt, wie der Vf. selbst lehrt S. 295. Auf derselben 31sten Seite wird der anomale Accent in παρθένος aus dem Bestreben abgeleitet seine substantivische Bedeutung kenntlich zu machen. Dieses könnte nur richtig sein, wenn entweder dieses Wort selbst im adjectiven Sinne anders accentuirt würde, oder es Adjective auf ενος gäbe. Aber Beides ist nicht der Fall, und der Verf. selbst sucht den Accent von παρθένος S. 203 anders zu erklären. S. 73 werden Formen wie τιθεῖσι und διδοῦσι als Indicative mit Unrecht dem altattischen Dialekt beigelegt, da Thucydides, Aristophanes u. a. nur τιθέασι und διδόασι sagen. S. Matth. Gr. §. 210. 2. Nach S. 74 soll die Richtigkeit der Betonung τίθεντι als dorischen Indicativs aus der Nothwendigkeit bewiesen werden, τιθέντι als Dat. des Part. von der 3ten Person des Plur. zu unterscheiden. Als ob diese Unterscheidung nothwendiger gewesen wäre als die von ἱστᾶσι oder in gewissen Dialecten von den oben erwähnten τιθεῖσι und διδοῦσι als Dativen der Participe und als Indicativformen. S. 81 soll die Bemerkung neuerer Grammatiker, ἱστῶμαι werde immer properispomenirt, damit widerlegt werden, dafs sich die Zurückziehung des Accents „*in den bessern Handschriften*" finde, und dieses namentlich aus Thucydides erwiesen werden, aus welchem zu diesem Zwecke 3 Stellen beigebracht sind. Aber dagegen ist erstens nicht bemerkt, dafs in 6 andern von Rec. in der von dem Verf. angezogenen Stelle erwähnten Beispielen des Thuc. die perispomenirte Form entweder in allen oder doch in den besten Handschriften des Thuc. steht. Zweitens aber sind auch die 3 von dem Verf. erwähnten Stellen gegen ihn. Denn von der ersten II, 97. bemerkt er selbst, dafs ἵστηται die Kafsler Handschrift nur nach einer Verbesserung habe; die ursprüngliche Lesart derselben war ἱστῆται. Ferner III, 56. steht καθίστηται fast nur in verdorbenen Handschriften. Endlich von VIII, 69. konnte zwar Rec. am angef. Orte von den Bekkerschen Collationen sagen, es stehe dort ἐνίστηται (nicht, wie unser Verf. schreibt, καθίστηται) in allen Handschriften; aber der Verf. durfte es nicht wiederholen, nachdem Bekker ἐνιστῆται in It. Vat. und, wenn der

Digitized by Google

Art des Citates der Stereotypausgabe zu trauen ist, auch in Aug. und Pal. gefunden hat. S. 92 behauptet der Verf., παρεῖναι als Nebenform von παριέναι sei nicht zu verkennen bei Aristoph. Equ. 761. ἐς τὸ πρόσθε χρὴ παρεῖναι 'ς τὴν Πύκνα. Daran ist aber sehr zu zweifeln, da πάρεστί τις ἐς τόπον τινά eine so gewöhnliche Redensart ist. S. 121 behauptet der Verf., bei Thuc. II, 91. (es soll 99 heifsen) sei Λυγκέσται herzustellen. Aber weder in den Handschriften des Thuc., noch bei Strabo und Steph. Byz., findet sich diese Form, sondern nur Λυγκησταί oder Λυγκισταί, und daraus, dafs ein oder zwei andre macedonische Völker sich auf έσται endigen, folgt nicht, dafs dieses auch bei unserm der Fall sein müsse, da ηστής und ιστής übrigens den Griechen gewöhnliche Substantivendungen sind. Von den von Nominibus abstammenden auf ωτης ist sowohl S. 122. 3. als auch S. 123. 4. ohne eine Unterscheidung die Rede; also entweder in der Ausdrucksweise oder in der Ordnung gefehlt. Ebendas. werden unter 5. die mit kurzer Penultima von 6. den zweisilbigen mit ihren Zusammensetzungen geschieden. Dieser Gegensatz ist sowohl logisch unrichtig, als auch deswegen ganz verwerflich, weil auch unter den mit kurzer Penultima einzelne zweisylbige, als ποτης, sich finden. Es sollte unter 6. heifsen: *unter den mit langer Penultima die zweisylbigen.* S. 128 unter *b.* fehlen bei den Oxytonis als Ausnahme ζεά und στελεά, in Beziehung auf welche und auf νεά auf S. 134 zu verweisen war. S. 129 *c.* ist von den Substantiven auf αια gesagt, die zweisylbigen, nicht von Nominibus abgeleiteten, seien Properispomena. Hier sind die Worte *nicht — abgeleiteten* bei den zweisylbigen ein müfsiger Zusatz. Von den zweisylbigen, so wie den Städtenamen und Ländernamen, werden nun wunderbar S. 130 unter 4. *Substantivformen* geschieden, statt dafs es heifsen sollte *substantivisch gebrauchte Adjectiva*; denn es ist die Rede von Ἀθηναία, ἀκταία und ähnlichen Wörtern, über welche Lobeck in den Paralipom. Gramm. Gr. Th. I. Abth. 4. gelehrt gesprochen hat. Gleichfalls S. 130 unter *d.* sollte mit 1. gleich 4. (S. 133 fg.) verbunden sein; denn jetzt ist erst von Oxytonis auf εια die Rede, dann (2) von Proparoxytonis, hernach (3) von Paroxytonis, endlich (4) wieder von Oxytonis; ja es ist sogar ein Städtenamen Κρωπειά unter 4. statt unter 1. aufgeführt. Eben so waren unter *e.* oder den Substantiven auf ια die Nummern 1. S. 134 und 5. S. 136, in welchen beiden von nominibus propriis die Rede ist, zu verbinden, und 5., oder was von den attischen Demen und einigen andern Ortbenennungen gesagt ist, als blofse Ausnahme von 1. aufzustellen. Von den Eigennamen und den Abstractis auf ια werden nun geschieden 2) einige dreisylbige Concreta, 3) Concreta und Collectiva. Also wieder eine unlogische Eintheilung. Auch finden sich unter beiden Nummern entschiedene Abstracta, als λαλιά, παιδιά, ζημία. S. 140 *b.* oder bei den Wörtern auf ρα werden 1. die mehr als zweisylbigen mit jambischem Ausgang erwähnt, aber hinzugesetzt: *wenn sie nicht von Verbis abgeleitet sind.* Dieser Zusatz ist eben so unzweckmäfsig als ein ähnlicher oben erwähnter, da von den mehr als zweisylbigen mit iambischem Ausgang nur unter 2. die mit trochäischem Ausgang und unter 3. die mit spondeischem Ausgang geschieden werden, die Ableitung von Verbis aber nur bei den zweisylbigen, wie sich aus 7. ergiebt, einen Unterschied macht. S. 141, wo von der Insel Ἱερά die Rede ist, mufs es statt Thuc. VII, 88. heifsen Thuc. III, 88. S. 143 unter 6. wird von den Substantiven auf ρα gelehrt, die von trochäischer Messung seien Properispomena, wenn Penultima von Natur lang sei. Durch diese Bestimmung wird aber hier und bisweilen anderwärts die Entscheidung nur weiter hinausgeschoben, da man weiter fragen mufs, welche Wörter der Art trochäischer Messung seien, indem das α nach ρ in der 1sten Declination bekanntlich bald lang bald kurz ist. Uebrigens hätte der Vf. sowohl unter 6. als unter 7. wenigstens nicht überhaupt von Nominibus von trochäischer und iambischer Messung, sondern von *zweisylbigen* Nominibus der Art sprechen sollen. Endlich waren Nummer 8 mit 5 und 9 mit 6 zu verbinden, da die beiden zuerst genannten Nummern zweisylbige Paroxytona und die beiden zuletzt genannten zweisylbigen Oxytona umfassen. Seite 152 werden die Nomina auf μη eingetheilt *a*) in iambisch ausgehende, nicht von Verbis abgeleitete, *b*) in spondeisch ausgehende, *c*) in Verbalia theils mit langer theils mit kurzer Penultima. Soll hier zu *b.* aus *a.* ergänzt werden, *nicht von Verbis abgeleitete*, so sind die meisten Beispiele, als μνήμη, κωλύμη, γνώμη, τόλμη, falsch, sollen jene Worte nicht ergänzt werden, so entsteht theils keine richtige Eintheilung, theils fällt mit *b.* die erste Abtheilung von c., oder die Verbalia mit langer Penultima, als ὁρμή, τιμή u. dergl.,

Digitized by Google

ganz zusammen. Auch sonst scheint der Verf. die Ausdrücke Verbalia und Nicht-Verbalia ohne bestimmten Begriff und sehr schwankend zu gebrauchen, da unter beiden Klassen entschieden falsche Beispiele mit grofser Willkühr gesetzt werden. So sind nach S. 158 keine Verbalia *βλάβη* und *στέγη*, nach S. 160 *λύπη* und *σκέπη*, nach S. 161 *νίκη*, nach S. 162 *ἀπάτη*, nach S. 164 *μάχη*, *τύχη*, während ganz ähnliche Wörter auf denselben Seiten zu Verbalien gemacht sind. Wenn man so willkührlich mit den Wörtern umgehen kann, so ist es freilich leicht, scheinbar allgemein gültige oder nur wenig Ausnahmen zulassende Regeln aufzustellen. Rec. weifs, dafs die Schuld hiervon gröfstentheils nicht unsern Verf. allein, sondern schon die alten Grammatiker trifft; aber jener durfte nicht diese Willkühr ungerügt lassen und diese Beispiele wiederholen. Doch wir wenden uns noch zu einigen andern unrichtigen Einzelheiten. S. 160 heifst es, *Μένδη*, die thrakische Stadt, würde vielleicht besser mit Apollodor *Μένδις* (*Μενδῖς*) lauten. Aber warum soll Apollodor mehr gelten als Herodot, Thucydides und andre Schriftsteller, welche *Μένδη* sagen? S. 167 unter den Oxytonis auf *εος* fehlt *θυρεός*. Unter den mehr als zweisylbigen auf *λος* werden erst S. 184 ff. die Deminutive auf *ῑλος*, *υλος*, *ιλλος* und *υλλος*, dann die auf *ᾰλος*, *αλλος*, *ᾱλος*, *ελος*, *ηλος*, endlich die auf *ῑλος* betrachtet.

(Der Beschlufs folgt).

LX.

Neues System der Pflanzenphysiologie von F. J. F. Meyen, Doktor der Philos., der Medicin, ausserordentl. Professor an der Königl. Friedrich Wilhelms Univers. zu Berlin. Erster Band. 440 *S.* 8. *Mit* 6 *Kupfertafeln in Quart. Berlin*, 1837.

Unter einem System in der Naturkunde begreift man in neurer Zeit nicht mehr eine künstliche Eintheilung einzelner Gegenstände ohne Rücksicht auf die Einheit des Ganzen wozu sie gehören, sondern das Natursystem soll eine der innern Zusammensetzung der Natur entsprechende Entfaltung ihrer Theile sein, der man es sogleich ansieht, in welchem Zusammenhange sie untereinander stehen, und wie sie zum Zweck des Ganzen ineinandergreifen. Dieses Ziel in der Pflanzenphysiologie zu erstreben ist die bessere Richtung der heutigen Wissenschaft, und der Titel obiger Schrift des durch andere naturhistorische Arbeiten wohlbekannten Verfs. ist somit vielversprechend. Man erwartet nach ihm, dafs das immer reicher werdende Material der Pflanzenphysiologie hier, in seinem wahren natürlichen Zusammenhange, entsprechend der lebendigen Verbindung der verschiedenen Funktionen vor Augen gelegt sein werde. Indessen geht gleich die Einleitung in dieses System vielmehr seitwärts nach Aussen und handelt nicht, wie man glauben könnte, von der systematischen Gliederung des Pflanzenlebens, sondern von den Mikroskopen. Der Inhalt der Lehre von den Funktionen der Elementarorgane, welche der Verf. dann zuerst abhandelt, fafst unter der Ueberschrift: Bau und Verrichtungen der Assimilations- und Bildungs-Organe, die Lehre von den Zellen, Spiralgefäfsen und Sekretionsorganen gemeinsam unter eine Hauptgruppe zusammen, trennt aber die Luftzellen unter der Ueberschrift: Respirationssystem; während in der Natur durch den innigsten organischen Zusammenhang die Luftzellen mit dem übrigen Zellensystem verbunden erscheinen; hingegen die hier mit den Zellen zusammengefafsten Spiralgefäfse uns zu einem abgesonderten System verbunden in der Pflanze vor Augen liegen; so dafs in diesem System das natürlich Gesonderte willkürlich verbunden, das natürlich Vereinte getrennt und somit das Ganze durcheinander geworfen wird. Ein einfacher Blick auf die natürliche Gruppirung der organischen Systeme der Pflanze im Grofsen zeigt sogleich das Verfehlte der Systematik des Verfs. und das Bedürfnifs sich zuerst das natürliche Bild eines Systems zur klaren Anschauung zu bringen, bevor man ein System schreibt. Eine andre Betrachtung verdient die Neuheit dieses Systems, mit welcher es nicht ohne grofse Ansprüche auftritt. Sie besteht nach der Vorrede darin, dafs der Verf. entdeckt hat, die Pflanzenphysiologie könne wie die Physiologie der Thiere nach den Funktionen abgehandelt werden. Dafs zuerst in C. H. Schultz Natur der lebendigen Pflanze vor fast 15 Jahren schon die organischen Systeme der lebenden Pflanze natürlich unterschieden und die Pflanzenphysiologie hiernach abgehandelt worden, bleibt hiebei unbeachtet; und eben so der Umstand, dafs erst mit Entdeckung des Cirkulationssystems der höheren Pflanzen diese Erkenntnifs der grofsen innern Gliederung des Pflanzenlebens möglich war. Der Verf. scheint die von Schultz zuerst eingeführten Namen für die organischen Systeme ohne ihre tiefere Bedeutung aufzufassen herübergenommen zu haben, und die Neuheit der Eintheilung desselben besteht nur darin, dafs er unter diesen Benennungen der organischen Systeme beliebig verschiedene Gegenstände abhandelt, die in der Natur nicht immer so verbunden sind. Der Grund dieser unnatürlichen neuen Systematik des Verfs. liegt in seiner Richtung, zwischen allen Organen in der Pflanze äufsere Analogieen ihrer Formen aufzusuchen, ohne dafs derselbe dabei zur Erkenntnifs des innern Unterschiedes ihres Wesens kommen könnte. Die von ihm überall gewählten Ueberschriften: allgemeine vergleichende Untersuchungen; allgemeine vergleichende Darstellungen u. s. w. deuten schon diese Richtung als Princip an; aber der Verf. ist mit ihrem Geist nicht durchgedrungen. Denn die blofs analoge Anwendung der Abtheilungen der thierischen Physiologie auf die vegetabilische ist darum nicht naturgemäfs, weil die Pflanze anders organisirt ist als das Thier, und eine äufsere Uebertragung der Funktions-Abthei-

Digitized by Google

lungen thierischer Physiologie auf die vegetabilische bleibt eine willkührliche Namenübertragung, und ist der Pflanzenphysiologie fremdartig; die natürlichen, wahren Abtheilungen dieser müssen vielmehr nach den in der Pflanze selbst erkannten, eigenthümlichen Funktionssystemen, also aus *der Pflanzennatur selbst* durch eigene Entwickelung gebildet werden, und dies war nicht früher möglich als bis diese Systeme von Funktionen in der Pflanze entdeckt und richtig aufgefafst waren. Jede äufsere Anwendung thierischer Funktionsabtheilungen bleibt in der Pflanzenphysiologie etwas Aufgedrungenes und führt zu Irrthümern und Mängeln. Wo ist im Thierreich etwas Aehnliches wie die Physiologie der homorganischen Pflanzen und welche thierische Funktionsabtheilung soll darauf angewendet werden? Man kann also nur sagen, dafs das Verfahren des Verfs. ein neues System der Pflanzenphysiologie durch äufsere Analogie der thierischen aufzustellen seine schöpferische Kraft wenig bekundet und ein mifsglückter Versuch ist, aus dem man ersieht, wie unklar ihm die natürlichen Principien und Vorbilder geblieben sind, die wir seit der Entdeckung des Cirkulationssystems der höheren Pflanzen schon so lange besitzen. Eben so sind denn auch die Darstellungen des Verfs. über den spiralförmigen Bau in den Zellen und in den Gefäfsen, und die weitläuftigen mühseligen Bestrebungen, die spiralförmigen Bildungen in Zellen und Gefäfsen auf denselben Grundtypus zurückzuführen und dadurch gleichsam die Analogie der Zellen und Gefäfse zu beweisen, nur als verfehlt zu betrachten. Während seit Grew und Malpighi es höchste Aufgabe der Pflanzenphysiologie war, die wahren und wesentlichen *Unterschiede* der organischen Systeme der Pflanze zu erkennen, will der Verf. durch die *Analogieen* der Organe, die auch dem Uneingeweihten leicht in die Augen fallen, ein neues System begründen. Der Verf. erschöpft sich in den Analogieen der spiralförmigen Bildungen und es ist anzuerkennen, dafs er die hierher gehörigen Beobachtungen nach vielen Seiten hin mit Fleifs verfolgt und erweitert hat, freilich auch nicht zu übergehen, dafs der Verf. ungerecht gegen Andere, namentlich gegen Mirbel ist, der offenbar im Marke vom Velumbo zuerst im Jahre 1809 (Théorie de l'organisation végétale p. 88) dann 1815 (élemens de physiolog. végét. et de botanique p. 29) die Streifen- oder Faser-Bildungen in den Zellen entdeckt und beschrieben hat, während der Verf. von sich behauptet, er habe sie zuerst 1828 gefunden und zum Beweise, wie unrecht der erwähnte Botaniker habe, sich diese Entdeckung zuzueignen (p. 65) eine nichts beweisende Stelle von demselben citirt, indem er zugleich dessen bestimmte und ausführliche Darstellungen dieses Baues an anderen Orten ganz übergeht. Ja was noch mehr ist, so hatte Mirbel eben auf dieser Beobachtung dieselbe Theorie der Analogie des Zellgewebes und der Gefäfse gegründet, die besonders in Deutschland so vielfach angefochten ist, und die der Verf. nunmehr selbst wieder in anderer Form vom neuen vorträgt. Die Polemik des Verfs. gegen Hugo Mohl, der viele dieser Streifen-Bildungen in den Zellen nicht für Spiralfadenbildungen, sondern für gestreifte Erhöhungen zwischen rinnenartigen Vertiefungen der Zellenwand hält, reduzirt sich am Ende auch nur auf die ohne Unterschied zu weit getriebene Analogie der ihrer Genesis und ganzen Natur nach verschiedenen Organe. Auf diese Art werden durch das Mikroskop nur die Irrthümer vergröfsert, welche sich schon mit blofsen Augen bei umsichtiger Betrachtung der genetisch verschiedenen und der durch Verbindung ähnlichen organischen Systeme vermeiden lassen. In der 2ten Abtheilung, welche überschrieben ist: allgemeine vergleichende Darstellung über die Typen, nach welchen sich die Elementarorgane zur Bildung der Pflanzen aneinander reihen, bezeichnet schon die commentirende Ueberschrift, dafs der Verf. das Wesen des Baues verschiedener Pflanzenklassen auch nur auf dem bequemen Wege der Analogieen und Vergleichungen der Formen gesucht hat, während zu allen Zeiten das schärfere Auge nur durch Erkenntnifs wesentlicher und grofsartiger Unterschiede die Wissenschaft zu Fortschritten verholfen hat. Der Verf. folgt bei den Darstellungen des Baues der Pflanzenklassen den nach äufseren morphologischen Unterschieden der Kotyledonen gemachten alten Abtheilungen, hat aber auf seine Weise nicht den so nahe liegenden Widerspruch gefunden, dafs die Pflanzen einer Kotyledonenklasse oft einen eben so verschiedenen Bau haben, wie die Fledermäuse und die Hühner. Die schon im Jahr 1830 von Schultz aufgestellten grofsen natürlichen Abtheilungen des homorganischen, synorganischen und dichorganischen Baues hat der Verf. auf dem Wege der Analogieen nicht wiedererkannt, und sich so der grofsen Vortheile, die Lindley so schön zu benutzen gewufst, beraubt, durch die tiefere Unterscheidung der organischen Systeme die Stufenfolge der Organisation des Pflanzenreichs weiter entfalten zu können. An die Vergleichung des Baues der synorganischen Farren mit den homorganischen Moosen und Pilzen, die der Verf. „über Stammbildung der Acotyledonen" abhandelt, und an die Vergleichung der homorganischen und synorganischen Monokotyledonen oder der synorganischen und dichorganischen Dikotyledonen wird nach den treffenden Darstellungen vom Organismus des Pflanzenreichs in Schultz's Pflanzensystem bald eben so wenig mehr gedacht werden, als an die Vergleichung eines Fisches mit einem Wallfisch. Dem Verf. ist daher hier wie überall sein reicher Gegenstand ein trübes Bild geblieben, dessen mannichfaltige Formen und Farben durch den Pinsel der Analogieen unkenntlich in einandergeflossen sind. Alle Beobachtungen des Verfs. verlieren sich daher leicht in's Kleinliche und werden nicht zu einflufsreicher Folge hinaufgeführt, wie nur von gewisser Höhe ein zugleich umfassender und unterscheidender Blick es erlaubt, und das reiche Material, durch welches der Verf. unterstützt wurde, darf den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch andre Mittel höheren Bedürfnifsen der Wissenschaft gewidmet werden.

Ch. S.....n.

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Von D. Carl Göttling.

(Schlufs.)

Zweckmäfsiger aber wären die letzten gleich hinter die Deminutiva gestellt, da die Schreibart und Quantität mehrerer Wörter zwischen ιλος, ιλλος und ῖλος schwankt, wie sich theils aus Anm. 2. 3. S. 186 ergiebt, theils daraus, dafs statt *Πάμμιλος*, welche Form S. 189 aus Thuc. VI, 4. angeführt ist, andere *Πάμιλλος* lesen. S. 215 mufs es statt Thuc. VIII, 50. heifsen VIII, 80. S. 221 unter 5. sollte statt *die mehrsylbigen Appellativa mit kurzem α* gesagt sein *die mehrsylbigen Appellativa und Propria* —, wie die Beispiele zeigen. S. 222 wird behauptet, *Ἄσταχος*, die Stadt, sei proparoxytonirt in Handschriften bei Thuc. III, 102. Es ist zunächst II, 102. zu lesen, aber dort steht in den Handschriften *Ἀσταχός* oxytonirt. S. 224 wird unter 2. gelehrt, *die mehrsylbigen* auf τος seien paroxytonirt, während doch S. 226 unter 3 folgt: *Von mehrsylbigen sind oxytonirt a) die von Verbis abstammenden* u. s. w.; woraus sich ergiebt, dafs es auch unter 2. statt *die mehrsylbigen* heifsen sollte *von den mehrsylbigen*. Auch war 2. b. mit 3. a. zu verbinden, da in beiden Abschnitten mehrsylbige Verbalia betrachtet werden. Nach S. 233 2. sollen von der Regel, nach welcher dreisylbige Deminutiva dactylischer Messung paroxytonirt werden, *die auf* ιον ausgenommen sein. Hier ist aber der Ausdruck wieder unrichtig, wie mehrere bei dem Verf. selbst auf der vorhergehenden Seite stehende Beispiele, als *ἀμνίον*, *σχοινίον* u. a., lehren. Nach S. 234 soll *Ἥραιον* als Tempel der Juno Proparoxytonon sein; es war aber nicht zu verschweigen, dafs sowohl anderwärts, als namentlich bei Thuc. I, 24. III, 75. 79. 81. V, 75., gewöhnlich *Ἡραῖον* geschrieben wird, jedoch III, 79, 81. in einigen guten Handschriften *Ἥραιον* sich findet. Dafs diejenigen Wörter, welche den durch Syncope ausgefallenen Vocal im Dativ des Pluralis durch ein von der Endung σι eingeschaltetes α ersetzen, dieses α betonen, wird an 2 Stellen gelehrt, S. 251 und S. 269. Eben so wird von *ἀθῷος* S. 300 und S. 315 gesprochen, ohne dafs an einer Stelle auf die andere verwiesen ist. Kaum auch dürfte es zu billigen sein, dafs S. 252 *Ποσειδῶν* zu den zusammengesetzten Wörtern gerechnet ist. S. 264 ff., wo von den Wörtern auf ων die Rede ist, werden zuerst unter 3. *a*) die Feminina, dann unter *g*) die Städtenamen von zwei oder mehr Sylben für Oxytona erklärt. Diese beiden Regeln aber schliefsen einander nicht aus; daher hat der Verf. unter *a*) selbst viele Städtenamen genannt, von denen *Σικυών* sogar nicht immer Femininum ist, und umgekehrt sind unter den bei *g*) aufgeführten nicht wenige Feminina. Das von *γλήχων* S. 265 Gesagte ist nicht sicher. Vgl. Lob. zu Soph. Ai. S. 172 fg. Dasselbe gilt S. 267 von *Παιών*, *der Götterarzt*. S. das. S. 165. Auch fehlt S. 265 unter *c*) *ἀγκών*. S. 279 wird *κατάρα* tragisch genannt, da es doch auch bei Herodot und wahrscheinlich anderwärts steht. S. 282 ist behauptet, der Genitiv der ersten Declination auf εω fände sich bei Attikern nur in Wörtern, deren Nominativ perispomenirt wäre. Das Gegentheil aber lehren *Τήρεω* bei Thuc., *Καμβύσεω* bei Xen. und mehrere ähnliche Formen von Eigennamen. S. zu Xen. Cyr. I, 2, 1. S. 284 3., wo von den ägyptischen Namen auf ως die Rede, und bemerkt ist, sie würden nach Choeroboscus von einigen oxytonirt, sollte nicht unterlassen sein auf Duker zu Thuc. VIII, 87. zu verweisen, von dem auch mehr Beispiele beigebracht sind. Seltsam ist die Eintheilung der Adjectiva, nicht in der Inhaltsanzeige, sondern in dem Buche selbst S. 291 ff. Denn hier werden zuerst S. 44 Adjectiva isosyllabischer Declination aufgeführt, und darunter die 3 Abschnitte aufgestellt, *A.* erster Declination, *B.* zweiter Declination, *C.* einfache Adjectiva zweiter Declina-

Digitized by Google

tion. Darauf folgen in einem andern Paragraphe (45) Adjectiva der dritten Declination und in dem folgenden (46) zusammengesetzte Adjectiva. Hier ist die Abtheilung *C.*, man mag nun auf *B.*, oder auf §. 46. Rücksicht nehmen, offenbar gleich fehlerhaft. S. 304 fg., wo über den Unterschied von πόνηρος und πονηρός gesprochen wird, sollte besonders auf die Ausleger zu Thuc. VIII, 24. verwiesen sein. S. 307 unter 5) ος nach κ fehlt als Ausnahme ἀγροῖκος, das mit Unrecht S. 321 unter die zusammengesetzten Adjectiva gestellt ist. Auch ist die Ordnung S. 307 u. 308 in den Adjectiven auf τος wieder nicht die beste, indem die Barytona unter *c*) zwischen den Oxytonis in der Mitte stehen. Was S. 313 über die zusammengesetzten Adjectiva verbalia auf τος gesagt ist, ist viel zu mangelhaft, und es sind dabei die Vorarbeiten (z. B. von Rec. zu Thuc. II, 41.) nicht benutzt, weshalb die schwierige Sache nicht im Geringsten vorwärts gebracht ist. Auch über die aus Nominibus und Verbis zusammengesetzten Adjectiva mit kurzer Penultima und passiver Bedeutung ist zu kurz und mit Uebergehung aller schwierigen Fragen gesprochen. Ganz anders bei Lob. zu Soph. Ai. 324. Derselbe zu V. 286. wird auch S. 326 zu νεήκης u. s. w. gut verglichen werden. S. 337 *b.* werden wunderbar für poetisch ausgegeben σφόδρα und κρύφα, bekanntlich Wörter der besten attischen Prosa. Eben so falsch werden S. 338 unter *e.* die vorher aufgezählten Wörter *sämmtlich* für poetisch erklärt, obgleich unter ihnen ἔνθα ist. S. 340 war bei ἀμαχί nicht zu verschweigen, dafs die häufigere und z. B. bei Thuc. gebräuchliche Form ἀμαχεί ist. S. 374 ist über die Herstellung des Acutus auf Oxytonis vor Interpunctionen zu kurz und unvollständig gehandelt, indem auf den Unterschied der alten und neuen Interpunction und auf die mehmals aufgeworfene Frage, ob auch vor dem Komma der Acut stehen müsse, gar keine Rücksicht genommen ist. Endlich bemerkt Rec. noch, dafs dieses Werk in mehreren Stellen auch aus Lobeck's Parerg. Gramm. Gr. ergänzt und berichtigt werden kann, namentlich aus der Dissertat. de nomin. monos., z. B. S. 78. 85. u. s. w. Poppo.

LXI.

Der siebenjährige Krieg vom Jahre 1756—1762. *Von Maximilian Fr. Thielen, k. k. Premier-Rittmeister u. s. w. Wien,* 1836. *bei Wallishausser.* 274 *S. gr.* 8. *Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls Grafen Daun, nach einem gleichzeitigen Originalgemälde.*

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland ist von keinem der in demselben betheiligten Völker öfter bearbeitet worden, als von den Preufsen: von Archenholtz, Tempelhoff, Retzow und Friedrich dem Grofsen selber an bis auf das vortreffliche Werk des Königl. Preufs. Generalstabes herab, ist diese merkwürdige Epoche unsres Waffenruhmes in eigenen Schriften, oder bei andern Gelegenheiten mit wahrer Vorliebe für eigentliche Kriegeskundige oder für die allgemeine Lesewelt erörtert und dargestellt worden. Weit weniger haben die anderen Nationen das Gedächtnifs ihrer Thaten sich zu Herzen genommen: von Seiten der Russen dürfte Hans Heinrich's v. Weymarn archivalischer Bericht über den ersten Zug der Russen unter Apraxin gegen Preufsen das Umfassendste sein; — die Franzosen haben meist nur gelegentlich, in Biographien und Memoiren von Generalen über diese, für sie allerdings nicht eben anziehende Zeit gesprochen, und den schwedischen Antheil nimmt Montalembert in seinen Briefen nebenbei mit. Die Reichsarmee, die Würtemberger und andere kleine Schaaren haben ihre Unternehmungen im Schatten ruhen lassen. Und doch dürfte es sehr wünschenswerth sein, wenn auch nur von jeder der Hauptmächte, urkundliche Geschichten über ihren Antheil an jenem Kriege zu bekommen. Zumeist hätte man von der österreichischen Armee, nach den grofsen Interessen, für welche sie mit der ruhmvollsten Anstrengung unter den gediegensten Generalen auftritt, einen ihren Thaten entsprechenden historischen Eifer vermuthen sollen: und doch sind, aufser den mit preufsischem Herzen abgefafsten Geständnissen eines österreichischen Veterans (v. Cogniazo) ihrer Seits fast nur die meisterhaften einzelnen Schlachtbeschreibungen in der österreichischen militärischen Zeitschrift zu nennen, in welcher L.....n (Hr. Ober-Lieutenant Lieblein, wie wir in Erfahrung gebracht haben) die Schlachten von Lowositz, Prag und Kolin, auf eine erfreuliche Weise, nach offiziellen Berichten vorträgt.

In dieser Rücksicht haben wir die vorliegende Schrift mit doppeltem Vergnügen zur Hand genommen

Digitized by Google

und wir finden uns im Ganzen auch nicht getäuscht. Zwar macht der Hr. Vf. keinen Anspruch, die Kriegesgeschichte als Wissenschaft weiter zu führen, sondern, wie man's nimmt, einen wichtigeren oder geringeren Kranz zu pflücken, indem er danach zu streben scheint, der österreichische Archenholtz zu werden und den Patriotismus seines Volks zu nähren.

Möchte ein solches Unternehmen an sich in unsern Jahrbüchern eigentlich keinen Platz ansprechen; so müfste es in denselben doch verzeichnet werden als ein Spiegel, in welchem die preufsischen Werke über den siebenjährigen Krieg sich zu beschauen und in unbefangener Vergleichung zu erkennen haben. Herr Thielen aber ist einer solchen Ehre um so würdiger, als seine Darstellung, bei allem Streben nach Popularität, sich in der ebenmäfsigen Ruhe und Billigkeit bei Beurtheilung des militärischen Gegners hält, wie man dieselbe auch in der, von Herrn Major Schels so musterhaft, ja fast neidenswerth redigirten österreichischen militärischen Zeitschrift längst gewohnt ist, und die nicht nur den Verfassern zur Ehre gereicht, sondern auch über das Selbstbewufstsein der ganzen Nation von ihrer wahren Kraft und Würde das vortheilhafteste Zeugnifs giebt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen heben wir einige von den Stellen aus, welche entweder einen neuen Blick gewähren, oder, theils von dieser, theils von jener Seite vorläufig noch einer fortgesetzten Erwägung bedürftig bleiben möchten.

Die Entstehung des Krieges erzählt Herr Thielen so: England habe, bei seiner Fehde mit Frankreich in Amerika, Maria Theresia um die vertragsmäfsigen 30,000 Mann zum Schutze der österreichischen Niederlande gegen die Franzosen angesprochen, jedoch habe „die grofse Kaiserin, deren Unterthanen kaum angefangen hatten, unter ihrem milden, mütterlichen Zepter die Wohlthaten des Friedens zu geniefsen, fest entschlossen, Alles zu vermeiden, was diesen stören könne, deshalb den Antrag abgelehnt." — „Da wechselte auf einmal, heifst es wieder, die Politik von ganz Europa; früher schon eingegangene Bündnisse wurden zerrissen, neue, jenen ganz entgegengesetzte, wurden geknüpft;" — nämlich (wie der Verf. fortführt) den 16. Januar 1756 zwischen Grofsbritanien und Preufsen und den 1. Mai zwischen Oesterreich und Frankreich, welchen späterhin auch Rufsland, Schweden und das deutsche Reich beitraten. Darauf habe Friedrich (der dies gleich erfahren) seine Rüstung schnell beendet und sei schon den 29. August in Sachsen eingefallen.

Diese Darstellung ist nicht ganz genau: Friedrich wufste (allerdings durch treulose Verrätherei, vielleicht auch anderweitig) aus offiziellen Aktenstücken, dafs der Wiener Hof seit zehn Jahren schon einem grofsen Bunde gegen ihn allen Fleifs zugewandt; er sah die Früchte dieses Strebens wachsen und die Fehde in Amerika trat nur in sofern entscheidend für ihn ein, als die Antwort auf die Frage, ob George oder Ludwig sein hülfreicherer Bundsgenosse wäre, ausfiel. Warum er sich für das Kabinet von St. James entschieden, ist eben so bekannt, als dafs er in der That zuerst losgeschlagen, aber gegen Feinde, welche die moralischen Angreifer waren, indem sie ihm aufser Schlesien noch einiges Andere, bis auf das Marquisat, zu entziehn gedachten. Dafs aber der Feldmarschall Gr. Browne, auf die Nachricht von dem Einfalle des Königs in Sachsen, schon am 13. September nach Budin an die Eger rücken und am 1. Oktober bei Lowositz, 25 bis 30,000 Mann in die Schlacht führen konnte (S. 4—7), ist, nach der damaligen Verfassung des österreichischen Kriegesetats, gewifs ein schlagender Beweis, dafs man kaiserlicher Seits so überrascht und unvorbereitet eben nicht gewesen. — Wenn (S. 11) die Schuld von Browne's zweitem fruchtlosen Versuche, das Pirnaer Lager zu erlösen, zumeist auf „das Veränderliche und Unentschlossene im Benehmen der sächsischen *Heerführer*" geschoben wird; so ist das keinesweges billig: vielmehr wird jener sächsischen Armee auf ewige Zeit nicht nur ihr unwandelbarer Patriotismus, sondern auch ihr Verdienst um das Kaiserhaus zur gröfsten Ehre gerechnet werden müssen. — Interessant ist (S. 19) die bedeutende Augmentation der österreichischen Armee zu Anfange des Feldzugs 1757, als Zeugnifs von den nachhaltigen Kräften der Kaiserinn. Eben so interessant ist (S. 46) der Antheil der österreichischen Reiterei an dem Siege bei Kolin dargestellt: der Herr Vf., welcher hier, wie überall, mit historischer Mäfsigung von Freund und Gegner spricht, und dem preufsischen Heldenmuthe auch bei dieser ersten Niederlage alle Gerechtigkeit wiederfahren läfst, hätte, wo zu Daun's Lobe die Rede ist, aus den Oeuvres Posthumes. T. 3. p. 173 die Worte des Königs

Digitized by Google

beibringen sollen: „le maréchal Daun profita en grand général des fautes des Prussiens." — Dafs des Feldmarschalls Keith Abzug von Prag (S. 51) „beinahe in eine wilde Flucht ausartete," davon ist uns bisher durchaus nichts bekannt gewesen. — Den Streifzug des Kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants v. Hadik, welchen der Hr. Vf. schon im zweiten Hefte der österreichischen Militär-Zeitschrift von 1835 umständlich bearbeitet hat, hätte derselbe, nach dem Zwecke seines Buches, hier nicht S. 58 bis 62 in eine Note bringen, sondern geradezu als patriotische Episode im Text erzählen sollen. Vielleicht dürfte, bei nochmaliger Revision dieses, dem Unternehmungsgeiste des wackern Hadik auf jeden Fall ehrebringenden Zuges, aus dem eigenen Berichte desselben (Danziger Beiträge Bd. 3. S. 471) mit aufzunehmen sein, dafs er seinen Rückmarsch, ohne aus der Cöpenicker Vorstadt nach Berlin selbst vorzudringen, nicht allein, wie es hier (S. 61) heifst, auf die Nachricht von dem Anrücken des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau und des Königs beschleunigt habe, sondern weil er durch Deserteure vernommen, es seien „noch bis 1200 Mann bewaffneter Rekruten im Schlofs verborgen;" was bei der jenseitigen Gesammtstärke von 3400 Mann und bei dem entschlossenen Geiste der Bürgerschaft in Berlin keineswegs zu übersehen war. Für eine detaillirte Erzählung dieser Begebenheit möchte dann auch noch der Bericht aus der Berliner Zeitung vom 20. Oktober 1757 zu empfehlen sein. — Bei dem Ueberfall von Hochkirch, welcher (S. 105) mit grofser Anerkennung der preufsischen Kriegeszucht erzählt wird, heifst es unter Andern: „Die preufsische Infanterie unter Keith bemächtigte sich, nach einem äufserst blutigen, hartnäckigen Gefechte eines Theils von *Hochkirchen*, und es hing vielleicht nur von einigen Minuten ab, so war der König Sieger! — oder wenigstens war der meisterhafte Plan eines Hauptüberfalles in der Ausführung vereitelt. In diesem entscheidenden Augenblicke liefs General Lacy die Karabinier-Compagnie von Odonnel in die feindliche Infanterie einhauen." — Indessen gaben die Preufsen auch jetzt noch sehr wirksame Beweise von heroischer Standhaftigkeit, und als die Kaiserlichen den Sieg in Händen hatten, da veranlafste des herrlichen Feldmarschalls Keith *Leiche* eine Scene der Humanität in Dauns Lager, mit welcher Herr Thielen eine neue Auflage seines Volksbuchs zieren könnte. Die englischen Geschichtschreiber Wraxall (memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna) und Lord Dover (The Life of Frederic the Second) erzählen nämlich: „Lacy approached the body, and having removed the cloack, he regarded it with great emotion, and then sad: „„It is my father's best friend, *Keith*."" The old Marshal Lacy and Keith had served together in the Russian army, and the younger Lacy had been a pupil of the latter; and he recognized the body, from the scar of an dangerous wound on the thigh, which the marshal had received at the siege of Oczakow. At the sight of his old master, a naked and deserted corpse, Lacy burst into tears; nor could Daun and the other persons present refrain from a similar display of feeling." — Auch liefs Daun den Feldmarschall Keith mit allen militärischen Ehren bestatten: Friedrich aber liefs seinen vielgeehrten Freund und Diener nach Berlin bringen und mit der ihm gebührenden Huldigung in der Garnisonkirche beisetzen. — Dafs Rufsland (nach S. 116) „grofse Subsidien von Oesterreich gezogen," war uns bisher unbekannt; dafs aber die von den russischen Truppen bis zu Anfange des Feldzugs 1759 geleisteten Dienste noch sehr unbeträchtlich gewesen, wie eben dort gesagt wird, ist durch Apraxin's Sieg bei Grofs-Jägersdorf und durch Fermor's Einfall in die Neumark schlagend widerlegt.

So bietet der vorliegende siebenjährige Krieg allerlei Stoff zu Betrachtungen, und indem wir ihn, auch von unsrer Seite, für eine dankenswerthe Gabe halten, können wir ihm nur die willkommenste Aufnahme gönnen, mit dem Wunsche, dafs der Herr Vf. einen so wichtigen Abschnitt der Geschichte aus dortigen Archiven mit immer reicherem Gehalte zu schmücken Anlass finden möge.

Der Herr Vf. beginnt übrigens sein Werk mit denselben Worten, mit welchen Archenholtz sein Buch beginnt: „Der Achener Friede hatte die Ruhe in Europa wieder hergestellt u. s. w." und das erinnert uns doppelt daran, bei Vergleichung der österreichischen und der preufsischen Waffenthaten, auch die Historiker derselben neben einander zu fassen; denn eine Parallele zwischen Archenholtz und Thielen, zwischen Lieblein und den Mitarbeitern an der Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Preufsischen Generalstabe, zwischen den Biographen Preufsischer Generale (Büttner, Fouqué, Frau v. Blumenthal, Varnhagen von Ense) und österreichischer Feldherrn (Pezzl), wäre in gewisser Art ein literarischer Wettkampf, wie der Kampf um Schlesien ein militärischer gewesen ist, wobei, wenn er mit dem gebührenden Eifer durchgefochten würde, wiederum beide Theile nur gewinnen könnten; denn, wenn Maria Theresia auch Schlesien nicht zurückbekam, so hatte sie doch beim Hubertsburger Frieden eine sehr erhöhete moralische Kraft in ihrem Heere, was Hr. Thielen (vielleicht mit des grofsen Königs eigenen Worten, aus den Mémoires du Baron de la Motte Fouqué. T. I. p. 48) zur Ehre seiner Waffenbrüder könnte hervorgehoben haben.

Preufs.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

December 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXII.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann, aufserordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle. Halle, bei C. A. Schwetschke u. Sohn. 1837. *VIII u.* 133 S. 8.

Die Eroberungen und Fortschritte, welche das philosophische Denken in seiner geschichtlichen Entwickelung im Gebiete der Erkenntnifs der Wahrheit gemacht hat, sind schon öfter mit der organischen Entwickelung einer aus ihrem Saamenkorn und Keim sich durch allmähliches Wachsthum, successive Entfaltung und Hervorbildung ihrer besondern Glieder und Theile emporhebenden und in der Totalität ihrer äufsern wirklichen Gestalt nur sich selbst, d. h. dasjenige, was sie schon ursprünglich, nur unentwickelt, in ihrem Keim war, wieder erreichenden, ja diesen selbst in der Blüthe und Frucht reproducirenden Pflanze verglichen worden. Es ist überhaupt das Bild der Idee, der Einheit der Realität und entwickelten Objectivität mit ihrem Begriffe, die ihren noch adäquateren Ausdruck an dem animalischen Organismus hat, in welchem die alle Glieder und Organe durchdringende, beherrschende und in der Einheit des Ganzen erhaltende Seele das, was der subjective Begriff, ist. Hat man aber so, der Sache nach, den einen, nach und nach emporgeschossenen und in seiner vielästigen Ausbreitung und Verzweigung, von dem Stamme aus und um ihn her, bis zu seiner jetzigen majestätischen Gestalt gediehenen und in einer stolzen Krone sich abschliefsenden *Baum der Philosophie* in der Vorstellung vor sich: so sind dabei nur die *Individuen* aufser Augen gelassen, durch deren besonderes *Denken* die Entwicklung des einen Ganzen hindurchgieng, und die als die Träger, Hervorbringer und Vermittler der verschiedenen besondern Entwicklungen und Richtungen sich darstellen. Es ist damit dann wie mit der Aufführung eines grofsen Gebäudes, um welches, während dem Aufbau, eine grofse Menge von Arbeitern von innen und aufsen und auf die mannigfaltigste Weise beschäftigt erscheint, welche sammt und sonders verschwunden sind, wenn das Gebäude selbst fertig dasteht; nur mit dem Unterschiede etwa, dafs von diesen Arbeitern jeder, wenigstens jeder bedeutende, selbst ein Baumeister und Werkführer ist, der den Plan des Ganzen auf seine eigene Weise im Kopfe hat, wenn auch, trotz dieser Vielheit und Verschiedenheit der Baupläne, als Ganzes am Ende doch herauskommt, was herauskommen sollte. So unzureichend daher jenes von der Natur hergenommene Gleichnifs, auch noch in anderer Beziehung ist, wie denn umgekehrt vielmehr für den des Geistes und seines innersten Wesens Kundigen die organische Lebendigkeit der Natur nur als ein äufseres und unvollkommenes Abbild der freien geistigen Lebendigkeit und Selbstentwicklung erscheint: so ist es doch darin zutreffend, dafs bei aller reichlich wuchernden individuellen Besonderheit und Verschiedenheit doch im Ganzen die geschichtlich entwickelte Philosophie schon durch ihren Begriff bestimmt und beherrscht, nur die Darstellung ihrer eigenen Idee ist, worin überall die Nothwendigkeit der weitern Entwicklung und Fortbildung des schon Errungenen und das Forttreibende zur Spitze und Totalität der Idee uns wohlerkenntlich entgegentritt. Von dem einen Philosophen zum andern aber, zwischen denen ein bedeutendes Fortrücken und Vorwärtsschreiten der philosophischen Erkenntnifs Statt gefunden hat, läfst der Fortschritt des Denkens sich oft auf eine einfache Weise darthun und ausdrücken. Wenn die Eleaten z. B. an dem einen reinen Sein starr und unverrückt festhielten, in

Digitized by Google

welches sie kein Nichts und Nichtsein, kein Entstehen und Vergehen eindringen liefsen, so ist dagegen Heraklits tiefere Erkenntnifs, dafs Alles sei und auch nicht sei, das Sein ebensowenig als das Nichtsein, das Eine und Wahre von Allem das lebendige Werden, und dafs nur aus dem Unterschiedenen und Entgegengesetzten sich die schönste Harmonie ergebe, als ein grofser und nothwendiger Fortschritt des speculativen Denkens zu nehmen, durch welchen auch das Objective selbst, wie das Wahre überhaupt, zuerst als eine *Dialektik* gefafst wurde. Wollte man nun ebenso den von Hegel gemachten grofsen Fortschritt in der philosophischen Erkenntnifs auf einen ganz einfachen Ausdruck zurückgeführt zu sehen verlangen, so würde gegen die abstracte Festhaltung des Gegensatzes von Bejahung und Verneinung, von Identität und Widerspruch, als eines keiner weitern Vermittlung fähigen höchsten Gegensatzes, oder auch gegen die nur unmittelbare und eben damit abstracte absolute Einheit, die Indifferenz des Entgegengesetzten, zunächst die *Negativität* oder absolute Vermittlung durch die Negation der Negation zu nennen sein. Obwohl deren Erkenntnifs auch schon in Heraklits Denken und Bewufstsein vorhanden war, wie denn Hegel von sich selbst bekennt (Werke XIII, S. 328), es sei kein Satz des Heraklit, den er nicht in seine Logik aufgenommen, wie sie auch sonst das Bewegende in jeder wahrhaften philosophischen Speculation war: so ist doch bei Hegel, im Abschlusse der ganzen vorangegangenen Entwicklung der neueren Philosophie, auf der Grundlage der durch das Christenthum in die Welt gekommenen Bildung und im Einklang mit dessen tiefster Lehre und Offenbarung, diese Negativität in ungleich tieferer und umfassenderer Bedeutung oder vielmehr in ihrer absoluten geistigen Tiefe erfafst worden; denn sie ist die innerst bewegende Macht des absoluten Begriffes selbst, das Princip alles geistigen und natürlichen Lebens. Wenn Spinoza ebenfalls nur an der einen absoluten Substanz festhielt (denn dafs sie Denken und Ausdehnung zu ihren Attributen hat, ist nicht ihre eigne innere Unterscheidung) und alles besonders Unterschiedene, jede *Bestimmung* für eine *Negation* erklärt, was sie allerdings ist, und was im bestimmteren metaphysischen Sinne im Gegensatze zur Realität so viel als Mangel und Unvollkommenheit heifst: so ist zu dieser von einem *Ersten*, Allgemeinen, zur Negation, d. h. zu einem *Zweiten*, Unterschiednen, Besondern, Bestimmten, fortgegangenen Bewegung die weitere, das nothwendige *Dritte* hinzufügende und damit das Ganze erst in sich abschliefsende Erkenntnifs in der Einsicht enthalten: wie alles *Negative*, eben darum weil es das Negative ist, *sich schon selbst wieder negirt*, nicht als Negatives für sich Wahrheit und Bestehen hat, sondern nur, indem es als Ideelles, Gesetztes, als Moment oder Glied, zur lebendigen Einheit des Ganzen und Allgemeinen zurückkehrt und von diesem selbst in ihm Lebendigen, dem in seiner Unterschiedenheit sich nur auf sich beziehenden, sich mit sich vermittelnden und zur subjectiven Einheit mit sich zusammenfassenden Ganzen, sein Leben und Blut empfängt; und wie dagegen nur das ohne diese Rückkehr und Rückbeziehung für sich ausgeschiedene und draufsen verharrende Andere, Unterschiedene und Besondere auch das in seiner Negation Verlorne, aus seiner Wahrheit Ausgestofsene und in seinem Fürsichsein Abgefallene ist. So sehr diese Negativität, durch welche es erst auch eine wahrhafte Positivität und Selbstbejahung, und ohne welche es keine Thätigkeit noch Bewegung, kein Entstehen und Vergehen, kein wahrhaftes Denken und keinen Begriff, kein Leben noch Lebendiges, keine Individualität und Persönlichkeit, keinen Willen und keine Freiheit giebt, — so sehr uns diese Negativität überall in allem natürlichen und geistigen Leben entgegentritt, dafs einmal darüber belehrt fast jedes Kind sie finden und erkennen kann: so wenig hat doch die Philosophie sie gefunden und finden können, welche die Wahrheit theils nur in abstracten Einheiten und Allgemeinheiten, theils im blofsen Unterscheiden und Auseinanderhalten suchte. Allein von dieser durchgreifenden Bedeutung und Wichtigkeit, welche die Negativität für die Erkenntnifs aller Wahrheit hat, ist der letzte oder vielmehr der erste und ursprüngliche Grund kein anderer, als weil der *Geist* selbst das durch und durch negative Wesen, die absolute Negativität ist, und weil er nur in ihr und durch sie seine unendliche Allgemeinheit und Wirklichkeit, seine absolute Selbstbejahung und lebendige Einheit mit sich, sein Insich- und Beisichsein in aller Unterschiedenheit und Entgegensetzung, die Bethätigung seiner ewigen Vernunft, seine Idealität und seine Freiheit hat. Es kommt mithin alles auf den *Begriff des Geistes* an, von dessen Erkenntnifs auch

Digitized by Google

erst der logische reine Begriff rückwärts sein hellestes Licht empfängt, wie auch die Natur, dieses nur durch die schöpferische Selbstnegation des absoluten Geistes möglich gewordene und in der Abstraction als der nur seienden, nicht der sich wissenden, Idee hinausgesetzte Andere, eben dadurch, dafs sie *nicht* Geist ist, dem Geiste aber wieder zustrebt, ihre bestimmteste Erklärung erhält. „*Was ist der Geist?*" ist nun die Grundfrage der Philosophie geworden, deren Lösung durch die ganze Entwicklung der Philosophie hindurch auch die Lösung aller sonstigen, der Philosophie zur wesentlichen Aufgabe gemachten Fragen in sich schliefst; die aber freilich diese Grundfrage auch erst dann werden konnte, als das speculative Denken des Geistes bereits bis zu seinem tiefsten Selbstbewufstsein vorgeschritten und in das Geheimnifs seines innersten Wesens und Lebens eingedrungen war. Was die christliche Offenbarung längst ausgesprochen, dafs der Geist die Wahrheit ist, das ist nun auch die Errungenschaft des denkenden Geistes selbst geworden, der sich in seinem absoluten Begriffe, in der Vernunft seines reinen Wesens erfafst hat.

Bei der Wichtigkeit nun, welche von diesem Standpunkte aus die philosophische Geisteslehre, die Metaphysik des Geistes, von neuem gewonnen hat, können alle Beiträge dazu, die, wenn auch nur einem beschränkteren Gebiete des concreten subjectiven Geistes gewidmet, doch die allgemeine und speculative Frage, was der Geist überhaupt sei, an die Spitze ihrer Untersuchungen zu stellen nicht umhin können, für die Wissenschaft sowohl als für das allgemeine Interesse der Gebildeten nicht anders als willkommen geheifsen werden. Das Bedürfnifs einer näheren Aufklärung und allgemeiner fafslichen Verständigung erscheint hier um so dringender, als Hegel selbst, dieser tiefste und spekulativste Ergründer des Geistes, wenigstens in seiner Encyclopädie, deren dritter Theil, die Philosophie des Geistes, nur in wenigen §§. der Einleitung die Lehre vom allgemeinen Begriff des Geistes concentrirt enthält, noch manches Dunkle und Schwierige, wenigstens erst des Commentars Bedürfende, auch für die mit seiner Speculation Vertrauteren, übrig gelassen hat. Es hat in dieser Beziehung daher Hr. Prof. Erdmann sich ein besonderes Verdienst erworben, indem er uns in der vorliegenden Schrift einen solchen Commentar zu jenen §§., der etwa den Hauptinhalt von §. 377. bis §. 390. (nach der 3ten Ausg. der Encyklopädie) umfafst und nur etwa den tieferen speculativen Inhalt von §. 384. als weniger hieher gehörig ausschliefst, mit schätzbaren weiteren Ausführungen und sonstigen guten Erklärungen und Erörterungen und zwar in einer allgemeinfafslichen Sprache geliefert hat. Unter diesem Namen wenigstens glauben wir die wissenschaftliche Leistung des Hrn. Verfs., der sich über dieses Verhältnifs selbst nicht näher erklärt, ihrem allgemeinen Gehalte nach am besten zu bezeichnen. Hr. E. nennt seine Abhandlung über Leib und Seele selbst einen Beitrag zur Begründung der philosophischen *Anthropologie*, in dem Sinne nämlich, wie auch Hegel den Begriff und Umfang der Anthropologie bestimmt, dafs in das Gebiet derselben alles dasjenige, aber auch nur dieses, gehört, was den Geist, der nur in seinem natürlichen Dasein (Naturseln) oder in der Concretion mit seiner Leiblichkeit *Seele* ist und heifst, in diesem Verhältnifs seiner unmittelbaren Vereinigung mit dem Leibe und mit der Natur überhaupt angeht und betrifft, was mithin den *Menschen* als Naturwesen oder als natürliches Individuum zum Gegenstande hat. (Nebenbei sei indessen bemerkt, dafs, obgleich Hegel den Namen *Psychologie* nur dem dritten Theile seiner Lehre vom subjectiven Geiste oder der erst nach der Phänomenologie, d. i. der Lehre vom Geiste als Bewufstsein, folgenden Lehre von dem sich nur in sich, oder als Subject für sich, bestimmenden (dem über seine Leiblichkeit bereits erhobenen und nicht mehr zu ihr sich verhaltenden) Geiste vorbehalten hat, er doch selbst nicht umhin kann, gemäfs dem sonstigen Sprachgebrauche vorzugsweise *psychisch* dasjenige zu nennen, was eben so sehr auch *somatisch* ist, und mithin hier noch das Bedürfnifs einer bestimmteren Unterscheidung der Benennungen eintritt, welchem Rosenkranz, wie jetzt Ref. findet, damit abzuhelfen gesucht hat, dafs er für das, was H. Psychologie nannte, wieder den Namen *Pneumatologie* einführt, den Namen Psychologie dagegen der ganzen Lehre vom subjectiven Geiste ertheilt). Es ist aber bekannt, wie von Cartesius her der Zusammenhang von Leib und Seele, als die in der Erfahrung gegebene Einheit von Sein und Denken, Materie und Geist, und die Erklärung oder Begreiflichmachung ihres harmonischen Zusammenseins und gegenseitigen Einwirkens ein Haupt-

Digitized by Google

problem aller philosophischen Spekulation geworden war, mit dessen versuchter Lösung die Grundansicht eines jeden der nacheinander gefolgten Systeme bis auf das Leibnitz-Wolfische auf das Innigste zusammenhing; denn was die kritische Philosophie betrifft, welche an die Stelle der vorigen Hauptfragen ein Problem von völlig veränderter Richtung setzte, so ist unter deren Messer die metaphysische Geisteslehre ganz demselben Schicksal mit allen übrigen Hauptproblemen der vormaligen Metaphysik erlegen und der Geist oder die Seele so gut wie Gott und alles Ansichseiende etwas Unerkennbares geworden. Insofern nun wirklich von dem Standpunkt der jetzt in das Wesen des Geistes gewonnenen Einsicht aus das Verhältnifs von Leib und Seele zu einander endlich einmal seine wahrhafte Erklärung und richtige Darstellung erhalten, und damit der Anthropologie ihre sichere Grundlage gewonnen werden soll: so ist es ganz angemessen, wie auch der Hr. Vf. gethan hat, auch jene früheren speculativen Ansichten und Untersuchungen wieder aufzunehmen, und, indem sie jetzt erst gehörig gewürdigt werden können, an die Nachweisung des in ihnen Verfehlten die Lehre unserer jetzigen Wissenschaft vom Geiste zu knüpfen.

Der Hauptinhalt dieser kleinen Schrift ist in 12 kurze §§. vertheilt, deren jeder eine ausführlichere Erörterung und Abhandlung seines besondern Inhaltes und Gegenstandes, in mehreren durch Zahlen und auch Buchstaben unterschiedenen Abtheilungen, in seinem Gefolge hat. Indem Ref. davon das Wichtigste berichtet, wird er damit zugleich seine eigenen Bemerkungen, deren er einige zu machen findet, verbinden.

Anknüpfend an die von der Wolfischen Schule her überlieferte Behandlung der Geisteslehre heifst es §. 1.: „Wird der Geist (nur) als ein Seiendes gefafst, so gibt es keine andere Geisteslehre, als einerseits eine rationale Pneumatologie, andrerseits eine empirische Psychologie. Beide befriedigen das Interesse des forschenden Geistes nicht." Während die rationelle Betrachtung des Geistes sich an die abstracten Bestimmungen der Einheit seines Wesens, der Einfachheit und Immaterialität hielt, aus dieser *abstracten* Einheit aber nicht die Vielheit der mannigfaltigen Thätigkeiten des Geistes zu erklären vermochte, hat ganz auf die entgegengesetzte Weise die empirische Psychologie, welche naiver Weise schon von Wolf selbst jener zur Ergänzung an die Seite gestellt wurde, nur mit jener Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der geistigen Thätigkeiten, als der Seite der Erscheinung und der Erfahrung, wozu die Beobachtung noch die Particularitäten der Selbst- und Menschenkenntnifs fügte, sich zu thun gemacht. Indem sie aber, das Gleichartige der Erscheinung selbst wieder gruppirend und durch Abstraction unter dem Namen der Reflexionsbestimmungen von *Kraft* und *Vermögen* zusammenfassend, das Mannigfaltige des Seelenwesens auf eine gröfsere oder geringere Anzahl solcher hypostasirter Kräfte oder Vermögen reducirte, hat sie den Geist, ohne auch seine Einheit zu finden und nachzuweisen, vielmehr in eine neben einander bestehende Vielheit von solchen fixirten Unterschieden zersplittert und auseinander fallen lassen, ohne Zusammenhang unter sich, da es zugleich an einem aus dem Geiste selbst genommenen Princip der Eintheilung seiner verschiedenen Vermögen und Thätigkeiten fehlte. Da diese beiden Betrachtungsweisen nach den beiden entgegengesetzten Gliedern des als feststehend genommenen Dilemmas: der Geist ist entweder ein Mannigfaltiges (Zusammengesetztes) oder ein Einfaches, einander gegenübertraten, so standen sie nothwendig mit einander in dem Widerspruche, der in der Sphäre der *Dinge* oder des *Seienden* gilt. „Wäre darum der Geist ein Ding, wäre er ein Seiendes, wäre er ein Etwas, so würde nothwendig von ihm gelten, dafs von den beiden entgegengesetzten Prädicaten „einfach" und „mannigfaltig" nur eines ihm zukommen könnte, dieses eine aber auch müfste." Der Behauptung daher, dafs der Geist eines von beiden sein müsse, „kann man sich nur dadurch erwehren, dafs man erst zweifelnd die Frage aufwirft, ob denn der Geist überhaupt Etwas sei?" Noch näher für das zweifelnde Denken, dem mit gleicher Nothwendigkeit sich Beides aufdringt, scheint, wie auch das Folgende zeigt, die Frage zu liegen, ob denn der Geist nicht vielleicht Beides in *einer* (nämlich concreten) Einheit sei, und diefs eben den Unterschied des geistigen Wesens gegen alles Andere ausmache? Ihre Bejahung würde zunächst nur das *Ding*sein vom Geiste ausschliefsen, das Sein überhaupt aber ihm noch lassen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung.)

„Der Nothwendigkeit, entweder rationale Pneumatologie oder empirische Psychologie zu sein, kann sich die Geisteslehre nur dadurch entziehn, dafs sie den Anforderungen beider zugleich entspricht. Dazu aber mufs sie den Geist nicht als ein Seiendes, ein Etwas, oder ein Ding, überhaupt nicht als etwas Fertiges, betrachten, sondern als sich Entwickelndes." (§. 2.) Und ebenso schliefst die Abhandlung dieses §. mit dem Satze: „*Die philosophische Geisteslehre ist Darstellung der Entwicklung des Geistes.*" Fürs Erste möchte Ref. hier bemerken, dafs der Hr. Vf. für die Erkenntnifs, dafs dem Geiste in *concreter* Einheit die Einheit und (ideelle) Einfachheit so gut als die Mannigfaltigkeit und Unterschiedenheit seiner Thätigkeiten zukommt, sich sehr gut und noch besonders in Uebereinstimmung mit der sonstigen Popularität seiner Darstellung schon auf die *Erfahrung* eines jeden Selbstbewufstseins und seine unmittelbare Selbstgewifsheit hätte berufen können. Es ist ihm, im Vorhergehenden, blofs ein gewisses Gefühl, welches von einer Zerreissung des Geistes nichts wissen will und sich dagegen sträubt, die Einheit und Einfachheit der Seele aufzugeben, wenn gegen die Abstractionen der rationalen Psychologie die Erfahrung mit ihrer Fülle streitet, „die uns viel mehr darstellt, als ein solches einfaches Wesen." Allein diese Einheit und Einfachheit ist ebenso sehr und noch viel mehr jene *concrete* Einheit eine Thatsache der Erfahrung, welche jedes selbstbewufste Ich (und *aufser* diesem wird doch die Erfahrung nicht gemacht werden sollen) in jedem Augenblicke in sich finden und bewähren kann. Ich verhalte mich empfindend, anschauend, vorstellend, denkend, wollend u. s. w., weifs mich auf eine solche bestimmte Weise thätig, und unterscheide auch diese verschiedenen und wechselnden Zustände noch von Mir selbst, von meinem einfachen Ich, welches ebensowohl in einen derselben übergehen, auf eine bestimmte Weise sich verhalten, als auch von jeder dieser Bestimmtheiten wieder abstrahiren und ganz auf einfache Weise, als allgemeines, nicht besonders bestimmtes Ich, sich nur zu sich selbst, in einfacher Sichselbstgleichheit, verhalten kann. Bin Ich aber auch auf eine besondere Weise thätig, so weifs ich das, was ich bin, diese besondere Bestimmtheit meiner Thätigkeit, wenn auch als etwas Unterschiedenes, weil Bestimmtes, doch nicht als etwas von Mir selbst Unterschiedenes, nicht als etwas Abgetrenntes, — denn Ich bin es selbst, — sondern weifs mich darin vollkommen mit mir identisch, als Eines und dasselbe Ich. Ich negirt selbst seine besondern Unterschiede und Bestimmtheiten, indem es entweder davon abstrahirt, was es augenblicklich kann, und sich in sich zurückzieht, oder von der einen Thätigkeit zu einer andern übergeht, hört aber nie auf, weder in einer seiner besondern Thätigkeiten, noch in solchem Uebergehen von einer zur andern, in der Continuität und Einheit mit sich zu bleiben, bei sich selbst zu sein. Und die weitere Entwicklung zu den höheren psychologischen Stufen würde ebenso, und zwar nicht minder erfahrungsmäfsig, wenn z. B. die concrete geistige Thätigkeit des Künstlers, Dichters, des Staatsmannes oder Feldherrn, des wissenschaftlichen und philosophischen Denkers, zum Gegenstande der Selbsterfahrung gemacht wird, zeigen können, wie das Ich des subjectiven Geistes keineswegs genöthigt ist, sich jedesmal nur auf *eine* seiner Thätigkeiten zu beschränken, sondern auch mehrere niedere in einer höheren vereinigt und derselben untergeordnet zu haben vermag, wie das Denken z. B. auch Gefühl, Vorstellen,

Digitized by Google

Phantasie u. s. w. sich gegenwärtig halten kann, ja wie der Geist in seiner höchsten Energie und tiefsten Intensität fast alle seine sonst besondern Thätigkeiten auf einen Punct und in einem Acte zu concentriren fähig ist und eben darin sich auf das Höchste als Subject zeigt. Es ist mithin schon in der gewöhnlichen Erfahrung des Selbstbewufstseins diefs vorhanden, dafs Ich ebensowohl Eines und einfach, als in sich selbst unterschieden und mannigfaltig, oder richtiger, dafs es weder nur das Eine noch nur das Andre, sondern beides zugleich und in concreter Einheit ist. Und es kann auch wohl gar nicht fehlen, dafs das, was der Geist seinem innersten Wesen und Begriffe nach ist, diese Idealität und Negativität, wornach er aus seiner unendlichen Möglichkeit sich selbstthätig in sich unterscheidet und bestimmt, jede Bestimmtheit aber auch selbst wieder negirt und aufhebt, keine zu etwas Fixem in ihm werden läfst, sondern alle in Beweglichkeit und Flüssigkeit und in der lebendigen Einheit mit sich, als blofse Momente seiner Totalität, erhält und durch alle seine Unterschiede hindurch sich selbst continuirt und das eine, mit sich identische, allgemeine Wesen bleibt, — es kann nicht fehlen, dafs Alles diefs nicht auch in aller Erfahrung und in jedem Momente seines subjectiven Lebens hervortreten und überall dem Selbstbewufstsein gegenwärtig werden sollte. Nur der Eigensinn eines abstracten Verstandes ist es, der dieses nicht sieht, der auch den Geist, wie wenn er ein materielles Ding, wie wenn er Holz oder Stein wäre, behandelt, und, indem er einerseits die Einheit des Ich, andrerseits seine Fülle und Mannigfaltigkeit, seine Unterschiedenheit in viele besondre Thätigkeiten, jede für sich hartnäckig fest und auseinander hält, die Lösung dieses Widerspruches, wenn es anders im Geiste ein Widerspruch ist, nicht im Wesen desselben selbst findet, und die äufserste Unwahrheit der äufsern Abstraction, in welche er mit seinem einseitigen scharfsinnigen Trennen verfällt, noch für speculative Philosophie ausgiebt. Uebrigens wird hiebei von selbst auffallen, wie das selbstbewufste Ich, in der geschilderten concreten Einheit seiner Unterschiedenheit und Besonderheit mit sich und in der negativen Rückbeziehung auf sich in seiner Bestimmtheit, formell und subjectiv gar nichts Anderes ist, als was der logische Begriff, der umgekehrt am Ich sein nächstes und bestes Beispiel hat. — Sodann scheint es zwar, als ob dem Geist, wenn er „nicht als ein Seiendes" betrachtet werden soll, die Kategorie des *Seins* überhaupt vom Hrn. Vf. abgesprochen werde; allein es ist diese Behauptung, wie sich sogleich aus der folgenden Erklärung ergiebt, blofs auf das *Da-* oder *Etwas*-sein und noch näher darauf zu beschränken, dafs der Geist kein *Ding* und nicht schon ein für sich *Fertiges* sei. Vielmehr, „was von allem Lebendigen gilt, das gilt auch vom Geist. Der Geist *ist* nicht, d. h. er ist über das ruhige Dasein erhaben, ist wesentlich Thätiges, Lebendiges, d. h. sich selber Erzeugendes." Das Lebendige, heifst es vorher, „hat kein *Dasein*, weil es viel mehr hat als diese ruhende Existenz. — Man sagt allgemein, dafs das Lebendige sich *erhalte*; nun heifst aber sich erhalten nur, sich produciren; was sich aber erst producirt, kann doch nicht schon über alles Producirtwerden erhaben — *sein*." Nur die rationale und empirische Psychologie haben beide, hierin einig, den Geist so unrichtig gefafst und ihn in die niedere Sphäre des ruhenden fertigen Daseins und Ding-Seins herabgezogen, eben damit ihn aber auch für die wissenschaftliche Betrachtung getödtet. Da mithin dem Geist, wenn er gleich kein Ding und kein Seiendes in diesem Sinne ist, doch Sein und Dasein nicht überhaupt abgesprochen werden sollen, so wenig als allem sonst Lebendigen (der Geist ist vielmehr und allein das Absolut-Wirkliche) und der Sinn des Hrn. Verfs. nur darauf geht, dafs solche Kategorien noch keineswegs das Wesen des Geistes erreichen und erschöpfen: so kommt für das Weitere Alles auf den Begriff der *Entwicklung* an, den der Hr. Verf. zunächst dem Geiste vindicirt, den dieser zunächst aber auch noch mit allem übrigen Lebendigen theilt. Wie es dem Vf. gelingt, weiterhin den Geist, wie über die Dingheit, so auch über Pflanze und Thier zu erheben, wird sich in der Folge ergeben. Der Begriff der Entwicklung aber wird folgendermafsen angegeben: „Ein Solches nun, dessen Wesen der Art ist, dafs es verschiedene Bestimmungen erhält, dabei aber immer dasselbe bleibt, oder, welches, indem es sich in diesen verschiedenen Bestimmungen zeigt, nicht zu einem Andern wird, noch auch eine Veränderung von Aufsen erleidet, sondern nur seine eignen Bestimmungen heraussetzt, ein Solches nennt man ein sich *Entwickelndes*. Was sich entwickelt, verändert sich allerdings, es ist nachher *anders* bestimmt als früher, aber als was es nachher

Digitized by Google

bestimmt ist, ist nicht eine von aufsen heran gekommene Bestimmung, sondern seine eigne ihm innewohnende Bestimmtheit. Es ist wohl anders geworden, aber nicht ein Anderes. Es ist, indem es sich entwickelt hat, nur zu dem *geworden* (oder als das gesetzt), was es *an sich* (oder der Bestimmung nach, der Möglichkeit nach) bereits *war*." Nur dadurch, dafs man den Geist als sich *Entwickelndes* fafst, werden die beiden und einander entgegengesetzten Einseitigkeiten der rationalen und der empirischen Psychologie vermieden, wie hiernächst dargethan wird; von dieser Fassungsweise selbst aber heifst es: „Sobald man den Geist als ein sich Entwickelndes betrachtet, so wird auch dem sein Recht widerfahren, dafs der Geist nur *einer* ist; denn es tritt nichts in ihn hinein, es wird also die einfache Homogeneität seines Wesens nicht turbirt; aber diese Einheit ist nicht mehr eine nur abstracte, die jede Vielheit von sich ausschliefst, sondern der Geist wird *so* Einer sein, wie jedes Lebendige eben die Einheit oder das System vieler verschiednen Organe und Functionen ist." Und die Geisteslehre wird hiernach, indem sie die Entwicklung des Geistes darstellt, das Richtige so treffen, „wenn sie in allen verschiednen Vermögen u. s. w. Entwicklungsstufen des *einen* Geistes erkennt, andrerseits aber auch, eben weil es Entwicklungs*stufen* sind, die Verschiedenheit derselben agnoscirt." In dieser ganz richtigen Angabe dessen, was Entwicklung ist und heifst, und wie sie alles Lebendige gemeinsam hat, finden wir denn auch der Sache nach, wenn gleich vom Hrn. Vf. selbst, vielleicht absichtlich, der Ausdruck noch vermieden wurde, die vorher erwähnte *Negativität*, welche in jedem lebendigen Organismus und schon in jeder Pflanzenentwicklung sich darstellt. Denn jeder Entwicklungsprocefs ist in dem Heraussetzen und Herausbilden seiner organischen Glieder ein fortwährendes *Negiren* und Aendern und Verdrängen der frühern Bestimmungen und Formen, nichts bleibt unmittelbar und gewinnt Selbstständigkeit für sich; was eben war und die Gestalt bestimmte, ist in dem Folgenden, worein es unter- und übergieng, nur noch als ein *Gewesenes* erhalten und aufgehoben; und diese negirende und negirend schaffende Thätigkeit kann nur dann zunächst zu ihrer Ruhe kommen, wenn das alle diese besondern Bestimmungen und Entwicklungen in sich fassende Ganze sich selbst in seiner Totalität erreicht und in seiner Realisirung seinen Begriff erschöpft hat. Schon in der Natur bricht überall und am vollkommensten eben in der organischen Lebendigkeit diese von der Negativität unzertrennliche Idealität hervor, welche die Unmittelbarkeit und Aeufserlichkeit des Seins aufhebt und zur Unwahrheit macht, indem sie es der Macht des Begriffes unterwirft und als ein nur Gewesenes und nicht für sich Festes, als ein nur Schwebendes und nach innen Reflectirtes, nicht von sich aus Geltendes, nur als ein Moment und Glied, das nicht sich selbst angehört, in das Ganze zurückschlingt und in ihre, durch alle Negation nur sich selbst gleiche Innerlichkeit auflöst. Ihre höchste Spitze für die Natur erreicht diese Idealität in der Seele und Empfindung des Thiers, ist aber so noch nicht *Geist*.

Ehe nun der Hr. Vf. in §. 4—7. näher auf den Begriff des Geistes selbst und seinen Unterschied von der Natur eingeht, sucht er noch in §. 3. zu zeigen: dafs, ungeachtet die philosophische Geisteslehre die Entwicklung des Geistes darzustellen hat, sie doch darum keine *Geschichte* der Seele, sondern eine Darstellung der *nothwendigen* Entwicklung (Dialektik) des Geistes sei, desgleichen auch ihre Methode darum nicht die genetische, ebenso wenig construirend, sondern dialektisch oder begreifend. Den Grund, warum sie keine Geschichte der Seele sein dürfe, so wie den Unterschied der Geschichte von derjenigen Entwicklung, welche die Geisteslehre als philosophische Disciplin fordere, setzt er darein, dafs die Geschichte nur die *in der Zeit* sich manifestirende, nur *in der Zeit folgende* Entwicklung der Seele (blos als ein äufserlich Geschehendes), ohne Beweis der Nothwendigkeit, *warum* die Seele gerade diese und jene Bestimmungen und Gestalten durchläuft, darstelle, daher die ganze Lehre von der Entwicklung zu einer blofsen, auf Treu und Glauben anzunehmenden Versicherung werde, so dafs *hierin* die Darstellung der Geschichte der Seele gar nicht sichrer als die gewöhnliche empirische Psychologie stehe, eben weil die Entwicklung selbst nicht begriffen, d. h. nicht als nothwendig erkannt wird. Ueber Schuberts Geschichte der Seele, welche der Vf. hier wohl besonders im Auge hat und auch in Parenthese nennt als eines von denjenigen psychologischen Werken, durch welche der

Digitized by Google

Anforderung, die Geisteslehre als eine Darstellung seiner Entwicklung zu fassen, entsprochen werden soll, würde wohl viel zu sagen seyn, wozu hier der Raum nicht ist, so sehr Ref. darin mit Hrn. E. einverstanden ist, dafs dieses Werk eine in vieler Hinsicht vortreffliche Psychologie sei. Gerade der Name *Geschichte* aber scheint Ref., so sehr es auch der Geist und nur allein der Geist ist, der eine Geschichte im eigentlichen Sinne hat, doch für die Darstellung in diesem Werke nur in dem Sinne zu passen, wie man auch von einer *Naturgeschichte* spricht, deshalb, weil gerade die eigentliche *Entwicklung* fehlt und nur eine Beschreibung des *Seienden*, nicht eine Darstellung des sich durch die eignen, aus dem Innern heraustretenden Bestimmungen seines Begriffes, durch seine verschiednen Stufen und Gestalten lebendig Fortbewegenden geliefert wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXIII.

Tsian-dsü-wen sive Mille Litterae ideographicae. Opus Sinicum origine, cum interpretatione Koraiana. In peninsula Corea impressum. Leiden, 1833. 4.

Ein lithographirter chinesischer Text, mit beigefügter japanischer und koreanischer Uebersetzung. Das Original befindet sich in der grofsen Sammlung japanischer und koreanischer Werke, die unser berühmter Landsmann Siebold mit nach Europa gebracht hat.

Das Buch *Tsian-dsö-wen* — wörtlich *„die tausend Schriftzeichen,"* weil es gerade so viele, unter sich verschiedene Charaktere zählt — ist eigentlich zum Besten der Jugend geschrieben. Man schätzt es in China fast so hoch, wie das bei uns noch bekanntere *San-dsö-king.* *) Von den tausend Schriftzeichen des Tsian-dsö-wen bilden alle Mal *acht* einen Satz, und alle diese ebenmäfsigen Sätze, oder, wenn man will, *Verse*, haben einen gleichen, durch das Ganze sich ziehenden Endreim. Der Verf. hat aber, wie schon angedeutet, dafür gesorgt, dafs ein und dasselbe Schriftzeichen nicht wiederkehrt. In einer Sprache, die jeder Bezeichnnng grammatischer Verhältnisse sich entrathen kann, und aufserdem für die meisten Begriffe mehrere vollkommen sinngleiche Charaktere besitzt, sind Kunststücke dieser Art leichter zu bewerkstelligen, als in den meisten übrigen Sprachen.

*) S. die Recension des Neumann'schen „Lehrsaals" in den J. f. w. K., Dezember 1836, N. 102—103.

Als Probe von der Einrichtung des Tsian-dsö-wen lassen wir einige Sprüche desselben folgen:

Han lai, schü wang;	Wenn der Frost kommt, so weicht die Hitze;
Tsieu scheu, tung *tsang*.	Was man im Herbste ärndtet, verwahrt man für den Winter.
Yün theng, dshi yü;	Wenn Wolken aufsteigen, so giebt es Regen;
Lu ki, wei *schuang*.	Wenn der Thau friert, so entsteht Reif.
Hai hian, ho tan;	Das Meer ist salzig, der Flufs ist salzlos;
Lin tsian, yü *tsiang*.	Die Fische schwimmen und die Vögel fliegen.
Kin seng Li-schui;	Gold erzeugt sich im Wasser *Li*;
Yŏ tschu Kuen-*wang*.	Der Jaspis kommt vom Berge *Kuen.* *)

Die japanische Interlinear-Uebersetzung ist in sehr lesbarem *Kata-kanna*, von welcher Schrift-Gattung wir in unserer Anzeige des *Zi-lin-gyok-ben* bereits geredet. Nicht minder deutlich und schön sind die koreanischen Wörter geschrieben, die man mit Hülfe des im „Nippon" mitgetheilten Alphabetes ohne Anstofs lesen kann. Wir verdanken unserem Landsmanne Gützlaff einen Artikel „On the Corean language," (Asiat. Journal, 1833. B. XI.) in dem er uns jedoch weniger die Sprache selbst zergliedert, als von ihrer innigen Verwebung mit dem Chinesischen und von der Menge Wörter spricht, die den Koreanern aus China zugeflossen sind. Der vorliegenden Uebersetzung nach scheint das Koreanische eine wesentlich monosyllabische Sprache zu sein, wogegen einzelne Wörter, wie *haadl*, *Himmel*, *kiëtsum*, *Hungersnoth* u. s. w. wohl nichts beweisen können.

Anlangend die *Schrift* der Koreaner, so darf man diese, wenn sie gleich auf ein japanisches Syllabar basirt sein sollte, doch als eine ganz selbständige Erfindung betrachten; denn sie ist *wahre Buchstabenschrift.* Während der Japaner eine Anzahl symbolischer Charaktere in Silbenzeichen umschafft, die durch kein verwandtschaftliches Band mit einander verkettet sind, zerlegt der Koreaner das Lautsystem in seine *Elemente* (Vocale und Consonanten). Die Vocale stehen theils über, theils unter dem Consonanten, theils werden sie ihm rechts oder links beigeordnet. Es scheint nur Eine Art dieser Buchstabenschrift zu geben. Sehr häufig machen die Koreaner von den chinesischen Charakteren Gebrauch, wie andere, durch das „Volk des Mittelreichs" civilisirte Völker.

W. Schott.

*) Unter kuen ist das Gebirge kuen-lün zu verstehen, welches zwischen Tübet und dem Chinesischen Turkestan sich hinzieht.

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältniſs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung.)

So reichhaltig Schuberts Werk an gelehrten Materialien, an Thatsachen und Erscheinungen, an herrlichen Schilderungen, an tiefen Ahnungen wie an erhebenden und das geistige Auge von auſsen nach innen, von unten nach oben wendenden Lichtblicken ist: so ist es doch mit diesen religiösen Betrachtungen und frommen Erhebungen, die da und dort immer nur auf das Eine und Innere, auf das Wahre, Ewige, Göttliche hinweisen, wie mit den Punkten einer Peripherie, deren unzählig viele sich unterscheiden lassen, von denen allen aber nur der eine und nämliche Radius in das Centrum führt. Wie man auch in der Hierarchie sagt, daſs alle Wege nach Rom führen, so ist nichts im ganzen Universum, worin die Betrachtung nicht augenblicklich eine tiefere Bedeutung finden, und woran der Blick nicht abgleiten, sich nach innen oder oben wenden und auf Gott richten könnte. Zwischen den verschiedenen Punkten selbst aber ist, die sie äuſserlich zusammenreihende Linie ausgenommen, kein Zusammenhang, wie ihn nachzuweisen Sache der Wissenschaft wäre, und braucht auch keiner zu sein; denn es ist nur das Eine, was überall als dasselbe sich offenbart und zur Erscheinung kommt, und was mehr fromm geahnet als erkannt wird. Abgesehen daher etwa davon, daſs der Menschengeist oder die Seele die entgegengesetzte Beschaffenheit einer Richtung nach oben und einer nach unten in sich hat, erfährt man auch bei aller Fülle des Beschriebenen und Geschilderten doch in dem ganzen Werke nicht, was denn eigentlich Geist und Seele sind. —

Wir übergehen der Kürze wegen, was vom Hrn. Vf. nun noch ferner über die Methode, insofern sie die Entwicklung des Geistes in ihrer eignen innern Nothwendigkeit darzustellen hat, über das Hervorgehen dieser Nothwendigkeit aus dem Gegensatze, der als innerer Widerspruch *Trieb* und das Vermittelnde jeder Entwicklung ist, desgleichen über den Unterschied dieser dialektischen, nur die eigne Dialektik des Gegenstandes darstellenden Methode von der nur sein zeitliches äuſseres Werden, nicht die in seinem Begriffe liegende ewige Selbstentwicklung, darthuenden geschichtlichen Behandlung und genetischen Betrachtungsweise, ebenso über den Unterschied von der geometrischen construirenden Methode, welche an Nothwendigkeit und Evidenz von der dialektischen noch übertroffen wird, so wie endlich über eben diese dialektische Methode, insofern sie als begreifende das Wissen a priori und a posteriori in sich vereinigt, sehr gut und treffend dargethan und beigebracht wird, und bemerken nur noch, daſs in den zur Erläuterung theils von der Entwicklung organischer Naturproducte, theils aus der Welt des sittlichen Geistes und sonst hergenommenen und erörterten Beispielen nun auch dasjenige immer klarer und deutlicher hervortritt, was Ref. bereits selbst über den Gang des Entwicklungsprocesses vorgreifend angeführt hat, und daſs besonders noch die Erhebung des Gegenstandes von den niedern zu seinen höhern, zugleich reicheren und concreteren Entwicklungsstufen, welche die Wahrheit der verlassenen früheren Stufen sind, so wie der Sinn dieser und ähnlicher philosophischer Ausdrücke eine sehr lichtvolle und gelungene Erklärung erhält. In der Anwendung des über die Methode Gesagten auf die Entwicklung und eigne Dialektik des Geistes, deren *Nach-*

Digitized by Google

machen und *Nach*denken blos die wissenschaftliche Darstellung ist, wird dann zuletzt theils der Aufnahme der Erfahrung ihr Recht in der *begreifenden* Methode gesichert, inwiefern das in der Erfahrung Vorgefundene auch als nothwendig erkannt werden muſs, und ein Nothwendiges der Lehre, welches durch die Erfahrung keine Bestätigung erhielte, nur ein Fehler des Denkens und Irrthum der Lehre sein würde, theils überhaupt angegeben, wie die philosophische Geisteslehre zu zeigen habe, wie schon im Wesen des Geistes alle seine Manifestationen liegen als der Entwicklung entgegengehende Keime. —

„Die philosophische Geisteslehre hat zuerst den Begriff des Geistes aufzustellen". (§. 4.) Der Forderung, vollständig zu sagen, was denn der Geist sei, kann zwar, eben weil der Geist ein sich Entwickelndes und für die Erkenntniſs erst am Schlusse der Geisteslehre sich in seiner Totalität und Wahrheit Vollendendes ist, nicht im Anfange Genüge gethan werden; allein da doch zur vorläufigen Antwort etwas Bestimmtes über den Geist ausgesagt werden muſs, und zwar etwas, was nicht blos von seiner letzten, sondern von allen Entwicklungsstufen, die er durchläuft, als wahr und richtig gilt, was mithin, indem es ein *Fixirtes*, Bestimmtes ist, doch zugleich jenem *Flieſsenden*, sich Entwickelnden entspricht: so wird dieser Forderung durch dasjenige entsprochen, was *Begriff* genannt wird, der als innerstes Wesen eines Gegenstandes etwas ganz Bestimmtes und doch nicht etwas Todtes oder Ruhendes, sondern erst sich Realisirendes ist; am Ende seiner Entwicklung entspricht der Gegenstand seinem Begriffe. „Den Begriff des Geistes aufstellen heiſst darum: dasjenige zum Bewuſstsein bringen, was die eigentliche Bestimmung des Geistes ist, und was eben, weil es seine Bestimmung ist, *nie* von ihm abgelöst werden kann, was er eben darum auf der untersten Stufe seiner Entwicklung schon *ist*, und auf seiner höchsten Entwicklungsstufe *werden soll*." Dieſs geschieht (§. 5.), „indem sein Verhältniſs zur Natur betrachtet wird. Diese Betrachtung zeigt, daſs sein Begriff ist, *Negation der Natur*, d. h. Freiheit zu sein. Dieses entspricht dem Interesse sowohl des Dualismus als des Monismus." Der Geist hat (wenigstens wie er sich findet) die Natur zu seiner Voraussetzung, eben damit die Wissenschaft vom Geiste den Begriff der Natur. Da der Geist in seinem Unterschiede von der Natur, oder darin, daſs er *nicht* Natur ist und sie selbst negirt, seine erste und eigene Bestimmtheit (wie umgekehrt auch die Natur durch ihr *Nicht*-Geistsein) hat, und aus dieser Negation erst das positive Wesen des Geistes, die Freiheit, emergirt: so kommt es auch für die Erkenntniſs zunächst auf den Begriff der Natur und die Angabe wenigstens ihres allgemeinen Wesens an. Der Hr. Vf. thut dieses nun damit, daſs er, Hegels Definition der Natur folgend, das wesentlich Unterscheidende hervorhebt, indem er anführt: wie in der Natur zwar Vernunft, Gedanke, göttlicher Gedanke und göttliche Weisheit, dieser Gedanke aber als ein entäuſserter, äuſserlich gewordener sei, die Form seiner Existenz in der Natur das *Auſsereinander* (Zeit und Raum), oder der Gedanke im Auseinandergetretensein seiner Momente, in zeitlicher und räumlicher Existenz, der Gedanke, wie er auſser sich gekommen, nicht bei sich selber ist, und der nur gedacht *wird*, nicht aber sich selbst denkt; wie dann ferner die Natur, eben weil ihr Wesen, die Weise dieses Auſsersichseins, dem Begriffe des Gedankens nicht entspricht, selbst das stete Streben erkennen lasse, die Form des Auſsereinanders abzustreifen und zu sich selbst zu kommen, indem die schwere Materie fortwährend ein Centrum sucht, jedoch nie erreicht, ja vielmehr, wenn der Natur dieses Streben gelänge, sie aufhören würde, räumliche Existenz, d. h. Natur zu sein: so daſs mithin zum Wesen der Natur, des räumlich existirenden Gedankens, noch dieser Widerspruch gehört, stets nach etwas (dem Centrum) zu streben, was sie doch nie erreichen kann, ohne sich selbst als Natur aufzuheben. „Die Natur ist also der erstarrte Gedanke, der nicht dazu kommt, sich zu finden, bei sich zu sein." Kommt aber in der Natur der Gedanke wirklich zu sich, so ist eben damit die Natur aufgehoben, der Geist eingetreten. „Zu dieser Aufhebung (Idealität) des Auſsereinanders, zu welcher es in der Natur nicht kommen kann, kommt der Gedanke in der Sphäre des Geistes, ja der Geist ist selbst nichts Anderes als diese Idealität, daſs das Auſsereinander negirt ist. So ist das Wesen des Geistes, Negation der Natur zu sein, und eben als sie aufhebend, ihre *Wahrheit*. War nun das Wesen der Natur Auſsersichsein, so ist das Wesen des Geistes *Beisichsein*. Der Geist sucht nicht sein Centrum, sondern hat es gefunden, ist Bewuſstsein, Ich; so ist

Digitized by Google

er nicht nur gedachter, sondern zugleich sich und Anderes denkender Gedanke. Wir sind (göttliche) Gedanken, die zugleich denken, sind Subject und Object des Denkens zugleich." (Wir, der Mensch und endliche Geist, konnte der Hr. Vf. hier noch hinzusetzen, wir haben diesen hohen Beruf, in der Schöpfung und im Universum dieser Wendepunkt zu sein, in welchem die aus sich herausgetretene, in die Aeufserlichkeit einer Natur und sichtbaren Welt übergegangene ewige Idee ihre Rückkehr in sich beginnt; was in der Idee des absoluten Geistes, in der göttlichen Ewigkeit nur ein Moment, gleichsam nur ein Augenblick ist, zum ersten Moment des ewigen Erschaffens der Welt der andre, die Wiederherstellung und Zurücknahme der Idee aus ihrem Anderssein, die Rückkehr des ewigen Begriffs aus seinem Verluste, die ewige Versöhnung der Natur im Geiste, der damit erst wahrhaft Geist ist: dieser Moment sind für die Erscheinung und für das endliche Verhältnifs *wir*, der Mensch, wir dieser Punkt des Uebergangs der Natur zum Geiste, der ihre Aufhebung, ihre Idealität und Wahrheit ist; und durch diese Stellung und Bedeutung, die der Mensch im Weltganzen hat, ist ihm zugleich seine Aufgabe gesetzt und vorgezeichnet, die Rückkehr zu Gott und die Versöhnung mit Gott, als das Werk seiner Freiheit, womit der menschliche Geist auch selbst erst zu seiner Wahrheit kommt.) „Ist dies aber (fährt der Vf. fort) das Wesen des Geistes, so kann als sein Begriff nichts Anderes angegeben werden, als dies Insichsein oder Beisichsein, d. h. die Freiheit. *Der Begriff des Geistes ist Freiheit*, weil er bei sich ist." Und nur dieses Beisichsein, diefs, dafs nichts *Fremdes* in uns hineindringen kann, und bei und in Allem der Geist sich selbst nicht verliert, soll hier, wie weiter bemerkt wird, unter Freiheit verstanden werden, wenn gleich die Freiheit weiterhin sich näher und verschieden bestimmt, als formelle, als sittliche Freiheit u. s. w. Ist aber die Freiheit der Begriff des Geistes, so kann auch die ganze Entwicklung des Geistes kein anderes Ziel haben, als sich frei zu *machen*, und die philosophische Geisteslehre als die Darstellung dieser Entwicklung hat hiermit nichts Anderes zu geben als die *ewige* Befreiungsgeschichte des Geistes. (Wenn hiebei bemerkt wird, dafs durch den Beisatz: ewig, nur die in „Geschichte" liegende Zeitbestimmung neutralisirt werden soll: so möchte andrerseits doch nicht zu verkennen sein, dafs, wenn auch die Sache insofern ewig, als in der ewigen Natur und im Begriffe des Geistes gegründet ist, doch die Befreiung selbst in die Zeitlichkeit fällt, und der Geist, der erst von der Natur herkommt, eben darum noch *endlicher* Geist ist, weil er von der Natur, mit der er noch behaftet, sich erst zu befreien und die Natur zu überwinden hat.) Diese von Stufe zu Stufe sich steigernde Befreiung ist die eigne Dialektik des Geistes, welche die Wissenschaft darstellt, die „in allen den verschiednen Manifestationen des Geistes (jenen Kräften oder Vermögen) Stationen jener Entwicklung, d. h. immer mehr gelingende Befreiungsversuche (besser: Befreiungsacte, Negationen der Natur und Unmittelbarkeit) wieder zu erkennen hat."

Ref. findet dieser bisher mitgetheilten Darstellung des Hrn. Vfs., die er nur mit geringen Einflechtungen unterbrach, nichts Erhebliches entgegen und nur Einiges noch zuzusetzen. Die Begriffsbestimmungen des Geistes lassen sich mehr oder minder speculativ, mehr oder minder in der Tiefe und durchgreifenden Wichtigkeit ihrer Bedeutung fassen. Dem Hrn. Vf. ist es vornehmlich um Klarheit und Verständlichkeit zu thun gewesen. Zu den angeführten wesentlichen Bestimmungen: Negation der Natur, Negation des Aufsereinander und Aufsersichseins, In- und Beisichsein, Idealität und Freiheit, deren jede den *ganzen* Geist nur von einer andern Seite der Beziehung betrifft, und von denen die Freiheit die höchste positive, die Negation in sich schliefsende, Bestimmung ist, könnten noch: die Identität mit sich oder die in allem Unterscheiden und Anderswerden sich erhaltende Sichselbstgleichheit, die unendliche Allgemeinheit, die absolute und ursprüngliche Thätigkeit, die Negativität nicht blos gegen die Natur, sondern in und gegen sich selbst, die Fähigkeit, von Allem, von jeder Bestimmtheit, ja von dem Dasein selbst zu abstrahiren und doch unverwüstlich sich in sich selbst, in seiner Innerlichkeit zu erhalten, die Selbstoffenbarung und Selbstverwirklichung seines Wesens für sich aus seiner unendlichen Möglichkeit, oder das Sichselbsthervorbringen des Geistes für sich im Wissen, wodurch er sich, das, was er nur *ist*, auch zu seiner eigenen That, zum eignen Producte und Resultate seiner unendlichen Thätigkeit macht, oder wodurch er das Fürsichsein der Idee, welches er schon an sich, in seinem Begriffe, ist, (die Natur *ist*

Digitized by Google

blos die Idee, aber nicht *für sich*, sondern für den Geist), auch wirklich *für sich wird*, und so *Subject* seiner Substanz ist, u. s. w. — alle diese Bestimmungen mithin könnten, wenn vom Begriffe des Geistes die Rede ist, noch hinzugefügt oder vielmehr nur besonders hervorgehoben werden, indem sie alle unzertrennlich in dem einen Begriffe des Geistes enthalten und nur nach verschiednen Seiten der Fassung und Beziehung Auslegungen desselben sind. Denn der Begriff des Geistes ist von allen Begriffen eben selbst der höchste, an Bestimmungen reichste, alle andern Begriffe umfassende und in sich schliefsende Begriff, weil er selbst der absolute Begriff ist, der als absoluter Geist auch in seiner Absolutheit und absoluten Unendlichkeit gefafst wird. Allen jenen Bestimmungen aber und besonders dem in ihnen ausgesprochenen Positiven oder Affirmativen liegt die *Negativität* zu Grunde, auf welche daher auch alle Folgen, Wirkungen oder Resultate derselben sich zurückführen lassen. Die absolute Negativität ist aber, positiv ausgedrückt, selbst nichts Anderes als die absolute Selbstthätigkeit und Lebendigkeit, wie es umgekehrt keine Thätigkeit und Lebendigkeit ohne Negativität giebt. Der Geist ist das Allerlebendigste und absolute Lebendigkeit, eben weil er die absolute Negativität selbst ist. Die Hauptsache aber und dasjenige, worin diese Negativität sich in ihrer absoluten und unendlichen Energie zeigt, besteht darin, dafs der Geist sich nicht blos in sich unterscheidet und hiemit in besondere Bestimmtheiten und Zustände seines Wesens und seiner Thätigkeit übergeht, sondern dafs er auch sich total von sich selbst unterscheidet, sich sich selbst gegenüber stellt und gegenständlich wird, hiemit sich selbst ein Andres wird und dieses Andre für sich, Object und Sein für sich als Subject und Wissen (denn das Wissen ist nur dieses Unterscheiden, in welchem ich mir selbst ein Andres, ein Sein, für mich, oder diefs setze, dafs ein Andres für mich ist, ein Unterscheiden, zu welchem alle Kraft und Production der Natur, die nur das blofse *Sein* für sich hat, nicht hinanreicht), und dafs er doch dieses Andre auch, in welchem er sich nicht verliert, mit seiner Selbstheit erreicht und umschliefst, und in demselben bei sich ist. Und ferner auch nicht diefs allein, dafs dasjenige, was der Geist von sich als Andres oder Object unterscheidet, er selbst, sein eigenes Wesen ist, sondern dafs er auch so sich von sich unterscheidet, dafs er seine eigne Negation, dasjenige, was er *nicht* ist, was schlechthin das *Andere seiner* ist, — dafs er die Totalität einer *Natur* sich gegenüberstellt. Was für den absoluten Geist als diese negative Unterscheidung von sich oder als dieses Setzen und Hervorbringen seines absolut Andern, der Idee in der Bestimmung, *nicht* Geist zu sein, der ewige Act des Erschaffens der Natur ist, mit welcher tiefsten Entzweiung auch schon an sich oder im Begriffe der endliche Geist gesetzt ist: das ist für diesen selbst, der die geschaffene Natur schon sich voraus und zu seiner Voraussetzung hat, dieselbe Unterscheidung als das Setzen des Andern für sich, aber zunächst nur für das *Wissen*. Nur für das wissende Wesen ist auch das Sein einer Natur, und nur das wissende Wesen allein hat als das Selbst-sich-unterscheidende diese Macht, welche seiner Idealität angehört, mit sich zugleich und aufser sich und über sich hinaus auch noch ein Andres, das es nicht ist, in seinem Wissen zu haben und zu umfassen, und schon dadurch auch als ein Andres für sich wieder aufzuheben, dafs sein Sein zu einem Gewufsten gemacht, seine Selbständigkeit ihm genommen und es nur als ein Gesetztes, nicht von sich Seiendes, gewufst wird. Die Natur unterscheidet nicht, kann nicht über sich hinaus, und hat kein Wissen weder von sich noch einem Andern. —

Soll nun aber der Begriff des Geistes auf dem Wege des Hrn. Vfs. und wie es dieser Standpunct der Geisteslehre allerdings mit sich bringt, von der Natur aus gewonnen werden, so ist die erste Bestimmung des Geistes, dafs er Negation der Natur ist, und nur sein Negiren der Natur unmittelbar auch seine eigne Entwicklung und Realisirung, sein Zusichkommen und Sichselbstgewinnen in seiner Wahrheit und Freiheit bedingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung).

Es ist hiebei aber wichtig zu bemerken, dafs der Geist von der Natur nicht blos unterschieden *ist*, sondern dafs er *selbst*, durch seine eigne Thätigkeit, das sich von ihr Scheidende und Unterscheidende ist; ferner dafs diese Unterscheidung nicht blos etwa ein Zurücklassen der Natur, sondern als Negation ihr Aufheben und Uebergehen in den Geist, oder von Seite des Geistes ein Insichaufnehmen und Unterwerfen der Natur ist, und zwar nicht blos ideell für das Wissen, sondern, indem der Geist überhaupt die Idealität und Wahrheit der Natur ist, innerhalb derselben auch reell so, dafs die Natur nur zu einem Untergeordneten und Dienenden des Geistes, zu einem ihm Durchgängigen und nur für ihn Geltenden gemacht wird, mithin ihre Selbständigkeit verliert und Alles, was sie ist und hat, nur erst durch den Geist und im Durchdrungensein von ihm Seele und Bedeutung erhält, und auch ihr räumliches und zeitliches Aufsereinander keine Kraft und Bedeutung mehr für den Geist hat. Scheinbar geht der Geist aus der Natur hervor, wie auch der Materialismus ihn als blofses Naturproduct nimmt; hervorgegangen aber macht er sich zum Herrn der Natur und erkennt nicht sie, sondern sich als das Ursprüngliche und die Wahrheit.

Der Uebergang der Natur zum Geiste, der Nothwendigkeit zur Freiheit, mufs sowohl von der Naturseite her als von der Seite des Geistes aus betrachtet werden. Die interessanteste Frage aber, durch welche zugleich der Anfang der anthropologischen Geisteslehre selbst bestimmt wird, ist hiebei diese, welches der Punct sei, auf welchem die Natur als Natur aufhört, indem sie die höchste Spitze ihrer Möglichkeit erreicht hat, und der Geist als Geist beginnt. Es ist nicht genug, den Punct dieses Ueberganges im Allgemeinen als den Unterschied zwischen Thier und Mensch zu bezeichnen; sondern, da der Mensch ebenfalls einen animalischen Organismus hat, nur in höchster Vollendung, schon eingerichtet als Behausung und Werkzeug des Geistes, und die Thiere ebenfalls Seelen haben: so ist der Punct des Ueberganges viel schärfer und genauer zu fassen. Der Hr. Vf. thut dieses auch im Folgenden. Ehe er jedoch dazu kommt, wird von ihm noch der letzte Satz des vorigen §. erörtert, wie die Begriffsbestimmung des Geistes, Negation der Natur, d. h. Freiheit zu sein, dem Interesse sowohl des Dualismus als des Monismus (es sei dieser einseitiger Materialismus oder einseitiger Spiritualismus) entspreche. Gegen das innere Zerwürfnifs, die Inconsequenz und völlig unzureichende Annahme des Dualismus, blos Geistiges und Materielles als absolut verschieden einander gegenüberzusetzen und Eines das Andre völlig von sich ausschliefsen zu lassen, wird beiden einseitigen Formen des Monismus, ihrer Einseitigkeit ungeachtet, (die selbst eigentlich noch auf der dualistischen Grundannahme der absoluten Verschiedenheit der beiden unterschiedenen Substanzen ruht) mit Recht das Zeugnifs gegeben, „dafs sie dem Interesse der Vernunft, in Allem Einheit zu finden, allerdings entsprechen und auf den Ruhm der Consequenz einen gröfseren Anspruch haben, als der Dualismus." Dem Interesse aber, aus welchem der Dualismus hervorgegangen, sei, heifst es, dadurch Genüge geleistet, dafs, indem der Geist als Negation und Wahrheit der Materie bestimmt ist, die Verschiedenheit beider agnoscirt ist; und ebenso dem Interesse des Monismus, dafs, indem der Geist die Negation der Materie, sie nur ideelles Moment des Geistes ist, der Geist sie nicht mehr als ein Selbständiges sich gegenüber hat. „In-

Digitized by Google

dem er alle Materialität *aufhebt*, gibt es kein Aufsereinander für ihn, keine Materie, die ihm *gegenüber* stünde." Einheit und Verschiedenheit sind darin enthalten, dafs der Geist die Wahrheit und „nur die höhere Entwicklug der Natur" ist. „Dies ist er als ihr *Ziel*, jedes Ziel aber ist zugleich *Ende* (finis), d. h. Negation." Der Hr. Vf. hat, scheint es, hier dem Zwecke und Zusammenhange seiner Darstellung es nicht angemessen gefunden, Einheit wie Unterschied von Natur und Geist von dem höheren Standpuncte der Idee anzugeben: als das Eine und Einigende nämlich die Vernunft oder die allgemeine Idee selbst; als den Unterschied aber, der jedoch für den negativen und übergreifenden Geist auch keiner oder ein wieder aufgehobener ist, diefs, dafs in der Natur die *nur* objective Vernunft oder die Idee nur in der Abstraction des *Seins* und der Aeufserlichkeit (wie in der Abstraction des *Denkens* die logische) verwirklicht, der Geist aber zugleich subjectiv und objectiv die Vernunft, oder die Idee auch als *für sich* seiende und sich wissende Idee ist, der sich selbst denkende Gedanke, wie bereits früher vom Verf. selbst gesagt worden. —

Wir kommen nun zu dem bereits erwähnten Uebergangspuncte selbst. (§. 6.) „Um die erste Entwicklungsstufe des Geistes zu fixiren, ist zu betrachten der Uebergang von der Natur zum Geiste. Dieser ergiebt sich uns in der Betrachtung des Gattungsprocesses als des höchsten Naturprocesses. Der Progressus in infinitum, zu dem wir in dieser Betrachtung kommen, führt als zu seiner Wahrheit zum Begriff des Geistes." Die Aufgabe, um welche es sich bei diesem Uebergange handelt, wird zunächst näher dahin bestimmt, dafs die *erste* Weise zu finden sei, in welcher die Freiheit des Geistes sich zeigt, die *erste* Stufe in der Leiter, auf welcher er zur vollkommenen Freiheit hinaufsteigt; der Geist sei hiezu an *dem* Puncte aufzunehmen, wo sich seine Sphäre gegen die Sphäre der Natur abgrenzt; dieser Punct wird die höchste Entwicklungsstufe des Gedankens sein, zu der er sich innerhalb der Natur erhebt, und das, wozu er sich dialektisch aufhebt, bereits eine Weise seiner Erscheinung sein, die nicht mehr innerhalb der Natur sich findet, sondern einer höhern Sphäre angehören; die dialektische Entwicklung aber des *Höchsten*, wozu es innerhalb der Natur kommt, wird dann die *erste*, d. h. niedrigste, weil der Natur zunächst stehende, Gestalt des Geistes ergeben. Das Höchste in der Natur aber ist das Lebendige und in der Sphäre des Lebendigen das Höchste der Gattungsprocefs. Es ist nun zuvörderst wohl für Jeden einleuchtend, dafs, was für das Thier das Höchste ist, die Erhaltung der Gattung durch die Fortpflanzung, für das geistige Individuum, insofern es als Naturwesen ebenfalls in diesen Procefs eingeht, doch nicht ebenfalls das Höchste ist; wie der Geist vielmehr sich weit über diese Natürlichkeit, die er selbst vergeistigt, erhebt und ganz andere Aufgaben seiner Thätigkeit und Verwirklichung hat. Es ist ferner eine bekannte Sache, wie mit dem Processe der Fortpflanzung der Tod der Individuen auf das Innigste zusammenhängt und das Individuum ebendeshalb stirbt und sterben mufs, weil es die Gattung erhält; und als ebenso bekannt darf man wohl auch annehmen, was schon von Vielen (auch von Hegel) erkannt und ausgesprochen worden ist, dafs der Tod des natürlichen Lebens der Hervorgang des Geistes sei, — eine Wahrheit, welche nicht blos für den Anfang der Anthropologie, sondern für alle theoretische und praktische Erkenntnifs, für alle Sittlichkeit und Religion von der durchgreifendsten Bedeutung ist und eben das besagt, dafs der Geist die Negation der Natur und sein Wesen die Freiheit ist. Wir haben nun zu sehen, wie der Hr. Vf. von jenem natürlichen Processe aus sich den Weg zum Geiste bahnt und ihn findet. Seine mit vielen Erklärungen und Erläuterungen eingeleitete und durchflochtene Darstellung der Sache läfst sich in folgenden Hauptmomenten zusammenfassen. Im Gattungsprocesse sind zwei ihn bildende, aber entgegengesetzte Factoren enthalten, welche mit einander in Conflict treten, die Allgemeinheit und die Einzelheit. Keiner von diesen Factoren ist das Moment, welches er ausdrückt, blos abstract, wie überhaupt das Abstracte als solches keine Existenz hat, sondern alles, was existirt, an ihm selbst ein Concretes und Besonderes ist: so das Allgemeine, welches die Gattung ist, schon ein specificirtes Allgemeines, welches das Moment der Vereinzelung an ihm hat, die Unterscheidung in die Geschlechtsdifferenz, wie die Besonderung in Arten; desgleichen das Einzelne, das lebendige Individuum, schon ein verallgemeinertes Einzelnes, Repräsentant und Beispiel (exemplar) der Gat-

Digitized by Google

tung, welche es als seine Bestimmung, sein Gebot und seinen Trieb an sich hat, eben damit nicht mehr ein blos Vorübergehendes, sondern der Vergänglichkeit (welche nur das Einzelne träfe, welches jede Allgemeinheit von sich ausschliefst) enthoben, denn es pflanzt *sich* fort. Jede Seite des Gegensatzes hat schon die andere an sich. „Aber weil nicht jede Seite die andre als ihre eigne Bestimmung weifs, und sich selbst in der andern erkennt, (könnte hier wirklich schon von einem Wissen und Erkennen im eigentlichen Sine die Rede sein, so wäre auch das Gesuchte, der Geist, schon gefunden) deswegen ist bei aller Annäherung (?) beider Seiten die negative Beziehung beider nicht ganz verschwunden, sondern ihr Verhältnifs ist Gegensatz, freilich ein Gegensatz schon Verwandter, d. h. *Procefs*, Gattungsprocefs. Dies negative Verhältnifs findet deswegen Statt, weil die Gattung in dem Exemplar noch nicht sich selbst, sondern nur ihr Beispiel, das Exemplar in der Gattung noch nicht sein Wesen, sondern nur sein Gesetz (das ihm von Aufsen gesetzte) sich gegenüber hat. Wegen dieses Verhältnisses stehen beide im umgekehrten Verhältnifs, so dafs der Sieg der einen Seite die Niederlage der andern, und umgekehrt, ist, und jede nur auf Kosten der andern sich geltend macht." In dem Conflicte selbst steht auf der einen Seite die *Gattung*, die als real und wirksam sich bethätigt, verwirklicht und erhält auf Kosten der ihr gegenüberstehenden und im Getrenntsein der Geschlechter, ihrer Momente, die Existenz der Gattung verhindernden *Exemplare*, indem sie diese nur in den vorübergehenden Momenten der Geschlechtsvereinigung zu sich, zur Gattung, erhebt, dann aber wieder in die Einzelheit und Trennung zurücksinken läfst, somit *als Gattung* keine dauernde Existenz gewinnt; so wie auch das von der Gattung fixirte Produkt der Vereinigung, in welchem sie sich verwirklicht, zwar Anfangs ein geschlechtloses ist, in seiner weiteren Entwicklung aber ebenfalls in die geschlechtliche Einseitigkeit zurückfällt, gegen welche die Gattung sich zwar von neuem zum Kampfe erhebt und den vorigen Procefs und Sieg wiederholt, aber wieder nur mit demselben Erfolge, dafs nur ein einseitig geschlechtliches Exemplar daraus hervorgeht, und so fort ins Unendliche. Andrerseits zeigt sich derselbe endlose Conflict auf der Seite der Exemplare, und zwar darin, dafs sie als verallgemeinerte Einzelne oder in ihrer Beziehung zur Gattung, welche, ohne selbst eine äufserliche Existenz zu haben, doch dem Exemplar als ein äufseres Gesetz, als ein Anderes und Fremdes, gegenüber steht, die Gattung selbst zum Mittel der Steigerung ihres individuellen Daseins (ihrer Befriedigung, Lust) machen wollen, näher und eigentlich jedoch so, dafs jedes Befriedigung suchende Exemplar nicht sowohl die Gattung unmittelbar, als vielmehr das specifisch *Andre* seines Geschlechts, welches Repräsentant derselben Gattung ist, zum Mittel jener Steigerung und seiner Befriedigung und zum Object seiner Begierde macht und so sich unterwirft; statt aber in der nur momentanen Befriedigung die gesuchte Erhöhung seines individuellen Daseins wirklich zu gewinnen, vielmehr das Gegentheil erreicht, indem es der Gattung unterliegt und, wenn nicht dem Tode ganz und gar, doch einem partiellen, der Erschlaffung und Depression, verfällt, aus welcher es sich zwar von neuem zur Begierde erhebt, aber nur so, dafs der Befriedigung wieder die Erschlaffung folgt, (wer von diesem Wasser trinket, den dürstet immer wieder) und so fort in's Unendliche. Diefs der Sinn der Lehre und Darstellung des Hrn. Vfs., welche von der sonstigen speculativen Betrachtung dieses Verhältnisses in einigen Stücken abweicht. Obgleich derselbe die Gattung den Individuen äufserlich gegenüberstellt und sie sogar im Kampfe gegen sie auftreten läfst, um sie ihrem Gesetze zu unterwerfen, als ob die Individuen, die doch selbst in diesem Processe die Steigerung ihres individuellen Daseins suchen, nicht willig dem mächtigen Zuge der Gattung folgten: so sagt er doch selbst schon, dafs die Gattung als solche *keine äufsere* Existenz hat. Und allerdings, wie alles Allgemeine überhaupt nur in den Individuen existirt, so kommt auch die Gattung zur Existenz nur in den Individuen. Sie ist ihr *Ansich*, nicht ein Anderes und Fremdes für sie, sondern ihre *innere* Wahrheit und Macht. Jedes Individuum hat seine Gattung schon in sich und ist an sich mit ihr in Einheit. Aber ebendeshalb, weil es das, was es *an sich* und nur innerlich, was sein Begriff und seine Wahrheit ist, nicht auch schon *für sich* und verwirklicht ist: so ruft dieser innere Widerspruch, und zwar ganz ebenso, wie der Hr. Vf. früher selbst schon den Trieb aus einem Widerspruche erklärte, den Gattungstrieb hervor, den stärksten von allen, eben weil er die Erhebung des Individuums zur Gattungs-

Digitized by Google

allgemeinheit, seiner wesentlichen Wahrheit, betrifft, und nicht, wie Hunger und Durst, seiner Befriedigung nur in Beziehung auf sich als dieses Einzelne gilt. Als natürliches Individuum aber noch der Unmittelbarkeit des Seins angehörig und nicht vermögend, weder die Auflösung seiner Individualität, über welche es sich hinaus erhebt, noch die Gattungsallgemeinheit zu ertragen, in der es verschwimmt, noch auch in der Einheit und Identität seiner Einzelheit mit der Allgemeinheit sich zu halten, (nur der Geist ist diese Einheit und Identität, in welcher das Allgemeine auch *als* Allgemeines im Einzelnen, im Subject, wirklich, und dieses ununterschieden selbst das Allgemeine ist) stürzt es aus dem Himmel seines augenblicklichen Genusses und aus dieser natürlichen Seligkeit ermattet zurück in die vorige Weise seiner unmittelbaren, geschlechtlich getrennten und einseitigen Einzelheit. — Ebenso möchte auch das Verhältnifs der beiden Geschlechter zu einander in ihrer Geschlechtsdifferenz und ihre gegenseitige Ergänzung zu der ihnen gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Gattungseinheit, ein Verhältnifs im höher entwickelten organischen Leben, welches schon rückwärts sein Vorbild im Chemismus in der gegenseitigen Spannung und Befeuerung der differenten chemischen Stoffe zur Neutralisation und Sättigung hat, eine schärfere Fassung oder wenigstens ausgeführtere Behandlung verdient haben, als ihm der Hr. Vf. hat zu Theil werden lassen. Es hat aber in der Darstellung desselben seine volle Richtigkeit mit dem Progressus in infinitum, diesem unaufhörlichen Fortgange stets abwechselnd eintretender entgegengesetzter Bestimmungen, die, weil sie ihre Einheit nicht finden können, sich ins Endlose blos ablösen, so wie damit, dafs das wahrhafte Resultat, wozu dieser Wechsel der Allgemeinheit und Einzelheit sich dialektisch aufhebt, die in der Natur gesuchte, aber nicht erreichte wirkliche Identität beider ist. Die Natur, an die Unmittelbarkeit des Seins gebunden, das sie nicht selbst negiren kann, ohne als Natur sich aufzuheben und über sich hinaus zu steigen, und damit der Nothwendigkeit verfallen, weil frei nur ist, was sich selbst befreien, d. h. sich von sich selbst unterscheiden und seine Unmittelbarkeit negiren kann, — die Natur kann das Allgemeine, den Gedanken und Begriff, ihre innere Wahrheit und Macht, die innerlich verborgne Vorsteherin und Lenkerin all ihrer Productionen und Entwicklungen, auch nur natürlich, d. h. unvollkommen in der Weise des unmittelbaren Seins, zur Existenz und Erscheinung bringen. In aller Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde, dieser vermeintlichen Freiheit, durch welche sie, um ihrem inneren Soll Genüge zu thun, in eine endlose äufserliche Vielheit von einzelnen Existenzen auseinander geht, die alle ihren Begriff in sich tragen, aber nicht adäquat seine äufsere Darstellung und Verwirklichung sind, bleibt überall, von Stufe zu Stufe der Entwicklung, in der Erscheinung und hinter der Erscheinung zurück ein stets gesuchtes, aber nicht gefundenes und ungelöstes x, hiemit der Trieb zum Weitergehn und zu höherer Production. Man kann eben so gut sagen, es sei in der Natur Alles gut und vollkommen und so, wie es sein soll, nämlich als natürlich, in der Weise der Natur und jedes auf seiner Stufe, als auch, es sei nichts so, nichts, was es soll, ja was es selbst will, weil es immer noch eine höhere, darüber hinausliegende Wahrheit giebt. Dieser höhere Maafsstab für Alles in der Natur und zugleich das absolut über ihr Hinausliegende ist der Geist. Auf ihrer höchsten Stufe aber, im Leben und lebendigen Organismus, wo es die Natur zur Darstellung des Begriffes selbst in seiner entwickeltsten Form, so weit sie es nämlich innerhalb ihrer Sphäre vermag, bringt, ist jenes verborgene x in den Individuen das, was sie treibt, dafs sie selbst auch das Allgemeine, die Gattung, sein wollen, woran sie aber als Naturwesen zu Grunde gehen. Die Natur läfst in diesem Conflict der Individuen mit ihrer Gattung, den sie nicht seiner wahrhaften Tendenz gemäfs zu schlichten vermag, beiden abwechselnd Gerechtigkeit widerfahren und giebt damit das Schauspiel nicht der unmittelbaren Existenz der Gattung selbst, aber doch ihrer Repräsentation und Erscheinung und ihrer fortwährenden Erhaltung durch die Individuen und Geschlechter in der endlosen Reihe und Ausdehnung durch die Zeit. Das höhere und innere Resultat der Sache aber, welches ebenfalls zur Existenz kommt und verwirklicht vorhanden ist, nur so, dafs die Natur selbst darin ihr Ende nimmt, kann nur darin bestehen, dafs das Allgemeine selbst das Einzelne, das Einzelne selbst das Allgemeine ist. Diese wirkliche Identität und Einheit aber ist der Geist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung.)

Der Hr. Vf. spricht dieses Resultat aus in §. 7., in dessen Erläuterung er zunächst zeigt, wie die diese Identität bildenden Factoren nun freilich nicht mehr die nur in der Natur einander feindlich (?) gegenüber stehenden und so unvereinbaren Factoren von *Gattung* und *Exemplar*, sondern als (gereinigtes, nicht mehr unmittelbares) Allgemeines und Einzelnes etwas Höheres und Eins im Andern Seiendes sind; sodann aber auch darzuthun sucht, dafs diese Definition des Geistes mit der früheren Bestimmung, dafs er Freiheit sei, identisch, nur näher bestimmt sei. Zu diesem Behufe wird, indem der Begriff des Geistes nach der angegebenen Identität dieser ist, „dafs das Allgemeine im Einzelnen zu sich komme, das Einzelne im Allgemeinen bei sich bleibe," zuerst daran erinnert, wie früher unter Freiheit das Beisichsein verstanden, und dieses mit der Negation der Natur als identisch gefafst worden sei; ferner aber, wie das früher vom Gedanken in der Natur ausgesagte Sich-äufserlich- und Aufsersichsein desselben auf der höchsten Stufe der Natur sich als ein Auseinandertreten der Allgemeinheit und Einzelheit, welche eben die beiden Momente des Gedankens sind, ergeben habe, jetzt aber der in diesem Verhältnifs noch sich äufserliche Gedanke in der Vereinigung seiner beiden Momente zu sich selbst gekommen und bei sich seiender Gedanke sei. Zur noch bestimmteren Rechtfertigung aber, dafs der Geist wirklich Identität des Allgemeinen und Einzelnen sei, da diese Begriffsbestimmung keinen Berührungspunct mit der sonstigen Vorstellung vom Geiste zu haben scheint, wird die Richtigkeit der Definition an einer Entwicklungsstufe des Geistes nachgewiesen, welche als die Jedem nächste am besten zur Erläuterung dient, nämlich an derjenigen, wo der Geist Selbstbewufstsein oder Ich ist (wobei nur, so wahr und treffend diese Nachweisung selbst ist, doch dem Mifsverständnifs scheint vorgebeugt werden zu müssen, als ob der Geist nur auf *einer* Stufe Ich und Selbstbewufstsein wäre, und, einmal dazu erwacht nicht auf *allen* Stufen es bliebe). Ich, die allereinzelste, individuellste Bezeichnung eines Jeden, ist zugleich die allerallgemeinste, denn Ich ist Jeder; Ich ist die allgemeine Grundlage aller particulären Zustände, von denen man wieder abstrahiren kann, von Ich selbst, dem Allgemeinen, nicht; das Denken, dieses ganz Allgemeine, kommt zu sich, denkt sich selbst nur in einem Selbstbewufstsein, einem Ich, findet *sich* mithin, ist bei sich und für sich im Einzelnen; Ich, indem ich denke, das Denken ist aber das rein allgemeine Verhalten, in welchem ich das Allgemeine selbst, die Vernunft, in mir walten lasse und mich ihr hingebe, bin gerade in diesem Allgemeinen am allermeisten, und in keinem andern Verhalten mehr, bei mir selbst und frei. —

So richtig, angemessen und gelungen diese, hier der Hauptsache nach mitgetheilte, Darstellung des Ueberganges von der Natur zum Geiste im Allgemeinen auch ist, so hat doch Ref. theils das Bedenken, wiewohl diefs minder erheblich wäre, dafs das so verständig Gesagte und Entwickelte doch nicht Jedem schon die innerste Einsicht in die Sache aufschliefsen dürfte, theils sind für die speculative Betrachtung dieses ganzen Gegenstandes noch einige Punkte übrig gelassen, die, wenn einmal vom Begriffe des Geistes und jenem Uebergange, wie in dieser Schrift, die Rede ist, zur möglichsten Erschöpfung um so weniger scheinen übergangen werden zu können, je weniger gerade dieses Verhältnifs bisher noch vom Standpunkte der Hegelschen Philosophie ausführlicher behandelt

Digitized by Google

und näher nachgewiesen worden ist. Weshalb auch Ref. bisher schon sich veranlafst fand, über Manches ausführlicher zu werden und viel von dem Seinigen einzuflechten und dazu zu geben. Bei dem Uebergange von der Natur zum Geiste kommt allerdings Alles, wie auch der Hr. Vf. davon ausgeht, auf die Einsicht und Erkenntnifs an, dafs der Gedanke, und zwar als thätiger, producirender Gedanke, schon der Natur *immanent* ist, nur noch nicht als Gedanke, d. h. nicht selbst, noch sich denkend, sondern materialisirt und gleichsam instinctmäfsig, unmittelbar; dafs aber da, wo im Verlaufe der natürlichen Entwicklungen der Gedanke dazu kommt, sich selbst zu erfassen, sich zu sich selbst zusammenzufassen und zu beziehen oder sein eigenes Ich und Selbst zu werden, damit auch die Natur als Natur verschwunden und der Geist hervorgegangen ist, der sich nun auch selbst von der Natur scheidet und unterscheidet. Oder, da der Geist der *Begriff* selbst und zwar der existirende und existirend für sich seiende Begriff ist, (oder, was dasselbe heifst, die für sich seiende, sich wissende Vernunft im Unterschiede von der nur seienden, objectiven, wie der Geist denn auch in der Entwicklung seines Begriffs zur Totalität seiner Realität sich selbst die *Idee* und sie für sich ist,) der Begriff aber ebenso auch, wie diefs vom Gedanken gesagt worden, in der Natur ist: so kommt alles darauf an, den Punkt nachzuweisen, wo der Begriff *für sich* zur Existenz kommt. (Der Hr. Vf. hat den Ausdruck „Begriff" hier nicht gebraucht; aber seine Einheit des Allgemeinen und Einzelnen ist der Begriff; das Moment der Besonderheit, das man dabei vermissen könnte, ist in der Einzelheit verborgen, welche als die negative Macht der Beziehung auf sich auch das Princip der Unterscheidung und Besonderung enthält.) Nun ist die höchste Entwicklungsstufe der Natur allerdings das organische Leben, das lebendige Individuum, und nur in einem solchen kann der Geist hervorgehen. Allein im lebendigen Individuum und seinem Organismus ist der Begriff, die Einheit und Identität des Allgemeinen und Einzelnen, schon vollkommen entwickelt und ausgebildet vorhanden, so dafs auch die negative Beziehung des Einzelnen aus seinem Dasein auf sich und die Negation der Unmittelbarkeit und des Aufsereinander, des räumlichen und zeitlichen, sowohl nach innen als nach aufsen, und damit die Idealität keineswegs fehlt. Dafs im Gattungsprocesse das für sich seiende Einzelne sich nochmals mit seiner höheren Allgemeinheit, welche die Gattung ist, entzweit oder vielmehr sich zu einigen strebt, hebt keineswegs auf, dafs es für sich schon Einheit der Allgemeinheit und Einzelheit ist und als solche existirt, da es ohne sie kein Lebendiges wäre. Ja die blofse Einheit der Einzelheit und Allgemeinheit macht es für sich so wenig aus, dafs überhaupt nichts existirt, was nicht eine solche Einheit wäre; jeder Stein ist als dieser einzelne zugleich in Einheit mit seiner allgemeinen Natur. Wohl aber ist es die *Identität*, die der Hr. Vf. wohl überall mitgenannt und in dem Erläuterungsbeispiele vom Ich gut nachgewiesen, aber doch für den eigentlichen Unterschied des Geistes von der Natur nicht schärfer hervorgehoben hat. Es kommt hinzu, dafs, wenn man blos äufserlich sagt, in der Natur seien Einzelheit und Allgemeinheit noch aufsereinander, berühren sich aber auf ihrer höchsten Stufe im Gattungsprocesse, ihr Eins- und Identischwerden dagegen sei der Geist, die Kluft zwischen Natur und Geist noch immer als zu grofs, und der Uebergang, der eine Berührung von beiden zu fordern scheint, noch wie ein Sprung erscheint, dem gleich vom Thier zum Menschen. Oder da nicht blos dem Thier, sondern dem Menschen als Naturwesen ebenfalls der Gattungsprocefs zukommt, kann auch die Forderung gemacht werden, nachzuweisen, wie im Menschen selbst dieser Proeefs sich zu ihm als Geist verhalte und den Uebergang dazu bilde. Da nun das organisch-lebendige Individuum überhaupt schon, wie bemerkt, Einheit von Einzelheit und Allgemeinheit und mit dieser identisch ist: so kommt alles hier auf die nähere und mehr *innere* Nachweisung des Punktes an, wo Allgemeines und Einzelnes *schlechthin* identisch mit einander werden, oder wo das Allgemeine, indem es dieses schlechthin bleibt, doch eben so sehr auch absolut bestimmtes für sich seiendes Einzelnes, oder als Allgemeines selbst Subject wird. Dieses geschieht aber da, wo die oft besprochene, vom Hrn. Vf. selbst aber zu wenig hervorgehobene Negativität, welche auch in der Natur und zwar im animalischen Leben auch schon als Idealität und Seelenhaftigkeit, aber auch so noch auf eine gebundene Weise vorhanden ist, völlig und absolut frei wird, oder wo die letzte Unmittelbarkeit und Schranke der Natur schwindet.

Digitized by Google

Der Hr. Vf. zeigt wohl ganz richtig, dafs der Geist Negation der Natur sei; was er aber hiemit negirt, ist eben die Unmittelbarkeit, das blofse Sein, welches er als solches nicht bestehen läfst, sondern aufhebt und zu einem ideellen, gesetzten, vermittelten macht. Indem aber die ganze Entwicklung und Bildung des Geistes eine fortgesetzte Negation der Natur und Befreiung von seiner Unmittelbarkeit ist, so mufs unterschieden werden zwischen der Aufhebung der Natur als solcher, welche dem Begriffe des Geistes überhaupt angehört, und der Aufhebung der in den Geist bereits selbst übergegangenen, schon dadurch idealisirten und ihm selbst angehörigen Natur, welche seine eigne Unmittelbarkeit oder Seinsweise ausmacht und so die Schranken seiner Freiheit bildet. Was aber den Uebergang selbst zu ihm, der absolute Negativität ist, betrifft, so ist von Seite der Natur der letzte Ausgangspunkt mit und in dem Organismus des Lebens näher die *Thierseele*, welche Empfindung, auch schon Vorstellung hat, wozu dann allerdings noch der Gattungsprocefs in dem angegebenen Sinne, aber auch der Tod des lebendigen Individuums kommt, als Tod der nur natürlichen Lebendigkeit und der natürlichen Unmittelbarkeit überhaupt, dessen positive, innere und speculative Bedeutung der Hervorgang des Geistes ist. Der Hr. Verf. hat diese Seite des Ueberganges nicht besonders betrachtet; daher es denn auch zu kommen scheint, dafs seine spätere Darstellung des Verhältnisses der Seele zu ihrem Leibe zunächst mehr noch die organische Lebendigkeit und die Seelenhaftigkeit überhaupt als die geistige oder Menschenseele in ihrem Unterschiede von der Thierseele betrifft. Schon die Thierseele ist gegen ihre Leiblichkeit und deren räumliches Aufsereinander die negative innere und subjective Macht, allgegenwärtige Innerlichkeit ihrer Aeufserlichkeit, auf jedem Puncte in sich reflectirt, überall mit sich in Einheit und Continuität, eine vollkommene Idealität. Ist hier schon Empfindung und Vorstellung, wie unterscheidet sich davon dann die menschliche? was heifst Empfindung überhaupt? worin liegt der Uebergang von ihr zu den höheren Thätigkeiten, welche das Thier nicht mehr hat, von der Thierseele zur geistigen Seele und zum Geiste selbst? Solche und ähnliche Fragen würden hier wohl in Betracht kommen und ihre Beantwortung fordern.

Ferner hat der Hr. Vf. die nur natürlich lebendigen Individuen im Gegensatze gegen die Gattung ganz richtig blofse *Exemplare* genannt; denn ihre Einzelheit ist nur noch die natürliche und unmittelbare, noch nicht an ihr selbst allgemeine. Der Mensch aber ist kein blofses Exemplar seiner Gattung mehr; erst der Mensch ist wahrhaftes Individuum, individuelles Subject, Ich, was vom Thier nicht mehr gesagt werden kann. Auch dieser Unterschied hängt mit dem Uebergange zum Geiste auf das Innigste zusammen, so wie damit, dafs die Negativität sich ganz zu befreien, ihre letzte Gebundenheit und Unmittelbarkeit zu negiren und das als Individuum mit sich identische Allgemeine zu gewinnen hat, welches an ihm selbst Subject ist. Die Thiere sind blos Exemplare, weil sie blos Repräsentanten ihrer Gattung sind, die sich in ihnen und durch sie unsterblich erhält; sie sind ihre Gattung nicht auch *für sich selbst*; es fehlt ihnen hiemit die wahrhafte, über die unmittelbare Einzelheit sich erhebende Individualität und Subjectivität, die im Begriffe das Moment der sich negativ auf sich beziehenden Einzelheit, das Princip der Freiheit ist. Sie haben blos den Unterschied der Besonderheit, der Arten, nicht der absoluten individuellen Bestimmtheit, sind keine Subjecte, kein Ich noch Selbst. Der Unterschied zwischen Thier und Thier derselben Art oder Gattung geht über die *blofse Besonderheit*, hiemit über die natürliche Unmittelbarkeit, nicht hinaus; nur nach dieser Besonderheit gilt uns in besonderer Rücksicht etwa eines vor dem andern, übrigens jedes nur nach seiner Art oder Gattung, als ein Exemplar, Muster oder Beispiel derselben, eines dem andern gleich. Eben darum sind auch diese scheinbaren Individuen mit ihrem Tode rettungslos verloren und gleichwohl ihre Tödtung kein Verlust, weil die Gattung, das Unsterbliche, immer wieder dasselbe, die gleichen Existenzen hervorbringt. Es ist noch Niemand eingefallen, den Thieren Unsterblichkeit zuzuschreiben: das menschliche Individuum dagegen ist an ihm selbst unsterblich und mit dem Tode seiner Leiblichkeit nicht verloren, einzig deshalb, weil es allein das wahrhafte Individuum, weil es selbstbewufstes und sich selbst festhaltendes, den Tod seiner Unmittelbarkeit überlebendes Ich, Selbst und Subject, und als dieses das bei sich bleibende Allgemeine für sich existirend in absoluter Bestimmtheit ist. (Von dieser Seite, dafs gerade die Individualität und das Selbstbewufstsein derselben den Grund der Un-

Digitized by Google

sterblichkeit enthält, scheint die Lehre derselben noch am wenigsten hervorgehoben worden zu sein.) Ref. vermag das hier Angeregte nicht auch hier vollständig auszuführen. Nur diefs sei noch bemerkt, wenn der Uebergang zum Geiste vom *Empfinden* aus gemacht wird, dieser vom Vf. gar nicht erwähnten tiefsten Innerlichkeit und höchsten Idealität, zu welcher es die Natur noch als Natur in der Thierseele bringt: erstens, dafs dieser Seite der Betrachtung und diesem Wege des Ueberganges auch der Gattungsprocefs keineswegs fremd ist; denn die Form, wie in diesem Procefs für die sich momentan von sich selbst losreissende Individualität ihre Identität mit der Gattung, dem Allgemeinen, wird, ist keine andere als die Weise der Empfindung; und zweitens, dafs bei dem Uebergange, auf den es hier ankommt (wenigstens für den *Begriff* des Geistes, wenn auch noch nicht für seine eigne schon so weit entwickelte Realität) vom Empfinden zum *Denken*, als in welchem allein erst das freie Allgemeine für das freie Allgemeine wird, oder in welchem der vorher noch in die Objectivität versenkte Begriff jetzt auch für sich wird und seine volle subjective Existenz gewinnt, (oder der vorher nur objective Gedanke nun auch sein ihn selbst zu fassen vermögendes adäquates Ich findet) Alles auf der Nachweisung beruht: wie im Empfinden das Subject nach Inhalt und Form sich noch keineswegs als ein von der Unmittelbarkeit und natürlichen Einzelheit Losgerissenes, als ein Freies und Allgemeines hat, sondern vielmehr, indem es im Empfinden nur mit dem abstract Einzelnen, unmittelbar Gegebenen und Particulären zu thun hat und wechselnd von einer solchen Bestimmtheit zur andern übergeht, eben darin sich auch nur als ein partikulär und besonders Bestimmtes, nicht aber als ein Allgemeines (was es hier nur noch an sich und formell ist), gegenständlich wird; und wie sodann das thierische Empfinden, und auch Vorstellen, bei dieser Beschränktheit des abstract Einzelnen und nur Besondern nach Inhalt und Form schlechthin stehen bleiben mufs, während in das menschliche Empfinden, wenn auch die Form der Particularität und unmittelbaren Einzelheit bleibt, (weil es aufserdem kein Empfinden mehr wäre) doch schon ein geistiger Inhalt, der dem Allgemeinen und entwickelt dem Gedanken und Begriffe angehört, hereinfallen kann und hereinzufallen pflegt. Der Mensch fängt mit dem Empfinden blos an, das Thier hört damit auf.

Was nun noch über den weiteren Entwicklungsgang des Hrn. Vfs. zu berichten wäre, betrifft zunächst die Darstellung der eigenen Entwicklung, welche der von der Natur unterschiedene, aber auch von ihr erst herkommende Geist innerhalb der Sphäre seines Begriffes und zu dessen Realisirung von seiner ersten und untersten Stufe aus zu nehmen hat, und die Darstellung dieser ersten Stufe selbst, oder diejenige Seite, nach welcher der Geist als Negation der Natur, noch selbst mit der Natur als nunmehr *seiner* Unmittelbarkeit behaftet, indem sie seine Grundlage ausmacht, und selbst noch in seine Natürlichkeit versenkt, nun von sich aus seine Scheidung und Unterscheidung von der Natur und seine Erhebung über sie als sein eigenes Zusichkommen vollbringt. Ein Theil des Weges, den der Geist hier zurücklegt, kann auch so betrachtet werden, dafs in der Schöpfung zuerst der allgemeine Begriff des Geistes und dessen Macht noch auf eine objective, mithin natürliche Weise sich wirksam und bildsam zeigt, indem er z. B. schon den menschlichen Leib und dessen vollendete Gestalt und Organisation an die Stelle des Thierleibes setzt und als die Form seines äufseren Daseins, als das Mittel und Organ seiner äufseren Verwirklichung für sich einrichtet und nach seinem Zwecke bestimmt, so wie noch sonst nach den innern Unterschieden und Bestimmungen seines Begriffes an und in den menschlichen Individuen Vieles schon vorher ausprägt, realisirt und entwickelt, ehe die eigene subjective und noch mehr die selbstbewufste Thätigkeit derselben eintreten und beginnen kann, um das Geschäft der Realisirung des Begriffs des Geistes und seiner Befreiung selbst weiter fortzuführen und zu vollenden. Ja, erst der Schlufs der ganzen subjectiven Geisteslehre zeigt das geistige Subject auf derjenigen Stufe seiner Freiheit, wo es völlig emancipirt und sich selbst übergeben, thätig und handelnd aus sich selbst heraustritt, aufser sich den Begriff seiner Freiheit realisirt und die Schuld seiner That übernimmt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Schlufs.)

Vom Hrn. Vf. wird die zunächst zu betrachtende Stufe und Gestalt des noch natürlichen Geistes so gefafst (§. 8. u. 9.), dafs, indem der Geist seinem Begriffe nach Identität des Allgemeinen und Einzelnen ist, diese Identität zuerst selbst noch in der Weise der Natürlichkeit werde erscheinen müssen, da aber die Form der Natur das Aufsereinander jener Momente, mithin das Gegentheil der Identität sei, dieser Widerspruch, einerseits zweier unterschiedner, und andrerseits doch zu einer untrennbaren Einheit verbundener Momente, sich, entsprechend sowohl dem Wesen der Natürlichkeit als dem Begriffe des Geistes, in ein Verhältnifs auflöse, welches nicht mehr, wie im Gattungsprocesse, das umgekehrte, gegenseitig hemmende und zurücksetzende, sondern ein *directes* Verhältnifs beider Momente sei, oder eine *solche* Identität derselben, worin sie, von einander unterschieden und zugleich untrennbar verbunden, Eines das Andere voraussetzen und fördern; die beiden Momente in diesem Verhältnisse seien so der *Leib* und seine *Seele*, und der Geist, dessen Natürlichkeit ihn verhindere, sogleich als Geist zu erscheinen, erscheine zuerst als die Einheit eines Leibes und einer Seele, d. h. als natürliches menschliches Individuum. Leib und Seele sind, wie es weiterhin heifst, die untrennbaren Factoren einer und derselben Einheit, sind Correlata, die sich gegenseitig voraussetzen, die, Eins ohne das Andere, nichts sind, keinen Sinn noch Bedeutung haben. Fragen wir nun, was denn von beiden das Allgemeine und was das Einzelne sei: so erfahren wir, dafs die *Einzelheit* der Vielheit und Verschiedenheit (mithin dem Momente der *Besonderheit*, die auch an einer Stelle für die Einzelheit eintritt und genannt wird) der zur organischen Einheit verbundenen Theile und Glieder des *Leibes* zugetheilt wird, die *Seele* aber deren *einfache Allgemeinheit* sei, welche dann ferner auch als die Idealität, als der immanente Zweck und nach Aristoteles als die Entelechie dessen bestimmt wird, wovon der Leib in seiner organischen Einrichtung die Realität, der ausgeführte Zweck u. s. w. ist. So richtig auch im Allgemeinen diese Darstellung des Verhältnisses von Leib und Seele ist, so pafst doch diese Schilderung, wie schon oben bemerkt worden, noch ebenso gut auf die rückwärts liegende und noch ganz der Natur, vor dem Uebergang zum Geiste, angehörende Thierseele; denn es ist im Allgemeinen die Schilderung des organischen animalischen Lebens überhaupt. Schon für *dieses* aber erscheint der der naturphilosophischen Schule angehörige Ausdruck von zwei *Factoren* und deren Identität nicht ganz passend, und kann leicht ein Mifstrauen erwecken, als ob das richtige Verhältnifs der Sache nicht gehörig eingesehen worden sei. Denn wenn Leib und Seele, obgleich zu inniger Einheit und Identität verbunden, doch als gleichberechtigte Factoren darin auftreten, so fragt sich, was und wo denn das Höhere, die beiden zur Identität Verbindende und Beziehende (das dritte Moment) sei. Allein diese höhere und beziehende Einheit ist die Seele schon selbst, welche als die das ganze Aufsereinander des Leibes umfassende und in sich reflectirende allgegenwärtige Innerlichkeit die Selbständigkeit der Theile und Glieder negirt, sie und ihre besondern Thätigkeiten in der Unterordnung und lebendigen Einheit des Ganzen erhält, und so das durch das Ganze hindurch waltende mit sich identische Eine ist. Die Seele ist allerdings wohl die einfache Allgemeinheit ihres Leibes; aber eben weil sie die *einfache*, und diefs nur durch ihre Idealität und negative Thätigkeit gegen das Besondere und eben

Digitized by Google

damit durch ihre negative Rückbeziehung *auf sich* ist, so ist sie in ihrer Allgemeinheit auch selbst schon das sich auf sich beziehende und sich als Subject constituirende Einzelne, ganz ebenso, wie diefs vom logischen Begriffe gilt, dessen realen Ausdruck das organische Leben enthält. Ist aber das Allgemeine selbst auch schon das Einzelne, und das, was der Hr. Verf. so nennt, die äufsere organische Gliederung, vielmehr das Besondere, nur in seiner Totalität: so fällt auch von dieser Seite die ganze Deduction mit ihren hieher nicht gehörigen Kategorien zusammen, welche den Weg zur ersten noch natürlichen Erscheinungsweise des Geistes bahnen sollte, eine Deduction, deren ganzer Art und Beschaffenheit man ohnehin bald ansieht, dafs sie eine mehr selbstgemachte künstliche, nicht von innen heraus sich entwickelnde, von der Methode des Begriffs und dem Rhythmus der Hegelschen Dialektik abweichende ist. Es fällt damit auch der Hegel selbst gemachte Vorwurf einer Ungenauigkeit im Ausdruck und halben Redeweise weg, dafs er den Geist als Gegenstand der Anthropologie nämlich blos den unmittelbaren oder Naturgeist nenne, und bei der Seele, die der Geist in dieser Bestimmung noch ist, den *Leib* zu nennen vergessen habe. Hegel hätte nämlich, so gut er sagt: der Geist als natürlicher ist Seele, ebenso gut auch sagen *sollen:* der Geist als natürlicher ist Leib; beide Sätze seien gleich richtig und unrichtig, weil jeder nur die *halbe* Wahrheit enthalte. Der Hr. Vf. weifs sehr gut, dafs die ganze Hegelsche Anthropologie den Geist im Verhältnifs zu seiner Leiblichkeit, worin er eben Seele ist, betrachtet, und bemerkt daher auch selbst, dafs die Ungenauigkeit des Ausdrucks sich bei Hegel durch die ganze Entwicklung, Verlauf und Ende der Anthropologie selbst corrigire, die Ungeschicktheit oder Vergessenheit sich also in der Sache wieder gut mache. Allein so treffend die hier sich ereifernde Polemik des Hrn. Vfs. gegen Andere sein mag, die wirklich eine falsche Ansicht von Leib und Seele haben: so gut wufste Hegel, was er schrieb. Hegel, für den der Geist die Wahrheit der Natur überhaupt ist, in den sie übergegangen und sich aufgehoben hat, der dann die Seele auch die allgemeine Immaterialität (d. h. Idealität) der Natur nennt, konnte den Leib nicht mehr so als den andern Coefficienten der Seele gegenüber stehen lassen, um auch dem Wesen der Natürlichkeit ihr Recht wie in einem Schnitterurthel zu geben; denn die Seele des Geistes, wenn auch noch in einen Gegensatz zu ihrer Leiblichkeit tretend, ist ihm schon an sich die auch den Leib umfassende und über ihn übergreifende, wie zuletzt ihn völlig überwindende und durchdringende und zum Dienst des Geistes zubereitende Macht. Die Natur, von welcher hier, nach ihrem Uebergange zum Geist, noch die Rede ist, ist nicht mehr die erste, sondern die bereits dem Geiste unterworfene, durch ihn ideell gesetzte und bestimmte, und so des Geistes eigne Natur gewordene, der in dieser ersten Bestimmung selbst der noch *unmittelbare* und *natürliche* ist. In dieser Bezeichnung Hegels ist daher alles hieher Gehörige schon enthalten, und zwar nicht blos der Leib, der als organisch lebendiger schon aus der Naturphilosophie vorausgesetzt und mit übergegangen ist, sondern durch die besondere Leiblichkeit auch der Zusammenhang mit der allgemeinen Natur. In der Anthropologie ist nicht mehr vom Leibe überhaupt, sondern von dem der geistigen oder Menschenseele angehörigen und hiernach auch für den Zweck des Geistes besonders organisirten Menschenleibe die Rede. —

Wir wollen der Kürze wegen nun nicht mehr näher hervorheben und blos als lesenswerth empfehlen, was der Vf. in §. 10. und dessen Erläuterungen von dem gewonnenen Puncte aus, der sich auch schon als richtig gefafstes Verhältnifs von Seele und Leib überhaupt, als hinreichend dazu erweist, zur richtigen Würdigung der über dieses Verhältnifs aufgestellten verschiedenen Ansichten beibringt und zunächst über die Kantische Unerkennbarkeit der Seele, dann über die materialistische, rein somatische Betrachtung, und insbesondere über die dualistische und gewöhnliche scholastische, nichts erklärende Ansicht (System des physischen Einflusses), ferner über den Occasionalismus und das System der prästabilirten Harmonie, so wie über das Wahre und Unwahre in diesen Ansichten, sehr gut und treffend erörtert. Als wahr und richtig und mit der eigenen Lehre übereinstimmend wird von ihm nur die Lehre des Aristoteles und Spinoza, jedoch nur unter einer in jeder von beiden Ansichten nothwendig aufzunehmenden Modification, anerkannt. Bei Spinoza besteht die Modification darin, dafs in der richtig erkannten Einheit von Leib und Seele, als una eademque res, auch der Unterschied von beiden, die res extensa und res cogitans, nicht blos in den Be-

Digitized by Google

trachtenden falle, sondern auch realiter zu setzen sei. Der vollen Wahrheit noch näher kommt die Ansicht des daher auch über Spinoza zu stellenden Aristoteles, welcher den Begriff der Seele bereits, als des immanenten Zwecks des Organismus, oder die Seele als die Entelechie des Leibes richtig gefafst hat, was seinem Sinn nach näher erklärt wird. Der Mangel bei Aristoteles besteht nach dem Hrn. Vf. darin, dafs er noch nicht dazu gekommen ist, im Leibe und in der Seele die, weil der Geist noch mit der Natürlichkeit behaftet ist, noch auseinanderfallenden Momente des Geistes selbst zu sehen, über deren Dualismus der der Sphäre der Natürlichkeit sich entziehende Geist eben damit zugleich hinaus ist; A. fasse zwar den Menschen nicht blos als Ensemble von Leib und Seele, sondern auch als denkenden Geist, aber weil er jene beiden Factoren nicht als eigene Momente des Geistes weifs, deswegen komme nach seiner Lehre der denkende νοῦς (als χωριστός) von Aufsen zu jenen beiden Factoren blos *hinzu*, als ein neues, göttliches, unsterbliches Princip. Der Gefahr, durch seinen eignen Dualismus von Leib und Seele und durch die (nach dem Obigen) auch noch rückwärts auf die Thierseele passende Darstellung ihres gegenseitigen Verhältnisses selbst in den am Aristoteles gerügten Fehler zu fallen und den Geist von aufsen mit Leib und Seele verbinden zu müssen, entzieht sich der Hr. Vf. durch die *Erkenntnifs* der im Geiste selbst liegenden Nothwendigkeit, zuerst als natürlicher Geist zu erscheinen und hiemit die beiden Momente, deren Einheit er ist, als zwei verschiedene Factoren auseinandertreten zu lassen, dann aber aus dem Dualismus, in welchen er sich selbst hineinbegiebt, sich auch selbst wieder herauszuziehen und nun als die Einheit jener Factoren zu erscheinen, als welche er eben denkendes Ich sei. Soll indessen die Erkenntnifs dieser Nothwendigkeit nicht blos etwas Gesagtes sein, so müfste sie sich schon in dem, vom Hrn. Vf. nicht angegebenen, Unterschiede der geistigen von der blofsen Lebens- oder Thierseele ergeben. Dafs das denkende Ich, wie der Geist überhaupt, Identität des Allgemeinen und Einzelnen ist, hat in dem früher nachgewiesenen Sinne seine volle Richtigkeit; diese Identität folgt aber keineswegs aus demjenigen, was ihr der Hr. Vf. in der Differenz seiner beiden Factoren vorangehen läfst. Es hat sich vorher gezeigt, dafs Leib und Seele, welche diese Factoren sein sollen, sich überhaupt nicht wie Einzelnes und Allgemeines zu einander verhalten; eben so wenig läfst sich auch sonst und die ganze Anthropologie hindurch nachweisen, dafs sie irgendwo eine so steife Rolle gegen einander spielen, wie es zwei differenten, gegenseitig selbständigen und zuletzt sich neutralisirenden Factoren zukäme. Die Wahrheit ist, dafs die Seele, als die Entelechie ihres Leibes schon an sich mit ihm in Einheit, als Individualität auch selbst schon *das Einzelne und Allgemeine zugleich* und *an ihr selbst* ist, und nur innerhalb dieses Verhältnisses, durch *ihre eigene* Reflexion in ihre leibliche Natürlichkeit, in Conflict mit *ihrer Besonderheit* und nur dadurch in eine Differenz mit ihrer Leiblichkeit geräth, welche ebenso sehr eine Entzweiung *ihrer mit sich selbst* ist, das Resultat und Ende aber, die Ueberwindung dieser innern Differenz, sie als dasjenige *für sich* erscheinen läfst, was sie schon *an sich* war, als das *Subject* ihrer von ihr durchdrungenen, durchgebildeten und ihr völlig unterworfenen Leiblichkeit. Von dieser Seite scheint daher die Factorenlehre des Hrn. Vfs., welche sich wie ein Rückfall zur construirenden Methode ausnimmt, selbst noch, und zwar etwa als die letzte in der geschichtlichen Reihe, sich den verschiedenen unwahren oder halbwahren Auffassungen anzuschliefsen, welche erst zu beseitigen oder wenigstens zu berichtigen sind, um der richtigen Auffassung das Feld zu räumen und den Boden zu ebnen. — §. 11. mit seinem Commentar enthält in seiner Beurtheilung und Würdigung der Frage nach dem Sitze der Seele, so wie der Untersuchungen über das Seelenorgan, sehr viel Interessantes und Lesenswerthes. — In §. 12. endlich werden aus allem bisher Auseinandergesetzten die Daten entnommen „zur Begriffsbestimmung einer philosophischen Anthropologie, zu ihrer Abgrenzung gegen andere Disciplinen, so wie zur Bestimmung ihres Umfanges." Wir wollen daraus blos kürzlich bemerken, dafs die philosophische Anthropologie als derjenige Theil der Geisteslehre, welcher den Menschen in seiner natürlichen Individualität betrachtet, oder näher als diejenige Wissenschaft, welche die nothwendige Entwicklung des noch mit der *Natürlichkeit* behafteten Geistes darzustellen hat, bestimmt und damit zugleich die Grenzen ihres Gebietes in der Art festgesetzt werden, dafs Alles am Menschen, was es mit der Natur allein, noch ohne irgend ein geistiges Element, zu thun, mithin Alles, was nur den Charakter der Vitalität hat, auch wenn es, wie z. B. der Gattungsprocefs, die höchsten vitalen Erscheinungen wären, von der Anthropologie ausgeschlossen und rückwärts in denjenigen Theil der Naturphilosophie verwiesen wird, den man als philosophische Physiologie oder Biologie bezeichnen kann; dagegen alle die Gestalten des Geistes, wo er sich von der Natürlichkeit bereits frei gemacht hat, aufserhalb der Anthropologie und über sie fallen, und mithin Alles, was einen rein spirituellen Charakter hat, wie z. B. Selbstbewufstsein, Wille, Gewissen u. dgl., den späteren Theilen der Geisteslehre vorbehalten bleibt. Mit dieser wohl richtigen Grenzbestimmung ist auch Ref. einverstanden und zwar in so weit, als sich dabei wohl von selbst verstehen wird, dafs auch jene rein natürlichen Verhältnisse und Thätigkeiten der anthropologischen Betrachtung insofern anheimfallen, als sie im Menschen als geistigem Wesen etwas anders bestimmt oder selbst vergeistigt erscheinen; und ebenso auch umgekehrt nicht umgangen werden kann, bei wirklich anthropologischen (psychisch-somatischen) Zuständen, in welche jedoch Formen des geistigen Lebens von eigentlich höheren und späteren Entwicklungsstufen hereingezogen und verwickelt werden, das Nöthige von diesen zu anticipiren und lieber so zu verfahren, als der Anthropologie zu entziehen,

Digitized by Google

was ihrem Gebiete eigenthümlich angehört. Nicht eben so einverstanden aber kann Ref. sich mit demjenigen bekennen, was zuletzt der Hr. Vf. noch über den Schlufspunct der Anthropologie anführt, in welchen von ihm auch der *Tod* des Individuums und dessen philosophische Betrachtung verlegt wird, und zwar, nach einer früher (S. 87) eingeschalteten Bemerkung, zugleich im Zusammenhange mit der Lehre von der Unsterblichkeit nicht der Seele (welche nach dem Hrn. Verf. als Correlat des Leibes auch nur dessen Schicksal haben kann), sondern des bewufsten Geistes. Vom Tode als *natürlichem* Aufhören des Individuums kann in der Anthropologie wohl die Rede sein und zwar am angemessensten bei der Betrachtung des natürlichen Verlaufes der menschlichen Lebensalter, beim Greisenalter. Der Tod aber, welcher als Tod der nur natürlichen Lebendigkeit und unmittelbaren Einzelheit positiv zum Hervorgang des Geistes wird, gehört dem Schlusse der Naturphilosophie an und dem Uebergange zum Geiste, und als das Negiren, Ueberwinden und Ueberleben der Natur und Unmittelbarkeit (als Tod des Todes) dem Begriffe des Geistes selbst und überhaupt. Ist aber diefs, so gehört auch die Unsterblichkeit nicht blos dem bewufsten Geiste, sondern an sich und innerlich auch schon *seiner*, der geistigen *Seele* an, welche weder an ihrem anthropologischen Ende erst unsterblich werden, noch auch nur so, wie es nach dem Hrn. Vf. den Anschein hat, mit ihrem Leibe zugleich hinwegfallen kann, man weifs nicht wohin, sondern vielmehr sich durch sich selbst, durch ihr höheres Zusichkommen und Subjectwerden, in die höhere Entwicklungsstufe, in *ihren* Geist *continuirt*, oder dieser schon selbst ist, der sich nur jetzt erst auf seiner höheren Stufe gewinnt. Eben hierin ist auch das, was der Hr. Vf. den anderen anthropologischen Endpunct oder den zweiten Werth des einen nennt, schon enthalten (der erste ist ihm der Tod von Leib und Seele als das Indifferentwerden dieser beiden bisher differenten Factoren), nämlich der Uebergang zur folgenden Sphäre, zum Bewufstsein und Ich, der ersten Form des von der Natürlichkeit befreiten Geistes: nur dafs dieser Uebergang in seiner Wahrheit etwas anders zu fassen ist, als es vom Hrn. Vf. geschehen, welcher die früher schon beleuchtete Identität des Allgemeinen und Einzelnen, welche eben das Bewufstsein ist oder sein soll, nach jenem Indifferentwerden nunmehr als wirkliche Identität eintreten und damit den Geist über seinen Dualismus von Leib und Seele hinaus sein läfst. Den Hrn. Vf. leitet zu seiner besondern Annahme, wie man sieht, sein Dualismus von zwei differenten Factoren. Zugleich zeigt sich auch hier, wie schon vorher, die ganze Beweisführung, bei allem Anschein von Nothwendigkeit, doch bei näherer Untersuchung als eine nur äufsere, als eine blofse Verstandesconsequenz oder auch als etwas willkührlich Ersonnenes und künstlich Hereingetragenes. Der Gebrauch der Kategorien von Factoren, deren Differenz, Indifferenz, Identität u. s. w. zum Erweis des zu Erweisenden erinnert von selbst an die vormalige Naturphilosophie und deren äufserlich und schematisch demonstrirende Methode; in dieses Gebiet glaubt man sich versetzt. Es hat aber etwas Widersprechendes, der Sache nach Sätze und Ergebnisse der Hegelschen Speculation behandelt zu finden, und doch der Methode nach sie in einem ihnen so fremdartigen Gewande auftreten zu sehen. Ueberall, wo Ref. sich zu einer bedeutenderen Gegenerinnerung veranlafst fand, betraf es den Umstand, dafs ihm der Hr. Vf., so sehr er auch von der Dialektik des Geistes spricht, doch die Negativität desselben nicht in ihrer vollen Kraft und Bedeutsamkeit hervortreten zu lassen schien. Eben diefs gilt auch von der Methode seiner Darstellung und seiner Sprache; es ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Dialektik der Negativität, welche hier überall nicht zu ihrer rechten Handhabung gelangt; eben damit fehlt aber auch der Nerv gerade der *begreifenden* Methode. Indem der Geist die absolute Negativität und nur dadurch absolute Lebendigkeit und Freiheit ist, erfordert auch seine Darstellung diese Freiheit der Form, dieselbe Lebendigkeit und Beweglichkeit der Gelenke und Glieder, dieselbe ideelle Haltung und Flüssigkeit aller Momente, dasselbe *innerliche* Zusammengehn mit sich. Es ist hier Gelegenheit, noch mit ein paar Worten einer Aeufserung des Hrn. Vfs. in der Vorrede zu gedenken, die noch eine besondere, uns unbekannte Beziehung zu haben scheint. Er müsse sich, sagt er daselbst, zu dem Vorurtheil, das in unsern Tagen Vielen als ein antiquirtes zu gelten scheine, noch bekennen, dafs auch philosophische Schriften lesbar sein müssen; es sei ihm noch nicht gelungen, sich zu solcher Höhe der Speculation zu erheben, auf der Undeutlichkeit sogar als Pflicht erscheine, und eine barbarische Sprache voll undeutscher Wendungen das eigentliche Idiom sei u. s. w.; er habe sich daher Popularität und allgemeine Verständlichkeit zum Gesetz gemacht. Indem auch Ref. der Ansicht ist, dafs ein philosophischer Schriftsteller sich möglichste Deutlichkeit und Verständlichkeit zum Gesetz machen müsse, ohne dafs er deshalb nöthig hat, sich in eine breite Wortfülle und Wiederholungen des schon Gesagten zu verlieren, hofft er zugleich, dafs auch der Hr. Verf. nicht die Tiefe und Gründlichkeit der Speculation für unverträglich mit einer deutlichen und lichtvollen Darstellung halten werde. Der hier behandelte Gegenstand, einer der schwierigsten in der Philosophie, bedurfte besonders einer gründlichen Aufhellung, und bedarf ihrer ferner. Der Hr. Vf. hat sich daher — Ref. wiederholt es — durch seine Anregung und Bearbeitung desselben ein wohlzuerkennendes Verdienst erworben, welches ihm durch die Bemerkungen des Ref. nicht geschmälert werden soll. Eben der Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes hat die Mühe und Ausführlichkeit gegolten, womit Ref. sich dieser Beurtheilung unterzog.

Gabler.

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXIV.

Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Von J. Ritter von Xylander, Hauptmann im Königl. Baier. Ingenieur-Corps u. s. w. Frankfurt am Main, 1837. 1 *Bd.* 8.

Wenn der Verf. dieses Buches nicht beinahe auf jeder Seite eine unverkennbar gute Absicht an den Tag legte, so würden wir in Versuchung kommen, das Ganze als eine ungeheuere Ironie auf alle sprachvergleichenden Bestrebungen zu betrachten. Es ist wirklich schwer begreiflich, wie man heutzutage, ohne den Schlaf des Epimenides geschlafen zu haben, die etymologischen Spielereien vergangener Jahrhunderte erneuern kann. Der Verf. hat in Grimm's deutscher Grammatik und in Bopp's vergleichender Grammatik der indogermanischen Sprachen, wo nicht *studirt*, doch wenigstens *gelesen*, und dennoch scheint von den Erfordernissen ächter Sprachvergleichung nicht einmal eine Ahnung in ihm aufgedämmert zu sein.

So schwer und mühsam — selbst für den kritischen und wissenschaftlichen Kopf — die gründliche Sprachvergleichung ist, so leicht und bequem ist die oberflächliche, oder das Etymologisiren in's Blaue. Wer es mit der letzteren hält, der hütet sich gar sehr, über den Organismus der ihm vorliegenden Sprachen zu grübeln, über Wurzeln und Bildungs-Zusätzen, Ausdruck der Bedeutung und der Beziehung, Laut-Metamorphosen u. dgl. seinen Kopf zu zerbrechen — es ist ihm genug, wenn ein Wort irgend einer Sprache mit einem Worte irgend einer anderen (gleichviel, was für einer) irgend einen verwandten *Laut* hat. Auch die Bedeutungen mögen passen, wie sie wollen; die geschäftige Phantasie unseres Etymologen *en gros* wird alle Spalten und Klüfte zwischen denselben vollständig auszufüllen wissen. Während nun der wissenschaftliche Sprachforscher Untersuchungen in einem vergleichungsweise engen Gebiete zur Aufgabe seines Lebens macht, zieht oder zerrt sein Antipode die Idiome des halben oder ganzen Erdballs in den Kreis seiner Combinationen und vollendet das Riesenwerk — vielleicht in Stunden der Muſse.

Herr Ritter von Xylander hat sich in dem vorliegenden Buche das groſsartige Ziel gesteckt, die mehr oder minder innige Verwandtschaft aller Sprachen Europas und Asiens, und aus ihr die gemeinsame Abstammung aller Völker der beiden Welttheile darzuthun. Er hofft, ermittelt zu haben, daſs „die *Tungusen* und *Mongolen* Nachkommen derselben *Seythen* sind, von welchen Herodot berichtet, daſs die Scythen Stammverwandte und Ahnen der *Hellenen*, daſs die *Tataren* der *Tatarei* die Nachkommen der *Titanen* des *Tartaros* sind u. s. w." Um aber das groſse Sprachengeschlecht, welches sich nach der Vereinigung der indo-germanischen Sprachen mit den tatarischen Sprachen, dem Chinesischen u. s. w. über die halbe Erde verbreitet (der Verf. hofft zuversichtlich, daſs bald auch die Sprachen Afrikas und Amerikas hinzukommen werden) vollständig zu bezeichnen, wählt er die Benennung *Sprachgeschlecht der Titanen*, „weil die Titanen jedenfalls zu den uns bekannten ältesten Kindern der *Erde* und des *Himmels* gehören, und Niemand Anstand nehmen dürfte, dieselben zu seinen Ahnen zu zählen."

Der Verf. hat sich aus den bekannten grammatischen Werken von J. J. Schmidt, Gabelentz, Hindoghlu und Abel-Remusat eine skizzenhafte Kenntniſs des grammatischen Baues der tatarischen Sprachen und

Digitized by Google

des Chinesischen erworben. Er charakterisirt diese Sprachen in der ersten Haupt-Abtheilung unter besonderen Abschnitten, worin er die offen liegendsten Berührungs-Punkte des Mongol., Mandsch. und Türkischen, sowohl unter sich, als mit der griechischen Sprache (?) hervorhebt, und denen sehr ausführliche vergleichende Wort-Register *respective* angehängt sind. In letzteren hat der Verf. so viele hoch- und ostasiatische Wörter, als er nur zusammenhäufen konnte, mit ähnlich klingenden *griechischen* Wörtern in Parallele gestellt. Er erkennt dankbar die Dienste an, die ihm des Herren Riemer so reichhaltiges *griechisch-deutsches Handwörterbuch* bei dieser Arbeit geleistet. Eine zweite, viel kürzere Abtheilung, „*Untersuchung der übrigen Sprachen*" betitelt, enthält über funfzehn der Klaproth'schen Asia polyglotta entliehene, kürzere Wörter-Verzeichnisse, des Samojedischen, Kurilischen, Kamtschadalischen, Korjäkischen, Tschuktschischen u. s. w., gleichfalls mit angeblich entsprechenden Wörtern aus der Sprache der Hellenen zur Seite.

Herr Ritter Xylander gesteht zwar selbst, dafs er *von keiner dieser Sprachen genaue Kenntnifs*, und von den meisten nur soviel Kenntnisse besitzt, als die vorhandenen Wort-Register ihm geben konnten (d. h. so viel als gar keine); und wir glauben ihm dies auf's Wort, wenn wir die meisten seiner oft grausenerregenden Combinationen in Erwägung ziehen. Wir würden ihm sogar unbedenklich glauben, wenn er uns versicherte, dafs er weder von sprachlichem Organismus, noch von logischer oder materieller Verwandtschaft jemals klare Begriffe gehabt hat; denn auch dafür sprechen vollgültige Zeugnisse. Er will dem eigentlichen Gelehrten nur Winke, Andeutungen und Anregungen geben, Fingerzeige, wie er es ungefähr machen soll; Herr Ritter Xylander vergifst aber, dafs man auch, um schlechthin Bahn zu brechen, oder seinen Gegenstand aus dem Groben zu behauen, schon solider und zuverläfsiger Werkzeuge bedarf, und dafs blofses Herumnippen an der Oberfläche in keinem Gebiete neue Ideen anregen kann. Wir nennen es noch nicht die gröfste Verirrung des Verfs., wenn er Sprachen von dem verschiedensten Entwicklungs-Princip aus einander herleiten will (so ist ihm die *Mandschu-Sprache* ein *Urdialekt* der *griechischen!!!*); auch nicht, wenn er, um die ursprüngliche Identität der indogermanischen und der tatarischen u. s. w. Sprachen zu erweisen, dem verbündeten Heere aus Hoch-, Nord- und Ost-Asien keine andere indo-germanische Sprache, als die *griechische* (d. h. *Riemer's Handwörterbuch*) gegenüber zu rangiren weifs*). Der unverzeihlichste Fehler des Verfassers besteht darin, dafs er den eigenthümlichen Organismus und das Princip der Wortbildung in jeder Sprache ganz unbeachtet läfst, dafs er zusammengesetzte und einfache Wörter und an den einfachen Wörtern selbst Kern und Hülle nicht unterscheidet.

Wörter von gleicher oder verwandter Bedeutung, die zwei grundverschiednen Sprachen angehören, können überraschende *Aehnlichkeit* darbieten, und ihre *historische Verwandtschaft* ergiebt sich doch als = o, sobald man sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Einmal angenommen, die *spanische* Sprache und die *ungarische* wären Beide längst ausgestorben, und wir besäfsen nur einige armselige Wortregister von Beiden: wer würde da nicht eine Verwandtschaft der Wörter *atras* (Span.) und *hátra* (Ungar.), welche die gemeinsame Bedeutung *hinten* und *zurück* haben, annehmen? Es ist aber kein Gedanke daran; denn wir wissen historisch, dafs ersteres Wort aus den romanischen Partikeln a (*ad*), und *tras* (*trans*), letzteres dagegen aus dem ungarischen Substantive *hát* (*Rücken*) und der Partikel *ra* (*zu*), folglich unserem Deutschen *zurück* analog, gebildet ist.

Da nun Herr Ritter Xylander seine Sprachvergleichungen fast ausschliefslich auf Wort-Register basirt, und von der Gestaltung und Zusammensetzung der Wörter, sogar wenn sie sonnenhell vor ihm liegt, oder wenigstens liegen *sollte*, durchaus keine Notiz nimmt, so gehören die meisten seiner Parallelen in die Kategorie von *atras* und *hátra*. Nur zu oft sind sie aber,

*) Zwar könnte das Griechische, in Ansehung seines Wort- und Formen-Reichthums, die combinirten Hülfsmittel aller Gegner leicht überbieten; allein diese Sprache ist ja bei weitem nicht der einzige würdige Repräsentant unseres Stammes, und namentlich hat die Sanskrit-Sprache eine Menge Formen vollständiger und ungetrübter aufzuweisen. Schon die *einseitige* Vergleichung des *Deutschen* mit dem *Griechischen*, des *Griechischen* mit dem *Sanskrit* u. s. w. führt keine sicheren Resultate herbei; aus wie viel stärkerem Grunde also die Vergleichung Einer indogermanischen Sprache mit unzähligen anderen, die ihr doch im besten Falle weit entfremdeter sind, als die übrigen indogermanischen Sprachen!

Digitized by Google

wo möglich, noch viel abenteuerlicher, da er zugleich den *Lauten und den Bedeutungen* entsetzliche Gewalt anthut. Der Raum erlaubt uns, nur sehr wenige Beispiele hervorzuheben — *ex ungue leonem!* Das *arabische* Wort *mus'ākere* (*Gespräch*), welches jeder Anfänger im Arabischen sogleich als einen regelmäfsig gebildeten Infinitiv des zweiten Verbal-Derivatum's von der dreibuchstabigen Wurzel *s'-k-r* (*s'ekere*, er *erwähnte*, *s'ākere*, *er unterredete sich*) erkennt, zerlegt Hr. X. in *zwei* Wörter, *mus'a* und *kere* (!!!), und findet in ersterem das *Griechische* μύθω, im anderen aber *kerre*, *Mal* (!!!). — Das *persische* Compositum *meichāne*, *Weinhaus*, dessen Bestandtheile die ächt persischen einfachen Wörter *mei*, *Wein*, und *chāne*, *Haus*, will er aus „μίγω, *vereinigen*, *Umgang*, *Gesellschaft* (?)" und κοινεῖον entstanden wissen (!!!) *). — Das arabische Wort *intikām* (*Rache*) ist Herren X. einerlei mit dem Griechischen ἐκδίκημα. In dem ersteren Worte sind n, k, und m die Wurzel-Buchstaben; als Infinitiv des 6ten Verbal-Derivat's hat es ein vorgesetztes Elif mit i, und ein zwischen den ersten und zweiten Radical eingeschobenes t. Dieses *servile* t hält also der Verf. für das *radicale* δ des griechischen Wortes, wie er das *servile* μ des letzteren für das *radicale* m von intikām ansieht. (!!!) — In dem Türkischen *kudshaklamak*, *umarmen*, das von dem Substantive *kudshak*, *Schofs*, abgeleitet ist, entdeckt der Verf., man kann sagen, *schreckbarer* Weise, das Griechische ἀγκολίζομαι mit vorstehendem κατὰ — — —!

Zum Besten der Mehrzahl unserer Leser haben wir diese wenigen Beispiele, hinter die man ein *Et Caetera ad Infinitum* setzen könnte, nur aus bekannteren Sprachen entlehnt, und bemerken nur noch kurz, dafs Herr X., wo er *Bedeutungen* aus einander ableitet, eben so einzig und unerreicht dasteht. In dem arabischen Worte *emr*, *Befehl*, erkennt er ohne Schwierigkeit das Griechische ἐμέειν, *sich erbrechen*, weil jenes eben so gut ein *von sich geben* ist, wie dieses *). Das Arabische *afu*, *Vergebung*, ist ihm das Griechische ἀφή, *Verknüpfung* **) — das Mandshuische *teichun*, *Ruhe*, *Stille*, leitet er von dem Griechischen δίκαιος, oder umgekehrt, weil letzteres Wort vom *ruhigen Meere* gesagt wird!! — In dem Türkischen *bens'etmek*, *gleichen*, sieht er (horribile dictu!) das Griechische πένθω, *Leid tragen*, *dulden* (!!!). *Et caetera ad Infinitum.* Sich selbst übertrifft aber Herr Ritter X., wenn er (S. 337) das Arabische *insān* (*Mensch*) mit dem Lateinischen *insanus* zusammenstellt, und folgende Bemerkung hinzufügt: „*der Begeisterte*, *Dichter*, und der *Tolle*, *Wahnsinnige*!?" ***)

In besonderen Excursen läfst sich's Herr Ritter X. angelegen sein, eine grofse Anzahl *Eigennamen*, sowohl griechische und römische als asiatische, deren Etymologie problematisch ist oder sein soll, zu deuten und zu erklären. Auf diesem Gebiete hat seine Phantasie nun begreiflicher Weise noch freieren Spielraum, da es hier lediglich auf den *Laut* ankommt. Eine wunderbare sprachliche Caprice ist es aber, dafs fast alle mythologischen oder Stammes-Namen der *Griechen* nur in den Idiomen *Tungusien's* (!), und umgekehrt alle Völker-Namen der *Tatarei* u. s. w. nur in der *griechischen* Sprache ihre Erklärung finden müssen. Während der Verf. also dem Worte *Apollo* das Mandshuische *abalame*, *jagen*, als Wurzel unterlegt, *Vulcan* von *fulgiyan* (Mandsh. *roth*), und *Titanen* von *tatame* (Mandsh. *ausdehnen*, *spannen*) herleitet, erklärt er den Namen, welchen das harmlose und philisterhafte Volk des Mittelreichs im Auslande führt, nämlich *Sinesen* oder *Tschinesen*, oder *Chinesen*, durch *Räuber* oder *Raubmörder*, weil das *Griechische* σίνις und σινιτὴς diese Bedeutung haben. Die *Tatarei* ist ihm der *Tartarus* der Alten, und *Catai* oder *Cataya* bedeutet eigentlich dasselbe, denn es ist unwidersprechlich zusammengesetzt aus κατὰ (*abwärts*, *hinab*, *hinunter*) und γαῖα (*Erde*), also die *Unterwelt!*

*) Die griechische Wurzel κοιν (*gemeinschaftlich*) entdeckt Hr. X. auch in dem *Türkischen konmak*, *wohnen*, als ob es nur *gemeinschaftliche Wohnungen* gäbe, oder als *ob gemeinschaftlich* das Haupt-Merkmal des Begriffs *Wohnen* wäre !!! Das Türkische *kon* ist die Wurzel *ko* mit dem rückwirkenden n derselben Sprache: *komak* heifst *stellen*, *setzen*; *konmak* aber, *sich setzen*, *verweilen*, daher *wohnen*.

*) Eine ähnliche saubere Parallele liefern ihm das Mandshuische *muke*, *Wasser*, und das lateinische *mejere*!!

**) Oder vielmehr, er läfst uns die Wahl zwischen ἀφή, und ἀφίημι, *loslassen*, das bekanntlich aus ἀπὸ und ἵημι zusammengesetzt ist!!

***) N. B das Ausrufungs- und Fragezeichen gehören dem Verf. an. Hat die Kühnheit seiner Conjectur vielleicht ihm selber staunende Bewunderung abgenöthigt?!

Digitized by Google

Die *Tataren* der heutigen *Tatarei* sind die schnurgeraden Nachkommen der langgestreckten Himmelstürmer, der *Titanen* des kalten und finsteren Tartarus *). Unser Verf. geht aber in seiner Vorliebe für Etymologieen aus dem Griechischen so weit, dafs er sogar, wenn die appellative Bedeutung irgend eines Volks-Namens in der Sprache des betreffenden Volkes klar vorliegt, mit viel gröfserem Vertrauen die griechische Allversorgerin zu Rathe zieht. So z. B. will er den Namen *Kizilbasch*, der bekanntlich *Rothkopf* bedeutet, lieber von dem Griechischen κξάλος (!), *Vagabund*, herleiten. Alle diese Etymologieen stehen ungefähr in gleicher Kategorie mit denen des Grafen Wackerbart, der z. B. in dem Namen *Tibet* unbedenklich *Teut's Bette* findet, und, hierauf gestützt, das Hoch-Plateau im Norden des Himalaya für die Wiege der deutschen Völker erklärt.

Um gerecht zu sein, wollen wir nicht verhehlen, dafs Herr X. auch hin und wieder, ohne es zu wissen, eine Parallele zieht, die nicht gerade *erweislich* falsch ist, d. h. auf welche unsere, aus der eigenthümlichen Wortbildung der Sprachen geschöpften Gründe keine Anwendung finden — kurz wo der triviale Ausdruck: *es kann sein und kann auch nicht sein*, an der rechten Stelle wäre. Ist es denn aber so ganz undenkbar, dafs die verschiedensten und von einander entlegensten Völker durch Nachahmung der tönenden Natur, durch symbolische Bezeichnung und analoge Lautwechsel auf sehr ähnliche, ja mitunter sogar auf *identische* Wörter für gleiche oder verwandte Begriffe gekommen sein sollten, ohne dafs ein Volk auch nur von der Existenz des anderen zu wissen brauchte? Sollte das unabhängige Zusammentreffen, wovon uns die Geschichte im ganzen Reiche der menschlichen Erfindungen Beispiele zeigt, nicht auch in der *Sprache* möglich gewesen sein? Hat nicht der Mensch in allen Zonen verwandte Eindrucks-Fähigkeit und gleiche Laut-Organe? Obschon die Laut-Verwandtschaft grammatischer Formen mit Recht noch höher angeschlagen wird, als blofse Wurzeln-Aehnlichkeit: so ist in Sprachen von unter sich heterogenem Princip doch selbst auf diese nicht zu bauen; denn unser menschliches Organ beherrscht ja überhaupt nur einen enges Lautkreis, und schwerlich dürfte man selbst in den Sprachenklassen Afrika's oder Amerika's Laute vorfinden, die nicht gewissen Articulationen des indo-germanischen oder des semitischen Gebietes wenigstens sich nähern sollten. Die indo-germanische Sprachenklasse ist grammatisch so reich entwickelt, und die Endungen der Wörter zeigen so grofse Mannigfaltigkeit, dafs wir ohne Schweifs und Mühe für jede Wort-Endung jedes Idioms der Erde in dem erwähnten Gebiet einen Aequivalenten entdecken können.

Gesetzt aber nun, es liesse sich wirklich — was dem Verf. *nicht* gelungen — eine günstige Präsumtion für die Hypothese einer ur-ursprünglichen allgemeinen Sprachen-Einheit erwecken: was würde sich dann mit Wahrscheinlichkeit ergeben? Eine ganz vage allgemeine Völkerverwandtschaft, die weit über alle Geschichte hinausreicht, und deren *Möglichkeit* wohl Niemand hartnäckig bestreiten wird. Wenn die *Griechen*, die *Scythen*, die *Chinesen* u. s. w. uranfänglich Ein Volk mit Einem gemeinsamen Sprach-Fonde bildeten, so wird wenigstens kein Geschicht-, Sprach- oder Naturforscher jemals die unermessliche Kluft ausfüllen können, welche die Urväter der Menschheit von den *Völker-Geschlechtern* trennt, die schon mit der ersten Dämmerung der Geschichte in markirten Unterschieden hervortreten; denn Hypothesen-Dunst ist ein gar trauriges Substitut für ächte Damm-Erde.

Die Zeit der planlosen etymologischen Kreuz- und Querzüge, der *Salto mortale's* aus einem Sprachengebiet in das andere, ist vorüber, oder sollte wenigstens mit Gottes Hülfe vorüber sein. Will der Sprachvergleicher heutzutage ein gutes Vorurtheil für die objective Wahrheit seiner Forschungen erwecken, so halte er sich, nach sorgfältiger Prüfung des *sprachlichen Organismus*, in den Gränzen einer bestimmten Klasse durch wahre geistige Analogie verknüpfter Sprachen. Zwei oder mehrere dieser scharf begränzten Gebiete vereinigen wollen, heifst den Sprachen rohe Gewalt anthun und führt auf unselige Irrwege. Wenn man sonst achtungswürdigen Forschern schon mit Recht vorgeworfen hat, dafs sie bei Vergleichung *wahrer Schwestersprachen* (wie z. B. *Hebräisch* und *Arabisch*), aus Vorliebe für die Eine öfter die Selbstständigkeit der andern zu wenig ehrten — welche Rüge verdient alsdann ein Etymolog, der sich über die Selbständigkeit *ganzer Sprachen-Familien* in ihrem Verhältnisse zu anderen Sprachen-Familien hinwegsetzen kann?!

Wilhelm Schott.

*) Es ist Schade, dafs Herr X. bei dieser Gelegenheit nicht an *Scotia* und die *Scoten* oder *Schotten* denkt, deren *finsterer* Name (von σκότος ?!) ihn gewifs dazu bestimmt hätte, sie als die nächsten Anverwandten der Titanen des Tartaros zu erkennen! So dringt *Klarheit* in's *Dunkel*!

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXV.

Die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges von Dr. F. L. Schrön. — Erster Theil. Hof u. Wunsiedel, 1837. 275 S. *und XIV. gr.* 8.

In Zeiten der Gährung und des geistigen Umschwungs ist es oft nur ein einziges Wort, ein von einem bedeutenden Manne mit vollem Bewufstsein ausgesprochenes Schlagwort, welchem die Massen zufallen, weil sie in ihm die Auflösung des sie beschäftigenden Räthsels finden. Ein solches Schlagwort war dasjenige, welches der selige Hufeland, mit dem vor- und rückwärtsschauenden Seherblicke des Greises, im Jahre 1833 in einem kleinen Aufsatze seines Journales aussprach. „*Physiatrik*", sagte er, „war mein System, „und wenn man einen wissenschaftlichen Namen haben „mufs, so war ich ein Physiatriker. Das Streben „nach der Physiatrik macht den gegenwärtigen Cha„rakter der Medicin in Deutschland aus." —

Es war hiermit anerkannt, dafs allerdings die Medicin, wie sehr man auch dagegen eingenommen zu sein scheint, zu einem Systeme sich gestalten, und dafs dieses System von der Naturheilkraft, als seiner dauerhaften Basis, ausgehen müsse. Das Wort des Veteranen wurde von einem der jüngern Generation angehörenden Arzte aufgenommen. Ferd. Jahn in Meiningen, ausgerüstet mit der Ursprünglichkeit der Naturanschauung und des praktischen Instinktes, mit dem Enthusiasmus des Denkens und einer Fülle des gelehrten Wissens, wie vielleicht kein anderer Arzt dieser Zeit, liefs sein *System der Physiatrik* erscheinen. Dieses Werk, von dem bis jetzt nur der erste Band vorliegt, enthält in materieller Hinsicht fast nur die Wiederholung dessen, was sein Verfasser bereits in frühern Schriften einzeln gegeben hatte. Trotz dem hat es bedeutenden Werth eben dadurch, dafs in ihm das Bedürfnifs, zu einem *Ganzen* zu gelangen, sich ausspricht, die Nothwendigkeit der *Form* zum Bewufstsein erhoben, die *Methode* des Gedankens, die logische Entwicklung und *Ordnung* der Thatsachen, zwar nichts weniger als erreicht (denn dazu fehlt es Herrn Jahn durchaus an ruhiger Durchbildung) aber doch gesucht und erstrebt wird. Solches Streben nach Einheit und systematischer Abrundung dürfen wir bei der gegenwärtig herrschenden Zerstreutheit der Empirie und dem schrankenlosen Auseinanderfallen der Ansichten als einen wichtigen wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnen.

Unmittelbar an die Jahnschen Untersuchungen über die Prozesse der natürlichen Heilung schliefst sich die obige Schrift des Hrn. Dr. Schrön, homöopathischen Arztes in Hof, an. Ref. hält diese kleine Schrift, obgleich sie nur ein erster Theil ist und das Beste von ihr, das Therapeutische, erst nachkommen soll, doch wegen der Tendenz, die sie repräsentirt, für wichtig genug, um davon Gelegenheit zu nehmen, den gegenwärtigen Standpunkt der Homöopathie, wie der ärztlichen Wissenschaft überhaupt, näher darzustellen.

Wie sehr auch die Homöopathie bei ihrem anfänglichen Auftreten bemüht war, aus aller Verbindung mit der übrigen Medicin sich herauszureifsen; wie sehr sie auch in diesem Irrthume von Seiten ihrer blinden Gegner durch eine bornirte, unhistorische Kritik bestärkt worden war: so wenig konnte sie sich doch auf die Dauer den Anforderungen des Zeitgeistes entziehen, und die mächtigen Bewegungen der Wissenschaft unbemerkt an sich vorübergehen lassen. Es ist überhaupt eine Sache der Unmöglichkeit, sich isoliren und dennoch Lebensfrische und Gesundheit behaupten zu wollen. Je mehr nun die Homöopathie von der ältern

Digitized by Google

Schule aus, zuerst durch Hrn. Prof. Schultz in Berlin, in ihrem historischen Zusammenhange aufgefafst, als nothwendige Thatsache und Entwicklungsstufe der Medicin anerkannt, je mehr die tiefe Bedeutung des Principes der Aehnlichkeit hervorgehoben, und je gröfser ferner mit jedem Jahre die Zahl derer wurde, welche auf dem Wege rationeller Erkenntnifs der Wahrheit jenes Principes und somit im gewissen Sinne der Homöopathie sich zuwandten: um desto mehr mufste der ursprüngliche Standpunkt der letztern verrückt, die Reinheit ihres Empirismus getrübt, und ihre Anmafsung, ein ausschliefsliches Heilsystem zu sein, aufgegeben werden. Wenn der Homöopathiker, Herr Dr. Schweickert, einmal gegen den Ref. äufserte, durch das etwaige Bemühen, die homöopathischen Principien vernünftig zu begründen, würde das Verderben in das System eingeführt werden, so ist es in der That jetzt dahin gekommen, dafs jene Befürchtung wahr geworden. Durch die Macht des vernünftigen Gedankens, der ihr zum Grunde lag, und der zum Bewufstsein sich herauszuarbeiten gedrungen war, ist die Homöopathie als solche untergraben und verderbt worden. Mit der Erkenntnifs, was sie wolle und bedeute, ist sie nach und nach um ihren unterscheidenden Charakter gekommen, um den Charakter, ein System des Widerspruches und der durchgängigen Ironie zu sein, deren Wesen es ist, die natürliche Stellung der Dinge zu verrücken und umzukehren, einen dem Inhalte nicht gemäfsen Schein, ja gerade das Gegentheil dessen zu behaupten, was eigentlich die Meinung und Absicht ist. Denn es ist aufser Zweifel, dafs Hahnemann, der die Naturheilkraft eine jämmerlich stümperhafte nennt, ganz besonders dazu berufen war, eben diese *Naturheilkraft* durch die mächtige Anregung seines Systemes wieder zu Ehren zu bringen. Die Zeit war gekommen, wo die antike und zur leeren Phrase gewordene Tradition von der natürlichen Heilung und Krisis der Krankheiten eine lebendige Wahrheit werden sollte. Die hippokratische Medicin, die sie beständig im Munde führten, ohne von deren Geiste eine Ahnung zu haben, sollte den Aerzten dieser Zeit auf alle Weise in Erinnerung gebracht, und wieder vergegenwärtigt werden. Bedenken wir, dafs der natürliche Verlauf und die kritischen Tage der Krankheiten, wie sie Hippokrates und Galen beschrieben hatten, aus der Beobachtung ganz weggefallen waren und einer andersartigen Beschaffenheit des griechischen Klimas beigemessen wurden, so dürfen wir wohl annehmen, dafs das Maafs der ärztlichen Eitelkeit über voll, eine Rückkehr von der kecken Meisterschaft über die Natur zur Einfachheit der Therapie nothwendig und eine durchgreifende, massenhaft einwirkende Reform unabweislich geworden war.

Welcher Mittel hat sich nun der Geist der Medicin zur Erreichung dieses Zieles bedient? Er liefs einen Arzt auftreten, der ganz im Dünkel seiner Zeit, in dem Vorurtheile befangen war, dafs die Krankheit ein Allgemeinleiden des Organismus, und die freiwilligen Operationen desselben, sie zu entfernen, überall schwache, fehlerhaft unternommene, mit Aufopferung der besten Kräfte verbundene Versuche seien. Dieser Arzt mufste das hochwichtige, durch die Reformation der Medicin im 16ten Jahrh. errungene, später wieder zurückgestellte Princip der Homöosis von Neuem entdecken; ein Princip, welches wesentlich auf der Voraussetzung beruht, dafs die Krankheit ihr eigener Heilungsprocefs sei. Hahnemann mufste die Lehre aufstellen, dafs die krankhafte Thätigkeit am sichersten beseitigt werde durch Erregung einer andern Thätigkeit, die nicht nur nicht verschieden von jener, sondern ihr qualitativ gleich, jedoch quantitativ stärker, *mithin* ihr ähnlich sei. Sind aber die beiden Krankheiten, die zu heilende und die durch das Arzneimittel erregte, nicht wirklich qualitativ von einander unterschieden, sondern werden sie nur als unterschiedene gedacht und quantitativ einander entgegengesetzt, so erhellt, dafs sie eigentlich beide nur zwei sich entgegengesetzte Richtungen der Krankheit, einer und derselben Thätigkeit sind, die einerseits krankhaft andererseits heilend ist, und zwar in der Art, dafs die letztere, die heilende Richtung, die quantitativ stärkere ist. Mit andern Worten: die Krankheit ist ihr eigener Heilungsprocefs, und der Beruf des Arztes ist, die in der Krankheit vorhandene Heilrichtung durch die arzneiliche Anregung mächtiger hervortreten zu lassen. Die arzneiliche Anregung aber, sagt Hahnemann weiter, brauche keineswegs stark und eingreifend zu sein; die Erfahrung lehre vielmehr, dafs je schwächer und leiser sie sei, um desto energischer die heilende Thätigkeit sich äufsere. Wenn dieser Satz bis auf eine gewisse Gränze seine Wahrheit hat, so wird er jedoch dahin ausgedehnt, dafs durch die vollständigste Ge-

Digitized by Google

ringfügigkeit der arzneilichen Einwirkung die gröfstmögliche Bethätigung der organischen Reaktionen erreicht werde. Dies heifst offenbar nichts anders, als dafs der Organismus seine Bemühungen, die gestörten Funktionen wiederherzustellen, um so erfolgreicher entfalte, je weniger er von aufsen gestört, dafs die Krankheit ihre Krisis um so sicherer eingehe, je weniger ihr natürlicher Verlauf durch Arzneien überhaupt unterbrochen werde. Der Organismus ist sonach keineswegs, wie behauptet worden war, zur Selbstheilung untüchtig; es ergiebt sich im Gegentheil, dafs er die besondere krankhafte Richtung, die er zur Entfernung eines äufsern Eingriffs eingegangen ist, durch die ihm inwohnende stärkere Heilrichtung von selbst *ohne eine merkliche äufsere Anregung* wieder aufzuheben die zureichenden Mittel habe. Dies soll denn nicht blos in der Mehrzahl der Krankheitsfälle, sondern überall und durchgängig gelten, so dafs das homöopathische Heilverfahren ausschliefslich und nur mit äufserst wenigen Ausnahmen seine Anwendung finde.

Solche *Ironie* mit sich selbst treibt ein System, welches, von der Vorstellung ausgehend, nur der Arzt und nicht die Natur verstehe zu heilen, mit seinem therapeutischen Gesetze consequent, aber unbewufst, bis zu dem Extreme gelangt, wo die Heilung sämmtlicher Krankheiten einzig und allein der Natur überlassen, und alle ärztliche Praxis und Kunst aufgehoben und entbehrlich gemacht wird. Wer möchte hier nicht die höhere Leitung und den vernünftigen Plan in der Entwicklungsgeschichte der Medicin anerkennen? Der von der Beobachtung und Nachahmung der Natur abgefallenen, theils gedankenlosen, theils in eitlen Gedankenkategorieen festgerannten Masse der Aerzte wird eine Lehre gepredigt, die ihrer Meinung von der Herrschaft über die Natur schmeichelt, die ihnen das Denken und theoretische Forschen, ja alle physiologische und pathologische Kenntnifs erläfst, und nichts weiter von ihnen verlangt, als dafs sie die Erscheinungen des kranken Körpers und die Wirkungen der Arzneimittel aufs sorgfältigste bis ins äufserste Detail beobachten, ihre Arzneien einfach in kleinen und seltenen Gaben, und aufserdem eine strenge Diät anwenden sollen. Es sammeln sich um Hahnemann eine Menge von Schülern, der Mehrzahl nach junge Männer ohne Erfahrung, oder empirische Köpfe ohne wissenschaftliche Bildung, d. h. gerade eine Klasse, die am vielgeschäftigsten den Kranken zu bestürmen pflegt, und der am ersten das zweischneidige Schwerdt der Arznei aus den Händen gespielt werden mufste. Diesen Aerzten gelangen nun, ihnen selbst am unerwartetsten, die glücklichsten Heilungen, und es liefs sich nicht in Abrede stellen, dafs hier das Wort von den geistig Armen seine Geltung fand. Anderseits aber sehen sich die Gegner der Homöopathie zu dem Geständnifs gezwungen, dafs die vielen gelungenen Kuren derselben zwar thatsächlich anzuerkennen, jedoch nicht den Arzneiverordnungen, sondern der ungestörten Selbsthülfe der Natur zuzuschreiben seien. So ist denn bei beiden Parteien die Naturheilkraft und die exspektative Methode wieder in ihr Recht eingesetzt.

Sobald es aber zu diesem Extreme gekommen, und die arzneiliche Anregung auf ein blofses Riechen an einer materiell nicht mehr vorhandenen Arznei reducirt worden war, konnte den Anhängern Hahnemanns die Bedeutung ihres Heilverfahrens nicht mehr verborgen bleiben, und mufste sofort eine Spaltung in der homöopathischen Schule eintreten. Die neue Partei, an ihrer Spitze die in altsächsischer klassischer Gelehrsamkeit gebildeten Leipziger Aerzte, zurückgehend auf die ursprünglichen Sätze Hahnemanns von den unzureichenden Mitteln der Natur, behaupteten, dafs dem leisen exspektativen Verfahren eine Grenze gesteckt, einerseits die homöopathische Arznei in gröfseren und weniger seltenen Gaben, andererseits auch die antipathische und allopathische Methode öfter angewandt werden müfste. Dagegen erklärte die andere von Hahnemann selbst begünstigte Partei, hauptsächlich aus denen bestehend, die sich den naturphilosophischen Bestrebungen angeschlossen hatten: jener Nothruf nach antipathischen Mitteln erwecke den Verdacht einer unzulänglichen Kenntnifs der Naturheilkraft; sie sei überzeugt, dafs da, wo ein vollkommnes Zusammenwirken aller Heilkräfte des Organismus Statt habe, die Krankheit nicht wohl durch ein Arzneimittel, sei es auch das beste, schneller geheilt werden könne. Eine Arzneikraft könne unmöglich dem Organismus befreundeter sein, als die ihm inwohnende Heilkraft. Es sei der Fall, dafs Krankheiten auf diesem Wege eben so schnell, und oft schneller, als durch die vorzüglichsten

Digitized by Google

Heilmittel beseitigt werden. Dies gelte namentlich vom Entzündungsfieber, wo die Reaktionen zwar stürmisch, aber meist regelmäfsig und kraftvoll seien, und der Arzt als blofser Beobachter die Natur ihrem eigenen Walten füglich überlassen dürfe. Habe man aber die Natur als ihre eigene Retterinn kennen gelernt, so möge man auch die Wege, die sie zu solchem Behufe einschlage, genauer studiren, die Reaktionserscheinungen von den eigentlichen Krankheitserscheinungen unterscheiden lernen, um sodann in Fällen, wo die Natur selbst nicht gehörig mitwirke, ein ähnliches Verfahren künstlich eintreten zu lassen. Auf diese Weise werde man allmälig zum Besitze einer positiven Medicin gelangen und einsehen, wo man die Natur walten zu lassen, und wo man sie nachahmend künstlich einzuschreiten habe. Wenn aber die verschiedenen therapeutischen Methoden durch die verschiedenen pathologischen Ansichten vom Krankheitsprocesse bedingt seien, so entspreche das Hahnemannsche Princip der Aehnlichkeit durchaus der Tendenz des Organismus, seine eigene Reaktion gegen einen äufsern Eingriff, das ist eben seine Krankheit, durch eine neue Reaktion von selbst wieder aufzuheben. (cf. Kammerer in Ulm: die Homöopathik heilt ohne Blutentziehung. Mit einer Vorrede von Hahnemann.)

Dem Leser wird hierbei die Bemerkung nicht entgangen sein, wie die Hahnemannsche Lehre, die ihrem Wesen nach nur praktisch ist, und alle theoretische Voraussetzung verwirft, schliefslich auf die Nothwendigkeit verweiset, zuvörderst die *Theorie* des Krankheitsprocesses in's Klare zu bringen, um daran das praktische Verfahren erläutern, und die Gränze der homöopathischen Methode sicher stellen zu können. Auf diese Weise sehen wir den mit so vieler Erbitterung, und dem blinden Ungestüme des praktischen Bedürfnisses geführten Kampf der neuen und alten Schule innerhalb der erstern selbst, und zwar auf einen wissenschaftlichen Boden verlegt, wo er seine ruhige Erledigung durch eine geläuterte aus der Praxis herausgebildete Theorie nothwendig finden mufs. Es ist die *Theorie der Naturheilkraft*, die gegenwärtig zu Gerichte sitzt und beiden Parteien ihr Recht und ihr Unrecht, gehörig motivirt, zuerkennen wird. An dem Erkenntnisse aber wird sich erweisen, dafs der Kampf der Homöopathie und Allöopathie ein unumgänglicher Procefs war, den der Geist der Medicin eingehen mufste, um zu seiner Wahrheit und Einheit mit sich selbst, zu einem Abschlusse zu gelangen, der die ächte Durchdringung der Theorie und Praxis, somit ein *physiatrisches* System ist, das alle früheren geschichtlichen Stufen, Theorieen und Heilungsmethoden in sich begreifen, und weil es die Sympathie des gesunden und kranken Lebens überall entwickelt, das System *der sympathischen Medicin* genannt werden wird.

Einen dankenswerthen Beitrag zur Entscheidung der Streitfrage liefert Hr. Schrön in der zur Relation uns vorliegenden Schrift. Ref. begrüfst diese Schrift gleichsam wie einen persönlich unbekannten Freund, auf dessen Ankunft man vorbereitet, mit dessen Tendenz man bereits vertraut war, und mit dem man sich sogleich versteht, obschon seine Manieren etwas Fremdartiges haben, woran gelegentlich zu erinnern gestattet sein mag. Um jedoch Letzteres sofort hier abzuthun, wollen wir bemerken, dafs der Verf. sehr in den überschwenglichen Ton einstimmt, der durch die Arbeiten Jahns neuerlich aufgekommen ist. Diese belletristisch geistreiche, lockere, im ganzen Gebiete der Literatur herumspringende, fortwährend die Ansichten dieses und jenes „trefflichen, göttlichen, unsterblichen Forschers" herbeiziehende Manier sagt den wissenschaftlichen, auf stetigen Fortgang und strenge Entwicklung gerichteten Anforderungen unserer Zeit nicht mehr zu. Wir lieben ein solches Benutzen der Geschichte nicht mehr, weil wir von der Geschichte selbst eine lebendige Anschauung gewonnen haben, weil sie uns nicht mehr als eine Sammlung der Ansichten Einzelner, sondern als ein organisches Ganze gilt, innerhalb dessen jede Ansicht nur insofern Wahrheit hat, als sie sich an ihrer richtigen Stelle befindet. Dagegen bringt es die eben gerügte nach Autoritäten herumsuchende Behandlungsweise gerade mit sich, dafs man umgekehrt aller Auktorität sich zu entschlagen und unhistorisch zu werden, Gefahr läuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges von Dr. F. L. Schrön.

(Fortsetzung.)

„Auf eine Auktorität," heifst es dann (S. 8) „können wir uns, da so verschiedene allerwegen durch tüchtige Männer repräsentirte Ansichten obwalten, bei unseren Forschungen durchaus nicht verlassen. Es bleibt uns nichts übrig, als unbestochen von fremden Ansichten sowohl, als von selbstgefertigten apriorischen Hypothesen, von der *Anschauung* auszugehen, und Schritt für Schritt ohne Sprünge und unerwiesene Praesumtion synthetisch weiterzuschliefsen." Auf diesem Wege, wobei der Verf. vergifst, dafs die ganze Art seiner Anschauung, vollends aber des Weiterschliefsens und des übrigen sich hineinmischenden Räsonnements auch nichts anderes, als eine beliebige Voraussetzung und präsumirte Vorstellungsweise *seiner* Zeit ist, gelangt er ebenfalls zu einer *eigenthümlichen* Ansicht, die auf Geltung Anspruch macht, und freuet sich nachträglich (S. 35) sehr naiv darüber, dafs Aehnliches, wie die Geschichte aller Zeiten zeige, doch auch von Andern vermuthet worden.

Wäre es aber dem Verf. wirklich Ernst damit gewesen, von aller Praesumtion fremder und eigener Meinung abstrahiren zu wollen, was hätte er dann wohl gethan? Er hätte sich zu den Anfängen der Wissenschaft überhaupt, zu der *reinen* Anschauung des *heraklit-hippokratischen* Standpunktes, der das Werden, die Bewegung, das ἐνοῦμῶν, und nichts Specielles weiter, enthält, zurückbegeben und von hier aus den ärztlichen Gedanken, wie er sich in der Geschichte Schritt vor Schritt entwickelt hat, begriffsmäfsig verfolgt. So würde er bis zur Höhe des gegenwärtigen Standpunktes sich fortgearbeitet und eine Ansicht gewonnen haben, die nicht mehr eine eigenthümliche Meinung und subjektive Behauptung geblieben, sondern eine objektive Annahme und Theilnahme an der allgemeinen Wahrheit geworden wäre. Er würde dann mit gröfserer Klarheit, als es jetzt bei ihm der Fall ist, gefunden haben, dafs es in der Geschichte der Medicin vernünftig und mit logischer Consequenz hergegangen ist, würde diese objektive Vernunft der Geschichte als seine grofse Autorität und als die nothwendige Voraussetzung des Wissens anerkannt und endlich begriffen haben, inwiefern die verschiedenen Stellungen des ärztlichen Gedankens die verschiedenen Durchgangsstufen und Momente des ärztlichen Objektes selber bilden. Da der Verf. denn einmal, wie es auch recht ist, von vorn anfangen, von der Biologie zur Pathogenie, von da zur Nosologie und Therapie systematisch fortschreiten wollte, so hätte er auf die angegebene Weise verfahren, und zuvörderst um eine gründliche und philosophische Einsicht in den Gang der Geschichte sich bemühen müssen. Dann würde er den guten und an sich wahren Grundgedanken seiner Schrift auch ausgeführt und hinter seinem Ideale, wie er freimüthig selbst bekennt, nicht zurückgeblieben sein. Wir glauben aber Hrn. Sch. auf diesen Mangel um so eher aufmerksam machen zu dürfen, je mehr wir über seine wissenschaftliche, und defshalb nichts weniger als partikuläre, Ansicht, „dafs Alles, was die Geschichte der Medicin biete, theils als Durchgangsform, theils als erspriefsliches Glied zum Ganzen der Heilwissenschaft von grofsem Werth sei" uns gefreuet haben, und dabei nur wünschen, dafs er dieselbe mit gehöriger Kenntnifs und Gewandtheit begründen und ausführen möge.

Die Tendenz des Verfs. ist in der Vorrede, die zuletzt geschrieben als der gereifteste Theil des Buches erscheinen kann, bestimmt ausgesprochen. „Es liegt offenbar," sagt Hr. Sch. S. IX, „in der Zeit und

Digitized by Google

ihrer Tendenz, die feindlichen Parteien einander zu nähern, und nicht allein ein freundlicheres Verhältnifs unter den Anhängern beider Theile zu Stande zu bringen, sondern das Gut jeder Partei für die Glieder der entgegenstehenden zugängig zu machen." — Wenn eine Vereinigung zweier Parteien im Werke ist, eignet sich zuvörderst jede von der andern dasjenige an, was ihr gut und brauchbar scheint. Es bildet sich eine Eklektik, eine schwankende Mitte, die eine Vermischung der beiderseitigen grofsen Standpunkte und ein Verstümmeln derselben ist; eine monströse Uebergangsform ohne entschiedenen Charakter und dauernde Berechtigung. Das unmittelbare Bedürfnifs, die Noth des Augenblickes, die Zufälligkeit des Ausgangspunktes u. s. w. rufen dergleichen „Mischlingssekte" hervor, die als eine erste empirische Stufe zur Vermittelung der Extreme in ihrer Indifferenz eben auch eine Weile gelten mag. Das Weitere aber ist, dafs der *rationelle* Gedanke sich des Gegenstandes bemächtigt und die Ausgleichung zu bewirken sucht. Er thut dies auf seine Weise zunächst dadurch, dafs er sich gegen jene empirische Stufe der Vermischung wendet und den charakteristischen *Unterschied* der Homöopathik einerseits und der Antipathik und Allöopathik andererseits feststellt, beide in ihrer Wahrheit und Wesenheit anerkennt und neben einander bestehen und gelten läfst. S. XII „Es mufs eine antipathische, eine „heteropathische und homöopathische Heilmethode geben, so unwesentlich und entbehrlich auch diese Namen sind, und jede mufs durch Beibehaltung ihres „naturgemäfsen Charakters das bleiben, was sie ist. „Die Antipathik kann nicht verschnitten werden zu „einem Dinge, das nach Verlust seiner Eigenthümlich„keit der ebenfalls verschnittenen Homöopathik ähn„lich sieht. — Die Antipathik mufs vermöge ihres „Verhältnisses zur Naturheilkraft ihre grofsen und oft „wiederholten Gaben behalten, so wie auf der andern „Seite die mit specifischen Mitteln die Naturheilkraft „nur unterstützende, nicht vertretende Homöopathik „kleinere und seltener verabreichte, aber nicht über„sinnlich kleine und nur einmal zu nehmende Gaben „sich vorbehalten mufs. Die Antipathik kann durch„aus nicht mit specifischen, dem concreten Falle pa„thogenetisch verwandten Potenzen operiren, so wie die „Homöopathik nie nach allgemeinen Indikationen und den „ihnen entsprechenden Mitteln einschreiten kann." —

Die Aerzte müssen sich überzeugen, „dafs sämmtliche drei Heilmethoden auf Naturheilprocessen beruhen, dafs die eine Methode diesem, die andere jenem Naturheilprocesse" entspricht. Defshalb „kann eine Vereinigung der einzelnen charakteristisch und in ihrer Grundidee verschiedenen Heilmethoden nur in der Art vor sich gehen, dafs der Arzt ihre Kenntnifs in sich vereint und vorurtheilsfrei für den concreten Fall — je nach der Erkrankungsform und den Stadien der Krankheit — diejenige handhabt, welche die passendste ist." Auf diese Weise kann es das Ansehen haben, als sei der rationelle Gedanke gekommen, nicht sowohl zu vereinigen, als zu scheiden, und äufserlich zwischen den Parteien zwar Frieden zu stiften, aber die Trennung und den Widerspruch in die Praktik jedes Einzelnen zu verlegen und innerhalb der Natur selbst zu fixiren. Wir dürfen jedoch hierbei nicht übersehen, dafs, wo es zu einer *Entscheidung* und endlichen Verknüpfung zweier Extreme kommen soll, vor Allem die Eigenthümlichkeit und das gegenseitige Verhalten beider genau und fest bestimmt, und die in der Natur aus einander fallenden Momente vorläufig auch in der Betrachtung streng aus einander gehalten werden müssen. Eine weitere Frage ist freilich diese, ob am Ende ein allgemeiner Standpunkt sich werde finden lassen, auf dem „das wesentlich innere Band, wodurch die verschiedenen Heilmethoden zusammenhängen" als ein noch wesentlicheres nachgewiesen werden, und die Vereinigung in der Art Statt haben wird, dafs sich ergiebt, wie ein jeder der verschiedenen Heilungsprocesse der Natur (und somit auch der Kunst) den ihm entgegenstehenden zugleich mit in sich schliefst und zugleich mit in Wirksamkeit setzt. Ref. glaubt aber, auf diese Frage hier nicht weiter sich einlassen zu dürfen, da sie jedenfalls über die Schrift des Hrn. S. hinausliegt und überhaupt das Bedürfnifs nach ihrer Beantwortung zur Zeit noch nicht besonders rege geworden ist. Vielmehr kommt es *gegenwärtig* und fürs Erste in der Wissenschaft nur darauf an, dafs die Wege, deren sich die Natur zur Heilung der Krankheiten bedient, speciell und ihrer *Verschiedenheit* nach aus einander gesetzt, und den Aerzten gezeigt werden mufs, wie die Verschiedenheit der Heilmethoden darauf begründet und „keine der letzteren als überflüfsig oder gar unsinnig zu betrachten sei."

Bei den Untersuchungen über die Entstehung und

Digitized by Google

Selbstheilung der Krankheiten, womit sich dieser erste Band beschäftigt, konnte der Verf. das Jahn'sche Werk als unmittelbare Vorarbeit benutzen. Ref. beschränkt sich darauf, den Hauptpunkt anzugeben, worin Hr. Schr. über Jahn hinausgeschritten, und somit die wissenschaftliche Erkenntnifs weiter gefördert hat. In dieser Beziehung ist das Wichtigste, dafs der Verf. die Reaktion des Organismus gegen die Beeinträchtigung seiner Norm als die Krankheit desselben, diese mithin als einen Heilungsprocefs begreift; während bei Jahn die Krankheit bestimmt wird als ein selbstständiger Lebensprocefs und niederer Organismus, als eine Afterorganisation, die sich im Gegensatze zum Ganzen, an dem sie sich entwickelt hat, zu erhalten sucht, wogegen aber dieses Ganze kraft seiner Selbsterhaltungsthätigkeit seine Reaktionen richtet und als ein höherer Lebensprocefs den feindlichen niedern überwindet. „Ich mufs mich wirklich wundern," sagt der Verf. S. 165 u. ff., „wie F. Jahn, der dem Naturheil-„processe ein so tiefes Studium geweihet, und eine „so umfassende Einsicht in ihn gewonnen, nicht zu der „Ueberzeugung gezwungen worden: die Krankheit sei „ein Heilprocefs; — wie er annehmen kann, es trete „zur bereits fertigen Krankheit erst die Reaktion des „Organismus hinzu. — Aus dieser Ansicht von der „Krankheit, als einem selbstständigen Individuum re-„sultirt für die Behandlung nothwendig dieses, dafs „wir den Krankheitsprocefs als etwas an sich dem Le-„ben Schädliches betrachten, und seinen Heiloperatio-„nen entgegenarbeiten müfsten. Dafs dieses Verfah-„ren aber ein falsches sei, hat Jahn in seinen beiden „Büchern vielfältig selbst bewiesen."

Da aber diese einseitige und sich widersprechende Ansicht aus dem Festhalten an einer einseitigen Richtung der Krankheit selbst, so wie aus Jahn's ganzer wissenschaftlicher Stellung resultirt, so ist letztere vielmehr näher zu untersuchen und hier kürzlich anzugeben. — Die Jahnschen Arbeiten sind die letzten Ausläufer der aus der Schellingschen Philosophie hervorgegangenen medicinischen Theorie. Diese hatte die Tendenz, die Einheit der Gegensätze zu vermitteln, so namentlich die Einheit des gesunden und kranken Lebens als eines flüssigen und ineinandergreifenden Processes zu erkennen. Da ihr aber die *Methode* des Fortganges fehlte, so konnte sie nur zu einer *Indifferenz* der Gegensätze gelangen, bewegte sich nun theils geistreich, theils abentheuerlich, auf beiden Seiten *abwechselnd* herum, und begleitete auf diese Weise die Gegensätze wohl bis auf ihre letzte Gränze, ohne aber diese wahrhaft überschreiten zu können. Die Elemente blieben unverbunden neben einander; das, wodurch sie zusammengebracht wurden, war nicht ihre innere Dialektik, sondern eine äufserliche Versicherung, ein sinnliches Bild, eine leichte *belletristische* Wendung. — Hatte man nun die Krankheit als eine eigenthümliche, nach den allgemeinen Gesetzen der Natur zweckmäfsig verlaufende Lebensform aufgefafst, so wurde diese Ansicht weiter dahin bearbeitet, dafs man der Krankheit Selbstbestimmung und Selbstzweck zuerkannte. In diesem Sinne konnte Jahn eine Naturgeschichte der Krankheiten schreiben, und Stark die Behauptung aufstellen: die Krankheit könne nicht ein sich selbst zerstörender Procefs genannt werden. Hiermit hatte sich die naturphilosophische Medicin auf den Standpunkt des Empirismus gestellt, der die Krankheit als Individuum, d. h. als ein ungetheiltes Ganze betrachtet und ihren innern Widerspruch und Gegensatz, die *in ihr selbst* thätige Gesundheit, nicht anerkennt. Wefshalb denn auch Kieser gegen die Individualität der Krankheit neuerlich Einspruch that. Aber diese Einseitigkeit widerlegt sich von selbst, sofern man sie nur ernstlich beim Worte hält und das, was wahr an ihr ist, zugesteht; durch diese Extravaganz, womit die Krankheit den *Schein* einer selbstständigen Thätigkeit annimmt, und Zweck ihrer selbst sein will, geschieht es gerade (und ist es historisch geschehen), dafs sie sich am ersten als ihren eigenen Zerstörungsprocefs zu erkennen giebt. Es ist wahr, dafs die Krankheit der Abfall einer einzelnen Lebensrichtung, das einseitige Hervortreten derselben aus dem Verbande des Ganzen ist; es ist wahr, dafs die krankhafte Partie in ihrer besondern Existenz im Gegensatze zum Ganzen sich zu erhalten und dieses sich zu assimiliren sucht. Mit solchem *Assimiliren* giebt sie aber die erste Bedingung ihrer Existenz, nämlich die Absonderung und Entfremdung vom Ganzen, auf. Indem sie sich als Mittelpunkt setzt und die gesund gebliebenen Partien in *Mitleidenschaft* zieht, erregt sie organische Sympathieen, theils specielle, theils allgemeine, die sich (wie Jahn so bedeutungsvoll und vortrefflich nachgewiesen hat) als Reaktionen gegen sie selbst kehren und ihre krankhafte Thätigkeit schwä-

Digitized by Google

chen und ableiten. So zeigt sich, dafs die Krankheit in ihrem Streben, sich selbstständig zu erhalten, vielmehr sich preisgiebt und aufhebt, dafs sie mithin nicht ein Selbstzweck und ein fertiger Organismus, sondern das *Mittel* ist, dessen sich die organische Thätigkeit zur Selbsterhaltung gegen eine Schädlichkeit bedient, und zwar dann bedient, wenn sie die mehr *unmittelbare* Assimilation der Schädlichkeit zu vollführen nicht im Stande ist. Es ist also die gesunde *allgemeine* Thätigkeit des Organismus, die durch einen Reiz sollicitirt und dagegen reagirend

a) sich die Krankheit als eine *besondere* Thätigkeit entgegensetzt, diese aber

b) durch deren extremes und extravagantes Treiben, wodurch dieselbe den *Anschein* gewinnt, als ob sie die allgemeine Thätigkeit sei, sich überbieten und aufheben läfst, und

c) auf diesem Wege der Vermittlung zu ihrer unmittelbaren Einheit zurückkehrt und als Ganzes sich wiederherstellt.

Es leuchtet ein, dafs das gesunde Leben, indem es diesen Wechsel seiner Thätigkeiten durchläuft, keinen andern Zweck hat, als sich zu erhalten, nichts anderes producirt, als eben sich selbst, d. h. sich reproducirt. So ist es Zweck seiner selbst. Der Zweck, die Reproduktion ist die *Seele* seiner Bewegungen, nicht blos das Resultat, welches diese Bewegungen erreichen, wie in der antiken Medicin, sondern ebenso sehr der Anfang und die Mitte derselben. — Die Auffassung der Krankheit als einer besondern Lebensform beginnt mit Paracelsus und Helmont. Die antike Medicin hat es nicht bis zu solchem Gegensatze bringen können; erst der christliche, näher der christlich-protestantische Geist konnte sich in diese Entzweiung vertiefen, aber dieselbe auch ertragen und wieder ausgleichen.

Die antike Medicin von Hippokrates bis Galen ist ihrem Wesen nach *Theorie*; physiologische Anschauung der Einheit aller Natur; Betrachtung des Menschen ἐν τῷ εἴδει τῆς ὅλης φύσεως, wie Plato von Hippokrates sagt. Sie geht aus von der Harmonie der Gesundheit; die in sich einige und widerspruchslose Gesundheit scheidet die durch die Qualitäten der Aufsenwelt unmittelbar ihr zugefügte Störung durch einfachen Gegensatz von sich aus. Die Bestimmbarkeit der Krankheit durch die Gesundheit, die *Bewegung* der Natur zur Wiederherstellung ihrer Harmonie macht den Charakter der hippokratischen Medicin aus, die schliefslich in dem Römer Galen zur *physiologisch-pathogenetischen* wird, d. h. den Begriff des Zweckes und der Krankheitsanlage in sich aufnimmt *).

Die *moderne Medicin*, von Paracelsus bis Hahnemann, ist ihrem Wesen nach *Praxis*, Nosologie, Feststellung der Gegensätze und Individualitäten in der Natur. Sie geht von der Krankheit, deren Nothwendigkeit und Gesetzmäfsigkeit aus; sie fängt da an, womit die antike geschlossen hatte: mit der Anlage, dem Keime der Krankheit, den die Gesundheit in sich hat. Sie läfst diesen Keim sich bethätigen, zu individuellem Leben sich entwickeln; sonach stehen im erkrankten Körper zwei Leben kämpfend sich gegenüber, das der *Krankheit* und das der *Gesundheit*. „Der Mikrokosmus ist selbander in der Krankheit, hat zween Korpus zu gleicher Zeit in einander verschlossen" (*Paracelsus*). Ja die Krankheit gilt als das stärkere und herrschende Leben; der Arzt beherrscht und tilgt die Krankheit, ist magister naturae, indem er die Gesundheit unterstützt, das ihr Homogene, das arcanum simile ihr zuführt. —

*) Folgende Stelle aus einer noch ungedruckten Schrift des Ref. mag hier als Erläuterung beigefügt werden. „Hier (bei Galen), an dieser Gränze der antiken und modernen Medicin, wird die Krankheit als das endliche Moment in das unendliche, in die Gesundheit, selbst aufgenommen, die Bedingung ihrer Genesis zugleich in der innern Beschaffenheit und Anlage des Körpers gefunden und die Bemühung, sie zu entfernen, nicht mehr als ein unmittelbares Ausscheiden, sondern als ein Eingehen der Kräfte in die Krankheit, als eine Zweckthätigkeit verstanden, die einen Theil ihrer selbst zur Besiegung des Objektes verwendet. Denn sobald, wie bei Galen, die *Zweckmäfsigkeit* in der Bewegung anerkannt wird, kann nicht mehr von einfachem Ausschliefsen allein die Rede sein; wir sind damit sogleich auf das Gebiet des Organischen versetzt, wo eine Reihe von Vermittelungen durchlaufen werden mufs, um die einfache Schlufswirkung zu ergeben. Denn der Zweck bewegt sich in einem Systeme von Schlüssen. Sonach sind wir durch Galen selbst aus der antiken Medicin in eine neue Epoche hinüber befördert, die wir als die der organischen Medicin bezeichnen müssen. Der Zweckbegriff war der äufserste Punkt der Galenischen Theorie; die tiefere Ergründung und weitere Exposition dieses Begriffes gehört dem christlichen Geiste an.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges von Dr. F. L. Schrön.

(Schlufs.)

Ist aber die Krankheit selbst ein Leben, und somit zur Gesundheit erhoben, so ist dadurch die Gesundheit zur Krankheit herabgesetzt. Sonach stehen sich im erkrankten Körper nicht Gesundheit und Krankheit, sondern zwei Krankheiten gegenüber. „Der ganze Vorgang ist nichts als Leiden;" (Hahnemann) der Organismus ist in seiner ganzen Totalität leidend, in seiner ganzen Existenz verändert, und kann demnach nicht aus sich selbst seine Gesundheit wiederherstellen. Der Arzt hat dieses zu vollbringen, indem er die Krankheit unterstützt, das Homogene, das homöopathische Medikament ihr zuführt. So fällt alle Thätigkeit auf die Seite der Krankheit; diese kann nur durch sich selbst geheilt werden, und es ist dem Wesen nach das physiatrische Princip erreicht, dafs die Krankheit ihr eigener Heilungsprocefs sei.

Der gegenwärtige Standpunkt, für den das System zur Zeit noch unter grofsen Kämpfen und Geburtswehen gesucht wird, ist der *physiatrische*. Er mufs zum System sich abrunden, Durchdringung der Theorie und Praxis werden, so dafs die Theorie ebensosehr Voraussetzung als Resultat der Praxis ist. Wir gehen aus von der hippokratischen Theorie, von der Harmonie der Gegensätze, dem Werden, der Bewegung; weisen nach, wie ein Zweck in dieser Bewegung ist und kommen dahin, den animalischen Körper als Zweck seiner selbst, als Organismus und Individuum zu erkennen, das sich im Gegensatze zur Natur, in der Spannung gegen seinen Gattungsbegriff, zu erhalten strebt, dadurch aber den Widerspruch gegen sich selbst, den Keim der Krankheit in sich aufzeigt. *Ἐπ' ἄκρον εὐεξίαι σφαλέραι* — Sanitas athletica sanitas morbosa!

Demnächst erkennen wir, wie der Organismus im Conflikte mit der Aufsenwelt jenen seinen Krankheitskeim zur Entwicklung bringt. Dabei zeigt sich, dafs, indem der Organismus als Einheit gegen die ihm zugefügte äufsere Beschränkung reagirt, diese hierdurch nicht aufgehoben, sondern erst recht befestigt, verselbstständigt und herangezogen wird. (Ein schneidendes Instrument verwundet, *trennt* einen Theil; die Reaktion geschieht so, dafs Gefäfse, Nerven, Zellgewebe sich zusammenziehen: die Wunde *klafft*, d. h. die Trennung ist durch die Reaktion erst vollständig gemacht. Oder ein Narcoticum beschränkt die Empfindung einer Nervenpartie, dagegen bethätigen sich die dazu gehörigen motorischen Nerven: die Empfindungsthätigkeit wird dadurch erst herabgedrückt.) Das auf die Ausscheidung des fremdartigen Reizes gerichtete Streben des Organismus ist also für's Erste nichts anderes, als die lokale, krankhafte Reizung selbst. Das hiermit übereinstimmende ärztliche Verfahren ist das hippokratisch-diätetische: Vermeidung dessen, was die Natur in ihrem Ausscheidungsakte stört, Zuführung dessen, was ihr *homogen* ist.

Diese primäre Reaktion, wodurch der Organismus das Fremdartige erst in sich aufgenommen und zu einer hervorstechenden Qualität seiner selbst gemacht hat, entfernt derselbe wieder, indem er eine zweite Reaktion nachfolgen läfst, die das *Gegentheil* der ersten ist. „Der Organismus", sagt Hr. Schr., „stellt sein gestörtes Gleichgewicht wieder her durch Hervorrufung eines dem aufgedrungenen Zustande *entgegengesetzten* Zustandes." (S. 201). (In Bezug auf obige Beispiele: Ausdehnung der Gefäfse, Auflockerung des Zellgewebes, Ausfullung der getrennten Stelle mit plastischer Lymphe; — Nachwirkung gegen das Narcoticum: gesteigerte Empfindlichkeit, verminderte Ener-

Digitized by Google

gie der Bewegung.) Die hierher gehörige Heilmethode ist die Galensche: Beschänkung der hervorstechenden Qualität durch eine Arznei von *entgegengesetzter* Qualität.

Aber die sekundäre Reaktion, das Gegentheil der primären, ist ebensosehr lokal, als diese, ebensosehr ein einseitiges Hervortreten einer Qualität des Ganzen. Wenn der Organismus in der Erstwirkung als ein Individuum sich der äufsern Natur entgegensetzte, so hebt er in der Nachwirkung diesen Gegensatz wieder auf, und bethätigt somit seinen Gattungsbegriff, d. h. die in ihm verschlossene Krankheitsanlage. Die sekundäre Reaktion ist mithin selbst eine Krankheit, und zwar eine um so selbstständigere, da sie sich aus der innern Anlage entwickelt hat und zu individuellem Leben fortzugehen und sich auszubreiten strebt. Es erhellt, dafs auf diesem Punkte der Kampf zwischen Krankheit und Gesundheit, zwischen der lokalen und allgemeinen Thätigkeit, erst recht beginnt, und dafs das Spiel der Reaktionen in umgekehrter Weise, als bisher, sich wiederholen mufs. Die lokale Reaktion wird excessiv, unterdrückt die normale Funktion, isolirt sich vom Verlaufe des Ganzen und setzt dieses in Mitleidenschaft, indem es wie ein fremdartiger Reiz dasselbe berührt. (Im obigen Beispiele: heftiges Zuströmen des Blutes zur getrennten Stelle, Unterdrückung der Lymphsekretion, Erweiterung der Kapillargefäfse, Stockung und angehende Zersetzung des Blutes in denselben.) Das Ganze seinerseits sucht gleichfalls gegen die sich absondernde Thätigkeit sich abzugränzen; die benachbarten Partien gerathen in vermehrte Thätigkeit und andere *speciell verwandte* übernehmen vikariirend die gehemmte Funktion. Das gesunde Leben greift das kranke in seinem Keime an, sucht es zu *verändern*, (ἀλλοιωσις) ihm sein Lebenselement zu entziehen, es zu tödten und auszuschliefsen. (Das in den erweiterten Kapillargefäfsen der entzündeten Stelle stockende Blut zersetzt sich; dagegen steigern die Venen ihre Einsaugungsthätigkeit, die Lymphgefäfse entführen dem Blute seine noch lebensfähigen Theile u. s. w.) — Diesem Punkte des Processes entspricht das *pathogenetische* Verfahren der Paracelsischen Schule, die spezifische, die metasynkritische, die *allöopathische* Heilmethode. —

Indem aber das Ganze den krankhaften Theil seiner selbst zu verändern und abzusondern bemüht ist, hat es vielmehr sich selbst verändert, die Krankheit vollends in sich aufgenommen, sich erst recht *mitleidend* gemacht. (Die von den Venen und Lymphgefäfsen eingesogenen Theile des krankhaften Blutes werden in den allgemeinen Kreislauf übergeführt und erregen denselben zu entzündlicher Expansion.) Das Ganze geht selbst in die Krankheit ein, verähnlicht sich ihr (ὁμοιωσις), nimmt den *Schein* an, als ob kein Unterschied zwischen ihm und der einzelnen Partie vorhanden sei. Der Organismus erscheint in seiner Totalität leidend; seine sämmtlichen Funktionen gerathen successiv in gesteigerte Thätigkeit. Die allgemeine Reaktion wird der Lokalreaktion *ähnlich*. Dadurch wird das Verhältnifs der Mitleidenschaft umgekehrt; wenn die vereinzelte excessive Thätigkeit das ursprüngliche Leiden war, welches das Ganze in eine zunächst oberflächliche Mitleidenschaft versetzte, so ist letzteres jetzt zum *hauptsächlich* Leidenden geworden, an dessen Bewegung jene speciell-sympathisch Theil zu nehmen hat. — Diesem Punkte des Processes entspricht das *homöopathische* Verfahren: Erregung der allgemein-sympathischen Reaktion bei chronischer, Erregung der speciell-sympathischen Reaktion bei akuter Krankheit.

„Wir haben gesehen" (fahren wir mit Hrn. Schr. fort (S. 219) „dafs jede Krankheit ursprünglich eine „örtliche Reizung ist, gegen welche anfangs immer „eine örtliche Reaktion auftritt, der sich speciell-sym-„pathische Heiloperationen anschliefsen. Wird die „Schädlichkeit hierdurch nicht entfernt, überschreitet „vielmehr die örtliche Reaktion ihre Norm — im Or-„ganismus sich ausbreitend — so werden die nächsten „Träger der Seele in weiterer Ausdehnung in den „Kampf gezogen, und die Heiloperationen, die sich „bei örtlicher Reaktion nur auf die zunächst betheiligte Stelle beschränkten, greifen im ganzen Nerven-„und Blutsystem Platz. — Es entsteht ein allgemei-„ner Kampf, alle physiologischen Thätigkeiten steigern „sich in gewöhnlichem Maafse." — Sind wir aber bis hieher gekommen, so leuchtet von selbst ein, dafs, wenn das einseitige Hervortreten und die Steigerung einer *einzelnen* Richtung das Wesen der Krankheit ausmachte, ein *totales* Leiden des Organismus d. h. eine *gleichzeitige* Steigerung sämmtlicher Thätigkeiten bereits keine Krankheit mehr, sondern die *Krisis* und der Ausscheidungsakt ist, vermittelst dessen die

Digitized by Google

Gesundheit die mit ihr identisch gewordene Krankheit von sich abstöfst. So sind wir zu unserm Ausgangspunkte zurückgekommen, zu der einfachen, aber jetzt *allgemeinen* Reaktion, durch die der Organismus den schädlichen Reiz sowohl, als auch seine eigene Thätigkeit, die sich mit diesem Reize eingelassen hatte, von sich ausschliefst. Der Organismus hat im Konflikte mit der Aufsenwelt seinen in ihm verschlossenen Widerspruch, die Krankheitsanlage, zur Aeufserung gebracht, dadurch mehr oder weniger von ihr sich befreiet und die Harmonie seiner Gesundheit reproducirt. Es zeigt sich, dafs der Krankheitsprozefs ein Prozefs der Assimilation ist, der nach denselben Gesetzen wie die *gesunde Assimilation* verläuft und für den dieselben *drei* oder, wenn man will, *fünf* Bestimmungen gelten, welche die antike Medizin für die gesunde Ernährung festgestellt hat: 1) die δύναμις ἑλκτικὴ καὶ καθεκτικὴ —; 2) δ. ἀλλοιωτικὴ καὶ ὁμοιωτικὴ —; 3) δ. ἐκκριτικὴ. Wie wir aber von der Nosologie zur Physiologie, so sind wir nun auch in therapeutischer Beziehung, bereichert um den ganzen Inhalt der bisherigen Methoden, zu der Methode der *Diätetik* und *Homogeneität* zurückgeführt worden, von der wir mit Hippokrates ausgegangen waren. —

Ref. bricht hier ab — um nicht Hrn. Schr. vorzugreifen, und um schliefslich denselben auf eine Stelle seiner Schrift aufmerksam zu machen, die ihn bei fernerer Bearbeitung des Gegenstandes leicht in bedeutende Mifsverständnisse verwickeln könnte. Der Hr. Verf. unterscheidet nämlich (S. 175 u. ff.) richtig „die Heiloperationen *a*) in solche, die zur Ausgleichung und Unfühlbarmachung des erlittenen Schadens und *b*) in solche, die zur Entfernung der Noxe aus dem Organismus dienen, d. h. Reaktionen mit Erzeugung wirklicher Krankheit sind." Die ersteren aber, wohin der Verf. die Einwickelungs- und Erweiterungsprocesse, die vikariirende Thätigkeit eines Organes bei Verletzung oder Lösung eines verwandten rechnet, sollen blofs palliativ zu Erhaltung relativer Gesundheit dienen und für den Arzt unzugänglich sein. „Der Arzt kann zu ihrer Hervorrufung nichts thun — nicht in's Mittel treten und wesentlich nützen — sein Gebiet fängt erst mit der eigentlichen Krankheit selbst an" (S. 182) — In der That aber sind diese Operationen die Basis und Norm aller Heiloperationen des Organismus. Die Mitte bildend zwischen physiologischer und pathologischer Thätigkeit, sind sie gleichfalls Reaktionen, jedoch ruhig und mäfsig verlaufende, die Gränze der gesunden Assimilation nicht überschreitende. Solchergestalt kann man sie als die mehr unmittelbare Assimilation und Ausgleichung der Krankheitsnoxe bezeichnen, und man kann gerade sagen, dafs alle Therapie dahin ziele, einerseits diese Art von Reaktion, da wo sie fehlt, hervorzurufen, anderntheils die excedirende Reaktion auf diese ihre Norm zurückzuführen. Insbesondere aber erinnern wir Hrn. Schr. daran, dafs die Medizin gegenwärtig nicht mehr eine *Arzneikunde*, sondern eine *Heilkunde* ist, in welcher die *diätetische* Methode einen der wesentlichsten Bestandtheile, ja den Anfangs- und Endpunkt bildet. Aber diese Methode ist es eben, durch welche wir die besagten Heiloperationen, da wo sie fehlen, hervorzurufen und „den Schaden unfühlbar zu machen, auszugleichen" und zu *ersetzen* bemühet sind.

Dr. Hieronymus Fränkel.

LXVI.

***Codex Diplomaticus Moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Herausgegeben von Joh. Friedrich Böhmer. Erster Theil. Frankfurt am Main,* 1836. *XII u.* 784 *S. in gr.* 4.**

Hr. Stadtbibliothekar Dr. Böhmer zu Frankfurt a. M., bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Urkundenkenner unserer Zeit, hat uns in vorliegendem Werke die reife Frucht seiner vieljährigen und sorgfältigen, in den Archiven und Bibliotheken der freien Stadt Frankfurt und der Nachbarschaft (Darmstadt, Mainz, Wezlar u. s. w.) gemachten Forschungen mitgetheilt. Schon als Musterwerk diplomatischer Genauigkeit der öffentlichen Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig, verdient es dieselbe noch um so mehr, als der ehrenwerthe Hr. Vf. durch gegenwärtiges Werk die Herausgabe ähnlicher, von Seiten unserer historisch werkwürdigsten Städte, als: Augsburg, Basel, Lübeck, Mainz, Nürnberg, Regensburg, Speier, Strafsburg, Wien, Worms u. s. w., zu veranlassen beabsichtigt. Und wahrlich, ist ein Privatmann, wie Hr. Böhmer, im Stande, in der Sache des Vaterlandes und seiner Geschichte seine eigne erkennend, kein Opfer zur würdigsten Durchführung und Ausstattung eines für den Einzelnen mit so bedeutenden Kosten verbundenen Unternehmens zu scheuen; so möchte es jetzo fast schimpflich erscheinen, wenn jene Städte dem gegebenen Beispiele nicht Folge leisteten und, nur um das Heute sich kümmernd, durch Vernachlässigung ihrer Urkundenschätze, das Gedächtnifs ihrer ruhmvollen Vergangenheit allmählig untergehen liefsen.

Digitized by Google

Schon seit dem J. 1614 bis zur Herausgabe gegenwärtigen Werks wurden, wie der Hr. Verf. S. V der Vorrede selbst bemerkt, in einer grofsen Anzahl sehr verschiedenartiger Werke über tausend Frankfurter (d. h. die Stadt und ihre Bewohner betreffende oder doch von Frankfurter Behörden ausgestellte) Urkunden abgedruckt; aber es geschah diefs meist mit so weniger Sorgfalt und Sachkenntnifs, dafs die Brauchbarkeit derselben dadurch ungemein gehindert wurde. Und doch beruhte, da Frankfurt gleich der ganzen Wetterau im Mittelalter keinen Geschichtschreiber besafs, alle Kenntnifs von dem Zustand der Stadt bis zum 16ten Jahrh. fast lediglich auf den Urkunden und den Acten der Archive in der Stadt und Umgegend.

Geleitet von aufrichtiger Liebe zu seiner Vaterstadt und ihrer alten Verfassung und auf das hülfreichste unterstützt von patriotisch gesinnten Mitbürgern, unternahm es daher H. Böhmer, seit dem J. 1825, durch Bearbeitung eines Frankfurter Urkundenbuchs der Geschichte seiner Vaterstadt eine bleibende Grundlage zu geben, welche von Fichard in seinem classischen Geschichtswerke über die Entstehung der Reichsstadt Frankfurt und die politischen Verhältnisse seiner Bewohner schon längst für dieselbe gewünscht hatte.

Aus dem bedeutenden Urkundenvorrathe, welchen der Hr. Vf. zu diesem Zwecke sammelte, theilt er uns in vorliegendem *ersten Theile* seines Urkundenbuchs zunächst 1026 Urkunden von 794—1400 mit. Von diesen gehören 540 dem 14ten Jahrh., 465 dem 13ten und 21 der Zeit von 794 bis 1200 an. Wir ersehen schon aus dieser blofsen Zusammenstellung, wie selten städtische Urkunden vor dem Anfang des 13ten Jahrh., und wie zahlreich sie hingegen im 13ten, insbesondere aber im 14ten Jahrh. sind. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung geben uns die Urkunden selbst an die Hand, indem sie uns zeigen, wie es erst von dem Ende des 12ten Jahrh. an bei dem steigenden Werthe des Grundeigenthums auch in Privatverhältnissen nothwendig und üblich ward, über Kauf, Erbe und Schenkung die schriftlichen Ausfertigungen dem mündlichen oder symbolischen Verfahren vorzuziehen. Handschlag und Zeugen gewährten keine volle Sicherheit mehr gegen Arglist und Betrug, und es wurden Beweise in Schriften gefordert, die früher nur bei öffentlichen Staatsangelegenheiten, den Verträgen der mächtigeren Fürsten und den geistlichen oder weltlichen Verhandlungen des Klerus statt fanden; wefshalb denn auch die bekannten Eingangsformeln der meisten Privaturkunden dieses Zeitraums, „dafs nur die Schriftzüge der Schwäche der menschlichen Natur zu Hülfe kommen, und der Vergessenheit das Gegenwärtige entreifsen könnten, um es unentstellt auf die Folgezeit fortzupflanzen u. s. w." *) gewissermafsen eine Entschuldigung enthalten, dafs man von dem altherkömmlichen Brauch, alles nur mündlich zu verhandeln, abgewichen sei. Da übrigens jedes Fortschreiten sich in Wechselwirkungen zeigt, so vermehrte der häufigere Gebrauch schriftlicher Ausfertigungen die Zahl der im Schreiben geübten Kleriker und Notare, und umgekehrt.

Der stets wachsende Urkundenreichthum des 14ten Jahrh. tritt noch mehr ins Licht, wenn wir bedenken, dafs bis in den Anfang desselben sämmtliche noch vorhandene auf die Stadt Frankfurt bezügliche Urkunden, von da an bis gegen Ende aber wegen der Menge des noch vorhandenen Stoffes nur eine die wichtigsten Gegenstände umfassende Auswahl, als: Verhältnifs zum Kaiser, Schicksal des Reichsguts, Landfrieden, Städtebünde, innere politische Verfassung, Zunftwesen u. s. w., in vorliegender Urkundensammlung mitgetheilt ist.

Indefs auch trotz dieser durch die Natur der Sache gebotenen Beschränkung ist dieselbe auch immer die reichhaltigste, welche von irgend einer deutschen Stadt bis jetzt existirt, indem sie *alle* Seiten des städtischen Wesens gleichmäfsig berücksichtigt. Und da Frankfurt, zugleich kaiserliche Wahlstadt, Hauptort der Wetterau und Oberhof des rheinischen Frankens, in Bezug auf politische und Rechts-Geschichte im Mittelalter eine so ausgezeichnete und für ganz Deutschland wichtige Stelle behauptete; so finden wir hier neben zahlreichen Urkunden über geistliche und weltliche Verfassung und Regierung, über Kloster- und Zunftwesen, über öffentliche und Privatrechte, neben Urkunden für die Geschichte der Topographie und der Geschlechter, der Sitten und der Kultur, neben Briefen der geistlichen und weltlichen Corporationen in der Stadt und Umgegend, so wie einzelner Personen geistlichen und weltlichen Standes, nicht nur Urkunden der Päpste und Kaiser, der Erzbischöfe von Mainz und der Landherren der Wetterau, sondern auch viele bisher gröfstentheils unbekannt gewesene wetterauische und rheinische Landfrieden *), namentlich zum erstenmal die vollständigen Verhandlungen des grofsen im J. 1254 gestifteten, von Zürch bis Köln und von Mainz bis Regensburg sich erstreckenden Städtebundes, an welchem auch Frankfurt mit den drei andern wetterauischen Schwesterstädten Friedberg, Wezlar und Gelnhausen Antheil hatte.

Von diesen Urkunden sind 700 in lateinischer und 326 in deutscher Sprache abgefafst. Die älteste deutsche ist von 1290 und wurde nach einer gleichzeitigen Kopie mitgetheilt; die späteren deutschen Urkunden folgen so: 1303 zwei, 1304 eine, 1317 zwei, 1318 eine, 1320 eine, 1321 drei, 1322 drei, 1323 fünf u. s. w.

Was den Werth dieser interessanten Sammlung um Vieles erhöht, ist die ausgezeichnete Sorgfalt, mit welcher Hr. Bohmer sowohl die Abschriften der Originale als die Revision des Druckes selbst besorgte, so dafs sie in Bezug auf Treue des Textes ohne Zweifel den besten bis jetzt erschienenen Urkundenabdrücken gleich zu setzen ist. Aufserdem wird das richtige Verständnifs der einzelnen Urkunden durch die streng chronologische Aufeinanderfolge derselben, sowie durch die den Inhalt jedesmal sehr präcis andeutenden Ueberschriften über jede einzelne Urkunde wesentlich befördert.

Auch die typographische Ausstattung des Werkes läfst nichts zu wünschen übrig. Ein schön gestochenes Titelkupfer stellt die 4 verschiedenen Siegel dar, deren sich die Stadt Frankfurt im Mittelalter bediente; eine Vignette das Siegel Kaiser Karls des Dicken nach den 2 schönen Originalabdrücken im Frankfurter Stadtarchive.

Ein *zweiter Theil* soll, um dasjenige zu beendigen, was sich der Hr. Vf. durch Ausbeutung der Frankfurter Archive für die Geschichte Frankfurts zu leisten vorgenommen hat, eine Auswahl von Urkunden des 15. Jahrh. und chronologische Register *aller* in gegenwärtigen und in andern Werken gedruckten Reichsstadt-Frankfurtischen Urkunden enthalten, nebst Bemerkungen über die Siegel und andere Eigenschaften der Originale, sowie über den Inhalt, womit der Vf. den Abdruck des Textes nicht unterbrechen wollte.

Schliefslich bekennt sich Ref. dem Hrn. Vf. für die Herausgabe seines Urkundenbuchs zu besonderem Dank verpflichtet, indem ihm bei seiner in diesem Jahre erschienenen Geschichte der freien Stadt Frankfurt der vorliegende erste Theil die trefflichsten Dienste leistete, so dafs er nichts mehr bedauerte, als dafs es ihm nicht auch möglich war, den zweiten Theil bei seiner Arbeit benutzen zu können.

Dr. Georg Lange, in Worms.

*) Vgl. z. B. S. 20 des Urkundenbuchs: Mainz 1211 „Utilis est scriptorum memoria, que rerum memoriam conservant, et eorum seriem fideliter representant, et tam contra malignantium versutias, quam contra oblivionis caliginem cautelam adhibent et munimen;" S. 30: 1219 Nov. 26; S. 32: 1221 Nov. 25; S. 33: 1222 Mai; S. 34: 1222; S. 35: 1222; S. 41: 1223; S. 50: 1227 Juli 31 u. s. w.

*) Z. B.: 1265 Mai 6 der älteste wetterauische Landfrieden aus dem wezlarer Archiv; 1337 Mai 4 der durch seine genauen Bestimmungen merkwürdige wetterauische Landfriede der Herren und Städte bis 24. Juni 1324 aus dem frankfurter Archive; 1371 Nov. 14 Landfrieden Joh. Erzbischof von Mainz, der Herren und Städte wider schädliche Leute bis 1373 u. s. w.

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXVII.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten von Eduard Müller, Dr. phil. Zweiter Band. Breslau, 1837.

Es giebt eine Art der Anordnung des Stoffes nach seinen Hauptmassen, welche auf den ersten Blick für einen Autor einnimmt, weil sie dessen geistige Herrschaft über seinen Gegenstand dem Kundigen ganz unmittelbar zeigt. Darauf pflegt Ref. zuerst zu sehen. Denn trotz des Widerspruchs so mancher literarischer Kleinkrämer (an denen besonders noch die Philologie einen sehr überflüssigen Ueberflufs hat) bleibt es dennoch wahr und gewifs, dafs es in der Wissenschaft wie im Leben eine gewisse Masse von Einzelheiten und Kleinigkeiten giebt, die ihrer Natur nach gleichgültig sind, und nur durch die Art, wie man sie zu gebrauchen weifs, Bedeutung gewinnen können. Weil sie unbenutzt eher schädlich als nützlich sind — denn sie hemmen nur die Uebersicht des Ganzen, die wahre, ideelle Erkenntnifs — so ist Genauigkeit und Vollständigkeit in solchen Dingen nur ein sehr zweideutiger Vorzug eines Werkes; sicherer und gröfser ist der, ein organisches Ganzes zu sein und zu geben. Blickt man nur in die Inhaltsverzeichnisse der beiden Theile, in welchen jetzt das Werk des Verfs. vollständig vorliegt, so wird man sogleich an jener Anordnungsart diesen Vorzug seines Buches erkennen. Es ist, denke ich, das beste Lob, was man einem wissenschaftlichen Werke ertheilen kann; und in diesem Lobe will ich daher hier Alles zusammengefafst haben — das Gründliche der Forschung, das unbefangene, gesunde Urtheil, das richtige Mafs der Gedanken wie der Darstellung (der es zuweilen nur an Klarheit, Gewandtheit und Rundung fehlt) —, was ich bereits in der Anzeige des ersten Theiles Rühmliches zu sagen hatte. Zum Beweise stehe hier eine kurze Uebersicht über Inhalt und Composition des vorliegenden zweiten Bandes, woraus der Leser zugleich ersehen mag, was darin zu suchen und zu finden ist. Der erste hatte die erste Hauptperiode der Geschichte der antiken Kunsttheorie umfafst, deren Mittelpunkt Plato war. Der zweite beginnt mit dem zweiten Pole der griechischen Philosophie, mit Aristoteles und reicht bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinab. So kommt Aristoteles, wie es ihm gebührte, als Mittel- und Gipfelpunkt der ganzen antiken Kunsttheorie auch in die Mitte des Ganzen zu stehen. Er ist der geistige Herrscher der zweiten Hauptperiode der hellenischen Bildung, welche mit ihm und seinem grofsen königlichen Zöglinge beginnt, und da endet, wo das antike Leben mit der christlichen Culturperiode sich entschieden zu vermitteln anfängt. Von ihm mehr als von Plato gehen daher die drei Hauptradien des hier zunächst darzustellenden geschichtlichen Kreises aus, nämlich 1) die Kunstansichten der Philosophen nach Aristoteles bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, insbesondere der Peripatetiker (Theophrast und Aristoxenus), der Stoiker, Epikureer, Cicero's und Plutarchs; 2) die Kunsturtheile der Kritiker und Rhetoren, von denen neben den grofsen alexandrinischen Kritikern, namentlich Dionysius v. Halikarnafs, Demetrius, Quinctilian, Dio Chrysostomus und Lucian zu berücksichtigen waren; endlich 3) die uns bekannten ästhetischen Grundsätze der Künstler und Dichter desselben Zeitraumes, unter denen zunächst bildende Künstler und Dichter und unter diesen wiederum die griechischen und römischen zu unterscheiden waren, vor allen aber Horaz die höchste Stelle einnimmt. Bis in's zweite Jahrhundert erstreckt sich ungefähr die *rein* antike Geistesbildung, obwohl hier natürlich nicht scharf abzuschneiden ist. Vom zweiten Jahrhundert ab macht sich mehr und mehr christlicher Sinn und Geist geltend, und übt wiewohl noch mehr unwillkührlich und

Digitized by Google

unbewufst seinen Einflufs auch auf die antike Aesthetik aus. Der fünfte Abschnitt, obschon der Schlufs des Ganzen, bildet daher doch zugleich den Anfangspunkt für eine neue zukünftige Arbeit. In ihm nämlich treten Plotin, der ältere Philostratus und Longin auf, die Begründer einer neuen Kunsttheorie, welche, indem sie den Gedanken über die Form zu erheben suchen, zwar noch innerhalb des antiken Lebenskreises stehen, zugleich jedoch diesen Kreis bereits durchbrechen, angestrahlt von der neuen Morgenröthe des christlichen Geistes. — So schliefst das Ganze in ächt historischer Art, mit dem tragischen Untergange eines grofsen herrlichen Baues unter der fröhlichen Aussicht auf eine schönere und glänzendere Wiederherstellung. —

Dennoch bin ich nicht nur in einigen bedeutenderen Einzelheiten — Unbedeutendes lasse ich grundsätzlich weg — sondern sogar, wie der Verf. wenigstens selbst glaubt, hinsichtlich eines Hauptresultates seiner Untersuchung nicht völlig mit ihm einverstanden. Um von jenen zuerst zu sprechen, so glaube ich zunächst, dafs der Verf. Aristoteles' Aeufserung Polit. VIII, 5.: die Musik sei theils ein Spiel zur Erholung, theils ein Erziehungsmittel, theils *eine würdige Ausfüllung der Mufse*, nicht ganz richtig verstanden hat, wenn er daraus folgert: Aristoteles setze die Beschäftigung mit der Musik *über* die praktischen Tugenden oder die Thätigkeit der praktischen Vernunft. Aristoteles findet (Ethic. Nicom. I, nr. 1—7.) den höchsten Zweck, die wahre Glückseligkeit des Menschen in dem Handeln und in dem Erkennen der Vernunft, oder in der praktischen und theoretischen Thätigkeit derselben. Er stellt aber die theoretische noch über die praktische, theils ihrer gröfseren Selbständigkeit und Selbstgenugsamkeit wegen, theils weil das Handeln der Vernunft, obwohl es in und durch sich selbst die wahre Glückseligkeit gewähre, doch seiner Natur nach den Menschen nicht nur zur Erholung, sondern auch zu dem Wunsche nach *Mufse* hintreibe, und diese Mufse wiederum nicht besser verwandt werden könne als durch die *theoretische* Thätigkeit der Vernunft, weil mithin die praktische selbst zuletzt auf die theoretische hinführe. Nicht also die Mufse selbst ist höher gestellt als das Handeln der Vernunft, sondern nur deren Ausfüllung durch die *würdigste* Beschäftigung des Menschen mit dem vernünftigen Erkennen, d. h. mit der Philosophie. Eben deshalb kann keine andere Ausfüllung derselben durch irgend eine sonstige, wenn auch würdige, doch dieser *würdigsten* nicht gleichzuachtende Beschäftigung über der Thätigkeit der praktischen Vernunft oder auch nur neben ihr einen Platz finden. Sonst würde Aristoteles offenbar sich selbst widersprechen, es wäre denn, dafs er die künstlerische Thätigkeit, wenigstens Musik und Poesie in Wahrheit ganz auf dieselbe Stufe mit der Philosophie gesetzt hätte. Das aber wird der Verf. schwerlich behaupten können; wenigstens glaube ich, dafs es sich auf keine Art nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen läfst. Die Stelle, auf die der Verf. noch aufserdem sich bezieht, Poet. 9, 3. ed. Herm., wo A. die Poesie philosophischer als die Geschichtschreibung nennt und jener vor dieser entschieden den Vorzug giebt, ist eine schlechte Stütze. Denn das Lob der Poesie wird hier ja nur auf Kosten der Geschichtschreibung gewonnen, und der ganze Ausspruch beruht offenbar auf einer Auffassung der letzteren von Seiten einer sehr niedrigen Stufe ihrer Ausbildung, auf der sie eben noch überall am Einzelnen und Besondren kleben bleibt. Darum nennt zwar A. die Poesie philosophischer als die Geschichtschreibung; dafs er sie aber gleichwohl nicht auf dieselbe Höhe mit der Philosophie stellen wollte, geht schon aus dem Comparativ hervor: was philosophischer ist als ein durchaus Unphilosophisches, ist damit noch nicht der Philosophie selbst gleich, und was *mehr* das Allgemeine darstellt als ein anderes ganz im Einzelnen und Besonderen Befangenes, stellt damit noch nicht das Allgemeine überhaupt dar.

Vortrefflich zeigt der Verf. (p. 59 ff.), dafs in dem eben so bekannten als wichtigen Aristotelischen Satze vom Zwecke der Tragödie mit der Furcht nicht die Furcht vor dem einzelnen besondern Unglücke, das uns in unsern Verhältnissen allenfalls auch treffen könnte, sondern vor der *allgemeinen* Unsicherheit und Hinfälligkeit des menschlichen Daseins, und eben so als Gegenstand des tragischen Mitleids nicht das Einzelne, sondern mehr das *allgemeine* Loos der Menschen gemeint sei. Allein wie diese beiden Empfindungen nach A. Ansicht zugleich eine Lust, und zwar nicht blos das allen Künsten gemeinsame Gefallen an der gelungenen Nachahmung, sondern eine *besondere* Lust erregen sollen, darüber findet sich kein genügender

Digitized by Google

Aufschlufs. Denn die Reflexion, dafs wir selbst ja von den dargestellten Uebeln keineswegs berührt würden, sondern Alles ja nur Dichtung, nichts Wirkliches sei, woraus der Verf. jene besondere Lust herleiten will, diese Reflexion machen wir in der That gar nicht, wenn uns eine Tragödie wahrhaft ergreift und hinreifst. Aufserdem aber soll ja gerade diefs angenehme Gefühl der Sicherheit uns durch jene tragische Furcht geraubt, und zwar nicht blos momentan, sondern für immer geraubt, für immer in die heilige, sittliche Scheu vor aller Ueberhebung im Glück und Verzweiflung im Unglück umgewandelt werden. Sofern nun der erhebende und tröstliche Gedanke des christlichen Bewufstseins, dafs alles Leiden und Unheil, das gerade die Edelsten und Besten vernichtend trifft, nur zur Reinigung und Läuterung des menschlichen Geistes dienen solle, um ihn zum wahren ewigen Leben in Gott zu führen, in der antiken Tragödie keinen vollen Platz hatte und haben konnte; so kann hiernach jene besondere Lust, die Aristoteles dem Tragischen beimifst, nur hervorgehen aus dem *Zusammenwirken* der Furcht und des Mitleids in deren oben angegebener Bedeutung. *Zusammen* nämlich, in ihrer gegenseitigen Durchdringung und Verschmelzung erzeugen beide nothwendig eine von ihnen selbst noch verschiedene Stimmung der Seele, sie heben sich auf in die höhere Einheit eines allgemeineren, geistigeren Gefühls, das wir am liebsten Wehmuth nennen möchten, nicht jedoch jene schlaffe sentimentale Schwächlichkeit, die man gewöhnlich darunter versteht, sondern jenes erhebende Gefühl, durch welches alle Unlust, also auch die der Furcht und des Mitleids von der Seele sich loslöst, das den Hebel und Durchgangspunkt bildet, wodurch der Geist die ihn niederdrückenden Schmerzen von sich ausstöfst, und über alles besondere Leid dieses irdischen Lebens sich erhaben fühlt. Eine solche Stimmung der Seele — wer wollte leugnen, dafs sie zugleich eine Lust in sich trage? Und sofern in ihr die Furcht von der peinlichen Besorgnifs vor allen einzelnen Unglücksfällen, das Mitleid von der eben so lästigen Theilnahme an dergleichen Uebeln gereinigt, befreit wird, so enthält sie in der That auch die *κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων*, welche A. zugleich von der Tragödie fordert.

Aristoteles sagt Polit. VII, 9. nicht (wie der Vf. übersetzt): ein sehr kleines Wesen sei nicht schön, weil die Anschauung davon verwirrt werde, indem *ein Verfliefsen der Zeit dabei fast gar nicht zu merken sei;* sondern er sagt: die Anschauung davon werde verwirrt, *weil sie in einer fast unmerklichen Zeit geschehe.* Was er mit diesen allerdings dunklen Worten meint, ist, denke ich, folgendes: Wenn wir etwas sehr Kleines ansehen, so kann unser Blick auf den einzelnen Theilen wegen ihrer zu geringen Ausdehnung nicht lange verweilen; unwillkührlich gleitet er darüber hinweg, und begreift das Ganze und noch mehr als diefs in sich; wollen wir die einzelnen Theile näher betrachten, so müssen wir uns ausdrücklich dazu anstrengen, und diefs zerstört die Lust, die jedes Schöne gewähren soll. Ohne diese Anstrengung aber bleibt die Anschauung des zu Kleinen dunkel und verwirrt, was wiederum dem Wesen und dem Eindrucke des Schönen zuwider ist. Wie also unser Blick von einem solchen Gegenstande nicht ausgefüllt wird, sondern unwillkührlich mehr in sich fafst und ohne besondere Anstrengung zu schnell („in unmerklicher Zeit") darüber hinweggleitet, so wird auch unsere Seele davon nicht befriedigt, weil auch dazu eine gewisse Zeitdauer der Beschäftigung derselben mit dem Gegenstande gehört: was zu rasch an unserm Geiste vorübergeht, kann wohl einen Eindruck auf uns machen, aber keine Ausfüllung, keine Befriedigung und Sättigung des Geistes hervorbringen. Dasselbe ist der Sinn der Stelle Poet. 8, 12. in Beziehung auf die künstlerischen Darstellungen, welche (wie Musik und Poesie) in der Zeit successiv sich entwickeln. Durch Combination der beiden Stellen erhalten wir daher in der That ein neues Aristotelisches Kriterium des Schönen, nicht wie der Verf. will, blos eine Zurückweisung auf die frühere Bestimmung der Einheit des Mannichfaltigen. Denn indem A. eine gewisse Gröfse sowohl räumlich als zeitlich vom Schönen fordert (— auch das zu Grofse schliefst er nämlich aus —), so thut er diefs hiernach aus dem Grunde, weil das Schöne unsern Geist *ausfüllen, befriedigen, sättigen müsse,* — in der That ein sehr wichtiges Kriterium, das freilich auf eine sehr äufserliche, empirische Weise deducirt wird. —

Endlich beklagt sich der Verf. (p. 169), dafs A. keine genügende Auskunft über die Composition des Epos gebe, dafs er sich nicht näher erkläre über die künstlerische Einheit, die doch auch im Epos herrschen

Digitized by Google

müsse, ob es eine Einheit der Handlung sein solle (die er im Allgemeinen von jedem poetischen Kunstwerke fordert) oder welcher Art sonst. Allein wenn man die gewichtigen Bemerkungen Poet. cap. 23 scharf und genau betrachtet, so kann man über A. Meinung nicht zweifelhaft bleiben. Er sagt hier gleich im Anfang: *Περὶ δὲ τῆς διηγηματικῆς καὶ ἐν ἑξαμέτρῳ μιμητικῆς, ὅτι δεῖ τοὺς μύθους καθάπερ ἐν ταῖς τραγῳδίαις συνιστάναι δραματικοὺς* (besser: *δραματικῶς*) *καὶ περὶ* *) *μίαν πρᾶξιν ὅλην καὶ τελείαν, ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τέλος, ἵν' ὥσπερ ζῶον ἕν ὅλον ποιῇ τὴν οἰκείαν ἡδονὴν, δῆλον.* Er fordert mithin allerdings Einheit der Handlung auch vom Epos, aber freilich keine dramatische, in welcher nur die verschiedenen wesentlichen Momente der Einen Aktion organisch entfaltet und zusammengeordnet erscheinen, sondern eine *epische* d. h. *Eine* Haupthandlung in ihren besonderen Momenten, aber nicht *allein*, sondern *umgeben* und *durchflochten* von *mehreren* dramatisch gestalteten Mythen, also gleichsam zwei Kreise, von denen der eine um den andern herumläuft und die in gegenseitiger lebendiger Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu einander stehen, sofern der eine den Gang einer allgemeinen, grofsen Begebenheit (des trojanischen Krieges — der Nostoi), der andere die damit unmittelbar zusammenhängenden besondern Schicksale und Handlungen Eines Helden (des Achilleus — Odysseus) in sich begreift. In diesem Sinne rühmt er an Homer, dafs er nicht die ganze Sage vom trojanischen Kriege behandelt, sondern einen Theil davon herausgehoben, in diesen aber viele Episoden aus dem übrigen eingemischt und mit seinem Gedichte verwebt habe. Dafs damit A. in der That das wahre Wesen der epischen Composition getroffen, habe ich an einem andern Orte (Gesch. d. Hell. Dicht. I, 205 ff.) näher darzuthun gesucht. Die zweite Stelle, welche der obigen zu widersprechen scheint, Poet. 23, 7: *τοιγαροῦν ἐκ μὲν Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας μία τραγῳδία ποιεῖται ἑκατέρας, ἢ δύο μόναι· ἐκ δὲ Κυπρίων πολλαί κ. τ. λ.* dürfte durch Interpolation verdorben sein. Man werfe nur die Worte *ἢ δύο μόναι*, das Einschiebsel eines unverständigen Grammatikers, der nicht begreifen konnte, wie bei den Reichthum an Handlungen und Begebenheiten aus der Ilias und Odyssee doch nur Eine Tragödie gebildet werden sollte, heraus; und Alles ist klar, plan und eben. Will man aber jenen Zusatz durchaus für Aristotelisch halten, so würde entweder nur folgen, dafs auch die Composition der Ilias und Odyssee nicht ganz vollkommen sei, oder man kann annehmen, dafs A. jene Worte nur aus einer gewissen Bescheidenheit oder Accommodation an die gemeine Meinung hinzugefügt habe, um doch die Möglichkeit nicht auszuschliefsen, dafs vielleicht ein Anderer finden und herausbringen könne, was er selbst nicht fand. Der allgemein gültige Grundsatz über die rechte Art der epischen Composition wird dadurch auf keine Weise umgestofsen.

Und nun zu dem letzten und vornehmsten Punkte, der uns zugleich zu jenem Hauptresultate der Untersuchung des Verfs. führen wird, mit welchem Ref. nicht ganz einverstanden ist. Aristoteles sagt nämlich Poet. 26, 3 ed. Herm. (cap. 25 Tauch.): *ἀνάγκη μιμεῖσθαι τριῶν ὄντων τὸν ἄριθμον ἕν τι ἀεί· ἢ γὰρ οἷα ἦν ἢ ἔστιν· ἢ οἷα φασι καὶ δοκεῖ· ἢ οἷα εἶναι δεῖ.* Es fragt sich hier, wie von einem Nachahmen dessen die Rede sein könne, was sein *soll* oder *muſs*, was also doch anscheinend als ein Nichtseiendes, erst zu Producirendes gesetzt ist. Der Verf. erwidert: „dem sei nicht so; wie dem, was *äufsere* Wirklichkeit habe, eben so werde das Seinsollende auch dem, was nur im Geiste, in der Einbildung der Menschen existirt, entgegengesetzt, es sei also wenn gleich ein Geistiges doch auch ein Wirkliches, ein Reelles, ja es sei das wahrhaft Reelle, das wahre Wesen der Dinge." Allein, dafs der sonst so genaue und bestimmte Aristoteles sich so unlogisch ausgedrückt, und gerade das wahrhaft Reelle als ein blos Seinsollendes bezeichnet habe, ist doch wohl sehr unwahrscheinlich. Aufserdem giebt dann das *οἷα εἶναι δεῖ* zu dem *οἷα ἦν ἢ ἔστιν* gar keinen wirklichen Gegensatz, sofern ja doch auch in letzterem, in der äufsern Wirklichkeit jenes innere, wahrhaft Reelle stets gegenwärtig ist.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Nicht, wie der Verf. mit Hermann liest, *παρὰ*, was freilich keinen genügenden Sinn giebt.

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten von Eduard Müller, Dr. phil.

(Schlufs.)

Andere werden vielleicht gar keine Schwierigkeit in der Stelle finden, indem sie μιμεῖσθαι mit *darstellen* übersetzen. Allein es ist noch gar nicht erwiesen, dafs μιμεῖσθαι den weiteren Sinn unseres Darstellens habe, und also auch eine Darstellung dessen, was auf keine Weise wirklich ist, bezeichnen könne. *) Allerdings ist es nicht immer ein reines Copiren, sondern wird auch gesetzt für eine freiere Nachbildung, die sich zwar nicht streng und in allem Einzelnen an ihren Gegenstand hält, doch aber im Wesentlichen immer Nachahmung bleibt; so braucht es namentlich Aristoteles öfter, wo er von der künstlerischen Nachahmung spricht, und so hat er es unstreitig auch hier gemeint. Sofern aber μιμεῖσθαι doch immer einen wirklichen Gegenstand fordert, der wenigstens im Wesentlichen und Hauptsächlichen nachgebildet wird, so ist die Schwierigkeit, die in dem οἷα εἶναι δεῖ liegt, immer noch nicht gehoben. Noch mehr. Aristoteles konnte unmöglich verkennen, dafs viele Dichter (Aristophanes — die Komiker überhaupt) weder was war oder ist, noch was in der Sage und der Meinung der Menschen lebt, sondern ganz andere, oft beiden völlig widersprechende Dinge darstellten. Unter welche von jenen drei Rubriken sollen diese Fälle gehören, wenn nicht unter die dritte οἷα εἶναι δεῖ? Und wie kann hier von einem Nachahmen auch im allerweitesten Sinne noch die Rede sein? — Ich denke, die Schwierigkeit wird sich lösen mit Hülfe der schon oben berührten Stelle Poet. 9, 3. Hier sagt A. nach des Verfs. richtiger Erklärung: „der Dichter unterscheide sich vom Geschichtschreiber dadurch, dafs er nicht das Geschehene darstelle, sondern wovon anzunehmen sei, dafs es unter gegebenen Bedingungen geschehe, nicht das Wirkliche, sondern das Mögliche, insofern es als wahrscheinlich oder nothwendig sich erweise. Die Poesie also stelle mehr das Allgemeine dar, d. h. nicht was gerade zufällig diesen oder jenen Menschen betroffen oder was er gethan, sondern was für Reden und Handlungen der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit gemäfs von dem bestimmten Charakter eines Menschen sich erwarten liefsen" u. s. w. Das was A. hier τὰ καθόλου nennt, das Allgemeine, was nach dem Charakter eines Menschen und sofern er überhaupt Mensch ist nothwendig erscheint, ist offenbar dasselbe mit dem οἷα εἶναι δεῖ. Es ist das, was weder wirklich gewesen oder zu sein noch in der Sage und Meinung der Menschen zu existiren braucht, und was doch sein mufs; und sonach wäre nur noch der Zweifel zu lösen, ob auch in diesem Falle von einer Nachahmung die Rede sein könne. Auf die Frage, woher der Dichter denn wissen könne, dafs ein Mensch von einem gewissen Charakter und unter gewissen Verhältnissen so und nicht anders handeln müsse? würde A. antworten: daher, dafs alle Menschen von ähnlichem Charakter unter ähnlichen Verhältnissen zu allen Zeiten ähnlich gehandelt haben. Der Dichter also, indem er demgemäfs seine Personen sich benehmen läfst, ahmt allerdings das Wirkliche nach, aber nicht in seiner Einzelheit, nicht in einem einzelnen bestimmten Falle, sondern mehr in einer gewissen Allgemeinheit oder Ganzheit: er entnimmt aus den wirklichen einzelnen Fällen einen allgemeinen Typus der menschlichen Handlungsweise, aus den wirklichen einzelnen Charakteren einen allgemeinen Typus der Charakteristik überhaupt; dieser ist die Norm seiner Nachahmung oder wenn man will, diesen selbst ahmt er nach. — Das also ist der Sinn unserer Stelle: der Künstler

*) Die Stelle bei Philostr. Vita Apollon. VI, 19 ed. Olear. spricht vielmehr sehr dagegen.

Digitized by Google

(Dichter) hält sich bei seiner Nachahmung entweder an das, was wirklich war oder ist, oder an das, was in der Sage und Meinung der Menschen lebt, oder an das, was nach jenem allgemeinen Typus, normalmäfsig, sein mufs. Und in diese Erklärung stimmen noch zwei andere Stellen bestätigend ein. Die erste ist der Ausspruch des Sophokles Poet. 26, 11: *αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδην δὲ οἷοί εἰσιν* (sc. *ἄνθρωποι*). Schon in der Recension des ersten Theils dieser Schrift habe ich zu zeigen gesucht, dafs das *οἵους δεῖ ποιεῖν* keineswegs heifsen solle: wie die Menschen sein müssten, also *sittlich* besser, idealischer als sie sind, sondern vielmehr: wie man sie darstellen müsse, wie sie *künstlerisch*, nach den Gesetzen der Kunst sein müssen. Nach A. ist es aber ein Hauptgesetz der Kunst, die Menschen nach jenem allgemeinen Typus zu charakterisiren, reden und handeln zu lassen; und Sophokles wirft also dem Euripides vor, dafs letzterer in seiner Charakteristik sich nur an den Geist und Charakter *seiner* eignen Zeit halte, der doch nicht aller Zeiten Geist und Charakter sei; er dagegen die Menschen jenem allgemeinen Typus gemäfs darstelle. Die zweite ist Poet. 2, 1, wo A. bemerkt: der Künstler könne die Menschen besser *ἢ καθ' ἡμᾶς* oder schlechter oder eben so wie sie sind nachahmen. Auch hier heifst *βελτίονας ἢ καθ' ἡμᾶς* keineswegs idealischer, besser als sie *überhaupt* sind, sondern nur besser als sie in *unserer* Zeit gewöhnlich sind (also z. B. heroischer, kräftiger, wie sie in ältern Zeiten wirklich waren). Auch hier also ist gemeint: dafs der Künstler stets das Wirkliche nachahme und nachahmen müsse; jedoch nicht gerade immer das, was eben gegenwärtig wirklich sei, sondern dafs er auch darüber hinausgehen könne, sofern er sich nur an jenen allgemeinen Typus des Wirklichen halte. —

Hiernach denke ich, dürfte sich meine Ansicht von dem zu niedrigen Standpunkte der griechischen Aesthetik zur Blüthezeit der Kunst, die ich mit besonderer Beziehung auf Aristoteles in der Gesch. d. Hell. Dichtk. I, 94 geäufsert habe, und die der Verf. auf Grund der eben behandelten Stellen bestreitet, doch wohl rechtfertigen lassen. In der That betrachtet auch A. überall die Kunst nur als Nachahmung der Natur und des wirklichen Lebens, — was sie freilich auch ist, aber eben nur von der einen, untergeordneten Seite. In der That ferner unterscheidet auch er die verschiedenen Zweige und Gattungen derselben nur nach den äufsern Mitteln dieser Nachahmung. Denn die scheinbare Ausnahme davon, seine Unterscheidung der Komödie von der Tragödie, wonach jene die *μίμησις φαυλοτέρων* sein soll, trifft ja, wie der Verf. selbst anerkennt, gar nicht das volle Wesen der Komödie. In der That endlich ist nach A. der Zweck der Kunst zunächst die *ἡδονή* und in dieser die moralische Besserung und Belehrung der Menschen. Denn auch jene *κάθαρσις τῶν παθημάτων*, auf die man neuerdings viel Gewicht gelegt hat, wird selbst nach des Verfs. Darstellung doch nichts weiter als die moralische Besserung der Menschen bewirken und bedeuten können. —

Noch manches Andere hätte ich zu erinnern in Bezug auf die übrigen Abschnitte des Werks; — ich weifs z. B. nicht, warum der Verf. bei Entwickelung der Kunstansichten Plutarchs dessen Ausspruch Sympos. IX, p. 748 A T. II. ed. Paris. 1624: „dafs man des Simonides Wort, die Poesie sei redende Malerei, auch auf die Orchestik beziehen, und die Poesie eine redende Tanzkunst, letztere eine schweigende Poesie nennen könne," nicht berücksichtigt hat, da er doch theils zeigt, wie tief des Simonides hingeworfene Aeufserung, noch so lange Zeit forttönend und nachklingend, die Gemüther der Hellenen getroffen haben müsse, theils in der That höchst charakteristisch für die griechische Auffassungsweise der Kunst ist. — Doch der Raum gestattet nicht eine noch weitere Ausdehnung dieser Anzeige.

H. Ulrici.

LXVIII.

Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer von Theodor Benfey und Moriz A. Stern. Berlin, 1836. *Verlegt bei G. Reimer. VI u.* 234 *S.*

Der Aufschwung, welchen die linguistischen Forschungen in neuester Zeit genommen haben, kann nicht besser zu allgemeiner Anerkennung gelangen, als wenn die Resultate derselben auf historische Fragen angewandt werden, wo sich die Sprache oft als das untrüglichste Mittel der Entscheidung beurkundet

Digitized by Google

Es verdient daher volle Billigung, dafs die philologischen Combinationen, die wir den Untersuchungen über das *Zend* verdanken, so schnell und geschickt an vorliegendem Gegenstand erprobt worden sind, sollten sich auch die Ergebnisse der Verfasser keineswegs durchgängig bewähren; denn bei Forschungen so verwickelter Art, wie diese, führt selten gleich der erste Anlauf zum Ziele.

In dem ersten Abschnitte ihres Büchleins handeln die Verf. von den Monatsnamen der *Juden*. Bekanntlich bezeichnete dieses Volk in der älteren Zeit die Monate, gerade so wie die Römer, nach der Zahl ihrer Aufeinanderfolge. Die vereinzelt vorkommenden Namen: *Bul*, *Siv* und *Haëthanim* werden von den Verf. mit Recht für Fremdlinge aus dem *chaldäischen* Kalender erklärt. In der späteren, *persischen* Zeit aber tritt diese Art der Benennung nach der Zahl in den Hintergrund, und es erscheinen plötzlich ganz neue Namen, in einigen Schriften (*Zacharias*, *Esther*) durch die alten Bezeichnungen erläutert, in andern (Nehemias) als völlig bekannt vorausgesetzt. Dieselben finden sich, wenige Modificationen abgerechnet, bei den *Palmyrenern*, *Syrern* und *Heliopolitanern*. Woher nun diese Namen? Sie sind chaldäisch — war die bisherige Antwort; und es fehlte nicht an Versuchen, die chaldäische Ableitung nachzuweisen. Mit wie wenig Erfolg dies geschehen, wird von den Verf. recht bündig gezeigt, und es ist ein wesentliches Verdienst ihrer Arbeit, diesen Punkt ganz ins Reine gebracht zu haben. Wenn nun der chaldäische Ursprung durchaus geläugnet werden mufs, so liegt die Vermuthung sehr nahe, diese neuen Monatsnamen dem *persischen* Einflusse zuzuschreiben; sie zur Gewifsheit zu erheben, ist die Aufgabe unserer Verf. gewesen. Vor Allem war ihnen daher eine Beleuchtung des *persischen* Kalenders unentbehrlich, welcher wir p. 29 sqq. begegnen. Die Bezeichnungen der Monate, wie sie bei den *Neupersern* gelten, erweisen sich hier als uralt und tief im *zoroastrischen* Religionssystem gewurzelt, indem die Monate die Namen *Ahuro mazdao's*, der sechs *Amescha-spenta's* und anderer Geister zweiter Ordnung (*Jazata's*) tragen. Die Zusammenstellung der in dem so reichhaltigen *Burnouf'schen* Commentare zum *Yaçna* zerstreuten Bemerkungen über die Monate und über die Namen jener angeführten höheren Wesen ist recht verdienstlich; indefs findet sich in dem ganzen Abschnitte (p. 30—76), der diesem Gegenstande gewidmet ist, mit Ausnahme des gelungenen Nachweises, wie aus den *zendischen* Formen die *pazendischen*, *pehlvischen* und *neupersischen* entsprungen, wenig Eigenthümliches, wohl aber mancher Irrthum. Den Beinamen *Ahuro mazdao's*, der den persischen Monat *Dei* bezeichnet: dadhvao, Gen. dathuschô giebt Burnouf durch: qui creavit, während die Verf. p. 33 dazu hinneigen, die traditionelle Uebersetzung *Anquetils:* gerechter Richter festzuhalten. Sie haben übersehen, dafs beide Begriffe im zoroastrischen Religionssystem fast gänzlich zusammenfallen; der Schöpfer, der die Welt *setzt*, ist zugleich der *Gesetzgeber*, er ist es schon durch den Akt der Schöpfung; nichts destoweniger bleibt in dadhvao der ursprüngliche Begriff der des Schaffens. — p. 37 wird die Zusammenstellung von *amescha* mit Sskr. *amartya* unsterblich, *Pali* amatschtschha gebilligt, jedoch irriger Weise *Erskine* zugeschrieben, da sie von dem Rec. desselben im Quarterly Oriental Magazine herrührt. Auch Ref. neigt zu jener Erklärung und findet sie in den Formen: maschya, maschyaka Mensch bestätigt; denn diese entsprechen doch wohl dem Sskr. martya, und sind nicht etwa für Abkürzung aus manuschya, zu halten. Nur bleibts immer auffallend, dafs die volltönende Sylbe mart in das dünne mesch übergegangen sein soll. Dürfte nicht vielleicht amescha gradezu mit amara verglichen werden? wir erinnern an nir und nisch und den Wechsel von r und s im Lat. und Griech.

Die Verf. behandeln auch die Namen der einzelnen *Ameschaspenta's*, und zwar zuerst *Bahman* oder *Vaghumano*, den Gutherzigen; p. 39 wird bemerkt, dafs an zwei Stellen vor manô der Zusatz â stehe; irrig ist es jedoch, wenn die Verf. an der ersten den Fehler vaghus hineinlesen, denn an beiden Stellen steht mit klaren Buchstaben vaghéus â managhô. Die ganze Stelle des *Vendidad* p. 28, 10 lautet: amĕschaêibyô spentaêibyô huksathraêibyô hudhâobyô yavaêdschubyô yavaêisubyô, yôi vaghèus â managhô syanti yaostscha uiti âat dîs âvaêdhayamahî. p. 91 giebt die Varianten: yavaêdschaibyô und syêinti. *Anquetil* (I, 2. p. 100) übersetzt: je fais izeschné aux Amschaspands, bons rois, pur, toujours vivans, toujours faisant le bien, qui se reposent sous la garde de Bahman (où, dont Bahman est le chef). Aus dem Zusammenhang

Digitized by Google

ist klar, dafs â zum folgenden Verbum gehört, und daher vaghèus â managhô durchaus nicht als eine Nebenform von vaghèus managhô zu betrachten ist. Anquetil mag ziemlich richtig übersetzen: pui se reposent sous la garde de Bahman; denn syêinti ist mit dem Sskr. sî liegen verwandt. yavaê kommt auch allein vor und heifst: immer.

Bei Erörterung der Namen des *Amescha-Spenta's Haurvatat* haben die Verf. die Regel *Panini's* übersehen, dafs bei sarva (Zend. haurva) das Affix tâti den Sinn des einfachen Wortes nicht wesentlich ändere. Dies auch aufs Zend zu übertragen, zweifle ich darum nicht, weil nach dem persischen Religionssystem der Beiname: *Alles machend* (haurvatât oder vispatât) sich schwerlich zu einem andern Wesen passen würde, als zu *Ahuro Mazdao* selbst. Den Herrn der Gewässer oder den Vollmond so zu bezeichnen, möchte kaum *zoroastrisch* sein. Vielleicht liegt in haurva = ὅλος mehr der Begriff: *ganz*, *unversehrt* (vergl. das Lat. servare, salvus); so dafs also haurvatât der Erhaltende, unversehrt Bewahrende hiefse. Ein nicht geringes Wagnifs der Verf. ist es, wenn sie p. 58 behaupten, das sskr. Wort mihira Sonne sei nichts andres, als die Pazendform von mithra, welche sich mit dem Mithracultus nach Indien verbreitet habe. Aber wo sind denn die Spuren jenes Cultus in Indien, der so mächtig gewesen wäre, dafs ein ziemlich geläufiges Wort ihm seinen Ursprung danken konnte? Woher wissen wir ferner, dafs das Wort mihira ein jüngeres ist? Denn dies müfste es sein, wenn es dem Pazend entlehnt wäre; freilich halten die Verf. p. 71 diesen Dialekt für sehr alt, wofür wir die Beweise erwarten — mihira findet sich schon im Amarakoscha und ist also gewifs nicht modern. Glücklicher scheinen uns die Bemerkungen über fravaschi, das Zendwort für *Ferver*; denn es dürfte in der That natürlicher sein, den 2ten Theil dieses Wortes mit usi oder uschi (Intelligenz) zusammenzuhalten, als ihn von der Wurzel vaschsch oder vasch: *wachsen* abzuleiten. Dagegen sind die Verf. p. 66 der Warnung *Burnouf's* (comm. p. 273) nicht gefolgt und haben geradezu die *Fravaschi's* mit den nach ihnen erwähnten Frauen identifizirt, während beide Worte (fravaschinam und ghenanam) im Texte doch durch tscha *und* getrennt sind, welches Wörtchen von den Verf. ganz weggelassen wird.

Nachdem die Verf. durch die ziemlich ausführliche Behandlung der altpersischen Monatsnamen auf diese Weise den Grund zu ihren späteren Untersuchungen gelegt haben, folgt der unstreitig gelungenste Theil ihrer Arbeit, die Abhandlung über den *kappadocischen* Kalender (p. 77—120). Hier ist sowohl der diplomatische Nachweis der verschiedenen Namensformen, als auch der ihrer stufenweisen Entwicklung aus dem Zend und *Pazend* mit glücklichem Scharfsinn durchgeführt, und es dürfte sich in diesem Abschnitte weniges finden, dem nicht vollkommen beizustimmen wäre. Die Bemerkungen über den Charakter desjenigen *medopersischen* Dialekts, dem die kappadocischen Monatsnamen entlehnt sind, verdienen alle Beachtung — es sind vorzüglich zwei Eigenheiten: das Wegfallen der Aspiration und des V Lautes, wo beide im Zend stehen. Das Verschwinden der Aspiration bestätigt sich auf die unwidersprechlichste Weise durch *Lassen's* und Burnoufs Entdeckungen über die Keilschrift; denn hier begegnen wir Formen wie aidus (Zend. hendu Indien) und âura mazda statt ahura mazda. Das Wegfallen des anlautenden V Lautes aber ist ganz analog mit dem Abhandenkommen des *Digamma's*. Einige andere Vermuthungen der Verf. sind dagegen handgreiflich falsch: so wenn p. 116 der Name *Atergatis* aus dem Zend erklärt und mit: *Feuerort* übersetzt wird. Woher Parsismus in *Syrien?* Wo giebts sich feindlicher gegenüberstehende Kulte? Und keine geringe Aufgabe möchte es sein, das, was wir von dem Wesen der *Derketo* wissen, mit jener Etymologie in Einklang zu bringen. Kurz nachher ist *Pott* eine Erklärung des Namens *Kappadocien* nachgeschrieben — aus hu-aspa-daschya: Provinz der guten Pferde —, die ganz sinnreich klingt, aber durchaus falsch ist. Denn seit *Lassen* in der Inschrift des *Xerxes Katpatuk* als die ächte Form nachgewiesen, kann von solcher Ableitung nicht mehr die Rede sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer von Theodor Benfey und Moriz A. Stern.

(Schlufs.)

Die Verf. kehren endlich zu den hebräischen Monatsnamen zurück und gehen hier mit feinem Glimpf zu Werke, indem sie die höchst auffallend mit den zendischen Namen *Atar* und *Tischtrja* stimmenden Monate *Adar* und *Tischri* voranstellen, deren Identität mit jenen wohl schwerlich geläugnet werden kann. Auch *Sivan* klingt mit dem Anfang von *Spenta-Armaiti* ähnlich. Die beiden folgenden Analysen der Namen Cislev oder Caslev und Elul als identisch mit *Khschathra-Vairja* und *Haurvatat* sind zwar kühn, aber unleugbar scharfsinnig begründet. Khschathra verlor schon im Pazend das t; khsch ist eine unmögliche Combination im Hebräischen; daher auch in *Achasverosch* = khscharscha der Vokal zur Milderung eintritt; r wurde l, was die Verf. durch eine Reihe von gutgewählten Beispielen belegen. Wie kommt es jedoch, dafs in den persischen Namen: Koresch, *Darjavesch*, Achasverosch das r so ungekränkt blieb — Namen, die doch grade in derselben Periode den Hebräern bekannt wurden, in welcher sie sich diese Monatsbezeichnungen aneigneten? Man könnte entgegnen, dafs die Monatsnamen mehr Gemeingut des Volkes geworden seien und sich also auch mehr nach dessen Zunge modifizirt haben. Wir sind daher dennoch nicht abgeneigt, jener Analyse von *Caslev* beizutreten. Anders bei *Elul*; hier haben sichs die Verf. gar leicht gemacht, indem sie das schliefsende t in haurvatat gradezu mit den Sskr. *cerebralen* T Lauten identifiziren und nun die Verwandtschaft dieser mit r und l auf jenes übertragen. Allein das zendisch auslautende t ist durchaus verschieden von dem Sskr. cerebralen t, wie denn überhaupt die ganze cerebrale Klasse dem Zend fehlt. Damit fällt aber auch die ganze Begründung der Analyse von Elul zusammen. Während demnach *Adar* und *Tischri* unzweifelhaft als persischen Ursprungs dastehen, während sich *Sivan* und *Caslev* wenigstens durch gewandte Combinationen im persischen Kalender ermitteln lassen, schwindet schon beim Elul der etymologische feste Boden, und von nun an (p. 129 sqq.) sehen wir die Verf. von einer gewagten Vermuthung zur andern fortschreiten und immer mehr ins Neblige gerathen. Was über Nisan, Ijar, Marchesvan gesagt wird, sind pure Möglichkeiten, in denen wir nur den Scharfsinn der Verf. anerkennen müssen, ohne dafs sich irgend Jemand durch solche Gründe genöthigt sehen wird beizustimmen. Jedoch haben sich hier die Etymologen zum wenigsten innerhalb der Gränzen einer gewissen Wahrscheinlichkeit gehalten. Bei Ab, Schebat, Tebeth und Thammus hört aber auch dieser Schein gänzlich auf. Ohne in die einzelnen Erörterungen einzugehen, wollen wir nur darauf hindeuten, welch buntes Gemisch nach den Ansichten der Verf. aus dem jüdischen Kalender entsteht. *Fünf* Monate sollen dem gewöhnlichen persischen Kalender entlehnt sein, *drei* einer andern Reihe von persischen Monatsnamen, die sich hauptsächlich auf die meteorologische Geltung der Monate beziehen, *zwei* andere (Ab und Schebat) darin gefeierten Festen ihren Namen verdanken, *einer* gar aus dem indischen Kalender erklärt werden. Ein so zusammengewürfelter Kalender möchte wohl einzig in seiner Art sein, und es gesellt sich demnach zu den vielen Unwahrscheinlichkeiten, die der besonnene Leser bei den einzelnen Etymologien finden wird, die allgemeine Unglaublichkeit eines so sonderbaren Flickwerks, welche durch die Bemerkungen p. 165 keineswegs beseitigt wird. Die Spitze der Willkür erreichen die Conjekturen der Verf. über den jüdischen Monat *Thammus*, der dem

Digitized by Google

Ferverdin entspricht. Dieser Name (Thammus) soll nur eine Verstümmelung der Worte: fravaschajô daênajâo mazdajasnôis sein (die Geister des mazdajasnischen Gesetzes), aus welchen der Monatsname Ferverdin unbestreitbar entsprungen ist. Um diese höchst gewaltsame Operation zu bewerkstelligen, mufs zuerst fravaschajô, also grade die Hauptsache, wegfallen und ein sinnloser Genitiv daênajâo mazdazasnôis übrig bleiben, aus dem than-mazd, than-muzd, Thammus heraussyllabirt wird. Und dieser unerhörte, aus zwei Genitiven corrumpirte Name, der eigentlich gar nichts bedeutet, wird auch bei Ezech. VIII, 14 unbedenklich zugelassen, wo statt der Klage um *Adonis* die altpersische Todtenklage hineinerklärt werden soll. Dafs von persischem Kult die Rede sei, beweise das Folgende bei Ezechiel, wo die Aeltesten sich vor der Sonne beugen. Als ob die Perser die einzigen Anbeter der Sonne gewesen wären! Woher überhaupt das Persische in den allerersten Zeiten des Exils? Die Verf. wenden gegen die gewöhnliche Erklärung des Thammus als Adonis ein, dafs es keinen syrischen und phönizischen Thammus gebe und auch kein *semitischer* Stamm für den Namen vorhanden sei. Allein es konnte ja ein *babylonischer* Cultus sein, und der Name ein altchaldäischer — und wenn Hieronymus ihn mit dem Adonis zusammenhält, so ist es blofs wegen der Aehnlichkeit des Beweintwerdens durch Frauen; seine Vermuthung hat trotz aller ihrer Ungewifsheit doch noch weit mehr für sich, als die Etymologien der Verf.

So schliefst die vorliegende Untersuchung, bei der nur zu bedauern ist, dafs die Verf., nicht zufrieden nachgewiesen zu haben, dafs die jüdischen Monatsnamen keine chaldäische Etymologie darbieten, dafs sie vielmehr in einigen Beispielen unverkennbare Verwandtschaft mit der persischen haben, in spielenden Vermuthungen zu weit gegangen sind. Lag doch der Gedanke sehr nahe, dafs neben dem gewöhnlichen persischen Kalender ein andrer in andern Theilen des Reiches verbreiteter bestehen konnte, der mit jenem einige Aehnlichkeit hatte, und den sich die Juden aneigneten. Indessen wollen wir mit den Verf. nicht rechten, dafs sie sich von keckem Scharfsinn haben fortreifsen lassen und eine Forschung nicht da abzubrechen vermochten, wo ein tiefes Dunkel anfängt. Das Resultat der vorliegenden Arbeit bleibt trotz ihrer Mängel ein höchst interessantes und dankenswerthes. Künftigen Forschern kann grade der Schlufs, die Frage über Thammus zum Ausgangspunkte dienen. Läfst sich nachweisen, wohin das räthselhafte Wesen gehört, so ist auch der Ursprung des Monatsnamens gegeben, und von einem dürfte der Schlufs auf die übrigen, mit den gewöhnlichen persischen nicht analogen, erlaubt sein. Als schätzbare Zugabe theilen die Verf. mehrere Exkurse mit, die für die Bibelforschung von grofsem Interesse sind. Unter dem vielen Muthmafslichen heben wir als recht gelungen die Erklärung von פַּתְשֶׁגֶן durch Sskr. pratisâsana Zend. paitisâogbana hervor, und erinnern dabei an פַּתְגָם armenisch patgam Wort, Befehl, wo ebenfalls die Präposition prati, paiti unverkennbar ist. — Wie konnte aber den Verf. p. 224 die Vermuthung entschlüpfen, dafs Maius und Junius das Gröfsere und Kleinere bedeuten und ver dabei zu ergänzen sei? Der Uebergang des Neutrums ins Maskulinum wäre doch ganz unerhört. Von vielen andern Etymologien dieser Exkurse läfst sich sagen, dafs sie nicht widerlegt zu werden brauchen, weil sie nicht bewiesen worden; doch zeigen auch sie die Combinationsgabe der Verf., von der wir bald neue und recht tüchtige Resultate erwarten, wenn sie von etwas mehr Mäfsigung gezügelt wird.

Friedrich Windischmann.

LXIX.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto v. Mirbach. Zwei Bände. Mitau, 1835. *I. Band VI u.* 274. *II. Band* 302 *S.*

Es wäre wohl eine geeignete Aufgabe für unsere Zeit, deren Streben es überhaupt ist, die Resultate der Forschung zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, einzelne kleine Abschnitte der alten Geschichte, welche sich besonders durch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit ihrer Ereignisse auszeichnen, dem gröfseren Publikum dadurch näher zu bringen, dafs man ihre Schilderung nach der Art, wie dies mit vielen Theilen der neuern und auch der mittlern Geschichte geschehen ist, in die poetische Erzählung ver-

Digitized by Google

flöchte. Man würde so den Leser in die eigenthümlichen Sitten und Verhältnisse der Zeit einführen können; die Begebenheiten selbst würden ihm in ihren Ursachen anschaulicher werden, als dies auf dem Wege der historischen Relation möglich ist. Diese Aufgabe ist für den Historiker eben so schwierig, als es für den Erklärer eines alten Schriftstellers die kunstreiche Uebersetzung ist, deren Wesen ebenfalls die Durchdringung und poetische Auflösung des Fremden und des Bekannten ist. Es ist dazu nicht nur die genaueste und vollständigste Kenntnifs aller einzelnen Notizen, die über den zu schildernden Zeitraum vorhanden sind, erforderlich, sondern aus dieser Kenntnifs des Einzelnen mufs sich eine lebendige Anschauung der allgemeinen Zustände gebildet haben und zu dieser sich die schaffende Kraft der Phantasie gesellen.

Eine Arbeit dieser Art glaubten wir in den *römischen Briefen* des Hrn. v. M., welche uns die Zeit Cicero's und Caesar's schildern sollen, vor uns zu haben. Dazu veranlafste uns das Motto des Buches: *res ardua vetustis novitatem dare*, und der Titel desselben *römische Briefe*, nicht: Briefe *über* Rom. Allein Hr. v. M. hat etwas Anderes bezweckt. Er äufsert sich in der Vorrede p. IV folgendermafsen: „Briefe lassen ohne Zweifel eine gröfsere Lebendigkeit des Vortrages zu und bringen mehr Bewegung in die Darstellung, zumal wenn nicht fremde, kalt beobachtende Reisende, sondern Römer selbst über die Geschichte ihres Vaterlandes, den politischen und moralischen Zustand der Republik, die Lage und Stimmung der Provinzen, die Disciplin des Heeres, die Eigenschaften der Staatsbeamten und die herrschenden Sitten ihrer Mitbürger sich unterhalten." Von *Vortrag* und *Darstellung* spricht Hr. v. M. Die Briefe haben also nicht die Absicht uns mittelbar zu belehren, sondern unmittelbar sollen wir aus ihnen eine zusammenhängende Schilderung des Zustandes von Rom schöpfen. Nicht Gefühle sollen sie enthalten, wie sie sich einem Römer bei der Betrachtung seiner Zeit aufdrängen mufsten, nicht eine Darstellung, entstanden unter der Einwirkung von Empfindungen, sondern die Personen und ihre gegenseitigen Mittheilungen sollen nur Träger des Vortrags sein. Die *Briefform* also und dafs Römer selbst über ihr Vaterland schreiben, ist eben nichts als Form, gewählt, damit die Darstellung durch eingestreute briefliche Wendungen lebendiger werde. Der Kern, die Schilderung der Zustände von Rom, ist nicht durchdrungen von der neuen Form, und, mit ihr verwachsen, durch sie gleichsam verjüngt, uns vor Augen gestellt, sondern von ihr nur umschlossen. Vor nicht langer Zeit war es Sitte, die verschiedensten Gegenstände, um sie einem gröfsern Kreise von Lesern zu empfehlen, in Briefform abzuhandeln. Eben dies hat Hr. v. M. gethan, nur mit dem, durchaus äufsern Unterschiede, dafs er zu Schreibern nicht Personen unserer Zeit, sondern Zeitgenossen der Begebenheiten, die er erzählen wollte, nahm.

Die römischen Briefe sind angeblich in den Jahren 63 und 62 v. Chr. geschrieben „zur Zeit, da Cicero an der Spitze der Republik stand, gegen welche Catilina sich verschwor, Pompejus im Orient die Gränzen des Reiches erweiterte, das innere Unruhen erschütterten, Cato eine Verfassung vertheidigte, die Julius Cäsar untergrub, und Feldherrn, Staatsmänner, Redner, wie keine Zeit sie gesehen, den grofsen Schauplatz betraten." Der Briefsteller sind überhaupt drei. Der erste ist P. Servilius Vatia, der Sohn jenes berühmten P. Servilius, welcher von der Besiegung der Isaurer den Beinamen Isauricus erhielt und im Jahre 43 a. Chr. starb. Jener jüngere Servilius war aedilis curulis im Jahre 59 a. Chr., fünf Jahre später Prätor, Consul 48 a. Chr., zugleich mit C. Julius Caesar iterum. Als Proconsul hatte er Asien zur Provinz und als solchen sind an ihn einige Briefe Cicero's (Epp. 13, 66—72) gerichtet. Endlich erlangte er noch einmal das Consulat im Jahre 41 v. Chr. Dies ist seine spätere Laufbahn. Hr. v. M. macht ihn im Jahre 63 zum Legaten des Pompejus und Befehlshaber der römischen Flotte im schwarzen Meere. Dann läfst er ihn sein Kommando niederlegen, nach Rom zurückkehren und daselbst als Privatmann leben. Servilius beschreibt also zuerst den Krieg, an welchem er Theil genommen, das Ende des Mithridates und die Auflösung des mächtigen Reiches von Pontus, dann seine Reise nach Byzanz, wo er seine Flotte entliefs, bis nach Rom. Hier ist er bei den grofsen Begebenheiten seiner Zeit, den Nachwehen der Catilinarischen Verschwörung, dem aufrührerischen Treiben des Clodius und des Volkstribunen Metellus Nepos,

Digitized by Google

gegenwärtig und erzählt sie seinem Freunde Cassius Longinus. Dieser, wahrscheinlich eine ganz fingirte Person, dient als Kriegstribun in dem Heere des Pompejus; aber der Schauplatz seiner Erlebnisse, die er seinem Freunde Servilius berichtet, ist Syrien, Palästina, Phönizien. Die Briefe dieser Beiden, achtzehn an der Zahl, bilden die Hauptmasse; eingestreut sind drei von P. Crassus, dem Sohne des bekannten Triumvir, an einen gewissen M. Servilius geschrieben. Sie enthalten die Beschreibung des Feldzuges des Consuls Antonius gegen Catilina und der Schlacht bei Pistoja, welche Crassus als Kriegstribun mitmachte, und dienen also dazu, die Lücke in der Erzählung des Servilius, welcher als Privatmann den Krieg gegen den Catilina wenigstens nicht aus eigner Anschauung erzählen konnte, auszufüllen.

Dies ungefähr sind die äufsern Mittel, deren sich Hr. v. M. bedient hat, um die Darstellung der Zustände Rom's im Jahre 63 und 62 v. Chr. zu bewerkstelligen, und wir gestehen, sie sind mit Rücksicht auf den Plan, welchen er ausführen wollte, gut gewählt. Mit Geschick sind die Verhältnisse, welche wir so eben auseinandergesetzt, nicht sowohl benutzt, als vielmehr fingirt worden, um uns von den vielen und grofsen Ereignissen, die sich damals in den verschiedenen Theilen des römischen Reichs zutrugen, Kunde geben zu können. Freilich könnte man fragen, warum denn Hr. v. M. zu Briefstellern im Ganzen nur untergeordnete Personen gewählt hat, junge Männer, die nicht zu den Hauptactoren der Zeit gehören und eben nur das wissen und erzählen können, was allgemein bekannt war. Wenige und kurze Briefe, im Namen und Geiste des Pompejus oder Caesar oder Clodius entworfen, würden uns ein anschaulicheres Bild von dem damaligen Zustande gewähren, als es eine noch so lange Erzählung des Servilius im Stande ist. Allein Hr. v. M. wäre auf diese Art über seinen Plan hinausgegangen, er hätte die referirende Darstellung, die, wie wir oben gesehen haben, in seiner Absicht lag, verlassen und zu unmittelbarer Schilderung, wie sie aus der Correspondenz selbst handelnder Personen entstanden wäre, übergehen müssen. Bei ihm tritt selbst der einzige bedeutende Mann, welcher erscheint, der alte P. Servilius Isauricus nur docirend gegen seinen Sohn auf, wo er diesem einen Abrifs der Geschichte der Catilinarischen Verschwörung giebt.

Was nun die Ausführung dieses Planes betrifft, so möchten wir nur eines bemerken. Es war vollkommen angemessen, dafs Hr. v. M. die Localitäten, in welchen die Begebenheiten sich zutragen, schilderte, ja es war dies in einem gewissen Grade sogar nothwendig, um den damahligen Zustand des römischen Reiches klar vor Augen zu stellen. Allein es scheint uns, als hätte Hr. v. M. bei weitem zu viel von Localitäten gesprochen. Nicht nur der damalige Zustand derselben wird beschrieben, sondern von alter Zeit her die Schicksale einer jeden Stadt, ihre Merkwürdigkeiten in geographischer und statistischer Hinsicht erzählt, so dafs man oft vergifst, man habe ein historisches Werk vor sich. Der gröfsere Theil des Buches hat diesen Inhalt. Servilius beschreibt zuerst die Gegenden des Pontus Euxinus, den taurischen Chersonnes, Byzanz, dann seine Reise von dort durch Thracien und Macedonien über das hadriatische Meer nach Italien, so dafs der ganze zweite, vierte und fünfte Brief nichts als Notizen über durchreiste Gegenden enthält, das Historische des ersten Briefes aber, welches das Ende des Mithridates erzählt, sich auf wenige Seiten beschränkt. Cassius berichtet dagegen von seinen Reisen in Syrien und den angränzenden Ländern, weshalb wiederum der ganze sechste und etwa die Hälfte des dritten Briefes nichts als Beschreibungen von Jerusalem und dem Lande Phönizien, und Erzählungen von der alten Macht und Industrie des letztern enthalten. Erst mit dem siebenten Briefe fängt nach einer langen Einleitung die Erzählung der catilinarischen Verschwörung an. Ebenso beschreibt im zweiten Bande Crassus mehr die Gegenden Etruriens und seine uralte Blüthezeit als die Kämpfe mit Katilina, Cassius mehr die Reize Antiochiens und den Lusthain Daphne, als die Grofsthaten des Pompejus. Nur Servilius hat später, da er in Rom lebt, keine Gelegenheit mehr zur Schilderung fremder Länder und bleibt daher bei der Sache.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto v. Mirbach.

(Schluſs.)

Hr. v. M. hat sich dadurch, daſs er dergleichen Beschreibungen und historischen Erinnerungen zu sehr nachhing, den Raum zur Darstellung der eigentlichen Zeitgeschichte beschränkt. Er behandelt diese durchaus einseitig. Darunter verstehen wir, daſs er den ganzen politischen Zustand der damaligen Zeit nur mit den Augen eines Optimaten ansieht und mit dessen Gefühlen schildert. Der junge Servilius, welcher allein über diese Verhältnisse spricht, ist der Sohn eines Optimaten und selber von dieser Farbe. Können wir also von ihm eine richtige Würdigung der damaligen Verhältnisse erwarten? Und wenn gar der alte Servilius selber auftritt und wir aus seinem Munde die Geschichte der catilinarischen Verschwörung vernehmen, so ist es natürlich, daſs alle Bestrebungen der Popularen mit den schwärzesten Farben geschildert werden. Wenn es nicht in dem Plane des Hrn. v. M. lag, die bedeutenden Personen der damaligen Zeit selber auftreten zu lassen, so blieben ihm zwei Wege, um die Verhältnisse von allen Seiten und im Sinne der verschiedenen Parteien darzustellen. Entweder muſste er einen unparteiischen Briefsteller wählen, der uns die Rechte und Ansprüche beider Parteien klar vor Augen gestellt hätte, oder zwei Briefsteller von der Partei der Optimaten und der Popularen ihre Ansichten austauschen lassen. Durch das Letztere würde zugleich die Briefform mehr Bedeutung erhalten haben, als es jetzt der Fall ist.

Wir haben also in vorliegenden Briefen einen geographischen und einen historischen Theil zu unterscheiden und erklären, daſs der geographische Theil des Buches bei weitem mehr unser Interesse erregt hat. Einzelne Beschreibungen z. B. die von Byzanz im zweiten Briefe, die Reise des Servilius durch Thracien und Macedonien im fünften Briefe sind sehr gelungen zu nennen. Die eigentliche Zeitgeschichte befriedigt mehr von Seiten der Darstellung als des Inhalts. Der Styl der römischen Briefe ist durchaus gebildet, gewandt und mitunter vortrefflich. Alles läſst in dem Hrn. Vf. einen feinen und durchweg gebildeten Mann erkennen. Es ist nur zu bedauern, daſs es seiner Kenntniſs der alten Welt zum Theil an der Gründlichkeit gebricht, welche der Gelehrte vom Fach fordert. Wir wollen, um unser Urtheil zu begründen, drei längere Stellen der römischen Briefe näher betrachten. Im ersten Briefe p. 25 spricht Hr. v. M. von den Bewohnern des taurischen Chersonnes. Seine Worte sind: „Die Kimmerier, eine uralte Nation, die Taurier (es sollte Taurer heiſsen), vielleicht Ueberreste von Jenen, die der Halbinsel den Namen gaben und noch gegenwärtig einen Theil derselben besitzen, wurden von den Scythen, diese von den Sarmaten und andern Völkern verdrängt, die sich mit ihnen und untereinander mischten. Es strömten immer neue Schaaren aus dem festen Lande in die fruchtbare Halbinsel; vergebens verschloſs König Asander den 360 Stadien breiten Isthmus mit einer Mauer, die auf das Stadium 10 Thürme hatte, die Barbaren aber doch nicht abwehren konnte. Es giebt hier wohl 30 verschiedene Völkerstämme." Also die Taurer wurden von den Scythen vertrieben? Strabo aber 7, 4, 5 nennt die Taurer selbst ein scythisches Volk. Die Scythen ferner von den Sarmaten und andern Völkern? Die Scythen und Sarmaten sind aber ebenfalls ganz verwandte Stämme. Und welche sollen denn jene andern Völker sein? Nach Strabo's ausdrücklichem Zeugniſs (11, 2, 5) wurden die Kimmerier von den Scythen, zu denen die Taurer gehören mochten, diese aber von den Griechen vertrieben, welche die Kolonien am Meere gründeten. Daher zählt denn Mela lib. 2, 1 drei Völker im Cher-

Digitized by Google

sonnes, die Satarchen, einen scythischen Stamm, der am Isthmus wohnte, die Griechen und die Taurer. Woher kommen denn aber jene 30 verschiedenen Völkerstämme, in dem so engen Raume der taurischen Halbinsel? Plin. nat. hist. 4, 2, 6 sagt triginta sunt (ibi) populi. Sehr natürlich. Die Taurer, besonders die nicht am Meere wohnenden, führten ein Nomadenleben, waren also, wie die meisten Nomadenvölker, in Stämme oder Horden eingetheilt. Von verschiedenen *Völker*stämmen ist nicht die Rede. Mit dem König Asander aber ist Hrn. v. M. ein arger Irrthum begegnet. Er hält ihn für irgend einen alten König, der, wer weifs zu welcher Zeit, geherrscht. Er lebte aber nach Caesar's Zeit, wenigstens that er das, was hier von ihm erzählt wird, bestimmt erst ungefähr 20 Jahre später. Strabo 13, 4, 3 erzählt, Asandros habe den Mithridates, Sohn des Menodotos, der, ein Liebling Caesar's, von diesem nicht nur zum galatischen Vierfürsten, sondern auch zum Könige vom Bosporus und anderen Ländern ernannt worden war, gestürzt und sich des Bosporus bemächtigt. Ebenderselbe Asandros tödtete auch den König Pharnaces, Sohn des bekannten Mithridates, und gründete überhaupt ein nicht unbedeutendes Reich, das sich an der östlichen Küste des Mäotischen Sumpfes von Phanagoria bis zur Stadt Tanais erstreckte. Dieser Asandros nun, welchen Strabo 11, 2, 11 unter den Letzten der bosporanischen Herrscher nennt, errichtete gegen die räuberischen Einfälle der Scythen jene Gränzmauer, von der Hr. v. M. spricht. Aber auch diese Beschreibung ist nicht genau, wenn es kurz heifst, der Isthmus, welcher das feste Land mit der Halbinsel verbindet, sei 360 Stadien breit: höchstens kann dies für seine Breite schon innerhalb der eigentlichen Halbinsel gelten. Im Allgemeinen giebt Strabo 7, 4, 1 seine Breite auf 40 Stadien an. Endlich hätte nach Hrn. v. M.'s Angabe jene Mauer 3600 Thürme gehabt, die einzelnen in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt von einander, was doch in der That kaum glaublich ist. Man sehe die Erklärer zu Strabo a. a. O. — Im zweiten Briefe p. 32 spricht Servilius von der Stadt Chersonnesus als von einer herabgekommenen und verödeten. Aber wie ist dies möglich? Plin. nat. hist. 4, 26 erzählt ja, sie habe von den Römern die Freiheit erhalten. Also konnte sie doch nicht unbedeutend sein. Nämlich Strabo 7, 4, 2 berichtet, es habe zwei Städte dieses Namens gegeben, eine alte, von den Scythen zerstörte, und eine später gegründete. Nahe bei dieser letztern ist das Vorgebirge Parthenion, mit dem Tempel der blutdürstigen Göttin, der die Taurer ihre Menschenopfer darzubringen pflegten. Hr. v. M. erzählt uns, die Barbaren hätten die Körper der Erschlagenen in's Meer gestürzt, ihre Köpfe in den Rauchfang gehangen, und als Zierden ihrer Häuser aufbewahrt, zur Beweisstelle anführend Herodot. 4, 103. Das wäre eine wunderbare Zierde der Häuser gewesen, welche im Rauchfange gehangen hätte! Herodot sagt, die Taurer hätten die Köpfe der Erschlagenen auf lange Stangen gesteckt, und sie dann hoch über dem Hause, besonders über dem Schornsteine ausgesteckt, abergläubischer Weise meinend, sie würden so Wächter und Hüter des ganzen Hauses sein und ihre Feinde von einem Angriff abschrecken. Ebenfalls nahe bei der Stadt Chersonnesus sind zwei Häfen, von denen der eine λιμὴν συμβόλων d. h. der Hafen der Wahrzeichen heifst. Hr. v. M. macht daraus einen Hafen der Symboler. Bald darauf p. 38 wird vom M. Lucullus erzählt, der, während sein Bruder Lucius mit dem Mithridates kriegte, über Macedonien und Thracien hinaus bis zum Ister und dessen Laufe folgend bis zum Pontus Euxinus vordrang, und hinzugesetzt: Beide Brüder triumphirten bekanntlich in ein und demselben Jahre. Dies wird aus Eutrop. 6, 4 geschlossen, der aber blos sagt: ambo (Luculli) triumphaverunt, was doch nicht bedeutet, dafs sie in ein und demselben Jahre triumphirt hätten. Der Mithridatische Krieg dauerte noch im Jahre 71 a. Chr., da M. Lucullus triumphirte; des Lucius Triumph aber, durch die Ränke seiner Gegner verzögert, fand erst 63 a. Chr. Statt. —

Den siebenten Brief beginnt Servilius mit der Bemerkung, er habe Rom seit dem Triumphe seines Vaters über die Isaurier d. h. in vollen 11 Jahren nicht betreten. Der Brief wird als geschrieben gedacht 62 a. Chr.; des alten Servilius Triumph aber fand nach Eutrop. 6, 4 zugleich mit dem zweiten des Pompejus Statt, dieser aber nach Vellej. 2, 30 im Jahre 71 a. Chr. Wie entsteht hier also ein Zwischenraum von vollen 11 Jahren zwischen des jüngern Servilius Briefe und des ältern Triumph? Nicht weit davon p. 166 beschreibt der ältere Servilius die gute, alte Zeit Rom's und sagt: „Alle, Patricier und Plebejer, Senatoren,

Digitized by Google

Ritter und Volk, betrachteten sich als Bürger ein und desselben Vaterlandes." War dies aber später nicht mehr der Fall? Als Beweisstelle für jenen Ausspruch wird Tac. Annal. 3, 54 citirt. Der aber führt als Grund, weshalb die Römer in alter Zeit mäfsig und sparsam waren, an, quia sibi quisque moderabatur, quia unius urbis cives eramus d. h. weil wir Bürger nur einer Stadt waren, denn jetzt sind unsere Bürger gleichsam aus der ganzen Welt gemischt. Zwei Seiten später p. 168 ist ebenfalls nicht richtig benutzt die Stelle Tac. Annal. 13, 27. Aus ihr soll bewiesen werden, dafs sich Freigelassene in den Ritterstand und den Senat eingeschlichen hätten. Davon spricht Tacitus aber nicht und konnte es auch nicht; sondern er sagt nur, die meisten Ritter und sehr viele Senatoren seien Nachkommen von libertinis. Es ist aber ein Unterschied, ob die libertini selbst in den Senat kommen oder erst ihre Nachkommen. — Wir bemerken nur noch einen Anachronismus. Hr. v. M. läfst im zwanzigsten Briefe, der 62 a. Chr. an den Iden des December geschrieben ist, den Servilius das Gericht über den Clodius, der das Fest der dea bona entweiht hatte, erzählen. Dieses Gericht aber wurde durch Parteiränke bis in das folgende Jahr hinausgeschoben, Servilius konnte es also in jenem Briefe nicht beschreiben. In der Erzählung von diesem Gerichte berichtigen wir noch einen Fehler, der vielleicht beim Drucke, vielleicht beim Excerpiren der Notiz entstanden, jedenfalls aber sinnstörend ist. Es heifst p. 287, „Catullus konnte sich nicht enthalten den hungrigen Talma zu fragen, wozu er die Schutzwache vom Senat verlangt; etwa um das Geld zu bergen, das er erhalten habe?" Statt Catullus mufs es heifsen Catulus, der berühmte Q. Lutatius Catulus, statt Talma aber Thalna nach Cic. ad Att. 1, 16, 6. Aehnliche Schreibfehler finden sich z. B. im ersten Bande p. 4, wo die Stadt nicht Pithyus, sondern Pityus heifst; p. 20 und 25 ist der Name des Bosporanischen Königs, von dem Mithridates die Herrschaft empfing, Pairisades, nicht Parysatis; p. 173 heifst der Volkstribun Cn. Sicinius, nicht Licinius.

Jedoch diese Versehen im Einzelnen merkt nur der, welcher gründlich prüft; im Ganzen thun sie der gefällig und leicht fortschreitenden Darstellung wenig Eintrag. Der also, welcher diese sucht und nicht einzelne Notizen wiederum zu andern Zwecken benutzen will, wird in dem Buche volle Befriedigung finden. Ueberhaupt aber ist dieser Mangel an Richtigkeit im Einzelnen bei einem Manne, der, wie es uns von Hrn. v. M. scheint, das Studium der Alten nicht als Fachstudium, sondern nur zur würdigen Ausfüllung seiner Mufsestunden betreibt, zu entschuldigen. Diese Entschuldigung findet um so mehr Statt, da das Buch ohne alle Ansprüche auftritt und überdem ursprünglich nicht für den Druck, sondern für Mittheilung in einer literarischen Gesellschaft bestimmt war. Die vorliegenden römischen Briefe, welche das Jahr 63 und 62 v. Ch. schildern, sind nur ein Fragment; eigentlich sollten sie, wie es in der Vorrede heifst, bis zum Todesjahre Caesars fortgeführt werden. Wollte nun Hr. v. M. bei der Ausführung dieses, von ihm freilich in's Unbestimmte verschobenen, Planes sich mehr um die Genauigkeit im Einzelnen bemühen, so sind wir überzeugt, dafs er Vortreffliches leisten und sein Buch sich nicht nur allen Gebildeten empfehlen, sondern auch dem Gelehrten von Fach Belehrung gewähren würde.

Dr. A. W. Zumpt.

LXX.

Ueber die kyklischen Dichter und den sogenannten epischen Kyklus der Griechen. Von Dr. Georg Lange. Mainz, 1837.

Wieder eine Schrift über den epischen Kyklus, diese wunde Stelle in der Geschichte der griechischen Poesie, die schon so viele Aerzte haben heilen wollen! Es giebt auch in der Kritik und Geschichtsschreibung ein homöopathisches und allöopathisches Verfahren: das eine setzt Uebel gegen Uebel, Gift gegen Gift, es sucht die Krankheit zu erhöhen und in gröfsere Gährung zu setzen, damit im beschleunigten Processe die materia peccans herausgeworfen und die Gesundheit wiederhergestellt werde; das andere dagegen wendet sich an die gesunden Theile des Organismus, sucht diese zu stärken und zu kräftigen, das Uebel aber zu schwächen und zu mildern, damit so dieses von jenen überwunden und verdrängt werden möge. Das eine ist die Kritik *κατ' ἐξοχὴν*, die auflösende Verstandeskritik, welche überall die Fehler und Schwächen aufdeckt, das Schlimme schlimmer macht, damit es auf seinem Extreme von selbst in seinen Gegensatz umschlage: das andere ist die organisirende, oft unkritisch gescholtene, in ihrer Wahrheit aber eben so kritische Kritik der Intuition, welche, an das sonst Gewisse und Wahre sich haltend und daraus die Mangelhaftigkeit des Stoffes möglichst ergänzend, lieber aus ungenügendem Material ein freilich nicht ganz sicheres und gediegenes Gebäude aufführen, als die Trümmer noch mehr zertrümmern und verstreuen will. Der Verf. hält sich mehr an die letztere Methode. Er war in neuerer Zeit einer der ersten, der (in seinem Sendschreiben an Goethe, Darmstadt 1826; seinem Versuche, die poetische Einheit der Odyssee zu bestimmen, Allg. Schulztg. 1827 und seinen Disquisitiones Homericae. Argent. 1828) die künstlerische Entstehung und Einheit der Ilias und Odyssee gegen die Wolf'sche Hypothese zu vertheidigen und in ihr Recht wieder einzusetzen suchte. Eine ähnliche Tendenz hat auch die vorliegende Schrift.

Digitized by Google

Der Verf. sagt zwar selbst, „dafs er in den meisten Punkten mit den Ergebnissen der neusten Forschungen K. O. Müllers und des Unterzeichneten übereinstimme, und dafs man daher hier weniger die Aufstellung und Begründung völlig neuer Ansichten, als vielmehr eine mehrfache und eigenthümliche Bestätigung der von jenen gewonnenen Resultate zu erwarten habe." Allein obwohl er allerdings mehr zu Müllers und des Ref. Ansicht als zur Meinung Welckers hinüberneigt, so erscheint seine Arbeit doch im Ganzen als ein Vermittelungsversuch zwischen den beiden in einem gewissen Gegensatze stehenden Anschauungen, — was Ref. ihr nur zum Vorzug anrechnen kann.

Diefs zeigt sich sogleich in des Verf. Grundansicht vom Wesen und Werthe der s. g. kyklisch-epischen Poesie. Während Welcker die nachhomerischen Epiker der älteren Zeit, die nach Nitzsch's Ausdruck den verwünschten Namen der Kykliker tragen, fast ganz mit dem Altmeister der Hellenischen Dichtkunst parallelisirt, Müller dagegen und der Unterzeichnete unter Anderem besonders auf Grund der bekannten Aristotelischen Stellen (Poet. c. 8. und 23.) im Ganzen einen nicht unbedeutenden Abstand zwischen jenen und diesem annehmen zu müssen glauben; leugnet der Verf. zwar diesen Abstand nicht, sucht ihn jedoch sehr zu verringern, indem er alle anderweitigen Zeugnisse und Andeutungen als unsicher und ungültig verwirft, den Tadel des Aristoteles aber mehr auf die späteren Epiker deutet, die älteren Kykliker gleichsam nur obenhin davon berührt wissen will. Ref., obwohl mit diesem Verfahren keineswegs völlig einverstanden, kann dem Verf. das Recht zu jener Verwerfung wie zu dieser Hin- oder Umdeutung der Aristotelischen Worte einräumen; nichts destoweniger scheint es ihm bei unbefangener Betrachtung ganz unzweifelhaft, dafs Aristoteles Homers Poesie besonders hinsichtlich der epischen Composition (worauf hier Alles ankommt) in einen ganz entschiedenen und höchst bedeutsamen Gegensatz gegen alle späteren, älteren wie jüngeren Epiker stelle. Namentlich ist nicht einzusehen, wie der Verf. behaupten kann, dafs Aristoteles' Tadel in seinem ganzen Umfange weder auf alle übrigen Epiker, noch insbesondere auf die namentlich angeführten älteren Epopöen (d. Kyprien und die Kl. Ilias) bezogen werden dürfen, dafs er vielmehr letzteren die epische Einheit der Handlung keineswegs abspreche, sondern nur eine zu vieltheilige Action zum Vorwurf mache. Aus einer vieltheiligen Action, wenn sie doch die Einheit wirklich in sich trügt, und also die vielen Theile nur eben so viele integrirende, untrennbare Momente der Einen Haupthandlung bilden, lassen sich ja unmöglich acht und mehr Tragödien machen, von denen doch jede ihre eigene, selbständige Einheit der Handlung haben mufs. Und wenn Aristoteles sagt: *σχεδὸν δὲ οἱ πολλοὶ τῶν ποιητῶν τοῦτο δρῶσι*, so sind damit doch nur einzelne Ausnahmen (vielleicht die kyklische Thebais und ein Paar andere ältere Gedichte) gestattet; im Allgemeinen gilt der Tadel einer mehr historisirenden als episch-künstlerischen Wahl und Anordnung des Stoffes aller andern.

Um auch die übrigen Hauptpunkte, in denen der Verf. auf eigenthümliche Art vermittelnd auftritt, wenigstens zu berühren; so erklärt er weiterhin, ganz im Sinne seiner oben angedeuteten Grundansicht, auch die bekannte wichtige Stelle aus Proklus: *σπουδάζεταν (τὰ τοῦ ἐπικοῦ κύκλου ποιήματα) τοῖς πολλοῖς οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων.* Er dringt darauf, diese historisirende *ἀκολουθία* nur auf den s. g. epischen Kyklus (der ja die einzelnen Gedichte nicht vollständig, sondern verkürzt und beschnitten enthalten habe), nicht auf die Gedichte selbst zu beziehen. Sein Hauptargument ist, dafs im entgegengesetzten Falle ja auch Homers Gedichte, sofern sie zum Kyklus gehörten, unter den Tadel, der in jener *ἀκολουθία* und deren Gegensatz zur *ἀρετὴ* liege, fallen würden. Obwohl diefs nicht ganz schlagend ist, indem Homers Gedichte auch sonst den Kyklikern und dem Kyklus häufig entgegengesetzt werden, so sprechen doch die Worte selbst durchaus für des Verf. (und Welckers) Erklärung. Auch Ref. ist damit im Wesentlichen einverstanden, sobald man daraus nur nicht noch weitere, Aristoteles Urtheilen widersprechende Folgerungen ziehen will (wie Welcker thut). Man konnte ja überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, einen solchen Kyklus von historischer Reihefolge der Begebenheiten zusammenzustellen, wenn nicht bei weitem die Mehrzahl der aufgenommenen Gedichte ihrer eignen Composition nach sich dazu geeignet hätten.

Der vom Verf. versuchte Nachweis, dafs nicht nur die Kl. Ilias des Lesches und die Aithiopis des Arktinos, sondern wahrscheinlich auch die Kyprien bedeutend verkürzt, vielleicht blofs zu einem Drittheil ihres ganzen Umfangs in den Kyklus aufgenommen worden seien, beruht auf zu allgemeinen Gründen, und kann nur einige Haltung gewinnen, wenn man dem Verf. seine Prämisse zugesteht, dafs wenigstens präsumtiv die meisten kyklisch-epischen Dichtungen auch in sich selbst ein einiges, volles Ganzes enthalten haben dürften. Ref. hat dagegen aus dem Proklischen Argumente der Kyprien selbst nachzuweisen gesucht, dafs sie schwerlich zu den älteren der kyklisch-epischen Epopöen gehört haben dürften; und der kritische Grundsatz: je weiter von Homer entfernt, desto weniger Einheit und Ganzheit der epischen Composition — möchte sich doch wohl nicht umstofsen lassen. Aufserdem liefse sich vielleicht eine gewisse Einheit der Aktion in den Kyprien noch eher behaupten, wenn sie da schlossen, wo die Ilias beginnt, als im entgegengesetzten Falle, vorausgesetzt, dafs Aphrodite Kypris den wesentlichen Mittelpunkt des Ganzen bildete, sofern ja deren Thätigkeit im weiteren Verlaufe des trojanischen Krieges sehr in den Hintergrund zurücktrat, in den Anfängen dagegen sich bedeutend geltend machte.

Weiter sucht der Verf. die Meinung näher zu begründen, dafs die Abfassung des s. g. epischen Kyklus, aus welchem die Proklischen Argumente herstammen, am wahrscheinlichsten in das Alexandrinische Zeitalter gehöre, vielleicht nach K. O. Müllers Vermuthung dem Polemon zuzuschreiben sei. Ref. hat dagegen nichts einzuwenden, sobald man ihm nur die eben so grofse, wenn nicht gröfsere Wahrscheinlichkeit bestehen läfst, dafs schon vor Aristoteles ein andrer, in Form und Tendenz freilich sehr verschiedener Kyklus, vermuthlich eine Zusammenordnung aller von der gemeinen Meinung dem Homer selbst beigelegter Epopöen, jedoch ohne alle Entstellung und Verkürzung derselben, existirt habe. Diese mufs Ref. auf Grund einer unbefangenen Würdigung der beiden bekannten Aristotelischen Stellen (*τὰ ἔπη κύκλος* — und: *ὅτι Ὁμήρου ποίησις σχῆμα διὰ τοῦ κύκλου* —) und einiger bestätigender Aeufserungen Späterer nach wie vor behaupten.

Endlich meint der Verf, dafs die nachtheilige Bedeutung des Wortes *κυκλικὸς* aus dem natürlichen und gerade durch die Anfertigung des epischen Kyklus geschärften Gegensatz der übrigen älteren Epiker gegen Homer und Hesiodus unter Mitwirkung einiger ungünstiger Nebenumstände entstanden und zu erklären sei. Wie dem auch sein möge, der Makel, der nach einer merkwürdigen Uebereinstimmung aller Späteren an dem Worte haftet, läfst sich nicht wegräsonniren, und wird, zusammengenommen mit Aristoteles obigen Urtheilen, bei unsern sonst so mangelhaften Nachrichten immer das Gewicht einer gewissen Präsumtion behalten müssen.

Man sieht, die Schrift des Verf. ist im Wesentlichen eine gemäfsigte und besonnene, von dem Welckerschen Extreme sich entfernt haltende Apologie der kyklischen Epiker, die er in demselben Sinne wie früher Homer zu vertheidigen sucht. Obwohl Ref. nicht überall zustimmen kann, so erkennt er doch des feinen Sinn des Verf. für das Wesen der epischen Poesie, seine gute Kenntnifs der Sache und seine unstreitig richtige Methode dieselbe zu behandeln, freudig an.

H. Ulrici.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXXI.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte, Prof. d. Phil. an d. K. Preuſs. Rhein. Univers. Erstes Bandes erstes Heft. Bonn, 1837.

Jede wissenschaftliche Zeitschrift hat schon dadurch eine polemische Tendenz, daſs sie ein bestimmtes Princip vertritt, und dies als ein wesentliches und für den geistigen Standpunkt der Zeit bedeutsames nach auſsen hin geltend macht. Und sollte auch die Tendenz einer Zeitschrift vorzugsweise die Vermittelung und Versöhnung der Gegensätze sein, so kann sie doch diesen Zweck nur durch den Besitz eines Principes erreichen, welches jene Gegensätze als solche aufhebt und als einseitig nachweist; denn das bloſse Nebeneinanderstellen und Geltenlassen der Gegensätze oder die freundschaftliche Behandlung, welche sich dieselben gegenseitig zukommen lassen, und die Behutsamkeit oder auch Muthlosigkeit, ihre Differenz in aller Schärfe herauszustellen, kann so wenig für eine wirkliche Versöhnung angesehen werden, daſs es vielmehr nur ein Abstumpfen und Verflachen der Gegensätze und somit das kräftigste Mittel *gegen* die Versöhnung ist. Vorliegende Zeitschrift soll nun vorzugsweise die *nachhegelsche* Philosophie vertreten, d. h. diejenige, welche nicht bloſs der Zeit nach der Hegelschen Philosophie nachfolgte, sondern auch dem Begriffe nach über dieselbe hinausliegt. Wenn schon hiedurch auch diese Zeitschrift gegen verschiedene Standpunkte der Wissenschaft sich polemisch verhält, so tritt jedoch hier noch ein Moment hinzu, wodurch diese polemische Tendenz eine ganz eigenthümliche Wendung bekommt. Das Princip nämlich, welches diese Zeitschrift vertreten zu wollen ankündigt, ist durchaus noch ein werdendes, oder vielmehr *nur* Princip, ein Allgemeines, welches sich noch nicht allseitig bestimmt und zu einem in sich gegliederten Inhalte besondert hat. In dieser Allgemeinheit und Unbestimmtheit umfaſst das Princip theils sich einander widersprechende Gegensätze auf eine *äuſserliche* Weise in sich, theils fällt es an vielen Punkten mit seinem wesentlichen Gegensatze *unmittelbar* zusammen. Mögen auch immerhin „die Repräsentanten der neuen Weltansicht" eine gänzliche Einstimmigkeit in Allem und Jedem nicht für nöthig erachten, um sich doch über das Wesentliche einverstanden zu wissen (S. 115), so kann doch das neue Princip seiner eigenen Entfaltung nicht hemmender und hinderlicher entgegentreten, als wenn es die eingestandene Differenz seiner Vertreter durch den äuſserlichen und subjectiven Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem verflacht; dadurch schrumpft das Princip nothwendig zu einem saft- und kraftlosen Allgemeinen zusammen, welches ohne positive Energie in sich selbst auch nach auſsen sich nicht mit Bestimmtheit abzugrenzen vermag. Ist daher das neue Princip wirklich das, wofür es sich ausgiebt, und nicht eine einzelne Ansicht und Meinung, so muſs es in seiner Entwickelung seinen specifischen Unterschied von dem ihm dem Begriffe nach vorangegangenem Systeme *an allen Punkten zugleich* hervortreten lassen, und es ist nur ein Zeichen der Schwäche und Bewuſstlosigkeit, wenn das sogenannte Princip der Freiheit an irgend einem Punkte noch mit dem sogenannten Systeme der Nothwendigkeit zusammenfällt. Man kann daher dem neuen Princip nichts Höheres wünschen, als daſs es sich durchaus von dem alten loslöse, denn erst, wenn ihm dies gelungen, existirt es wirklich; zugleich aber ist dies polemische Loslösen von dem im Grunde überschrittenen Standpunkte eine Polemik gegen jenen subjectiven Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, also eine Polemik des Princips gegen seinen eigenen jetzigen noch unentwickelten Zustand.

Digitized by Google

Der Gegensatz, welchen diese Zeitschrift gegen die Hegelsche Philosophie geltend zu machen unternimmt, ist schon dadurch für die philosophische Entwickelung förderlich, dafs durch ihn Fragen von der höchsten spekulativen Bedeutung in den Vordergrund der philosophischen Betrachtung treten. Jemehr der Gegensatz in *dieser* Weise und auf *dieser* Höhe hervortritt, desto mehr werden sich verschiedene Standpunkte der philosophischen Vergangenheit und mit ihnen eine ganze Masse von polemischen An- und Ausfällen gegen die Hegelsche Philosophie auch dem allgemeinen wissenschaftlichen Bewufstsein der Zeit als antiquirt darstellen. Zugleich ist schon der Gegensatz des neuen Princips gegen die Hegelsche Philosophie für Viele, welche an einer geistig-natürlichen Antipathie gegen letztere leiden, etwas überaus Vertrauen Erweckendes, und sie ahnen nicht, welche Menge Hegelscher Gedanken sie sich gefallen lassen und wie sie ganz anders von der Spekulation überhaupt denken müssen, als sie früher gewohnt waren, wenn sie sich *diesem* Gegensatze gegen die Hegelsche Philosophie anschliefsen. Wollten es aber vollends die Repräsentanten der neuen Weltansicht urgiren, dafs, wie sie selbst über die Hegelsche Philosophie hinausgegangen sind, nur durch diese hindurch zu ihnen zu gelangen sei, so könnte der Hegelschen Philosophie nichts Erwünschteres begegnen, als wenn sich alle Vertreter der Wissenschaft aufmachten und den Weg zu diesem neuen Principe hin anträten; denn, wie sehr es auch für den Geist nichts seinem Wesen Entsprechenderes und somit Seeligeres geben kann, als in der Erkenntnifs fortzuschreiten, so hat doch für jetzt die Hegelsche Philosophie das entschiedenste Bewufstsein, dafs das wirkliche Hindurchgehen durch sie schon das Hinausgehen über jenes neue Princip ist.

Indem Ref. in dieser Anzeige sich vorzugsweise die Aufgabe gestellt hat, den Gegensatz, um den es sich handelt, in seinem Fundamente und in seiner ganzen Schärfe hervorzuheben, so mufs er allerdings seine Verlegenheit bekennen, welche durch die schon bemerkte Differenz zwischen den Verfechtern des neuen Principes bewirkt wird. Denn wollten wir diese Differenz wirklich für unwesentlich gelten lassen, so bliebe eine ganz dürftige Vorstellung übrig, welche in ihrer Unbestimmtheit nicht mehr den Namen eines philosophischen Principes verdient; vor Allem aber wird die Anerkennung oder Verwerfung der dialektischen Methode doch wohl nicht als eine unwesentliche Differenz erscheinen sollen. Lassen wir zunächst diejenige Gestaltung des neuen Princips aufser Acht, welche sich eng an den Standpunkt Schellings anschliefsend, die dialektische Methode Hegels durchaus verwirft, so blieben uns vorzugsweise Weifse und Fichte übrig, welche als die Repräsentanten des neuen Princips in Bezug auf *Inhalt* und *Form* zugleich angesehen werden wollen; und hier hätten wir denn auch in dem Anschliefsen dieser beiden an Schelling wie an Hegel die historische Stellung des neuen Princips im Allgemeinen gewonnen. Weifse und Fichte sind es denn auch, welche von philosophischer Seite diese Zeitschrift eröffnen, der erste mit einer Abhandlung über die drei Grundfragen der gegenwärtigen Philosophie, in welcher fürerst nur die erste Grundfrage über die Methode zur Sprache kommt, der zweite mit einer Abhandlung über das Verhältnifs der Erkenntnifslehre zur Metaphysik; beide Abhandlungen sind vorzugsweise gegen die Schrift des Ref. gerichtet: die Philosophie unserer Zeit.

Wenden wir uns zunächst zu Fichte. Der erste Theil des Fichteschen Systems bildet die Theorie des Erkennens; diese führt das Bewufstsein von seiner unmittelbaren Gegebenheit zum speculativen Erkennen hin. Hier erhalten wir also in einem wissenschaftlichen Zusammenhange und in einem dialektischen Fortschritte Kunde von diesem neuen Principe, welches als der höchste allversöhnende Standpunkt über das speculative Denken der Hegelschen Philosophie besonders dadurch hinausgeht, dafs es „durch das Geltendmachen und die Hinzunahme der spekulativen Anschauung das dialektische Denken von seiner Einseitigkeit befreit;" Fichte will daher auch sein System als die Vermittelung und Versöhnung des Realprincips Schellings mit dem Formalprincipe Hegels angesehen wissen. Ref. hatte in dem genannten Werke nachgewiesen, dafs der Fortschritt von dem, was Fichte das spekulative Denken nennt, zu dem Standpunkte des spekulativ anschauenden Erkennens nicht im Entferntesten ein dialektischer, nothwendiger, in der Sache selbst begründeter, dafs ferner jener „allversöhnende Standpunkt" so voll von einfachen Versicherungen und Unbestimmtheiten sei, dafs er sich eben dadurch jeder wissenschaftlichen Betrachtung durchaus entzöge.

Digitized by Google

Fichte hat hiergegen nur die Versicherung zu stellen, das neue Princip werde durch alle diese Einwendungen gar nicht berührt; zugleich referirt er (S. 124) in aller Kürze nochmals den Zusammenhang des Denkens und der Anschauung, wie die Bedeutung des spekulativ anschauenden Erkennens, behält aber auch hier dieselbe Unbestimmtheit bei, welche die Untersuchung da abbricht, wo sie über das allgemein Bekannte und Anerkannte hinausgeht, und dann mit einem bildlichen und schwankenden Ausdruck von einem neuen Principe spricht, welches man vergebens sucht. Die Anschauung wird von Fichte einerseits — besonders in der Theorie des Erkennens — gefafst als die Rückkehr des Denkens zur Unmittelbarkeit; diese müsse vom Denken selbst anerkannt werden, insofern auch für die Anschauung die Wahrheit Gegenstand sei, und das Denken, welches sich für die einzige Form der Wahrheit halte, sei eben darum ein einseitiges. Hiernach ist der ganze Inhalt des spekulativen Denkens zugleich Inhalt der Anschauung, ohne dafs diese jenen Inhalt selbst erweiterte und etwas Wesentliches zu jenem Inhalte hinzuthäte. Anderseits aber hat die Anschauung bei Fichte auch die Bedeutung eine *ergänzende Erkenntnifsweise* zu sein, und zwar ergänzt sie das dialektische rein apriorische Denken; wenn dieses die allgemeinen Formen aller Wirklichkeit entwickelt, so tritt in der Realphilosophie die Empirie hinzu, und nur durch diesen Einschlag der Empirie in das apriorische Denken kommt eine wirkliche Erkenntnifs der Natur und des Geistes zu Stande; hiernach fällt die Anschauung nicht hinter die Philosophie überhaupt ein, sondern hinter die Metaphysik oder Ontologie. Diese ergänzende Anschauung und Empirie mag nun Fichte immerhin eine *höhere* nennen, so ist sie dennoch, wie er selbst sie beschreibt, von der ganz gewöhnlichen, äufserlichen Empirie specifisch gar nicht verschieden, und hat mit der intellectuellen Anschauung Schellings durchaus nichts gemein. Es ist bald genug gesagt, dafs das anschauende Erkennen, im Unterschiede von dem blofs dialektischen, „mit wesentlich empirischen Momenten behaftet" sei (S. 124); allein was soll denn diese ganz unbestimmte Phrase bedeuten? soll damit nur behauptet werden, dafs die Erkenntnifs der concreten Wirklichkeit von der Erfahrung ausgeht, und durch alle Momente hindurch fortwährend der Erfahrung bedarf, so wird doch diese allseitig anerkannte Sache nicht etwa eine charakteristische Eigenthümlichkeit eines neuen Standpunktes sein sollen? hat denn etwa Hegel diese Nothwendigkeit der Empirie für die Erkenntnifs geleugnet? Die höhere Empirie soll nun „nicht die gemeine, in einseitigen Kategorien und in beschränktem Begriffsaberglauben jeder Art verhärtete" sein, sondern vielmehr „die, welche durch die speculative Kategorien- und Ideenlehre hindurchschreitend, sich darin der Erkenntnifs der ewigen Grundformen und Existenzialweisen aller Dinge, des Schöpfers wie der Schöpfung, versichert hat, und in selbstbewufster Klarheit daran die ewig wandellosen Grundzüge besitzt, in denen die objective Selbstentfaltung aller Dinge unendlich individualisirend sich hineingestaltet." (S. 124). D. h. das anschauende erfahrende Subject soll nicht das ungebildete rohe, sondern vielmehr das durch die Ontologie philosophisch kultivirte sein. Hiermit ist die Anschauung immer nicht eine Weise der *Erkenntnifs*, sondern sie liefert nur dem Subjecte das Material zur weiteren Bearbeitung. So soll denn die Dialektik wieder hinzutreten, und die Erfahrung dialektisch durcharbeiten (Ont. S. 43); ohne diese Dialektik wäre die Anschauung trotz ihres Besitzes der Ontologie doch blind, und brächte es nie zum Begreifen der Wirklichkeit, d. h. zu einer Philosophie der Natur und des Geistes; also der Begriffsfonds der Ontologie reicht nicht hin, der Anschauung zur *Erkenntnifs* der sich ihr darbietenden Objectivität zu verhelfen, oder durch den Besitz der Ontologie wird die Anschauung noch nicht zur erkennenden, zu einem Principe des Wissens, sondern wie sie die Objecte aufnimmt, bedürfen sie einer weiteren, in der Ontologie noch nicht gegebenen, Form, und dies formirende, das Object *wirklich* erkennende Princip ist wieder das dialektische Denken. Hieraus ist zugleich ersichtlich, wie die Behauptung zu verstehen sei, dafs das erfahrende Subject der Objectivität nachgehen, sich aufnehmend verhalten solle (S. 124). Dies wissenschaftliche Nachgehen und Aufnehmen ist eben die dialektische Methode, welche aber in Bezug auf die reale Wirklichkeit nicht mehr die negative, sondern die positive Dialektik sein soll. Wenn nun diese als Entfaltung, Entwickelung eines implicite Gegebenen beschrieben wird, d. h. eben so wie Hegel das Wesen der Dialektik bestimmt, so wird doch sicherlich nicht

Digitized by Google

die dialektische Entfaltung der Natur von Moment zu Moment mit der objectiven Entfaltung derselben in *dem* Sinne zusammentreffen sollen, dafs das Hervorgehen der Begriffe aus einander zugleich ein Hervorgehen der Naturgestalten selbst bedeute; d. h. der Fortgang ist nicht durch das Object, wie sich dasselbe der aufnehmenden Anschauung darstellt, sondern vielmehr durch den Begriff und seine immanente Entwikkelung bestimmt. Hiermit kommt Fichte nicht über die Behauptung hinaus, dafs das Denken der Erfahrung bedürfe, dafs es aber zugleich das in der Erfahrung Gegebene verarbeiten müsse; dies hat man nun von jeher so gehalten und Hegel hat zugleich das Erfahrene *dialektisch* durchgearbeitet d. h. bei Hegel ist das wirklich da, was Fichte fordert, und nur wenn man Hegels Philosophie der Natur und des Geistes fortwirft, erscheint die Hegelsche Philosophie als blofse Metaphysik (S. 124). Allerdings aber tritt hier noch ein Moment hinzu, welches dem Hegelschen Systeme gegenüber wirklich als etwas ganz Neues und Absonderliches gelten mufs. Fichte bemerkt in der Theorie des Erkennens und in der Ontologie, dafs nach Hegel Alles an dem Widerspruche zu Grunde gehe, und somit der unaufgelöste Widerspruch bei Hegel übrig bleibe (Ontol. S. 165). Diefs ist nun nicht etwa ein Mifsverständnifs in irgend einem einzelnen Punkte, sondern im Fundamente und im Ganzen; und hiervon sagt Hegel nicht nur ausdrücklich das Gegentheil (Log. II, 72), sondern das ganze System ist an allen Punkten zugleich die Widerlegung von dem, was Fichte hier für das Charakteristische desselben ansieht. Ueber dergleichen Ungereimtheiten aber, dafs der unaufgelöste Widerspruch die Wahrheit von Allem sei, ist freilich leicht hinauszugehen, aber wir zweifeln, ob Fichte selbst sich dies Hinausgehen als ein Verdienst anrechnen wolle. Hegel bemerkt an der eben angeführten Stelle, dafs jeder Begriff wie jede Gestalt der Wirklichkeit den Widerspruch in sich enthalte, und zwar als lebendig die fortwährende Ueberwindung und Auflösung dieses immanenten Widerspruches sei, dafs aber zugleich jede endliche Gestalt über sich hinausweise und insofern der unaufgelöste Widerspruch sei, als sie in einem Höheren ihre Wahrheit habe. Fichte will dagegen dem Widerspruche nur eine ontologische, nicht aber reale Geltung zugestehen; alle Begriffsunterschiede sollen als vereinzelt festgehalten zum Widerspruche getrieben werden *können*, und was uns in den Dingen als widersprechend erscheint, soll diefs gleichfalls nur dadurch sein, dafs die Betrachtung es aus dem Weltganzen herausreifse. Sollte mit diesen Behauptungen Ernst gemacht werden, so wäre das viel besprochene und belobte *Leben* der Wirklichkeit, welches durch Hegels Dialektik zerstört werden soll, ein leeres bedeutungsloses Wort, und die positive Dialektik, welche das Lebendige in seiner Entfaltung darstellen soll, kann nicht einen Schritt thun, ohne diesen Behauptungen thatsächlich zu widersprechen. Von der Widerspruchslosigkeit der Wirklichkeit erhalten wir sogleich ein sehr merkwürdiges Beispiel; es könnte, heifst es (Ont. S. 43), ohne logischen Widerspruch nur die Natur existiren ohne den Geist, der dennoch ihre Wahrheit ist. Allerdings *können* wir die Natur denken ohne den Geist, aber wenn wir dies thun, verfahren wir *gedankenlos*, und denken die Natur nicht wie sie ist, sondern wie sie nicht ist; die Möglichkeit, dafs die Natur auch ohne den Geist existiren könnte, ist also eine blofs gedachte, d. h. ein Gedanke ohne Realität und Wahrheit, ein leerer wesenloser Gedanke, ein unvernünftiger Gedanke, welcher vom λόγος nichts in sich enthält. Dafs sich aber die Natur zum Geiste aufhebt, das ist ihre eigene immanente Vernunft, ihr Wesen, und ohne den Geist, also für sich, ist die Natur selbst der unaufgelöste Widerspruch; dieser Widerspruch hebt sich in der Wirklichkeit durch die Existenz des Geistes auf, weil der unaufgelöste Widerspruch gar nicht existiren kann, sondern seine eigene Auflösung schon zur Voraussetzung hat. Damit hat aber der Widerspruch sogleich *reale* Bedeutung, und zwar hat die daseiende wirkliche anschaubare Natur den Widerspruch in sich, ihre eigene Negation zu sein, die Unruhe in sich selbst, den Trieb und die Sehnsucht über sich hinaus, und diese Unruhe verläfst die Natur nie, sondern diefs ist vielmehr ihr eigenthümliches Leben, was sie erst zur Natur macht, dafs sie fortwährend an ihrem eigenen Widerspruche zu Grunde geht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Der Geist aber ist wieder nur dadurch die Wahrheit der Natur, dafs er den Widerspruch, welcher in der Natur unaufgelöst ist, aufgelöst in sich enthält, also nicht dadurch, dafs er von dem Widerspruche abstrahirt, was wieder ein blofs subjectiver unlogischer und unvernünftiger Gedanke sein würde.

Eben so unbestimmt und schwankend ist die Entwickelung eines andern Punktes, welchen Fichte selbst als den wichtigsten, den Geist seines Systems eigentlich charakterisirenden bezeichnet, nämlich die Frage um die Erkennbarkeit Gottes; auch hier aber hat er den Erörterungen und Angriffen des Ref. nichts weiter entgegenzustellen, als die alte schon bekannte Unbestimmtheit. Schon in dem ersten historischen Theile seines Werkes über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie hatte Fichte wiederholt die Behauptung ausgesprochen, dafs Gott *an sich* schlechthin unerkennbar sei, ohne sich auf die weitere Entwickelung dieser Behauptung einzulassen; erst in der Ontologie erfahren wir, welchen Sinn *eigentlich* diese Behauptung haben solle. Vollständig erkennbar soll Gott sein nach seinem apriorischen Formbegriffe, welchen seinem ganzen Inhalte nach die Ontologie zu entwickeln hat. „Ein anderes ist das *positive* Erkennen des göttlichen Geistes, das Eindringen in das Geheimnifs seiner Persönlichkeit, seiner Gedanken und Entschliefsungen: ein solches aber von sich zu behaupten, ist noch keiner Philosophie eingefallen, wiewohl nicht jede auch nur zur Erschöpfung des apriorischen Begriffs Gottes gelangt ist, viel weniger zur klaren Abscheidung dieses Begriffs vom Erkennen seines positiven Wesens sich erhoben hat. Schliefst jedoch auch das beschränkteste Naturding, nach seiner positiven Existenz gefafst, eine Unergründlichkeit in sich, ist vielmehr noch jeder Geist dem anderen ein unzugängliches Geheimnifs, das er selbst nur aufschliefsen, durch freie That zur Offenbarung bringen kann: so gilt diefs in allerhöchster Bedeutung vom göttlichen Geiste, der nicht an sich selbst, nur in seiner Offenbarung erkannt zu werden vermag, wodurch wir nach einem schon vielfach von uns dargestellten Wendepunkte der Untersuchung über jede Apriorität hinaus in ein andres Gebiet des Erkennens eingewiesen werden." (Ont. S. 38) Es wird also der Unterschied zwischen *Form* der Wirklichkeit und *positiver* Wirklichkeit selbst, geltend gemacht und auf Gott angewandt; dieser soll seiner ontologischen Form nach vollständig, seiner positiven Wirklichkeit nach aber nur *theilweise* erkennbar sein. Zunächst ist nun jener Ausdruck, dafs Gott nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Offenbarung erkannt zu werden vermag, ganz ungeschickt, indem er den Schein herbeiführt, als enthielte die Offenbarung nicht das Ansich Gottes, oder als wäre das Ansichsein und die Innerlichkeit Gottes noch eine andere als die geoffenbarte und vom Menschen erkannte. Fichte lehrt zugleich, dafs sich die Gedanken Gottes in der Welt offenbaren, ja dafs Alles göttlicher Gedanke sei; dafs es eben darum auch nichts absolut Dunkeles, blofs Gegenständliches in der Welt gebe, wodurch Subject und Object in unauflöslichem Gegensatze auseinander gehalten würden. Ferner aber läfst jener Ausdruck gerade das, worauf es hier ankommt, ganz bei Seite liegen; denn er urgirt nur in Bezug auf die Wirklichkeit eine andere *Weise* der Erkenntnifs, nämlich die Anschauung und Erfahrung, hier aber handelt es sich darum, dafs auch das in der Wirklichkeit sich offenbarende Absolute trotz der Offenbarung doch nur *theilweise* erkannt werden könne. Oder meint etwa Fichte, dafs Gott auch Gedanken und Entschliefsungen habe, welche er nicht

Digitized by Google

offenbart, welche als blofse Gedanken ihm blofs innerlich bleiben, gestaltlos und ohnmächtig, wie es wohl dem Menschen geschieht, welcher allerlei denkt und ausgrübelt, ohne die Kraft zu haben, seine Gedanken und Entschliefsungen in die Wirklichkeit überzusetzen? Meint Fichte mit den unergründlichen Gedanken und Entschliefsungen *die*, welche in Gott selbst *Ur*gedanken sind, so möchte man wohl wissen, woher er diese Weisheit habe, dafs sich Gott mit blofsen Gedanken zu schaffen mache. Soll aber nur behauptet werden, dafs es dem endlichen Denken unmöglich sei, die Totalität der Welt, so wie sie an sich diefs ist, nämlich vom Denken und Wollen Gottes allseitig durchdrungen und überwunden zu erkennen, so ist dies, wie Fichte selbst bemerkt, noch nie einem Philosophen zu leugnen eingefallen; was aber die Hauptsache ist, durch alle diese Bestimmungen wird die Frage nach der Erkennbarkeit und Unerkennbarkeit Gottes so wenig beantwortet, dafs sie in ihrem Fundamente und in ihrer tiefen philosophischen Bedeutung noch nicht einmal berührt ist.

Fichte erklärt sich zu wiederholten Malen gegen die Ansicht Hegels, dafs das wahrhafte Wissen des Menschen von Gott zugleich das Wissen Gottes von sich selbst sei; auch in der angeführten Stelle der Ontologie wird ebenfalls eingeschärft, dafs unser Denken Gottes in keinem Sinne mit dem göttlichen Selbsterkennen zusammenfalle. Erst diese Behauptung ist nicht eine allen philosophischen Systemen gemeinsame, sondern enthält etwas Wesentliches und für das neue Princip Charakteristisches; dennoch aber wird sie ohne die Einsicht in die daraus nothwendig hervorgehenden Consequenzen d. h. ohne philosophisches Bewufstsein ausgesprochen, und sie bleibt als eine besondere Behauptung aufser dem Systeme und der systematischen Entwickelung stehen. Als das Fundament der ganzen Philosophie wird in der Theorie des Erkennens fortwährend hervorgehoben, dafs das Selbstbewufstsein der Augpunkt alles Erkennens, Anfang, Mitte und Ende aller Philosophie sei; diese Grundansicht ist durchaus übereinstimmend mit dem Leugnen der persönlichen Immanenz Gottes im Menschen und jene ausgeführt und entwickelt hat dies Leugnen nothwendig zum Resultate; jedoch verliert die Ansicht, dafs das Selbstbewufstsein Princip der Philosophie sei, wieder alle und jede Bedeutung, wenn dessenungeachtet doch wieder von einem überwundenen Dualismus und von einem wirklichen Erkennen des Wesens die Rede ist. Im Selbstbewufstsein ist Subject und Object *dasselbe*, und wird das Selbstbewufstsein festgehalten, so erkennt das Subject nie wirklich ein Anderes, das Object, sondern immer nur sich selbst; das Subject kommt so aus dem Idealismus seines Selbstwissens nie wirklich zum Sein, sondern diefs bleibt immer als ein Inneres oder auch Aeufseres dem Subjecte gegenüber stehen. In der Theorie des Erkennens führt Fichte diesen Standpunkt der Reflexion nicht wirklich über sich hinaus, sondern stumpft nur die Spitze der Reflexion dadurch ab, dafs er dem Selbstbewufstsein, ohne über dasselbe zum Begriffe des Geistes fortzugehen, eine ganz unbestimmte *Theilnahme* an der Wahrheit vindicirt. Dies hat Ref. als ein Zurückfallen in den Kantischen Standpunkt bezeichnet, aber durchaus nicht, wie Fichte berichtet (S. 125), den Satz „dafs das substantielle An sich Gottes, sein inneres Wesen keinesweges aufgehe in seinen (sic) spekulativen Begriff." Wenn nun aber Fichte weiter von einem total überwundenen Gegensatz zwischen Subject und Object spricht und diese Einheit von Sein und Wissen auch wirklich spekulativ ausspricht und darstellt, so ist er damit einerseits im strengsten Gegensatz gegen die Ansicht begriffen, welche er als Princip bezeichnete. Wie wenig jedoch anderseits jene Ueberwindung des Dualismus wirklich spekulativ gefafst und nach allen ihren Seiten hin erkannt ist, zeigt sich wieder in dem ganz äufserlichen Abhalten der speculativen Ansicht, dafs das wahrhafte Wissen des Menschen von Gott das Wissen Gottes von sich selbst sei; und eben diefs ganz äufserliche Abhalten ist es, welches die Frage nach der Erkennbarkeit und Unerkennbarkeit Gottes gar nicht die Spitze erreichen läfst, auf welcher sie erst spekulative Bedeutung bekommt. Das Princip des Selbstbewufstseins mufs jene Ansicht nothwendig von sich abhalten, weil darin die Ueberwindung dieses Princips zum Begriffe des Geistes in seinem einfachen Resultate ausgesprochen ist; und wie das Selbstbewufstsein überhaupt aus dem Wissen seiner selbst nicht zum wirklichen Begreifen und zur Besitznahme des Seins fortschreitet, sondern das Sein vielmehr aus sich heraus-

Digitized by Google

wirft, so läfst es auch das Absolute nicht wirklich d. h. als persönliche Energie gegenwärtig sein. So lange aber Gott nicht persönlich und als sich selbst wissender im erkennenden Geiste gegenwärtig gewufst wird, ist er, mag man so viel von Offenbarung sprechen wie man will, doch immer geheim, und Erkennen und Sein fallen, trotz aller Versicherung des aufgehobenen Dualismus, doch absolut auseinander. Wenn nämlich diese *wirkliche*, nicht unterschiedslose Einheit des endlichen und absoluten Geistes schlechtweg als eine Verwechselung des Begriffs Gottes und seiner Realität bezeichnet wird, so besteht die Realität Gottes darin, dafs er als fester Gegenstand dem erkennenden Geiste *nur* gegenübersteht, dafs daher das Wissen von Gott, das dialektische ebenso wie das anschauende, nie das Wissen vom wirklichen lebendigen Gott ist, sondern nur das Erkennen einer unwirklichen Form. So soll es nun aber nicht sein, Gott soll nicht als blofser Gegenstand dem Erkennen gegenüber stehen, sondern es wird vielmehr behauptet, „dafs Gottes Persönlichkeit tief vereinigt sei mit den kreatürlichen Persönlichkeiten, ja, dafs die Einheit des göttlichen Allbewufstseins durch jedes Einzelne hindurchgehe, und sich *darin* zugleich seiner bewufst sei" (Ont. 512); diefs sind nun aber wieder, halten wir die frühere Behauptung fest, leere bedeutungslose Worte. Mit einer solchen Unbestimmtheit ist schlechterdings nichts anzufangen; die Philosophie hört damit überhaupt auf, Philosophie zu sein, und sinkt zu einem reflektirenden Vorstellen herab, welches seine eigenen Gedanken nicht zusammenzubringen im Stande ist. Diese *Unbestimmtheit* ist aber gerade der hervorstechende Mangel der Fichteschen Philosophie; wesentliche Punkte werden nicht zusammengebracht und durchgeführt, sondern die spekulative Entwickelung wird durch das Schwanken der Vorstellung unterbrochen, welche mit einem bildlichen Ausdruck die Fragen der Spekulation gelöst zu haben meint, während sie dieselben in Wahrheit nur zurückgeschoben und mit dem Scheine der Lösung übertüncht hat. —

In der Abhandlung über die *Methode*, mit welcher Weifse seine Erörterung über die drei Grundfragen der gegenwärtigen Philosophie beginnt, zeigt der Verf. abermals seinen rastlosen durchdringenden Ernst, mit welchem er sich in die Sache vertiefend eine wissenschaftliche Polemik nicht ohne Weiteres mit stolzer Bequemlichkeit von sich weist, sondern darauf eingeht, um sich sieht, und sich selbst die Schwierigkeiten nicht verbirgt, welche mit jedem weiteren Schritte wieder rückwärts hin sich aufthun. Weifse spricht es mit Bestimmtheit aus, dafs „Nichts von einer niederen Stufe der Philosophie *unmittelbar* in die höhere übergetragen werden kann" (S. 94); gerade dies Bewufstsein ist die erste und nothwendige Bedingung einer weiteren Verständigung, sollte diese fürerst auch nur in der concisen Auffassung des Gegensatzes und in der Reduktion desselben auf einen einfachen Ausdruck bestehen. Der Gegensatz im Princip ist nothwendig durchgreifender Gegensatz und ehe dieser nicht als solcher gefafst wird, ist auch das Princip nicht in seiner Bestimmtheit erkannt und begriffen. Aus jenem Bewufstsein geht denn sogleich die richtige Bemerkung hervor, dafs auch die Methode von dem neuen Standpunkte aus sowohl in ihrem Principe und in ihrer Ableitung, als auch in ihrem Ausdrucke eine Umbildung erleiden müsse (ibid.); diese Umbildung wird S. 111 für so wesentlich angesehen, dafs der neuen Methode nur eine gewisse Beziehung oder Verwandtschaft zur Hegelschen zugestanden wird. Wenn aber Weifse den Unterschied, welchen Ref. zwischen der Hegelschen Methode und der von Weifse in der Metaphysik angewandten hervorgehoben hat, für unwesentlich ansieht, und auf eine Verschiedenheit des Ausdrucks zurückzuführen versucht, so kann Ref. hierin mit dem Verf. schlechterdings nicht einverstanden sein. Jener Unterschied besteht nämlich einfach darin, dafs bei Weifse die Begriffe nicht in ihrem analytischen und synthetischen Verhältnisse zugleich erkannt und dialektisch gesetzt sind, sondern nur synthetisch als sich ergänzend durch eine subjective Analysis an einander gereiht werden. Hiermit hört aber die Methode auf, *Entwickelung* zu sein, welches ihr innerstes Wesen ist, und in dem Begriffe der Entwickelung liegt sogleich viel mehr als eine blofse „gegenseitige Abhängigkeit der Begriffe in Betreff ihrer Denkbarkeit" (S. 93). Auch kann der angegebene Unterschied durchaus nicht darauf reducirt werden, dafs Hegel etwa irgend ein Moment der Methode mehr hervorhebe; denn wollte Weifse das Moment hervorheben, worin eben die Differenz besteht, dafs nämlich

Digitized by Google

in jedem Begriff an sich schon der folgende liegt und durch Analysis aus ihm als seine eigene Negation herauszusetzen ist, so würde hiermit gerade das Moment verschwinden, auf welchem bei Weifse der Accent des Fortschritts durchgängig liegt, dafs nämlich der eine Begriff in seiner festen Endlichkeit den anderen ausschliefst. Wenn Weifse dennoch von einem Enthaltensein der Begriffe in einander spricht, so besteht dies jedoch nur in dem gegenseitigen Ausschliefsen, wodurch die Begriffe zugleich auf einander hinweisen; das Enthaltensein fällt also wieder nur in das denkende Subject, welches mit dem einen Begriffe auch den anderen denkt. Wenn durch die ganze Metaphysik Weifse's hindurch genau genommen kein einziger Fortschritt im Hegelschen Sinne dialektisch ist, so sah Ref. hierin nicht blofs eine immer wiederkehrende principlose Ungeschicktheit, sondern vielmehr eine, wenn auch von Weifse selbst nicht mit Bewufstsein durchgeführte, wesentliche Differenz, weil einerseits fast durchgängig ein und derselbe Rhythmus beibehalten wird, und weil anderseits gerade diese Differenz, wie sie schon mit der Auffassung des Metaphysischen überhaupt im engen Zusammenhange steht, besonders im Uebergange aus der Metaphysik in die Realphilosophie als bedeutsam und charakteristisch für das ganze System hervortritt. Bei dieser Differenz aber ist es etwas ganz Ueberflüssiges, aufserdem noch nachzuweisen, dafs einzelne Begriffe nicht in den gehörigen Zusammenhang gestellt sind, weil schon durch diese Differenz allein auch kein einziger Begriff seine spekulative Entwickelung erhält; nicht blofs ist die Continuität in jedem Punkte abgebrochen, sondern das Auseinanderfallen der Begriffe schlägt auf sie selbst zurück, weil die Continuität zum Inhalte jedes einzelnen Begriffs wesentlich gehört. Weifse geht nun weiter zurück, giebt die verschiedene Ableitung und Stellung, welche die Methode in seinem Systeme erhalten werde, im Allgemeinen an; jedoch ist diese ganze Untersuchung vorläufig und weist auf die Wissenschaft der Logik hin, welche vorzugsweise die Entwickelung des Erkenntnifsbegriffs und damit der Methode zum Inhalte haben soll; in dieser Allgemeinheit und Vorläufigkeit ist aber die Untersuchung noch zu schwankend und unbestimmt, zu sehr nur Andeutung, als dafs daran weitere zu irgend einem Resultate führende Erörterungen angeknüpft werden könnten. Zunächst stellt Weifse die ganz vernünftige Forderung, dafs die Methode bewiesen werden müsse, und zwar soll sie in dem Subjecte selbst auf dem Wege gesetzmäfsiger Selbstentwickelung entstehen. Diese Forderung ist auch der Hegelschen Philosophie so wenig fremd, dafs sie in derselben vielmehr vollständig gelöst wird; denn der Begriff der Methode resultirt am Schlusse der Logik und damit ist dieselbe für das Subject bewiesen. Auch bei Weifse hat jene Forderung nicht den Sinn, dafs etwa die Methode nicht eher angewandt werde, ehe sie für das erkennende Subject bewiesen sei, sondern die Methode wird, wenn auch noch ohne ausdrückliches Bewufstsein über sie, schon in der Logik selbst angewandt (S. 89). Wenn nun weiter bemerkt wird, dafs es in der Logik eben nur um den Begriff des Erkennens, nicht um den Begriff des Seins zu thun sei, dafs nur eine Weise des Erkennens, nicht des Seins gesucht werde (S. 90), so ist doch das Erkennen wesentlich nicht ohne die Beziehung auf das Sein, so dafs durch die totale Abstraction vom Sein auch von dem Erkennen selbst abstrahirt würde. Daher wird denn auch nach Weifse mit der wahrhaften Weise des Erkennens sogleich Etwas in Bezug auf das Sein mitgefunden (S. 90), was aber fürerst nur als eine Voraussetzung betrachtet werden soll. Was dies Mitgefundene sei, können wir aus der folgenden Behauptung entnehmen, dafs nämlich die Logik zeige, nicht dafs der Begriff des Seins, sondern dafs der Begriff des Erkennens ein nichtiger, absurder wäre, wenn ihm nicht eine bestimmte Beschaffenheit der Dinge entspräche (S. 95), d. h. mit der wahrhaften Weise des Erkennens wird zugleich die *Erkennbarkeit* der Dinge mitgefunden, also das Resultat bezieht sich ebenso sehr auf das Sein wie auf das Erkennen, und enthält die Einheit des Erkennens und des Seins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Fortsetzung).

Die wesentliche Differenz der Phänomenologie und der Weifseschen Logik würde hiernach darin bestehen, dafs letztere den Erkenntnifsbegriff *ohne Beziehung auf das Object* zum Inhalte haben soll; hiermit würde die Logik mit der Genesis des Wissens von Hinrichs zusammentreffen, jedoch ist das Erkennen, insofern es Form und Inhalt zugleich ist, schon Resultat der phänomenologischen Entwickelung, und hat, soll es nicht in die Kantische Abstraction verfallen, die Ueberwindung des Bewufstseins und des Gegensatzes von Subject und Object zur nothwendigen Voraussetzung. Weifse spricht ferner von der Anwendung der Methode auf den freien positiven Inhalt der Erkenntnifs, welche Ref. in Bezug auf den Begriff Weifse's von der Freiheit als unmöglich nachgewiesen hatte. Die Methode soll nur die *relative* Nothwendigkeit des positiven Inhaltes fordern, d. h. eine Nothwendigkeit in Bezug auf das Erkennen; dies wäre ein nichtiges, sich selbst widersprechendes, „wenn ihm nicht eine bestimmte Beschaffenheit der Dinge entspräche." Diese *wissenschaftlich* nothwendige Beschaffenheit der Dinge soll aber die Freiheit d. h. das Auchnichtsein- und Auchandersseinkönnen derselben nicht aufheben. Davon abgesehen, dafs diese ganze Erörterung erst durch die nähere Bestimmung über das Wesen der relativen Nothwendigkeit wie der Freiheit weiter erklärt und von ihrer Vieldeutigkeit und dem Schwanken befreit werden müfste, so handelt es sich hier nicht um ein Erkennen überhaupt, sondern um ein *dialektisches* Erkennen, und die Methode wird nur dann wirklich auf den positiven Inhalt der Erkenntnifs anwendbar sein, wenn sie selbst das Auchnichtsein- und Auchandersseinkönnen dieses Inhalts *setzt* und *ausdrückt*; sonst bleibt sie immer *aufser* dem Inhalte und das *Wesen* desselben wird von der Methode nicht berührt. Jedoch ist überhaupt diese äufserliche Reflexion nicht im Stande, eine Sache irgendwie ins Klare zu bringen, welche so sehr, wie die in Rede stehende, alle wesentliche Fragen der Spekulation in sich fafst. Es wird nach der *Anwendung* der Methode auf den positiven Inhalt der Wirklichkeit gefragt; diese Stellung der Frage enthält genau genommen schon die Voraussetzung in sich, dafs die Methode eine dem positiven Inhalte *äufserliche* Form sei; damit ist der Inhalt schon aus der Form herausgefallen und zwar ist dieser Inhalt zugleich ein auchnichtsein- und auchandersseinkönnender; auch dies Moment, welches gerade den Inhalt charakterisirt und jene Frage vorzugsweise herbeiführt, hat sich nicht durch die Methode selbst ergeben, sondern ist zunächst, gleichviel durch welche Form der Erkenntnifs, äufserlich aufgenommen. Die Frage aber: ob die Methode auf den positiven Inhalt anwendbar sei, darf schlechterdings nicht aufserhalb der Erkenntnifs dieses Inhaltes fallen, sondern mufs nothwendig zugleich die Erkenntnifs dieses Inhaltes selbst sein. Durch die ganze Untersuchung tritt neben die Methode noch eine andere Weise der Erkenntnifs, welche über die Methode selbst *reflektirt*; darauf würde es nun eben ankommen, das was hier als äufserliche Reflexion erscheint, zur wissenschaftlichen Gestalt zu erheben. Diese Forderung stellt Weifse selbst an die Logik oder Methodenlehre, in wie weit derselben aber überhaupt Genüge geleistet werden *kann*, mufs zunächst dahingestellt bleiben. Erst dann, wenn der Begriff der Methode wissenschaftlich entwickelt ist, kann auch die Behauptung Weifse's eine philosophische Bedeutung erhalten, dafs die wahre Methode auf ein für das Denken selbst Unerreichbares nicht blofs führe, sondern auf einem solchen πλήρωμα sogar beruhe (S. 91).

Digitized by Google

Für jetzt erscheint dies dem Ref. nur als ein nothwendiges Resultat der unwahren Forderung, das Erkennen ohne seine Beziehung auf das Sein zu untersuchen und zu entwickeln, ganz ähnlich wie die Kantische Kritik ihr Resultat schon in der falschen Stellung der Aufgabe voraussetzte.

Wollen wir das sogenannte neue Princip in seiner ganzen Bedeutsamkeit und Tiefe kennen lernen, so haben wir uns vorzugsweise zu Schelling hinzuwenden, welcher dasselbe in seiner reinen Einfachheit und energischen Bestimmtheit der Dialektik gegenübergestellt und geltend gemacht hat. Es handelt sich nicht um irgend eine einzelne Bestimmung oder um irgend einen einzelnen Gegensatz, sondern um den Fundamentalgegensatz, welcher sich durch die ganze Philosophie hindurchzieht; nämlich um den einfachen Gegensatz von Denken und Sein, welcher zuerst in dem ontologischen Beweise für das Dasein Gottes in seiner ganzen Schärfe und Tiefe hervorgetreten ist. Dieser Gegensatz hat sich zur Totalität entwickelt; das Denken ist nicht nur der Gedanke oder vielmehr die sich im Bewufstsein vorfindende Vorstellung Gottes, sondern das zur Gedanken- und Intellektualwelt erweiterte denkende Erkennen; und diesem tritt die Wirklichkeit in ihrer Totalität, und in ihrer allseitigen *selbständigen* Gliederung gegenüber. Das Wesen der Hegelschen Philosophie soll nun darin bestehen, dafs dieselbe aus dem rein Rationalen, aus dem sich zum Begiffe und zum absoluten Wissen steigernden *Denken* nicht zur *Wirklichkeit* heraustritt, sondern in dem Idealismus des Denkens stecken bleibt. Das Denken producirt allen Inhalt aus sich selbst; damit ist aber auch aller Inhalt Gedanke, Gedachtsein, nicht Sein, Wirklichkeit, und die Philosophie ist immer nur Denken des Denkens, nicht aber Denken des Seins. Die ganze Wirklichkeit bleibt somit in allen ihren Momenten aufser und neben dem Denken liegen, und indem das Denken dennoch seinen ihm immanenten Inhalt für die Wahrheit und Wirklichkeit ausgiebt, verflüchtigt es die wirkliche Welt und die Gottheit selbst in die Idealität des Gedankens. Bei dem Uebergange aus der Logik in die Naturphilosophie, bei diesem „schweren Schritte in die *Wirklichkeit*" bricht die Dialektik ab, und dieser Uebergang ist unmöglich ein dialektischer, weil die Dialektik eben die *immanente* Bewegung und somit das Verharren in dem Begriffe ist. Wenn sich hier Hegel mit dem Bilde eines Abfalls der Idee von sich selbst zu helfen sucht, so fällt er am Schlusse der Philosophie doch wieder in die Idealität zurück, und wenn auch nicht die logische Idee sondern der Geist die Wahrheit und Wirklichkeit von Allem sein soll, so ist doch die Philosophie das Ende und die höchste Wirklichkeit des Geistes d. h. doch wieder das Denken und nicht das Sein. Diesem Idealismus des rein Rationalen ist nur durch die Anerkennung der *Anschauung* und *Empirie* gegenüberzutreten. Der Uebergang aus dem Begriffe in das Sein ist Aufnehmen des Seins d. h. Anschauung, Empirie; und es ist kein anderer Uebergang möglich, weil der Begriff und das subjective Denken nicht *schöpferisch* ist. Das Denken mufs *diese* Endlichkeit bekennen, und sich die Wirklichkeit *gefallen lassen*; die Wirklichkeit kann somit nur empirisch aufgenommen werden, weil sie ihrem Begriffe nach nicht eine vom subjectiven Denken erzeugte, sondern vielmehr die *Voraussetzung* für das Denken ist; die Wirklichkeit also erkennen wie sie an sich ist, heifst nichts weiter, als sie sich empirisch „aufdringen" lassen; denn das ist ihr Wesen, ohne das Denken absolut vollendet und selbstständig und eine für das Denken allseitig gegebene zu sein. Das *Sein* des Begriffs und des Begriffenen ist nicht selbst der Begriff, sondern ein Anderes, über den Begriff hinausliegendes, dem Begriffe wie der Dialektik *Jenseitiges*, das schlechthin *Positive*, welches nicht überhaupt gar nicht, aber nur durch das Princip der Anschauung gefafst und erkannt wird. Diese Anschauung und Empirie aber ist nicht die sinnliche, welche nur das Einzelne zum Gegenstande hat, sondern eine höhere intellektuelle, welche die Wirklichkeit in ihrer *Totalität* aufnimmt; und es ist zunächst durchaus nicht um dieses Einzelne zu thun, sondern nur um die Wirklichkeit *überhaupt*; d. h. um den Begriff der Wirklichkeit; ist das Denken einmal zur Anerkennung dieser Anschauung gelangt, so erstreckt sie sich durch die ganze Erkenntnifs hindurch und braucht nicht etwa bei jeder einzelnen Gestalt der Natur und des Geistes wiederholt zu werden; der Schritt in die Wirklichkeit ist damit gethan, die Idealität des Denkens ist überwunden, und nun erst kann das Denken an das Erkennen der Wirklichkeit gehen, weil es erst durch diese Anschauung in die Wirklichkeit sich hineinversetzt hat.

Digitized by Google

Die Hegelsche Philosophie kann diese, sich ihr als die wahrhafte Erkenntnifsweise gegenüberstellende Empirie und Anschauung überhaupt nicht als einen ihr gegenüberstehenden Gegensatz anerkennen, indem das innerste Wesen des dialektischen Denkens gerade darin besteht, jene intellectuelle Anschauung als ein wesentliches Moment in sich aufgehoben zu enthalten. Die intellectuelle Anschauung wendet sich zunächst gegen den Standpunkt der Wissenschaftslehre, und hat die Bedeutung, das Subject aus dem reinen Selbstbewufstsein heraus in die Einheit mit dem Objecte, also in die Wirklichkeit hineinzuversetzen. Wird der subjective Begriff als subjectiver festgehalten, so ist natürlich der Uebergang in die objective Wirklichkeit unmöglich, weil das Festhalten des abstracten Selbstbewufstseins gar nichts anderes ist als eben diese Unmöglichkeit. Die intellectuelle Anschauung fordert daher von vorn herein die Ueberwindung dieser Subjectivität, und nimmt ihre Stellung als Vernunft mitten in der absoluten Wirklichkeit. Wie aber die intellectuelle Anschauung diefs nur vermag durch ihre Intellectualität oder dadurch, dafs sie vernünftiges *Denken* ist, so besteht gerade das Wesen des dialektischen Denkens darin, diejenige Activität zu sein, welche zugleich die reine Passivität ist, deren ganze Thätigkeit also nur darin besteht, das Sein *aufzunehmen*, ihm *nachzugehen*, wie es seinem Wesen und seinem Begriffe nach ist. Im dialektischen Denken hat sich das Subject seiner endlichen Subjectivität erledigt, und steht, in der Sache vertieft, fortwährend mitten in der Wirklichkeit; es ist so an sich schon ebenso sehr die reine Empirie, weil es nicht sich, sondern die Objectivität im Auge hat, von Moment zu Moment anschaut und sich entwickeln läfst. Die Phänomenologie nimmt der intellectuellen Anschauung nichts weiter als die Form der Unmittelbarkeit, und setzt und producirt sie als das was sie an sich ist, nämlich als vermitteltes Wissen; damit hat die intellectuelle Anschauung nichts verloren, als nur ihre Subjectivität und Endlichkeit, welche sie als Postulat noch an sich hatte; sie war allerdings die Ueberwindung des Gegensatzes von Begriff und Wirklichkeit, allein als Anschauung war das subjective Erkennen zugleich in seine Unmittelbarkeit d. h. in seine unüberwundene, der Willkühr hingegebene Endlichkeit reflectirt, und es war nur Sache der Genialität, wenn das anschauende Subject in der Wirklichkeit blieb, und nicht in den subjectiven Begriff übersprang. Wenn Fichte u. A. für ihre Behauptung, Hegel habe die Phänomenologie, als Einleitung in das spekulative Wissen, späterhin verworfen, den Grund anführen, dafs in der später erschienenen Encyklopädie eine andere Einleitung gegeben sei, so reicht hiergegen die Bemerkung hin, dafs in der noch nach der Encyklopädie erschienenen zweiten Ausgabe der Logik Hegel doch wieder ausdrücklich bemerkt: die Logik hat die Wissenschaft des erscheinenden Geistes zu ihrer Voraussetzung, welche die Nothwendigkeit und damit den Beweis der Wahrheit des Standpunkts, der das reine Wissen ist, wie dessen Vermittelung überhaupt enthält und aufzeigt. Weifse aber bemerkt ferner, dafs schon darum die Phänomenologie aus dem Systeme herausfalle, weil der Anfang der Methode, die auf der Voraussetzung der absoluten Einheit des Seins und des Erkennens beruhe, nothwendig in der *Sache* liege, d. h. „in dieser Einheit selbst, als einfachem, mit seinem Gegenstande unmittelbar identischem Gedanken, als reinem Sein gefafst, nicht in dem von seinem Object unterschiedenen Subject." (S. 86) Unendlich oft ist schon darauf aufmerksam gemacht, dafs Einheit des Seins und Denkens, Subjects und Objects u. s. w. ein schlechter Ausdruck ist, weil die Einheit ohne den Unterschied gar nicht Einheit wäre; das mag nun auch zur Zeit eine bekannte Sache sein, allein es kommt nicht darauf an, dafs man die Sache kennt, sondern darauf, dafs man diese Bestimmung der unterschiedenen Einheit als eine wesentliche fundamentale einsieht und begreift, welche eben wegen ihrer Wesentlichkeit nirgends fehlen kann, sondern sich durch die ganze Philosophie hindurchzieht. So ist denn ebenfalls in der Methode jene unterschiedene Einheit enthalten, und es ist daher grundfalsch, wenn Weifse auch hier wieder behauptet, (S. 96) dafs bei Hegel die metaphysischen Kategorien Subject und Object der Denkbewegung seien. Schon indem in der dialektischen Entwickelung das Resultat nur für uns, aber nicht an sich Resultat ist, so ist hiermit der Unterschied des erkennenden Subjects von seinem Gegenstande ausdrücklich gesetzt. In der Phänomenologie ist nun der Gegenstand nicht wie in der Logik der reine Gedanke, sondern die differente Beziehung des Subjects und Objects; diefs ist in der phänome-

Digitized by Google

nologischen Entwickelung die Sache, und mit diesem Gegenstande fällt das erkennende Denken eben so wenig wie in der Logik mit dem reinen Gedanken in eine unmittelbare d. h. unterschiedslose Einheit zusammen. Nach der bestimmten Beschaffenheit des Gegenstandes mufs sich aber nothwendig auch die Methode eigenthümlich gestalten, so ist sie denn in der Phänomenologie wie der Gegenstand selbst, eine doppelseitige Bewegung und bezieht sich auf Subject und Object zugleich. Das Subject aber, welches als Gegenstand der Phänomenologie das Object noch als ein unüberwundenes sich gegenüber hat, hat natürlich nicht das Bewufstsein des methodischen Fortschritts; und überhaupt kann der Begriff der Methode nicht eher hervortreten, ehe sich nicht der Begriff an und für sich und in seiner absoluten Form ergeben hat.

Vor Allem beharrt Weifse bei dem von Schelling besonders markirten Einwurfe, dafs der Uebergang aus der Logik in die Naturphilosophie kein dialektischer, sondern rein willkührlicher, die Dialektik unterbrechender sei. Die Erörterungen des Ref. über diesen Punkt hält Weifse besonders darum für ungenügend, weil Ref. bemerkt, dafs die Vorstellung des Uebergangs überhaupt abzuhalten und der Uebergang nur für uns dialektisch nothwendig sei; diefs wäre doch, meint Weifse, im Hegelschen Sinne keine Dialektik mehr. Hiergegen haben wir nur zu bemerken, dafs das Wesen der dialektischen Methode gerade in der Reaction gegen die Vorstellung des Uebergangs besteht; diese Vorstellung ist darum nicht etwa blos an dieser Stelle, in dem Uebergange in die Naturphilosophie, abzuhalten, sondern kein einziger dialektischer Fortschritt kann gethan und in seiner wahren Bedeutung erkannt werden, wenn von der Vorstellung des Uebergangs nicht abgelassen wird. Liegt nicht in der Vorstellung des Uebergangs gerade das Gegentheil von dem Begriffe der absoluten Vermittelung, welche das Wesen der Methode ausmacht, dafs nämlich das Resultat nicht durch das Vorhergehende vermittelt, sondern vielmehr die Unmittelbarkeit setzende Vermittelung mit sich ist? Die Vorstellung des Uebergangs geht von einer festen Unmittelbarkeit zu einer anderen eben so festen über, und läfst nicht den Ausgangspunkt sich durch die eigene ihm immanente Negativität aufheben, hat nicht in dem Allgemeinen, welches den Anfang macht, auch schon das Besondere und den Unterschied, sondern hält Einheit und Unterschied, Allgemeines und Besonderes fest auseinander. So sind denn in dem ganzen Systeme alle Uebergänge nur *für uns* dialektisch nothwendig, *an sich* sind es keine Uebergänge, sondern an sich enthält vielmehr jeder Begriff den Gegenstofs gegen sein Gewordensein, oder eben gegen den Uebergang in sich. Wenn ferner Weifse schlechterdings die Nothwendigkeit des Fortschritts von der logischen Idee zur Natur nicht einsieht, so hatte Ref. mehrfach hervorgehoben, dafs diese Nothwendigkeit einfach darin bestehe, dafs in der Logik der Unterschied durchgehend enthalten aber nicht als solcher gesetzt sei. Es verhält sich hiermit ganz ähnlich als mit dem Vorigen. Jene Nothwendigkeit ist hier nicht eine besondere, sondern dieselbe Nothwendigkeit, welche durch das ganze System hin den Fortschritt leitet; denn durchgängig ist es nichts Anderes, was den Begriff auf einer bestimmten Stufe über sich hinaustreibt, als der immanente aber noch nicht gesetzte Unterschied. Und ist nicht dieser immanente Unterschied in aller Wirklichkeit überhaupt der *Trieb* des Fortschritts und der Entwickelung? Giebt es aufserdem noch irgend etwas Anderes, was eine Gestalt des Lebens nicht in sich ruhen läfst, was sie antreibt und zur Vollendung ihres Begriffs unablässig auffordert? Ist es nicht der Begriff der Entwickelung und somit auch der Begriff der Methode, die concrete d. h. den Unterschied in sich fassende Einfachheit in ihre Momente zu entfalten, und die Einheit eben durch das Setzen und Geltenlassen der Unterschiede zu dem was sie an sich ist, zur fürsichseienden im Anderssein sich selbst besitzenden Energie zu vollenden? Wie erst durch diesen Procefs der Enfaltung eine Gestalt wirklich mit sich in Einheit ist, so ist das Stehenbleiben bei dem immanenten aber nicht gesetzten Unterschiede der unaufgelöste Widerspruch; so ist auch die logische Idee, als solche festgehalten, ebenfalls der unaufgelöste Widerspruch, und sie ist nur im Elemente der Allgemeinheit, also nicht allseitig sondern einseitig, vollendete Totalität.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Dann aber wird natürlich der Uebergang aus der Idee in die Natur unmöglich, wenn man die logische Form zur blofsen Form, zur abstracten Allgemeinheit macht d. h. wenn man derselben gerade das Moment, nämlich den immanenten Unterschied nimmt, wodurch jener Fortschritt wesentlich und nothwendig wird. Einzig und allein durch diese Abstraction erscheint jener Uebergang als der schwere Schritt aus dem sogenannten rein Rationalen in die Wirklichkeit, oder vielmehr als der gedankenlose Uebergang aus dem leeren, die Wirklichkeit ausschliefsenden, unwahren Gedanken in die noch schlechtere von dem Gedanken verlassene Aeufserlichkeit. Wie aber durch die ganze Phänomenologie hindurch das Subject seine Idealität dadurch aufhebt, dafs es mitten durch die Objectivität hindurchgeht, also durch die Negation der *reinen* Rationalität und durch die Entäufserung derselben zur Sache, so hat das logische Denken an dem aufgehobenen Unterschiede von Subject und Object, sein absolut *empirisches* Moment, was freilich als solches d.h. als das gesetzte Anderssein der Idee, erst hervorbrechen kann, wenn die Idee im Elemente der Allgemeinheit vollendet ist, was aber die Logik in keinem Punkte in die abstracte Idealität zurückfallen läfst. Indem jener durch die Phänomenologie sich hindurchziehende Gegensatz von Subject und Object sich nie zu einer unterschiedslosen Einheit aufhebt, so ist es durchaus ungenügend, wenn Weifse als das Princip des Hegelschen Systems die Idee als die absolute *Einheit* des Subjectiven mit dem Objectiven angiebt; viel passender wäre es gewesen, eben diefs als das Charakteristische anzusehen, dafs die Wahrheit in einer einfachen Bestimmung überhaupt nicht ausgesprochen werden kann. Wird nun aber an jenem ganz oberflächlichen Ausdruck festgehalten, so ist es ganz natürlich, dafs in ihm, ebenso wie in den andern noch hinzugefügten Sätzen über Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Vieles unklar und unbestimmt bleiben mufs (S. 103); Ref. meint sogar, dafs in diesen Sätzen Alles unbestimmt und unklar sei, nur ist Hegel wahrhaftig nicht daran Schuld, wenn man seine vollständigen wissenschaftlichen Entwickelungen in eine so compendiöse Unbestimmtheit zusammenzieht. Weifse knüpft nun an jenen Ausdruck des Princips besonders den Vorwurf, dafs mit dieser Identität des Subjects und Objects die Aeufserlichkeit und Zufälligkeit der Natur in geraden Widerspruch trete, indem diese an allen Punkten der Wirklichkeit dem Erkennen eine Schranke setze; dieses Nebenhergehenlassen des Zufalls, der Aeufserlichkeit neben der Idee, diese Abhängigkeit der Idee vom Zufalle in ihrer Erscheinung und Offenbarung sei vielmehr selbst der schroffste Dualismus, welchen der Monismus des Gedankens allseitig überwunden haben wolle (S. 107). Ref. ist nicht gesonnen, diesen Widerspruch aus dem Hegelschen Systeme herauszubringen; aber er möchte wohl wissen, ob irgend ein Mensch ihn aus der Sache herausschaffen könnte, da Gott selbst es gefallen hat, ihn in die endliche Erscheinung hineinzulegen. Ist es nicht gerade das Wesen der Natur, dafs ihre Gestalten ohne die innere, den äufseren Gegensatz absolut überwindende Unendlichkeit des Selbstbewufstseins räumlich und zeitlich *neben* einander treten? Damit aber ist ihr Begriff und ihre Produktivität, wodurch sie selbst schöpferisch sind, zugleich durch ihre eigene Aeufserlichkeit bedingt und vermittelt; oder ihr Dasein und ihre Enfaltung ist nicht blos durch ihren Begriff, sondern ebensosehr auch durch die Aeufserlichkeit desselben bestimmt; diese Aeufserlichkeit aber ist die conditio sine qua non ihres Daseins. Wird nicht durchgängig das organische

Digitized by Google

Leben der Natur von dem Procefs der unorganischen Elemente äufserlich angegriffen, gestört und vernichtet? reiben sich die Gestalten der Natur nicht zugleich gegenseitig auf? und tritt diese gegenseitige Bedingtheit nicht von aufsen an ihren Begriff und an ihre begriffsmäfsige Entwickelung heran? Wenn ein Baum vom Blitze getroffen, verdorrt, ist diefs seine begriffsmäfsige Entwickelung? ist diefs Verdorren durch sein Baumsein allein bestimmt, und ein Ablaufen seines ihm immanenten Wesens, oder ist diefs nicht vielmehr für seinen Begriff ein Accidens, ein Schicksal, ein Zufall, welcher auch nicht Statt finden konnte, ohne dafs dadurch der Baum aufhörte, Baum zu sein? Von dieser Zufälligkeit weist Hegel nach, dafs sie zugleich die äufsere Nothwendigkeit ist, während die substantielle Nothwendigkeit des Wesens sich zur Freiheit und zum Sichselbstsetzen entwickelt. Das Zufällige hat nicht etwa überhaupt keinen Grund, sondern hat vielmehr eben darum, weil es zufällig ist, einen Grund in einem Anderen, ist das Resultat von Bedingungen und Vermittelungen, und nur in Beziehung auf den Begriff der Gestalt, an welche jener Kreis von Vermittelungen von aufsen herantritt, kann diese Nothwendigkeit zugleich ein Zufälliges genannt werden. Darum ist denn auch diefs Zufällige durchaus nicht ein absolut Unerkennbares, allein in die dialektische Entwickelung des Begriffs fällt nur der Begriff dieser Aeufserlichkeit überhaupt einerseits, und anderseits die Erkenntnifs des Wesens aller Gestaltungen der Natur, während ihr zeitliches und räumliches Zusammentreffen so sehr aufser der Philosophie liegt, wie die Erkenntnifs des Einzelnen überhaupt. Wie aber jene Aeufserlichkeit der Natur nur dann im Widerspruche steht mit dem Monismus des Gedankens, wenn man diesen — nicht im Hegelschen Sinne sondern — als unterschiedslose Einheit des Gedankens mit sich selbst fafst, so verträgt sich auch nur dann die philos. Unerkennbarkeit des Einzelnen nicht mit dem absoluten Wissen, wenn man unter diesem nicht die Erkenntnifs des Wesens der Dinge, sondern die Kenntnifs alles Einzelnen und aller einzelnen momentanen Erscheinungen versteht.

Wie Weifse die Einheit des Subjectiven und Objectiven als das Princip der Hegelschen Philosophie bezeichnet, so soll es als ein charakteristisches Moment des neuen Princips angesehen werden, dafs dieses das Unzureichende jenes Ausdrucks zum klaren Bewufstsein bringe; diefs Unzureichende soll besonders in der Erkenntnifs des Positiven und Realen eintreten, da hier das Princip des Erkennens und Seins unterschieden werden müsse (S. 108). In Bezug auf das Unzureichende jenes Ausdrucks ist Hegel durchaus mit Weifse einverstanden, auch läfst es Hegel doch wohl nicht daran fehlen dieses Unzureichende vielfach einzuschärfen; zugleich heben schon die abstracten Bestimmungen, mit welchen Hegel das Wesen der Natur bezeichnet, dafs sie das Anderssein der Idee, die Negation derselben sei u. s. w. den Unterschied des Logischen und Natürlichen offen genug hervor. Hiermit wäre freilich noch nicht gar viel gethan; allein durch die ganze Naturphilosophie hindurch verläfst Hegeln auch an keinem Punkte das Bewufstsein, dafs hier das Sein als vom Erkennen unterschieden *existire*, und er weist durchgängig die reale Erscheinung nach, welche dem dialektischen Begriffe entspricht. Hiermit tritt also das empirische Moment hervor, und ein empirischer Beweis wird eben darum nothwendig, weil das Sein des Begriffs nicht selbst wieder der Begriff ist, sondern anschaubarer, dem Subject gegenübertretender Gegenstand. Diese Gegenständlichkeit als solche kann allerdings nur empirisch aufgefunden werden, weil nicht dem Denken, sondern vielmehr dem Anschauen der Begriff als Gegenstand gegenüber tritt. Nie aber ist diese Empirie mehr als eine Nachweisung, dafs die dialektische Entwickelung durchgängig in das Object vertieft nichts weiter thut, als dasselbe aufnimmt, aber als erkennend d. h. wie das Object an sich und seinem Wesen nach ist, nicht als *fremden* blos *seienden* Gegenstand. Natürlich ist und bleibt die Philosophie ein System von Begriffen und es wäre das sicherste Zeichen von Verrücktheit, wenn Jemand diese Begriffe als solche d. h. insofern sie vom denkenden Subject gedacht und entwickelt werden, für die objective Wirklichkeit selbst halten wollte; diefs wäre wieder eine unterschiedslose Einheit von Denken und Sein d. h. keine gedachte Einheit, sondern eine offenbare Gedankenlosigkeit. Eben darum aber, weil die Philosophie ein System von Begriffen ist d. h. von Gedanken, welche nicht blos subjectiv, sondern als wahre wesentliche Gedanken zugleich auch objectiv, also die ihrem Wesen nach gedachte und erkannte Gegenständlichkeit sind,

Digitized by Google

so braucht das Denken nicht aus sich herauszugehen, um etwa zur Realität zu kommen, sondern das Denken ist vielmehr, und zwar einzig und allein, die Thätigkeit, in welcher das Subject wirklich und wahrhaftig schon aus sich heraus ist, und wenn daher die Philosophie mit sich selbst schliefst, so ist diefs so wenig eine Verflüchtigung alles objectiven Seins in das Denken, dafs es vielmehr das Bewufstsein ist, dafs der ganze Inhalt der Philosophie ein objectiv sich entfaltender, und für das subjective Denken ein positiv gegebener ist.

Indem nun das dialektische Denken die intellectuelle Anschauung als wesentliches Moment in sich enthält, und nur dadurch wirklich dialektisch ist, so ist es ein durchaus verunglücktes Unternehmen, intellectuelle Anschauung und dialektisches Denken noch einmal mit einander zu verbinden; und diefs gerade ist der wesentliche Mangel des Fichteschen wie des Weifseschen Systems. Diese Vereinigung ist nothwendig eine äufserliche und beide Elemente werden durch dieselbe ihrem Wesen nach verkannt und vernichtet. Die Anschauung hat nun nicht mehr den Sinn, welchen sie bei Schelling hatte, nämlich der Ueberwindung der Subjectivität und des Hineinversetzens in die objective Wirklichkeit, sondern sie soll nur die abstracte Idealität des Denkens überwinden, während das dialektische Denken seinem Begriffe nach schon die Ueberwindung dieser Idealität ist. Bei Schelling war die intellectuelle Anschauung als die Einheit des Denkens mit dem Sein Anfang, Mitte und Ende der Philosophie, und das prius der Idee und des Allgemeinen, und das posterius des Besonderen und empirisch Gegebenen war an allen Punkten zugleich in unauflöslicher wenn auch nur unmittelbarer Einheit; nun aber folgt die Anschauung dem dialektischen prius nach, und nicht die Einheit des Einzelnen und Allgemeinen ist ihr Inhalt, sondern sie liefert vielmehr zu der metaphysischen Allgemeinheit das Besondere und Einzelne der Wirklichkeit. Damit ist sie nicht mehr intellectuelle, sondern äufserliche endliche Anschauung, nicht Weise der Erkenntnifs, sondern blind, und es mufs das dialektische Element erst wieder hinzutreten, um das rohe Material der Anschauung zu verarbeiten. Anderseits hört das dialectische Denken dadurch, dafs es die Anschauung nicht in sich sondern aufser sich hat, nothwendig auf, wahrhaft dialektisch zu sein; es wird zu einer blofsen abstracten Form, zu einer leeren Allgemeinheit, und es versteht sich ganz von selbst, dafs von dieser Inhaltslosigkeit aus nicht dialektisch in die Wirklichkeit übergegangen werden kann. Jedoch ist schon in *diesem* Logischen der dialektische Fortschritt nur Schein, weil mit dem Principe der Negativität und des Unterschiedes die Form sogleich Inhalt an sich selbst werden, und die Besonderheit in sich enthalten würde, welche sie nicht in sich enthalten soll. Dies Suppliren des Denkens durch die Anschauung und Erfahrung ist daher so wenig eine wirklich durchdringende Einheit von Beiden, dafs vielmehr im Anfange wie am Ende beide Elemente schlechthin auseinander fallen, und nur in der Mitte eine ganz äufserliche Vereinigung derselben gesetzt ist.

Das Verhältnifs der Spekulation zur Anschauung ist besonders von Wichtigkeit für den Begriff der *spekulativen Theologie*, welche vorliegende Zeitschrift zugleich zu vertreten und zu befördern sich ankündigt. Indem wir diese Seite der Zeitschrift noch kurz in Erwägung ziehen, tritt uns vor Allem wieder die Unbestimmtheit des neuen Princips entgegen. Hier noch weniger, als in Bezug auf die Philosophie, wird es uns erlaubt sein, die Mitarbeiter an der Zeitschrift zugleich als Vertreter des neuen Principes anzusehen, wenn wir nicht den Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in einem solchen Grade gelten lassen wollen, dafs dadurch das Charakteristische, wodurch das Princip ein *neues*, nachhegelsches sein soll, ganz und gar verloren geht. Fichte giebt freilich in der ersten Abhandlung: Spekulation und Offenbarung, die Tendenz der Zeitschrift in Bezug auf die Theologie, wie diese aus dem Principe der nachhegelschen Philosophie von selbst hervorgehe, an, jedoch fällt diese Angabe wieder so unbestimmt aus, und hält sich so sehr im Allgemeinen, dafs jede Bestimmung unter den Händen zerbröckelt, wenn man sie festzuhalten gedenkt. Zunächst wird hervorgehoben der Gegensatz des neuen Princips gegen allen Pantheismus durch das Festhalten eines persönlichen Gottes, welcher *über* der menschlichen Persönlichkeit wie derselben *gegenüber* steht. Schon diesen Ausdruck dürfen wir nicht urgiren, weil damit sicherlich nicht gemeint ist, was unmittelbar gesagt wird, dafs nämlich Gott der menschlichen Persönlichkeit *nur gegen-*

Digitized by Google

über stehe; damit würde wenigstens das Princip schon seinen Gegensatz gegen die Worte der Schrift bezeichnen: Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Allen und *durch* euch Alle und *in* euch Allen. Ferner wird angegeben, der Charakter des neuen Princips bestehe „in dem Hervorheben eines dem dialektischen Begriffe durchaus Jenseitigen, ihm für sich selbst Unzugänglichen, welches dennoch nichts Irrationales, sondern die concreteste Rationalität sei." (S. 3); hieran knüpft sich die weitere Bestimmung, dafs die Vernunft und Philosophie sich der Offenbarung zu *unterwerfen* habe, wie sie überhaupt der objectiven Wirklichkeit und Wahrheit gegenüber sich aufnehmend und anerkennend verhalten müsse. Hiermit solle aber durchaus nicht das Zeitalter um seinen ganzen Fortschritt in Vernunft und Philosophie beeinträchtigt und zu einem Autoritätsglauben schmählichster Art zurückgescheucht werden; denn „es ist hier gar nicht von einem unverständlichen und unverstandenen Glauben die Rede, noch von solchem Verhältnisse der Philosophie zur Offenbarung, dafs beide aufser einander und undurchdrungen bleiben," sondern es handelt sich allein darum, der Spekulation das Princip eines tieferen Weltverständnisses zu gewinnen, durch welches sie zugleich zum Verständnifs und zur Anerkennung der Tiefe der Offenbarungslehren gelangen werde; mit anderen Worten: wir sprechen allerdings von einer Unterwerfung der Philosophie unter die Offenbarung, meinen damit aber keineswegs eine Unterwerfung, sondern vielmehr ein Verstehen und freies Aneignen der Offenbarung. Also eine wirkliche Einheit der Philosophie und Offenbarung wird gefordert, in welcher jeder Seite ihr eigenthümliches Recht geschieht. Indem jedoch die Philosophie selbst schon ein über das dialektische Begreifen Hinausliegendes, demselben schlechthin Jenseitiges anerkennt, so wird hierzu unter Anderem auch wohl die Lehre der Offenbarung, wenn auch nur theilweise, zu rechnen sein; dadurch aber wird diese noch keineswegs zu einem philosophischen Geheimnifs, sondern die Philosophie vermag auch dies der Dialektik Jenseitiges zu verstehen und sich philosophisch anzueignen. Dies ist jedoch nur dadurch möglich, dafs die Philosophie sich eines aufser der Dialektik liegenden Principes bemächtigt, und dieses als philosophisches Princip in gleicher Würde mit der Dialektik anerkennt und geltend macht. Dies Princip ist nun eben die Anschauung und Erfahrung, welche die Dialektik ergänzt, und der Vernunft zum Erkennen auch jener höchsten Rationalität verhilft; das Verhältnifs des spekulativen Denkens zur religiösen Erfahrung wäre also der Punkt gewesen, auf welchen Fichte sich weiter hätte einlassen müssen, wollte er wirklich das neue Princip seiner Eigenthümlichkeit nach charakterisiren. Darin aber ist zunächst die Hegelsche Philosophie mit dem neuen Principe durchaus einverstanden, dafs der objective Inhalt der Religion und der Philosophie *erfahren* werden mufs; denn erst hiermit tritt derselbe in das Innerste der Subjectivität ein. Jedoch ist das philosophische Erkennen an und für sich schon in Bezug auf das Subject durchgängig ein Erfahren, und das absolute Wissen kann vom Subjecte sowenig auswendig gelernt werden wie der christliche Glaube. Wenn dieser vom Subjecte die Reinigung, Entäufserung der Subjectivität, die Wiedergeburt zu einem neuen Leben verlangt, so ist ebenfalls das wahrhafte Denken ein solcher Procefs der Entäufserung, eine Arbeit des Subjects, welche im Tiefsten seiner Innerlichkeit vor sich geht, in welcher der ganze Mensch, wie er leibt und lebt, thätig und gegenwärtig ist. Dennoch aber ist die Erfahrung für sich, als die unmittelbare Einheit des Subjects mit irgend einem Inhalt, nie die dem objectiven Inhalt gemäfse Form der *Erkenntnifs*; vielmehr legt sich die Form der Unmittelbarkeit an jeden beliebigen Inhalt an, und in ihr behauptet die Willkühr der Individualität ihr Recht. Es hilft hier durchaus nichts, wodurch Fichte den Vorwurf des Ref. zurückzuweisen versucht, dafs sich das anschauende Subject einem gegebenen Object gegenüber befindet, und diesem also nur nachzugehen hat: ein solches reines Aufnehmen durch die Erfahrung giebt es schlechterdings nicht, sondern ist blofse Täuschung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Schluſs.)

Vollends steht das dialektisch gebildete Subject auf einem ganz anderen Standpunkte, als derjenige war, auf welchem sich die Offenbarung zu einem objectiven Inhalte der Lehre formte und entwickelte; und die Erfahrung, welche das dialektische Denken zu seiner Voraussetzung hat, nimmt durchaus nicht etwa jenen Inhalt in der ihm gebotenen Gestalt auf, sondern formt ihn zugleich um, bringt seine Gedanken und Bestimmungen hinzu, scheidet und ergänzt, erklärt und entwickelt; d. h. das Aufnehmen ist zugleich ein Bearbeiten des Inhalts. Diese Bearbeitung aber ist als undialektisch auch unwissenschaftlich, eine subjective individuelle Aufnahme der Offenbarung, welche andere Subjecte mit vollem Rechte als eine ihnen fremde von sich weisen werden. Ebensowenig hilft es etwas, wie Weiſse, geltend zu machen, daſs ja das dialektische Denken, indem es sich zur Erfahrung aufhebe, nicht verschwunden, sondern vielmehr als wesentliches Moment aufbewahrt und enthalten sei (S. 100). Denn hiermit wird die Form, welche wesentlich allgemeine, der objectiven Wahrheit gemäſse Form ist, oder diejenige Form zum Momente herabgesetzt, welche ihrer ganzen Natur nach nicht Moment, sondern vielmehr Fundament ist; damit hebt sich das wirkliche Erkennen und Wissen zum Nichtwissen und zur endlichen Subjectivität auf; und jene die Dialektik in sich enthaltende Erfahrung bleibt ja nicht bei dem durch die Dialektik gewonnenen Inhalte, sondern producirt einen anderen, oder nimmt ihn wenigstens von auſsen, ihn formend und bearbeitend auf. Die zum Momente herabgesetzte Dialektik wird zu einem beliebigen Bedenken und Formiren eines gegebenen Inhaltes, welches durch Eintheilen und Sondern, Hinweisen auf dialektischen begriffenen Inhalt u. s. w. nur den Schein einer Wissenschaftlichkeit sich giebt, welche mit der Aufhebung der Form des Wissens in Wahrheit verschwunden ist. Der Zwiespalt der Religion und Philosophie ist hier, wo die Philosophie selbst eine erfahrende ist, zu einem Zwiespalte des Denkens und Fühlens geworden, und damit in das Subject selbst, welches Beides umfaſst, eingetreten. Es ist eine ganz zufällige Eigenthümlichkeit des Subjects, wenn dessen Fühlen über sein Denken hinüberreicht, oder wenn es im Stande ist, den Zweifel, ohne ihn überwunden zu haben, beizulegen; wenn es z. B. dadurch nicht weiter beunruhigt wird, daſs es die Unsterblichkeit der Seele nicht dialektisch zu begreifen und als ein mit dem Wesen des Geistes nothwendig zusammenhängendes Eigenthum nachzuweisen vermag, sondern wenn es diese nur als ein Dogma aufnehmen, nach mancherlei Seiten sich zurechtlegen und verschiedene Beziehungen daran entdecken kann, wodurch die Sache der Unsterblichkeit nicht so ganz undenkbar wird. Weiſse und Fichte haben die Idee der persönlichen Unsterblichkeit zu entwickeln gesucht. Beide fanden den religiösen Glauben und das Dogma der Offenbarung vor; Beide sind dieser positiven Lehre nachgegangen, aber auf ganz verschiedene Weise. Das Nachgehen ist an allen Punkten zugleich ein Verarbeiten, und schneidet von der Lehre der Offenbarung ab, und setzt zu; die Differenzen aber, welche dialektisch nicht sich gegenüber treten sollen, bleiben der subjectiven Beliebigkeit überlassen, und die eine hat soviel Recht als die andere.

Ref. kann hiernach der Fichteschen Zeitschrift den Besitz eines neuen, die Wissenschaft fördernden und zu einem höheren Standpunkte fortführenden Princips schlechterdings nicht zugestehen, sondern findet vielmehr in der Hegelschen Philosophie gerade die Probleme, von welchen das neue Princip eine wissen-

Digitized by Google

schaftliche Lösung verspricht, wirklich gelöst, wenn auch nicht schon allseitig entwickelt. Dennoch ist Ref. der Ueberzeugung, dafs die Wissenschaft von der subjectiven Tüchtigkeit und dem spekulativen Geschick der Theilnehmer der Zeitschrift vieles Bedeutende und die geistigen Interessen der Zeit Fördernde zu erwarten hat. Vor Allem hat sich die Zeitschrift davor zu hüten, dafs sie nicht zufrieden mit der Opposition gegen die Hegelsche Philosophie, das bestimmte Princip, welches sie vertreten soll, zur Principlosigkeit verallgemeinert, und aus Scheu, die Differenz ihrer Theilnehmer als eine wesentliche und fundamentale hervortreten zu lassen, die Probleme der Wissenschaft nicht bis zu ihrem Fundamente hinführt, sondern die Bestimmtheit des Gedankens vermeidend den Anschauungen der Vorstellung sich hingiebt, welche in ihrer bildlichen Fülle und Concretion nur die Unbestimmtheit des Fundaments zu verdecken geeignet sind.

Julius Schaller.

LXXII.

Ἀλληγορίαι καὶ μῦθοι πρὸς χρῆσιν τῆς τῶν Ἑλλήνων νεολαίας. Ποίημα Ἀλεξάνδρου Στούρζα. Ἐν Ὀδησσῷ. Ἐν τῇ τυπογραφίᾳ τοῦ τῶν Ἑλλήνων ἐμπόρων σχολείου. 1834, 8. *προλ. α'—η'*, 1—52.

Die Fabeln und Allegorieen Alexander Sturzas gehören in mehr als einer Hinsicht zu den beachtenswerthen Erscheinungen der neugriechischen Litteratur. Wir halten es daher für nothwendig, in diesen Jahrbüchern ihrer Erwähnung zu thun, besonders, da sie vielleicht nur in Rufsland und Griechenland bis jetzt bekannt waren. Wenn es die Aufgabe des Dichters ist, insofern er aus dem grofsen Bereiche der didaktischen Poesie, die Fabel oder die Allegorie zum Gegenstande seiner Thätigkeit wählt, die Phänomena der sichtbaren Welt und die mannichfachen Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich so zu klarer Anschauung gebracht zu haben, dafs er aus ihnen lebensvolle Gestalten hervorrufen kann, um an denselben gewisse allgemeine Wahrheiten deutlich zu machen, so ist diese Aufgabe dem Stande der Bildung der Nation, unter der er sich befindet, gemäfs immer verschieden gelöst worden. Zunächst leuchtet ein, dafs diese Art von Poesie, abgesehn von ihrem Kunstwerthe, vorzüglich für den kindlichen und noch unentwickelten Menschen berechnet ist, der die Wahrheit in ihrer strengen Form noch nicht zu fassen vermag, sondern eines sinnlichen Bildes bedarf, um sich hieran dieselbe vor die Seele treten zu lassen. Dies bestätigt nicht nur die älteste Geschichte, so weit sie uns zugänglich ist, sondern auch die Geschichte der Völker, welche noch jetzt in Rücksicht ihrer geistigen Entwicklung den Kindern unter gebildeten Nationen nicht unähnlich sind. Deshalb sind Fabeln und Allegorieen in der ältesten Geschichte ebenso nothwendig, als noch in unseren Tagen bei den Orientalen. Alle diese Völker erblicken einen geheimen, mystischen Zusammenhang zwischen der äufseren nur mit den Augen des Körpers wahrgenommenen und der inneren, geistigen Welt. In der einen dieser Welten finden sie die Urbilder (τύπους), deren Abdrücke (ἐκτυπώσεις) in der anderen zu suchen sind. Aber jene Urbilder, obgleich sie das Wahrhafte und Substantielle sind, haben doch nur erst in ihren Abdrücken Werth für sie. Wenn demnach in der Fabel, so wie in der Allegorie der Gedanke verkörpert oder vielmehr von einer ihm fremdartigen Hülle umgeben erscheint, so haben wir besonders auf diese Hülle unser Augenmerk zu richten. Es sind Gegenstände der sichtbaren Schöpfung, die als dem Naturmenschen und dem Kinde zunächstliegend ursprünglich allein für diese Gattung der Dichtung gewählt wurden, und zwar vorzüglich Gestalten der Thier- und Pflanzenwelt. Eine weitere Entwicklung dieses Zweiges der Poesie besteht in der Anwendung verschiedenartiger Lebensverhältnisse der Menschen zu diesem Zwecke. Beide Stufen dieser Gattung der Poesie stehen in so naher und unzertrennlicher Berührung wie die Fabeln und Allegorieen selbst, von denen diese auf alle Phänomena der äufseren Welt sich erstrecken, jene auf die belebten, eine Thätigkeit äufsernden Glieder der Schöpfung bezogen werden. Diese Gattung der Poesie, welche im Oriente ursprünglich heimisch ist, hat einen bestimmteren und ausgebildeteren Charakter im Occidente erhalten. Die gröfsere Bestimmtheit der Fabeln und Allegorieen occidentalischer Dichter besteht in der plastischen Form, in der sie uns vorgeführt werden, und welche über ihren wahren Sinn nicht zweifeln läfst. Dagegen gehört es zur Eigenthümlichkeit des Orients, wie in vielen anderen Dingen, so auch hier eine mehr regellose und phantastische Tendenz zu haben, so dafs zuweilen die Deutung eines poetischen Gebildes dieser Art vielen Schwierigkeiten unterworfen sein kann. Es würde zu weit führen, wenn wir alttestamentliche und talmudische Allegorieen und, um auch auf die späteren Araber Rücksicht zu nehmen, Lokmansche Fabeln hier charakterisiren und sie mit occidentalischen Produkten aus derselben Sphäre vergleichen wollten. Es genügt für unseren Zweck, Dichter zu nennen, die der abendländischen Denkweise wegen uns näher stehen. Aesop ist der älteste Grieche, der in dieser Dichtungsart etwas geleistet haben soll, doch haben sich gewifs viele

Digitized by Google

vor ihm hiermit beschäftigt. Einen Beweis hiervon liefert die von Hesiodus in den ἔργοις καὶ ἡμέραις v. 200 sqq. erzählte Fabel, welche einen ganz äsopischen Charakter hat. Vergl. Quinctil V, 11. Obgleich wir nun keins der uns erhaltenen und dem Aesop zugeschriebenen Fragmente für echt halten, auch fast geneigt wären, zu glauben, Aesop habe seine Fabeln nicht niedergeschrieben, sondern nur mündlich erzählt, so können wir doch nach der Ueberlieferung des Alterthums recht gut die Beschaffenheit seiner Fabeln bestimmen. Aesopisch nannten die Alten alle Fabeln, welche in der Manier und dem Geschmacke des Aesop gedichtet waren, wenn sie auch den Aesop selbst nicht zum Urheber hatten. Daher mag unter den Fabeln des Phädrus vielleicht keine sein, deren Erfindung dem Aesop wirklich gehörte, obgleich sie alle mehr oder minder den Aesopischen Charakter haben. Es ergiebt sich nun aus dem, was die Alten über den Aesop selbst berichten sowie aus den ihm beigelegten oder untergeschobenen Fragmenten und aus den Nachahmungen der Späteren, dafs er von dem grofsen Schauplatze der Natur vorzüglich die Thierwelt für seine Dichtungen auswählte, um durch versteckte Ironie und Witz Lachen erregend tiefere Wahrheiten, und zwar besonders Sätze der Moral unter einer allen zugänglichen Form zu lehren. Die Allegorie im weitesten Sinne hat er nicht ausgebildet, auch die vielfachen Gestaltungen des menschlichen Lebens für seine Darstellungen wenig benutzt, wiewohl er diese Seite nicht ganz unberührt gelassen hat. Aber er ist für die enge Sphäre, in der er sich bewegte, das ewige Muster aller Zeiten geworden. Demnach haben die Fabeldichter anderer Völker bei den Römern Phaedrus, bei den Franzosen Lafontaine, bei den Russen Dmytriew und Krylów in der Erreichung dieses Musters ihr einziges Ziel gesucht. Eine genauere Erfassung der Verhältnisse des menschlichen Lebens und Benutzung derselben für diesen Zweig der Poesie zeigt sich aber bei Gellert, der hierin einen wesentlichen Fortschritt der Poesie bekundet. Obschon nun unter den Gellertschen Fabeln auch Beispiele in der Aesopischen Manier sind, so mufs man ihn doch als Repräsentanten einer eigenen Darstellungsweise in diesem Felde ansehen. Nach diesen Vorgängern blieb Hrn. Alex. Sturza nur übrig, entweder Aesopische Fabeln zu dichten, oder Gellert nachzuahmen, oder selbstständig Allegorieen aus dem grofsen Theater der Natur zu entnehmen oder dahin zu streben, allen diesen Anforderungen zugleich zu entsprechen. Er hat das letzte auszuführen sich bemüht. Diese in zwei Bücher getheilte Sammlung von Fabeln und Allegorieen, von denen das erste aus zwölf, das zweite aus elf Gedichten verschiedener Länge besteht, unter denen aber die meisten zwei Seiten füllen, enthält zum Theil Aesopische Fabeln, im weiteren Sinne des Wortes, mögen dieselben Stoffe von Andern schon bearbeitet sein oder nicht, ferner Gellertsche, aufserdem aber auch Fabeln und Allegorieen eigner Erfindung. Zu den Aesopischen Fabeln gehören z. B. die 7te des zweiten Buchs mit der Ueberschrift *Τέττιξ καὶ μύρμηξ*, die 6te desselben Buchs mit der Ueberschrift *Κολοκύθι καὶ βαλανίδι* (der Kürbifs und die Eichel), die 2te des ersten Buchs mit der Ueberschrift *Ἥλιος καὶ Βορρᾶς*, die 6te desselben Buchs mit der Ueberschrift *Πρόβατα καὶ λύκοι*. Wenn wir nun solche Fabeln des Herrn von Sturza, deren Stoffe von anderen Dichtern früher bearbeitet worden sind, mit den Leistungen der früheren vergleichen, so möchten wir in der Aesopischen Gattung unbedingt ihm den ersten Rang unter den Fabeldichtern einräumen. Zwar nennt er selbst in der Vorrede Lafontaine aus Bescheidenheit *τὸν ἄριστον μυθογράφον*. Aber unter allen Fabeln Lafontaine's ist keine, die in Hinsicht des poetischen Werthes mit irgend einer dieses neugriechischen Dichters verglichen zu werden verdiente. Lafontaine ist überhaupt kaum ein Dichter zu nennen, wiewohl er in Versen schrieb. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, dafs selbst bei gleichem Talent Lafontaine ein eben so grofses Hindernifs in der französischen Sprache in Beziehung auf poetische Produktionen gefunden haben würde, als die neugriechische dem Hrn. von Sturza für diesen Zweck förderlich gewesen ist. Da nämlich einem neugriechischen Dichter der ganze Reichthum des Alt- und Mittelgriechischen zu Gebote steht, so befindet er sich auch bei mäfsigem Talente schon in einer vortheilhafteren Stellung, als ein französischer Dichter. Dazu kommt, dafs, obgleich nicht alle diese Gedichte des Hrn. von Sturza gleichen Werth haben, er doch mehreren unter ihnen wegen seines unbestreitbaren Talentes den Gipfel der höchsten Vollendung in Rücksicht der anmuthigen, malerischen Darstellung zu geben vermocht hat. Zum Beweise wollen wir nur die erste Fabel von Lafontaine mit der Ueberschrift La Cigale et la Fourmi mit der entsprechenden bei Sturza vergleichen. Des Raumes wegen setzen wir aber nur den Anfang und das Ende des Gedichtes her und deuten den Anfang einer neuen Zeile durch einen grofsen Buchstaben an: La Cigale ayant chanté Tout l'été, Se trouva fort dépourvue Quand la bise fut venue. Pas un seul petit morceau De mouche ou de vermisseau. Dafür heifst es bei Sturza: *Τέττιξ, μουσικὸς χαρίεις, Νέος εὔθυμος, λαλήεις, Θέρος ὅλον 'ς τὰ καλὰ Μὲ τὰ ᾄσματα περνᾷ, Δρόσον ἔπινε, μεθοῦσε, Καὶ ἀκόμη κελαδοῦσε, Ὅταν αὔγνης παγετὸς Τὸν κατέφθασε σκληρός. Ὅλ' ἡ φύσις ἐνεκρώθη, Καὶ τὸ δάσος ἐγυμνώθη. Κρύσταλλα ἀντὶ καρπῶν, Μᾶς ὑφαίνει ὁ χειμών. Ὁ παράσιτός μου κλαίει, Καὶ κρυόνει, καὶ πεινᾷ· Ἀστειότητα; δὲν λέγει, Ἀλλὰ σύννους μεριμνᾷ.* Das Ende heifst bei Lafontaine: La Fourmi n'est pas prêteuse: C'est-là son moindre défaut. Que faisiez-vous au temps chaud? Dit-elle à cette emprunteuse. Nuit et jour, à tout venant Je chantais, ne vous déplaise. Vous chantiez? j'en suis fort aise; Hê bien, dansez maintenant. Dasselbe lautet bei Sturza so: *Πλὴν ὁ μύρμηξ δὲν δανείζει, Ἀλλ' ἐγκαίρως θησαυρίζει, Κ'ἐν χειμῶνι σπαταλᾷ Μέσα εἰς τὴν θημονιά. Ὅθεν λέγει· „Καὶ τὸ θέρος, Πῶς τὸ πέρασες, χρυσὲ, Πρωτοψάλτα, μουσικέ;" — „Μὴ 'ρωτᾷς παιγνίδια, ἔρως, Ἄισματα ἐαρινά· Τί τὰ θέλεις, τραγωδοῦσα, Καὶ τὸ μέλλον λησμονοῦσα 'Σ τὰ χωράφια τὰ καλά." — Ἐτραγῴδεις, σὲ ζηλεύω· Κάμε τα λοιπὸν σωστά· Ὕπαγε, σὲ συμβουλεύω, Νὰ χορεύῃς*

Digitized by Google

πηδηκτά." Da eine der schönsten Lafontaineschen Fabeln nach dem einstimmigen Urtheile aller die 18te des vierten Buches ist mit der Ueberschrift Le Vieillard et ses Enfants, und auch derselbe Gegenstand von Sturza behandelt worden ist in der zehnten Fabel des ersten Buchs mit der Aufschrift Ἡ Ὁμόνοια, so möchte es nicht uninteressant sein, aus beiden Bearbeitungen desselben Stoffes die Ermahnung des Vaters anzuführen. Dies scheint um so passender, als sich Lafontaine in diesem Gedichte theilweise über den gewöhnlichen prosaischen Ton seiner Fabeln bedeutend erhebt. Der Schluſs der Lafontaineschen Bearbeitung ist unbefriedigend, bei Sturza aber angemessener, indem er ohne die Söhne nach dem Tode des Vaters in Ungehorsam verfallen zu lassen, mit der Ermahnung des letzteren die Fabel schlieſst und hieran sogleich das ἐπιμύθιον reiht. Die Worte des Vaters lauten bei Lafontaine so: Vous voyez, reprit-il, l'effet de la concorde. Soyez joints, mes enfants, que l'amour vous accorde. Tant que dura son mal, il n'eut autre discours. Enfin se sentant près de terminer ses jours: Mes chers enfants, dit-il, je vais où sont nos pères: Adieu, promettez-moi de vivre comme frères; Que j'obtienne de vous cette grâce en mourant. Dasselbe drückt Sturza so aus: Ὁ πολιοστεφὴς προσφθέγγεται ἐντόνως· Ἰδοὺ ἡ μοῖρά σας, ἂν χωρισθῆτ' ἀφρόνως, Εὐκόλως σᾶς νικᾷ καὶ ἀσθενὴς ἐχθρός. Λοιπὸν προσέχετε, ἀλλήλους βοηθεῖτε· Σκιὰν πατρὸς εὐλαβηθῆτε. Εἰδ' ἄλλως, ἂς χαθῇ πᾶς ἀπειθὴς υἱός."

Man wird an dieser letzteren Stelle zwar ein ähnliches Lob dem französischen, als dem neugriechischen Fabeldichter in Betreff der Haltung der Rede zugestehen, aber die Diction doch bei Sturza poetischer, als bei Lafontaine finden. Unter den in diesem Werke vorkommenden Fabeln, deren Erfindung einem früheren Dichter angehört, sind auch die beiden ersten des zweiten Buchs zu nennen mit den Ueberschriften Χῆνες und Κοῦκος καὶ Τρυγών (der Kuckuk und die Turteltaube). Zu beiden hat der russische Dichter Krylòw die Vorbilder geliefert. Wir gehen über zu den Gedichten, welche ganz das Eigenthum des Herrn von Sturza zu nennen sind. Unter der Zahl dieser befinden sich die vortrefflichen Allegorieen Δρῦς καὶ Νεανίσκος, ferner Θάλασσα εἰκὼν ἀνθρώπου und Πλάτανος, welche im ersten Buche Nr. 3, 5 und 7 bilden, auſserdem die im zweiten Buche Nr. 3 und 9 stehenden Φῶς καὶ Νοῦς und ὁ Μαγνήτης. Etwas schwächer erscheint zwar die erste Allegorie des ersten Buchs Ἀστὴρ καὶ Νεφέλη, sonst aber gehören diese Allegorieen des Herrn von Sturza, sowohl was die Erfindung, als was die Darstellung betrifft, zu dem Vollendetsten und Gediegensten der ganzen neugriechischen Litteratur, und nicht blos dieser, sondern überhaupt der poetischen Litteratur. Wir können daher nur bedauern, daſs Herr Sturza bei so ausgezeichnetem Talente nicht ein gröſseres Werk dieser Art geschrieben hat. Wir haben nur noch einige Worte über das metrische Element dieser Gedichte und die Diction des Herrn von Sturza in der prosaischen und poetischen Darstellung hinzuzusetzen. „Die Längen und Kürzen der altgriechischen Sprache, sagt er selbst in der Vorrede σελ. δ', und folglich die aus ihnen hervorgehenden Metra sind, um so zu sagen die mehr todten Glieder (τὰ νεκρώτερα μέλη) jener zugleich todten und lebenden göttlichen Sprache der Hellenen. Sie werden nur in Grammatiken und Wörterbüchern wie in Gräbern aufbewahrt." Aus dem Mangel der Quantität im Neugriechischen ist die Nothwendigkeit hervorgegangen, um einen festen Haltpunkt für die Stichurgie zu haben, den Accent als Basis des Versbaues zu betrachten; und zwar mit vollem Recht. Denn daſs für den Sinn der Rede auf die richtige Beobachtung des Accents im gewöhnlichen Gespräche auch schon bei den Alten viel ankam, läſst sich aus Wortwitzen und Anekdoten, die in den Schriften des Alterthums zerstreut sind, hinlänglich beweisen. Diese hohe Wichtigkeit des Accents, bei welcher das Volk die feinere Modulation der Worte durch die Quantität vergaſs, hat ihm daher einen dauernden Einfluſs auf die heutige Poesie gesichert. Dennoch wollen wir nicht leugnen, daſs, wiewohl die metrischen Gesetze im Neugriechischen sehr einfach und bestimmt sind, sich doch bei vielen Dichtern, zumal der früheren Zeit noch kein deutliches Bewuſstsein hierüber zeigt. Hiervon macht Herr von Sturza eine rühmliche Ausnahme, indem seine Verse streng regelrecht und flieſsend sind. Wir hätten nur gewünscht, daſs er die in der gemeinen Volkssprache überaus häufige Synizesis, von der er selten Gebrauch macht, wo möglich ganz vermieden hätte, wobei ich vorzüglich die Fälle ausnehme, wo man dieselbe auch im Altgriechischen angewendet zu sehen gewohnt ist. Es kann nicht mein Zweck sein, hier überhaupt auf die metrischen Gesetze im Neugriechischen einzugehen und von den hierbei möglichen Versarten zu sprechen. Es genügt zu bemerken, daſs Herr von Sturza in diesem Buche nicht nur schon bisher bekannte und den Neugriechen geläufige Versarten gebraucht hat, sondern auch andere, die er zuerst nach dem Muster deutscher, englischer und russischer Dichter versucht hat. Was endlich die Diction des Herrn Sturza betrifft, so schreibt er die neugriechische Prosa mit gröſserer Eleganz und antikerem Anstrich, als Korais, Kumas und viele andere. Er hat hierin fast dieselben Grundsätze wie Constantin Oekonomos. Eben so gediegen ist sein poetischer Ausdruck, der nur an wenigen Stellen eine geringere Vollendung zeigt. Möge das Beispiel dieses Dichters viele unter den Griechen zu ähnlichen Unternehmungen veranlassen und ihm namentlich ein bedeutender Einfluſs auf die griechische Jugend, für die er vorzüglich sein Werk bestimmt hat, zu Theil werden.

Mullach.

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXXIII.

Ansichten über Natur- und Seelenleben, von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universit. Tübingen, nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth, ord. L. d. Heilk. zu Tübingen. Stuttgart und Augsburg, 1836. *Verl. d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung.*

Die Sammlung dieser vom Herausgeber mit Pietät der Welt vorgelegten nachgelassenen Fragmente eines als Physiolog, Arzt und Mensch geschätzten Schriftstellers haben vielfältige Aufmerksamkeit erregt und sind auch jedenfalls als Documente eines ernstlich nach Erkenntnifs strebenden Geistes merkwürdig. — Wenn wir sie daher hier noch zu einer besondern Betrachtung und Würdigung vornehmen, so geschieht es nicht sowohl um sie überhaupt unsern Lesern bekannt zu machen, welches vielleicht grofsentheils überflüssig wäre, sondern um die darin sich kund gebende Richtung einer gewissen Periode der Physiologie zu besprechen, welche ohne Zweifel grofsen Theil daran hat, dafs in neuerer Zeit alle speculative, oder wenn man lieber will, intuitive Behandlung der Lehre vom Leben als ein durchaus Mifsliches bei Seite gelegt, und eine möglichst mikrologe erfahrungsmäfsige und namentlich anatomische und physikalische Behandlung als die eigentlich allein zuläfsliche obenan gestellt worden ist.

Gleich die erste unter den in der obgenannten Sammlung aufgenommenen zehn Abhandlungen, — „die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grunde liegenden Kraft" — noch mehr aber die fünfte — „Verbindung der Seele mit dem organischen Körper" — eröffnet wieder jenes Labyrinth, in welchem die Physiologie vor mehreren Jahrzehnten sich eifrig umhertrieb und in welchem sie sich den erwähnten Widerwillen gegen Speculation dergestalt geholt hat, dafs noch in einem neuen sonst mit vieler Sorgfalt gearbeiteten Repertorium physiologischer Forschungen des Jahres 1836, die, ohne Speculation freilich nicht abzuhandelnde Lehre von den s. g. Lebenskräften, mit den Worten abgefertigt wird: „einige Raisonnements über Lebenskraft giebt Philipp a. a. O. — Vergleiche auch Autenrieth (oberwähnte erste Abhandlung)" — während alles Uebrige dieser Uebersicht der s. g. physiologischen Arbeiten nur Aufzählung der anatomischen und chemischen Leistungen ist.

Gerade aus diesem Grunde aber verdient ohne Zweifel die Sache eine genauere Beleuchtung; denn am Ende wird man doch zugeben müssen, dafs eine Einsicht in den tiefern Grund alles Lebens, besonders um uns verstehen zu lassen, inwiefern das was wir leibliches Leben nennen, eine so genaue Wechselwirkung zeigen könne mit dem was wir als die Welt des Gedankens *in uns* anerkennen müssen, jedenfalls ein würdiges Ziel ernster Bestrebungen des Menschen abgebe, ein Ziel welches indefs ohne sorgfältige philosophische Fortbildung der physiologischen Wissenschaft durchaus nicht erreicht werden könne.

Versucht man aber etwas tiefer einzudringen, warum jene frühern speculativen Versuche *so* wenig Ausbeute gaben, dafs man sich veranlafst finden konnte, defshalb die Speculation überhaupt bei Seite zu legen, so scheint es, dafs die Ursache zum grofsen Theil darin lag, dafs man durch manche schlechthin hypothetische Voraussetzungen sich selbst Hindernisse der Betrachtung geschaffen hatte, welche freilich irgend ein wahrhaftes Verständnifs schlechterdings unmöglich machten. — Es wird sich dies alsbald deutlicher ergeben, wenn man darauf achtet, wie irgend ein Organismus, z. B. der Mensch, in den Grundlagen seiner Existenz beschaffen angeschaut wurde. — Es geschah dies ohngefähr mit folgenden Voraussetzungen:

„Der Körper des Menschen besteht aus chemischen Elementen, deren jedes ein besonderes materielles mit besondern Kräften ausgerüstetes Ding ist. Diese Elemente werden durch ein gewisses Etwas, welches Lebenskraft heifst, und welches auch mit noch besondern Eigenschaften, z. B. einem Bildungstriebe *) ausgerüstet ist, zusammengebracht und zusammengehalten; und wenn hierdurch ein mannichfaltiges Etwas, welches man Organismus heifst, fertig geworden ist (ein Etwas, von welchem sich auch die Lebenskraft manchmal entfernen **), und zu welchem sie wieder hinzutreten kann) so kommt dann noch ein unbegreifliches Etwas von einer, der Qualität nach, ganz von jenem verschiedenen Beschaffenheit hinzu, welches man *Seele* nennt, und auch diese Seele hat nun wieder eine Menge besondrer Kräfte. Uebrigens befand sich nun dieser be-

*) S. d. zweite der obgenannten Abhandlungen: „der Instinkt und seine Begründung *in dem* Bildungstriebe *der* vegetativen Lebenskraft."

**) M. s. S. 19. wo nachgewiesen werden soll, dafs die Lebenskraft etwas für sich bestehendes sei, welches aus dem Körper verschwinden und wieder zu ihm hinzutreten könne.

Digitized by Google

seelte Organismus in einer Welt aus zweierlei Wesen, d. i. aus organischen und unorganischen bestehend, die letztern hatten nur die Kräfte der Elemente und obwohl sie sich auch bildeten, hatten sie doch weder Bildungstrieb noch Lebenskraft, und unterschieden sich dadurch von den erstern, welche Bildungstrieb und Lebenskraft hatten, und welche (wenn das Glück gut war) auch eine Seele bekommen konnten."

Diese also waren ohngefähr die von der Philosophie des 18. Jahrh. überkommenen Grundlagen, mit welchen nun die Physiologie, so wie alles was, wie Pathologie und Therapie von ihr abhing, gehörig gebahren sollte! — Sie sind es, welche auch noch in den hier vorliegenden Arbeiten des seeligen Autenrieth herrschen, welche noch jetzt allerdings einer gewissen Autorität geniefsen und welche, wenn nun alle speculativen Versuche scheitern, sie zu einem wahrhaften Ganzen zu vereinigen, in ihren Verehrern keinesweges den Gedanken aufkommen lassen, dafs der Grund dieses Mifslingens in den gänzlich hypothetisch und irrig aufgestellten *Grundlagen* beruhe, sondern welche ihnen nur Veranlassung geben, das *Unzureichende des menschlichen Erkenntnifsvermögens zu beklagen.* — Und gewifs! es ist eine schwere oder vielmehr unmögliche Sache mit diesem Aggregat von Hypothesen, die man für Axiome hält, zu irgend einer klaren Einsicht durchzudringen! — Schon gleich anfangs ist es eine höchst abstruse aber leider! noch sehr verbreitete Vorstellung, an irgend einem Dinge, welches in dem allgemeinen Lebenskreise sich stetig mit umbildet, auf andre wirkt und von ihnen influenzirt wird, die mannichfaltigen Umwandlungen so es erfährt und veranlafst, kurz seine eignen verschiedenen aufeinanderfolgenden Zustände, intellectuell von ihm abzustreifen und unter den Begriff von „*Kräften*" aufzufassen, welche an ihm hängen, wie die Blätter an den Bäumen; denn entweder mufs man das Ding selbst, wie in *Kant*'scher Dynamik, blos *als Kraft* ansehen, oder es bleibt in alle Ewigkeit unbegreiflich, wie an einem Stück Materie diese s. g. Kräfte gebunden sein sollten. — Man sah nicht ein, dafs man sich selbst täuschte mit dieser Annahme; denn wenn ich z. B. einen Körper beobachte, an welchem ich einen steten Wechsel von expandirtem und contrahirtem Zustand gewahr werde, so kann ich *in Gedanken* wohl die Aufeinanderfolge dieser Zustände, das Ausdehnen und Zusammenziehen von dem Körper unterscheiden; wenn ich nun aber diese Unterscheidung so weit treibe, dafs ich sage: dieses Ausdehnen und Zusammenziehen erfolgt durch ein besonderes von dem Körper real verschiedenes Etwas, *durch eine Kraft* sich auszudehnen und zusammenzuziehen, so verfahre ich um kein Haar besser, als wenn ich sage: „die Kugel ist rund, folglich kann ich die Rundung als ein besondres Etwas von der Kugel unterscheiden," ein Unterscheiden, welches freilich intellectuell wohl möglich, real aber durchaus *unmöglich* ist. In Wahrheit ist nämlich zu behaupten, dafs eine Kugel *ohne* Rundung eben solch ein Unding wird, als irgend ein, in dem durch lauter Verwandlungen sich documentirenden Kreise allgemeiner Natur eingeschlossener Körper, *ohne* fortgehende Veränderung und Wechselwirkung, deren Aeufserung man uns ja eben als ein wesentlich *von ihm Abtrennbares*, als „Kräfte" glauben zu machen bemüht war.

Nichts destoweniger treibt die Vorstellung von den an den materiellen Dingen klebenden besondern Kräften noch den gröfsten Unfug in aller Naturwissenschaft, insbesondre in der Physiologie aber hat die Vertauschung einer gesunden reinen Anschauung *des Lebens selbst*, als eines Ur-Phänomens der Welt, gegen die Vorstellung von einer besondern Lebenskraft, welche an sich todte Dinge, man weifs nicht *wie*, durchdringen und regieren, und dann zum Leben bringen soll, die gröfste Verwirrung angerichtet. — Noch schlimmer war es aber wenn die Physiologie nun Erklärung davon geben sollte, wie die Seele, welche nun wieder etwas Himmelweit verschiedenes von allem Körperlichen und auch etwas ganz anderes als die Lebenskraft war, wie dieses wunderbare Etwas doch auf die Lebenskraft und auf den Körper wirken könne und wie diese Dinge wieder auf jene zurückwirkten. — Eine Erklärung hiervon war natürlich geradezu unmöglich, denn man hatte zuerst selbst jedweden Theil der auf den andern wirken sollte, zu einem total und qualitativ absolut verschiedenen *gemacht*, man hatte künstliche unübersteigliche Schranken und Hemmnisse in die Welt getragen und man wunderte und grämte sich, dafs man sie nicht übersteigen konnte! —

Wie gesagt! die Mifsachtung in welche daher jetzt alle auf jener Basis gegründete Speculationen unter wissenschaftlichen Naturforschern gekommen sind, bewährt bereits dafs unsre Zeit *dieser* Art pseudo-philosophischer Naturbetrachtung entwachsen ist; sie hat indefs damit fürerst auch zu sehr die Bestrebung nach Ausbildung der Erkenntnifse, welche nun einmal nur durch die Vernunft erfafst werden können, verloren, und sich der rein sinnlichen Beobachtung zu unbedingt ergeben. Doch auch diefs wird sich ins rechte Gleifs setzen, und einer schönen und neuen Periode der Wissenschaft uns allmählig entgegen führen! —

Wer sich des Zustandes der Physiologie vor 25—30 Jahren noch deutlich erinnern kann, den wird es nicht wundern können, dafs der seelige Autenrieth, dessen Lehrbuch der Physiologie schon 1801 erschien, die damals herrschenden Ansichten über die sogenannten Lebenskräfte getheilt hat, aber merkwürdig für die Geschichte bleibt es immer, etwas besimmter sich zu vergegenwärtigen, auf welche Weise diese Irrungen eigentlich in der Physiologie Platz gegriffen haben. — Bekanntlich war es aber Joh. Christ. Reil, welcher noch vor dem Erscheinen des Autenrieth'schen Lehrbuchs durch seinen mit vielem Geist geschriebenen und 1796 erschienenen Aufsatz über die Lebenskraft, einen wesentlichen Anlafs zu dieser Richtung in physiologischen Betrachtungen gegeben hat. Allein es ging hier auch so, wie es so oft in der Wissenschaft gegangen ist, nämlich die mit hellerem Bewufstsein in irgend einer bestimmten Form ausgesprochene Idee eines geistreichen Mannes wurde mehr den Worten als dem Sinne nach von Andern aufgefafst, weiter getragen, angewen-

Digitized by Google

det und endlich zu einem ganz andern stoffartigen Dogma umgewandelt. — Reil selbst hatte noch sehr gut das innere Gefühl davon dafs „Kraft" nicht etwas vom Körper verschiedenes, sondern nur eine *intellektuelle* Abtrennung der an der Erscheinung vorgehenden Veränderungen von dem Bleibenden der Erscheinung sei, er sagt daher a. a. O. ganz bestimmt die merkwürdigen Worte: „*Kraft ist ein subjektiver* Begriff — — wäre es möglich dafs wir jeden Körper *so wie er ist* — — deutlich denken könnten, so *hätten wir den Begriff der Kraft nicht nöthig*."

Nach und nach hatte ihn indefs wohl selbst diese Bahn weiter geführt und ihn selbst schon manchmal die Kraft als ein objektives von dem Körper verschiedenes Etwas denken lassen; aber wie weit trieben es nun die so ihm auf dieser Bahn nachfolgten! — So finden wir denn in den uns hier vorliegenden wohl gröfstentheils schon aus den spätern Lebensperioden Autenrieths herrührenden Aufsätzen nicht nur durchgängig Kraft als etwas objektives, real von den Körpern Verschiedenes dargestellt, sondern diesen Kräften sind hypothetisch die wundersamsten Eigenschaften zugeschrieben; so in folgender merkwürdigen Stelle aus dem 5. Aufsatze: „über die Verbindung der Seele mit dem organischen Körper" allwo es sich darum handelt den epineusen Punkt zu erklären wie der aufser allen Raum seiende Geist mit dem ganz im Raume bestehenden Körper eine Wechselwirkung haben könne. Hier heifst es: „Die Verbindung des Geistes mit dem Körper wird seiner constanten eignen Unräumlichkeit ungeachtet dadurch denkbar, dafs die mit ihm in Verbindung stehende organische Lebenskraft *zwei* gleichsam einander gegenüberstehende Beziehungen ihres Seins hat. So weit sie sich in organischen Stoff *einkörpert* (!) und als dem Raum nach theilbar sich ausspricht, wird sie räumlich. Als unräumlich aber zeigt sie sich, sofern die Verhältnisse jeder individualisirten Lebenskraft zur gemeinschaftlichen Quelle alles Lebens durch keinen Raum bedingt sind. Von dieser Seite aus kann sie also auch mit wesentlich Unräumlichem zusammenhängen. So weit nun die Seele zunächst nur vermittelst der organischen Lebenskraft mit unserm Körper in enge, doch wie oben bemerkt wurde, noch eines Schwankens fähige Verbindung tritt, ist sie von der unräumlichen Welt aus durch diese *doppelseitige* (!) Lebenskraft an ihn gebunden. u. s. w."

Also bis dahin, nicht nur diese Kraft als ein real für sich Seiendes, sondern sogar bis dahin sie als ein doppelseitig (halb räumliches halb unräumliches!) Seiendes zu denken war man gekommen, nachdem Reil zuerst bestimmt gesagt hatte Kraft sei nur *ein subjektiver Begriff!* — Gewifs, man erstaunt über diesen Abstand! — aber wem der sich in der Welt umgethan, sind nicht in viel andern Dingen, in andern Wissenschaften, in Religion und in Künsten ähnliche Abirrungen vorgekommen! —

So viel denn also über den Standpunkt von welchem aus diese Abhandlungen entstanden sind! näher in jede einzelne derselben einzugehen, würde uns hier zu weit führen und kann auch um so weniger hier zur Aufgabe werden, da dieselben ursprünglich mehr für das gröfsere Publikum geschrieben zu sein scheinen, als dafs sie gerade eine eigentlich wissenschaftliche Forschung beabsichtigt hätten und im Einzelnen oder Ganzen die Wissenschaft selbst über den damals von ihr behaupteten Stand hinauszubilden bestimmt gewesen wären. Man erkennt diese Bestimmung namentlich auch an folgenden, im Vorigen noch nicht aufgeführten Aufsätzen. — „3) Natürliche Geschichte des Menschen." „4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur." „6) Gründe gegen den Materialismus." „7) Natürliche Hoffnung des Menschen auf ein Jenseits." „8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele." „9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele." „10) Wissenschaft des Menschen und seine angeborne Beschränktheit hierin." — Wollen wir also auch nicht verkennen, dafs in allen diesen Darstellungen ein mit der Literatur seines Fachs bekannter und überhaupt umsichtiger und erfahrener Mann sich kund gebe, so glauben wir doch die Grundansicht derselben, welche wir übrigens mehr der Zeit als dem Manne zur Last legen, einer entschiedenen Abweisung bedürftig, damit man nach und nach das weitläuftige Irrsal welches aus derselben hervorgeht deutlich gewahr werde, und nach einer andern Basis sich umthue welche in höherem Maafse ausreichend, und mehr aus dem Ganzen geschaffen genannt zu werden verdiene.

Carus.

LXXIV.

1. *Zur Geschichte der Medicin in Schlesien. Erstes Heft. Die vorliterärischen Anfänge, von Dr. A. W. E. Th. Henschel, o. ö. L. a. d. Univ. Breslau. Breslau,* 1837. *Bei G. P. Adlerholz. X und* 123 *S.* 8.
2. *A. W. Th. Henschel, Jatrologiae Silesiae specimen primum exhibens brevissimam medicorum Silesiorum notitiam, cui catalogus medicorum Silesiae recentiorum eorumque celebriorum adjectus est Prodromus. (Vratislaviae MDCCCXXXVII. X.* 32 *p.* 4.)

In der Vorrede zu 1. (VI.) sagt der Herr Vf.: „Wir leben der festen Ueberzeugung, dafs alle wissenschaftliche Geschichte nichts ist als gelehrtes Spreusammeln und leidiges Stoppelwerk, wenn sie uns nicht aus der verbindenden Anschauung aller gleichzeitigen geistigen Elemente, wenn sie uns nicht aus dem dargestellten innigsten Zusammenhange alles Geschehenen, in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, im weltgeschichtlichen und nationalen Leben gemeinsam hervorgeht. Der Geist des Lebens hat nun einmal die Sitte, nicht wie wir im Einzelnen und Stückweise vorzuschreiten, sondern organisch und im Ganzen — und wie wir die Geschichte nicht mögen ohne das *Leben*, so mögen wir wiederum dieses nicht ohne den Geist." —

Durch diese Erklärung stellt sich der Herr Vf. auf den Standpunkt der neuesten Entwickelungsgeschichte im Allgemeinen. Werde derselbe nun ein organischer, philosophischer, wissenschaftlicher, oder welthistorischer genannt, — sie ist ein Standpunkt, welcher auch für Geschichte der Medicin gewonnen ist, mögen die jenseits und draufsen Stehenden dagegen vorbringen was sie wollen.

Wenn der Herr Vf. aber sagt, dafs Philosophie jetzt nicht mehr an der Tagesordnung sei, weder bei den Aerzten, noch bei den Historikern, dafs es jetzt nur Partikularitäten nicht Ideen gebe, und dafs Beobachtungen dort, Urkunden hier das Schiboleth der ächten Eingeweihten seien, so verkennt er zum

Digitized by Google

Theil den derzeitigen Geist der *Geschichte* der Medicin, wie der Medicin, welcher im Wesentlichen ein gleichartiger ist. Hier nicht den Geist dieser, sondern jener anredend, antwortet er, so weit wir seine ferne Stimme vernehmen: die Zeit der empirisch-eklektischen Bearbeitung der Geschichte der Medicin, welche nach rein subjectiven, zufälligen und zufällig für mehr gehaltenen Motiven, Excerpte, Eintheilungen, Epochen, Systeme etc. zusammenstellte und beurtheilte, ist ein für allemal vorüber. Diese Form der Geschichte der Medicin hat ihre Aufgabe gelöst, ist daher aufgelöst und aufgegangen in der höheren Gestalt der nothwendigen Entwickelungsgeschichte. Keine Geschichte der Medicin wird ferner in jener absoluten Form begonnen, keine begonnene beendet werden, sondern solch Historiker entweder von der Bahn der Geschichte abtreten, oder dieser höheren Bildung sich unterwerfen, und ihr in anderen Zweigen der Geschichte dienen müssen, da der mit den Jahren abgestorbene alte Stamm keine neuen Triebe entwickeln kann. Dies ist eine historische Thatsache, desgleichen dafs jede künftige Bearbeitung der Geschichte der Medicin im Ganzen oder Einzelnen in der Idee der Nothwendigkeit ihrer Entwickelung wurzeln und von dieser Idee erfüllt sein mufs. — Die schon vorhandenen Versuche der Art bilden den Uebergang zwischen der alten und jungen Methode; die ersten selbstständigen Arbeiter waren die Todtengräber jener und die Geburtshelfer dieser. — Als solche wissen sie am besten, was und wie viel zur vollständigen Entwickelung der neugeborenen Geschichte der Medicin gehört, wissen, dafs sie erst den Geist der Vergangenheit zu erhellen und frei zu machen, dafs sie erst die ganze Fülle dessen, was das alte, hergebrachte „Quellenstudium" zu allen Zeiten unbeachtet lassen, oder mifsverstehen mufste, zu offenbaren hat, und dafs demzufolge durch sie erst das Quellenstudium mehr oder weniger seine Restauration, seine Reform, seine Palingenesie *erfahren* mufs, bevor sie sich als wissenschaftliches Kunstwerk, in welchem Idee, Form und Materie, auf gleiche Höhe möglichst vollendeter Ausbildung geführt, eine sich gegenseitig wesentlich bedingende Einheit sind, gestalten kann. Das Bedürfnifs eines solchen Werkes ist da; das Werk selber kann nicht da sein, und die theilweisen Versuche der Art nach verschiedenen Richtungen hin, und von gediegenem oder leichterem Werthe, sind nichts als verschiedene Ausdrücke für das vorhandene Bedürfnifs nach demselben. —

Zu den gediegensten Versuchen gehören die vorliegenden Beiträge, Beiträge einerseits nicht nur zur gründlichen Kenntnifs und Erkenntnifs der Geschichte der Medicin und Kultur in Schlesien, aus der Geschichte der Medicin und Kultur überhaupt, sondern auch andererseits zur Belebung, Förderung und Bildung ächter historisch-medicinischer Studien, in welchen Geist, allgemeine humane und philosophische Bildung mit Gelehrsamkeit sich durchdringen.

Jedoch sei der Herr Vf. weniger hinsichtlich des vorliegenden *ersten* Heftes, theils weil daran nichts mehr zu ändern, theils weil noch „Stoffmangel" in der Medicin ist, als wegen der gewifs nachfolgenden, in welchen der „Mangel bald in das entgegengesetzte Extrem des Ueberflusses an Material überschlägt, und die Gefahren des Reichthums viel bedenklicher werden," daran erinnert, dafs zur Gewinnung einer *übersichtlichen*, wissenschaftlichen Darstellung einer Special-Geschichte der Medicin in Schlesien vor allen Dingen Beschränkung ihres Inhalts und Begränzung ihrer Form erzielt werden mufs, — *jene* durch Festhalten an der Medicin Schlesiens als dem Mittelpunkt, der Axe des Medicinischen, und durch Concentrirung des Welt- und Kulturgeschichtlichen, *diese* durch natürliche Gliederung des Ganzen.

Da dies erste Heft nur die „vorliterärischen Anfänge" zur Geschichte der Medicin Schlesiens bis Ende des *dreizehnten* Jahrhunderts enthält, und da dieses Land, „die ganze retardirende Macht des Mifsgeschickes," welche Bevölkerung und Lage ihm auferlegten, erfahrend „noch im 11ten Jahrhundert in der Nacht tiefsten Geistesdunkels befangen war," und „dieselben Bildungsstufen, die nach den grofsen allgemein-geschichtlichen Gesetzen der Geist der europäischen Menschheit überall durchschreiten mufste, in Schlesien immer, bis die Geschichte, um auf das Niveau mit der übrigen Welt zu gelangen, einen schnelleren Umschwung gewinnt, wenigstens um ein Jahrhundert später eintreten," — so ist nicht zu leugnen, dafs es dem Herrn Vf. in diesem Hefte „eben so sehr um die Anknüpfung des Schlesischen an die Gesammtgeschichte, als um das Schlesische für sich zu thun gewesen."

Angabe und Kritik des Einzelnen Anderen anderswo überlassend, sei hier nur bemerkt, dafs die innige Darstellung der Entwickelung der Geschichte der Medicin im Allgemeinen und der Schlesiens insbesondere aus der Kirche durch Klöster und Mönche, von um so höherem Werthe ist, als diese gerechte, objective Anerkennung und studienreiche Beweisführung, die Geschichte der Medicin von einem noch auf ihr lastenden Vorwurfe des bornirten Protestirens, wenn auch mitunter auf etwas gesuchte Weise, befreiet. Dies Verdienst, so wie mehrfache andere in Betreff der Forschungen über Einzelnes, z. B. über Pesten und Volkskrankheiten Schlesiens vom 12ten Jahrhundert an, über die daraus hervorgehenden Kranken-Reinigungs- und Badeanstalten, Seelenbäder (balnea, refrigeria animae, stubae balneatoriae), über die den Uebergang des Nonnenlebens in das Bürgerthum repräsentirenden Seelweiber, über Universitäten, über das Verhältnifs der Juden im Mittelalter zur Medicin, welcher wichtige Gegenstand jedoch nur in einer Note mehr als Frage angeregt, als für jetzt beantwortet wird, über „Pharmaceutismus," Apotheken etc, wird Jeder gern gelten lassen, selbst wenn er Einzelnes zu ergänzen, berichtigen und zu widerlegen fände, wozu weder in dieser noch in der Schrift ad 2, durch welche der Vf. seinem ehrwürdigen Vater zur Feier des funfzigjährigen Promotions-Jubiläum gratulirt, Ref. den Beruf in sich fühlt.

In dieser wird eine vorläufige Zusammenstellung der Schlesischen Aerzte vom 13—19ten Jahrhundert, mit kurzen Notizen über Leben und Schriften der vom 13ten bis incl. 16ten Jahrhundert verzeichneten, gegeben. Man ersieht hieraus die parallele Zunahme des Numerus der Aerzte und der Ausbildung der Medicin in Schlesien, denn im 13ten Jahrhundert werden nur *drei*, im 14ten *neun*, im 15ten *achtzehn*, im 16ten schon hundert und einige dreifsig aufgeführt, im 17ten hat Ref. schon das langweilige Zählen unterlassen. Einen Beleg der Aufrichtigkeit des Bekenntnisses vom Vf., dafs er eine „gemüthliche Lust, in altem Staube der Vorzeit zu wühlen, in sich spürt," giebt er durch Nachtragen einer Anzahl von Aerzten aus dem 16ten Jahrhundert, „quorum nil fere praeter nomina superest." Dies ist für die Gegenwart und Geschichte auch in Betreff des gröfsten Theiles aller Genannten aus allen sechs Jahrhunderten der Fall, und für die Mehrzahl gilt die bei dem Johannes, Jacobus Jockissus angebrachte Note: innumera quae scripta reliquerunt, blattae tineaeque perdiderunt. Das Armee-Corps Schlesischer Aerzte ist hier gleichsam en parade aufgestellt; niemand kann es bedauern, jeder mufs es so natürlich als nothwendig finden, dafs die Masse hier wie überall nur dient und gehorcht, und der Gebieter und Führer wenige sind. Zu den ersten dem Range nach gehören: Antonius Niger, Johannes Lange, Joh. Crato a Krafftheim, Jacobus Hort aus Torgau, Joh Scultetus, Montanus (keiner der bekannten Ulmer Familie dieses Namens), Dan. Sennert, Math. Godf. Purmann (Chirurg), B. L. Tralles und Chn Godof. Gruner. Fast alle wurden ausgebildet und blühten aufserhalb Schlesiens, unter ihnen einer der gröfsten nämlich Crato (sechs Jahre hindurch einer der innigsten Freunde Luthers und auf dessen Anrathen zur Medicin sich wendend, später Leibarzt dreier Kaiser, Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II.) und der gröfste, Dan. Sennert — in Wittenberg. Vorherrschend ist unter den Ausgezeichneten Gelehrsamkeit, praktische Gediegenheit und der theoretische Eklekticismus. Der grofsartigste Repräsentant dieser Richtung ist Sennert, der einzige geb. Schlesier, welchen die Geschichte der Medicin noch zu ihren Heroen rechnen kann, obgleich die an der neu vereinten Halle-Wittenbergischen Universität für alle Zeiten blühenden Stahl und Fr. Hoffmann ihn weit überragen. Möge der Herr Prof. Henschel im Range der ächt Schlesischen Aerzte hoher und höher steigen; auch die Fortsetzung seiner Hefte zur Geschichte der Medicin Schlesiens mufs ihn dazu berechtigen.

H. Damerow.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Erstes Semester.) № 1.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben die Wahl des Geheimen Legationsraths *v. Olffers* und des Professors *Dove* zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften und des Baierschen Regierungsrathes Grafen *zu Münster* in Bayreuth zum Ehrenmitglied derselben zu bestätigen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor in Helsingfors, Dr. *Argelander*, zum ordentlichen Professor der Astronomie in der philosophischen Fakultät der Universität zu Bonn und zum Direktor der daselbst zu errichtenden Sternwarte zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Medicinalrath und Professor Dr. *Burdach* zu Königsberg den Charakter eines Geheimen Medicinalraths zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben die Wahl des *Duca di Serra di Falco* in Palermo zum Ehrenmitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Universitätsgärtner Dr. *Dietrich* zu Jena die grofse goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Direktor der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Greifswald und Professor an der dortigen Universität, Hofrath Dr. *Mandt* zu St. Petersburg bei seiner Entlassung aus dem Staatsdienst den Charakter eines Geheimen Medicinalraths beizulegen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Domkapitular und Professor *Brockmann* zum Domprobst an der Kathedralkirche zu Münster zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Berlin, Dr. *Zumpt*, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben die bisherigen aufserordentlichen Professoren in der juristischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *Jacobson* und Dr. *Simson*, zu ordentlichen Professoren in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Professor der Theologie und Senior der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn, Dr. *Scholz*, zum Domkapitular bei der Metropolitankirche zu Cöln zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. *Froriep* zum Medicinalrath und Mitglied des Medicinal-Collegiums der Provinz Brandenburg zu ernennen geruht.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Arendts* in Bonn ist zum aufserordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Kneip* in Greifswald ist zum aufserordentlichen Professor der medicinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Der Dr. phil. und Licentiat der Theologie, *Höcker*, ist als Privatdocent in der theologischen Fakultät der Universität zu Königsberg zugelassen worden.

Der Licentiat der Theologie *Sommer* zu Bonn ist als Privatdocent in der evangelisch-theologischen Fakultät der dortigen Universität zugelassen worden.

Der bisherige Privatdocent, Hofrath und Geheime Archivar Dr. *Riedel* zu Berlin ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität daselbst ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent, Diakonus Dr. *Hasert* in Greifswald ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Dem Privatdocenten bei der Universität zu Berlin, Dr. *Schöll*, ist die Lehrerstelle für Mythologie und Archäologie bei der Akademie der Künste daselbst übertragen worden.

Der Dr. *Quenstett* ist als Privatdocent bei der philosophischen Fakultät der Universität zu Berlin zugelassen worden.

Dem Kandidaten *Hedenkamp* ist die Lehrerstelle für Mathematik und Naturwissenschaften am Gymnasium in Hamm verliehen worden.

Der Konrektor *Wilms* am Gymnasium zu Herford ist zum Oberlehrer am Gymnasium zu Dortmund ernannt worden.

Die Schulamts-Kandidaten *Ratz*, *Starcke* und *Bartsch* sind als Adjunkten bei der Ritterakademie in Brandenburg angestellt worden.

Der bisherige Privatdocent, Kammergerichts-Assessor Dr. *Gärtner* in Greifswald ist zum aufserordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Der bisherige Adjunkt an dem Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, Dr. *Mützell*, ist zum Professor am gedachten Gymnasium ernannt worden.

Digitized by Google

Der bisherige Oberlehrer *Heinicke* am Gymnasium zu Rastenburg ist zum Direktor dieser Anstalt ernannt worden.

Der bisherige Prorektor am Progymnasium zu Deutsch-Crone, *Malkowski*, ist zum Direktor dieser Anstalt, und der bisherige Religionslehrer *Ditki* am Gymnasium in Braunsberg zum Direktor des Progymnasiums in Rössel ernannt worden.

Der bisherige Direktor des Gymnasiums in Cleve, Dr. *Riegler*, ist zum Direktor des Gymnasiums zu Potsdam ernannt worden.

Todesfälle.

Der aufserordentliche Professor in der philosophischen Fakultät zu Halle, Dr. *Prange*, ist mit Tode abgegangen.

Der Gymnasialdirektor *Meyer* in Düren ist mit Tode abgegangen.

Wissenschaftliche Institute und Unterrichtsanstalten.

Des Königs Majestät haben die Stiftungen der Wittwe des ehemaligen Konrektors *Weiske* für das Gymnasium zu Görlitz von 2500 Rthlr. und 2000 Rthlr. zu einem Stipendienfond für Studierende auf der Universität zu Leipzig zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Annahme der von dem Weinhändler *Salzmann* zu Danzig der Wadzeck-Anstalt zu Berlin, mit Vorbehalt des Zinsengenusses für seine Lebenszeit zu $5\frac{8}{9}$, gemachten Schenkung von 7400 Rthlr. zu genehmigen geruht. Nach des Geschenkgebers Bestimmung soll dieses Kapital unter der Benennung „Dankopfer für Danzigs und des Vaterlandes Errettung aus der Zwingherrschaft" besonders verwaltet und sollen die Zinsen davon künftig zur Ausstattung der dazu auszuwählenden sich vorzüglich auszeichnenden Zöglinge verwendet werden.

Des Königs Majestät haben die Annahme des von einem unbekannten Wohlthäter, welcher sich als ein Berliner Bürger bezeichnet und *A.* genannt, der Wadzecksanstalt zu Berlin gemachten Geschenkes von 2500 Rthlrn. in Staatsschuldscheinen zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Schenkung von 200 Rthlr. Gold, welche der zu Quedlinburg verstorbene Kommerzienrath *Krage* zur Errichtung einer Wittwenkasse für die Lehrer an den Bürger- und Armenschulen daselbst ausgesetzt hat, zu genehmigen geruht.

Uebersicht

der im Preufsischen Staate befindlichen Gymnasien und ihrer Frequenz im Sommer-Semester 1836.

No.	Provinz.	Zahl der Einwohner.	Anzahl der Gymnasien.	Confessions-Verhältnifs.			Auf ein Gymnasium kommen Einwohner:	Zahl der Lehrer.		Frequenz im Winter-Semester $18\frac{35}{36}$.	Abgang im Winter-Semester $18\frac{35}{36}$.		Aufnahme im Anfange des Sommer-Semesters 1836.	Frequenz im Sommer-Semester 1836.
				evangelisch	katholisch.	simultan.		wirkliche	Hülfs-		a. Zur Universität:	b. zu underweitig. Bestimmung:		
I.	Preufsen	2025927	15	11	4	—	135061	135	39	3593	57	267	227	3496
II.	Posen	1056278	4	2	—	2	264069	49	1	1025	10	58	84	1041
III.	Schlesien	2464414	21	13	7	1	117353	164	77	4990	86	538	548	4914
IV.	Pommern	912223	6	6	—	—	152037	52	25	1582	46	139	169	1566
V.	Brandenburg	1579939	18	18	—	—	87774	175	81	4475	104	495	565	4441
VI.	Sachsen	1449587	21	19	—	2	69027	188	47	3590	108	369	557	3670
VII.	Westphalen	1261996	20	7	13	—	63099	125	53	2287	22	188	156	2200
VIII.	Rheinprovinzen	2288596	18	8	9	1	127144	161	56	3038	13	281	164	2908
	Summa:	13038960 *)	123	84	33	6	106008	1049	379	24580	446	2335	2470	24236

*) Die Einwohnerzahl des Preufsischen Staates belief sich am Schlufs des Jahres 1835 auf 13662199.

Literarische Anzeigen.

Verlags-Bericht

von

Duncker und Humblot in Berlin.

L. Jub. Messe 1837.

I. *Neue Bücher.*

Beauvais, L. A., u. F. Herrmann, nouveau Livre élémentaire. Neues Französisches Elementarbuch, enthaltend eine Sammlung der gebräuchlichsten Wörter, mit Uebungsbeispielen, kurze Gespräche etc. gr. 12. . . $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dirksen, H. Ed., Manuale latinitatis fontium iuris civilis Romanorum, Thesauri latinitatis epitome. In usum tironum. Fasc. I. 4 maj. Subscriptions-Preis . . 1 Thlr.

Das Ganze wird aus ungefähr 100 Druckbogen in gr. 4.

Digitized by Google

bestehen, welche 1 Vol. bilden, und in Lieferungen von 12 bis 15 Bogen ausgegeben werden.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Gedichte. 8. geh. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Erdmann, Dr. J. E., Ueber Glauben und Wissen, als Einleitung in die Religionsphilosophie und Dogmatik. gr. 8. 15 bis 18 Bogen.

Fournier, A., Bethanien. Dreizehn Homilien über das elfte Capitel Johannis. gr. 8. . . . . $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Göschel, K. F., Ueber den Eid in philosophischer, theologischer und juristischer Beziehung. gr. 8. Etwa 20 Bogen.

Hermann, Otto, Bilder aus dem Jugendleben in Erzählungen für Mädchen bearbeitet. Mit 8 Bildern von Th. Hosemann. gr. 8. geb. . schwarz $1\frac{1}{3}$ Thlr., illum. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Lp. Ranke. Erster Band. Erste Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrich's I. Von Dr. Georg Waitz. gr. 8. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Kugler, Dr. Frz., Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Grofsen bis auf die neuere Zeit. In 2 Bänden.

Bd. I. a. u. d. T. Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen. gr. 8. . . 2 Thlr.

Bd. II. a. u. d. T. Handbuch der Geschichte der Malerei in Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich und England. gr. 8. . . . . 2 Thlr.

Loebell, Dr. J. W., (o. Prof. der Geschichte zu Bonn) Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. gr. 8. geh. . . . 2 Thlr.

Magnus, L. Imm., Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie des Raumes. A. u. d. T. Meier Hirsch, Sammlung geometrischer Aufgaben. Bd. 4. gr. 8.

Michelet, Dr. K. L., Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland, von Kant bis auf Hegel. In 2 Bänden. Erster Band. gr. 8.

Müller, Dr. Ferd. H., der Ugrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. Erster oder geographischer Theil. Erste Abtheilung. gr. 8. . . . . 3 Thlr.

Papencordt, Dr. Fel., Geschichte der Vandalischen Herrschaft in Afrika. Eine von der Akademie zu Paris (Académie royale des inscriptions et belles-lettres) im August 1836 gekrönte Preisschrift. gr. 8.

Theremin, Dr. Frz., Vom Tode. Drei Predigten, im Jahre 1836 gehalten. gr. 8. geh. . . . . $\frac{1}{6}$ Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben der Königin Sophie Charlotte von Preussen. 8.

II. *Fortsetzungen.*

Hegel's, G. W. F., Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Ph. Marheineke, J. Schulze, Ed. Gans, Lp. v. Henning, H. Hotho, K. Michelet, F. Förster. 9te Lieferung oder Bd. IX. (Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; herausgeg. von Ed. Gans.) gr. 8.

Die Subscriptions-Preise, welche bei Abnahme des Ganzen noch bestehen, sind für 24 Bogen
auf Druckpapier $1\frac{1}{2}$ Thlr.
auf Velinpapier 2 Thlr.

Kalisch, E. W., deutsches Lesebuch. Zweite Abtheilung. 8.

Schinkel's Möbel-Entwürfe, welche bei Einrichtung prinzlicher Wohnungen während der letzten zehn Jahre in Berlin ausgeführt wurden. Herausgegeben von Ludw. Lohde. 4tes Heft. Royal in plano. . . . . $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Theremin, Dr. Frz., das Kreuz Christi. Predigten. Dritter Band. gr. 8. . . . . $1\frac{1}{3}$ Thlr.

III. *Neue Auflagen.*

Becker's, K. F., Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von J. W. Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. Gf. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Theile gr. 8, welche in 28 monatlichen Lieferungen, jede zu dem Preise von $\frac{1}{3}$ Thlr. oder auch Bandweise ausgegeben werden.

Der erste Abdruck dieser Ausgabe, von dem 12 Lieferungen oder 6 Bände fertig sind, ist bereits vergriffen.

Dasselbe Werk. Dieselbe Ausgabe. Zweiter Abdruck. In 14 Bänden, welche in 28 monatlichen Lieferungen, oder auch Bandweise, ausgegeben werden. Fertig sind: Lieferung 1 — 6 oder Band 1 — 3. Jede Lieferung kostet $\frac{1}{3}$ Thlr. Jeder Band $\frac{2}{3}$ Thlr.

Heinsius, Dr. Thdr., Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten Deutschen Sprachwissenschaft. Fünfte Ausgabe. 6 Theile, welche in 12 Lieferungen ausgegeben werden. Neunte Lieferung. 8. geh. . . . $\frac{1}{3}$ Thlr.

Dasselbe Werk. Dieselbe Ausgabe. Sechster Theil.

auch unter dem Titel:

Heinsius, Dr. Thdr., Handbuch des Deutschen Geschäftstyls für Nicht-Studierende und angehende Geschäftsleute. 2te, durchweg umgearbeitete Ausgabe. 8 . 1 Thlr.

Lacroix, S. F., Anleitung zur sphärischen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. Ludw. Ideler. Mit 6 Kupfertafeln. 2te verbesserte Ausgabe. gr. 8. . . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. 2te verbesserte Auflage. gr. 8. . . . $\frac{1}{3}$ Thlr.

Ranke, Lp., Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Erster Band. 2te Auflage. gr. 8.

Theremin, Dr. Frz., Die Beredsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Zweite, verbesserte Auflage. 8. . . . . $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Wöhler, F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. 4te Auflage. gr. 8. . . . . $\frac{2}{3}$ Thlr.

IV. *Zeitschriften.*

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Jahrg. 1837. 2 Bände. gr. 4. . . . . 12 Thlr.

Zeitung, literarische. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Gelehrten von Dr. Karl Büchner. Jahrg. 1837. gr. 4. . . . . $2\frac{2}{3}$ Thlr

Digitized by Google

V. *Künftig werden erscheinen.*

Apollonii Dyscoli de syntaxi libri quattuor, ad fidem codd. Parisin., Vindobon., Ital. aliorumque recensuit et commentariis instruxit Dr. J. Mützell. 2 Vol. 8 maj.

Curtii Rufi, Q., de rebus Alexandri M. libri VIII. Mit erläuternden Anmerkungen, besonders zum Schulgebrauch, von Dr. J. Mützell. gr. 8.

Daub's, K., philosophische und theologische Vorlesungen; herausgegeben von Ph. Marheineke und Th. W. Dittenberger. Erster Band. Die philosophische Anthropologie. gr. 8.
Subscriptions-Preis bei Abnahme des Ganzen, für 24 Bogen auf Druckpapier 1½ Thlr.
auf Velinpapier 2 Thlr.

Kunth, Dr. Carol. Sigm., Flora Berolinensis sive enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium secundum ordines naturales disposita. 12.

Marheineke, Dr. Ph., Entwurf der praktischen Theologie. 8.

Taschenbuch, deutsches, auf das Jahr 1838. Herausgegeben von Karl Büchner. Mit 4 Kupfern. 16. geb. 2 Thlr.

Bei G. Reichardt in Eisleben erschien so eben und ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig:

Lateinische Synonymik

für die Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim Lesen der lateinischen Schriftsteller und Abfassen lateinischer Stilübungen,

von

Dr. *Friedrich Schmalfeld.*

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Schon nach 3 Monaten war die erste Auflage dieser lateinischen Synonymik vergriffen, ein Umstand, der wohl am augenscheinlichsten für die vorzügliche Brauchbarkeit des Buches spricht.

So eben hat die Presse verlassen, und ist im Verlage von A. D. Geisler in Bremen erschienen, und in allen namhaften Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Heineken, Ph. Dr. med.

Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet

in topographischer, medicinischer und naturhistorischer Hinsicht. gr. 8. 1r. Bd. 1 Thlr.

Von seiner Vaterstadt Bremen liefert hier der thätige Herr Verfasser eine Topographie, eine Aufgabe, zu deren Ausführung gewifs unermüdeter Fleifs gehörte. Mit welcher Mühe bei diesem Werke, wo so wenige Hülfsquellen vorlagen, der Hr. Verf. alle Hindernisse u. Schwierigkeiten beseitigt hat, verdient Anerkennung. Eben so belehrend aus einer Stadt, wo ein **Olbers**, ein **Treviranus** wohnt, sind die Mittheilungen in medicinischer und naturhistorischer Hinsicht. Möge der zweite Theil, der nach der Ankündigung sehr interessante Gegenstände besprechen wird, recht bald folgen. Druck und Papier sind sehr schön.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Carl von Hohenhausen.

Untergang eines
Jünglings von achtzehn Jahren.
Zur
Beherzigung für Eltern, Religions-Lehrer und Aerzte.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Mit 2 Kupfern. Geh. 1¼ Thlr.

Braunschweig, October 1836.

Fried. Vieweg und Sohn.

Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die deutsche Philologie
im Grundrifs.

Ein Leitfaden zu Vorlesungen
von
Dr. *Heinr. Hoffmann,*
Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Breslau.
18 Bogen gr. 8. geh. 1¼ Rthlr.

Die christlich-kirchliche
Alterthumswissenschaft
theologisch-kritisch bearbeitet
von
Wilhelm Böhmer,
Doktor der Theologie, ordentlichem Professor an der evangel. theolog. Fakultät zu Breslau u. s. w.

1r Band. Auch unter dem Titel:

Die socialen Verhältnisse
der christlichen Kirche alter Zeit.
gr. 8. 28 Bogen Velindruckpapier.
2⅓ Rthlr.

Zur Geschichte der Medizin in Schlesien.

Erstes Heft:
Die vorliterärischen Anfänge.
Von
Dr. *A. W. E. Th. Henschel,*
Professor a. d. Univ. Breslau. Gr. 8. 8 Bogen. Geh. ⅔ Rthlr.

Die Krankheiten des Foetus,

von
Dr. *J. Grützer,*
ausübendem Arzte und Geburtshelfer.
Gr. 8. 18 Bogen. 1¼ Rthlr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Zweites Semester.) № 1.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den katholischen Stadtpfarrer zu Oppeln, Carl Aloys *Gaerth* zum kathol. Geistlichen und Schulrath bei der Regierung daselbst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Wirklichen Geheimen Ober-Medicinalrath und Präsidenten Dr. *Rust* die Erlaubnifs zu Tragung des ihm von Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich verliehenen Ritterkreuzes des Kaiserlich Oestreichischen Leopoldsorden zu ertheilen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Berlin, Dr. *Dieffenbach*, die Erlaubnifs zu Tragung des ihm von Sr. Königl. Hoheit dem Grofsherzog von Hessen verliehenen Ritterkreuzes der ersten Klasse des Ludwigs-Ordens zu ertheilen geruht.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Regierungsrath Freiherrn von *Stein* beim Consistorium und Provinzial-Schulcollegium zu Berlin zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath im Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Direktor des Seminars und der Waisen- und Schulanstalt in Bunzlau *Kawerau* zum Regierungs- und Schulrath bei der Regierung in Cöslin zu ernennen geruht.

Der Criminalrath *Grabow* zu Greifswald ist zum Richter an der dortigen Universität ernannt worden.

Bei dem neuerrichteten und am 1. Mai d. J. eröffneten katholischen Gymnasium zu Culm ist zum Direktor desselben der Oberlehrer *Richter* am Gymnasium zu Paderborn und zum ersten Oberlehrer der Lehrer *Lozinski* vom Gymnasium zu Posen ernannt worden.

Die bei dem Domgymnasium zu Merseburg durch den Tod des Conrektor *Landvoigt* erledigte Stelle ist dem bisherigen Tertius Subrektor *Haun* und dessen Stelle dem bisherigen Subrektor am Gymnasium in Zeitz, Dr. *Hiecke*, übertragen worden.

Der bisherige Rektor des gemeinschaftlichen Gymnasiums zu Schleusingen, Professor Dr. *Richter* ist zum Direktor des Gymnasiums zu Quedlinburg ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent. Dr. *Remer* jun. zu Breslau, ist zum aufserordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Den Oberlehrern Dr. *Art* in Wetzlar und Dr. *Lucas* in Bonn ist das Professor-Prädicat ertheilt worden.

Wissenschaftliche Institute und Unterrichtsanstalten.

Des Königs Majestät haben die Annahme des von dem Freiherrn von *Baeselager* zu Bonn der dortigen Armenverwaltung zu Beförderung der sittlichen und religiosen Cultur bewilligten Geschenks von 4000 Rthlr. zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Statuten der zum Ehrendenkmal des Dr. Med. Elias *Henschel* in Breslau bei Gelegenheit seiner 50jährigen Jubelfeier beschlossenen Stiftung eines Kapitals von 2000 Rthlr. zu Unterstützung eines Studierenden der Medicin jüdischen Glaubens zu bestätigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Stiftungen der verstorbenen Maria Catharina *Pleufs* geb. *Savels* zu Gunsten der St. Michael Pfarrkirche zu Achen im Betrag von 1850 Rthlr. zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben das von dem verstorbenen Rentier *Hüger* zu Cöln der St Andreas-Pfarrkirche daselbst zu einer Abendandacht mit Predigt an jedem Freitag zugewendete Vermächtnifs von 2500 Rthlr. zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Annahme des von dem zu Berlin verstorbenen Rentier Franz *Favre* dem dasigen französischen Waisenhaus vermachten Kapitals von 1333 Rthlr. 10 Sgr., dessen Zinsen zur Ausstattung eines Zöglings dieser Anstalt verwendet werden sollen, zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben eine Summe von 300 Rthlr. in Gold für 6 Actien auf die Reiseunternehmung des Naturforschers *Preifs* in Hamburg, nach Neu-Holland, behufs Einsendung lebender Pflanzen und anderer Naturalien für die Königlichen Sammlungen zu bewilligen geruht.

Des Königs Majestät haben die Annahme des Legats von 1500 Rthlr., welches die verwittwete Freifrau von *Lüttwitz* geb. Freiin von *Kottwitz* in ihrem Testamente zum Bau eines Schulhauses zu Langheinersdorf ausgesetzt hat, zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben den zum Pfarrer der altstädtischen Kirche in Königsberg designirten Professor Dr. *Lehnerdt* zum Superintendenten der in der Altstadt belegenen Kirchen zu ernennen geruht

Digitized by Google

Uebersicht

der Frequenz der preufsischen Universitäten im Sommersemester 1836.

Namen der Universitäten.	Inländer	Ausländer	Zusammen.	Darunter sind		Diese studiren					
				Adliche	Bürgerliche	Theologie		Philologie u. Philosophie	Jurisprudenz	Kameralwissenschaften	Medicin
						Evangel. Theolog.	Kathol. Theolog.				
1. Berlin . .	1218	459	1677	162	1515	471	—	302	511	20	373
2. Breslau . .	751	17	768	25	743	170	197	135	139	1	126
3. Bonn . .	574	83	675	53	604	65	114	69	231	18	160
4. Halle . .	525	138	673	12	651	400	—	49	81	13	120
5. Königsberg .	342	25	367	18	349	135	—	41	71	46	74
6. Greifswald .	171	32	203	22	181	84	—	17	12	79	61
7. Münster (Akademie)	169	41	210	1	209	—	150	60	—	—	—
Summa	3750	795	4545	293	4252	1275	461	473	1045	177	914

Zusammenstellung

der fremden Studirenden auf den preufsischen Universitäten nach ihrer Heimath.

Namen der Uninversitäten.	Oestreich	Baiern, Würtemberg u. Baden	Hannover	Königreich Sachsen	Uebrige kleine deutsche Staaten	Schweiz	Dänemark und Holstein	Schweden	Rufsland	Polen und Krakau	Niederlande, Belgien und Luxemburg	Frankreich	England	Aufser-europäische Länder	Summa
Berlin . .	30	25	39	10	199	36	41	2	44	13	3	4	11	2	459
Halle . .	3	8	7	11	85	5	16	—	1	2	—	—	—	—	138
Bonn . .	—	2	15	—	43	5	1	—	4	—	7	—	5	1	83
Greifswald .	—	—	3	1	27	—	1	—	—	—	—	—	—	—	32
Münster . .	—	—	24	—	13	—	—	—	—	—	4	—	—	—	41
Königsberg .	—	—	—	—	3	—	—	—	16	5	—	—	1	—	25
Breslau . .	2	—	—	3	3	—	—	—	2	6	—	1	—	—	17
Summa	35	35	88	25	373	46	59	2	67	26	14	5	17	3	795

Literarische Anzeigen.

Vollständige Ausgaben des Corpus juris ed. *Beck.*

CORPUS

JURIS CIVILIS

EDITIO STEREOTYPA

CURA

Dr. JOH. LUD. GUIL. BECK.

II TOMI.

kl. Folio. 230 Bogen. Preis 4 Rthlr.

CORPUS JURIS CIVILIS

RECOGNOVIT ET BREVI ANNOTATIONE INSTRUCTUM

EDIDIT

Dr. JOH. LUD. GUIL. BECK.

II TOMI IN IV PARTES.

gr. 8. 302 Bogen. Preis 10 Rthlr.

Leipzig, den 31. Mai 1837.

Carl Cnobloch.

☞ Von beiden Ausgaben sind Exemplare in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Digitized by Google

Juristische Werke,

welche im Verlage von *Duncker und Humblot* in *Berlin* erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Henr. Ed. Dirksen,

Manuale Latinitatis fontium iuris civilis Romanorum.

Thesauri Latinitatis epitome. In usum tironum.

Fasc. I. II. gr. 4. 1837. Subscriptions-Preis für jedes Heft 1 Thlr.

(Das Ganze wird etwa 7 Thlr. kosten.)

Zur Charakterisirung dieses Werks erlauben wir uns folgende Stellen aus der kritischen Anzeige mitzutheilen, welche die Berl. Literar. Ztg. in ihrer Nr. 34. enthält. Nachdem der Ref. zuvörderst die bisherigen Leistungen in der römisch-juristischen Wortlexikographie besprochen, fährt er fort: „dieser Zustand der bisherigen Bearbeitungen ist nun wohl festzuhalten, wenn das eigenthümliche und höchst bedeutende Verdienst des obigen Werkes richtig gewürdigt werden, und seinem ganzen Umfange nach vollständig hervortreten soll. Was zunächst den Umfang der Denkmäler betrifft, aus denen es sein Material schöpft, so sind dies die gesammten, die als juristische Quellen des römischen Rechts gelten, in der Ausdehnung, dafs auch das, was bei nicht juristischen Schriftstellern als Excerpte aus den XII Tafeln und den römischen Juristen vorkommt, mit in die Bearbeitung hineingezogen ist. — Die Behandlung der Artikel ist nun im Allgemeinen diese. Zunächst wird die Bedeutung des Wortes kurz angegeben, und zwar vorläufig ohne alle Belegstellen. Dann aber folgen unter verschiedenen Rubriken und hier zugleich in Begleitung des Quellenapparates erstens die Angabe der Synonymen, das heifst aber nicht nur der begriffsverwandten, sondern auch der begriffsgleichen Wörter; darauf mit der Bezeichnung Opposita Wörter, die in den Quellen als Gegensatz des behandelten gebraucht werden; endlich mit der Bezeichnung Conjuncta Wörter und Phrasen, in deren Verbindung das fragliche Wort möglichst zum öfteren und so zu sagen stereotypenartig vorkommt. Wo aber ein Wort mehrbedeutig ist, da wird es in verschiedenen §§. behandelt, und in jedem §. kehren dann diese einzelnen Rubriken wieder. Nur versteht es sich, dafs nicht gerade immer alle jene Rubriken vorkommen können, sondern nicht selten nur zwei oder eine derselben, je nachdem gerade die Quellen selbst diese Ausbeute liefern und an die Hand geben. Die Anwendung dieser Behandlung nun ist es vorzüglich, durch die unsere Lexikographie einen mächtigen Fortschritt gemacht hat, ja wodurch sie erst jetzt eigentlich wissenschaftlich geworden ist, und gerade deshalb wird dieses Werk auch stets als epochemachend angesehen werden müssen. Durch eine eben so geniale als gründliche Operation ist hier zuerst durchgängig wirklich der Beweis aus den Quellen selbst geliefert, dafs den Wörtern jene oder diese Bedeutung zukomme; denn eben jene Rubriken enthalten die Momente dafür, so vollständig und gut, wie sie sich mit Sicherheit gewinnen lassen."

Beiträge zur Revision der Preufsischen Gesetzgebung; herausgegeben von ***Ed. Gans.*** gr. 8. 1830—1832. . . . $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Duncker, J. F. Lp., Standpuncte für die Philosophie und Critik der Ordnung und Gesetzgebung, zur Sicherstellung des unabänderlichen Grundgesetzes aller Staats-Vereine. 8. 1829. 1 Thlr.

— — das Recht, aus dem Gesetz des Lebens als Leitfaden eines Gesetzbuches entwickelt. 8. 1831. 2 Thlr.

Falkenberg, K., Versuch einer Darstellung der verschiedenen Classen von Räubern, Dieben und Diebeshehlern, mit besonderer Hinsicht auf die vorzüglichsten Mittel sich ihrer zu bemächtigen, ihre Verbrechen zu entdecken und zu verhüten. Ein Handbuch für Polizeibeamte, Criminalisten u. s. w. 2 Thle. 8. 1816—1818. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gans, Ed., vermischte Schriften juristischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts. 2 Bde. gr. 12. 1834. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Gaertner, Gst. F., Kritik des Untersuchungs-Principes des Preufsischen Civil-Processes. gr. 8. 1832. . . . . 1 Thlr.

— — Finium culpae in iure criminali regundorum prolusio. gr. 8. 1836. . . $\frac{1}{2}$ Thlr.

— — über die Provinzial-Rechte. Sendschreiben an den Königl. Geh. Justiz- u. vortrag. Rath u. s. w. Hrn. ***A. W. Goetze.*** gr. 8. 1837. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Göschel, K. F., der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juristische Studien. gr. 8. 1837. . 2 Thlr.

Kamptz, K. A. v., neue Literatur des Völkerrechts, seit dem J. 1784, als Ergänzung und Fortsetzung des Werks von Ompteda. gr. 8. 1817. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Sammlung interessanter Polizei-Gesetze. 1ster Theil. Allgemeiner Codex der Gendarmerie. gr. 8. 1815. . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.

— — über das Verfahren bei Transporten und Landesverweisungen der Verbrecher und Landstreicher. Ein Beitrag zur Sicherheitspolizei. gr. 8. 1817. . . . . $\frac{5}{8}$ Thlr.

Digitized by Google

Puttlitz, K. Edler v., über Ersparnisse im Justizhaushalt des Preufs. Staats, mit Gewinn für den Gang der Geschäfte. 8. 1821. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Schmalz, Th., Lehrbuch des deutschen Privatrechts; Land- und Lehnrecht enthaltend. gr. 8. 1818. . . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.

— — das europäische Völkerrecht; in 8 Büchern. gr. 8. 1817. . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Urtheile, merkwürdige, neuerer französischer Rechtsgelehrten über Geschwornen-Gerichte und französische Criminal-Justiz überhaupt; gesammelt von einem deutschen Rechtsgelehrten (*K. A. von Kamptz*): gr. 8. 1819. . $\frac{2}{3}$ Thlr.

Witte, K., Abhandlungen aus dem Gebiete des römischen Rechts. gr. 8. 1817. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Bei G. Wuttig in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schott, H. A., über die Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt. Aus und nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von. D. J. T. L. Danz. gr. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig im Mai 1837.

So eben ist erschienen:

Fünf Gesänge des Bhatti-Kavya; aus dem Sanskrit übersetzt und begleitet von einem Verzeichnifs der im Sanskrit vorkommenden Namen der Sonne und des Mondes und einer Uebersetzungs-Probe aus dem Mâgha-Kâvya von Dr. C. Schütz. gr. 4. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Velhagen und Klasing
in Bielefeld.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sprichwörter
und sprichwörtlichen Redensarten
der
Deutschen.

Nebst den
Redensarten der Deutschen Zech-Brüder
und
Aller Praktik Grofsmutter,
d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfafst
von
Dr. *Wilhelm Körte.*

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mufst Du es **zu eigen** haben!

Das Ganze ist auf 4 Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von 6—8 Wochen erscheinen; jede Lieferung kostet $^2/_3$ Thlr.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Religionssysteme
der heidnischen Völker des Orients.

Dargestellt von
K. F. Stuhr.

8. LXIII. 448. $2^2/_3$ Thlr.

Berlin, Juli 1837.

Veit et Comp.

Anzeige für Gymnasien und Realschulen.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. 8. sauber cartonirt. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Je mehr die Nothwendigkeit einer zweckmäfsig durchgeführten Erziehung des poetischen Sinnes durch ächte und besonders vaterländische Dichtungen und die dadurch bedingte Wichtigkeit des deutschen Unterrichts in den Gymnasien anerkannt wird, da dieser vornämlich zu einer tiefern Bildung des Geistes und Gemüthes der Jugend benutzt werden kann, um so lebhafter drängt sich das Bedürfnifs guter Sammlungen der besten poetischen Erzeugnisse auf. In den letzten Jahren sind viele Versuche der Art gemacht, aber die Mehrzahl derselben begnügt sich entweder mit Hergebrachtem und Veraltetem, oder hat andere, meist formale, Zwecke verfolgt. Daher hat der Herausgeber dieser Auswahl eine neue Sammlung unternommen und mit glücklichem Gefühle und sicherem Tact, den er durch mehrjährige Leitung des deutschen Unterrichts gewonnen, für die Bedürfnisse der Schule zunächst gesorgt. Das Buch bietet reichen Lehrstoff und dürfte nicht blos bei Declamationsübungen, deren wohlthätigen Einflufs verkehrte Wahl der Stücke meist vernichtet, sondern auch bei den schriftlichen Ausarbeitungen mit grofsem Nutzen angewendet werden. Prosaische Bearbeitungen, Vergleichungen der ähnliche Gegenstände behandelnden Gedichte, Erklärungen derselben werden das Verständnifs erleichtern, und zur Uebung der schriftlichen Darstellung förderlich sein. Durch die sorgfältige Nachweisung der in verschiedenen Schriften zerstreuten Bearbeitungen der einzelnen Gedichte ist Lehrern und Schülern eine mit lebhaftem Danke anzuerkennende Erleichterung dargeboten worden. Auf einigen Gymnasien wird schon jetzt das Buch mit merklichem Vortheile angewendet, daher dürfte es sich zur Einführung in andern wohl eignen, und um diesen Zweck zu erleichtern ist die Verlagshandlung mit Vergnügen geneigt, wenn mindestens 20 bis 25 Exemplare auf einmal genommen werden, das Buch für à 1 Rthlr. abzulassen.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Zweites Semester.) № 2.

Literarische Anzeigen.

Im Verlag der akad. Buchhandlung von J. C. B. Mohr in Heidelberg ist im Laufe dieses Jahres neu erschienen:

Annalen, Medizinische. Eine Zeitschrift, herausgegeben von den Mitgliedern der Grofsherzogl. Sanitäts-Commission in Karlsruhe, und den Vorstehern der medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Anstalten in Heidelberg, den Professoren *F. A. B. Puchelt*, *M. J. Chelius* und *F. C. Naegele*. Jährlich 1 Band in 4 Heften mit Kupfern oder Steindrucktafeln. gr. 8. III. Band. 1. 2. pr. 1—4. 4 Thlr. — 7 fl. 12 kr.

Archiv für die Civilistische Praxis, herausgegeben von Franke, Linde, v. Löhr, Mittermaier, Mühlenbruch, Thibaut und Wächter. gr. 8. XX. Band 1s u. 2s Heft. Der Band in 3 Heften 2 Thlr. — 3 fl.

Bähr, K. C. W. F., Symbolik des Mosaischen Cultus. In II Bänden. 1r Band. gr. 8. 1837. $2\frac{5}{6}$ Thlr. — 5 fl. 6 kr.

Bischoff, Th. L. W., Commentatio de novis quibusdam experimentis chemico-physiologicis ad illustrandam doctrinam de respiratione institutis. Praemissae sunt litterae viri illustrissimi Leopoldi Gmelini. gr. 4. $\frac{1}{2}$ Thlr. — 48 kr.

Gobleri, J., interpretationem constitutionis criminialis Carolinae ex unica quae estat edit. Basil. MDXLIII, et G. Remi nemesin Carulinam ex altera edit. Herborn. Nassov. cɪɔɪɔc denuo vulgavit notasque adjecit Jul. Frid. Henr. Abegg. gr. 8. 1836. Cart. 1 Thlr. — 1 fl. 48 kr.

Ὁ Πρόχειρος Νόμος. Imperatorum Basilii, Constantini et Leonis Prochiron. Codd. mss. ope nunc primum edidit, prolegomenis, annotationibus et indicibus instruxit C. E. Zachariae, J. U. D. Accedit commentatio de bibliotheca Bodlejana ejusque codicibus ad jus graeco-romanum spectantibus. gr. 8. 1837. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — 6 fl. 18 kr.

Puchelt, Dr. Fr. A. B., Die Hautkrankheiten in tabellarischer Form. gr. 4. 1836. Cart. $\frac{1}{2}$ Thlr. — 48 kr.

Sengler, Dr., über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in gegenwärtiger Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. — Specielle Einleitung in die Philosophie und spekulative Theologie. gr. 8. 1837. $2\frac{1}{2}$ Thlr. — 4 fl. 30 kr.

Stahl, Fr. J., die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht. II. Band: Christliche Rechts- und Staatslehre, 2te Abtheilung. gr. 8. 1837. 2 Thlr. — 3 fl. 36 kr.

Weber, Dr. Georg, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältnifs zum Staat in Genf und Frankreich bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. gr. 8. 1836. 2 Thlr. — 3 fl. 36 kr.

Zeitschrift, kritische, für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, herausgeg. von Mittermaier und Zachariä. gr. 8. 1837. IX. Bd. 1—3 Heft. Der Band in 3 Heften $2\frac{2}{3}$ Thlr. — 4 fl.

Unter der Presse befindet sich, und erscheint nächstens:

Huschke, Ph. E., die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer Römischen Verfassungsgeschichte entwickelt. gr. 8. (30—36 Bg.)

Schlosser, Dr. F. C., Gechichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. II. Bd. gr. 8.

Zachariä, Dr. C. S., Handbuch des Französischen Civilrechts. Vierte umgearbeitete Auflage in 4 Bänden. gr. 8.

(Auf letzteres wird Subscription angenommen und dasselbe an die Subscribenten um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler als der Ladenpreis geliefert.)

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Büchner, Dr. Ed., Sammlung algebraisch-physikalischer Aufgaben für Gymnasien und Realschulen. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Caesaris, C. Iulii, Commentarii de bello gallico. Grammatisch erläutert durch Hinweisung auf die

Digitized by Google

Grammatiken von Zumpt und Schulz, von Dr. Moritz Seyffert. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Credner, Dr. C. A., Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil, in zwei Abtheilungen. gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Daniel, Dr. H. A., Tatianus der Apologet. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen. 8. sauber cartonirt. 1 Thlr. 7½ Sgr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Fritzsche, Dr. O. F., Commentatio de Theodori Mopsvesteni vita et scriptis. gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Geschichte, Neuere, der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 82stes oder 7ten Bandes 10tes Stück. 4. 20 Sgr. (16 Gr.)

Knapp, G. C., Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche. 2 Bände. Zweite unveränderte, mit einem Sach-, Wort- und Stellen-Register vermehrte, Auflage. gr. 8. 4 Thlr.

Register, Sach-, Wort- und Stellen-, zu Knapp's Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre. (Für die Besitzer der ersten Auflage, aus der zweiten besonders abgedruckt.) gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Nachricht, Aufserordentliche, über das durch Rhenius neubegonnene Missionswerk in Ostindien; erstattet von Dr. H. A. Niemeyer. Als Fortsetzung und Beilage zur Geschichte der evangel. Missions-Anstalt in Ostindien. 82stes oder 7ten Bandes 10tes Stück. 4. 2½ Sgr. (2 Gr.)

Peter, Dr. C., Commentatio critica de Xenophontis Hellenicis. gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Programm der Lateinischen Hauptschule zu Halle für das Schuljahr 1836 bis 1837. Inhalt: 1) Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion bis auf die Zeit des August. Eine litterarhistorische Abhandlung von Dr. L. Krahner. 2) Nachrichten über das Schuljahr 1836 bis 1837 von Dr. M. Schmidt. 4. geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Ruge, Dr. A., Neue Vorschule der Aesthetik. Das Komische mit einem komischen Anhang. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schirlitz, Dr. K. A., Lateinisches Lesebuch. Erster Cursus. Dritte verbesserte Auflage. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Schmidt, Dr. Herm., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini, expositio historica. Part. IIa. 4maj. geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, Dr. Max, Commentatio de tempore, quo ab Aristotele libri de arte rhetorica conscripti et editi sint. 4 maj. geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Splittegarb, C. F., Anleitung zum Rechnen. 1ster Theil. Zehnte verbesserte Auflage. 8. 6¼ Sgr. (5 Gr.)

Weber, Dr. W. E., Schule und Leben. Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

— — Goethe's Faust. Uebersichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verständnisses. 8. sauber broch. 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten

der

Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder

und

Aller Praktik Grofsmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfafst

von

Dr. *Wilhelm Körte.*

Gr. 8. In vier Lieferungen. Geh. Preis des Ganzen 2⅔ Thlr.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mufst Du es **zu eigen** haben!

Leipzig im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige.

I. KANT'S

sämmtliche Werke.

Mehr als wir es wissen, ruhet unsere jetzige, wissenschaftliche, moralische und religiöse Bildung auf der Kantischen Philosophie. Abgesehen von ihrer ewigen Bedeutung für die Entwicklung der Speculation ist daher ihr Studium, ihre Kenntnifs wenigstens nach irgend einer Seite hin jedem Gebildeten wichtig, ja nothwendig. Die bisherige Zerstreutheit der Kantischen Schriften erschwerte aber eine einigermafsen bequeme und zu-

Digitized by Google

sammenhängende Einsicht aufserordentlich. Bei Antiquaren, auf Auctionen, mufste man sich gröfstentheils die einzelnen Werke zusammenraffen. Mehr als dreifsig Jahre sind seit Kant's Tode verflossen. Mit jedem steigert sich die Schwierigkeit, sich in den Besitz seiner Schriften zu setzen, so dafs selbst namhafte Bibliotheken, in Ansehung ihrer, empfindliche Lücken haben. In England, in Frankreich würde man schon aus Interesse für den Ruhm der Nation eine Concentration der Schriften eines welthistorisch so denkwürdigen Mannes in einer Gesammtausgabe viel früher veranstalten. Bei uns dauert es länger, ehe wir dazu kommen. Wir behelfen uns kümmerlich, so lang es irgend geht. Allein endlich müssen auch wir dem unsterblichen Geist den seiner würdigen Tribut zollen. Selbst die immer wachsende Aufmerksamkeit des Auslandes nöthigt uns dazu, denn man erkennt jetzt in Holland, Frankreich, England sehr wohl, dafs man Hegel, Schelling, Fichte, Jacobi und so viel andere Notabilitäten unserer Literatur ohne Kenntnifs der Kantischen Philosophie als ihres wahrhaften Mittelpunktes nicht gründlich verstehen könne. Die Periode einer heftigen Reaction gegen dieselbe ist in Deutschland vorüber. Man hat zu begreifen angefangen, dafs Kant nicht so schnell auszulernen sei. Die empfängliche Stimmung überwiegt schon die eine Zeit lang modisch gewordene polemische Gereiztheit, an einigen seiner tiefsinnigen Irrthümer zum Ritter zu werden. Wo Kant auch nicht das Letzte erreichte, da hat er es doch angestrebt, erahnt und in grofsartigen Inconsequenzen angedeutet.

Die Unterzeichneten sind in ihrer Tendenz, für die der Deutschen Nation anvertraute Erbschaft der Kantischen Werke alle ihnen mögliche Sorge zu tragen, mit dem Herrn Verleger zusammengetroffen, der seit Jahren denselben Lieblingswunsch genährt hat, dem grofsen Philosophen das ihm zuständige literarische Monument zu erbauen. Der eine der Herausgeber wird als Historiker durch den grofsartigen Einflufs Kant's auf die gesammte intellectuelle Cultur seines Vaterlandes Preufsen; der andere durch sein unmittelbares Verhältnifs zur Philosophie und durch den zufälligen Umstand, an der Königsberger Universität denselben Lehrstuhl, wie einst Kant, inne zu haben, zur reinsten Begeisterung für das Unternehmen gestimmt. Sie werden mit dem Herrn Verleger wetteifern, die Gesammtausgabe der Kantischen Werke so wohlgeordnet, so correct und geschmackvoll zu veranstalten, als der Ernst der Erkenntnifs der Wahrheit, als der Ruhm des Weisen und die Ehre Deutschlands es erheischen. Obwohl unsere Zeit die Zeit der literarischen Ernten ist — Hegel's, Krause's, Schleiermacher's, Daub's und Anderer nachgelassene Schriften beschäftigen das Publicum —, so hoffen sie doch zuversichtlich den unverholensten Beifall und die lebhafteste Theilnahme.

Einige Theile werden etwas stärker ausfallen, als andere. Man konnte sich nicht entschliefsen, nur des äufsern Gleichmafses wegen die Kritik der reinen Vernunft nicht als ein Ganzes zu geben. Kant hat nie ein Buch in zwei Bänden edirt. Eben so wenig war es aber möglich, jede Schrift zu vereinzeln, denn dadurch würde wiederum eine zu grofse Ungleichmäfsigkeit entstanden sein. Wo der Umfang eines Bandes, den man um der Gleichartigkeit des Inhalts willen nicht trennen mochte, zu sehr anschwoll, ist er, ihn für die Handhabe des Lesers bequemer zu machen, in zwei Abtheilungen zerlegt. Doch läfst sich vor dem Druck hierüber kaum etwas mit Sicherheit bestimmen.

In der Ordnung ist gesucht worden, den chronologischen Entwicklungsgang so viel möglich mit dem Sachunterschiede zu vereinigen. Von den Vorlesungen Kant's sind nur die durch ihn selbst anerkannten aufgenommen.

Eine Biographie Kant's, vollständiger und präciser, als die bisherigen, durfte dem Unternehmen nicht fehlen. Ein treues Bildnifs Kant's in Stahlstich und ein lithographirtes Facsimile von Schriftproben aus verschiedenen Lebensperioden werden hinzugefügt. Aus einem bedeutenden, im Besitz der hiesigen Königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen Nachlafs, insbesondere praktischen Inhalts, wird das Interessanteste mitgetheilt.

Endlich aber mufsten auch die tiefen Erschütterungen, welche Kant's Philosophie bewirkte, die Bedingungen, die sie vorfand, die Consequenzen, die sie hervorrief, nach ihrem weithingreifenden Umfang in gedrängter Kürze geschildert werden. Eine Geschichte der Kantischen Philosophie mufste für die leichtere Auffassung der einzelnen Werke Sorge tragen, da unsere Zeit diese Philosophie nicht vor sich, sondern hinter sich hat.

Besondere Rechtfertigungen über die gewählte Folge der einzelnen Schriften, über das jedesmalige Verfahren bei der Textrevision, über die benutzten Hülfsmittel, über Orthographie und Interpunction, werden an Ort und Stelle in den Vorreden zu den einzelnen Bänden gegeben werden. Die ganze Ausgabe umfafst zwölf Bände.

Die Herausgeber haben das gesammte Material folgendermafsen unter sich getheilt, wobei sie natürlich von allen herkömmlichen Theilungen absehen und sich lediglich an die innere Zweckmäfsigkeit der Sache selbst halten mufsten:

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. *Rosenkranz.*
II. Kritik der reinen Vernunft. *Rosenkranz.*
III. Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik; Logik. *Rosenkranz.*
IV. Kritik der Urtheilskraft; vom Schönen und Erhabenen. *Rosenkranz*
V. Zur Philosophie der Natur; von der wahren Schätzung lebendiger Kräfte; metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. *Schubert* und *Rosenkranz.*
VI. Physikalische Schriften; Naturgeschichte des Himmels; physische Geographie. *Schubert.*
VII. Anthropologisch praktische Schriften:
Erste Abtheilung: Anthropologie. *Schubert.*
Zweite Abtheilung: Pädagogik; die Krankheiten des Kopfes; zum ewigen Frieden u. s. w. *Schubert.*
VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; Kritik der praktischen Vernunft. *Rosenkranz.*
IX. Rechtslehre; Tugendlehre. *Schubert.*
X. Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft; Streit der Fakultäten. *Rosenkranz.*
XI. Biographie Kant's, Briefe und Nachlafs. *Schubert.*
XII. Geschichte der Kantischen Philosophie. *Rosenkranz.*

Königsberg, am 9. Juli 1837.

K. Rosenkranz. *F. W. Schubert.*
Professoren an der Universität zu Königsberg.

Der Verleger wird den Werken Kant's die gröfste Sorgfalt widmen. Jährlich sollen vier bis sechs Bände erscheinen.

Der Subscriptions-Preis ist auf $1\frac{1}{2}$ Thlr. für 24 Druckbogen festgestellt, welchen nach Erscheinen jeder Lieferung zu erhöhen ihm vorbehalten bleibt.

Das Bildnifs Kant's und das Facsimile seiner Handschrift sollen die Subscribenten als Zugabe erhalten.

Leipzig, im Juli 1837.

Leopold Vofs.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Zug der Israeliten
aus
Aegypten nach Kanaan.
Ein Versuch
von
Karl von Raumer.
Beilage zu des Verfassers „Palästina".
Mit einer Karte.
Gr. 8. Geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Den zahlreichen Verehrern von Raumer's „Palästina" (1835,

Digitized by Google

1½ Thlr.) wird diese Beilage eine um so willkommnere Gabe sein, als sie der Lösung eines Resultats sich zu nähern sucht, welches seit Hieronymus bis auf Goethe und Rosenmüller auf die verschiedenartigste Weise erstrebt wurde. Die sauber gestochene Karte wird auf besonderes Verlangen auch einzeln (zu ¼ Thlr.) abgegeben.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Duncker, Dr. L., die Lehre von den Reallasten, in ihren Grundzügen dargestellt. 16 Bogen. gr. 8. 1 Thlr. — 1 fl. 45 kr.

Albrecht, Prof. Dr. J. A. M., die Ausbildung des Eventualprincips im gemeinen Civilprocefs. 5 Bogen. gr. 8. br. ¼ Thlr. — 36 kr.

Koch, Prof. Dr. Chr., Grundsätze der Erziehung, des Unterrichts und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. K. F. Chr. Wagner. Zweite Ausgabe. 17¼ Bogen. gr. 8. br. ⅚ Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Isokrates Panegyricus. Aus dem Griechischen übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von Dr. J. Hoffa. 3⅚ Bogen. gr. 12. br. ¼ Thlr. — 24 kr.

Müller, Prof. Dr. Jul., unsre Pflicht gegen Gott u. gegen die Ordnungen der bürgerlichen Gemeinschaft. Eine Predigt. Velin-Papier. 1 Bogen. gr. 8. br. 1/12 Thlr. — 9 kr.

Suabedissen, Hofrath Dr. D. Th. A., die Grundzüge der Metaphysik. 10½ Bogen. gr. 8. br. ¾ Thlr. — 1 fl. 20 kr.

Landgrebe, Dr. G., über die chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichts. 37¾ Bogen. geb. 3 Thlr. — 5 fl. 24 kr.

Marburg, im Juli 1837.

N. G. Elwert.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abrifs der Geschichte der Philosophie

von

Karl Ludwig Kannegiefser.

Eine kurze und zweckmäfsige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classen eines Gymnasii sehr nützlich.

HERDER.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier ¾ Thlr.

Früher erschien und wurde mit grofsem Beifall aufgenommen:

Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. ⅚ Thlr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Friedrich Schulthefs in Zürich ist so eben erschienen:

Die Auflösung der höhern numerischen Gleichungen

als Beantwortung einer von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Preisfrage.

Von

Dr. *C. H. Gräffe*,

Professor der Mathematik.

4. 38 S. br. 7/12 Thlr.

Vom nämlichen Herrn Verfasser ist erschienen:

Lehrbuch der reinen Mathematik.

1r. Theil. die Elemente der Arithmetik und Algebra und der ebenen Geometrie enthaltend.

gr. 8. S. 366. mit 4 Tafeln. 1⅞ Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Ueber die

Gesetzgebung der Presse.

Ein Versuch

zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege.

Von

Franz Adam Löffler.

Erster Theil. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieser erste Versuch einer Wissenschaft der Presse enthält eine umfassende Darstellung aller, diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Verhältnisse, und verdient die gröfste Beachtung.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Zweites Semester.) № 3.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von
Friedrich Perthes aus Hamburg
ist im Laufe des Jahres 1837 erschienen:

Symbolik
der
Lutherischen Kirche
von
Ed. Köllner,
außerordentl. Professor der Theologie in Göttingen.

(Der Symbolik aller christlichen Confessionen 1r Theil.)
gr. 8. Preis 3 1/3 Thlr.

Nach dem wirklichen Zustande der Theologie und des religiösen Lebens in der evangelischen Kirche ist der Glaube der Symbole jetzt die Lebensfrage dieser Kirche. Darum muſs gewiſs die Geschichte wie die Lehre der Symbole genau gekannt werden, weil nach beiden erst ein richtiges Urtheil über die Bedeutung und den Werth der Symbole für das äuſsere und innere Leben der Kirche möglich ist. Gleichwohl ist — obwohl nach den da gewesenen Zuständen der Theologie erklärlich — seit 1781 kein umfassendes Werk über obige Rücksichten erschienen. Vorstehendes Werk will nun zuerst äuſserlich die Geschichte der Symbole darstellen, sowohl nach ihrer politischen Entstehung, als literarisch, und zwar gründlich und genau, so daſs, wenn irgend möglich, sogar die letzten Quellen abgedruckt sind, so wie es in einem kurzen Abrisse die Lehre der Symbole aus diesen selbst entwickelt. Aber es verbreitet sich dann auch über die für das Gesammtleben der Kirche so wichtigen Fragen: über die geschichtliche Auctorität der Symbole in der lutherischen Kirche, über die Praxis der neueren Zeit für die Verpflichtung auf die Symbole, welche Auctorität den Symbolen überhaupt in der evangelischen Kirche gebühre, insbesondere der jetzigen, und ob man nicht besser neue schaffe? Wie es Absicht des Werkes ist, die Bedeutung eines öffentlichen gemeinsamen Kirchenglaubens und damit eines gemeinsamen Glaubenslebens wieder in's Gedächtniſs zu rufen, so ist auch bei den einzelnen Symbolen ein bestimmtes Urtheil über Werth und Bedeutung des einzelnen für die Kirche überhaupt, nach dem Maaſsstabe der Schrift, versucht. Der enge Zusammenhang aber, in welchem die Symbole und ihre Lehre mit dem ganzen Leben der Kirche stehen, hat den Verfasser veranlaſst, den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche, der keineswegs ein glücklicher ist, in einer ausführlichen Vorrede zu beleuchten, und es dürften die Klagen über Zustand und Form unserer Kirche wohl Anlaſs zu mancher ernsten Betrachtung nicht weniger für die Laien, als die Theologen unserer Kirche geben.

Das
Christenthum
in
Frankreich
innerhalb und auſserhalb der Kirche
von
Herm. Beuchlin.
gr. 8. Preis 2 1/3 Thl.

Das religiöse Leben in Frankreich hat, seit die Religion oder Kirche aufgehört hat, eine politische Macht und Partei zu seyn, nicht nur eine neue Gestalt, sondern auch einen neuen Aufschwung genommen. Es haben sich, vom Auslande und selbst von der Menge in Frankreich wenig beachtet, religiöse Tendenzen gebildet und zum Theil sehr markirt ausgebildet, welche wohl bald, besonders in Deutschland, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden. Gregorianische und nordamerikanische Ideen haben zu dem Streben, Kirche und Staat radical zu trennen und die Religion also völlig zu emancipiren, zusammengewirkt, während Romantiker und Gouvernementale sich als Vorläufer einer zu erzwingenden Einheit der Gesellschaft durch die Einheit des Katholicismus ankündigen. Beide Elemente scheinen ihre Kräfte als zu einem nahen Kampfe zu messen. Je gröſser die Auflösung des religiösen Lebens ist, desto mehr ist nun das Bedürfniſs organisirender, gründlich und praktisch heilender Ideen und Mittelpuncte erwacht und thätig. Die einen halten um so fester an den Buchstaben des historisch gegebenen Kirchenthums, während andere in freiem, aber festem Verein, zum Theil im Namen wahrhaft evangelischer Freiheit, mit dem Schwert des Geistes das in sich unsichere Geschlecht zu bezwin-

Digitized by Google

gen suchen. Die gesetzlichen Verhältnisse, wie der Thatbestand der Staatskirchen, Zweck und Ursprung, wie bisherige Leistungen der Dissenters de la Mennais und Bautin, die evangelische Gesellschaft, sodann geistlosere Versuche der Religionsmacherei, Erziehung und Schule, die sittlichen und religiösen Ideen, Gewohnheiten und Vorurtheile, welche das französische Volk in den Gerichtsverhandlungen und im Theater, in Literatur und häuslichem Leben, in Freud' und Leid verräth, das kurz zusammenzufassen, wie es in sich zusammenhängt und sich widerspricht, hat vorliegendes Buch sich als Aufgabe gesetzt.

Nähere und entferntere Bekanntschaft mit den dabei thätigen Personen, freundliche Handreichung von mehreren Seiten, das Leben in der Mitte des französischen Volks und französischer Familien haben den Verfasser so sehr begünstigt, dafs er sich zur Mittheilung des Geschauten und Erlebten berechtigt, ja verpflichtet glaubte.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten
für
Frauenkrankheiten,
oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem Vereine praktischer Aerzte.

Ersten Bandes 1stes und 2tes Heft.

Gr. 8. Jedes Heft $\frac{2}{3}$ Thlr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Fluth medicinischer Schriften eine schätzbare Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte, welcher nicht viel auf seine Bibliothek verwenden kann oder will, für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müfste.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Fries, Jac. Fr., die Geschichte der Philosophie, dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. 1r. Band. gr. 8. Preis 3 Thlr.

Ohne den geschichtlich-biographischen Theil der Geschichte der Philosophie bedeutend zu erweitern, giebt doch dieses neue Werk des berühmten Verfassers, die Frucht vieljähriger Betrachtungen und Untersuchungen auf diesem Gebiete, einen Fortschritt der Wissenschaft, da der Verf. überall bemüht ist, die Entwickelung der Philosophie zu verfolgen und die Welt- und Lebensansichten in ihren Umwandlungen schärfer und durchdringender darzustellen, als dies bisher irgendwo geschehen ist. Klarheit und Bündigkeit der Darstellung werden es vorzüglich empfehlen. Der erste Band enthält die Geschichte der alten Philosophie, dem ein zweiter, die folgenden Zeiträume umfassend, schnell nachfolgen wird.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichnifs
einer
wohlfeilen juristischen Bibliothek.

Eine Sammlung von 143 Werken von gröfstentheils bekannten und berühmten juristischen Schriftstellern, als: Anton, Balthasar, Beck, Biener, Flintberg, Gutjahr, Hellfeld, J. B. Müller, Pfotenhauer, Schaumburg, Schmidt, Spangenberg, Starke, Tittmann, Wenck, Winkler u. a. m.; welche, mit Ausnahme weniger Artikel, auf einige Zeit für die beigedruckten bedeutend ermäfsigten Preise, von unterzeichnetem Verleger geliefert werden, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig, im August 1837.

Carl Cnobloch.

Bei *Firmin Didot frères et Comp.* in Paris ist erschienen:

Bibliothèque des Classiques Grecs avec la traduction latine et les index latins. I. Band. Homer. 1. Lfg. Preis jeder Lieferung $3\frac{1}{2}$ gGr.

Diese Ausgabe der griechischen Klassiker bildet mit dem Thesaurus Graecae Linguae von Henricus Stephanus eine Haupterscheinung in der neuen philologischen Litteratur. Sie vereinigt mit ausgezeichnet schöner typographischer Ausführung die gröfste Wohlfeilheit. Die griechischen Texte und lateinischen Uebersetzungen sind von den ersten Philologen Deutschlands und Frankreichs, unter welchen wir die Herren Dindorf, Hase, Boissonnade, Letronne, Burnouf u. a. zählen, bearbeitet.

Der erste Band enthält den Homer und die Fragmente der Cycliker und wird ohngefähr $3\frac{1}{2}$ bis 4 Rthlr. kosten. Die erste Lieferung, so wie ausführliche Prospekte, sind an alle deutsche Buchhandlungen versandt.

Paris, im September 1837.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichnifs

einer

wohlfeilen philologischen und pädagogischen Bibliothek

für Sprach-, Alterthums- und Geschichtsforscher, und insbesondere für Gymnasien und höhere Bürgerschulen,

bestehend aus einer Sammlung von 241 Werken, theils Ausgaben und Uebersetzungen der vorzüglichsten Schriftsteller der Griechen und Römer von Beck, Born, Dindorf, Eichstädt, Friedemann, Gedike, Göller, Kühn, Ruhnken, Titze, Weifse u. A., theils Lehr- und Wörterbüchern, Jugendschriften für das reifere Alter, umfassenden wissenschaftlichen Werken, Monographien und Zeitschriften von Beck, Bernstein, Boissonade, Friedemann, Fabricius, G. Hermann, Hezel, Hoffmann, Jahn, Klotz, Philippi, Pölitz, A. W. v. Schlegel, A. Schoppe, Schröder, Schulz, Simon, Struve, de Wette und vielen andern berühmten und bewährten Alterthumsforschern und Pädagogen, von denen (mit Ausnahme einiger Artikel) eine bestimmte Anzahl Exemplare für die beigedruckten sehr ermäfsigten Preise von unterzeichnetem Verleger geliefert werden.

Philologen und Alterthumsforscher werden besonders auf die darin enthaltene schöne Sammlung der „Opera medicor. graecor." 26 Vol. in 28 Partes (Ladenpreis 140 Thlr. jetzt 45 Thlr.) und „Fabricii Bibliotheca graeca ed. Harles" 12 Vol. (Ladenpreis 68 $^{2}/_{3}$ Thlr. jetzt 30 Thlr.) aufmerksam gemacht.

Leipzig, den 1. September 1837.

Carl Cnobloch.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Aristophanes Werke.

Uebersetzt

von

Joh. Gust. Droysen.

Zweiter Theil.

8. Velinpap. geh. 1 $^{1}/_{2}$ Thlr.

Inhalt: *Die Wespen, die Acharner, die Ritter.*

Jedem Freunde der dramatischen Literatur bietet sich hiermit die Gelegenheit dar, die sämmtlichen Komödien und Fragmente des Aristophanes in geistreicher und sinngetreuer Uebersetzung kennen zu lernen. Die ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen werden das Verständnifs wesentlich erleichtern, und wir glauben daher darauf rechnen zu dürfen, dafs dieser zweite Theil die allgemeine Theilnahme der gelehrten Welt und des gebildeten Publikums in noch höherem Grade in Anspruch nehmen werde, als dies der erste bereits gethan hat. Das ganze aus 4 Bänden bestehende Werk wird auf höchstens 6 $^{1}/_{2}$ Thlr. zu stehen kommen und hoffen wir es in der kürzest möglichsten Zeit zu beenden.

Berlin, September 1837.

Veit et Comp.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Weber, Dr. W. E.. (Professor, Director der Gelehrtenschule zu Bremen) Schule und Leben. Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. Preis 1 $^{1}/_{2}$ Rthlr.

Inhalt. Erste Abtheilung: Schulreden. I. Ueber die Idee der Erziehung. II. Einige Worte zur Beleuchtung des Satzes: Wir lernen nicht für's Leben, sondern für die Schule. III. Ueber die Würde des Gelehrtenberufs. IV. Ueber das Zusammenwirken der Thätigkeiten zur Förderung der höchsten Zwecke der Menschheit. V. Leiden und Freuden des Schulmannes. VI. Ueber die Wahrhaftigkeit, als nothwendigen Charakter eines wissenschaftlichen Lebens. VII. Ueber Wesen und Wirken der Begeisterung. VIII. Ueber die Stellung des öffentlichen Lehrers zu den Bewegungen der Zeit. IX. Ueber die Hindernisse der wahren Bildung für's Leben. X. Ueber die Wahl des Berufs. XI. Ueber den sogenannten Nutzen der Geschichte. XII. Ueber den Mifsbrauch der Ausdrücke Genie und Genialität. XIII. Am Grabe des Prof. Dr. Franz Carl Mertens. XIV. Am Grabe des emeritirten Lehrers Dr. Wilhelm Christian Müller.

Zweite Abtheilung: Abhandlungen. Ueber die moderne Liberalität in der Schulzucht. II. Abermals über Gymnasien. Expectorationen eines Schulmannes u. s. w. III. Ueber amtliche Stellung und Wirksamkeit der Lehrer an Gymnasien, und insbesondere über Verhältnifs und Functionen eines Directors. IV. Ueber die Schulzucht des Herrn Kirchenrathes Dr. Stephani.

Cousin's Reise nach Holland.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz, Hollands und Dännemarks zu haben:

Cousin, V., (Staatsrath)

Reise nach Holland,

besonders in Beziehung auf den

öffentlichen Unterricht.

Aus dem Französischen

von

Dr. J. C. Kröger.

2 Bände. gr. 8.. Altona, Hammerich. broch. 3 Rthlr.

Es ist ein freudiges Gefühl, bei der grofsen Masse werthloser literarischer Erscheinungen auch hin und wieder ein Werk hervorgehen zu sehen, das in jeder Beziehung classisch genannt werden kann. Cousin hat durch seine Berichte über das Schulwesen in Deutschland bekundet, wie er mit aufserordentlichem Glück und umfassendem Geiste eine Bahn betreten hat, die ihm vorzugsweise angewiesen zu sein scheint. Diese jetzt erschienene Reise nach Holland übertrifft womöglich noch an klarer Darstellung, an überraschenden Reflectionen und Mittheilungen die Berichte über Preussen.

Nicht allein Staats- und Schulmänner, sondern jeder gebil-

Digitized by Google

dete Leser wird mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese Reise verfolgen und mit Bewunderung über die geistreiche Auffassung und talentvolle Darstellung für den Verfasser erfüllt werden. Die Uebersetzung ist von Herrn Dr. Kröger, einem durch ganz Deutschland hochgeachteten Pädagogen. Die typographische Ausstattung ganz vorzüglich.

Im Verlage von *G. P. Aderholz* in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ambrosch, Prof. Dr. Jul. Athan., de Charonte Etrusco commentatio antiquaria. Accedunt Vasorum Fictilium, quae in Museo Regio Berolinensi asservantur, picturae adhuc ineditae tres lapidibus inscriptae. 4 maj. geh. $\frac{11}{12}$ Thlr.

Biernecki, Joh., theoretisch-praktische Grammatik der polnischen Sprache. 8. geh. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Catechismus romanus ex Decreto Concilii Tridentini et Pii V. Pont. Max. jussu editus. Editio nova ad editionem principem Manutianam anni 1566 accuratissime expressa. Praemissae sunt notitiae ad historiam hujus operis pertinentes. 8 maj. geh. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Elsner, M., Flora von Hirschberg und dem angränzenden Riesengebirge. 12. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Ergänzungen und Erläuterungen der preufs. Rechtsbücher durch Gesetzgebung und Wissenschaft. Herausgegeben von **H. Gräff, C. F. Koch, L. v. Rönne, H. Simon** und **A. Wentzel**. 1ste, 2te und 3te Abth. gr. 8. geh. à $\frac{3}{4}$ Thlr.

(Das Ganze in 16 Abtheilungen.)

Geppert, G., praktischer Lehrgang der Rechtschreibung und Interpunktion. Für Volksschulen. 2te Auflage. 8. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Neue Sammlung. 8. geh. Velinpapier. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Hoffmann, Prof. Dr. H., Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. IIr. Theil; auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Altdeutsche Gedichte, gröfstentheils aus österr. Bibliotheken. gr. 8. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

(Preis des I. Bandes 2 Thlr.)

— — Horae Belgicae. Pars V. Sub titulo: Lantsloot ende die scone Sandrijn. Renout van Montalbaen. gr. 8. $\frac{3}{4}$ Thlr.

(Pars I. $^2/_3$ Thlr. II. 1 Thlr. III. $^1/_2$ Thlr. IV. 1 Thlr.)

Koch, C. F., schlesisches Archiv für die praktische Rechtswissenschaft. Ir. Bd. 1s. u. 2s. Heft. gr. 8. geh. $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Preufs, Ad. A. L., über evangelischen Kirchenbau. Ein Votum vom Standpunkte der theologischen Wissenschaft und geistlichen Praxis. Mit 3 Tafeln. gr. 8. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Neue, wohlfeile Schulausgabe
von
Q. HORATIUS FLACCUS
recensuit
Jo. Casp. Orellius
addita est familiaris interpretatio.
Vol. I.

8. Turici, sumpt. Orellii, Fuesslini et Soc.

Preis: 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Den Herren Lehrern an Gymnasien, welche diese schöne Ausgabe (über deren Werth sich schon mehrere kompetente Richter vortheilhaft ausgesprochen haben) ebenfalls einer nähern Prüfung unterlegen wollen, um sie dann in ihrer Klasse einzuführen, werden wir auf Verlangen ein Gratis-Exemplar zukommen lassen.

Beim diesmaligen Semesterwechsel machen wir aufmerksam auf folgende, schon in vielen Gymnasien eingeführte Schulbücher:

Arriani expeditio Alexandri. Recognovit et explicavit **C. G. Krügerus**. Pars prior, scriptoris libros continens. gr. 8. Druckpap. $\frac{2}{3}$ Thlr. Velinpap. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Aurelius Victor, Sextus, de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse für Schulen. Herausgegeben von Dr. **Brohm**. Zweite Ausgabe. 8. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Baltousch, S. E., Grundrifs der Elementar-Arithmetik und algebraisches Kopfrechnen. gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Ciceronis, de officiis libri tres. Mit einem deutschen Commentar von **T. F. Degen**. Dritte Auflage. 8. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Schmieder, vollständiger Atlas zur alten Erdbeschreibung. 12 Blätter in Folio. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlin, September 1837.

Veit et Comp.

Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache.

Bei *Orell, Füfsli et Comp.* in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Lieder der Edda
von
den Niebelungen.
Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen
von
Ludwig Ettmüller.

gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Diese zweckmäfsige Bearbeitung der Edda-Lieder hat bereits Anerkennung gefunden (vide Rec. Litt. Blatt zum Morgenblatt Nro. 70) und ist in mehreren Gymnasien eingeführt.

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

Jahrbücher No. 1—20.

Seite

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus **Dissenius**. Pars Prior, Disquisitiones de Vita et Poesi Tibulli. Carmina. Accedunt lectiones editionis Pinellianae nunc primum collatae. — Pars Posterior, Commentarium continens. Gottingae, MDCCCXXXV. — F. **Haase**. 33

Casper, die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. Auch unter dem Titel: Beiträge zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Zweiter Band. Berlin, 1835. — Ludwig **Moser**. . 84

Dittenberger, Conspectus introductionis in theologiam homileticam. Viro — Joanni Frid. **Abegg**. Heidelb. 1836. — D. **Marheineke**. 103

Ehrenberg, Beobachtung einer auffallenden bisher unerkannten Structur des Seelenorgans bei Menschen und Thieren. Ein in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im October 1833. gehaltener Vortrag, revidirt im Febr. d. J. Berlin, 1836. — **Purkinje**. 149

Gans, Rückblicke auf Personen und Zustände. Berlin, 1836. — Th. **Mundt**. 133

v. **Ledebur**, Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehents zur Kenntnifs Germaniens zwischen Rhein und Weser, mit besonderer Rücksicht auf: das Land und Volk der Brukterer. Berlin, 1837. — Heinrich **Leo**. 45

Seite

Marheineke, Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens für denkende Christen und zum Gebrauch in den oberen Klassen an den Gymnasien. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, 1836. — Karl **Rosenkranz**. 25

Reichard, Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. Güns, 1836. — A. v. **Roon**. 23

Rust, Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde. Zweiter Band. Berlin, 1836. — C. **Kluge**. 19

Schweizer, über Begriff und Eintheilung der practischen Theologie. Leipzig, 1836. — D. **Marheineke**. . 75

Schweizer, wiefern die liturgischen Gebete bindend sein sollen; in der Züricherischen Synode vorgetragener Kommissional-Antrag. Zürich, 1836. — D. **Marheineke**. 82

Uschold, Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch. Stuttgart und Augsburg, 1836. — **Lange**. 121

De Wette, kurzgefafstes exegetisches Handbuch zum neuen Testament. Ersten Bandes erster Theil. Kurze Erklärung des Evangeliums Matthäi. Leipzig, 1836. — **Straufs**. 1

De Wette, kurze Erklärung des Briefes (Pauli) an die Römer. Leipzig, 1835. — **Binder**. . . . 65

Digitized by Google

In der Verlagshandlung dieser Jahrbücher ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisebriefe aus Belgien.

Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Von Dr. J. W. Loebell. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Der geistreiche Verfasser theilt in diesem Werke die interessanten Resultate seiner im Jahre 1835 durch den jungen Staat von Belgien unternommenen Reise in höchst ansprechender und geschmackvoller Weise mit. Seine Bemerkungen sind eben so tief als umfassend, indem sich dieselben mit gleicher Vorliebe dem geselligen und industriellen Leben, als der Kunst, dem Staate und der Politik zuwenden. Ohne Hafs und Neigung sind die Belgischen Verhältnisse, die Lage und die Bedingungen des Gouvernements, die Stellung zu Frankreich, zu Deutschland und zu Preufsen insbesondere mit grofser, auf wissenschaftlichen Grundlagen ruhender Sachkenntnifs aufgefafst. Diese Mittheilungen müssen um so willkommener seyn, je unbekannter alle diese Zustände bisher geblieben, je schiefer sie beurtheilt worden sind. Aufserdem machen wir das Publikum auf die gediegene Abhandlung „über historische Politik" aufmerksam.

Der Ugrische Volksstamm

oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferdinand Heinr. Müller. Erster oder geographischer Theil. Erste Abtheilung. gr. 8. Preis 3 Thlr.

Der Herr Verfasser giebt in diesem geographischen Theile seines Werkes zuerst eine ausführliche Schilderung des wenig und höchst ungenügend bekannten Terrains, auf welchem sich das Leben derjenigen asiatischen Völker bewegt hat, welche von der Zeit der Volkerwanderung an so einflufsreich in die europäische Geschichte eingegriffen haben, um dann auf diesen Grundlagen die historische Darstellung in der zweiten Abtheilung folgen zu lassen. Bei der Schilderung der Naturgebiete von Ost-Europa greift der Verfasser in das asiatische Gebiet, und trifft hier gerade auf die Lokalitäten, wo Herr Professor Karl Ritter seine Forschungen über West-Asien abgebrochen hat, so dafs seine Arbeit allen mit den geographischen Wissenschaften näher Befreundeten als eine willkommene Fortführung der Forschungen jenes Begründers der neuen Geographie, welchem Herr Müller selbst einen grofsen Theil seiner Bildung zu verdanken hat, höchst willkommen seyn mufs. Die historischen Untersuchungen werden, mit Auslassung der unsichern und schwerlich von Fabeln und Hypothesen zu säubernden Scythischen Geschichten, mit den Alanen und Hunnen beginnen und bis zu dem achtzehnten Jahrhundert fortgeführt werden, in dessen Verlauf die russische Herrschaft auf den asiatisch-europäischen Grenzmarken fest begründet worden ist.

Gedichte

von Joseph Freiherrn von Eichendorff. 8. geh. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Unter Deutschlands Lyrikern ist Eichendorff einer der vorzüglichsten. Die längst gewünschte Sammlung seiner Poesien ist nun dem Publikum übergeben und wird den Freunden Deutscher Dichtkunst überall willkommen seyn.

Daub's Vorlesungen.

Nach dem Tode des edlen Veteranen Daub ist mit dem Schmerz über den grofsen Verlust in allen seinen zahlreichen Verehrern, Freunden und vormaligen Zuhörern gewifs zugleich der lebhafte Wunsch entstanden, es möchten die Früchte seines der Wahrheitsforschung und dem tiefsten Nachdenken so anhaltend und ungetheilt gewidmeten Lebens der Welt nicht länger vorenthalten seyn. Er selbst war von jeher zum Schreiben schwer zu bewegen; schwerfällig bewegte er selbst sich darin und schwer machte er es auch, wider seinen Willen, dem Leser oft, ihn zu verstehen. Was er hingegen im Vortrag der verschiedenen theologischen und philosophischen Wissenschaften gesprochen hat, ist, wie gediegen dem Inhalt nach, so auch der Form nach durchaus klar und verständlich, im reinsten und gefälligsten Styl gedacht. Was ihm in dieser Weise nachgeschrieben worden, hat er zum grofsen Theil sich vorlegen lassen und als das Seinige anerkannt. Je mehr wir nun den Wunsch theilen, es möchten die Schätze dieses reichen Geistes auch in der würdigsten und zuverlässigsten Weise zum bleibenden Vortheil für die Wissenschaft ans Licht gestellt werden, um so mehr sprechen wir vor allem die inständige Bitte aus, es möchte, in Rücksicht auf den grofsen Geistesaufwand des Urhebers, auf die begründeten Rechte der Familie und die feststehende Sitte, kein Unberufener solche Bekanntmachung von Nachschriften zum Gegenstande des Eigennutzes machen. Wir Unterzeichnete sind von der Familie beauftragt, die Herausgabe der Vorlesungen Daub's zu besorgen, und unterziehen uns diesem Geschäft mit aller Bereitwilligkeit und Aufopferung. Wir denken, entweder mit der theologischen Moral in drei, oder der Dogmatik in zwei Bänden, wie auch mit der philosophischen Anthropologie in Einem Bande den Anfang zu machen.

Berlin und Heidelberg, am 17. Decbr. 1836.

D. Marheineke. Lic. Dittenberger.

Wir haben den Verlag der Daub'schen Vorlesungen übernommen, und werden dieselben in Druck und Papier ganz wie „Hegel's Werke" ausstatten.

Um die Anschaffung zu erleichtern, werden wir denjenigen Subscribenten, welche sich zur Abnahme des Ganzen verpflichten, das Alphabet oder 24 Bogen nur zu $1\frac{1}{2}$ Thlr. Preufs. Cour. (2 Fl. 42 Kr. Rhein) berechnen, die einzelnen Werke aber zu dem Preise von 2 Thlr Preufs. Cour. (3 Fl. 36 Kr. Rhein.) für 24 Bogen ablassen.

Der Druck soll gleich nach Ostern 1837 beginnen, bis wohin zur Bestimmung der Auflage alle Bestellungen erbeten werden. Subscriptionen nehmen alle Buchhandlungen an, durch die auch nächstens eine ausführlichere Anzeige zu haben seyn wird.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Jahrbücher No. 21—40.

Seite

van Beymathoe Kingma, Historia ordinum Frisiae a Carolo V. usque ad ejuratum Philippum II. 1515—1581. Lugd. Batav. 1835. — Heinr. Leo. . . 285

Bialloblotzky, The Chronicles of Rabbi Joseph ben Joshua ben Meir the Sphardi. Vol. I. London, MDCCCXXXV. — Aschbach. 221

Beelaerts van Blokland, Historia ordinum generalium Belgii sub Carolo V. Lugd. Batav. 1836. — Heinr. Leo. 285

Champollion le Jeune, Grammaire Égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Paris, 1836. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. . . . 246

van Doorninck, Historia instituti cancellarii et consiliariorum in Transisalanian a Carolo V. et Philippo II. Daventriae, 1836. — Heinr. Leo. 285

Gordon, De potestate Guilielmi I., Hollandiae sub Philippo II. gubernatoris, cum ordinaria tum extraordinaria Lugd. Batav. 1835. — Heinr. Leo. . . 285

Jahn, System der Physiatrik oder der hippokratischen Medicin. Erster Band. Physiologie der Krankheit und des Heilungsprocesses oder allgemeine Pathologie und Jatreusiologie. Eisenach, 1835. — Stannius. 270

van Knobelsdorff, Ordinum generalium totius Belgii historia ab obitu Requesentii usque ad expugnatam Antverpiam 1576—1584. Lugd. Batav. 1835. — Heinr. Leo. 285

Lieberkühnius-Pohlmannianus, de auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, quaestiones criticae. (Eine von der Universität zu Jena gekr. Preisschrift). Lps. 1837. — Joh. v. Gruber. 174

Mundt, die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Berlin, 1837. — Klein. 177

Wilhelm Neumann's Schriften. In zwei Theilen. Leipzig, 1835. 318

Peyron, Lexicon linguae Copticae. Taurini, 1835. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. 246

Pfizer, über die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes. Stuttgart, 1835. — Heffter. 161

Reichard, Monarchie, Landstände und Bundes-Verfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und auf den gegenwärtigen Standpuncten der Staaten- und Bundes-Gesetzgebung. Erster Theil. Leipzig, 1836. — Heffter. 161

Seite

Bibliotheca Commentariorum in Scriptorus tam Graecos quam Latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi cura Ernesti Julii Richteri. Pars I. Conjuratio Catilinaria. Monachii, MDCCCXXXVI. Auch unter dem Titel: In C. Sallustii Crispi Opera praeter fragmenta omnia Commentarios virorum eruditorum cum variis lectionibus librorum tam manu scriptorum quam editorum praesertim codicis Erlangensis collegit, vitam auctoris et notitiam literariam praemisit, suasque notas et indices adjecit Ernestus Julius Richter. Pars I. Comment. in Sallustii conj. Catil. — Halm. . 204

Rosellini, I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati. Parte Seconda, Monumenti Civili, Tomo II. Pisa, 1834. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. . 246

Salvolini, Des principales expressions qui servent à la notation des Dates sur les monumens de l'ancienne Égypte d'après l'inscription de Rosette. Lettres à M. l'abbé Costanzo Gazzera. Lettre I. Paris, 1832. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. 246

Salvolini, Campagne de Rhamsès-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs Alliés. Manuscrit hiératique Égyptien appartenant à M. Sallier à Aix en Provence. Paris, 1835. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. . 246

Salvolini, Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes ancies égyptiens. Paris, 1836. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. 246

Scherer, Historia satisfactionis Rheno-Trajectinae. Amstelod. 1836. — Heinr. Leo. 285

Schmidt, über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schulen." Halle, 1836. — Wieck. . 214

Schultz, das System der Circulation, in seiner Entwickelung durch die Thierreihe und im Menschen und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen. Stuttgart u. Tübingen, 1836. — Carus 192

Tattam, Lexicon Aegyptiaco-Latinum ex veteribus linguae Aegyptiacae monumentis et ex operibus La Crozii, Woidii et aliorum summo studio congestum cum indice vocum Latinarum. Oxonii, 1835. — Dr. Jul. Ludw. Ideler. 246

van Tets, Historia muneris consiliarii pensionarii Hollandiae. Lugd. Batav. 1836. — Heinr. Leo. . 285

Tieck, der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten. Zwei Theile. Berlin, 1836. . . . 276

Digitized by Google

Lexicon der Römisch-Juristischen Latinität.

PROSPECTUS.

MANUALE
LATINITATIS FONTIUM
JURIS CIVILIS ROMANORUM,
THESAURI LATINITATIS EPITOME.
IN USUM TIRONUM.

AUCTORE

HENRICO EDUARDO DIRKSEN,

IURISCONSULTO.

Für das Studium der Terminologie der römischen Rechtsquellen bildete bisher das Werk des Brissonius, *de verborum significatione*, das namhafteste Hülfsmittel. Gleichwol war die Benutzung desselben weder ausreichend noch bequem zu nennen. Die nichts weniger als vollständige Auswahl der Artikel liefs das Zurathesiehen von Strauch's *Lexicon particularum iuris*, und Richter's *Tractat. de significat. adverbior.* überall nicht entbehren; um der Nachträge von Wunderlich zu des Brissonius Text gar nicht zu gedenken. Die noch weniger zu rechtfertigende Beschränkung, welche das Werk des Brissonius bei der Benutzung der Quellen des Vor-Justinianischen Rechts, und zum Theil sogar jener des Justinianischen, befolgt hat, machte es überdies nothwendig, auf des J. Gothofredus *Glossarium nomicum* zum Theodosischen Codex, so wie auf den *Index verbor.* in Schulting's *Iurisprud. Ante-Iustinian.* zurückzugehen. Dazu kam, dafs für die neuerdings aufgefundenen erheblichen Bereicherungen der Vor-Justinianischen Rechtsquellen, mit Ausnahme des *Promtuarium Gaianum* von Elvers, keine Uebersicht des Materials der juristischen Terminologie zur Hand war.

Hätte es sich nur darum gehandelt, die so eben gerügten Unbequemlichkeiten zu beseitigen, und daneben für die Bedürfnisse des Anfängers im Rechtsstudium Sorge zu tragen, so würde in Erwägung zu ziehn gewesen sein, ob nicht vielleicht die blofse Ergänzung und durchgängige Ueberarbeitung des Werkes von Brissonius als ausreichend erscheinen könne. Indefs eine sorgfältigere Prüfung des Gegenstandes liefs nicht verkennen, dafs die Unzulänglichkeit der ältern lexikographischen Leistungen weniger in den Resultaten zu suchen sei, als vielmehr in der Methode der Behandlung des Stoffes. Es konnte nicht darauf allein ankommen, die aufsergewöhnlichen Wortbedeutungen nachzuweisen, welche die röm. Rechtsquellen den einzelnen Redeausdrücken beilegen; es galt vielmehr, die Kunde der Eigenthümlichkeiten, welche jene Quellen bei der Bildung und Handhabung des gesammten juristischen Sprachschatzes zu erkennen geben, in einer möglichst einfachen und anschaulichen Weise, dem Gelehrten so wie dem Anfänger zugänglich zu machen. Inwiefern die analytische Methode der Lexikographie diesen Anforderungen zu genügen im Stande sei, hat der Verf. der gegenwärtig anzukündigenden Schrift an einem andern Orte (System der jurist. Lexikographie. Leipz. 1834. 8.) entwickelt. Der damals schon von ihm angedeutete Plan ist nunmehr zur Ausführung gebracht, nehmlich vor der Bekanntmachung des gröfsern Sprachwerks einen Auszug desselben, der vornehmlich das Bedürfnifs des Anfängers befriedigen soll, der Veröffentlichung zu übergeben.

Das Verhältnifs dieses Auszuges zu der gröfsern Arbeit ist durch die Bestimmung desselben vorgezeichnet. Ohne dem wesentlichen Theil des Inhalts irgend etwas zu entziehen, ist der Verf. beflissen gewesen, in dem Umfange der Ausführung das erforderliche Maafs zu halten. Zugleich mufste dasjenige entfernt werden, was der Anfänger weniger vermissen dürfte, nehmlich die Ausführlichkeit kritischer Nachweisungen, und der gesammte literarische Apparat. Ueberall aber sind es nur die Quellen des röm. Rechts, Vor-Justinianischen und Justinianischen Ursprungs, deren Ergebnisse für den lateinischen Sprachgebrauch hier, in angemessener Zusammenstellung, dargelegt werden sollen.

Wenn aus dem Vorstehenden hervorgeht, wie das angekündigte Werk einem Bedürfnisse des gesammten juristischen Publikums entgegenkommt, so wollen wir durch eine lieferungsweise Ausgabe und einen wohlfeilen Preis es auch Allen zugänglich machen. — So viel sich ermessen läfst, wird das ganze Werk ungefähr 100 Druckbogen in gr. 4. stark werden. Diese 100 Bogen werden wir in Lieferungen von 12 bis 15 Bogen ausgeben, möglichst so, dafs ein Buchstabe sich abschliefst, und den Subscribenten jede Lieferung mit 1 Thlr. berechnen. Das Ganze wird etwa 6¾ bis 7 Thlr. kosten.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an, bei welchen auch Anzeigen nebst Druckproben gratis zu haben sind.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Jahrbücher No. 41—60.

Seite

Anacreontis carminum reliquias edidit Theod. Bergk. Lipsiae, 1834. — Kleine, in Duisburg. . . 359

Aycke, Fragmente zur Naturgeschichte des Bernsteins. Danzig, 1835. — R. Blum. 344

Baader, über das Leben Jesu von Strauſs auf Veranlassung einer in der allgemeinen Zeitung (10. Januar 1836.) enthaltenen Anzeige dieser Schrift aus einem Sendschreiben an Hrn. Dr. Malfatti in Wien. München, 1836. — Lic. Bauer. 321

Berres, Anatomie der mikroskopischen Gebilde des menschlichen Körpers. I—VI. Heft. Wien, 1836. — Mayer. 432

Carus u. Otto, Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie. Heft 4. Leipzig, 1835. — C. H. Schultz. 449

Deycks, Goethe's Faust, Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie. Koblenz, 1834. — Hartung. . . 460

Eschenmayer, der Ischariothismus unserer Tage. Eine Zugabe zu dem jüngst erschienenen Werke: das Leben Jesu von Strauſs Tübingen, 1835. — Lic. Bauer. 321

Nees v Esenbeck, Erinnerungen aus dem Riesengebirge. Naturgeschichte der europäischen Lebermoose mit besonderer Beziehung auf Schlesien und die Oertlichkeiten des Riesengebirgs. Berlin, I. 1833. II. 1836. — Wimmer. 398

Göschel, Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise. 2 Bde. Schleusingen, 1834. — Hartung. 460

Harleſs, die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von Dr. Strauſs nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet. Erlangen, 1836. — Lic. Bauer. . 321

Hoffmann, Prüfung des Lebens Jesu von Dr. Strauſs. 2 Lieferungen. Stuttgart, 1836. — Lic. Bauer. 321

v. Jäthenstein, Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Prag, 1836. — Lisch. . 388

Kannegieſser, Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau. Breslau, 1835. — Hartung. . 460

Karsten, Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Sechster Band. Berlin, 1833. Siebenter Bd. 1834. Achter Bd. 1835. — Nöggerath 379

Klaiber, Bemerkungen über das „Leben Jesu kritisch bearbeitet von Dr. Strauſs." Stuttgart, 1836. — Lic. Bauer. 321

Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde. Dresden, 1836. — Lisch. 388

Lange, über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu mit Beziehung auf „das Leben Jesu von Strauſs." Duisburg, 1836. — Lic. Bauer. 321

Seite

Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent. Inest censura editionis Orellianae. Altonae, 1836. — Halm, in München. 476

Montbrun, Recherches bibliographiques sur quelques impressions neérlandaises du XVme et du XVIme siècle. Leide, 1836. — Friedlaender. 422

Philalethes. Zwei Gespräche in Beziehung auf das Leben Jesu von Strauſs. Leipzig, 1836. — Lic. Bauer. 321

Rückert, gesammelte Gedichte. Zweiter Band. Erlangen, 1836. — Weiſse 407

Rückert, die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Erstes Bändchen. Leipzig, 1836. — Weiſse. 407

Rückert, Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Berlin, 1837. — Weiſse . . . 407

Sack, Bemerkungen über den Standpunkt der Schrift „das Leben Jesu kritisch bearbeitet von Strauſs" Bonn, 1836. — Lic. Bauer. 321

Schaab, die Geschichte der Bundesfestung Mainz, histor. und militär. nach den Quellen bearbeitet. Mainz, 1835. — Lange, in Worms. 441

Simonde de Sismondi, histoire des Français. Tome I—XXI. Paris, 1821—1836. — Wachsmuth. 366

Steiner, Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern, zugleich Wegweiser für Reisende und Beitrag zum Studium römischer Rechts- und Militäralterthümer. Darmstadt, 1834. — Lange, in Worms. 441

Steiner, Archiv für Hess. Gesch. u. Alterthumskunde, herausgegeben aus den Schriften des histor. Vereins für das Groſsherzogthum Hessen. Erster Band. Darmstadt, 1835. — Lange, in Worms. . . . 441

Steudel, vorläufig zu Beherzigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen u. s. w. u. s. w. Tübingen, 1835. — Lic. Bauer. 321

Ueber die Widersprüche, in welche sich die mythische Auffassung der Evangelien verwickelt. Stuttgart, 1836. — Lic. Bauer. 321

C. Velleii Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum coniecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misenae, CIƆIƆCCCXXXVI. — Halm, in München. 476

v. Viebahn, Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf. Zwei Theile. Düsseldorf, 1836. — Dieterici. 345

Digitized by Google

In demselben Verlage ist erschienen:

Hegel's G. W. F., Werke.

17 Bände gr. 8.

Vollständige Ausgabe, durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. Ph. Marheineke, Dr. J. Schulze, Dr. Ed. Gans, Dr. Lp. v. Henning, Dr. H. Hotho, Dr. K. Michelet, Dr. K. Förster. Mit Königl. Würtemberg., Grofsherzogl. Hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucksverkauf.

(Inhalt: Bd. I. Philosophische Abhandlungen; herausgeg. von Dr. K. L Michelet. Bd. II. Phänomenologie des Geistes; herausgeg von Dr. J. Schulze. Bd. III—V. Wissenschaft der Logik; herausgeg. von Dr. Lp. v. Henning. Bd. VI. VII. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; herausgeg. von Dr. Lp v. Henning. Bd. VIII. Grundlinien der Philosophie des Rechts; herausgeg. von D. Ed. Gans Bd IX. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; herausgeg. von Dr. Ed. Gans Bd X. Vorlesungen über die Aesthetik; herausgeg von Dr H Hotho. Bd. XI. XII. Vorlesungen über die Philosophie der Religion; nebst einer Schrift über die Beweise vom Daseyn Gottes; herausgeg. von Dr. Ph. Marheineke; Bd. XIII. bis XV. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgeg. von Dr. K. L. Michelet. Bd XVI. XVII. Vermischte Schriften; herausgeg von Dr. F. Förster.)

Subscriptions-Preise für das Alphabet oder 24 Bogen,
Druckpapier 1 Thlr. 15 Sgr. Schreib-Velin-Papier 2 Thlr. bei Abnahme *sämmtlicher* Lieferung,
Druckpapier 2 Thlr. (die Velinpap.-Ausgabe wird nicht vereinzelt) bei Abnahme *einzelner* Lieferungen.

Erschienen sind bis jetzt zu den obigen Subscriptions-Preisen (bei Abnahme des Ganzen)
Band I—V. VIII. X. 1. XI—XVII. 27 Thlr. 10 Sgr. Velinpap. 36 Thlr. 10 Sgr.
Band VI. VII. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; herausgeg. von Lp. v. Henning.
Band IX. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; herausgegeben von Dr. Eduard Gans.
Band X. 2. Vorlesungen über die Aesthetik; herausgeg. von Dr. Hotho *sind unter der Presse.*

Einzelne *Bände* werden nicht abgelassen, wohl aber folgende *Werke:*

Philosophische Abhandlungen; herausgegeben von Dr. K. Michelet. 3 Thlr.
Phänomenologie des Geistes; herausgegeben von Dr. J. Schulze. 4 Thlr.
Wissenschaft der Logik; herausgegeben von Dr. Lp. von Henning. 3 Thle. 5 Thlr. 15 Sgr.
Vorlesungen über die Aesthetik; herausgegeben von Dr. Hotho. 1ster Band. 3 Thlr. 10 Sgr.
Vorlesungen über die Philosophie der Religion; nebst einer Schrift über die Beweise vom Daseyn Gottes. Herausgegeben von Dr. Ph. Marheineke. 2 Bände. 5 Thlr. 20 Sgr.
Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgegeben von Dr. K. L. Michelet. 3 Theile. 10 Thlr. 20 Sgr.
Vermischte Schriften; herausgegeben von Dr. Fr. Förster. 2 Bände. 6 Thlr. 20 Sgr.

Jahrbücher des deutschen Reichs

unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Lp. Ranke. Erster Band erste Abtheilung.

Auch unter dem Titel:
Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrichs I. Von Dr. Georg Waitz. gr. 8. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Kugler, Dr. Franz,

Handbuch der Geschichte der Malerei

von Constantin dem Grofsen bis auf die neuere Zeit. In 2 Bdn.

(Band I. Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen. gr. 8. 2 Thlr. — Band II. Handbuch der Geschichte der Malerei in Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich u. England. gr. 8. 2 Thlr.)

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Jahrbücher No. 61—80.

Seite

Alison, History of Europe during the French Revolution 1789—1815. Vol. 1—5. London, 1833—1836. — Varnhagen von Ense. 500

M. Fabii Quintiliani de Institutione oratoria libri XII. Editionis Spaldingianae Vol. VI. Lexicon et indices continens curavit Ed. Bonnellus. Auch mit dem besonderen Titel: Lexicon Quintilianeum. Lipsiae, 1834. — C. G. Zumpt. 583

Adelbert von Chamisso's Werke 4 Bände. Leipzig, 1836. — Schöll. 606

Götze, das Provinzial-Recht der Altmark nach seinem Standpunkte im Jahr 1835. Im Auftrage des Königl. Justiz-Ministerium für die Gesetz-Revision nach amtlichen Quellen bearbeitet. 2 Theile in 3 Abth. Magdeburg, 1836. — C. Fr. Gaertner. . . . 481

Jäger, über die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind. Stuttgart, 1835. — Herm v. Meyer. 617

Loebell, Reisebriefe aus Belgien, mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Berlin, 1837. — Schnaase. 625

v. Löw, Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft, ein Lehrbuch für akad. Unterricht nebst einer Chrestomathie von Rechtsquellen. Zürich, 1835. — Hunger. 535

Rautenbach, über Nationalität und Nationalisirung der Sprachen. Darmstadt, 1835. — Schott. . . 543

Von Demselben, die chinesische Sprache, in ihren Rechten als Sprache dargestellt. Ebend. 1835. — Schott 550

Regis, Shakspeare-Almanach. Berlin, 1836. — Kühne. 527

Seite

Schaller, die Philosophie unserer Zeit. Zur Apologie und Erläuterung des Hegelschen Systems. Leipzig, 1837. (Erster Artikel). — Gabler. . . 561

Schlesier, deutsche Studien. I. Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkte der Politik betrachtet. Stuttgart, 1836. — Beseler. 589

Shepard, treatise on Mineralogy: second part, consisting of descriptions of the species, and tables illustrative of their natural and chemical affinities. In two volumens. New-Haven, 1835. — Blum. . 557

Simonde de Sismondi, Histoire de la chute de l'empire Romain et du déclin de la civilisation, de l'an 250 à l'an 1000. II Vol. Paris, 1835. — Loebell. 631

Theophilus, gedicht der XIVe eeuw, gevolgd door drie andere gedichten van het zelfde tydrak, uitgegeven door Ph. B. Gent, 1836. — Leo. . . . 539

Wetter, Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Begleitet mit Betrachtungen über die byzantinische, die lombardische und die spitzbogige Bauart. Mit einem Grundrisse des Doms. Mainz, 1835. — Lange, in Worms. 509

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Personal - Chronik.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen. . . . 1—3

Todesfälle 3

Wissenschaftliche Institute und Unterrichtsanstalten. . . 3

Uebersicht der im Preufsischen Staate befindlichen Gymnasien und ihrer Frequenz im Sommer-Semester 1836. . 4

Litterarische Anzeigen. . . . . 4—8

Digitized by Google

PROSPECTUS.

MANUALE LATINITATIS FONTIUM IURIS CIVILIS ROMANORUM. THESAURI LATINITATIS EPITOME. IN USUM TIRONUM. AUCTORE HENRICO EDUARDO DIRKSEN. IURISCONSULTO. 1 Vol. 4. maj. BEROLINI, IMPENSIS DUNCKERI ET HUMBLOTII. MDCCCXXXVII.

Für das Studium der Terminologie der römischen Rechtsquellen bildete bisher das Werk des Brissonius, *de verborum significatione*, das namhafteste Hülfsmittel. Gleichwol war die Benutzung desselben weder ausreichend noch bequem zu nennen. Die nichts weniger als vollständige Auswahl der Artikel liefs das Zuratheziehen von Strauch's *Lexicon particularum iuris*, und Richter's *Tractat. de significat. adverbior.* überall nicht entbehren; um der Nachträge von Wunderlich zu des Brissonius Text gar nicht zu gedenken. Die noch weniger zu rechtfertigende Beschränkung, welche das Werk des Brissonius bei der Benutzung der Quellen des Vor-Justinianischen Rechts, und zum Theil sogar jener des Justinianischen, befolgt hat, machte es überdies nothwendig, auf des J. Gothofredus *Glossarium nomicum* zum Theodosischen Codex, so wie auf den *Index verbor.* in Schulting's *Iurisprud. Ante-Iustinian.* zurückzugehen. Dazu kam, dafs für die neuerdings aufgefundenen erheblichen Bereicherungen der Vor-Justinianischen Rechtsquellen, mit Ausnahme des *Promtuarium Gaianum* von Elvers, keine Uebersicht des Materials der juristischen Terminologie zur Hand war.

Hätte es sich nur darum gehandelt, die so eben gerügten Unbequemlichkeiten zu beseitigen, und daneben für die Bedürfnisse des Anfängers im Rechtsstudium Sorge zu tragen, so würde in Erwägung zu ziehn gewesen sein, ob nicht vielleicht die blofse Ergänzung und durchgängige Ueberarbeitung des Werkes von Brissonius als ausreichend erscheinen könne. Indefs eine sorgfältigere Prüfung des Gegenstandes liefs nicht verkennen, dafs die Unzulänglichkeit der ältern lexikographischen Leistungen weniger in den Resultaten zu suchen sei, als vielmehr in der Methode der Behandlung des Stoffes. Es konnte nicht darauf allein ankommen, die aufsergewöhnlichen Wortbedeutungen nachzuweisen, welche die röm. Rechtsquellen den einzelnen Redeausdrücken beilegen; es galt vielmehr, die Kunde der Eigenthümlichkeiten, welche jene Quellen bei der Bildung und Handhabung des gesammten juristischen Sprachschatzes zu erkennen geben, in einer möglichst einfachen und anschaulichen Weise, dem Gelehrten so wie dem Anfänger zugänglich zu machen. Inwiefern die analytische Methode der Lexikographie diesen Anforderungen zu genügen im Stande sei, hat der Verf. der gegenwärtig anzukündigenden Schrift an einem andern Orte (System der jurist. Lexikographie. Leipzig, 1834. 8.) entwickelt. Der damals schon von ihm angedeutete Plan ist nunmehr zur Ausführung gebracht, nehmlich vor der Bekanntmachung des gröfsern Sprachwerks einen Auszug desselben, der vornehmlich das Bedürfnifs des Anfängers befriedigen soll, der Veröffentlichung zu übergeben.

Das Verhältnifs dieses Auszuges zu der gröfsern Arbeit ist durch die Bestimmung desselben vorgezeichnet. Ohne dem wesentlichen Theil des Inhalts irgend etwas zu entziehen, ist der Verf. beflissen gewesen, in dem Umfange der Ausführung das erforderliche Maafs zu halten. Zugleich mufste dasjenige entfernt werden, was der Anfänger weniger vermissen dürfte, nehmlich die Ausführlichkeit kritischer Nachweisungen, und der gesammte literarische Apparat. Ueberall aber sind es nur die Quellen des röm. Rechts, Vor-Justinianischen und Justinianischen Ursprungs, deren Ergebnisse für den lateinischen Sprachgebrauch hier, in angemessener Zusammenstellung, dargelegt werden sollen.

Wenn aus dem Vorstehenden hervorgeht, wie das angekündigte Werk einem Bedürfnisse des gesammten juristischen Publicums entgegenkommt, so wollen wir durch eine lieferungsweise Ausgabe und einen wohlfeilen Preis es auch Allen zugänglich machen. — So viel sich ermessen läfst, wird das ganze Werk ungefähr 100 Druckbogen in gr. 4. stark werden. Diese 100 Bogen werden wir in Lieferungen von 12 bis 15 Bogen ausgeben, möglichst so, dafs ein Buchstabe sich abschliefst, und den Subscribenten jede Lieferung mit 1 Thlr. berechnen. Das Ganze wird etwa 6¾ bis 7 Thlr. kosten.

Lieferung 1. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des Mai-Heftes.

Jahrbücher No. 81—100.

Seite

Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell imperio Romano fino allo stabilimento dei feudi del cavaliere Carlo Baudi di Vesme (membro della deputazione sopra gli studii di storia patria) e di Spirito Fossati. Torino, 1836. — Heinr. Leo. . . . 756

Görres, die christliche Mystik. Bd. I. II. Regensburg, 1836. — Rosenkranz. 761

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, verliebter Roland. Zum ersten Male verdeutscht von J. D. Gries. Erster Theil. Stuttgart, 1835. — Abeken. 710

Der Bericht des Porphyrios über Origenes. Von G. A. Heigl. Regensburg, 1835. — D. Baur. . . 652

Hugo, die Grundgesetze und Verfassungsurkunden. Karlsruhe, 1836. — Aschbach. 798

Jahn, Versuche für die praktische Heilkunde. Erstes Heft. Eisenach, 1836. — C. C. Matthäi. . . 781

Leuckart, Untersuchungen über die äufsern Kiemen der Embryonen von Rochen und Hayen, ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der der Abtheilung der Knorpelfische angehörenden Plagiostomen. Stuttgart, 1836. — A. Rathke. 695

R. v. L., zur Geschichte der Araber vor Muhamed. Berlin, 1836. — Ferd. Müller. 686

Ὠριγένους τὰ εὑρισκόμενα πάντα. Origenis opera omnia etc. ed. Car. et Car. Vinc. Delarue — denuo recensuit, emendavit, castigavit Carol Henric Eduard. Lommatzsch Tom. I—V. Auch mit dem besondern Titel: Origenis in Evangelium Ioannis Commentariorum Pars I. et II. Et nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum Praefatione Augusti Neandri (P. II. cum Scholiis Augusti Neandri) integro utriusque Ruaei commentario, selectis Huetii aliorumque virorum observationibus edidit, prolegomena, animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit C. H. E. Lommatzsch. Orig. in Evang. Matth. Comment. P. I—III. Homiliae in Ev. Lucae et fragmenta. — D. Baur. 652

Storie dei municipi Italiani illustrate con documenti inediti notizie bibliografiche e di belle arti da Carlo Morbio. (Vol. I. Ferrara e Pavia.) Milano, 1836. — Heinr. Leo. 756

Preufs, Friedrich der Grofse als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des grofsen Preufsischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der Königlichen Akademie der Wissenschaften empfohlen. Berlin, 1837. — Gottlieb Friedlaender. 641

Proud'hon, Traité des droits d'usufruit, d'usage, d'habitation et de superficie. 9 Vol. Dijon, 1823—1827. — Rauter. 697

Origenes de principiis Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning. 652

Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr. Karl Fr. Schnitzer. Stuttgart, 1835. — D. Baur. . . . 652

Steudel, die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfnifs der Zeit. Tübingen, 1834. — B. Bauer, Lic. 731

Digitized by Google

Bericht über den Fortgang des Drucks

der

siebenten, verbesserten und vermehrten Ausgabe

von

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte.

Herausgegeben von J. W. Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile gross Octav,

welche in 28 Lieferungen, jede zu dem Preise von $\frac{1}{3}$ Thlr. (10 Sgr. oder 30 Xr. C. M.), geheftet ausgegeben werden.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf.

Wenige Monate waren seit Ankündigung der siebenten Ausgabe dieses deutschen Nationalwerks verflossen, als schon der erste, ziemlich starke Abdruck derselben vergriffen war, und, um die zahlreichen weiteren Bestellungen zu befriedigen, zu einem zweiten geschritten werden mufste, den wir dem Texte nach dem ersten ganz gleich gemacht haben. Mit derselben Pünctlichkeit wie von dem ersten Abdrucke ist von diesem zweiten jeden Monat eine Lieferung und alle zwei Monate ein Band erschienen, und jetzt in den Händen der resp. Subscribenten

I. von dem *ersten* Abdruck: Lief. 1—14. oder Bd. 1—7.
II. von dem *zweiten* Abdruck: Lief. 1—8. oder Bd. 1—4.

Von dem *zweiten* Abdruck sind fortwährend Exemplare in allen soliden Buchhandlungen zu haben. Wer das Werk *lieferungsweise* bezieht, zahlt *monatlich* bei Empfang der Lieferung $\frac{1}{3}$ Thlr. (10 Sgr. oder 30 Xr. C. M.); wer es *bandweise* abnimmt hat alle *zwei Monate* $\frac{2}{3}$ Thlr. (20 Sgr. oder 1 Fl. C. M.) zu entrichten.

Becker's Weltgeschichte gehört nicht zu den literarischen Unternehmungen, deren heut zu Tage so viele entstehen, welche durch eine erleichterte Anschaffungsart, wohlfeilen Preis, Holzschnitte u. dgl. für den Augenblick ein grofses Publicum anziehen und zum Kaufe veranlassen. Sein Ruf hat sich seit mehr als dreifsig Jahren begründet, und Herausgeber und Verleger sind in dieser Zeit unausgesetzt bemüht gewesen, seinen Werth zu erhöhen. So haben jene, den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen auf dem Fufse folgend, alle die Untersuchungen und Darstellungen, welche einen oder den andern Gegenstand in einem neuen Lichte zeigten, treulich für das Werk benutzt; und die Verlagshandlung hat ihrerseits, dem Geschmacke der Zeit folgend, die Ausstattung so verschönert, dafs die gegenwärtige *wohlfeilste* Ausgabe die *schönste* im Aeufsern ist. Wenn daher die Theilnahme des Publicums für die gegenwärtige Ausgabe sich ungewöhnlich grofs erwiesen hat, so hat dies nicht blofs seinen Grund in dem höchst mäfsigen Preise und dessen erleichterter Entrichtung, sondern vielmehr in der Anerkennung des grofsen Nutzens, den *Becker's Weltgeschichte* durch reichhaltige Belehrung und ansprechende Unterhaltung gewährt. Es ist ein *Volksbuch* geworden, das jeder Familie lieb und werth ist. Lernt hier der Vater aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehen, so lies't dort mit innigem Vergnügen die Mutter die Sagen des griechischen Alterthums, und der Sohn macht sich mit dem Leben der alten Deutschen bekannt. Der Lehrer ist erfreut, durch Becker's Weltgeschichte einer *historischen Handbibliothek* entbehren zu können, und der Schüler findet durch häusliche Lectüre des Werks aufgehellt, was ihm etwa der Unterricht noch dunkel liefs. Wenn so Alt und Jung in Becker's Weltgeschichte ihr Buch finden, so mag es auch noch viele Jahre lang von Alt und Jung gekauft werden, und ihnen Nutzen und Segen bringen! Was wir durch eine erleichterte Anschaffungsweise dazu beitragen konnten, glauben wir gethan zu haben.

Duncker & Humblot in Berlin.

Ende Mai 1837.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des Juni-Heftes.

Jahrbücher No. 101—120.

Seite

Buckland, Geology and Mineralogy considered with reference to natural theology. Vol. I. II. London, 1836. — Herm. v. Meyer. 856

Dr. Daniel Georg Conrad von Cölln's, biblische Theologie, mit einer Nachricht über des Verfassers Leben und Wirken, herausgegeben von Dr. David Schulz. Erster Band. Die biblische Theologie des alten Testaments. Zweiter Band. Die biblische Theologie des neuen Testaments. Leipzig, 1836. — Vatke. 937

Ellis, The library of encertaining Knowledge. The British Museum. The Townley Gallery. 2 Vols. London, MDCCCXXXVI. — Waagen. . . . 900

Glagolita Clozianus, id est codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim dum integer erat Veglae in thesauro Frangepaniano habito pro S. Hieronymi bibliis Croaticis, supparisque ad minimum exarati a. MLVII Cyrilliano Ostromiri Novogradensis, λείψανον foliorum XII Illmi Comitis Paridis Cloz Tridentini Litteris totidem Cyrillicis transcriptum, amplissimis de alphabeti Glagolitici remotiori antiquitate et litteratura slavica a. d. 870 primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis, monumentis item tribus dialecti Carantanicae saeculi X. Monachii repertis, itemque speciminibus Slavicarum cis Danubium dialectorum ab a. 1057 ad 1835; calendario Slavico a. 1057 aliisque ineditis, addito Graeco Glagolitae interpretis προχειμένῳ, latinaque Slavicorum omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit Bartholomaeus Kopitar Augustissimo Austriae Imperatori a bibliothecae palatinae custodia. Vindobonae, 1836. — Purkinje. . 801

Guhrauer, Leibnitz's Dissertation de principio individui. Berlin, 1837. — Karl Rosenkranz. . . 870

Gutzlaff, Journal of three voyages along the coast of China, in 1831, 1832, and 1833, with notices of Siam, Corea, and the Loo-Choo islands. 1 vol. London, 1834. — Walter. 830

Harless, theologische Encyklopädie und Methodologie vom Standpuncte der protestantischen Kirche. Grundriss für akademische Vorlesungen. Nürnberg, 1837. — Marheineke. 953

Preller, Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Hamburg, 1837. — J. A. Hartung 845

Roman du Comte de Poitiers, puplié pour la première fois d'après le manuscrit unique de l'Arsenal, par Francisque Michel. Paris, 1831. — Ferd. Wolf. 907

Roman de la Violette, ou de Gérard de Nevers, en vers, du XIIIe siècle, par Gibert de Montreuil; publié, pour la première fois, d'après deux manuscrits de la Bibliothèque royale, par Francisque Michel. Paris, 1834. — Ferd. Wolf. 907

Troxler, Vorlesungen über Philosophie; über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben, als Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften. Bern, 1835. — Binder. 817

Digitized by Google

In unserm Verlage sind folgende

Unterrichtsbücher

erschienen, welche bereits wegen ihrer Brauchbarkeit in viele hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Dielitz, Th., Grundrifs der Weltgeschichte für Realschulen und die mittlern Gymnasialklassen. 8. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgem. Gesch. der Völker und Staaten. 1ster Theil. Geschichte des Alterthums. Zweite verbesserte Auflage. $\frac{1}{4}$ Thlr.

— — Dass. Zweiter Theil. Geschichte des Mittelalters. $\frac{1}{2}$ Thlr.

— — Dass. Dritter Theil. Geschichte der neuern Zeit. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:

Lehrbuch der allgem. Geschichte der Völker und Staaten. 1ster Theil. Geschichte des Alterthums. $1\frac{5}{12}$ Thlr.

Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preufsischen Cadetten-Anstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. *Ritter*. In 2 Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. $2\frac{1}{4}$ Thlr.
(Einzeln: die 2 Abth. $1\frac{3}{4}$ Thlr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heinsius, Dr. Th., kleine theor.-prakt. deutsche Sprachlehre für Schulen u. Gymnasien. 13te verb. Ausgabe. $\frac{5}{12}$ Thlr.

— — der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 5te verb. Ausgabe. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Kalisch, E. W., deutsches Lesebuch. Erste Abtheilung. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 2te verm. Ausgabe. $1\frac{5}{12}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 3te verbesserte Ausgabe. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Frings, M. J., kleine theor.-prakt. französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2 Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. Vierte, verbesserte Auflage. $\frac{2}{3}$ Thlr.

— — neues franz. Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neueren französ. Schriftstellern, mit biograph. u. literar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerkungen. 2te verbess. und mit mehreren neuen Stücken und einem Wörterbuche vermehrte Ausgabe. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Büchner, K., und *F. Herrmann*, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. 2te durchweg verb. u. verm. Ausgabe. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Dasselbe. Poetischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Beauvais, L. A., Études françaises de Littérature militaire, extraites des ouvrages de Frédéric II, de Dumouriez, de Jomini, de Gouvion Saint Cyr, de la Rochejaquelin, de Dedon l'aîné, de Mathieu Dumas, de Chambray, de P. Ph. Ségur, de Koch, de Pelet, de Foy et de Gourgaud, dédiées à tous ceux qui se vouent à la carrière des armes. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Ornemens de la mémoire. Recueil de Poésies à la portée des jeunes personnes. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Heussi, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englichen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. $\frac{3}{8}$ Thlr.

Lange, E. R., Analogieen der griechischen, unregelmäfsigen Zeitwörter. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht fafsliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Der dritte Theil auch mit dem besonderen Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. $\frac{3}{4}$ Thlr.

— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. *Ideler*. Mit 7 Kupfert. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die untern Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfert. $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausgabe. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

(Das *Egen*'sche Handbuch zu dieser Aufgaben-Sammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt in 2ter verb. Auflage wieder zu bekommen. Preis beider Bände $4\frac{1}{4}$ Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. Vierte verbess. Auflage. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Heussi, Jac., die Experimental-Physik, methodisch dargestellt. Erster Cursus. Kenntnifs der Phänomene. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Heinsius, Dr. Th., Vorbereitung zu philosoph. Studien. Für höhere Schulen und den Selbstunterricht. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Schuldirectoren und Lehrern, welche eins oder das andere der vorstehenden Bücher, Behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäfsigt, auch für arme Schüler Frei-Exemplare beigegeben werden.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher No. 1—20.

Seite

Poesie filosofiche di Tomaso Campanella publicate per la prima Volta in Italia da G. G. Orelli. Lugano, 1834. — Werder. 77

Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. I. Theil. Bonn, 1836. — Pott. 70

D. F. Eschricht und J. Müller: Ueber die arteriösen und venösen Wundernetze an der Leber des Thunfisches und einen merkwürdigen Bau dieses Organes. Berlin, 1836. — Mayer. 38

Frandsen, M. Vipsanius Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Altona, 1836. — Joh. v. Gruber. 55

Grube, de Pleione carunculata Diss. zootomica cum Tabula aënea. Regiom. Boruss. 1837. — Rathke. 158

Kühner, Schulgrammatik der griechischen Sprache. Hannover, 1836. — J. A. Hartung. . . . 127

Kurz, Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Zwei Theile. Wien, 1835. — Aschbach. . . . 46

Le livre des récompenses et des peines, en chinois et en françois; accompagné de quatre cents légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances, et les moeurs de la secte des Tao-ssé. Traduit du chinois par Julien. Paris u. London (Oriental Translation Fund). 1835. Ein Band. — Schott. 113

Conr. Steph. Matthies, Propädeutik der Neutestamentlichen Theologie. Greifswald, 1836. — Moll. . 62

Lais inédits des XII. et XIII. siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel. Paris et Londres, 1836. — Ferd. Wolf. 139

A. de Miltitz, Manuel des Consuls. Tome I. Auch unter dem Titel: Tableau du developpement des institutions judiciaires et administratives créées pour l'utilité du commerce, ainsi que de la legislation commerciale et maritime des principaux états de l'Europe et des états unis de l'Amérique du Nord. Londres et Berlin, 1837. — Eduard Gans. 94

Nebenius, über die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld. Stuttgart u. Tübingen, 1837. — W. B. F. Hermann. 119

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen. (Auch unter dem Titel: Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des N. T. u. s. w. Dritten Bandes erste Abtheilung u. s. w.). Königsberg, 1836. — J. F. v. Meyer. 21

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach. Hannover. Erster Band 1831. Zweiter Band 1836. — A. W. Zumpt. 12

Ranke, Untersuchungen über den Pentateuch. Erster Band. Erlangen, 1834. 1

L. Say, Etudes sur la richesse des nations et réfutation des principales erreurs en économie politique. Paris, 1836. — F. B. W. Hermann. . . . 41

Theremin, die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Zweite, verbesserte Ausgabe. Berlin, 1837. — Marheineke. 99

Waage, de aetate articuli, quo in Symbolo Apostolico traditur Jesu Christi ad inferos descensus. Hauniae, 1836. — Kolthoff. 108

Digitized by Google

Hegel's Werke. Neunte Lieferung.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und kann von den resp. Subscribenten in Empfang genommen werden:

G. W. F. Hegel's Werke.

Vollständige Ausgabe, durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. Ph. Marheineke, Dr. J. Schulze, Dr. Ed. Gans, Dr. Lp. v. Henning, Dr. H. Hotho, Dr. K. Michelet, Dr. F. Förster.

Neunte Lieferung,

bestehend aus:

Bd. IX. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; herausgegeben von *Eduard Gans*. $29\frac{1}{2}$ Bogen. Subscriptions-Preis $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Bd. X. 2. Vorlesungen über die Aesthetik; herausgegeben von *H. Hotho*. $29\frac{1}{2}$ Bogen. Subscriptions-Preis $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Die Ausgabe ist nun bis auf die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Bd. 6. 7.) vollständig, und kosten die fertigen 16 Bände (1—V. VIII. IX. X. 1. 2. XI—XVII.) auf Einmal abgenommen:

Ausgabe auf Druckpapier 31 Thlr.
Ausgabe auf Velin-Papier $41\frac{1}{3}$ Thlr.

dem ersten Bande ist beizubinden:

Michelet, K. L., Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. gr. 8. 1832. Druckpapier $\frac{1}{6}$ Thlr.; Velin-Papier $\frac{1}{4}$ Thlr.

Von Hegel's Werken sind einzeln zu haben:

Hegel's, G. W. F., philosophische Abhandlungen; herausgegeben von Dr. *K. L. Michelet*. gr. 8. 1832. 3 Thlr.

Hiezu:

Michelet, K. L., Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. gr. 8. 1832. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Hegel's, G. W. F., Phänomenologie des Geistes; herausgeg. von Dr. *J. Schulze*. gr. 8. 1832. 4 Thlr.

— — Wissenschaft der Logik; herausgeg. von Dr. *Lp. v. Henning*. 3 Bände. gr. 8. 1833. 34. $5\frac{1}{2}$ Thlr. (Die 3 Bände werden nicht vereinzelt.)

Hegel's, G. W. F., Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; herausgegeben von Dr. *Eduard Gans*. gr. 8. 1837. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Vorlesungen über die Aesthetik; herausgeg. von Dr. *H. Hotho*. 2 Bände. gr. 8. 1836. 37. 6 Thlr. (Bd. I. $3\frac{1}{3}$ Thlr. Bd. II. $2\frac{2}{3}$ Thlr.)

— — Vorlesungen über die Philosophie der Religion; nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. *Ph. Marheineke*. 2 Bände. gr. 8. 1832. $5\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgegeben von Dr. *K. L. Michelet*. 3 Bände. gr. 8. 1833—1836. $10\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Vermischte Schriften; herausgegeben von Dr. *F. Förster* und Dr. *L. Boumann*. 2 Bände. gr. 8. 1834. 35. $6\frac{2}{3}$ Thlr.

Ferner erschien so eben in unserm Verlage:

Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland, von Kant bis auf Hegel.

Von Dr. *K. L. Michelet*.

Zwei Bände. 1r Band. gr. 8. 3 Thlr.

Der Zweck des Verfassers, wie er es selber in der Vorrede andeutet, war, durch Schilderung der entgegengesetztesten Systeme und Ansichten, die unsere Zeit bewegen und entzweien, eine allgemeine Verständigung und Aussöhnung aller echten Philosophie herbeizuführen, und es zur Anerkennung zu bringen, wie aus diesem letzten, härtesten Conflicte der Gegenwart die Philosophie als eine sich selbst beweisende Wissenschaft hervorgegangen sey. Der zweite Band, der unter der Presse ist und zur Michaelis-Messe d. J. erscheinen wird, beschliefst das Ganze, indem er diese Geschichte bis auf die neuste Entwickelung der Philosophie fortführt, wie sie sich in der Hegel'schen Schule gestaltet hat.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher No. 21—40.

Seite

Baur, die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Tübingen, 1835. — Pelt. 291

Beck, Lehrbuch der christlichen Religion für Schule und Haus. Erster Theil: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der katholischen Kirche. Zweiter Theil: das christliche Leben, dargestellt für höhere Unterrichtsanstalten und gebildete Christen überhaupt. Hannover, 1835. u. 36. — Klöpper. 222

Brückner, König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten. Göttingen, 1837. — H. Wendt. 264

Fehr, die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden. Drei Hefte. St. Gallen, 1835. — Walter. . . 270

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford. Oxonii, 1836. — Bernhardy. . . . 172

de Hugel, Enumeratio plantarum, quas in novae Hollandiae ora austro-occidentali ad fluvium Cygnorum et in sinu regis Georgii collegit. Erstes Heft. Vindobonae, 1837. — v. M. 319

Ideler, Grundrifs der Seelenheilkunde. Erster Theil. Berlin, 1835. — Leupoldt. 190

Lachmann, die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfalle. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte und einer Beilage über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros von der Zerstörung Trojas bis zur ersten Olympiade. Breslau, 1836. — K. Fr. Hermann. 209

Lorinser, die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird: drei Bücher. Berlin, 1837. — C. Matthäi. 161

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes Minckwitz: 1stes Bändchen: die Phönizierinnen (2te, von der 1sten ganz verschiedene Ausgabe). 2tes Bändchen: Iphigenie auf Tauris. Leipzig, 1836. — Schöll 277

v. Raumer, Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, 1835. — v. Bennigsen-Förder. 201

v. Roon, Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Ein Leitfaden für Schüler von Gymnasien, Militair- und höheren Bürgerschulen. Für einen stufenweisen Unterrichtsgang berechnet und entworfen. Drei Abtheilungen. 2te, verbesserte Auflage. Berlin, 1835. — v. Bennigsen-Förder. . . . 201

Ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831, κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις, 1835. . . . 183

Digitized by Google

Juristische Werke,

welche im Verlage von *Duncker und Humblot* in *Berlin* erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Henr. Ed. Dirksen,

Manuale Latinitatis fontium iuris civilis Romanorum.

Thesauri Latinitatis epitome. In usum tironum.

Fasc. I. II. gr. 4. 1837. Subscriptions-Preis für jedes Heft 1 Thlr.

(Das Ganze wird etwa 7 Thlr. kosten.)

Zur Charakterisirung dieses Werks erlauben wir uns folgende Stellen aus der kritischen Anzeige mitzutheilen, welche die Berl. Literar. Ztg. in ihrer Nr. 34. enthält. Nachdem der Ref. zuvörderst die bisherigen Leistungen in der römisch-juristischen Wortlexikographie besprochen, fährt er fort: „dieser Zustand der bisherigen Bearbeitungen ist nun wohl festzuhalten, wenn das eigenthümliche und höchst bedeutende Verdienst des obigen Werkes richtig gewürdigt werden, und seinem ganzen Umfange nach vollständig hervortreten soll. Was zunächst den Umfang der Denkmäler betrifft, aus denen es sein Material schöpft, so sind dies die gesammten, die als juristische Quellen des römischen Rechts gelten, in der Ausdehnung, dafs auch das, was bei nicht juristischen Schriftstellern als Excerpte aus den XII Tafeln und den römischen Juristen vorkommt, mit in die Bearbeitung hineingezogen ist. — Die Behandlung der Artikel ist nun im Allgemeinen diese. Zunächst wird die Bedeutung des Wortes kurz angegeben, und zwar vorläufig ohne alle Belegstellen. Dann aber folgen unter verschiedenen Rubriken und hier zugleich in Begleitung des Quellenapparates erstens die Angabe der Synonymen, das heifst aber nicht nur der begriffsverwandten, sondern auch der begriffsgleichen Wörter; darauf mit der Bezeichnung Opposita Wörter, die in den Quellen als Gegensatz des behandelten gebraucht werden; endlich mit der Bezeichnung Conjuncta Wörter und Phrasen, in deren Verbindung das fragliche Wort möglichst zum öfteren und so zu sagen stereotypenartig vorkommt. Wo aber ein Wort mehrbedeutig ist, da wird es in verschiedenen §§. behandelt, und in jedem §. kehren dann diese einzelnen Rubriken wieder. Nur versteht es sich, dafs nicht gerade immer alle jene Rubriken vorkommen können, sondern nicht selten nur zwei oder eine derselben, je nachdem gerade die Quellen selbst diese Ausbeute liefern und an die Hand geben. Die Anwendung dieser Behandlung nun ist es vorzüglich, durch die unsere Lexikographie einen mächtigen Fortschritt gemacht hat, ja wodurch sie erst jetzt eigentlich wissenschaftlich geworden ist, und gerade deshalb wird dieses Werk auch stets als epochemachend angesehen werden müssen. Durch eine eben so geniale als gründliche Operation ist hier zuerst durchgängig wirklich der Beweis aus den Quellen selbst geliefert, dafs den Wörtern jene oder diese Bedeutung zukomme; denn eben jene Rubriken enthalten die Momente dafür, so vollständig und gut, wie sie sich mit Sicherheit gewinnen lassen."

Beiträge zur Revision der Preufsischen Gesetzgebung; herausgegeben von ***Ed. Gans.*** gr. 8. 1830—1832. . . . . $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Duncker, J. F. Lp., Standpuncte für die Philosophie und Critik der Ordnung und Gesetzgebung, zur Sicherstellung des unabänderlichen Grundgesetzes aller Staats-Vereine. 8. 1829. . 1 Thlr.

— — das Recht, aus dem Gesetz des Lebens als Leitfaden eines Gesetzbuches entwickelt. 8. 1831. 2 Thlr.

Falkenberg, K., Versuch einer Darstellung der verschiedenen Classen von Räubern, Dieben und Diebeshehlern, mit besonderer Hinsicht auf die vorzüglichsten Mittel sich ihrer zu bemächtigen; ihre Verbrechen zu entdecken und zu verhüten. Ein Handbuch für Polizeibeamte, Criminalisten u. s. w. 2 Thle. 8. 1816—1818. . . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gans, Ed., vermischte Schriften juristischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts. 2 Bde. gr. 12. 1834. . . . . $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Gaertner, Gst. F., Kritik des Untersuchungs-Principes des Preufsischen Civil-Processes. gr. 8. 1832. 1 Thlr.

— — Finium culpae in iure criminali regundorum prolusio. gr. 8. 1836. . . . $\frac{1}{2}$ Thlr.

— — über die Provinzial-Rechte. Sendschreiben an den Königl. Geh. Justiz- u. vortrag. Rath u. s. w. Hrn. ***A. W. Goetze.*** gr. 8. 1837. . . . . $\frac{1}{6}$ Thlr.

Göschel, K. F., der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juristische Studien. gr. 8. 1837. . . . . 2 Thlr.

Kamptz, K. A. v., neue Literatur des Völkerrechts, seit dem J. 1784, als Ergänzung und Fortsetzung des Werks von Ompteda. gr. 8. 1817. . . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher No. 41—60.

Seite

Boncenne, Théorie de la Procédure civile. 3 Vol. Poitiers, 1828—32. — **Rauter**. 444

Bopp, vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen. Zweite Abtheilung. Berlin, 1835. — **C. Schmidt**. 406

Contzen, die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Regensburg, 1837. — **Aschbach**. 358

Csoma de Körös: A Grammar of the Tibetan Language in English. Calcutta, 1834. — **Schott**. . 345

Dove, meteorologische Untersuchungen Berlin, 1837. — **Mahlmann**. 363

Friedlaender, Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen. Berlin, 1837. — **Mayerhoff**. . 399

Göppert, Verhandlungen der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Des 17. Bds. Supplem. enthaltend: Die fossilen Farrnkräuter. Breslau und Bonn, 1836. — **Link**. 321

v. **Raumer**, die Neumark Brandenburg im Jahre 1337 oder Markgraf Ludwig des Aeltern Neumärkisches Landbuch aus dieser Zeit. Berlin, 1837. — **Riedel**. 349

Schützenberger, Études de droit public. Paris, 1837. — **Abegg**. 329

de **Siebold**, Sin-zoo-Zi-Lin-Gjok-Ben, novus et auctus Litterarum ideographicarum thesaurus, sive collectio omnium literarum Sinensium, secundum radices disposita (rum), pronuntiatione Japonica adscripta. Opus Japonicum, in lapide exaratum Sinensi Kotsching-dschang et redditum curante F. de S. 1 Vol. Lugduni Batavorum, 1834. — **Schott**. . . . 479

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Erster und zweiter Band. Mannheim, 1837. — **Abeken**. 430

Watson, Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Grofsbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima. Uebersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. **Beilschmied**. Breslau, 1837. . 420

Ulrici, Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Erster Theil Epos. Zweiter Theil Lyrik. Berlin, 1835. — **Bach**. 453

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Personal - Chronik.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen. . . . 1—2

Wissenschaftliche Institute und Unterrichtsanstalten. . . 2

Uebersicht der Frequenz der preufsischen Universitäten im Sommer-Semester 1836. . . . . 3—4

Litterarische Anzeigen. . . . . 4—8

No. 2.

Litterarische Anzeigen. . . . . 1—8

Digitized by Google

Anzeige.

Im Verlage von ***Duncker und Humblot*** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Botanik

von

Karl Sigismund Kunth,

ordentl. Prof. der Botanik an der Universität zu Berlin

1831.

In zwei Ausgaben:

Octav, auf gutem weifsen Druckpapier 3¼ Thlr.

Gr. Octav, auf Velin-Schreibpapier 4½ Thlr.

Es fehlte bisher an einem Werke, das geeignet wäre, dem Anfänger und vorzüglich dem jungen Arzt, welcher oft nur wenig Zeit auf das Studium der Botanik zu verwenden hat, schnell zu einer allgemeinen Uebersicht des Wesentlichen zu verhelfen. Dieses Bedürfnifs zu befriedigen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, in dem das Wichtige und Nothwendige aus der Botanik klar und deutlich zusammengestellt, und welches aus den Vorlesungen des Herrn Verfassers entstanden ist. Es zerfällt in drei Abtheilungen: In der ersten wird Alles, was auf die Organisation der Gewächse Bezug hat, abgehandelt, wobei die neusten und einfachsten Ansichten zum Grunde gelegt werden. In der zweiten wird von der Eintheilung der Gewächse gesprochen, und die natürliche Methode als für den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft allein passend dargestellt. In der dritten werden die in den beiden ersten Abtheilungen erkannten Grundsätze auf die Pflanzenfamilien angewendet, was bis jetzt in solcher Vollständigkeit wie hier noch nicht geschehen war. Der angehende Botaniker lernt darin die einzelnen Familien nach ihren Merkmalen kennen, erfährt ihre gegenseitigen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, ihre geographische Verbreitung, ihre arzneilichen oder sonstigen Eigenschaften, und wird auf die merkwürdigsten und nützlichsten Gewächse jeder Familie besonders aufmerksam gemacht. Auf diese Weise kann gegenwärtiges Handbuch zugleich dem langgefühlten und oft ausgesprochenen Bedürfnisse einer vollständigen Uebersicht aller bekannten Familien einigermafsen abhelfen. — Wie jedem Studirenden der Botanik und angehenden Aerzten ist obiges Werk auch besonders noch wegen seiner Fafslichkeit jedem Liebhaber der Botanik als Handbuch zu empfehlen.

Anleitung zur Kenntnifs sämmtlicher in der

Pharmacopoea Borussica aufgeführten officinellen Gewächse

nach natürlichen Familien.

Von

Karl Sigismund Kunth.

1834. 8. 2⅔ Thlr.

„Dieses Werk soll besonders zum Leitfaden bei Vorlesungen über pharmaceutische Botanik dienen, aber es wird auch gewifs zum Selbststudium eines der brauchbarsten botanischen Handbücher sein, die wir jetzt besitzen, besonders da das Buch mehr enthält, als der Titel verspricht. Vor der Aufzählung der officinellen Gewächse befindet sich eine gedrängte allgemeine Anleitung, um die im Buche vorkommenden Beschreibungen der Familien und Gattungen, so wie der einzelnen Pflanzen verstehen zu können. Diese Anleitung zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Von dem Bau der Gewächse im Allgemeinen. 2. Von der natürlichen Methode im Allgemeinen und der Jussieu'schen insbesondere. Der erste Abschnitt enthält so viel von der Physiologie und Organographie, wie der junge Botaniker durchaus wissen mufs, um mit Nutzen und ohne erst bändereiche Werke vorzunehmen, lebende Pflanzen analysiren zu können. Der zweite Abschnitt giebt einen Begriff von dem, was man unter natürlichem Pflanzensystem zu verstehen hat und erklärt das von Jussieu aufgestellte ausführlich. Die Aufzählung der Gewächse folgt nun nach des Verfs. eigenthümlichem natürlichem System, welches wir schon aus seinem Handbuch der Botanik kennen. Klassen und Familien sind genau characterisirt, ohne weitschweifig zu sein, und bei den Gattungen der ausführliche Character derselben angegeben. Die Arten sind mit den nöthigen Citaten von guten Abbildungen versehen, dann folgt eine deutsche Diagnose, Vaterland und Standort, eine vollständige deutsche Beschreibung, und die Anführung des officinellen Theils, wobei zugleich auf dessen Bestandtheile und auf dessen Wirkung und Anwendung in der Medicin kürzlich hingewiesen wird. Wenn der officinelle Theil ein Product der Pflanze ist, wird auch jedesmal die Gewinnungsart angegeben. Kann die Pflanze mit einer ähnlichen verwechselt werden, so werden die unterscheidenden Kennzeichen erwähnt. Durch diese ausführliche Bearbeitung hat der Verf das Buch für angehende Pharmaceuten und Mediciner sehr nützlich gemacht, und werden sie, wenn sie das Werk recht fleifsig studiren und die Beschreibungen mit lebenden Pflanzen vergleichen, sich recht bald einige Kenntnifs von den officinellen Gewächsen verschaffen." (Berl. Lit. Ztg. 1834. No. 28.)

Unter der Presse ist:

Flora Berolinensis, sive enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium Auctore Carolo Sigismundo Kunth. 12 maj.

Vor Kurzem erschien:

Michelet, K. L., Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland, von Kant bis auf Hegel. In 2 Bänden. 1r Bd. gr. 8. . . . . 3 Thlr.

Der Zweck des Verfassers, wie er es selber in der Vorrede andeutet, war, durch Schilderung der entgegengesetztesten Systeme und Ansichten, die unsere Zeit bewegen und entzweien, eine allgemeine Verständigung und Aussöhnung aller echten Philosophie herbeizuführen, und es zur Anerkennung zu bringen, wie aus diesem letzten, härtesten Conflicte der Gegenwart die Philosophie als eine sich selbst beweisende Wissenschaft hervorgegangen sei. Der zweite Band, der unter der Presse ist und zur Michaelis-Messe d. J. erscheinen wird, beschliefst das Ganze, indem er diese Geschichte bis auf die neuste Entwickelung der Philosophie fortführt, wie sie sich in der Hegelschen Schule gestaltet hat.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher No. 61—80.

Seite

Aeneas Gazaeus et Zacharias Mitylenaeus de immortalitate animae et mundi consummatione. Ad codices recensuit, Barthii, Tarini, Ducaei notas addidit Io. Fr. Boissonade. Paris, 1836. — Bernhardy. 542

Förster, Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Leipzig, 1835. — E. A. Hagen. 552

Hartung, die Religion der Römer. 2 Thle. Erlangen, 1836. — Schöll. 529

Ritter, die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie. Zweite Auflage von Asien. Berlin. Th. I. 1832. Th. II. 1833. Th. III. 1834. Th. IV. Abth. I. 1835. Abth. 2. 1836. Th. V. 1837. — Müller. . 561

Struve, Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae in specula Dorpatensi institutae. — Petropoli, 1837. — Bessel. 619

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. — Ed. Ern. Frid. Poppo. Leipzig, 1821 ff. (2 Bände Prolegom., 4 Bände Text, 4 Bände Anmerkungen, der letzte noch unter der Presse.) — Poppo. 481

Θουκυδίδης. Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ex recensione Immanuelis Bekkeri. Oxford, 1824. Ister Band. — Poppo. 481

Θουκυδίδου συγγραφή. Thucydidis historia. Curavit Lud. Dindorf. Leipzig, 1824. Ister Band. — Poppo. 481

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem — recensuit et adnotatione perpetua illustravit Franc. Goeller. Iste Ausgabe. Leipzig, 1826. 2 Bände. — Poppo. 481

The history of Thucydidus, newly Translated in to English and illustrated with very copious annotations. — By S. T. Bloomfield. London, 1829. 3 Bände. — Poppo. 481

The history of the Peloponnesian war by Thucydides. A new recension of the text, though almost always coinciding with one or other of the texts of Bekker, Goeller and Poppo — accompanied with notes — by S. T. Bloomfield. London, 1830. 3 Bändchen. — Poppo. 481

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo ad optimorum librorum fidem edit: cum varietate lectionis et editorum adnotationibus. Curante Rob. Ad. Morstadtio (d. Text) und curante Georg. Gervino (d. Anmerk.) Frankf. a. M. 1830 ff. 2 Theile Text u. 2 Theile Anmerkungen. (Der 2te Band der letztern theilweise besorgt von F. C Hertlein.) — Poppo. 481

Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Recognovit et cum brevi annotatione — in usum iuvenum studiosorum accurate edidit Christoph. Frid. Ferd Haacke. Leipz. 1831. Ister Band. — Poppo. 481

Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Iterum recensuit Immanuel Bekker. Edit. stereot. Berlin, 1832. — Poppo. 481

Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου — βιβλία ὀκτώ. — Traduction française par Ambr. Firmin Didot. Avec des observations par M. de Brussy et Ambr. Firm. Didot. Paris, 1833. 4 Bände. — Poppo. 481

Θουκυδίδης. The history of the Peloponnesian war by Thucydides. The text according to Bekker's edition with some alternations. Illustrated by maps. — With notes, chiefly historical and geographical, by Thom. Arnold. Cambridge. 3 starke Bände in grofs Octav, der letzte 1835. — Poppo. 481

Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Ad optimorum librorum fidem — recensuit — et adnotatione perpetua illustravit Franc. Goeller. Editio secunda. Leipz. 1836. 2 Bände. — Poppo. 481

Weifse, Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Leipzig, 1837. — Rosenkranz. 599

Digitized by Google

Neue Bücher,

welche im Verlage von ***Duncker und Humblot in Berlin*** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Dirksen, H. Ed., Manuale latinitatis fontium juris civilis Romanorum, thesauri latinitatis epitome. In usum tironum. Fasc. III. 4. maj. Subscriptions-Preis . . . . . 1 Thlr.

Herrmann, Otto, Bilder aus dem Jugendleben in Erzählungen für Mädchen. Mit 8 Bildern, entworfen und ausgeführt von Theodor Hosemann. 8. geb. . . . . $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Marheineke, Dr. Ph., Entwurf der practischen Theologie. 8. . . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Papencordt, Dr. F., Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika. Eine von der Akademie zu Paris (Académie Royale des inscriptions et belles-lettres) im August 1836 gekrönte Preisschrift. gr. 8. $2\frac{1}{8}$ Thlr.

Partikular-Recht, das, im Verhältnisse zum gemeinen Rechte und der juristische Pantheismus. Mit besonderer Beziehung auf Götze's Provinzial-Recht der Alt-Mark und Dr. Gärtner's Gegenschrift. gr. 8. geheftet . . . . . $\frac{1}{3}$ Thlr.

Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Ein Leitfaden für höhere Schulen und den Selbstunterricht. Mit einem Vorwort von Carl Ritter. In drei Abtheilungen. 1ste Abtheilung: Topische Geographie. 2te, ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. . . . . $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Rötscher, Dr. H. Th., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. (1. Das Verhältniſs der Philosophie der Kunst und der Kritik zum einzelnen Kunstwerke. 2. König Lear von Shakespeare.) gr. 8. geheftet. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Deutsches Taschenbuch auf das Jahr 1838.

Herausgegeben von **Karl Büchner.**

Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. geb. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Inhalt: Friedrich Schleiermacher. Ein Lebensbild von F. G. Kühne. (Mit Schleiermacher's Bildniſs). — Eine Aehrenlese vom Deutschen grünen Hügellande. Von W. Alexis. (Mit einer Ansicht vom Heidelberger Schlosse). — Ueber den Zustand der Musik in Deutschland. Von Ludwig Rellstab. (Mit dem Bildnisse der Schröder-Devrient). — Der Retter. Eine Novelle von Theodor Mügge. — Gemüth und Selbstsucht. Novelle von F. v. W. Mitgetheilt von Leopold Schefer. — Gedichte von E. W. Kalisch, L. Liber, Ed. Reichenau, E. Ferrand, E. Geibel. — Die übrigen drei Stahlstiche sind: 1. „die trauernden Juden," nach einem Gemälde von Bendemann. 2. „Die Heimkehr," nach einem Gemälde von Nerenz. 3. „Die Söhne Eduard's IV.," nach einem Gemälde von Hildebrandt.

Der erste Jahrgang dieses Taschenbuchs, für 1837, kostet 2 Thlr. und hat folgenden Inhalt: Fürst Pückler. Ein Lebensbild von Theodor Mundt. (Mit des Fürsten Bildniſs). — Ueber die Entwickelung der neuern deutschen Kunst. Von O. F. Gruppe. (Mit 2 Kupfern). — Physiognomie der deutschen Litteratur in den Jahren 1835 und 1836. Von Hermann Marggraff. — Herr von Sacken. Novelle von W. Alexis. — Der Träumer. Novelle von A. Kopisch. — Gedichte von A. v. Chamisso, Jos. v. Eichendorff, E. Ferrand, Franz Frhrn. Gaudy, E. Geibel, L. Rellstab, H. Stieglitz.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher No. 81—100.

Seite

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm Beer und Dr. J. H. Mädler. Berlin, 1837. — Bessel. 670

Agath. Benary, die römische Lautlehre. Erster Band. Berlin, 1837. — Hartung. 763

Chevalier, lettres sur l'Amérique du nord. 2 Vols. Paris, 1836. — Joseph Mendelssohn. . . . 747

Göttling, allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Jena, 1835. — Poppo. 784

Spain; and the seat of war in Spain by Herbert Byng Hall. Lond. 1837. — H. v. Gansauge. . . 641

The most striking events of a twelve month's campaign with Zumalacarregui by Henningsen. 2 vols. Lond. 1836. — H. v. Gansauge. 641

The court and camp of Don Carlos. By Honan. Lond. 1836 — H. v. Gansauge. 641

Kapp, Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden mit geschichtlicher Berücksichtigung der frühern Agenden. Ein kritischer Beitrag zur evangelischen Liturgik. Erlangen, 1831. — Klöpper. . . 657

Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen. Erster Band. Berlin, 1837. — E. Förster. 773

Meyen, neues System der Pflanzenphysiologie. Erster Band. Berlin, 1837. — Ch. S.....n. . . . 789

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500 auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz. Scriptorum Tomus I. Hanoveraе, 1826. — Scriptorum Tomus II. ib. 1829. — Legum Tomus I. ib. 1835. — Legum Tomus II. ib. 1837. Pars 2. (Erster Artikel). — Waitz. 693

v. Raumer, die Aspiration und die Lautverschiebung. Leipzig, 1837. — Hartung. 763

Personal memoirs and correspondence of Colonel Charles Shaw. Comprising a narrative of the war for constitutional liberty in Portugal and Spain. Lond. 1837. — H. v. Gansauge. 641

John Sinclair, memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair. 2 Vol. London, 1837. — Lappenberg. 731

Thielen, der siebenjährige Krieg vom Jahre 1756 bis 1762. Wien, 1836. — Preufs. 795

Twelve months in the British legion. By an officier of the 9th regiment. Lond. 1836. — H. v. Gansauge. 641

The career of Don Carlos since the death of Ferdinand the Seventh: being a chapter in the history of Charles the Fifth. By his Aide-de-camp, the Baron de los Valles. Lond. 1835. Uebersetzt unter dem Titel: Geschichte des Don Carlos und des Krieges im nördlichen Spanien. Vom Baron de los Valles. A. d. Engl. von Ungewitter. Berlin, 1835. — H. v. Gansauge. 641

Anzeigeblatt No. 3.

Seite

Litterarische Anzeigen. . . . . 1—8

Digitized by Google

Vorzügliche schönwissenschaftliche Werke,

welche im Verlage von *Duncker* und *Humblot* in *Berlin* erschienen sind und sich zu

Weihnachtsgeschenken an Gebildete

eignen.

(Die hier angezeigten Bücher sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Alexis, W., gesammelte Novellen. 4 Bde. 8. 1830. 1831. . . . . $5\frac{1}{3}$ Thlr.
Inhalt: Bd. I. Jblou. — Die Schlacht von Torgau. — Die Erscheinung von Anklam. — Bd. II. Die ehrlichen Leute. — Der Schleichhändler. — Der Braune. — Die Gräfin Helene. — Bd. III. Venus in Rom. — Emmerich. — Pommersche Gespenster. — Bd. IV. Acerbi. — Herr Kritik.

Alexis, W., neue Novellen. 2 Bände. 8. 1836. . . . . $3\frac{1}{3}$ Thlr.
Inhalt: Bd. I. Victoire Charpentier. — Das Dampfschiff. — Der Begnadigte. — Der Vater im Schnee. — Bd. II. Die Grofsmutter. — Es weifs Niemand, woher der Wind kommt. — Eine Parlamentswahl.

Alexis, W., die Geächteten. Novelle. gr. 12. 1825. . . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Alfieri, Vitt., Tragedie. Edizione completa, con le critiche dell' autore medesimo e d'altri illustri ingegni. 2 Vol. gr. 8. 1811. . . . . $4\frac{2}{3}$ Thlr.

Boccaccio, das Decameron; übersetzt von D. W. Soltau. 3 Bde. 8. 1803. . $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Briefe eines Lebenden, herausgegeben von F. F. 2 Bände. gr. 12. 1831. . . $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Castelli's, J. F., Gedichte. Einzige, vollständige Sammlung in 6 Bänden. Mit des Dichters Bildnisse. gr. 12. 1835. . . . . $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Cervantes, Miguel de, el ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha. 6 Vol. mit einer geograph. Karte und dem Portrait des Cervantes. gr. 8. 1804. 1805. . . . . 6 Thlr.

Cooper's, J. Fen., Romane, in deutscher Uebersetzung: Der Bravo. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Conanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Die Prairie. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Red Rover. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Die Wassernixe oder der Streicher durch die Meere. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Eichendorff, Jos. v., Dichter und ihre Gesellen. Novelle. 8. 1834. . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Gedichte. 8. 1837. . . . . $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Furchau, F., Arkona; ein Heldengedicht in 20 Gesängen. Mit einer Ansicht Arkona's und einer Karte der Insel Rügen. gr. 8. 1828. . . . . $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Goethe u. **Zelter's** Birefwechsel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. F. W. Riemer. 6 Theile. gr. 8. 1833—34. . . . . 12 Thlr.

Grattan's, Th. C., Schriften, in deutscher Uebersetzung: Agnes von Mansfeld. Geschichtliche Novelle. 3 Bde. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Die Erbin von Brügge. Eine Erzählung aus dem Jahre 1600. 4 Bde. $4\frac{1}{2}$ Thlr. — Jacqueline von Holland. Eine histor. Erzählung. 3 Bde. 4 Thl. — Heer- und Querstrafsen, oder Erzählungen. 5 Bde. $6\frac{1}{2}$ Thlr. — Reisebilder oder Züge von Menschen und Städten. 2 Bde. 3 Thlr.

Hoffmann, E. T. A., die Elixiere des Teufels. 2 Theile. (2te Auflage). 8. 1827. . 2 Thlr.

Jrving's, Wash., Schriften, in deutscher Uebersetzung: Das Alhambra. 2 Bde. $2\frac{1}{2}$ Thlr. — Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 2 Bde. 2 Thlr. — Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2 Bde. 3 Thlr. — Erzählungen eines Reisenden. 2 Bde. 3 Thlr. — Jonathan Oldstyle's Briefe. $\frac{1}{2}$ Thl.

Metastasio, Scelta dei capi d'opera; tratta dalle migliori e più corrette edizione; colla vita del poeta, data in luce da P. L. Costantini. 3 Vol. in 16. 1801. . . . . $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Ossian's Gedichte; rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. 3 Thle. Mit Kupfern und Vignetten. 2te verbess. Aufl. gr. 12. 1817. . . . . 4 Thlr.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense.) 3 Bde. gr. 8. 1834. . . . . 3 Thlr.

Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. 8. 1833. . . . 4 Thlr.

— — der Wildschütz. Ein Roman. 8. 1835. . . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Rumohr, K. F. v., deutsche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. 4 Thle. 8. 1832. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Streckfufs, K., gesammelte Erzählungen. 2 Bde. gr. 12. 1830. . . . 2 Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke**.

Digitized by Google

Inhalt des December-Heftes.

Jahrbücher No. 101—120.

Seite

J. H. F. Autenrieth, Ansichten über Natur- und Seelenleben, herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth. Stuttgart und Ausgburg, 1836. — Carus. 953

Th. Benfey und A. Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer. Berlin, 1836. — F. Windischmann. 892

J. F. Böhmer, Codex Diplomaticus Moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Erster Theil. Frankfurt am Main, 1837. — G. Lange. . . 878

Erdmann, Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie. Halle, 1837. — Gabler. 801

J. H. Fichte, Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie. Erstes Bandes erstes Heft. Bonn, 1837. — J. Schaller. 913

A. W. E. Th. Henschel, zur Geschichte der Medicin in Schlesien. Erstes Heft. Breslau, 1837. — H. Damerow. 958

A. W. Th. Henschel, Jatrologiae Silesiae Specimen primum exhibens brevissimam medicorum Silesiorum notitiam, cui catalogus medicorum Silesiae recentiorum eorumque celebriorum adjectus est Prodromus. Vratislaviae, MDCCCXXXVII. — H. Damerow. 958

Seite

G. Lange, über die kyklischen Dichter und den sogenannten epischen Kyklus der Griechen. Mainz, 1837. — H. Ulrici. 910

O. v. Mirbach, römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Zwei Bände. Mitau, 1835. — A. W. Zumpt. 900

E. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Zweiter Band. Breslau, 1837. — H. Ulrici. 881

F. L. Schrön, die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges. Erster Theil. Hof und Wunsiedel, 1837. — H. Fränkel. 857

Ἀλεξάνδρου Στούρζα Ἀλληγορίαι καὶ μῦθοι πρὸς χρῆσιν τῆς τῶν Ἑλλήνων νεολαίας. Ἐν Ὀδησσῷ, 1834. — Mullach. 947

Tsian-dsü-wen sive Mille Litterae ideographicae. Opus Sinicum origine, cum interpretatione Koraiana. In peninsula Corea impressum. Leiden, 1833. — Schott. 815

J. Ritter von Xylander, das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. I. Bd. Frankfurt am Main, 1837. — Wilh. Schott. 849

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die „*Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik*" werden auch im Jahre 1838 in der bisherigen Art fortgesetzt werden. Jährlich werden, ausschliefslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst baldige Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthesten neuen litterarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den litterarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preufsischen Monarchie zu liefern. — Der Preis des Jahrganges bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker & Humblot.

Dr. ***Carl Büchner's***

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter, Bibliographie der neusten in- und ausländischen Literatur.)

Wöchentlich 1 Nr. von 1 bis 1½ Bogen gr. 4. Preis des Jahrgangs nebst Register 2⅔ Thlr.

Diese Zeitschrift, welche sich im In- und Auslande so grofser Theilnahme erfreut, beginnt mit dem Jahre 1838 ihren fünften Jahrgang. Sie ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, die eine vollständige Uebersicht der neuen literarischen Erscheinungen sich zu verschaffen wünschen, zu empfehlen. Von den zwei Abtheilungen, in welche sie zerfällt, enthält die *erste*, in wissenschaftlicher Ordnung, möglichst bald eine kritische Anzeige der wichtigeren neuen Bücher und eine Angabe des Inhalts der bedeutenderen Zeitschriften. — Die *zweite* Abtheilung, die Bibliographie, enthält, vermöge der schnellen Postverbindung Berlin's mit dem Auslande, die frühste Nachricht über die neuen literarischen Erscheinungen in Deutschland, Frankreich, England u. s. w.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen auf die Literarische Zeitung Bestellungen an.

Duncker & Humblot.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YE 06639

734005
AP30
J3
1837

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google